Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier3738unse

Globus.

XXXVII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Deutsch. Kolonialgesellschaft BERLIN

Siebenunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1880.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland. Lößablagerungen in Norddeutschland. Von Dr. Alfred Nehring 10. Mehlis' Bilder aus Deutschlands Vorzeit 62. Das südliche Westfalen 141. Sagen der Lausitzer Wenden 174. Perlenfischerei im Königreiche Sachsen 175. Adamy's Schlesien 175. Die Votivgaben von Kevelaer 191. Deutsche Naturforscherversammlung in Danzig 320. Pieler, der Astenberg 382.

Niederlande. Klöster in der Provinz Limburg 62. Holländische Reiseskizzen 353. 369.

Oesterreich-Ungarn. Volksschulen in Bosnien 13. Valvasor's „Ehre des Herzogthums Crain" 13. Der auswärtige Handel Bosniens und der Herzegowina vor der Okkupation durch die Oesterreicher 14. Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedelung des steiermärkischen Oberlandes 14. Slavisches aus dem östlichen Pusterthale 14. Besuch der Gymnasien 14. Das Unterrichtswesen in Ungarn 15. Verein für Höhlenkunde 157. Die Volkszählung von 1879 in Bosnien und der Herzegowina 175. Die Juden in Bosnien 175. Die Karstflüsse in der Umgebung von Ogulin. Von Ernest Kramberger 235. Tirolische Karte aus dem Jahre 1544 238. Deutsche Kolonisten in Bosnien 271. Ein Höhlenfund aus der Hohen Tatra. Von Dr. A. Nehring 312. Oesterreichisch-serbische Eisenbahn-Konvention 350. Noë's Kleine Führer 381. Alpine Chronik 382. Katastralaufnahme von Bosnien 382.

Großbritannien. Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von G. 23. Die Ueberreste der Kelten. Von Richard Andree 262. 278. 326.

Frankreich. Wissenschaftliche Reisen 176. Kommission für geschichtliche Geographie Frankreichs 238.

Italien. Mineralproduktion 144. Drahtseilbahn auf den Vesuv 144. Schwefelausfuhr aus Sicilien 238. Projekt einer geologischen Landesaufnahme 287. Einwohnerzahl von Rom 382.

Spanien. „Spanien". Von Th. Simons und A. Wagner 271.

Bulgarien. Bulgarische Volksdichtungen 14. Bulgarische Schädel 24. Politische Wirren und Unruhen 62. Auswanderung der Mohammedaner 63. Russische Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 1879 343. Ungünstige Lage der bulgarischen Hauptstadt 350. Samakow 382.

Montenegro. Ein Hoffest in Cettinje 157. Grenzveränderung 318.

Europäische Türkei. Elend der Mohammedaner in Ostrumelien 63. Russische Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 1879 343.

Griechenland. Preußische Aufnahme von Attika 287.

Rußland. Einwanderung 15. Hydrographische Arbeiten im Onega-See 144. Die alten Bewohner von Kurland 238. Ueberbleibsel eines heidnischen Brauches im Kreise Schenkursk 238. Land- und Wasserstraßen 271. Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. Nach Tschubinsky. 331. 346. 364. 377. Zahl der russischen Zeitschriften 350. Längenunterschied zwischen Odessa und Konstantinopel 350. Metallproduktion im Ural 382.

Asien.

Russisches Asien. Nordenskjöld's Fahrt um Asien 255. Sibirien. Küstenaufnahmen 15. Dampfschifffahrt an den Küsten des Stillen Oceans 79. Schiffs- und Waarenverkehr auf dem Ob 93. Die Tungusen 207. Einige Worte über die Orotschonen 215. Untersuchung der Jenisei-Mündung 271. Die Dampfschifffahrt auf den Flüssen des Ob-Systems 302. Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879 379.

Russisch Turkestan. Die Samara-Expedition und die Usboi-Frage 47. 63. Die Usboi-Expedition 79. Die Abtretung Kuldschas an China 79. Bewässerungsanlagen im Kreise Kazalinsk 222. Fetissow's Reise südlich vom Tschu 271. Im Quellgebiete des Muk-su. Von Oschanin 297. Shilaja kosa 367.

Kaukasien. Sidorow's und Poljakow's Reisen 47. Neue Straßenanlagen im Kaukasus 302. Rückkehr der ausgewanderten Mohammedaner nach Batum 336.

Türkisches Vorder-Asien. Omnibus zwischen Aintab und Aleppo 47. Prof. Sachau's Reise 47. Die Flüchtlinge aus der europäischen Türkei im nördlichen Syrien 79. Der Vulkan Argäus 160. Die amerikanischen Missionäre in Kleinasien 176. Die nationalen Bestrebungen der Armenier 255. Hungersnoth 255. Die Nosairier 305. 321. 337. Karte von Westpalästina 336. Die englische Verwaltung von Cypern 383. Die cyprische Ceder 383.

Arabien. Blunt's Reise nach Schamar 32. 251. Burton zum dritten Male nach Midian 93. Manzoni's Reise in Jemen 1879 158. Doughty's Forschungen im nördlichen Arabien. Von Prof. A. Sprenger 201. Aus und über Arabien IX. Von A. Zehme 251. Zafâr von Maskat annektirt 318.

Türkische Chanate. Die Turkmenen bei Tschikischlar 47.

Persien. Neues Münzsystem 47.

Britisch-Indien. Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" 79. Die Eisenbahnen im Verwaltungsjahre $18^{78}/_{79}$ 111. Orthographie der Eigennamen 111. Gedächtnißkraft der Hindus 271. Die Gebirgsstämme Vorderindiens 358.

Hinterindien. Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel. Nach N. von Miklucho-Maclay 7. Der Handel von Cochinchina 158. Szechenyi's Erforschung des obern Irawadi 351.

China nebst Vasallenstaaten. Päwtzow's Reise durch die Mongolei 15. 382. Opiumimport 15. Potanin's Reise in die nordwestliche Mongolei 15. 382. Rückerwerbung von Kuldscha 79. Szechenyi's Expedition 93. 239. Nachrichten von Prschewalski's Reise nach Tibet 110. 239. 336. Die Söhne Jakub-Begs 111. Dr. Regel's Vordringen nach Turfan 158. Der Hafen von Hongkong 176. Kaschgarien 183. 198. Der chinesische Karren 239. Geldverhältnisse in China 240. Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet. Von R. Lenz 286. Fahrten des österreichischen Lloyd nach Hongkong 302. Wollenfabrik in Lan-tschou-fu 336. Neue russische Expeditionen nach der Mongolei und Mandschurei 350.

Japan. Schicksale des Dampfers „A. E. Nordenskjöld" 16. 176. John Milne über die Kurilen 143. Erdbeben in Japan 272. Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama. Deutsch von F. Hilgendorf 273. 289.

Korea. Eröffnung des Hafens Gensan 350.

Inseln. Geographische Gesellschaft auf Java. 15. Bastian auf Java 32. Riedel's Reise im Innern von Timor 32. Die Bewohner des Sulnh-Archipels. Von F. Blumentritt 88. Der Handel von Manila 158. Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. Von O. Mohnike 231. 248. 266. 280. Carl Bock's Reise durch den Südosten Borneos 255. Wallon's Ermordung auf Sumatra 272. Das nördliche Borno. 383.

Afrika.

Afrikanische Steingeräthe 25. Hübbe-Schleiden über Kulturfähigkeit der Neger 80. Chavanne's Wandkarte von Afrika 80. Kabel von Aden nach Durban 93.

Marokko. Colville's Reise durch das Rif 256. A. von Conring, Marokko 302. Lenz überschreitet den Atlas 319.

Algerien. Europäische Kolonisten im Wed Rir 48. Die transsaharische Eisenbahn 93. Gesellschaft zur Urbarmachung der Sahara 256.

Sahara. Die transsaharische Eisenbahn 93. 222. Rohlfs' Reise nach Kufra 119. 134.

Aegyptisches Reich. Reiseprojekte des Baron v. Müller und des Prinzen von Monaco 16. Ebeling's „Bilder aus Kairo" 79. Gordon's Amtsniederlegung 93. Matteucci's neue Reise nach dem Sudan 223. Rückgang des ägyptischen Sudan 256. Neue Unternehmungen 384.

Die Bai von Assab 384. Die Depression der Natron-Seen 384.

Abessinien. Albargues' Gesandtschaft 64. Révoil's Reise mit dem Prinzen von Monaco 256. Tadschura englisch 287. Die italienische Expedition in Schoa 336. Blanchi nach Enarea 384.

Sudan. Dr. Stecker's Reise 158. Matteucci's neue Reise 223.

Der Osten. Reiseprojekt von Bagot und Beaver 16. Fischer über das Wapokomo-Land 79. Thomson am Nordende des Njassa-Sees 93. Errichtung einer deutschen Station zwischen Tanganjika-See und der Küste 158. 272.

Das Innere. Errichtung französischer Stationen in Aequatorial-Afrika 48. Der Lukuga ein Ausfluß des Tanganjika-Sees 63. Stewart's Reise vom Njassa zum Tanganjika-See 63. Das Ende der Mission bei Mtesa 64. 287. Dr. Junker's neue Reise 79. Thomson's Expedition 93. 144. 344. Die drei Expeditionen der Internationalen Afrikanischen Association 94. Débaize am Tanganjika 94. Débaize's Tod 128. Dr. Buchner's Reiseaussichten 144. Reisen zwischen dem Njassa- und dem Tanganjika-See 144. Dr. Stecker's Reise 158. Die belgischen Expeditionen 159. 288. Thomson's Expedition vom Njassa zum Tanganjika 218. Deutsche Unternehmungen zur Erschließung Inner-Afrikas 272. Die Reise von Wilson und Felkin 287. Neue Missionsstation am Tanganjika-See 288. Stewart's Reise vom Njassa zum Tanganjika 288. Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees 344. Transportverkehr nach dem Tanganjika 351. Die katholische Mission in Uganda 351. Moir's Expedition im Gebiete des Loangwa 367.

Der Westen. Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück (Juli 1878 bis Mai 1879) 11. 30. 59. Beendigung der Reise von Capello und Ivens 16. Kotonu französische Kolonie 16. Reisewerke über West-Afrika (Pogge, Lux) 44. (Soyaux) 91. (Falkenstein) 108. (Buchholz) 155. Reisen am obern Senegal 63. 64. Amerikanische Mission nach Bihé 63. Die Quellen des Niger 64. Mitchison am Cunene und im Damaralande 64. Woermann über Kulturbestrebungen in West-Afrika 80. Fahrt des „Henry Venn" auf dem obern Binuë 111. Dr. Buchner's Reiseaussichten 144. Stanley's Expedition 159. 272. Vergrößerung der Republik Liberia 223. Die Felsen von Pungo Andongo 246. Naturwissenschaftliche Erforschung Liberias 256. Deutsche Station im Lunda-Reiche 272. Aufnahmen der amerikanischen Fregatte „Ticonderoga" 288. Frankreichs Vorrücken am Senegal 288. Der Kaiserin-Augusta-Fall in West-Afrika. Von Otto Schütt 295. Soleillet's Umkehr nach St. Louis 351. Errichtung einer Faktorei am Kongo 368.

Der Süden. Dr. Holub's Reisewerk 223.

Inseln. Hildebrandt's Reise auf Madagaskar 16. 272. Balfour nach Socotra 93. 336. Zur physikalischen Geographie Madagaskars 219. Ursprung und Eintheilung der Madagassen 299. Madagassische Namen 303. Das Haus als Sonnenuhr 303. Die Sakalava-Dörfer 351. Das „Fadi" auf Madagaskar 383.

Der Continent von Australien.

Statistik der australischen Kolonien 304. Sperlingsplage 304. Australische Typen und Skizzen VI. Die Farmer. Von C. E. Jung 374.

West-Australien. Scheitern einer Expedition 111. A. Forrest's eingeborene Begleiter 304.

Süd-Australien. Sir Elder's neue Expedition in den Nordwesten 111. Kabel nach Singapur 304. Heuschrecken 304. Winnecke's Expedition 319. Tietkins' Forschungsreise 319.

Viktoria. Kaninchenplage 111.

New-South-Wales. Gefrorenes Fleisch nach Europa 304.

Queensland. Goldfeld 320. Spuren der Leichhardt-Expedition 320.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Tasmanien. Die Kolonie am Schlusse des Jahres 1878. Missionsreise in einem Canoe 112.

Neu-Seeland. Felsmalereien 25.

Fidschi-Inseln. Census von 1878 223.

Neu-Guinea. Die Koitapu und Motu 24.

Melanesien. Die ursprüngliche Verbreitung der Papua- und Negrito-Race 24. Census der Fidschi-Inseln von 1878 223. Eine verdächtige Kolonisation (Neu-Irland) 351. Miklucho-Maclay auf den Salomons-Inseln 352.

Mikronesien. Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln 223.

Polynesien. Die Ethnologie Polynesiens 24. Die Samoa-Inseln. Von Wesenberg 105. 125. 167. 186. Statistisches von den Sandwich-Inseln 112. Annexion von Rotuma durch England 176. 224.

Stiller Ocean. Aufnahmen an den russischen Küsten 15. Expedition des Dampfers „A. E. Nordenskjöld" 16. Südsee-Sagen. Von F. Birgham 316.

Nordamerika.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere. Von F. Ratzel 153. 170.

Britisch-Nordamerika. Manitoba 94.

Vereinigte Staaten. Die vogelförmigen Mounds in Georgia 24. Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt. Von Theodor Kirchhoff 76. Dakotas Agrikultur 94. Washington Territorium will Staat werden 95. Anzahl der Juden 95. Der Zwei-Ocean-Paß 95. Statistische Ergebnisse der letzten Wahl in Californien 95. Wachsthum der Bevölkerung seit Anfang dieses Jahrhunderts 112. Baumwollenernte 1879 159. Negerauswanderung aus dem Süden 159. Die Traditionen der ausgestorbenen Etschemin-Indianer 221. Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. Von Dr. O. Mohnike 231. 248. 266. 280. Die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer 269.

Mexico. Skizzen aus Mexico. Von Carl Lamp 39. 103. 122. 137. Gold in Nuevo Leon, Coahuila und Durango 159. Der Widerstreit der spanischen Creolen und der Mayas in Yucatan. Von Carl Lamp 204.

Centralamerika. Reise des Mr. Fowler in Britisch-Honduras 159.

Inseln. Die Republik Hayti 84. 97. 113. 129. 145.

Südamerika.

Colombia. Vermessungen auf dem Isthmus von Panama 160. Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876 161. 177. 193. 209. 225. 241. 257.
Venezuela. Festlegung der Grenze gegen Brasilien 256.
Guayana. Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877) 1. 17. 33. 49. 65. 81.
Brasilien. Die Piojes am Putumayo 23. Derby's Reise nach Minas Geraes 96.
Argentinien. Moreno's Reise nach dem Süden 96. 320. Volksmedizin in der argentinischen Republik. Von P. Mantegazza 314. 333.
Chile. Wachsthum von Santiago 159.
Ecuador. Whymper's Reise 159. 352. Whymper's Besteigung des Chimborazo 256. Ein Besuch der Galapagos-Inseln 284.

Polar-Gebiete.

Polarfahrt der „Jeannette" 32. Zur Arktis. Von G. Hartung 151. Cheyne's Projekt 160. Projektirte amerikanische Expedition 160. Milder Winter an der Beringsstraße 256. Italienische Südpol-Expedition geplant 304. Polarstationen 352.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches und Ethnologisches.

Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von Großbritannien 23. Der Kindermord als Volkssitte Von Carl Haberland 25. 55. 72. Die färbende Materie der Menschenhaare 24. Zur Geographie der Spiele 92. Nachtrag zu dem Aufsatze des Herrn Karl Haberland über „Die Vorbedeutungen am eigenen Körper" 192. Cushing über Herstellung von Feuersteingeräthen 224. Verbreitung der Juden auf Erden 224. Ueber den Pflug 368.
Vermischtes. Die Kaffeeproduktion der Welt 368.

Vom Büchertische.

Pogge, Im Reiche des Muata Jamwo 44.
Lux, Von Loanda nach Kimbundu 45.
Burkhardt, Kleine Missions-Bibliothek 46.
Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit 62.
Ebeling, Bilder aus Kairo 79.
Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 79.
Soyaux, Aus West-Afrika 91.
Brehm, Thierleben Bd. VIII 96.
von Scheel, Handbuch der Statistik 96.
Falkenstein, Die Loango-Expedition II 108.
H. Kiepert, Leitfaden der alten Geographie 112.
G. Natorp, Ruhr und Lenne 141.
C. Heinersdorff, Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika 155.
v. Hesse-Wartegg, Nordamerika 159.
G. Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker 160.
H. Adamy, Schlesien nach seinen physischen, topographischen und statistischen Verhältnissen 175.
H. von Schlagintweit-Sakünlünski, Reisen in Indien und Hochasien Bd. IV, 192.
A. Kuropatkin, Kaschgarien 183. 198.
C. Hiekisch, Die Tungusen 207.
Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika 223.
Hernsheim, Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln 223.
Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben 224.
Simons und Wagner, Spanien 271.
Th. Wolf, Ein Besuch der Galapagos-Inseln 284.
A. von Conring, Marokko 302.
Embacher, Die wichtigsten Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts 320.
von Neumann-Spallart, Uebersichten über Produktion ꝛc. in der Weltwirthschaft 368.
von Scherzer, Die deutsche Arbeit in fremden Welttheilen 368.
Noë, Kleine Führer 382. Alpine Chronik 382.
Pieler, Der Astenberg 382.

Biographisches. Personalia.

Todesfälle: Cadel 352. B. von Cotta 206. Débaize 128. Ficker 207. Gatell 206. Havildar (Subadar Heider Schah) 206. Hepworth Dixon 207. Koolemans Beijnen 207. Mordtmann 207. Schiefner 206. von Seebach 207. Wappäus 206. Wallon 272. Herbert Wood 206. A. Zehme 320.
Nekrologe. Albargues 64. Allen 24. Bagot 16. Balfour 93. Bastian 32. Beaver 16. Beddoe 24. Bessels 160. Blanchi 384. Blunt 32. Carl Bock 255. Böhm 272. Britikoffer 256. Buchholz 155. Buchner 13. 144. Buchta 256. Burdo 159. Burton 93. 384. Cambier 94. Capello 16. Carré 63. Chavanne 80. Colville 256. Crevaux 1. 17. 33. 49. 65. 81. von Dankelmann 16. Paul Dax 238. Débaize 94. 128. Derby 96. Ebeling 79. Sir Elder 111. Fairey 112. Farie 111. Felkin 287. Fetissow 271. Fischer 79. Fowler 159. Galton 25. Gordon Pascha 93. Haast 25. Haberland 25. 55. 72. J. M. Hildebrandt 16. 272. Holub 223. Hore 63. Howorth 24. Hübbe-Schleiden 80. Ivens 16. Jones 24. Junker 79. 384. Kaiser 272. Krones 14. Lawes 24. Lenz 319. Lewis 25. Manzoni 158. Matteucci 223. Mehlis 62. Miklucho-Maclay 7. 352. Mitchinson 64. Mitterrutzner 14. Moir 367. Moreno 96. 320. Moustier 64. v. Müller 16. Nehring 10. Nordenskjöld 255. Onatzewitsch 15. Päwtzow 15. 382. Pogge 272. Poljakow 47. Potanin 15. 382. Prschewalski 110. 239. 336. Raemaekers 288. Regel 158. Révoil 256. Riedel 32. Rosen 14. Sachau 47. Sala 256. Sanderson 25. Savorgnan de Brazza 48. von Schöler 272. Schütt 11. 30. 59. 272. Shufeld 288. Sidorow 47. Simson 23. Soleillet 351. Sorby 24. Stanley 94. 159. 272. Stecker 158. Stewart 63. 144. 288. Szechenyi 93. 239. 351. Thomson 93. 144. 218. 344. Tietkins 319. Tylor 25. Valvasor 13. Wake 25. Waldhauer 238. Whitmee 24. Whymper 159. 256. 352. Wilson 287. Winnecke 319. Woolley 111. Zweifel 64.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

Richard Andree 262. 278. 326.
F. Birgham 316.
F. Blumentritt 88.
Carl Haberland 25. 55. 72.
G. Hartung 151.
Karl Haupt 192.
F. Hilgendorf 273. 289.
C. E. Jung 374.
Th. Kirchhoff 76. 95.
E. Kramberger 235.
Carl Lamp 39. 103. 122. 137. 204.
R. Lenz 286.
Mantegazza 314. 333.
v. Miklucho-Maclay 17.
O. Mohnike 231. 248. 266. 280.
Alfred Nehring 10. 312.
Oschanin 297.
Fr. Ratzel 153. 170.
Otto Schütt 295.
A. Sprenger 201.
Wesenberg 105. 125. 167. 186.
A. Zehme 251.

Illustrationen.

Europa.

Deutschland.

Volmarstein 141.
Hohen-Limburg 142.
Votivgaben aus Kevelaer 191.

Niederlande.

Trachten der Einwohner von Volendam 354.
Der Käsemarkt in Hoorn 355.
Straße im alten Scheveningen 356.
Eine Sackgasse im alten Scheveningen 357.
Frau und Kind von Marken 370.
Inneres einer Stube auf Marken 371.
Vor einer Hausthüre auf Marken 372.
Tanz der Kinder auf Marken 373.
Einwohner der Insel Urk 374.

Asien.

Hinterindien.

Orang Sakai von der Halbinsel Malakka 8.

Arabien.

Höhlengrab in al-Hidschr 203.

Japan.

Eine Ansicht vom Tokaido 274.
Der Tokaido unterhalb Hatta 275.
Hakone, Dorf und See, von Osten aus gesehen 276.
Japanisches Bauernhaus 277.
Der Fusi-Yama von Osten aus 290.
Riß am Abhang des Fusi-Yama 291.
Hütte der fünften Station auf dem Fusi-Yama 292.
Das Innere des Fusi-Yama-Kraters 294.

Syrien.

(Die Nosairier.)

Die Ebene von Latakieh 305.
Das Dorf Meterkieh 307.
Frau aus Ghallini 308.
Myanna und sein Stiefbruder 309.
Tanz der Nosairier 310.
Hassan Aghajes und Hammet 322.
Der Dscherid 323.
Ein Fest bei den Nosairiern 325.
Debbesch 338.
Imzerâa 338.
Ein Verlöbniß bei den Nosairiern 339.
Eingang zu einem unterirdischen Tempel bei Latakieh 340.
Felsengräber bei Latakieh (Südseite) 341.
Felsengräber bei Latakieh (Nordseite) 342.

Vorder-Indien.

Südindische Urrace 359.
Korwa-Aboriginer 360.
Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda 362.

Afrika.

Der Westen.

Ein Theil der Felsen von Pungo Andongo 247.
Die Felsen von Pungo Andongo, von der Straße nach Dondo aus, etwa 7 Kilometer entfernt 247.
Der Kaiserin-Augusta-Fall des Quanza 296.

Central-Amerika.

Hayti.

Kap Haïtien zur Zeit der französischen Herrschaft, von den Marchegalle-Bergen aus gesehen 84.
Ansicht von Kap Haïtien zur Zeit der französischen Herrschaft 85.
Wachtposten in Kap Haïtien 86.
Savanne de Grand-Pré, von Henry Christophe befestigtes Lager 98.
Der Berg Bonnet-à-l'Evêque und Schloß Sans-souci bei Lebzeiten Königs Henry I. 98.
Die Citadelle Laferrière vom Fuße der Mauern aus gesehen 99.
Die Grotte Voûte-à-Minguet 100.
La Providence und der Kalvarienberg 101.
Gepäckträger in Kap Haïtien 102.
Der Kommandant Ouest-et-Nord 114.
La Plate-Forme 115.
Fort Crête-à-Pierrot 116.
Ruinen des Hauses Saint Macary 117.
Dorf Croix-des-Bouquets 117.
Villa des amerikanischen Konsuls bei Port-au-Prince 118.
Ruinen des Nationalpalastes in Port-au-Prince 129.
Nationalbank von Hayti in Port-au-Prince 130.
Frauen vom Lande, Wasserträger, Cabrouet 130.
Dame aus der „Gesellschaft" von Port-au-Prince 131.
Ruinen des Forts Ça-ira 132.
General Gracchus Petit 133.
Sohn des Kommandanten Rosier By 133.
Ansicht von Petite Goave zur Zeit der französischen Herrschaft 146.
Miragoâne 147.
Les Abricots 148.
Die Ravine-du-Sud bei der Stadt Les Cayes 149.
Hafen und Stadt Les Cayes 150.

Südamerika.

Französisch- und Brasilianisch-Guayana.

(Crevaux's Reise.)

Polirstein 1.
An der Mündung des Maroni bei der Strafanstalt Saint-Laurent 3.
Der Landungsplatz von Saint Louis 4.
Geschirr, Hängematte, Waffen und Geräthe der Galibis 5.
Galibi-Indianer beim Anfertigen von Töpferwaren 6.
Eine Stromschnelle in Guayana 18.
Beschwörung in einem Dorfe der Poliguduş 19.
Ein Dorf der Bonis 20.
Piroge der Bonis; dahinter Piroge der Galibis 21.
Bonis 22.
Jagd auf Pekaris 34.
Apatu befreit seinen Hund von einer Boa 35.
Begräbniß der Haare und Nägel eines Häuptlings und seiner Frau bei den Bonis 36.
Ankunft des Dr. Crevaux bei den Roucouyennes 37.
Ein Feld der Roucouyennes 50.
Fall des Apawani 51.
Roucouyenne-Familie 52.
Tanz der Roucouyennes 53.
Allegorische Malerei der Roucouyennes 54.
Roucouyennes-Indianer 66.
Hände eines Roucouyenne 67.
Feierliche Tracht der Roucouyennes 68.
Korb, Feuerwedel und Tragkorb der Roucouyennes 68.
Kopfputz und Schmuckgegenstände der Roucouyennes 69.
Verbrennung eines Roucouyenne 70.
Ein Piay oder Arzt 71.
Ueberwindung einer Stromschnelle des Yary 82.
Pará 83.

Colombia.

(André's Reise.)

Die Gallinazos von Jamundi 162.
Bambu-Zaun 162.
Die Sümpfe von Cañitas 163.
Frauen von Buenosaires im oberen Cauca-Thale 164.
Das Dorf el Hatico 165.
Häuser am Eingange von Popayan 178.
Schmarotzerpflanzen am Rio del Molino 179.
Rückkehr nach Popayan nach dem Unwetter 180.
Küche in Alto de Cuevitas 180.
Landschaft bei Popayan mit dem Vulkan von Puracé 181.
Der Königscondor in der Schlucht von Guavita 182.
Im Dorfe Bordo 194.
Bambuco-Tanz im Dorfe Bordo 195.
Die Brücke über den Rio Mayo 196.
Kirche und Dorfplatz in La Union 197.
Die Zuckermühle am Junambú 210.
Die Brücke über den Junambú 211.
Eingang von Pasto 211.
Plan des Gartens und des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto 212.
Durchschnitt des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto 212.
Grotte und Vulkan von Pasto (la Galera) 213.
El Perro curuncho (las crucitas) 214.
Das Folterinstrument Cepo in la Laguna 214.
Die Cocha, vom Alto de la Cruz aus gesehen 226.
Maria Mauricia Joza und ihre Tochter in Casapamba 227.
Plan einer Hütte der Mocoas-Indianer 227.
Sebondoyes-Indianer, dem Weben einer Cobija zuschauend 228.
Wiege der Indianer in Yacuanquer 230.
Haus auf dem Wege nach Tuquerres 230.
Pflug von Tuquerres 241.
Envueltos de chocllo 242.
Die Laguna verde im Krater des Vulkans Azufral 243.
Heliconienblätter als Regenschirme 244.
Häusliche Scene in San Pablo 245.
Der cuso, genannt animal-plante 257.
Die Lianenbrücke Guascas 258.
Hütten der Cuaïqueres-Indianer 259.
Cuaïqueres-Indianer 260.
Kirche von Altaquer 261.
Kreuz bei los Astrojos 261.
Die Carga apuntalada 261.
Die Marimba 262.

Karten.

Dr. Jules Crevaux' Reise auf dem Maroni und Yary 2.
Rohlfs und Stecker, Oasenarchipel von Kufra 120.
Quellgebiet des Rio Cauca und Lauf des Rio Patia in Columbia 166.
Der Süden Colombias zwischen Pasto und Barbacoas 229.
Sprachkarte von Wales für das Jahr 1871 264.
Sprachkarte von Schottland für das Jahr 1871 279.
Der Norden des Nosairier-Gebirges in Syrien 306.
Sprachkarte von Irland für das Jahr 1851 328.
Sprachkarte von Irland für das Jahr 1871 329.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 1.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877)[1].

I.

Am 7. December 1876 verließ der Marinearzt erster Klasse Jules Crevaux Frankreich, um den von den Ministern des öffentlichen Unterrichts und der Marine ihm ertheilten Auftrag, das Innere von Französisch-Guayana zu erforschen, auszuführen. Er beabsichtigte, den Fluß Maroni, die Grenze zwischen Holländisch- und Französisch-Guayana, bis an seine Quelle aufwärts zu verfolgen, wo sich das Gebirge Tumuc-Humac, in welches frühere Geographen den Wohnsitz des sagenhaften Dorado verlegten, erhebt. Nach einer höchst angenehmen Ueberfahrt befand sich das Schiff am 29. December der Mündung des Maroni gegenüber und lief einige Stunden später die weiter östlich gelegenen Iles du Salut (Rettungs-Inseln) an, wo es die trübsten Nachrichten über die Verheerungen des gelben Fiebers in Cayenne erhielt. Um fünf Uhr Nachmittags lag es vor dem berüchtigten Orte selbst, welcher seit seinem ersten Besuche im Jahre 1870 sich bedeutend vergrößert hat. Es herrscht dort jetzt viel mehr Leben und eine beständige Festtagsstimmung. Der Grund davon ist einfach der, daß die Schwarzen nicht geduldig genug sind, bis zum Sonntag zu warten, um ihre

Polirstein.

großen, beim Goldgraben gewonnenen Fünffrankenstücke an den Mann zu bringen.

Am zweitnächsten Tage nach seiner Ankunft erhielt Crevaux den Befehl, sich mit einer Kommission an Bord eines englischen Schiffes zu begeben, welches Kulis aus Indien gebracht hatte. Da unter denselben eine Typhusepidemie

[1]) Ueber Crevaux' zweite Reise in Guayana, wobei er die Flüsse Oyapok und Paru befuhr, berichtete der „Globus" kurz in Bd. XXXV, S. 64 und 384, und Bd. XXXVI, S. 238. Der Reisende kehrte im Herbste 1879 nach Frankreich zurück, nachdem er zuvor noch zwei nordwestliche Nebenflüsse des Amazonenstromes in Ecuador und Colombia (richtiger in dem zwischen beiden Ländern streitigen Gebiete) befahren hatte. Im Januar 1879 war er in Para an der Mündung des Amazonenstromes angelangt. Mit einem einzigen eingeborenen Begleiter, Apatu, fuhr er den Amazonas hinauf bis Tabatinga und dann den Iça oder Putumayo bis Cnembi(?), einem Ort auf der Grenze von Colombia und Ecuador. Von dort aus ging er im Mai nördlich zu den Quellen des Yapura, wo er große Gefahr Seitens der kannibalischen Eingeborenen lief, doch glücklich entkam. Am 9. Juli befand er sich wieder auf dem Amazonenstrom, am 24. in Para. Er soll Sammlungen und Nachrichten von hohem geographischen, ethnologischen und kommerciellen Werthe heimgebracht haben.

Gravé par Erhard

herrschte, ließ er sie auf die malerische Mutterinsel (Ilet de la Mère) ausschiffen und hielt dort mit ihnen zwölf Tage lang Quarantäne, bis die Seuche erloschen war. Am folgenden Tage wurden die Kulis auf das Festland geschafft und dort zu dreien oder vieren den Landbauern und Industriellen der Kolonie zugetheilt. Einen jungen Menschen, Sababodi mit Namen, welcher sich auf der Mutterinsel eng an den Doktor angeschlossen und besonderen Eifer für die Jagd gezeigt hatte, nahm dieser in Dienst; für eine Summe von 137 Franken wurde derselbe auf fünf Jahre sein Untergebener. Außerdem mußte ihm Crevaux Nahrung und monatlich fünf Franken geben, bis er erwachsen sein würde. Ausflüge in der Umgebung der Stadt und namentlich ein mehrmonatlicher Aufenthalt auf den kleinen Iles du Salut, welche drei Stunden von Cayenne entfernt liegen und an welche ihn eine Gelbfieberepidemie unter der Besatzung fesselte, füllten die nächste Zeit aus. Nur einmal war der Gesundheitszustand der Offiziere und Soldaten wenige Tage hindurch so befriedigend, daß er auf dem Vermessungsdampfer „Le Serpent" nach dem Festlande hinüberfahren und dort den Fluß Kurn namentlich in botanischer Hinsicht erforschen konnte. Bei einem Spaziergange auf der Ile Royale, der größten unter den drei Inseln „du Salut", bemerkte er polirte Furchen in den Felsen und fand, daß dieselben die größte Aehnlichkeit mit solchen aus prähistorischer Zeit hatten, welche in der Gegend von Amiens gefunden

An der Mündung des Maroni bei der Strafanstalt Saint-Laurent. (Nach einer Photographie.)

worden sind. Sie sind durch das Reiben und Schleifen von Pfeilspitzen und Steinaxtschneiden entstanden, deren sich die Indianer bedienten, welche vor Ankunft der Europäer in Amerika diese Inseln bewohnten. Neben diesen Furchen finden sich an der Oberfläche der Felsen polirte Stellen und schüsselförmige Aushöhlungen, welche ohne Zweifel durch das Glätten der Seitenflächen von Waffen, besonders von Aexten, herrühren. Zwei von diesen Polirsteinen sandte Crevaux durch den Kapitän eines nach Havre zurückkehrenden Kohlenschiffes an den französischen Unterrichtsminister.

Als Crevaux von seinem gezwungenen Aufenthalte auf der Ile Royale nach Cayenne zurückkehrte, blieb ihm nur wenig Zeit, sich zu seiner Reise vorzubereiten. Ein Geistlicher, der Pater Krönner, welcher den Maroni schon einmal bis in das Gebiet der Roucouyenne-Indianer befahren hatte, bot sich ihm als Gefährten an, und so konnte die Abreise am 9. Juli 1877 vor sich gehen. Der „Serpent" war beauftragt, die Reisegesellschaft, welcher sich auch der apostolische Präfekt, Msgr. Emonet, angeschlossen hatte, nach der Strafanstalt Saint-Laurent an der Mündung des Maroni überzuführen. Leider fuhr der Dampfer aber so pünktlich um 10 Uhr Vormittags ab, daß zwei von Crevaux schon in Dienst genommene Schwarze, welche sich beim Abschiednehmen verspätet hatten, zurückblieben.

Am Mittage des folgenden Tages war die $1^1/_2$ km breite Mündung des Stromes, den der Reisende bis zur Quelle verfolgen sollte, und zwei Stunden später Saint-Laurent erreicht. Ehe sie aber das Land betreten durften, kam der dort stationirte Oberstabsarzt herangefahren, und als er erfuhr, daß im Hospital zu Cayenne kürzlich ein Matrose

gestorben sei, verhängte er eine sechstägige Quarantäne über das Schiff — eine Maßregel, welche die Berechnungen Crevaux' arg durchkreuzte. Zum Glück kam bald darauf der Gründer und Befehlshaber der Strafanstalten am Maroni, M. Mélinon, herbeigefahren und stellte ihm, als er von seiner Noth hörte, zwei Boote zur Verfügung, die denselben am nächsten Tage nach Saint-Louis hinaufbringen sollten. Von ihm erfuhr auch der Reisende, daß Pater Krönner bei seiner Ankunft in Mana gleichfalls in Quarantäne habe gelegt werden sollen, aber alsbald stromaufwärts weiter gefahren sei, um Galibi-Indianer anzuwerben und Boote für die Expedition zu miethen.

Seinen Aufenthalt in Saint-Louis benutzte der Doktor, um sein Gepäck zu mustern und mit Hülfe des Paters Lecomte seine Provisionen zu ergänzen. Dieser Missionär verhieß ihm auch, für die Aufbewahrung und Weiterbeförderung von Sammlungen Sorge zu tragen, welche der Reisende ihm etwa zuschicken könnte. Bei diesen Verabredungen waren beide Sprechenden jedesmal durch einen kleinen Fluß getrennt. Am 11. Nachmittags kam Pater Krönner den Strom herabgefahren; am 12. früh wurde das gesammte Gepäck in ein Boot und eine große Pirogue verladen. Ersteres wurde durch Neger von Mana und Chinesen geführt, letztere von portugiesischen Indianern, sogenannten Tapanges, welche sich von der Para-Küste nach dem untern Maroni geflüchtet haben. Um 3 Uhr Nachmittags wollte man bei beginnender Fluth den Landeplatz von Saint-Louis verlassen, aber ein strömender Regen zwang sie, noch eine Stunde länger zu warten. Ein sogenannter Explorations-Regenschirm, ein Geschenk des Unterrichtsministers, ließ das Wasser vollständig durch, während ein Anzug aus Zeltleinewand dem sintfluthartigen Regen vortrefflich Stand hielt.

Pater Krönner hatte drei Galibis angeworben, welche ihn bis Paramaka zu begleiten versprochen hatten. Dieselben

Der Landungsplatz von Saint-Louis. (Nach einer Photographie.)

wohnten auf dem holländischen Ufer des Maroni, und um sie abzuholen, mußte man über den Strom setzen. Das Wasser schlug Wellen und die Fahrzeuge waren zum Sinken voll beladen, so daß die Ueberfahrt nach dem etwa 1500 m entfernten Ufer nicht gefahrlos war. Doch bestand der Pater auf derselben, und schließlich landeten sie denn glücklich an einer Stelle, wo einige Pirogues angebunden waren, und von wo ein schmaler Pfad zu einigen Indianerhütten führte. Die Kreolen nennen das einen „dégrad", was dasselbe wie débarcadère (Landeplatz) bedeutet. In den Hütten trafen sie aber nur eine Frau, welche auf Befragen erklärte, daß die Männer schon seit dem frühen Morgen auf die Jagd gegangen seien. In einer zweiten Niederlassung, welche sie aufsuchten, hatten sie nicht mehr Glück; Frauen, Kinder und Greise schaukelten sich in den Hängematten und die kräftigen Männer waren auf der Jagd. Das bedeutete, daß die drei geworbenen Galibis die Reise eben nicht mitmachen wollten. Dem Doktor war das auch recht; er zog es vor, wenige, aber entschlossene Leute bei sich zu haben, als eine Schar verzagter. Diese Galibi-Indianer sind klein, haben schlanke Glieder, parallel gestellte Füße und lange Haare, was ihnen, zusammen mit dem Fehlen des Bartes, ein weibliches Aussehen giebt. Ihr Gesundheitszustand schien kein günstiger zu sein; der eine lag an einem bösen Geschwüre am Fuße danieder, ein zweiter war durch Sumpffieber sehr herabgekommen. Diese unglücklichen Wilden entlehnen unserer Civilisation nur die Laster, besonders den Mißbrauch des Alkohols.

Ihre hauptsächlichste Industrie besteht in der Anfertigung irdener Geschirre, welche eine gewisse Originalität zeigen. Sie formen dieselben mit der Hand im Ganzen aus Thon, den sie am Ufer unter einer Schicht Sandes finden. Die Wasserkrüge haben aber den Nachtheil, daß sie zum Theil lackirt sind, so daß ihr Inhalt nicht durch Verdunstung sich abkühlen kann.

Schon auf der Ile Royale hatte sich Crevaux mit der Sprache dieser Indianer beschäftigt. Es ist bemerkenswerth, daß eine Anzahl von Worten, welche in vielen europäischen Sprachen jetzt Bürgerrecht erlangt haben, ihren Ursprung von der Küste Guayanas herleiten. So finden sich im Galibi die Worte caïman (Kaiman), pirogue, nana (Ananas) — nebenbei bemerkt, ist die Ananas in diesem Lande einheimisch; Crevaux fand sie im Gebirge Tumuc-Humac und am Flusse Apa'uani wildwachsend —; ferner tapiir (Tapir),

uara (Ara), macaque (Makako, gemeine Meerkatze), tukan, hamac (französisch ebenso, spanisch „hamaca“, niederländisch „hangmat“, deutsch „Hängematte“) und andere. Die Galibis bemalen sich mit rother Farbe; ihre ganze Kleidung besteht in einem Lendengürtel, einem Halsbande und zwei Beinringen, einem über und einem unter der Wade.

Die erste Tagesfahrt hatte die Niederlassung des Kapitäns Bastien zum Ziel und war ziemlich lang. Um die Fluth möglichst auszunutzen, hielt man sich deshalb nicht bei der Insel Portal auf, welche nach der Schilderung der Einheimischen reiche Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen und schöne künstliche Wiesen zum Behufe der Viehzucht besitzt. Dieselben sind eine Schöpfung der drei Brüder Bar, Franzosen, die schon vor zwei Jahrzehnten sich am Maroni niedergelassen haben. Gegen 9 Uhr Abends fing die Ebbe an einzusetzen, und es bedurfte der ganzen Kraft der Bootsleute, um die schweren Fahrzeuge vorwärts zu bewegen. Dabei zeichneten sich namentlich die Neger von Mana aus, die sich gegenseitig durch Gesang anfeuerten und mit ihren Rudern den Takt dazu angaben. Erst gegen 11 Uhr Nachts wurde das Ziel, Bastien's Haus, erreicht. Ein kleiner, alter, fast zahnloser Neger empfing sie; es war der berühmte Kapitän Bastien, das Haupt der portugiesischen Kolonie am Maroni. Da er mit verschiedenen Generalen und Admiralen zu Tische gesessen hat, hält er sich für verpflichtet, die Mütze eines Seeoffiziers und einen Tambourmajorsstock zu tragen. Sonst

Geschirr, Hängematte, Waffen und Geräthe der Galibis. (Nach den von Dr. Crevaux heimgebrachten Originalen gezeichnet.)

aber hat er sehr einfache Manieren, goß mit Vergnügen ein paar ihm von Crevaux angebotene Gläser Branntewein hinunter, stellte ihm sein Haus zur Verfügung und zog sich selbst mit seiner Hängematte in den Wald zurück.

Hier mußten die Reisenden zwei Tage verweilen, damit sich Bastien und vier seiner Leute zu ihrer Begleitung fertig machen konnten. Am Sonntag Morgen brach Crevaux auf, während die beiden Geistlichen Emonet und Krönner zurückblieben, um Kinder zu taufen und einige Ehepaare einzusegnen, ihn aber am folgenden Vormittage wieder einholten. In vier Piroguen, die von 20 Leuten, portugiesischen Indianern, Schwarzen von Mana und Negern vom Stamme der Yucas, gerudert wurden, ging es bald darauf vorwärts; jeder der drei Europäer, gegen die Sonnenstrahlen durch eine Laube von Palmenblättern geschützt, übernahm die Führung eines Fahrzeuges. Gegen 5 Uhr Nachmittags langte man am Falle Hermina an; so heißt eine etwa 800 m lange Reihe von kleinen Wasserfällen und Stromschnellen, die aber nur 4 bis 5 m Höhe hat und deshalb leicht zu überwinden ist. Etwa 300 m oberhalb der ersten Felsen liegt eine kleine Insel, Sointi-Cassaba, wo die Schwarzen und die Indianer, welche den Strom hinabfahren, sich einige Tage aufzuhalten pflegen, um die vortrefflichen Kumaru-Fische zu fangen. Auf dieser Insel haben auch frühere Indianer-Generationen Spuren ihres Daseins hinterlassen: zahlreiche glatte Aushöhlungen, wie sie durch das Schleifen von Steingeräthen entstehen. Dieselben haben eine andere Form, als die vorn abgebildeten von den Iles du Salut; sie sind nach der Mitte zu breit und tief und laufen an beiden Enden lanzenförmig zu. Längst hat übrigens bei den meisten dieser Wilden die

Galibi-Indianer beim Anfertigen von Töpferwaren. (Zum Theil nach Photographien.)

Einfuhr eiserner Instrumente den Gebrauch der Steinäxte verdrängt. Um dieselben mit einem Stiele zu versehen, machten sie in einen jungen Baum einen Längsschnitt und klemmten in denselben den zugerichteten Stein mit der der Schneide entgegengesetzten Seite ein. Nach einiger Zeit war der Schnitt vernarbt und der Stein dauerhaft befestigt; man brauchte dann nur noch den Stiel zurechtzuschneiden.

Der Hermina-Fall ist, wie gesagt, leicht zu befahren, aber nur, wenn sich vorn und hinten in der Pirogue ein von Jugend auf daran gewöhnter Mann befindet. Die Schwarzen von der Küste taugen dazu nicht; sie haben durch ihre Unerfahrenheit schon den Tod einer großen Zahl von Goldsuchern, die sich nach dem Innern von Guayana begeben wollten, herbeigeführt. Boote mit Kiel und Steuerruder sind auf den Flüssen Guayanas unbrauchbar; nur die aus einem Baumstamme ausgehöhlten Piroguen der Buschneger und Indianer können in den Fällen und Stromschnellen manövriren. Alle jene Flüsse sind für Dampfboote nur 12 bis 15 Stunden von ihrer Mündung an aufwärts schiffbar. Höher hinauf durchbrechen dieselben Hügel und Bergketten; dort ist ihr Bett mit Felsblöcken erfüllt oder von Felswänden eingeengt, so daß Stromschnellen entstehen, oder von Rissen quer durchsetzt, die Wasserfälle bilden. Zwischen den einzelnen Fällen und Engen, in denen der Fluß mit schwindelerregender Schnelligkeit dahinjagt, liegen Wasserbecken, welche sehr schwache, oft kaum merkbare Strömung besitzen. In Folge dieser Anordnung, welche für die Flüsse Guayanas charakteristisch ist, vermag der Maroni trotz seines starken Falles seine Wasserfülle zurückzuhalten. Nach einer Stromschnelle oder einem Falle ändert der Fluß meist seine Richtung; er ist an solchen Stellen auf feste Gesteinsmassen gestoßen, welche seinem Ungestüm erfolgreich Widerstand geleistet und ihn zum Ausbiegen gezwungen haben.

Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel.

Von **N. v. Miklucho-Maclay** [1]).

Die Berichte, welche wir bisher über die Eingeborenen des Innern der Malaiischen Halbinsel erhalten haben, widersprechen sich sehr unter einander, so in Bezug auf die Orang Sakai und Orang Semang. Low, der die Sakai gesehen hat, sagt von ihnen (Journ. of the Indian Archipelago IV, 429), daß ihre Complexion nicht von jener der Malaien verschieden ist, und Newbold (Political and Statistical Account of the British Settlements in the Straits of Malacca 1839, p. 377) behauptet von den Orang Semang, daß sie kaum von den Jakuns oder Orang Utan Dschohors verschieden sind, die ein fast malaiisches Aussehen haben.

Ich bin nun ganz abweichender Ansicht, wiewohl ich nicht bezweifele, daß die Angaben jener Autoren *nach den Individuen, welche sie gesehen haben*, genau sind. Die Erklärung dafür finde ich in den Mischlingen zwischen Sakai und Malaien, welche einen mehr malaiischen Typus zeigen. Jene Herren machten keine Ausflüge in das Innere und nahmen die Mischlinge, welche sie in malaiischen Kampongs trafen, für Repräsentanten der reinen Race. Logan dagegen (Journ. of the Ind. Archipelago VII, 71) sagt, daß die Semang sicher Negritos, aber eine Mischrace seien. Auch dieses muß ich nach meinen Erfahrungen für unzutreffend erklären.

Nach meinen Beobachtungen gehören Orang Sakai und Orang Semang zu demselben Stamme, sind in Bezug auf Körperbeschaffenheit und Sprache sehr nahe verwandt und bilden einen reinen, unvermischten Zweig der melanesischen Race; sie sind daher anthropologisch von den Malaien ganz verschieden. Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel nähern sich nach ihrer zur Brachykephalie neigenden Schädelform den Negritos der Philippinen und stehen, gleich diesen letzteren, den Papuas von Neu-Guinea nicht fern.

Die begleitenden Abbildungen (Fig. 1 bis 3) geben eine bessere Idee von der Physiognomie der Sakai und Semang, als dieses lange Worte vermögen, und ich will in dieser vorläufigen Mittheilung nur jene Beobachtungen geben, welche von Wichtigkeit für die anatomische Stellung der Race sind. Frühzeitige Heirathen, eine elende Lebensweise und häufiger Nahrungsmangel drücken diesen Stämmen ihr Siegel auf; sie sind schwächlich und kleine Individuen häufig, wiewohl auch gut gebildete Leute unter ihnen nicht gerade selten sind. Nach 25 Messungen betrug die Durchschnittshöhe bei den Sakai von 1450 bis 1620 mm, bei den Frauen 1400 bis 1480 mm. Der Schädel der Sakai wie der Semang ist mesokephal mit bestimmter Neigung zur Brachykephalie. Der Breitenindex schwankt nach 24 Messungen zwischen 74 und 84. Und zwar ergab sich bei

9 Sakai-Männern ein Breitenindex von 74 bis 82,
9 „ Frauen „ „ „ 75 „ 84,
6 „ Kindern „ „ „ 74 „ 81.

Das *Haar* der reinblütigen Sakai (Fig. 5) macht Kräuselungen von 2 bis 4 mm Durchmesser und bildet eine kompakte nicht sehr vom Kopfe abstehende Masse. Auf Neu-Guinea wie auf den Molukken habe ich gefunden, daß das Haar ein sehr gutes Merkmal der Racenreinheit ist. Kreuzung bringt sofort eine geringere Kräuselung hervor. Auch der Bart ist stark gekräuselt, doch weniger stark als das Kopfhaar. Dasselbe gilt von den übrigen Leibhaaren. Die Farbe des Haares ist dunkel (of a dark shade).

Die *Hautfarbe* ist im Allgemeinen dunkler als jene der Malaien, schwankt aber zwischen weiten Grenzen. Annähernd kann man die Mittelnüancen der Broca'schen Scala Nro. 28,42 und 21,46 als Farbe annehmen. Rücken, Schultern und Pudenda sind dunkler als die übrigen Körpertheile. Die Weiber sind gewöhnlich etwas heller als die Männer. Bei näherer Betrachtung der *Augen* dieses

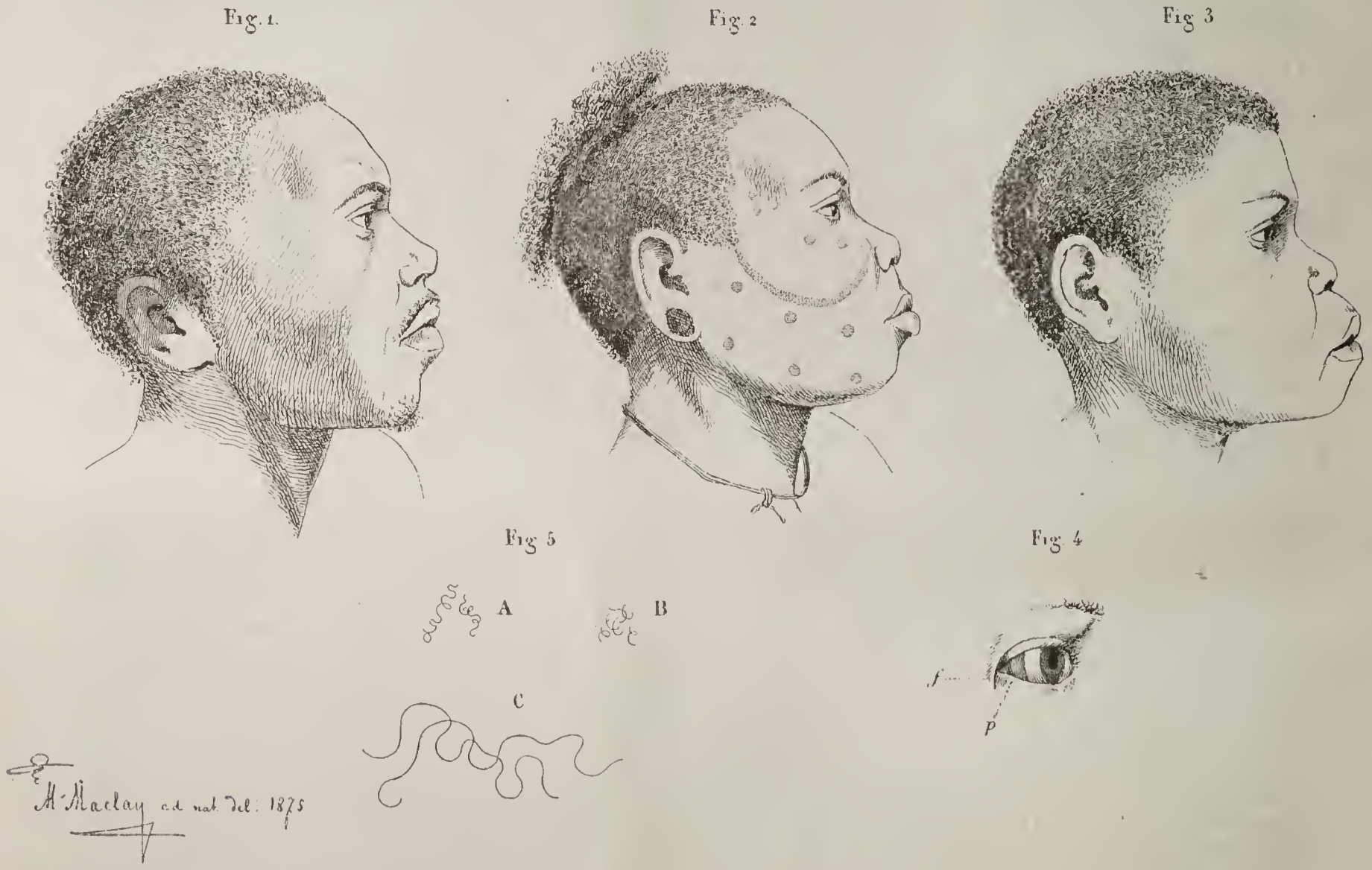
---

[1]) Nur sehr ungenügend war bisher unsere Kenntniß der dunkelfarbigen, kraushaarigen, zur Papua-Race gehörigen Urbewohner der Halbinsel Malakka, die dort sich noch erhalten haben, aber mehr und mehr vor den Malaien dahinschmelzen, wie ihre Stammesgenossen auf den Inseln des Ostasiatischen Archipels bis auf geringe Reste, z. B. die Negritos oder Aëta der Philippinen, schon untergegangen sind. Was bisher über die Papuas der Halbinsel Malakka bekannt war, hatte Windsor Earl in seinen Native Races of the Indian Archipelago, London 1853, zusammengestellt. Der tüchtige russische Reisende Miklucho-Maclay bereiste 1874 und 1875 wiederholt jene Halbinsel (vergl. „Globus" XXVIII, S. 188 ff.), und traf dort mit den „Melanesiern" zusammen. Sein Bericht über dieselben ist enthalten in dem zu Singapore veröffentlichten Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society, Nro. 2, Decembre 1878, p. 205 — 221. *a.*

Volkes fand ich, daß die Plica semilunaris oder Palpebra tertia sehr groß ist (Fig. 4); sie bildet eine röthliche, am untern Rande etwas dickere Membran. Einige gemessene Plicae hatten eine Breite von 5 bis $5^1/_2$ mm. Diese Plica ist so bedeutend, daß sie als ein charakteristisches Racenmerkmal aufgefaßt werden kann. Bei vielen reinblütigen Sakai und Semang fand ich, daß der obere Rand des obern Augenlides in einer Hautfalte endigt (Fig. 4). Es ist dies eine bei der mongolischen Race, zum Theil auch bei Malaien und Polynesiern (z. B. auf Mangarewa) vorkommende Eigenthümlichkeit, die sich hier bei echten Melanesiern zeigt. Ich sah diese Falte (Epicanthus genannt, wenn pathologisch vergrößert) auch bei Papuas an der Westküste von Neu-Guinea.

Die Füße sind sehr groß und bemerkenswerth erscheint die Stellung der drei äußeren Zehen. Nur die zwei inneren Zehen stehen gerade, die drei anderen stehen nach der Seite, eine Eigenthümlichkeit, welche auch bei manchen Affenarten gefunden wird, die ich aber bei Menschen noch nicht beobachtete.

Meine Zusammenkünfte mit den Sakai und Semang waren zu kurz, als daß ich viel über ihr Leben und ihre Gebräuche sagen könnte, und was Malaien oder englische Autoren über sie sagen, mag ich nicht wiederholen. Ich gebe daher nur, was ich selbst beobachtete. Die Malaien unterscheiden zwei Arten Orang Sakai: die Orang Sakailiar oder wilden und die Orang Sakai-jina oder zahmen Sakai. Die ersteren leben isolirt im dichten Walde



Orang Sakai von der Halbinsel Malakka.

und kommen wahrscheinlich nie in direkte Berührung mit den Malaien, während die Orang-jina, obwohl sie ihre nomadische Lebensart beibehalten, doch Verkehr mit den Malaien haben. Sie vermitteln den Austausch der Dschengelprodukte: Guttapertscha, Kautschuk, Rotan, Räucherhölzer, Damargummi, Elfenbein, Rhinocerushörner ꝛc., wofür sie Parangs (Schwerter), Baumwollenstoff, Salz, Tabak, Sirie (Betel) und Gambir erhalten, in einigen Distrikten, wie Pahang, auch alte Flinten. Während der Reisernte und bei der Anlage neuer Pflanzungen arbeiten sie auch kurze Zeit für die Malaien und nicht selten überlassen sie ihre Töchter auch benachbarten Malaien und Chinesen.

Diese Orang Sakai-jina sprechen gewöhnlich Malaiisch und ihre Kinder vergessen schon meist die Muttersprache. In kleinen Gesellschaften besuchen sie mit Weib und Kindern die Hütten und Kampongs der Malaien, und dies ist ein Grund häufiger Mischung, da die Sakaifrauen gegen Geschenke leicht zugängig sind. Eine weitere Folge ist die Annahme malaiischer Sitten und Bedürfnisse, und so wird die schwächere (melanesische) Race von der stärkern mehr und mehr aufgeschlürft.

Zwischen den Sakai-jina und Sakai-liar bestehen viele Abstufungen. Die ersteren bauen in der Nähe malaiischer Kampongs nach malaiischem Vorbilde kleine Hütten, die sie zeitweilig aufsuchen. Eine niedrigere Klasse baut sich in einiger Entfernung von den Kampongs Pondos im Dschengel, die sie als Nachtquartiere benutzen. Pondos (malaiisch) sind regenschirmartige Hütten aus Palmblättern, die niedergelassen werden können. Die echten Orang-liar wechseln ihre Quartiere jede Nacht und nehmen sich nicht einmal die Mühe ein Pondo zu errichten.

Es ist ganz natürlich, daß diese Waldmenschen nicht

einmal Pfade anlegen. Sie brauchen auch keine, denn sie durchstreifen den ganzen Wald. Ich habe verschiedene Male beobachtet, wie sie in ganz anderer Weise als die Malaien durch das Dickicht gelangen. Der Malaie macht im Holze ausgiebigen Gebrauch von seinem Parang (Waldmesser) und schlägt Alles, was ihm in den Weg kommt, nieder. Diese Mühe nimmt sich der Sakai nicht, weil ihm sein Parang — wenn er einen besitzt — zu lieb ist und diese Methode ihn auch zu lange aufhalten würde. Er weiß die Richtung, die er einzuschlagen hat, wählt die lichteren Partien des Waldes und windet sich durch Bäume, Aeste, Schlingpflanzen wie eine Schlange im Zickzack durch, ohne eine Liane oder einen Zweig zu brechen. Wenn ich mühsam diesen „Waldmenschen“ im Dickicht folgte, habe ich oft die Schnelligkeit und Geschicklichkeit ihrer Bewegungen bewundert.

Sind die Sakai-jina von den Malaien gewissermaßen abhängig, so stehen letzteren die Sakai-liar feindlich gegenüber. Sie ergreifen jede Gelegenheit um sich an diesem Volke zu rächen, das durch Anlage neuer Plantagen das Gebiet der Urbewohner immer mehr einschränkt und ihnen die Kinder wegfängt, um sie als Sklaven zu verkaufen. Diese noch andauernde Menschenjagd wurde früher in weit größerm Maßstabe ausgeführt, und in vielen Distrikten sind die Eingeborenen dadurch ausgerottet worden. Trotzdem fürchten sich die Malaien vor den Waldmenschen und wagen es nicht, einzeln oder in kleinen Partien deren Distrikte zu betreten.

Die von den Malaien gefürchtete Waffe des Orang-liar ist das Blasrohr (Blahan) mit vergifteten Pfeilen. Als Gift dient der Saft des Upasbaumes (Antiaris toxicaria). Der Gebrauch dieser Waffe ist weit verbreitet; man findet sie von Dschohor bis Singgora überall. Weniger gefährlich ist der Bogen (Loids); er besteht aus Bambus, ist 2 m lang und nur bei den reinblütigen Orang Sakai im Gebrauche. Ein Bastgürtel um die Schamtheile macht die einzige Bekleidung der reinen Sakai aus, während jene, die mit den Malaien Verkehr haben, sich nach deren Art zu kleiden suchen. Während die Männer keinerlei Zierrath tragen, sich auch nicht tättowiren, findet beides bei den Weibern statt. Die Tättowirung derselben (Fig. 2) ist einfach und wird mit einer Nadel und Harzeinreibungen bewirkt. Die Weiber durchbohren auch die Nasenscheidewand und tragen in dem Loche die Stachel eines Stachelschweines. Das Haar wird nur auf dem Hinterkopfe lang und in Form eines Helmes getragen; oft schmücken sie dasselbe mit Blumen oder wohlriechendem Laube. Um die Hüften wird ein Gürtel von rothgefärbten Rotanstückchen getragen. Die Sakai haben gewöhnlich nur ein Weib, das 5 bis 6 Kinder haben kann, sehr oft aber kinderlos bleibt.

Nach Berichten der Sakai und Semang selbst, sowie nach solchen glaubwürdiger Malaien erwähne ich noch Folgendes. Die Sakai und Semang betrachten sich als Urbewohner des Landes und sind in ihren Wäldern von den Malaien und malaiischen Radschas thatsächlich unabhängig. Ich hörte verschiedene Male von Sakai-Radschas reden, denen das Volk gehorcht, doch leben diese Radschas nicht anders als ihre Stammesgenossen. Stirbt ein solcher Radscha, so kann seine Witwe verlangen als Königin betrachtet zu werden; das ist ein charakteristischer Zug, der das Verhältniß der Sakai-Frauen im Vergleiche mit malaiischen Frauen zeigt. Neben der gewöhnlichen Heirath, die ein Sakai mit den Worten beschrieb: „Ich nehme sie und schlafe mit ihr,“ giebt es noch, wie mir ein Sakai-jina erzählte, unter den Orang Sakai von Pahang einen Gebrauch, nach welchem der Mann das Mädchen an einem gewissen Tage vor Zeugen im Dickicht fangen muß, nachdem dem Mädchen ein bedeutender Vorsprung gegeben ist. Fängt er sie nicht, so darf er nicht ein zweites Mal um sie werben. Es scheint, daß unter den Sakai die kommunale Ehe herrscht, wenigstens muß ich so nach den zahlreichen mir mitgetheilten Berichten schließen. Ein Frauenzimmer, das einige Tage oder Wochen mit einem Mann verheirathet ist, geht freiwillig und mit dessen Zustimmung zu einem andern Manne, um mit diesem eine längere oder kürzere Zeit zu leben. So macht sie die Reihe bei allen Männern, bis sie zu ihrem ersten Gatten wieder zurückkehrt. Doch bleibt sie nun keineswegs ganz bei ihm, sondern fährt mit den Gelegenheitsehen fort, je nachdem es der Zufall oder die Laune ergiebt. Doch wird sie als das Weib des Mannes betrachtet, der sie zuerst nahm. Ich hörte dieses zuerst von den Malaien in Pahang, doch wiederholten mir Mitglieder der katholischen Mission in Malakka dasselbe, welche diese Sache von den Orang Muntra wußten.

Vor den Todten fürchten sich die Sakai sehr. Unheilbar Kranke, die dem Ende nahe sind, werden fern im Dschengel mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verlassen. Tritt ein plötzlicher Todesfall ein, so fliehen alle Mitglieder des Stammes den Ort, wo derselbe sich ereignete. Der Todte bleibt liegen; selten wird derselbe in einem seichten Grabe beerdigt. Plätze, wo ein Mensch gestorben, werden als unglücklich gemieden.

Die Malaien, welche sich vor den Orang-liar, wie erwähnt, fürchten, erzählen von denselben allerlei Fabelgeschichten. So sollen die wilden Leute am Tekam-Flusse Füße von $^1/_2$ m Länge haben; sie seien Kannibalen und äßen alle Thiere, deren sie habhaft werden können, roh. Auch die im Ostasiatischen Archipel weit verbreitete Geschichte von Menschen mit echten Schwänzen wird den Orang-liar nacherzählt; die Schwänze haben Fleisch und Knochen, und einzelne Berichterstatter wollten dieselben gesehen haben. Die Orang Gargassi, die in den Bergen an der Grenze zwischen Kedah und Singgora leben, sollen zwei lange spitze aus dem Munde herausstehende Zähne besitzen. Das Körperhaar der Orang Sakai an der Grenze von Perak und Kelantan soll sehr lang und nach aufwärts gewachsen sein. Die Väter besitzen bei ihren mannbar gewordenen Töchtern das jus primae noctis. Da ich dieses sehr oft hörte, muß wohl etwas Wahres daran sein, zumal der Brauch auch anderweitig, z. B. auf den östlichen Molukken, vorkommt.

* * *

Was die Sprache dieser Papuas betrifft, so hat Miklucho-Maclay gleichfalls Forschungen über dieselbe angestellt, die in der genannten Zeitschrift Nro. 1, Juli 1878, S. 38 bis 44 veröffentlicht sind. Er giebt an, daß dieselbe wie der Stamm selbst im Verschwinden sei und bei den Mischlingsracen aus Papuas und Malaien, wie z. B. den Orang Utan von Dschohor, nur noch einige Alte mit der Ursprache bekannt seien. Ein alter Mann der Orang Nayet konnte in seiner Muttersprache nur noch bis 4 zählen; im Uebrigen sprach er schon Malaiisch. Maclay war erfreut durch die Sprache bestätigt zu finden, was anthropologisch für ihn bereits zur Gewißheit geworden, daß nämlich die dunklen kraushaarigen Aboriginer zur Papuarace gehören. Das Wort dak, See, welches er bei ihnen fand, hatte er auch von den Papuas des Berges Limai auf Luzon notirt. Daß die alte Sprache noch nicht ganz untergegangen ist, hat einen abergläubigen Grund. Die Leute meinen nämlich, daß sie beim Suchen nach Kampfer im Walde nur dann erfolgreich sein könnten, wenn sie die alte Sprache redeten: sprechen sie Malaiisch, so verschwindet der Baum vor ihren Augen. Daher heißt die Sprache auch

„die Kampfersprache“, und selbst Malaien suchen sie aus dem angegebenen Grunde zu erlernen.

Die Orang Sakai, welche in verschiedene kleine Stämme zersplittert sind, die getrennt von einander leben, in Pahang, Kelantan und Singgoro, haben doch überall die gleiche Sprache, und die gemischten Orang Utan, weit südlich von den vorigen in Dschohor, besitzen gleichfalls dieselbe Sprache; wenigstens weisen darauf die noch erhaltenen Reste hin. Miklucho-Maclay theilt einige Vocabularien mit, welche seine Ansicht bestätigen.

Lößablagerungen in Norddeutschland.

Von Dr. **Alfred Nehring.**

Durch Ferd. von Richthofen's großes Werk über China, welches auch in dieser Zeitschrift ausführlicher besprochen wurde [1]), ist die Aufmerksamkeit nicht nur der Geologen, sondern auch vieler Laien von Neuem auf den Löß gelenkt worden, auf jene eigenthümliche Erdart, welche man zuerst im Rheinthal wissenschaftlich untersucht hat, und über deren Entstehung die verschiedensten Ansichten aufgestellt worden sind. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, das Vorkommen des Löß sei auf das Rheinthal und einige Seitenthäler desselben beschränkt. Jetzt weiß man, daß dieses nicht der Fall ist, man hat den Löß in vielen anderen Gegenden Deutschlands, man hat ihn in Belgien, in Frankreich, in Oesterreich-Ungarn beobachtet. Am kolossalsten aber ist seine Entwickelung in den abflußlosen Steppengebieten Central-Asiens, wie wir durch Herrn von Richthofen wissen.

Dasjenige Gebiet Deutschlands, welches nach der gewöhnlichen Annahme der Lößablagerungen gänzlich entbehrt, ist Norddeutschland. Aber diese Annahme kann jetzt nicht mehr aufrecht erhalten werden, sofern man nicht den Ausdruck: „Norddeutschland“ in einem sehr beschränkten Umfange gebrauchen will. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wird man gewiß die Gegend von Wolfenbüttel, Gandersheim oder Oschersleben zu Norddeutschland rechnen, und doch giebt es in den Umgebungen der genannten Städte theils typische Lößlager, theils solche Ablagerungen, welche nach ihrer petrographischen Beschaffenheit, sowie in Hinsicht auf die Schichtenfolge und die organischen Einschlüsse dem typischen Löß so nahe stehen und stellenweise derart in ihn übergehen, daß eine specifische Trennung beider unmöglich ist.

Ein ausgezeichnetes Lager von typischem Löß befindet sich in der unmittelbaren Nähe der Stadt Gandersheim, und zwar links von der in nordöstlicher Richtung nach Wolperode führenden Chaussee. Dasselbe ist früher zur Ziegelfabrikation benutzt und in Folge dessen angeschnitten worden, so daß es in einer 4 bis 5 m hohen Wand der Beobachtung zugänglich ist. In der untern und mittlern Partie des Lößlagers finden sich sehr zahlreiche und wohlerhaltene Exemplare von Helix hispida und Succinea oblonga, seltener von Pupa muscorum.

Ein Lößlager von derselben petrographischen Beschaffenheit habe ich an dem südöstlich von Wolfenbüttel gelegenen Bergzuge, der sogenannten Asse, beobachtet und zwar in geringer Entfernung hinter dem vielbesuchten Asse-Wirthshause. Conchylien scheinen in diesem Lager sehr selten zu sein.

Aehnliche Ablagerungen habe ich ferner über dem Dorfe Watenstedt (zwischen Schöppenstedt und Jerxheim gelegen) am Abhange des sogenannten Heeseberges und über dem Dorfe Neindorf (zwischen Wolfenbüttel und Börßum) am Abhange des Desel beobachtet. Auch auf dem Gipfel des Seweckenberges bei Quedlinburg, und zwar südöstlich hinter den im Betriebe befindlichen Gypsbrüchen, sowie über dem Dorfe Neinstedt bei Thale am Fuße des Harzes liegen Ablagerungen, welche mit dem typischen Löß die größte Aehnlichkeit haben.

Endlich erwähne ich noch die lößartigen Bildungen, welche sich in den Gypsbrüchen von Thiede bei Wolfenbüttel und von Westeregeln bei Oschersleben zwischen und über den zerklüfteten Gypsfelsen abgelagert finden. An diesen beiden Lokalitäten, zumal bei Westeregeln, kann man den allmäligen Uebergang des im obersten Niveau abgelagerten feinen Lösses in lößartige Bildungen von gröberem Korn, ja selbst in flugsandähnliche Massen beobachten. Daß aber auch diese letzteren Ablagerungen dem Löß direkt verwandt und in der Lößzeit entstanden sind, beweisen die Reste von Conchylien und Wirbelthieren, welche in ihnen eingebettet liegen. Unter den ersteren erwähne ich Pupa muscorum, welche bei Thiede zu Hunderten vorkommt, ferner Helix striata var. Nilssoniana, Helix hispida, Helix tenuilabris, Helix pulchella, Patula ruderata, Succinea oblonga, Chondrula tridens, Cionella lubrica. (Einige dieser Bestimmungen rühren von Herrn Prof. Sandberger in Würzburg her, die übrigen sind von demselben bestätigt.) Es sind das lauter Land-Conchylien, welche im typischen Löß vorkommen und zu den charakteristischen Arten desselben gerechnet werden.

Die Wirbelthiere jener Ablagerungen sind besonders interessant, zumal diejenigen von Westeregeln; sie repräsentiren eine Fauna, welche ihrem Hauptcharakter nach als eine subarktische Steppenfauna bezeichnet werden darf [1]). Die wichtigsten und charakteristischsten Arten sind der große Pferdespringer (Alactaga jaculus), eine mittelgroße Zieselart (Spermophilus altaicus) und eine kleine Zieselart (wahrscheinlich Sp. guttatus), das sibirische Steppenmurmelthier (Arctomys bobac), der Zwergpfeifhase (Lagomys pusillus), zahlreiche Steppenwühlmäuse, wilde Pferde (welche als echte Steppenthiere anzusehen sind), die große Trappe (Otis tarda) und andere mehr. Alle diese Thierarten weisen uns auf einen Vergleich mit der Fauna der heutigen Steppen Südwestsibiriens hin. Unter den sämmtlichen Wirbelthieren, welche ich in den oben bezeichneten lößartigen Ablagerungen bei Westeregeln fossil gefunden habe (und es sind ihrer 48 Arten), befindet sich kein einziges, welches nicht in den Steppenlandschaften zwischen Wolga und Ob noch jetzt lebt [2]) oder dort einst gelebt

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIII, Nr. 7, S. 106 ff. XXXV, Nr. 18, S. 278 ff. Nr. 20, S. 313 ff.

[1]) Vergl. Nehring, Die quaternären Faunen von Thiede u. Westeregeln ꝛc. im Arch. f. Anthrop. XI, S. 14 ff.

[2]) Vergl. O. Finsch, Reise nach Westsibirien im Jahre 1876. Wissenschaftliche Ergebnisse. Wirbelthiere. Sep.-Abdr. aus d. Verhandl. d. k. k. zool.-botan. Gesellsch. in Wien, 1879.

hat. Letzterer Ausdruck bezieht sich auf die ausgestorbenen Arten, wie Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Bos primigenius, Hyaena spelaea, welche bekanntlich ehemals in der Umgebung des Altai ebenso gut wie in Mitteleuropa existirt haben.

Da nun die meisten jener Thierarten, welche ich als charakteristische Vertreter einer subarktischen Steppenfauna genannt habe, nicht nur bei Westeregeln in den lößartigen Bildungen der dortigen Gypsbrüche, sondern auch bei Quedlinburg, Gera, Saalfeld in entsprechenden Ablagerungen, bei Würzburg aber im typischen Löß vorkommen [1]), so kann kein Zweifel darüber herrschen, daß sie für die Lößzeit Deutschlands charakteristisch sind. Und sie führen uns zu der Schlußfolgerung, daß während dieser Lößzeit in Deutschland ein Klima herrschte, wie man es im heutigen Westsibirien beobachten kann, d. h. ein Steppenklima mit schroffen Gegensätzen zwischen den Temperaturen von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, ein Klima, bei welchem der Polarstrom bei uns die Herrschaft über den Aequatorialstrom hatte, während es jetzt umgekehrt ist.

Bei der heutigen Gestalt Europas, bei der jetzigen Richtung des Golfstroms resp. der großen äquatorialen Strömung im Atlantischen Ocean, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Sahara steht Deutschland unter der Vorherrschaft der warmen, feuchten, äquatorialen Luftströmungen, es genießt ein wesentlich oceanisches Klima. Nur für kürzere Zeit gewinnt bei uns der Polarstrom die Oberhand, nur selten werden wir vom Steppenklima Osteuropas berührt. Würden jedoch die oben hervorgehobenen Verhältnisse, welche unser Klima mildern, abgeändert, würde also etwa Westeuropa in Folge einer großartigen Hebung bis zu der sogenannten Hundertfadenlinie sich ausdehnen und dadurch sich continentaler gestalten, würde der Golfstrom von den europäischen Küsten abgelenkt und durch keine andere warme Strömung ersetzt, würde die Sahara unter den Spiegel des Meeres hinabsinken, so hätten wir die begründetste Aussicht, das osteuropäische Steppenklima, welches heutzutage die östlichsten Provinzen Deutschlands nur streift, in das Herz Europas vordringen und die Herrschaft gewinnen zu sehen. Dann würden trockene Winde mit Heftigkeit über unser Land hinfegen, dann würden Staub und Flugsand, welche heutzutage nur selten bei uns eine Rolle spielen, sehr häufig die Atmosphäre erfüllen und in großen Massen an geeigneten Punkten zur Ablagerung kommen.

So oder ganz ähnlich müssen die klimatischen Verhältnisse Deutschlands einstmals während der Lößzeit gewesen sein. Darauf deutet die Steppenfauna der damals entstandenen Ablagerungen, darauf deutet die petrographische Beschaffenheit derselben hin. So wie ich aus der Fauna von Westeregeln auf ein ehemaliges Steppenklima Deutschlands zurückgeschlossen habe, hat Herr von Richthofen dieselbe Folgerung gezogen aus der petrographischen Beschaffenheit des Lößes, aus seiner geographischen Verbreitung und aus dem Umstande, daß derselbe noch jetzt in den Steppengebieten Centralasiens sich bildet.

Nach von Richthofen ist der Löß eine subaërische Bildung, welche unter wesentlicher Mitwirkung von Staubwinden in grasbedeckten Steppengebieten entstanden ist [1]). Nach meiner Ueberzeugung sind auch mehrere der oben genannten Lößlager in hiesiger Gegend als subaërische oder atmosphärische Bildungen anzusehen, z. B. die Lößlager von Gandersheim, am Oesel, an der Asse, bei Watenstedt; ich muß diese entschieden als „Staublöß" bezeichnen. Bei Westeregeln und bei Thiede scheinen die unteren Schichten der betreffenden Ablagerungen nicht ohne wesentliche Mitwirkung von Hochwasserfluthen entstanden zu sein, da sie meist eine deutliche Schichtung zeigen und die eingeschlossenen Conchylien regelmäßig flach auf der Schichtfläche liegen; dagegen dürften die oberen Partien, welche nichts von Schichtung zeigen, und in welchen die organischen Reste kreuz und quer durch einander liegen, wesentlich durch die Wirkung der Winde gebildet worden sein.

Für gewisse Lößablagerungen mag die von Sandberger und Anderen vertheidigte Hochwassertheorie richtiger sein, als die Theorie der atmosphärischen Entstehung. Daß der vom Hochwasser eines Flusses fortgeschwemmte und später abgesetzte feine Detritus in petrographischer Beziehung einem durch Wind fortgeführten und nachher an geschützten Punkten abgelagerten Detritus sehr ähnlich oder sogar mit ihm identisch sein kann, ist sehr erklärlich, sofern nur dasselbe Gesteinsmaterial den feinen Verwitterungsstaub hergegeben hat. Ob der Transport durch einen Strom stark bewegten Wassers, oder durch einen Strom stark bewegter Luft geschieht, kann auf die chemische Zusammensetzung der betreffenden Ablagerungen keinen wesentlichen Einfluß ausüben. So mögen denn manche Lößablagerungen, zumal solche, welche eine gewisse Schichtung zeigen und häufige Süßwasserconchylien enthalten, ganz oder doch wesentlich auf Hochwasserfluthen zurückzuführen sein, andere und zwar die Mehrzahl, bei denen von Schichtung keine Spur zu sehen ist, zumal solche, welche weitab von Flüssen liegen und nur Reste von Landthieren enthalten, können meiner Ansicht nach nur durch die v. Richthofen'sche Lößtheorie eine befriedigende Erklärung finden.

---

[1]) Nehring, Zeitschr. f. d. ges. Naturwiss. 1879, S. 115 f.

[1]) Genaueres siehe in von Richthofen's China, Bd. I, S. 94 ff. Vergl. auch „Globus" XXXV, Nr. 18, S. 278 ff.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

II.

Mai zeigte sich dem Reisenden gegenüber sehr freundlich und ließ denselben zunächst in dem Glauben, daß er bald seine Reise nach Norden werde fortsetzen können. Allein schon am zweiten Abend widersetzten sich die Eingeborenen unter Toben und Brüllen der Weiterreise des Weißen, und am Morgen des dritten Tages ließ Mai sagen, Musevo,

ein Sohn des Muata Jamwo — der mächtiger sei, als er —, sei von seinem Vater nachgeschickt worden, um ihn, Schütt, abzuhalten, weiter nach Norden vorzudringen. In der That langte Muata Musevo mit einem großen Haufen Bewaffneter Mittags an, schlug sein Lager auf, und nun begann das Parlamentiren. An Widerstand war nicht zu denken; auch die Forderung Schütt's, an derselben Stelle, wo er gekommen, über der Luaximo zurückgehen zu dürfen, wurde abgelehnt. Denn da die Häuptlinge jener Gegend nur zwischen den zwei parallelen Strömen, zwischen denen ihr Dorf liegt, Macht haben, so wäre er frei gewesen, sobald er den Fluß überschritten, und hätte dann ungehindert nach Norden weiter reisen können. Wie sehr bedauerte er da, nicht im Besitze eines transportabelen Bootes zu sein!

Um Mitternacht begann Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang dauerte, aber nur den Zweck verfolgte, den Reisenden einzuschüchtern; denn alle Geschosse gingen zu hoch. Am andern Morgen schickte Muata Musevo erst Boten und kam dann, als Schütt sofort um seinen Schutz bat, selbst in dessen Lager. Er präsentirte sich als ein intelligent aussehender, etwa vierzigjähriger Neger, hoch und schön gewachsen, mit kühnen Gesten und von arrogantem Wesen. Schütt versuchte, ihm den Zweck seiner Reise zu erklären, zeigte ihm Vogelbälge, Käfer, Bücher u. s. w.; aber er lächelte höhnisch zu allem und verwarnte den Reisenden schließlich in längerer Rede und unter Androhung von Feindseligkeiten, ja nicht seinen Anordnungen zuwider zu handeln. Am nächsten Tage kam das Urtheil: Schütt sollte mit Musevo in dessen Dorf, das zehn Tagereisen südlich zwischen denselben Flüssen lag, zurückkehren, dort seine Waaren gegen Sklaven umtauschen und dann nach Hause zurückkehren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fügen; wenn auch Schütt — wie es sich später zeigte, ohne Grund — argwöhnte, daß er zum Muata Jamwo transportirt werden sollte. Die am selben Tage, dem 22. Januar, Nachmittags stattfindende, leider nicht totale Sonnenfinsterniß, die der Reisende dem Musevo vorausgesagt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf dessen Benehmen; denn sie überzeugte ihn, daß der Weiße großen Zauber machen könne. Endlich wollten sich noch die Leute des Mai der Abreise der Expedition widersetzen; aber sie gaben schließlich doch der größern Autorität des Sohnes des Muata Jamwo nach, und so erfolgte am 24. Januar der Abmarsch.

Der riesige Wasserfall M'Bimbi, den der Zaïre in der Nähe von Mai's Dorf bildet, in welchem ein großer „Zauber" steckt, und der nach Beschreibungen über 35 m hoch ist und eine ganz enorme Wassermasse weithin im Bogen schleudert, das ersehnte erste Ziel dieser Reise, damit war es nun aus: „Wenn Du wiederkommst, mein Freund," versprach ihm später, wenn er es beklagte, Musevo. Und nur sechs Stunden trennten ihn von demselben; er hörte ihn manchmal rauschen und hätte ihn in einem Tage erreichen können; aber er durfte es doch nicht wagen, seine Karawane und seine Sachen zu verlassen, um sie dann wahrscheinlich nicht wiederzufinden.

Zehn Tage dauerte der Marsch nach Süden bis zu Musevo's Dorf, diesmal durchweg auf dem rechten Ufer des Luaximo, und während dieser Zeit war er der stete Gast des Reisenden; doch hielt er streng auf Ordnung unter seinen Leuten und litt nicht, daß sie jenen belästigten. Er sah ihm oft bei seinen Arbeiten zu, aber ein Verständniß für das, was Schütt dorthin geführt hatte, war ihm nicht beizubringen; dabei versicherte er stets, ohne indeß recht Glauben zu finden, wenn Schütt in seinem Dorfe nicht bleiben wollte, könnte er bereits nach kurzem Aufenthalte über den Luaximo gehen und zurückreisen. Ein Trupp gerade in Musevo's Dorf anwesender Tuquata, der Polizisten des Muata Jamwo, welche in allen Theilen des Landes herumgesandt werden und so den Zusammenhang zwischen den Quilolos (Unterhäuptlingen) und der Mussumba (Residenz) aufrecht erhalten, war geeignet, neue Befürchtungen zu erwecken. Dieselben erklärten auch sofort, es sei gar nicht anders denkbar, als daß sie den Weißen zum Landesherrn brächten. Aber wunderbarer Weise nahm Musevo selbst Schütt's Partei, erklärte den Tuquata, mit dem Wenigen, was der Weiße noch an Waaren besäße, könne derselbe doch dem Muata Jamwo nicht unter die Augen treten; er wollte ihn nach Hause gehen lassen, damit er im nächsten Jahre mit vielen schönen Dingen für den König wiederkäme, und gab ihm schon am fünften Tage Erlaubniß, über den Fluß zu gehen: am Abend des 9. Februar befand sich der Reisende wieder in Freiheit, mit dem behaglichen Gefühl gehen zu können, wohin es ihm beliebte. Schütt hatte Musevo gebeten, ihm einige seiner Leute mitzugeben, um ihm durch dieselben von Malange aus einige hübsche Sachen zu senden, und dieser Umstand trug jedenfalls sehr viel zu seiner Freilassung bei. Der Häuptling schickte denn auch sechs Leute, welche einige Elephantenzähne unter Schütt's Aufsicht in Malange verkaufen sollten. Leider machten dieselben ihm viele Umstände auf dem Rückwege; sie konnten die Angst nie überwinden, daß der Weiße sie, sobald er aus dem Lunda-Reiche heraus wäre, für das Fehlschlagen seiner Reise verantwortlich machen, ihnen ihr Elfenbein abnehmen und sie tödten und fressen würde.

Schütt war entschlossen, seinen Rückweg jetzt in möglichst gerader westlicher Richtung zu nehmen, um so aus eigener Anschauung zu erfahren, welche der Flüsse, die er im Süden auf der Hinreise passirt, sich in dieser Breite bereits mit anderen vereint, welche sich zu größeren Strömen ausgebildet haben, und ob vielleicht einer der letzteren ihm für eine neue Forschungsreise mit besseren Hülfsmitteln, vor allem einem Boot, als Weg ins tiefere Bassin dienen könnte. Er kreuzte deshalb seinen frühern Weg und setzte mit vielen Schwierigkeiten über den weit ausgetretenen Quicapa. Da kamen unerwartet die Eingeborenen und die ihm beigegebenen Tuquata seinen Wünschen entgegen, indem sie für einen nördlichen Umweg stimmten. Die ersteren nämlich, die Quioco, verriethen, daß auf dem direkten Wege der Mona Quinguengue, ein großer Quioco-Häuptling, am Lovua auf die Expedition warte, um sie für eine ihm von den Bangala konfiscirte Ladung Elfenbein verantwortlich zu machen, und sie wünschten denselben zu vermeiden. Die Tuquata andererseits erklärten, da sie in das Gebiet des großen Quilolo Cahungula gekommen seien, dürften sie den Weißen nicht an dessen Residenz vorbeigehen lassen. So zog denn die Karawane wieder nach Norden hinunter, fast so weit, wie sie schon beim Mai gewesen war. Cahungula empfing sie anfangs sehr mißtrauisch, da er fürchtete, sie seien vom Muata Jamwo geschickt, um ihm irgend einen tödtlichen Zauber beizubringen. Er hatte eben kein reines Gewissen und war bekannt als ein Mann, der, von der großen Entfernung seines Gebietes von der Mussumba (Residenz des Muata Jamwo) profitirend, seinem Oberherrn bereits mehrmals, wenn auch nur passiven Widerstand geleistet hatte. Freundschaftlich wurde das Verhältniß der Expedition zu ihm auch niemals; er empfing die Weißen ein einziges Mal und zwar mit aller Würde und allem Pomp, den ein Negerkönig zu entwickeln vermag, in dem mit Menschenschädeln garnirten Koral, erwiderte den Besuch in ihrem Lager mit gleichem Pomp, überzeugte sich dabei wohl, daß sie nicht mehr viel besaßen, was seine Habgier reizen konnte, und gab ihnen dann die Ueberfahrt über seinen Fluß, den Rovua, frei. Damit waren die Reisenden

aller Gefahr Seitens der Wilden bis an den Quango überhoben; es lag kein großer Häuptling mehr in ihrem Wege, der in westlicher Richtung meist durch unbewohnte Wildnisse führte. Dies war der schönste Theil der Reise, obgleich sie viel von Hunger und Mühseligkeiten zu leiden hatten, letzteres besonders bei Ueberschreitung der unzähligen Sümpfe und der vielen Flüsse, an denen keine Leute wohnten, die sie also erst selbst überbrücken mußten. Aber das Schöne war, daß sie eben selten Eingeborene trafen und dann nur in so geringer Zahl, daß an Feindseligkeiten ihrerseits nicht zu denken war. Hier sahen sie auch etwas mehr Wild; Elephanten, Büffel und Antilopen erschienen von Zeit zu Zeit, und fast allnächtlich umbrüllte der „Herr mit dem großen Kopfe", der Löwe, ihre Feuer. Je mehr sie sich nun der Grenze des Lunda-Reiches näherten, desto ängstlicher wurden die Tuquata, und als sie, auf der Wasserscheide der Quangozuflüsse angekommen, noch eine Anzahl von Lunda-Dörfern antrafen, wo es außerdem viel Palmwein gab, faßten sie den Beschluß dort zu bleiben und führten denselben alsbald aus. Denn zu Musevo konnten sie nicht zurückkehren; derselbe hätte ihnen trotz aller Fabeln sicherlich den Kopf abschneiden lassen.

Am 15. April stiegen sie durch das Land der harmlosen Chinge wieder an den Quango hinab, genau sechs Monate, nachdem sie ihn im Süden überbrückt hatten, wurden ohne Weigern über den Fluß gesetzt und befanden sich nun wieder bei den Bangala, deren Forderungen diesmal entschieden abgewiesen wurden. Sie durchreisten ihr Land fast in seiner ganzen Ausdehnung und passirten dicht unter Calandula's gefürchteter Festung und durch Cassua Cambumba's Dorf; das war unheimlich genug, aber es kam zu keinen Feindseligkeiten. Die Männer traten wohl aus ihren Hütten, aber wenn sie die Reisenden erkannt, verschwanden sie sofort wieder; die Weiber aber brachten ihre Mandioka wie immer. Als sie den Lui an der Stelle erreichten, wo sie ihn früher passirt hatten, war er so ausgetreten, daß man nicht überfahren konnte, und so mußten sie ihm aufwärts folgen, zum Glück ohne Umweg, da er dort eine große Biegung von Westen nach Osten macht. Nachdem sie dort glücklich übergesetzt waren, nicht ohne daß die Bangala für die Ueberfahrt ihr Letztes ihnen abgepreßt hätten, befanden sie sich im Bondo-Lande, bei Freunden, zwar sehr diebischen, aber ungefährlichen Negern, und langten am 12. Mai wieder in Malange an, wo sie Dr. Buchner antrafen und ihm eine Reihe wichtiger Mittheilungen über die vor ihm liegenden Gebiete machen konnten. Schütt rieth Dr. Buchner unbedingt, den Weg über Musevo's Residenz zu nehmen, um womöglich dessen Versprechen auszunutzen, nämlich, daß er Schütt oder dessen „Bruder" unter Umgehung des Mai direkt zu den Tuchilangue bringen wolle. Ebenso übergab Schütt seinem Nachfolger einen Uebersichtsplan seiner Reiseroute und bezeichnete darauf alle Punkte, wo ihm von den Eingeborenen etwa Hindernisse drohen könnten. Musevo wird durch Buchner's Eintreffen alles Mißtrauen gegen die Bestrebungen der Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft verlieren, und da er intelligent ist, sich vielleicht selbst dafür interessiren. Seine Macht ist jetzt schon groß. Das beweist, daß er trotz der Anwesenheit der Tuquata es nicht für nöthig hielt, Schütt zu seinem Vater, dem Muata Jamwo, zu senden, und wenn er erst selbst Muata Jamwo ist, auf welchen Fall er bereits recht oft anspielte, dann steht den Reisenden, seinen alten Freunden, das ganze Land offen, und dann dürften nicht nur die Bestrebungen auf dem Gebiete der Forschung, sondern auch auf dem der Mission einen schönen Erfolg erzielen können. Daran ist jedenfalls nicht zu zweifeln, daß Dr. Buchner mit Musevo's Hülfe Muquengue erreichen und Gelegenheit haben wird, das interessante Volk des letztern gründlich zu studiren. Muquengue wird ihn auch an den See Mucamba führen lassen, aber weiter nicht; zudem werden seine Waarenvorräthe dann erschöpft sein, da er drei große Fürsten, den Cassange der Bangala, Musevo und Muquengue, hat befriedigen und wahrscheinlich noch dem Musevo für den Muata Jamwo ein Geschenk hat hergeben müssen. Um aber vom Muquengue weiter nach Norden gehen und an den Zusammenfluß des Lualaba und Zaire gelangen zu können, müßte er noch Waaren für drei weitere große Häuptlinge haben; denn erst das dritte Volk vom Muquengue aus gerechnet reicht an den Lualaba: zuerst kommen die M'Bindi Acussu, dann die Cuba und schließlich die Baeula Menos [1]).

[1]) Von Dr. Buchner liegt ein Brief vom 10. Aug. 1879 vor, zu welcher Zeit der Reisende in der Nähe des Lui im Songo-Lande war. Er hat diesen Weg, den des Dr. Pogge, dem durch das Cassange-Gebiet vorgezogen. Mit Saturnino, der auf der Reise von Quimbundo nach Malange war, hat er sich verfehlt, doch schrieb ihm derselbe, daß der Weg von Quimbundo nach der Mussumba des Muata Jamwo durch Krieg gesperrt, der nördlich davon verlaufende aber, den Herr Schütt eingeschlagen hatte und den Dr. Buchner von vornherein geneigt war zunächst wieder aufzunehmen, frei sei.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Volksschulen in Bosnien. Die österreichische Landesregierung in Sarajevo hat eine Verordnung erlassen, daß alle nöthigen Vorarbeiten zu pflegen sind, um schon vom 1. September 1879 an wenigstens provisorische Volksschulen in allen Gemeinden, in denen dies möglich sein wird, einrichten zu können. Dieselben sind für Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren bestimmt und sollen den Unterricht in den Volksschulgegenständen ertheilen. Religion wird außer den normirten Schulstunden, deren täglich zwei bis drei bestimmt sind, von den Geistlichen der einzelnen Konfessionen gelehrt werden. Da es an gesetzlich befähigten Lehrern mangelt, sollen aushülfsweise auch geeignete Personen des Militär- oder Civilstandes verwendet werden. Das Schuljahr wird vom 1. September bis letzten Juni dauern.

— Valvasor's „Ehre des Herzogthums Crain". Vor fast zweihundert Jahren (1689) erschien „Die Ehre des Herzogthums Crain, das ist wahre, gründliche und recht eigendliche Gelegen- und Beschaffenheit dieses, in manchen alten und neuen Geschicht-Büchern zwar rühmlich berührten, doch bishero nie annoch recht beschriebenen Römisch-Keyserlichen herrlichen Erblandes von Johann Weichard Valvasor, Freyherrn, einer hochlöblichen Landschaft in Crain Hauptmann im Untern Viertheil. Mit Anmerkungen von Erasmus Francisci." Geboren im Jahre 1641 in Laibach, genoß Valvasor eine sorgfältige Erziehung, machte dann ausgedehnte Reisen um sein Wissen zu bereichern, wobei er nach dem Geschmacke der damaligen Zeit besonders in Bamberg auch viel Neues über Hexen- und Teufelspakte hörte und in Wien sich selbst im „Goldmachen" versuchte, ohne jedoch die eigentlichen Wissenschaften zu vernachlässigen. Auf seinen

Wanderungen durchzog er Deutschland, Frankreich, Italien und machte selbst einen Abstecher nach Afrika. Nach Hause zurückgekehrt widmete er sich ganz seinen Studien. Auf seinem Schlosse Wagensperg legte er großartige Sammlungen an, doch nicht aus einfacher Sammelwuth; er studirte auch die Schätze, welche er besaß. Seine Bibliothek zählte gegen 10 000 Bände, sein Münz- und Mineralienkabinet war das reichste weit und breit. Er errichtete in seinem Heim eine eigene Kupferstecherei und Kupferdruckerei, in welcher die bedeutendsten Künstler damaliger Zeit jahrelang arbeiteten, um die Illustrationen zu seinen Publikationen zu liefern. Er hatte nämlich beschlossen, sein Vaterland, von welchem die topographischen und historischen Werke der Deutschen und Franzosen nichts zu erzählen wußten, „weil auch viele von den Crainern, einem Durchreisenden wenig von diesem ihrem Lande zu sagen wissen," zu beschreiben. Diesem seinem Streben verdankten seine Hauptwerke ihr Entstehen, so: Topographia Ducatus Carnioliae modernae; Topographia arcium Lambergianarum; Topographia Archiducatus Carinthiae modernae; Topographia Salisburgensis und seine „Ehre des Herzogthums Crain". Dieses letztere ist in fünfzehn Bücher eingetheilt und bietet eine genaue topographisch-historische Schilderung des Landes, eine eingehende Beschreibung der Naturschätze und aller anderen Merkwürdigkeiten. Finden wir zwar in den geschichtlichen Erörterungen manches, was wir nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr gutheißen können, müssen wir auch über manche etymologische Namenserklärung lächeln und über die ernsthafte Abhandlung von den Bündnissen mit dem Teufel (de pacto ex- und implicito) staunen, so entschädigen dafür reichlich die Schilderungen der Sitten und Gebräuche, der Städte, Schlösser und Klöster des Landes. Darum hat das Werk noch heute für den Kulturhistoriker und Geschichtschreiber einen hohen Werth, und dies um so mehr, als der Verfasser auch die Nachbarprovinzen in den Kreis seiner Arbeit bezieht, da Krain damals eine größere Ausdehnung hatte als heutzutage. Daher ist es ein lobenswerthes Unternehmen, daß die Buchdruckerei J. Krajec in Rudolfswerth (Krain) eine neue Auflage besorgt. Halbmonatlich erscheint eine Lieferung à 50 Kreuzer östr. Währ. Das Werk wird demnach bald unverändert, getreu dem Wortlaute, in Format und Eintheilung dem Originale gleichkommend, mit der gleichen Bilderzahl und mit genauer Wiedergabe der Abbildungen vorliegen.

— Der auswärtige Handel Bosniens und der Herzegowina vor der Occupation durch die Oesterreicher. Nach den Konsularberichten und den Aufzeichnungen der österreichisch-ungarischen Zollämter, welche in dem „Braunbuche" für 1876 veröffentlicht wurden, beträgt der Antheil Oesterreich-Ungarns am Handel Bosniens und der Herzegowina 90 Proc. Es betrug:

	1874	1875
	Gulden östr. Währ.	
Der Werth der Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn	3 800 000	3 184 563
Der Werth der Einfuhr aus Oesterreich-Ungarn	3 816 700	5 357 306
Der Werth der Durchfuhr aus dem Vilajet über Oesterreich-Ungarn nach dem übrigen Auslande .	557 444	250 584
Der Werth der Durchfuhr vom Auslande über Oesterreich-Ungarn nach dem Vilajet	8 680 758	7 655 664

Da aber unter Ausland auch die österreichischen Freihäfen von Triest, Fiume, Zeng, Porto-Ré und andere einbegriffen sind, und die von hier versendeten Waaren fast ausschließlich österreichische Produkte sind, so stellt sich der Werth der Einfuhr aus Oesterreich nach den beiden Provinzen für 1874 auf 12 497 458, 1875 auf 13 012 970 Gulden östr. Währ.; die Ausfuhr für 1874 auf 4 357 444, für 1875 auf 3 433 147 Gulden östr. Währ. Diese Angaben stimmen auch mit den deutschen und englischen Konsularberichten. Der Werth der Ausfuhr ist jedoch nicht richtig, da die zollfreien Güter von den Zollbehörden nicht notirt sind, und allein der Export an Pflaumen in guten Jahren auf 500 000 Dukaten geschätzt wird und an Schaf- und Ziegenfellen jährlich gegen eine halbe Million Stück ausgeführt werden.

— Bulgarische Volksdichtungen. Seit dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges erwachte das Interesse für die Völker der Balkanhalbinsel bei allen Gebildeten. Von diesen waren besonders die Bulgaren noch wenig bekannt. Kanitz hatte schon Land und Leute kennen gelehrt, dann schilderte Jireček in einem meisterhaften Werke deren Geschichte; nun macht uns Georg Rosen (Bulgarische Volksdichtungen. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1879) mit ihrem Volksliede bekannt. Die Liebe zum Gesange theilen die Bulgaren mit ihren Nachbarn und Stammesverwandten, den Serben und Kroaten; ihr Liederschatz steht dem ihrer Nachbarn ebenbürtig zur Seite, nur fehlte der Mann, welcher den Schatz gehoben hätte. Seit 1842 beschäftigten sich Bezsonov, Vuk Verkovitsch, die Brüder Demeter und Konstantin Miladinov, Tscholakov und verschiedene andere mit der Sammlung des Volksgutes. Rosen führt uns nun eine Auswahl in hübscher deutscher Uebersetzung vor. Mit richtigem Takte wählte er gerade die charakteristischsten Lieder, so daß wir ein echtes Bild der bulgarischen Volkspoesie erhalten.

— Das etymologische Studium der Ortsnamen bietet einen wichtigen Behelf für die richtige Erkenntniß der Vergangenheit eines Landes; darum begrüßen wir mit Freude die Abhandlung des Dr. F. Krones, Professor in Graz: „Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedelung des steiermärkischen Oberlandes" im XXVII. Hefte der Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, Graz 1879. Sie bietet uns schätzbare Aufklärungen über die Ortsnamen aus der keltisch-römischen, slavischen und deutschen Periode des Landes. Während sich aus der ersten nur wenige Ortsnamen erhalten haben, zeigen von den sechs und ein halb hundert oberländischen Orten in der Gegenwart noch immer hundert und siebenzig slavische Grundform. „Die Kontinuität der slovenischen Grundform in so vielen Orts-, Gegend-, Fluß- und Bergnamen liefert den besten Beweis, daß der deutsche Steiermärker später einwanderte, und daß sich seine Ansiedelung allmälig und ohne gewaltsame Vorgänge vollzog. Es war kein blutiger Racenkampf, welcher hierorts das slovenische Völkerelement einerseits im obern Lande (Obersteiermark) verschwinden machte, im untern (dem noch jetzt slovenischen Untersteiermark) kreuzte und schwächte, sondern, ähnlich wie in Kärnten, eine friedliche Massenansiedelung der Deutschen, vorzugsweise des bairischen Stammes, inmitten und im Umkreise slovenischer Orte und Gemeinden; andererseits eine frische, ursprüngliche Kolonisation auf weitem, noch ganz ödem Wildnißgrunde, der schier zwei Drittheile des obern und weite Strecken des untern Landes ausfüllte."

— Einen ähnlichen gleichwichtigen Beitrag lieferte für Tirol Dr. J. C. Mitterrutzner, Direktor des k. k. Gymnasiums in Brixen, in seinem Aufsatze: „Slavisches aus dem östlichen Pusterthale (Drau- und Iselgebiet)" (Programm des k. k. Gymnasiums in Brixen 1879). Darin finden sich mit großem Fleiße die slavischen Orts- und Gegendnamen aus den Bezirken Lienz und Windischmatrey verzeichnet.

— Besuch der Gymnasien in Oesterreich. Nach den Berechnungen des Regierungsrathes G. A. Schimmer in der „Statistischen Monatsschrift" traten im Jahre 1850 in die erste Klasse der österreichischen Gymnasien 3600 Schüler, im Jahre 1879 aber 11 943. Die Gesammtzahl der Gymnasialschüler betrug im Jahre 1850 23 049, im Jahre 1879 dagegen 41 456.

— Einwanderung nach Rußland. Nach Wesselovski's Berechnung sind seit 1857 bis 1876 um 936 549 Personen mehr in Rußland eingereist als ausgereist.

— Das Unterrichtswesen in Ungarn. Dem Berichte über den Stand des ungarischen Unterrichtswesens, welchen das Ministerium dem Reichstage vorgelegt hat, entnehmen wir folgende Daten: Die ungarische Volksschule umfaßt „niedere" (Elementar-) und „höhere Volks- und Bürgerschulen". Die ersteren bestehen aus Alltags- und Wiederholungsschulen, zu deren Besuche die Schüler vom 6. bis 12. und vom 12. bis zum 15. Lebensjahre verpflichtet sind. Die Schulpflicht ist bis zum 10. Jahre ganzjährig, ältere Kinder aus der Alltagsschule können während der größten Feldarbeit durch zwei Monate auch nur die sonntägige Wiederholungsschule besuchen. Die Anstalten sind zum größten Theile confessionell; der Bericht nennt sogar die Forderung nach der Trennung der Schule von der Kirche „sinnlos"! Ungarn mit Siebenbürgen zählte 1869 13 646 Elementarschulen; 1877 betrug die Zahl derselben 15 486 (1731 Staats- und Gemeinde- und 13 755 confessionelle und Privatschulen), doch haben 843 Gemeinden noch keine Schule und dazu besteht die Mehrzahl aus ungetheilten einklassigen Lehranstalten, „in denen ein intensiver Unterricht nur sehr schwer möglich ist". Schulpflichtige Kinder vom 6. bis 15. Jahre gab es 2 127 950, darunter 1 525 456 Alltagsschüler, von welchen letzteren aber nur 1 218 563 die Schule besuchten, und 235 213 keine Lehrbücher haben, dazu haben die Schulversäumnisse eine enorme Höhe; sie betrugen 1874 1 193 907, im Jahre 1877 aber 6 941 706 Schulversäumnisse. Die Zahl der Lehrer betrug 1877 20 717 (15 807 geprüfte und 4910 ungeprüfte) gegen 19 610 (15 375 geprüfte und 4235 ungeprüfte). Da nach einem Paragraphen des Schulgesetzes keine ungeprüfte Lehrer angestellt werden sollen, zeigt das Wachsen der Zahl der ungeprüften einen schweren Uebelstand im Unterrichtswesen. In Bezug auf Gebäude und Einrichtung entsprachen „nur wenige Schulen" den gesetzlichen Anforderungen. Das gesetzliche Minimum des Gehaltes eines ordentlichen Elementarlehrers beträgt 300 Gulden nebst Wohnung und Garten, das eines Hülfslehrers 200 Gulden nebst Wohnzimmer. Dagegen betrug die Durchschnittsbesoldung eines ordentlichen Lehrers 1877 354 Gulden 37 Kreuzer, die eines Hülfslehrers 202 Gulden 51 Kreuzer. Doch wurde das gesetzliche Minimum nur in 37 Distrikten überschritten, in 29 bleibt das Gehalt unter demselben, ja, 9 Distrikte bieten den Jugendbildern nur Besoldungen zwischen 129 und 192 Gulden. — Die Zahl der Schulen mit magyarischer Unterrichtssprache stieg von 6822 im Jahre 1874 auf 7024 im Jahre 1877, die der deutschen Anstalten sank von 1273 (im Jahre 1874) auf 1141 (im Jahre 1877), die der serbischen von 312 auf 259. (Gerade jetzt arbeitet man daran, sämmtliche Volksschulen zu magyarisiren.) Die Daten über die Unterrichtserfolge zeigen, daß beim Austritte aus der Schule im Jahre 1874 20,07 Proc. lesen und 73,93 Proc. lesen und schreiben konnten, 1877 dagegen nahmen 15 Proc. der Abiturienten die Kenntniß des Lesens und 84,8 Proc., in vier Distrikten gar nur 50,27 Proc. die Kenntniß des Lesens und Schreibens mit ins Leben. Höhere Volks- und Bürgerschulen sollten nach dem Gesetze in allen Gemeinden von wenigstens 5000 Einwohnern errichtet werden; die Zahl derselben beträgt nur 123, während ihrer nach dem Gesetze 335 sein sollten. Der Besuch derselben betrug 1874 11 305, stieg 1876 auf 14 837, sank aber 1877 auf 12 414 Schüler. Die Gymnasien in Ungarn sind reine Staatsgymnasien, die auf Staatskosten erhalten werden, königliche Gymnasien, die vom Studienfond erhalten werden, katholische Gymnasien verschiedener geistlicher Orden und Gymnasien anderer Konfessionen. Die Unterrichtssprache ist in den meisten Magyarisch. Ueber die Erfolge sagt ein Rescript des Unterrichtsministers vom 1. August 1878: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der unterrichtliche Erfolg an unseren Gymnasien im Allgemeinen in keinem Verhältnisse steht zu der Mühe und Zeit und zu den Kosten. Im Durchschnitte genommen bestehen 90 Proc. der Abiturienten die Maturitätsprüfung; doch haben die Maturitätszeugnisse in Oesterreich keine Geltung. Im Ganzen zählt man 148 Gymnasien, je eines auf 33 österreichische Quadratmeilen. Dieselben zeigen seit 1869 abnehmende Frequenz. Die Zahl der Realschulen vermindert sich, hervorragende Handels- und Industrieorte haben keine solche Anstalt. Von den Hochschulen zählte Pest 1878 2952 Hörer, doch darf man von der Höhe dieser Ziffer nicht auf den Ruf der Anstalt schließen. Im Allgemeinen stehen die ungarischen Hochschulen nicht auf gleicher Stufe mit den deutschen. Die vielen Rechtsakademien leisten fast nichts für die eigentliche Wissenschaft. Der Verfasser des Berichtes, Gymn.-Prof. Dr. Joh. Heinr. Schwicker, findet zwar „Ungarns Unterrichtswesen hat in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht", doch dürfte es noch längere Zeit dauern, bis das Land auf gleiche Stufe mit anderen gelangen wird.

Asien.

— Der „Turkestan. Ztg." zufolge ist der russische Oberstlieutenant Päwtzow, der im Sommer mit einer Handelskarawane von Westsibirien aus über Kobdo durch die Wüste Gobi bis zur Stadt Kuku-choto gegangen war, im Oktober wohlbehalten nach Omsk zurückgekehrt. Zwei Topographen in Päwtzow's Begleitung haben eine Marschrontenaufnahme des Weges der Karawane hergestellt, er selbst hat zehn Punkte astronomisch nach Länge und Breite bestimmt. Damit ist wieder eine Lücke in den geographischen Kenntnissen ausgefüllt und möglicherweise ein neuer Handelsweg von Westsibirien nach China gewonnen.

— Den Bemühungen des Herrn A. J. ten Brink ist es zu verdanken, daß sich zu Samarang auf Java neuerdings eine geographische Gesellschaft gegründet hat, die bereits über 100 Mitglieder zählt.

— Der Opiumimport in China, ebenso wie die Opiumkultur im Lande selbst, wächst von Jahr zu Jahr, wie folgende Uebersicht zeigt: 1871 betrug die Einfuhr 59 670, 1872: 61 193, 1873: 65 797, 1874: 67 468, 1875: 66 461, 1876: 68 042, 1877: 69 052, 1878: 71 492 Pikuls (zu 133 Pfund). Der meiste Opium geht über Hongkong und zwar bildet den Hauptbestandtheil die Malwa-Sorte, der Rest stammt von Patna, Benares und aus anderen Theilen Indiens. Circa 1100 Kisten Opium werden jährlich für die in Californien lebenden Chinesen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt; der Werth dieses Exports beträgt circa 330 000 Taels = 96 250 Pfund Sterling.

— Seitens der russischen Marine ist eine wissenschaftliche Expedition unter Lieutenant Onatzewitsch nach dem Großen Ocean entsandt mit dem Auftrage: 1. Astronomisch festzulegen und demnächst hydrographisch zu untersuchen die Flußmündungen an der Festlandsküste des Japanischen Meeres von der Südgrenze Rußlands bis zum de-Castris-Busen. 2. Geodätisch aufzunehmen den südwestlichen Theil der Peter-d.-Großen-Bai (Viktoria-Bai) und den Amur-Liman. 3. Astronomisch zu bestimmen eine Anzahl Punkte auf der Süd- und Ostküste der Insel Sachalin. 4. Die La-Perouse-Straße zu untersuchen und endlich magnetische Beobachtungen u. s. w. zu machen. Die Mitglieder der Expedition sind theils zu Schiff bereits unterwegs, theils begeben sie sich auf dem Landwege nach der Mündung des Amur.

— In der Sitzung der Russisch-Geographischen Gesellschaft vom 7. (19.) November 1879 wurden außer dem in Bd. XXXVI, Nr. 22 des „Globus" enthaltenen Telegramm von der Samara-Expedition über Potanin's Expedition in die nordwestliche Mongolei folgende Nachrichten mitgetheilt: Pontanin's Brief beschreibt seine Marschroute in der zweiten Hälfte des Juli und August a. St. Am 20. Juli (1. August) verließ die Expedition Izusylau und wandte sich

zum Ursprung des Flusses Charkiry, um das dortige Schneegebirge zu besuchen. Potanin fand dort einen Gletscher zwar von beschränktem Umfange, aber mit allen charakteristischen Merkmalen eines solchen: Querspalten, Seiten- und Mittelmoränen und Eistischen. Vom Gletscher wurden photographische Aufnahmen gemacht, im blüthenreichen Thale des Charkiry ein Herbarium gesammelt, dann ging die Expedition zum Kirgiz-nor. Auf dem Wege dahin durchschritt sie das Thal des Flusses Charatarbogaty, wo Steinkohlenschichten lagern. Herr Adrianow sammelte in diesen Schichten Abdrücke von Pflanzen. Am 1. (13.) August erreichte man die Ufer des Kirgiz-nor. Der See hat wüste, kieselbedeckte Ufer. Die Karawane lagerte in Folge dessen am See Baga-nor, der nur 6 Werst vom Westufer des Kirgiz-nor entfernt ist. Die Mongolen bezeugen, daß es in dem Gebiet nur zwei so große Seen giebt, den Ubsa und den Kirgiz; alle übrigen seien kleiner. Vom Kirgiz-nor zog die Expedition südwärts, um den Punkt zu erreichen, wo die Wasser der Seen Chara-usu und Durga-nor sich in den Dzabryn ergießen. Am 4. (16.) August gelangten die Reisenden zum Salzsee Dzeren-nor und erst am 9. (21.) August an die Ufer des Flusses Tachmeteli, wie der Ausfluß der großen Seen in den Dzabryn heißt. Der Tachmeteli hat nur eine Länge von 10 Werst; er fließt in felsigem Bette und kommt aus dem See Chara-nor, an dessen Nordufer Potanin ungefähr 18 Werst entlang ging. Der See Chara-nor ist einer der größeren, das gegenüberliegende südöstliche Ufer war nicht sichtbar. Der weitere Weg der Expedition lag auf dem nördlichen Ufer des Flusses Tschen-Charicha, der in den Chara-nor sich ergießt. Nach Ueberschreitung des Flusses kam die Expedition binnen zwei Tagen an die östlichen Gestade des Sees Chara-usu, indem sie dem rechten Ufer des Wasserlaufes folgte, der aus dem See abfließt. Der Chara-usu hat zwei Abflüsse, der östlicher liegende heißt Saichan-Chuldsh, der westliche Omek-Tschan; etwa 30 Werst unterhalb vereinigen sie sich in einem Flußbette und bilden dann den See Schugum-nor, oder Alyk-nor, aus dem der Tschan-Charicha abfließt. Die Insel zwischen dem Omek-Tschan und dem Saichan-Chuldsh, ein beträchtlicher Raum von 30 Werst Länge, ist im Allgemeinen ebene Steppe, hier und da besetzt mit isolirten kegelförmigen Erhebungen. Einer dieser Hügel, nahe dem See Chara-usu gelegen, ist beträchtlicher wie die anderen. Er führt, und nach ihm auch die ganze Insel, den Namen Akbysch. Nach Umwanderung der Südseite des Sees Chara-usu traf die Expedition am 19. (31.) August in der Stad Kobdo ein. Von dort gedachte Potanin auf geradem Wege wieder nach Ulan-gan und dann nach Ulukesh zu gehen. Außer den geographischen Nachrichten hat die Expedition auch eine reiche Sammlung von Gebirgs- und Steppenpflanzen mitgebracht; ferner sind die Abhänge des Kessels des Kirgiz-nor untersucht und Proben der Gesteinsschichten gesammelt worden. (Nach dem Prawit. Wjestn.)

— Kürzlich hat Herr von Dankelman in der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde Bericht erstattet über die so bald unterbrochene Fahrt des Dampfers „A. E. Nordenskiöld“ (s. „Globus“ XXXVI, S. 16 und 383), welcher von Herrn Sibiriakow in St. Petersburg ausgerüstet worden war, um den Prof. Nordenskiöld aufzusuchen, am 13. Mai 1879 Malmö verlassen hatte und am 27. Juli glücklich in Jokohama eingetroffen war. Da Professor Nordenskiöld dort noch nicht angelangt war, wurde am 1. August die Fahrt nach der Beringsstraße fortgesetzt. Kapitän Sengstacke war der Ansicht, daß die „Vega“ gerade zu dieser Zeit Japan erreichen müsse und daß sie die an der Ostküste von Japan herabkommende kalte Meeresströmung zu ihrem raschern Fortkommen benutzen würde, und schlug deshalb, um ihr zu begegnen, den ungewöhnlichen Kurs dicht an der Ostküste Japans nach Norden ein. Hierbei gerieth sein Schiff, jedenfalls durch die Strömung versetzt, am 5. August 5½ Uhr Morgens bei dichtem Nebel auf eine Sandbank nahe an der Küste von Jezo unweit des Vorgebirges Uzu. Eine volle Woche brachte die Besatzung am Strande zu, ohne indeß das Schiff wieder flott machen zu können, wurde dann zu Pferde nach der zehn Stunden entfernten Stadt Nemoro dirigirt und erreichte über Hakodate am 17. September Jokohama, wo Nordenskiöld inzwischen eingetroffen war. Kapitän Sengstacke blieb bei dem Schiffe, dessen Rettung ziemlich unwahrscheinlich ist; weitere Nachrichten sind von ihm noch nicht eingetroffen.

Afrika.

— Wie der „Cape Argus“ vom 14. Oktober 1879 meldet, wollten zwei Engländer, C. F. H. Bagot und H. E. C. Beaver, Mitte Oktober eine auf die Dauer von vier Jahren berechnete Reise durch Afrika vom Kaplande nach der Seenregion antreten. Ihr Hauptziel ist „eine vollständige astronomische und allgemeine Aufnahme des Landes zwischen dem Zambezi und dem Albert-Njanza und Viktoria-Njanza“. Eine Aufgabe, wozu vier Jahre und die Kräfte von zwei Menschen gewiß nicht ausreichen. — Nach dem ägyptischen Sudan, wo möglich nach Kaffa und zu den Quellen des Djuba wird zu Anfang des Jahres 1880 Baron von Müller-Osko-Capitany aufbrechen. Dankenswerth wäre es schon, wenn es ihm gelingt, wie er beabsichtigt, einige Lücken unserer Karten auszufüllen, namentlich die Landschaften Dembelas und das Barkaie-Tiefland südlich von Kassala zu besuchen. — Von einem dritten Plane berichtet die „Academy“. Danach will der Prinz von Monaco eine Forschungsreise durch Abessinien, Schoa und die Seenregion unternehmen.

— Von Serpa Pinto hatten sich in Bihe bekanntlich die Marineoffiziere Capello und Ivens getrennt, um nordwärts den Quango bis zu dessen Mündung in den Congo zu verfolgen. Daß sie schon seit lange am obern Quango verweilen, ist bekannt, der Grund ihres Stillstandes aber wurde erst vor Kurzem in der Geographischen Gesellschaft zu Lissabon erwähnt: die Reisenden befanden sich nämlich von allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung ihrer Rekognoscirung des Quango entblößt. Ehe ihnen noch Hülfe geleistet werden konnte, langten sie kürzlich fieberkrank und mit zerfetzten Kleidern in Loanda an; die erlangten Resultate sollen umfangreich und, was noch besser, exakt sein. Sie beabsichtigen sich in Mossamedes zu erholen und ihre Beobachtungen auszuarbeiten. Ueber den Zeitpunkt ihrer Rückkehr nach Portugal verlautet nichts.

— Frankreich, welches doch erst vor kurzer Zeit seine Besitzungen an der Küste von Ober-Guinea aufgegeben hat, hat sich durch einen Vertrag vom 9. April 1878 (wie L'Afrique explorée Nro. 5 mittheilt) vom Könige von Dahome das Gebiet von Kotonu abtreten lassen, dasselbe administrativ der Kolonie Gabon unterstellt und den Oberbefehlshaber des südatlantischen Geschwaders ermächtigt, in Kotonu von sämmtlichen Waaren Eingangszölle zu erheben, deren Höhe durch Dekrete bestimmt werden.

— F. M. Hildebrandt schreibt aus Nossibé (Madagascar), daß er den Ort Beravi besucht habe, wo Dr. Rutenberg ermordet wurde (s. „Globus“ XXXV, S. 300). Er hat an der betreffenden Stelle ein Steindenkmal errichtet, konnte aber trotz eifrigen Suchens den Leichnam, welchen die Mörder in einen Gießbach geworfen hatten, nicht auffinden; die Stelle hat er photographisch aufgenommen und das letzte Tagebuch mit stenographischen Notizen Rutenberg's nach Bremen gesendet. (Nature.)

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Die Melanesier der Malaiischen Halbinsel. (Mit einer Figur.) — Dr. Alfred Nehring: Lößablagerungen in Norddeutschland. — Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 11. December 1879.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. GLOBUS № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

II.

Am 16. Juli machten die Yuka-Neger einen Versuch, die Reisenden im Stiche zu lassen, und führten als Grund an, daß Crevaux einem Brüllaffen, den sie für heilig halten, das Fell abgezogen habe; doch ließen sie sich rasch besänftigen und zur Fortsetzung der Fahrt bewegen. Während der nächsten Tagereisen waren die Ufer des Flusses unbewohnt, was die Reise überaus einförmig machte; um sich zu zerstreuen, unternahmen sie während der Ruhepausen kurze Ausflüge in das Land hinein. Ganz Guayana ist in seinem Innern mit einem unermeßlichen Waldesdickicht bedeckt, welches nur durch die Flußläufe und einzelne Stellen mit unfruchtbarerem Erdboden Unterbrechungen erfährt. Das Niederland längs der Küste wird von Savannen eingenommen, dessen Gräser von Viehherden in voller Freiheit abgeweidet werden. Im Innern des Landes fand Crevaux nur eine einzige Savanne, beim Dorfe Kotika im Lande der Bonis. Von dem äquatorialen Walde macht man sich selten eine richtige Vorstellung; Palmen ohne Zahl und sonderbar gestaltete Bäume, von Schmarotzerpflanzen bedeckt und von Lianen umschlungen — das findet sich nur auf den Inseln längs der Küste und an den Mündungen der Flüsse. Der Urwald, „das große Holz", wie man in Guayana sagt, macht einen kältern, strengern Eindruck: Tausende von Stämmen steigen säulenartig bis zu 35 und 40 Meter Höhe empor und tragen dort ein Laubdach, welches fast keinem einzigen Sonnenstrahle den Durchlaß gestattet. Auf dem Boden sieht man kein Kraut, kein Grün, nur Pilze, Farne und dergleichen sowie trockene, mit Schimmel bedeckte Blätter und Aeste. Es fehlt an Luft; man riecht förmlich das dort lauernde Fieber. An den Ufern der Flüsse aber gelangen auch die niederen Pflanzen, die Gesträucher und kleinen Bäume zur Geltung, erhalten ihren Theil an Luft und Licht und treten mit ihren Blüthen und Früchten und Schlingpflanzen an die Stelle der Pilze und Farne; der Pflanzenwuchs gewinnt an Zierlichkeit und wird malerisch, die Thierwelt mannigfaltiger.

Erst am 18. Juli begegneten sie wieder Menschen, einem Boote mit sieben Weibern; eines hinter dem andern sitzend und die älteste in der Mitte, so fuhren sie nach dem jenseitigen Ufer, um Reis zu ernten. Gleich darauf erreichten sie das Dorf Paramaka. Dasselbe wird von etwa 100 Negern bewohnt, früheren Sklaven, welche um 1826 ihren Herren in Holländisch-Guayana entliefen. Nach Pater Krönner, welcher lange Zeit bei diesen wieder zu Wilden gewordenen Schwarzen zugebracht hat, kommt der Name Paramaka von den beiden Worten para = Fluß und maka, die Frucht eines dort vielfach wild wachsenden großen Baumes. Dem Häuptlinge des Dorfes schenkte Crevaux einen grünen Sammetmantel, welchen er nebst anderen ausgemusterten Theaterkostümen auf seine Bitte vom französischen Unterrichtsminister geliefert erhalten hatte — nebenbei gesagt, eine sehr praktische und nachahmenswerthe Verwendung solcher werthlosen Dinge, wenn auch beklagenswerth vom ethnographischen Standpunkte aus. Anfangs war der beschenkte Schwarze sehr glücklich, nachher aber zeigte er sich enttäuscht, als er erfuhr, daß der Reisende noch prächtigere Stücke unter seinem Vorrathe mit sich führe. Sein Aerger war so groß, daß Crevaux es für nöthig hielt, Nachts seine Boote bewachen zu lassen; vielleicht war das auch der Grund, daß er sich am folgenden Morgen dem Wunsche der Missionäre,

die Kinder des Dorfes zu taufen, widersetzte und sie nur eine Messe lesen ließ.

Nach sieben Reisetagen, von denen nichts Merkwürdiges zu berichten ist, langten sie am Fuße des großen Manbari-Falles an und fanden Aufnahme in einer Faktorei des M. Lalanne. Sie befanden sich dort nur wenige Stunden von dem Zusammenflusse des Aua und des Tapanahoni; aber der Fluß ist hier mit schrecklichen Stromschnellen wie bedeckt. Die bedeutendsten heißen Singa-tetey (verdoppelt das Ankertau), Man-bari (der Mensch schreit) und Mankabi (der Mensch endigt). Während der trockenen Jahreszeit, von Juli bis November, ist die Befahrung der Flüsse in Guayana weniger gefährlich, als während der großen Regen. Gegen Ende December ist die Strömung so reißend, daß die Lenkung eines Bootes fast zur Unmöglichkeit wird, und deshalb wagen sich zu dieser Zeit die Eingeborenen nur hinaus, wenn der Hunger sie treibt. Danach muß sich auch der Reisende richten; doch sind leider während der trockenen Jahreszeit auch die Fieber häufiger und schwerer, im Innern sowohl wie an der Küste; gegen Ende des Juli erreichen sie den höchsten Stärkegrad. Crevaux ist der Ansicht, daß man sich nicht vor Mitte des August, d. h. einen Monat nach dem Aufhören des Regens, auf Reisen begeben soll; auch sonst giebt er noch eine Anzahl von Regeln für die Befahrung der dortigen Ströme, die wir indessen, so nützlich sie sich für spätere Reisende erweisen mögen, hier übergehen.

Eine Stromschnelle in Guayana. (Nach einer Photographie.)

Am 23. Juli wurde die Stelle erreicht, wo aus dem Zusammenflusse des Aua und des Tapanahoni der Maroni entsteht. Man fuhr letztern Fluß etwa eine (nautische) Meile hinauf bis zu einigen Hütten, wo der Gran-man (Häuptling) der Poligudus haust. Allein er wie die meisten Bewohner des Weilers waren schon vor vier Tagen zum Tanze nach dem Yuca-Dorfe Malobi gegangen und wurden nicht vor dem Abend des nächsten Tages zurückerwartet. Der Stellvertreter des Häuptlings gestattete ihnen aber nicht, nach Malobi zu fahren — denn die Poligudus (Polygoudoux) wollen zeigen, daß sie die Hüter der Maroniquellen sind —, sandte jedoch einen Boten an ihn, um ihn herbeizuholen. Die Zeit des Wartens verkürzte sich Crevaux mit einer Flußfahrt, um die verhältnißmäßige Größe der beiden Quellflüsse des Maroni kennen zu lernen. Man sieht den Aua als den Hauptarm an, und derselbe ist in der That, was Breite, Tiefe und Schnelligkeit anlangt, um ein Drittheil wichtiger, als der Tapanahoni. Ebenso bezeichnen die Poligudu-Neger, entlaufene schwarze Soldaten der Holländer, welche am Zusammenflusse beider Ströme wohnen, den Aua als die Mutter des Maroni. Nach Vidal wälzt derselbe im September, d. h. in der Mitte der trockenen Zeit, 35 960 cbm Wasser zu Thal, der Tapanahoni nur 20 291. Letzterer entspringt nach Angabe der Roucouyennes im Gebirge Tumuc-humac unweit der Quelle des Parn. An ihm liegen mehrere Dörfer der Yucas, welche gleichfalls von entlaufenen Sklaven aus Holländisch-Guayana abstammen und dort als „Buschneger“ bezeichnet werden. Ihr Flüchten begann im Jahre 1712. Damals hatte der französische Admiral Cassar Surinam erobert und der Stadt eine Kontribution von $1\frac{1}{2}$ Mill.

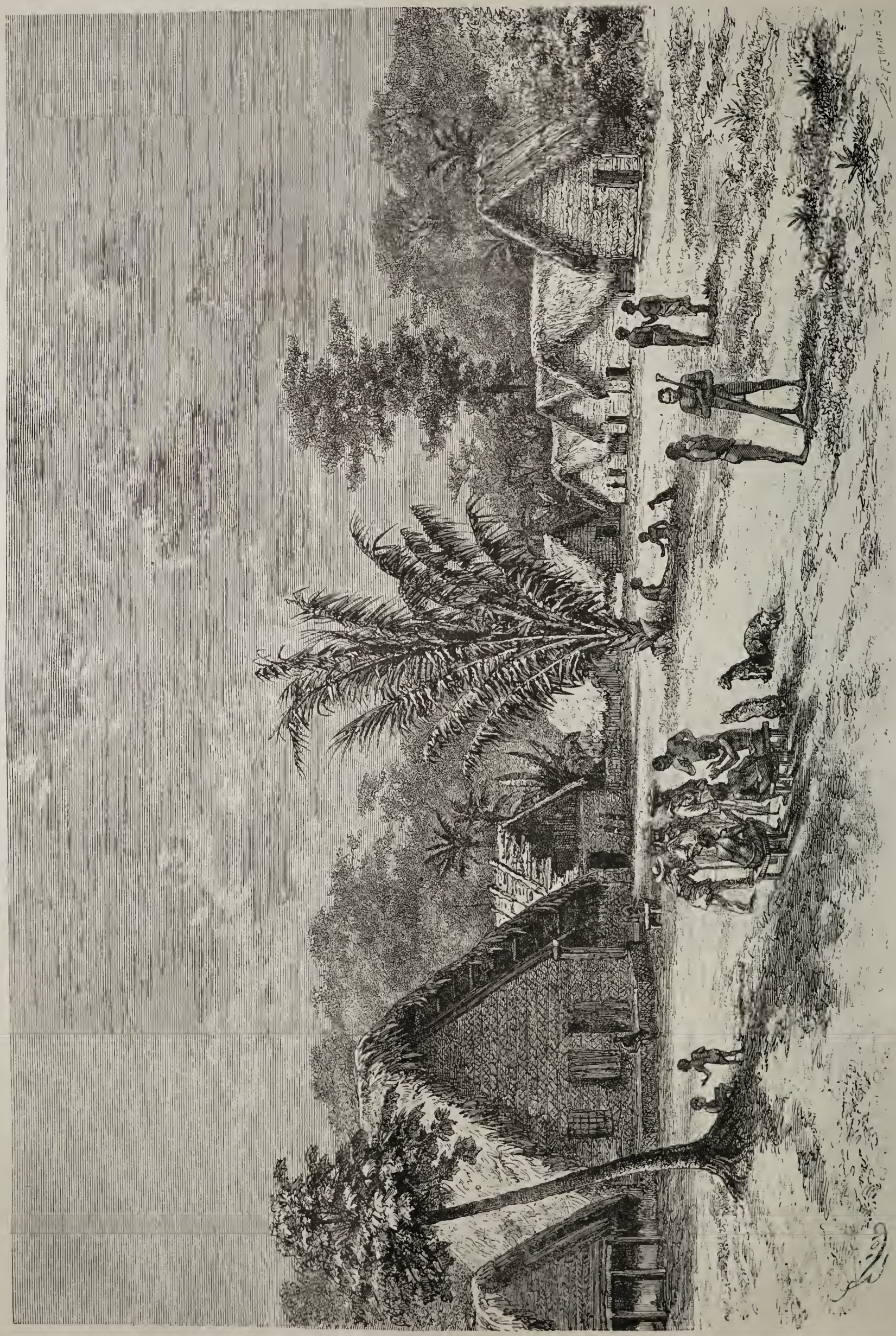
Franken auferlegt. Nun hatten die Behörden die unglückliche Idee, diese Summe nach der Anzahl der Sklaven zu vertheilen, so daß mehrere große jüdische Besitzer, um billiger davon zu kommen, einen Theil ihrer Sklaven in die Wälder sich flüchten ließen, aus denen sie nicht wieder zurückkehrten. Die Zahl der Flüchtlinge vergrößerte sich von Tag zu Tag; sie überfielen einzelne Ansiedelungen, und schließlich sahen sich die Holländer genöthigt, einen regelrechten Feldzug gegen sie zu eröffnen und, als derselbe mißglückte, mit ihnen zu unterhandeln. Sie erhielten ihre völlige Freiheit unter der Bedingung, in Zukunft flüchtige Sklaven an deren Besitzer auszuliefern, stellten ihre kriegerischen Einfälle ein und siedelten sich am Tapanahoni an.

Der Gran-man der Poligudus wollte bei seiner Rückkehr vom Tanze den Reisenden nicht eher Leute mitgeben, als bis er den Himmel oder den Gott (gadu) befragt. Zu diesem Behufe beschmierte er sich die Stirn mit weißem Thon und stimmte am Eingange seiner Hütte einen traurigen Gesang an, der nicht weniger als zwei Stunden lang dauerte und der ihn schließlich in solche Aufregung versetzte, daß er wild mit seinen großen Augen rollte und in epileptische Zuckungen verfiel. Zuletzt erklärte er, daß ihm der Gadu erlaube, den Reisenden Ersatzleute für ihre Yucas, die dort umkehrten, zu stellen, verlangte aber dafür so ansehnliche Entschädigung, daß man auf seine Forderungen nicht einging und mit den acht noch übrigen Ruderern die Reise fortzusetzen

Beschwörung in einem Dorfe der Poligudus. (Nach einer Skizze von Dr. Crevaux.)

beschloß. Langsam vordringend, erreichte man am sechsten Tage das Land der Bonis, nicht ohne daß Crevaux unterwegs vom Fieber ergriffen worden war. Nachdem er am dritten Tage genesen, erkrankten die beiden Missionäre und zwar so heftig, daß sie nach der Küste zurückkehren mußten. Der Doktor bat nun den Gran-man der Bonis um Mannschaft und Lebensmittel, um seine Reise fortsetzen zu können, erhielt aber am dritten Tage von der Rathsversammlung den Bescheid, daß dies nicht vor dem siebenzehnten Tage geschehen könne, an welchem die Festlichkeiten zu Ehren des verstorbenen Gran-man ihr Ende erreichten: es war das nur ein Vorwand, um ihn zu entmuthigen und von seinem Vorhaben abzubringen. Diesen Aufenthalt unter den Bonis, welcher schließlich einen vollen Monat dauerte, benutzte der Reisende, um zahlreiche Daten über ihre Geschichte, ihre Sitten, Religion, Sprache u. s. w. zu sammeln, wovon Einiges hier Platz finden mag.

Im Jahre 1772 soll ein besonders intelligenter Neger, Boni mit Namen, dem sein Herr ein Versprechen nicht erfüllte, einen Aufstand gegen Holland erregt und sich zunächst an seinem Beleidiger durch Brandstiftung und Mordthaten gerächt haben. Die durch ihn befreiten Sklaven schlossen sich ihm willig und in solcher Menge an, daß sich die Kolonie endlich hülfesuchend an das Mutterland Holland wendete, welches 1200 Mann unter Oberst Fourgaud schickte. Dieselben kämpften mit sehr wechselndem Glücke gegen die Empörer, welche sich am obern Maroni niedergelassen hatten; nur etwa hundert von ihnen sahen ihr Vaterland wieder, und der Kampf erreichte nur durch Verrath ein Ende: den Holländern befreundete Yucas schossen den Boni meuchlings



Ein Dorf der Boni-Indianer. (Nach einer Skizze des Dr. Crevaux.)

nieder, um sich das ausgesetzte Blutgeld zu verdienen. Von der Meeresküste abgeschnitten, suchten die Bonis nun Verbindungen mit den Indianern des Innern anzuknüpfen, zunächst mit den Oyampis am obern Oyapock. Aber auch dort begegnete ihnen Verrath, und sie waren zu heftigen Kämpfen gezwungen, welche ihnen wenigstens freie Schifffahrt auf dem Oyapock eintrugen. Allein die französischen Kolonisten am Unterlaufe des Stromes fürchteten für die Sicherheit ihrer Ansiedelungen und erwirkten den Bau eines Forts auf der kleinen Insel Casfefoca, etwas unterhalb des ersten Wasserfalles. Der erste Trupp Bonis, der diesen Punkt zu überschreiten wagte, um friedliche Handelsbeziehungen einzuleiten, wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemetzelt. Auch dieser Ausweg war ihnen versperrt. Nicht besser war der Empfang, den ihnen der Stamm der Oyacoulets am obern Maroni bereitete. Vor etwa zwanzig Jahren endlich gelang es ihnen, sich mit den Gouverneuren von Holländisch- und Französisch-Guayana in Verbindung zu setzen; aber noch heutigen Tages wird die freie Fahrt auf den Strömen durch das leicht erklärliche Mißtrauen der Neger gegen die Weißen und die Indianer gehindert. Jeder Stamm hindert die übrigen, sein Gebiet stromauf- oder abwärts zu passiren: die Yucas lassen nicht die Trios-Indianer auf dem Tapanahoni herabfahren, die Poligudus versperren den Bonis den Maroni, die Bonis lassen kein Boot der Yucas und Poligudus den Aua hinauf, keines der Roucouyennes, Emerillons oder Oyacoulets den Aua hinunter.

Alle diese Wilden gleichen sich im Aeußern und in ihren Sitten; haben sie doch dieselbe Herkunft und leben sie unter gleichen Verhältnissen. Es sind Neger von der Küste Afrikas, welche mehr oder weniger lange Zeit in Holländisch-Guayana als Sklaven gelebt haben und nach kurzem Aufenthalte im Urwalde ihr wildes Leben wieder aufgenommen haben.

Piroge der Bonis; dahinter Piroge der Galibis. (Nach Skizzen des Dr. Crevaux.)

Manche Weiber tragen eine hübsch tatuirte Rosette um den Nabel, welche durch kleine, vier- bis fünfmal wiederholte Einschnitte in die Haut hervorgebracht wird. Nebenbei bemerkt, sind bei den Negern Wunden, die sich nur auf die Haut erstrecken, von dunkelschwarzer Farbe, tiefergehende dagegen vollständig weiß. Diese Wilden bemalen sich nicht die Haut, wie die Eingeborenen von Amerika; nur wenn sie ihre Gottheit anrufen, beschmieren sie sich die Stirn mit weißem Thon.

Männer und Frauen machen sich Flechten in Gestalt von Kronen oder bauen ihren Kopfputz mitunter in Pyramidenform auf, zu welchem Behufe sie ihre Haare mit irgend einem Fette, wie dem Carapa-Oel, einschmieren. Die Männer tragen keinen Bart, welcher überdies wenig entwickelt ist; sie rasiren sich mit Flaschenscherben oder mit mehr oder weniger scharfen Messern. Ihre Kämme sind von Holz und haben sehr große und lange Zähne. Besonders junge Leute geben sich viele Mühe beim Schnitzen derselben und verehren sie dann ihren Angebeteten als Zeichen der Freundschaft. Alle diese Schwarzen haben prachtvolle Zähne von blendender Weiße; jeder Boni oder Yuca sorgt beim Aufstehen zuerst dafür daß ihm sein Weib lauwarmes Wasser bringt, mit welchem er sie reinigt, und niemals nehmen sie eine Mahlzeit zu sich, ohne sich zuletzt den Mund mit kaltem Wasser auszuspülen. Kein Tag vergeht, ohne daß Männer, Frauen und Kinder bis herab zu den kleinsten sich im Flusse baden; namentlich thun sie es, wenn es ihnen sehr heiß, und sie zaudern nicht, sich mitten im ärgsten Schwitzen in das Wasser zu stürzen.

Ihr Gesundheitszustand ist im Allgemeinen ein guter. Am häufigsten kommen Hautkrankheiten vor, sodann Geschwüre an den Beinen; Crevaux bemerkte auch mehrere Fälle von Elephantiasis. Im Ganzen haben sie vortreffliche Augen; Schielen und Affektionen der Bindehaut und der Hornhaut sind selten, häufiger solche des Glaskörpers; eine ganze Anzahl von Greisen war mit dem Staare behaftet. Krankheiten der Rückenmarks- und Gehirnnerven sind viel seltener, als bei den Weißen, unzweifelhaft weil das Nervensystem der Schwarzen viel apathischer ist, als das der Weißen. Skrophulose ist selten; Narben, die von Ganglienabscessen herrührten, hat Crevaux nicht gesehen, aber ein Mädchen und ein Kind mit freiwilligem Hinken. Sieche schleppten sich mühsam an einem großen Stocke vorwärts, denn Krücken sind unbekannt. Blutarmuth und Bleichsucht verräth sich

Boni-Indianer. (Nach Photographien.)

durch Entfärbung der Haut. Ueberhaupt befinden sich diese Wilden um so besser und erscheinen um so schöner, je glänzender und dunkeler ihre Hautdecke ist.

Viele Kinder haben einen sehr großen Bauch; Nabelbrüche sind sehr häufig, aber wenig umfangreich; sie kommen vielleicht daher, daß sie die Nabelschnur in gleicher Höhe mit dem Nabel abschneiden.

Unter allen Pflanzen, die sie bei Krankheiten anwenden, bietet nur eine einzige wirkliches Interesse, der Bamba, ein lorbeerartiger Baum, welchem sie durch Einschnitte in den Stamm eine durchsichtige, aromatische Flüssigkeit (uata bamba, d. i. Bambawasser) entziehen, mit der sie ihre Parasiten vertilgen.

Die Kleidung dieser Schwarzen ist die denkbar einfachste; die meisten Frauen tragen nur ein Stück Zeug von 10 qcm Größe, das wie ein zum Trocknen aufgehängtes Stück Wäsche an einer um die Taille geschlungenen Schnur befestigt ist. Nur bei feierlichen Gelegenheiten hüllen sie sich in die Camisa, welche von der Taille bis zur Mitte des Oberschenkels reicht. Die Männer tragen ein Stück Zeug, welches zwischen den Beinen hindurch gezogen und vorn und hinten an einem Gürtel befestigt wird. Beide Geschlechter schmücken sich mit zahlreichen Bändern und Ringen um Hals, Handgelenk und Kniekehle und schätzen dieselben sehr; die Poligudus z. B., welche Crevaux zu den Bonis begleiteten, wollten sich niemals vor ihren Nachbaren zeigen, ehe sie nicht sämmtlichen Schmuck angelegt hatten. Die Halsbänder haben meist eine religiöse Bedeutung. So trug ein alter Häuptling am Halse einen Klumpen Thon, in welchen der Kopf eines jungen Adlers so eingehüllt war, daß nur der Schnabel hervorguckte. Er ließ Crevaux diesen Schmuck abzeichnen, erbat sich zur Belohnung etwas Rum, genoß aber selbst nichts davon, sondern goß alles auf den Thonkloß. Es war dies ein Opfer, welches er seinem gadu brachte.

Die Bonis leben meist in viereckigen, mit Palmblättern bedeckten Hütten; mitunter sind dieselben nach allen vier Windrichtungen offen, meist aber ringsum geschlossen und nur durch einen engen und sehr niedrigen Eingang zugänglich, der zuweilen durch eine Thür mit hölzernem Schlosse verschlossen werden kann. Das einzige Haus, welches ein Stockwerk hatte, war das des Gran-man der Poligudus (s. Abbildung S. 19); man konnte in dasselbe nur auf einer gegen das Fenster gelehnten Leiter gelangen.

Meist findet man neben den Häusern auf hölzernen Dreifüßen, die etwa 1 m von dem Boden hoch sind, halbirte Kalebassen stehen, welche in Wasser gekochte Kräuter enthalten; diesem Absude werden allerhand magische Eigenschaften zugeschrieben. So trank ein junges Mädchen davon, um die Liebe eines Ruderers aus Crevaux's Mannschaft zu gewinnen. Auf der Schwelle der Häuser bemerkt man einen Stab, an welchem ein Lappen aus dem Lendentuche eines Vorfahren hängt. Derselbe wird häufig mit Flüssigkeiten benetzt und soll dazu dienen, Diebe vom Einbrechen zurückzuhalten. Die Häuser eines Dorfes sind in einem mehr oder minder regelmäßigen Umkreise errichtet; der freie Raum in der Mitte dient als Versammlungsplatz. Dort trocknen die Frauen den Reis und bereiten aus Maniokwurzeln Kassave und Cachiri, ein gegohrenes Getränk. Dort berathen die Alten, auf Schemeln sitzend, über alle Angelegenheiten, welche das Interesse des Stammes berühren. Allmorgendlich bei Sonnenaufgang wird dieser Platz gefegt, und die Frauen entfernen sorgfältig selbst die kleinsten Grashälmchen, um Schlangen, Spinnen, Skorpione und anderes giftiges Gewürm, das den Kindern gefährlich werden könnte, fern zu halten.

In allen Dörfern bemerkte Crevaux ein kleines, sorgfältig verschlossenes Haus, das etwas abseits lag. Bei den Poligudus fiel es dem Reisenden ein, es sich in demselben bequem zu machen, um ungestörter zu sein. Niemand besuchte ihn dort, um sein Gepäck zu besichtigen, und die Eingeborenen kamen nicht, selbst wenn er sie herbeirief, um ihnen etwas zu schenken. Die Zurückhaltung der Leute, welche ihm so oft durch ihre zudringliche Neugierde lästig fielen, setzte ihn in Erstaunen; erst später brachte er in Erfahrung, daß jenes Haus ausschließlich für Frauen bestimmt ist, welche sich dort in gewissen Perioden ihres geschlechtlichen Lebens aufhalten.

Bei den Bonis fand Crevaux außerdem eine kleine Hütte, in welcher sich eine rohe Statue aus Thon mit sehr großen Brüsten befand. Dieselbe wurde maman-groon, das ist Mutter der Erde, genannt. Auf die Frage, ob das eine Göttin sei, welche Maniok und Reis wachsen lasse, antworteten die Bonis lachend, daß maman-groon nichts anderes zu thun habe, als sich zu amüsiren. Da zu ihren Füßen ein Tambourin und verschiedene musikalische Instrumente lagen, so nimmt der Reisende — es ist fraglich, mit welchem Rechte — an, daß es eine Göttin des Tanzes und des Vergnügens ist.

Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von Großbritannien.

a. Wie in früheren Jahren geben wir auch heuer einen Ueberblick der Abhandlungen, welche in dem soeben abgeschlossenen achten Bande des Journals des anthropologischen Instituts von Großbritannien und Irland enthalten sind.

Allgemein ethnologischen Inhalts sind diesmal weniger Aufsätze als sonst. Notizen über die Piojes am Putumayo theilt nach eigener Anschauung Alfred Simson mit (S. 210 bis 222). Sie heißen auch Macaguajes und sind ein halbcivilisirtes Volk, ein dem Christenthum ergebener Stamm, ohne jedoch innerlich dasselbe schon erfaßt zu haben. Auch sind noch die meisten der altheidnischen Sitten und Gebräuche bei ihnen gang und gäbe; sie zupfen sich die Augenbrauen und Augenlider aus, durchbohren noch die Nasenscheidewand, Vater und Mutter fasten nach der Geburt eines Kindes, und der heranwachsende Jüngling steckt die Hand in einen Ameisenhaufen und läßt sie zerstechen, damit sie geschickt zur Handhabung von Bogen und Pfeil werde. Von ihrer Sinnesschärfe weiß Simson außerordentliche Beispiele zu erzählen (S. 215). Noch so weit im Urwalde entfernt von ihren Ansiedelungen — der Verfasser spricht von Hunderten von Miles — wußten sie stets genau anzugeben, in welcher Richtung dieselben lagen, was Simson durch den Kompas controlirte. Während sie mit ihm auf dem Tocantins waren, wohin sie ihn begleitet, konnten sie das Geräusch eines Dampfers eine Stunde vor dessen An-

kunft vernehmen, und ebenso hörten sie ein Dorf und dessen Lärm eine halbe Stunde, bevor man bei demselben anlangte.

Die Ethnologie Polynesiens behandelt der Missionär S. J. Whitmee, der lange in der Südsee lebte (S. 261 bis 279). Seine Arbeit ist von einer großen ethnographischen Karte begleitet, die indessen kaum Vorzüge gegenüber der ethnographischen Karte der Südsee von Gerland in Waitz' Anthropologie zeigt und z. B. die Chatham-Inseln, wo doch Maori wohnen, ohne Farbe läßt. Schematisch, durch rothe Streifen, sucht Whitmee die Einwanderung der Polynesier in das Gebiet der Melanesier darzustellen. Durchaus verunglückt erscheint uns der Versuch desselben Verfassers (S. 360 bis 367), eine neue Nomenklatur für die verschiedenen Racen und Stämme der Südsee einzuführen. Er verlangt, daß Polynesien nur als geographischer Begriff für alle Inseln östlich von den Philippinen und Neu-Guinea bis zur Osterinsel gebraucht werde, daß ferner die Bezeichnungen Melanesien und Mikronesien ganz wegfallen sollen. Die drei dunkelfarbigen Racen, die hier in Betracht kommen, nennt er Australier, Negritos und Papuas und zusammenfassend Negrito-Polynesier. Ebenso nennt er Malaio-Polynesier alle braunen Racen, die Madagassen und Formosaner einbegriffen. Diejenigen des Indischen Archipels bezeichnet er als Malaien, jene Nordwest-Polynesiens als Tarapon und die im östlichen Polynesien und Neu-Seeland als Sawaiori. Diese beiden willkürlichen und ganz unnöthigen Benennungen bildet Whitmee die erstere von Tarawa in der Gilbertgruppe, Ponape der Karolinen-Insel; die letztere von Samoa, Hawaii und Maori; daß er mit solchen Kunststückchen keinen Erfolg haben wird, läßt sich wohl als sicher annehmen.

Ethnographische Notizen über die Koitapu und Motu, die Bewohner der Südostspitze Neu-Guineas, giebt der Missionär W. G. Lawes (S. 369 bis 376). Da Lawes drei Jahre lang unter diesen Stämmen lebte, so lernte er sie genau kennen, und seine Schilderungen dienen als gute Ergänzung der Arbeiten von Stone, Comrie, Moresby und anderen. Er hebt besonders die große Verschiedenheit der dort herrschenden Sprachen und Dialekte hervor, deren er nicht weniger als 25 auf einer Strecke von 300 engl. Meilen Länge zählte.

Ein gerade jetzt sehr zeitgemäßes und vielbesprochenes Thema behandelt (S. 38 bis 48) Francis A. Allen, nämlich die ursprüngliche Verbreitung der Papua- und Negrito-Race. Wie so viele andere Naturvölker scheinen auch diese „Melanesier" dahinzuschwinden und sich allmälig mit den aktiveren Malaien und Polynesiern zu verschmelzen. Die Ansicht Allen's, daß diese dunkelfarbigen, kraushaarigen Leute einst einen weit größern Verbreitungsbezirk inne hatten, als heute, ist weder neu noch originell, nur wagte bisher kein Forscher diesen Bezirk so weit zu ziehen wie Allen, der die Papuas at a remote epoch mit den Westafrikanern in Verbindung bringt und dieselben auch nach Amerika reichen läßt, um daran die kühne Vermuthung zu knüpfen, „daß hier vielleicht das fehlende Glied zwischen der Cultur der alten Welt und der mysteriösen Civilisation Amerikas vorliegt". Letztere wird freilich denjenigen immer mysteriös bleiben, welche sich nicht zu der einfachen und natürlichen Idee emporschwingen können, daß die amerikanische Civilisation (Kultur) eben selbständig auf amerikanischem Boden erwuchs. Das von Allen beigebrachte Material ist durchaus ungenügend und reicht bei Weitem nicht an das von holländischen und deutschen Forschern (A. B. Meyer) beigebrachte heran. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die Aufsätze von Dr. Mundt-Lauff in der zu Halle erscheinenden „Natur" (Jahrgang 1879) aufmerksam, welche kritisch gesichtet die Negritos der ostasiatischen Inselwelt behandeln.

H. H. Howorth, welcher die östlichen Völker Europas und ihre Wanderungen in das Bereich seiner Studien gezogen hat, bespricht im vorliegenden Bande (S. 65 bis 91) die Ausbreitung der Südslaven, wobei er wesentlich auf deutscher Forschung steht und deutsche Werke ausgiebig benutzt werden, was die Darstellung leicht erkennen läßt (The country occupied by the Serbs was divided into seven „gaus", p. 71). Von den physischen Eigenschaften der heutigen Bulgaren handelt (S. 232 bis 238) der verdiente Kraniolog Dr. John Beddoe. Er stützt sich auf Virchow und den Polen Kopernicki und findet, daß die Bulgarenschädel sich von jenen der Türken und Südslaven wesentlich unterscheiden und den esthnischen Formen, ja noch mehr den ugrischen sich nähern. Daß bei einer solchen Bestimmung die historisch verbürgte Abstammung der Bulgaren von den Wolgafinnen unberücksichtigt geblieben sein sollte, ist wohl kaum anzunehmen. Bisher hat die noch experimentirende Kraniologie wohl Nutzen gezogen von historischen und linguistischen Fingerzeigen; es ist uns aber noch kein Fall bekannt geworden, daß dieselbe umgekehrt ersprießlich geworden wäre. Das Tastende, welches die Signatur unserer heutigen Schädelmeßkunde ist, spricht sich schon in der Anzahl der Methoden aus, welche beim Messen angewandt werden, und so bringt auch hier G. M. Atkinson (S. 279 bis 281) eine neue Skala bei, um Schädelindices zu finden. Dr. Carter Blake beschreibt im Verein mit Professor Owen die von Burton aus Midian mitgebrachten Schädel, welche verschiedene Typen repräsentiren (S. 319 bis 323), und Professor Rollaston beschäftigt sich (S. 377 bis 388) mit einem zu Eißbury ausgegrabenen merkwürdigen Skelete.

Physiologischer Natur ist die Abhandlung von H. C. Sorby „Ueber die färbende Materie der Menschenhaare" (S. 1 bis 13). Farbe und Beschaffenheit des Haares sind seit langer Zeit als charakteristische Eigenschaften und Racenmerkmale aufgefaßt worden, doch war man über die Chemie der Farbstoffe völlig im Unklaren, während mikroskopische Untersuchungen über die Struktur des Haares massenhaft vorlagen. Sorby's chemische Untersuchungen konstatiren nun drei oder vier verschiedene Farbstoffe im Haar. Zweifelhafter Natur ist seine fleischfarbene (pink), während Rothbraun, Gelb und Schwarz besser nachgewiesen erscheinen. Am beständigsten ist der schwarze Haarfarbstoff, der aus Kohlen-, Wasser-, Stick- und Sauerstoff besteht und in kleinen Körnchen durch die Haarsubstanz vertheilt ist. In den Federn der Krähen besteht die Farbe aus diesem Stoff; es ist ihm hier eine ganz kleine Menge des rothen Pigments beigemischt. Weit stärker ist diese Beimischung des Roth zum Schwarz im Negerhaar. Die Frage, wieso ein plötzlicher Wechsel von dunklem zu grauem oder weißem Haare stattfinden könne, ist eine noch ungelöste, wiewohl derselbe sich durch einen einfachen Wechsel in der Konstitution des Farbstoffs erklären läßt. Daß ein solcher Wechsel nichts besonders Abnormes ist, lehrt ein Blick auf den Wechsel des Sommer- und Winterkleides bei vielen Säugethieren und Vögeln. Wie aber durch eine mentale Motion, Angst, Sorge, Kummer, ein plötzlicher Farbenwechsel beim Menschenhaar hervorgebracht werden kann, ist noch ein Räthsel. Sorby führt auch (S. 12) einige umgekehrte Fälle an, wo weißes Haar plötzlich wieder schwarz wurde.

Mit vorgeschichtlichen Alterthümern beschäftigen sich mehrere sehr interessante Artikel. Charles C. Jones behandelt (S. 92 bis 96) die vogelförmigen Mounds von Putnam County in Georgia. Es ist bekannt, daß

bereits 1836 Lapham westlich vom Mississippi eine ganze Reihe merkwürdig gestalteter Tumuli in Form von Menschen, Schlangen, Bären, Eidechsen u. s. w. nachwies. In Ohio wurden solche in Form von Alligatoren aufgefunden. Der Aufsatz von Jones ist deshalb von Wichtigkeit, weil er diese „Thiermounds“ nun fern im S.-O., in Georgia, zum ersten Male nachweist.

Afrikanische Steingeräthe sind immer noch eine Seltenheit; wir kennen Pfeilspitzen aus Algerien; viel Aufsehen erregten kürzlich die Funde aus den Bädern von Helwan bei Kairo. Von der Guineaküste und aus dem Kaplande haben wir Hämmer und Celte und Meißel in den auch bei uns üblichen Formen. Damit ist aber so ziemlich das Material der afrikanischen Steinzeit erschöpft, wenn wir davon absehen, daß die Reibsteine für Getreidemahlen noch heut im Gebrauch sind. J. Sanderson weist nun (S. 15 bis 20) nach, daß bei den Zulu noch Steinhämmer und Steingeräthe an Grabstöcken benutzt werden; außerdem werden in Natal noch prähistorische Steinobjekte gefunden, die durch Zuschlagen des Steins hergestellt sind: Schalen, Meißel, Messer, Speer- und Pfeilspitzen.

Um die Kunde Neu-Seelands ist hochverdient unser Landsmann Dr. Julius von Haast, Professor in Christchurch; sein Beitrag (S. 50 bis 63) ist von Wichtigkeit, er handelt von alten Felsmalereien an der Weka Paß Range bei Waikari. Wenn Haast jedoch in diesen mit rother Farbe aufgetragenen rohen Felsmalereien einen „ganz besondern Charakter“ sieht, so vermögen wir mit ihm nicht darin übereinzustimmen; es sind ganz gewöhnliche rohe Piktographien, die am ersten Aehnlichkeit mit jenen von Guyana und dem Rio Negro in Südamerika haben, ohne daß dadurch ein ethnographischer Zusammenhang bewiesen würde. Auch in der Deutung der Figuren vermögen wir dem Autor nicht zu folgen: wäre das langgezogene Gebilde wirklich eine Schlange, so ließe sich daraus allerdings, da Neu-Seeland keine Schlangen besitzt, mancherlei demonstriren. Wir können aber eine solche nicht darin erkennen, finden überhaupt die meisten Erklärungen Haast's, die mit „may“ und „perhaps“ gewürzt sind, recht phantasievoll. Aus dem ganzen rohen Gebilde aber ableiten zu wollen, daß Neu-Seeland einst eine weit höhere Kultur besessen habe, als die Maori je besessen, heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Eine eingehende Kritik, die allerdings viel Raum erfordert, würde Haast's Phantasien gründlich zerstören.

Die drei unter dem Namen „Teufels Pfeile“ bekannten Menhirs von Boroughbridge bei York schildert (S. 180 bis 183) A. S. Lewis, der mit Rücksicht auf das Verfahren, welches indische Naturvölker anwenden, den Transport solcher Monolithe erläutert. Mit Unterstützung der Gesellschaft gruben Professor Rollaston und General Lane Fox die Barrows von Sigwell aus, worüber dieselben S. 185 bis 193 berichten, und Worthington Smith macht uns (S. 275 bis 279) mit paläolithischen Geräthen aus den Kiesen im Nordosten Londons bekannt.

Ueber zwei Abhandlungen ist bereits im „Globus“ ausführlich berichtet, nämlich über das Trik-Trak-Spiel in Mexiko, dessen Ursprung E. B. Tylor aus Asien herleitet („Globus“ XXXV, 238), und über Daniel Wilson's Arbeiten, die Indianer Kanadas betreffend, die ausführlich in Professor Gerland's hochinteressanten Abhandlungen über die Zukunft der Indianer besprochen wurden. Eine gute Zusammenstellung der bei den Naturvölkern üblichen Reizmittel verdanken wir (S. 239 bis 254) Fräulein Buckland; die Arbeit von Chad Boscawen über die primitive Kultur Babyloniens (S. 21 bis 37) entzieht sich unserer Kritik; nichts Neues bietet Graham Bell (S. 37 bis 39) in seiner Abhandlung über die Zeichensprache der Tauben und Stummen, und das Gleiche läßt sich von Edward Paske's Aufsatz über den Buddhismus in Klein-Tibet (S. 195 bis 209) sagen.

J. Sanderson hat den glücklichen Gedanken gehabt (S. 254 bis 260), die polygamen Ehen der Natalkaffern in Bezug auf ihren Kindersegen zu untersuchen, wobei er die Verhältnißzahlen der Geschlechter berücksichtigt. Sein Material ist jedoch noch zu gering, um daraus gültige Schlüsse ableiten zu können; allein der Gegenstand verdient volle Beachtung. Die hochwichtige Frage der Verwandtschaftsklassifikation nimmt (S. 144 bis 180) mit großer Gelehrsamkeit Staniland Wake wieder auf. Er behandelt die merkwürdigen Verwandtschaftssysteme der Polynesier, Australier, Malaien und Chinesen und kommt vielfach zu anderen Schlüssen als der Amerikaner Morgan und Sir John Lubbock. Wir müssen uns mit dieser Andeutung begnügen, da die Abhandlung keinerlei Auszüge verträgt. Einige seltsame Formen der Todtenbestattung in Australien schildert (S. 389 bis 394) in Wort und Lichtdrucken W. H. Flower; die Todten werden auf Darnley Island z. B. auf leiterförmige Gerüste gebunden und so der Luft ausgesetzt um mumificirt zu werden.

Zum Schlusse erwähnen wir die Versuche Francis Galton's, Kompositionsporträts zu ethnographischen Zwecken herzustellen (S. 132 bis 143). Er sucht eine Anzahl Photographien von gleicher Größe und Aufnahme aus (entweder alle en face oder en profil), nadelt dieselben, wie ein Paket Karten, hinter einander auf und setzt jede einzelne Photographie nur einen Bruchtheil der Zeit der Aufnahme aus, welche zur Aufnahme eines gewöhnlichen Porträts von Nöthen. Er erhält dadurch eine allerdings nicht scharfe Komposition, welche den gemeinschaftlichen Typus aller verwendeten Photographien darstellt. So will Galton den Typus einer Race, einer Familie u. s. w. fixiren. Das Gemeinschaftliche kommt in der Komposition zum Ausdruck, das Individuelle schwindet.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

I.

Nur vereinzelt und als Anzeichen tiefer Verworfenheit oder als Folge jugendlichen Leichtsinns und aus Furcht vor Schande in den Augen der Welt kommt in den modernen Kulturstaaten der Kindermord vor, unserer Moral das unnatürlichste der Verbrechen, welches den Menschen tiefer als die meisten der höheren Thiere stellt. Und doch haben fast

alle diese Völker in früheren Zeiten die Periode gehabt, wo er häufiger statthatte, wo er nicht als Verbrechen angesehen war, wo das noch unentwickelte sittliche Gefühl nicht vor ihm zurückschreckte, und noch heute finden wir auf demselben Standpunkte die meisten der im Naturzustande verharrenden Völkerschaften, ebenso wie uns das gleiche Bild auch die Kulturstaaten des Alterthums bieten.

Fragen wir nun nach dem Grunde für diese weite Verbreitung eines Verbrechens, für dieses Todtsein eines Gefühls, welches wir doch als ein dem Menschen angeborenes betrachten müßten, so tritt uns zunächst ein solcher in den Naturbedingungen der niederen Kulturstufen entgegen, verstärkt bereits hier durch die eigenthümlichen idealen Verknüpfungen verschiedener von einander unabhängiger Ereignisse als Ursachen und Wirkungen, welche als Aberglaube das ganze Geistesleben dieser Stufen durchziehen. Hauptsächlich ist es wohl die Schwierigkeit, den Lebensunterhalt zu erwerben, welche den Wilden mit bösen Augen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft blicken läßt. Das Thier bedarf nur kurzer Zeit der Hülfe seiner Erzeuger zur Ernährung, der Mensch ist auf sie viele Jahre hindurch angewiesen und hat als Gegenleistung nichts zu bieten als die Freude, welche seine Erzeuger an ihm als ihrem Werke finden können, als wie Objekt zu sein für angenehme Gefühle, welche die Natur allerdings in die Brust des Menschen gelegt hat, deren Stärke und Werthschätzung aber von dem Grade seiner geistigen und gemüthlichen Ausbildung abhängig ist. Dem Wilden muß daher ein großer Kinderreichthum nur als eine Erschwerung seiner Existenz, und namentlich für Zeiten des Mangels, welche für ihn stets periodisch wiederkehren, eine Beschränkung desselben sehr wünschenswerth erscheinen. Ihn hindert nichts, sich der unnützen Mitesser zu entledigen oder bei der Geburt schon dafür zu sorgen, daß das kleine Wesen, welches noch durch kein Band mit dem Vater verknüpft ist, nicht die Zahl derselben vermehre.

Schwer nur mag sich anfangs das mütterliche Gefühl dem harten Willen des Mannes gefügt haben, aber das Weib des Naturmenschen ist ihm gegenüber kraft- und willenlos; geistig und sittlich noch unter dem Standpunkte des Mannes in Folge des schweren auf ihm lastenden Druckes stehend, kann in ihm das mütterliche Gefühl sich gleichfalls nicht zur vollen Kraft emporringen, Trägheit und Apathie, welche diese Kulturzustände beherrschen, und welche auch die Mutter in dem Tode des Kindes eine Abminderung der auf ihr ruhenden Arbeitslast finden läßt, lassen sie nur schwach widerstreben, und wenn erst Gebrauch und Sitte diesen Vorgang sanktionirt haben, dann schweigt bei der Geburt das mütterliche Gefühl ebenso wie das des Vaters und sieht in dem, was uns das Unnatürlichste erscheint, nichts als einen gleichgültigen, berechtigten Vorgang. Schon wenn ihnen das Kind zu unbequem ist, tödten es oft die Australier [1]), wie überhaupt bei ihnen keine Frau es liebt, viele Kinder zu haben [2]); wenn es krank oder durch zu vieles Schreien lästig wurde, that es der Sandwichinsulaner [3]); auf Samoa wirkt die Abneigung gegen das Säugen wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeiten viel zu dem herrschenden Abortus mit [4]) und auch sonst in Polynesien, z. B. auf Neuseeland [5]), Tahiti [6]), wie in Australien [7]) und wie bei den übrigen Naturvölkern ist die Trägheit, die Furcht vor Unbequemlichkeit, das apathische Beharren im jeweiligen Zustande einer der Hauptgründe für das starke Vorkommen des Kindermordes.

Da ihnen jedes Bewußtsein der Immoralität dieser Handlung fehlt, werden die Eltern sich auch nicht scheuen, den Mord ohne Weiteres und ohne jede moralische Scheu einzugestehen [1]), und sich wie die Bewohner von Tahiti verwundern, wenn der Europäer ihn tadelt [2]), und diesen Tadel auch wirklich nicht begreifen können. Sie werden in Neuseeland dieselbe Klage über der Leiche anstimmen, als wenn das Kind eines natürlichen Todes gestorben wäre [3]), sie auf Viti [4]) und Hawai [5]) wie eine andere Leiche im eigenen Schlafgemach begraben, und selbst vor dem Entsetzlichsten nicht zurückschandern, das eigene Kind zu verzehren, wie dies von den Bewohnern von Südaustralien berichtet wird [6]), und wie dies Emil Jung dort am Cooper-Creek und am Eyre-See selbst beobachtet hat [7]); die Männer nahmen hier nicht daran Theil, sondern das Mahl war auf die Mutter und ihre Freundinnen beschränkt.

Am verbreitetsten und in krassester Form tritt uns der Kindermord auf den Inseln der Südsee entgegen, sowohl in Poly- als in Melanesien. Nur wenige Inseln sind frei davon — Neucaledonien, Tanna, die Hervеygruppe [8]) —, auch auf den Markesas und Tonga-Inseln ist er selten, auf letzteren meist nur in der Form des Opfers gebräuchlich [9]), dagegen tritt er auf Tahiti, Hawai, Viti, Nuk in solcher Stärke auf, daß die Zahl der getödteten Kinder auf diesen Gruppen zu $^2/_3$ der überhaupt geborenen veranschlagt wird [10]). Für Viti wird die Zahl der allein durch Abortus getödteten sogar auf die Hälfte angegeben [11]). In Neuseeland ist er minder häufig [12]), auf Samoa [13]) und den Kingsmill-Inseln [14]) kommt er nur in der Form des Abortus vor. Diese große Ausdehnung des Kindermordes in der Südsee hat ihre Hauptursache jedenfalls in der Unfruchtbarkeit und dem geringen Umfange vieler Gruppen, welche die Gefahr einer Uebervölkerung sehr nahe legen, wie die Tahiter auch selbst diesen Grund als mitwirkend für den Kindermord der Arrevi angeben [15]), dann aber auch wohl in dem Glauben an die Heiligkeit der Kinderseele, welche man sich daher gern als Schutzgeist sichern will [16]), und deren Vermittlerrolle zwischen der Menschheit und den Göttern, weshalb man auch gern Kinder bei wichtigen Gelegenheiten in Tonga und Samoa opferte, um die Götter dadurch desto sicherer zu bewegen [17]), und ferner für Polynesien in dem Bestreben der höheren Stände, die Reinheit ihres Blutes zu bewahren [18]); alles dies natürlich unter stärkster Mitwirkung von Träg-

---

1) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von G. Gerland. Leipzig 1859/72. Bd. VI, S. 779.
2) E. Jung im „Globus", Bd. XXXII, S. 382.
3) Waitz Bd. VI, S. 140.
4) G. Turner, Nineteen Years in Polynesia. London 1859, p. 175.
5) Waitz Bd. VI, S. 138.
6) Waitz Bd. VI, S. 139.
7) Waitz Bd. VI, S. 779.

1) Waitz Bd. II, S. 340 (Buschmänner), Bd. VI, S. 138 (Neuseeland), Bd. VI, S. 140 (Hawai).
2) Waitz Bd. VI, S. 139.
3) Waitz Bd. VI, S. 138.
4) Waitz Bd. VI, S. 638.
5) Waitz Bd. VI, S. 140.
6) Waitz Bd. VI, S. 778.
7) „Natur", herausg. von Uhle und Müller, Bd. XXVI, S. 90.
8) Waitz Bd. VI, S. 638, 639, 138.
9) Waitz Bd. VI, S. 138.
10) Waitz Bd. VI, S. 139, 140, 638, 639.
11) Ch. Wilkes, Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten 1838/42. Aus dem Englischen. Stuttgart und Tübingen 1848, Bd. II, S. 52.
12) Waitz Bd. VI, S. 138.
13) Turner S. 175.
14) Wilkes Bd. II, S. 390.
15) Waitz Bd. VI, S. 367.
16) Waitz Bd. VI, S. 141, 369.
17) Waitz Bd. VI, S. 164.
18) Waitz Bd. VI, S. 140.

heit, Apathie, Bequemlichkeit und dem mechanischen Befolgen einer einmal herrschenden Sitte. Auch Australien zeigt uns den Kindermord verursacht durch die Ungunst der Naturbedingungen, denen sich übrigens auch die menschliche Natur durch frühes Unfruchtbarwerden der Weiber [1]) bereits akkommodirt hat, in starker Blüthe [2]), während eigenthümlicherweise Tasmanien von ihm frei war [3]).

Starke Verbreitung hat der Kindermord in China, Japan, Siam, in denjenigen Gegenden von Indien, wo der englische Einfluß noch nicht hinreichend durchgedrungen, hatte er ferner in Arabien vor Mohammed; bei den Römern, Griechen, Germanen, Slaven, den orientalischen Völkern war er gebräuchlich, dagegen außer in Form des Opfers nicht bei den beiden amerikanischen Kulturvölkern, den Mexikanern und Peruanern.

Bei den wilden südamerikanischen Völkern fand und findet man den Kindermord ziemlich häufig [4]), obgleich weder für die älteren noch für die neueren Zeiten seine allgemeinere Verbreitung nachgewiesen werden kann; einzelne Stämme, z. B. die Makusi [5]), die Botokuden [6]), verabscheuen ihn sogar. Der nordamerikanische Indianer schreitet selten zum Morde seines Kindes, wenn es bereits geboren ist, scheut aber nicht die Abtreibung der Leibesfrucht, welche häufig vorkommt [7]); der in ihm stark ausgeprägte Stolz auf eine starke Familie [8]) wirkt dem Morde, welchen die Naturbedingungen in vielen Gegenden eigentlich von ihm fordern, entgegen.

Unter den Bewohnern der nördlichsten Erdstriche, welche gleichfalls die Natur der von ihnen bewohnten Länder zur Beschränkung zwingt, herrscht der Kindermord bei den Kamtschadalen [9]), Stämmen der Eskimos [10]), den Jakuten [11]); dagegen kennen die Aleuten keinen organisirten Kindermord, sondern wenden, da ihre Ehen wenig fruchtbar sind und daher keine Gefahr der sonst von Insulanern häufig gefürchteten Uebervölkerung nahe liegt, äußerste Sorgfalt für Erhaltung der Nachkommenschaft an [12]). Auf Grönland fand Cranz ihn nur in der Gestalt des Säuglingsmordes beim Tode der Mutter [13]).

In Afrika huldigen naturgemäß die verkommensten Stämme, die Buschmänner, am meisten dem Kindesmorde [14]), die auf etwas höherer Stufe stehenden Hottentoten wenden ihn nur selten, und dann fast nur bei Zwillingen und Säuglingen beim Tode der Mutter an, häufig dagegen die Abtreibung der Leibesfrucht [15]). Bei den Kaffern, unter denen die Zulus ihn aber wenigstens verheimlichen, ist er nicht selten, in neueren Zeiten namentlich bei den südlichen im Fortschreiten begriffen [16]). Bei allen Stämmen scheint er übrigens nicht üblich gewesen zu sein, denn als Barrow ein Kaffernweib fragte, ob die mißgebildeten Kinder umgebracht würden, war diese empört über die Frage [1]). Sehr geringe Verbreitung nur kann man ihm bei den Negerstämmen zuschreiben, fast nur stellenweises Tödten von Zwillingen und Mißgestalteten wird von ihnen berichtet [2]); wie er schon den Charaktereigenschaften des Negers nicht entspricht, findet er im Besondern noch an der Freude des Negers an einer großen Familie ein starkes Gegengewicht.

Wie schädlich die Verbreitung des Kindermordes auf die Bevölkerung einwirkt, kann uns am schlagendsten das Beispiel der Bewohner der Antillen lehren, zu deren schnellem Aussterben bald nach der Entdeckung es wesentlich beigetragen hat, daß die Mütter, um die Kinder der elenden künftigen Sklaverei zu entziehen (welcher Grund auch auf den Sandwich-Inseln bei der gedrückten Lage des niedern Volkes zum Kindermorde mitwirkte [3])), vielfach künstliche Fehlgeburten veranlaßten [4]); dann auch das der Hottentoten, deren schnelle Verminderung in neueren Zeiten wesentlich derselben Unsitte zuzuschreiben ist [5]). Gleichfalls hatte die Entvölkerung der Marianen ihren Hauptgrund mit darin, daß wegen des Despotismus der Spanier die Eingeborenen es verschmähten, ihr Geschlecht fortzupflanzen und es aus freiem Willen dem Untergange weiheten [6]). Mehrere der kleinen brasilianischen Indianerstämme, wie z. B. die Guaxarapos [7]) und Lengoas [8]), sind nachweislich durch den Kindermord nach und nach erloschen, und auch bei den Australiern, wo die Zunahme desselben Hand in Hand mit dem Verkommen ihres Zustandes geht, wirkt er auf das Verschwinden der Race verhängnißvoll mit ein [9]).

Zur theilweisen Entschuldigung des unnatürlichen Vorganges und um unsern Begriff von der Menschheit im Naturzustande nicht gar zu tief sinken zu lassen, müssen wir nun aber fortfahren, daß die niedrigsten Kulturzustände das Aufbringen einer zahlreichen Familie bei der großen Beschränktheit der Subsistenzmittel, namentlich im Jäger- und rohesten Wanderleben, wo die Periode gänzlichen Mangels alljährlich wiederkehrt, oft gar nicht gestatten. Das fortwährende Herumziehen, wobei die kleineren Kinder so sehr lästig sind, weshalb auch z. B. die Araber vor Mohammed den Mord der weiblichen Kinder stark übten [10]), die übermäßige Arbeitslast des Weibes, welchem der Naturmensch alles nur Mögliche aufbürdet [11]), der ewige Kriegszustand dieses rohen Lebens, welchen die Bewohner von Viti und Tahiti selbst mit als Grund anführen [12]), und welcher vielfach bei Flucht vor dem Feinde wirklich zum Morde der Kinder nöthigt, wenn man sie nicht zurücklassen will, erschweren die erste Pflege übermäßig und machen sie oft fast unmöglich.

Besonders ungünstig wirkt in dieser Beziehung noch eine weitverbreitete Sitte, das lange Säugen der Kinder, welches vielfach wegen Mangels an passenden Nahrungsmitteln für das frühe Kindesalter unentbehrlich ist, dann aber auch oft

---

[1]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnologie. Wien 1873.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 778.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 873.
[4]) Waitz Bd. III, S. 443, 473, 475, 480.
[5]) Waitz Bd. III, S. 391.
[6]) Maximilian, Prinz zu Neuwied, Reise nach Brasilien 1815 bis 1817. Frankfurt 1820/21, Bd. II, S. 39.
[7]) Waitz Bd. III, S. 106.
[8]) Waitz Bd. III, S. 115.
[9]) St. Krascheninnikow, Beschreibung des Landes Kamtschatka. Uebersetzt von J. F. Köhler. Lemgo 1766, S. 262.
[10]) J. Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Uebersetzt von A. Passow. Jena 1874, Bd. II, S. 212.
[11]) J. C. Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Uebersetzt von R. Wagner. Leipzig 1840/48, Bd. III, 2, 383.
[12]) A. Erman in Zeitschrift für Ethnologie, Bd. III, S. 163.
[13]) D. Cranz, Historie von Grönland. Barby 1765/70, S. 302.
[14]) Waitz Bd. II, S. 340.
[15]) Waitz Bd. VI, S. 340.
[16]) Waitz Bd. II, S. 391, 389.

[1]) J. Barrow, Reisen in das Innere von Südafrika 1797 bis 1798. Aus dem Englischen. Leipzig 1801, S. 253.
[2]) Waitz Bd. II, S. 124.
[3]) Waitz Bd. VI, S. 204.
[4]) Waitz Bd. IV, S. 332.
[5]) Waitz Bd. II, S. 340.
[6]) Le Gentil, Reisen in den Indischen Meeren 1761 bis 1769 in der (Bohn'schen) Neuen Sammlung von Reisebeschreibungen. Hamburg 1780 ff., Bd. II, S. 181.
[7]) Waitz Bd. III, S. 434.
[8]) Neuwied a. a. O. Bd. II, S. 39 (nach Azara).
[9]) Waitz Bd. VI, S. 779.
[10]) „Ausland" Jahrgang 1860, S. 14.
[11]) Auf den Neuhebriden tödtet öfters der Vater wider Willen der Mutter das Kind, einzig nur damit sie nicht von der Arbeit abgehalten werde. Turner a. a. O. S. 394.
[12]) Waitz Bd. VI, S. 638, 139.

als bloße Sitte in ganz ungebührlicher Ausdehnung herrscht. Bei schnell auf einander folgenden Geburten hindert dies natürlich das Aufziehen des spätern Kindes, wenn nicht das frühere unter Mangel an Nahrung oder ihm nicht zusagender Speise leiden soll, wie dies häufig bei den Grönländern eintritt, bei denen die Mutter ihre Kinder 3 bis 4 Jahre lang säugt [1]) und bei häufigen Geburten dadurch oft den Tod des ältern verursacht. Der Australier tödtet daher in einem solchen Falle, welcher ihm auch gar nicht als anständig gilt, das jüngere Kind und würde es als ein dem ältern zugefügtes Unrecht betrachten, wenn diesem dadurch seine Nahrung geschmälert würde [2]). Wir müssen überhaupt bei der Beurtheilung des Kindermordes beachten, daß Mangel an Pflege und passender Nahrung sowie die schädlichen unbehindert wirkenden Einflüsse der Außenwelt auch bei den Völkern, wo der Kindermord nicht herrscht, doch durch die große Sterblichkeit in den ersten Jahren fast die gleichen Resultate hervorbringen wie dieser. In Polynesien, wo die Sterblichkeit in den ersten Jahren wegen schlechter Pflege überhaupt eine sehr große ist [3]), schätzt Turner [4]) die Zahl der in früher Kindheit Sterbenden auf den Gesellschaftsinseln, welche den Kindermord nicht, sondern nur den Abortus kennen, auf zwei Drittel der Geburten; bei den Lappen kosten Kälte und die Beschwerlichkeiten des Wanderns einer unverhältnißmäßig großen Zahl von Kindern das Leben [5]), und ebenso bieten naturgemäß die anderen Völker ohne festen Wohnsitz eine sehr hohe Sterblichkeitsziffer.

Als mildernden Umstand dürfen wir ferner noch den Glauben anführen, daß die Seele in dem Zustande, wie sie hier das Leben verläßt, im Jenseits fortlebt, welcher bei vielen Völkern herrscht, und welcher die That in einem minder schrecklichen Lichte erscheinen läßt, ebenso auch den, welcher in Polynesien den Kindergeistern eine besondere Macht und eine Vermittlerrolle bei den Göttern zuschreibt [6]). Die Bewohner der chinesischen Provinz Honan trauen gleichfalls dem Geiste eines todten Kindes eine bedeutende Macht zu und sind daher bei der Aussetzung oder Ertränkung von Kindern sehr sorgfältig darauf bedacht, in Zickzack und mit Umwegen dasselbe fortzubringen, damit nach eingetretenem Tode der racheerfüllte Geist den Weg zur Wohnung nicht finden kann [7]).

Dies, namentlich Mangel und Armuth, sind auch die Entschuldigungen, welche von den Eltern, wenn das moralische Gefühl noch nicht gänzlich erstorben ist, vorgebracht werden.

Zu den angeführten Gründen tritt nun noch die wilde Leidenschaftlichkeit des Naturmenschen, welche, unkontrolirt durch Moral und Vernunft, nichts hindert, sich an dem hülflosen Wesen zu vergreifen. Wie leicht fällt es als Opfer der Rache bei Treubruch oder schon bei bloßer Eifersucht, wie namentlich bei den nordamerikanischen Indianern, wo er neben effektivem Mangel das Hauptmotiv bilden soll [8]), dann auch in Neuseeland [9]), Viti [10]) und anderwärts — Jung [11]) erzählt sogar von einer Australierin, welche ihr erstes Kind nur aus dem Grunde tödtete, weil sie ihrem Manne wider ihren Willen zur Frau gegeben war —; wie leicht in der Aufregung über schlechte Behandlung Seitens des Mannes, besonders während der Schwangerschaft — dies z. B. häufig in Neuseeland [1]) — oder bei Streitigkeiten zwischen den Eltern, welche Ursache gleichfalls bei den Neuseeländern [2]), dann auch bei den Buschmännern [3]) oft Kindermord veranlassen soll. Wie oft zwingt der Mangel oder verführt das Rachegefühl die Mutter, wenn sie vom Manne verstoßen oder verlassen wurde, was bei der Rechtlosigkeit des Weibes etwas so Häufiges ist, oder wenn sie unehelich geboren hat und der Vater sich des Kindes nicht annimmt, zur Tödtung desselben! Schon der Gedanke, was beim Tode des Mannes mit den noch jungen Kindern werden soll, veranlaßt bei Völkerschaften, wo allein der Mutter die Sorge für die Kinder bleibt, öfters die Unterdrückung des mütterlichen Gefühls und die Tödtung des Neugeborenen; von den Pimas in Südamerika wird uns dieser Fall als ein nicht seltener berichtet, und dadurch leicht glaublich gemacht, daß das Gesammteigenthum des Todten, wie bei manchen anderen Völkern, gänzlich vernichtet wird, keiner sich der Kinder annimmt und eine Frau mit Kindern nie auf eine zweite Ehe rechnen kann [4]). Auch die Zugehörigkeit des Weibes zu einem feindlichen Stamme veranlaßt es zuweilen, wenn die Anhänglichkeit an seine frühere Familie sich stark genug erhalten hat, die Knaben, welche es geboren hat, dem Tode zu weihen, damit es nicht die Feinde seines Stammes vermehre; auf den Viti-Inseln sollen Morde Seitens der Mutter aus diesem Grunde öfters vorkommen [5]).

Unter den verschiedenen Fällen des Kindesmordes tritt einer mit dem größten Anschein der Berechtigung auf und findet sich daher auch weit verbreitet; es ist dies die Tödtung des Säuglings beim Tode der Mutter. Abgesehen von der engen Verbindung der Beiden, welche es dem Wilden nur natürlich erscheinen läßt, sie auch vereint dem andern Leben zuzusenden, macht schon der Mangel an Nahrung es unmöglich den Säugling zu erhalten. Keiner hat ein Interesse an dem verlassenen Wesen, da das Mitleid noch fast gänzlich unentwickelt ist, und wäre dieses wirklich vorhanden, so würden abergläubische Bedenken doch das Anlegen des Kindes an eine fremde Brust, wenn dieses zufällig möglich wäre, vielfach verhindern. Keine Frau bei den Lules, einem südamerikanischen Indianerstamme, würde dazu zu bewegen sein, obgleich sie öfters junge Hunde an der Brust nähren [6]), welches Hundesäugen auch auf Hawai, Neuseeland [7]) und in Australien [8]) gebräuchlich ist, und gleicherweise finden wir dieselbe Scheu auch bei den Kaffern [9]) herrschend. Der Säugling wird daher am einfachsten mit der Mutter zusammen begraben und dies ist sein Schicksal auch bei den meisten Naturvölkern, bei den Hottentoten [10]), Australiern [11]), Eskimos [12]), nord- und südamerikanischen Indianerstämmen [13]) und anderen. Der Glaube an das Weiterleben nach dem Tode in dem Zustande, in welchem man die Welt verlassen hat,

---

1) Cranz S. 213.
2) Waitz Bd. VI, S. 780. E. Jung in „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
3) Waitz VI, S. 26.
4) A. a. O. S. 219.
5) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1749 ff. Bd. XX, S. 549.
6) Waitz Bd. VI, S, 141.
7) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Uebersetzt von K. Andree. Leipzig 1867. S. 331.
8) Waitz Bd. III, S. 106.
9) Waitz Bd. VI, S. 138.
10) Waitz Bd. VI, S. 638.
11) In „Natur" Bd. XXVI, S. 90.

1) Waitz Bd. VI, S. 138.
2) Waitz Bd. VI, S. 138.
3) Waitz Bd. II, S. 340.
4) „Globus" Bd. XXXII, S. 296.
5) „Ausland" 1859, S. 113 (nach Th. Williams).
6) Waitz Bd. III, S. 480.
7) Waitz Bd. VI, S 141.
8) Waitz Bd. VI, S. 779.
9) Waitz Bd. VI, S. 779.
10) Waitz Bd. II, S. 340.
11) Waitz Bd. VI, S. 779.
12) Lubbock Bd. II, S. 212.
13) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867. S. 88, 288. „Ausland" 1859, S. 252.

nimmt aber dieser grausamen Sitte viel von ihrem moralischen Schatten und läßt die Nichttrennung von Mutter und Kind als eine für beide Theile wünschenswerthe Handlung erscheinen. Cranz [1]) berichtet von den Grönländern, daß diese es nur aus Nothwendigkeit wegen Unmöglichkeit der Ernährung thäten, und die Tödtung eines männlichen Sprößlings auf diese Weise dem Vater einen tiefen Schmerz verursache. Vereinzelte Fälle von Auferziehung des Säuglings treten uns natürlich auch entgegen, sogar bei dem so tief stehenden Australier [2]), und auch bei einzelnen Völkern wie den Huronen [3]), auf den Karolinen, Gilbertsinseln und früher auf den Marianen [4]), als feststehender Gebrauch.

Wir dürfen übrigens durchaus nicht dort, wo wir den Kindermord herrschen sehen, auf eine gering entwickelte Liebe für Kinder schließen; im Gegentheil finden wir unbegreiflicherweise beides häufig vereint. Der Australier, welcher so geringe Scheu vor dem Morde seiner Kinder hat, läßt es sich nicht verdrießen, die überlebenden auf den mühsamen Wanderungen stundenlang an der Hand zu führen, und ist überhaupt ein liebevoller Vater [5]), wie gleicherweise die Mutter an ihren übrigen Kindern mit rührender Zärtlichkeit hängt [6]). Ebenso ist die Kinderliebe bei den Polynesiern stark entwickelt und bilden die Kinder bei ihnen eine starke Befestigung des Ehebandes [7]), und der wilde Viti-Insulaner, bei welchem Kindesmord und Abortus wie nirgends sonst im Schwange sind, ist im Allgemeinen milde und weich gegen Kinder und sind Adoptionen von Waisenkindern bei ihm nichts Seltenes [8]). Bei den Stämmen der Dayaks, bei denen der Kindesmord herrscht, ist die Liebe zu den Kindern nicht geringer als bei den übrigen, wo er nicht herrscht [9]), und von fast allen kindermordenden Völkern werden uns so vielfache Züge von Kinderliebe erzählt, daß wir wohl annehmen dürfen, daß beides, Kindermord und Kinderliebe, unabhängig neben einander bestehen können. Diese wunderbare Verbindung läßt sich eben nur dadurch erklären, daß der Kindermord als Brauch eingewurzelt ist und daher mechanisch geübt wird — die Männer auf Ruk erklärten dem Missionär Reina geradezu, daß er geschähe, um altem Brauche zu genügen [10]) —, daß er reale Gründe, sei es im Mangel oder in der Bequemlichkeit, welch letztere z. B. Gerland [11]) für Melanesien als stark mitwirkend in Anspruch nimmt, oder aber abergläubische für sich hat, und dann namentlich auch dadurch, daß er gewöhnlich in frühester Jugend geschieht und nicht erst, wenn das Kind, mehr entwickelt, Interesse bei seiner Umgebung und namentlich beim Vater erregt, und aus der Gewohnheit des Zusammenseins sich das Bedürfniß dazu und die Freude an demselben gebildet hat. Wir dürfen uns daher selbst darüber nicht wundern, daß sich der Grund für den Mord des Kindes stellenweise sogar in das Gewand des Mitleides für dasselbe kleidet: der Nadschpute tödtet seine Tochter, um sie nicht der spätern Schande des Unverheirathetbleibens oder einer nicht standesgemäßen Heirath auszusetzen, und ebenso wie die Bewohner der Antillen und Hawaiis ihre Kinder, tödten auch die Frauen der Knisteno und anderer Stämme des nördlichen Amerikas bisweilen ihre weiblichen, um sie dem elenden spätern Lose des Weibes zu entziehen [12]).

Auch bei wachsender Kultur erhält sich, eben da er als Sitte mit dem ganzen Gedankensystem verschmolzen, der Kindermord lange als berechtigt, und wenn auch das aufgeklärte klassische Heidenthum bereits in einzelnen seiner humanen Vertreter die Immoralität desselben erkannte, so sind es doch erst das Christenthum und der Islam gewesen, welche, wohin sie in ihrer Kulturmission drangen, ihn wahrhaft, wenn auch oft erst unter hartem Kampfe, ausrotteten und das Recht auch des neugeborenen hülflosen Menschen zur Anerkennung brachten, welcher bis dahin so vielfach völlig rechtlos der Willkür seines Erzeugers überlassen war. Die christliche Kirche des frühen Mittelalter that alles, der Grausamkeit des Kindermordes, namentlich auch der Aussetzung entgegenzuwirken. Außer den direkten Verboten, der Bedrohung mit zeitlicher und ewiger Strafe, versuchte sie es durch die von Konstantin verordnete, später durch das Concil von Arles (5. Jahrhundert) und Karl den Großen wieder eingeschärfte Bestimmung, daß die ausgesetzten Kinder das Eigenthum ihrer Auferzieher werden sollten, den Eigennutz für die armen Wesen zu interessiren, und betrat ferner den praktischen Weg durch Gründung von Findelhäusern, von denen 789 das erste zu Mailand, vielleicht aber auch schon im 6. Jahrhundert zu Trier, im 7. zu Angers, gestiftet wurde, welche Institutionen allerdings erst die Furcht der Kirche, dadurch die Unkenschheit zu befördern, zu bekämpfen hatte, ehe sie allgemeiner in Aufnahme kommen konnten. Wie Mailand des ersten Findelhauses sich rühmen konnte, so gab es auch im 12. Jahrhundert zuerst das Beispiel einer frommen Gesellschaft, welcher neben anderen Zwecken gleichfalls die Aufsuchung ausgesetzter Kinder oblag. Namentlich ließ aber die Kirche es sich angelegen sein, der verhängnißvollen Wirkung der Aussetzung dadurch zu steuern, daß sie sich selbst der ausgesetzten Kinder annahm und für ihre Auferziehung auf den Kirchengütern sorgte, wodurch sie dann später wohl in ein Leibeigenschaftsverhältniß zur Kirche getreten sein werden. Das Koncil von Rouen im 9. Jahrhundert forderte direkt die Frauen auf, die im Geheim geborenen, sonst der Vernichtung preisgegebenen Kinder an die Kirchthüren auszusetzen, damit die Kirche für sie sorgen könne [1]). Nach einer französischen Urkunde vom Jahre 1408 scheint es Sitte gewesen zu sein, den Ausgesetzten Salz beizulegen als Zeichen, daß sie noch ungetauft wären [2]).

Uebrigens hatten schon die Antoninen und Konstantin durch die Ernährung und Bekleidung der Kinder, deren Eltern dazu unvermögend waren, dem Verbrechen zu steuern gesucht [3]), wie ja ebenfalls bereits das heidnische Rom durch Vortheile, welche es den Vätern starker Familien einräumte, seinem entvölkernden Einfluß entgegengetreten war [4]). Wie im Mittelalter die Kirche sich der ausgesetzten Kinder annahm und später Nutzen aus ihnen zog, so wurden auch zur Zeit des Heidenthums in Rom vielfach ausgesetzte Kinder von Spekulanten aufgezogen, um späterhin als Sklaven oder Prostituirte verwerthet zu werden [5]), gerade wie noch jetzt in China die den Findelhäusern abgenommenen Mädchen von den Pflegeeltern zu Beischläferinnen und Mägden erzogen werden [6]). Auch die Hindutempel nehmen den Eltern, welche der Auferziehung ihrer Kinder überhoben sein wollen, gern die weiblichen ab und lassen sie von den Eltern dem Tempel weihen, wodurch sie in ein Dienstverhältniß zu diesem treten und späterhin als Tempeldirnen reichlich die Auslagen für ihre Erziehung vergüten [7]).

---

[1]) A. a. O. S. 302. — [2]) Waitz Bd. VI, S. 779. — [3]) Waitz Bd. III, S. 115. — [4]) Waitz Bd. V, 2, S. 111. — [5]) Waitz Bd. VI, S. 780. — [6]) Müller a. a. O. S. 181. — [7]) Waitz Bd. VI, S. 138. Müller S. 301. — [8]) Waitz Bd. VI, S. 638. — [9]) „Ausland" 1862, S. 723. — [10]) Waitz Bd. VI, S. 639. — [11]) Waitz Bd. VI, S. 639. — [12]) Waitz Bd. III, S. 103.

[1]) W. E. Hartpole Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. Uebersetzt von H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1870/71. Bd. II, S. 19, 25, 26.

[2]) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828.

[3]) H. H. Milman, The history of christianity. Paris 1840, Vol. II, p. 88. Lecky Bd. II, S. 23.

[4]) Lecky Bd. II, S. 21.

[5]) Lecky Bd. II, S. 23. P. F. A. Nitsch, Beschreibung des Zustandes der Römer. Erfurt 1807, Bd. I, S. 183.

[6]) Missionar G. Smith im Baseler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 32.

[7]) F. A. Wiese, Indien und die Hindus. Leipzig 1836/37, Bd. II, S. 123.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

III.

Ethnographische Bemerkungen.

Schütt hebt zunächst diejenigen Charaktereigenthümlichkeiten und Sitten hervor, die alle Racen, die er kennen gelernt, mit einander gemein haben; denn wenn auch jeder Stamm seine Eigenthümlichkeiten hat, so findet man doch, nimmt man alle Neger zusammen, keine ausgesprochenen oder sehr großen Verschiedenheiten unter ihnen. Und dieses hat ja seinen natürlichen Grund darin, daß angekaufte oder erbeutete Sklaven sofort in die Familie ihres Herrn einverleibt werden, und daß dieser die weiblichen Sklaven fast stets als Kebsweiber hält.

Die Bevölkerungszahl aller dieser Länder ist eine sehr geringe, mit einziger Ausnahme von Cassange-Land und Songo-Land. Das Regierungssystem ist stets von patriarchalischem Charakter, jedes Dorf hat seinen Häuptling; ein Komplex von Dörfern gehört wieder einem größern Fürsten, dem jene kleinern Tribut zahlen müssen, und bei den Lunda und Baugala herrscht dann noch ein Kaiser über die gesammte Nation.

Ein solcher, und in den Ländern wo keiner ist, auch schon der Häuptling des Kreises oder Distriktes, herrscht absolut, doch halten sich beständig an seinem Hofe eine Anzahl alter, angesehener Leute auf, welche zu allem ihre Ansicht aussprechen, zu- oder abreden und in den meisten Fällen den Häuptling leiten, wie sie es wollen. Durch sie werden dann die Befehle im Namen des Häuptlings ausgesandt, denen meist unweigerlich Folge geleistet wird. Das Dorf, der Distrikt resp. das Land muß natürlich den Häuptling ernähren, ihm garapa, den gegohrnen Hirsetrank, liefern, ihm Frauen geben und vieles andere mehr; von jedem Wild, das erlegt wird, gehört die rechte Keule ihm, die linke dem Schützen und der Rest wird unter die Jagdgenossen vertheilt, so daß er auch noch davon sein gleichmäßiges Theil bekommt. Vom Elephanten beansprucht er außerdem noch einen Stoßzahn, und die Felle erlegter Löwen und Leoparden gehören ihm immer, da nur ein Häuptling auf solchen sitzen resp. solche besitzen darf.

In Ländern, wo es Palmwein giebt, stellt der Häuptling eigens Leute an, welche die mühevolle Arbeit des Abzapfens dieses Baumsaftes besorgen müssen. Dieselben wohnen dann allemal dicht bei dem Palmwalde und bewachen denselben, und ihre einzige Bezahlung besteht darin, daß sie von ihrem Weine mittrinken dürfen. Alles Uebrige aber muß dem Häuptling abgeliefert werden, der dann oft Monate lang von nichts anderm lebt.

Trotz der absoluten Herrschaft der Häuptlinge über Gut und selbst Leben ihrer Unterthanen giebt es nun Leute, welche einen weit größern Einfluß ausüben, und dies sind die Zauberer, Doktoren oder Medicinleute, so daß ein Häuptling, welcher selbst in dem Rufe steht, ein solcher zu sein, wirklich eine unbeschränkte Gewalt besitzt. Die Macht, welche ein Zauberer über die Neger hat, zeigt sich jedoch nicht etwa dadurch, daß sie denselben wie den Häuptling ehren, in respektvoller Weise mit ihm verkehren, oder gar ihn als höher stehend betrachten; er ist ihnen persönlich nichts weiter, als jeder beliebige Mitmensch; nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person. Unter Schütt's Trägern befand sich z. B. ein solcher, welcher für sehr geschickt galt und viel mit seiner Kunst verdiente; sogar Eingeborene, bei denen die Karawane passirte, kamen zu ihm und nahmen seine Hülfe in Anspruch; niemals aber hat sich ein Kamerad erboten, etwa die Last desselben zu tragen oder ihm irgend eine andere Arbeit abzunehmen.

Der Zauberer oder Quimbanda (von m'banda, der Zauber) kennt vor allen Dingen die Wirkung verschiedener Wurzeln und Kräuter und beschäftigt sich vornehmlich damit, Krankheiten zu heilen. Außerdem aber verfertigt er Zauber und Fetische aller Art zum Schutze gegen Feinde, Krankheit, Löwen und Schlangen; einen Fetisch, der den Besitzer zum glücklichen Jäger macht oder einen äußerst nützlichen, welcher die Regenwolken vertreibt oder wenigstens den Regen verzögert, und so dem Wanderer ermöglicht, noch undurchnäßt ein schirmendes Dach für die Nacht herzustellen.

Bei einer beabsichtigten Kur, oder wenn Jemand einfach vom Quimbanda eine Heilwurzel, eine michi ya m'banda, zu kaufen wünscht, hütet sich derselbe wohl, dieselbe in ihrer natürlichen Gestalt zu verabreichen; das würde durchaus keine Wirkung haben; es darf vielmehr niemals das bei jedem Zauber eine große Rolle spielende Antilopenhorn, das gichilo, fehlen, in welchem sich dann das Heilmittel, unkenntlich gemacht in einem schwarzen Brei oder wie eine graue Erdart aussehend, befindet. Einem solchen gefüllten Antilopenhorn traut nun der Neger unglaubliche Kräfte zu; vor dem Dorfe in den Boden gesteckt, schützt es gegen den Angriff des Feindes, dem Mandiokafelde verleiht es die Kraft, die unentbehrlichen Wurzeln, die drei Jahre bis zur Reife bedürfen, rascher zu treiben; es hat, vom Quimbanda dirigirt, die Kraft, Verlorenes oder Gestohlenes zu entdecken, und macht, daß der Besitzer in einer milonga, einer der alltäglich sich unter den Negern abspielenden Kabalen, von denen gleich die Rede sein wird, Recht behält.

Der Glaube an die Macht des Zaubers ist bei allen Eingeborenen tief in die Seele eingeprägt; selbst diejenigen unter ihnen, welche in den Städten geboren und in frühester Jugend Christen geworden sind, können nicht davon lassen, und wenn sie in die Lage kommen, sich zu entscheiden, welcher Religion sie mehr Zutrauen schenken sollen, werden sie keinen Augenblick im Zweifel sein.

Außer dem eigentlichen Zauberer, zu dessen Ressort es nicht, wie gewöhnlich geglaubt wird, gehört, die Zukunft im Voraus zu ergründen, giebt es noch die Wahrsager oder Rather, die acoa n'gombo, welche ungefähr unseren Kartenlegerinnen oder den Somnambulen entsprechen dürften. Diese Leute stiften fortwährend durch ihre Prophezeiungen unzählige Mordthaten an; denn von ihnen läßt sich der Neger, der bekanntlich niemals, auch im höchsten Alter nicht, an das natürliche Eintreten einer Krankheit oder des Todes glaubt, sagen, welcher seiner Mitmenschen ihm den bösen Zauber, den muloge, gemacht hat, der seine Krankheit oder seines Verwandten Tod verursacht hat. Häufig jedoch nennt, zum großen Glück, der N'gombo einen oder mehrere bereits Verstorbene als die Veranlasser der Krankheit, und in diesem Falle versucht der Kranke diese Gespenster durch

Hinsetzen von Speise, einem Huhn und Fuba, an einem vom N'gombo bestimmten Ort, wo derselbe es dann wohl abholen mag, zu versöhnen.

Hilft dies aber nichts, so muß der Nather, um seinen Ruf nicht zu verlieren, eine lebende Person als den Thäter nennen, wozu unglaublich nichtssagende Gründe schon genügen.

Das Gottesurtheil, m'bambu, zu welchem dann geschritten wird, besteht darin, daß der Beschuldigte den Trank einer gewissen bittern Baumrinde trinken muß, welcher auf die verschiedenen Organismen zweierlei verschiedene Wirkungen hat. Der eine bekommt davon Uebelkeit und giebt nach einigem Würgen das Gebräu wieder von sich; dieser hat dann die Probe bestanden, ist unschuldig an dem ihm zur Last gelegten muloge und kehrt im Triumph mit seinen Freunden in seine Hütte zurück, wo ein tüchtiger Schlaf etwaigen weiteren übelen Folgen des Trankes entgegentritt. Der Kläger muß dann eine manchmal recht große, von der Art des Verbrechens abhängige Entschädigung an Sklaven, Vieh oder Zeug an ihn zahlen. Die andere Wirkung des Trankes giebt die Bestätigung der Schuld; das Gift der Rinde beginnt zu wirken, es treten Zuckungen und Konvulsionen ein und der Tod erfolgt bald. In manchen Gegenden, z. B. im Norden, am Congo, warten die Umstehenden nicht einmal den Tod ab, sondern stürzen bei den ersten Zuckungen des Opfers mit ihren Messern über dasselbe her und schlagen und schneiden es in Stücke. Die von Schütt besuchten Stämme jedoch begnügen sich damit, die Leiche des Gemordeten mit einem spitzen Pfahl ihrer ganzen Länge nach zu durchstechen, sie daran zu einer öden Stelle im Walde zu schleppen und dort zu verbrennen.

Bei diesen Gerichten spielt eine dritte Gattung von Magiern, die niemals etwa in der Person eines der beiden erwähnten vereint auftritt, der cassange ca m'bambu, die Rolle des Richters, Henkers oder Exekutors, und wie wichtig diese Rolle ist, geht leicht daraus hervor, daß die Stärke des Trankes oder überhaupt die Zubereitung desselben ihm vollständig überlassen bleibt, sein Geheimniß ist. Dieser Cassange nun, einzig von allen drei Sorten Magiern, ist dem Neger eine unheimliche Person, mit der er nicht gern verkehrt, deren es nicht viele giebt und die oft weither von ihren einsamen Wohnungen geholt werden müssen zur Exekution. Dem eigentlichen Schuldigen an der Schlächterei, dem N'gombo oder Nather, der doch den Namen des Opfers genannt und ihn dem Henker überliefert hat, hängt nicht das mindeste Grausen an, noch besitzt er irgend welchen Nimbus. Schütt selbst hatte einen solchen als Träger und er war ein recht guter Träger, weshalb der Reisende sich auch um seinen Hokuspokus wenig kümmerte; ging er aber einmal hin, wenn jener gerade unter Gesang und Geklingel feierlichst wahrsagte, so war alles, was die zwischengeworfenen höhnenden und spottenden Worte des Weißen auf den Akteur und die Zuschauer bewirkten, ein fröhliches Gelächter und eifrige Fortsetzung des Geschäfts, sobald er sich umgedreht.

Die M'bambu-Beschwörung ist auch bei den vollständig unterworfenen Negerstämmen, sowie bei den Ambaquistas, den civilisirten portugiesischen Afrikanern, noch in voller Geltung und sogar die Kinder und Enkel der Weißen huldigen ihr. Trotz strengen Verbotes Seitens der Regierung ereignen sich Fälle derselben selbst in Loanda und Ambacca noch öfters.

Durchaus nicht nur großer Angelegenheiten halber, vielmehr um jede Lappalie bieten sich die armen unwissenden Kerle dies Schiedsgericht gegenseitig an, und kaum einer weigert sich, den Trank zu nehmen, da sie ja wirklich einen Zauber nicht begangen haben und fest glauben, daß nur der Schuldige dabei zu Grunde gehen kann.

Bei ihren Processen, deren die Neger sich gegenseitig unzählige machen und für die sie, theils aus Habgier, theils der Unterhaltung halber, wahrhaft schwärmen, wird jedoch niemals durch Schwur, sondern durch die Volksstimme entschieden. Zu solchen Processen, eben den milongas oder Kabalen, die vorhin erwähnt wurden, mit denen Schütt besonders bei den Songo und Quioco recht sehr belästigt wurde, giebt nun der geringste Umstand Veranlassung: Einer zündet sich z. B. die Pfeife am Feuer eines Andern an und ein Stück Kohle fällt diesem auf das Kleid und brennt ein winziges Loch hinein; gleich ist milonga und der Beschädigte verlangt dann nicht etwa sein Kleid, das ein alter Fetzen war, durch ein neues ersetzt, nein, ganze Stücke Zeug muß oft der Thäter zahlen, denn es ist ja ganz klar, daß er die Kohle absichtlich geworfen hat, in der Hoffnung, der andere würde Feuer fangen und daran verbrennen!

Muquengue, der Häuptling der Tuchilangue, jenes Lubastammes im Norden des Mai, hat bei seinem Volke die Gottesgerichte, sowie die Milongas abgeschafft. In seinem Lande giebt es für alle Mißhelligkeiten, für Vergehen wie Verbrechen nur eine Instanz, nur einen Richter, und das ist er selbst. Die Zustände müssen dabei nach der Beschreibung wirklich gar nicht so übel sein, jedenfalls besser als bei den anderen Stämmen. Ihre Religion, ihr einziger Fetisch ist der Hanf, die liamba; sie haben ihre Giftpfeile zerbrochen und halten sich keine Götzen mehr; jeder, der zum Stamme gehören will, muß liamba rauchen und will er das nicht, so wird er ausgestoßen. Wer aber die Pfeife einmal genommen hatte und sich Muquengue's Gesetz entziehen will, dem sendet er eine Anzahl Leute ins Haus, die ihn zwingen, so lange aus ihren Pfeifen zu rauchen, bis er umsinkt, worauf sie ihn verbrennen. Einem Mörder, aus welchen Gründen er immer einen Menschen erschlagen hat, geschieht dasselbe, er muß sterben. Diebe läßt der Häuptling große Bußen an Ziegen ꝛc. zahlen und zwingt sie, mehr liamba zu rauchen, als ihnen angenehm ist. Verliert oder vergißt irgend Jemand einen Gegenstand, und einer von Muquengue's Volke findet ihn, so darf er ihn nicht berühren, sondern er streut etwas liamba darauf und läßt ihn liegen; dadurch wird er für alle unantastbar, jeder, der ihn berührt, außer dem Eigenthümer, stirbt unbedingt, so daß dieser oft nach langer Zeit seine Sache da wiederfindet, wo er sie verloren hat. Die Cachilangue dürfen nur dann Krieg anfangen, wenn Muquengue es ihnen befiehlt; sie sind dann aber sehr gefürchtet, zumal der Häuptling bereits über 100 Gewehre besitzt. Wer sonst noch ein solches sich verschafft hat, wird dadurch ein geachteter Mann, ein Anführer, und wenn er vorher der Niedrigste und Aermste gewesen wäre. Der Durst nach Gewehren war es darum auch, der so viele von diesen armen Teufeln mit den Quioco hinaufgetrieben hatte in deren Land, und damit in Sklaverei, Elend oder Tod (vergl. „Globus" XXXVI, S. 361).

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß die Engländer wieder die Führerrolle zur Erforschung Arabiens übernommen haben: so hat in der letzten Sitzung der Royal Geogr. Society Herr Blunt Nachricht von einer in Begleitung seiner Gemahlin unternommenen Reise gegeben, die ihn im December 1878 und Januar 1879 von Damask südöstlich nach dem Dschauf und nach Schamar geführt hat, von wo die Reisenden mit der persischen Pilgerkarawane nach Bagdad gelangten. Das sind also die Pfade Wallin's, Palgrave's, Guarmani's. Von Damask zog man über Mezarib an der Pilgerstraße nach dem menschenleeren Wadi Sirhan, das etwa zur Sommerzeit die wandernden Stämme der Brunnen wegen aufsuchen, das aber sonst nur die Stätte dürftiger Hasen, Gazellen und Hyänen ist. Die Haupthaltestelle waren für Blunt die Brunnen von Kâf, von wo er bis nach der Oasendepression des Dschauf 200 engl. Meilen rechnet (bei Guarmani 64 Stunden). Zu der berüchtigten Unsicherheit der Straße nach dem Dschauf erlebte das englische Ehepaar eine genügende Illustration, indem Blunt und Gemahlin, die ein Weniges von der übrigen Karawane getrennt unter einem Gadhastrauche eben ihre Datteln als Mittagsmahl genossen, von einem Dutzend Rnala überfallen und beinahe niedergemacht wurden. Der Ruf Blunt's: dachil, d. h. etwa: ich rufe den Schutz an, machte der Gefahr ein Ende, und schließlich entschuldigten die Wegelagerer ihren Irrthum in höflicher Weise und gaben die schon weggeführten Pferde u. s. w. zurück. Das war am achten Tage von Kâf ab, nach zwei weiteren gelangten die Reisenden nach dem Dschauf, doch wohl seit 1864 (Guarmani) die ersten Europäer, die dann die 500 Lehmhäuser und die Palmengärten und den altberühmten Ruinenthurm el-Marid noch so fanden, wie ihre Vorgänger. Am 12. Januar verließen sie Meschakik (ich denke, es wird der vielgenannte Brunnenort Schekik sein), um die gefährlich wasserlosen Nefud zu durchkreuzen, was sie in elf Tagen mit Verlust nur eines Kameeles trotz beladener Karawane glücklich fertig brachten. So gelangten sie nach Hail, nicht ohne Sorge, wie der als grausam verschriene Emir sie aufnehmen würde. Blunt nennt ihn Muhammed ibn Raschid, eine Art Richard III. Seinen Vorgänger und Neffen — wäre das wirklich der treffliche Telal? — soll er gewaltsam beseitigt, 16 Verwandte ebenso aus dem Wege geräumt haben. Doch hält er Ordnung und die Straßen im Lande sind sicher vor Räubern, wie wir das ja aus Schamar wissen. Sein Marstall erschien auch Blunt unvergleichlich. Auf dem Adschagebirge in der Nähe hat er für alle Fälle (Türken!) eine durch Natur und Kunst außerordentlich feste Position geschaffen. Offiziere und Soldaten — er hat eine Leibwache von 800 Mann in Hail — tummelten sich im Hofe des Palastes, wo der Emir Recht sprach, wie zu Palgrave's Zeiten. Der Zufall fügte es, daß die persische Pilgerkarawane auf ihrer Rückkehr von Mekka gleichzeitig hier rastete; mit ihr gelangten die Engländer über die Brunnen von Schaibeh nach Bagdad. Es waren etwa 2000 Perser und einige Afghanen, dazu Leute aus Basra und Bagdad, auch Frauen, und endlich eine Eskorte von etwa 1000 Beduinen; die Afghanen erwiesen sich intolerant und unzugänglich, die gebildeten Perser aber durchaus angenehm. Aus dem Gespräch mit den Führern ergab sich übrigens, daß Palgrave's „Simum" = Giftwind recht problematisch ist.

Schließlich betont auch Blunt, was in dieser Zeitschrift schon häufig erwiesen worden ist, daß die officielle türkische Provinz Nedsched eine alberne Prahlerei ist, da auch nicht ein Quadratfuß des eigentlichen Hochlandes Nedsched den Türken gehört. Daß sogar das englische Auswärtige Amt sich hat täuschen lassen, ist freilich zu verwundern; der „Globus" hat seit Jahren die Sache richtig gestellt.

— Professor Bastian ist nach dem „Java Bode" in Batavia angekommen, nachdem er in Assam wichtige ethnologische und anthropologische Studien gemacht und eine werthvolle Sammlung zusammengebracht hat. Darauf hat er seine Arbeiten im Hochlande von Padang fortgesetzt und wird nun dasselbe auf Java thun.

— Wie Dr. A. B. Meyer der „Nature" (4. December 1879) schreibt, hat Herr Riedel, der holländische Resident auf Timor, welcher früher auf Celebes für europäische Museen sammelte und durch seine Arbeiten über Holländisch-Indien wohlbekannt ist, unlängst eine 25tägige, sehr beschwerliche Reise durch das Centrum von Timor zwischen 123½° und 125° östl. L. ausgeführt, was vor ihm kein Europäer gethan hat. Er schildert dasselbe als ein herrliches Land und als sehr geeignet für Kaffee- und Chinchonapflanzungen. Negritos, welche nach Hamy im Innern der Insel leben sollen, hat er nicht gesehen und ebenso hörte er nichts von einem Casuar, dessen Existenz kürzlich berichtet wurde. Er hat eine Karte der besuchten Gebiete entworfen und Pflanzen gesammelt.

Arktisches Gebiet.

— Am 7. November 1879 langte die Bark „Sea Breeze", Kapitän Barnes, welche von S. Francisco im December 1878 auf den Walfischfang nach Norden gefahren war, daselbst wieder an und berichtete, daß sie am 3. September 50 Seemeilen südlich der Herald-Inseln die „Jeannette" auf ihrer Polarfahrt (s. „Globus" XXXVI, S. 112, 115 und 240) gesehen habe. Eine gegenseitige Verständigung wurde durch das schwere Eis und den bis zum Abend des folgenden Tages andauernden dichten Nebel unmöglich gemacht. Kapitän Barnes glaubt, daß das Eis in diesem Jahre ungewöhnlich schwer sein, und daß die „Jeannette" wenig mehr als eine Erforschung von Wrangel-Land wird ausführen können.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). II. (Mit fünf Abbildungen.) — Verhandlungen des Anthropologischen Instituts von Großbritannien. — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. I. — Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 18. December 1879.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 3.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

(Die Abbildungen nach Skizzen des Dr. Crevaux.)

Der Urwald, welcher ganz Guayana bedeckt, macht die Anwendung von Reitthieren unmöglich: man muß zu Fuße gehen oder in Booten fahren, wie denn die Buschneger einen großen Theil ihrer Zeit auf dem Wasser verbringen. Ihre Boote sind sehr lang und schmal, vorn und hinten stark empor gekrümmt; sie werden aus Baumstämmen mit der Axt ausgehöhlt. Man nimmt dazu den Manglebaum oder noch lieber den Bamba, der sich durch Leichtigkeit und durch seinen Widerstand gegen die Fäulniß auszeichnet. Die Bonis vermeiden besonders jede Holzart, welche die Elektricität gut leitet, aus Furcht vor den Gymnoten oder Zitteraalen, welche manche Gewässer bevölkern. Ihre schmalen und sehr langen Ruder haben die Form einer Lanze; zum Kalfatern der Boote nehmen sie den Splint des Baumes Bertholetia excelsa, der mit einem Harze getränkt wird.

Wer den Maroni hinauffährt, darf nicht darauf rechnen, von den Eingeborenen Erzeugnisse des Ackerbaues zu erhalten; denn dieselben pflanzen nur so wenig, daß es kaum der Rede werth ist. Gebaut wird etwas Reis, Yamswurzel, Pataten, Mais, Zuckerrohr; Pistacien, Kaffee, Baumwolle, Tabak sind von sehr guter Qualität, aber sehr selten. Von letzterem machen sich die Bonis mit Hülfe sehr dünnen Baumbastes Cigarren; auch schlürfen sie concentrirte Tabaksbeize in die Nase — also eine Art des Schnupfens. Von Gemüsen kommen nur Piment, Kalalu und die früher weit verbreitete Wassermelone vor; von Obstbäumen Mangle-, Bananen-, Orangen-, Melonenbäume und einige Ananas. Zuckerrohr wird theils roh gegessen, theils zu einem leicht gegohrenen, sehr angenehmen Getränke verarbeitet. Die Lieblingsbeschäftigungen dieser Wilden sind Jagd und Fischfang. Kleinere Fische betäubt man mit besonderen Pflanzen, die theils wild in den Wäldern wachsen, theils bei den Dörfern gezogen werden; größere werden mit Pfeilen geschossen, wie der sehr geschätzte, drei bis vier Pfund schwere Kumaru, der sich in dem raschfließenden, klaren Wasser der Stromschnellen aufhält und oft so zahlreich vorhanden ist, daß die Bonis nur die fettesten des Mitnehmens für werth erachten. Nie passiren die Buschneger einen Wasserfall, ohne sich das Vergnügen des Kumaru-Fanges zu machen, der oft Stunden lang dauert. Ein Weißer, der mit ihnen reist, muß dann geduldig in der glühenden Sonnenhitze warten und zieht sich nicht selten dadurch das Fieber zu. Und dabei hören die Schwarzen oder die Indianer mit ihrem Sport nicht auf, auch wenn sie schon längst Fische in Hülle und Fülle haben; je mehr aber der Reisende zur Weiterfahrt drängt, um so länger lassen sie ihn auf den glühenden Felsen des Ufers in der Sonne braten. Andere Fische, welche durch Pfeile harpunirt werden, sind die Aymaras, 4 bis 5 kg schwer, unseren Karpfen ähnlich, von zartem, fettem Fleische, das sich aber nicht lange hält. Sie leben in ruhigem Wasser namentlich an der Mündung kleiner Bäche, wo man sie oft auf dem Schlamme schlafen sieht. Fehlt man den Fisch, so ist er verloren; denn beim Fliehen trübt er das Wasser dermaßen, daß ein zweiter Schuß nicht möglich ist. Auch der Comata wird in dieser Weise erbeutet; er ist kleiner als der Kumaru und hat einen förmlichen Saugrüssel, womit er den Schlamm von den Felsen saugt; die Eingeweide der von Crevaux geöffneten Exemplare enthielten stets Erde und

Schlamm, die wahrscheinlich zum großen Theile aus mikroskopischen Thieren und Pflanzen bestehen. Ein von den Eingeborenen wegen seiner Bissigkeit gefürchteter Fisch ist der Piraï, den sie deshalb gern mit einem Pfeile bedenken; Crevaux sah zwei Bonis, deren einer zwei Zehen, deren anderer ein großes Stück Fleisch aus dem Hacken durch Bisse des Piraï verloren hatte. Sie sollen, wie die Delphine, gern den Pirogen folgen, so daß es gefährlich ist, die Hand zur Kühlung in das Wasser zu tauchen. Crevaux erlebte es selbst, daß eines dieser Thiere mit Macht in ein Ruder seines Bootes biß, wo es tiefe Eindrücke von seinen Zähnen hinterließ.

Die größte Leidenschaft der Schwarzen ist die Jagd. Stets haben sie Hunde in ihren Booten, und sobald dieselben ein Wild am Ufer sehen oder spüren und in Folge dessen bellen, wird gelandet und Stunden lang, wenn es sein muß, gejagt. Der Reisende mag alsdann so lange die Boote bewachen. Ihre Waffen sind Pfeile und einige schlechte Flinten; ihre Hunde holen sich die Bonis bei den Roucouyenne-Indianern am Itany und Yary, zu denen sie alljährlich deshalb weite Reisen unternehmen. Von Wild finden sich Tapire, Pakas, Aguti und Kabiai (drei Arten von Nagethieren), mehrere Affenarten, Faulthiere, Jaguare, Pekaris, ferner Vögel, Schlangen u. s. w. Ueber eine Pekarijagd entnehmen wir dem Tagebuche des Reisenden Folgendes, was er am 5. August im Dorfe Kotika niedergeschrieben. „Ich ging heute nach dem Dorfe Pobianschi, um einen Eingeborenen zu sehen,

Jagd auf Pekaris.

Apatu mit Namen, der Lust zu haben scheint, den Fluß hinauf zu fahren. Bei der Rückkehr höre ich einen Alarmruf aus dem Dorfe: „Pingo! Pingo!“ Mein Begleiter rennt sofort aus Leibeskräften und verschwindet in einem Augenblicke. Ohne zu wissen, um was es sich handelt, und da ich Frauen und Kinder nach dem Ufer laufen sehe, stürze ich ebenfalls dorthin in der Meinung, daß ein großes Unglück passirt ist und ich als Arzt vielleicht helfen kann. „Pingo! Pingo! Gadu!“ schreit eine Frau und zeigt mir einige schwarze Punkte im Wasser. Fünfzehn Pirogen fahren auf dem Flusse durch einander; man hört Flintenschüsse und alle Augenblicke erheben sich Ruderer, um mit aller Kraft auf jene schwarzen Punkte loszuschlagen. Endlich nähert sich das Kampfgetümmel; man kann die Parteien unterscheiden. Die schwarzen Punkte sind Köpfe, wie die vom wilden Schweine. Der Kampf geht zu Ende; die letzten überlebenden erhalten noch mächtige Schläge auf die Nase, welche ihnen das Lebenslicht ausblasen. Die bis zum Sinken beladenen Pirogen eilen so rasch wie möglich herbei; Freudengeschrei wird ausgestoßen. Ein leichtes Boot, worin Mann und Frau sitzen, bringt sieben Pekaris von einem durchschnittlichen Gewichte von 20 kg. Meine Mannschaft, die keine Boote besaß und sich auf denen der Bonis eingeschifft hatte, erhält auf ihren Theil $3^1/_2$ Pekaris.“ Am Abend war das ganze Dorf eifrigst damit beschäftigt, die Beute zu brühen, von den Borsten zu befreien und über hellen Feuern zu dörren. So behandeltes Fleisch hält sich vier bis fünf Tage und schmeckt gut, sowohl ohne weitere Zubereitung, als auch gekocht. Unterwegs kann man Wildpret lange Zeit konserviren, wenn man es jede Nacht auf einen Räucherrost legt.

Von Vögeln werden besonders die hühnerartigen, wie die Hoko, gejagt. Von Reptilien kommen vor der Kaiman, der Legnan und besonders zahlreiche Schlangen. Letztere halten sich gern auf den Lianen längs der Flüsse auf; Crevaux wäre einmal fast gebissen worden, als er sich die wohlriechende Frucht einer Passiflore, welche auch die Schlangen sehr lieben, pflücken wollte. Besonders gefährlich ist für Reisende eine bei den Bonis watra yakuka genannte Wasserschlange. Sehr gemein ist die Boa, welche sich von kleinen harmlosen Thieren nährt, die sie beim Trinken überrascht. Apatu, Crevaux' nachmaliger treuer Begleiter, sah eines Tages, wie eine riesige Boa seinen Hund fortschleppte und stürzte sich ohne Zaudern hinterdrein ins Wasser. In größter Erregung sah der Reisende dem Kampfe zu, wie die Schlingen des Reptils sich fester und fester um das arme Thier zusammenzogen und seine Knochen schon fast zerbrachen, bis Apatu mit seinem Waldmesser dazukam, die Schlange durchschnitt und triumphirend seinen noch lebenden Hund zurückbrachte. Die Yuka-Neger essen das Fleisch sowohl von der Boa wie von giftigen Schlangen.

Ethnographisches. Die Neger am Maroni tanzen, wie die Schwarzen in Afrika selbst, mit wahrer Wuth. Dazu wird gesungen, auf Tamtams oder alte Kasserolen geschlagen und von Zeit zu Zeit lassen die Weiber einen kurzen durchdringenden Ton hören; letztere tanzen oft, ohne sich dabei vom Flecke zu rühren. Eigenthümlich ist auch ihr Gruß und

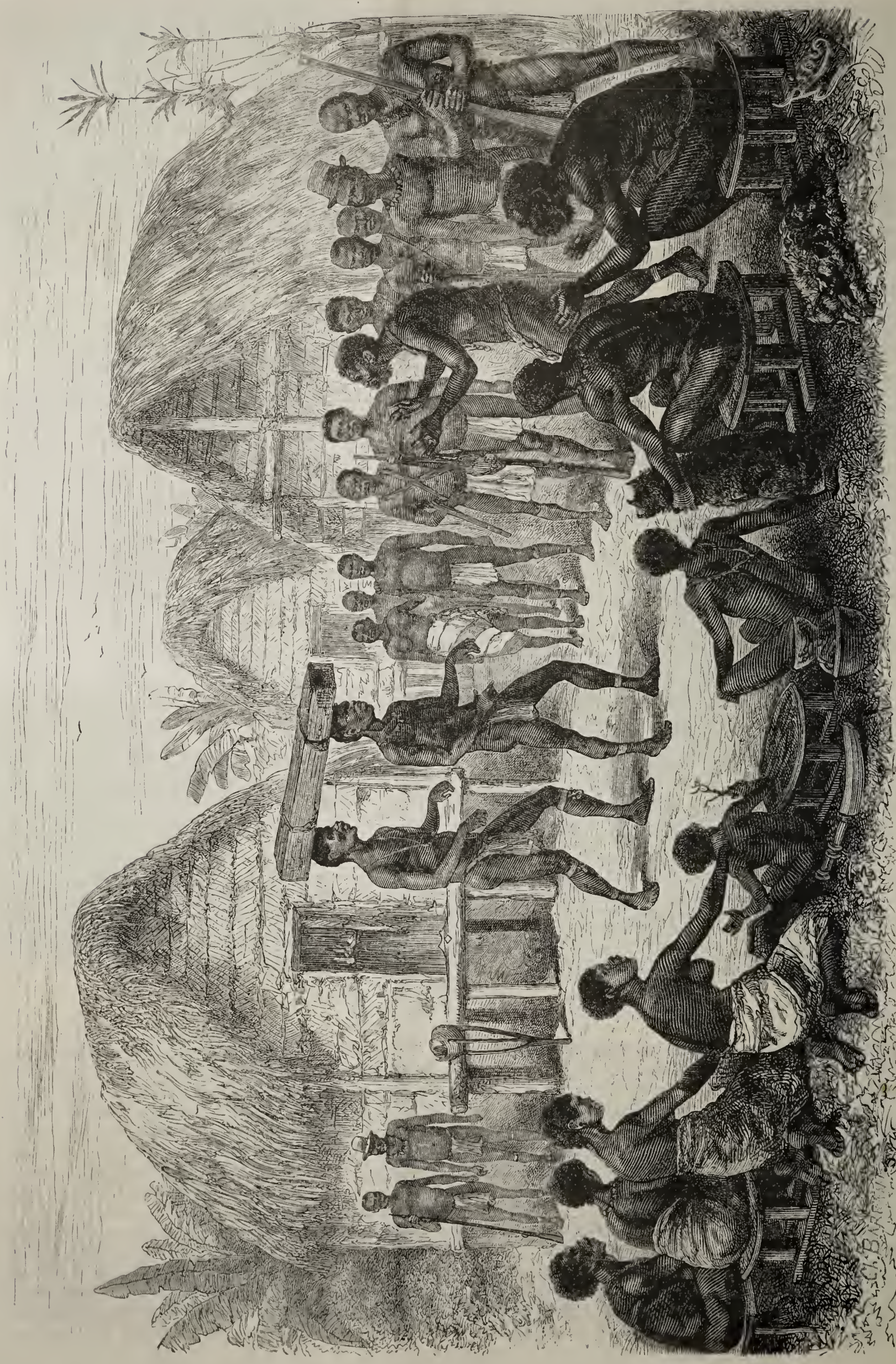
Apatu befreit seinen Hund von einer Boa.

Dank: sie senken durch Beugen der Knie den Körper ein wenig, ohne den Oberleib zu neigen, und richten sich dann plötzlich wieder auf.

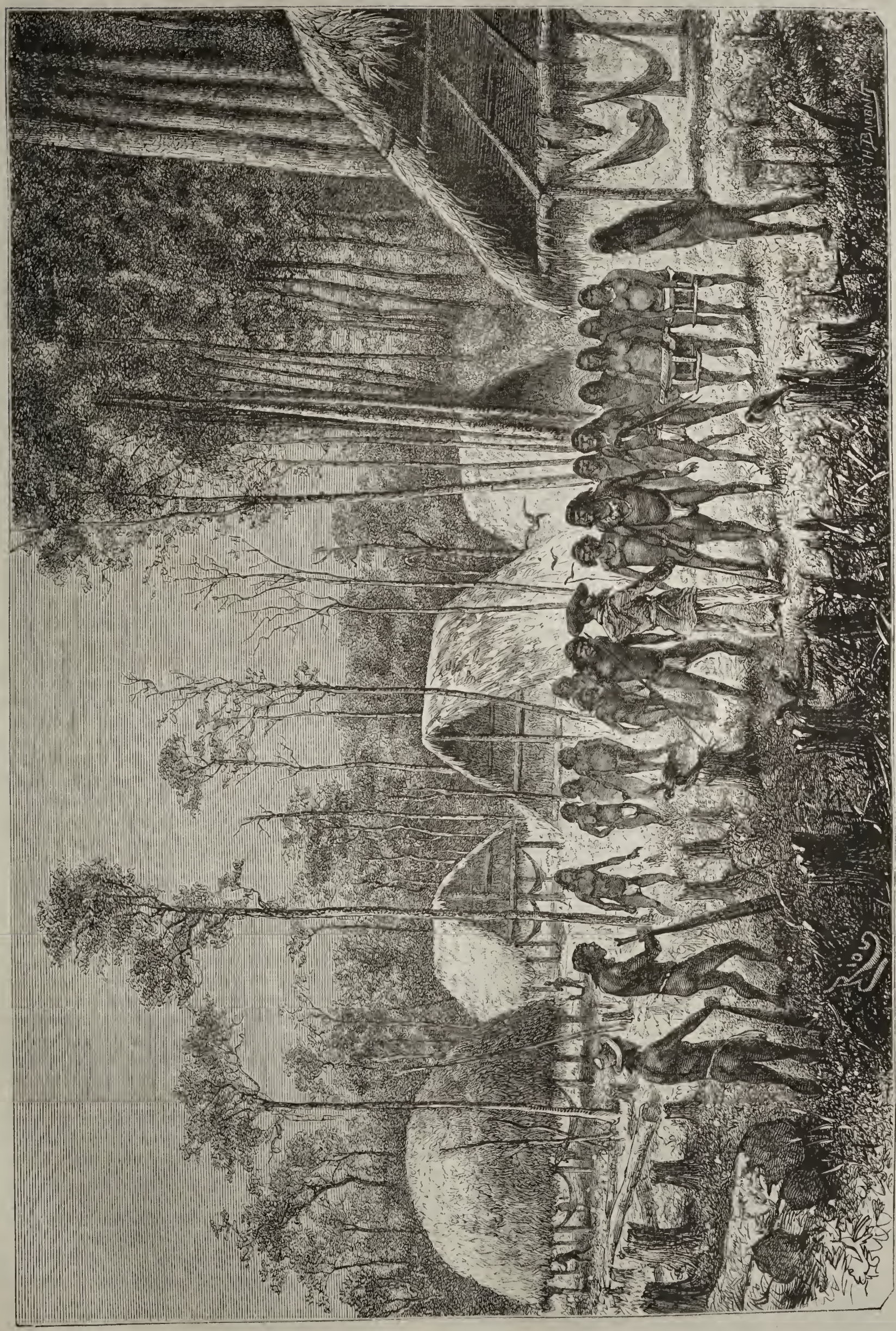
Die Buschneger haben meistens nur eine Frau; nur Häuptlinge besitzen deren zwei bis drei. Der Gran-man läßt junge Männer erst heirathen, wenn sie ein Feld mit Maniok bepflanzt und eine Hütte errichtet haben. Ein fauler oder ungeschickter Jüngling ist zur Ehelosigkeit verdammt. Heirathen zwischen Geschwisterkinder sind häufig, zwischen Bruder und Schwester selten. Letztere werden auch von den Negern nicht gebilligt; die aus solchen Ehen entsprossenen Kinder erschienen jedoch dem Reisenden ebenso kräftig, wie die anderen. Die Schwarzen haben meist drei bis vier Kinder, zuweilen auch acht bis zehn. Zwillinge sind nicht selten; auch Drillinge kommen vor.

Was die Religion anlangt, so glauben sie an einen guten Gott, Gadu, welcher die Menschen, die Brüllaffen, den Reis, die Pekaris und den Maniok geschaffen hat; seine Frau heißt — Maria, sein Sohn Jest Kisti. So berichtete ihm ein Häuptling im Dorfe Kotika. Nach dem Tode, meinte er, gingen die guten Menschen zum Gadu, die bösen zum Didibi oder Teufel. Es sind das unzweifelhaft Reminiscenzen aus der Zeit, wo die Vorfahren der Bonis noch Sklaven bei den Weißen waren.

Die Buschneger verehren gewisse Thiere, und zwar jede Familie ihr eigenes, diese den Brüllaffen, jene die Schildkröte, eine dritte den Kaiman und so fort. Auch sind sie sehr abergläubisch: so nennen sie niemals den Namen eines Wasserfalles, wenn sie gerade darüberfahren. Deshalb thut der Reisende gut, sich danach vor der Abfahrt zu erkundigen.



Begräbniß der Haare und Nägel eines Häuptlings und seiner Frau bei den Bonis.



Ankunft des Dr. Crevaux bei den Roucouyennes.

Ist das Hinderniß sehr gefährlich, so verbieten sie fremden Bootsleuten zu reden oder gestatten ihnen höchstens zu flüstern, um nicht den Zorn des Gottes zu erregen; auch schütten sie wohl ein wenig Rum in den Wasserfall.

Todte läßt man acht Tage liegen, während welcher Zeit Trauertänze und -gesänge ausgeführt werden. Morgens und Abends wird der Sarg im ganzen Dorfe herumgetragen und von den Trägern nach rechts und links wie zum Gruße geneigt, was als gutes Wahrzeichen gilt. Auf dem Platze ist der Rath versammelt; dort macht der Sarg einen langen Halt und antwortet auf die Fragen, welche die Aeltesten an ihn richten, indem er sich nach rechts und links, nach vorn und hinten neigt. Allmorgendlich stimmt ein alter Mann mit scheußlicher Stimme ein Klagelied an und singt, bis ihm der Brüllaffe im Walde sekundirt. Die Leichen werden erst in einem Zustand vorgeschrittener Fäulniß beerdigt. Ein Grau-man und seine Frau, welche unten am Flusse gestorben waren, konnten nicht im Ganzen begraben werden; so hatte man nur ihre Nägel und Haare herauf gebracht und legte dieselben in ein Grab, welches volle sechs Fuß maß und am Boden mit längs und quer gelegten Brettern bedeckt war. Außerdem wurden zahlreiche den Verstorbenen gehörige Sachen mit begraben.

Die Würde des Häuptlings (Grau-man) ist erblich; d. h. derselbe bezeichnet denjenigen unter seinen Söhnen oder Brüdern, der ihm nachfolgen soll. Er, von einigen Stellvertretern unterstützt, hat die Exekutivgewalt; an ihn muß sich der Reisende wenden, um Ruderer zu erhalten. Alle allgemeinen Angelegenheiten, ebenso Streitigkeiten innerhalb des Stammes werden von einem Rathe der Notablen verhandelt, aus welchem Männer unter 30 Jahren ausgeschlossen sind. Bei Zwisten unter Angehörigen zweier verschiedener Stämme wird der Rath aus beiden genommen. Alle sitzen dabei; nur wer spricht, steht aufrecht. Ein des Mordes angeschuldigter muß den Gifttrank trinken; nach Crevaux ist derselbe jedoch ganz unschädlich. Stürzen wirklich manche nach dem Genusse nieder, so ist das nur eine Folge ihres bösen Gewissens, und er räth sogar etwaigen Reisenden, den Probetrank sich reichen zu lassen, um den Schwarzen zu beweisen, daß sie nichts Böses im Schilde führen. Der Baum, dessen Rinde zu dem Tranke benutzt wird, ist nur dem Häuptlinge und seinen Stellvertretern bekannt; er soll Verbrecher tödten und die schlimmsten Krankheiten heilen, und Gadu selbst soll ihn dem ersten Häuptling, dem Boni, gezeigt haben.

Mörder werden lebendig auf dem Rathsplatze verbrannt.

Die Sprache der Buschneger besteht hauptsächlich (?) aus mehr oder weniger veränderten holländischen und englischen Worten; einige sind auch dem Französischen, Spanischen und manchen Indianersprachen entlehnt. Von letzteren abgesehen ist es dasselbe Kreolisch, wie es jetzt in ganz Holländisch-Guayana gesprochen wird. Wir führen einiges an, dessen germanischen Ursprung man sofort erkennt. Die Zahlwörter von 1 bis 10 lauten: wan, tu, dili, fo, feivi, sigisi, seibi, eiti, neigi, tini. 100 heißt wan hondro, 1000 wan duzund. Die Wochentage heißen Monday, Tu day woko, Dili day woko, Fo day woko, Feda, Sata, Sunday. Ferner glasi (Glas), banki (Bank), siki (krank), saka (Sack), nesi (Messer), mun (Mond), smoko (Rauch), folo (Huhn), eggi (Ei), faya (Feuer), nosu (Nase), kini (Knie), finga (Finger), watra (Wasser), knopu (Knopf), hempi knopu (Hemdenknopf), ïa (ja), slibi (schlafen) u. s. w. Doch sind solche einzelne Worte nicht genügend, um über die ganze Sprache, ihren Bau und ihre Verwandtschaft ein Urtheil zu fällen.

In Kotika hatte Crevaux einen Mulatten von der Küste, Joseph Foto mit Namen, der sein ganzes Leben unter diesen Wilden zugebracht hatte, als Koch und Dolmetscher in seine Dienste genommen, sah sich aber dafür bald darauf gezwungen, seinen Kuli Sababodi Krankheits halber nach Cayenne rückzuschicken. Dann wollte er nach Süden aufbrechen. Aber die Bonis, welchen es nicht gelungen war, ihn durch Krankheit zum Rückzug zu bewegen, lieferten ihm nun keine Lebensmittel, und ein vier Tagereisen oberhalb Kotika wohnender Franzose Labourdette, welcher dort mit Kulis und Arabern eine Goldgräberei betrieb (s. die Karte S. 2), konnte ihm nur so wenig Proviant überlassen, daß er genöthigt war, seine Begleitmannschaft auf vier Köpfe zu verringern, nämlich Joseph Foto und drei Bonis. Von letzteren waren zwei schon im Alter von 65 bis 70 Jahren; der dritte, Apatu genannt, zählte 30 bis 35 Jahre, war im Vollbesitz seiner Kräfte und deshalb zum Patron des Bootes bestimmt.

Am ersten Tage ging es anfangs frisch vorwärts; aber kaum waren die großen Stromschnellen dort, wo sich der Ana aus dem Maroni und Itany bildet, erreicht, als auch die Bonis ganz nach Art der Poligudus sich Stunden lang dem Fange des Kumaru hingaben — ein Aufenthalt, zu welchem sich Crevaux ohne Widerrede verstehen mußte. Endlich wurde die Fahrt auf dem ruhig fließenden Spiegel des Itany fortgesetzt, an dessen Ufern sich eine überaus einförmige Landschaft ausbreitet. Oft bot der Fluß denselben Anblick, wie eine lange Chaussee, die in der Ferne von einem Felshügel abgeschlossen wird. Liegt derselbe rechts, so fließt der Fluß oberhalb des Hügels von links — und umgekehrt. Diese sehr einfache Beobachtung gab dem Reisenden, welcher so stets die Richtung der Fahrt im Voraus anzugeben vermochte, ein großes Uebergewicht und Einfluß auf seine Begleiter. Da die Ufer hier niedrig und sumpfig waren, so war es durchaus nicht zu verwundern, daß Crevaux am fünften Tage der Reise vom Fieber ergriffen wurde. So gern er aber einige Tage lang gerastet hätte, so mußte er doch die Fahrt fortsetzen und sein Kranksein vor seinen Begleitern möglichst verheimlichen; denn sie besaßen nur wenig Lebensmittel und hatten bis zu den Sitzen der Roucouyennes noch volle sechs Tagereisen zurückzulegen. Es mag wahrlich kein leichtes Stück Arbeit gewesen sein, in solchem Zustande, bald vom Fieber geschüttelt und von unstillbarem Durste geplagt, bald fröstelnd im glühendsten Sonnenscheine, von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends mit nur kurzer Mittagsruhe Kompas und Uhr abzulesen und die Karte des Flusses zu entwerfen. Und wenn um fünf Uhr sich kein passender Lagerplatz findet, so wird die Fahrt noch ein oder zwei Stunden fortgesetzt, nicht gerade zum Leidwesen des Reisenden, den es freute, auf solche Weise an Terrain zu gewinnen.

Nach sechszehntägiger ununterbrochener Fahrt näherte man sich endlich dem Dorfe der Roucouyennes und zeigte seine Ankunft durch einige Flintenschüsse an. Aber niemand kam zum Landeplatze, und nur Hundegebell zeigte die Anwesenheit von Menschen an, welche faul in ihren Hütten und Hängematten blieben. Auch als der Reisende an die größte Behausung herantrat, rührten sich die Männer nicht, und nur einige gezähmte Vögel, Tukans, Aras und Aramis, geriethen in Aufregung. Dann brachten Frauen einige Schemel und zwei irdene Gefäße mit gekochtem Fisch, dem der Ankömmling gern zusprach. Dann ließ er seine Hängematte inmitten einiger faulenzender Indianer aufhängen; die Frauen dagegen arbeiteten in den Pflanzungen.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

III [1]).

Aufenthalt auf dem Mirador.

Die Hacienda „el Mirador“ liegt oberhalb Veracruz am Fuße des Pik von Orizava. Sie gehört als gemeinsamer Besitz zwei Familien, welche beide von deutscher Abstammung sind. An eine dieser Familien war ich empfohlen und verlebte in ihrem Kreise sechs Wochen.

Ich kam mit Arrieros, welche auf ihren Thieren Kaffee von der Hacienda nach Veracruz geschafft hatten und jetzt wieder hinaufgingen, nach dem Mirador. Wenn man über die Gegend der lichten, an Stelle des Waldwuchses nur Akazienarten (mezquites) aufzeigenden, zum Theil steinigen, zum Theil grasigen Steppen hinaus ist (sabanas), so kommt man in einen Gürtel tropischer Waldvegetation, welcher durch die reichlichen Niederschläge dieser Region hervorgerufen worden ist. In den Sommermonaten von Juni bis Oktober herrscht die tropische Regenzeit, im Winter treten die Nordwinde ein, die in der Regel von feinen, aber andauernden Regen (chipe-chipe), Landregen, wie wir sagen, begleitet sind. So findet hier die austrocknende Wirkung des tropischen Sonnenbrandes fast das ganze Jahr hindurch ihr Gegengewicht am reichlich niederströmendem Wasser. Beide im Verein rufen eine äußerst üppige Vegetation hervor. Wo diese sich auf ebenem und deshalb erdreichem Boden erhebt, sind auch ihre einzelnen Individuen hoch und kräftig entwickelt; wo sie dagegen in der dünnen Erde abschüssiger Felsen wurzeln muß, da ist sie mehr durch den Reichthum der Arten und durch ihre oft undurchdringliche Verschlingung, als durch die Kraft der einzelnen Exemplare ausgezeichnet. Eine solche Fülle wuchernder Pflanzen erweckt oft den Glauben an einen unerschöpflichen Reichthum des Bodens, auf dem sie steht. Doch der Schein trügt. Das zeigt sich, wenn einmal das Dickicht von Axt und Feuer aus dem Wege geräumt ist. Die Eingeborenen thun dies häufig, um ihren Mais in die Rodung (roza) zu säen. Nach einigen Jahren, ja oft schon nach einer Ernte ist die spärliche Erde, welche jene Pflanzendecke hervorbrachte und von ihr festgehalten ward, von der furchtbaren Gewalt tropischer Gewitterschauer abgewaschen (tierra deslavada) und der Fels liegt nackt da. So wird die Arbeit, welche die mühsam bildende Natur in Jahrhunderten, vielleicht in Jahrtausenden hergestellt hat, in kurzer Zeit durch die Hand des Menschen vernichtet. Die alten Mexicaner begegneten diesem Naturproceß dadurch, daß sie Terrassen anlegten; noch jetzt findet man deren an vielen Stellen. Die jetzigen Generationen haben diese Kunst nicht ganz vergessen: die Haciendas legen am Rande abschüssiger Grundstücke Steinmauern (cercas) an, welche die abgeschwemmte Erde festhalten; doch haben diese Bemühungen keinen vollen Erfolg. Der Proceß der Sterilisirung geht fort. Die natürlichen Bedingungen, in denen er seinen Grund hat, muß man sehr in Betracht ziehen, wenn man von der Fruchtbarkeit eines gebirgigen tropischen Landes, wie Mexico, redet. Sie sind hier von ungemeiner socialer Bedeutung. Indianische Dörfer und im Besitz von Spaniern befindliche Haciendas theilen sich in das Grundeigenthum derart, daß diese alles einträgliche Land für sich in Beschlag genommen haben, jene auf den steinigen, immer unfruchtbarer werdenden Boden beschränkt sind. Viele Dörfer haben abgewirthschaftet und der mächtige Beweggrund des drohenden Mangels kommt zu der allen Menschen eigenen Habgier und dem von Alters her ererbten Haß hinzu, um sie in den Krieg um Landbesitz gegen die Haciendas zu treiben.

Im ganzen Lande sind diese Streitfragen wegen Land (Cuestiones de terrenos) an der Tagesordnung. Sie werden bald auf friedlichem Wege erörtert, weit öfter jedoch mit Gewalt ausgefochten (wer wollte auch in Mexico seine Sache einem Advokaten anvertrauen!); sie werden vielleicht, ja wahrscheinlich einst in eine Jacquerie, einen allgemeinen Bauernaufstand auslaufen, der zugleich ein Racenkrieg sein würde; sie beschäftigen die Aufmerksamkeit Aller, nur nicht die der elenden Oligarchie von Stellenbesitzern und Stellenjägern, welche in Mexico die politische Klasse bilden.

So wie in der Gegend des Orizava, findet sich an vielen Stellen des Abfalles des mexicanischen Tafellandes nach den Meeren hin eine Zone tropischer Wälder. Die mit Feuchtigkeit gesättigten Meereswolken eilen über die unterste Stufe des Abfalls hinweg und erst da, wo sie gegen hohe Felsenmauern anprallen, wie am Orizava, entladen sie ihren Inhalt. Wenn sie dann über die Zinnen hinweg auf dem Hochlande anlangen, bergen sie nur noch wenig von dem befruchtenden Element in sich. Daher sind sowohl die hochgelegenen „Tafeln“ (mesas) als der unterste dem Meere nahe Theil des Landes wasserarm und tragen im Allgemeinen den Charakter einer steinigen Steppe. Ihnen ist gemeinsam jene Vegetation von Kakteen (nopales), von Agaven (magueyes) und von Akazienarten (mezquites; diese steigen jedoch nur bis zu einer Höhe von ungefähr 7000 Fuß auf), jene stachelige und dornige Vegetation, welche der mexicanischen Landschaft ihren eigenthümlichen, weit von dem anderer Länder abweichenden Charakter giebt. Dagegen zeigen die Thäler, welche auf der ersten Stufe des Abfalls der Hochebenen nach den Meeren zu etwa 4000 Fuß hoch liegen, ein ganz verschiedenes Aussehen: sie waren und sind zum größten Theil noch mit tropischem Laubwald bedeckt. Die Feuchtigkeit, welcher dieser sein Dasein verdankt, bietet auch für den Anbau tropischer Handelsgewächse, wie des Kaffees und des Zuckers, günstige Bedingungen. Nur hier auf mexicanischem Boden entspricht der Typus der Gegend den Vorstellungen, die wir von der tropischen Natur uns zu machen gewohnt sind. Diese Zone liegt aber schon zu hoch über dem Meeresspiegel, als daß die tropische Flora und Fauna noch ihre ganze Ueppigkeit erreichen könnten.

Mexico ist eben, obwohl es seiner größten Ausdehnung nach unter den Tropen liegt, doch nur ein halbtropisches Land. Als echttropische Länder können eigentlich nur Stromgebiete, wie die des Orinoko, des Ganges und andere gezählt werden. Das mexicanische Tafelland steigt von dem Rande

[1]) Vergl. „Globus“ XXXIII, S. 169 und 237.

der See auf: eine Gestaltung, welche die Bildung großer, ja nur nennenswerther Flußsysteme unmöglich macht. Nur Tabasco, die am Fuße des steilabfallenden chiapanekischen Hochlandes liegende und von den eilig herabstürzenden Gewässern desselben halb in einen Sumpf verwandelte, Kakao erzeugende Tiefebene, ist ein echt tropisches Land.

Der Mirador nun gehört in jene Zone tropischer Vegetation. Er liegt auf einer absoluten Höhe von 3500 Fuß. Seinen Namen trägt er mit Recht. Von seiner Höhe aus hat man eine weite „Ausschau". Bei klarem Wetter übersieht man nach unten hin das wellenförmig sich abdachende Savannenland, in der Tiefe erblickt man den blauen Golf; nach oben zu schweift der Blick über dunkele Waldmassen anfangs tropischer, höher hinauf nordischer Natur, um endlich an dem schön geformten, schneebedeckten Kegel des Orizava und dem langgestreckten Cofre de Perote einen Ruhepunkt und seine Grenze zu finden.

Das Wohngebäude der Hacienda ist nach der in Mexico allgemein üblichen spanisch-maurischen, d. i. andalusischen Art erbaut. Um einen mit tropischen Fruchtbäumen geschmückten Hof reihen sich im Viereck die Wohnzimmer, der Pferdestall, die Kapelle und in einer Ecke ein Kramladen (tienda). Der Korridor läuft hier nicht, wie sonst bei dieser Bauart üblich, um den innern Hof, sondern außen um einige Theile des Gebäudes herum; so gestattet er ungehinderten und geschützten Ausblick auf die Außenwelt. In ihm hält man sich mit Vorliebe auf; hierher nimmt Jeder, der nicht draußen dringende Beschäftigung hat, seine Zuflucht bei Regenwetter, das den rothen Lehm des Bodens in einen zähen Brei und die Bäume des Waldes in Sturzbäder verwandelt. Der heftigen Regen wegen ist es nicht, wie sonst in Mexico, die flache Azotea, welche das Haus nach oben abschließt, sondern ein spitzzulaufendes Ziegeldach.

Zwei Familien bewohnen und besitzen den Mirador. Beide stammen von deutschen Eltern ab, aber alle ihre Mitglieder sind im Lande geboren. Die eine gehört einer in Mexico weit verbreiteten, Bergwerke und Handelshäuser besitzenden, aus Darmstadt stammenden Familie an. Der Stammvater der andern war in Deutschland Gymnasiallehrer und flüchtete vor der Reaktion, welche der Wartburgbewegung und der Ermordung von Kotzebue folgte, nach Mexico. Er hatte viel Liebe, mit ihr ein tiefes Verständniß für die Natur; er besaß die Gabe, sich der Eigenart der Eingeborenen verständnißvoll anzupassen; so wußte er sich in das etwas einförmige Leben eines Ansiedlers in den Tropen vortrefflich zu finden. Der Mirador, der vorher eine menschenleere Waldgegend war, wurde erst durch ihn besiedelt. Er zog mehr als einen Deutschen dahin, über die Eingeborenen übte er eine unbestrittene patriarchalische Autorität aus: noch jetzt wird der Name des Don Cárlos Sartorius mit Liebe von ihnen genannt. Er starb im Jahre 1872 auf seiner Schöpfung.

Der Mirador ist wenigstens dem Namen nach unter den in Mexico wohnenden Deutschen allgemein bekannt. Er gilt als das deutsch-mexikanische Haus par excellence. Mancher hat seine liebenswürdige Gastfreundschaft genossen und sich an seiner herrlichen Natur erfreut. Dort gewesen zu sein gilt fast für eine Ehre.

Wer das Geräusch der Welt fliehen will, der findet gewiß keinen stillern und schönern Winkel als den Mirador. Freilich um Ruhe zu finden muß der Mensch vor allem in sich selbst ruhig sein; er muß mit der leidenschaftlichen Unruhe des Innern abgeschlossen haben, auf aufregenden Wechsel verzichten. Im Mirador verläuft ein Tag wie der andere, das Jahr geht dahin ohne auffallenden Wechsel in dem Kleide der Natur; stets herrscht dieselbe feuchtwarme Temperatur; man sehnt sich wohl mitunter nach dem nordischen Winter mit Schnee und Eis. Das Geräusch der Außenwelt verhallt, ehe es bis hierher dringt; der Mirador ist von Veracruz 26, von Orizava, der nächsten Station der Eisenbahn zwischen Veracruz und Mexico, 20 Leguas (1 Legua = etwa 4 km) entfernt. Nur zu Pferde kann man nach diesen nächsten größeren Ortschaften gelangen, auf einem erbärmlichen Pfade, der durch schauerlich tiefe Erdspalte (Barrancas) und in der Regenzeit durch Gießbäche führt: ein Ritt, der wohl einem jungen Manne romantisch erscheinen mag, Familien aber mit Frauen und Kindern sicher abschreckt. So isolirt ist der Mirador. Und wenn einmal seine Abgeschiedenheit von Menschen aus weiterm Umkreise aufgesucht wird, so ist das nur zu oft eine unliebsame Störung. Etwa ein politischer Freibenter sucht mit seiner Bande die Hacienda heim und legt ihr die Zahlung einer Zwangsanleihe zu Gunsten irgend eines die Nation „rettenden Planes" auf. Doch damit läßt er sich auch in der Regel abkaufen; die Menschen sind hier nicht bösartig; das Klima ist derart, daß es ihren Willen erschlafft und zugleich ihnen bei der Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse sehr zu Hülfe kommt. Ganz anders ist es oben auf den Hochebenen: dort ist die Natur karg und kommt den Menschen wenig entgegen, die trockene heiße Luft hält sie mehr in Spannung, sie sind daher heftiger in ihrem Wollen und schneidiger in der Ausführung desselben.

Das Leben auf dem Mirador ist also etwas einförmig. Man könnte versucht sein, es ein Vegetiren zu nennen, aber man muß gestehen, daß es wenigstens ein schönes Vegetiren ist. Die Kölnische Zeitung und die besten Erzeugnisse der neueren deutschen und spanischen Literatur finden ihren Weg nach der Hacienda und vermehren die kleine ausgewählte Bibliothek. „Der alte und der neue Glaube" wird hier so gut erörtert als in Deutschland. Die köstlichsten Früchte stehen das ganze Jahr hindurch zu Gebot. Das Klima ist, wenn auch erschlaffend, doch für die Sinne angenehm; weder fallen Mosquitos lästig noch sind die Nächte heiß. Das Opfer, das die Miradorianer bringen, indem sie, abweichend von der großen Mehrzahl der mexicanischen Haciendados, dauernd auf ihrem Besitze wohnen, anstatt, wie diese, die geselligen Genüsse der Stadt aufzusuchen, bleibt nicht unbelohnt. Sie finden ihre Entschädigung in dem lokalen Einfluß, den ererbter Grundbesitz stets giebt. Wenn auch die Arbeiter, um dem Gesetze zu genügen, alljährlich ihren Friedensrichter (juez de paz) und ihre Regidores wählen, so halten sie sich doch lieber an die Entscheidung ihrer natürlichen Herren, als daß sie sich dem Urtheil von gewählten Leuten ihres Gleichen unterordnen. Ueberall, scheint mir, wo Handarbeiter mit ihrem Grundherrn in täglicher Berührung stehen, bildet sich mit der Zeit ein örtliches Feudalverhältniß zwischen ihnen aus, das beider Leben weit mehr bestimmt, als es die allgemeingültigen Gesetze des ganzen Staats jemals bestimmen können; die wirksamste und am wenigsten angefochtene Autorität übt immer der Grundherr aus. So ist es auf dem Mirador.

Zu der lokalen Bedeutung des Mirador trägt noch wesentlich der Umstand mit bei, daß er Marktberechtigung (plaza) hat. Jeden Sonntagmorgen wird auf dem freien Platz vor dem Eingang in die Hacienda Markt abgehalten. An den Markt schließt sich die Messe (misa), zu welcher der Seelsorger (bura) der Pfarrkirche (parróquia) des naheliegenden Dorfes Totutla, ein jovialer Mann, der die Freuden der Geselligkeit nicht verschmäht und ein gern gesehener Gast ist, zu Pferde herüberkommt.

In das Gedränge der Marktleute mischt man sich gern; man sieht da interessante Typen und bunte Trachten. Von

unten ist der Bauer der Küste, der „Jaraho“, gekommen. Auf seinen Savannen treibt er Viehzucht; deren Hauptprodukt, in der Sonne getrocknetes Fleisch (tasajo oder cecina), will er verwerthen, außerdem hat er Früchte der „sehr heißen Zone“ (tierra muy caliente) gebracht. Sein gekräuseltes Haar verräth, daß afrikanisches Blut in seinen Adern fließt. Seine Kleidung entspricht seiner Lebensweise. Beruf und Neigung haben aus ihm einen Pferdemenschen gemacht: er präsentirt sich im Reitkostüm, mit hoch hinaufgehenden Stiefeln, mit Sporen von ungeheurem Durchmesser, in weißem Hemd, den bunten Plaid (zarape) über die Schulter geworfen, den Kopf vor der brennenden Sonne seiner lichten Savannen durch einen breitrandigen Hut geschützt. Man sieht ihn lebhaft sprechen und gestikuliren; er ist für seine witzigen Einfälle und als Großsprecher bekannt. Sein Spanisch ist ein eigener Dialekt, der das s am Ende der Wörter ausstößt.

Neben dem negerartigen Jaraho hockt schweigend der straffhaarige Indianer aus den Dörfern der tierra fria des Gebirges auf der Erde. Seine Kleidung besteht, außer aus Manta, aus selbstgewebtem, schlichtem Wollentuche. Er ist schon am Abend vorher mit seinen Sprößlingen und seiner Frau, die den Säugling auf dem Rücken trägt, aus seinem oft bis 15 Leguas entfernten Dorfe angekommen und hat die Nacht unter dem äußern Korridor zugebracht. Das Wenige, was ihm der Verkauf von Erzeugnissen seiner hoch gelegenen und verhältnißmäßig kalten Heimath von Kartoffeln, Aepfeln und Kienspähnen (welche den Armen an Stelle von Lampen dienen) einbringt, vertrinkt er in dem Laden der Hacienda. Wenn er voll und damit glücklich ist — denn sich vollzutrinken, darin sieht er sein Glück — wird er liebenswürdig. Sein Idiom, das wohlklingende Aztekisch, ist sehr reich an Diminutivformen; die wendet er nun auch in seinem Spanisch an (überhaupt gebrauchen auch die spanisch redenden eingeborenen Mexicaner ungemein viele Diminutive, eine Sitte, welche den echten Castilianern fast völlig fremd ist, wie ich bezeugen kann), und jede Person, der er wegen ihrer Farbe oder wegen eines andern Grundes Achtung schuldig zu sein glaubt, ist ihm ein „Väterchen“ oder „Mütterchen“, „padrecito“, „patroncito“; er sucht wohl auch die Hand des weißen Herrn zu erhaschen, um sie zu küssen. Freilich ist er nicht immer so zärtlich; zuweilen kommt auch der Tiger zum Vorschein.

Der auffallende Gegensatz zwischen dem Jaraho und dem Gebirgsindianer findet seine Vermittelung in den minder scharf ausgesprochenen Typen der Umwohner des Mirador, welche in Typus, Tracht und Sprache alle möglichen Stadien der Hispanisirung oder besser der Mexicanisirung darstellen.

Von den Erzeugnissen, welche auf der Plaza feilgeboten werden, erhebt die Gemeinde eine Steuer, deren Ertrag nicht unbedeutend ist. Ueberhaupt decken sowohl die Centralregierung als die einzelnen Staaten und Gemeinden ihre Bedürfnisse fast ganz durch Auflagen auf den Verbrauch. Dies System der indirekten Steuern (alcabalas) giebt unzweifelhaft zu sehr vielen Mißbräuchen Anlaß, allein es ist aus vielen Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört, das einzig anwendbare in diesem Lande und schon darum, daß es Jahrhunderte lang bestanden hat, der Erhaltung werth.

Die Plaza bringt dem Mirador Ansehen und Gewinn. Sein und seiner Besitzer Name wird durch sie in weiterm Umkreise bekannt. Die Angesehenern unter den Marktleuten, darunter einzelne der Indianer, verfehlen nicht, bei den Familien vorzusprechen; sie kommen mit Zeichen vertrauensvoller Ergebenheit, den Hut in der Hand; der echte Mexicaner ist ein geborener Höfling: er weiß den Anschein zu erwecken, als ob er um das Wohl seines Mitmenschen ungemein besorgt wäre, und hat den Takt, mit seinen Betheuerungen doch nicht über eine gewisse Grenze hinauszugehen. Seine Höflichkeit berührt daher angenehm; der natürlich denkende Mensch, wie er nun einmal ist, nimmt solche Huldigungen mit Wohlgefallen entgegen: sie erhöhen sein Selbstgefühl. Darin liegt zu einem Theil der eigenthümliche Reiz des Lebens in diesen Ländern, daß aus der verschiedenen Begabung der Racen eine aristokratische Gliederung der Gesellschaft hervorgegangen ist, und daß die natürliche Ueberlegenheit der einen bis jetzt noch meist von der andern freiwillig, immer wenigstens thatsächlich anerkannt wird.

Auch Gewinn trägt die Plaza dem Mirador zu. An den Markttagen verkauft die Tienda viel und läßt einen hübschen Gewinn übrig. Doch ist es nicht sie, sondern der Kaffeebau auf eigenem Gebiet, welcher die materielle Grundlage des Lebens der Bewohner des Mirador bildet.

Die Kaffeestaude hat sich schon seit langen Jahren in Mexico eingebürgert. In der Umgegend von Córdova ist sie immer gepflanzt worden, doch nur in beschränktem Maßstabe; der Bedarf des inländischen Marktes war ein sehr geringer: die Begüterten zogen dem Kaffee den Kakao vor, die Armen behalfen sich mit Atole, einer aus Mais bereiteten dickflüssigen Masse. Die Ausfuhr nach dem Ausland beschränkte sich im Wesentlichen auf Silber, daneben auf Farbeholz, Cochenille, Vanille. Nur der Austausch im Inlande erzeugter Güter ist von hervorragender Bedeutung.

Mexico ist eine Welt für sich. Deshalb erregt dieses Land in jedem denkenden Menschen, der es kennen lernt, das lebendigste und nachhaltigste Interesse. Ich habe Chile kennen gelernt. Welcher Unterschied zwischen Mexico und Chile! Zwar in beiden Ländern setzt sich die Bevölkerung aus ähnlichen Elementen zusammen, aus den Nachkommen der spanischen Eroberer und der von ihnen unterworfenen, an Zahl überwiegenden Masse. Aber wie grundverschieden sind trotzdem die Sitten und Anschauungen der beiden Nationen! An keinem Beispiele wie an diesem kann man mit größerer Klarheit sehen, wie gewaltig die Natur eines Landes auf seine Bewohner einwirkt. Chile ist ein langes, schmales Küstenland, also leicht zugänglich. Zudem ist es reich an Kupfer und als alter ebener Meeresboden an Weizen: zwei Produkte, welche stets einen sichern Markt in den Industrieländern finden. Wie großartig ist der Verkehr, der sich aus diesen beiden Momenten entwickelt hat! Chile hat fast seine ganze Arbeitskraft einseitig auf den Anbau des Weizens und auf die Ausbeutung seiner Kupfer- und einiger Silberminen geworfen; eine andere Industrie besitzt es kaum: seine Kleidung, sein Hausgeräth, Alles, was über die allerersten Lebensbedürfnisse hinausgeht, muß es mit dem Ueberschuß jener Produkte vom Auslande kaufen. Die Kleidung, die der chilenische Arbeiter trägt, der Pflug oder die Hacke, mit der er arbeitet, die Schüssel, aus der er ißt, das Bett, in dem er schläft, alle diese Artikel sind Erzeugnisse der europäischen oder nordamerikanischen Industrie. So wie in seiner äußern Lebensweise hat sich der Chilene in seinen Sitten europäisirt; die vielen Tausende von Engländern, Deutschen, Franzosen, Amerikanern, die mit ihm in dauernden oder vorübergehenden Verkehr treten, haben auch seine Anschauungen den unserigen genähert.

Unzweifelhaft erscheint Chile dem Europäer reicher und in unserm Sinne civilisirter als Mexico; weit mehr des Interessanten wird ihm das abgeschlossene nationale Leben des letztern bieten. Er kann wohl auf den Gedanken kommen, ob es nicht ein freudigeres Bild gewähre, wenn jede Nation ungestört aus eigener Kraft ihre angeborenen

Anlagen ausbilde, ob es denn überhaupt wünschenswerth sei, daß unsere Civilisation, die wir nur zu gern als die allein berechtigte ansehen, alle anderen Kulturkreise entweder vernichte oder sich assimilire; zunächst wenigstens wirkt sie nur verflachend und die Welt wird einförmig durch sie. Freilich werden wir nicht nach unseren Wünschen gefragt.

Doch ein Land wie Mexico wird noch lange, vielleicht immer seinen Charakter bewahren. Was haben die Spanier während einer dreihundertjährigen Herrschaft in Mexico ausgerichtet? Sie erreichten nur das, daß sie herrschten, sich Macht und Reichthum verschafften. Die eingeborene Race wechselte die Herren, im Uebrigen blieb fast Alles beim Alten. Noch jetzt vereinigen die Angehörigen der spanischen Race, seien sie im Lande geboren (criollos) oder eingewanderte Altspanier, die politische Macht und das Eigenthum in ihrer Hand. Trotzdem haben sie das Volk nicht umformen können, sie haben sich vielmehr seiner Art anbequemen müssen. Ja, viele von ihnen sind soweit auf die Anschauungen der Besiegten eingegangen, daß sie deren bittern Haß gegen die Eroberer, gegen die eingewanderten Spanier, also oft gegen ihre eigenen Väter, theilen. So spröde verhält sich der mexicanische Boden gegen alle fremde Einwirkung, eine solche Kraft der Assimilation besitzt er! Nicht einmal europäische Sitte und Lebensweise hat sich auf ihm einbürgern können; wie viel weniger vermögen dies objektive europäische Ideen! Wenn neuerdings die Oligarchie der fast ausschließlich aus Weißen bestehenden Politiker im Eifer neu gewonnener Bildung die Doktrinen des vorigen Jahrhunderts, die Menschenrechte und andere politische Abstraktionen auf ihr der Art nach orientalisches Volk pfropfte, so hat sie damit nichts weiter erreicht, als die Schöpfung eines Zustandes permanenter Revolution, welche, nachdem sie die Kirche als politische, mit Eigenthum ausgerüstete Korporation vernichtet hat, jetzt ihre Angriffe gegen den Privatbesitz richtet und damit enden wird, das ganze spanische System, dessen Grundpfeiler die Kirche war, über den Haufen zu werfen und das Land wieder den Ureingeborenen in die Hand zu geben.

Worauf beruht es, daß Mexico sich so spröde gegen fremde Einflüsse verhalten hat, während Chile ihnen den Eingang so leicht machte? Zum Theil gewiß darauf, daß die alten Mexicaner eine höhere Stufe eigenartiger Civilisation erreicht hatten, als die Urbewohner Chiles. Doch der Hauptgrund liegt in der ganz verschiedenen Natur der beiden Länder.

Wie Chile beschaffen ist, ward schon erörtert, und daß es von Mexico ganz verschieden ist, fand Erwähnung. Mexico scheint von der Natur dazu bestimmt zu sein, eine sich selbst genügende Einheit zu bilden. Vor allem steht es wirthschaftlich auf sich selbst. Vor einem ausgedehnten Verkehr mit dem Auslande schrecken die Fieberluft der Küsten, die Unsicherheit der Häfen ab, die vertikale Gliederung des Landes macht ihn entbehrlich. Mexico vereinigt auf seinem Boden alle Klimate, kann folglich alle Erzeugnisse hervorbringen, deren der Mensch bedarf, und die er in einem rein tropischen oder in einem rein nordischen Lande nur zu einem Theil selbst besitzt, zum andern sich von weit her, über das Meer weg, herbeischaffen muß. Mexico also braucht sich wegen der Frage „Schutzzoll oder Freihandel“ keine Sorgen zu machen. Was im Lande verbraucht wird, ist Produkt des Landes selbst. Außer den Eisenwaaren kommen nur feinere Industrieartikel, welche allein den Begüterten zugänglich sind und deshalb als Luxusgegenstände angesehen werden müssen, aus dem Auslande. Für die Befriedigung des Bedarfs der großen Masse des Volks kommen ausschließlich die Erzeugnisse der einheimischen Industrie, des einheimischen Ackerbaues in Betracht. Jeder Zone des Tafellandes ist ihre Arbeit von der Natur zugewiesen. Der Hochländer (arribeño) der tierra fria bringt seinen Mais, sein Weizenmehl, seine baumwollenen und wollenen Gewebe, seine Töpferwaaren (auf dem armen Hochlande mußte der Mensch zur Industrie greifen) nach unten und holt dafür von der Küste rohe Baumwolle und Produkte der Viehzucht, von den tropischen Hochthälern Zucker, etwas Kaffee und viele Früchte, namentlich Bananen (plátanos).

In diesem System einer abgeschlossenen, an dem Weltverkehr wenig theilnehmenden Wirthschaft fand der Anbau einer Handelspflanze, wie des Kaffee, der im Inlande geringer Nachfrage begegnete, keinen Platz. Für die Gutmachung jener oben erwähnten als Luxusartikel bezeichneten europäischen Waaren mußte der Ertrag der Bergwerke aufkommen. Jährlich wurden etwas über zwanzig Millionen Pesos Silber in gemünztem Gelde oder in Barren exportirt; ungefähr eben so viel — also nur 2 bis 3 Pesos für den Kopf der Bevölkerung — betrug der Werth der Einfuhr.

Erst seit der Silberwerth in Folge der Ueberproduktion der kalifornischen Minen und durch die Annahme der Goldwährung von Seiten Deutschlands erheblich gesunken ist, seit man sich in Mexico, zum Theil auf diese Veranlassung hin, mehr auf die Ausbeutung der tierra caliente geworfen und seit dadurch wiederum eine Ueberproduktion von Zucker stattgefunden hat — der in Mexico producirte Zucker wird ausschließlich im Lande konsumirt und kann auch nicht exportirt werden, weil die Transportkosten den Ertrag verschlingen würden —, erst seitdem hat der Anbau des Kaffee merklich zugenommen. Jetzt wird jährlich für eine Million Pesos Kaffee exportirt; er geht nach den Vereinigten Staaten, wo er hoch geschätzt wird: auf der Ausstellung in Philadelphia erhielt der Kaffee von Uruapam, von dem Abhange nach der Südsee zu, den ersten Preis. Als ich auf dem Mirador war, erzielte der dort gebaute Kaffee 17 bis 19 Pesos der Centner („quintal“ = 100 Pfd. spanisch; das spanische Pfund ist um ein Weniges leichter als das unserige).

In der Gegend des Mirador und um die Städte Orizava, Córdova, Huatusco, Jalapa herum hat der Anbau des Kaffee den des Zuckerrohrs größtentheils verdrängt. Diese Gegend, die, am Fuße des Orizava liegend, mit reichlichen Niederschlägen gesegnet ist, sagt dem Kaffee ganz besonders zu, weil er hier der künstlichen Bewässerung nicht bedarf und weil die absolute Erhebung von 2000 bis 4000 Fuß die passende für ihn ist. Denn der Kaffee gedeiht keineswegs auf fettem Boden im Tieflande, sondern er liebt bergiges Land mit gemäßigter Temperatur.

Auch der Mirador baute bis zum Jahre 1872 Zucker; seitdem ist der Kaffee die einzige Kultur; das nicht unbedeutende Kapital, was in der Zuckerfabrik steckte, ist damit verloren; die betreffenden Gebäude werden nur noch für die Aufspeicherung des Kaffees benutzt.

Man kann sich denken, daß, da nur noch Kaffee auf dem Mirador gebaut wird, die Unterhaltung sich vorzugsweise um ihn, um seinen Ertrag, um die beste Art, ihn zu pflanzen, dreht.

Der Kaffee wird nicht in Bohnen gepflanzt, sondern als kleines, einige Zoll langes Pflänzchen einer Art Baumschule (almárcigo) entnommen. Die kleinen Stauden werden je drei Varas (1 vara = 3 Fuß spanisch oder man kann sagen = 1 Schritt) von einander entfernt in geradlinigen Reihen angepflanzt. Sie bedürfen, namentlich während ihres Wachsthums, des Schattens, der von Pisangstauden oder von Waldbäumen, die man für diesen Zweck hat stehen lassen, gespendet wird. Nach drei Jahren fängt

der Kaffee an zu tragen; seine Leistung beträgt im Durchschnitt jährlich ein Pfund. Eine Staude hält 10 Jahre, auch wohl noch länger aus, dann muß sie durch eine neue ersetzt werden. In welchem Maße der Kaffee den Boden erschöpft und also Zufuhr von Dungstoffen oder frisches Terrain verlangt, darüber hat man noch keine Erfahrungen gesammelt.

Eine Kaffeepflanzung erfordert viele und andauernde Arbeit. Man kann die Staude nicht wachsen lassen, wie es ihr beliebt: die allzu üppigen Zweige müssen gestutzt, die trockenen Aeste entfernt werden. Die Hauptsache ist, den Raum zwischen den Stauden stets rein zu halten. Das ist keine kleine Arbeit. Ueppiger noch als die Kulturgewächse schießt das ihnen feindliche Unkraut in den Tropen empor; es wird mit der Hacke entfernt, eine mühsame Arbeit, welche man in der Regel den Arbeitern in Accord giebt. Auf dem Mirador erhalten die Leute für eine Tagesarbeit („tarea" = 900 varas □) drei Reales (1 mexikanischer Peso enthält 8 Reales = 4 Mk. Nominalwerth). Das ist nach mexicanischen Verhältnissen ein sehr hoher Lohn, der schon hinreichend ist, die Mittel für eine bequemere Lebensweise, für einigen Luxus in der Kleidung, dann für das landesübliche Laster des Spiels herzugeben. Seitdem die tierra caliente ihren brach liegenden Reichthum in dem Anbau des Kaffee nutzbar zu machen begonnen hat und Arbeitskräfte sucht, die sie dann gut bezahlt, kommen viele Arbeiter aus der armen tierra fria und lassen sich, wenn es ihnen gelingt, sich an das veränderte Klima zu gewöhnen, dauernd unten nieder. Man will bemerken, daß sie anfangs viel arbeitseifriger sind als ihre an Ort und Stelle heimischen Genossen, bald aber eben so schlaff werden wie diese. Denn schlaff sind diese Leute: sie stellen sich nicht regelmäßig zur Arbeit ein und schaffen lässig; der Majordomo des Mirador, ein prächtiger Holsteiner, hat oft seine liebe Noth, nicht mit ihrer Bösartigkeit, aber mit ihrer Gleichgültigkeit. Trotzdem sind allein die Eingeborenen hier als Feldarbeiter zu gebrauchen, denn das feuchtheiße Klima, das sie nur erschlafft, würde auf den körperlich arbeitenden Europäer tödtlich wirken. Man hat früher einmal deutsche Arbeiter nach dem Mirador kommen lassen: der Versuch schlug zum Schaden des Mirador und zum Verderben jener aus: sie starben oder zerstreuten sich nach allen Winden.

Ebenso wie dieser Versuch sind alle anderen Pläne, Kolonien europäischer Ackerbauer auf mexicanischem Boden anzusiedeln, mißlungen. Ich glaube überhaupt nicht, daß jemals eine zahlreiche Einwanderung sich nach Mexico richten wird. Die Gründe liegen nahe. Die größere, nördliche Hälfte des Landes ist eine wasserarme, häufig wüstenartige Steppe. Die kleinere südliche Hälfte besteht zu einem Theil aus tierra fria, zum andern aus tierra caliente; jene liegt hoch und ist deshalb verhältnißmäßig kühl und gesund, aber auch zugleich dürr, felsig und vegetationsarm; hier können nur die Eingeborenen, welche seit Jahrhunderten mit dieser armen Natur verwachsen sind und ihre geringste Gabe auszunutzen wissen, existiren; sie erhalten sich zum großen Theil ausschließlich von Mais, was kein Europäer kann. In der tierra caliente nun belohnt die Erde reichlich genug die Anstrengungen, die man auf sie verwendet, aber dort ist das Klima ungünstig und verbietet dem Nordländer die körperliche Arbeit.

Um die Idee einer massenhaften Einwanderung als das zu erkennen, was sie ist, nämlich als eine Chimäre, muß man noch den Umstand berücksichtigen, daß seit der Eroberung fast sämmtliches Grundeigenthum sich in Privatbesitz befindet, und daß die Regierung nur über weniges Land gerade in der heißesten Gegend zu verfügen hat, ferner, daß der Süden, d. h. der Theil des Landes, der nicht bloß, wie der Norden, für die Viehzucht, sondern auch für den Ackerbau in Betracht kommt, ziemlich dicht bevölkert ist.

Sämmtliche Eingewanderte, die sich in Mexico dem Ackerbau widmen, seien es Spanier oder Nordeuropäer, sind Verwalter oder Eigenthümer von Gütern. Die körperlich arbeitende Klasse besteht ohne Ausnahme aus Indianern oder Halbindianern, deren Ansprüche weit bescheidener und deren Leistungen in diesem Klima größer sind, als es die von Europäern je sein könnten und sein würden.

Ein Fremder also kann in Mexico als Ackerbauer nur in der Eigenschaft des Arbeitgebers auftreten. Wer einiges Kapital besitzt und die Gabe, dazu auch die Lust hat, mit der Natur und dem Volke zu verkehren, der mag sich ruhig ankaufen; bei den außerordentlich billigen Arbeitslöhnen wird er bestehen können. Weiter aber nichts. Wenn er den Ackerbau aus Spekulation ergriff, in dem Glauben, sich bald bereichern zu können, dann irrte er und hätte besser gethan, bei dem gewinnbringenden Handel zu bleiben oder sich ihm zu widmen. Reich macht auch der Anbau des Kaffee nicht, aber er bildet doch eine gute Grundlage sichern Wohlstandes.

Einen sehr günstigen Einfluß hat der Kaffeebau auf das Leben der kleinen Bauern in den Dörfern der tierra caliente geübt. Früher sahen sich dieselben auf den Anbau von Mais, Bohnen und Früchten beschränkt. Damit waren sie zwar vor dem Mangel geschützt, aber sie hatten kein Tauschmittel, für das sie höher gehende Bedürfnisse hätten eintauschen können. Zuckerrohr konnten sie nicht bauen, weil sie das zur Ausarbeitung des Zuckers nöthige Kapital an Thieren und Maschinen nicht besaßen. So lebten sie auf dem üppigen Boden der tierra caliente in derselben bedürfnißlosen Armuth, wie ihre Genossen auf dem dürren Hochlande. Seit dem Aufschwunge des Kaffeebaues hat sich das geändert. Um Kaffee zu pflanzen und zu bearbeiten, braucht der Indianer kein anderes Kapital als seine Arbeitskraft, kein anderes Werkzeug als eine Hacke.

Ich besuchte ein zwei Leguas vom Mirador entferntes indianisches Dorf, Namens San Martin. Man hatte mir gesagt, daß diese Ortschaft und ihre Einwohner früher einen elenden Anblick der Armuth und schmutzigen Bedürfnißlosigkeit dargeboten hätten. Jetzt war das ganz anders. Das Dorf war rings von Kaffeegärten umgeben, die stets einen erfreulichen Eindruck machen, und es zählte viele stattliche Häuser; andere waren im Bau begriffen, die alten Hütten verschwunden. Darin, daß ein Bauer — und nun gar ein indianischer Bauer — sich ein neues besseres Haus baut, liegt der beste Beweis für die Reichhaltigkeit seiner Mittel und zugleich dafür, daß er den Wunsch hegt, seine Lage zu verbessern. Damit aber ist ein großer Schritt gethan.

Reisewerke über Westafrika.

I.

R. A. Während die Deutsche Afrikanische Gesellschaft über mancherlei Mißerfolge zu klagen hat, kann sie wenigstens auf der südlichsten von ihr verfolgten Route auf einige schöne Resultate mit Genugthuung hinblicken. Pogge und Schütt haben neue Gebiete erschlossen und von ihrem Nachfolger Buchner ist das Beste zu hoffen. Die östlich von der portugiesischen Kolonie Angola gelegenen Negerstaaten, der südliche, mittlere Theil des großen Congobeckens, waren das Ziel einer Reihe deutscher Expeditionen, die mit jener des Hauptmanns von Homeyer 1875 begannen. An Material und tüchtigen Leuten fehlte es nicht; aber das Klima der Westküste reducirte den Bestand der großen Expedition bis auf Einen: Dr. Pogge. Der Führer, der Botaniker und der Topograph kehrten bald um. Der als Freiwilliger auf eigene Kosten mitreisende Dr. jur. und Jagdfreund Pogge blieb und erreichte den Hof des halb mythisch gewordenen Muata Jamwo, über den wir durch portugiesische Händler nur sehr ungenügende Kunde besaßen [1]). „Meinem eigenen Schicksale überlassen," schreibt der Verfasser, „hielt ich es im Interesse der Afrikanischen Gesellschaft für geboten, mich durch keine mir drohenden Gefahren zurückschrecken zu lassen, sondern das vorgesteckte Ziel zu verfolgen, um so wenigstens, soviel in meinen Kräften lag, die der Expedition gestellte Aufgabe zu lösen. Vom Glück begünstigt, namentlich aber den klimatischen Krankheiten in weit geringerm Grade unterworfen als die meisten Afrikareisenden, erreichte ich Mussumba, die Hauptstadt Muata Jamwo's, und kehrte von dort wohlbehalten nach fünfvierteljähriger Abwesenheit nach Malange zurück."

Indem wir auf Einzelnes des Tagebuchs hier eingehen, machen wir zunächst Herrn Dr. Pogge ein Kompliment. Wir haben nämlich kaum eine zweite Afrikareise gelesen, in welcher ein so vorzügliches Talent des Reisenden für die Behandlung der Schwarzen zu erkennen ist, wie die vorliegende. Pogge weiß den Neger richtig zu behandeln, er überwindet mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit alle sich ihm entgegenthürmenden Schwierigkeiten; er bewahrt seine eiserne Ruhe und Kaltblütigkeit selbst da, wo die prekärsten Lagen eintreten. Ihm imponirt keine Gefahr. Er will durch und er kommt durch. Und das alles wird so einfach und natürlich erzählt, so ohne alle Schönfärberei, daß wir unwillkürlich das größte Vertrauen gewinnen. Er ist ein prädestinirter Pionierreifender. Da ist es denn freilich andererseits zu beklagen, daß ihm alle naturwissenschaftlichen Kenntnisse abgehen und daß, wenn er auf dieses Gebiet sich einmal verirrt, Curiositäten zum Vorschein kommen. (So die Verwechselung des allbekannten Sandflohs mit Filaria medinensis!) Aber damit ist für den Dr. jur. kein Vorwurf ausgesprochen, der als Jäger nach Afrika ging und auf einen Posten gestellt wurde, den er nicht angestrebt hatte, den er aber trotzdem mit Glanz ausfüllte. Um nur Einiges anzuführen, wie Pogge zu seinem Ziele gelangte, heben wir hervor, daß er stets schroff mit den Negern verkehrte. „Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich erkläre, daß ich sehr schlecht von meinen Leuten so lange behandelt worden bin, als ich sie nicht den Stock fühlen ließ." Als ihm die Kioko einmal den Weg versperren, giebt er seinem Reitochsen die Sporen und rennt sie um. Den Muata Jamwo, in dessen Händen sein Leben war, behandelt er einige Male geradezu schlecht und läßt dem blutigen Herrscher, der ihn zu sprechen wünscht, sagen, er habe dazu keine Zeit. Mit einem Worte: Er imponirt überall.

Die Charakteristik, die Pogge vom Neger entwirft, ist keine schmeichelhafte. „Der Neger ist feige, faul, unzuverlässig, lügenhaft, liederlich, leichtsinnig, schlau und abergläubig; er lügt, stiehlt und betrügt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft; er fühlt sich nur da wohl, wo er zu leben hat (— wir auch —), kennt keinen Patriotismus (— der sich überhaupt nur bei vorgeschrittenen Völkern findet —), kein Heimweh, obgleich man zugestehen muß, daß die Bande der Verwandtschaft von ihm sehr respektirt werden, und die Verwandten im Falle der Noth fest zu einander halten. Für den Neger spricht ferner eine Art Gastfreundschaft und seine Neigung, Verwandten und Freunden Geschenke zu machen. Der gewöhnliche Träger theilt in Zeiten der Noth gern seine Maniokwurzel mit seinem Patron, steht auch im Falle des Gefechts für die Sicherheit desselben sowie seiner Karawane ein, vorausgesetzt, daß er im Augenblicke der Gefahr den Kopf nicht verliert, eine gewisse Macht hinter sich weiß und nicht die Flucht ergriffen hat. Er ist, wenn er nichts zu leben hat, mäßig und zufrieden, ist zäh und widerstandsfähig gegen äußere Eindrücke."

Pogge will diese Charakteristik auf ganz Afrika ausdehnen, was wir für den ersten Theil ihm nicht zugestehen dürfen, da genug Beispiele für eine gegentheilige Auffassung vorliegen. Er selbst hebt übrigens im Verlauf des Buches manches hervor, was die Schwarzen in einem bessern Lichte erscheinen läßt. Die Verträglichkeit der Neger wird gerühmt, ihm imponiren (S. 96) die weiten von Wald gesäuberten Felder als Beweis einer großen Arbeitskraft, er lobt die intelligenten Gesichter der Kioko, nennt die Musik der Eingeborenen von Mussumba nicht übel (S. 161), kennzeichnet den Fortschritt, der in der Ueberbrückung von ziemlich breiten Strömen liegt, und ist erstaunt über die 35 bis 40 Morgen großen, von Wächtern bewachten Maniokfelder des Muata Jamwo (S. 165). „Die Sklaverei unter den Negern anlangend," sagt Pogge, und hier stimmen viele Kenner mit ihm überein: „die Sklaverei ist dem Neger in Fleisch und Blut übergegangen; mit dem Aufhören derselben würde das ganze Negerleben in seiner jetzigen Form nicht bestehen können. Den Missionären, welche östlich vom Quangofluss den Versuch machen wollten, die Sklaverei aufzuheben, stelle ich ein ungünstiges Prognostikon. Will das civilisirte Europa im Innern von Afrika die Sklaverei ausrotten, so muß es den Neger selbst ausrotten oder sein originelles Blut mit anderm vermischen."

---

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Drittes Heft. Im Reiche des Muata Jamwo. Tagebuch meiner im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas in die Lunda-Staaten unternommenen Reise von Dr. Paul Pogge. Mit sechs Holzschnitten, 6 lithographirten Tafeln und einer Karte von Dr. R. Kiepert. Berlin, D. Reimer, 1880.

Auf den Verlauf der in Tagebuchform gegebenen Reise können wir hier nicht eingehen, zumal dieselbe in ihren allgemeinen Umrissen bekannt ist. Mit dem Hervorheben von Einzelheiten glauben wir daher dem Leser besser zu dienen. Zunächst sind da mannigfache natürliche Schwierigkeiten zu erwähnen, welche sich dem Vordringen nach Osten in den Weg stellten und die auch wohl Ursache zu dem abfälligen Urtheile Pogge's in der Verwendung der Elefanten bei der Afrikaforschung sind („Globus" XXXV, 119), wiewohl diese Thiere am Nil und jetzt in Ostafrika sich bewähren. Es waren zahlreiche von Süd nach Nord laufende Zuflüsse des Congo zu überschreiten, was oft große Mühen und Gefahren veranlaßte. Der Quango, zwischen steinigen Ufern dahinfließend, war an der Uebergangsstelle 50 bis 60 Fuß breit und 20 Fuß tief; um ihn zu passiren mußte erst eine Brücke gebaut werden; der Kassabi dagegen war bei Difunda 350 Schritt breit, rasch fließend und 12 Fuß tief. Die Passage durch die Wälder war für Reiter und Fußgänger oft sehr schwierig; so hinter Kimbundo, wo der Fußsteig nur 1 bis $1^1/_2$ Fuß breit war und Zweige und Schlinggewächse den Weg sperrten. Am schwierigsten waren die Sümpfe zu passiren, wo die Ochsen im Schlamm versanken und mit Seilen herausgeschleift werden mußten.

Nachdem Angola verlassen war, wo Pogge oft am Fieber zu leiden hatte, besserte sich das Klima und wir hören nur Gutes von demselben. Einen einzigen leichten Anfall abgerechnet, hatte der Reisende im Innern nicht mehr von dieser afrikanischen Pest zu leiden. Im Kiokogebiet war es Morgens im August stets kühl und in der Nacht vermochte Pogge sich kaum zu erwärmen (S. 47). „Das Klima aller dieser Gegenden ist gesund, allerdings warm, aber doch nicht lästig heiß" (S. 81), und von Molua, dem Lande des Muata Jamwo, heißt es (S. 130): „Das Klima des Landes gleicht dem der Sommer in Norddeutschland, ist aber weniger heiß. Bei klarem Himmel weht meist eine angenehme Brise, oder der Himmel ist bedeckt. Es ist dies wahrlich ein schönes Land, überall mit gesundem, frischem Wasser und schönem Boden. Reichlicher Regen fehlt niemals zur Regenzeit. Ueberschwemmungen sind unmöglich."

Für die Verbreitung der Stämme, der Gewächse und Thiere hat Pogge ein sehr gutes Auge, und das läßt uns doppelt seinen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen beklagen. Buchner wird, so hoffen wir, nach dieser Richtung eine vorzügliche Ausbeute mitbringen. Die Weinpalme hört (S. 41) hinter Malange auf und kommt am Talla Mongongo (kein Gebirge, sondern nur der Abfall der Hochebene zum Quangothal, wie wir jetzt durch Schütt wissen) nur noch verkümmert vor. Die Rindviehzucht hat bei Sanza (dem äußersten portugiesischen Punkte gegen Osten) ihre Grenze. Elefanten werden selten und die Gummirebe wird überall da, wo die Schwarzen den Saft sammeln, ausgerottet. Im Innern ist sie aber noch stark verbreitet. In den Bächen der Gebirge am Lulua fand Pogge Gold (S. 116).

Da der Reisende früher selbst im „Globus" (XXXII, S. 14 und 28) den Hof des Muata Jamwo geschildert hat, so verweisen wir hier nur darauf. Das vorliegende Buch bringt die persönlichen Abenteuer, die zum großen Theil amüsanter Natur sind und mit gesundem Humor vorgetragen werden. So z. B. wie die in Pogge verliebte Lukokescha (die Königin) stets mit unbefriedigter Neigung abziehen muß. Nur ein kleiner Ausflug nach Südost wurde dem Reisenden vom Muata Jamwo gestattet, das ersehnte Vordringen nach Norden oder Osten streng untersagt. Nachdem derselbe gehörig ausgebeutet worden war, trat er auf demselben Wege, den er gekommen, die Rückreise an.

Eine besonders werthvolle Beigabe des Buches ist die von Richard Kiepert gezeichnete Karte der südlichen Hälfte des Congobeckens im großen Maßstabe von 1 : 3 000 000. Sie umfaßt die Westküste von der Congomündung bis Benguela im Süden und reicht im Osten bis Nyangwe am Lualaba. Es fällt die ganze Cameron'sche Route von Nyangwe bis zum Atlantischen Meer hinein; die unsicheren Routen Graças, der Pombeiro's und Ladislaus Magyar's, auf denen bisher ein großer Theil unserer vagen Kenntnisse dieses Theiles von Innerafrika beruhte, sind angegeben. Desgleichen Livingstone's Route vom obern Sambesi bis S. Paulo de Loanda. Völlig neu ist die Route des unglücklichen Hermann von Barth im nördlichen Angola, welche für diesen Theil ganz neue Anhaltepunkte gewährt. Neu ist auch die Darstellung der Ostgrenze Angolas, das, seit die Portugiesen Kassansche und das Quangothal verloren, bedeutend zusammengeschrumpft ist. Der Lauf des Koanzo ist nach Schütt's neuer Karte niedergelegt.

Wie schnell unsere Karten von Afrika sich ändern und wie das mühsamste Werk durch eine neue Kunde veraltet, oft ehe es noch das Licht der Welt erblickt, zeigt der mittlere Theil der Karte. Es ist gewiß keine geringe Mühe für Dr. Kiepert gewesen, die Route Dr. Pogge's zu konstruiren, und nun, nachdem die Forschungen und Aufnahmen Schütt's bekannt geworden, gewinnt der mittlere Theil der Karte ein ganz anderes Gesicht. Selbst jener Theil derselben, welcher nach Lux' Aufnahmen gezeichnet ist, von Malange bis Kimbundo, erleidet nach Schütt eine bedeutende Verschiebung (fast $1^1/_2$ Grad) nach Osten. Wir wünschen, daß Dr. Kiepert bald Gelegenheit nehmen möge, seine Karte bereichert durch die Schütt'schen Aufnahmen in neuer Auflage herauszugeben.

II.

R. A. Gleichzeitig mit dem Buche Dr. Pogge's erschien auch der Reisebericht seines Gefährten, des österreichischen Artillerieoberlieutenants A. E. Lux, welcher den Titel führt: „Von Loanda nach Kimbundu" (Wien, Eduard Hölzel, 1880). Da seine Reise in ganz bekannte Gegenden fällt, und Krankheit ihn in Kimbundu, dem östlichsten Punkte, bis zu dem jenseits der portugiesischen Grenze regelmäßige Karawanen verkehrten, zum Rückzuge zwang, so vermag dieselbe natürlich nicht in dem gleichen Maße wie jene Pogge's unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Eine Uebersicht der Bestrebungen zur Erschließung Afrikas und die hundertmal geschilderte Reise von Europa über Madeira, die Capverden, Guineaküste bis Loanda eröffnen das Buch. Lux, wenig vorbereitet zum Afrikareisenden, hat übrigens mit offenen Augen gesehen, und manche ethnographische Beobachtungen sind recht schätzenswerth. Gewünscht hätten wir, daß er das, was er kurz über das jus primae noctis anführt, näher begründet hätte. Der heikle Gegenstand ist nämlich kontrovers, und nach der scharfen Kritik des Landgerichtsraths Dr. Karl Schmidt in Kolmar, der alte und neue Berichte einer eingehenden Untersuchung unterzog (Archiv für Anthropologie XII, S. 265 bis 269), hat ein solches Recht überhaupt nie und nirgends existirt. Lux war der Topograph der Expedition, und von seiner Thätigkeit legen drei Karten Zeugniß ab. Eine Uebersichtskarte, auf welcher die Verhältnißzahl nicht angegeben (etwa 1 : $2^3/_4$ Millionen), zeigt die Route von Loanda bis Kimbundu und stimmt gut mit den Livingstone'schen Positionen, ist im Detail aber ärmer als die Kiepert'sche Karte zu Pogge's Buch. Der Lauf des Koanza ist noch nicht nach der sehr ausführlichen Karte Schütt's in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde gezeichnet, obgleich dieselbe doch seit einem Jahre publicirt ist

und das Talla-Mongongo-Gebirge erscheint mit gleichem Abfalle nach beiden Seiten, wiewohl es (nach Schütt) bloß nach dem Quangothale hin abfällt.

Die beiden anderen Kärtchen, auf der Kiepert'schen Karte schon benutzt, zeigen das Detail der Routen von Dondo nach Sanza und von Sanza nach Kimbundu nebst Höhenprofilen. Terrain enthalten dieselben nicht.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die beiden Werken beigegebenen Lithographien einen Rückschritt bezeichnen.

Eine Missions-Bibliothek.

Wenn es sich darum handelt den Missionären für das von ihnen gethane Werk Dank abzustatten, haben die Geographen und Ethnographen alle Ursache, sich in erster Linie unter den Dankenden einzustellen. Neben den größten Entdeckungsreisenden stehen ebenbürtig Glaubensboten wie Livingstone und Krapf, die Ethnographen können keine Arbeit vollbringen ohne die Missionsliteratur zu Rathe zu ziehen, und unser ganzes linguistisches Gebäude von heute wäre ohne die mühevollen und fleißigen Arbeiten der Missionäre einfach unmöglich. So sind diese drei Wissenschaften der Mission im hohen Grade verpflichtet, sie gewinnen alle von ihr, die in selbstloser und rein humanitärer Absicht hinaus zieht in alle Welt, um den Heiden das Evangelium zu predigen.

Mag auch der Ethnograph noch so sehr beklagen, daß in Folge der Missionsthätigkeit die gerade ihn interessirenden Eigenschaften, Sitten und Gebräuche der Naturvölker verwischt werden oder ganz zu Grunde gehen, so muß doch im Allgemeinen anerkannt werden, daß schließlich die fortdauernde Missionirung edlere und höhere Zustände schafft. Diese Ansicht gelangt bei vorurtheilsfreien Reisenden neuerdings auch mehr und mehr zur Geltung und wir verweisen hier z. B. darauf, was Dr. Max Buchner in seiner „Reise durch die Südsee" über die Wirksamkeit der Missionäre unter den kannibalischen Fidschi-Insulanern sagt. Andererseits wollen wir nicht verschweigen, daß der Ton, welcher oft in Exeter-Hall herrscht, gesunden Gemüthern wenig Freude bereitet, daß einzelne Missionäre sehr böse Mißgriffe begehen und zu Tyrannen der neuen Gemeinde werden, daß der Kampf, den Protestanten und Katholiken manchmal in fernen Regionen fortführen, um möglichst viel Seelen zu erjagen, abstößt. Doch den Kern des Missionswesens treffen solche begründete Vorwürfe nicht. Auch mag man billig bezweifeln, ob unsere Missionäre bei Mohammedanern, Juden, Buddhisten und selbst Bramagläubigen je zum Siege gelangen; denn hier sind die Erfolge langer Wirksamkeit doch verhältnißmäßig sehr gering und die Missionäre selbst vertrösten uns auf die Zukunft. Unbestritten aber ist der große Fortschritt des christlichen Missionswesens unter den heidnischen Naturvölkern. Wie gewaltig die Missionen sich entwickelt haben, zeigte kürzlich Prof. Christlieb in Bonn in einem Vortrage. Aus den sieben evangelischen Gesellschaften, die am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden, sind jetzt 70 geworden; damals gab es 170 Missionäre, heute 2500, wozu 1000 eingeborene Hülfsprediger und 23 000 eingeborene Hülfsarbeiter kommen. Damals befanden sich etwa 50 000 Heiden in der Pflege der evangelischen Mission, heute 1 650 000. Vor 80 Jahren betrugen die Gesammtbeiträge zur evangelischen Heidenmission noch lange nicht eine Million Mark, heute aber 25 Millionen. Und diese Zahlen betreffen nur die evangelische Mission.

So greift das Missionswesen tief ein in unsere Zeit und verlangt Beachtung aller, welche um die Kulturinteressen derselben sich kümmern, besonders aber jener, die mit Länder- und Völkerkunde sich beschäftigen. Da ist es denn hochwillkommen zu nennen, daß uns eine ebenso gründliche wie anziehende Arbeit vorliegt, welche die Missionen über die ganze Erde verfolgt und überall zunächst die geographischen und ethnographischen Grundlagen berücksichtigt. Wir meinen: Dr. G. E. Burkhardt's Kleine Missions-Bibliothek. Zweite Auflage und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann. (Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.) Wer die erste Auflage dieses Buches gekannt hat wird dasselbe in der zweiten kaum wiedererkennen. Nur die Anordnung ist in vielen Fällen dieselbe geblieben, sonst haben wir ein neues Werk aus der bewährten Hand des Pastors Grundemann vor uns. Daß derselbe in erster Linie zur Herausgabe eines so umfassenden und vielseitige Kenntnisse erfordernden Buches berufen war, hat er durch seinen allbekannten „Missions-Atlas" bereits dargethan, über dessen Vortrefflichkeit nur eine Stimme herrscht. Diese Missions-Bibliothek ist gleichsam eine fortlaufende Erläuterung zu demselben, wendet sich aber namentlich an größere Kreise, um einmal der Mission neue Freunde zuzuführen, dann eine genauere Schilderung der Länder und Völker zu geben, denen die Missionsthätigkeit zugewandt ist. Und hier findet der Geograph und Ethnograph seine Rechnung. Die geographischen Schilderungen sind oft kleine Meisterstücke, welche völlig auf dem neuesten Materiale beruhen und manches vielgerühmte Lehrbuch übertreffen; bei den Völkerbeschreibungen sind namentlich die zahlreichen Missionsschriften benutzt, die nur zu oft Geographen und Ethnographen entgehen.

Was den Inhalt des noch nicht ganz vollendeten Werkes betrifft, so umfaßt der erste Band (Amerika) die Eskimos in Grönland und Labrador, die Indianer Nord- und Südamerikas und die Negermissionen in Westindien. Der zweite (Afrika) behandelt in drei Abtheilungen die befreiten und freien Neger Westafrikas, die Missionen unter Kaffern und Hottentoten, das Festland von Ostafrika und Madagaskar. Der dritte Band beschäftigt sich mit Asien und sind hier die Vorder- und Hinterindien sowie Ceylon behandelnden Abtheilungen vollendet. Mit dem vierten Bande (Australien und Polynesien) gelangt das umfangreiche Werk zum Abschlusse.

R. A.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Mosk. Wjed." veröffentlichen folgendes neue Telegramm des Chefs der Expedition zur Untersuchung der Route der mittelasiatischen Eisenbahn und des Amu-Darja aus Orsk: Nach Beendigung der Reise in Mittelasien haben wir den Lauzan und seine Arme, auch einen Theil des Darjalyk besucht sowie neun Dämme, welche die Chiwaer errichtet haben, um den Abfluß des Wassers aus dem Amu-Darja in den Uzboi zu hindern. Auf Anordnung des Chans von Chiwa haben 700 Arbeiter die Dämme Bend am Ausflusse des Lauzan und Schah Murad am Darjalyk abgetragen; 300 Arbeiter vertieften ferner den Lauzan im Laufe einer Woche auf 12 Werst Länge. Die Arbeiten leitet der chiwaische Würdenträger Mechter, welcher vor 22 Jahren den Damm Bend gebaut hat und nahe dabei, auf Anordnung des Vaters des jetzigen Chan, das Fort, um nach Entziehung des Wassers die am Darjalyk lebenden Turkmenen in Ruhe zu halten. Sieben Jahre später griffen Jamuden und Tschaudoren das Fort an, um den Damm wieder zu zerstören; sie wurden aber geschlagen.

Zeitig im Frühjahr 1880, vor Eintritt des Hochwassers, werden die Chiwaer die Dämme Mulla-Dundar, Merdek und Tasch-Bugut abtragen, den Lauzan, den Norak und den Tscharkrauk, im Ganzen rund 40 Werst vertiefen und verbreitern, und das Wasser in den Uzboi lassen auf demselben direkten Wege, wie vor 25 Jahren unter Madamin-Chan die Kaïks nach Kone-(Alt-)Urgentsch gingen. Unter Berufung auf Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit und auf ihr Verständniß das Wasser des Amu-Darja zu beherrschen, stehen die Chiwaer für den Erfolg des Unternehmens ein und behaupten, daß nach ihrem Willen das Wasser reißend in den Uzboi strömen wird, namentlich wenn gleichzeitig mit ihren Arbeiten die Russen gegenüber dem Ausfluß des Lauzan am rechten Ufer des Amu eine Buhne anlegen, um die Ablenkung des Stromstriches nach dem linken Ufer zu verstärken. In einem Schreiben vom 7. (19.) Oktober hat der Chan von Chiwa seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, den Russen bei dem Werke der Ableitung des Amu zu helfen. Außer diesem Schreiben schickte der Chan noch ein altes Buch, in dem gesagt ist, daß vor 300 Jahren unter Sufian, Chan von Charezm, der Amu-Darja unter den Mauern von Kone-Urgentsch vorbei fließend in das Kaspische Meer sich ergoß, nahe den Balkan-Bergen, wo damals die Ersali-Turkmenen lebten, die jetzt längs des mittlern Laufes des Amu wohnen.

Zu den interessantesten Ergebnissen der Expedition von 1879 gehört jedenfalls die endgültige Widerlegung der Theorie von der Erhebung der Turanischen Niederung. Die Arbeiten von 1876 und 1877 haben bekanntlich gezeigt, daß die Abdachung des Geländes vom Lauzan zum Uzboi fast doppelt so groß ist, wie der Fall des wirklichen Flußlaufes zum Aral-See, daß ferner nur ein unbedeutender Theil (1/8) vom Wasser des Amu alljährlich zur Bewässerung der Oase von Chiwa gebraucht wird, während der größte Theil nutzlos in den Verzweigungen des Mündungsdeltas und im Aral-See verdunstet. Diese unbestreitbaren Angaben verbunden mit Allem, was wir an Ort und Stelle gesehen, bekräftigen nur die Ansicht derjenigen Erforscher des Amu-Darja, die unbeirrt auf der unverweilten Ueberleitung des Amu in den Uzboi, als Versuch, bestanden, ohne den vollständigen Abschluß der wissenschaftlichen Bearbeitung der Amu-Darja-Frage abzuwarten.

— Nach dem „Kawkaz" ist Herr K. Sidorow nach Transkaukasien abgereist, um eine größere Reise von etwa 1500 Werst Länge in den Gebirgen von Kachetien, im kleinen Kaukasus und in den Gebieten von Kars und Batum auszuführen. Zweck der Reise ist die Aufsuchung der Goldminen, die nach Angabe der Alten dort vorhanden sein sollen. Der Naturforscher C. Poljakow ist ebendahin abgereist mit Aufträgen der Akademie der Wissenschaften zu anthropologischen Untersuchungen in den Gouvernements Tiflis, Eriwan und Elisabetpol.

— Ueber die Turkmenen der Umgegend von Tschikischlar, die ein englischer Korrespondent als wilde Barbaren geschildert hatte, schreibt ein Russe dem „Kawkaz": Die Turkmenen sind eben solche Wilde wie die Engländer — Menschenfresser. Von Wildheit ist bei ihnen nichts zu merken; sie sind im Gegentheil ein ziemlich hübsches sympathisches Volk, von hohem Wuchse, gut und fest gebaut, mit hübschen regelmäßigen Gesichtszügen, stolzer Haltung und majestätischem Gange. Von der Kriecherei und Demuth der anderen Stämme ist bei ihnen nichts zu sehen. Scharf prägt sich dem daran nicht gewöhnten Blicke ihr Nationalkostüm ein, bestehend aus Schlafröcken von unförmlichem Schnitt (von Seide oder anderen Webstoffen je nach dem Stande) und hohen großen Mützen von Lammfellen, die zugleich als Polster dienen und den Kopf gegen den Sonnenschein schützen. Die Turkmenen-Frauen sind ebenfalls groß, stark und nicht unschön; sie tragen dasselbe Kostüm wie die Männer bis auf den Kopfputz, der aus Shawls und Ohrringen von ungeheurer Größe besteht; sie verhüllen sich nicht wie gemeinhin alle Mohammedanerinnen, sondern gehen beständig mit unbedecktem Gesicht, sind ungezwungen und arbeitsam. Alle Arbeiten werden von Frauenhänden gemacht. Die Männer befassen sich gar nicht damit; selbst die Kibitken, in denen die Turkmenen leben, werden von den Frauen aufgeschlagen.

Besonders gut sind die Pferde der Turkmenen, von einer ziemlich robusten Art mit langem Halse, hohen dicken Hufen, geeignet lange Ritte, Hunger, Durst und Hitze zu ertragen. Diese Pferde stehen deshalb ziemlich hoch im Preise und wurden bei einiger Nachfrage bald unverkäuflich.

— In der asiatischen Türkei hat die „Mail" (7. November 1879) einen großen Fortschritt zu verzeichnen: seit einigen Monaten besteht eine regelmäßige Fahrgelegenheit zwischen Aintab und Aleppo, welche dort große Sensation unter der Bevölkerung erregt hat. Eine ähnliche Verbindung soll zwischen Brusa und Kaisarieh bestehen. „Kommende Ereignisse werfen ihren Schatten voraus," meint der Berichterstatter; wo ein Wagen fahren kann, lassen sich auch Schienen legen, und so erblickt er im Geiste schon Eisenbahnen das nördliche Syrien durchziehen.

— In Persien ist 1879 ein neues Münzsystem entsprechend der Frankenwährung eingeführt. Die in Teheran geschlagenen Münzen tragen auf der einen Seite das persische Wappen, auf der andern das Bildniß des Schah. Ausgeprägt sind in Gold: der Doppel-Toman, Toman und halbe Toman = 20, 10 und 5 Franks; in Silber: der Doppel-Kran und der Kran = 2 und 1 Frank, 5 Schahis = 0,25 Frank, in Bronze: der Doppel-Schahi und Schahi = 10 und 5 Centimes.

— Herr E. Sachau, Professor der orientalischen Sprachen an der Berliner Universität, welcher mit Unterstützung des königl. preuß. Unterrichtsministeriums und der Berliner Akademie der Wissenschaften im September eine wissenschaftliche Reise nach Syrien angetreten und zunächst in Damas-

kus behufs sprachlicher Studien einen längern Aufenthalt genommen hat, berichtet über den auch geographisch durch Betreten weniger bekannter Gegenden wichtigen Fortgang seiner Reise in einem am 30. November von Birédjik am Euphrat an Prof. H. Kiepert in Berlin abgesandten Brief, der daselbst mit dem türkischen Poststempel Haleb am 29. December anlangte. Der erste Theil seiner Route von Damaskus aus nach Palmyra und zurück über Höms und durch das nördliche Syrien nach Haleb (Aleppo) bewegt sich auf längst bekanntem und vielfach beschriebenem Terrain und lieferte neue Ausbeute besonders nur durch Auffindung bisher unbekannter Inschriften. Von Haleb aber wendete sich der Reisende südöstlich in die Steppe hinein und dann nordöstlich zum Euphrat auf einem bisher von europäischen Forschern noch nicht betretenen Wege: nur einzelne der von ihm darin benannten Stationen, wie Sfire', Chunâsara, 'Ain-el-mahdûm, Abû-Ghalghal, finden sich auf der vor einem Jahrzehnt von Djewdet-Pascha, damaligem Wali (Generalgouverneur) von Haleb, in türkischer Sprache herausgegebenen Karte dieses Wilajets. Unter diesen Stationen ist namentlich Zebed (in für uns noch nicht näher bekannter Lage, nur nach dem Zusammenhange des Routiers etwa am südöstlichen Ende des zwischen Haleb und dem Euphrat gelegenen flachen Salzsees zu suchen) bemerkenswerth durch die Ruinen zweier christlichen Basiliken und die in einer derselben gefundene Inschrift, und diese weniger durch ihren Inhalt, der nur in einer Widmung an den H. Johannes besteht, als durch die Art ihrer Abfassung in drei Sprachen und Schriftarten: einem höchst sonderbaren Griechisch, dann Arabisch in den ältesten vormohammedanischen Charakteren und einer bis jetzt unentzifferbaren sehr wunderlichen Schrift (offenbar nicht gleich den neuerdings mehrfach in Syrien gefundenen sogenannten hamathischen Inschriften, da der Briefschreiber dies hervorzuheben sonst nicht würde unterlassen haben). Am Euphrat wurden verschiedene Ruinenstätten durchsucht und durch das Sadjûr-Thal die Reise nach Birédjik (oder vielmehr, wie die Eingeborenen jetzt aussprechen, Bâradjik) fortgesetzt; von hier aus soll zunächst die Nachbarschaft im Euphratthale mit den Ruinenstätten von Djerâbîs und Bâlkîz (wo jetzt ein Engländer, Henderson, Ausgrabungen veranstaltet) und der wahrscheinlichen Ortslage des alten schlachtberühmten Karchemisch untersucht werden.

Das weitere Projekt des Reisenden bis zum Mai 1880, wo er zurückzukehren gedenkt, geht außer einem weit nach Süden bis Baghdâd führenden Ausfluge auf das nördliche Mesopotamien, namentlich die Erforschung der beiden bis jetzt nur hypothetisch in unseren Karten eingetragenen Betten der Euphratzuflüsse Balîch und Chabûr, sowie weiter nördlich des Innern der Berglandschaft Djebel Tûr zwischen Mardin, Nisibin und dem Tigris, innerhalb deren die von dem englischen Konsul in Diarbekir, Herrn Taylor, vor einem Jahrzehnt entdeckte, aber nicht näher beschriebene Lage der altarmenischen Hauptstadt Tigranokerta speciell zu verificiren sein würde: ein Gegenstand der Untersuchung, den Herr Sachau schon vor seiner Abreise, namentlich in dem an die Akademie gerichteten Unterstützungsgesuche, als einen der wesentlich von ihm zu berücksichtigenden hervorgehoben hat.

Wenn die Möglichkeit der Ausführung des letztgedachten Reiseabschnittes wesentlich von der augenblicklichen Gunst der Umstände, nämlich dem mehr oder weniger friedfertigen Verhalten der im Allgemeinen als arge Räuber gefürchteten kurdischen Bewohner jener Berglandschaft, neben denen die zerstreuten jakobitischen Christengemeinden eine sehr gedrückte Rolle spielen, abhängen wird, so scheint dagegen die Wüstenreise durch das von arabischen Stämmen bewohnte ebene Mesopotamien hinreichend gesichert durch die von dem Reisenden erworbene Protektion eines Oberscheichs des mächtigen Stammes der Schammar. Herr Sachau beabsichtigt sich unter diesen, einen sehr eigenthümlichen Dialekt sprechenden Beduinen behufs Studiums desselben einige Zeit aufzuhalten, — wenn seine Pferde und Maulthiere dies gestatten, wenn sie sich nämlich herbeilassen werden, nicht länger wie bisher die Durra (eine Hirseart), das einzige bei den Schammar vorhandene und gebräuchliche Viehfutter, durchaus zu verschmähen. Die Ernährungs- und die damit zusammenhängende Transportfrage ist es überhaupt, welche der in Rede stehenden Wüstentour das ernstlichste Hinderniß in Gestalt eines übermäßigen Kostenaufwandes bereitet: auf wenigstens 30 bis 40 Tage würden, auch ohne längeres Verweilen in den Zeltlagern der Schammar, von Urfa her bis zur Ankunft in Mosul alle Lebensmittel für Mensch und Thier, Kohlen zur Feuerung u. s. w. mitzuführen und dazu noch wenigstens 15 bis 20 Kameele erforderlich sein, da in den kleinen Ortschaften und den Zeltlagern absolut gar nichts käuflich zu haben ist; dazu kommt, daß durch zwei aufeinanderfolgende Mißernten seit drei Jahren der Preis der Gerste auf das Fünffache gestiegen ist und auch alle übrigen Bedürfnisse außerordentlich vertheuert worden sind.

Afrika.

— Das französische Comité der Afrikanischen Association hat jetzt die Errichtung von wissenschaftlichen und gastlichen Stationen in Aequatorial-Afrika beschlossen und als Ausgangspunkte auf der Ostküste das Gebiet von Zanzibar und auf der Westküste die Gabon-Kolonie bestimmt. Die Mittel dazu liefern theils die Fonds des Comité, theils eine Bewilligung der Kammern in Höhe von 100 000 Franken. Zum Leiter der westlichen Station ist Graf Savorgnan de Brazza auserwählt, dem sein früherer Reisegefährte, Dr. Ballay, beigegeben wird. Sie sollen vom Gabon aus regierungsseitig alle mögliche Unterstützung längs des Laufes des Ogowe und darüber hinaus erhalten. Zum Chef der östlichen Station ist gleichfalls ein Seemann bestimmt.

— Europäische Kolonisten sind jetzt im südlichen Algerien bis zum Wed-Rir, dessen Hauptstadt Tuggurt ist, vorgedrungen; es haben dort drei Franzosen Land gekauft und sich niedergelassen. Die französische Regierung hat in den letzten Jahrzehnten große Anstrengungen gemacht, um jene Oasengruppe zu heben, und namentlich artesische Brunnen angelegt, so daß sich in Folge des vermehrten Wasserzuflusses seit 1856 die Zahl der Dattelpalmen um 158 263, die der Obstbäume um 50 000 und die der Einwohner um 6055 vergrößert hat.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). III. (Mit vier Abbildungen.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. III. — Reisewerke über Westafrika. I u. II. — Eine Missions-Bibliothek. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. (Schluß der Redaction 26. December 1879.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 4.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

IV.

Während seines Aufenthaltes unter den Roucouyennes wurde Crevaux wiederum vom Fieber ergriffen und mußte sich auf das Aeußerste anstrengen, diesen seinen Zustand zu verheimlichen. Eines Abends, als er sich etwas besser befand, lud er die Häuptlinge zu einem Festmahle ein, bei welchem er aus seinen Vorräthen drei Büchsen Konserven, eine Flasche Wein und eine Flasche Rum hergab. Erst als seine Gäste gerade heraus erklärten, daß ihr „Bauch voll sei", durfte er daran denken sich zurückzuziehen. Am folgenden Abend wurde das Fest wiederholt; eingeladen waren der tamutschi (Oberhäuptling) und die beiden angesehensten Männer des Stammes, welche sich jetzt mittheilsamer zeigten, wohl weil sie inzwischen die Vorräthe des Reisenden, die schönen Messer, die glänzenden Spiegel und bunten Stoffe, zu sehen bekommen hatten. Der Tamutschi versprach denn auch, daß ihn alle kräftigen Männer seines Stammes bis zum Yary, d. h. über die Wasserscheide hinüber begleiten sollten, und er hielt Wort. Auch sonst hatte Crevaux Glück; denn das Fieber, welches mehrere seiner Vorgänger, wie den Arzt Chevalier und den Pater Krönner, wiederholt zur Umkehr gezwungen hatte, verließ ihn, ehe der zum Aufbruche bestimmte Tag herangekommen war, und so konnte er, obwohl immer noch der Schonung bedürftig, am 17. September in Gesellschaft von 30 Roucouyenne-Indianern, Männern wie Frauen, seine Reise nach dem Gebirge Tumuc-humac antreten.

Während die Schwarzen nichts anderes thaten, als sich unter einander zu zanken, zu stöhnen und sich über zu wenig Essen und zu viel Arbeit zu beklagen, ruderten die Indianer den ganzen Tag, ohne sich zu beschweren und fast ohne zu sprechen. Fühlten sie sich müde, so griff einer nach seiner, aus Rehknochen gemachten Flöte und spielte ein kleines Lied, um die anderen anzufeuern, und am Lagerplatze angekommen, lachten und plauderten sie, aber mit einer Zurückhaltung, welche zu der Ungeschliffenheit der Neger im schärfsten Gegensatze stand. Die Sklaverei hat letztere so heruntergebracht oder auch die Verachtung, mit welcher man ihnen begegnete; die freien Indianer des Urwaldes sind in ihrer Sprache wie in ihren Vergnügungen viel zurückhaltender.

Ganz früh am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt und um 10 Uhr bei einem Felde der Roucouyennes Halt gemacht, welches etwa einen Kilometer vom linken Ufer entfernt im Walde lag und einige Bananen und etwas Zuckerrohr lieferte. Crevaux ließ seine Hängematte zwischen zwei Bäumen befestigen und erwartete darin die Ankunft der langsamer vorwärts kommenden übrigen Boote. Hier wurde einer der drei Schwarzen krank und mußte zurückgeschickt werden. Um fünf Uhr Nachmittags wurde der Lagerplatz und damit zugleich die Stelle erreicht, wo die Indianer bei ihren Reisen über das Gebirge Tumuc-humac ihre Boote zurücklassen. Der Itany hat dort noch eine Breite von 12 bis 15 m und ist etwa noch eine halbe Tagereise weiter hinauf schiffbar. Diese Stelle liegt etwa 110 m über dem Meeresspiegel.

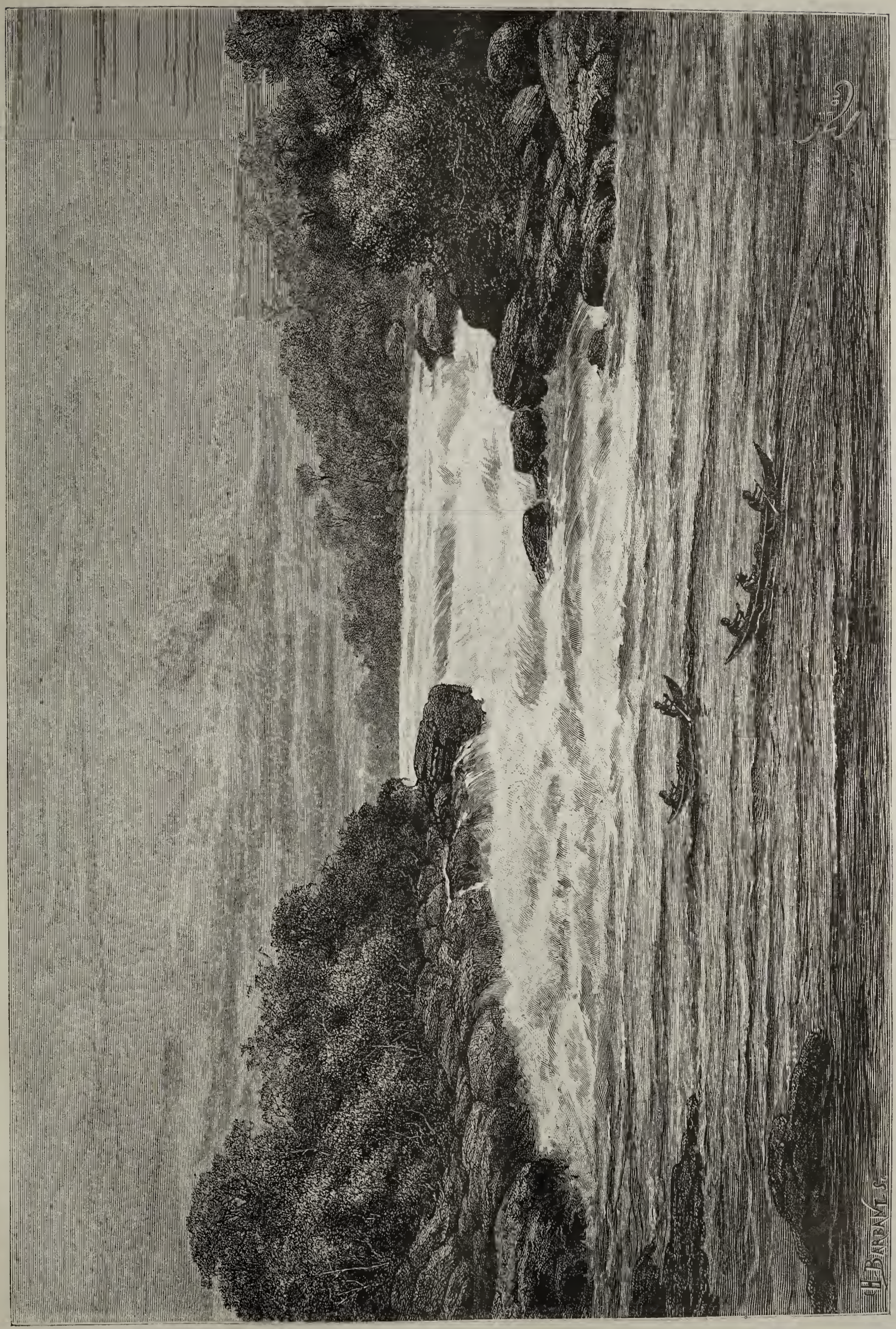
Am Morgen des 29. September richteten die Indianer aus Palmblättern Tragkörbe her und bepackten dieselben mit dem Gepäck und den Lebensmitteln des Reisenden, der unter sie drei Liter Rum, die er doch nicht weiter transportiren konnte, vertheilte. Dadurch angefeuert, setzten sie sich um drei Uhr Nachmittags in Bewegung. Der Weg, wenn man das so nennen kann, war anfangs mühsam, weil

zahlreiche Bäche ihn durchschnitten, die auf Felsblöcken und Baumstämmen überschritten werden mußten. Allein der Gedanke, in drei Tagen ein Gebirge zu erreichen, das noch keiner vor ihm überschritten hatte, gab dem Reisenden die nöthige Anspannung, deren sein durch Fieber und ein beginnendes Leberleiden geschwächter Körper unter anderen Umständen vielleicht nicht fähig gewesen wäre. Nach fünfstündigem Marschiren war der Sumpfboden überwunden und es begannen Hügel. Am folgenden Morgen erreichte man nach $1^1/_2$ Stunden einen Granitfelsen, welchen die Indianer sofort benutzten, um ihre Säbel und die ihnen geschenkten Messer zu schleifen. Dann begann der steile Anstieg des Berges Adidon-bogo-goni (d. i. Adidon hat seine Flinte zerbrochen), der von einem langen Plateau überragt wird. Auf diesem kam man zum Bache Kule-kule, an dessen Ufer die Nacht verbracht wurde. Aus Gesundheitsrücksichten wäre es zwar besser gewesen, oben auf der Höhe zu bleiben; allein das zum Kochen nöthige Wasser fand sich nur in den Thälern. Am dritten Tage folgte man dem 8 bis 10 m tief in den Boden eingeschnittenen Kule-kule aufwärts, der damals nur etwa 1 m tief war, aber zur Regenzeit ganz gewaltige Wassermassen zu Thale wälzen muß. Jeder Hügel war von dem nächsten durch ein kleines mit Palmen bestandenes Thal getrennt, in dessen sumpfigen Boden man selbst in der trockenen Jahreszeit oft knietief einsinkt. Anders als im September und Oktober ist dieser Pfad überhaupt nicht passirbar. In

Ein Feld der Rouconyennes. (Nach einer Photographie.)

vier Stunden wurden darauf die vierzehn Hügel überstiegen, welche bei den Bonis Krokru-krokru heißen, dann die Berge Fubu und Yombe-kaï, letzterer nach einem Indianer benannt, der dort in eine Schlucht gestürzt ist, worauf man einen prächtigen 15 m hohen und 20 m breiten Wasserfall des Kule-kule zur Rechten passirte. Eine Stunde später war die Höhe des Gebirges erreicht und damit die ganze Ueberschreitung desselben gesichert; denn in Folge der großen Trockenheit war alles Wild in die Ebenen hinabgezogen, und die Indianer mußten, um Lebensmittel zu erhalten, ihm folgen, und da war es leichter, den nur zwei kleine Tagemärsche südlich fließenden Apawani, als den mindestens deren drei entfernten Itany zu erreichen.

Gern wäre Crevaux auf der Wasserscheide länger verweilt, allein seine Begleiter drängten zum Aufbruche, da es dort an Wasser fehlte. So entkorkte er denn rasch seine letzte Flasche Champagner, theilte sie mit seinen Gefährten und taufte den Berg, auf welchem er stand, Mont Lorquin — zu deutsch Lörchinger Berg — nach seinem Heimathsorte Lörchingen in Deutsch-Lothringen. Die leere Flasche blieb als — sicher bald verschwindendes — Zeichen seiner Uebersteigung zurück. Am folgenden Morgen wurde der erste zum Apawani und damit zum Amazonenstrome fließende Bach überschritten und Abends unweit des Schitu-mongo oder Felsenberges gelagert. Es ist das ein Granitfels mit einer Spalte, welche weder den Affen noch den wilden Thieren zugänglich ist, und worin die Indianer, welche vom Jary zum Itany reisen, ihren Proviant für den Rückweg aufbewahren. Hier trennte sich ein Theil der Indianer von der Expedition, um auf dem direkten Landwege den westlicher fließenden Jary



Fall des Apawani. (Nach einer Photographie.)

zu erreichen, während Crevaux seinen Marsch nach dem Apawani fortsetzte. Am fünften Tage langte er dort an, wo derselbe bei 10 m Breite und 10 bis 15 cm Tiefe anfängt schiffbar zu werden. Sofort machte sich Apatu, der eifrigste und zuverlässigste unter den Schwarzen, daran, einen geeigneten Baum zu fällen und mit der Axt zu einem Boote auszuhöhlen, eine Arbeit, welche mehrere Tage in Anspruch nahm.

Hier mögen einige Bemerkungen Crevaux's über das Gebirge Tumuc-humac Platz finden. Dasselbe ist weniger bedeutend, als es den Anschein haben mag, und erhebt sich dort, wo es überschritten wurde, nicht über 400 m. Die Temperatur auf der Höhe ist nur um 2 bis 3 Grade niedriger, als in der Ebene, und die Vegetation der höchsten Punkte ist dieselbe wie in der heißen Zone. Auf dem Gipfel der Berge wachsen, wie schon erwähnt, wilde Ananas. In Französisch-Guayana betrachtet man dies Gebirge allgemein als die einzige Quelle der goldhaltigen Ablagerungen, welche man in allen Flüssen des Landes findet. Crevaux hat jedoch

Roucouyenne-Familie. (Nach Photographien.)

gefunden, daß die Steine in den goldführenden Gewässern dieselben sind, wie in den nächsten Bergen, daß diese Berge aus goldhaltigen Gesteinen bestehen und daß die Bildung der goldführenden Gewässer, deren Bett schon mit Geröll bedeckt ist, in ganz moderner Zeit stattgefunden hat, daß also das Gold nur aus der Zersetzung des an die Gewässer unmittelbar anstoßenden Terrains herrührt. Wie jungen Alters solche Goldansammlungen sind, geht z. B. daraus hervor, daß man unter einer solchen Schicht eine Steinaxt, wie sie stellenweise noch bei den Indianern in Gebrauch ist, gefunden hat. Da nun die Verwitterung des Gesteins durch die Wirkungen des Regens und der Vegetation natürlich fortdauert, so bilden sich immer neue goldhaltige Schichten, und die Arbeit der Goldsucher wird nicht im Stande sein, der Goldproduktion in Guayana ein Ende zu machen und die Alluvien zu erschöpfen. Das Gebirge Tumuc-humac besteht

Tanz der Roucouyennes (Rukujennes). (Nach einer Zeichnung des Dr. Crevaux.)

übrigens aus demselben Urgestein, welches das Gold im Unterlande liefert, und birgt gewiß große Schätze, deren Ausbeutung nur dadurch erschwert wird, daß Arbeiter und Lebensmittel eine so weite über einen Monat dauernde Reise auf dem Maroni zu machen haben. Obendrein führt dieselbe durch ein fast unbewohntes Land, wie wir gesehen haben, was freilich kein Hinderniß sein wird, daß einst Minirer die Goldadern des Gebirges in Angriff nehmen werden. Nach Aussage eines solchen bestehen die Gebirge im Innern von Britisch-Guayana aus denselben Gesteinen, wie die in Französisch- und Holländisch-Guayana, so daß man wahrscheinlich auch dort das kostbare Metall finden wird. Doch dürfen sich Goldsucher nicht durch die phantastischen Erzählungen der Indianer irreleiten lassen, welche Glimmerblättchen mit Gold verwechseln. Unzweifelhaft, meint Crevaux, hat das Vorkommen von Höhlen im glimmerhaltigen Gestein Anlaß zu der Sage vom Dorado (El Dorado = der Vergoldete) gegeben [1]), jenem fabelhaften Indianerfürsten, der allmorgendlich sich von seinem Kammerherrn mit Staubgold am ganzen Leibe vergolden ließ. Wahrscheinlich erzählten dann die von den Spaniern eifrig befragten Indianer, daß der Dorado in einem Palaste wohne, dessen Mauern aus eitelem Golde beständen; und nun folgten seit 1533 jene goldsuchenden Expeditionen von Spaniern und von Deutschen im Dienste der Augsburger Welser, über welche Stricker a. a. O. ausführlich berichtet. Am Kurnapi, einem linken Zuflusse des Yary, befindet sich z. B. eine solche Höhle im glimmerhaltigen Gesteine, deren Außenwände im Sonnenscheine von den Tausenden leuchtender Blättchen wie Gold funkeln. Der große See Parime, an welchen die Geographen des 16. und 17. Jahrhunderts die von allerhand Fabelthieren bewachte Hauptstadt des Dorado versetzen, ist nach Crevaux's Erklärung nichts anderes, als die Ueberschwemmung, welche sich Jahr für Jahr in dem Alluviallande am Fuße jenes Gebirges bildet.

Am 27. September wurde das zuletzt mit trockenem Laube und Astwerk ausgebrannte Boot ins Wasser gelassen, und die Fahrt auf dem Apawani abwärts konnte ihren Anfang nehmen. Anfangs stieß man alle 20 bis 30 m weit auf einen Baumstamm, welchen man durchschneiden oder zu Boden drücken mußte, und schon nach zwei Stunden bekam das Boot durch Anstoßen an ein zu gewaltiges Hinderniß einen Riß. Zufällig fand man am Ufer eine alte verlassene Piroge, in welcher nun Apatu und zwei Indianer voranfuhren, um die Baumstämme aus dem Wege zu räumen. Erst als man am 29. September die Mündung des 6 m breiten von Westen kommenden Zuflusses Karapi erreichte, wurde der Apawani wirklich schiffbar und die Baumstämme verschwanden, freilich nur um Stromschnellen und Wasserfällen Platz zu machen. Gleich am selben Tage war ein solcher von 6 bis 7 m Höhe auf 100 m Länge zu überwinden, wobei das Boot unten auseinanderspaltete. Doch machte eine sofortige Ausbesserung dasselbe wieder brauchbar. Binnen sechs Stunden legte es 26 km zurück. In dem schönen Walde an den Ufern hielten sich zahlreiche Affen und Vögel auf, welche reichliche Jagdbeute lieferten, so daß auch dem Hunger gesteuert werden konnte. Frischen Muthes und durch eine gute Nachtruhe gestärkt, setzte Crevaux die Fahrt am 30. September fort, welche er unter so günstigen Umständen nicht mehr, wie vorher, zu beschleunigen suchte. Vielmehr suchte er die Natur des schönen Flusses recht eingehend kennen zu lernen, wie er auch eine detaillirte Karte seines Laufes und des Yary aufgenommen hat (veröffentlicht im Novemberheft 1878 des Bulletin de la Société de géographie de Paris).

Am 2. Oktober trafen sie mit Roucouyenne-Indianern vom Yary zusammen, welche ausgezogen waren, sich hartes Holz zu Pfeilen zu holen; denn am untern Yary stand Krieg in Aussicht, und sie wollten von demselben nicht unvorbereitet überrascht werden. Nachdem der Reisende mit ihrem anfangs mißtrauischen Häuptlinge Namaoli Frieden und Freundschaft geschlossen, fuhr er mit ihnen den Apawani bis zu dessen naher Mündung in den Yary hinab, unweit deren Namaoli's Dorf stand. Eine steile, in die Uferwand gegrabene Treppe führte 10 m hoch vom Flusse hinauf. Kaum hatte Crevaux dieselbe erstiegen, als ein Haufen Hunde ihn wüthend angriff, ein kleiner Jaguar ihm auf den Rücken sprang und die Blouse zerriß und einige Agamis, Hokos und Aras ärgerlich seinen Kopf umkreisten. Erst das Dazwischentreten Namaoli's besänftigte die erregten Bestien.

Allegorische Malerei der Roucouyennes.

Diese Niederlassung bestand aus zwei getrennten Hälften, deren eine ausschließlich bei Tage, deren andere nur bei Nacht bewohnt wurde. Diese Einrichtung ist getroffen, um den Moskitos, welche von dem Feuer der Tageswohnungen angezogen werden, zu entgehen. Die zum Schlafen bestimmten Hütten gleichen von außen einem Heuschober und haben nur eine ganz kleine Oeffnung, welche sofort mit einer aus Palmblättern geflochtenen Thür verschlossen wird, wenn der letzte Insasse hineingekrochen ist. Außerdem wird noch ein Gefäß mit glühenden Kohlen zur bessern Abwehr der verhaßten Insekten in die Hütte gestellt, welche so fest verschlossen ist, daß man drinnen den Beginn des Tages nicht durch den Lichtschein, sondern nur durch die Stimme der erwachten Vögel gewahr wird. Dann erhebt sich der Indianer, ohne ein Wort zu sagen, von seiner Hängematte, rollt sie zusammen und wirft sie sich über die Schulter, die Frauen nehmen ihre Säuglinge und die Kohlengefäße und allesammt ziehen im Gänsemarsche nach dem Tagesdorfe hinüber.

Als am nächsten Tage die Sonne gegen 6 Uhr Abends unter dem Horizonte verschwand, erschien zum Erstaunen des Reisenden eine Bande Indianer in ihrem Kriegsschmucke auf dem Platze des Dorfes: es waren indessen nur Tänzer, ausstaffirt mit Federn, Halsbändern und Gürteln aus Baumwolle und Fellen. Fast alle trugen Perrücken aus schwarz

[1]) W. Stricker („Globus" IX, S. 22) giebt eine andere Erklärung: „In den Thälern von Guayana, wo die Bemalung des Leibes statt der Tättowirung angewandt wird, bestreichen die Eingeborenen sich mit Schildkrötenfett und kleben hierauf metallglänzende, entweder silberweiße oder kupferrothe Glimmerblättchen auf die Haut. Davon ist schon im Jahre 1594 die Rede. Vielleicht ist aus dieser Sitte die Sage von dem Goldmanne entstanden."

gefärbten Rindenstreifen und manche hatten sich eine Art Mantel aus demselben Stoffe, der bis zur Erde reichte, um den Hals befestigt. Die schwarze Farbe erhalten sie, indem sie gewisse Rinden in faulendes eisenhaltiges Wasser legen. Die eifrigsten Tänzer trugen eine Schnur von Körnern um das Bein, welche beim Tanzen wie Kastagnetten klapperten, und in der rechten Hand hielt jeder einen Zweig oder vielmehr ein recht gerades und schlankes Bäumchen mit gut belaubter Krone. In kurzem Trabe zogen sie, einem wandernden Walde vergleichbar, bei dem Reisenden vorbei und begannen ihren Tanz, der ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch dauerte. Nur die am meisten Ermüdeten ruhten sich einige Augenblicke und tranken den sehr wenig alkoholhaltigen Cachiri, welcher ihnen von ihren Wirthen dargeboten wurde. Letztere nahmen am Tanze keinen Theil, aber suchten ihre Gäste durch Darreichen von Getränk und durch Flötenblasen anzufeuern, während die Weiber ruhig in ihren Hängematten liegen blieben. Erst kurz vor Sonnenaufgang zogen die in zwei Reihen geordneten Tänzer hinab zu ihren Booten, wo Crevaux noch einige ihrer Schmuckgegenstände von ihnen eintauschte.

Der Tanz dieser Leute wurde mit Gesängen begleitet, in welchen sie sich ihrer Heldenthaten im Kampfe mit den Djaculets und Djampis rühmten. Sie wahrten übrigens den Anstand eben so sehr, wenn nicht mehr, wie die civilisirten Völker. Ehe sie das Dorf betraten, hatten sie volle zwei Stunden auf einer nahen Insel zugebracht, um ihren Aufputz in Ordnung zu bringen, und dann den Anbruch der Nacht abgewartet, um eine größere Wirkung hervorzubringen. Ebenso waren sie vor Sonnenaufgang abgezogen, weil ihr Kostüm durch den zwölfstündigen Tanz in Unordnung gerathen war.

Die Zeit vom 5. bis zum 16. Oktober wandte Crevaux an, den Yary bis zu dem Punkte, wo er schiffbar wird (d. h. etwa 80 km in der Luftlinie, mit Abrechnung der Krümmungen), auf- und abwärts zu befahren und aufzunehmen; dann setzte er am 17. Oktober seine Fahrt nach dem Amazonenstrome fort. Unterhalb der Einmündung des Apawani wird der Yary ein stolzer Fluß von 100 bis 120 m Breite bei einer Tiefe von 1 m. Während der Regenzeit steigt er etwa um 4 m, wie die Eingeborenen angeben und wie die aus zersetzten Pflanzenresten bestehenden schwarzen Marken an den Felsen und Bäumen beweisen. Gegen ein Uhr desselben Tages näherte man sich dem Dorfe eines gefürchteten Häuptlings Makuipy, dem man sich durch Flintenschüsse ankündigte. Als gewiegter Krieger entnahm derselbe daraus, daß Freunde im Anzuge seien — denn wenn man ein Dorf überfallen will, so verräth man sich nicht zuvor. So empfing er denn auch den Reisenden freundlich, setzte sich auf einen Schemel neben seine Hängematte und bot ihm ein aus Zuckerrohr bereitetes gegohrenes Getränk, das etwas an Champagner erinnerte, an. Auf der Spitze der Hütte, in welcher Crevaux ausruhte, bemerkte er eine Scheibe mit weiß, gelb und roth gemalten Bildern darauf, die von fern wie Mosaikarbeit aussahen. In Wahrheit aber waren die Figuren mit verschiedenfarbigen, mit Wasser angerührten Thonarten auf Holz aufgemalt. Nach einer langen Unterhaltung mit dem Wirthe erklärte Apatu die Bedeutung der Figuren; es ist eine Anspielung auf die Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem untern Yary. Ein Frosch, der sich herumtummeln will, wird von phantastischen, drachenähnlichen Ungeheuern aufgehalten. Der Frosch bedeutet den Roucouyenne, welcher sich auf den Yary wagt, um zu den Weißen zu gelangen, allein Ungethüme, d. h. die Stromschnellen, Fälle u. s. w., hindern ihn daran. Crevaux verlangte von dem Häuptlinge Makuipy um jeden Preis Leute zur Begleitung; aber Niemand wollte sich dazu verstehen. Man erzählte ihm, daß vor etwa zwanzig Jahren eine große Piroge mit vier Indianern dadurch verloren gegangen sei, daß sie unversehens in einen senkrechten, baumhohen Wasserfall hineingerathen war. Alles was der Reisende von dem Häuptlinge erlangen konnte, war, daß derselbe jene Malerei gegen ein großes Messer, und eine Schnur kleiner Kalebassen mit verschiedenen Farben (s. Abbildung S. 54) gegen ein Halsband für seine Frau austauschte.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

II.

Die volle Gewalt des Vaters über sein ebengeborenes Kind erkennen fast alle Völker auf niederen Kulturstufen an, und nur selten ist dieselbe beschränkt, indem wie bei den Pehuenche [1]) die Verwandten der Mutter Rechenschaft vom Vater fordern und den Mord des Kindes von seiner Seite wie jeden andern durch Vergeltung, für welche indeß meist eine Geldbuße eintritt, rächen, oder wie in Neuseeland [2]) das Kind zugleich als Stammeseigenthum gilt und der Vater in Folge dessen dem Stamme für das Leben des Kindes verantwortlich ist, wodurch hier die Ausdehnung des Kindermordes eine weit beschränktere als im übrigen Polynesien ist. Dagegen schwindet diese Gewalt des Vaters über das Leben des Kindes häufig, sobald dasselbe bereits Aeußerungen seiner Lebensthätigkeit gemacht hat.

Die alten deutschen Gesetze verboten den Mord durch Aussetzung des Kindes, sobald es die geringste Nahrung, wenn auch nur einen Tropfen Milch oder Honig, zu sich genommen oder sobald es die vier Wände beschrien hat, weshalb auch der Schwabenspiegel im Bilde zur betreffenden Stelle vier lauschende Ohren in der Höhe der vier Hauswinkel zeigt. In älterer Zeit, als der Dachraum noch nicht abgetrennt war, mußte auch das Dach beschrien oder, wie es das Alemannenrecht forderte, der Firstbalken vom Kinde erblickt sein [1]); im Norden nahm die Lustration mit Wasser dem Vater das Recht der Aussetzung [2]). Bis dahin aber

[1]) Waitz Bd. III, S. 517.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 138.

[1]) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 457. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Bd. I, S. 12. G. Pfahler, Handbuch deutscher Alterthümer. Frankfurt 1868, S. 590. E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, Bd. II, S. 105.
[2]) Grimm S. 457.

stand dem Vater die Verfügung darüber zu, ob er durch Aufnehmen oder Aufnehmenlassen des Kindes vom Boden, wobei er ihm gleichzeitig einen Namen ertheilte, sich zur Erhaltung desselben verpflichten, oder ob er durch Unterlassung dieser Handlung es dem Tode, der Aussetzung weihen wollte [1]). Aehnlich betrachtet auch der Fidschi-Insulaner das Kind, welches aus Versehen oder absichtlich nicht sofort nach der Geburt einen Namen erhält, als verstoßen und dem Tode verfallen [2]). War das Kind bereits älter geworden, so entschuldigte in Deutschland nur Armuth und Hungersnoth noch die Tödtung des Kindes [3]), und war es z. B. im Norden Sitte, daß beim Tode eines armen Freigelassenen seine Kinder ohne Nahrung in eine Grube gesetzt wurden und nur das längst lebende von ihnen vom Herrn erhalten werden mußte [4]).

Genau mit dem deutschen Brauche stimmte der römische überein, auch hier Anerkennung des Kindes durch Aufheben oder Aufhebenlassen Seitens des Vaters und Aussetzung im andern Falle [5]). Zwar war durch ein altes dem Romulus zugeschriebenes Gesetz die väterliche Gewalt insofern beschränkt, als es dem Bürger die Auferziehung aller männlichen und der ältesten weiblichen Kinder vorschrieb, die Tödtung vor dem dritten Jahre untersagte und die Aussetzung mißgestalteter und krüppelhafter von der Zustimmung der nächsten fünf Verwandten abhängig machte [6]), doch wurde dieses in der Praxis gänzlich unbeachtet gelassen, und scheint die Aussetzung von Kindern, welche namentlich während des Kaiserreiches eine schreckenerregende Ausdehnung gewann, nie gesetzlich bestraft [7]) und als ein natürliches Auskunftsmittel der ärmern Bevölkerung auch nie moralisch verurtheilt worden zu sein.

In Athen, wo wie in ganz Griechenland mit Ausnahme von Theben [8]) die frühe Aussetzung des Kindes nicht verboten war und auch namentlich bei Töchtern, besonders wegen der gesetzlich anerkannten Pflicht, sie auszustatten [9]), nicht selten vorkam, wurde sie strafbar, sobald man angefangen hatte, das Kind aufzuziehen [10]), und ebenso bekam das Kind in Polynesien sein Recht auf Existenz, wenn es nur etwa eine Viertelstunde [11]), auf Viti, wenn es einen Tag [12]) gelebt hatte; auf Hawai indessen wurden Kinder oft nach einem Jahre und später noch getödtet [13]). Auf Nuk pflegte sich die Mutter, wenn das Kind leben bleiben sollte, den Busen roth zu bemalen [14]).

Das weibliche Geschlecht ist der Tödtung bei weitem mehr ausgesetzt als das männliche; bei einzelnen Völkern beschränkt sich der Kindermord überhaupt nur auf dasselbe. Von mehreren Stämmen des nördlichern Theiles von Nordamerika, den Tinneh, Louchenx und anderen, wird nur der Mord weiblicher Kinder berichtet und von den Müttern selbst ihr eigenes elendes Schicksal als Grund angegeben, dem sie ihre neugeborenen Mädchen nicht aussetzen wollen [15]); die heidnischen Araber [1]) ebenso wie die Jakuten [2]) scheinen gleichfalls nur weibliche Kinder getödtet zu haben; von den Slaven ist uns das Vorwiegen des weiblichen Kindermordes berichtet [3]), welches wir auch bei den Germanen vermuthen dürfen [4]), und welches uns auch bei den meisten der jetzt noch dem Kindermorde ergebenen Völkerschaften entgegentritt. Der Grund hierfür ist naheliegend — es ist die allgemein herrschende Nichtachtung des weiblichen Geschlechts überhaupt. Die niedere Stellung, welche es in dem Familien- und socialen Leben und ebenso nach Ansicht der Naturvölker im Haushalt der Natur einnimmt, läßt für dasselbe noch weniger Rücksichten eintreten als für die Kinder männlichen Geschlechts, welche noch eher als einstige Fortpflanzer des Geschlechts den Vater zu rühren, noch eher, indem er sie in der Zukunft als tüchtige Jäger, berühmte Krieger sieht, seine Phantasie zu interessiren vermögen, und brauchen wir uns daher nicht zu wundern, wenn das mißachtete Geschenk der Natur in so vielen Fällen gleich nach dem Empfange wieder fortgeworfen wird. Wir sehen daher auch den Mord der weiblichen Kinder stellenweise so verbreitet, daß er in einzelnen Gegenden das natürliche Zahlenverhältniß zwischen den Geschlechtern gänzlich aufgehoben hat, namentlich dort, wo das Gelten der Polyandrie die größtmögliche Beschränkung des weiblichen Theiles der Gesellschaft gestattet und wünschenswerth macht.

Die Todas ließen in Folge dieses Grundes, ehe die Bemühungen der Engländer die Abschaffung der mörderischen Sitte durchsetzten, nur überhaupt ein weibliches Kind in jeder Familie am Leben, während sie die übrigen tödteten [5]), und gleicherweise fand Bischof Heber auf Ceylon die Polyandrie als starke Beförderung des Kindermordes; wie er berichtet, war nach der Zählung von 1821 in einem Distrikte die Zahl des weiblichen Geschlechts sogar bis auf die Hälfte des männlichen herabgedrückt, in anderen war das Verhältniß allerdings weniger ungünstig, aber fast nur die Distrikte mit mohammedanischen Bewohnern wiesen Gleichzahl der beiden Geschlechter auf [6]). Aehnlich hat auch in letzterer Zeit in einigen Küstendistrikten Chinas die starke Auswanderung der männlichen Bevölkerung durch Verminderung des Frauenbedarfes auf die Zunahme des Mordes der weiblichen Kinder gewirkt [7]). Auf Tahiti hatte der Mädchenmord die Zahl des weiblichen Geschlechts so stark vermindert, daß sie nur ein Zehntel der Gesammtbevölkerungszahl betragen haben soll [8]); am Mackenzieflnß fand Missionär Kirkby [9]) bei einzelnen Indianerstämmen in Folge desselben die Zahl der Weiber auffällig der der Männer nachstehend; zur Zeit der Novara-Expedition war der Mangel an Frauen in einzelnen Distrikten Chinas so groß geworden, daß man solche aus anderen Theilen des Reiches kommen lassen mußte [10]) — sprechende Beweise für die verhängnißvollen Folgen des furchtbaren Brauches.

Das klassische Land für den Mädchenmord ist China. Nirgends geht die Gleichgiltigkeit gegen das Leben des neu-

---

1) Grimm S. 455.
2) Wilkes a. a. O. Bd. II, S. 52.
3) Grimm S. 460.
4) Grimm S. 461.
5) Nitsch a. a. O. Bd. I, S. 182.
6) Lecky Bd. II, S. 21.
7) Lecky Bd. II, S. 22.
8) Grimm S. 456. Lecky Bd. II, S. 21.
9) Lecky Bd. II, S. 239.
10) Schoemann, Griechische Alterthümer. Berlin 1871/73, Bd. I, S. 531.
11) Waitz Bd. VI, S. 138.
12) Waitz Bd. VI, S. 638. Müller a. a. O. S. 310.
13) Waitz Bd. VI, S. 140.
14) Waitz Bd. VI, S. 639.
15) Missionar Kirkby im Church Missionary Intelligencer 1863, p. 74, 115. Abbé Petitot im „Globus" Bd XXXII, S. 361, 345.

1) „Ausland" 1860, S. 14.
2) Prichard Bd. III, 2, 383.
3) J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus. Lemberg 1842, S. 20, 144.
4) Wackernagel a. a. O. Bd. I, S. 3.
5) J. F. Metz, Die Volksstämme der Nilagiris. Basel 1857, S. 15.
6) Heber's Leben und Nachrichten über Indien, herausg. von F. Krohn. Berlin 1831, Bd. II, S. 306.
7) Reise der Fregatte Novara um die Erde. Beschreibender Theil. Wien 1861/62, Bd. II, S. 261.
8) Waitz Bd. VI, S. 26 (für den Anfang des Jahrhunderts nach Turnbull).
9) a. a. O. S. 115.
10) Reise der Novara, Bd. II, S. 261.

geborenen weiblichen Kindes, nirgends der Gleichmuth beim Tödten desselben weiter als hier. Die Geburt eines Sohnes wird vom Vater mit Freuden begrüßt, mit Sehnsucht erwartet; ist er ja doch die Ehre der Familie, die Stütze seines Alters, sein Trost im Tode — von der eines Mädchens nimmt er kaum Notiz, oft nur überhaupt soweit, daß er es der Aussetzung bestimmt; es ist ihm nur eine hinzugekommene Last, eine Sorge für die Zukunft, welche, da das Weib mit der Verheirathung ganz aus der Familie scheidet, ihm durch nichts vergütet wird. Nicht nur die Armuth, welche natürlich mit einen Hauptgrund für die vielen Aussetzungen bildet, denkt aber so, sondern auch der wohlhabendere Theil der Bevölkerung theilt diese Anschauungen hinsichtlich der weiblichen Kinder als einer Last der Familie. Gesetzlich gestattet ist indeß der Kindermord in China keineswegs und häufig wiederkehrende Edikte, deren Wiederkehr allerdings aber eben ihre geringe Wirkung zeigt, beweisen das Interesse, welches der Staat für Ausrottung desselben nimmt; selbst durch Verbreitung von Traktaten sucht er in dieser Beziehung auf die Volksmeinung einzuwirken [1]). Namentlich steuert er aber dem Morde wenigstens in den großen Städten durch die Findelhäuser. Das Findelhaus in Kanton soll jährlich 5000 weibliche Kinder aufnehmen, und da es nur 1000 selbst verpflegen kann, die übrigen, welche nicht von reichen Leuten, die sie sich zu Beischläferinnen oder Mägden erziehen wollen, ihm abgenommen werden, Säugammen außerhalb zur weitern Auferziehung übergeben [2]). In Peking fahren täglich vor Sonnenaufgang fünf Ochsenkarren durch die Stadt, welche außer den Kinderleichen auch die Kinder, deren die Eltern sich entledigen wollen, aufnehmen, um sie dem „Tempel der Neugeborenen", wo sie auferzogen werden, zu überliefern [3]). Doch berichtet Ferdinand Mendez Pinto [4]), welcher in der Mitte des 16. Jahrhunderts China durchreiste, bereits von Nachforschungen und strenger Bestrafung der Väter der Findelkinder, wenn es sich ergab, daß sie in der Lage waren, solche zu ernähren. Uebrigens ist die Häufigkeit nach den Distrikten sehr verschieden, bis zur Hälfte der neugeborenen Mädchen fallen in einzelnen der Sitte zum Opfer, während in anderen das Verhältniß ein weit geringeres ist, und nur die Unmöglichkeit der Auferziehung dazu veranlaßt [5]); Kapitän Werner hält überhaupt die Berichte über den chinesischen Kindermord für stark übertrieben [6]). In einzelnen Gegenden, wo Baumwollenbau und Seidenzucht auch den Mädchen lohnende Beschäftigung geben und also diese die Eltern für das Auferziehen später entschädigen, schätzt man die Mädchen mehr [7]); der Eigennutz wirkt hier als Gegengewicht des Verbrechens, wie ähnlich auch von Neuseeland berichtet wird, daß dort die Gelegenheit zur Prostitution, welche durch die Matrosen der europäischen Schiffe gegeben wurde, und der daraus resultirende Erwerb den Mord der weiblichen Kinder beschränkt habe [8]). Ebenso sind hoher Kaufpreis für die Bräute und die Möglichkeit, die Kinder späterhin als Sklaven verkaufen zu können, Motive, welche einzelne Völker zur Auferziehung ihrer Kinder bewegen.

Wie in China hat auch stellenweise in Indien der Mord der weiblichen Kinder einen hohen Grad erreicht; neben mehreren der uncivilisirten Stämme sind es namentlich die Radschputen, welche ihn in bedenklichster Weise ausüben oder doch ausgeübt haben. Bei ihnen ist besonders das durch das Kastenwesen hervorgerufene Standesvorurtheil der Hauptgrund dieser Unsitte. Ehe die Tochter in späteren Jahren, weil die Beschaffung der Mitgift und die enorm hohen Kosten der Hochzeit bei standesmäßiger Ehe den Eltern zu schwer fallen, unter ihrem Stande heirathet und dadurch der Familie Schande bringt oder gar unverheirathet bleibt, zieht der Vater es vor, das Kind gleich bei der Geburt zu vernichten und so die drohende spätere Schande abzuwenden. Denn auch das Unverheirathetbleiben von Töchtern, nachdem sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, hängt, da das religiöse Gesetz dem Hindu gebietet, für eine passende Vermählung seiner Töchter Sorge zu tragen, namentlich vornehmen Familien stets einen Makel an und legt ferner noch die Gefahr eines unsittlichen Lebenswandels, welcher ein schlechtes Licht auf die Familie werfen würde, nahe [1]). Selbst in die Mütter sind diese Ansichten so übergegangen, daß sie in solchen Fällen das mütterliche Gefühl gänzlich ersticken und häufig die Mutter ohne jede Scheu und jedes Bedauern in den Mord des ebengeborenen Kindes willigen lassen. Es kommt mannigfach vor, daß arme Familien von guter Abkunft gar kein weibliches Kind aufziehen, um sich nicht späterhin der Schande auszusetzen, und so sehr fehlt jedes Gefühl für die Unsittlichkeit des Aktes, daß der Bewohner von Kathiawar z. B. die Frage nach dem Resultate der Schwangerschaft seiner Frau, wenn ein Mädchen geboren worden, mit dem gleichgiltigen Bemerken „Es ist nichts gewesen" beantwortet [2]). Wohl verbietet das indische Sittengesetz die Tödtung des Kindes, aber seine Vorschriften, von denen viele der unwesentlichsten mit fanatischer Genauigkeit beachtet werden, sind bei dem Radschputen machtlos gegen diese Sitte; wohl ist er sich der Sündhaftigkeit derselben bewußt, aber seine gefällige Religion hilft ihm darüber hinweg, eine einfache Reinigungsceremonie nimmt die Sünde wieder von ihm. Diese besteht darin, daß am 13. Tage der Dorf- oder Familienpriester, nachdem der Boden des Zimmers, in welchem das Kind getödtet und oft auch begraben ist, mit Kuhmist überzogen worden, in diesem Zimmer die ihm von der Familie gegebenen Nahrungsmittel kocht und verzehrt, wodurch er die Sünde auf sich nimmt und die Familie so reinigt, welche darauf ohne Weiteres das Zimmer wieder benutzt [3]).

Gerade die höheren Klassen der Radschputen haben am meisten dem Morde der weiblichen Kinder sich hingegeben, da nicht wie meist in China die Armuth, sondern der Stolz auf Reinheit der Familie hier die Ursache ist, und naturgemäß je höher der Vater auf der Stufenleiter des Ranges steht, desto größer auch die Schwierigkeit ist, eine passende Partie für die Tochter zu ermöglichen, namentlich da noch Personen desselben Stammbaumes, selbst wenn die Trennung der Zweige bereits vor Jahrhunderten geschehen ist, die Eheschließung mit einander untersagt ist [4]). Statistische Aufnahmen haben diese progressive Abnahme des weiblichen Elements in den höheren Klassen der Radschputen nachgewie-

---

1) George Smith im Baseler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 31.

2) Ebendaselbst S. 32.

3) Huc und Gabet, Wanderungen durch das chinesische Reich. Uebersetzt von K. Andree. Leipzig 1867, S. 333.

4) Abenteuerliche Reise. Bearbeitet von H. Külle. Jena 1868, S. 179.

5) Smith a. a. O. S. 31, 130 ff.

6) R. Werner, Die preußische Expedition nach China, Indien und Siam 1860 bis 1862. Leipzig 1873, S. 233.

7) Huc und Gabet S. 332.

8) Earle in Friedenberg's Journal für die neuesten Land- und Seereisen, Bd. LXXV (Berlin 1833), S. 354.

1) Diese Furcht vor dem unsittlichen Leben der Töchter soll auch in den vornehmen Familien Borneos sehr auf die Ausdehnung des Mordes weiblicher Kinder wirken. „Ausland" 1862, S. 755.

2) Kerr, The domestic life, characters and customs of the natives of India. London 1865, p. 289. Heber a. a. O. Bd. II, S. 218. Nouvelles Annales des Voyages 1859, 2, 370.

3) Church Missionary Intelligencer 1860, p. 82.

4) Wiese Bd. I, S. 372 (nach Oberst Tod).

sen [1]), wie sie uns gleicherweise auch zeigen, welche grauenhafte Ausdehnung der Mord weiblicher Kinder in vielen Gegenden Indiens gehabt hat, und wie wohlthätig der englische Einfluß in dieser Beziehung gewesen ist. Im Kathiawar-Bezirk war 1845 unter den Dscharedschahs das Verhältniß der weiblichen zur männlichen Bevölkerung wie 23 : 66, 1850 aber schon wie 34 : 75 [2]); unter den Dscharedschahs von Katsch 1842 wie 7 : 62, 1852 aber wie 17 : 67 [3]); in dem von den Chonds bevölkerten Distrikt von Suradha in Gondwana befanden sich 1848 unter 2150 Familien noch nicht einmal 50 weibliche Kinder, 1853 aber bereits 900 unter vier Jahren [4]). Diese Zahlen sprechen für sich, namentlich die letztere, welche eine frühere fast gänzliche Vernichtung der weiblichen Neugeborenen unseren Blicken vorführt. Der starke Mädchenmord bei den Chonds hatte seinen Hauptgrund darin, daß der übliche Brautpreis ein übermäßig hoher war, die jungen Leute daher vorzogen, ihre Weiber von anderen Stämmen zu holen; auch glaubte man dadurch die Geburt von Knaben zu fördern [5]). Dagegen ist bei den Bodo und Dhimal der Mädchenmord namentlich deshalb eine unbekannte Sitte, weil die Mädchen vom Vater wegen des spätern Brautpreises geschätzt werden [6]). Uebrigens soll sich auch, wie Shaw [7]) behauptet, vielfach in Indien durch den durch die Engländer ausgeübten Zwang der Enthaltung von dieser Unsitte bereits nach und nach das Bewußtsein von ihrer Immoralität und der Gefühlslosigkeit, aus welcher sie hervorgeht, gebildet haben.

Neben den weiblichen sind es noch drei Gattungen der neugeborenen Kinder, welche am leichtesten dem Tode durch die Hand der Eltern verfallen, uneheliche, mißgestaltete, wofür die natürlichen Gründe nahe liegen, und Zwillinge, wenigstens einer derselben, wobei fast nur abergläubische Gründe eintreten.

Daß alle die Gründe, welche überhaupt den Kindermord erklären, auf uneheliche Kinder noch in verstärktem Maße ihre Anwendung finden, liegt auf der Hand, und zu ihnen tritt noch bei entwickelterm sittlichen Gefühle die Schande, welche eine solche Geburt begleitet, wie denn auch z. B. die Bestimmung, daß schwangere Mädchen zur Strafe bei den Straßenbauten arbeiten mußten, auf Hawai den Kindermord noch befördert hat [8]). In Niue werden uneheliche Kinder sofort in das Meer geworfen [9]); bei den meisten nördlichen Grenznachbaren der Abessinier herrscht in dieser Beziehung das strenge Gebot, daß das uneheliche Kind sofort von der Familie der Mutter aus beleidigtem Stolze getödtet wird, so noch jetzt streng bei den Marea, den Beni Amer und in Samhar [10]), während bei den Bogos, Takue und Mensa diese Sitte jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, aber nicht mehr ausgeübt wird [11]). Nur die dortigen Kunáma haben diesem Brauche nie gehuldigt, sondern ziehen solche Kinder als der mütterlichen Familie zugehörig auf [12]), wie sich dies auch bei mehreren südamerikanischen Indianerstämmen, den Lules, Guaycurus [1]) und anderen findet. Die Germanen tödteten alle unehelichen Kinder [2]), und ebenso dürfen wir das Gleiche wohl von allen Völkern, bei denen Kindermord Sitte ist, vermuthen, auch wo es uns nicht speciell berichtet ist. In Australien sind namentlich alle die Sprößlinge, welche der Verbindung mit Europäern entstammen, dem Tode geweiht; nur einzelne Stämme sollen allein die Knaben tödten, wenigstens sind es nur Mädchen, die zuweilen geschont werden [3]). Auch von den Frauen auf Madagaskar behauptete Pagès [4]), daß sie alle Früchte aus ihrer Mischung mit Franzosen umbrächten, und er nicht einen einzigen solchen Mischling gesehen habe. Ganz vereinzelt steht, daß auf der Ratackkette gerade die unehelichen Kinder, welche der Vater zu sich nimmt, geschont werden [5]).

Aehnlich wie sonst überhaupt uneheliche Kinder betrachtet werden, betrachteten die Polynesier auch diejenigen, welche aus Ehen, in denen beide Theile ungleichen Ranges waren, abstammten. Die Arii (vornehmsten Häuptlinge) auf Tahiti tödteten, um die Reinheit des Blutes zu erhalten, jeden Sprößling aus ihren Ehen mit Frauen niedrigern Standes [6]); geschah dies nicht, so sank der vornehmere Gatte zum Rang der Frau herab, während umgekehrt in Ehen, wo der Mann dem geringern Stande angehörte, er sich durch Tödtung der Kinder zum Range der Frau erheben konnte — unterblieb aber im letztern Falle die Tödtung, so sank die Frau gleichfalls zum Range des Mannes herab [7]). Ganz allgemein für alle ihre Kinder geltend findet sich aber der Kindermord bei den Arreoi, einer aristokratischen Verbindung auf religiöser Grundlage, welche im östlichen Polynesien, namentlich in Tahiti blühte, und welche, wie es scheint, vollkommen frei gegen unverheirathete Weiber war. Bei ihnen mußten alle Kinder, sei es nun, daß Vater oder Mutter zu dieser Gesellschaft gehörten, gleich bei der Geburt getödtet werden, mit alleiniger Ausnahme des ältesten Sohnes eines Fürsten und der Söhne der Vornehmsten außer dem ältesten. Diese Sitte, wofür die Kinderlosigkeit der ersten Stifter als mythischer Grund angeführt wird, hat nach Gerland ihren Ursprung in der Heiligkeit, ja Gottähnlichkeit der Mitglieder und dem dadurch verursachten strengen Tabu, in Folge dessen die Frucht einer Verbindung selbst tabu war, den Göttern geweiht werden mußte und daher nicht von einem irdischen Weibe geboren werden durfte [8]). Aus der sonstigen Aehnlichkeit des Adels auf den Marianen mit den Arreois darf geschlossen werden, daß auch bei ihm der Kindermord in gleicher Ausdehnung geherrscht haben wird [9]).

Sich mißgestalteter Kinder zu entledigen ist wohl bei allen Naturvölkern Sitte, bei denen nicht eine abergläubische Werthhaltung der Mißgestalteten herrscht. In Polynesien gelten sie als ein Werk der bösen Geister [10]) und werden daher aus Furcht nicht getödtet, mit Ausnahme von Hawai, wo sie stets dem Tode geweiht wurden [11]), und von Neuseeland, wo dies wenigstens wahrscheinlich geschah [12]); in Südaustralien wurden sie hochgeehrt, während man sie im übrigen

---

1) Miss. Intelligencer 1858, p. 43.
2) Ebendaselbst S. 45.
3) Ebendaselbst.
4) Miss. Intelligencer 1860, p. 149.
5) Dalton in Zeitschrift für Ethnologie Bd. VI, S. 365.
6) Hodgson im Journal of the Asiatic Society of Bengal 1849, p. 719.
7) Reise in die hohe Tartarei. Aus dem Englischen. Jena 1870, S. 175.
8) Wilkes Bd. II, S. 223.
9) Waitz Bd. V, 2, S. 171.
10) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864, S. 322, 145.
11) Daselbst S. 243, 322.
12) Daselbst S. 486.

1) Waitz Bd. III, S. 480, 472.
2) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 456.
3) Waitz Bd. VI, S. 799. „Ausland" 1862, S. 250. „Globus" Bd. XXVIII, S 79. „Natur" Bd. XXVI, S. 89.
4) In Bohn's Neue Sammlung von Reisebeschreibungen Bd. V, S. 263.
5) Waitz Bd. V, 2, S. 111.
6) Waitz VI, S. 190.
7) Waitz Bd. VI, S. 139.
8) Waitz Bd. VI, S. 367, 139.
9) Waitz Bd. V, 2, 111.
10) „Ausland" 1862, S. 250. Auf Viti sieht man in ihnen ein Versehen des Gottes Ove. Waitz Bd. VI, S. 665.
11) Waitz Bd. VI, S. 139.
12) Waitz Bd. VI, S. 138.

Australien tödtete [1]); auch von den Masai wird uns berichtet, daß sie diese Kinder verschonen [2]). Im Uebrigen aber werden nur geringe Ausnahmen vom Morde mißgestalteter Kinder bei den Naturvölkern sich vorfinden und der Reisende wird nur selten überhaupt auf mißgebildete oder in der Jugend verkrüppelte Individuen stoßen. Im westlichen Afrika wird er unter anderen von den Bewohnern von Akra [3]) berichtet; im östlichen von den Wanika, welche nur diese Kinder gleich nach der Geburt und zwar im Walde tödten, wobei der Muansa (ein in einem hohlen brummenden Baumstamm bestehendes Zaubergeräth) eine bedeutende Rolle spielt [4]); im Süden von den Kaffern und Buschmenschen [5]), so daß wir ihn wohl als durch ganz Afrika vorkommend annehmen müssen. In Südamerika, wo bei den Salivas und anderen Stämmen des Innern von Guayana die Mißbildung wie in Polynesien als ein Werk böser Geister gilt [6]), findet er sich bei vielen Stämmen; auch im alten Peru galt eine derartige Geburt als von böser Vorbedeutung, deren Folgen man durch Fasten begegnen mußte. Berichtet wird die Tödtung der Mißgeburt noch von den Germanen [7]), Australiern [8]), den Tschuktschen [9]), Tusken [10]) u. s. w.

Mehrfach erzwingt sogar das Gesetz die Tödtung des mißgestalteten oder schwächlichen Kindes. Strabo [11]) erzählt von den Kathäern, daß bei ihnen die Schönheit sehr hoch geschätzt und daher nach der Geburt von Beamten geurtheilt wurde, ob das Kind die gesetzliche, des Lebens würdige Gestalt habe oder getödtet werden müsse, und in Sparta bestimmte gleichfalls eine aus den Aeltesten der Phyle niedergesetzte Kommission über das Lebenbleiben des normalen oder die Aussetzung des schwächlichen oder fehlerhaften Neugeborenen [12]). Auch rohere Völker sind sich bewußt, wie wirksam eine derartige Auswahl auf die Erhaltung des Racenvorzugs ist, und sehen daher z. B. einzelne südamerikanische Stämme aus diesem Grunde streng auf die Ausrottung des Mißwachses und der Schwäche [13]).

1) Waitz Bd. VI, S. 779.
2) v. d. Decken, Reisen in Ostafrika. Leipzig 1871, Bd. II, S. 25.
3) Waitz Bd. II, S. 104.
4) Krapf im Baseler Missionsmagazin 1850, Heft IV, S. 106. K. Andree, Forschungsreisen in Arabien und in Ostafrika nach Burton ꝛc. Leipzig 1861, Bd. II, S. 439.
5) Waitz Bd. II, S. 391, 340.
6) Waitz Bd. III, S. 394.
7) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 456.
8) „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
9) Prichard Bd. III, 2, S. 472.
10) „Ausland" 1853, S. 836.
11) Uebersetzung von Kärcher. Stuttgart 1829/36, S. 1278.
12) Schömann Bd. I, S. 271.
13) „Ausland" 1862, S. 11.

In den Augen vieler Naturvölker hat die Geburt von Zwillingen, welche übrigens bei den meisten derselben viel seltener als bei den Europäern vorzukommen scheint, etwas Unnatürliches, und müssen nach ihrer Ansicht besondere Ursachen vorliegen, welche eine solche bewirken; diese eingebildeten Ursachen treten dann häufig auch als Grund für die Tödtung der Zwillinge oder wenigstens eines derselben ein. Viele Indianerstämme Südamerikas schreiben eine solche Geburt der Untreue der Frau zu, so die Lules [1]), die Salivas und deren Verwandte [2]), die Indianer am Orinoko [3]); doch bestreitet Schomburgk [4]) die Behauptung Humboldt's, daß in Guayana stets eines der Zwillingskinder umgebracht würde, wie er gleicherweise auch das Umbringen mißgestalteter Kinder dort nicht so allgemein verbreitet gefunden haben will; den Chibchas war sie ein Zeichen grober Ausschweifung [5]), anderen Stämmen das Werk böser Geister. Ueberall liegt hier der Gedanke unter, daß der Vater nur jedesmal ein Kind zeugen kann, das zweite daher von einem andern gezeugt sein muß, sei es nun von einem Menschen oder, wie dieser Glaube in Südamerika verbreitet ist, von einem bösen Geiste, aus welchem Grunde daher die Campas den zweiten Zwilling lebendig begraben [6]).

Diesen Einfluß böser Mächte müssen wir auch da vermuthen, wo die Mutter wie in Bonny geopfert [7]) oder wie bei den Ibus ausgestoßen und harter Purificirung unterworfen wird [8]). Den Abessiniern ist das Gebären von Zwillingen eine Sünde [9]), den alten Peruanern galt es als eine übele Vorbedeutung, der durch Fasten begegnet werden mußte [10]); in Mexiko bedeutete es den Tod von Vater oder Mutter, weshalb oft einer der Zwillinge getödtet wurde, jedenfalls um die Vorbedeutung zu nichte zu machen [11]), welchen Gebrauch aus gleichem Grunde, damit nicht die Mutter dem Tode anheimfalle, wir bei den Apindschi des äquatorialen Afrikas wiederfinden [12]).

1) Waitz Bd. III, S. 480.
2) Waitz Bd. III, S. 394.
3) Waitz Bd. II, S. 124.
4) Reisen in Guiana und am Orinoko 1835 bis 1839. Leipzig 1841, S. 413.
5) Waitz Bd. IV, S. 367.
6) E. Grandidier in Nouvelles Annales des Voyages 1861, Vol IV, p. 86.
7) Waitz Bd. II, S. 124.
8) Waitz Bd. II, S. 124.
9) Waitz Bd. II, S. 504.
10) Waitz Bd. IV, S. 417.
11) Waitz Bd. IV, S. 164.
12) Paul du Chaillu's Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. Berlin v. J. S. 449.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.)

IV.

Geographische und naturwissenschaftliche Bemerkungen.

Die portugiesische Provinz Angola, zu welcher man, mit einigem guten Willen, das Land zwischen dem Quanza im Süden, dem Bengo im Norden und Ambacca im Osten rechnen kann, zerfällt in zwei durchaus von einander verschiedene Regionen, welche in zur Küste parallelen Zonen disponirt sind. Die erste dieser Zonen, deren Breite man auf 150 km schätzen kann, stellt die Küstenniederung dar, ein flaches, von unbedeutenden Undulationen durchzogenes

Land, nur an den Thalrändern der größeren Flüsse theilweise von Höhenzügen unterbrochen, deren Höhe selten 100 bis 120 m übersteigt. Die generelle Neigung dieser Niederung ist eine geringe; bei Dondo, wo der Quanza die Hänge des Plateaus durchbricht, hat derselbe eine Höhe von kaum 80 m über dem Niveau des Meeres. Die Küstenzone kennzeichnet sich durch ein äußerst ödes, steriles Aussehen und große Armuth der Vegetation, die ihren Grund in dem spärlichen Vorhandensein von Quellen hat. Ueppige Vegetation hingegen zeigt sich an den Ufern der Flüsse, besonders des Quanza, dessen Palmenwälder ja alljährlich reichen Tribut an Oel nach Europa senden, sowie in den breiten Terraineinsenkungen, in welchen die Regenwasser sich sammeln und erhalten und so ausgedehnte Lagunen bilden. Die Hauptthäler dieser Region nehmen fast alle ihre Richtung von Ost nach West, also normal zur Küste; sie sind meist breit, mit kaum merklich geneigten Lehnen und ihre Abzweigungen enthalten nur einen kleinen Theil des Jahres Wasser.

Die zweite Region, welche die Uebergangsstufe von dem Tieflande zur Hochebene bildet, reicht von Dondo bis Nhangue etwa, um einen Punkt in der Nähe des Quanza anzugeben, in einer Breite von etwa 60 Kilometern. Diese Zone ist bergig und zerrissen, reichlich von fließenden Wassern durchschnitten und ihre Thäler und Hänge tragen noch zum Theil den grünen Schmuck fruchtbarer Waldungen. Beträchtliche secundäre Thäler durchziehen das Land in den Hauptflüssen fast paralleler Richtung, wie das des Lucalle, des Luinhe, des Lutete, und die Kuppen der Höhenzüge, welche ebenfalls sämmtlich die Ost-West-Richtung innehalten, erreichen eine Höhe von 1000 m.

An diese zweite gebirgige Zone schließt sich nun das Hochplateau, das sich, unter langsamer Abdachung nach Norden, und unterbrochen von unzähligen zum Theil außerordentlich breiten und tiefen Thälern, so weit ins Innere ausdehnt, als Schütt überhaupt gekommen ist.

Vergebens suchte er nach einer weitern Stufe, die auf das gewöhnlich angenommene zweite Plateau führen sollte: Westafrika besitzt kein solches, ebensowenig wie die auf älteren Karten verzeichneten Gebirgsketten wirklich vorhanden sind. Talla Mungongo und Moenga sind einfach die Hänge, welche von der Hochebene schroff in das umfangreiche Becken des Quango und seiner Haupttributäre abfallen. In dem Thale des Quango stehen allerdings diverse isolirte Gebirgsstöcke, doch da ihre Höhe bedeutend geringer ist als die der Hochebene, ist es keine Frage, daß sie weiter nichts sind als Inseln, welche bei der Ausschwemmung des Beckens von den Wassern verschont worden sind.

Das Plateau, welches für wasserarm gehalten wurde, von welchem man glaubte, daß es in dem ganzen großen Flächenraum zwischen Quango und Cassai nicht eine einzige Wasserader von Bedeutung besitze, wird von einer großen Anzahl zum Theil mächtiger Flüsse durchzogen, welche es in ebenso viele in der Richtung von Süd nach Nord laufende, fast gleich breite und beinahe parallele Rücken theilt (s. die Karte „Globus“ XXXVI, S. 359). Ein großer Theil dieser Flüsse war von Livingstone auf seiner Reise von Linyanti nach Loanda und zurück (1853 bis 1855) überschritten worden, doch konnte er in jener Zeit noch wenig über ihren Verlauf erfahren, da es noch keine Quioko im Lande gab, die ihm hätten Auskunft geben können; denn die Lunda kümmern sich wenig darum, wohin ihre Flüsse laufen, und da sie niemals Jagdreisen gemacht, wie jene, können sie es auch wirklich nicht wissen. Dr. Livingstone glaubte nun, weil der Quicapa dort auf seinem Wege schon ein Fluß ist, der im Canoe übersetzt werden muß, dies sei der bedeutendste, und führte alle westlich von ihm passirten auf seiner Karte mit kurzer Schwenkung in ihn hinein. Zwei derselben aber, der Cuilu und der Loangue, sind Ströme, mächtiger und breiter als der Quango selbst, und ein dritter, der Quéngo, welcher erst unterhalb (nördlich) der Straße nach Quimbundo entspringt, führt seinen Lauf ebenfalls selbständig fort bis in den fernen Zaire.

Die übrigen vier großen Ströme, diesseits des Cassai, welche ihren Ursprung südlich des Pogge'schen Weges haben, der Quicapa, der Luaximo, der Quilumbue und der Luembe, fließen sämmtlich dicht bei einander, die beiden letzteren sogar kurz vorher vereint, beim Mai in den Cassai. Zwischen diesen Flüssen entspringen nun noch fortwährend andere und zwar laufen mehrere lange zwischen zwei großen hin, ehe sie sich entschließen, dem einen derselben sich zuzuwenden, wie der Luele, der dicht bei Quimbundo unter 10° südl. Br. entspringt und erst unter 6° 20′ in den Luangue fließt, freilich unter dem Namen Luchico, den er, nach dem Brauch aller Negerstämme, erhalten hat, nachdem dieser, ein bedeutend kürzerer Fluß, der erst unter 9° 10′ entspringt, in ihn geflossen.

Trotz dieser vielen und großen Flüsse nun, und trotz des fetten lehmigen Bodens, ist die Vegetation der ganzen innerafrikanischen Hochebene, soweit sie Schütt kennen gelernt, eine recht spärliche, sicher nirgends eine tropisch-üppige, und hieran ist einzig und allein der Wassermangel schuld. Dies klingt freilich in einem so regenreichen Lande auf den ersten Blick widersinnig, ist aber dennoch richtig und erklärt sich leicht dadurch, daß die meisten der Flüsse bei dem großen allgemeinen Gefälle des Plateaus nach Norden ihre Thäler tief eingewaschen haben, daß also das ganze Geäder der seitlich in sie einlaufenden Thäler und Risse ebenfalls eine starke Neigung besitzt und so das Wasser auf dem Rücken zwischen zwei Flüssen sich nur unglaublich kurze Zeit halten kann und nicht vom Boden aufgenommen wird. Die flachen Höhen dieser Rücken haben oft fast gar keine Vegetation, nicht einmal das Steppengras kann über die Höhe von einigen Zollen hinwegkommen, und auch nicht der kleinste Busch bietet dem Auge Abwechslung. Solche Strecken nennen die Eingeborenen Quiana und selbstverständlich sind sie weder bewohnt, noch nimmt man seinen Weg über sie, wenn man es vermeiden kann.

Der allgemeine Charakter der Hochebene ist der der Steppe. Die Lehnen der Thäler, die Thalgründe, sogar meistens auch die höheren wasserlosen Flächen sind von dem undurchdringlichen, in seiner vollen Höhe weit über den Kopf des Wanderers hinausragenden Grase bestanden, das die Portugiesen Capim nennen. Meistentheils nun sind zwischen das Gras spärliche Büsche und einzelne kümmerliche Bäume verstreut, oft auch stehen diese kümmerlichen Bäume dichter gesäet und dann bleibt einem nichts anderes übrig, als die Bezeichnung Wald dafür gelten zu lassen; aber von einem wirklichen echten Walde oder Forst nach unseren deutschen Begriffen oder gar von einem tropischen Urwalde ist auf der ganzen Hochebene nicht die Spur zu finden. Den Flußläufen folgend, ziehen sich aber manchmal, besonders in den nördlicheren Theilen des Landes, in einer Breite von 30 bis 50 Fuß, dichte Gehölze, sogenannte Muchitos, hin, deren oft hohe, dicht belaubte Stämme durch zahllose, bis über Armdicke stark werdende Lianen, durch Stechpalmen und Rohre aller Art zu einem undurchdringlichen Gewirr verflochten sind. Weinpalmen trifft man in Form von dichten Gebüschen an den Ufern einiger Bäche an, jedoch kaum südlich vom 8. Breitengrade. Vereinzelte Oelpalmen und Kokos beginnen erst im Lubalande; Baobabs und Euphorbien, die man in der zweiten Zone, dem Ueber-

gangsgebiete zwischen Hoch- und Tiefland, in großer Menge, letztere sogar zu kleinen Gehölzen vereint, findet, giebt es auf dem ganzen Plateau nicht. Nur einmal, im Thale des M'Balle, nahe dem Cahangepasse, fand der Reisende vereinzelte Adansonias, freilich von kolossalen Dimensionen.

Was die klimatischen Verhältnisse betrifft, so haben die tieferen Länder mit der Hochebene das gemein, daß es überall nur zwei Jahreszeiten giebt, eine trockene, kalte, und eine heiße, regnerische. Jene, der Winter, Cacibo genannt, beginnt Mitte Mai und dauert bis Mitte September; die Regenzeit, der Sommer, Vula genannt, füllt die übrigen acht Monate aus. Während der trockenen Zeit fällt des Morgens meist ein schwerer Thau und eine dichte Nebelschicht liegt auf der Erde, die oft erst zwischen 9 und 10 Uhr die Sonne durchdringen läßt; im Küstengebiet verdickt sich auch oft dieser Nebel zu einem Wolkenschleier und weicht den ganzen Tag über nicht. In dieser Zeit ruht die Natur aus; die Steppengräser, denen die letzten großen Regen die reifen Körner ausgedroschen und fortgeschwemmt haben, verdorren und fallen, wenn nicht das nach überall verbreiteter Sitte von den Eingeborenen entzündete Feuer sie verzehrt. Viele Bäume stehen ohne Laub; solche, die es niemals ganz verlieren, sind doch sehr vertrocknet, andere freilich ersetzen gerade während dieser Periode ihre Blätter. Die mittlere Temperatur während des Cacibo ist im Litoral 22°, auf der Hochebene 20° C.

Die Regenzeit, der Sommer, tritt in den tieferen Ländern, als deren Grenze man in diesem Falle etwa Malange annehmen kann, derart auf, daß es Mitte September beginnt leise zu regnen, d. h. jeden Tag etwas; im Oktober und November fallen täglich starke und andauernde Regen, dann tritt eine Pause ein, in der es fast gar nicht regnet, welche etwa December und Januar hindurch anhält, so daß man dort beinahe von einer zweiten trockenen Zeit sprechen kann; doch ist ein tüchtiger Guß auch in diesen Monaten nicht ausgeschlossen. Im Februar beginnen wieder regelmäßige Regen, welche bis Mitte Mai andauern, im April aber am stärksten und anhaltendsten sind. Mit einigen kurzen, aber fürchterlichen Platzregen schließt dann die Periode ab.

Im Innern dagegen giebt es keine derartigen Erholungszeiten; da regnet es fast ganz ohne Ausnahme täglich während der acht Monate, freilich meist mit weit geringerer Heftigkeit, so daß die jährliche Regenmenge in beiden Zonen wohl die gleiche sein dürfte. Die Regenzeit im Innern ist auch durchaus kein Hinderniß für den Reisenden, oder doch nur an einzelnen Tagen, da Beginn und Dauer einer großen Regelmäßigkeit unterworfen sind. Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiß man, daß es etwa um 4 oder 5 Uhr Morgens aufhört und daß man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann; beginnt der Regen um die Mittagszeit, so ist man schon im Lager oder nicht weit von ihm und kann sich bald trocknen. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet.

Einmal während einer Mondperiode kann man übrigens sicher auf Regen von bedeutend vermehrter Vehemenz rechnen, die bis zu zwei Tagen andauern, und einmal im Monat kommt auch eine Zeit, in welcher nur wenige Tropfen oder ein leiser Schauer täglich fallen, und obgleich ja die bedeutendsten Meteorologen längst überzeugt sind, daß der Mond mit dem Regen nichts zu thun habe, fiel während fünf Monaten, in denen Schütt darauf geachtet, die Zeit mit vermehrtem Regen doch stets in die Zeit des Neumondes, und stets waren die schönen Tage, wenn der volle Mond am Himmel glänzte.

Angenehm kann man nun freilich das Reisen in der Regenzeit nicht nennen; es vergeht eben kein Tag, wo nicht die unteren Partien des Körpers durch und durch naß würden, sei es vom Regen oder vom Thau, der stets Morgens auf dem Grase liegt, wenn es Nachts nicht geregnet hat; oder sei es beim Durchwaten der unzähligen Sümpfe oder Bäche, die in dieser Zeit sämmtlich angeschwollen sind; aber die Sonne, die in dieser Zeit ja ihre Strahlen nahezu senkrecht herabsendet, sorgt in den Zwischenzeiten für ein promptes Trockenwerden der durchnäßten Theile; oft mehrmals während eines Marsches muß man beide Processe durchmachen; die tägliche Uebung thut aber auch hier das ihrige und man macht sich bald nichts mehr daraus! Geradezu unerträglich aber ist das Reisen im März und April, da wird das Gras immer höher und höher, im März hat es meist die doppelte Manneshöhe erreicht, die Halme werden hart und stechen und stoßen den durchdringenden Wanderer, die scharfen Blätter sägen ihm ins Fleisch und zum Schluß gar, wenn die Samenkörner reif sind, stechen sich diese in die Kleider und verursachen wahrhaft aufregende Qualen.

Zur Fauna. An Hausthieren findet man im westlichen Centralafrika nicht viel. Rindvieh züchten eigentlich nur die Bangala im Becken des Quango, sowie ihre Nachbaren, die Bondo und Hollo; jenseits des Quango nach Nordosten zu trifft man kein solches mehr, und die Völker im Innern bewunderten Schütt's zwei Stiere fast mehr, als ihn selbst.

Schafe findet man wohl ziemlich überall, aber nirgends in größerer Menge. Alles waren lange, hochbeinige, dünne Thiere ohne alle Wolle, mit kurzen, starren Haaren. Ihr Fleisch ist durchaus nicht besonders wohlschmeckend.

Ziegen sind in allen Landstrichen sehr gemein und bilden den Hauptgenuß in der Mahlzeit des Reisenden, denn ihr Fleisch hat, sogar bei Böcken von erträglichem Alter, durchaus nicht den widerwärtigen Geschmack und Geruch, der dasselbe in anderen Ländern fast ungenießbar macht.

Schweine giebt es nur in den Ländern, welche bereits von halbcivilisirten Negern bewohnt gewesen sind, wie z. B. in Quimbundo, und da halten sie denn auch die wilden Fürsten mit Vorliebe. Auf der ganzen Reise aber von Quimbundo zum Mai und zurück bis zum Quango sah der Reisende kein einziges.

Hühner sind überall, wo Menschen wohnen, reichlich vorhanden und haben für gewöhnlich den Werth einer Elle Kattun; wenn freilich eine hungrige Karawane in ein Dörfchen von 3 bis 4 Hütten kommt, steigen sie auch wohl auf den fünffachen Werth.

Was das Jagdgethier anbelangt, so will Schütt nicht gerade die Behauptung aufstellen, daß das von ihm durchreiste Land arm daran sei. Antilopen giebt es überall, von der Pferdeantilope, der Palanca, bis zum winzig kleinen Caseche, nicht größer als ein Schooßhündchen und von den Damen in den französischen Niederlassungen an der Küste von Bulama und Sierra Leona auch als solches verwandt; eine Hirschart, unserm Damwild ähnlich, N'Golungo genannt, ist sogar nicht selten und ihr Fleich wird von vielen Eingeborenen-Stämmen nicht einmal gegessen; der wilde Esel, wie die Portugiesen eine dem Esel merkwürdig ähnliche Antilope nennen, zwei Schweinearten, das N'Galla und das Pinselohrschwein, dann der boi silvestre oder M'Pacasso, der berühmte und berüchtigte Ochs Süd-Afrikas — das alles existirt und man sieht es wohl auch einmal; aber wenn man, wie Schütt, beständig mit topographischen Aufnahmen beschäftigt ist, darf man auf Beute für die Küche nur in den seltensten Fällen rechnen. Während der

sechs Monate, wo das Gras hoch steht, kommt man übrigens gar nicht zum Ausüben der Jagd; denn das Wild merkt sicher die Karawane eher, als umgekehrt ein Jäger es erspäht, duckt sich still nieder und läßt die Feinde vorbeiziehen. Daß aber an dem Orte, wo die Karawane ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen, Stämme für die Hütten abgeschlagen, und das Gras zum Bedecken derselben ringsum abgemäht hat, weithin in die Runde an diesem Tage kein Wild mehr zu finden ist, ist ja leicht zu begreifen. Nur wenn Schütt einen Ruhetag machen mußte, dann wurde wohl einmal einer Fährte nachgegangen; im Ganzen aber blieb es immer nur Sache des Zufalls, wenn ein großes Stück Wild eingebracht wurde.

Elephanten sah er nur einmal und zwar im nördlichen Lundareiche; vielfach wohl fand er ihre Fährten noch ganz frisch, von den Thieren selbst aber war nichts zu sehen.

Von Geflügel wurden ziemlich viel Perlhühner, diverse Francolinen, Enten und selten genug eine Trappe gefunden. Derjenige Wildbraten, welcher am häufigsten auf dem Speisezettel stand, waren wilde Tauben, deren es stellenweise außerordentlich viele gab, und die er während des Marsches von den Bäumen herabknallte.

Um auch der Raubthiere noch Erwähnung zu thun, deren Vorhandensein ja mit dem Wildreichthum einer Gegend in direktem Verhältniß steht, kann er nur sagen, daß er ganz außerordentlich wenig mit ihnen zu thun gehabt hat und, obgleich es ja Unzen aller Art, Hyänen, die er sogar am Festungswalle von Malange erlegte, und Schakale überall giebt, macht der Eingeborene doch wenig Aufhebens von ihnen; alle Furcht vor Raubthieren concentrirt sich bei ihm in dem einen Begriff: Tambue, der Löwe. Ueberall in Afrika kommt derselbe vor, aber überall ist er glücklicherweise selten. Man hört ihn selten, noch seltener sieht man ihn: dennoch ereignet sich wohl jedes Jahr einmal der Fall, daß er einem Distrikte seinen unliebsamen Besuch abstattet, ein Rind, wo solches vorhanden, eine Ziege oder gar einen Menschen erwürgt und fortträgt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— C. Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit (Jena, H. Costenoble). Der als einer unserer fleißigsten Archäologen wohlbekannte Verfasser hat, auf Gräberfunde und Angaben von alten Autoren sich stützend, eine Reihe von acht kulturhistorischen Bildern entworfen, welche das Leben der Menschen speciell in der Rheinpfalz in den verschiedensten Jahrhunderten bis herab zum Jahre 746 schildern. Aus den jedem Abschnitte beigegebenen Anmerkungen kann der Leser leicht entnehmen, was durch Ueberlieferung oder durch Funde gegeben, was Kombination und Zuthat des Verfassers ist; diese Belege sind bestimmt, den Leser zu weiterm Eindringen in die älteste Geschichte jenes Gebietes zu veranlassen. Die einzelnen Kapitel schildern eine Renthierjagd während der Gletscherzeit, die Todtenfeier eines keltischen Häuptlings und das Eindringen der Germanen, Scenen aus der Zeit Ariovist's und des Kaisers Julianus, den Zug der Burgunder nach Süden, eine Jagd der Brunhilde, der Wittwe des Austrasiers Sigbert, das Walten König Dagobert's und endlich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zur Zeit des Bonifacius. Abgesehen von der uns stellenweise etwas unnatürlich erscheinenden Sprache bieten die „Bilder" eine interessante, anregende Lektüre; man folgt einem so bewanderten Führer, wie Mehlis, gern, auch wo er genöthigt ist, die Phantasie zur Verknüpfung vereinzelter Thatsachen zu Hülfe zu rufen.

— Die Zahl der Klöster in der niederländischen Provinz Limburg, die sich bei geringer Breite über 110 km an der deutschen Grenze hinzieht, nimmt beständig zu. Zu Ende des Jahres 1878 betrug sie 61, und im Verlaufe des Jahres 1879 sind wiederum vier neue hinzugetreten.

— Wenn wir die im Sommer 1878 erfolgte politische Umgestaltung der sogenannten europäischen Türkei als einen Schritt vorwärts mit Freuden begrüßt haben, so soll uns das doch nicht veranlassen, die Unzuträglichkeiten zu verschweigen oder zu beschönigen, welche in den neugebildeten mehr oder weniger autonomen Staaten immer krasser hervorzutreten beginnen. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" (1879, Nro. 364 und 365) bringt uns Enthüllungen über „Die Zustände im Fürstenthum Bulgarien", welche jedem, der sich für die Balkanhalbinsel und überhaupt für ethnographische Dinge interessirt, zum Studium empfohlen seien. Zeigen dieselben doch wiederum, wie unmöglich es für ein Volk ist, sprungweise sich zu entwickeln, Phasen, welche die anderen Völker regelrecht durchlebt haben, zu übergehen und in Monaten das zu erreichen, was jene sich erst in Jahrhunderten mühsam erworben haben. Was konnte einem noch unlängst schwer bedrückten, ungebildeten Volke, wie den Bulgaren, ein Parlament, verantwortliche Minister und dergleichen wohl für Nutzen bringen? Die Einzelheiten, welche die oben angeführte Quelle über die bulgarische Kammersession im November und December des vergangenen Jahres mittheilt, sind für den, welcher für die begabten südslavischen Stämme auf eine bessere Zukunft hofft, wahrhaft niederschlagend. Wir führen hier einiges an. „Die Versammlung von Sophia — heißt es — enthielt nur sehr wenige intelligente Köpfe; selbst unter dem Haufen der Halbgebildeten gab es kaum zwölf Personen, welche über einen Gesetzesvorschlag oder überhaupt über eine ernstere Angelegenheit, die etwas Sachkenntniß und reiferes Urtheil erfordert, irgend eine Meinung aussprechen konnten. Alles übrige waren Bauern, die in den Sitzungen theils einen jämmerlichen Unsinn zum Besten gaben (wie der Wojwode Dedo Zeko), theils schliefen und außer der Versammlung bei einer landesüblichen Zwiebel- und Brodkost von 15 Franks täglicher Diäten an 14 ersparten, um ihren heimischen Hausrath durch Ankauf von Ochsen u. s. w. zu vermehren. Außerdem gab es fünfzehn türkische Deputirte aus dem Osten des Landes, welche nicht Bulgarisch kannten und wie Statuen schweigend und theilnahmlos dasaßen. Auch diese Türken machten glänzende Geschäfte mit ihren Diäten. Einer von ihnen (Osman Effendi aus Toslук) bediente seine Kollegen als Hausknecht und verdiente so außer seinen 15 Franks noch einige Piaster täglich. Jeden Morgen und jeden Abend sah man dieses Prachtexemplar von einem Parlamentarier mit großen Wasserkrügen und Holzbündeln im weißen Turban und schmutzigen Burnus lebenslustig durch die Straßen der bulgarischen Hauptstadt wandeln. Das heißt eine Volksvertretung!" In dieser Kammer befanden sich, von einigen Beamten, Bischöfen und den loyalen Türken abgesehen, nur Oppositionsmitglieder. Von einer geregelten Debatte keine Rede. Jeder sprach, so oft er wollte, selbst dreißigmal in einer Sitzung. Mißliebige Redner wurden einfach niedergebrüllt, die Wah-

len der Minister und anderer unbeliebter Personen kurzweg annullirt. „Einmal geschah es, daß ein Abgeordneter in einer Sitzung aufgenommen, in der nächstfolgenden aber hinausgeschoben wurde, indem man darauf kam, daß er eigentlich „ein Dieb und ein Räuber" sei." Durch einfache Stimmenmehrheit wurden mehrere Hauptschreier der Opposition, welchen noch mehrere Lebensjahre an dem vorgeschriebenen Alter von 30 fehlten, 30 Jahre alt gemacht, wie denn die Kammer überhaupt im Stande war, unbekümmert um ganz Europa, den größten Unsinn durch einfache Stimmenmehrheit zu dekretiren. Nachdem die närrische, durchaus unfruchtbare Session dem verarmten, noch an den Folgen des Krieges leidenden Lande an 120 000 Franks gekostet hatte, wurde die Versammlung aufgelöst und nun waren „viele der auswärtigen Deputirten gezwungen, zu Fuß nach Hause zu wandern, da ihre Diäten im Kartenspiele zerronnen waren, und sie allzufest auf die Fortdauer der goldenen Zeiten bis Weihnachten gerechnet hatten." Ein neues konservatives Ministerium wurde dann berufen, das unleugbar reich gesegnete Land und seine begabten und arbeitsamen Bewohner vor den unseligen Folgen einer leidenschaftlichen persönlichen Interessenpolitik zu bewahren und es einer ruhigen Entwickelung im Innern zuzuführen.

— Aus Bulgarien hat eine neue Auswanderung der mohammedanischen Bevölkerung begonnen; ein Theil derselben wandte sich nach der Dobrudscha, wo sie von den rumänischen Behörden wohlwollend empfangen werden; die Uebrigen ziehen nach Konstantinopel, wo sie zum Theil schon angekommen sind, meistens im tiefsten Elend, ohne alle Hülfsmittel, zum Theil ohne Kleidung. So meldet der Pera-Korrespondent der „A. Z." unter dem 28. November 1879.

— Die Zahl der völlig hülflos und verarmt nach Ostrumelien zurückgekehrten mohammedanischen Bevölkerung belief sich zu Ende des Jahres 1879 auf etwa 100 000, wovon ungefähr ein Zehntel auf die Hauptstadt Philippopel entfällt. Bei ihrer kopflosen Flucht im December 1877 büßten diese Leute ihre ganze bewegliche Habe, namentlich ihr Vieh, ein; etwa zehn Procent von ihnen erlagen auf der Flucht der Kälte, der Ermattung und dem Hunger, die Uebrigen wurden von der türkischen Regierung in Konstantinopel dürftig in Baracken untergebracht und vegetirten dort fast zwei Jahre lang ohne Beschäftigung und Verdienst, hauptsächlich auf die Bettelei angewiesen. Jetzt hat die türkische Regierung diese ihre Religionsgenossen gezwungen, Adrianopel und Konstantinopel zu verlassen und auf gut Glück ihre früheren Wohnsitze in Rumelien aufzusuchen. Dort aber finden sie ihre Häuser zerstört, ganze Dörfer vom Erdboden verschwunden, ihre Felder im Besitze von Bulgaren, ihren Viehstand vernichtet und sind genöthigt, im Freien oder in elenden Baracken zu wohnen. Ihre Noth ist bei der herrschenden Kälte und ihrer bittern Armuth grenzenlos. Trotz der Proteste der ostrumelischen Regierung fährt aber die türkische Regierung ruhig fort Massentransporte solcher Unglücklichen nach Ostrumelien zu schaffen, wo endlich die Provinzialversammlung und besonders die private Wohlthätigkeit ihrer sich anzunehmen gezwungen worden ist.

Asien.

— Die „Moskow. Wjed." bringen vom Chef der Samara-Expedition folgende Nachrichten: Gemäß dem Befehle des Chans von Chiwa vom 7. (19.) Oktober sind die Dämme Bent und Schamurat abgetragen; im Beginne des Frühjahrs 1880 aber steht den Chiwaern noch das Einreißen von drei weiteren Dämmen bevor sowie das Vertiefen des schlammgefüllten Theiles des trockenen Flußbettes. Obwohl noch nicht alle Arbeiten beendet sind, und ungeachtet des herbstlich niedrigen Wasserstandes, nähert sich das Wasser des Amu, das in den Lauzan und den Darjalyk eintritt, bereits den Ruinen von Kone-Urgentsch, der alten Residenz von Charesm. Ueber dieselbe Expedition meldet das „Orenb. Listok": Am 26. November (8. December) kam der Chef der Expedition zur Aufsuchung der besten Richtung für eine mittelasiatische Eisenbahn wohlbehalten in Orenburg an und reiste am folgenden Abend nach Samara ab, wohin die ganze Expedition sich begiebt, um unverweilt die Bearbeitung des reichen Materials zu beginnen, das während der fünfmonatlichen Reise im Gebiete des Syr- und Amu-Darja gesammelt worden ist. Ueber die Möglichkeit der Anlage einer Eisenbahn bis Samarkand bringen die Reisenden sehr tröstliche Nachrichten mit. Sie ertrugen unglaubliche Beschwerden, namentlich in den Steppen von Chiwa, wo die Hitze bisweilen 43° R. überstieg; sie legten den ganzen Weg unter freundlicher Hülfeleistung der angetroffenen Turkmenen-Stämme zurück.

Afrika.

— Die vielbesprochene Frage, ob der Lukuga ein Ausfluß des Tanganjika-Sees ist oder nicht (vergl. „Globus" XXXI, S. 278), ist jetzt endgültig entschieden worden. Ein Brief des Mr. E. C. Hore von der Station der London Missionary Society in Kawele bei Udschidschi meldet, daß er in der letzten Regenzeit den Lukuga besucht und ihn als einen großen und schnellströmenden Ausfluß des Sees gefunden hat. Er ist denselben in einem Canoe bis zu der Schilfbarriere, dem von Stanley beschriebenen Mitwansi, hinabgefahren und fand dieselbe fortgeschwemmt. Vom Gipfel des Kijandscha-Gebirges am Ufer sah er den Fluß, soweit das Auge reichte, nach Westen in der Richtung nach dem Lualaba strömen. Hore's Brief ist vom 27. Mai 1879 datirt, anscheinend etwa einen Monat nach seinem Besuch, da er erwähnt, daß damals die Regenzeit zu Ende war, und daß der Tanganjika in den letzten 28 Tagen um 28 Zoll gesunken sei. Cameron besuchte den Lukuga im Mai, Stanley im Juli, beide während der trockenen Jahreszeit.

— James Stewart, welcher bereits größere Wanderungen im Westen des Njassa-Sees unternommen hat, hat seine Stelle im indischen Public Works Department aufgegeben und ist zum ständigen Mitgliede des Missionsstabes in Livingstonia am Njassa-See ernannt worden. Nach seinem letzten Briefe (vom 11. August) hat er im letzten Sommer und Herbste eine Reise ausführen wollen, als deren Hauptziel die Erforschung des Landes zwischen dem Nordende des Njassa-Sees und dem Südende des Tanganjika anzusehen ist. Hoffentlich ist es ihm gelungen, diese Lücke auszufüllen, was für die kartographische Darstellung jener Gebiete von großem Werthe wäre.

— Der französische Marineminister hat den Gouverneur von Französisch-Senegambien angewiesen, eine Forschungsexpedition in das Land zwischen dem obern Senegal und dem Oberlaufe des Niger zu senden und festzustellen, ob zwischen diesen beiden Flüssen eine Eisenbahn angelegt werden kann. Außerdem ist bereits zu Anfang Oktober eine wissenschaftliche Expedition unter dem französischen Ingenieur Carré nach Medina und Bafulabé am obern Senegal abgegangen.

— Auch Amerika will jetzt an der „Civilisirung" Afrikas theilnehmen. Ein Mr. Asa Otis aus New London hat im März 1879 den Commissioners for Foreign Missions ein Legat von mehr als 3 Mill. Mark hinterlassen, und diese haben den Dr. Means behufs Einziehung von Informationen nach Europa gesendet, welcher seinerseits als geeignetstes Gebiet für Errichtung einer Mission das Hochland von Bihé in Westafrika in Vorschlag gebracht. Die Commissioners haben diesem Plane ihre Zustimmung ertheilt, so daß wir auf weitere Erforschung jener Gebiete hoffen dürfen.

— Ueber die Mission der Church Missionary Society in Mtesa's Reich Uganda berichtete der „Globus" zuletzt auf S. 128 des vorigen Bandes. Damals waren gute Nach-

richten eingelaufen; jetzt kommt die unerfreuliche, wenn auch nicht ganz unerwartete Nachricht, daß an Mtesa's Hofe — zwei französische Jesuiten eingetroffen sind und alsbald Stänkereien mit den Protestanten angefangen haben. Daß solche nach Uganda unterwegs waren, haben wir früher gemeldet. Am 14. Februar 1879 hatten die drei Missionäre Litchfield, Felkin und Pearson, welche den Nil hinaufgefahren waren, die Hauptstadt Rubaga erreicht und waren am folgenden Tage von Mtesa ehrenvoll empfangen worden; allein acht Tage später schon trafen die Jesuiten ein, und alsbald begannen die Schwierigkeiten, welche schließlich die englischen Missionäre zu dem Entschluß brachten, Uganda für eine Zeit lang zu räumen. Doch verweigerte Mtesa seine Erlaubniß dazu. Am 9. April langte obendrein noch eine weitere Verstärkung der Mission an, die Herren Stokes und Copplestone, welche von Zanzibar kamen und in Booten über den Victoria-See gefahren waren. Erst als zu Anfang Mai sich das (falsche) Gerücht verbreitete, daß die Aegypter ihre Vorposten näher an die Grenze Ugandas vorschöben, verstand sich Mtesa dazu, die Herren Wilson und Felkin ziehen zu lassen und zwar in Gesellschaft von Gesandten an Oberst Gordon und die Königin von England. So konnte Felkin am 17. Mai aufbrechen und am 1. Juni ägyptisches Gebiet erreichen; am 14. Juni verließ Wilson mit vier Häuptlingen und Gefolge Rubaga. Am selben Tage hatten Stokes und Copplestone die Erlaubniß erhalten, nach Süden zurückzukehren, unter der Bedingung, von ihren am Südufer des Sees zurückgelassenen Vorräthen dem Könige einiges zu übersenden. Pearson, Mackay und Litchfield sind in Uganda zurückgeblieben. Daß das Verhältniß der protestantischen Missionäre zu Mtesa während der langen Zeit vom 23. Februar bis 17. Mai ein freundliches gewesen, ist lediglich dem Einflusse zu danken, welchen Felkin durch seine medicinischen Kenntnisse auf den König ausübte. Der weitern Entwickelung dieser Angelegenheit sieht man namentlich in England mit begreiflicher Spannung entgegen.

— Die Quellen des Niger. In der „Répubi. Franç." veröffentlicht der Geograph E. Reclus die ersten ausführlicheren Angaben über die Entdeckung der Quellen des Niger (s. „Globus" XXXVI, S. 351), die auf Betrieb des französischen Kaufmanns Verminck durch dessen Agenten Zweifel und Mouftier bewirkt wurde. Der Ursprung des Wasserlaufs, den die Franzosen als den echten obern Niger betrachten, weil er den längsten Lauf und die meiste Wassermenge dem Dhioliba zuführt, heißt bei den Eingeborenen Tembi und liegt auf der Grenze des Koranko, Kissi und Kono, bei dem Dorfe Kulako, von wo Zweifel und Moustier die Nachricht von ihrer Entdeckung datirten. Wiederholt wurden von der französischen Kolonie am Senegal Versuche gemacht, dieses Ziel zu erreichen: so 1827 durch René Caillié, 1860 durch Mage und Quentin und zuletzt durch Soleillet, der kürzlich Segu-Sikoro, den Hauptort des mächtigen Staates der Puls, besuchte. Der Versuch die Nigerquellen aufzufinden, den 1826 der englische Major Laing unternahm, scheiterte an der Feindseligkeit der umwohnenden Stämme, so daß der Engländer nur Vermuthungen aufstellen konnte. Im Jahre 1868 schickte der englische Gouverneur von Sierra Leone zur wirklichen Auffindung dieser Quellen den Offizier Winwood Reade aus, der 1869 bis zur Bergkette Kong und über dieselbe hinaus vordrang, aber statt den Fluß nun hinaufzugehen, demselben zu Thal folgen mußte. Zehn Jahre später nahm der Kaufmann Verminck in Marseille, welcher Comptoirs auf der Westküste Afrikas besitzt, die Sache in die Hand; er wählte zu dem Zwecke zwei seiner Agenten aus, welche gut akklimatisirt und der Sprachen des zu durchreisenden Landes mächtig sind. Der erste Brief, der von Zweifel und Moustier eintraf, war vom 27. Juli 1877 aus Bumba, der Hauptstadt von Limbah, datirt. Bemerkenswerth ist, daß während vor zehn Jahren Winwood Reade die Länder Lekko und Limbah noch von dichtem Urwald bedeckt fand, jetzt dieselben nur noch wenig Wald und hier und da noch einige stattliche Bäume zeigen, im Ganzen aber in Steppen verwandelt sind, weil die Eingeborenen die Bäume niederhauen, um Palmöl zu gewinnen. Dagegen fanden die französischen Reisenden auf ihrem Pfade Tausende von jungen Palmen, die noch keine Aeste tragen; es bestand dort ein Gesetz, daß jeder, der einen jungen Palmbaum abschneidet, zum Sklaven gemacht wird. Am 16. August trafen die Reisenden in Falabah, der Hauptstadt des Königs Sikoa, ein und wurden gastlich aufgenommen. Im vorigen Jahre hatten die Stämme der Korankos, welche den Berg Lomah, einen Theil der Kongkette, bewohnen, Krieg mit den Korankos von Selimaniah, der Ebene südlich von Lomah, geführt; jene wurden vom König von Falabah unterstützt; diese aber nahmen in einem Gefecht den Bruder des Königs von Falabah gefangen, behandelten ihn aber so gastlich, daß sie ihm drei Frauen und zehn Sklaven gaben und mit Ehren zu seinem Bruder zurückschickten. So ward Friede im Land. Am Tage darauf, am 17. August, traf Zweifel mit Moustier ein; sie wurden gut aufgenommen und hörten, daß das große Wasser (Dhioliba) zwischen dem Lomah und einem andern Berg durchbreche, und daß seine drei Quellen zwei Tagemärsche von letzterm Berge liegen, sich in einem Teich vereinigen und dem Dhioliba zuströmen. Der zweite Brief der Reisenden datirt vom 20. August. Die Reisenden wurden vom König Sikoa mit einem Führer versehen und zu den Korankos des Lomah begleitet. Ihr letztes Schreiben ist vom 3. Oktober und meldet nur kurz die harten Strapazen, die sie durchzumachen hatten. Wir führen folgende Stelle wörtlich aus dem Bericht von Reclus an: „Auf dem Südabhange des Berges Lomah und der denselben begleitenden Höhen konnten sie indeß die Lage der Quellen des Karamanka und des Roquelle, die sich ins Atlantische Meer ergießen und von denen letzterer an seiner Mündung Freetown auf Sierra Leone netzt, sehen. Sodann die Kette überschreitend, folgten sie dem nördlichen Abhange von West nach Ost, kamen aber an mehrere Zuflüsse des obern Niger und wären in einem derselben, dem Faliko, fast ertrunken. Endlich zu Anfang Oktobers gelangten sie ans Ziel ihrer Reise." Es folgt nun die Angabe von der Lage der Quellen bei dem Dorfe Kulako. Die Reisenden hatten von Platzregen und den üblichen Raubanfällen und Erpressungen der Eingeborenen schwer zu leiden, und sie wurden durch einen Kriegszug der Sangaras gezwungen, den Plan weitern Vordringens aufzugeben und direkt nach Sierra Leone zu gehen.

(Allg. Z.)

— Von neuen Afrikareisen verzeichnet „L'Afrique explorée et civilisée" Nro. 6 unter anderen folgende: Eine spanische Gesandtschaft unter dem Kommandeur Albargues begiebt sich mit reichen Geschenken des Königs Alphons XII. zu den Herrschern von Abessinien und Schoa. Der sardische Hauptmann Battista Pellaghi hat den Salum, einen Zufluß des obern Senegal, bereist und ist bis nach Kaolak vorgedrungen, dessen Häuptling ihn beschenkt hat. Endlich hat ein M. Mitchison, den die Leipziger Universität nach Afrika gesendet haben soll (?), die Westküste vom Senegal bis Mossamedes bereist, ist von dort in das Innere gedrungen nach Ondonga am Cunene und nach Omarunu im Damaralande und hat dann am 5. December 1878 die Walfischbai erreicht.

Inhalt: Jules Crevaux's erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. II. — Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. (Juli 1878 bis Mai 1879.) IV. (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 3. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

V.

Am 18. Oktober traf Crevaux gegen Mittag eine Schar Indianer, welche neben ihren Pirogen ein Bad im Yary nahmen. Einer derselben schwamm an ihn heran und rief auf Kreolisch: „Wo fährst Du hin?“ — „Amazonenstrom — antwortete ihm der Reisende —, Du kommen, Messer, Camisas, viel!“ Ohne Weiteres holte der Indianer darauf seine Hängematte, seine Pfeile und seine Flöte, stieg in des Doktors Piroge und erzählte ihm nun, daß er in seiner Jugend einen Weißen am untern Oyapock getroffen habe und mit demselben nach Cayenne gegangen sei. Dort wäre er etwa zwölf Monde geblieben, aber schließlich, da ihn die Weißen verspotteten, wieder in die Wälder gegangen. An diesem Tage übernachteten sie bei einem Häuptlinge, der sie sehr gut aufnahm. Die Geschenke, welche Crevaux seinen Frauen gab, erwiderten dieselben mit Halsbändern aus Tigerzähnen und Federkronen. Hier erfuhr er, daß er vor den großen Fällen des Yary keine einzige Niederlassung von Rouconyennes mehr antreffen würde; außerdem müßte er einen Nebenfluß, den Kurnapi (Couronapi), zwei Tagereisen weit hinauffahren, um das Dorf des Häuptlings Yeleumen zu erreichen, wo er genügende Lebensmittel erhalten könnte.

Am 19. Oktober langte man bei dem Bache Wapupan (Ouapoupan) an, von wo ein nur vier Stunden langer Pfad nach jenem Dorfe führte. Einer der Indianer kannte denselben und wurde mit Apatu hingeschickt, um Cassave-Vorräthe zu holen, während Crevaux mit den übrigen zu Wasser dorthin vordringen wollte. Sein Proviant war auf ein Minimum zusammengeschwunden, gerade wie die Wassermasse des Yary in Folge der Trockenheit. Wein, Kaffee und Zucker waren bereits zur Neige gegangen und Salz war nur noch auf 4 bis 5 Tage vorhanden. Dazu hatte die lebhafte Strömung, welche den Fluß in seinem Oberlaufe ausgezeichnet hatte, aufgehört, so daß die Fahrt nur langsamen Fortgang nahm. Umkehren war aber unmöglich; es blieb nichts anderes übrig, als die großen Fälle des Yary, wahrhafte Thermopylen, zu passiren. Für diesen Abend hatte inzwischen das Jagdglück gesorgt; die Begleiter des Reisenden, welche, um einen vergessenen Barometer zu holen, nach der Mittagsstation zurückgefahren waren, erlegten unterwegs einen prächtigen Hoko und ein großes Waldhuhn, welche ein gutes Abendbrot hergaben. Dann wurde ein großes Feuer angezündet, und rings um dasselbe die Hängematten an den Bäumen befestigt. Die Rouconyennes, welche sich ganz nackt in diese weitmaschigen Netze legen, werden häufig in Folge der nächtlichen Kühle unwohl, und deshalb versäumen sie es nie, ihre Feuer bis zum Tagesanbruch zu unterhalten. Einer der Leute, den an diesem Abend die Moskitos zu sehr plagten, machte sich dicht bei seiner Hängematte ein riesiges Feuer, welches später in der Nacht eine Liane ergriff und sich einem nahen Ameisenhaufen, dessen Bestandtheile die Indianer wie wir den Feuerschwamm benutzen, mittheilte. Sofort flammte eine gewaltige Lohe über den Köpfen der Gesellschaft auf; ein brennendes Nest von Termiten, sogenannten Waldläufen, fällt sprühend herab und zerplatzt auf der Erde. Mit beiden Füßen sprang Crevaux aus seiner Hängematte, ließ das Gepäck einschiffen und sich in die Mitte des Flusses rudern. Es war die höchste Zeit gewesen; denn gleich darauf stürzten einige Baumstämme krachend und funkensprühend auf der Stelle zusammen, welche sie eben verlassen hatten. Den Rest der Nacht brachten sie in wenig

Rouconyennes-Indianer. (Nach einer Photographie.)

angenehmer Weise zu; das jenseitige Ufer war nämlich so sumpfig, daß sie ihre Hängematten an Bäumen, die über das Wasser sich beugten, befestigen mußten.

Um 10 Uhr erreichten sie die Einmündung des Kurnapi, in welchen sie einlenkten. Bald aber stießen sie auf so zahlreiche Sandbänke, daß Crevaux sämmtliches Gepäck an das Land schaffen ließ, um es bei der Rückfahrt wieder aufzunehmen. Gern wäre er selbst bei demselben zurückgeblieben; aber er mußte persönlich mit Yeleumen verkehren, um ihn vielleicht zur Hergabe von Leuten und Booten, die er für die Passage der Yary-Fälle bedurfte, zu bewegen. Die Fahrt dorthin nahm volle zwei Tage in Anspruch und war äußerst mühsam, lohnte sich aber dadurch, daß der Reisende seine Beobachtungen über die Indianer am Yary, die niemals mit den Weißen im Verkehr gestanden haben, vervollständigen konnte. Die folgenden Notizen sind fast wörtlich seinem Tagebuche entnommen.

Physische Merkmale. Die Indianer in Guayana sind im Allgemeinen von nicht sehr hohem Wuchse. Die aus dem Innern erscheinen noch etwas größer, als diejenigen vom Unterlaufe der Flüsse, wohl weil letztere durch Elend, Mangel an Lebensmitteln und übermäßigen Genuß von Spirituosen entartet sind. Die Behauptung der französisch-holländischen Kommission, daß die Roucouyennes von hoher Statur seien, ist falsch. Wenn dieselben in der That auf den ersten Blick größer erscheinen, als sie wirklich sind, so liegt der Grund davon in der Länge und Breite ihres Oberkörpers, welche zu der schwachen Entwickelung der Gliedmaßen in Widerspruch steht. Ihre schwer zu beschreibende Hautfarbe läßt sich am besten mit der eines stark von der Sonne gebräunten Europäers vergleichen. Crevaux' Hände waren nach langem Verweilen im Innern Guayanas eben so braun geworden, wie die der Roucouyennes. Bei der Geburt sind die Kinder fast rein weiß. Die Haut eines

Hände eines Roucouyenne. (Verkleinert nach einem von Dr. Crevaux genommenen Abdrucke.)

kranken Indianers wird fahl und sichtlich heller. Uebrigens ist ihre gelb-bräunliche Färbung, welche etwas der von welken Blättern ähnelt, dem Auge des Europäers nicht angenehm, und deshalb ist es vielleicht ein ganz guter Gedanke, daß sie sich den ganzen Leib mit einem schönen Roth, Ruku genannt, bemalen. Dieses auch in Europa zum Färben von Stoffen verwendete Produkt kommt von der Frucht eines im äquatorialen Amerika einheimischen Strauches und wird mit Oel vermischt aufgetragen, so daß die Indianer stundenlang im Wasser bleiben können, ohne daß die Farbe abgeht. Auch schützt die Bemalung etwas gegen die Moskitos. Crevaux findet, daß sich diese Eingeborenen von den Weißen und Schwarzen durch ihren Geruch, der an frisches Leder erinnert, unterscheiden, was er dem Tannin im Ruku zuschreibt.

An Festtagen fügen sie ihrer rothen Bemalung noch einige schwarze Arabesken zu, wozu sie den Saft der Frucht von Genipa (Rubiaceen-Gattung) verwenden, der beim Oeffnen der Frucht farblos ist, aber an der Luft sofort schwarz wird. Manche bemalten sich sogar, um vor dem Reisenden besonders vortheilhaft zu erscheinen, vom Kopf bis zu den Zehen schwarz. Nur sehr wenige tatuiren sich, und zwar mittelst einer in Genipasaft getauchten Fischgräte. Nie begeben sich die Roucouyennes auf Reisen, ohne sich Tags zuvor von ihren Frauen bemalen zu lassen; Ruku und Genipa führen sie in ganz kleinen Kalebassen, die sie um den Hals hängen, mit sich. Ersteres färbt übrigens ab, z. B. an den aus ganz weißer Baumwolle gefertigten Hängematten. Ein Hemd von Crevaux, welches ein Roucouyenne angezogen hatte, war nicht wieder weiß zu bekommen.

Die Haare dieser Indianer sind dunkel schwarz; rothe sah der Reisende nur zweimal. In diesen beiden Fällen war auch die Hautfarbe heller, und die Betreffenden waren von lymphatischer Konstitution. Die Oyacoulets (Ojakulet) haben nach Angabe der Bonis blonde Haare und Bart, wie die Holländer; selbst gesehen hat sie der Reisende nicht. Die Haare der Indianer sind nicht so kraus, wie bei den Negern, und weniger wellig, wie bei den Weißen. Vorn am Kopfe schneiden sie dieselben etwas ab, tragen sie aber sonst übertrieben lang, und zwar Männer wie Weiber in derselben Weise. Der Bartwuchs ist bei ihnen nur spärlich und wird wenig geachtet; ja sie reißen die Barthaare ebenso wie die Augenbrauen und Wimpern aus, letztere, um „besser sehen zu können", wie sie sagen. Die Brauen sind weniger stark, als bei den Weißen, sind aber nicht, wie bei diesen, auf den Augenbrauenbogen beschränkt, sondern wachsen zerstreut selbst auf den Schläfen und der Stirn. Den langen Bart der

Weißen sehen sie als etwas ganz Außerordentliches an: ein Ronconyenne-Häuptling, welcher nie einen Weißen gesehen hatte, verstand sich nicht eher dazu dem Reisenden einen Führer zu stellen, als bis ihm dieser einige Haare aus seinem Backenbarte geschenkt hatte. Männer wie Frauen entfernen auch von ihrem ganzen übrigen Körper die Haare mit großer Sorgfalt.

Die Ronconyennes haben einen sehr großen Kopf, der zu dem enormen Oberleibe in richtigem Verhältnisse steht. Der antero-posteriore Durchmesser ihres Schädels ist stets größer als der transversale. Jene Schädel in Form von Bischofsmützen und Zuckerhüten, wie man sie bei verschiedenen Stämmen am Amazonenstrome findet, hat Crevaux in

Feierliche Tracht der Ronconyennes.
(Nach einem von Dr. Crevaux mitgebrachten Originale.)

Guayana nicht gefunden. Die Stirn ist sichtlich niedriger und flacher als bei den Weißen. Nach Angabe der holländisch-französischen Kommission haben die Ronconyennes am Maroni blaue Augen. Daran ist nur wahr, daß das Weiße im Auge, welches bei allen Racen von den unter der Bindehaut liegenden Adern leicht blau angehaucht ist, bei diesen Indianern blauer, als bei uns, erscheint, weil es sich von der rothen Bemalung des Gesichtes schärfer abhebt. Die Iris aber, welche doch dem Auge seine wahre Farbe giebt, ist niemals blau, sondern mehr oder weniger dunkelbraun; so fand es Crevaux bei mehr als 200 Individuen, die er untersuchte. Das Auge erscheint kleiner als bei uns, weil es am äußern Augenwinkel leicht zusammengedrückt ist. Die Lider stehen, wie bei den Chinesen, etwas schief, und zwar von oben nach unten und von hinten nach vorn. Die Augenbranenbogen springen weiter vor als bei der weißen Race, wodurch die Stirn flacher erscheint. Der Mund ist meist klein, die Lippen sind weniger dick als bei den Negern, doch dicker als bei uns. Mehrere Stämme, wie die Galibis und Emerillons, durchbohren die Basis der Unterlippe und tragen einen kleinen Knochen oder eine Nadel darin, die sie fortwährend mit der Zunge in Bewegung setzen. Die Ronconyennes haben diese Eigenthümlichkeit nicht.

Die Backen dieser Wilden stehen wie bei den Mongolen hervor. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts suchen im Gegensatze zu europäischer Mode ihre Taille stärker erscheinen zu lassen, indem sie sich den Unterleib mit dicken Binden umwickeln. Ein leichtes Vorstehen des Bauches gilt bei ihnen für schön. Ihre Hände zeichnen sich durch starke Entwickelung der Daumenmuskeln und geringe Fingerlänge aus. Die größten Männer besitzen zwar ein starkes Handgelenk, aber Finger, welche nicht länger sind als die eines weißen Mädchens von zwölf Jahren.

Der Fußstapfen eines Indianers ist leicht zu erkennen; die Füße sind sehr kurz, breit und platt. Die Schweifung

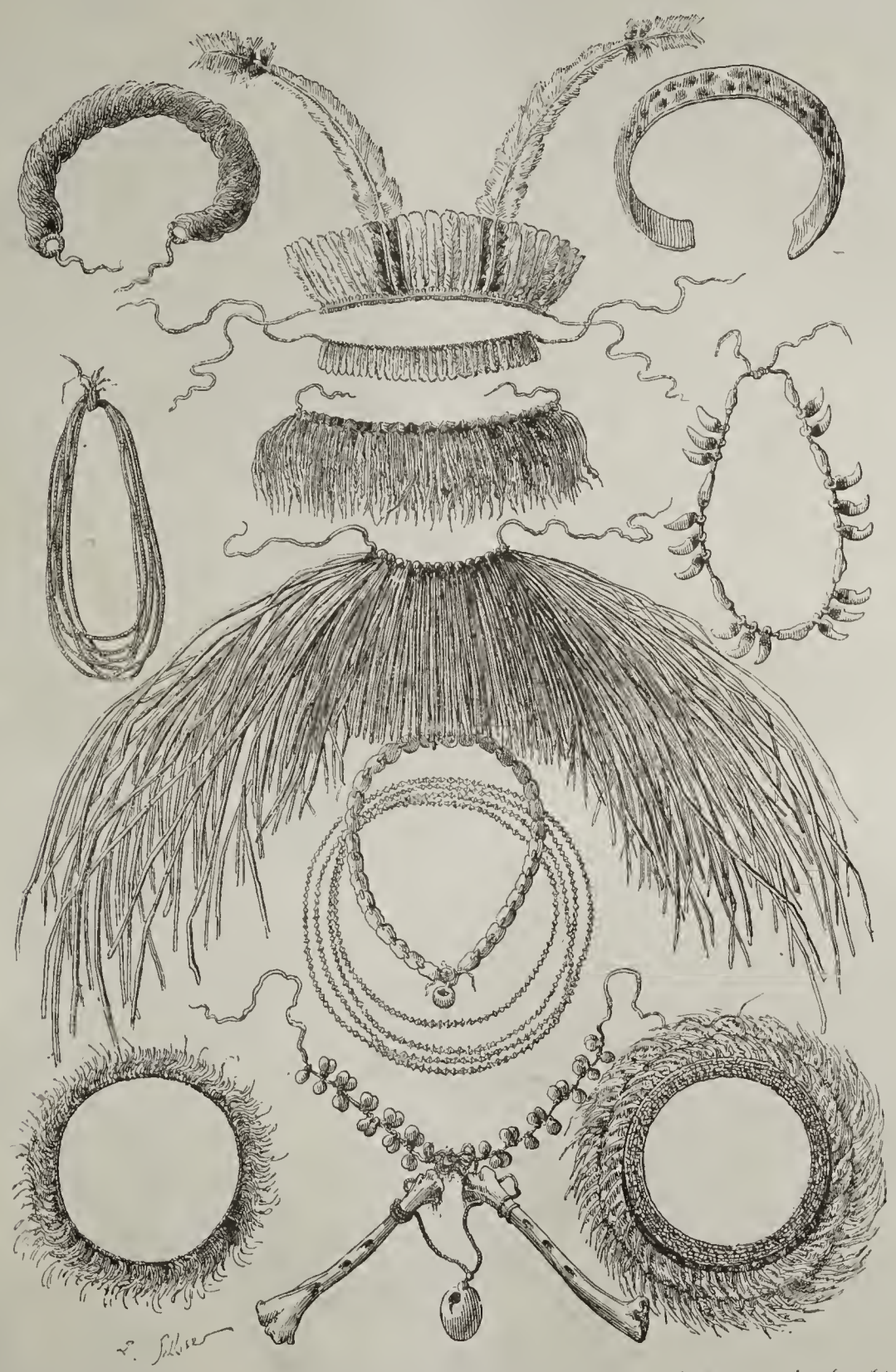
Korb, Feuerwedel und Tragkorb der Ronconyennes.
(Nach den von Dr. Crevaux mitgebrachten Originalen.)

ist geringer als bei allen anderen Racen; das genirt sie aber nicht, wie man glauben sollte, beim Gehen. Vielmehr sind sie die ersten Fußgänger der Welt. So legen die Ronconyennes vom Yary 40 bis 50 Wegstunden über das Gebirge zurück, um bei ihren Freunden am Itany und Maroni ein Tanzfest zu begehen. Männer und Frauen machen ohne auszuruhen Wege von 6 bis 7 Stunden, und zwar stets im Gänsemarsche, eine Sitte, die sie auch bei der geringsten Entfernung beobachten.

Krankheiten. Ein Bekannter von Crevaux, Dr. Hemeury, welcher sechs Jahre in Guayana zugebracht hat, behauptet im Scherze, daß diese Indianer nur einmal im Leben krank wären, nämlich im Momente ihres Todes. Und in der That hat Crevaux im Innern nur sehr wenig Kranke angetroffen, welche sich obendrein allesammt in einem Zustande befanden, daß die Kunst des Arztes vom Ueberflusse war. Hautkrankheiten sind selten; Kahlköpfigkeit wurde nie bemerkt.

Aerzte und Arzneien. Alle diese Wilden haben Aerzte, piay genannt. Ein solcher, mit Namen Paniakiki, begleitete die Indianer, welche Crevaux' Gepäck über das Gebirge

trugen, so daß er Gelegenheit hatte, die Ausübung seiner Kunst zu beobachten. Als der öfters erwähnte Apatu einmal Kopfschmerzen hatte, setzte sich Paniakiki dem Kranken gegenüber auf eine Hängematte und schaute kurze Zeit zum Himmel auf, als wenn er im Stillen betete. Es war das ein leises Gebet an den bösen Geist, daß er seinen Patienten nicht weiter quäle. Dabei rauchte er ruhig eine Cigarrette und blies den Dampf elegant durch die Nase. Dann steckte er seine Cigarrette zwischen den großen und den zweiten Zeh seines Fußes, that an den Kranken durchaus keine Frage, sondern blies mit aller Kraft auf die schmerzende Stelle, ritzte dann mit einem spitzen Steinsplitter fünf- bis sechsmal die Stirn des Patienten und saugte mit seinem Munde das hervorquellende Blut wie ein Schröpfkopf auf. Nachdem letzteres fünf Minuten gedauert hatte, fing das Anblasen wieder an; dann zündete er seine inzwischen ausgegangene



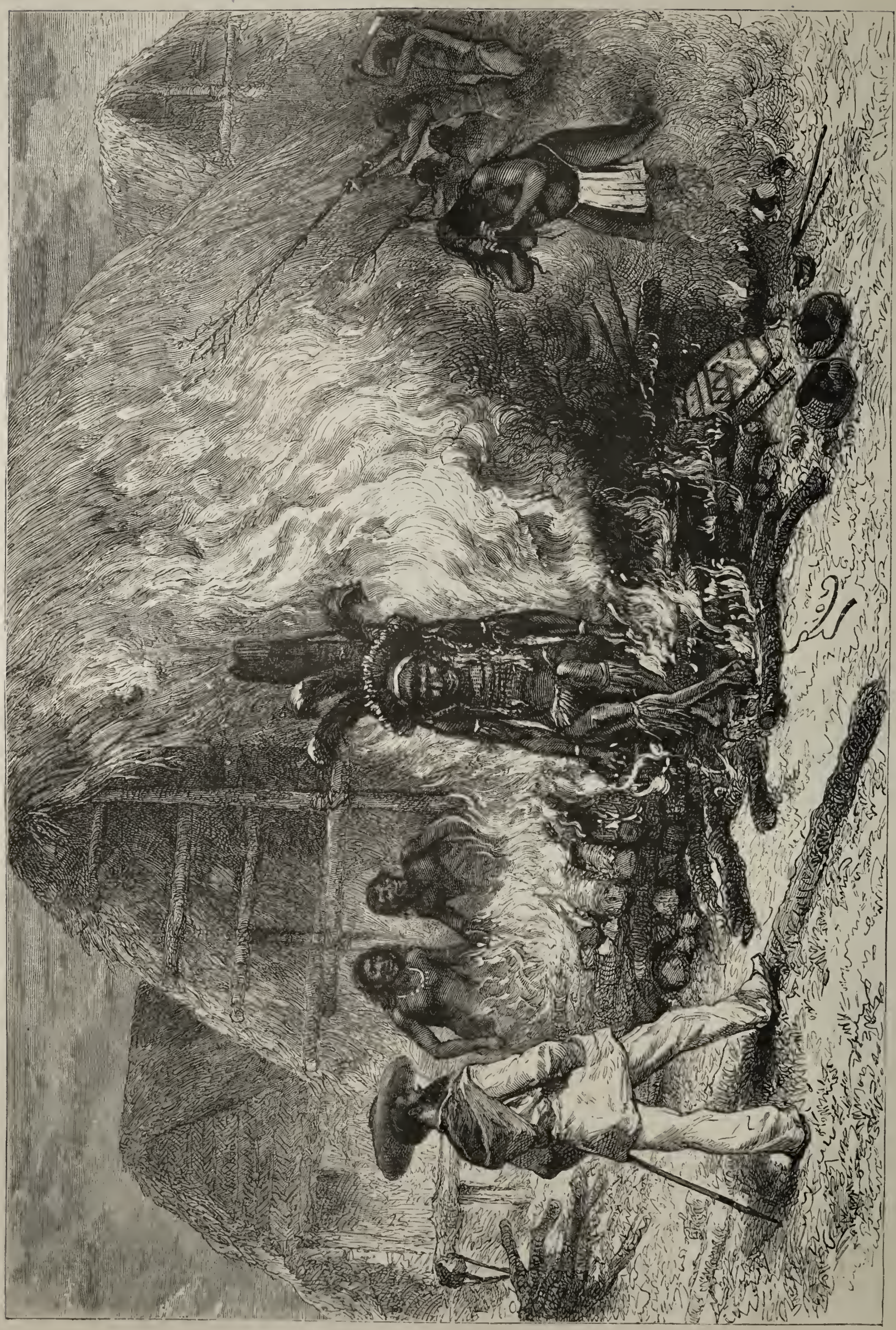
Kopfputz und Schmuckgegenstände der Rouconyennes. (Nach den von Dr. Crevaux mitgebrachten Originalen.)

Cigarrette wieder an, blies dem Kranken ein paar Mundvoll Rauch in Mund und Augen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Apatu aber, welcher dem Piay mehr zutraute, als seinem weißen Herrn, war alsbald hergestellt und konnte sofort einen Kumaru von nicht weniger als drei Pfund Gewicht verzehren.

Bei allen Fiebern läßt der Piay seinen Patienten die strengste Diät beobachten und erlaubt ihm nur, wenn das Fieber zu stark wird, sich in den Fluß zu stürzen.

Die Piays stehen bei ihren Landsleuten in hoher Achtung, wohl wegen der schwierigen Prüfungen, welche sie zu bestehen haben. Mehr als ein Kandidat soll den schrecklichen Proben unterliegen, welche er während seines mehrjährigen Noviziats durchzumachen hat.

Temperament und Konstitution. Diese Indianer haben alle cholerisches Temperament, unzweifelhaft weil in den Tropen die Leber dasjenige Organ ist, welches am meisten funktionirt. Der Gallenapparat leidet bei einer



Verbrennung eines todten Roucouyenne. (Nach einer Skizze des Dr. Crevaux.)

Reise in den Tropen viel mehr als die Lunge bei einer Nordpolfahrt. Am wenigsten empfänglich ist bei diesen Indianern das Nervensystem. Was ihre Geschicklichkeit und Sinnenschärfe anlangt, so bieten dieselben nichts Außergewöhnliches und stehen z. B. hinter denen der Gauchos zurück.

Nahrung. Die Roucouyennes leben hauptsächlich von Fisch oder Wildpret, das mit einer starken Dosis spanischen Pfeffers gekocht wird. Salz, das sie nicht immer anwenden, gewinnen sie durch Auslaugung der Asche gewisser Palmenarten. In Bezug auf Sauberkeit lassen die Köchinnen sonst nichts zu wünschen übrig; häßlich ist nur, daß sie, wenn die Bouillon überkochen will, mit dem Munde kaltes Wasser hinzuthun. Langt ein Reisender bei einem Indianerstamme an, so ist des Wirthes erste Sorge, ihm zu essen zu geben. Stillschweigend bringen die Frauen Schemel herbei und legen ihm z. B. kalten Fisch, der von der letzten Mahlzeit übrig geblieben ist, vor. Gabeln sind unbekannt; Löffel werden aus der Frucht der Flaschenkürbißpflanze hergestellt. Vor und nach der Mahlzeit waschen sie sich die Hände, und zum Abtrocknen von Mund und Händen findet sich in den Hütten eine Art Lappen von Baumbast. Täglich halten die Männer eine gemeinsame Mahlzeit, wobei sie von den Weibern bedient werden, und die gewöhnlich in der großen Hütte in der Mitte des Dorfes stattfindet. Dann kehrt jeder in sein Haus zurück und nimmt dort oft noch an dem Essen seiner Familie Theil. Sie essen sehr viel, wenigstens viermal am Tage, mitunter auch noch in der Nacht. Nicht selten verzehrt ein Indianer noch zum Abendessen einen dreipfündigen Fisch, ist dafür aber auch gegebenen Falles im Stande, große Entbehrungen zu ertragen. Beim Essen wird niemals getrunken. Die Maniokknolle liefert ihnen sowohl die Kassava zum Essen als auch das Getränk, Cachiri genannt; um letzteres zu fabriciren, wird Maniokmehl gekaut, wobei die Stärke durch den Speichel in Zucker und dann in Alkohol umgewandelt wird. Indem man Maniokmehl mit Wasser mengt und jenes Produkt zusetzt, erhält man ein mehr erfrischendes als alkoholisches Getränk, an das sich der Reisende bald gewöhnt. Einen bessern Liqueur machen sie mitunter aus dem Safte des Zuckerrohrs, das sie auch unterwegs gegen den Durst kauen.

Ein Piay oder Arzt. (Nach einer Photographie.)

Begräbniß. Als Crevaux sich 36 Stunden in Yelenneu's Dorfe befand, lag ein Indianer im Sterben, und er beschloß, dem Begräbnisse desselben beizuwohnen. Rührend war die Liebe der Kinder zu ihrem sterbenden Vater, der seit mehreren Monaten danieder lag; als er nach frischer Luft begehrte, trugen sie ihn in seiner Hängematte an einer Stange hinaus. Seine Freunde bezeigten ihm in sonderbarer Weise ihre Liebe indem sie wetteiferten, eine möglichst große Last harzigen Holzes, das zum Verbrennen seiner Leiche dienen sollte, in seine Hütte zu schleppen, was dem Aermsten nicht wenig zu schmeicheln schien. Da er vielleicht in der Nacht verscheiden konnte, beauftragte der Reisende Apatu, im Dorfe zu bleiben, während er selbst mit der Mehrzahl der Indianer sich zum Schlafen in den Wald begab. Um 4 Uhr am Morgen des 23. Oktober weckte ihn ein von Apatu abgegebener Schuß, welcher verabredeter Maßen den eingetretenen Tod, auf den unmittelbar die Bestattung folgt, anzeigte. In aller Eile begab sich der Reisende in das Dorf, wo Männer und Frauen alle gleichzeitig des Verstorbenen Güte, seinen Muth im Kampfe, seine Geschicklichkeit bei Jagd und Fischfang rühmten. Sobald sich neue Ankömmlinge der Hütte des Todten näherten, stimmten sie Klagelieder an, weinten und schluchzten, und bald mischten die zahmen Thiere des Dorfes ihre Stimmen in den Lärm der Trauernden. Indessen war derselbe verfrüht; der Piay hatte sich durch eine Ohnmacht täuschen lassen, während Crevaux konstatirte, daß der Puls noch schlage. Der Sterbende erkannte ihn sogar und murmelte einige Worte, welche Apatu übersetzte; er wünschte, dem Gotte der Weißen empfohlen zu werden, und der französische Arzt willfahrte dem Verlangen, indem er ihn nach katholischer Weise taufte. Dann erwartete er in seiner Hängematte den Tod des Indianers, der erst um 9 Uhr eintrat. Sofort beeilten sich die jungen Leute, das Holz aus der Hütte zu schleppen und daraus auf dem öffentlichen Platze eine Art Scheiterhaufen zu errichten. Hinter demselben richteten sie einen Pfahl auf, um den sitzenden Leichnam dagegen zu lehnen. Diesen selbst bekleidete man mit seinem schönsten Schmucke, setzte ihm eine aus den buntesten Federn bestehende Krone auf und hing ihm seine Halsbänder, seinen hölzernen Kamm und seine Flöte aus Rehknochen um den Hals; Arme und Beine waren mit Ringen bedeckt. Während dieser Ausschmückung warf die jammernde Wittwe alles irdene Geschirr, dessen sich der Verstorbene bedient hatte, auf den Boden und verschonte in ihrem Schmerze nichts. Alles, was ihm gehörte, wurde sofort zerstört. Dann wurde der Scheiterhaufen in Brand gesteckt; eine helle Flamme umzüngelt die Leiche und macht sie alsbald unkenntlich. Plötzlich aber erhob sich ein Sturm und trug die Flammen einer nahen Hütte zu, so daß die Indianer das Feuer ersticken mußten, um einen Brand des Dorfes zu verhindern.

In Folge dessen erblickte man wiederum den Leichnam, den die Flammen bis dahin dem Auge entzogen hatten; das tropfende Fett auf den Backen, die durch die Gluth gelösten Kniegelenke boten einen widerwärtigen Anblick dar. Dann mußten die jungen Leute das Feuer wieder anzünden; in einer halben Stunde war die Verbrennung vollzogen, die Asche wurde in einem irdenen Gefäße gesammelt und in der Hütte der Wittwe aufgestellt. Erst ein volles Jahr später wird sie der Erde übergeben.

Zum Schlusse wurde nicht nur das Sterbehaus, sondern sämmtliche Hütten des Dorfes vollständig gereinigt; es geschieht dies aus Gesundheitsrücksichten, um ansteckende Krankheiten zu verhüten.

Der Kindermord als Volkssitte.

Ethnologische Studie von **Carl Haberland.**

III.

Den Peruanern galten die Zwillinge (nach Rivero [1]) indeß nur einer derselben, was auch besser mit der bereits entwickelten südamerikanischen Anschauung übereinstimmt) ebenso wie auch Zwillinge der Lamas als Kinder des Blitzes und wurden, wenn sie jung starben, in großen Vasen aufbewahrt und verehrt [2]), weshalb wir für das oben erwähnte Fasten vielleicht eher die Heiligkeit der Geburt als die Abwendung der übelen Vorbedeutung als Grund annehmen können; die übele Wirkung, jedenfalls doch auf das Schicksal der Eltern, mag sich dann aus der zu nahen Berührung des Göttlichen mit dem Menschlichen, welche auch vielfach im Glauben anderer Völker verhängnißvoll wirkt, erklären. Diese peruanische Auffassung des einen Zwillings als Kind des Blitzes wirft Licht auf eine etwas dunkele englische Redensart, welche von Frauen, die mit Zwillingen niederkommen, gebraucht wird: She has had Martin's hammer knocking at her wicket [3]). Da der heilige Martin vielfach den heidnischen Donnergott ersetzt, dem Hammer aber, wie Mannhardt [4]) in Anlehnung an die Hochzeitsweihe durch Donar's Hammer aufgewiesen hat, eine phallische Bedeutung unterliegt, so dürfen wir in dieser Redensart vielleicht den Ueberrest einer altgermanischen, der peruanischen ähnlichen Anschauung sehen.

Außer den bereits für Afrika angeführten Fällen herrscht der Zwillingsmord dort noch bei den Suaheli, welche sich aber auch wohl mit dem Verkauf derselben begnügen [5]), bei verschiedenen Stämmen des Innern, wo bei den Wanyamwezi der eigenthümliche Brauch herrscht, statt des getödteten einen Zwillings eine mit Fell umwundene Kalebasse dem andern an die Seite zu legen und sie ganz wie ein Kind zu behandeln [6]), bei den Kaffern [7]), Hottentoten [8]), stellenweise auf Ost-Madagaskar [9]). Ferner wird er uns von den Kamtschadalen und den Bewohnern der Kurilen [10]), von den Australiern [11]) und zwar mit der Eigenthümlichkeit, daß im Westen entgegen sonstigem Brauche bei verschiedenem Geschlecht der Zwillinge gerade das Mädchen leben bleibt [1]), den Bewohnern von Tahiti [2]) u. s. w. berichtet.

Selten nur gilt die Geburt von Zwillingen als etwas Erfreuliches. Dies ist z. B. bei den Hottentoten der Fall, wo der Vater sich dieses Beweises seiner männlichen Kraft freut und rühmt, und nur der Mangel an Muttermilch die Tödtung des einen veranlaßt [3]), welcher Grund auch die kalifornischen Indianer dazu zwingt, da ihnen eine anderweite künstliche Nahrung nicht zu Gebote steht [4]), dann in Benin [5]) und bei den Dualla, welche eine Zwillingsgebärerin, ein allerdings sehr seltenes Vorkommniß, sehr hoch halten [6]); in Akim fand Missionär Riis sogar als König einen Zwillinggeborenen [7]).

Uebrigens theilte auch das Alterthum den oben erwähnten Glauben, daß eine Zwillingsgeburt nur durch eine doppelte Befruchtung möglich sei, wie diese Ansicht der alexandrinische Arzt Erasistratos (um 300 v. Chr.) verfocht [8]), woneben indeß noch die andere von Empedokles aufgestellte Meinung, daß eine solche dem Ueberfluß oder der Theilung des männlichen Samens ihren Ursprung verdanke [9]), herging; Plinius [10]) erzählt allen Ernstes eine Geschichte, wie das eine von Zwillingskindern die Züge des Ehemannes, das andere die des Ehebrechers getragen habe. Gleicherweise zeigen uns auch unsere deutschen Volkssagen diese Idee in den weitverbreiteten Stammsagen des Geschlechts der Welfen, der Grafen Hunt und der von Querfurt, dann auch vielfach auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, wie in der Sage des Gutes Welpe im Oldenburgischen, welches seinen Namen ebenso wie die Welfen und Hunt auf diese Sage begründet. In ihnen gebiert die Stammmutter eine große Anzahl von Kindern, 7, 9 oder 12, in einer niederländischen Sage sogar 365 als Zahl der Tage des Jahres, und will aus Scham darüber die überzähligen oder auch alle ersäufen lassen. Der Vater begegnet aber der damit beauftragten Dienerin, welche die Kinder für junge Hunde (Welpen), welche sie ersäufen solle, ausgiebt, errettet dieselben, läßt sie heimlich erziehen und führt sie später der schuldigen Mutter vor. Mehrfach findet sich nun hierbei die Angabe, daß die

---

[1]) Rivero and Tschudi. Peruvian Antiquities. New York 1854, p. 173.
[2]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867, S. 370.
[3]) Citirt nach Halliwell von A. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig 1859, Bd. II, S. 98.
[4]) Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. III, S. 86 ff.
[5]) Andree Bd. II, S. 95.
[6]) Andree Bd. II, S. 215.
[7]) Waitz Bd. II, S. 391.
[8]) Waitz Bd. II, S. 340.
[9]) Waitz Bd. II, S. 441.
[10]) Krascheninnikow S. 262, 286.
[11]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) E. Jung in „Globus" Bd. XXXII, S. 382.
[2]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[3]) Müller, Ethnologie S. 86.
[4]) „Globus" Bd. XXIX, S. 311.
[5]) Waitz Bd. II, S. 124.
[6]) Zeitschrift für Ethnologie Bd. V, S. 181.
[7]) Baseler Missionsmagazin 1840, Heft III, S. 97.
[8]) K. Sprengel, Geschichte der Medicin im Alterthum. Leipzig 1846, Bd. I, S. 529.
[9]) Daselbst S. 275.
[10]) Naturgeschichte Buch VII, Kap. 9.

Mutter vorher die Zwillings- oder Drillingsgeburt einer andern Frau, da sie unmöglich von einem Manne herrühren könne, als Ehebruch erklärt hat und nun durch die eigene Geburt bestraft wird [1]). Auch eine spanische Romanze erzählt von einer Königin, welche ein Gesetz erlassen, daß jedes Weib, welches mit Zwillingen niederkäme, verbrannt werden solle, und dann selbst solche gebiert [2]). Interessante Gegenstücke zu den Anschauungen der modernen wilden Völker; auch die Sitte der Orinoko-Indianer, einen der Zwillinge, deren Geburt sie als eine Thierähnlichkeit ansehen, mit dem Bemerken zu tödten, daß ihre Frauen keine Hündinnen wären [3]), berührt sich eigenthümlich mit den erwähnten deutschen Sagen.

Mancherlei abergläubische Meinungen verursachen ferner den Tod der Neugeborenen. Namentlich sind es die an einem sogenannten unglücklichen Tage oder unter ungünstigen Auspicien Geborenen, welche bei vielen Völkern dem Tode verfallen sind. Die Germanen tödteten die Kinder, von welchen ihnen übele Weissagung wurde oder die an einem unglücklichen Tag die Welt erblickten [4]); letztere setzt man auf Madagaskar aus oder unterzieht sie aus Aberglauben einer Behandlung, welche auch fast stets den Tod nach sich zieht [5]). Bei den Takue werden alle am Mittwoch geborenen Kinder dem Tode geweiht [6]); bei den Bambarras ließ einst ein König alle seine an einem Freitag als einem Unglückstage geborenen Söhne, ohne daß dies sonst eine Sitte bei ihnen gewesen wäre, umbringen [7]).

Auf Ceylon war, wie auch anderwärts in Indien, vor dem englischen Einflusse das Schicksal des Neugeborenen ganz in die Hand des Sterndeuters gegeben; erklärte er, daß der Tag der Geburt ein unglücklicher, daß das Kind unter ungünstigen Auspicien geboren sei, so wurde es ohne Weiteres getödtet [8]). Prophezeiet bei den Khonds das Horoskop, welches bei ihnen durch einen Uriya vermittelst eines in ein Palmenblatt-Manuskript geworfenen Griffels gestellt wird, dem Kinde Böses, so wird dieses in einen neuen Topf gesteckt, nach der Himmelsrichtung, von welcher her ihm das Unglück zugestoßen sein würde, getragen und alsdann begraben, über der Grube aber ein Huhn geopfert [9]). So ermordete auch Sultan Badr-el-Din von Palembang sein eigenes Kind nur, weil es einen schwarzen Fleck auf der Zunge und man ihm gesagt hatte, daß ihm daher dieses Kind einst Unglück bringen würde [10]).

Die Australier tödten die Kinder, welche der Mutter bei der Geburt großen Schmerz verursacht haben [11]), jedenfalls aus abergläubischen Motiven und nicht aus Rache für den erfahrenen Schmerz, die Kamtschadalen diejenigen, welche in einer stürmischen Nacht geboren werden [1]). Wie hier der Aberglaube einen Zusammenhang zwischen den Umständen bei der Geburt und dem Charakter oder den Schicksalen des Kindes anzunehmen scheint, so heftet er sich in anderen Fällen an das Zahnen des Kindes. Die Kinder, bei denen die oberen Schneidezähne eher durchbrechen als die unteren, werden von den Suaheli getödtet oder verkauft, da sie Unglück in die Familie bringen [2]), von den Kaffern diejenigen, welche sich die Vorderzähne frühzeitig ausschlagen [3]). In Deutschland sagt man von einem Kinde, bei welchem das erstere vorkommt, es beiße in die Erde.

Wenn das Unglück, welches die Geburt verkündet, noch abgewendet werden kann, so wird bei einigen Völkern auch wohl das Leben des Kindes geschont. Die Kamtschadalen wenden in diesem Falle gewisse Beschwörungen an [4]); die Araber in Zanzibar lassen das Kind unter Koransprüchen durch Nicken des Kopfes schwören, daß es der Familie nichts Böses thun wolle [5]).

Die Masai, denen unbeschnittene Mädchen ein Greuel sind, tödten in Folge dessen alle von solchen Mädchen geborenen Kinder [6]), die unverheiratheten Jünglinge auf Ruk die von ihnen gezeugten, indem sie behaupten, daß sie noch zu jung seien, um schon Kinder zu haben [7]), wie sich auch ähnlich eine große religiöse Furcht vor zu früher Begattung bei den Fidschi-Insulanern zeigt [8]).

Hand in Hand mit dem Kindermorde und mit noch größerer Verbreitung geht der Abortus und ist auch seine Einwirkung auf die Volksentwickelung wohl noch verhängnißvoller als jener. Die Gründe für beide Unsitten sind die gleichen, nur daß beim Abortus auch noch jene, wenn auch schwanke Schranken fortfallen, die den Kindesmord wenigstens etwas beschränken, die Liebe zu dem Eigenerzeugten, die Furcht ein lebendes Wesen zu tödten, und dagegen die Möglichkeit hinzutritt, den Schmerzen des Geburtsaktes zu entgehen und die eigene Schönheit zu bewahren. Denn obgleich die Geburt bei den Naturvölkern leicht von Statten geht, wird der Schmerz derselben ebenso wie die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft dennoch bei einigen Völkern derartig gefürchtet, daß die Frauen sich lieber, sei es auch mit Gefahr des eigenen Lebens, der Frucht entledigen. Die Kamtschadalen suchen aus diesem Grunde häufig sogar durch Beschwörungen und Kräuter der Empfängniß überhaupt zuvorzukommen [9]), wie dieses auch die Mundas in Ostindien durch Verschiebung und Verdrückung der Gebärmutter zu thun versuchen [10]); bei diesen geht überhaupt, obgleich sie sagen, daß der Mutterleib Singbongas, ihres Hauptgottes, Ackerfeld sei und man dieses nicht zerstören dürfe, die Abtreibung der Frucht mit Hülfe erfahrener alter Frauen, namentlich wenn die Schwangerschaften zu schnell auf einander folgen, ebenso wie auch bei den niedrigeren Hindukasten, stark im Schwange [11]). So war auch in Rom in den sittenlosen Zeiten des Kaiserthums der Abortus namentlich bei den reichen Frauen an der Tagesordnung, und nach Juvenal's Andeutung scheuten sie sich häufig nicht, um den Unbequemlichkeiten des Wochenbettes und seinen Folgen zu entgehen,

---

1) Grimm, Deutsche Sagen. Berlin 1865/66, Bd. II, S. 209, 257, 321, 330. Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848/55, Bd. I, S. 7, 8, 35. Tettau und Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Berlin 1837, S. 67. L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867, Bd. I, S. 111.

2) Zeitschrift für deutsche Mythologie Bd. IV, S. 190.

3) Waitz Bd. II, S. 124.

4) Grimm, Rechtsalterthümer S. 456.

5) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VIII, S. 568. Pagès a. a. O. S. 252. Waitz Bd. II, S. 441. „Globus" Bd. VII, S. 266.

6) Munzinger S. 209.

7) Waitz Bd. II, S. 201.

8) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VI, S. 306. J. Olivier in Friedeberg's Journal Bd. LXXVIII, S. 158. Baseler Missionsmagazin 1840, Heft III, S. 124.

9) Dalton a. a. O. S. 365.

10) Olivier a. a. O. Bd. LXXV, S. 311.

11) Waitz Bd. VI, S. 779.

1) Kraschenninikow S. 262.

2) Andree Bd. II, S. 96.

3) Waitz Bd. II, S. 391.

4) Kraschenninikow S. 262.

5) Andree Bd. II, S. 96.

6) Decken Bd. II, S. 25.

7) Waitz Bd. VI, S. 639.

8) Waitz Bd. VI, S. 630, 639.

9) Kraschenninikow S. 262.

10) Th. Jellinghaus in Zeitschrift für Ethnologie Bd. III, S. 365.

11) Ebendaselbst.

Findlinge anstatt eigener Kinder ihren Männern zu überreichen [1]). Auf Samoa ist die Abneigung gegen das Säugen häufiger Grund für die Abtreibung [2]), auf den Sandwich-Inseln die Furcht vor den Schwangerschaftsbeschwerden [3]); auf Viti fand sich nach Williams [4]) kaum eine Frau, welche nicht auf diese Weise oder direkt Kindesmord begangen hatte.

Daß die Rücksicht auf die Erhaltung der jugendlichen Schönheit auch den Naturvölkern keineswegs fremd ist und bei ihnen als Ursache für den Abortus auftritt, wird uns mehrfach berichtet, selbst von den ganz rohen Bewohnerinnen Neucaledoniens, welche trotzdem danach strebten, ihre Brüste möglichst lange straff zu erhalten [5]); dann auch von Samoa [6]), Tahiti [7]), Hawai [8]), von den Dariern in alter Zeit [9]) u. s. w.

Selbst wo der Kindermord nicht Sitte ist, giebt man sich doch der Abtreibung der Leibesfrucht ohne Skrupel hin — so ist z. B. auf Samoa, den Kingsmill-Inseln, bei den Battas, dann auch in Mekka das Abortiren sehr verbreitet, während Mord der Kinder selten oder gar nicht vorkommt [10]) —, und es findet sich bei einzelnen Völkern sogar der Gebrauch, vor einem gewissen Alter sich sämmtlicher Kinder dadurch zu entledigen; vor dem 30. Jahre bei den Guayrurus [11]), vor dem 36. früher auf Formosa, wo dieses Geschäft von den Priesterinnen besorgt wurde [12]). Viel häufiger indessen ist es Sitte und stellenweise sogar Gesetz, alle Kinder, welche nach einer bestimmten Anzahl geboren werden, durch Mord oder Fehlgeburt zu vernichten und nur eine beschränkte Zahl aufzuziehen. Namentlich herrscht dieser Gebrauch auf den Inseln der Südsee, hauptsächlich hervorgerufen durch die Schwierigkeit der Erhaltung in Folge der Ungunst der Natur und durch die daraus hervorgehende Furcht vor Uebervölkerung, und nirgend ist er wohl so konsequent durchgebildet, selbst öfters durch Gesetze geschützt als gerade hier. Auf Tukopia werden von den männlichen Kindern nur die beiden ältesten aufgezogen [13]), auf den Kingsmill-Inseln selten mehr als zwei, nie mehr als drei [14]), auf den Neu-Hebriden gleichfalls nur zwei bis drei [15]), auf Dorei nur zwei [16]). Auf Tahiti, wo zunächst die drei ersten getödtet wurden, verschonte man nur zwei bis drei, ebenso auf Hawai, doch waren hier die ersten Häuptlinge frei davon [17]). Gleichfalls waren sie es auf der Ratack-Kette, wo streng auf das Gesetz, nicht mehr als drei Kinder aufzuziehen, geachtet wurde, eigenthümlicherweise aber die unehelichen von der Tödtung ausgenommen waren [18]); die benachbarte Ralik-Kette scheint den Kindermord gar nicht zu kennen [19]).

Der Australier tödtet stets das dritte, oft auch schon das zweite Mädchen und beschränkt seine Kinderzahl auf drei oder vier [20]), in Queensland sogar auf höchstens zwei [21]); im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern verschmäht er oft gerade die Erstgeburt als nicht reif und des Aufziehens werth, für welche Auffassung wir vielleicht in den sehr frühen Heirathen einen Grund finden können [1]). Merkwürdigerweise finden sich aber in Australien noch Specialbenennungen für die Kinder bis zur neunten Zahl vor, woraus man wohl sicher schließen kann, daß in früherer Zeit der Kindermord nicht die allgemeine Sitte wie jetzt gewesen ist [2]). Die gleiche Beschränkung legt sich im Allgemeinen der nordamerikanische Indianer auf [3]); in Südamerika behalten die Abiponer nur zwei Kinder [4]) und das Gleiche wird von den Guayrurus und den Mbayas behauptet [5]). Die Lingoas und Machicuyo sollen stets nur das letzte Kind leben lassen, welche Angabe indeß gerechten Zweifeln unterliegt [6]). In Bonny wird die Geburt von mehr als vier Kindern der Mutter als Verbrechen angerechnet; sie wird verbannt und die Kinder werden getödtet [7]). Diese Beschränkung der Kinderzahl brauchen wir aber nicht nur in außereuropäischen Ländern zu suchen: Frankreich bietet uns gleichfalls das Bild dieser Unsitte und ihres ungünstigen Einwirkens auf den Bevölkerungsstand des Landes, und im eigenen Vaterlande giebt es Gegenden, z. B. in Unterfranken und der Pfalz, wo der reiche Bauernstand die Zahl der Erben zu beschränken und seine Familie auf ein oder zwei, höchstens drei Kinder zu halten weiß [8]).

Vereinzelt finden wir auch für einzelne Stände, abgesehen von dem Cölibat, welches bereits niedere Religionsentwickelungen von den Priestern fordern, das Verbot, überhaupt Kinder zu haben. So verbot der Zuluherrscher Tschaka, der große Eroberer, es seinen Kriegern, welche überhaupt unverheirathet bleiben mußten, und zwang sie alle etwa erzeugten Kinder zu tödten, wie er dies selbst auch mit seinen schwangeren Frauen that [9]), und Aehnliches wird uns auch aus früherer Zeit von den Jagas berichtet [10]). Von diesem afrikanischen Eroberervolke wird erzählt, daß es überhaupt keine Kinder aufgezogen, sondern sie gleich nach der Geburt getödtet habe, damit sie durch deren Aufziehung auf ihren Märschen nicht beschwert würden; die Ergänzung des Volkes geschah nicht durch die eigenen Sprößlinge, sondern dadurch, daß sie die Altersklasse von 12 bis 13 Jahren der besiegten Völker sich einverleibten und als ihre Kinder betrachteten [11]).

Nach der Rechtsauffassung des Talmud gilt das Kind im Mutterleibe als „ein Glied der Mutter", nicht als ein selbständiges Wesen, die künstliche Fehlgeburt ist daher nicht als ein Mord anzusehen und zu bestrafen [12]). Auch folgt aus dieser Auffassung, daß nichts der Hinrichtung einer Schwangeren im Wege steht [13]), und ferner, daß die Frucht getödtet werden darf, um die Mutter zu retten; dies indeß nur in der Voraussetzung, daß sie noch gänzlich Theil der Mutter ist, und daß nicht bereits der größere Theil derselben oder der Kopf zur Welt gekommen ist, in welchem Falle sie als selbständiges Wesen anerkannt wird, und dann darf

---

[1]) Lecky Bd. I, S. 240. Bd. II, S. 16, 17, 23.
[2]) Turner S. 175.
[3]) Wilkes Bd. II, S. 222.
[4]) „Ausland" 1859, S. 113.
[5]) „Ausland" 1860, S. 970.
[6]) Turner S. 175.
[7]) Waitz Bd. VI, S. 139, 367.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 140.
[9]) Waitz Bd. IV, S. 350.
[10]) Turner S. 175. Wilkes Bd. II, S. 390. Waitz Bd. V, 2, S. 190. Burckhardt, Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar 1830, S. 277.
[11]) Waitz Bd. III, S. 472.
[12]) Ritter, Erdkunde, Bd. IV, S. 879.
[13]) Waitz Bd. V b, S. 188.
[14]) Wilkes Bd. II, S. 390.
[15]) Turner S. 394.
[16]) Waitz Bd. VI, S. 639.
[17]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[18]) Waitz Bd. V, 2, S. 111. „Ausland" 1860, S. 591.
[19]) Waitz Bd. V, 2, S. 111.
[20]) Waitz Bd. VI, S. 778. — [21]) „Globus" Bd. III, S. 273.

[1]) Bastian in Zeitschrift für Ethnologie Bd. VI, S. 407.
[2]) Ebendaselbst Bd. III, S. 354.
[3]) Waitz Bd. III, 106.
[4]) Waitz Bd. III, S. 476,
[5]) v. Martius, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832, S. 68 (nach Azara).
[6]) Ebendaselbst.
[7]) Waitz Bd. II, S. 124.
[8]) G. Lammert, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869, S. 170, 8.
[9]) Waitz Bd. II, S. 394.
[10]) Waitz Bd. II, S. 372.
[11]) Allgemeine Historie der Reisen Bd. V, S. 104.
[12]) Hirsch B. Fassel, Tugend- und Rechtslehre bearbeitet nach den Principien des Talmud. Wien 1848, S. 203.
[13]) Ebendaselbst S. 204.

nicht ein Leben für das andere geopfert werden [1]). Mit dieser Auffassung stimmt die des klassischen Alterthums überein, auch ihr wurde das Kind erst durch die Geburt ein lebendes Wesen und sie rechnete daher die Abtreibung der Frucht nicht unter die Verbrechen, betrachtete sie vielmehr als einen gleichgültigen, in das Belieben der Mutter gestellten Akt. Die Zeit des römischen Kaiserreiches sah diese Unsitte, da kein Gesetz sie hinderte, neben Kindermord und Aussetzung in höchster Blüthe, und dies erklärt die scharfe Stellung, welche das erstarkende Christenthum von vornherein ihr gegenüber nahm und nehmen mußte, um das moralische Gefühl, welches von der Beurtheilung dieser Handlung ganz entfernt worden war, wieder auf den rechten Weg zu leiten. Im Gegensatz zur heidnischen Anschauung faßte das Christenthum den Fötus, sobald er Leben im Mutterleibe bekam, als ein unsterbliches Wesen auf und verbot seine Tödtung, welche es dem Kindermorde gleichstellte, allerdings nicht aus einem Gefühle der Humanität, sondern weil der Fötus als lebendes Wesen bereits der Sünde Adam's theilhaftig geworden und daher, wenn er ungeboren stirbt, als ungetauftes Wesen der ewigen Verdammniß anheimfällt; frommer Sinn gestattete sogar aus diesem Grunde keine beschleunigende Arznei bei dem Geburtsakt, weil sie möglicherweise das Kind und damit sein ewiges Wohl gefährden konnte. Das Koncil von Ancyra bestrafte die Mutter, welche sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, mit der härtesten kirchlichen Strafe, der Ausschließung vom Abendmahl bis zum Lebensende; bald indeß verringerte sich diese Strafe auf 10 und 7 Jahr Bußzeit [2]).

In Indien verdammte bereits das Gesetzbuch des Manu die Abtreibung der Leibesfrucht; es entzieht den Frauen, welche sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, die Wasserlibation bei ihrem Leichenbegängnisse [3]), und untersagt Nahrung von einem Menschen anzunehmen, welcher den Tod eines Fötus verursacht hat, da sonst die Sünde desselben auf ihn übergehe [4]); nicht einmal, wenn ein solcher die Augen auf eine Speise geworfen, soll man diese genießen [5]). Gehören die Eltern der priesterlichen Kaste an, so muß der Schuldige den gleichen Bußübungen sich unterziehen, als wenn er einen Bramanen selbst getödtet hätte [6]). Der Umgang mit Personen, welche einen Kindermord verübt haben, soll selbst dann vermieden werden, wenn die gesetzlichen Reinigungen erfüllt sind, welche in den meisten anderen Fällen jedes Verbrechen löschen [7]).

Es ist daher auch nach indischem Gesetz verboten, daß eine Wittwe, welche beim Tode des Mannes schwanger ist und ihm in den Tod nachfolgen will, dies thue, ehe die Entbindung erfolgt ist [8]).

Gleich dem Gesetzgeber der Inder hat auch Zoroaster den künstlichen Abortus als Verbrechen gebrandmarkt, und die Stelle des 15. Fargard des Vendidad, wo er ihn verbietet, ist ein schönes Zeugniß für die gehobene sittliche Anschauung, welche seine Lehre an so vielen Punkten wohlthuend erwärmt. Nicht aus Scham soll das geschwängerte Mädchen, für welches, bis daß das Kind geboren, der Liebhaber den Beschützer machen und ihr Nahrung bringen muß, sich ihrer Bürde entledigen, nicht soll der Schuldige zu ihr sagen: „Suche dich mit einer alten Frau zu befreunden und frage sie!“ Und wenn er trotzdem dieses thut, wenn diese alte Frau durch irgend eine der auflösenden Baumarten die Frucht tödtet, dann sind alle drei, Vater, Mutter und die Helfende, gleich strafwürdig [1]). Das spätere Khorda Avesta läßt die Ashis-vaguhi, deren Freude der Kindersegen, deren Schmerz die Impotenz und die Buhlerei ist, weinen um die Buhlerin, welche ihr Kind auf den Weg setzt [2]), und giebt uns darin einen fernern Fingerzeig, wie die Anhänger des Zoroaster, denen ja Kinderreichthum als einer der größten Segen des Himmels gilt, über den Kindermord urtheilen.

Unter den unkultivirten Völkern zeigen uns nur die Battas [3]) und einige Kaffernstämme [4]) eine Bestrafung der künstlichen Fehlgeburt; letztere bestrafen dabei sogar den mitwirkenden Arzt.

Die kleinen unfertigen Wesen werden nach einer vielfach in Ostafrika verbreiteten Ansicht zu Affen [5]), wie diese Thiere auch in Afra für bei der Schöpfung verunglückte Menschen gelten [6]); auf Tahiti glaubt man, daß die bei der Geburt ermordeten Kinder sich in Heuschrecken verwandeln [7]). Große Furcht hat man in Neu-Seeland, daß sich aus dem Embryo ein Geist entwickele, welches leicht geschieht, wenn er ins Wasser geräth oder sonst unbeachtet bleibt, da die Kindergeister in Polynesien als sehr mächtig gelten und als desto heimtückischer, je früher sie vom Leben abscheiden — weshalb auch am gefährlichsten diejenigen, welche aus dem nicht gehörig bei Seite geschafften Menstrualblut entstehen —, und begräbt ihn daher sehr sorgfältig und unter bestimmten Ceremonien [8]).

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die verschiedenen Mittel, deren man sich zur Entledigung der Kinder bedient, so tritt uns zunächst als weitverbreitetstes die einfache Aussetzung entgegen, welche vielfach wohl vorgezogen werden mag, als man sie nicht als direkten Mord zu betrachten braucht. Für China ist dies die Normalform; ebenso war sie es in Athen, wo man, indem man auf Auffindung rechnete, oft den Kindern Erkennungszeichen mitgab [9]), in Sparta, wo ein bestimmter Platz am Taygetus dazu bestimmt war [10]), bei den Germanen, bei denen die Möglichkeit des Findens und Auferziehens, wodurch der Findling dann in die Gewalt des Finders überging, nicht ganz ausgeschlossen war [11]). In späterer Zeit wählte man als Platz der Aussetzung gern die Kirchthüren [12]) und legte den Kindern als Zeichen, daß sie noch nicht getauft, wohl Salz bei [13]). Wie die deutschen Sagen und die des klassischen Alterthums sind auch die orientalischen voll von Aussetzungen und Auffindungen, genugsames Zeichen, wie häufig diese in der Wirklichkeit waren.

Im Allgemeinen aber ist bei den Naturvölkern das Aussetzen gleichbedeutend mit Ueberlieferung an die fleischfressenden Thiere — die großen Ameisen sind in Ceylon gewöhnlich die Henker des kleinen Wesens [14]) —, und selbst soweit

---

1) Ebendaselbst S. 94.
2) Lecky Bd. II, S. 18, 19.
3) Gesetze des Manu 5, 90.
4) 8, 17,
5) 4, 208. Diese und die vorhergehende Stelle sind indeß nicht ganz sicher, da nach einer andern Auffassung die Rede von der Tödtung eines Bramanen, nicht von der eines Fötus ist.
6) 11, 87.
7) 11, 90.
8) Wiese Bd. II, S. 390.

1) Avesta. Uebersetzt von F. Spiegel. Leipzig 1852/63, Bd. I, S. 210 bis 212.
2) Ebendaselbst Bd. III, S. 169.
3) Waitz Bd. V, 1, S. 190.
4) O. Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1875, S. 514.
5) Decken Bd. II, S. 305.
6) Waitz Bd. II, S. 177.
7) Waitz Bd. VI, S. 309.
8) Waitz Bd. VI, S. 306, 316.
9) Schömann Bd. I, S. 531.
10) Schömann Bd. I, S. 271.
11) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 460, 455.
12) Daselbst S. 459.
13) Daselbst S. 457.
14) Allgemeine Historie der Reisen Bd. VI, S. 306.

soll die Gefühllosigkeit bei den Kamtschadalen gegangen sein, daß sie sich nicht scheueten, das Kind lebendig den Hunden vorzuwerfen [1]). Emil Jung sah am Cooper Creek und am Eyre-See in Australien sogar die Mütter selbst ihre getödteten Kinder im Verein mit anderen Frauen, jedoch unter Ausschluß der Männer, verzehren [2]).

Ebenso entsetzlich erscheint das weitverbreitete Lebendigbegraben der Kinder, welches bei den Hottentoten, den Beni Amer, den Radschputen, in Südamerika, auf Natak, Fate, Tahiti, Hawai, bei Kap York in Australien und anderwärts vorkommt [3]), am schrecklichsten aber wohl der Gebrauch auf Tahiti, dem Neugeborenen von unten herauf die Glieder zu zerbrechen, weil man dadurch den Geist aufzufordern glaubt, den Körper zu verlassen, und ihm gewissermaßen den Weg zeigt [4]).

Fernere Tödtungsmittel sind: Ersticken durch Zuhalten von Mund und Nase (Viti), durch Bedecken des Gesichtes mit einem nassen Tuche (China) [5]), durch Beschmieren des Mundes mit feuchter Asche (China) [6]), durch Füllen des Mundes mit Reiskörnern (China) [7]) oder durch den Qualm des Feuers (Neu-Süd-Wales) [8]). Am Murrayflusse stopft die Mutter glühende Kohlen in beide Ohren, soweit sie kann, und füllt alsdann die Oeffnung mit Sand [1]). Die Chinesen tödten häufig durch Eintauchen in ein Gefäß mit Wasser [2]), in einigen Theilen Indiens benutzt man dazu die Milch; die Radschputen graben ein Loch in die Erde, füllen es mit Milch, ertränken und begraben das Kind darin [3]), die Bhils haben zu gleichem Zwecke ein Gefäß mit Milch in dem Raume, wo die Entbindung vor sich geht, bereit stehen [4]). Die Bewohner von Kathiawar bedienen sich der Nabelschnur zur Erwürgung des Neugeborenen [5]), das beliebteste Mittel in Indien ist indeß die Beibringung einer Opium- oder Bhangpille, welche schnell dem Neugeborenen seinen ersten und letzten Schlaf verschafft [6]); auch das Bestreichen der Mutterbrust mit narkotischen Substanzen findet sich dort angewendet [7]).

Zuweilen fällt das Tödten der Neugeborenen bestimmten Personen zu, sogar als besonderes Gewerbe finden wir es auf Tahiti, wo gewisse Frauen es gegen Bezahlung verrichten [8]), und auf Viti, wo jedes Dorf Leute dazu besitzt, oder nach anderen Berichten Leute zu diesem Zwecke in den Dörfern herumziehen [9]).

---

[1]) Kraschenninikow S. 262.
[2]) „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
[3]) Müller, Ethnographie, S. 86. Munzinger S. 32. Missionary Intelligencer 1860, p. 81. „Ausland" 1862, S. 11. Martius S. 68. Waitz Bd. V, 2, S. 111, Bd. VI, S. 639, 139, 140, 779.
[4]) Waitz Bd. VI, S. 139, 141.
[5]) Baseler Missionsmagazin 1848, Heft III, S. 131.
[6]) Reise der Novara Bd. II, S. 261.
[7]) Baseler Missionsmagazin a. a. O.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 779.

[1]) E. Jung in „Natur" Bd. XXVI, S. 90.
[2]) Baseler Missionsmagazin a. a. O.
[3]) Missionary Intelligencer 1858, p. 42.
[4]) Heber Bd. II, S. 218.
[5]) Nouvelles Annales des Voyages 1859, vol. II, p. 370.
[6]) Heber a. a. O. Missionary Intelligencer l. c.
[7]) Ebendaselbst.
[8]) Waitz Bd. VI, S. 139.
[9]) Waitz Bd. VI, S. 638. Müller, Ethnographie, S. 310.

Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, Ende Oktober 1879.

Bei den schlechten Ernteverhältnissen und der immer mehr anschwellenden Uebervölkerung in denjenigen Ländern Europas, welche zur Deckung ihres Erntedeficits auf den Import von Cerealien aus überseeischen Agrikulturgebieten für den einheimischen Bedarf rechnen müssen, ist es von großem Interesse, sich über den Fortschritt solcher ausländischen Ackerbaudistrikte näher zu unterrichten, auf deren Ueberschuß an Bodenprodukten die älteren Kulturländer Europas, namentlich England, in künftigen Jahren hingewiesen sein werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in der glücklichen Lage, ihrem Mutterlande mit dem Ueberschuß der diesjährigen kolossalen Weizenernte das Gespenst des Hungers von der Thür fern halten zu können und gleichzeitig der Prosperität ihres eigenen Landes durch den Influx von edlen Metallen als Zahlmittel der Produkte einen ungeahnten Aufschwung zu geben, welcher nach der jahrelang fast stereotyp gewordenen Geschäftsstagnation doppelt erfreulich ist. Anstatt daß in früheren Jahren die Schatzscheine (bonds) der Vereinigten Staaten, welche zur Zeit des großen Bürgerkrieges in ungeheueren Summen, namentlich in England und Deutschland, angekauft worden waren, das Hauptquantum der Zahlungen für die nach Europa exportirten Cerealien bildeten, strömt jetzt, da jene Quelle zum größten Theil versiecht ist und sich die Inhaber von Bonds der Vereinigten Staaten in Europa von diesen nicht mehr trennen wollen, das Gold in solchen Massen nach Amerika, daß die Münzen der Vereinigten Staaten kaum im Stande sind, die einlaufenden fremden Goldstücke rasch genug in einheimisches Geld umzuprägen. Der Zufluß von europäischem Golde nach Amerika wird in diesem Jahre allein auf etwa 80 Mill. Dollars geschätzt, und da außerdem der Ertrag der amerikanischen Bergwerke, welche mehr als die Hälfte von allen auf der Erde gewonnenen Edelmetallen produciren, auch zum größten Theil im Lande bleibt, so ist das Hartgeld-Zeitalter im Osten der Union plötzlich mit einer Fülle von fließendem Kapital und erneutem Wohlstand eingekehrt und hat die Papiergeldwährung mit ihrem Gefolge von Unsicherheit in allen Handelsbranchen dort glänzend aus dem Felde geschlagen.

Californien, welches von jeher an der Hartgeldwährung festgehalten hat und zugleich unter den Unionsstaaten ein Hauptland für Weizenexport gewesen ist, hat trotzdem noch immer an den Nachwehen einer wahnsinnigen Ueberspekulation in Minenwerthen zu leiden; die Hülfsquellen des Goldstaats sind aber so enorm, daß dieser die Folgen seines Leichtsinns, welcher fast jedes andere Land auf Decennien hinaus

an den Bettelstab bringen müßte, schnell überwinden lassen wird.

Die Statistik der Produktenbörse in Neuyork giebt die diesjährige Weizenernte der Vereinigten Staaten auf 425 Mill. Bushel (à 60 Pfund) an. Berechnet man, daß der einheimische Konsum von 48 Mill. Einwohnern der Vereinigten Staaten nebst dem für die nächste Aussaat nöthigen Quantum gegen 250 Mill. Bushel beträgt, so bleiben für die Ausfuhr nach Europa 160 und nach anderen überseeischen Ländern 15 Mill. Bushel übrig. Der diesjährige Export des Staates Californien wird auf etwa 10 Mill. Centals (= 16½ Mill. Bushel) berechnet, was also fast ein Zehntheil des Gesammt-Weizenexports der Vereinigten Staaten beträgt, für die Bevölkerungszahl des Goldstaats (etwa 1/50 der Einwohnerzahl der Union) gewiß ein riesiger Procentsatz!

Doch ich will hier nicht von dem genugsam bekannten Bodenreichthum des berühmten Goldlandes reden und mich auch nicht über die Vereinigten Staaten als Weizenlieferant für Europa näher auslassen. Californien ist in den letzten Jahren an dieser Küste ein Rivale erwachsen, auf den jenes jedoch ohne Neid hinblicken kann, da dessen Prosperität der seinigen nur förderlich sein kann. Nebst den älter besiedelten Thälern des westlichen Oregon sind es das östliche Oregon und der daraungrenzende östliche Theil des Territoriums Washington, auf welche ich mich beziehe, auf deren Produktivität ich bereits früher in diesen Blättern hingewiesen habe[1]). Das letztgenannte Gebiet galt noch vor einem Decennium mit Ausnahme weniger Thäler als eine halbe Wüste, wo damals niemand eine Ahnung davon hatte, welche Schätze in seinem unwirthlichen Boden verborgen lägen.

Bei einer längern Reise, welche mich jüngst wieder in das Thalgebiet des obern Columbia geführt hat, mußte ich aufs Neue über die rapide Entwickelung jener Gegenden erstaunen. Dem Leser wird vielleicht noch meine frühere Beschreibung der enggleisigen Eisenbahn des geizigen Herrn B. in der Erinnerung sein (a. a. O. S. 123), welche die blühende Landstadt Walla Walla mit dem Columbia in Verbindung setzt und die von jenem Harpagon nach allen Regeln eines unskrupulösen Aussaugesystems verwaltet wurde. Nachdem Herr B. durch den Betrieb jener Bahnlinie die Kleinigkeit von beinahe einer viertel Million Dollars eingesäckelt hatte, ging die Eisenbahn in andere Hände über und wird jetzt musterhaft verwaltet. Auf der nur dreißig englische Meilen langen Bahnlinie werden jeden Tag 450 (à 2000 Pfund) Tonnen Weizen nach dem am Columbia liegenden Verschiffungsorte Wallula transportirt. Die scherzhafte Drohung der Bahnverwaltung, daß sie die Dampfschiffe der „Oregon Steam Navigation Company“ mit Weizen am „Warf“ von Wallula zum Sinken bringen würde, falls jene sich nicht mehr als bisher anstrengten, die dort täglich anlangenden Weizenladungen stromab weiter zu befördern, war durchaus kein leeres Wort, denn die Transportfähigkeit der Eisenbahn ist bedeutend größer als die der Dampfer, und es wird diesen nicht möglich sein, den letzten Sack der diesjährigen Ernte vor dem nächsten Juli fortzuschaffen. Der Ueberschuß der vorjährigen Ernte betrug circa 30 000 Tonnen; in diesem Jahre ist es das Doppelte und es leidet kaum einen Zweifel, daß im nächsten Jahre mindestens 75 000 Tonnen Weizen zur Ausfuhr bereit sein werden. Gott behüte uns vor diesem Segen! rufen die Direktoren der Dampfschifffahrtsgesellschaft auf dem Columbia in Verzweiflung aus. Denn wie sie es möglich machen können, die nächstjährige Ernte prompt fortzuschaffen, ist ein Räthsel, das noch auf Lösung wartet.

Das für den Anbau von Weizen so außerordentlich produktive Gebiet, auf welches ich hier Bezug nehme, liegt zu beiden Seiten des Gebirgszugs der Blue Mountains, dessen westlichem Abhang die Ansiedelung gegenwärtig vorzugsweise zuströmt. Vom Ochoco-Tale aus, südwestlich von The Dalles gelegen, bis zu den Flußthälern des Spokan und Palouse im Norden des Snake River erstreckt sich in ungeheurem Bogen, mit der offenen Seite gegen Westen gewendet, ein Landstrich von mehr als zweihundert englischen Meilen Länge, mit einer Durchschnittsbreite von dreißig bis vierzig Miles, welche die Blue Mountains als Gürtel im Osten begrenzen, und der im Laufe der Zeit ein fast ununterbrochenes Weizenareal von erstaunlicher Produktivität bilden wird. Man hat in Erfahrung gebracht, daß überall, wo das Bunch-Gras üppig wächst, Weizen mit dem günstigsten Erfolge gezogen werden kann, und daß der dort fast überall mit Alkalisalzen geschwängerte Boden dem Gedeihen jener Kornart besonders günstig ist. Als ich vor etwa anderthalb Decennien zum ersten Mal jene Gegenden besuchte, waren dieselben mit Ausnahme weniger Thäler eine traurige Einöde, welche nur durch die von Columbia nach dem Golddorado Boise ziehenden Frachtfuhren und Züge von Packthieren belebt wurde. Zehn Jahre später sah ich zu meinem Erstaunen dort zahllose Herden von Rindern und Schafen weiden, welche sich am Bunch-Gras gütlich thaten, und heute erobert der Pflug dasselbe Terrain bis auf die Hügelspitzen und weit an den Abhängen der Blue Mountains hinauf in allmäligem, aber stetem Fortschritt, neue Ansiedelungen und ruhige Landstädte springen gleichsam aus der Erde hervor, und das ganze Land hat ein total verändertes Aussehen bekommen.

Die außerordentlich fruchtbare Reservation der Umatilla-Indianer, welche immer noch wie ein schwarzer Fleck inmitten dieses gesegneten Landstrichs liegt, muß ohne Frage in nicht ferner Zukunft von dort verschwinden. Es ist nicht möglich, die Weltuhr des Fortschritts rückwärts zu stellen, am allerwenigsten in Amerika. Wer nicht mit vorwärts will, der kommt über kurz oder lang unter die Räder; so geht es heutzutage den Rothhäuten und den Mexicanern in Californien. Das jetzige Zeitalter hat keinen Sinn für Romantik. Die Pioniere der Civilisation, welche die westlichen Gebiete der großen Union, die jahrtausendlang der Barbarei anheimgegeben waren, erobern, werden sich wahrhaftig nicht auf die Dauer durch träge Indianer und racenstolze faule Mexicaner von den fruchtbarsten Landstrichen fern halten lassen! So war es im Osten Amerikas, und derselbe Vorgang spielt sich jetzt im fernen Westen weiter. Erst Indianer und ihres Gleichen, dann Hinterwäldler, Trapper und andere weiße Pioniere, dann das Staatenwesen des jungen Amerika: endlose Ackerfelder, blühende Städte, rührige Arbeit, und in ihrem Gefolge die Errungenschaften der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts! Wer dabei von Ungerechtigkeit gegen die Wilden fabelt, der vergißt, daß Amerika heute noch eine halbe Wüste sein würde, wenn Sentimentalität anstatt rücksichtsloser Energie die Haupttugend des Angelsachsen wäre.

Der Ertrag des jungfräulichen Bodens der besprochenen neuen Kulturgebiete grenzt an das Wunderbare. Nicht in Ausnahmefällen, sondern als Regel werden vierzig Scheffel Weizen vom Acker, oft gar fünfzig bis sechzig Scheffel, geerntet. Bei geringerm Ertrag würde auch der Anbau des Weizens in diesen Gegenden jetzt keinen Nutzen erzielen lassen, da die Transportkosten bis an die See sich unverhält-

[1]) „Der Fortschritt des amerikanischen Nordwestens.“ „Globus“ XXXIII, 103 und 122.

ußmäßig hoch stellen. Ein Farmer im östlichen Oregon, der sechzig Cents per Bushel für seinen Weizen erhält, macht aber in Folge der übergroßen Produktivität seiner Felder gerade so gute Geschäfte, wie ein Farmer im westlichen Oregon bei einem Preis von einem Dollar den Bushel, denn die Differenz im Ertrag der Ernte ist mehr als ein Aequivalent für die Differenz im Preis. Bei erleichtertem und billigerm Transport würde sich das Verhältniß für den Farmer im östlichen Oregon natürlicher Weise viel günstiger gestalten.

Die Unmöglichkeit, den Ueberschuß der Ernten schnell auf den Markt zu schaffen, ist der größte Uebelstand, womit die Ansiedler des östlichen Oregon und Washington gegenwärtig zu kämpfen haben. Welchen Vortheil bringt es, daß neue enggleisige Eisenbahnen vom Innern des Landes nach dem Columbia gebaut werden sollen? Das Ernteprodukt muß ja doch dort liegen bleiben, bis die Dampfschiffe es nach den Portagen bei Celilo und den Cascades bringen können und man es von dort durch andere Dampfer weiter stromab zu transportiren vermag. Gegenwärtig geschieht das Mögliche, die Transportmittel zu vergrößern, aber es muß noch geraume Zeit vergehen, bis dieselben den immer mehr anschwellenden Erntezufluß bewältigen können. Oestliche Capitalisten, worunter der bekannte Neuyorker Millionär Jay Gould, haben neuerdings die „Oregon Steam Navigation Company“ käuflich erworben, und versprechen, bald neues Leben in diese Verkehrslinien zu bringen. Jetzt fahren fünf Dampfschiffe von Wallula nach Celilo (an der Mündung des Des-Chutes-Flusses), zwei Dampfer und mehrere „Barges“ zwischen Dalles City und den oberen Cascades, während drei große neue Dampfschiffe den Transport von den unteren Cascades nach Portland übernehmen, welche jedoch vereint nicht im Stande sind, die Weizenmassen der diesjährigen Ernte vor dem Schluß der Schifffahrt nach Portland zu schaffen. Um das wiederholte Umladen der Weizensäcke auf dem obern, mittlern und untern Columbia und den zwei Portagen zu vereinfachen und zu beseitigen, hat die neu organisirte Northern-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft beschlossen, sofort eine Eisenbahn von Wallula nach Celilo zu bauen, welche sobald als möglich am oregonischen Ufer des Columbia entlang bis nach Portland verlängert werden soll. Diese Bahnlinie wird bereits im Laufe des nächsten Sommers fertig werden, da das nöthige Material dafür schon angekauft und verschifft wurde. Für Portland wird eine ununterbrochene Bahnlinie nach Walla Walla von unberechenbarem Vortheil sein. Denn die Vollendung des Kanals bei den Cascades, den Uncle Sam (d. h. die Regierung der Vereinigten Staaten) bauen läßt, wird voraussichtlich noch manches Jahr auf sich warten lassen!

Die Schwierigkeit des Transports der Bodenprodukte steigert sich natürlich, wenn die entlegeneren Thäler am östlichen Abhange der Blue Mountains in Betracht kommen. Was nutzt es, daß z. B. das Grande-Ronde-Thal mit Leichtigkeit hunderttausend Tonnen Weizen produciren kann, für deren Transport auf den Markt die Mittel fehlen! Ein Wuthschrei in einer dortigen Zeitung („The Mountain Sentinel“ in Union County) läßt sich unter anderm vernehmen, daß jenes Thal die Bewohner von halb England füttern könnte, wenn die Briten nur Mittel und Wege beschaffen wollten, um den Weizen von Grande Ronde nach Astoria zu schaffen. Zwölftausend fette Ochsen wurden in jedem Frühjahr über Land nach der Central-Pacific-Eisenbahn getrieben und von dort nach Neuyork befördert; und bei all diesem Ueberfluß gäbe es nicht genug baar Geld im Thale, um den gewöhnlichsten Umsatz zu vermitteln, und betrage der übliche Zinsfuß zwei Procent per Monat! Anstatt einen fälligen Wechsel zu bezahlen, müsse man am Verfallstage einen neuen Wechsel mit Zinseszinsen ausstellen ꝛc. ꝛc. Aber trotzdem seien sie glücklich, hoffend auf die Zukunft!

Interessant ist es, einen Rückblick auf die Zeit zu werfen, als England den Besitz von Oregon im Jahre 1846 durch den „Ashburton-Treaty“ definitiv an die Vereinigten Staaten abtrat. Ein besonderer Kommissär, mit Namen Murphy, wurde von London nach Oregon geschickt, um dieses Land und seine Hülfsquellen genau zu erforschen und festzustellen, ob es der Mühe werth sei, für seinen Besitz einen Krieg mit den Vereinigten Staaten zu führen. Damals gehörte außer dem gegenwärtigen Areal des Staates Oregon das ganze Territorium Washington unter dem Gesammtnamen Oregon zu dem streitigen Gebiet. Die Zeitschrift „The London Academy“ vom 9. August d. J. macht einige recht bittere Bemerkungen über diese Murphy'sche Entdeckungsreise. „Herr Murphy — sagt jenes Blatt — hätte es als seine unmaßgebliche Ansicht gegeben, daß das ganze Land Oregon nicht einen Schuß Pulver werth sei. Nicht einmal die Lachse im Columbia könnte man, wie dieser Herr buchstäblich rapportirte, mit Angeln fangen! Oregon sei allerdings ein sehr romantisches Land, mit prächtigen Schneebergen geschmückt, und besitze ausgedehnte Waldungen, habe aber sonst gar keinen kommerziellen Werth.“

„Es ist in der That seltsam — so fährt jene Zeitschrift fort —, daß der Ueberfluß von Fischen an der Küste und in den Strömen, die zahllosen Schwärme von Lachsen, Forellen und Häringen, die Austernbänke, die prachtvollen Waldungen, die ungeheure Wasserkraft des stolzen Columbia dem Beschauer nicht eine Ahnung von dem dadurch zu erzielenden Reichthum gegeben haben. Die fruchtbaren Thäler des westlichen Oregon, welche jetzt reiche Ernten von dem besten und weißesten Korn und Früchte in unvergleichlicher Mannigfaltigkeit produciren, das höher gelegene Land im Osten der Cascade Range, die Heimath unzähliger Rinderherden, die Schätze der Gebirge an Metallen blieben ihm ganz und gar unbekannt. Es scheint, daß die Gestade am nördlichen Pacific von dem damaligen England zu entlegen und die Hülfsquellen jener Länder zu schwer auszubeuten waren, um den Besitz derselben besonders wünschenswerth zu machen; und so wurde dieses großartige und fruchtbare Land mit gleichgültiger Verachtung den Vereinigten Staaten hingeworfen. Aber trotzdem wollen wir uns nicht darüber grämen, daß die Union in den Besitz dieses Landes gekommen ist, denn sie hat ohne Zweifel den besten Titel dazu erworben. Das damalige Oregon bildet jetzt den Staat Oregon und das Territorium Washington, von denen ersteres bereits nahezu 200 000 Einwohner (Chinesen und Indianer mitgerechnet) zählt, 20 Millionen Dollars Produkte exportirt und 165 Millionen Dollars Eigenthum repräsentirt, im Verhältniß seiner Bevölkerungszahl eins der reichsten und blühendsten Länder der Welt“ ꝛc. ꝛc.

Man sieht, unsere britischen Vettern verstehen es vortrefflich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen! Daß John Bull aber diesem Kommissär Murphy nicht gerade ein Denkmal im Hyde Park setzen wird, ist unter solchen Umständen gewiß nicht zu verwundern.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer der wenigen ehrlichen und tüchtigen Provinzial-Gouverneure der Türkei ist Mohammed Said Pascha in Aintab, der freilich vergeblich gegen den überwältigenden Strom officieller Korruption anzukämpfen sucht. Ein von Aintab 11. December 1879 datirter Brief in der „Mail" vom 2. Januar 1880 giebt darüber einige Daten. Unter anderm betreibt er in sehr praktischer und werkthätiger Weise die Ansiedelung der Flüchtlinge, welche von Konstantinopel und der europäischen Türkei aus nach dem nördlichen Syrien gesandt worden sind. Wie der Pascha versichert, befinden sich von allen jenen Flüchtlingen nur noch der vierte Theil am Leben; die übrigen sind durch Hunger, Entbehrungen und Elend zu Grunde gegangen, weil die türkischen Beamten sich nirgends ihrer annahmen und sich um ihre Ansiedelung nicht kümmerten. Man schickte sie von einem Ort zum andern, steckte sie in schmutzige verfallene Chans und Höhlen und ließ sie ohne Kleidung und Nahrung, bis Tausende von ihnen elend umkamen. In Aleppo befand sich ein Beamter, dessen einzige Obliegenheit darin bestand, solche Unglücklichen auf Regierungsland anzusiedeln, der dafür monatlich 6000 Piaster (1000 Mark) bezog und binnen zwei Jahren nicht eine einzige Familie untergebracht hat. Natürlich entließ ihn Said Pascha und wendete sein Gehalt den Nothleidenden als Unterstützung zu. Dann hat er selbst zugegriffen und z. B. bei Zeitun ein ganzes Dorf neu gegründet. Aber was will solch ein einzelner Lichtstrahl in dem undurchdringlichen Dunkel türkischer Beamtenwirthschaft besagen.

— Die von der russischen Regierung ausgerüstete Expedition zur Untersuchung des Usboi (s. Globus XXXVI, S. 349) — nicht zu verwechseln mit der sogenannten Samara-Expedition, welche unter anderm die Schiffbarkeit des Amu-Darja untersuchen sollte und deren Mitglieder bereits nach Rußland zurückgekehrt sind, vergl. „Globus" XXXVI, S. 370 und XXXVII, S. 47 und 63 — hat St. Petersburg Ende December verlassen. Ihr Chef ist General Gluchowski, der erste Ingenieur Holmstrem, der Geologe Fürst Gedroitz. Die Arbeiten sollen am Amu-Delta beginnen und sind auf zwei bis drei Jahre Dauer berechnet.

— Die Abtretung des Distriktes Kuldscha an China Seitens Rußlands, welche zugestanden, aber, soviel wir wissen, noch nicht vollzogen ist, hat bei Weitem nicht so viel zu bedeuten, als man im ersten Augenblicke wohl meint. Die russischen Diplomaten waren schlau genug, für ihren Kaiser den fruchtbarsten Theil, das Thal des Tekes im Süden sowie die sämmtlichen Gebirgspäße über den Thianschan „aus ökonomischen und anderen Gründen" zurückzubehalten und so sich eine Operationsbasis für spätere Fälle zu wahren, welche ihnen jederzeit die Einmischung in die Angelegenheiten Ost-Turkestans gestattet. China aber muß an Rußland 5 Mill. Rubel zahlen und den russischen Kaufleuten sein ganzes Gebiet öffnen. Diese 5 Millionen werden, so gering die Summe ist, die chinesische Regierung zu Anleihen bei den englischen Bankhäusern in Schang-hai zwingen, natürlich unter Vermittelung mehrerer Agenten und zu gewaltigem Zinsfuße (12½ Proc. oder mehr); dabei wird sie aber, um ihre Würde aufrecht zu erhalten, in der Pekinger Staatszeitung verkünden, wie sie den Bankhäusern der Barbaren anbefohlen hat, zu zittern, zu gehorchen und sofort das Geld an Seine Kaiserliche Majestät zu bezahlen. So berichtet der Schang-hai-Korrespondent der „Times". Ueber die zweite den Russen zu Theil gewordene Begünstigung giebt derselbe noch kein Urtheil ab, weil er noch nicht weiß, was dieselbe zu bedeuten hat, und in wie weit sie die früheren Verträge berührt. Die Engländer nämlich haben das vertragsmäßige Recht, zu Handelszwecken in ganz China reisen zu dürfen; dasselbe nutzt ihnen aber wenig, da sie nirgends anders als in den Vertragshäfen dauernd wohnen oder Geschäftshäuser eröffnen dürfen. Die Russen andererseits haben in den Thee-Distrikten seit vielen Jahren Handelshäuser etablirt, aber nur, indem sie die Einwilligung der Lokalbehörden erkauften und sich dieselben Erpressungen, wie die chinesischen Geschäfte, gefallen ließen. Vielleicht bezieht sich der neue Vertrag nur auf den Grenzhandel — gilt er indessen für die 18 eigentlichen Provinzen Chinas, so wird wohl England auf Grund seines Verhältnisses als meist begünstigte Nation dieselben Vorrechte wie Rußland beanspruchen.

Inzwischen sucht Rußland seinen Handel mit China auch in anderer Weise zu entwickeln und hat eine Dampferlinie zwischen Han-kau, Schang-hai, Wladiwostok und Nikolajewsk ins Leben gerufen, welche von der Regierung stark unterstützt wird. Für das erste sollen auf derselben vier Dampfer verkehren.

— Unser Mitarbeiter Emil Schlagintweit läßt seit Kurzem bei Schmidt und Günther in Leipzig ein Prachtwerk: „Indien in Wort und Bild", erscheinen (in circa 35 Lieferungen mit circa 400 Abbildungen zu 1½ Mark). Es ist bekannt, daß es wenige Männer in Deutschland giebt, welche eine solche Kenntniß des Landes besitzen, wie er; seine Bibliothek über Indien dürfte ihres Gleichen suchen, und an gewissenhafter Ausnutzung seiner literarischen Schätze läßt er es gewiß nicht fehlen. Sein Werk wird darum in vieler Hinsicht Neues bringen; jedes empfehlende Wort ist überflüssig.

Afrika.

— Dr. Junker (s. „Globus" XXXVI, S. 78) hat bereits am 1. December vorigen Jahres Kairo verlassen, um sich über Suez und Suakin nach Chartum zu begeben. Diesmal soll das Monbuttu-Land seine Operationsbasis bilden, von wo er in das Gebiet des Kongo oder Schari einzudringen hofft.

— Adolf Ebeling's „Bilder aus Kairo" (2 Bde.; 7 M.; Verlag von Levy und Müller in Stuttgart) sind sehr unterhaltende, gut geschriebene Skizzen, welche einzelne Ausflüge, Feste, das bunte Straßenleben u. s. w. beschreiben, sehr geeignet zur Vorbereitung auf einen Aufenthalt in Kairo. Sie sollen gleichsam eine Ergänzung sein zu Klunzinger's vorzüglichen „Bildern aus Oberägypten", welche das Leben der ägyptischen Kleinstädter und Wüstenbewohner behandeln, in ethnographischer Beziehung aber doch höher stehen, als Ebeling's „Bilder aus Kairo". Letztere besitzen dagegen ein gewisses historisches Interesse; sie schildern die Hauptstadt in den letzten Jahren vor dem tiefen Falle, welchen der ägyptische Staat unlängst gethan.

— Das unlängst erschienene 1. Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1878 bis 1879 beschäftigt sich in seinen vier Abhandlungen ausschließlich mit Afrika. Zuerst findet man einen zweiten Reisebericht von Dr. med. G. A. Fischer (vergl. „Globus" XXXIII, S. 364) über: „Das Wapokomo-Land und seine Bewohner". Die Wapokomo sind ein Negerstamm am untern Dana oder Tana in Ostafrika, welchen Fluß bekanntlich Dr. Fischer zusammen mit A. Denhardt erforscht hat (s. „Globus" XXXV, S. 175); sie zählen 10 000

bis 15000 männliche Individuen, sind nach Fischer's Ansicht die Urbewohner des Landes, jetzt aber Unterthanen der von Norden eingedrungenen Galla. Sie sind kräftig, wohlgewachsen, von kaffeebrauner bis tief schwarzer Hautfarbe, friedliebend, sehr gutmüthig, phlegmatisch, gleichsam zur Sklaverei geboren. Die in Kau (nordöstlich an der Mündung des Tana) ansässigen mohammedanischen Suaheli und Araber sehen denn auch das Wapokomo-Land, namentlich das weiter abwärts am Tana gelegene, als ihr Landgut an und rauben es rücksichtslos aus, ohne daß ihnen der geringste Widerstand geleistet würde. Außerdem machen auch die Somali Einfälle in das Gebiet der Wapokomo, die wegen ihrer Energie- und Muthlosigkeit zu den geplagtesten Geschöpfen weit und breit gehören. Sie sind Ackerbauer, die ihre Felder stets in unmittelbarer Nähe des Flusses anlegen; dort bauen sie oder richtiger ihre Weiber am untern Tana Reis, weiter stromauf Mais und Erbsen, ferner Bataten, Maniok und Bananen, seltener Zuckerrohr, Melonen- und Mangobaum, Melonen, Erdnuß und Tabak. Elfenbein, Reis und Tabak sind ihre wesentlichsten Handelsartikel im Verkehr mit den Mohammedanern der Küste. Neben dem Ackerbau betreiben sie am meisten den Fischfang, dagegen Viehzucht gar nicht. Ihr einziges Hausthier, und auch das nur weiter stromaufwärts, wo die gierigen Mohammedaner nicht hingelangen, ist das Huhn. Meisterlich verstehen sie die Flußpferdjagd, so wenig sie sonst große Jäger sind; aber von jenen Dickhäutern entgeht selten eines, wenn es einmal bemerkt wurde, ihren Speeren. Dr. Fischer theilt sodann Einzelheiten mit über ihre Geräthe, ihre Nahrung (meist Reis und Fische, dann Krokodile, Flußpferde, Affen und Vögel, Honigwein), Kleidung (Baumwollenstoffe), Schmuck und Haartracht, über die erlaubte, aber nur wenig ausgeübte Polygamie, die sehr günstige Stellung der Frau, die Gebräuche bei Geburt, Hochzeit, Tod und Begräbniß und so fort. Die Männer werden bei der Beerdigung mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang gelegt, die Weiber nach Sonnenuntergang, was folgende Bedeutung hat: Der Mann geht in der Frühe mit Sonnenaufgang aus, um Beute an Fischen oder Wild zu machen als Nahrung für die Familie — er schaut nach der aufgehenden Sonne; das Weib, das daheim bleibt und den Acker bestellt, sieht auf die sich neigende Sonne, mit der der Gatte zurückkehren muß, den sie sehnsüchtig erwartet. Dann werden ihre Krankheiten beschrieben, ihre Feste mit Musik und Tanz, die wie bei allen Negervölkern so auch hier eine große Rolle spielen, ihre Spiele und so fort. Ihre Sprache ist der der Suaheli nahe verwandt und gleicht besonders dem auf Lamu gesprochenen Dialekte; doch verstehen alle Wapokomo-Männer und Weiber auch die Galla-Sprache. Politisch herrscht bei ihnen die größte Zersplitterung; jeder Bezirk, ja fast jedes Dorf bildet eine Republik für sich und hält sich nicht für verpflichtet, den Nachbarn in Kriegsgefahr beizustehen. An der Spitze jeder Ortschaft stehen meist mehrere „Aelteste", welche dieselbe nach außen vertreten und die Justiz handhaben. Bei Mord und Körperverletzungen wird Gleiches mit Gleichem vergolten: wer einen Andern getödtet hat, wird von den Aeltesten mit derselben Waffe getödtet; wer im Streite Jemanden verwundet hat, dem bringt man mit derselben Waffe die möglichst gleiche Verletzung bei. Geschlechtliche Vergehen werden mit schweren Bußen an Kleiderstoffen geahndet. Der Pokomo hat weder Fetische noch Tempel, glaubt aber an einen guten Gott, um welchen er sich nicht sonderlich viel kümmert, und besonders an Teufel, deren Bannung den Aeltesten obliegt und denselben hauptsächlich ihren Einfluß verschafft. Was Dr. Fischer über die Geheimnißthuerei und den Hokuspokus der Aeltesten mittheilt, ist sehr interessant und zeigt, wie die gleichen Mittel zur Erreichung desselben Zweckes überall in Anwendung kommen. Der Aufsatz schließt mit einer kurzen Beschreibung der Entdeckungsfahrt auf dem Tana, die der Verfasser in Gesellschaft der Brüder Denhardt ausführte.

Der zweite Artikel: „Kulturbestrebungen in West-Afrika. Von A. Woermann", wendet sich gegen den Vorschlag des Dr. Hübbe-Schleiden, Central-Afrika durch eine große Handelsgesellschaft auszubeuten und zu civilisiren (vergl. „Globus" XXXV, S. 138) und sucht nachzuweisen, „daß alle Kulturaufgaben in West-Afrika nicht mehr durch den Handel, sondern nur durch den Anbau und durch Hebung der Produktion des Landes zu erfüllen sind."

Im dritten Beitrage, „Kulturfähigkeit der Neger", bespricht Dr. Hübbe-Schleiden den großen Werth, welchen die Kultur-Erziehung der Neger für die Civilisation haben kann und plaidirt für die Möglichkeit einer solchen. Die Kulturfähigkeit der Neger steht ihm theoretisch außer Frage wegen der unzweifelhaften Lebensfähigkeit und der erforderlichen Entwickelungskeime, die wir bei der Negerrace voraussetzen dürfen. Die praktische Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Neger dagegen stellt sich vielmehr heraus als eine Frage der Kulturstärke unserer eigenen Race, ob diese selbst schon eine so hohe Stufe der Entwickelung und Reife erreicht hat, um Afrika und seinen Bewohnern zur Civilisation verhelfen zu können. Dabei bleibt immer noch als Hauptsache die Frage der Rentabilität: „Gelingt es uns nicht, die Kultur Afrikas für uns rentabel zu machen, so wird auch Afrika nie civilisirt werden; und so lange die Kultivation Afrikas noch als ein schlechtes Geschäft erscheint, so lange müssen wir auch die Neger thatsächlich für kulturunfähig erklären."

„Einige Bemerkungen zu Dr. Pfund's Reisebriefen" (aus Dar-For) besonders botanischer Natur von P. Ascherson schließen das Heft.

— Die schöne „Physikalische Wandkarte von Afrika" von Dr. J. Chavanne in Wien, welche wir auf S. 272 des 33. Bandes des „Globus" besprachen, ist unlängst in französischer Ausgabe, revidirt von dem bekannten Afrikareisenden Henri Duveyrier, erschienen. Sie gewährt ein vortreffliches Gesammtbild des Welttheiles, auch wenn sie in Einzelheiten schon nicht mehr auf dem Laufenden ist. (Dschalo ist z. B. noch als Depression bezeichnet.) Es ist eben jetzt unmöglich, eine Karte von Afrika herauszugeben, welche den Stand unserer Kenntniß repräsentirt: schon beim Erscheinen wird sie veraltet sein. Auf der vorliegenden sind schon jetzt eine ganze Reihe von Entdeckungen nachzutragen; wir erinnern dabei nur an die Reisen von Rohlfs und Stecker, H. von Barth, Lux, Pogge, Schütt und Junker, deren Resultate in den letzten Monaten in größerm oder geringerm Umfange bekannt gemacht wurden. Ein Beweis für das unermüdliche Streben unseres Zeitalters, Afrika unserer Kenntniß mehr und mehr zu erschließen.

Inhalt: Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). V. (Mit sieben Abbildungen.) — Carl Haberland: Der Kindermord als Volkssitte. III. (Schluß.) — Theodor Kirchhoff: Das östliche Oregon und das Territorium Washington als Weizenproducenten für den Weltmarkt. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 10. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Jules Crevaux' erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877).

Am Mittage des Tages, an welchem jene Leichenverbrennung stattgefunden hatte, trat Crevaux, dem es wenigstens gelungen war, gegen ein kleines Messer ein Boot einzutauschen, die Rückfahrt zum Yary an; aber kein Indianer wollte ihn begleiten. Kam man an ein ernstliches Hinderniß, so mußten die zwei Neger und zwei Indianer, welche ihn begleiteten, vereint sich anstrengen, um das eine Boot nach dem andern hinüberzuschaffen. Unterwegs schoß einer der Indianer einen Aymara im Wasser, und gleich darauf stieß man auf einen Damm, vor welchem eine Menge kleiner Fische sich angesammelt hatte. Mit dem Waldmesser wurden in kurzer Zeit eine Menge derselben getödtet. Das zurückgelassene Gepäck wurde unversehrt vorgefunden, und nur von Affen war etwas Zuckerrohr und Kassava geplündert worden; man besaß noch immer Lebensmittel, die für fünf Leute auf 12 Tage ausreichten. Die Schnellen im Kurnapi sind unbedeutend, weil das dort anstehende Schiefergestein der Gewalt des Wassers nur geringen Widerstand leistet. Am 24. Oktober fuhr man wieder in den breiten Yary ein und freute sich des dort wehenden Südost; überhaupt ventiliren die Flußläufe in Guayana gewissermaßen die weite mit Urwald bedeckte Gegend, deren Luft dumpf und stickicht auf die Lungen fällt. Am selben Abend führte das Jagdglück den Reisenden einen Tapir in den Weg, den Apatu erlegte. Ebenso sah man am folgenden Tage mancherlei Wild, das in dieser menschenleeren Gegend ohne Scheu sich den Booten näherte. An diesem Tage, dem 25. Oktober, war der Fluß stets sehr breit, aber nicht sehr tief und von schwacher Strömung, weil sein Bett nur hier und da von Granitblöcken eingeengt wurde. Gegen elf Uhr erreichte man die Mündung des Nebenflusses Kuyary, dessen Quellen unweit von denen des Maroni liegen sollen. Gegen Mittag wurde die Mannschaft unsicher; offenbar zögerte sie, ohne einen Führer sich in die Gefahren und Hindernisse zu wagen, welche noch keiner zu überwältigen gewagt hat. Nach dem Stande des Barometers (Crevaux giebt leider nirgends die absolute Höhe an, sondern nur den augenblicklichen Barometerstand) befand man sich etwa um 100 m höher, als im Lande der Bonis, in Kotika. Da nun der Amazonenstrom noch etwa eben so weit entfernt war, wie Kotika vom Meere, man aber hier doppelt so hoch über dem Meere (180 bis 200 m) war, als in Kotika, so mußte man auch auf doppelt so große Hindernisse gefaßt sein. Und dabei konnte schon ein Fall von 2 m die Boote zu Grunde richten! Auch gingen die Lebensmittel auf die Neige und des Reisenden Kräfte waren erschöpft, so daß er fast schwankend wurde und nordwärts zum Oyapock zurückgekehrt wäre, wenn nicht Apatu darauf bestanden hätte, die Fahrt fortzusetzen.

Um zwei Uhr näherte man sich den gefürchteten Talaungman-Felsen, wo nach dem Glauben der Indianer böse Geister hausen; man gestattete Crevaux nicht, dieselben zu besuchen, und so hörte er nur ein Sausen, das ihn an den Nordwind erinnerte, wenn er sich in den großen Kaminen seiner lothringischen Heimath verfängt, und welches wohl vom Wasser, das durch eine Felsenklamm schießt, herrührt. Um 4 Uhr schlug man auf einer großen, mit Bäumen bestandenen Insel das Nachtlager auf; gleich darauf langten drei große Pirogen mit über 20 Männern, Weibern und Kindern vom Stamme des Häuptlings Yeleumeu in sehr

erschöpftem Zustande an. Sie kamen von dem Nebenflusse Ku; mehrere waren verwundet, andere krank. Keiner von ihnen war zu bewegen, sich an Crevaux anzuschließen; sie fürchteten sich viel zu sehr vor den Kalayonas, von denen es zweierlei giebt: gute am Ku, zwei Tagereisen zu Boote von dessen Mündung, und böse an den großen Fällen des Yary, die Krieg führen, um Gefangene zu machen und dieselben aufzufressen. Apatu aber wollte nicht daran glauben, zog außerdem die Menschenfresser der Dysenterie, die ihrer am Oyapock wartete, vor.

Am Mittag des nächsten Tages wurde die Mündung des Ku passirt, am folgenden (27. Oktober) die einförmige Fahrt zwischen niedrigen, sumpfigen Ufern fortgesetzt. Erst am Morgen des 28. Oktober verkündete ein Bergzug in der Ferne, daß die großen Fälle des Yary nahe seien; und schon eine halbe Stunde später schossen die leichten Boote wie Pfeile zwischen Granitblöcken über Stromschnellen dahin. Rechter und linker Hand stiegen in geringer Entfernung vom Flusse Berge zu 250 bis 300 m an; meist waren es lang gestreckte Rücken, die oft in zwei sattelförmige Hügel endigten und wenig steile Abhänge hatten. Der von Felsen durchschnittene Fluß war von so ansehnlicher Breite, daß sich der Wind auf ihm wie auf offenem Meere fühlbar machte und den Lauf des Bootes aufhielt. Die Gegend war reizend; aber so weit das Auge reichte, erfüllten Felsen und kleine Inseln das Flußbett und die Stromschnellen folg-

Ueberwindung einer Stromschnelle des Yary. (Nach einer Skizze des Dr. Crevaux.)

ten sich ohne Unterlaß. So legten sie in 10 Stunden 25 km zurück, und da ihnen kein größeres Hinderniß begegnet war, so schöpften auch die begleitenden Indianer wieder neuen Muth. In der Nacht (zum 29. Oktober) vernahmen sie indessen ein fernes Brausen, das bei der Weiterfahrt am folgenden Tage immer deutlicher zu ihnen drang. Wie ein Blitz schossen die Boote dahin, als Apatu das vorderste derselben mit einem Male so kurz und heftig zum Stehen brachte, daß ein großer Kompas von seinem gewöhnlichen Standorte, einer kleinen Bank, klirrend auf den Boden der Piroge fiel. Apatu hatte plötzlich einen Absturz von 25 bis 30 m vor sich erblickt, und um das Boot und seine Insassen zu retten, es sofort gegen einen Felsen getrieben. Wie nun den Wasserfall überwinden? Ueber das Ufer konnte man die Fahrzeuge nicht schleppen, weil auch dort der Felsen rechts wie links senkrecht abstürzte, und in zwei Seitenarmen des Flusses bot sich zunächst dasselbe Hinderniß dar. Erst nach langem Suchen fand Apatu in dem rechten Arme eine Stelle, wo er unter unsäglichen Anstrengungen das eine Boot hinabgleiten lassen konnte; mit dem zweiten war in der Zwischenzeit einer seiner Begleiter entflohen. Dann wurde auch das Gepäck glücklich hinuntergeschafft, und weiter schoß das Boot mit größter Geschwindigkeit auf dem Flusse dahin, der sich durch schwarze, Steinkohlen ähnliche Felsen einen Kanal gegraben. Es waren Konglomerate, die eine reiche Ader von Eisenerz einschlossen. Mächtige Granitblöcke lagen hier und da im Flußbette zerstreut, und sowohl diesen Tag als auch die folgenden passirte man Stromschnellen und kleine Fälle, die fast ohne Unterbrechung auf einander folgten. Die Richtung des Stromes war

meist S. O. 1/4 O. Einmal galt es, einen senkrechten, 4 m hohen Wasserfall zu passiren. Da fällte Apatu mit seinem Waldmesser einen kleinen Baum, legte ihn wie einen Balken quer über die Flußufer und ließ das Boot darüber hinunterrutschen; nur vorn tauchte es dabei ein wenig in das Wasser und erlitt nicht die geringste Beschädigung. War die Strömung mitunter zu stark, so wurde das Boot völlig entladen und an zwei, vorn und hinten befestigten Lianen langsam hinuntergelassen. Am Morgen des 4. November erschienen wieder Berge; zwischen denselben zertheilte sich der Fluß in mehr als zwanzig Arme, deren einem man auf gut Glück folgte. Aber dreimal mußte man umkehren und einen neuen Weg einschlagen, ehe man die Fahrt fortsetzen konnte. Am nächsten Tage durchfuhren die Reisenden ein wahrhaftes, elliptisches Becken, das rings von Hügeln von 250 bis 300 m Höhe umgeben war, passirten dann einen spitzen Berg von Quarzit und einen prächtigen Wasserfall und erreichten Nachmittags eine Hütte. Niemand antwortete auf ihr Rufen; aber in ihrem Innern fanden sie große Mengen Kautschuk; das war ihnen ein Zeichen der Rettung, denn nur Weiße oder Händler konnten dieses Produkt in solcher Masse gesammelt haben. Am nächsten Tage sahen sie auch Einschnitte in den Bäumen, durch welche denselben der Saft entzogen wird, und trafen bald darauf mit einer brasilianischen Familie zusammen, die mit dem größten Erstaunen nach der Reise der Fremden fragte. Waren dieselben doch nicht früher bei ihrer Niederlassung vorbei den Strom hinaufgefahren, und war doch noch nie ein Weißer über die Fälle (cachoeiras) des Yary stromab gekommen! Nur ein Franzose war einmal vom Oyapock in den Yary gelangt, hatte aber die großen Fälle zur Seite gelassen. Um Mittag desselben Tages erreichten

Para. (Santa Maria de Belém do Grao Para.) (Nach einer Photographie.)

sie eine zweite Hütte, deren Einwohner in gleicher Weise über ihre Ankunft erstaunt waren. Der Mangel hatte nun ein Ende; zum letzten Male kochte Joseph einen bukanirten Kumaru, und mit großem Vergnügen nahmen sie zu ihrer Mahlzeit aus der Hand einer jungen Mulattin Steingutteller und Blechlöffel, die ersten Anzeichen der nahen Civilisation, entgegen. Noch aber war ein hoher Sturz des Yary, Pancada genannt, zu überwinden; Crevaux nahm das Anerbieten eines der Brasilianer, Manuel Carlos, ihn bis zu seinem Hause, San Antonio, unweit oberhalb der Pancada, zu begleiten, freudig an. Am nächsten Morgen wurde das Gepäck quer durch die Berge nach Porto Grande, einem Orte unterhalb des Falles, getragen, während das Boot auf einer 2 km langen Stromschnelle hinabsauste und Crevaux mit Carlos zu Fuße ging. Zehn kräftige Männer schafften dann das Boot über den steilen Abhang einer Insel im Flusse nach Porto Grande hinab, wodurch der Pancada-Fall vermieden wurde. Aus demselben ragen gerade an der Stelle, wo er am höchsten ist, zwei mächtige Felsen wie Säulen eines zerstörten Tempels zum Himmel auf. Noch einen Blick rückwärts, und die nun ungehinderte Thalfahrt zum Amazonenstrom wurde wieder aufgenommen. Von nun an wurden die Hütten am Ufer häufiger, und nach zwei Tagen wurde der Punkt erreicht, bis zu welchem monatlich ein Mal ein Dampfer verkehrt. Da es aber 22 Tage dauerte, bis ein solcher erschien, so zog es der Reisende vor, auf einem großen Fahrzeuge mit flachem Boden sich den Strom bis Gurupa, einer Station der 75 auf dem Amazonas verkehrenden Dampfer, hinabtreiben zu lassen. Von dort führte ihn eine Woche später ein Dampfer nach Para hinab, wo er fieberkrank und gänzlich mittellos anlangte und — im schroffen Gegensatze zu den weißen Kautschuksammlern am Yary — bei den Behörden eine sehr schlechte Aufnahme fand. Der französische Vicekonsul empfing ihn kalt, der brasilianische Gouverneur erklärte ihm, „daß er sich um die Geographie des Innern seiner Provinz wenig kümmere“, und der Bischof hielt ihn gar für einen aus Cayenne entsprungenen Sträfling. Schon dachte er daran, sich auf dem ersten Segelschiffe, das die ungesunde und ungastliche Stadt Para verlassen würde, als Matrose zu vermiethen, als ihm ein französischer Kapitän, Barran, 2500 Franks lieh, womit er seine Begleiter nach ihrer Heimath schaffen und sein Fahrgeld nach Europa bezahlen konnte. Am 1. December verließ er die Mündung des Amazonenstroms, in dessen Gebiete er noch so schöne Erfolge erringen sollte.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

I.

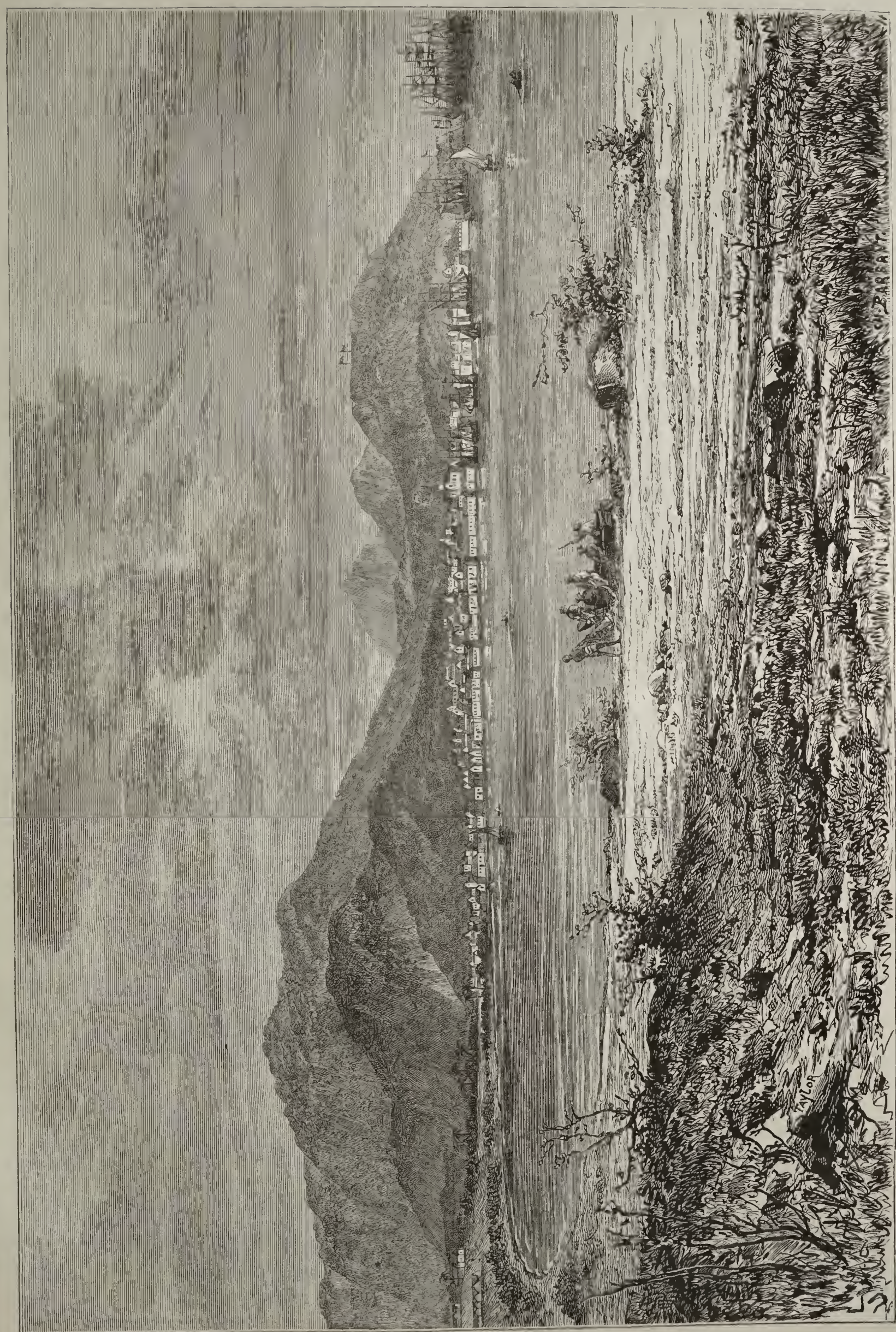
„Hispañola es una maravilla," Hispaniola ist ein Wunder, berichtete Columbus an die Königin Isabelle von Spanien, als er am 6. December 1492, von Guanahani und Cuba kommend, die große Insel entdeckt hatte, der er zu den drei Namen, die sie im Munde der Eingeborenen führte: Quisqueya (Großes Land), Bohio (Dörferland) und Ayti (Bergland) noch den vierten: Klein-Spanien oder Hispañola beilegte. Und wohl mochte ihm die herrliche Insel, das heutige San Domingo oder Hayti, wie ein Wunder der Schöpfung erscheinen; denn im Schmucke des üppigsten Grün steigt das vielbuchtige, von zahllosen kleinen Inseln umkränzte Land aus dem tiefblauen Meere auf, von waldreichen Hügelketten durchzogen, zwischen denen breite grasreiche Ebenen oder enge reichbewässerte und fruchtbare Thäler sich erstrecken, wahre hesperische Gärten mit ihren früchtebeladenen Orangen- und Mangobäumen, den schlanken

Cap Haïtien zur Zeit der französischen Herrschaft, von den Marchegalle-Bergen aus gesehen.
(Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

Palmen, den Feigenbäumen, die zwischen Bananen-, Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollplantagen sich erheben.

Seit der Zeit, wo Columbus in Guariko, der Hauptstadt des Kaziken Guakanagarik (die Insel war damals in fünf Xis oder Hios eingetheilt, die von Kaziken beherrscht wurden), freundliche Aufnahme fand, sind fast vier Jahrhunderte einer wechselvollen blutigen Geschichte über die Insel hingegangen. Von den Ureinwohnern des Landes existirten hundert Jahre nach der Gründung der ersten spanischen Kolonie auf der Nordküste nur noch unbedeutende, dem Aussterben verfallene Ueberreste, die vom Schwerte verschont Gebliebenen zehrte die anstrengende Arbeit in den Bergwerken auf. Dem bald eintretenden gänzlichen Mangel an indianischen Arbeitern wurde durch die Einführung afrikanischer Sklaven abgeholfen, deren einer, nach Herrera's Angabe, die Arbeitskraft von vier Indianern besaß.

Im Jahre 1630 kamen französische Flibustier, die der Admiral Federigo von Toledo von der Insel St. Christoph vertrieben hatte, nach San Domingo. Die wilden Gesellen, die sich „boucaniers" nannten, ließen sich auf der Westküste nieder; Seeräuberei und die Jagd in den Wäldern der Insel bildeten ihre Hauptbeschäftigung. Aber schon unter den Kindern und Enkeln der ersten Boucaniers entwickelte sich diese französische Niederlassung zu hoher Blüthe und erstreckte sich bis weit ins Land hinein und bis hinauf zur Nordküste; und als 1697 Frankreich von der spanischen Krone die Abtretung des französischredenden Theils der Insel erlangte, gewann es durch die neue, officiell mit dem Namen Hayti



Ansicht von Cap Haïtien zur Zeit der französischen Herrschaft. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

belegte Kolonie eine Quelle großen Reichthums. Beinahe hundert Jahre dauerte die französische Herrschaft auf der Westseite der Insel; der Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande war ein ungemein reger; reiche Städte blühten an den Küsten auf, die Arbeit in den großen Plantagen, von Negersklaven verrichtet, brachte großartige Erträge: da trat im Jahre 1791 ein gewaltsamer Umsturz aller bestehenden Verhältnisse ein, und zwar ging derselbe von einer Seite aus, von der ihn Niemand für möglich gehalten, geschweige denn befürchtet hätte. Trotz schwerster Anstrengung durch Bergwerks- und Plantagenarbeit, trotz der oft unmenschlichen Behandlung von Seiten der Weißen, hatte sich die farbige Bevölkerung der Insel bedeutend vermehrt; im französischen Hayti allein betrug im Jahre 1785 die Zahl des farbigen

Wachtposten in Cap Haïtien.

Volkes 500 000 Seelen, die der Weißen aber noch nicht 40 000. Dieses Mißverhältniß, das ja auch ohne die Sicherheit der Weißen zu gefährden in den meisten anderen Kolonien bestand, wurde durch den oben erwähnten vielfachen Verkehr mit dem Mutterlande Frankreich verhängnißvoll für Hayti. Farbige Freigelassene, meist Mischlinge, die einer höhern Bildung theilhaftig geworden und nach Frankreich gekommen waren, brachten, im Verein mit vielen, der neuen Richtung huldigenden französischen Ausgewanderten, die leitenden Ideen der Revolution in die Kolonie; und die große Lehre von den Menschenrechten, die, dem Verständniß der Sklaven angepaßt, bald von geheimen Emissären durch das ganze Land gepredigt wurde, fand fruchtbaren Boden bei dem farbigen Volke. Im Jahre 1791 brach der lange im Stillen vorbereitete Aufstand der Sklaven los, und zehn Jahre lang dauerte der erbitterte Kampf, an dem auch die Negerbevölkerung der seit Kurzem mit Frankreich vereinigten früher spanischen Hälfte der Insel Theil nahm. Unter

Toussaint l'Ouverture, dem tapfern Negergeneral, gelang im Jahre 1801 endlich die vollständige Losreißung der nunmehrigen Negerrepublik Hayti von Frankreich. Das tragische Schicksal des Helden, der schließlich durch Verrätherei den Franzosen in die Hände fiel und auf einer französischen Festung in räthselhafter Weise endete, ist bekannt. Sein Nachfolger Dessalines, den er selbst noch zum Präsidenten der Republik bestimmt hatte, und der im Jahre 1804 als Jakob I. die Kaiserwürde annahm, wurde ermordet. Auch König Henry I. von Hayti, der ehemalige Negersklave Henry Christophe, die traurigste Karikatur eines Nero oder Domitian, erlitt ein ähnliches Schicksal. Pétion und Boyer blieben Präsidenten der Republik; der Letztere erlangte im Jahre 1825 nach vielfachen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik von Seiten Frankreichs, gegen eine den früheren Kolonisten zu zahlende bedeutende Entschädigungssumme. War die Ruhe nach außen hin hierdurch gesichert, so hörten die Kämpfe im Innern deshalb doch nicht auf; fast jede neue Präsidentenwahl gab Veranlassung zu erbitterten Kämpfen, bei denen sich gewöhnlich die Mulatten und die Neger feindlich gegenüberstanden. 1845 machte sich der östliche Theil der Insel als Republik San Domingo wieder selbständig. 1848 verwandelte der Neger Soulouque den westlichen Theil nochmals in ein Kaiserreich Hayti, und beherrschte dasselbe als Kaiser Faustin I. neun Jahre hindurch in der grausamsten Weise. Nach seiner Vertreibung 1859 wurde von Neuem die Republik unter dem Präsidenten Geffrard proklamirt, und nun folgten wieder zehnjährige Parteikämpfe, die mit der Erschießung Geffrard's im Jahre 1870 endigten. Auch die seitdem verflossenen neun Jahre haben vielfache politische Unruhen über Hayti gebracht, und es hat heute fast den Anschein, als wollten die anarchischen Zustände der unaufhörlichen Bürgerkriege, der Staatsstreiche und Diktaturen, des Umwerfens und Wiederaufbauens von Verfassungen, wie sie in den südamerikanischen Freistaaten längst heimisch sind, sich auch in der Negerrepublik in Permanenz erklären.

Wir geben im Folgenden einige Auszüge aus dem Berichte über eine Tour durch Hayti, die der Verfasser, Herr E. La Selve, Professor am Lyceum von Port-au-Prince, im Jahre 1871 ausgeführt hat. Heute noch findet der Reisende, wie Christoph Columbus vor vierhundert Jahren, bei jedem Schritt durch das kleine Inselland Gelegenheit, den unerschöpflichen Reichthum der verschwenderischen Natur staunend zu bewundern; aber das herrliche Bild wird überall durch den Anblick trauriger Ruinen getrübt, verfallener Städte und eingestürzter Riesenbauten, den Zeugen jener zahllosen Kämpfe ältern und neuern Datums, die bis jetzt einen allgemeinen wirthschaftlichen und intellektuellen Aufschwung im Volke von Hayti verhindert haben.

Am 3. November 1871, Vormittags, lief das Schiff le Caraïbe, an dessen Bord La Selve sich befand, in den weiten Hafen von Cap Haïtien, der zweitgrößten und auf der Nordküste belegenen Stadt der Republik, ein. Es hatte am vorherigen Tage stark geregnet, weiße Nebelschleier hingen an allen Bergspitzen, das Meer hatte eine trübe dunkle Färbung. Von dem Verdeck des Dampfers aus suchte La Selve vergebens am Ufer die herrliche Stadt Cap Haïtien, das ehemalige „Paris von San Domingo", wie er es nach den alten Zeichnungen und Schilderungen von Moreau de Saint Méry zu finden erwartet hatte. Weitläufig zerstreute, niedrige Hütten am Strande, einzelne größere vereinzelte Bauwerke, die der Kapitän als Exportmagazine der Kaufleute bezeichnete, daneben das Zollamt und das Hafenbüreau, das mit seinem rothen Ziegeldach und den zwei Reihen von Bogenfenstern seltsam abstach von der elenden Umgebung der Fischer- und Schiffer-Vorstadt: das war Alles, was man von der blühenden Kolonialstadt aus der Zeit Ludwig's XV., dem Sitze der obersten Gerichts- und Admiralitätsbehörden des französischen Hayti, erblickte. Von einem der unzähligen kleinen Boote, die den Dampfer umschwärmten, ans Land gebracht, mußten die Reisenden dem farbigen Hafenkommandanten die Pässe vorzeigen, und nicht genug hiermit, wurden sie augenblicklich unter Leitung eines Polizeibeamten in die Stadt geführt, um auch der städtischen Behörde ihre Papiere zur Einsicht vorzulegen. Waren diese Formalitäten wohl geeignet, den Ankommenden einen hohen Begriff von der peinlich strengen Handhabung der Gesetze in Cap Haïtien zu geben, so schwächte der Anblick des vor dem Polizeigebäude auf Wache befindlichen Postens diesen Eindruck bedeutend ab. Auch keine Spur von militärischer Straffheit war an dem riesigen Negersoldaten zu sehen, der, auf einer niedrigen Bank sitzend, das Gewehr neben sich an die Mauer gelehnt, ein großes Stück Zuckerrohr, an dem er gierig kaute, zwischen den Zähnen, seinen Dienst in behaglichster Weise versah. Die Auswahl eines Nachtquartiers machte dem Reisenden nicht viel Mühe, da heute nur noch ein einziges Hôtel in Cap Haïtien vorhanden ist; das landesübliche Bett, ein Stück Segeltuch über einen Rahmen gespannt, die primitivste Art von Feldbett, befriedigte die bescheidenen Ansprüche des von langer Seereise Ermüdeten. Auch an den zur Abendmahlzeit aufgetragenen Speisen war nichts auszusetzen, wenn man sie nicht allzugenau auf ihre Bestandtheile untersuchte; denn dabei würde sich doch herausgestellt haben, daß sie vielleicht etwas mehr Ameisen und andere überflüssige Dinge enthielten, als gerade wünschenswerth war.

Am nächsten Morgen begann La Selve die Besichtigung der Stadt, unter den obwaltenden Umständen eine melancholischstimmende Beschäftigung.

Cap Haïtien, im Jahre 1670 von den Flibustiern an der Stelle des alten Guarico gegründet, hat an allen Phasen der Geschichte Haytis thätigen und — ein Gang durch die heutige Stadt lehrt es — mehr noch *leidenden* Antheil genommen. Viermalige Feuersbrünste, zahlreiche Bombardements, das letzte erst im Jahre 1865, das Erdbeben von 1842, wiederholte Straßenkämpfe, die Willkürherrschaft Königs Henry I., der seine „*gute Stadt*" beschoß und in Brand steckte: fürwahr, ein Rückblick auf alle jene Erlebnisse giebt die Erklärung für den traurigen Verfall der einst reichen Stadt. Von den acht großen mit stattlichen Palästen umgebenen Plätzen, den sechs monumentalen Brunnen, dem Palast des Gouverneurs, den Kasernengebäuden, dem Finanzamtsgebäude, dem Nonnenkloster und dem Jesuitenseminar, dem großartigen Theater aus der französischen Zeit sind keine erkennbaren Spuren mehr zu sehen; von den Bauwerken aber, die im ersten und zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts König Henry aufführen ließ, stehen noch einige Ruinen. Eine große Kirche inmitten der Stadt zeigt nur noch ihre vier Umfassungsmauern mit den großen Fenstern und zwei unversehrt gebliebenen Statuen des Petrus und Paulus in ungeheuren Nischen an der Vorderseite; im Jahre 1774 erbaut, 1825 unter dem Präsidenten Boyer restaurirt, hat sie bei dem letzten Erdbeben das Dach und ihren Thurm eingebüßt, und Niemand denkt heute daran, sie wieder aufbauen zu lassen. Die schönen Häuser der Kolonisten stehen heute als verfallende Trümmer längs der breiten Straßen, an deren holprigem Pflaster der Fuß des Wanderers sich stößt. Ueberall leere Fensteröffnungen, Pforten ohne Thüren, schadhafte Dächer, geborstene Mauern; in den Sälen und Gängen der unteren Stockwerke wächst das Unkraut, und Schlingpflanzen ranken sich an den Wänden empor. Zwischen diesen Ruinen ordnungslos verstreut und darum den

traurigen Eindruck des Ganzen nicht mildernd, stehen wohl einige Hundert verschont gebliebener oder restaurirter Häuser, aus dem verschiedensten Material, in verschiedenem Stil erbaut. Bald hell, bald dunkel, farbig oder weiß, verlieren sie sich, sozusagen, zwischen den Trümmern und in der heute viel zu weit gewordenen Umfassungsmauer der alten Stadt.

Die Bewohner des Suluh-Archipels.

Nach dem Spanischen des P. de Pazos. Von Prof. **F. Blumentritt** in Leitmeritz.

Während Europas Aufmerksamkeit ganz von den orientalischen Wirren in Anspruch genommen wurde, vollzog sich nahezu geräuschlos im fernen Ostasien die Eroberung des merkwürdigen Suluh-Archipels durch die Spanier. Nur ganz dürftige Zeitungsnotizen brachten uns hiervon Nachricht; wir müssen deshalb freudig ein Buch willkommen heißen, welches unter dem Titel: „Joló [1]) (Relato histórico-militar desde su descubrimiento por los españoles en 1578 á nuestros dias)“ vom königlich spanischen Oberstlieutenant D. Pio de Pazos y Vela-Hidalgo zu Búrgos herausgegeben wurde. Wenngleich der Verfasser, wie schon der Titel seines Werkes anzeigt, das Hauptgewicht auf das historische und militärische Moment legt, so ist doch die Völkerkunde dabei nicht leer ausgegangen, und wir finden so manches bei Pazos, was in anderen hierher gehörigen Werken vergeblich gesucht wird. Unsere Kenntniß des Suluh-Archipels ist überhaupt eine so geringe (ich spreche vom deutschen Standpunkte aus), daß wir jede Möglichkeit, unsere Kenntniß jener Pirateneilande zu erweitern, mit Freude begrüßen müssen. Ohnedies sind Monographien über jene Inselgruppe selten — ich kenne ihrer nur zwei [2]) — und die Routen der Weltumseglungsexpeditionen ꝛc. berührten gleichfalls Suluh gar nicht oder selten. Um so gelegener kommt Pazos' Werk.

Im ersten Kapitel finden wir eine gedrängte Schilderung der Zustände und ethnographischen Verhältnisse unseres Archipels. Dieser wird von zwei gänzlich von einander verschiedenen Volksstämmen bewohnt, nämlich von den ursprünglichen Herren des Landes, den Guimbas, und den späteren Eroberern malaiischer Abkunft, welche Pazos mit dem Namen: Moro-Malayos bezeichnet. Ueber die ersteren finden wir nur einige dunkele Notizen bei Combez und Fray Juan de la Concepcion; um so schmerzhafter vermissen wir in Pazos' Werk eine genaue Beschreibung dieses interessanten Volkes. Wir erfahren nur, daß die Guimbas sich noch im Zustande roher Wildheit befinden und von starkem Körperbau sind. Sie leben in dem Innern der Bergwildnisse von Suluh, wohin sie durch die malaiischen Eroberer zurückgedrängt wurden. Wenn sie ins Feld ziehen, so bedienen sie sich der Trommeln als Signale, und daher soll auch ihr Name herstammen, denn Guimbas bedeutet so viel als Trommler. Um sich Muth einzuflößen, berauschen sie sich unmittelbar vor der Schlacht durch den Saft einer Pflanze, welche Panayaman genannt wird. Das ist alles, was Pazos uns über die Guimbas zu berichten weiß. Wir erfahren dadurch nichts Neues, denn die geistlichen Geschichtsschreiber der Philippinen haben uns schon vor mehr als 200 Jahren dasselbe erzählt. Es wäre sehr wünschenswerth, etwas Näheres über diese Urbewohner des Suluh-Archipels zu erfahren; denn so sind wir nicht einmal in der Lage angeben zu können, zu welcher Menschenrace diese Guimbas gehören.

Die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Inselgruppe wird von den erwähnten „Moro-Malayos“ gebildet. Pazos behauptet, daß sie ein Mischlingsvolk von Malaien und Arabern wären. Diese kühne Behauptung ist wohl unhaltbar; denn wenn es auch feststeht, daß unter den Suluhs ebenso wie unter den malaiischen Bewohnern der Molukken und Mindanaos viele Araber sich niederließen [1]) und mit malaiischen Frauen eheliche Verbindungen eingingen, so bildete die Zahl dieser arabischen Einwanderer einen so geringen Bruchtheil der gesammten Bevölkerung, daß man von einer „Vermischung“ beider Racen füglich nicht sprechen kann. Wir wissen nur das eine mit Bestimmtheit, daß die malaiischen Eroberer des Suluh-Archipels von Mindanao herkamen und sich nicht lange vor der Entdeckung der Inselgruppe durch die Spanier dort niederließen. Sehr interessant wäre die Untersuchung, ob diese malaiischen Eroberer sich nicht mit den Guimbas zum Theile vermischt haben; denn nach meiner Ansicht scheinen die Küstenbewohner von Suluh allen Beschreibungen nach nicht rein malaiischer Abkunft zu sein. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß nicht überall die Guimbas sich den fremden Eroberern feindlich gegenüber gestellt haben, sondern daß wenigstens die Weiber der Ureingeborenen mit den Fremdlingen eheliche Verbindungen eingingen, deren Sprößlinge die heutigen Suluh-Mauren sind. Die Guimbas der Bergwildnisse Suluhs wären dann nichts anderes als die Nachkommen jener trotzigen Krieger, welche sich nicht der Knechtschaft der Fremden unterwerfen wollten. Beispiele dieser Art finden wir ja in den benachbarten Philippinen in großer Auswahl. Pazos geht allen diesen Erörterungen sorgfältig aus dem Wege, doch darf man nicht vergessen, daß sein Werk sich hauptsächlich nur mit der Militärgeschichte des Landes befassen will, wie schon der Titel bezeugt.

Die Suluhs sind proportionirt gebaut, ihre Gesichtszüge drücken ebenso viel Intelligenz als unbändige Leidenschaftlichkeit aus. Aberglauben, Rachsucht und Hinterlist gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen, sind bei jedem Suluh zu treffen. Eidschwüre brechen sie im Handumdrehen und auf Gnade hat niemand zu rechnen, der in ihre Hände fällt, denn ihr gefühlloses Herz kennt keine Großmuth und kein Erbarmen. Pazos hätte zu diesen schönen Tugenden noch die Undankbarkeit hinzuzählen können, denn diese elenden Piraten haben ihre größten Wohlthäter schnöde behandelt, gleichgültig ob es Spanier oder Engländer waren; man erinnere sich nur des Gemetzels von Balambangan! Niemand noch, der mit diesen Barbaren in nähere Berührung kam, hat über sie ein günstiges Urtheil gefällt. Pazos nennt die Suluhs ein ungemein kriegerisches Volk; das sind sie

---

[1]) Suluh heißt im Spanischen: Joló.

[2]) Eine Relation über den Zustand Suluhs im Jahre 1815 von J. Hunt (citirt von D. Sinibaldo de Mas) und Koner's bekannter Aufsatz über den „Suluh-Archipel“ in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. II.

[1]) Im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hielten sich am Hofe des Sultans Araber, meist Schriftgelehrte, auf, welche eine Koranschule unterhielten und die diplomatische Korrespondenz des Sultans besorgten (Barrantes. Guerras piráticas de Filipines. Madrid 1878, p. 4).

auch in der That, aber nicht etwa aus Drang nach Kampf und Schlacht, es ist vielmehr die gemeinste Raubgier, welche ihnen das Schwert in die Hand drückt. Feige fliehen sie, wenn ihnen nicht durch eigene Ueberzahl sicherer Sieg entgegen winkt; doch ist ihnen eine gewisse Kühnheit nicht abzusprechen, wenn man die Ausdehnung ihrer verwegenen Piratenzüge in Betracht zieht. Was die Sprache der Suluh anbelangt, so meldet uns Pazos, daß die Bewohner dieses Archipels „Arabisch mit vielen malaiischen Worten vermengt" sprächen. Das ist gerade das Gegentheil von dem, was wahr ist! Ein malaiischer Dialekt bildet die Sprache dieses Volkes, nur finden sich in demselben viele, zum Theil entstellte, arabische Worte, hauptsächlich für Bezeichnungen, welche dem religiösen und staatlichen Leben entlehnt sind.

Interessant sind die Nachrichten über die Sitten und Gebräuche dieses Zweiges der malaiischen Race, denn obwohl sonst fanatische Anhänger des Islam, erlauben sich die Suluhs manche Abweichungen von den Vorschriften des Koran. Ausführlich beschreibt uns Pazos die Ceremonien der Hochzeitsfestlichkeiten. Eine Heirath kommt auf zweierlei Weise zu Stande: entweder trägt ein Mann seine Tochter jemandem zur Frau an oder es bewirbt sich der Ehekandidat um ein Mädchen. Im erstern Falle trägt der Vater dem Schwiegersohne eine Mitgift an, welche in Schiffen, Vieh, Kanonen, Waffen und Sklaven besteht. Beide feilschen so lange, bis sie über die Summe einig sind. Im zweiten Falle trägt der Freier dem Vater seiner Auserwählten einen Kaufpreis an, der gleichfalls aus den oben erwähnten Gegenständen zusammengesetzt ist. Auch hier findet ein Feilschen statt, bis beide Theile zufrieden gestellt sind. Nach der Zustimmung oder Neigung des Mädchens fragt niemand. Ist der Kauf- oder Verkaufspreis festgestellt, so wird mit der Hochzeit selbst nicht lange gezögert und der Hochzeitstag festgesetzt. Am Vorabende führt ein Pandit (Priester) die Brautleute in zwei Hütten, wo beide, von einander getrennt, sich zum Hochzeitsfeste schmücken. Zu diesem Behufe werden auch die Augenbrauen abrasirt, denn diese Entstellung des Gesichtes gilt bei den Suluhs für eine besondere Zierde. Den andern Tag begiebt sich der Pandit zu der Hütte des Bräutigams, begleitet von den Hochzeitsgästen, welche ein gellendes Freudengeschrei ausstoßen und mit Trommeln und anderen Instrumenten jenen Höllenlärm machen, ohne welchen asiatische Festlichkeiten nicht gedacht werden können. Hat der Pandit den Bräutigam aus seinem Rohrhäuschen herausgeholt, so geleitet er ihn unter demselben Spektakel in die Hütte der Braut, welche hinter einem Vorhange, ihrem künftigen Gatten unsichtbar, kauert. Der Pandit fragt nun dreimal den Bräutigam, ob er den ernstlichen Willen habe, die hinter dem Vorhange Verborgene zum Weibe zu nehmen. Ist diese Frage dreimal bejaht worden, so hebt der Pandit den Vorhang in die Höhe und zeigt dem Glücklichen die Braut. Diese aber springt augenblicklich in die Höhe und läuft, so schnell sie die Füße tragen, davon, verfolgt vom Bräutigam und den Gästen, welche letztere wieder einen fürchterlichen Lärm schlagen, bis es endlich dem Bräutigam gelingt, die Flüchtige zu erjagen, womit die Hochzeitsceremonie ihr Ende erreicht. Doch finden diese Festlichkeiten nur bei der Hochzeit mit der ersten Frau statt, welche allein als legitim gilt. Die anderen Weiber und Konkubinen werden ohne jede Ceremonie gekauft und dem Harem einverleibt. Wird jemand krank, so wird gleichfalls ein Pandit geholt, um durch sein Gebet den Propheten zu bestimmen, dem Patienten die Gesundheit wiederzugeben. Stirbt ein Vornehmer, so werden Schüsse abgefeuert, getrommelt und geheult in einer fürchterlichen Weise. Der Leichnam wird in ein weißes Gewand gehüllt und mit dem Kris umgürtet in einen einfachen Sarg gelegt. Das Leichenbegängniß findet wieder unter einem greulichen Spektakel statt; ob zu diesem Zwecke auch Klageweiber gemiethet werden, läßt Pazos unerwähnt. Die Verwandten des Verstorbenen tragen zum Zeichen der Trauer Turbans von weißer Farbe; nur erfahren wir nicht, ob dies bloß während der Beerdigung geschieht oder ob diese Trauer-„Kleidung" nicht auch eine längere Zeit hindurch getragen wird. Ueber dem Grabe wird ein Zelt aufgeschlagen, unter welchem die Hinterbliebenen durch volle acht Tage den Todten beweinen. Die Panditen bleiben auch da nicht unbeschäftigt; denn 40 Tage hindurch gehen sie in das Trauerhaus, um dort Koransuren und Gebete herunterzuschnarren. Für diese Mühe erhalten sie regelmäßig ein Stück weißen Gewebes und überdies noch andere Geschenke.

Die freien Suluh halten es für unritterlich, sich mit dem Feldbau zu beschäftigen, welcher den Sklaven überlassen bleibt; sie selbst aber widmeten sich vor 1877 dem Seeraube. Nur selten überfielen sie ein europäisches Schiff und dies nur dann, wenn es durch Sturm übel zugerichtet war; das Hauptobjekt ihrer Angriffe bildeten die an der Küste gelegenen Dörfer, die sie plötzlich überfielen, ausplünderten, und deren Bewohner sie in die Sklaverei schleppten. Die kräftigsten dieser Gefangenen, meist christliche Visayer (Philippinen), wurden im 17. und 18. Jahrhundert auf den Sklavenmarkt nach Batavia gebracht, wo die ehrlichen Holländer sie ohne Gewissensbisse kauften, trotz der Reklamationen der Spanier. Davon weiß Pazos nichts. Erst nach 1763 erließ die holländische Regierung den strengen Befehl, daß von ihren Unterthanen keine philippinischen Sklaven mehr gekauft werden dürften. Die alten und schwächlichen ihrer Gefangenen verkauften die Suluhs an Dayakstämme in Borneo, welche jenen die Köpfe abschlugen, um die Manen ihrer Verstorbenen zu ehren [1]). Trotz der Ausdehnung ihrer Züge — sie kreuzten in der Sundasee ebenso gut wie in der Bai von Manila — sind ihre nautischen Kenntnisse äußerst gering; die Maguetnadel benutzen sie nicht, sondern segeln von Insel zu Insel, die Sonne und Gestirne zur Richtschnur nehmend. Ihre Fahrzeuge besitzen sämmtlich einen geringen Tiefgang, was besonders in den früheren Zeiten für ihre Piratenzüge von großem Vortheil war, indem die tiefgehenden spanischen Kriegsschiffe sie nicht in das seichte Wasser verfolgen konnten, wohin sie sich sogleich zu flüchten pflegten. Da die kleineren Schiffe bei ihrem geringen Tiefgange leicht umschlagen würden, so sind sie mit Ausliegern (batangas) versehen. Bei dem Schiffbaue werden so gut wie gar keine Eisenbestandtheile angebracht, an Stelle der Nägel dient zur festen Verbindung der Holztheile eine zähe Liane: Bejucobiac. Anstatt Pech und Theer gebrauchen sie eine Mischung von Wachs, Erdpech, Harz und dem „Bonote". Unter dem letztern ist die Wurzelfaser einer Palmengattung zu verstehen. Sie bauen Schiffe verschiedener Art und Größe, doch besitzen nur die Pancos, Gubanes und Garayes einen Kiel, die übrigen sind nichts weiter als ausgehöhlte Baumstämme. Selbst die größten ihrer Fahrzeuge werden nicht allein durch Segel, sondern auch durch Ruder gelenkt, welche dieselbe, wenn auch plumpere Form besitzen, wie die Ruder der früheren europäischen Galeeren. Alle Suluhschiffe zeichnen sich durch Schnelligkeit aus.

Die Tracht der Suluhs ist ähnlich der von Mindanao. Turban, Jacke, weite Hosen und ein burnusähnlicher Mantel bestärken Pazos in seiner Ansicht, daß die Suluhs arabischer Abkunft wären. Auch die Bewaffnung kommt ihm ganz arabisch vor, während doch die Suluhs keine anderen als malaiische Waffen tragen. Jeder mannbare Jüngling

[1]) Barrantes S. 161.

trägt schon den berüchtigten malaiischen Dolch, den Kris, den er selbst im Schlafe nicht ablegt. Auch der Säbel — Campilan genannt — ist der unzertrennliche Begleiter des erwachsenen Mannes. Im Felde tragen sie auch noch eine Lanze. Um ihren Körper zu schützen bedienen sie sich der Schilde, von welchen sie zwei Gattungen, einen großen und einen kleinen, gebrauchen. Der kleine Schild ist derjenige, welcher am häufigsten getragen wird; er besitzt eine kreisrunde oder elliptische Form und vermag nur den halben Körper zu decken, während der große Schild seinen Träger vollständig deckt. Beide Schildgattungen werden aus harten Holzarten hergestellt und oft zur Vermehrung der Widerstandsfähigkeit mit Büffelleder überzogen. Nur die wenigsten begnügen sich mit dem Schilde, viele umbinden ihren Leib mit dem Cambut, einer dicken Leibbinde aus Baumwolle, andere tragen Helm und Küraß aus Büffelleder. Seltener schützt man sich durch ein Panzerhemd. Handfeuerwaffen sind verhältnißmäßig nicht häufig und dann immer in einem elenden Zustande; denn außer Luntengewehren besitzen jene Malaien nur ausgemusterte europäische Musketen und Jagdflinten, welche ihnen meist englische Kaufleute brachten, während die Munition ihnen größtentheils von den Holländern verkauft wurde. Uebrigens sind sie so erbärmliche Schützen und ihre Gewehre in einer so desolaten Verfassung, daß der Gebrauch der Feuerwaffen den Suluhs mehr Gefahr bringt als ihren Feinden. Ungemein zahlreich ist ihre Artillerie; sie besitzen oder richtiger gesagt besaßen eine ungeheure Menge von Geschützen, von denen die größten Vierundzwanzigpfünder waren, während die kleinsten — Lantacas genannt — ein so kleines Kaliber hatten, daß man sie füglich Halbpfünder hätte nennen können. Die Geschütze befanden sich in demselben verwahrlosten Zustande, wie die Musketen, indem sie überdies auf äußerst plumpen Lafetten ruhten, so daß sie gar keine oder doch nur eine geringe Beweglichkeit besaßen. Manche der Geschütze waren festgemauert. Die größeren Kanonen waren theils von Engländern und Holländern gekauft, theils Schiffswracks entnommen, die kleineren wurden von ihnen selbst gegossen. Pazos erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß ja auch die Eingeborenen von Tondo und Manila bereits selbstgegossene Geschütze gehabt, als die Spanier zum erstenmale dorthin kamen. Nun ist es wohl wahr, daß die Mauren Manilas in den Jahren 1570 und 1571 Kanonen besaßen; es ist aber sehr fraglich, ob diese Geschütze auch ihr eigenes Fabrikat gewesen sind. Denn wir wissen, daß der Chef der Kanoniere, welche das Palissadenfort von Manila vertheidigten, ein Europäer [1]), wahrscheinlich ein Portugiese, gewesen ist. Ist da nicht anzunehmen, daß die Geschütze Manilas um so eher europäischen Ursprunges waren, als Buzeta und Bravo ausdrücklich berichten, jene Kanonen wären portugiesisches Fabrikat gewesen [2]). Auch die Kanonen der Suluhs werden wohl nicht von einheimischen Meistern gegossen worden sein, eher von den zahlreichen spanischen Deserteuren und Renegaten, welche ohnedies in früheren Zeiten in Suluh eine nicht unbedeutende Stellung einnahmen.

Die Regierung, welche durch die spanische Okkupation nicht beseitigt wurde, ist eine oligarchische und beruht auf dem Feudalwesen. Das Land ist in einzelne Herrschaften getheilt, deren erbliche Herren die Datos oder Dattos sind. Diese sind unumschränkte Gebieter in ihrem Territorium und üben auch alle Herrscherrechte aus; nur in wenigen Angelegenheiten, welche das Gesammtwohl und Interesse des Archipels betreffen, ordnen sie sich dem Sultan unter. Dieser, ein Spielball in den Händen des trotzigen Feudaladels, muß von väterlicher wie mütterlicher Seite aus der Herrscherfamilie (welche aus Mindanao kam) stammen. Er allein führt den Titel „Majasari“ oder „Majasarin“, was soviel bedeuten soll als: „der Erhabene und Makellose“; überdies wird er auch mit „Maulana“ (Majestät) angesprochen. Der Sultan und seine Nachkommenschaft bis ins dritte Glied führt überdies den Titel „Paduca“. Der Kronprinz führt als solcher (natürlich neben dem „Paduca“-Titel) den Namen Rajá-Muda. Die Titel der einzelnen Hofchargen und Staatsämter sind folgende: Datto-Interino, Staatsminister, verläßt der Sultan das Land, so übernimmt dieser Würdenträger die Statthalterschaft; Datto-Maramaya, Kriegsminister; Datto-Realao, Marineminister; Datto-Mitsainguir, Chef des Justizwesens; dieser Beamte hat den diplomatischen Verkehr mit dem Auslande zu vermitteln, also Minister für Justiz und Aeußeres.

Der General, welcher Landtruppen kommandirt, wird Pauliman titulirt, der Chef einer Seeexpedition Orancaya (?), der Kommandant von See- und Landtruppen heißt Salicaya. Natürlich werden alle diese Würden nur mit Dattos besetzt, die überhaupt die eigentlichen Souveräne des Landes sind, der Sultan ist mehr Anstandsperson, als Regent, das Exekutivorgan seiner trotzigen Vasallen. Deshalb wird kein Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen, dem nicht die Vornehmsten der Dattos ihre Unterschrift beigefügt hätten. Aber auch so waren die meisten Verträge illusorisch, denn es gab immer einzelne Dattos, welche opponirten und dem abgeschlossenen Vertrage zuwider handelten, und der Sultan war diesen Friedensstörern gegenüber machtlos. Barrantes giebt in seinem oben erwähnten Werke drastische Beweise der Ohnmacht der Sultansgewalt. Uebrigens scheint es nicht so unwahrscheinlich, daß die biederen Sultane mit den angeblich „aufrührerischen“ Vasallen unter einer Decke spielten und sich dem Auslande gegenüber ohnmächtiger darstellten, als sie es wirklich waren, um so unliebsame Paragraphen eben abgeschlossener Verträge ungefährdet umgehen zu können.

Der jetzt mit einer spanischen Pension bedachte Sultan hat mit seiner ganzen Familie das Recht erhalten, auf seinen und den seiner Familie gehörigen Schiffen die spanische Kriegsflagge zu führen. Er erhält von den Spaniern das Prädikat Hoheit, und die spanischen Truppen und Kriegsschiffe haben ihm dieselben militärischen Ehrenbezeugungen zu leisten, wie dem Generalkapitän (Statthalter) der Philippinen.

Nächst den Dattos ist der bedeutendste Stand der der Priester, deren Oberhaupt der Scherif ist, dessen Einfluß sich siegreich in allen Schichten der Bevölkerung behauptet. Die Priester — Jabdis und Panditen genannt — genießen bei dem religiösen Fanatismus der Bevölkerung ein ungemeines Ansehen. Sie sind übrigens wohl unterrichtete und verhältnißmäßig gebildete Leute.

Eine Klasse der Bevölkerung vergaß Pazos zu erwähnen; freilich ist dieselbe seit der Annexion nicht mehr vorhanden: es ist die der Renegaten. Diese spielten in der frühern Zeit, besonders im vorigen Jahrhunderte, eine bedeutende Rolle, indem sie die Verfasser und Interpreten der diplomatischen Korrespondenz Suluhs mit dem Auslande, hauptsächlich mit Spanien, waren. Auch im Kriegswesen zeichneten sie sich aus, denn sie bestanden beinahe ausschließlich aus Deserteuren der benachbarten spanischen Presidios und Flottenstationen. Merkwürdiger Weise stellten die Eingeborenen der Philippinen zu diesen Renegaten das geringste Kontingent, es waren meistens Spanier und Mejicaner, letztere in der Mehrzahl. Die Linientruppen der Philippinen wurden nämlich

[1]) Fr. Juan de la Concepcion I, 399. Fr. Gaspar de S. Agustin. Conquista de las Islas Philipinas. Madrid 1698, p. 220.

[2]) Fr. M. Buzeta y Fr. F. Bravo. Diccionario geográfico etc. de las Islas Filipinas. Madrid 1850, II, 284.

größtentheils aus Mejico rekrutirt, und es ist auffallend, wie häufig die Leute desertirten; ich vermuthe, daß es meist Indianer gewesen sind, denn die Rothhäute Mejicos besaßen von jeher eine Abneigung gegen die strenge militärische Zucht und Disciplin im Gegensatze zu den Indianern Perus, welche Spanien ausgezeichnete und verläßliche Liniensoldaten lieferten. Auffallend ist es, daß unter Hunderten von gefangenen farbigen Christen (der Philippinen) nur höchst selten ein Einzelner zum Islam übertrat, obwohl die Suluhs einem solchen Abtrünnling sogleich die Freiheit gaben.

Reisewerke über Westafrika.

III.

R. K. Zu der in der letzten Zeit sehr anschwellenden Literatur über die afrikanische West- und speciell die Loangoküste hat auch Herman Soyaux, der Botaniker der Loango- und der Homeyer-Pogge'schen Expedition, seinen Beitrag geliefert: „Aus West-Afrika, 1873 bis 1876. Erlebnisse und Beobachtungen." (2 Theile. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus 1879.) Räumlich sind seine Reisen wenig ausgedehnt; denn Soyaux besuchte außer zahlreichen Hafenplätzen nur den untern Kuilu und einige Küstenstriche von Loango und machte wiederholentlich die häufig schon zurückgelegte und beschriebene Reise von Loando nach Mpungu-an-dongo (diese Schreibart ist richtiger, als die gebräuchlichere Pongo Andongo). Trotzdem er also nicht viel Neues bringen kann, hat sein gut geschriebenes Buch unsern Beifall gewonnen, weil er die Welt doch wieder mit anderen Augen anschaut und andere Gesichtspunkte geltend macht, als seine Vorgänger. Ohne daß er uns mit lateinischen Pflanzennamen überschüttet, vergißt er doch seines speciellen Faches nicht und liefert z. B. im 5. Kapitel des 1. Bandes sehr anschauliche Beschreibungen des Baobab, des Wollbaumes und der Oelpalme, im 6. des 2. Bandes schildert er die Vegetation und das Thierleben um Mpungu-an-dongo, an anderen Stellen die Savannen der Loangoküste, die Mangrovedickichte, die Wälder am Kuilu und anderes. Von dem Neger, wie er ihn während seines $2^1/_2$jährigen Aufenthalts in Afrika — allerdings kam er nicht mit vielen Stämmen in Berührung — kennen lernte, hegt er eine sehr günstige Meinung: er hält dafür (I, 153), daß die Negerrace nicht specifisch schlechter oder niedriger organisirt ist als die weiße, und daß der Neger nicht bloß abgerichtet, sondern wirklich erzogen und gebildet werden kann. Wäre die ganze Race geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen, was doch unleugbar der Fall ist. Soyaux führt als solche Beispiele an Toussaint L'ouverture, Benjamin Bannaker, Verfasser eines astronomischen Jahrbuchs, Dualu Bukere, Erfinder eines Silbenalphabets der Veits an der Oberguineaküste, den Bischof Samuel Crowther und Joseph Reynes, der vor einigen Jahren im Sprecherstuhl des Repräsentantenhauses zu Washington saß. An einer andern Stelle (I, 300) sagt er, daß er die Tugend der Gastfreundschaft als gemeinsamen Charakterzug bei allen Negervölkern, die er kennen lernte, gefunden habe, und ebenso allgemein den Sinn für Reinlichkeit, und daß in letzterer Beziehung nur einige Stämme im Süden des Congo und des Kuansa, namentlich die Muschicongo und Kissamas, seltene Ausnahmen von der Regel bildeten. Auch die verbreitete Ansicht, daß die Schwarzen faul seien und die Natur ihnen die Früchte in den Mund wachsen lasse, bekämpft er (I, 171). An der Loango-Küste bearbeitet jede Negerfrau das Feld trotz der tropischen, auch ihre Kraft lähmenden Sonnengluth. „Kein Zugvieh, weder Ochs noch Pferd, zieht hier den die harte Scholle aufreißenden Pflug; ganz allein des Menschen schwielige Hand muß mit einer kleinen schwachen Hacke den Boden bearbeiten, den er dem Urwalde abgerungen. Freilich, erst dem Menschen, der auf einer hohen Stufe der Gesittung steht, wird die Arbeit zum Bedürfniß, zum Zweck des Lebens, er erst lebt, um zu arbeiten; der Naturmensch betrachtet die Arbeit lediglich als Mittel zur Beschaffung des allernothwendigsten Lebensbedarfs, er arbeitet nur, um zu leben. Doch hat hier an der Küste der Handel, dieses mächtige Kulturagens, offenbar schon den Begriff des Nothwendigsten bei den Eingeborenen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; sie bauen mehr Maniok, Mais und Bataten, als sie für ihren eigenen Lebensunterhalt brauchen, um mit dem Ueberschuß früher nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln."

Von besonderm Interesse sind Soyaux's Angaben über die portugiesische Verwaltung von Angola, nicht weil er mit der Schilderung der dortigen Lotterwirthschaft etwas ganz Neues beibrächte, sondern weil den neulichen portugiesischen Schönfärbereien gegenüber hier das Zeugniß eines unbefangenen Beobachters vorliegt, welcher nie zaudert, wirklichen Fortschritt und wahres Verdienst um das Land anzuerkennen. „Wohl auf kein anderes Land wie auf Angola — heißt es II, 33 —, wo das Civilisationswerk in den Händen von Missionären und deportirten Verbrechern ruht, ist das Wort so anwendbar, das auf der 1876 in Hamburg tagenden Naturforscherversammlung gesprochen wurde: die Ursache des Nichterfolgs von Civilisationsversuchen liegt nicht an der Bildungsunfähigkeit und Rohheit der Naturvölker, sondern an der Rohheit der Europäer und ihrer Unfähigkeit, jene Völker zu erziehen." Darum erscheinen die Wege in Angola so menschenleer, weil der Neger dem begegnenden Weißen ausweicht. Was soll man von einer Scene denken, wie sie Soyaux in Kamungu erlebte (II, 77)? „Es waren 40 Mann Rekruten aus den umliegenden Dörfern ausgehoben und auf der Stelle von einem Priester, einem Mulatten, getauft und zu Christen gemacht worden. Zur Feier dieses freudigen Ereignisses tanzte jetzt der Priester betrunken im Kreise seiner Täuflinge umher, und wer weiß, wie sich sein Jubel noch weiter geäußert haben würde, hätte nicht der losbrechende Regen dem Tauffest ein vorzeitiges Ende gemacht." Wenige Seiten weiter (II, 81) erzählt der Reisende, wie er in Loanda einen Portugiesen, Loureiro, Chef eines Handelshauses in Schanghai, kennen lernte, der nach Angola gekommen war, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. „Allein schon die ersten flüchtigen Einblicke in die Verhältnisse der Kolonie hatten ihn bewogen, von seinem Vorhaben abzustehen. Ich gehe — so drückte er sich aus — baldmöglichst nach China zurück, lasse mir mein Haupt scheren und trage einen Zopf, ich will

lieber Chinese sein als Portugiese!“ Oder S. 83, wo er von der Ueberschwemmung der großen Niederlassungen Boni Jesus am Kuansa (Quanza) erzählt: „Die Zucker- und Baumwollenplantage des unternehmenden und beharrlich ausdauernden Senhor Oliveira, die kostbaren Pflanzungen, das Produkt achtzehnjähriger Arbeit, sind verwüstet, die Gebäude zerstört, die Maschinen unbrauchbar geworden. Wahrlich, dieser Anblick allein genügt, um ein vernichtendes Urtheil über die Verwaltung der Kolonie zu fällen. Mit verhältnißmäßig leichten Mitteln wäre der Flußlauf zu reguliren und in seine Ufer einzudämmen, aber die Regierung sieht unthätig zu, wie die standhaften und energischen Männer, welche mit Aufopferung an der Hebung der Kolonie arbeiten, durch die Ueberschwemmungen in ihrem Besitzthum ruinirt werden. Solche Thatsachen können die portugiesischen Deputirten mit allen ihren Protesten nicht wegleugnen; sie richten sich selbst, indem sie die Berichte eines Livingstone, Cameron, Young der Unwahrheit zeihen!“

Das 11. Kapitel des 2. Bandes: „Wie Angola colonisirt wird,“ ist in dieser Beziehung sehr lesenswerth. Dort werden die Grundübel, an denen die portugiesische Herrschaft in Afrika krankt, und welche deren Zusammensturz herbeizuführen drohen, kurz dargelegt; sie sind (S. 111) „erstens die Benutzung Angolas als Deportationsort für Verbrecher; zweitens das heimliche und offene Fortbestehen des Sklavenhandels und der Sklaverei; drittens die Vereinigung der Militär- und Civilgewalt in Einer Hand, die Verleihung der höchsten Stellen an unfähige Subalternbeamte aus dem Mutterlande, ihre durchaus unzulängliche Besoldung, das Fehlen jeglicher Kontrole und die dadurch hervorgerufene willkürliche Bedrückung und Aussaugung der Eingeborenen; viertens die Erschwerung und Niederhaltung des Handels durch hohe Abgaben und Zölle; fünftens der Mangel an regierungsseitigem Schutz und Beistand europäischer Ansiedler im Innern des Landes.“

Der Hauptwerth des Werkes liegt, wie wir nochmals betonen, weniger auf geographischer Seite, als auf dem Gebiete der Ethnographie und der Naturschilderung, und zur Beurtheilung der Zustände in Loango und Angola bietet es manchen schätzbaren Beitrag.

Zur Geographie der Spiele.

a. E. B. Tylor behandelt im Journal des britischen Anthropologischen Instituts die geographische Verbreitung einiger Spiele, unter anderen auch das Drachensteigen (Kite-Flying). Obgleich jetzt in ganz Europa naturalisirt, scheint es doch erst seit drei Jahrhunderten bekannt zu sein. Damals kam es aus Asien zu uns, wo es seit langer Zeit als Sport für Große und Kleine bekannt war. Europäische Reisende, welche China besuchten, sahen dort zu ihrer Verwunderung, wie erwachsene Leute nach gethaner Arbeit sich mit dem Drachenfliegen belustigten. An gewissen Tagen im Jahre (z. B. am 9. des 9. Monats) wird ein allgemeines Drachenfest gehalten und der Himmel ist dann mit allerlei wunderlich geformten Vögeln, Ungeheuern, Drachen bedeckt. Sehr geschickt im Fabriciren von solchen vielgestaltigen Drachen sind die Japanesen, deren Produkte jetzt in unseren Spielwaarenläden verkäuflich sind. Das Drachensteigen in Indien, Siam und den malaiischen Ländern ist oft beschrieben worden, und unter den eigenthümlichen Formen mögen Musik-Drachen, Laternen-Drachen und Kampf-Drachen (mit denen man die Leitschnuren anderer Drachen durchschneidet) erwähnt werden. Irgendwo im südöstlichen Asien, wo dieser Sport am verbreitetsten ist, können wir auch das geographische Centrum suchen, von dem aus er sich verbreitete. Thatsache ist, daß das Drachenfliegen in Neu-Seeland bereits vor der Ankunft der Europäer bekannt war. W. W. Gill in seinen Myths and Songs from the South Pacific, p. 122, bildet Drachen von den Hervey-Inseln ab, welche aus Rohr bestehen und mit Laub- und Federbüscheln an den Schwänzen versehen sind. Sie waren, sagt er, ei-, keulen- oder vogelförmig, und da die letzteren am schwierigsten zu machen, waren diese selten und von den kindlichen alten Leuten, die sie auf den Hügelspitzen Mangaias steigen ließen, sehr bewundert. Nach einer einheimischen Sage forderte der Gott Tane einst den Gott Rongo auf ein Spiel Drachensteigen heraus, doch Rongo, der sich heimlich mit einer sehr großen Menge Schnur versehen hatte, gewann. Das war das erste Drachensteigen und daher lernten es die Sterblichen; der erste Drachen, der gen Himmel stieg, ist daher dem Rongo geweiht und trägt dessen Namen. Die Gesellschafts-Insulaner machten ihre Drachen von einheimischem Zeugstoff (Ellis, Polynesian Researches I, 228). Die Drachen der Neu-Seeländer aus Binsen und Flachsblättern sind oft beschrieben und von R. Taylor in seinem „New Zealand“ S. 346 abgebildet worden. Sie zeigen Vogelform und heißen Kahu oder Habicht (wie im Englischen Kite = Weihe). Wenn Drachen in der Nähe eines Dorfes steigen, herrscht Frieden, sagt Dieffenbach (Travels in New Zealand II, 31). Wir dürfen wohl schließen, daß dieses Spiel von dem malaiischen Winkel Asiens hierher gelangt ist, und seine weite Verbreitung über die Inseln, sowie die dabei gesungenen mythischen Gesänge, scheinen auf ein hohes Alter zu deuten. Bemerkenswerth erscheint, daß die Fidschianer, die weder nach Race noch nach Sprache echte Polynesier sind, außerhab der Linie liegen blieben, auf welcher das Drachenspiel sich verbreitete. Dr. Seemann (Viti, S. 45) sagt, daß er nie bei ihnen einen Drachen sah, wohl sie aber nach ihrem polynesischen Ausdrucke manu-manu (Vogel) bezeichnen hörte.

Als Wallace an einem nassen Tage mit einer Anzahl Knaben und junger Leute in einem Dajak-Hause auf Borneo zusammen war, zeigte er ihnen, wie man mit einem Stückchen Band die „Katzenwiege“ (cats cradle) machen könne. Es ist dies das Spiel, welches man im Deutschen wohl „Abnehmen“ nennt, wobei ein zusammengeknüpfter Bindfaden über beide Hände geschlungen wird, wodurch verschiedene Figuren entstehen. „Zu meinem großen Erstaunen kannten sie es ganz genau und sogar besser als ich; denn nachdem ich alle Variationen, die ich machen konnte, gezeigt hatte, nahm einer der Knaben es mir aus der Hand und machte verschiedene neue Figuren, die mich ganz in Verlegenheit setzten.“ (Malaiischer Archipel, deutsche Ausgabe I, 125.) Auf Neu-Guinea spielen die polynesischen Motu gleichfalls die Katzenwiege (Journ. Anthropol. Inst. VII, 483), und die Stellung, welche diese kleine Kunst auf Neu-Seeland einnimmt, ist sehr bemerkenswerth. Die Maoris verstehen nämlich den Bindfaden so künstlich zu verschlingen, daß dadurch Kähne, Häuser u. s. w. gebildet werden. Auf diese

Weise stellen sie Scenen aus ihrer Mythologie dar, wie Hine-nui-te-po, die Göttin der Nacht mit ihrer Nachkommenschaft, und der Gott Maui, wie er fischt. Maui, der Nationalheros, soll dies Spiel erfunden haben und es wird auch nach ihm benannt. (Taylor 130, 347; Dieffenbach II, 32.) Was die Australier betrifft, so bemerkt Eyre (Central-Australia II, 229), daß „Bindfaden-Verknotungen unter ihnen eine besondere Belustigung sind. Der Europäer wird von dem Scharfsinn, den sie dabei entwickeln, überrascht sein, sowie von der Mannigfaltigkeit der dargestellten Figuren. Unsere Kinderspiele dieser Art sind dem gegenüber armselig und uninteressant.“ Sicher ist, daß die Dajaks und Polynesier dieses Spiel nicht von den Europäern erlernten, und obgleich „Katzenwiege“ nun über ganz Westeuropa verbreitet ist, findet Tylor doch nirgends eine Spur, die auf ein höheres Alter dieses Spieles hinweist. Südostasien ist seine Heimat und von hier gelangte es einerseits nach Europa, andererseits nach Polynesien und Australien.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber den Schiffs- und Waarenverkehr auf dem System des Ob bringen die „Jenisseisk. Gubern. Wjedom.“ nach Ermittelungen des Kapitän Nikitin folgende Nachrichten. Im Ganzen verkehren auf dem Ob jetzt 30 Dampfer, davon 22 von Eisen, 8 von Holz gebaut. Einer hat 150, sechs haben 120, fünf je 100, die übrigen 80 und weniger Pferdekraft. Den Passagierverkehr zwischen Tjumen und Tomsk unterhalten nur sieben Dampfer der Gesellschaft Kurbatow und Ignatowy. Bei den Dampfern sind noch 52 Lastschiffe (barsha), fünf davon speciell für Gefangenentransport eingerichtet. Diese Lastschiffe tragen von 12 000 bis 50 000 Pud (zu 16 380 kg). Außerdem giebt es noch 16 gedeckte Barken (gusjanka) und auch auf dem Tom Kähne für seichte Stellen. Während der Schifffahrtszeit 1878 sind auf den Flüssen des Ob-Systems verfrachtet worden: an verschiedenen Fabrikaten 1 014 866 Pud (darunter Manufakturwaaren über 500 000 Pud, Eisen-, Gußeisen- und Stahlwaaren fast 260 000 Pud), Verpflegungsgegenstände und Rohprodukte 1 417 272 Pud, Fische, namentlich im Unterlaufe des Ob und im Ob-Busen gefangen, 350 000 Pud; außerdem auf dem Irtysch und Ob zur Ausfuhr an Weizen und anderen Produkten der Landwirthschaft 54 100 Pud, dazu ausländische Waaren, die zur See eingingen, 14 600 Pud, im Ganzen 2 850 000 Pud.

— Kapitän R. Burton wird, wie der „Mail“ vom 29. December 1879 aus Alexandria geschrieben wird, das Goldland Midian bald zum dritten Male besuchen, um im Auftrage von Kapitalisten eine definitive Aufnahme des Gebietes zum Zwecke großer kommerzieller Operationen auszuführen. Der Chedive wird seine Erlaubniß zu bergmännischen Arbeiten gegen Abgabe gewisser Procente vom gewonnenen Erze ertheilen.

— Von der Expedition des Grafen Szechenyi (vergl. „Globus“ XXXVI, S. 335) sind neue aber keineswegs zufriedenstellende Nachrichten (vom 27. Oktober 1879 aus Peking) eingetroffen. Da ihm die direkte Straße vom Kuku-nor nach der tibetischen Hauptstadt Lhassa versperrt wurde, beschloß er sein Ziel von Osten her zu erreichen und begab sich nach Tsching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Szetschwan, welche er am 6. Oktober erreichte. Von dort wollte er am 8. Oktober auf der wohlbekannten Straße nach Batang ziehen, welches unweit des obern Jang-tze-kiang liegt. Inzwischen hat sich aber die chinesische Regierung von ihrem Residenten in Lhassa berichten lassen, daß die Tibeter, von ihren Lamas aufgestachelt, entschlossen seien, den Reisenden, wenn nöthig mit Waffengewalt, am Eintritte in ihr Land zu verhindern. Wer mit der chinesischen Politik und der Geschichte der Reisen vertraut ist, weiß, daß die Tibeter nicht daran denken, ihr Land zu verschließen, sondern daß es die Chinesen sind, welche aus kommerziellen und politischen Gründen die Europäer aus Tibet fern zu halten streben. Sie werden auch in diesem Falle alles aufbieten, des Grafen Reise in der höflichsten, aber listigsten Weise zu vereiteln, wie es ihnen bereits gelungen ist, ihm den direkten Weg vom Kuku-nor her zu verlegen. Wir können die Aussichten des Grafen nicht für günstige halten, so sehr wir ihm auch den größten Erfolg wünschen.

Afrika.

— Die nach Algerien bestimmten Offiziere und Ingenieure, welche die „Transsaharische Eisenbahn“ traciren sollen, verlassen jetzt (Januar) Paris in einzelnen Abtheilungen. Sie führen eine Anzahl speciell konstruirter Aneroïde mit sich, welche häufig mittels kochenden Wassers mit einem sehr einfachen Hypsometer verglichen werden sollen.

— Gordon-Pascha oder, wie er jetzt wieder heißt, Oberst Gordon hat mit Beginn des neuen Jahres seinen hohen Posten als Generalgouverneur des ägyptischen Sudan niedergelegt; er hat es eingesehen, daß es trotz aller seiner Anstrengungen und aller Erfolge, die er aufzuweisen hat, unmöglich ist, dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, so lange in Aegypten die Haussklaverei aufrecht erhalten wird und die Nachfrage nach schwarzer Menschenwaare fortbesteht. Als sein Nachfolger gilt Ismail Ejub Pascha. Es wäre zu verwundern, wenn auch fernerhin die ägyptische Machtstellung im Sudan sich hielte und die Forschungsreisen eines Emin Effendi, Junker u. s. w. ihren Fortgang nähmen. Beides hört nun vielleicht bald auf.

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung von Socotra hat den Dr. J. B. Balfour, Professor der Botanik in Glasgow, welcher bereits als Naturforscher bei der Beobachtung des Venusdurchganges auf Rodriguez thätig war, für ihre Expedition nach jener afrikanischen Insel gewonnen. Dr. Balfour hat sich zu Anfang des Januar über Aden an seinen Bestimmungsort begeben.

— Das Telegraphenkabel von Aden nach Durban, dessen Fehlen bei dem jüngsten Kafferukriege so schmerzlich von England empfunden wurde (s. „Globus“ XXXV, S. 256), ist zu Anfang des neuen Jahres fertig gelegt und in Gebrauch genommen worden.

— Von Mr. Joseph Thomson, nach Keith Johnston's Tode Leiter der englischen ostafrikanischen Expedition, ist bei der Londoner Geographischen Gesellschaft ein Brief eingetroffen, datirt Mbungo am Njassa-See, 27. September 1879. Danach hat die Expedition ohne weitern Unfall und in den besten Umständen am 22. September das Nordende des Sees erreicht und gedachte am 28. desselben Monates von dort nach dem Tanganjika-See aufzubrechen; über den Weg dorthin konnte Thomson nichts in Erfahrung bringen, hoffte aber auf keine Schwierigkeiten zu stoßen. Die wich-

tigste Stelle des Briefes, der nur kurz ausfiel, weil der Schreiber einen schlimmen Finger hatte, lautet: „Von $8^1/_2{}^0$ südl. Br. steigt das Land plötzlich von etwa 3500 Fuß zu 7000 Fuß an und einige Meilen südlicher zu 8000 und 9000 Fuß, indem es die Oberfläche eines alten Plateaus darstellt, welches jetzt von zahlreichen Strömen in engen tiefen Thalschluchten durchschnitten wird. Diese Erhebung reicht bis an den Njassa-See. Eine größere Höhe wurde auf unserer Route nicht beobachtet, der höchste erreichte Punkt war 8116 (Barometer). Man sah keinen hervorragenden Berg und das (von Elton überstiegene) Konde-Gebirge konnte ich als Kette nicht entdecken. Dies Plateau besteht aus weichem Thonschiefer bis in die Nähe des Njassa-See, wo vulkanische Felsen auftreten."

— Ueber die Schicksale der Expedition der Internationalen Afrikanischen Association, über welche seit langer Zeit nichts Wesentliches zu berichten war, liegen folgende Nachrichten vor: Die erste Expedition, welche sich seit December 1877 auf afrikanischem Boden befindet (vergl. über dieselbe „Globus" XXXII, S. 224 und 351, XXXIII, S. 158 und 365, XXXIV, S. 142 und 319, XXXV, S. 256), besteht jetzt nach dem Tode dreier Mitglieder, und nachdem Herr Dutrieux von Tabora in Unjanjembe nach Europa zurückgekehrt ist, aus dem einzigen Herrn Cambier. Derselbe verließ mit seiner aus 266 Trägern bestehenden Karawane Anfangs Mai 1879 Tabora und hat endlich Masikamba am Tanganjika-See (unter 7° südl. Br.) erreicht. Sein Schreiben ist vom 28. August datirt. Die zweite Expedition (s. „Globus" XXXV, S. 256), bestehend aus den Herren Popelin als Chef, Dr. van den Heuvel und Dutalis, brach am 10. Juli 1879 von Bagamojo nach dem Innern auf. Lieutenant Dutalis erkrankte jedoch am Fieber und mußte nach Europa zurückgesandt werden. Seine Gefährten schlugen im Wesentlichen denselben Weg ein, wie Stanley auf seiner ersten Reise zur Aufsuchung Livingstone's, und erreichten am 15. August Mpwapwa, wo sie mit der Elephantenkarawane unter Herrn Carter zusammentrafen (vergl. „Globus" XXXVI, S. 47 und 272). Die Elephanten, von denen jeder mit tausend Pfund belastet war, hatten alle Strapazen gut überwunden, haben 24 Stunden ohne Wasser und 31 Stunden ohne Futter ausgehalten, sind bis zu $27^1/_2$ Stunden hinter einander marschirt, haben dabei von der Tsetse-Fliege nicht gelitten und sich mit den landesüblichen Nahrungsmitteln begnügt. Nur eines der Thiere ist, wie es scheint, an Apoplexie gestorben. Im September haben die Karawanen Popelin's und Carter's gemeinschaftlich Ugogo, speciell am 20. September dessen Hauptstadt Kanjenje erreicht und damit etwa die Hälfte des Weges nach dem Tanganjika zurückgelegt.

Eine dritte Expedition unter Stanley's Aufführung soll den Plan einer Stationenkette zwischen den beiden Oceanen quer durch das Innere Afrikas auch von der Westküste her in Angriff nehmen. Stanley hat, wie jetzt bekannt geworden ist, in Zanzibar eine Anzahl zuverlässiger Leute, theilweise solche, welche ihn früher begleitet hatten, auf drei Jahre angeworben und sie um Nordafrika herum, über Suez und Gibraltar nach der Kongo-Mündung geführt, wo er mit dem Dampfer „Barga", der seine Ausrüstung brachte, zusammentraf. Seine kleine Flottille (s. „Globus" XXXVI, S. 143) ist alsdann den Kongo bis zu den großen Wasserfällen von Jellala hinaufgefahren, von wo das ganze Material mittelst besonderer Karren zu Lande nach dem Stanley Pool, wo die Schifffahrt wieder ihren Anfang nehmen kann, hinaufgeschafft werden sollte. Es soll beabsichtigt werden, an geeigneten Punkten zwei friedliche Stationen zu errichten, um schließlich — was freilich noch in weitem Felde liegt — Herrn Cambier, der sich in Njangwe am obern Kongo niederlassen soll, die Hand zu reichen. Stanley ist dabei angewiesen, keine Gewalt zu brauchen, vor Widerstand zurückzuweichen und lieber sich den Durchzug mit seinem reichen Waarenvorrath zu erkaufen.

— Abbé Debaize, der von der französischen Regierung ausgesendete Afrika-Reisende, (vergl. die letzen Nachrichten von ihm „Globus" XXXVI, S. 78) ist, von seinen Trägern verlassen und ausgeplündert, krank und entmuthigt nach Udschidschi zurückgekehrt, wo er bei den dort stationirten englischen (protestantischen) und algerischen (katholischen) Missionären Aufnahme und Pflege gefunden hat.

Nordamerika.

— Ueber Dakota und Manitoba, diese seit einigen Jahren zum Zielpunkt einer starken Auswanderung, hauptsächlich auch von Deutschen, gewordenen Gebiete, von denen das erstere ein Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das andere ein Glied der Dominion of Canada ist, giebt ein Berichterstatter der „Times" folgende neuere Daten: Das Thal des Red River des Nordens, auf dessen rechtem Ufer Minnesota und auf dessen linkem Dakota gelegen, und das noch eine Strecke bis zur Mündung des Flusses in den Winnipeg-See sich in das Gebiet von Manitoba erstreckt, ist in seinem fruchtbaren Theil 300 engl. Meilen lang und durchschnittlich 75 engl. Meilen breit. Es enthält nur wenige Stellen, die nicht anbaufähig sind, und wenn es auch nur zur Hälfte mit Weizen bebaut wird, kann es nach den Erträgnissen, an die man hier gewöhnt ist, den ganzen großen Weizenbedarf Englands decken. Der Hauptmangel, wie überall in den jungbesiedelten Gebieten, sind Verkehrswege. Zwar führt eine Eisenbahn im Thale des Red River von Breckinridge bis Selkirk, eine Strecke von circa 440 km, aber es fehlt am meisten an Zufuhrwegen. Trotzdem ist in den letzten Jahren die Besiedelung rasch vorgeschritten. Eine norwegische Kolonie hat sich 120 km oberhalb Fargo niedergelassen, diesem jungen Orte, der vor zehn Jahren noch nicht bestand, aber sie hat den Weizen ihrer Felder bis nach Fargo zu Markte zu bringen. Man denke 120 km mit schwerbeladenen Ochsenwagen auf steinlosem Prärieboden! Selbst in die Thäler des Peace River und Athapasca, die nördlich vom 55. Breitegrad, der gewöhnlich angenommenen Nordgrenze des Weizens in Nordamerika, gelegen sind, ist der Auswandererstrom vorgedrungen. Im Thal des Saskatschewan, 800 km westlich von Winnipeg, ist jetzt die Ansiedelung Prince Albert auf 600 Köpfe herangewachsen, die sich mit Viehzucht beschäftigen. Die Legislative Assembly von Manitoba erklärt, daß in diesen Gebieten des fernen Nordwestens 380 000 engl. Quadratmeilen „Weizenland" seien. Es klingt das sehr optimistisch, doch bleibt von dieser Behauptung immerhin soviel bestehen, daß es dort weite, durchaus unbesiedelte und nicht unfruchtbare Strecken giebt, die in den nächsten Jahren von dem immer weiter vordrängenden Auswandererstrom erreicht werden dürften. 8 km von Winnipeg liegt eine schottische Kolonie, Kildonnan, circa 1000 Köpfe zählend, die große Mengen von Weizen, Mais und Hafer erzeugt. Allerdings hat dieser Punkt bei einer höchsten Sommerhitze von 35° (?) eine extreme Winterkälte von 40° C., und man versteht nicht wohl, wie bei solcher Kälte die Viehzucht ohne große Gefahr des Erfrierens oder Verhungerns betrieben werden kann, 130 km südlich vom Winnipegsee liegen auf beiden Seiten des Red River die Ansiedelungen der deutschen Mennoniten, welche vor einigen Jahren aus Rußland auswanderten, hauptsächlich um der Conskription zu entgehen. 8000 von ihnen sollen sich in dieser Gegend niedergelassen haben, scheinen aber nicht durchaus glücklich in ihrer hauptsächlichsten Beschäftigung, dem Weizenbau, gewesen zu sein, da der Boden, den sie bauen, zu feucht ist, so daß die Erträge von der mittlern Zahl von 15 bis 20 Bushel pro Acre auf 10 bis 12 gesunken sind. Der Korrespondent hebt sehr richtig hervor, wie gerade in diesem Klima die Hülfsquellen des Landbauers viel-

fältige sein müssen, wenn er sich nicht verderblichen Stößen ausgesetzt sehen will. Von einsichtigen Farmern wird daher in wachsendem Maße Hafer neben dem Weizen gebaut. Wie rasch das Land speciell in Manitoba Eigenthümer findet, geht daraus hervor, daß während hier in dem am 31. Oktober 1876 endigenden Jahre 154 000 Acres Regierungsland vergeben wurden, diese Zahl sich in dem am 31. Oktober 1878 endigenden Jahre auf 682 592 Acres erhöht hatte. Fort Garry, der Hauptplatz, ist von 700 Einwohnern in 1871 auf 7000 in 1879 gewachsen. Soweit man bei den sehr unvollkommenen Erhebungen von einer Handelsstatistik sprechen kann, wurden im Jahre 1877/78 für 0,72 Mill. Doll. ausgeführt und für 1,17 Mill. Doll. eingeführt. Von dem Hauptgegenstande der Ausfuhr, dem Weizen, der der Stapelartikel dieser Region zu werden verspricht, mag es von Interesse sein, die Preise des Anbaues und des Transportes hier beizufügen: der erstere beträgt 45, der Transport bis Duluth am Obern See 15, die Fracht bis zum Seehafen 15, die Seefracht 18, verschiedene Kosten 17 Cents pro Bushel, so daß der Bushel auf 110 Cents = circa 4½ Mark in einem europäischen Hafen sich stellt. Dabei wird behauptet, daß die Güte des Weizens zunehme in dem Maße, als er sich der Nordgrenze seiner Verbreitung nähere.

— Washington Territorium, das nordwestlichste Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wünscht als Staat in die Union aufgenommen zu werden. Da ihm der Census von 1870, ausschließlich der Indianer, nur 23 955 Einwohner zuwies, und dieselben sich seitdem um nicht mehr als 15 000 vermehrt haben dürften, so besitzt zwar dieses Territorium noch kaum den vierten Theil der auf die Volkszahl eines Kongreß-Wahlbezirkes veranschlagten Bevölkerung, die eigentlich nothwendig erachtet wird für einen Staat, der mit den übrigen in eine Reihe treten will, aber in neuerer Zeit ist die Aufnahme eines neuen Staates hauptsächlich eine Frage der Politik. Wenn eine Partei die Stimmen des neuen Bundesgliedes sich sichern zu können meint, wird sie die Aufnahme durchzubringen suchen. Bemerkenswerth ist, daß der Verfassungsentwurf des zukünftigen Staates den Indianermischlingen ausdrücklich das Stimmrecht zuerkennt, und die Eisenbahnen, deren freilich das Territorium zur Zeit nicht mehr als 315 km besitzt, für öffentliche Straßen erklärt.

— Die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten wird nach einer 1877 vom Board of Delegates of American Israelites angeordneten Zählung auf circa 300 000 veranschlagt. Die 1870er amtliche Volkszählung ergab 152 jüdische Gotteshäuser mit 5,1 Mill. Doll. Kirchenvermögen. Die entsprechenden Zahlen waren im Jahre 1850 36 und 0,4 Mill. gewesen. 1877 wurden von der genannten Vereinigung 300 Gemeinden gezählt. Ihre weitaus größte Zahl, circa 50 000, wohnt in Neuyork. Für die Heranbildung der Rabbiner haben sie zwei Schulen in Neuyork und Cincinnati.

— Unter den Wundern, welche die Trapper der Yellowstone-Region zuschrieben, gehörten auch zwei Flüsse von beträchtlicher Größe, welche an ihren Quellen zusammenhängen, dann aber nach verschiedenen Seiten der Wasserscheide hinabfließen sollten, so daß der eine in den Atlantischen, der andere in den Stillen Ocean gehen würde. Nachdem mehrere Besucher jener Region die Thatsache bestätigt hatten, natürlich mit den nöthigen Abstrichen, welche die üppige Phantasie der Trapper-Entdecker herausfordert, giebt nun Hayden die erste genaue Beschreibung der immerhin bemerkenswerthen Erscheinung. Er verlegt den „Zwei-Ocean-Paß" in 110° westl. L. und 44° 5′ nördl. Br. Der Paß ist 8081 engl. Fuß (2464 m) hoch. Das Thal, das aus dem Yellowstone-Fluß zu ihm hinaufführt, ist zuerst sehr eng, verbreitert sich aber dann zu einer breiten Wiese, die inmitten des Passes ⅓ engl. Meile breit ist und dann nach dem pacifischen Abhange zu sich neuerdings wieder verengt. Der Abfluß nach beiden Seiten ist so wenig scharf bezeichnet, daß die Gesellschaft Hayden's am 3. Oktober 1878 ¼ engl. Meile von der Wasserscheide lagerte, ohne eine Ahnung von derselben zu haben. Der Rücken des Passes erwies sich als etwa ½ engl. Meile weit so flach, daß ein Moor sich gebildet hatte, das in Zeiten größern Wasserreichthums zum See werden mußte. Ein Theil des von den benachbarten Bergen herabkommenden Wassers fließt in das Moor, sickert nach beiden Seiten durch und bildet zwei kleine Flüßchen, deren einer nordöstlich, der andere südwestlich fließt. Auf der Ostseite der Wasserscheide ist eine Depression oder Schlucht, in welcher zur Zeit von Hayden's Besuch ein Flüßchen war, das in nordöstlicher Richtung in den atlantischen Abfluß sich ergoß, dies ist der „Zwei-Ocean-Bach". Am Fuß eines Berges gab ferner eine Quelle einem Bach Ursprung, der nicht ganz 6 Fuß von diesem Bache entfernt war, und dieser kleine Zwischenraum war von einem trockenen Kanal eingenommen, welcher den Bach mit dem Zwei-Ocean-Bach verband, und man sah, daß bei großem Wasserreichthum dieser in den Bach einbrach und einen Theil seines Wassers in dessen Bett nach der pacifischen Seite hinabsandte. Sogar noch tiefer hinab am Zwei-Ocean-Bach fanden sich trockene Kanäle, die zur Hochwasserzeit Wasser aus dem letztern in den „Pacifischen Bach" führen und damit also Wasser der atlantischen Seite nach der pacifischen hinüberbringen.

— Statistische Ergebnisse der letzten Wahl in Californien. Die letzte (im September 1879 stattgehabte) Wahl für Staats- und städtische Beamte in Californien hat einige interessante Aufschlüsse über das numerische Verhältniß der verschiedenen Nationalitäten gegeben, welche die kosmopolitische Bevölkerung von San Francisco bilden. Da es nach den hiesigen Gesetzen nur solchen gestattet ist, bei einer Wahl zu stimmen, welche vor derselben ihre Namen registrirt und den Beweis geliefert haben, daß sie Bürger der Vereinigten Staaten sind, und dabei gleichzeitig das Geburtsland jedes Registrirten genau angegeben werden muß, so liegen jetzt zuverlässige Data über die Nationalität der verschiedenen Stimmgeber vor. Folgendes Resultat hat sich für San Francisco ergeben:

Geburtsland	Stimmberechtigt	Geburtsland	Stimmberechtigt
Irland	10 467	Sandwichsinseln	17
Deutschland	6 704	Spanien	17
England	1 751	Neufundland	17
Frankreich	805	Türkei	9
Schottland	563	Azoren	8
Italien	439	Ostindien	8
Oesterreich	411	Brasilien	7
Rußland	399	Isle of Man	6
Canada	385	Centralamerika	5
Dänemark	363	Westindien	5
Schweiz	308	Neu-Seeland	5
Norwegen	239	Neu-Süd-Wales	5
Neu-Schottland	194	Madeira	4
Australien	175	Malta	4
Neu-Braunschweig	149	Neu-Granada	3
Wales	105	China	2
Westindien	84	Holländisch-Guinea (Guayana?)	2
Holland	77	Guernsey	2
Portugal	52	Venezuela	2
Prinz-Edwards-Insel	47	Algier	2
Belgien	46	Britisch-Columbia	1
Mexico	39	Philippinen	1
Chili	33	Gesellschaftsinseln	1
Griechenland	28		

Totalsumme der im Ausland Geborenen 23 996.

Das numerische Verhältniß der in Amerika Geborenen stellt sich folgendermaßen:

New York	5 301	District of Columbia	111
Massachusetts	3 046	Süd-Carolina	111
Californien	**2 527**	Tennessee	108
Maine	1 570	Iowa	90
Pennsylvania	1 374	Alabama	78
Ohio	896	Nord-Carolina	74
Maryland	517	Georgia	69
New Hampshire	494	Minnesota	63
Connecticut	492	Mississippi	63
New Jersey	463	Delaware	62
Vermont	461	Oregon	36
Virginia	418	Texas	35
Illinois	400	Auf See Geborene	28
Louisiana	358	Arkansas	16
Rhode Island	295	Florida	9
Missouri	281	Utah	6
Kentucky	271	Kansas	5
Michigan	227	Nebraska	4
Indiana	215	Washington-Territor.	2
Wisconsin	192	Indianer-Territorium	1

Totalsumme der in Amerika Geborenen	20 769
„ „ im Ausland Geborenen	23 996
Totalsumme der Stimmgeber in San Francisco	44 765

Da sich das Verhältniß der Stimmgeber zur Gesammtbevölkerung annähernd wie 1 zu 6 verhält, so ergiebt dies für die Stadt San Francisco beinahe 270 000 Einwohner, wozu mindestens 30 000 Chinesen kommen, eine Totalbevölkerung von etwa 300 000 Seelen — was der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

Im Staate Californien wurden bei dieser Wahl 155 521 Stimmen abgegeben, was eine Bevölkerung für den Staat von etwa 1 Million Einwohner (inclusive Chinesen) ergiebt. Gegen chinesische Einwanderung stimmten 154 638 — dafür 883.

Theodor Kirchhoff.

Südamerika.

— Der Direktor der geologischen Abtheilung des brasilianischen Nationalmuseums, Orville A. Derby, ist zu einer wissenschaftlichen Expedition in das Innere Brasiliens aufgebrochen, und zwar in Gesellschaft einiger Ingenieure, die, unter der Leitung des Amerikaners Roberts, Vermessungen für eine neue Eisenbahn vornehmen sollen. Man beabsichtigt, den S. Francisco-Strom bis zu den Fällen (168 Meilen von der Mündung) aufwärts zu gehen und noch oberhalb derselben den Fluß in einem mitgenommenen Dampfboot zu befahren. Später will Derby die übrige Gesellschaft verlassen und allein die gold- und diamantenreiche Provinz Minas Geraes in geologischer Beziehung durchforschen. Es ist dies Unternehmen ein um so wichtigeres, als die Geologie dieser Gegend noch so gut wie unbekannt ist, da die Aufnahme, welche 1866 die Mitglieder der Agassiz-Expedition Allen, St. John und Th. Ward gemacht haben, eine sehr flüchtige war.

— Aus Valparaiso wird der „A. Z." berichtet, daß am 4. Oktober an Bord des argentinischen Dampfers „Vigilante" Francisco Moreno zur Erforschung der südlichen Regionen von Buenos Ayres abgegangen ist. Ihn begleiten ein Ingenieur, ein Ackerbauverständiger, ein Photograph und ein Lieutenant als Schiffsführer. Auf dieser Reise sollen folgende Punkte berührt werden: Rio Negro, Chubut, Bai San Jorje, Insel Leones, Puerto Deseado, San Julian, Santa Cruz, Rio Gallegos, Ostküste von Feuerland bis Kap Horn, englische Mission im Beagle-Kanal, Staaten-Insel. Auf dem Rückwege will man den Santa Cruz hinauf fahren bis zu seinen Quellseen Argentino, Viedma und San Martin; von da aus will Moreno östlich der Anden nach dem Rio Negro und der Ansiedelung Patagones gehen. Die Expedition soll 1½ bis 2 Jahre dauern. (Vergl. über Moreno's letzte Reise Bd. 36, S. 239.)

* * *

— Noch vor Weihnachten 1879 ist mit Ausgabe des 8. Bandes (die Fische) von Brehm's Thierleben dieses volksthümliche prächtige Werk abgeschlossen worden, in welchem das Wissen, die feine Naturbeobachtung und die geschmackvolle Darstellung des Schriftstellers mit dem lebensvollen Stifte der Künstler und der gediegenen Ausstattung sich zu einem harmonischen Ganzen vereint. Nahe an 2000 Abbildungen enthalten die 10 Bände, welche durch Uebersetzungen bereits in die Literatur von Italien, Frankreich, England, Rußland, Schweden und Dänemark übergegangen sind. Die Verlagshandlung hat das Probeblatt einer Ausgabe mit Farbendrucktafeln beigefügt, welche das höchste zu werden verspricht, was naturgeschichtliche Abbildung in Wiedergabe der natürlichen Farben zu leisten vermag. Besonderes Interesse erregt aber schließlich die Mittheilung, daß sich dem Thierleben bald ähnliche Darstellungen der Pflanzenwelt, der Gesteine und der geologischen Entwickelung der Erde und endlich des Menschen anreihen werden, also eine Gesammtdarstellung der Naturreiche, herrührend von den berufensten Männern, 4 bis 5 Bände umfassend und noch reicher mit Abbildungen, namentlich in farbigem Drucke, ausgestattet, als das Thierleben.

Handbuch der Statistik von M. Block. Deutsche Ausgabe, zugleich als Handbuch der Statistik des deutschen Reichs von Prof. H. von Scheel, Mitglied des Kaiserl. statistischen Amts. gr. 8. Leipzig 1879, Verlag von Veit u. Comp. Preis 6 M.

Ein sehr zeitgemäßes Buch, da für Ende 1880 abermals eine allgemeine Volkszählung beabsichtigt ist und über die Methode und den Nutzen statistischer Erhebungen noch große Unkenntniß herrscht. — Das Buch ist für das größere gebildete Publikum, insbesondere auch für Studirende als Einführung in die Statistik bestimmt. Mit den wichtigen Problemen und Streitfragen der Statistik bekannt zu machen, die Entstehung und den Werth statistischer Ziffern beurtheilen zu lehren und zugleich besonders in der Statistik des deutschen Reichs zurechtzuweisen und deren Ergebnisse mitzutheilen, ist sein Zweck. — Nur das erste und zweite Buch schließen sich mit unwesentlichen Aenderungen an das französische Original an; das dritte und vierte Buch sind durchaus selbständig, den deutschen Verhältnissen entsprechend bearbeitet, wofür Prof. von Scheel durch das reiche Material des Kaiserl. statistischen Amts die neuesten, besten und zuverlässigsten Daten zu geben wie kein Anderer im Stande war.

Inhalt: Jules Crevaux's erste Reise im Innern von Guayana (1876 bis 1877). VI. (Mit zwei Abbildungen.) (Schluß.) — Die Republik Hayti. I. (Mit drei Abbildungen.) — F. Blumentritt: Die Bewohner des Suluh-Archipels. — Reisewerke über West-Afrika. III. — Zur Geographie der Spiele. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 17. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 6. — 2. Ankündigung, betr. „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. G. Neumayer, Director der Seewarte in Hamburg." Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

II.

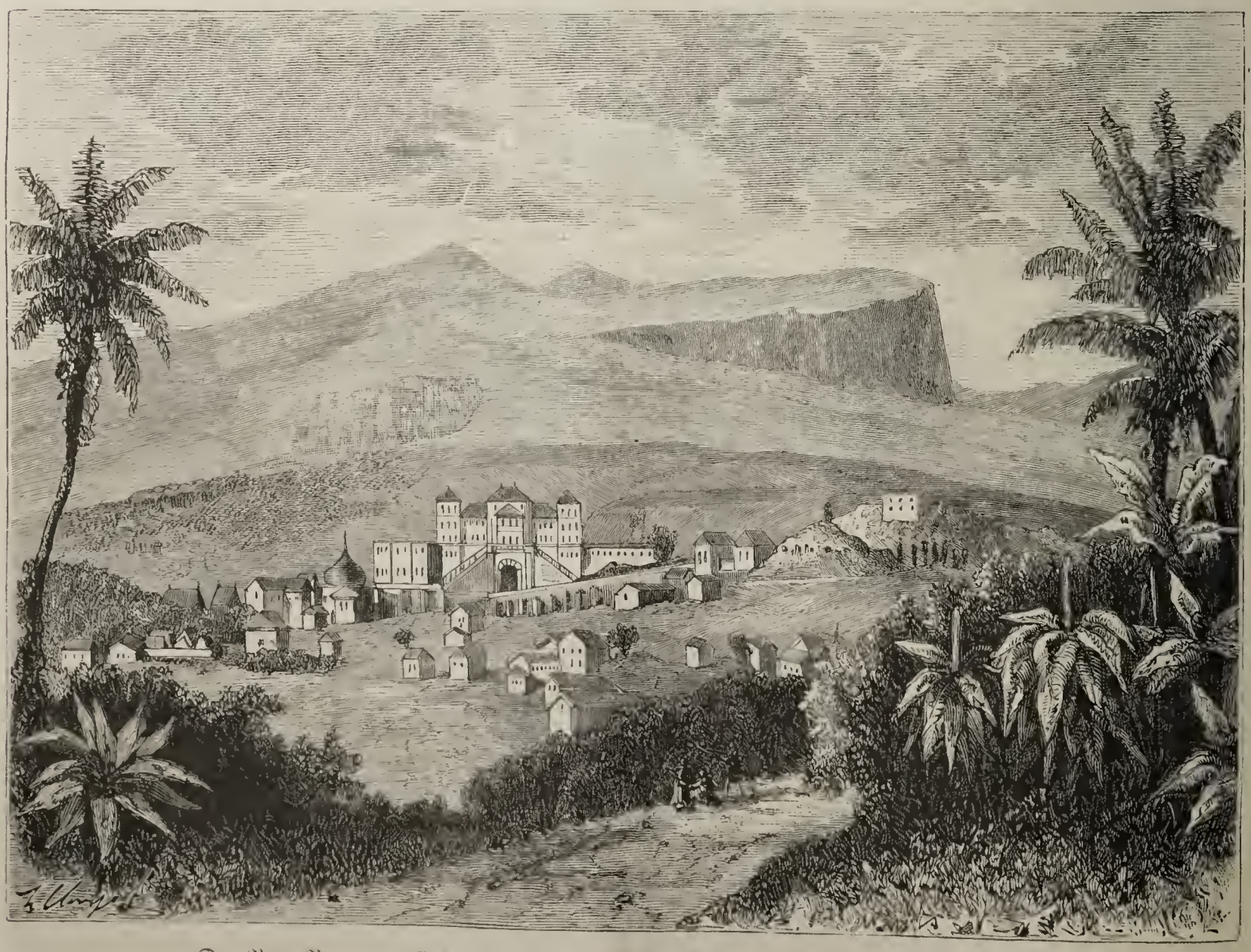
Mit einem gewissen Stolz machen die Einwohner von Cap Haïtien jeden Fremden auf zwei gewaltige Bauwerke aufmerksam, die, einige Meilen landeinwärts von der Stadt gelegen, zu den größten Sehenswürdigkeiten des ganzen Landes gehören, doch muß der Reisende nicht erwarten, hier ausnahmsweise etwas Anderes zu finden als Ruinen; denn das Schloß Sans-Souci sowohl als auch die Citadelle Laferrière liegen im traurigsten Verfalle — aber, auch abgesehen von dem Umstande, daß die beiden Riesenbauten in den ersten Jahrzehnten der Unabhängigkeit des Negerstaates nach den Entwürfen farbiger Baumeister von farbigen Arbeitern aufgeführt worden sind, verdienen sie in der That die größte Beachtung; und wenn König Henry, berüchtigten Andenkens, der staunenden Mit- und Nachwelt beweisen wollte, „daß die junge Monarchie der Farbigen keinen Vergleich mit den alten europäischen Königreichen zu scheuen brauche," so hat er in dem Punkte architektonischer Bestrebungen, freilich auch nur in diesem, seinen Zweck erreicht.

In Begleitung eines der angesehensten Advokaten von Cap Haïtien, Mr. Karnè's Gourgues, machte sich La Selve an einem Nachmittag zu Pferde auf den Weg nach der kleinen Stadt Milot, in deren unmittelbarer Nähe Schloß und Citadelle sich befinden. Eine Fähre brachte sie über die Mündung des Flusses Haut-du-Cap; dann ging es eine gute Strecke dicht am Meeresufer entlang, bis man die nach Süden abgehende Straße erreichte. Zur Rechten derselben erhob sich das Fort St. Michel, das im Jahre 1802 an einem und demselben Tage von dem Negergeneral Pétion genommen und von den Franzosen unter General Clausel wieder zurückerobert wurde. Zur Linken ließ man den Flecken Petite-Anse liegen, der, auf der Stelle des größten festen Dorfes des altindianischen Guakanagarik erbaut, während des Sklavenaufstandes lange Zeit das Hauptquartier Henry Christophe's, damals noch Obersten beim Negerheere, gewesen ist. Hier machten auch 1759 die Franzosen den ersten Versuch, das von Martinique eingeführte Bambusrohr zu kultiviren, einen Versuch, der über alle Erwartung günstig ausfiel und den reichen Hülfsquellen des Landes eine neue, unerschöpfliche hinzufügte. Die Straße war durch die Regengüsse der vorhergehenden Tage vollständig aufgeweicht, und überall ragten aus dem Schlamme große Steine und Felsstücke hervor; aber die kleinen auf der Insel selbst gezogenen Pferde, die sich durch sichern Gang und nervige Härte auszeichnen, überwanden alle diese Hindernisse mit Leichtigkeit. Nach mehrstündigem Ritt durch die breite Savanne Grand-Pré, in der ein von Henry Christophe errichtetes befestigtes Lager sich befindet, kamen die Reisenden bei dunkeler Nacht in Milot an. Es war nicht leicht, in der finstern schlafenden Stadt ein Nachtquartier ausfindig zu machen, und erst nach manchem Umherirren fand man Aufnahme im Hause eines Mulatten. Milot liegt nicht weit vom Fuße des Morne-du-Bonnet-à-l'Evêque, eines gewaltigen in Terrassen ansteigenden Berges, auf dessen unterster Stufe das Schloß Sans-Souci sich erhebt.

Bei glänzend klarem Sonnenscheine begaben sich La Selve und sein Begleiter am nächsten Morgen unter Führung eines ihnen von dem militärischen Befehlshaber der Stadt beigegebenen Negersoldaten nach den Ruinen, die aus einem

wahren Meer von Grün ihnen entgegenleuchteten. Früher führte ein breiter mit Kies beschütteter und mit Baumreihen bepflanzter Weg von der Stadt bis zum Eingange des Schlosses, der durch ein kunstvoll gearbeitetes hohes Eisen-

Savanne de Grand-Pré, von Henry Christophe befestigtes Lager.



Der Berg Bonnet-à-l'Evêque und Schloß Sans-Souci bei Lebzeiten Königs Henry I.

gitter verwahrt war. Eine starke Umfassungsmauer lief um das Schloß mit seinen Nebengebäuden und seinen weitläufigen Höfen und Gärten. Außerhalb dieser Mauer befand sich zur Rechten des Einganges eine große Rumbrennerei;

denn die schwarze Majestät verschmähte es nicht, durch den Betrieb industrieller Etablissements die Einkünfte der Krone zu vermehren. Links vom Eingange erhob sich die Kirche, eine umfangreiche mit Schiefer gedeckte Rotunde, über deren säulengeschmücktem Portal ein reichskulptirtes Giebelfeld prangte. Hinter der Kirche lag der Saal des Staatsrathes; das eigentliche Schloß aber bestand aus einem mittlern großen Pavillon und zwei Seitenflügeln, die ihrerseits wieder mit kleineren viereckigen Pavillons abschlossen. Eine mächtige eiserne Thür, an deren jeder Seite ein großer Löwe neben einem angeblich mit Gold gefüllten Kasten ruhte, führte in das untere Geschoß, das, mit den oberen Räumen in keiner Verbindung stehend, als Lagerraum für die aus den königlichen Fabriken hervorgehenden Erzeugnisse diente. Zu dem obern Geschoß führte eine breite Doppeltreppe von außen hinauf; auf der linken Seite desselben wohnte die Königin Marie Louise, auf der rechten befanden sich die Gemächer des Königs, dabei ein großer Billardsaal; denn der ehemalige Plantagensklave hatte sich unter anderm auch zu einem leidenschaftlichen Billardspieler ausgebildet. An der Seite des Schlosses und ihm gegenüber standen die Wohnungen der Prinzen, die Kasernen und Pferdeställe; unter einem großen Baume, der inmitten eines siebeneckigen, von kunstvollem Eisengitter umgebenen Hofes sich erhob, soll der König mit Vorliebe Urtheil gesprochen haben. Herrliche Gärten voll Schatten und Blüthenduft, von zahlreichen Ka-

Die Citadelle Laferrière vom Fuße der Mauern aus gesehen.

nälen bewässert, umgaben alle diese Gebäude; heute ist von ihnen nur noch eine blühende Wildniß übriggeblieben. In dem hohen Saale seines Pavillons, seinem mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Schlafgemach, starb Henry I. am 8. Oktober 1820 eines tragischen Todes, durch eigene Hand, von allen Seinigen verlassen — wenige Tage darauf lag schon ein großer Theil des Schlosses in Trümmern.

Der Weg nach der Citadelle Laferrière führte weiter in die Berge oder Mornes hinein. Zwei Stunden lang ging es auf einem in den Felsen gehauenen Pfade empor, der zuletzt so steil wurde, daß die Reisenden von den Pferden stiegen, und während sie dieselben am Zügel hinter sich her führten, langsam und sich an das Buschwerk und Gestrüpp anklammernd hinauf kletterten. Endlich sahen sie bei einer Biegung des Weges die Citadelle finster und gewaltig vor sich liegen, ein Riesenbau auf der stolzen Höhe von 2500 Fuß über dem Meere. Man befestigte die Pferde außen an der Mauer und trat durch ein kleines Thor in eine Wachtstube, wo drei zerlumpte Soldaten, um ein auf den Steinplatten des Fußbodens entzündetes Feuer kauernd, sich wärmten, eine Beschäftigung, die durch die in dem düstern feuchten Raume herrschende Kälte vollkommen gerechtfertigt erschien. Ueber mehrere große Höfe gelangte man in den Badesaal, das Billardzimmer, danach in das königliche Schatzgewölbe, in dem noch zwei große verrostete eiserne Kasten standen, die einst die ungeheuren Schätze Königs Henry I. enthalten haben. Nirgends mehr war das Mauerwerk noch wetterfest, kein Fenster mehr in verschließbarem Zustande: so tropfte an vielen Stellen von den feuchten Wänden das Wasser herab, oder stand in kleinen trüben Lachen auf dem Fußboden.

Neben dem Schatzgewölbe befand sich eine lange Reihe kleiner finsterer Kammern, die gefürchteten Kerker der Citadelle.

Auf einer mit Moos und Gras bewachsenen Treppe gelangte man in das obere Geschoß, in dem die heute ganz leeren Gemächer des Königs belegen waren; denn lieber noch als im Schlosse Sans-Souci hielt sich Henry I. während der letzten Jahre seiner Regierung in der Citadelle Laferrière auf, hinter deren starken Mauern er den Soldaten der Republik trotzen zu können glaubte. Die Kasernen der Citadelle konnten 10000 Mann beherbergen; die Munitionsvorräthe, die hier aufgespeichert wurden, waren dem entsprechend großartig.

Heute noch sieht man mehrere große Pyramiden von Kugeln und Bomben aufgeschichtet, einige Kammern bis unter die Decke mit Flintensteinen angefüllt, aber von den gewaltigen Geschützen sind nur noch wenige, heute natürlich unbrauchbare, vorhanden: die meisten von ihnen sind zerschlagen worden und als altes Metall in die Hände der Trödler gewandert.

In einem der finsteren inneren Höfe steht das Grabdenkmal des Prinzen Noël, des Bruders der Königin, das Henry I. hier aufführen ließ, nachdem der Prinz auf räthselhafte Weise, aber wie allgemein angenommen wurde, auf Befehl des Königs selbst „verschwunden“ war. Wenn nur die Hälfte der Züge von Grausamkeit und Willkür des Königs, die heute noch in der Erinnerung des Volkes von Hayti leben, auf Wahrheit beruht, so verdient der Name des Negertyrannen in der That einen Platz neben den Namen der schlimmsten orientalischen Despoten. Ist doch allein der Bau der gewaltigen starken Burg auf dem steilen 2500 Fuß hohen Felsen, unter den Strahlen der tropischen Sonne, ein Unternehmen, das eines asiatischen oder ägyptischen Herrschers würdig gewesen wäre. Im Jahre 1804, als Henry Christophe noch einfacher General war, nach dem Plane eines farbigen Offiziers des Geniecorps, Henri Barré, begonnen, wurde der Bau in elf Jahren unter gezwungener Mitarbeit der ganzen Bevölkerung der Umgegend zu Ende geführt. Selbst Frauen und Kinder mußten Steine zutragen helfen: in langen Reihen zogen sie, die schwere Last auf dem Kopfe, den Berg hinan. Im Jahre 1817, kurz nach der Vollendung, schlug der Blitz in die Pulverkammer und zerstörte einen großen Theil des Gebäudes.

Die Besteigung des obersten Daches der Citadelle ist heute, wo alle Treppen und Gänge im Verfall sind, ziemlich beschwerlich, aber die herrliche Aussicht, die man von dem Gipfel genießt, belohnt die Anstrengung. Zu Füßen liegt das Schloß Sans-Souci in seinem üppigen Grün wie ein unbedeutender Steinhaufen, selbst der Grat des Bonnet-à-l'Evêque erscheint, aus der ungeheuren Höhe gesehen, nur niedrig. Nach Norden liegt Cap Haïtien mit seinen Ruinen, rechts und links dehnen sich Wälder und Savannen aus, dazwischen schlängeln sich breite Flüsse; überall tauchen Dörfer aus dem Grün auf, und wie ein breiter blauer Rahmen umgiebt das Meer das leuchtende Bild.

Die Grotte Voûte-à-Mingnet.

Das Hinabsteigen von dem Berge war noch beschwerlicher, als das Hinaufgelangen gewesen war; erst nach dreistündiger Wanderung kam man am Fuße an und begab sich nun gleich auf den Rückweg nach Cap Haïtien, das man spät Abends erreichte.

Zu den schon von den ersten spanischen Einwanderern vielfach besuchten und beschriebenen Merkwürdigkeiten der Insel gehört die heute Voûte-à-Mingnet genannte Grotte, die in den Bergen südwestlich von Cap Haïtien sich befindet. In Begleitung eines jungen Sacatra-Negers, Couronille, machte sich La Selve in der ersten Frühe des 29. Januar dorthin auf den Weg. Der jugendliche Führer, ein munterer aufgeweckter Bursche, war aus der Gegend gebürtig und daher aller Wege und Stege wohl kundig; unaufhörlich schwatzend und singend lief er neben dem Pferde des Reisenden einher, aber alle Fragen, die La Selve an ihn richtete, um sich über den wunderlichen Dialekt des Landes einige Belehrung zu

verſchaffen, beantwortete er mit einem unveränderlichen: „Moè pa connai, Kenne ich nicht.“ Dieſes „Patois der Kolonien,“ ein nach Kinderart arg korrumpirtes Franzöſiſch, iſt ſeit einer Reihe von Jahren ſchon zu einer Art von Modeſache in Frankreich geworden; faſt jedes Jahr bringt neue Erzeugniſſe der littérature noire, Sammlungen der kindiſchen, meiſt ſinnloſen Negerlieder, die als „naives Kinderlachen und Weinen“ gute Aufnahme bei dem franzöſiſchen Publikum finden, das durch die auf die Spitze getriebenen Produkte der einheimiſchen Literatur überſättigt iſt. La Selve theilt einige Proben der von ihm an Ort und Stelle geſammelten Lieder mit, die wir unſeren Leſern nachſtehend geben:

Madame Fiat, oh!
A la madame qui canaille!
Fiat allé Pot-au-Prince,
Li di: „Cassé feuille, couvri ça!“

und:

Cé pa moé qui di:
Tête à Lénave gro, gro!
Cé Auguste qui di!
Tête à Lénave gro, gro!

oder:

Maman, mété moé dehors,
Maman, poussé, ni allé! u. ſ. w.

Von dem unter dem niedern Volke Haytis herrſchenden Aberglauben macht man ſich nur ſchwer einen Begriff: die ganze Natur erſcheint ihm von Schreckgeſpenſtern bevölkert, die durch alte Zauberformeln theils indianiſchen, theils auch Neger-Urſprunges, oder aber nach Art guter katholiſcher Chriſten durch Anrufung der Mutter Gottes und durch Bekreuzen verſcheucht werden müſſen.

Der Weg führte über die berühmten großen Savannen von Acul, wo zuerſt im Jahre 1791 die furchtbaren Schlacht-

La Providence und der Kalvarienberg.

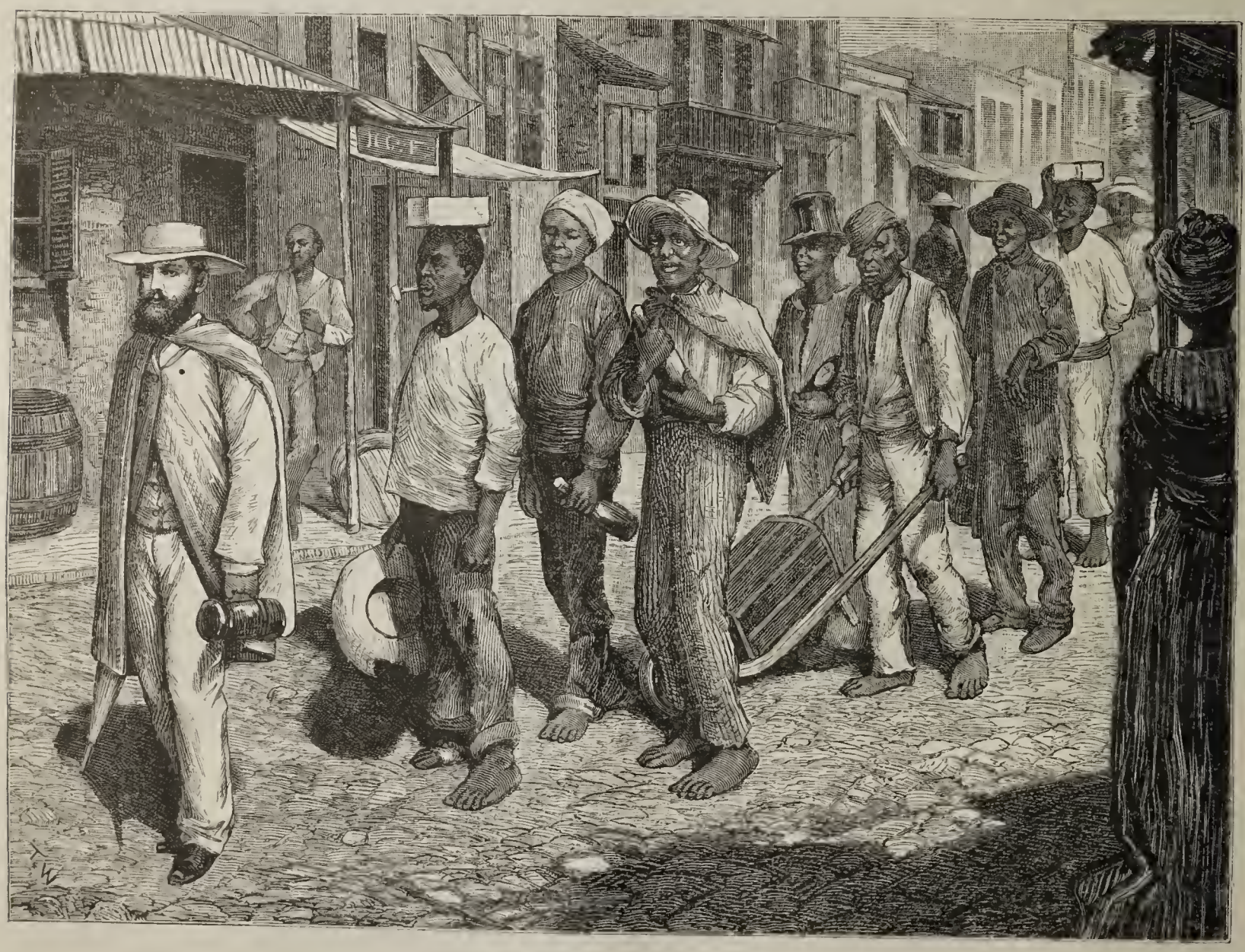
geſänge Oua-Massé und Camp du Grand-Pré, die Marſeillaiſe und das Ça ira der aufſtändiſchen Sklaven, erſchallten. Mehrere Stunden ging es ſo über vollkommen ebenes Terrain, dann kam man in die Berge des Limbé, eine waldreiche Gebirgslandſchaft mit großen, meiſt durch die Regenzeit ſtark angeſchwollenen Strömen. Bei ſinkender Nacht erreichte man Le Dondon, den Hauptort des gleichnamigen Bezirks, eine Anzahl maleriſch am Abhange eines Hügels gruppirter Häuſer, in etwa 500 m Höhe über dem Meere. Die Berge dieſes Diſtrikts ſind nach den Angaben Beaubrun-Audouin's reich an Gold, Silber, Kupfer und Eiſen, ſowie an Marmor, Porphyr und Granit. Von dem höchſten Punkte der Stadt hatte man einen weiten Ueberblick über die Kette der Mornes noirs, eine Reihe vulkaniſcher Hügel, die nach Südweſten ſich hinziehen; im Vordergrunde ragte der iſolirte Pic Karabras aus der Ebene auf, deſſen ſpitzer Gipfel von den Strahlen der Morgenſonne vergoldet wurde. Nach Südoſten dehnten ſich die ungeheuren Savannen von Guaba und San Raphaël bis zum Fuße des Loma-del-Peligro und des Morne-du-Diable aus; zahlreiche vereinzelte Höfe (hattes) lagen auf den weiten Grasebenen zerſtreut. Tief unten aber am Fuße des Berges ſtrömte der Fluß Vaſé, der, von der Höhe des Bonnet-à-l'Evêque kommend, in tauſend Windungen durch die Savanne fließt und zuletzt in den Guayamuco, einen der Nebenflüſſe des Artibonite, geht.

Der Weg nach der Grotte Voûte-à-Minguet ging auf dem Felſen dicht am Ufer des Vaſé entlang bis zu einer Furth, durch die man auf die andere Seite des Fluſſes gelangte; hier ſtieg der Felſen ziemlich ſteil empor, und dicht über dem Rande des Waſſers zeigte ſich in ihm eine weite bogenförmige Oeffnung, vor der Schlinggewächſe aller Art einen tief hinabhängenden Vorhang bildeten. Als man hinter denſelben getreten war, befand man ſich in vollſtändiger Dunkelheit; der Negerburſche zündete die mitgebrachte Fackel an, und bei dem ungewiſſen Scheine derſelben ſchritt La Selve weiter vorwärts auf dem weichen, bei jedem Schritt nachgebenden Boden der Höhle, der durch Jahrhunderte alten Guano gebildet iſt. Wohl verdient die Voûte-à-Minguet ihren Ruf eines Naturwunders; zwei faſt parallellaufende Reihen ungeheurer Stalaktiten trennen den hohen mittlern Raum von den beiden niedrigeren langen Seitenſchiffen. Einige der Säulen ſehen wie von Menſchenhand bearbeitet aus, und auch am hintern Ende der Höhle befinden ſich offenbare Spuren menſchlicher Thätigkeit: große viereckige Stein-

platten, die nach Art der bretonischen Dolmen auf einander gestellt sind, wahrscheinlich Opferaltäre der alten Indianer. Denn nach den Berichten von Moreau de Saint-Méry kamen einzelne Indianerstämme unter Anführung ihrer Kaziken und Nitaynos alljährlich nach der Grotte, um den Schutzgeistern des Ortes, den Zemes, zu opfern, und geheimnißvolle Beschwörungen des Wasser- und des Sturmgeistes zu vollziehen.

Die Wände der Grotte, die wie mit Kalk abgeweißt erscheinen, sind mit zahlreichen Daten und meist spanischen Inschriften und Namen bedeckt, die, in den Stein eingegraben oder mit Kohle geschrieben, heute noch vollständig lesbar sind. Zum größten Theil stammen diese Inschriften von den ersten europäischen Besuchern der Höhle, Spaniern aus dem 16. Jahrhundert. Zwischen dem Schutt in einem Winkel der Höhle fand La Selve's Begleiter ein kleines altindianisches Götzenbild, eine grobgearbeitete Figur von 6 Zoll Länge, die einen knienden Zemes darstellt, der in der einen Hand seine Lanze schwingt, die andere drohend erhebt. Bei herrlichem Mondschein wurde der Rückweg nach Cap Haïtien angetreten, ein leichter Ostwind kühlte die Luft und bewegte die Zweige der Bäume am Rande der Straße, in denen zahllose leuchtende Insekten, die cucuyos der Spanier, schwärmten.

Nachdem La Selve in den folgenden Tagen noch den vor der Stadt mitten im Grün gelegenen Kalvarienberg und



Gepäckträger in Cap Haïtien.

den berühmten wunderthätigen Wallfahrtsort La Providence besucht hatte, bot die Umgegend von Cap Haïtien ihm nichts Merkwürdiges und Sehenswerthes mehr; so beschloß er, seinen Weg längs der Küste fortzusetzen. Eine regelmäßige Dampferverbindung, wie sie seit einigen Jahren zwischen Cap Haïtien und Port-au-Prince eingerichtet ist, bestand damals noch nicht; die Landreise würde beträchtliche Schwierigkeiten und große Kosten verursacht haben, und es blieb also nichts übrig, als auf einem der kleinen Küstenfahrer einen Platz zur Weiterfahrt zu erlangen. Die „Conception", eine kleine Goelette, die nach Port-au-Prince bestimmt war, und an allen Häfen der Nordküste anlaufen sollte, lag zur Abfahrt bereit auf der Rhede der Stadt; sie führte die roth-blaue Flagge der Republik Hayti, der Kapitän Saint-Louis und die acht Matrosen waren sämmtlich kräftige Neger. Durch Vermittelung einiger angesehener Personen von Cap Haïtien gelang es La Selve, sich einen Platz an Bord des kleinen Fahrzeuges zu sichern; der Preis von neun Piastern, etwa 40 Mark, einschließlich Beköstigung war mäßig genug; freilich war auch diese Beköstigung einfachster Art und bestand ausschließlich aus Schellfisch und Bananen.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das ihn in den Augen der Einwohner noch nachträglich als eine Persönlichkeit von großer Bedeutung erscheinen ließ, begab sich La Selve nach dem Hafen von Cap Haïtien. Anstatt des einen von ihm verlangten Trägers für sein geringes Gepäck hatten sich nämlich nicht weniger als acht von den zahlreich auf den Straßen der Stadt herumlungernden Tagedieben von allen Schattirungen der Hautfarbe eingestellt. Jeder von ihnen hatte eiligst ein Stück von dem Besitze des Reisenden ergrif-

fen und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen gewesen, dasselbe wieder aus der Hand zu lassen. Nun zog die ganze Schar der Lastträger, der eine mit dem Strohhute, ein paar andere baumstarke Burschen jeder mit einer Flasche beladen, gravitätisch hinter La Selve einher, der nicht umhin konnte, über diesen Schelmenstreich, der ihm freilich zwei bis drei Piaster kosten sollte, herzlich zu lachen.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

IV.

Von Mexico nach Tehuacan de las Granadas.

Gegen Ende März 1879 ward ich von einem Mexicaner, mit dem ich näher bekannt geworden war, aufgefordert, seine in der Misteka liegende große Zuckerhacienda zu besuchen. Der Herr, den wir mit seinem Vornamen Don José nennen wollen, war unter Lerdo Gouverneur von Oaxaca gewesen, bis er 1875 durch den Aufstand der zapotekischen Bewohner der Sierra von Oaxaca, der Landsleute des Juarez — eine Bewegung, welche später zum Sturze Lerdo's und zum Siege des Porfirio Diaz führte —, aus seiner Stellung verjagt wurde. Seitdem lebte er in der Hauptstadt, welche nicht nur der Sammelplatz der jeweilig herrschenden, sondern auch, weil sie für Leben und Eigenthum die meisten Garantien bietet, der Zufluchtsort der gerade unterlegenen Fraktion der politischen Oligarchie ist. Er hatte die Oberaufsicht über die Hacienda einem jüngern Bruder, Don Joaquin, überlassen, der zugleich einen Antheil an ihr hatte, war aber mit ihm über die Art, wie die Geschäfte zu führen seien, in Mißhelligkeiten gerathen und wollte jetzt, da er selbst in jenen Gegenden sich nicht sicher geglaubt hatte, die Aufgabe, seine Ideen auf der Hacienda zur Ausführung zu bringen, einem Schwestersohn Namens Esteban, den er sehr liebte, anvertrauen. Begierig ergriff dieser die Aufgabe, die ihm sein Oheim stellte. Später erfuhr ich, daß eben Esteban die meiste Schuld an dem Zerwürfniß der Brüder trug. Er hatte studirt und sich mit leichter Auffassung einige Kenntniß des Lateinischen, Französischen und Italienischen sowie der Physik und Chemie angeeignet. Je seltener solche Kenntnisse in Mexico sind, desto höhere Ansprüche pflegen sie dem, der sie besitzt, zu geben, namentlich wenn er, wie Esteban, der Race der weißen Eroberer angehört. Esteban hatte hohe Ansprüche, ohne die Mittel zu haben, sie zu befriedigen. Er war zuerst Apotheker gewesen, hatte dann in Oaxaca eine Beamtenstellung bekleidet, als sein Onkel dort Gouverneur war, und sich mit diesem bei dem Ausbruche der Revolution nach Mexico geflüchtet. Dort hatte er, um sich und seine Frau zu ernähren, wiederum zum Gewerbe des Apothekers greifen müssen. Er hatte kein anderes Mittel, sich über diese ihm unwürdig scheinende Stellung zu erheben, als den engsten Anschluß an seinen Oheim José, der reich und kinderlos und dem er lieb war, weil er große Aehnlichkeit mit ihm zeigte und einen gleichen Bildungsgang durchgemacht hatte. Der jüngere Oheim, Joaquin, der jetzt gerade heirathen wollte, stand ihm im Wege. Esteban machte sich daran, mit theoretischen Gründen den Don José, der wohl nie viel von der Praxis des Ackerbaues gewußt hatte und seit 15 Jahren nicht auf der Hacienda gewesen war, gegen die Geschäftsführung Joaquin's und gegen diesen selbst, der etwas bäuerisch und dem Bruder nicht sympathisch war, aufzureizen und brachte es schließlich dahin, daß er mit der Oberleitung der Interessen seines Oheims in der Misteka betraut wurde; daneben sollte er sondiren, ob die Stimmung der Bevölkerung günstig für eine Revolution gegen Porfirio Diaz sei. Der frühere Gouverneur hatte noch keineswegs die Hoffnung auf seine Wiedereinsetzung aufgegeben.

Ich glaubte diese Erörterung vorausschicken zu müssen, weil sie einiges Licht auf den Kreis, in den ich eintreten sollte, und auf das Treiben der spanischen Kreolen überhaupt wirft. Zu welchem Zwecke Esteban auszog, wußte ich damals, als ich die Einladung erhielt, ihn zu begleiten, noch nicht; ich nahm daher diese mit großer Freude an. Sollte ich doch die Misteka kennen lernen, ein historisch und geographisch sehr interessantes Gebiet, das seiner Armuth und der Sprödigkeit seiner indianischen Bewohner wegen von Europäern äußerst selten besucht wird.

Die in Rede stehende Hacienda heißt „La Concepcion" und liegt im Staate Oaxaca, nahe der Grenze von Guerrero, unweit der Stadt Ometepec am südlichen Fuße des hohen Berges Chicahuastla, also am pacifischen Abhange des mexicanischen Tafellandes. Wir sollten, um sie zu erreichen, zunächst die Bahn Mexico-Veracruz bis zur Station Esperanza eben oberhalb Orizava's benutzen und von dort aus mit der Diligence nach Tehuacan fahren; in Tehuacan sollten uns Pferde und Leute der Hacienda erwarten und uns durch die Misteka in südsüdwestlicher Richtung nach Tlajiaco und von dort nach der Hacienda führen.

Am 26. März reisten Esteban und ich in Begleitung von zwei Dienern (mozos) um 9 Uhr Abends von Mexico ab. Die Nacht war, wie immer in diesem Tafellande, kühl, fast kalt und nicht hell genug, um freien Ueberblick über die Gegend zu gestatten. Da ich jedoch diese schon mehrmals gesehen hatte, vermochte ich es, sie vor meinen inneren Augen passiren zu lassen.

Die Bahn tritt im Nordosten aus der sumpfigen, weil abflußlosen Thalmulde von Mexico in die Ebenen von Apam ein und beschreibt dann einen nach Süden offenen Bogen, indem sie den „Tafeln" (mesas) folgt, welche sich von Apam bis zur Esperanza mit weiten Oeffnungen aneinander reihen. Alle diese Mesas gehören der tierra fria an und sehen sich einander sehr ähnlich. Sie werden sämmtlich von vier gewaltigen Bergen, dem Popocatepetl und Iztaccihuatl im Westen, dem Orizava im Osten, der Malinche in der Mitte, überragt und von einander durch felsige, mit der dürftigen Vegetation dorniger Kakteen und Agaven bestandene Höhenzüge getrennt. Die Flächen der Tafeln sind keineswegs sehr fruchtbar; ihr steiniger Untergrund ist nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, und der Regen, der diese von den Höhen herunterspült, fällt nur

in den Sommermonaten und dann oft so massenhaft, daß er zerstörend wirkt, bleibt dagegen in der größern Hälfte des Jahres ganz aus, so daß es auf der ganzen Strecke kein einziges stets fließendes Gewässer, sondern nur „Wadis“, wie die Araber sagen, giebt.

Dieser Boden schließt durch seine hohe Lage und dadurch bedingte niedrige Temperatur die tropischen Handelspflanzen gänzlich und durch den Mangel an Wasser, das zur künstlichen Bewässerung dienen könnte, sowie durch die ungenügende Tiefe der Erddecke den Anbau des Weizens, des spanischen Pfeffers und anderer werthvoller Kulturpflanzen größtentheils aus. Er bringt an Cerealien nur Mais und Gerste hervor. Beide Getreidearten zeigen sich nur kümmerlich entwickelt: die Gerste wird kaum einen Fuß hoch und steht so dünn, daß auf einer gegebenen Fläche gewiß nicht der fünfte Theil dessen wächst, was auf einem gleich großen Areal z. B. in Holstein eingeerntet wird, und auch der genügsame Mais ist schwächlich und hat nur kleine Kolben. Dieser geringe Ertrag ist nicht ausschließlich auf Rechnung von Lässigkeit in der Bestellung zu setzen. Auf den Mais wenigstens wird viel Arbeit verwandt; um jeden einzelnen der schlanken Stengel, die in der dünnen Erde keinen Halt finden und daher leicht einknicken, wird mehrmals die Erde aufgehäuft.

Hier möge die Bemerkung eingeschaltet werden, daß der Schluß, mit dem man häufig über die Mexicaner aburtheilen hört: „Mexico ist sehr reich und wenn die Mexicaner trotzdem sehr arm sind, so sind sie es nur deshalb, weil sie allzuträge den natürlichen Reichthum ihres Landes nicht ausnutzen,“ auf einem falschen Vordersatze beruht und daher hinfällig ist. Mexico ist mit allen seinen Metallschätzen — auf die sich kein allgemeiner und vor allem kein sicherer Wohlstand begründen läßt — von Natur ein armes Land; es wird niemals eine so dichte Bevölkerung ernähren können, wie sie in den europäischen Ländern und in der östlichen Hälfte der Vereinigten Staaten Platz hat. Es zeugt für die Begabung und die Arbeitskraft der mexicanischen Bevölkerung, daß sie trotz der geringen Fruchtbarkeit und der Wasserarmuth ihres Landes einen Arbeitsertrag gewinnt, der, wenn vielleicht auch nicht anderswo, so doch in diesem milden Klima dem Bedürfniß genügt.

Wir kehren zu der Erörterung über den Anbau der Gegenden, welche die Bahn durchschneidet, zurück. Zwischen dem Mais und der Gerste sind in geradlinigen, je 8 bis 10 Fuß von einander entfernten Reihen Agaven (magueyes) angepflanzt. Die Agave ist ein genügsames Gewächs; sie braucht nur wenig Wasser und wurzelt selbst in felsigem Boden; sie zieht sogar dürres Land der tiefen Ackererde vor. Für ein Land wie Mexico, wo es nur allzu viele dürre Gegenden giebt, ist sie von dem größten Nutzen. Anderswo, z. B. in den Mittelmeerländern, dient sie zu nichts als zur Einhegung der Felder; in Mexico wird sie dagegen gar sehr ausgenutzt. Ihre starken Fasern (ixtle und — in Yucatan — henequen genannt) ersetzen im Lande den Hanf und werden neuerdings auch exportirt. Aus der Wurzelknolle einer ihrer Abarten wird der Mezkal, ein starker Branntwein, und aus einer andern größern Art der Pulque, ein weißliches, säuerliches, berauschendes Getränk, bereitet. Diese letztere Produktion hat ihren Hauptsitz in der Gegend, die wir mit der Bahn durcheilten. Früher war sie im Wesentlichen auf die Ebenen von Apam beschränkt, welche den beiden wichtigsten Absatzpunkten, den Städten Mexico und Puebla, nahe liegen; seit aber die Bahn besteht und den raschen Transport des Pulque ermöglicht — darauf kommt es an, weil der Pulque in kurzer Zeit verdirbt —, haben sich auch die entfernteren an der Bahn liegenden Landstriche auf die Produktion von Pulque geworfen. Da nun das Absatzgebiet sich nicht viel erweitert hat, so ist eine Ueberproduktion von Pulque eingetreten, und da die Transportkosten nur wenig billiger geworden, sind die Producenten jetzt übel daran. Die prosaischen wirthschaftlichen Gesetze gelten eben auch für Mexico, und die poetischen Reisebeschreibungen, welche dies Land mit allem Reichthum der Natur gesegnet sein und die Bevölkerung nichts als Faullenzerei, die dann und wann der Abwechselung und Ergötzung halber von einer Revolution unterbrochen werde, treiben lassen, entsprechen nicht der Wirklichkeit.

Nahe bei der Station Esperanza, bei der wir kurz nach Tagesanbruch anlangten, sahen wir Agaven. In Esperanza verließen wir den Zug. Er ging weiter nach unten, um, zunächst an dem steilen Abfall von der Höhe der tierra fria hinunterkriechend, die tropischen, von reichlichen Niederschlägen getränkten Hochthäler von Orizava und Cordoba zu erreichen und dann die dürren Savannen zu durcheilen, um endlich in dem Fieberneste Veracruz auszulaufen. Wir mußten noch einige Stunden auf der Station verweilen, die uns recht lang vorkamen. Es war empfindlich kalt; die Station liegt etwa 8000 Fuß hoch am südwestlichen Fuße des eisigen Orizava, dessen schöne Formen uns nicht mit dem rauhen Winde zu versöhnen vermochten, den er uns zusandte. Wir zogen uns in das Wartezimmer zurück, wo in offenem Kamine Fichtenholz brannte. Nebenbei gesagt, werden die Maschinen der mexicanischen Bahn nur während des steilen Aufstiegs von Orizava zur Esperanza mit Steinkohlen, sonst mit Holz geheizt, ein Umstand, der für das waldarme Mexico schlimm ist, da für die gefällten Bäume keine neuen angepflanzt werden.

Um 10 Uhr stiegen wir in den guayin, einen kleinen, mit vier Maulthieren bespannten Wagen, in dem wir kaum Platz hatten und der auf dem unebenen steinigen Wege für uns zu einem wahren Marterkasten ward.

Die Landschaft zeigte den gewöhnlichen Charakter der mexicanischen Steppe in der regenlosen Zeit: die Höhen felsig und kahl, die Ackererde der Niederungen von der Monate lang unverhüllten Sonne braun gebrannt. Die Pflanzenarten blieben im Ganzen dieselben, wie auf der hochgelegenen Strecke, die wir mit der Bahn durchmessen hatten; doch traten Akazienarten (mezquites) mit zierlich gefiederten Blättern zu den Yuccas, Agaven und Kakteen und diese nahmen tropischere Formen an, je mehr wir uns Tehuacan näherten. Wir fuhren nämlich eine stetige Böschung hinunter; während die Esperanza 8000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, hat Tehuacan nur noch eine absolute Höhe von kaum 5000 Fuß; es ist der östliche Eckpunkt einer tiefen Einsenkung. Nämlich von der Höhe der Vulkane Orizava, Malinche, Popocatepetl, Nevado de Toluca, Jorullo und Colima und der durch diese Strebepfeiler gestützten wallartigen Erhebung, welche an dem 19. Grad nördlicher Breite entlang das mexicanische Tafelland quer durchschneidet, stürzt sich dieses in einen tiefen Spalt ab, der sich nach dem Stillen Meere hin öffnet, im Norden von der genannten Vulkanreihe, im Süden von der minder hohen, aber doch gleich ihr der tierra fria angehörenden Misteka begrenzt und durch die Bäche, welche von beiden Höhenzügen eine größere Fülle von Wasser, als sich sonst in Mexico zu finden pflegt, herunterschicken, ziemlich gut bewässert wird. Durch seine Lage ist dieser Spalt dazu berufen, eine große Rolle in der mexicanischen Wirthschaft zu spielen. Heiß und im Besitz des zur künstlichen Bewässerung nöthigen Wassers, ist er der Sitz der Zuckerproduktion. Er versorgt mit Zucker und tropischen Früchten die hohen kalten Landschaften, zwischen denen er eingeschnitten ist, und

nimmt ihnen dafür einen Theil ihrer Industrieerzeugnisse und ihres Getreides ab.

Auch historisch ist diese Gegend interessant; sie ist der Schauplatz des interessantesten Abschnitts des mexicanischen Unabhängigkeitskrieges gewesen. Hier hielt sich der Pfarrer Morelos noch Jahre lang, nachdem des Pfarrers Hidalgo Aufstand, der im Bajio, den gut bevölkerten Niederungen am Rio de Santiago, ausbrach und eben dort zu Ende ging, nach wenigen Monaten gedämpft worden war. Hidalgo hatte auf seinen ersten Ruf allzuzahlreiche Scharen um sich versammelt gesehen, die er nicht zu ordnen wußte, so daß er eben an ihrer unbehülflichen Massenhaftigkeit scheiterte; er hätte nur dann Erfolg haben können, wenn ihm gleich bei dem ersten großen Schlage Alles gelungen wäre; als statt des Erfolges ein Mißgeschick eintraf, liefen die Horden ebenso schnell, wie sie sich gesammelt hatten, wieder auseinander. Morelos führte den Krieg mit viel geringeren Mitteln und konnte ihn eben darum in die Länge ziehen; es kam ihm zu statten, daß er in seinem frühern Berufe als Maulthiertreiber den Schauplatz seiner Thaten genau kennen gelernt hatte; er konnte sein kleines, aus wenigen Tausend Mann bestehendes Heer leicht übersehen und verproviantiren und er verstand, es plötzlich von einem Orte an den andern zu versetzen; er zeigte sich bald in Tehuacan, bald in Huajuapam oder in Cuautla (das nach ihm de Morelos genannt wird), jetzt in der Nähe Mexicos, dann wieder in der des Stillen Meeres; er fand in der ganzen Ausdehnung der tierra caliente die nachhaltigste Unterstützung bei der Bevölkerung, die hier, in dem Gebiete der großen Zuckerhaciendas, auf denen die Spanier als Herren saßen, diese ganz besonders ingrimmig haßte; die Spanier hatten keinen Augenblick Ruhe vor ihm.

In und um Tehuacan war Morelos öfter wirksam. Der Nationalkongreß hatte hier einige Zeit lang während des Aufstandes seinen Sitz. Tehuacan ist ein für Kriegführung und Verkehr sehr wichtiger Punkt. Es liegt nämlich in der nördlichen Ausmündung einer engen, zwischen fast unzugänglichen Gebirgen bis Oaxaca sich erstreckenden Thalschlucht, welche nicht bloß, wie die übrigen Zugänge zu dem südlich des erwähnten großen Spaltes liegenden Gebiet für Maulthiere, sondern, wenigstens in der regenlosen Zeit, auch für Karren und größere Truppenmassen passirbar ist. Es ist eine für die Behauptung des Südens um so wichtigere Stellung, als es auf nur 13 Leguas (52 km) Entfernung von der wichtigen Straße Mexico-Veracruz liegt, der natürlichen Operationsbasis für eine von Tehuacan gegen den Süden, dem nächsten Angriffsobjekt für eine von Tehuacan gegen den Norden vorrückende Heerschar. Tehuacan ist somit der Schlüssel und, wie die Einheimischen sagen, der „Hafen“ (el puerto) des Südens, d. h. es ist der Durchgangspunkt für die Cochenille, die Häute, den Kaffee, welche von Oaxaca ausgeführt werden, wie der europäischen und mexicanischen Industrieerzeugnisse, welche eben dahin gehen. Um den Verkehr und die Beherrschung Tehuacans zu erleichtern, wird jetzt auf Regierungskosten eine Bahn gebaut, welche diese Stadt mit der Esperanza verbinden soll und die, als wir vorbeikamen, schon zur größern Hälfte fertig gestellt war.

Außer für den durchgehenden, ist Tehuacan auch für den örtlichen Verkehr wichtig; es ist das Waarenlager für die ganze Misteka. Die Stadt ist ziemlich volkreich und wohlhabend; unter ihren 15 000 Einwohnern zählt sie viel Altspanier, die hier, wie überall, wo sie sich in diesem Lande niedergelassen haben, mehr Eigenthum in ihrer Hand vereinigen, als ihre im Lande geborenen Nachkommen, die weißen Mexicaner.

Die Stadt machte einen freundlichen Eindruck; die Granatapfelbäume, denen sie ihren Beinamen de las Granadas verdankt, standen in Blüthe, und so verbrannt jetzt, in der regenlosen Zeit, die Landschaft auch aussah, so zeigten doch die Bäume und Blumen da, wo sie bewässert waren, z. B. auf der Plaza, ein üppiges Grün. Sie kündeten in Formen und Arten ein wärmeres Klima an, als es das der nördlichen Hochebenen ist, die wir vor einigen Stunden verlassen hatten; wir sahen sogar vereinzelte Palmen. Tehuacan liegt kaum 5000 Fuß über dem Meeresspiegel in der oben erwähnten Thalschlucht; diese senkt sich anfangs stetig, so daß schon ganz nahe im Süden der Stadt Zuckerrohr angebaut werden kann, dann steigt sie wieder nach Oaxaca hin auf. Sie ist sehr schmal; im Nordosten wird sie von einer Kette brauner kahler Felsen, die im Norden mit dem Schneegipfel des Orizava abschließen, begrenzt, und im Südwesten liegen die weißen Kalkhöhen der Misteka. Dahin sollten wir am nächsten Tage aufbrechen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

I.

Die Samoa-Inseln liegen zwischen $13^1/_2$ und $14^1/_2{}^0$ südl. Br. und 169 und 173° westl. L. (Greenwich). Die drei größten sind Sawaii, Upólu und Tutuíla, außerdem gehören noch zehn ganz kleine zur Gruppe. Daß diese Inseln früher „Schiffer-Inseln“ genannt worden sind, beruht auf der falschen Annahme, daß die Bewohner derselben besonders kühne Seefahrer seien. So viel ich von den Eingeborenen selbst gehört habe, sind sie mit ihren Canoes niemals bis über die zur Gruppe gehörenden Inseln hinausgekommen, während z. B. die Eingeborenen der Carolinen recht weite Seereisen auf ihren winzigen Fahrzeugen unternehmen, und diese Gruppe daher mit viel größerm Rechte „Schiffer-Inseln“ heißen könnte. Jedenfalls ist der Name „Samoa-Inseln“, den man neuerdings adoptirt hat, der eigentliche Name, da die Eingeborenen ihre Inseln selbst so nennen.

Drei Monate waren wir seit dem Verlassen des Hafens von Hongkong unterwegs, als wir endlich eines Sonntags Morgens Upólu, die mittlere Insel der Samoas, und damit das Ziel unserer Reise erblickten. „Gottlob,“ riefen wir Alle aus, „daß unsere Leiden ein Ende haben!“ Denn nicht bloß lag eine ganze Anzahl der Besatzung des Schiffes an Scorbut, Dysenterie und Fieber darnieder, sondern auch alle Uebrigen fühlten sich in Folge der langen Seereise, der elenden Seekost und der Hitze mehr oder weniger unwohl, und es hatte in der letzten Zeit jene trübselige und gedrückte Stimmung

um sich gegriffen, welche an Bord eines Schiffes immer ein bedenkliches Symptom allgemeiner Erschlaffung des Körpers und des Geistes ist.

Um so größer war die Freude, als das Eiland in Sicht kam. Es hob sich als eine hohe, unterschiedslose Bergmasse dunkelblau vom Horizonte ab. Da wir aber wegen eingetretener Windstille Dampf aufgemacht hatten und uns schnell dem Lande näherten, unterschied man bald die einzelnen Kuppen, Grate und steilen Abhänge, die aber von unten bis oben in die dichteste und schönste Vegetation eingehüllt waren. So weit das Auge reichte, war die ganze Insel von einem weiten Gürtel von Riffen umschlossen, an denen die Wogen in mächtiger Brandung sich brachen. Unter den vielen Buchten, welche sich an der Küste bemerklich machten, steuerten wir auf die größte derselben zu, an welcher der Hauptort der Insel Apia liegt. Das Riff hat hier eine Oeffnung, welche hinlänglich breit ist, um auch größeren Schiffen ungefährdeten Eingang zu gestatten. Unter Führung eines Lootsen, der uns vom deutschen Konsulate entgegen geschickt war, gingen wir in der Bucht unfern vom Lande und neben sieben großen deutschen Kauffahrern zu Anker.

Zunächst will ich nun in allgemeinen Umrissen den Eindruck schildern, welchen die Umgebung auf den Ankömmling macht. Die Bucht von Apia, halbmondförmig in das Land einschneidend, könnte ihrem Umfange nach eine bedeutende Anzahl von Schiffen aufnehmen, aber die Tiefenverhältnisse verstatten größeren Schiffen doch nur einen beschränkten Raum. Denn breite, mehr oder weniger nahe unter der Oberfläche des Wassers liegende Riffe fassen die Ufer ein und springen auch bis mitten in die Bai vor. Dicht hinter unserm Schiff brandet die Dünung, welche von der See her in den Hafen hinein steht, in lang gezogenen Zwischenräumen über die Ränder eines halbmondförmig herausspringenden Korallenriffes, das zur Ebbezeit mit seiner breiten Oberfläche trocken liegt. Es ist in Form eines Pilzes vom Grunde emporgewachsen (was man bei der Bildung der Korallenfelsen übrigens nicht selten findet), und wenn die Dünungswelle darüber hingebraudet ist und sich wieder zurückzieht, so rinnt der Wasserschwall über die abgerundeten Ränder herab, und gurgelt auf- und niederwogend unter der Platte des Felsens, als würde er in der Tiefe darunter eingeschlürft und wieder hervorgestoßen.

Umsäumt wird die Bucht von zunächst flachen Ufern, auf denen mit Gebüsch, Brotfruchtbäumen, Bananenstauden und Apfelsinenbäumen untermischt die hohen schlanken Kokospalmen ihre rauschenden Gipfel im Passate wiegen. Dazwischen hindurch, mehr oder weniger versteckt, näher oder etwas entfernter vom Strande, schimmern die grauen und grau-gelben Hütten der Eingeborenen und die rothen Ziegeldächer europäisch gebauter Häuser und Häuschen hervor. Ziemlich in der Mitte der Rundung der Bucht erhebt sich die katholische Kirche mit einem schlanken Thurm und schaut ganz stattlich auf die See hinaus, während die evangelische (englische) Kirche etwas zurückgebaut und in einiger Entfernung mehr nach dem einen Winkel der Bucht zu halb zwischen den Kronen der Bäume verborgen mit ihrem einfachen weißgetünchten Bau, dem auch der Thurm fehlt, kaum dem Auge des Beobachters auffällt. Und doch repräsentirt die evangelische Kirche das Bekenntniß des weitaus größten Theiles der Samoaner, während die katholische Kirche nur eine ganz geringe Minderheit derselben vertritt. Unter den europäisch gebauten Häusern machen sich die Faktoreien von „Ruge und Hedemann“ und von „Godeffroy“ durch ihre Stattlichkeit und den Umfang der dazu gehörigen Anlagen vor allen übrigen kenntlich. Alle diese einzelnen oder in Komplexen zusammen liegenden Hütten und Häuser, die sich in gewissen Zwischenräumen an dem ganzen Strande der runden Bucht hinziehen, benennt man kurzweg mit dem Gesammtnamen Apia, obgleich die einzelnen Theile auch wieder ihre besonderen Namen tragen. Hinter dem Orte zieht sich der Wald zunächst noch eine Strecke in der Ebene hin und steigt dann zu den hohen Kuppen, Kämmen und oft ganz steilen Abhängen hinan, Alles mit seinem so mannigfachen Grün überdeckend und einhüllend, so daß man nirgend auch nur ein kahles Stück Fels zu entdecken vermag. Der Leser wird sich vorstellen können, daß dadurch die Gebirgsformation einen sanften Charakter erhält, obgleich sie eigentlich, wenigstens an vielen Stellen, durchaus schroff ist. Aus tiefen Schluchten erheben sich die Wände fast senkrecht ein paar hundert Fuß hoch, und einzelne Berge steigen ganz steil über ihre Umgebung empor, aber das dichte, in mächtigen Locken herabwallende Grün des Urwaldes überkleidet Alles, die Schluchten, die Wände und die Bergeshäupter, mit seinen weichen Formen. So ist das Gesammtbild, das man vom Hafen aus überschauen kann, nicht minder großartig als freundlich und lieblich.

Doch nun folge mir der Leser an Land, damit wir uns dort noch genauer umsehen. Wegen der die Ufer einfassenden Riffe kann man nicht gut anders landen als auf der Godeffroy'schen Besitzung neben einem dort am Strande aufgeschleppten alten Schiffe, das als Hulk und Bretterschuppen dient. Wenn man hier aus dem Boot gestiegen ist, befindet man sich nach wenigen Schritten in der Faktorei selbst. Ein einstöckiges, aber geräumiges, dem Tropenklima entsprechend gebautes Wohnhaus mit Veranda und Garten umschließt auf der einen Seite einen weiten mit Gras bewachsenen Hofraum, dessen übrige Seiten von den Fabrikgebäuden für Baumwollenreinigung, von verschiedenen Maschinenwerkstätten, Lagerräumen für Baumwolle und Kopra, von Stallungen und Schuppen eingenommen sind, woran sich dann noch einige Wohnungen der Beamten des Geschäftes anschließen. Diese Faktorei ist der Haupt- und Centralstapelplatz für die weit ausgebreiteten Handelsbeziehungen der Firma nach verschiedenen Gruppen der Südsee-Inseln. Von Apia aus werden Agenten nach den Wawau-Inseln, Tonga-Inseln, nach der Ralik-Gruppe, den Carolinen ꝛc. geschickt, um dort hauptsächlich Kopra (getrocknete Kokoskerne) einzusammeln und nach Apia zu führen, von wo aus dann große Schiffsladungen dieses Produktes nach Hamburg gehen. Das Haus Godeffroy läßt sich aber nicht bloß seine Handelsinteressen angelegen sein, sondern es macht sich auch um die Wissenschaft in hohem Grade verdient, indem es auf eigene Kosten Naturforscher ausrüstet und nach verschiedenen Gruppen der Südsee entsendet, um dieselben in geologischer, topographischer, ethnologischer und meteorologischer Hinsicht zu erkunden. Ob die „Gesellschaft für deutsche Handelsinteressen in der Südsee“, in deren Hände der ausgedehnte Godeffroy'sche Besitz auf den Samoas ganz neuerdings übergegangen ist, zugleich auch das Interesse des Chefs dieses Hauses für die wissenschaftliche Erforschung der Südsee-Inseln mit übernommen hat, weiß ich nicht.

An der Godeffroy'schen Faktorei läuft ziemlich parallel mit dem Strande ein Weg hin, an welchem in geringeren oder größeren Zwischenräumen die Besitzungen und Wohnungen der übrigen Weißen, der Engländer, Deutschen und Amerikaner, liegen. Meistentheils sind es Krämer, welche mit allerlei importirten Waaren handeln, oder Kneipwirthe. Die Wohnungen sind fast überall gegen die Straße durch Stacketzäune abgegrenzt, von Gärten umgeben, von Kokospalmen, Brotfruchtbäumen, Orangen und Bananen umschattet, bieten aber einen sehr einfachen Anblick dar, denn große Reichthümer haben die Bewohner wohl noch nicht erworben

(da ihrer zu viele sind, und die Konkurrenz daher zu groß ist), obwohl sie sich ihre schlechten Zeuge, Eisenwaaren, Spirituosen, und was sie sonst noch an nützlichen und schädlichen Dingen führen, mit sehr hohen Preisen von Weißen und Eingeborenen bezahlen lassen. Dieser Theil von Apia, wo das fremde Element der Europäer und Amerikaner vorzugsweise vertreten ist, heißt Matafele.

Von hier ab wird die Gegend naturwüchsiger. Links an dem sandigen Wege ist der schräg aufsteigende Strand mit Kraut, Büschen und Gras bewachsen, und einzelne Gruppen von Palmen mischen das Rauschen ihrer Gipfel mit dem der Brandung, die über den schwarzen Sand und die schwarzen rund geschliffenen Basaltsteine heraufschäumt. Zur Rechten liegt etwas zurücktretend die katholische Kirche, und gleich daneben ein einstöckiges Gebäude mit weit vorspringendem Dache und Veranda, die Wohnung des Bischofs und einiger Geistlichen. Ein Fluß aus den Bergen kommend und zwischen Gebüsch und Palmen langsam in der Ebene dahinfließend mündet hier ins Meer. Jenseit desselben beginnt derjenige Theil des Ortes, der eigentlich und vorzugsweise Apia heißt. Hier liegen die Hütten der Eingeborenen in einzelnen Gruppen auf dem mit Gras bewachsenen ebenen Boden, mit dem Naturleben der Schweine, Hühner und Hunde, der großen und kleinen braunen Menschen. Ein weißes massives Gebäude ist die englische Kirche, und ein Stück weiter hinten, mit einer Steinmauer und einem Garten umgeben, liegt das hübsche Haus des englischen Missionärs, Dr. Turner, der aber eigentlich nicht mehr Missionär genannt werden kann, denn auf den Samoas giebt es keine Heiden mehr. Unsern der englischen Kirche mündet abermals ein Fluß, den wir, weil er der größte in diesem Theil der Insel und auch nachher noch zu erwähnen ist, gleich mit Namen bezeichnen wollen, es ist der Sigágo (spr. Singángo, wie überhaupt das „g“ in der Samoasprache immer einen Nasallaut hat und wie „ng“ zu sprechen ist). Wenn man den Sigágo auf einer Fähre überschreitet oder, falls man nackter Eingeborener ist, auch durchwatet, gelangt man nach Matautu, demjenigen Theil von Apia, wo neben einigen Samoanerhütten die Besitzungen der Firma „Ruge und Hedemann“ liegen. So ist man nun auf dieser Seite auf der äußersten Ecke der Bucht angekommen. Auf der andern Seite derselben, Matautu gerade gegenüber, liegt Molinu, eine schmale Landzunge, vom Meer und einer Sumpflagune eingeschlossen, schön mit Gras, Gebüsch und hohem Palmenwalde bewachsen. Hier wohnen nur Samoaner.

Von dem eben beschriebenen Wege, der um die ganze Bucht läuft, und der in seiner Länge etwa eine Stunde betragen mag, führen hier und da zwischen den Hütten und Häusern hindurch ganz schmale Seitenpfade in die Insel und das Dickicht, wo noch einzelne Hütten ganz verborgen im Schatten und Halbdunkel unter den dichten Baumkronen liegen. Verfolgt man einen dieser Pfade weiter, so passirt man bald in einander gewachsenes Gebüsch der verschiedensten Gattung, welches auf den Lichtungen des Waldes sich noch mit hohem Kraut und schilfartigem Grase mischt und die Pfade so überwuchert, daß man dieselben kaum zu erkennen vermag. Man schlägt sich aber durch, bald rechts, bald links vor unüberwindlichen Hindernissen ausbiegend und sich Bahn brechend, wie es eben gehen will. Aber nach einer Weile merkt man, daß man den Pfad gänzlich verloren hat und zwischen den daumdicken und holzigen Stengeln des Krautes vollständig eingekeilt nicht mehr weiter kann. Ueber das Gestrüpp hinwegzusehen und sich einigermaßen zu orientiren, welche Richtung am besten einzuschlagen wäre, ist auch nicht möglich, denn es ist 7 bis 9 Fuß hoch, und so sitzt man darin wie vergraben. Während man nun ganz erschöpft inne hält und überlegt, wie man wohl am leichtesten wieder herauskomme, raschelt und huscht es plötzlich auf dem Boden. Unwillkürlich schrickt man zusammen, denn man denkt natürlich an Schlangen und sonstiges bösartiges Ungeziefer. Aber es ist nur eine jener großen grauschwarzen Eidechsen von 3 bis 4 Fuß Länge, welche eilig zwischen den Stengeln hindurchschlüpft, aber Niemanden ein Leid anthut. Endlich hat man sich mit Anstrengung aller Kräfte einen Weg durchgebrochen und steht auf einer kleinen Lichtung, aber man ist schweißgebadet, denn es ist hier mitten im Walde abscheulich heiß. Der Passat, welcher am offenen Strande oft recht kräftig weht und die Temperatur sehr mäßigt, kann hier nicht hindringen, und man verspürt auch nicht den leisesten Lufthauch; dafür brennt aber die Sonne mit einer wahren Gluthhitze vom wolkenlosen Himmel hernieder.

Nach einigen Schritten steht man vor einem neuen Hinderniß. Eine sumpfige Lache zieht sich in mannigfachen Windungen durch den Wald, und sie zu durchwaten möchte nicht geheuer sein. Man quetscht sich also am Rande derselben hin und trifft glücklicherweise auf einen Pfad, der sich auf unregelmäßig hingeworfenen Baumstämmen über den Sumpf fortsetzt. Dort balancirt man hinüber und schreitet nun zwischen starken und hohen Baumstämmen, zwischen großen breitblättrigen Pflanzen und mancherlei hochstengligen Blumen im Schatten der Laubkronen hin. Die Vegetation ist herrlich und großartig. Zwar wuchert das Schlinggewächs nicht in der Ueppigkeit, wie ich es in den Wäldern von Westindien, Venezuela und Brasilien gesehen habe, aber dafür kann man freier und besser um sich blicken und sich an dem so verschiedenen Farbengemisch des Laubes und den blitzenden Lichtern freuen, die durch die Kronen auf die niedere Vegetation herniederspielen. Unter den so mannigfachen Baumgattungen, die zum Theil sehr werthvolles Holz haben, treten die Kokospalmen mehr zurück, sie bilden hauptsächlich den Waldbestand in der Nähe der Wohnungen, während sie hier nur noch vereinzelt ihre weißlich grauen, glatten Stämme aus dem Unterholz herausrecken.

Aber plötzlich hat das Wandervergnügen abermals ein Ende, wiederum steht man am Rande eines Sumpfes, der sich rechts und links ins Dickicht verläuft, und kein Baumstamm verstattet den Uebergang. Aergerlich über diesen dicken Querstrich kehrt man um und muß denselben Pfad zurückpilgern, bis man einen Seitenweg einschlägt, welcher zu einer großen Lichtung im Walde führt. Hier ist die Feldmark der Eingeborenen, und an mehreren Stellen sieht man einige derselben bei der Arbeit beschäftigt, um das übermäßig wuchernde Unkraut aus den Anpflanzungen von süßen Kartoffeln, Yams, Taru und verschiedenen Kohlarten auszujäten. Mitten durch die Felder läuft ein gerader breiter Steig, von Bambu und anderm Gebüsch, von Kraut und Blumen eingefaßt, welcher nach dem auf dem Waiaberge gelegenen katholischen Kloster und Seminare führt. Will man nun letzteres nicht gerade besuchen, so wendet man sich nach der andern Seite und gelangt nach einem angenehmen Spaziergange durch die prachtvolle Vegetation, wie sie sich rechts und links am Wege ausbreitet, wieder nach Apia zurück.

Dergleichen kleine Exkursionen machte ich öfter aufs Gerathewohl in die Insel hinein, obgleich die Hitze sehr groß war, und eine Unzahl von lästigen Fliegen mich beständig peinigte. Für diese Insekten sind die ausgedehnten und in viele Arme verzweigten Sümpfe, welche sich besonders nach der einen Seite von Apia hinziehen, eine wahre Brutstätte. Ganz von Wald und dichtem Buschwerk umschlossen, von keinem Lufthauch bewegt, liegt der morastige, von schwarzem Wasser bedeckte Boden den ganzen Tag unter den sengenden

Sonnenstrahlen; kein Wunder daher, wenn das Ungeziefer hier vortrefflich gedeiht und in Schwärmen den Wanderer überfällt. Doch von dieser Plage stirbt man nicht, und man hat auch sonst keine gefährlichen Thiere zu fürchten. Giftige Schlangen giebt es nicht, eben so wenig Raubthiere. Aber mancherlei schöne Vögel kann man im Walde sehen und hören. Besonders auffallend ist die große Menge wilder Tauben, welche vorzugsweise des Morgens in den hohen Wipfeln der Bäume sitzend mit ihrem „Ru-Ru“ die Luft erfüllen. Sie sind schwarz mit grün schillernden Flügeln, ungewöhnlich groß und fett und werden von den Eingeborenen, welche sie mit ihren scharfen Augen zu erspähen und anzuschleichen wissen, viel geschossen. In den ersten drei Wochen unsers Aufenthaltes in Apia hatten wir jeden Tag Morgens zum ersten Frühstück und auch Abends Taubenbraten, und schönern habe ich nie gegessen. Außerdem kommen auch viele Strandläufer und Schnepfen vor, und unsere Jäger haben manche geschossen, während ihnen die Taubenjagd nicht glücken wollte.

Reisewerke über Westafrika.

IV.

Auf S. 139 des 35. Bandes des „Globus“ besprach Dr. R. Andree den ersten von P. Güßfeldt verfaßten Band der „Loango-Expedition“; demselben folgte bald darauf der zweite aus der Feder Dr. J. Falkenstein's[1]), nicht weniger reich als jener an vorzüglichen Illustrationen und, zunächst rein stilistisch betrachtet, eine mustergültige Leistung. Dr. Falkenstein war vom Vorstande der „Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrikas“ nach der Loango-Küste gesendet worden, um die Station Tschintschotscho zu leiten und auszubauen, so daß sie sowohl den ins Innere vordringenden Reisenden zur Zuflucht dienen, als den zurückbleibenden wie anderen neu eintreffenden Gelehrten Raum und Mittel zur Ausführung ihrer Arbeiten gewähren konnte. Neben seinem ärztlichen Berufe war ihm das Gebiet der Anthropologie, insbesondere die Messungen, und das zoologische Sammeln zugetheilt, und außerdem sollte er auf photographischem Wege das Charakteristische von Land und Leuten für die Anschauung weiter Kreise fixiren. Bei all diesen Aufgaben stand ihm der Mechaniker Lindner stets hülfreich zur Seite. In seinem Buche schildert Dr. Falkenstein diese verschiedenartigen Gebiete seiner Thätigkeit, die Entwickelung der Station von ihrem unscheinbaren Anfange an, die anthropologischen Verhältnisse der Neger, die Wirkungen des Klimas, das Charakteristische der westafrikanischen Fauna ꝛc., außerdem drei größere Reisen nach dem Congo, nach Novo Redondo behufs Anwerbung von Trägern und nach dem Kuilu-Flusse zu zoologischen Studien.

Bald nachdem Dr. Falkenstein die afrikanische Küste am 5. November 1873 betreten hatte, lernte er die tausend kleinen und großen Leiden kennen, welche der Verkehr mit den Negern, die Natur, die Pflanzen- und Thierwelt dem Weißen bereiten. Aber unverzagt machte er sich an das Werk und schuf in rastloser zweijähriger Arbeit eine Musterstation, um gerade, als die Dinge eine entschiedene Wendung zum Bessern genommen hatten, die aus dem Süden herbeigeschafften Träger sich willig zeigten und die Station ohne bedeutende Ausgaben unterhalten werden konnte, die aus der Heimath eingetroffene Auflösungsordre ausführen zu müssen. Zur Zeit der Gründung hatte die Station ein ziemlich schadhaftes Wohnhaus und eine eben solche Küche umfaßt; beide waren nun den Verhältnissen entsprechend umgewandelt und nahmen sich stattlich aus. Daneben war ein zweites Wohnhaus mit festen Magazinen, ein Waschhaus, Skeletir- und Trockenhaus für Sammlungen nebst Pulvermagazin erbaut worden. Südlich stieß ein gepflegter Garten für den täglichen Bedarf daran, nördlich reihten sich 45 Hütten in geraden Linien mit breiten, dazwischen liegenden Straßen aneinander, während abseits ein großer überdachter Raum theils als gemeinschaftliche Küche und Arbeitsplatz bei Regen, theils als Lazareth diente. Rund herum, jenseits der festen Umzäunung, dehnten sich, fast so weit das Auge reichte, die mit Mais, Maniok und Erdnüssen bepflanzten Felder aus, reiche Ernte versprechend. In den Ställen befanden sich Ziegen, Hühner und Enten in gutem Zustande; am Strande lag ein neues großes Canoe, mit dem, sobald ein Fischnetz fertig gestellt war, Versuche gemacht werden sollten, den täglichen Fleischbedarf zu beschaffen. Unter solchen Umständen mußte der wiederholte Befehl Seitens des Vorstandes der Afrikanischen Gesellschaft, die Station aufzulösen, doppelt schmerzlich sein; aber „das Mißgeschick, welches die Expedition andauernd begleitete, hatte das Vertrauen auf ausgiebige Erfolge in weiten Kreisen erschüttert. Den großartigen Leistungen anderer Stationen gegenüber, die gerade in diese Zeit fielen, brauchte man auffälligere Resultate, um das Interesse wach zu erhalten und die nöthigen Summen zur Bestreitung der bedeutenden Kosten zusammenzubringen.“

Schon in dem oben angeführten Aufsatze Dr. Andree's ist der Widerwärtigkeiten, mit welchen die Expedition zu kämpfen gehabt hat, so ausführlich Erwähnung gethan worden, daß wir hier nicht darauf zurückzukommen brauchen. Andererseits aber wurde darauf hingewiesen, daß die Loango-Expedition, wenn es ihr auch versagt war, räumlich viel zur Erforschung Afrikas beizutragen, doch ihr Gebiet nach den verschiedensten Richtungen so intensiv studirt und ausgebeutet hat, daß es, von europäischen Kolonien abgesehen, jetzt mit als der am besten bekannte Landstrich in Afrika gelten darf. Der in Rede stehende Band ist dafür ein vollgültiger Beweis; was er über die Anthropologie (Kap. II) und Zoologie (Kap. V und VII) bringt, ist grundlegend für die Loangoküste, ebenso wie der Anhang über deren Krankheitscharakter; — was er an praktischen Winken über das Photographiren (Kap. III), über Kleidung, Hautpflege, Diät, Nachtlager, Wohnung u. s. w. (Kap. VI) enthält, wird sich jeder, der Aequatorial-Afrika bereisen will, gesagt sein lassen. Dr. Falkenstein weiß dabei sehr wohl, „daß jeder Platz Afrikas seine eigenen Erfahrungen beansprucht, und daß, wer an einer Stelle reiste,

[1]) Die Loango-Expedition. Zweite Abtheilung von Dr. J. Falkenstein, Stabsarzt am medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut. Leipzig. Verlag von Paul Frohberg, 1879.

dadurch keine Berechtigung erhält, über die Art des Reisens in anderen Gegenden zu urtheilen“ (S. 79); allein den Reiselustigen kann er doch (S. 116) die tröstliche Aussicht eröffnen: „Sind wir mit Chinin wohl versehen, gebieten wir über eine mittelgute Konstitution und befolgen die Regeln, welche die Veränderung des Klimas verlangt, so werden wir uns ohne Furcht in die zum Theil mit Unrecht berüchtigten Gegenden Aequatorial-Afrikas begeben können und hoffen dürfen, die Resultate unserer Bemühungen nach der Rückkehr in die Heimath mit ungeschwächter Kraft zu verarbeiten.“

Zu den interessantesten Abschnitten des durchweg vortrefflich und anziehend geschriebenen Werkes gehört das zweite Kapitel, welches die physische Erscheinung des Loango-Negers behandelt, und aus dem wir hier Einiges mittheilen.

Der Schädel ist stark dolichokephal, also lang von vorn nach hinten und schmal, dabei in seiner Höhe beträchtlich gesteigert. Die Stirn spitzt sich nach vorn zu und liegt nicht in der geraden Verlängerung des Gesichts, sondern neigt sich nach hinten, wenn auch nicht bedeutend, so doch mehr als bei uns. Eine breite schöne Denkerstirn findet sich dort nicht. Die Nase fiel Falkenstein an Ort und Stelle selbst kaum noch wegen ihrer Breite und noch weniger wegen ihres Eingesunkenseins auf, aber beim Vergleich durch exakte Messungen fand er beide Eigenschaften in sehr ausgeprägtem Maße. Vor Allem ist es der Zahnfortsatz, welcher durch das Vorspringen seines untern Randes dem Negergesichte sein eigenartiges Gepräge giebt. Man hat sich, so lange man dies Vorspringen und die ganze Formation des Oberkiefers, unter dem Namen Prognathie zusammengefaßt, als ein besonderes Racenmerkmal hinstellte, damit beschäftigt, den Grad der Ausbildung desselben durch bestimmte Winkel zu veranschaulichen. Die Menge der verschiedenen Konstruktionen beweist zur Genüge, wie schwierig und undankbar diese Aufgabe ist. Dr. Falkenstein fand, daß der Winkel, dessen Scheitel in der Mitte der Verbindungslinie der Zahnfortsätze liegt und seinen einen Schenkel zur Mitte der Ohröffnung, den andern zur Nasenwurzel sendet, die allergleichmäßigsten Werthe ergiebt. Er betrug im Mittel 67,4°, während beim Europäer die gleiche Methode 90° ergeben würde. Die Kapacität des Schädels wurde zu 1275 ccm berechnet, während der unserige zwischen 1450 und 1500 liegt. Dr. Falkenstein hat nicht untersucht, ob die Dickendurchmesser der Kopfknochen, namentlich der platten, die der unserigen übertreffen; doch scheint es fast so. Wenigstens legen die Händler sie als feststehendes Faktum ihren hierher applicirten Züchtigungen zu Grunde; und schon in früheren Zeiten müssen die spanischen Hauptleute daran geglaubt haben, wenn es wahr ist, daß sie ihren Soldaten einschärften, nicht nach dem Kopfe zu hauen, weil sonst die Säbel zerspränge.

Indem nun Dr. Falkenstein zur vergleichenden Betrachtung der übrigen Körperverhältnisse übergeht, hebt er mit Nachdruck hervor, wie wichtig es dabei ist, stets möglichst gleichartiges Material einander gegenüberzustellen und nicht normal und schön gebaute Individuen einer- mit mißgebildeten, verkümmerten andererseits zu vergleichen. So selbstverständlich diese Forderung erscheint, so oft scheint sie von Reisenden nicht beachtet worden zu sein; nur so konnten die oft wunderbaren Vorstellungen und unglaublichen Vorurtheile sich einwurzeln. Dazu kommt, daß viele sich zu Urtheilen über typische Verschiedenheiten berechtigt glauben, ohne daß sie anatomische Kenntnisse, vielleicht nicht einmal Kenntnisse des Wuchses in ihrer Heimath besitzen, während in diesen Dingen doch nur exakte Messungen zu Resultaten führen können. Und was die Photographie anlangt, so gilt es auch da, bei Auswahl des Materials mit Vorsicht zu operiren; denn alte, verkommene Individuen lassen sich überall leicht auftreiben, während die elastische, frische Jugend mit einer allen Völkern gemeinsamen Scheu ihre anmuthigen Formen zu verbergen sucht. Da nun, wie häufig, so auch an der Loangoküste, das Individuum sein Alter nicht kennt, so ist man auf Schätzungen angewiesen, wobei, von absichtlicher Täuschung abgesehen, oft recht erhebliche Irrthümer mit unterlaufen, wie dies an dem Beispiel der Geschlechtsreife nachgewiesen wird, welche wir, wohl ohne genügende Gründe, als in den Tropen sehr früh eintretend anzusehen uns gewöhnt haben.

Der Bewohner der Küste ist, vielleicht wegen der günstigeren Nahrungsbedingungen, übermittelgroß (165 bis 170 cm), da die Durchschnittshöhe bei Männern zwischen 165 und 168 cm, bei Weibern zwischen 150 und 160 cm liegt. Die Kopfhöhe, welche beim normal gebauten Individuum etwa $7\frac{1}{2}$ Mal in derjenigen des Körpers enthalten ist, kann beim Neger nicht zur Beurtheilung der Körperhöhe herangezogen werden, weil sie, wie oben erwähnt, bedeutend gesteigert ist. Der Hals, welcher beim wohlgewachsenen Manne denselben Enfacedurchmesser wie die Wade geben soll, übertrifft letztere beim Neger oft, namentlich bei Kindern, vielleicht weil durch das Tragen aller Lasten auf dem Kopfe die Nackenmuskulatur frühzeitig ausgebildet wird. Die Schulter setzt sich fast winklig an den Hals an; die Breite des Brustkorbes ist im jugendlichen Alter eine sehr günstige, nimmt jedoch später nicht im gleichen Verhältnisse zur Höhe zu. Da der quere Beckendurchmesser gleichfalls gering ist, so entsteht jene Schmalheit und Schlankheit, welche allgemein für den Negerkörper als Regel angenommen ist. Diese ist namentlich beim Weibe auffällig, so daß man beide Geschlechter von hinten oft schwer von einander unterscheiden kann, zumal die Taille nicht künstlich verkleinert wird.

Oft, namentlich bei Kindern, tritt der Unterleib stark hervor, wie dies auch bei anthropomorphen Affen beobachtet wird; die betreffenden Organe vergrößern sich vielleicht in Folge der Menge und Art der zu verdauenden Nahrungsmittel, welche zu viele unverdauliche Substanzen enthalten. Vielleicht ist das Heraustreten des Leibes aber auch eine Folge der gewöhnlich recht starken und namentlich beim weiblichen Geschlechte (niederen Standes) verbreiteten Krümmung der Wirbelsäule, welche sich leicht durch die frühzeitig geübte Sitte erklärt, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen.

Hinsichtlich des sehr streitigen Verhältnisses der Extremitäten zu einander und zum Rumpfe giebt Dr. Falkenstein noch kein endgültiges Urtheil ab und verlangt weitere Beobachtungen; er sagt z. B. weder Ja noch Nein zu der allgemeinen Ansicht, daß der Oberarm und Oberschenkel beim Neger kürzer als beim Europäer ist, Unterarm und Unterschenkel dagegen länger. Leichter ist es, die Form zu beschreiben. Die Muskulatur ist oft, namentlich bei Fischern in Folge des Ruderns, ganz außerordentlich entwickelt; solche Arme sind wohlgeformt, dabei schlank, da die Fettpolster nirgends stark ausgebildet sind. Die Wade ist nie so dürftig und mager, als man gewöhnlich annimmt, mag aber im Großen und Ganzen hinter der des Europäers zurückbleiben. Hände und Füße sind klein und zierlich; Plattfüße kommen seltener vor, als bei uns, und unsere Durchschnittsform ist wegen des Mangels an Uebung und wegen der fehlerhaften Fußbekleidung weniger schön. Die Haut ist nie schwarz, sondern wechselt in verschiedenen Schattirungen von Braun; lichtere Töne scheinen von den Negern selbst höher geschätzt zu werden. Dabei unterliegt die Fär-

bung innerhalb gewisser Grenzen dem Wechsel; so ist sie nach dem Essen, bei größerer Hitze, in der Bewegung und bei psychischen Affekten (Verlegenheit, Scham) überall, wo das Blut in das oberflächliche Kapillargefäßnetz dringt, dunkler, im entgegengesetzten Falle heller. In Krankheiten, wenn die Haut ihre glatte, glänzende Beschaffenheit verliert und welk zusammensinkt, wird sie schmutzig dunkler, weil das Pigment dann auf eine kleine Fläche zusammengedrängt erscheint. Die Schleimhäute haben, so weit sie dem Lichte ausgesetzt sind, nicht eine schöne rosa, sondern durch geringe Pigmenteinlagerung mehr schmutzig graurothe Färbung, die sich auch an den Nägeln wegen des Durchschimmerns des Nagelbettes bemerklich macht.

Besonders interessant ist es, daß die Hautfarbe von Neugeborenen derjenigen der unserigen täuschend ähnlich ist und erst in den nächstfolgenden Wochen nachdunkelt; ausgenommen sind nur der Rücken, der ein wenig dunkler, und die prominirenden Theilchen, wie Ohrmuscheln, Brustwarzen, Nabel u. s. w., welche vollständig dunkel erscheinen. In dem ersten der beiden Fälle, welche Dr. Falkenstein zu sehen bekam, war ihm jene Färbung etwas so Ungewohntes und Ueberraschendes, daß er den Verdacht hegte, einen kleinen Mulatten vor sich zu haben, und er sich nur nach und nach mit zunehmendem Dunkelwerden der Haut von seinem Irrthume überzeugte; denn nach sechs Wochen war der Säugling schon ein vollendeter Neger.

Die Haut des Erwachsenen fühlt sich derb und sammetartig elastisch an, zugleich im Freien auch kühl, letzteres eine Folge der steten Transpiration und Verdunstung. Erstere ist in der heißen Zone für die Gesundheit überaus bedeutsam; hört sie auf, so ist das ein Zeichen beginnender Krankheit. Doch bemerkt man beim Neger in freier Luft und während der Ruhe nie eigentliche Schweißperlen, wohl aber bei der Arbeit und im Schlafe unter Umhüllung, wenn der Luftströmung der ungehinderte Zutritt verwehrt ist. Das Sekret hält Falkenstein für öliger als bei uns, was wohl von der stärkern Betheiligung der Talgdrüsen herkommt, und diesem Umstande schreibt er sowohl die oft beim Photographiren recht störenden Lichtreflexe zu, welche namentlich die Nase en face ganz anders als en profil erscheinen lassen, als auch den übel berufenen Negergeruch. Jene Fette verwandeln sich eben bei längerm Verweilen leicht und wegen der hohen Temperatur rasch in ranzige Säuren, und ein Neger, der sich vernachlässigt oder krank ist, sowie die länger von ihm gebrauchten Kleider riechen sehr unangenehm. Aber durchaus falsch ist es, zu glauben, daß der Neger, hier speciell der Loango-Neger, unter allen Verhältnissen übel riecht: „der gesunde Neger, der immer außerordentlich reinlich ist und den segensreichen Einfluß des Wassers sich im Allgemeinen besser zu Nutzen macht als der Europäer, riecht eben durchaus nicht, oder wenn es der Fall ist, so wird er, wie ähnliche Individuen bei uns, für eine unleidliche Ausnahme gehalten, dessen Nähe auch seine Genossen thunlichst meiden."

Das Ohr ist klein und von zierlicher Muschelform, nie abstehend und bildet so eine wohlthuende Raceneigenthümlichkeit, gerade wie auch das Auge sowohl durch seine warme, braune Farbe, als durch seine offene, große Rundung und den nicht selten mandelförmigen Schnitt angenehm berührt. Die Augenbrauen sind dicht, die Wimpern lang und voll. Sonst zeigt der Loango-Neger das bekannte schwarze krause Wollhaar, das in vielen Fällen büschel- und inselartig in einzelnen Gruppen geordnet wächst. Es wird kurz getragen und der Reinlichkeit halber öfters glatt abrasirt; sonst würde es wohl, wie bei anderen Stämmen, zu ansehnlicher Länge heranwachsen. Bartwuchs findet sich bei etwa einem Drittel der männlichen Bevölkerung; am seltensten kommt Backenbart vor. Ihr Kopfhaar ist sehr gleichmäßig und üppig; Falkenstein bemerkte nur zweimal verhältnißmäßig dünnes Haar und einen Kahlkopf niemals. Ebenso ist weißes Haar selten; grau wird es erst sehr viel später, als bei uns. Eine Behaarung der Brust wird nicht häufig gefunden.

Mißgestaltete Individuen kommen so gut wie gar nicht vor, weil erstlich Neugeborene mit auffälligen Verbildungen nicht aufgezogen werden, und dann weil Kinderkrankheiten, die Knochenaffektionen bedingen (Rhachitis, Scrophulose), dort gänzlich unbekannt sind. Die Kindersterblichkeit, welche bei uns, namentlich in großen Städten, eine so erschreckend hohe ist, kann bei diesen Negern die relativ geringste aller Lebensalter genannt werden, und deshalb darf man die geringe Fruchtbarkeit der Negerinnen, die durchschnittlich nur zwei bis drei Kindern das Leben schenken, als eine segensreiche Selbsthülfe der Natur, um der Uebervölkerung des Landes vorzubeugen, betrachten.

Im Ganzen betrachtet, dürfen die Bewohner der Loango-Küste ein als Neger schöner, kräftiger, wohlgebauter Stamm genannt werden. Freilich wird der Europäer in Europa selbst stets an der eingesunkenen Nase, den vorstehenden Backenknochen und den vollen aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen Anstoß nehmen; „befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirkt die für die Umgebung vortheilhafte dunkle Schattirung der Haut und die anmuthende Leichtigkeit der durch kein Uebermaß der Kleidung begrenzten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivetät des reifern Alters, daß er der Race als solcher Gerechtigkeit widerfahren läßt . . . Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns nothwendig mit ihnen befreundet."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die chinesische Gesandtschaft hat, dem „Nowoje Wremja" zufolge, der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft in Petersburg mitgetheilt, daß Oberst Prschewalski glücklich durch das südliche Tsaidam gekommen sei (die letzte Nachricht bezog sich auf seine Reise durch den nördlichen Theil dieses Gebietes), und daß, nachdem er auf die große Straße von China nach Tibet, welche von chinesischen Wachtposten beschützt wird, gelangt war, er die Richtung nach der tibetanischen Grenze eingeschlagen hat. Der Reisende Potanin langte am 1. (13.) December v. J. in Irkutsk an, wo er den Winter zuzubringen beabsichtigt. Es ist von ihm ein Brief in Petersburg eingetroffen, der einige interessante Thatsachen enthält. Die Resultate der Expedition scheinen hiernach ziemlich bedeutend zu sein. Neben seinen ethnographischen Arbeiten hat Potanin auch einige geographische, die nordwestliche Mongolei betreffende Fragen gelöst und eine reiche na-

turwissenschaftliche Sammlung zusammengebracht. Sein Gehülfe A. W. Adrianow hat sich außer mit seinen geologischen Arbeiten, mit der Aufnahme von Photographien beschäftigt und gegen 100 ethnographisch wichtige Gegenstände, Typen und dergleichen aufgenommen. Gegen Ende August schloß sich der Potanin'schen Expedition eine topographische Partie an, welche aus dem Stabskapitän Orlow, einem Topographen und einem Kosakenkonvoi bestand, und die Potanin zu Hülfe gesandt wurde. Sie erreichte ihn in Ulangom. Orlow hat während seiner zweimonatlichen Reise, die er von Potanin gesondert machte, neues topographisches Material über die nordwestliche Mongolei gesammelt und in die Karte eingetragen. Dies bezieht sich beispielsweise auf einen neuen Weg von Koschagatsch nach Ulangom über den See Kepdyktykul und durch das Thal des Flusses Kartsch.

— Das grausame Urtheil, welches die chinesische Regierung gegen die vier überlebenden jungen Söhne Jakub Beg's gefällt hatte (s. vorigen Band, S. 270), hat in England solche Entrüstung erregt, daß man sich bewogen gefunden hat, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Die Knaben sollen hinfort in der Hauptstadt der Provinz Kan-su in strenger Gefangenschaft gehalten werden.

— Dem Bericht des Direktors Juland Danvers über das Verwaltungsjahr 1878/79 der Indischen Eisenbahngesellschaft entnehmen wir folgende Daten. Die in diesem Jahre neu eröffnete Strecke von 995¼ Meilen giebt dem ganzen Netze eine Ausdehnung von 8215 Meilen; 1021¾ weitere Meilen sind noch im Bau begriffen. Die wichtigste jetzt vollendete Linie ist die längs des Industhales, welche den Hafen Karratschi in Sindh mit der Pandschab-Eisenbahn in Multan verbindet, so daß, mit Ausnahme der Ueberschreitung des Indus bei Sakkar, eine direkte Eisenbahnverbindung über Lahor, Delhi, Agra, Benares mit Calcutta in einer Länge von 2120 Meilen hergestellt ist. Eine Brücke über den Ganges bei Benares soll gebaut werden und einen Theil der Audh-Rohilkand-Linie bilden. Mehrere einheimische Fürsten zeigen großes Interesse für den Eisenbahnbau und haben schon Anordnungen getroffen, um neue Linien in Verbindung mit bereits bestehenden zu bauen. Wesentliche Dienste haben die Eisenbahnen in Ober-Indien im letzten afghanischen Feldzuge geleistet; viele Tage hintereinander wurden während je 24 Stunden 4000 Mann von Delhi nach Lahor geschafft, so daß während der ganzen Zeit 146 000 Mann, 15 197 Pferde und Maulesel, 6227 Ochsen, 218 Kameele, 138 Kanonen und das dazu gehörige Gepäck in 184 Extrazügen transportirt wurden. Das Gesammtpersonal bestand aus 141 199 Beamten, wovon 95,15 Proc. Eingeborene.

— Die Frage einer einheitlichen Orthographie der Eigennamen von Britisch-Indien scheint ihrer Lösung entgegenzugehen. Das Hunter'sche System war schon längst officiell angenommen, praktisch konnte es aber nicht durchgeführt werden ohne eine allgemeine alphabetische Liste. Die indische Regierung hat nun eine Reihe Namenlisten für die zwölf localen Gouvernements bearbeiten lassen; da sich aber darin verschiedene Inkonsequenzen zeigten, so wurde der Herausgeber des neuen „Imperial Gazetteer" und Generaldirektor der Statistik für Indien, Dr. Hunter, beauftragt, ein allgemeines Verzeichniß zusammenzustellen. Auch hat der Vorstand der Royal Geographical Society beschlossen, die Orthographie des „Gazetteer" anzunehmen, und bereits von Dr. Hunter ein vorläufiges Verzeichniß für Indien erhalten, welches auch zweifellos von der Regierung als Richtschnur anerkannt werden wird. Die Gesellschaft hat ebenfalls eine alphabetische Liste aller Eigennamen auf St. John's Karte von Persien, Wilson's Karte von Afghanistan und den Karten des Persischen Meerbusens und der Küste von Mekran vorbereitet, welche, von kompetenten Autoritäten durchgesehen, die officielle Grundlage für die Orthographie bilden wird.

Afrika.

— Der auf S. 256 des 35. Bandes des „Globus" genannte Dampfer „Henry Venn" der „Church Missionary Society" hat im vorigen Sommer eine weite Fahrt nach dem obern Binuë ausgeführt, über welche der „Church Missionary Intelligencer" (1880, Nro. 1, S. 64) einiges mittheilt. Er verließ Lokodscha am Zusammenflusse der beiden Niger-Quellflüsse am 8. Juli und langte am 28. August gegenüber von Yola, der Hauptstadt von Adamaua, unter 9° 16' nördl. Br., 12° 31' östl. L. Gr., an. Dann passirte er weiter stromaufwärts die Mündung des von Süden kommenden Faro, wo Barth im Jahre 1851 den Binuë überschritt und drang noch etwa 40 Miles weiter vor, bis er am 4. September bei einigen Felsen gegenüber der Stadt Garawa unter 9° 28¾' nördl. Br. und 13° 26' östl. L. vor Anker ging. Die Felsen wurden nach dem Namen des Schiffes getauft und dann, da der Strom zu fallen begann, die Rückfahrt angetreten. Die ganze zurückgelegte Strecke wird nicht viel unter 800 engl. Meilen betragen. Mr. Ashcroft, welcher sich auf dem Dampfer befand, hält den Binuë für ein vorzügliches Feld für die Mission; er spricht vom einer vom Mohammedanismus noch unberührten heidnischen Völkerschaft westlich von Yola. Nirgends in Afrika sah er so viele blühende Ortschaften, fast jede englische Meile eine, und so gut bestelltes fruchtbares Land. Die Einwohner waren bekleidet, was nie der Fall ist, wo Mohammedaner herrschen, welche den Leuten die Kleider rauben.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Zwei junge Explorer aus Melbourne, Woolley und Farie, welche Ende vorigen Jahres versuchten, von Port Eucla aus, an der südlichen Grenze von Süd- und Westaustralien, in den unbekannten Norden vorzudringen, sind verschollen. Eine Expedition von zwei Weißen und einem Schwarzen, welche mit vier Kameelen ausgeschickt wurde, um sie aufzusuchen, hat die sichere Nachricht zurückgebracht, daß die Reisenden ihr Depôt-Lager verfehlt hatten und umgekommen sind.

— Wenn wir in Bd. XXXVI, S. 272 auf eine bevorstehende Entdeckungsreise des Mr. Yesse Young in den Nordwesten Südaustraliens hinwiesen, deren Ausrüstung und weitere Kosten der bekannte Sir Thomas Elder in Adelaide übernehmen wollte, so geht uns die Nachricht zu, daß der Gesundheitszustand des Mr. Young ein so leidender, fast hoffnungsloser geworden ist, daß er die Leitung der Expedition definitiv hat aufgeben müssen. Sir Thomas Elder hat aber damit sein Projekt nicht fallen lassen, sondern gedenkt einer andern geeigneten Persönlichkeit die Leitung zu übertragen.

— Der Kronlandminister von Victoria spricht sich über die namentlich in den nordwestlichen Distrikten der Kolonie herrschende Kaninchen-Plage in folgender Weise aus. „Es ist geradezu unmöglich, sich eine Vorstellung von der Verwüstung zu machen, welche die Kaninchen in diesen Distrikten anrichten. Sie zählen nach Myriaden, und es ist zur Frage geworden, ob sie oder die Farmer die Herren des Landes sein sollen. Viele Farmer sind schon auf ihrem Landbesitze verarmt und in Verzweiflung davon gezogen. Wenn das Gras abgefressen ist, so machen sich die Thiere über die Saaten her und rasiren in einer Woche ein Weizenfeld von hundert Acres (41 Hektaren). Der Preis, welcher für Kaninchenfelle gezahlt wird, ist zu gering, um aus dem Fange einen lohnenden Betrieb zu machen. Auch sind die Thiere im Ganzen zu mager, als daß es sich rentirte, ihr Fleisch zum Export nach England zu konserviren. Versuche dieser Art hatten immer keinen besondern Erfolg." Dasselbe Nothgeschrei kommt aus den übrigen Kolonien des Kontinents, und die einzelnen Parlamente haben große Summen bewilligt, um die Kaninchen in ihren Höhlen zu vergiften. Südaustralien

z. B. verausgabte für diesen Zweck im Jahre 1878/79 (vom Juli zu Juli) 180 000 Mark. In Neu-Seeland, wo die Kaninchenplage nicht minder groß ist, hat man aus dem Mount-Gambier-Distrikte (im Südosten von Südaustralien) die dort sehr verbreitete wilde Katze (Dasyurus) in großer Anzahl importirt und in den gebirgigen Gegenden, wo den Kaninchen in anderer Weise schwer beizukommen ist, zu deren Vertilgung in Freiheit gesetzt.

— Die Kolonie Tasmanien am Schlusse des Jahres 1878. Tasmanien mit einem Flächeninhalt von 26 215 Quadratmiles, von denen sich aber erst 143 797 Acres oder 225 Quadratmiles unter Kultur befanden, zählte 109 947 Seelen oder 2843 mehr als im Vorjahre. Die Eingeborenen sind ausgestorben. Die Revenue des Jahres bezifferte 386 060 Pf. St., wovon 247 583 Pf. St., d. i. 2. Pf. St. 5 Sch. 7½ P. pro Kopf der Bevölkerung, aus der Taxation flossen. Das Finanzjahr schloß mit einem Defizit. Die öffentliche Schuld erreichte die Höhe von 1 738 500 Pf. St. oder 15 Pf. St. 16 Sch. 2¾ P. pro Kopf. Der Import bewerthete 1 324 812 Pf. St., der Export 1 315 695 Pf. St. Die Länge der fertigen Eisenbahnen bemaß 172½ Miles und die der fertigen Telegraphen (mit Ausschluß der 133 Miles langen Telegraphenlinie an der Centraleisenbahn von Nord nach Süd) 692. Der Viehstapel der Kolonie zählte 24 107 Pferde, 126 276 Stück Rindvieh, 1 838 831 Schafe und 39 595 Schweine.

— Nach dem „Queenslander" hat im Februar 1879 der Rev. C. R. Fairey ganz allein eine Missionsseereise in einem Canoe gemacht. Dieses Wunder von Schiff, dessen ganzes Nettogewicht circa 80 Pfund beträgt, ist schon 1877 in Lambeth gebaut und von Fairey speziell für die Mission an Australiens Küsten und Strömen angekauft worden. Es ist 12 Fuß lang, 28 Zoll breit und 12 Zoll tief; Schubladen dienen für Vorräthe und Karten; Lufträume aus Kautschuk machen es zu einem Rettungsboot; gebaut ist es aus englischem Eichen-, Mahagoni- und Cedernholz; vorn und hinten hat es ein Deck und außerdem einen leichten Mast und Sturmsegel. Der Segler sitzt auf dem Boden und lenkt es durch eine sinnreiche Einrichtung mit dem Fuß; so macht es, von einem einschaufligen, nur an einer Seite gebrauchten Ruder fortgetrieben und vom Steuer in richtigem Kurs gehalten, unter günstigen Umständen 7 bis 8 Knoten die Stunde. Die erste Reise in diesem Canoe machte Fairey an der Nord- und Ostküste von Tasmanien bis Hobarttown, auf einer Strecke von circa 300 Meilen; die zweite Reise im „Evangelist" (dies der Name des Schiffes) soll dem Murrumbidschi- und dem Murray-Flusse gelten.

— Ein officieller Bericht giebt den Flächeninhalt der Sandwichinseln wie folgt an: Hawaii 2 500 000, Maui 400 000, Oahu 350 000, Kauai 350 000, Molokai 200 000, Lanai 100 000, Niihau 70 000, Kahulin 30 000 Acres. Die Volkszählung ergab 1878: 57 985, d. h. 1088 Seelen mehr als 1872. Die Eingeborenen und Mischlinge betrugen jetzt nur 47 508 gegen 51 531 damals; dagegen ist die Zahl der Fremden von 5866 auf 10 477 gestiegen; unter letzteren waren 883 Engländer, 1276 Amerikaner, 5916 Chinesen. Export und Import haben je einen Werth von über 3 Mill. Doll. Der Reciprocitätsvertrag mit den Vereinigten Staaten hat Englands Handel mit diesen Inseln sehr emporgebracht. Die Zahl der vorübergehend sich aufhaltenden Fremden in Honolulu betrug 1878: 2006.

(„Mail" vom 27. Oktober 1879.)

Nordamerika.

— Das stetige Wachsthum der Bevölkerung der Vereinigten Staaten seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zeigt folgende Uebersicht: 1790: 3 929 827, 1800: 5 305 925, 1810: 7 239 914, 1820: 9 638 131, 1830: 12 866 020, 1840: 17 069 453, 1850: 23 191 876, 1860: 31 443 221, 1870: 38 558 371, 1880: 50 858 000 Seelen. Zwischen 1790 und 1860 betrug die Vermehrung 32 bis 36 Proc., zwischen 1860 und 1870 aber (also in den Kriegsjahren) nur 22½ Proc. Bemerkenswerth ist einerseits das außerordentliche schnelle Wachsthum der großen Städte, andererseits die Wanderung der Bevölkerung nach dem Westen hin. 1860 zählte Neuyork 813 669, 1870: 942 212, jetzt über eine Million Seelen. Während zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes (1776) Boston, Baltimore und Philadelphia nur 20 000 bis 30 000 Einwohner hatten, weisen sie nach der letzten Zählung 250 000, 267 000 und 674 400 auf. Chicago, am Anfange des Jahrhunderts noch ein kleines Dorf, und St. Louis, 1834 noch eine indianische Trapperstation, sind jetzt 300 000 Einwohner stark. Die anderen Städte über 100 000 sind: Cincinnati mit 216 000, New Orleans mit 191 000, San Francisco mit 149 000, Buffalo mit 117 714, Washington mit 109 000, Newark mit 105 059 und Louisville mit 100 753 Seelen. Die Gravitation der Bevölkerung nach Westen hin geht daraus hervor, daß 1800 deren Mittelpunkt im Meridian von Washington war, 1840 von Pittsburg, 1870 von Cincinnati, im nächsten Jahre vielleicht von Indianopolis. Die letzten statistischen Erhebungen ergaben in den westlichen Territorien folgende Ziffern: Arizona 9658, Colorado 39 864, Columbia 131 700, Dakota 14 181, Idaho 14 999, Montana 20 595, New Mexico 91 874, Utah 86 786, Washington 23 955, endlich Wyoming 9118 Seelen.

(Nach der „Mail" vom 15. Oktober 1879.)

* * *

— Als Ergänzung zu dem „Leitfaden der alten Geographie von Heinrich Kiepert", welchen wir auf S. 239 des vorigen Bandes erwähnten, kann der eben ausgegebene „Historische Schul-Atlas zur alten, mittlern und neuern Geschichte in 36 Karten, bearbeitet von Heinrich Kiepert und Carl Wolf" (Berlin 1879, D. Reimer. Preis 3 M. 60 Pf.), angesehen werden. Je 12 Karten sind jeder der drei Perioden gewidmet; die 12 ersten zur alten Geschichte rühren von H. Kiepert, die übrigen von C. Wolf her. Es ist eine Reihe von Tafeln, wie sie so sauber, klar und vollendet in Inhalt und Aussehen selten zu finden sind. Besonderes Interesse erregen die Karten, welche das ägyptische, assyrische, medische, lydische Reich, die Diadochenzeit, das Gebiet von Carthago, die mongolischen Reiche, die Entdeckungen der europäischen Seefahrer im 15. und 16. Jahrhundert ꝛc. vorführen. Auf wenigen Blättern ein Kompendium der historischen Geographie, wie es in gleicher Zuverlässigkeit und Ausführung wohl ohne Gleichen dasteht.

Inhalt: Die Republik Hayti. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. IV. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. I. — Reisewerke über Westafrika. IV. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien und Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 24. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 8.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

III.

Die erste Nacht, die La Selve an Bord der „Conception" zubrachte, war nicht gerade geeignet, um ihn den bevorstehenden vier Wochen der Küstenfahrt mit besonderer Freude entgegensehen zu lassen: bald nachdem das Schiff Cap Haïtien verlassen hatte, begann ein Regen herabzuströmen, wie nur die Tropen seines Gleichen kennen. Es war unmöglich, auf dem Verdeck zu bleiben; und da die einzige kleine Kajüte von den mitfahrenden Frauen eingenommen war, so blieb dem Reisenden nichts übrig, als in den Schiffsraum hinabzusteigen und dort im Verein mit den übrigen Passagieren und den schwarzen Matrosen die Nacht zu verbringen. Die Luft in dem niedrigen Raume war drückend und schwül, das Lager auf den als Ballast dienenden Wasserfässern möglichst unbequem, dazu triefte durch die schlecht kalfaterten Fugen des Verdecks unaufhörlich das Regenwasser hinab, und der Gedanke, daß man vielleicht an manchem interessanten Punkte der Küste vorüberfuhr, den man in einer hellen Nacht gut vom Verdeck aus gesehen hätte, war nicht erfreulich. Endlich hörte der Regen auf, und ein glänzend klarer Morgen brachte reichliche Entschädigung für die unbehaglichen Nachtstunden. Man hatte die Bai de l'Acul, Port Margot und das Cap Rouge passirt, und nach kurzem Aufenthalte in dem kleinen Hafen von Saint-Louis-du-Nord, das vor einer von waldreichen Bergen eingeschlossenen Ebene liegt, kam man bald in den etwa 8 km breiten Kanal, der die Insel La Tortue von dem großen Lande trennt. Die Insel, die eine Größe von etwa 17 qkm hat, ist von reichen Waldungen bedeckt, die, zum größten Theil aus Mahagonibäumen bestehend, auch viele Manzanillobäume (Hippomane mancinella L.) enthalten, über deren giftige Eigenschaften so viele Fabeln verbreitet sind. Ziegen und verwilderte Schweine halten sich in großer Anzahl in dem Walde auf; an den Küsten wird eine besondere Art rother Krabben gefangen, die sehr schmackhaft sein sollen. La Tortue war seinerzeit eine der Hauptniederlassungen der Boukaniers, heute ist es ganz unbewohnt. Gegen Mittag ging das Schiff in dem Hafen von Port de la Paix vor Anker, wo es bis zum nächsten Tage bleiben sollte. Die ganze Rhede war leer, kein Schiff zu sehen, auch der kleine Ort an der Küste schien wie ausgestorben. Mit einigen seiner Reisegefährten, Eingeborenen aus den besseren Ständen, begab La Selve sich ans Land. Große Haufen von Campecheholz lagen, zur Einschiffung bereit, überall am Strande aufgeschichtet, dazwischen riesige alte Feldschlangen, Denkmäler aus der kriegerischen Zeit des Hafenortes. Dicht bei der Stadt angelangt, wurden die Reisenden von einem braunen Polizeibeamten angeredet, der in fast unverständlichem Kreolisch nach ihren Pässen fragte. Man hatte dieselben auf dem Schiffe zurückgelassen, und, nicht willens noch einmal umzukehren, forderte La Selve den Wächter der öffentlichen Sicherheit auf, ihn und seine Gefährten zum Kommandanten zu führen, wo seiner Meinung nach durch persönliche Vorstellung die Sache erledigt werden könnte. An der Thür des Distriktsgebäudes saß auch hier die verschlafene Schildwache, die den Eintritt der Fremden nicht einmal bemerkte. Das Innere des Hauses unterschied sich in nichts von dem der einfachsten landesüblichen Ge-

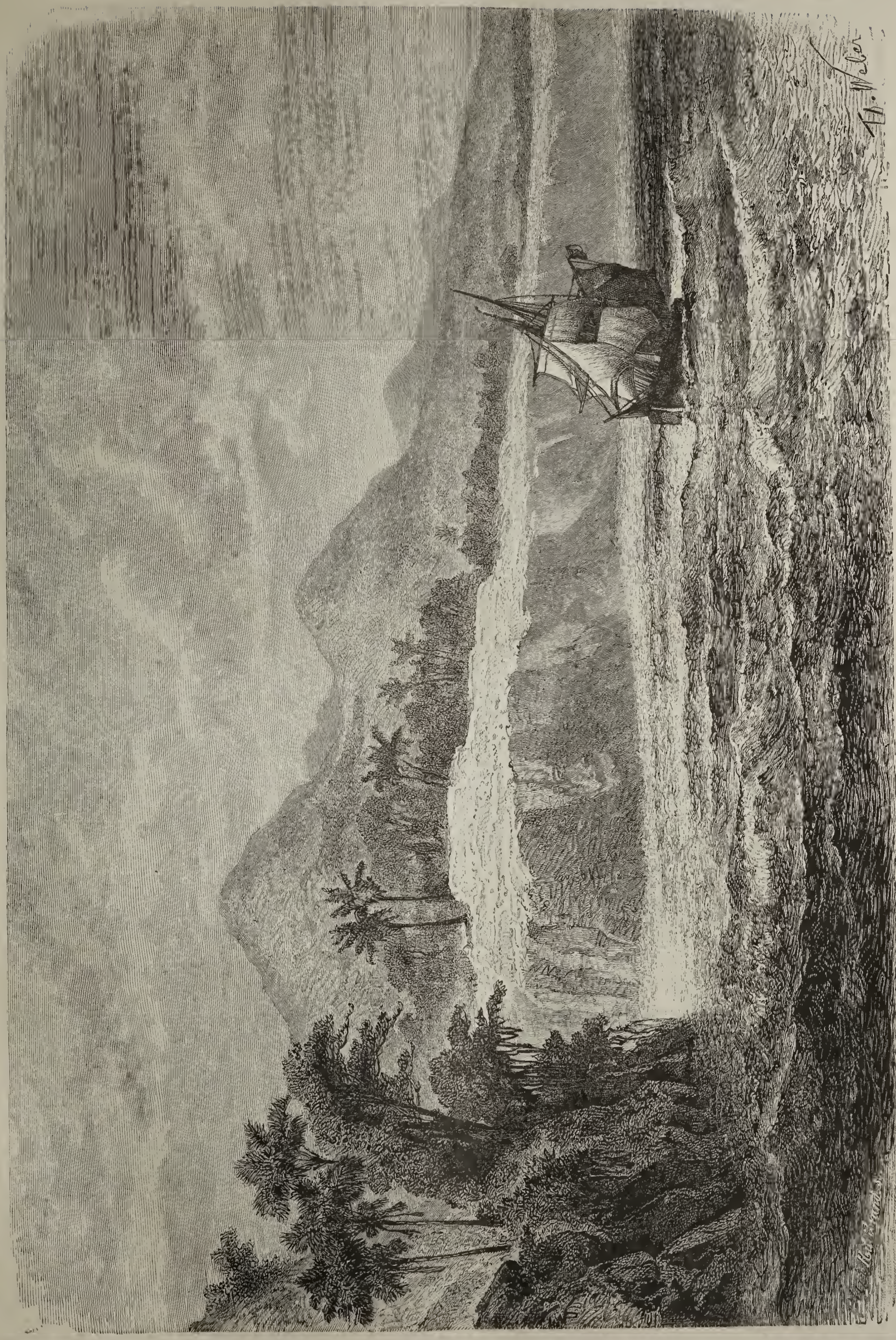
bände: ein großer, durch eine mannshohe Holzwand in zwei Abtheilungen geschiedener Raum nahm das ganze untere Geschoß ein. Ein hölzernes Schreibpult und ein Feldbett bildeten die alleinige Ausstattung der vordern Abtheilung, in der der Kommandant Ouest-et-Nord, ein kräftiger Mulatte in schlottriger Uniform, das braune Gesicht mit einem wolligen Backenbart geziert, die Fremden empfing. Aber man hatte zu viel von der Einsicht oder Nachsicht der republikanischen Behörde erwartet; auf La Selve's Entschuldigung, daß man das Mitnehmen der Pässe für einen Aufenthalt von wenigen Stunden nicht für nöthig erachtet habe, und auf die Bitte, sich mit dem mündlichen Ausweis begnügen zu wollen, erklärte der Kommandant in kurzen Worten und mit strenger Stimme, daß jeder Fremde, der den Boden der Republik betreten wolle, der Obrigkeit auch seine ordnungsmäßigen Papiere vorlegen müsse, und daß eine Ausnahme hiervon unter keiner Bedingung statthaft sei. Es half nichts, die Reisenden mußten durch die Mittagsgluth den schattenlosen Weg nach dem Hafen zurückgehen und die Pässe holen. Die Stadt Port-de-la-Paix bot nicht viel des Sehenswerthen, ihre Gebäude waren alle von der denkbar einfachsten Konstruktion, aber auf dem weiten Platze in ihrer Mitte erhob sich eine riesenhafte Palme, die, so alt wie die Republik, als Freiheitsbaum gepflanzt worden war; darunter stand der Altar des Vaterlandes. Ein Gehölz von Campechebäumen zog sich auf der einen Seite der Stadt bis zum Meere hin, dessen Wellen hier leise plätschernd an den sandigen Strand schlugen, zu einem erfrischenden Bade einladend; aber die zahlreich in diesen Gewässern vertretenen Haifische machen das Baden zu einem gefährlichen Vergnügen: mit genauer Noth nur entkam La Selve, der sich allen Warnungen zum Trotz ins Wasser begeben hatte, einem dieser gefräßigen Ungeheuer. In der Umgegend befinden sich große Kaffeeplantagen, daneben wird viel Gemüsebau getrieben, und sind die Artischocken von Port-de-la-Paix als besonders vorzüglich berühmt; die Berge in der Nähe enthalten Alabaster- und Kreidebrüche, Eisen- und Kupferminen; an einer Stelle wird auch Silber gefördert. Die großen Waldungen des Haut-Monstique bestehen aus Mahagonibäumen verschiedener sehr werthvoller Arten und aus Fächerpalmen; eine reiche Thierwelt lebt in diesen nur wenig von Menschen betretenen Wäldern; verwilderte Schweine durchwühlen den weichen Boden, das wilde Perlhuhn läßt seinen heisern Schrei, der Spottvogel sein neckisches Pfeifen hören, Papageien wiegen sich in den Zweigen und Schlangen aller Art kriechen auf der Erde oder ringeln sich an den Bäumen empor. Am Nachmittag des folgenden Tages ging das Schiff wieder unter Segel, der Wind war günstig, und pfeilschnell schoß das kleine Fahrzeug längs der Küste hin, auf der zwischen hohen Opuntien Guajak- und Ebenholzbäume (Guajacum officinale L. und Bignonia leucoxylon L.) emporragen; eisenhaltige Quellen und natürliche Salinen, die ein sehr regelmäßig krystallisirendes und reinweißes Salz liefern, befinden sich auf dieser ganzen Küstenstrecke.

Der Kommandant Ouest-et-Nord. (Nach einer Photographie.)

Bei herrlichem Mondschein passirte man in der Nacht das Cap Jean Rabel; deutlich erkannte man das etwa 1 km landeinwärts liegende gleichnamige Städtchen. Am Morgen lief die „Conception" in die Bucht Môle-Saint-Nicolas ein, den größten natürlichen Hafen der Insel, in dem die Schiffe bei jedem Winde sicher sind, da eine 6 km lange Halbinsel wie eine gewaltige Mole den Eingang deckt. Die Umgebung der Bucht ist trocken und sandig und lohnt den Ackerbau nicht; dafür gedeihen in ihr vorzügliche Weintrauben und Feigen.

Wenn man das Cap à Foux und die Pointe-à-Perles passirt hat, kommt die Plate-Forme in Sicht, die berühmte natürliche Küstenfestung, die alle Vorzüge der besten künstlichen Kriegsbauten in sich vereint. Es ist eine lange Felskette, die steil zum Meere abfällt, und auf deren oberer Fläche mehrere große Geschütze ausreichenden Platz hätten. Von der Landseite ist sie bis auf einen schmalen Weg ganz unzugänglich. Die Ebene, die landeinwärts dahinter sich ausbreitet, trägt den Namen Jardin du Diable; außer einigen Guajak- und Eisenholzbäumen sieht man auf ihr überall, wo der Felsen der Vegetation nur einigen Raum gewährt, stachelige Distelgewächse, die am Boden entlang kriechen oder höchstens bis zu Kniehöhe sich erheben. Dazwischen ragt die den trockenen Gegenden eigenthümliche Nopalpflanze oder die Cochenille-Opuntia bis zu 8 Fuß Höhe empor.

Gonaïves, wo man zunächst vor Anker ging, war vor der Revolution nur ein unbedeutender kleiner Flecken; seitdem sein Hafen dem überseeischen Handel geöffnet worden ist, hat es von Jahr zu Jahr sich vergrößert und an Bedeutung zugenommen; von der Küste bis zu den Monts Noirs zieht sich eine fruchtbare, von zwei Flüssen bewässerte Ebene hin, die, 24 qkm groß, die reichen Baumwoll- und Kaffeeplantagen enthält, deren Erzeugnisse vorzugsweise aus dem Hafen von Gonaïves ausgeführt werden. Das einzige sehenswerthe Gebäude der Stadt ist die nach europäischen



La Plate-Forme.

Begriffen fast zu reich und bunt verzierte Kirche, in der Dessalines sich zum Kaiser krönen ließ.

Je weiter man längs der Küste nach Süden hinfuhr, desto abwechslungsreicher wurde die Aussicht: am Ufer Städte, Ruinen, Flüsse und Berge in bunter Folge, und im Meere immer neue größere und kleinere Inseln, die leuchtend grün von dem blauen Wasserspiegel sich abhoben. Bald kam man an der Mündung des Artibonite vorbei, des sogenannten „Nil von Hayti“, der mit seinen zahlreichen Nebenflüssen ein ungeheures Terrain bewässert und durch seine häufigen Ueberschwemmungen die Ebenen, durch die er strömt, besonders fruchtbar macht. Die einzige dieser Ueberschwemmungen, die seit Menschengedenken Verheerungen angerichtet hat, war die vom 11. zum 12. Oktober des Jahres 1800. Auf dem rechten Ufer des Flusses, etwa 5 km von der Küste entfernt, liegt das Dorf Petite Rivière de l'Artibonite, neben dem auf einem 200 Fuß hohen Hügel sich das Fort Crête-à-Pierrot erhebt, das seinerzeit eine wichtige Rolle in den Kämpfen der Revolution gespielt hat, das aber heute nur noch eine schlecht bewachte und in Trümmer fallende Militärstation ist. Noch umziehen die Laufgräben das Fort, aber bis zu halber Höhe sind sie mit Trümmern ausgefüllt; auch die Hecke existirt heute noch, doch ist sie zum größten Theil von Insekten abgefressen, von der Sonne ausgedörrt und nun im Absterben. Die Bastionen sind neuern Datums, eine Schöpfung Königs Henry I.; von

Fort Crête-à-Pierrot.

den alten Gebäuden befindet sich nur das Pulvermagazin noch in wohlerhaltenem Zustande. Ueberall stehen alte verrostete Kanonen, liegen Pyramiden von Kugeln und Granaten auf dem Rasen aufgeschichtet; am Eingange steht die landesübliche Ajupa, eine hölzerne Bude, die dem Wachtposten als Aufenthalt dient. Die weite Landschaft, die man vom Festungshügel aus überblickt, gewährt mit ihren ausgedehnten wogenden Grasflächen, durch die der Artibonite wie ein breites leuchtendes Band in zahlreichen Windungen sich hinzieht, und mit ihren bewaldeten Bergen einen entzückenden Anblick, und man begreift wohl, warum Dessalines gerade für diese Gegend eine so große Vorliebe besaß. Die im Jahre 1804 von ihm gegründete Stadt Dessalinesville ist heute noch ein Ort von einiger Bedeutung.

Am zwanzigsten Tage nach der Abreise von Cap Haïtien erreichte das Schiff den Eingang des Kanals von St. Marc, der zwischen der großen Insel und dem kleinen Gonaves, dem Guanabo oder Guanavana der Indianer, hindurchführt. Diese kleine, heute unbewohnte Insel, war der letzte Zufluchtsort der Ueberreste des indianischen Volkes von Hayti bei dem entsetzlichen Vernichtungskriege, den die Spanier gegen dasselbe führten.

An der Straße von St. Marc liegen zahlreiche Ruinen über die Küste verstreut, die im Mondschein einen malerischen Anblick gewähren; besonders auffallend waren darunter die Ruinen des sogenannten Hauses von Saint Macary, die mit ihren zwei Reihen hoher Bogenfenster in der grellen Mondbeleuchtung von weitem wie Ueberreste eines griechischen Tempels aussahen.

Die Stadt St. Marc war schon in der letzten Zeit des

französischen Besitzes einer der schönsten Plätze der ganzen Kolonie; die Straßen sind ungewöhnlich breit, die Häuser, Dank einigen in der Nähe befindlichen großen Steinbrüchen, alle aus behauenen Steinen erbaut. Im Jahre 1802 von

Ruinen des Hauses Saint Macary.

Dessalines in Brand gesteckt wurde sie später bei dem Kriege des Südens unter Henry I. gegen den Norden unter Pétion die Grenzstadt des Königs, und als solche noch einmal von den Schrecken des Krieges heimgesucht.

Dorf Croix-des-Bouquets. (Nach einer Photographie.)

Die „Conception“ näherte sich jetzt ihrem Ziele Port-au-Prince, und mit einer Art von Bedauern dachte La Selve daran, daß nun bald das einfache und doch so genußreiche Leben an Bord des kleinen Schiffes aufhören sollte; war die Fahrt längs der malerischen Küste in der milden See-luft, waren die hellen Mondscheinnächte eine täglich neue

Freude, so hatte auch die Gewohnheit das Ihrige gethan, um die täglichen kleinen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen minder fühlbar zu machen. Die immer gleiche Kost, die aus Stockfisch, süßen Pataten und Bananen bestand, mundete dem durch die Seeluft geschärften Appetit vortrefflich; unter den Mitpassagieren befanden sich einige durchaus nicht ungebildete Eingeborene, die in der Geschichte der Insel wohl bewandert und außerdem des Landes kundig dem Reisenden auf alle seine bezüglichen Fragen bereitwillig Auskunft gaben. Nicht weit mehr war man von Port-au-Prince entfernt, als man am Ufer in einer mit Zuckerrohr bepflanzten Ebene das Dorf Arcahaie erblickte, das unter den unruhigen Zeiten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts vielleicht mehr zu leiden gehabt hat, als irgend ein anderer Ort der Insel. Südlich davon in der Ebene Cul-de-Sac liegt, ebenfalls von Zuckerrohrplantagen umgeben, das Dorf Croix-des-Bouquets, eine der ersten Niederlassungen, in denen die Sklaven zu den Waffen griffen; unweit von diesem Dorfe entspringen die wegen ihrer Heilkraft im ganzen Lande berühmten heißen Quellen, die Sources puantes (stinkende Quellen).

Gerade vier Wochen nach der Abfahrt von Cap Haïtien lief die „Conception" in den Hafen von Port-au-Prince ein. Es war ein herrlicher Abend; von der untergehenden Sonne glühendroth bestrahlt, lag die Stadt in ihrer von Bergen umkränzten Bucht vor den Blicken der Reisenden.

Villa des amerikanischen Konsuls bei Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)

Allenthalben glänzten aus dem Grün der bewaldeten Berge weiße Landhäuser und Villen der wohlhabenden Einwohner; den höchsten Gipfel aber krönte das Fort Alexandre, dessen Wache jedes in den Hafen einlaufende Schiff signalisirt.

Die Straßen der Stadt sind alle breit, die meisten aber ohne Nummern und Namen, ein wahres Labyrinth für den Reisenden. Nur der kleinere Theil der Häuser ist aus Steinen, die Mehrzahl aus Holz gebaut, und auch hier wieder liegen die unvermeidlichen Ruinen und Trümmerhaufen inmitten der bewohnten Stadttheile. Von der Unsauberkeit aber und der Vernachlässigung, die in den Straßen herrscht, macht man sich nicht leicht einen Begriff. Die übele Gewohnheit, alle Küchen- und sonstigen Abfälle einfach vor die Hausthüren zu werfen, macht die Seiten der Straße zu einem großen Düngerhaufen; die offenen Kanäle zur Abführung des Regenwassers sind mit trübem, schmutzigem Wasser gewöhnlich halb angefüllt, die hölzernen Brücken, die über sie führen, meist so morsch, daß man den Graben lieber überspringt, als sich auf sie zu wagen. Das Pflaster ist uneben und holperig in der Mitte der Straße sowohl wie an den Seiten, wo hölzerne Gallerien zum Schutze gegen Sonnenschein oder Regengüsse längs der Häuser hinlaufen.

Mehrere große Plätze, in der Glanzzeit der Stadt angelegt, liegen in ihrer Mitte, auf dem einen derselben, der Place Geffrard, steht eine von eisernem Gitter umschlossene Säulenhalle; steinerne Postamente, neben denen die herabgestürzten und zertrümmerten Statuen noch am Boden liegen, erheben sich rings umher. Ein anderer großer Platz ist vollständig mit hölzernen Buden oder Ajupas bedeckt, in denen an jedem Sonnabend der Markt abgehalten wird. Die mei-

sten Brunnen sind in schlechtem Zustande; oft giebt nur einer von ihnen trinkbares Wasser, das in kleinen Fässern (quarts) von den Trägern in die Häuser gebracht, und je nach dem größern oder geringern Zusluſſe mit fünf oder sechs Centimes pro Faß bezahlt wird.

Neben der von Soulouque restaurirten Kirche, der Kathedrale, wie die Einwohner sie stolz nennen, liegt der Palast des Erzbischofs mit großem Hof und Garten, unweit davon das Seminar. Der „Nationalpalast" existirt nicht mehr, Salnave sprengte ihn in die Luft; und so wohnt der heutige Präsident der Republik in einem einfachen Holzhause der Straße l'Egalité, unter dessen Gallerie die Wachen auf den Steinplatten oder auf Bänken ausgestreckt liegen, während ihre in Pyramiden aufgestellten Gewehre allein die Sicherheit des Staatsoberhauptes zu bewachen scheinen. Die Verwaltungsgebäude, das Hospital, das Gefängniß, das Arsenal, der Gerichtspalast, das Lyceum und die Lancasterschule haben alle außer ihrem Namen nichts Bemerkenswerthes; sie liegen, durch die ganze Stadt zerstreut, zwischen den Wohnhäusern und sind sämmtlich im höchsten Grade reparaturbedürftig.

Rohlfs' Reise nach Kufra.

(Nach dem officiellen Berichte des Reisenden.)[1])

I.

Am Montag den 28. Juli 1879 verließ die Rohlfs'sche Expedition, bestehend aus Rohlfs, Dr. Stecker, zwei deutschen Dienern, vier Eingeborenen und ihrer Suya-Begleitung, den Brunnen Battifal südlich von Dschalo (circa 58 m hoch gelegen unter 28° 56' 22" nördl. Br., 21° 44' 10" östl. L. Gr.), den hauptsächlichsten Abgangs- und Ankunftspunkt der Wadaï- und Kufra-Karawanen. Schon hier befand sie sich auf unbekanntem Gebiete; denn dieser wichtige Brunnen war nie zuvor von Europäern besucht worden. Von der Begleitung schlossen sich besonders der Schich Bu-Bekr Bu-Guetin und dessen Bruder Mohammed Bu-Guetin den Reisenden an, der Art, daß beide von letzteren mit verpflegt wurden. Gleichzeitig brachen mehrere Suya-Karawanen nach dem Süden auf, von denen einige der Expedition Kameele vermiethet hatten.

Sobald man Battifal verläßt, betritt man jene große Serir, welche südlich und westlich die Oasen von Audschila und Dschalo umschließt, welche sich westlich unter dem Namen Kalanscho von Audschila bis Dschibbena erstreckt und welche nach dem Süden zu durch nichts unterbrochen wird, bis man den großen Inselarchipel von Kufra erreicht. Es ist dies ohne Zweifel die größte einförmige Ebene der ganzen Erde; die Savannen Nordamerikas, die Steppen Rußlands — abgesehen von der Vegetation derselben — kann man im Vergleich zu dieser Ebene coupirtes Terrain nennen. Man sieht in der That auf dieser langen Strecke von 360 km absolut nichts anderes, als den Himmel und den kiesigen Boden, und zwar ist der Kies manchmal gröber, manchmal feiner; stundenlang marschirt man über linsen- und erbsengroße Kieselchen, und dann wieder stundenlang über solche, welche die Größe einer Nuß erreichen; größer aber sind sie nie. Als einzige Abwechselung findet man mitunter eine Bank anstehenden Gesteins — Sandstein — und es gelten solche Punkte als wahre Erholung für das suchende Auge, welches Tag und Nacht nach Gegenständen lugt, aber nichts entdecken kann.

Man geht in zwei Richtungen (Rohlfs sagt absichtlich nicht „Weg", weil von einem solchen absolut keine Spur vorhanden ist) nach Kufra, direkt südlich von Battifal nach Sirhen und südlich einige Grade zu West (200°) von Battifal nach der Oase Taiserbo. Erstere Richtung wird immer von den großen Wadaï-Karawanen eingeschlagen, während die Kufra-Karawanen, d. h. die der Suya, welche ihrer Dattelernte wegen nach Kufra gehen, stets Taiserbo als Ziel und Ausgangspunkt nehmen.

Battifal verlassend, bemerkte Rohlfs im Anfang im Osten noch, auf etwa 30 km Entfernung, den Rand des libyschen Sandoceans, welcher hier seine westlichste Grenze hat, und nach einer Entfernung von 15 km ließ er in der Entfernung von 1 km im Osten eine kleine Hattieh liegen, welche den Namen Haded hat, von der Had-Pflanze, welche dort wächst. Diese Weide hat nur einige hundert Schritt im Umfange, ist aber insofern für die Karawanen von Wichtigkeit, weil sie den von Kufra kommenden das sicherste Zeichen der Nähe des Brunnens von Battifal ist. Wenn man auch im Gehen die ganz unmerkliche Steigung nicht wahrnehmen kann, so sagt einem doch das langsam sinkende Barometer, daß man ganz allmälig höher und höher kommt, so daß man sich in Taiserbo schon circa 244 m über dem Niveau des Meeres befindet.

In einer Entfernung von circa 80 km von Battifal bezeichnen die Suya eine Anhöhe mit dem Namen Garat-el-Kelb; dieselbe ist etwa drei Meter hoch. In jedem andern Lande, in jeder andern Ebene der Welt würde man eine solche Anhöhe ganz und gar außer Acht lassen; hier bei den so trostlosen, einförmigen Verhältnissen, bei der so beispiellos flachen Ebene, hat man nicht unterlassen, diese geringe Erdfalte mit einem Namen zu belegen. In einer Entfernung von circa 80 km von dieser Anhöhe, also circa 160 km von Battifal in der oben angegebenen Richtung, passirt man ein leeres Wadi, ein „behar bela ma". Der Ort führt aber nur den Namen Wadi schlechtweg, obgleich von einem Flußbette auch nicht die leiseste Andeutung zu sehen ist; dasselbe soll sich bis nach Sella erstrecken. Auf dieser Serir herrscht die absoluteste Vegetationslosigkeit und in Folge dessen fehlen auch die Thiere. Außer Vögeln, meistens wohl Zugvögeln, findet man keine lebenden Wesen, als jene größeren oder kleineren zu den Mantiden gehörenden Orthopteren, welche sich durch eine fabelhafte Anpassungsfähigkeit auszeichnen, und den einzelnen mitten in der Wüste herumfliegenden Distelfalter (Vanessa cardui). Dieser Wüstenmarsch, welcher mit Einrechnung der unvermeidlichen Wegekrümmungen an 400 km lang war und in einer Zeit von vier Tagen und Nächten und zwölf Stunden zurückgelegt wurde, war entsetzlich ermüdend und anstrengend. Rohlfs selbst hält ihn für die größte Leistung von Schnellmarsch, die je in Afrika

[1]) Auszugsweise aus den „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" (Heft VI). Wir verdanken die Erlaubniß zur Reproduktion der Karte der gütigen Erlaubniß des Vorstandes dieser Gesellschaft.

gemacht worden ist. Täglich wurden fast 90 km zurückgelegt, was nur dadurch möglich gemacht wurde, daß man beständig marschirte. Es wurde außer einer ganz kurzen Rast nach Sonnenaufgang und einer zweiten nach Sonnenuntergang nie Halt gemacht. An Abkochen war natürlich nicht zu denken, schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil man gar kein Brennmaterial antraf. Aber die Zeit hätte auch dazu gefehlt. In welchem Zustande befanden sich aber auch am letzten Tage Menschen und Thiere! Es war mehr ein Vorwärtstaumeln, als bewußtes Gehen. Ein junger Schwarzer, der sich freiwillig der Expedition angeschlossen hatte, blieb am letzten Tage vor Ermüdung liegen; sogleich war er fest eingeschlafen. Glücklicherweise wurde seine Abwesenheit früh genug bemerkt, um ihn zur Karawane zurückholen zu können, sonst wäre er rettungslos verloren gewesen.

Am 2. August endlich, um 2 Uhr Nachts, erreichten sie

die ersten Spuren von Vegetation, die große Hattieh von Taiserbo, welche ihre Erwartungen weit übertraf. Denn Taiserbo allein ist viel größer, als man sich bisher ganz Kufra vorgestellt hatte.

Immer in ein und derselben grünen Hattieh, die indeß nur mit Had (von den Suya Heid, auch Heil genannt) bestanden war, und in derselben ursprünglichen Richtung (190 bis 200°) weitergehend, erreichten sie erst um 9½ Uhr Morgens die ersten Palmen, und endlich, jetzt von einem Palmengehölz ins andere kommend, lagerten sie bei einem mächtigen Palmbusch, circa 1 km südlich vom alten Gasr Djrángedi (spr. Dschrángedi), dem Herrschersitze der ehemaligen Sultane von Taiserbo. Daß sie herzlich froh waren, nach einer solchen Reise endlich ausruhen, warme Nahrung zu sich nehmen, namentlich eine Tasse Kaffee trinken zu können, bedarf kaum der Erwähnung. Und welch' entzückendes Bild hatten sie vor sich! Eine grüne Fläche, welche Eins zu sein schien, bestanden mit einem binsenartigen Gras (von den Suyas Halfa

mta Kufra genannt, obschon diese Pflanze nichts mit den beiden echten Halfa-Pflanzen gemein hat), dann das in seinen Ruinen einen hohen Hügel bildende Gasr Dschrángedi, welches als Hintergrund üppige Rohrbestände und prächtige Palmbüsche hatte.

Der Lagerplatz, südlich von Dschrángedi, circa 240 m über dem Meere gelegen, welches überhaupt die Durchschnittshöhe von ganz Taiserbo sein dürfte, liegt unter 25° 37' 44" nördl. Br. und 21° 25' 20" östl. L. v. Gr. Die Oase, welche in der Längsausdehnung von N.-O. nach S.-W. verläuft, dürfte 150 bis 200 km lang sein, während die Breite zwischen 20 und 50 km wechselt. Sie bildet eine ununterbrochene Kulturebene und überall findet man bei 1 m, höchstens bei 2 m Tiefe das süßeste Wasser; nur in der Nähe des nordwärts von Dschrángedi sich hinziehenden Wadi ist das Wasser zum Theil bitter, zum Theil salzig, zum Theil schwefelhaltig. Aber selbst mitten im Wadi, welches weiter nichts als ein Sebcha mit einigen nie verdunstenden, salzigen Tümpeln ist, giebt es Quellen mit vollkommen süßem Wasser. Die Temperatur dieses Wassers ist natürlich vollkommen abhängig von der Lufttemperatur.

An anderen Ortschaften sind in Taiserbo zu erwähnen: im Südwesten der Oase el Hana, etwa 30 km von Dschrángedi entfernt, im S.-O. Dschéfira, etwa in gleicher Entfernung von dem ehemaligen Herrschersitz, endlich Mahbus, gerade südlich gelegen. Wie zahlreich aber einst die Tebubevölkerung hier war, das geht genugsam aus den noch vorhandenen Ruinen der Tebudörfer hervor, welche der Zahn der Zeit noch nicht vom Erdboden hat vertilgen können. Bei dem Ausdrucke „Ort" muß man aber nicht an ein Dorf denken, an Häuser, an Zelte, oder auch nur an Hütten aus Palmen, denn auch letztere sind selten vorhanden, sondern der Ort (blad) el Hana bedeutet z. B. eine größere Ansammlung von Palmen und Palmenbüschen, welche alle Eigenthümer haben. In der Zeit der Dattelreife, wenn die Suya nach Kufra kommen, schlagen sie ihr Lager im Schatten eines solchen Palmbusches auf und nennen diesen dann ihre Wohnung (Hausch).

Bei Dschrángedi rasteten die Reisenden zwei Tage lang und gingen dann am 5. August nach dem etwa 10 km in südlicher Richtung entfernten Mahbus. Die durchzogene Gegend bestand, wie überall in Taiserbo, aus Kulturland, und Mahbus selbst aus herrlichen Palmen und großen Flächen von Binsengras, welche aus der Entfernung den Eindruck von Wiesen machten. So dicht aber Taiserbo mit Pflanzen bestanden ist, so einförmig ist andererseits die Vegetation. In Taiserbo ist absolut nichts anderes an Pflanzen zu finden, als Palmen, Had, Rissu, Kasbah, Halfa mta Kufra, Talha-Akazien und Schilf; auch findet sich ein einziges Exemplar des Suakbaumes in Taiserbo vor.

Von Säugethieren giebt es wohl nichts, als Gazellen, Fenneks, Ratten, Mäuse und Springmäuse.

In der Nacht des 7. August setzten sie in Südost-Richtung ihre Reise fort und erreichten nach einem ununterbrochenen Marsche von circa 120 km die zweite Insel Kufras, genannt Bu Seïma, welche sich schon von Weitem ankündigte. Der Charakter der durchzogenen Gegend bot insofern eine Abwechselung, als sie die letzten 15 km durch Sandwellen und Sanddünen marschiren mußten. Aber wie prächtig war dann das Panorama, als sie die Sanddünen verließen und nun voll vor sich liegen sahen den mächtigen Berg von Bu Seïma und am Südende desselben den blauen See! Die Wirkung wurde dadurch noch wunderbarer, daß an der einen Seite des Sees ein breiter Salzstreifen in der Sonne wie ein Silberband erschien, während die südliche, größere Seite des Sees von dunkelen Palmen umrahmt war. Eine kleine Oase ist es nur, aber im höchsten Grade malerisch, und um so mehr wirkend, weil man mitten in der Wüste gar nicht auf dergleichen gefaßt ist. Mitten in der Libyschen Wüste ein See!

Bu Seïma liegt unter 25° 11' 42,5" nördl. Br. und 22° 15' östl. L. v. Gr.

Der Berg Bu Seïma selbst, dessen Höhe circa 400 m (das Aneroid gab genau 388 m an) beträgt, zieht sich fast genau von Norden nach Süden, und ist eigentlich nur ein großer, oben vollkommen platter „Zeuge". An seinem Südende erstreckt sich der See in der Richtung von N.-W. nach S.-O. Der Längsdurchmesser desselben beträgt etwa 10 km. Um den See lagert sich in der Breite von 1 km die Oase. Mit Ausnahme von Had und Talha, welche in dieser Oase fehlten, war sonst der Pflanzenwuchs derselbe wie in Taiserbo. Dazu kamen allerdings ziemlich viele wie es schien verwilderte Feigenbüsche, welche kleine, aber genießbare Früchte boten.

Auch hier fanden sich zahlreiche Spuren von Tebu-Besiedelungen und, was höchst beachtenswerth ist, ein Dorf am Fuße des Berges hatte steinerne Hütten mit so gutem Mörtel aufgeführt, daß es unmöglich war, die Mauern zu zerstören. Vielleicht dürften diese Bauten von den Vorfahren der Tebu, den Garamanten, herrühren. Höchst interessant ist auch, daß Rohlfs oben auf dem Berge ebenfalls die Ruinen eines ganzen Dorfes fand; aber nicht nur das; die Zugänge zum Berg waren künstlich befestigt, hier und da waren Auslugstellen angebracht, ja dieser südliche Theil des Berges war oben von dem übrigen durch eine Mauer abgetrennt. Hierher zogen sich in Zeiten der Noth die Bewohner der Oase zurück und auf dieser natürlichen Feste waren sie auch vor jeder Verfolgung sicher. Aber nicht nur diesen Zufluchtsort hatten sie. Vom Südende des Berges ausgehend liegt mitten im Sebcha ein einzelner, allerdings bedeutend niedrigerer Bergkegel, auf dessen Spitze Dr. Stecker, als er ihn bestieg, ähnliche Dorfanlagen mit Befestigungen fand, wie die eben beschriebenen.

Nach einem Rasttage in Bu Seïma setzte die Expedition am 11. August ihre Reise nach Kebabo fort, der bedeutendsten und südlichsten Oase von Kufra, welche in der Richtung S.-O. zu O. etwa 120 km von Bu Seïma entfernt liegt. Die ersten zwei Drittel des Weges sind wegen der hohen Sanddünen, die man zu durchwaten hat, zwar beschwerlich und unangenehm; aber dafür hat man auch in anderer Hinsicht des Interessanten genug. Nicht nur erblickt man, nachdem der Berg von Bu Seïma den Blicken entschwunden ist, im Südsüdwesten die große und mächtige Kette des Dschebel Neri, welches Gebirge dem Reisenden nun stets zur Seite bleibt bis Kebabo, sondern auch im N.-O. sieht man in der Entfernung den Gebirgsstock Sirhen. Die Neri-Kette ist vom Wanderer circa 30 km entfernt, während die Sirhenberge doppelt so weit abliegen dürften.

Am 13. August, 8 Uhr Morgens, erreichten sie Honeüri, den nordöstlichsten Theil von Kebabo, und lagerten dort unter den Palmen eines sie begleitenden Schichs einen Tag lang. Schon hier zeigte sich die gerade anwesende Bevölkerung über die Ankunft der Reisenden erregt, ohne daß diese den eigentlichen Grund des in einiger Entfernung vollführten Lärmens begriffen; erst später erfuhr Rohlfs, daß eine große Zahl von Suya unter Anführung einiger Chuan (Ordensbrüder von der Sekte der Senusija) von Süden, von der Sauya, von Djof und Buma, gekommen sei und verlangt habe, die Fremden ihnen auszuliefern, um sie zu töd-

ten. Doch siegte die Partei, welche es unternommen hatte, die Expedition nach Wadai zu schaffen, und nach einem kleinen Marsche von etwa 16 km in der Richtung S. zu O. erreichten sie am 15. August Boëma, wo sie, da sie dort längere Zeit bleiben sollten, ihre Zelte aufschlugen und ein regelrechtes Lager anlegten.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

V.

Reise durch die Misteka.

Die Misteka begreift die östliche Hälfte des Hochlandes in sich, das sich im Süden aus dem tiefen Spalt des Rio de las Balsas erhebt. Sie sendet ihre übrigens spärlichen Gewässer theils nach Norden dem genannten Flusse, theils nach Süden direkt dem Stillen Meere zu. Der Name Misteka bezeichnet eine sprachliche, nicht eine politische Einheit. Früher ein eigenes Reich, ist die Misteka seit der Eroberung durch die Spanier unter die Verwaltungsgebiete der Städte Puebla und Oaxaca, welche immer der Sitz zahlreicher Spanier gewesen sind, vertheilt gewesen. Doch der mechanischen administrativen Eintheilung zum Trotz bildet sie durch ihre Natur und durch die Sprache ihrer Bewohner eine Einheit, welche sich als solche weiß. Um der großen Armuth willen und wegen des Mangels edler Metalle im Lande — die sich in dem zum großen Theil kalkigen Boden nicht finden — ist der mistekische Stamm vor Niederlassungen der Spanier und dem zersetzenden Einfluß, den diese auf andere Stämme Mexicos ausgeübt haben, bewahrt geblieben. Von dem, was die Spanier brachten, hat er nur die katholische Religion angenommen. Im Spanischen versteht lange nicht ein Jeder sich verständlich zu machen, unter sich reden alle das Misteko, eine Sprache, welche dumpfer als das wohllautende Aztekische klingt und vollständig von ihm abweicht. Daß die meisten Ortschaften — Caltepek, Astatla, Tamasulapa, Tlajiako, Nahistlan und andere — hier wie unter anderen Stämmen aztekische Namen tragen, möchte ich weniger der politischen Einwirkung der Azteken, die doch nie planvoll betrieben ward, sondern wesentlich nur in Raubzügen bestand, als dem Umstande zuschreiben, daß die aztekische Sprache in Mexico vor der Eroberung dieselbe Aufgabe erfüllte, welche nach der Eroberung dem Spanischen zugefallen ist, nämlich die, den vielsprachigen Stämmen als Vermittlerin in dem äußerst lebhaften Verkehr zu dienen, den sie vermöge der Natur des Landes, die jeder Erhebungszone eine besondere Produktion zuweist und also alle zum Austausch zwingt, immer unterhalten haben müssen.

Dieser Verkehr ist übrigens das hauptsächlichste Moment für die merkwürdige Erscheinung, daß das mexicanische Territorium trotz seiner heterogenen Bevölkerung, die sich in zwei grundverschiedene Racen theilt, von denen die eine sich wiederum in zahllose Stämme spaltet, und trotz der thörichten republikanischen Verfassung, die aus dem von Natur centralisirten Lande eine föderale Republik machen will und den mechanisch eingetheilten „Staaten“ Souveränetät zugesteht, doch immer zusammengehalten und nie Absonderungsgelüste einzelner Theile — außer des entfernten Yucatan — erfahren hat. Der Unterschied zwischen tierra caliente und tierra fria scheidet nicht, er verbindet vielmehr beide durch die Nothwendigkeit des Verkehrs.

Am 28. März brachen wir noch vor Tagesanbruch von Tehuacan zur Reise in die Misteka auf. Wir waren jetzt sechs Mann mit den beiden Arrieros, welche die für uns bestimmten Thiere von der Hacienda gebracht hatten. Es waren kräftige, dunkelbraune, biedere Leute. Nach Landesart gekleidet, vor der kalten Luft des frühen Morgens uns mit der wollenen Decke, dem Zarapa, schützend, so trabten wir auf unansehnlichen, aber zähen Thieren dahin. Es ist eine Freude, der kaum eine andere gleichkommt, so in die Welt hinein zu reiten.

In Kurzem hatten wir die Thalsohle hinter uns gelassen und das Kalkgebirge erreicht, das sich in dieser Richtung bis Tamasulapa erstreckt. Die aufgehende Sonne beleuchtete eine Landschaft, welche unter einem nordischen grauen Himmel vielleicht einen gespenstischen Eindruck machen würde, unter diesem stahlblauen tropischen Himmelsgewölbe aber eine klare, wenn auch starre und bizarre Erhabenheit zur Schau trug. Die von jeder lebensvollen Pflanzendecke entblößten, nur von einem Dickicht riesiger Kakteen und Agaven bedeckten Kalkhöhen erglänzten weiß und schienen ein Stück der glühenden Sonne selbst zu sein. Die Sonne ist es, welche der Wüste ihren unbeschreiblichen Reiz giebt. Ich habe nie begreifen können, daß nicht die alten Mexicaner in der Sonne das höchste Wesen verehrten, wie die alten Peruaner es thaten, die, ein ähnliches Volk, in ähnlicher Umgebung lebten.

Die Wüsteneien geben der Phantasie nur wenige, aber dafür desto nachhaltigere Eindrücke und einen unbegrenzten Spielraum. Ich habe sie lieber als die lachenden anmuthigen Landschaften. Vielleicht trägt zu dem Gefallen, das man an ihnen findet, unbewußt auch der Umstand mit bei, daß man sich vergegenwärtigt, wie sie dem Menschen das Leben schwer machen und ihn eben deshalb zur Thätigkeit anspornen.

Die Misteka bringt in ihren wenigen erd- und wasserreichen Niederungen kaum den nöthigen Mais für ihre ziemlich dichte Bevölkerung hervor. Die Leute nähren sich hauptsächlich von Mais und kleiden sich zum Theil mit den Zeugen, welche sie aus der Wolle ihrer wenigen Schafe selbst weben. Gegen wollene Decken, gegen Hüte und Matten, die sie aus der Palmita flechten — man sieht sie hiermit selbst im Gehen beschäftigt —, gegen die Felle ihrer Ziegen — diese genügsamen Thiere gedeihen gut auf dem steinigen Boden — tauschen sie ihre übrigen Bedürfnisse ein. Sie sind Bauern und zugleich Gewerbetreibende, die jede Handhabe, welche ihnen die arme Natur ihres Landes bietet, anzufassen wissen. Sie wandern auch aus, um in der Fremde Arbeit zu suchen; in der Zeit, wenn an der Küste von Veracruz Kaffee und Zucker eingeerntet werden, ziehen mistekische Arbeiter scharenweise (cuadrillas) unter capita-

nes, die von den Ortsbehörden bestellt werden, dahin. Mancher von ihnen erliegt dem ungewohnten Klima; die Ueberlebenden kehren mit dem Erlös immer wieder in ihre heimathlichen Dörfer zurück.

Wenn Mexico aufhörte, seine einheimische Industrie zu schützen, so wären viele seiner Bevölkerungen ruinirt. Wenn z. B. der Zoll, der auf wollenen Decken liegt, aufgehoben wäre, so würden unter anderen die Misteken mit ihrer Handarbeit die Konkurrenz der englischen Fabrikwaaren vielleicht nicht bestehen können. Nun würden dann zwar diejenigen, welche jetzt den Misteken ihre Decken abnehmen, diese vielleicht billiger von den Engländern kaufen können; allein ich frage, wohin sollten dann die Misteken mit ihrer Wolle? Diese nach England zu schicken, würde ihnen nie Rechnung halten; sie würden für die Arbeitskraft, die sie jetzt auf diese Industrie legen, keine Verwendung finden; in solche Lage aber würden viele Bevölkerungen Mexicos und würde mit ihnen, da die verschiedenen Produktionen in diesem Lande noch mehr als anderswo von einander abhängen, das ganze Land gerathen. Die Theorie des Freihandels paßt nicht für jedes Land, ebenso wenig wie die des Schutzzolles. Der Politiker muß eben die gegebenen Verhältnisse seines Landes, niemals irgend eine allgemeine Theorie berücksichtigen.

Wir machten nach einem Marsche von zwölf Leguas für die Nacht in dem Dorfe Caltepek Halt. Hier redete die Bevölkerung schon Mistekisch; einige Stunden vorher hatten wir die letzte aztekische Ortschaft Nameus Zapotitlan verlassen. Mir fiel gleich hier auf, und ich habe es durch spätere Beobachtungen bestätigt gefunden, daß zwischen der Art der Azteken und der der Misteken einiger Unterschied besteht. Beide sind gleich höflich, aber hinter der Höflichkeit des Azteken glaubt man Falschheit verborgen, in der des Misteken sieht man treuherzige Unterwürfigkeit. Ich glaube, daß etwas, weiß aber nicht, wie viel von diesem Unterschiede auf die Rechnung der Mischung der Azteken mit spanischem Blute, wie viel auf die ihrer ursprünglichen Anlage zu setzen ist, und bemerke, daß die Misteken ziemlich frei von dieser Mischung geblieben sind. Sie haben einen rein indischen Typus, Kalmückengesichter, könnte man sagen. Sie besitzen nichts, was die Habgier reizen könnte, sind daher von fremden Einwirkungen verschont geblieben und haben sich immer ablehnend gegen sie verhalten. In dem Heere des Morelos kämpften viele Misteken, zum Theil mit der Schleuder bewaffnet, welche sie sonst gebrauchen, um das muntere Volk der Ziegen in Ordnung zu halten, damals aber gegen die spanischen Erbfeinde richteten. Während der Intervention haben sie französische Streifkommandos mehrmals mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Das ist noch jetzt ihr Stolz. Außer Spaniern und Franzosen kennen sie von fremden Nationen nur noch, dem Namen nach, die Engländer; alle Blondköpfe sind ihnen Engländer; der neu erworbene Ruhm des deutschen Namens ist noch nicht in diese Gegenden gedrungen; auch ich galt für einen „ingles“ und ward als solcher freundlich aufgenommen. „Wären Sie Spanier,“ hat man mir mehr als ein Mal gesagt, „so würden Sie Ihres Lebens nicht sicher sein.“ In der That giebt es fast in der ganzen Misteka keine Altspanier, die doch sonst überall in Mexico zu finden sind. Einen einzigen Spanier habe ich — während der zweiten Tagereise — angetroffen, der auf seinem Gehöft (rancho) die Ziegenzucht im Großen betrieb. Der Mann beklagte sich bei uns, die wir bei ihm abgestiegen waren, um zu frühstücken, bitter über den feindseligen Sinn seiner indianischen Nachbaren. Diese hatten ihm zweimal sein Gehöft abgebrannt, so daß er sich nach Tehuacan hatte flüchten müssen; da er jetzt wieder mannigfach belästigt ward, so hatte er die Sache satt und wollte sich für immer nach Tehuacan, vielleicht selbst nach Spanien begeben.

Man hat nur nöthig, von den Spaniern anzufangen, um die Leute in Aufregung zu setzen. Unser Wirth in Caltepek hegte einen wüthenden Haß gegen sie. Er stammte aus Tehuacan; ich denke, er hatte dort einen kleinen Handel gehabt und die Konkurrenz der altspanischen Krämer nicht bestehen können. Jetzt hielt er in Caltepek ein Einkehrhaus (meson) und einen kleinen Kramladen. So wie er sind viele Mexicaner in der Lage, nicht aufkommen zu können gegen die Altspanier, welche das Prestige als Nachkommen der Eroberer, die Aristokratie der Weißen — die jene zwar auch hassen, aber mit denen sie doch im Grunde genommen sich eins fühlen und deren Dienste als Mittelspersonen sie namentlich nicht entbehren können —, endlich auch wohl größere Gewandtheit und Zähigkeit für sich haben. Was erweckt aber so viel Haß, als der Neid? Ueberall sehen sich die Spanier auf das Bitterste gehaßt, aber wo sie einmal Fuß gefaßt und, auf jene Vortheile gestützt, sich zu Herren emporgeschwungen haben, da finden sie doch stumme, oft schmeichlerische Unterwürfigkeit. Die Misteken aber halten sich die Spanier ganz vom Leibe, indem sie gar nicht dulden, daß sie sich unter ihnen niederlassen. Sie haben von den spanischen Einrichtungen nur die katholische Religion angenommen, diese freilich mit voller Hingebung ergriffen. Wir hatten noch in Caltepek Gelegenheit, uns davon zu überzeugen.

Es war nämlich der letzte Freitag vor dem Charfreitag und die Leute übten die Procession ein, mit der man in den mexicanischen Dörfern trotz des Verbotes durch die Reformgesetze den Todestag Christi zu begehen pflegt. Die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, war auf den Beinen und brachte von der Kapelle (calvario), die auf der Höhe stand, Puppen, welche Christum und die Jungfrau vorstellten, nach der Dorfkirche. Zuerst kamen die Männer mit dem Christusbilde, darauf die Weiber mit der Jungfrau; beide Theile sangen mit klagender Stimme kirchliche Responsorien, die auf den Tod des Heilands Bezug hatten. Der Zug bewegte sich ganz langsam vorwärts. Alle waren augenscheinlich von andächtigem Glauben erfüllt. Das Mysterium der Religion ist das einzige ideale Element in dem Leben dieser armen Menschen. Esteban konnte sich nicht enthalten, zu spotten. Nur ein seichter Mensch kann dies thun. Mir scheint, wenn es wirklich in unserm Wesen und in dem der Welt etwas Metaphysisches, ein Mysterium, giebt, das wir uns nie werden erklären können, so verdient der ideale Kultus eines Mysteriums, den der Katholicismus übt, mindestens ebenso viel Rücksicht, als die pessimistische Teleologie der Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Jedenfalls hat jener Kultus etwas Thatsächliches voraus, nämlich daß er die Menschen packt und daß er — zum Theil weil er — in schönen Formen sich darstellt, ja selbst solche hervorruft; wie denn am Charfreitage in den mexicanischen Dörfern Passionsspiele aufgeführt werden: die ersten Anfänge der dramatischen Kunst.

Die beiden Kirchen in Caltepek sind stattlich aus Bruchsteinen aufgeführt. In den meisten Dörfern dieses Landes wird man durch den Gegensatz überrascht, in dem die Größe und Schönheit der Kirchen zu den niedrigen Hütten, in deren Mitte sie sich erheben, stehen. So unverhältnißmäßig stattliche Kirchen mögen in der ersten Zeit des frischen Glaubenseifers der Bekehrer und der Bekehrten entstanden sein. Im Innern der Kirche von Caltepek bildeten Heiligenbilder den hauptsächlichsten Schmuck. Sie zeigten den Typus und die Farbe ihrer Anbeter; es ist zu bemerken, daß die Mexicaner

im Anfange des Kampfes gegen die Spanier 1810 die braune Jungfrau von Guadalupe als Patronin und Feldzeichen wählten, während die Spanier unter dem besondern Schutze der weißen Jungfrau von los Remedios zu stehen vorgaben. Diese letztere diente übrigens noch 1861 in derselben Eigenschaft der kirchlichen aristokratischen Partei, welche sich gegen Juarez auflehnte. Ihr Bild ward damals von den vornehmen Damen der Stadt Mexico in feierlicher Procession eingeholt.

Von Caltepek brachen wir am nächsten Morgen wiederum vor Tagesanbruch auf, um das nächste Nachtquartier, Astatla, noch vor dem Eintreten der stärksten Hitze zu erreichen. Die Gegend ähnelte der, welche wir am vorhergehenden Tage durchzogen hatten, durchaus, dennoch ermüdete sie mich nicht. Esteban aber, der, wie alle weißen und reichen Mexicaner, ein verwöhntes Stadtkind war und kaum je ein Pferd bestiegen hatte, klagte gar sehr über Hitze und Ermüdung; da der harte Holzsattel ihn wund drückte, so setzte er sich bald auf eine, bald auf die andere Seite seines zum Glück für ihn lammfrommen Gaules; die Sonne war ihm gar zu heiß, er wäre am liebsten mit einem Sonnenschirme einher gezogen; der Reflex der Sonnenstrahlen auf den weißen Kalkfelsen blendete ihn; er gestand offen, daß er sich nach der Bequemlichkeit und nach den Genüssen des Lebens in der Hauptstadt zurücksehnte. Ich dagegen, der ich in der reitenden Artillerie gedient hatte, fand die Reise keineswegs beschwerlich, es war mir vielmehr die größte Lust, unter dieser glühenden Sonne, in dieser trockenen Hitze, die den Geist nicht abspannt, sondern ihn nur elastischer macht, durch ein interessantes Land zu reiten.

In Astatla richteten wir uns in einem Hause ein, das, wie alle Häuser dieser Gegend, aus Steinen aufgeführt mit der steinigen Umgebung zusammenstimmte. Wir wurden gut bewirthet. Auf Reisen in Mexico kann man mit Sicherheit nur auf Maisfladen (tortillas) und Schminkbohnen (frijoles) rechnen; in Astatla erhielten wir einige Eier und ein altes Huhn, außerdem noch Pulque, der also nicht, wie ich früher geglaubt hatte, bloß in der Gegend von Mexico und Puebla, sondern auch in der Misteka bekannt ist; er taugte übrigens nicht viel. Wir hatten hier nicht nöthig, uns auf der bloßen Erde zu betten, denn wir trafen zwei Pritschen an. Der Wirth war entschieden ein wohlhabender Mann, der „kleine Reiche“ (riquillo) in seinem Dorfe.

Am nächsten Tage brachen wir nach Tamasulapa auf. Wir machten einen Umweg, um das Dorf Tixa, vor dessen Bewohnern als ihm, dem frühern Gouverneur, feindseligen Menschen Don José seinen Neffen gewarnt hatte, nicht zu berühren, und da in Folge davon die Tagereise länger als gewöhnlich ward, so machten wir Rast in Teotongo, einige Leguas vor Tamasulapa. Wir frühstückten in dem Hause eines Sohnes des frühern Pfarrers. Der Mann gab sich als solchen mit Stolz zu erkennen. Kein Mensch nimmt hier Anstoß an ungesetzlichen Verhältnissen der Priester; man denkt wohl, man müsse der Natur ihren Lauf lassen.

Tamasulapa ist ein Ort von einigen Tausend Einwohnern. Es vermag eine so zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, weil es die fruchtbare Niederung, in deren Mitte es liegt, die erste, die ich in der Misteka sah, sein nennt. Die aus Bruchsteinen aufgeführten Hütten gruppiren sich um eine viereckige Plaza, an der die Hauptkirche, das Municipalgebäude und die vornehmsten Häuser liegen. Da es Sonntag und die Messe längst vorbei war, standen zahlreiche, in ihre wollenen Decken gehüllte Indianer auf der Plaza umher. Trotzdem sie sich mit einem Hahnenkampf und mit Trinken, zwei aufregenden Dingen, beschäftigten, zeigten sie doch die Gefaßtheit, welche alle indianischen Mexicaner auszeichnet und von der man nicht weiß, ob man sie mehr ihrer Apathie oder vorwiegend ihrem natürlichen Anstandsgefühle — das unbestreitbar bei ihnen vorhanden ist — zuschreiben soll.

Wir folgten der Einladung eines Krämers, in seinem Hause, das an dem Platze lag, Quartier zu nehmen. Gastfreundschaft wird in diesen entlegenen Gegenden um so lieber geübt, als man sich von den Fremden Unterhaltung verspricht. Wir sahen bald die Honoratioren des Ortes, den Pfarrer, einige wohlhabende Bauern und einen Weißen, der unter Esteban's Oheim Beamter in Oaxaca gewesen war und sich jetzt als Müller in Tamasulapa ernährte, um uns versammelt und mußten ihnen über die Ereignisse in der Welt, d. h. in Mexico, Rede stehen. Was kann aber in Mexico sich ereignen, wenn nicht eine Revolution, die irgendwo ausgebrochen ist oder doch in Aussicht steht.

Esteban fragte den Müller, wie hier in der Gegend die Stimmung sei. Der schien ganz vernünftig zu sein und antwortete: „Hier ist gar keine Aussicht für eine Revolution gegen Don Porfirio. Uebrigens nehmen Sie sich nur in Acht! Die Regierung in Oaxaca ist von Ihrer Reise unterrichtet und hat allen Ortsbehörden anbefohlen, Sie bei dem geringsten Versuch, zu einem Pronunciamiento aufzufordern, zu verhaften und unter Bedeckung nach Oaxaca zu schicken; auch hat man Truppen von Oaxaca nach der Misteka vorrücken lassen, die jetzt in Nahistlan stehen.“ Später erfuhr ich, daß Beides wirklich begründet war. „Ueberhaupt,“ fuhr der Müller fort, „haften politische Konspirationen hier nicht, hier denkt Jeder nur an Arbeit.“ Dies erläuterte er uns alsdann. Wie er sagte, ist das Land der Gemeinde fruchtbar und bringt Mais und Weizen über den Bedarf hervor. Den Ueberschuß bringen die Bewohner selbst auf ihren eigenen Maulthieren nach der tierra caliente der Küste des Stillen Meeres und holen dagegen von dort Zucker, Taback, Meersalz. In dieser Thätigkeit finden die Leute, die insgesammt Indianer sind, Genüge. Ihr Ehrgeiz findet in den Gemeindeämtern Befriedigung. Der Tag des Dorfheiligen ist für sie der wichtigste des Jahres. Ihn mit größtem Glanze zu begehen, ist der Stolz des Dorfes, und zu diesem Glanze nach Kräften Geld wie persönliche Dienstleistung beizusteuern, der Stolz des Einzelnen. Es giebt hier keine gente de razon (vernünftige d. h. weiße Leute), welche anderswo das Land mit Unruhe erfüllen, wie denn einige Straßenräuber, welche man kürzlich bei Teposkolula aufgefangen habe, der gente de razon und nicht den eingeborenen Misteken angehört hätten. Die letzteren verhielten sich auch schon deshalb ruhig, weil sie keine Noth litten. In Tamasulapa sei Niemand ganz arm, Jeder habe sein Stückchen Land, das er aus dem Gemeindebesitz zugewiesen erhalte. „Ja,“ fiel unsere dicke indianische Wirthin ein, „auch der Aermste erntet hier seine 2 bis 3 cargas (1 carga = 14 arrobas à 25 Pfund) Weizen, seine 10 cargas Mais ein.“

Alle rein indianischen Dörfer haben einen starken Korporationsgeist, der vornehmlich auf Folgendem beruht. Nach alter Sitte gehört der Grund und Boden nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit der Gemeindemitglieder. Der Einzelne ist nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer des Bodens, den er bestellt. Nun kann er zwar je nach seiner Arbeitskraft und Arbeitslust ein größeres oder kleineres Stück Land bebauen, also einen entsprechend größern oder kleinern Ertrag erzielen; dieser ist unbedingt sein. Verläßt er aber sein Dorf, so verliert er sein Recht ohne Entgelt. So ist Jeder an das Dorf gebunden, der Arme sowohl, der in ihm wenigstens immer seines Unterhaltes sicher ist, als der

Reiche, der, wenn er es verließe, zugleich die Bedingung seines Reichthums verlieren würde.

Die Anschauung, die sich in dieser Sitte zeigt, hat durch die Reformgesetze, welche den Boden dem Einzelnen als rechtes übertragbares Eigenthum zuweisen wollten, bis jetzt noch nicht erschüttert werden können.

So mangelhaft auch das System des kollektiven Grundbesitzes in wirthschaftlicher Hinsicht und im Allgemeinen sein mag, so ist es doch in politischer Beziehung für ein Land wie Mexico vortrefflich. Es für unsere westeuropäischen Länder geeignet zu halten, fällt mir gar nicht ein. Aber eben, weil ich einen tiefen Respekt vor Allem, was aus der innersten Art eines Volkes hervorgegangen ist, habe und weil ich sehe, daß das kollektive Grundeigenthum in Mexico volksthümlich ist — denn wie hätte es sonst Jahrhunderte lang bestehen können? — so glaube ich, daß dasselbe in Mexico ganz an seinem Platze ist. Auch der Kommunismus kann konservativ sein. Die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes hat in Mexico konservirend gewirkt. Sie hat Millionen von Indianern in ihren Dörfern fest, Fremde aus diesen entfernt gehalten. Die Dörfer bergen inmitten der durch die Vermengung zweier grundverschiedenen Racen, die es nie ehrlich mit einander meinen können und von denen die eine die andere ausbeutet, gründlich zerrütteten mexicanischen Gesellschaft einen Grundstock unverbrauchter Kraft, die freilich träge ist und, um nach außen zu wirken, des Anstoßes bedürfen wird, auf ihrem Gebiete aber in erfreulicher Weise sich bethätigt.

Man sieht in den indianischen Dörfern keine Bettler: die Gemeinsamkeit des Grundbesitzes läßt ein Proletariat nicht aufkommen. Alle Leute sind nach den Begriffen des Landes gut und reinlich gekleidet. Der Zustand der öffentlichen Gebäude, Plätze und Wege zeugt von Ordnungs- und Gemeinsinn. Die Leute machen den Eindruck gutartiger, etwas beschränkter Menschen. Da alle sich unter einander kennen, hält schon die Scham von groben Vergehen ab. Einem reinen Indianer mag man ruhig die größten Geldsummen anvertrauen; er wird sie nicht veruntreuen.

Um alle genannten Vorzüge in das hellste Licht zu stellen, müßte ich die in den hispanisirten Gegenden herrschenden Zustände schildern: in wie Ekel erregendem Elend die unterdrückte, mit wie geiler Ueppigkeit die herrschende Race dort lebt; wie dort durch das unbedingte Uebergewicht des wuchernden beweglichen Kapitals, das sich in der Hand der Altspanier vereinigt und durch das wechselvolle Schicksal der Nachkommen der letzteren, der Creolen, welche als Gesammtheit die politische Macht ausüben, unter einander aber um den Besitz derselben kämpfen und daher bald in Reichthum und Ansehen, dann wieder in Armuth und Dunkelheit leben, wie also durch diese Einflüsse alle Stätigkeit aus den Eigenthumsverhältnissen und aus den Beziehungen der Menschen zu einander gewichen ist; wie daher diese nur auf augenblicklichen Genuß bedacht und Anderen gegenüber höchst unzuverlässig sind: diese ganze bodenlose Unordnung müßte ich schildern, um klar zu machen, wie wohl geordnet die indianischen Dörfer erscheinen.

Von Tamasulapa bis Tlajiako blieb uns nur noch eine Tagereise. Die Gegend hier bot einen andern Anblick, als auf der Strecke, die wir bisher durchzogen hatten. Die Kreide verschwand und an die Stelle der Agaven und Kakteen trat Nadelholz: Fichten und Cedern. Die letzteren standen am Rande eines muntern Baches. Das Ganze machte den Eindruck einer nordischen Landschaft.

Tlajiako muß höher als Mexico liegen; jedenfalls hat es eine kühlere Temperatur. Es mag etwa 10000 Einwohner zählen und ist der Hauptplatz der ganzen Misteka. Der Herr, dessen Hacienda wir besuchen wollten, unterhält hier einen großen Kramladen, in dem Alles zu haben ist, was einfache Leute bedürfen, und ein Eisenwerk, das die Schmiede in weitem Umkreise mit dem Rohmaterial für ihre Arbeiten versieht. Europäische Eisenwaaren sieht man hier fast gar nicht; Beile, Hacken, die großen Messer (machetes), Nägel, alles ist Fabrikat der einheimischen Schmiede.

Wir richteten uns in dem zu dem Laden gehörenden Hause bequem ein. Esteban wollte vor dem Aufbruch nach der Hacienda noch Einiges in der Stadt besorgen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

II.

Die Samoaner, welche sich selbst „Kanakas“ nennen, gehören zu derjenigen Race, die man zum Unterschiede von den Melanesiern und Mikronesiern Polynesier zu nennen pflegt. Und in der That unterscheiden sie sich auch für das Auge des Laien in ihrer ganzen Erscheinung sehr deutlich, z. B. von den Bewohnern der Carolinen und Palau-Inseln, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Von brauner Farbe, von der hellsten bis zur dunkelsten Schattirung, sind sie fast durchweg groß und kräftig gebaut, mit oft auffallend ausgebildeter Muskulatur. Leute von 6 Fuß hohem und proportionirtem Wuchse sind durchaus nicht selten. In ihrer Haltung und ihren Bewegungen verräth sich Selbstbewußtsein, Stolz, Energie und oftmals Graziosität. Was die Gesichtsbildung anbetrifft, so haben die Meisten eine an der Wurzel eingedrückte, unten breit auslaufende Nase und etwas dicke Lippen, aber man sieht auch viele mit feinen, geraden oder etwas gebogenen Nasen und wirklich hübschen Gesichtszügen. Abschreckend häßliche Physiognomien, wie sie auf den Carolinen und Palau-Inseln vielfach vorkommen, habe ich nirgends bemerkt. Bei dem weiblichen Geschlecht giebt es besonders unter der jungen Generation sehr anmuthige Gesichter mit freundlichem, sympathischem Ausdrucke und großen glänzend schwarzen Augen, die übrigens Allen eigenthümlich sind. Das schwarze Haar tragen sowohl Männer als Frauen kurz geschnitten und in die Höhe gestrichen, Einige lassen es auch lang wachsen, und dann zeigt es sich sanft gewellt. Offenbar ist die letztere Tracht weit hübscher, aber sie soll, wie ich mir habe sagen lassen, nicht ursprünglich sein, was mir freilich wunderbar und nicht ganz glaublich erschienen ist. Krausköpfe sieht man sehr selten. Die Tättowirung ist bei den Männern fast allgemein und bedeckt den mittlern Theil des Körpers von den Hüften bis zu den Knien. Die Mis-

sionäre suchen aber diese alte Sitte allmälig zu beseitigen, da mit ihrer Ausübung mancherlei Unsittlichkeiten verbunden sind; jedoch scheint es, daß sie damit bis jetzt noch wenig durchgedrungen sind.

Die Kleidung besteht bei den Männern gewöhnlich aus einer großen Matte von weißer Farbe oder mit röthlichen und dunkelen Streifen gemustert, die sie um die Hüften binden und hinten in einen großen Bausch zusammenschlingen. Man verfertigt dieselben aus dem Bast des Papiermaulbeerbaumes, indem man denselben im Wasser aufweicht und mit einem platten Holz breit klopft. Die Struktur dieser Matten ist daher nicht sehr fest, sondern gleicht derjenigen des dicken chinesischen Papiers, das übrigens aus ganz demselben Stoffe gemacht wird. Da diese Papierzeuge Nässe nicht recht vertragen können, so ersetzt man sie bei Regenwetter durch einen Schurz aus langen breiten Blättern, die franzenartig herniederhängen. Bei feierlichen Gelegenheiten und Festen legen die Eingeborenen aber auch wohl eine feine mit der Hand geflochtene Matte aus Fasern um, wie man sie auch auf anderen Gruppen der Südsee-Inseln findet. Auf den Samoas aber werden dergleichen Matten für besondere Werthstücke gehalten, und man könnte sie wohl kaum für 15 englische Schillinge (15 Mark) kaufen, da sie sehr mühsam anzufertigen sind.

Sonntags sieht man die Samoaner gewöhnlich mit einem langen weißen Hemde bekleidet, über welches sie in der Hüftgegend noch die bunte Papiermatte oder sonst einen weißen oder bunten Schurz gebunden haben. Dazu tragen auch die meisten einen Fächer, der sehr hübsch aus feinen Strähnen von Bast in Gestalt eines herzförmigen Blattes geflochten, und dessen Stiel mit einer feinen Haarschnur zierlich umwunden, auch wohl mit einer rothen Schleife versehen ist. Diese Fächer wissen junge und alte Herren so graziös zu handhaben wie kaum eine Balldame bei uns; das geschieht aber nicht aus Koketterie, sondern aus angeborener Grazie. Wenn sie dann zum Schutze gegen die Sonne, die ihnen Sonntags wahrscheinlich heißer auf die Köpfe brennt als an den Wochentagen, noch einen europäischen Schirm tragen, kommen sie sich als vollkommene Gentlemen vor.

Wer aber an Festtagen in ganz tadelloser Toilette erscheinen will, schmiert sich schon Sonnabends Morgens den ganzen Kopf mit Kalk ein und läßt diesen ätzenden Stoff den Tag über in den Haaren sitzen. Von Weitem sieht dann ein so pomadisirter Kanaka genau so aus, als hätte er sich eine große weiße Nachtmütze über die Ohren gezogen, was natürlich einen höchst komischen Eindruck macht. Diese Kalkeinreibung ätzt das Haar braun oder vielmehr rothfuchsig, und diese Farbe finden sie ungemein schön, während nach unserm Geschmacke das schöne, glänzend schwarze Haar sie weit besser kleidet. Sonntags Morgens baden sie dann im Flusse (was sie übrigens auch sonst häufig thun) und waschen sich den Kalk wieder aus den Haaren, die nun die gewünschte rothe Farbe haben. Darauf schmieren sie so viel Kokosnußöl hinein, daß es heruntertrieft, eben so salben sie auch den ganzen Körper damit und sehen dann schon von fern blitzblank aus, riechen aber in der Nähe nicht sehr angenehm, da das Oel fast immer stark ranzig ist. Die Männer stecken auch gern eine rothe, weiße oder gelbe Blume ins Haar oder hinter die Ohren und umwinden die Stirn oder den ganzen Kopf malerisch mit einer grünen Ranke; auch Hals, Brust, Knöchel und Handgelenke schmücken sie öfters mit einer Schnur von rothen, birnenförmigen Früchten mit stark aromatischem Geruch.

Die Frauen tragen an den Wochentagen gleichfalls die erwähnte Matte um die Hüften und dann noch ein viereckiges Stück Zeug von möglichst bunten, schreienden Farben mit einem Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird, so daß die eine Hälfte dieses Zeugstückes über die Brust, die andere über den Rücken herunter hängt. Sonntags aber pflegen sie ein weites, langes und immer hellfarbiges Gewand wie ein großes Hemd anzulegen und setzen, wenn sie zur Kirche gehen, ein ganz kleines Strohhütchen, mit bunten Blumen und Bändern geschmückt, möglichst schief auf eine Seite des Kopfes. Das sieht nun zwar keineswegs hübsch, sondern höchst lächerlich und entstellend aus, aber sie selbst finden sich dann höchst reizend, und dies Bewußtsein drückt sich in ihren Bewegungen sehr sprechend aus. Solchen modischen europäischen Firlefanz verkaufen ihnen die fremden Krämer für horrende Preise, bei denen sie sicherlich fünfmal so viel verdienen, als die jämmerliche Waare werth ist.

Beim Gottesdienste in der Kirche sitzen die Kanakas, Männer und Frauen, auf großen Matten, die über den mit rundlichen kleinen Basaltsteinen bedeckten Boden hingebreitet sind. Bänke oder ähnliche Sitzvorrichtungen existiren nicht, und die Kirche ist überhaupt im Innern so einfach und schmucklos wie außen, vier weißgetünchte Wände, das ist Alles. Auf dem Predigtpulte steht ein eingeborener Geistlicher in schwarzem Anzuge und predigt mit der den Kanakas eigenthümlichen Beredtsamkeit und lebhaften Gestikulation in der so schön klingenden Sprache das Wort Gottes. Die Zuhörer haben immer ihre Fächer in Bewegung und lauschen andächtig, die Frauen aber müssen dabei zugleich auf die kleinen Kinder Acht haben, welche vielfach mit in die Kirche genommen werden und zwischen den Erwachsenen umherkriechen und spielen. Die also gelagerte Versammlung würde einen malerischen Anblick gewähren, aber mich störten immer die Strohhütchen der Frauen, welche wie Vogelnester an den Köpfen klebten und ganz und gar nicht zu den braunen Gesichtern paßten. Uebrigens darf Niemand nackt in der Kirche erscheinen, wie ich denn überhaupt Sonntags auch außerhalb der Kirche nirgends nackte Samoaner gesehen habe.

Von den Hütten der Kanakas hat man ein ziemlich zutreffendes Bild, wenn man sie sich als große Bienenkörbe von etwas länglicher Form denkt. Ein gewölbtes, von gebogenen dickeren und dünneren runden Hölzern hergestelltes und mit Zuckerrohr oder Maisblättern gedecktes Dach ruht auf einer Anzahl niedriger Pfosten, die in einem Zwischenraum von 3 bis 4 Fuß in die Erde gerammt sind. Die Wände werden durch eine Art Jalousien aus geflochtenen Palmblättern gebildet, die man aber nur bei regnerischem oder kühlem Wetter und Nachts herunterläßt, während sie sonst unter das Dach hinaufgezogen sind und die Hütten von allen Seiten offen und der Luft freien Durchzug lassen. Der Boden ist mit kleinen rundlichen Basaltsteinen bedeckt, wie man sie am Strande findet, darüber liegen hier und da grobe Geflechte aus Palmblättern und über diesen noch feinere Matten aus Bast. Das sind die Divans der Kanakas, darauf sitzen sie mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen oder sie strecken sich auch der Länge nach darauf aus und bedienen sich dann als Unterlage für den Kopf eines eigenthümlichen Kopfkissens, das aus einem 2 bis 3 Fuß langen Stück Bambu von der Dicke eines Armes besteht, welches an beiden Enden mit kurzen Füßen versehen ist. Auf diesem Bänkchen ruht das Genick, und wenn ihnen die Unterlage zu hart ist, bedecken sie dieselbe noch mit dem einen Ende der Matte. So kann man sie in der heißesten Zeit des Tages überall in den Hütten liegen sehen, denn die Ruhe lieben sie sehr.

In der Mitte der Hütte ragt ein stärkerer, oben gegabelter Pfosten empor, auf welchem zwei parallel laufende rohe Rundhölzer ruhen, die den Dachstuhl tragen helfen und zugleich als Aufbewahrungsort für Fischnetze und Matten die-

nen. An den Seiten hängen einige Kokosnußgefäße, hölzerne Schüsseln, Kochgeräthe, Handwerkszeuge, Flinten und Fischspeere. Auf dem Boden steht ein Kasten, in dem sie ihre Zeugkleider und allerlei Kleinigkeiten aufbewahren, wozu dann bei Häuptlingen noch wohl eine Kommode kommt. Außerdem bemerkt man auf dem Boden noch eine oder zwei Feuerstätten, mit größeren Steinen ausgelegt, wo sie ihre Mahlzeiten kochen und auch Abends in der kühlern und regnerischen Jahreszeit ein Feuer anmachen. Für die Nachtruhe improvisiren sie in der Hütte mehrere Zelte aus Matten, um darunter vor Mosquitos und der feuchten Nachtluft geschützt zu sein. Das Klima nämlich ist keineswegs so sehr gesund, wie man gewöhnlich meint. Bei Tage, wenn der Passat nicht weht, ist es sehr heiß und nach Sonnenuntergang ungemein feucht, besonders in den tief gelegenen Strichen und in der Nähe der Sumpflagunen. Es kommen daher viele Erkältungskrankheiten, Lungen-, Drüsenaffektionen, Rheumatismen, Augenübel und Fieber vor, welche letzteren oft recht bösartiger Natur sind. Besonders aber sieht man viele Opfer der Elephantiasis, jener schrecklichen Krankheit, die in einer Erweiterung der Lymphgefäße besteht und sich vorzugsweise in einer kolossalen Aufschwellung der Beine zeigt, so daß das kranke Fleisch in dicken Wülsten herunterhängt. Diese Krankheit befällt im Allgemeinen nur die Eingeborenen, aber zuweilen doch auch Europäer, wenn sie sich länger in diesem Klima aufhalten. Wahrscheinlich hängt sie mit der Malaria, dem Sumpffieber, zusammen, hat mit demselben wenigstens wohl gleiche Entstehungsursachen, da sie nur in den Ebenen und den tiefer gelegenen Strichen vorkommt. Ein Heilmittel dagegen giebt es nicht. Ohne Zweifel ist die Gewohnheit der Eingeborenen, auf dem Boden zu schlafen, wodurch sie den Ausdünstungen desselben, besonders in der Regenzeit, unmittelbar ausgesetzt sind, ein Hauptgrund für die meisten Krankheiten. Deshalb ist es das Bestreben der Missionäre, die Kanakas zu veranlassen, sich wenigstens eine Art Bettstellen oder Pritschen für die Nachtruhe herzustellen, damit der Körper nicht auf dem feuchten Boden ruhe, aber die alte Sitte scheint immer noch stärker zu sein als verständige Belehrung.

Dieser Thatsache, dem Vorhandensein so vieler Krankheiten und körperlicher Uebel gegenüber muß es als eine sonderbare Anschauung oder als ein Zeichen großer Unkunde erscheinen, wenn Reisende und Reisebeschreiber die Samoa-Inseln in jeder Beziehung als ein Paradies und die Bewohner als die glücklichsten Menschen schildern. Entweder haben solche Schönmaler nur ein paar Mal ganz flüchtig ihren Fuß an Land gesetzt und sich am oberflächlichsten Scheine genügen lassen, oder sie werden von der Sucht verleitet, diese fernen Inseln mit einem märchenhaften Zauber zu umgeben und übertragen den Eindruck, welchen die wundervolle Natur allerdings auf den Neuling macht, flugs auf die Zustände der Bewohner. Solche Fabeleien sind so traditionell geworden, daß die Phantasie der Leser sich die Südsee-Inseln und Südsee-Insulaner nicht anders als paradiesisch malen kann. Man braucht sich nur das dunkelblaue Meer, die wehenden Palmenwipfel an den Ufern, den Urwald auf den von sonniger Luft umflossenen Bergen, die immer Siesta haltenden braunen Bewohner in ihren luftigen Hütten vorzustellen, dann ist das Zauberbild fertig — aber was hinter diesem Zauberbilde Alles verborgen liegt, daran denkt man nicht. Die nur mit ihrer Phantasie malenden Schriftsteller leisten den Lesern einen recht schlechten Dienst, wenn sie die schon ohnehin vorhandenen Wahngebilde immer wieder mit den grellsten Farben aufputzen.

In gewissem Betracht freilich und im Vergleich zu manchen Zuständen der civilisirten Welt mit ihren tausenderlei Bedürfnissen sind die Samoaner allerdings glücklicher daran, weil sie naturgemäßer leben, die Ansprüche der civilisirten Menschen an das Leben nicht kennen und von der fruchtbaren Natur der Sorge um die Existenz wenigstens zum Theil überhoben sind. Die Bananen, Brotfrüchte, Kokosnüsse, Orangen, Mamiäpfel, und wie sonst die Früchte alle heißen, wachsen ihnen so zu sagen in den Mund. Die Hühner, Enten und Schweine, welche sie als Hausthiere halten, bedürfen auch keiner besondern Wartung, denn sie suchen sich ihr Futter selbst. Dennoch aber muß man nicht meinen, daß die Samoaner ihre Existenz und ihren Lebensunterhalt ganz und gar ohne alle eigene Mühe und Arbeit hätten, das wäre eine durchaus falsche Vorstellung. Schon im Vorhergehenden ist der Feldmark von Apia Erwähnung geschehen, auf der die Samoaner Taru, Yams, süße Kartoffeln, Mais und Zuckerrohr bauen, und die Kultur dieser Früchte erfordert zum Theil eine recht mühevolle Arbeit. Da nun das Klima anstrengende Arbeit nicht eben begünstigt, so pflanzen die Samoaner davon nur so viel, als sie gerade gebrauchen. Denn daß sie die Arbeit sehr lieben, kann man nicht sagen, sie verträumen lieber die Zeit auf der Matte oder schlendern in den kühleren Stunden des Tages umher, schwatzen und rauchen eine Cigarrette, die sie aus selbstgebautem Tabak und aus einem Stück trockenen Bananenblattes drehen. Die Frauen beschäftigen sich viel mit dem Flechten von Matten, was zwar keine schwere, aber recht langsam von Statten gehende Arbeit ist, falls die Matten fein sind. Die europäischen Zeuge müssen sie freilich theuer von den Krämern kaufen, aber das Geld dazu verdienen sie leicht durch den Verkauf von Geflügel, Schweinen und Kopra (getrockneten Kokosnußkernen). Das ist gar keine Frage, wenn sie mehr Lust zur Thätigkeit hätten, könnten sie leicht wohlhabend werden, aber dazu fehlt ihnen durchaus der Trieb, denn einerseits kennen sie nicht die Bedürfnisse der Kultur und andererseits sind es auch ganz eigenthümliche sociale Verhältnisse, welche unter ihnen als althergebrachte Sitte herrschen und Arbeit und Erwerb als überflüssig erscheinen lassen.

Es findet sich nämlich unter den Samoanern ein socialer Kommunismus sehr ausgedehnter Art. Ein jeder Einzelner hat nach Bedürfniß und Wunsch ein gewisses Anrecht auf das Besitzthum seiner ganzen Sippschaft oder seines Clans, zu welchem er durch Geburt oder Heirath gehört. Er entlehnt ohne Umstände von einem Andern ein Boot, Handwerkszeuge, Kleider, Geld, wie er es gerade gebraucht, ist aber natürlich auch ebenso durch die Sitte verpflichtet, seinerseits einem Andern dasselbe zu gewähren. Wenn Jemand seine Hütte durch Brand verloren hat, oder wenn ihn auch nur die Lust anwandelt, einmal wo anders zu wohnen, so quartiert er sich ohne Weiteres bei seinen Freunden, d. h. bei den Angehörigen seines Clans, ein und bleibt da so lange, als es ihm gefällt und theilt Alles mit ihnen, Wohnung, Nahrung, Kleidung. Mag es dem also Heimgesuchten noch so unangenehm und lästig sein, er darf doch nichts sagen, denn ungefällig oder geizig zu heißen gilt als die größte Schande und macht im ganzen Dorfe verächtlich. Daher giebt und gewährt ein Jeder, um was er von einem Andern gebeten wird, oder aber er hilft sich mit einer Lüge und giebt vor, daß er das Gewünschte nicht besitze oder bereits einem Andern versprochen habe, aber direkt etwas zu verweigern wagt Niemand. Ein Jeder kann sich dafür aber auch wieder schadlos halten, denn was man von ihm verlangt und was er giebt, kann er auch ebenso wieder von einem Andern verlangen und in Gebrauch nehmen. Daß man bei diesem Kommunismus von einem Privatbesitz kaum reden kann, ist ersichtlich, denn was Jeder hat, gehört Allen, und was Alle haben, gehört Jedem. Da also Keiner ausschließlich

Herr seiner Habe ist, so fehlt natürlich der Trieb zum Erwerb, denn was hilft es dem Fleißigen, wenn er sich müht, da der Ertrag seiner Arbeit doch wieder aus seinen Händen geht, sobald ein Angehöriger des Stammes kommt und ihn um dies oder das ersucht. Das persönliche Eigenthum allein spannt den Trieb zum Erwerb, während der Gemeinbesitz ihn lähmt und die Trägheit begünstigt. Sicherlich liegt in dem Kommunismus der Kanakas ein Hauptgrund für ihre Trägheit und für die Erscheinung, daß ein Jeder von der Hand in den Mund lebt und nicht mehr arbeitet, als er gerade für sich nöthig hat. Daher ist es das Bestreben der Missionäre, diese Sitte allmälig einzuschränken und die Idee des Privateigenthums mehr und mehr zur Geltung zu bringen, um den individuellen und dadurch auch den allgemeinen Wohlstand zu heben. Jedoch muß anerkannt werden, daß gerade durch den Kommunismus unter den Samoanern manche Uebel- und Nothstände, die sich sonst vielleicht finden möchten, verhindert werden. Zwar giebt es bei ihnen keine wohlhabende Leute, aber es giebt dafür auch keine arme. Die Kranken, die Alten, die Blinden, die Lahmen haben immer ein Haus und ein Heim, Nahrung und Kleidung, so viel sie bedürfen oder wünschen. Wenn man die Kanakas ansieht, was sie haben und besitzen, so ist es weniger, als was bei uns der ärmste Mann sein Eigenthum nennt, und dennoch weiß kein Samoaner, was Armuth ist, der Begriff ist ihm ganz fremd. Denn er kann es sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt Arme giebt, die keine Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. „Wie ist das möglich," sagt er, „ein Jeder ist doch irgendwo geboren, also hat er doch seinen Stamm und seine Freunde, warum nehmen ihn die nicht in ihre Häuser und geben ihm von ihrer Nahrung und Kleidung? Haben die Menschen denn keine Liebe zu einander?"

Eine andere eigenthümliche Sitte, bei der gleichfalls wieder der Kommunismus zum Vorschein kommt, und die auch sonst für die socialen Zustände bezeichnend ist, zeigt sich bei größeren Unternehmungen, die ein Einzelner nicht ausführen kann, wie z. B. beim Bau der Hütten. Obgleich dieselben von außen so ungemein einfach erscheinen, so erfordert doch die Herstellung des Daches wirklich technische Fertigkeiten, da es sehr künstlich konstruirt ist, und deshalb giebt es unter den Samoanern professionirte Zimmermeister wie bei uns. Wenn Jemand nun eine Hütte bauen will, so geht er zu einem solchen Bauverständigen hin, bespricht mit ihm die Sache und offerirt ihm eine feine Matte, gewissermaßen als Angeld und Unterpfand, daß er ihn nach Vollendung des Baues gut bezahlen werde. Nimmt der Zimmermeister die Matte an, so ist er mit der Sache einverstanden und kommt dann mit seinen Gehülfen, um sich an den Bau zu machen. Ein Preis wird vorher nie ausbedungen, sondern bleibt der Generosität des Auftraggebers überlassen; wer aber seinen Zimmermeister schlecht bezahlt, der gilt fortan als ein Mann, den Niemand mehr achten kann, und dieser Makel überträgt sich sogar auf den ganzen Clan, dem er angehört. Wenn der Bau, bei dem die Glieder seiner Familie oder auch Sippschaft mithelfen, fertig ist, so geht der Besitzer zu allen Angehörigen desselben Clans, um sich die nöthigen Artikel zusammenzuholen, mit denen er den Zimmermeister bezahlen will. Von dem Einen bekommt er eine feine Matte, von dem Andern ein Kleid, von dem Dritten einige Ellen Zeug ꝛc., bis er soviel an nützlichen Sachen zusammen hat, daß er damit den Meister anständig honoriren kann. Aber es giebt auch Ausnahmen, und es kommt vor, daß Jemand sich in schäbiger Manier abfinden will. Aber der Meister merkt dann bald, mit wem er es zu thun hat, denn es ist Sitte, nach Vollendung der beiden Seiten und des einen Endes des Daches den Haupttheil des Preises zu bezahlen, und wenn der nicht der Erwartung gemäß ausfällt, so verläßt der Meister eines schönen Tages ohne Weiteres mit seinen Gehülfen den Bau. Dann ist der Unternehmer in großer Verlegenheit, denn kein anderer Meister versteht sich dazu, das unvollendete Werk auszuführen, und so sieht sich jener genöthigt, mit demselben Meister, der den Bau verlassen hat, aufs Neue die Sache zu arrangiren, um nicht zum Spott im ganzen Dorf zu werden.

Eine Hauptbeschäftigung aller Samoaner, die sie auch gewissermaßen als Sport betreiben, ist der Fischfang. Fische giebt es an den Küsten der Inseln sehr viele. Man sieht sie zu jeder Tageszeit, besonders aber gegen Abend hier und da aus dem Wasser springen, oder man bemerkt Scharen von Tausenden, welche von den Bonitos (hechtartige Raubfische) gejagt aus der Tiefe heraufrauschen und in ihrer Angst bis über die Oberfläche des Wassers herauskommen. Zur Ebbezeit nun, wenn das Riff weit und breit nur mit flachem Wasser bedeckt ist, geht Alt und Jung hinaus, bewaffnet mit einem Speer, der am untern Ende zwei oder mehrere hölzerne Zinken von der Länge eines Fingers hat. Ganz vorsichtig steigen sie dann auf dem Riff umher wie die Störche in der Wiese, spähen rechts und links in das klare Wasser, und wenn sie eine Beute entdeckt haben, werfen sie ihren Speer mit großer Gewandtheit und Sicherheit. Der getroffene Fisch schwimmt dann oben auf, und so fangen sie in kurzer Zeit eine Menge. Noch mehr Ausbeute giebt der Fang Abends und Nachts bei Fackellicht. Sie fahren dann mit ihren Canoes hinaus aufs Riff und halten die Fackeln dicht übers Wasser. Die Fische kommen in Scharen herbei und werden, wenn sie besonders groß sind, ebenfalls mit dem Speer geworfen oder auch mit kleinen Handnetzen gefangen. Man sieht an manchen Abenden, wenn es recht ruhig ist, die ganze Küste weit und breit von den Fackelfeuern, die sich langsam hin und her bewegen, umleuchtet, was einen sehr hübschen Anblick gewährt.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich die Canoes der Samoaner erwähnen. Dieselben sind eben so wie die aller Südsee-Insulaner mit Auslegern gebaut, und die Kriegscanoes zeichnen sich vor den gewöhnlichen durch Größe und Verzierung aus. Sie sind mit einer Reihe von weißen Muscheln (Porcellanmuscheln) an den Rändern und besonders am Hock und Bug geschmückt, aber niemals sind sie gemalt. Mit dem Bau derselben beschäftigen sich ebenfalls professionirte Leute, welche sehr geschickt in ihrem Handwerk sind und ein solches Fahrzeug aus mehreren Stücken, die sie, ohne einen Nagel zu verwenden, nur mit Bastbindfaden an einander fügen, zusammensetzen.

— Abbé Debaize, der von der französischen Regierung unterstützte Afrika-Reisende, welcher als so gut vorbereitet galt und anfangs von solchem Glück begünstigt erschien, ist seiner Krankheit (s. oben S. 94) in Udschidschi am Tanganjika erlegen. (Der „Globus" enthielt Notizen über seine Reisen in Bd. XXXIII, S. 208 u. 225, Bd. XXXIV, S. 270, Bd. XXXV, S. 272 und Bd. XXXVI, S. 78.)

Inhalt: Die Republik Hayti. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Rohlfs' Reise nach Kufra. I. (Mit einer Karte.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. V. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. II. — (Schluß der Redaction 31. Januar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 9.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

IV.

In den ersten fünfzig Jahren nach ihrer Gründung durch La Caze bestand die Stadt Port-au-Prince ausschließlich aus massiven Gebäuden; als aber im Jahre 1751 ein heftiges Erdbeben viele derselben in Trümmer verwandelt

Ruinen des Nationalpalastes in Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)

hatte, fing man an, die ersten von jenen leichten Holzbauten aufzuführen, die heute den größten Theil der Hauptstadt von Hayti bilden. Die Katastrophe von 1751 war schon fast wieder vergessen, da brachte der Pfingsttag des Jahres 1770,

der 3. Juni, ein neues Erdbeben, im Vergleich zu welchem das erste wie ein unbedeutendes Vorspiel erscheinen mußte. Es war gegen sieben Uhr Abends, die meisten Einwohner saßen unter den Gallerien ihrer Häuser, die abendliche Küh-

Nationalbank von Hayti in Port-au-Prince. (Nach einer Photographie.)

Frauen vom Lande, Wasserträger, Cabronet.

lung genießend, als plötzlich der Boden auf das Heftigste zu schwanken begann. Im ersten Schrecken drängte sich Alles in der Mitte der breiten Straßen, auf den Plätzen zusammen; aber starke Erdstöße, denen der Einsturz mehrerer Häuser

folgte, zwangen die Bevölkerung bald, die Stadt ganz zu verlassen, freilich nicht eher, als bis mehr denn hundert Menschen unter den Trümmern begraben lagen. Bis zum 18. Juni dauerten die Schwankungen des Bodens fort, und zählte man in dieser Zeit täglich etwa hundert heftige Stöße. Das Wasser des Cul-de-Sac-Flusses, das während des ersten Tages versiecht war, kam danach mit solcher Gewalt wieder, daß der Fluß weit über seine Ufer trat und die Ebene überschwemmte. Die ganze Stadt war in einen Trümmerhaufen verwandelt; mehrere Monate hindurch wohnte die Bevölkerung unter Zelten, und nur der Umsicht des damaligen französischen Generalgouverneurs, des Grafen Nolivos, war es zu verdanken, daß die im ersten Augenblick drohende Hungersnoth abgewendet wurde. Alle auf der Rhede von Port-au-Prince gerade befindlichen Schiffe wurden zu Lieferungen von Brot und anderen Nahrungsmitteln herangezogen, bis man neue Backöfen errichtet und eine regelmäßige Verproviantirung aus den weniger heimgesuchten Ortschaften der Umgegend organisirt hatte. Im Hinblick auf die Möglichkeit einer Wiederholung der Katastrophe aber erließ Nolivos den Befehl, sämmtliche neuzuerbauende Häuser von jetzt an nur noch aus Holz aufzuführen, ein Befehl, dem während einer langen Reihe von Jahren Folge geleistet wurde. In neuester Zeit freilich, seitdem die Behörden der Republik mit dem Beispiel vorangegangen sind, kehren auch die Privatleute von Port-au-Prince allmälig wieder zu Backsteinbauten

Dame aus der „Gesellschaft“ von Port-au-Prince.

zurück; denn man hatte, um eine Gefahr zu vermeiden, eine andere nicht minder schreckliche und bei weitem häufiger eintretende heraufbeschworen, die des Feuers nämlich. Die großen Feuersbrünste der Jahre 1794, 1820 und 1822 haben abwechselnd die ganze Stadt oder den größten Theil derselben in Asche gelegt, und noch heute gehören Brände, welche ganze Straßen vernichten, zu den regelmäßigen Vorkommnissen jedes Jahres.

Einige Gänge durch die Straßen von Port-au-Prince genügen, um den Fremden mit den sogenannten Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Hat er die größte unter den Ruinen, den vom Präsidenten Salnave im Jahre 1868 eingeäscherten Nationalpalast, hat er den Stolz der Einwohner, die neue Nationalbank, gesehen, so wird ihm bald das bunte Leben und Treiben in den Straßen selbst als das Sehenswertheste erscheinen, und mit Vorliebe wird er sich dann nach Landessitte unter der Gallerie oder auf dem Balkon seines Hauses stundenlang aufhalten, um Volksstudien zu machen. Mit Ausnahme der heißesten Stunden des Tages, in denen Alles wie ausgestorben daliegt, sind die Straßen stets von einer bunten geräuschvollen Menge belebt. Besonders an Markttagen herrscht oft ein so dichtes Gedränge, daß man nur mit Mühe hindurchkommt; schon frühmorgens verkündigen dann große Staubwolken auf allen zur Stadt führenden Wegen das Nahen der Landleute aus den Bergen, die mit den Erzeugnissen ihrer Wirthschaft zu Markte kommen. In weite hellfarbige Mäntel gehüllt, sitzen die Negerinnen zwischen zwei ungeheuren Bündeln von Guineagras auf ihren Eseln; andere, in langen faltigen Baumwollgewändern, ein buntes Tuch um das dunkele Haupt geschlun-

gen, auf dem sie flache Körbe mit Orangen, Bananen, Ananas, Schoten und anderm Gemüse tragen, gleichen altägyptischen, von den Piedestalen herabgestiegenen Statuen. Wasserträger, die ein Fäßchen auf dem Kopfe balanciren, oder ihrer zwei an einem über die Schultern gelegten Joche tragen, bahnen sich mit lautem Rufen ihren Weg durch die Menge. An den Seiten der Straßen sitzen zahlreiche Bettler, die mit eintöniger und doch weithin hörbarer Stimme das Mitleid der Vorübergehenden anflehen und augenscheinlich reiche Ernten halten. Unter den Fuhrwerken, die den Lärm und das Gedränge allenthalben noch vermehren, findet man neben den plumpen mit Ochsen bespannten Karren, wie sie im südlichen Frankreich gebräuchlich sind, vorzugsweise die Cabrouets, die landesüblichen, einer antiken Quadriga ähnlich gebauten Wagen. Die Zügel in der einen, die Peitsche in der andern Hand, steht der Cabronetier vorn im Wagen, mit lautem Zurufe und mit einer gewissen, oft unbeschreiblich komischen Grandezza seine meist mageren elenden Gäule lenkend.

Nach einem so geräuschvollen Tage ist es ein doppelter Genuß, die ersten Stunden einer milden Mondscheinnacht auf dem Balkon zuzubringen und die Blicke über die schlafende Stadt mit ihren zahllosen im leisen Winde schwankenden Palmenkronen hinweg auf das leuchtende Meer und die schönen Formen der bewaldeten Berge schweifen zu lassen. Und die Umgegend von Port-au-Prince bietet auch mehr als einen Punkt, der an landschaftlicher Schönheit nicht leicht seines Gleichen findet. Da ist vor allem Pétionville, der etwa zwei Wegstunden von der Stadt gelegene Sommeraufenthalt der wohlhabenden Familien der Hauptstadt. Von Boyer gegründet und nach dem „Vater der Republik“ benannt, sollte Pétionville eigentlich an Stelle von Port-au-

Ruinen des Fort Ça-ira.

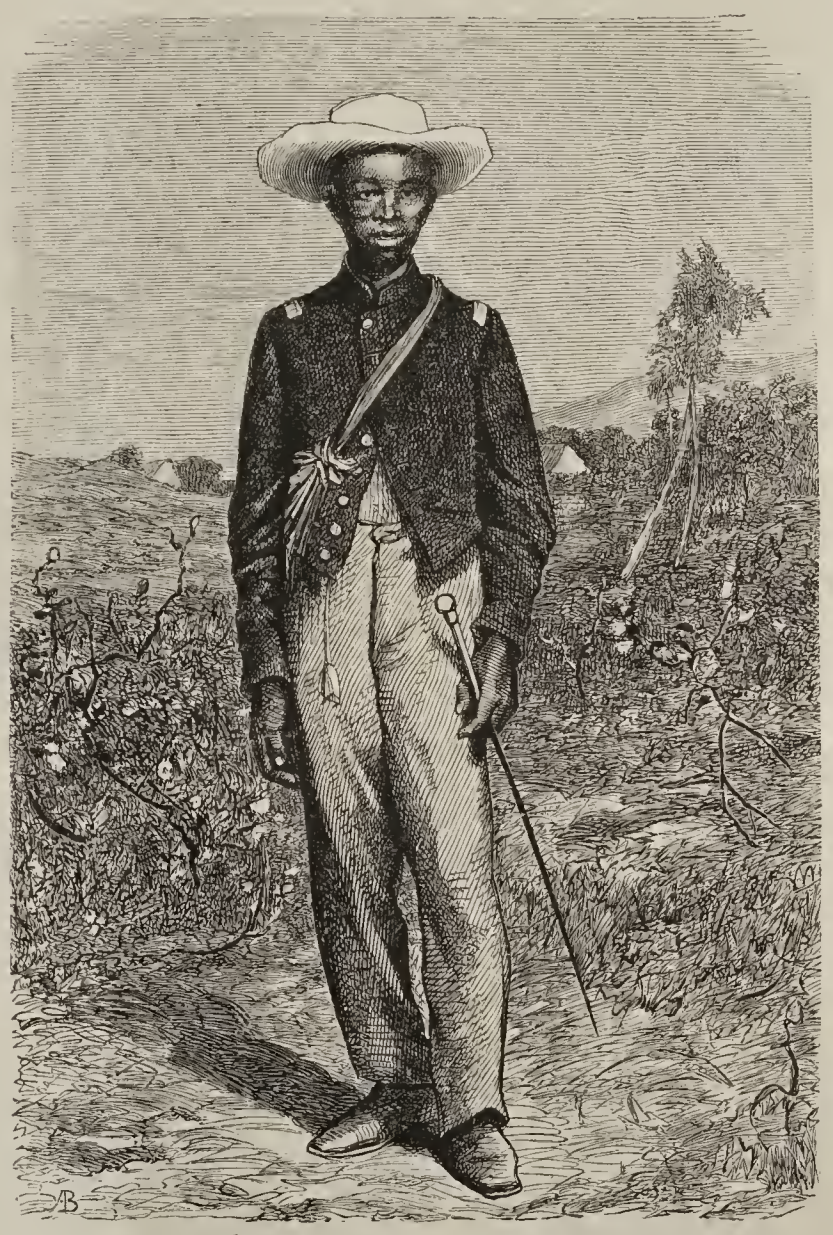
Prince zur Hauptstadt des Landes gemacht werden; aber dieses Vorhaben, das Boyer durch die ungesunde Lage der bisherigen Hauptstadt und durch die häufigen von ihr schon erlittenen Blockaden zu begründen versuchte, scheiterte vollständig, und so besitzt Pétionville heute außer seiner unvergleichlich schönen Lage in den Bergen und außer dem Vorzuge, in den heißen Monaten vom Juni bis August die „Gesellschaft“ von Port-au-Prince in seinen im Schweizer Stil gebauten malerischen Landhäusern zu vereinigen, keine Bedeutung mehr. Fast beständig wehende leichte Westwinde lassen die Sommerhitze in der etwa 400 m über dem Meere, mitten in einem Walde von Citronen-, Orangen- und Tamarindenbäumen, gelegenen Stadt kaum fühlbar werden. Auffallend ist die große Menge von Vögeln, die sich in diesem blühenden, schattenreichen, von zahllosen Quellen durchströmten Walde aufhalten, und unter denen besonders der sogenannte „Pipiri“ sich durch seinen dem Schlage der Nachtigall vergleichbaren, melodischen Gesang auszeichnet.

Verbringen so die wohlhabenden Familien der Hauptstadt den Sommer im Genusse der schönsten Natur, so lassen sie es in den Wintermonaten an keinem Bemühen fehlen, gesellige Vergnügungen „nach europäischer Art“ zu arrangiren. Bälle und Gesellschaften, musikalische und sogar literarische Soireen, Koncerte und Theatervorstellungen wechseln mit einander ab, aber der Fremde, der in eine dieser glänzenden Versammlungen tritt, muß nicht erwarten, noch etwas von ursprünglich haytischem Wesen in ihr zu finden: es sind eben alles mehr oder minder gelungene Kopien europäischer Vorbilder. Die Damen der „haute volée“, die jetzt zumeist in Paris ihre Erziehung und Europäisirung erhalten, plündern die französischen Modemagazine; und sonderbar genug nehmen sich oft die unverkennbaren Negerphysiognomien in den extravagantesten Erfindungen einer Pariser Modistin aus. Der Hauptreiz der meisten haytischen Frauen besteht in einem ungewöhnlich sanften, weichen Organ; unter den Mulattinnen finden sich nicht selten Gesichter von eigenartiger Schönheit mit sammetweicher Haut und großen Augen sowie auch majestätische Gestalten. Wenn nicht durch die blendenden Eindrücke der Pariser Erziehungsjahre verdorben, sollen die Frauen der höheren Stände ebenso wie die aus dem Volke durch Arbeitsamkeit und Fleiß im Hause sich auszeichnen. Von der blindesten Zärtlichkeit für ihre Kinder, sind sie aber nur selten im Stande, dieselben verständig zu erziehen.

Will man das Volk von Hayti in seiner Originalität kennen und verstehen lernen, so muß man, wie La Selve

späterhin es that, die Fastnachtwoche in einer größern Stadt des Landes zubringen. In den bunten Maskenzügen, die dann vom Morgen bis zum Abend die Straßen durchziehen, und an denen sich die männliche Jugend aller Stände betheiligt, kommt so viel kindische Freude an bunten Schaustellungen zum Vorschein, sieht man so groteske Tänze und Luftsprünge ausführen, hört so gellende, kaum mehr menschliche Töne der Lust erschallen, daß eben nicht sehr viel Phantasie nöthig ist, um sich in die ursprüngliche Heimath des Volkes der Republik, in ein afrikanisches Negerdorf, versetzt zu glauben. Und dasselbe harmlose Vergnügen an glänzendem Gepränge offenbart sich selbst in den höheren Ständen bei jeder Feierlichkeit, möge dieselbe nun ernsten oder freudigen Charakters sein: da ist kein Begräbniß, keine Hochzeit, die nicht unter Entfaltung eines die Mittel oft übersteigenden meist geschmacklosen Glanzes zu einem pomphaften Schauspiel gemacht würde. Das Volk freilich emancipirt sich trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit nur zu oft gänzlich von der Ceremonie der Heirath überhaupt, und begnügt sich mit dem althergebrachten sogenannten „placement“,

General Gracchus Petit. (Nach einer Photographie.)



Sohn des Kommandanten Rosier By.

einem Bündniß, das weder vor dem Gesetze noch vor der Kirche Gültigkeit hat, einfach auf einem beliebigen, zwischen dem Vater des zu „placirenden“ Mädchens und dem Bewerber abgeschlossenen Kontrakte beruht, und das deshalb nach Willkür und Laune aufgelöst werden kann und auch sehr häufig aufgelöst wird. In den höheren Ständen kommen Placements nur noch äußerst selten vor, dafür aber sollen die Ehescheidungen, gegen die Henry I. schon als gegen einen „die Sittlichkeit zernagenden Wurm“ eiferte, nicht abgenommen haben.

Veranlaßt durch die begeisterten Schilderungen, die ihm seine Freunde in Port-au-Prince von der Schönheit der Küstenlandschaft des südlichen Hayti machten, beschloß La Selve nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Hauptstadt, sich noch einmal auf die Reise zu begeben, um das Paradies des Südens kennen zu lernen. Am Abend des 30. December ging er in Begleitung seines Sekretärs an Bord der Barke Chanté-Clair, die zur Abfahrt bereit im Hafen lag. Mit günstigem Winde schoß das kleine Fahrzeug bald pfeilschnell über das klare Wasser der Straße von Gonave. Es war eine herrliche Nacht, der Himmel glänzend gestirnt, und, trotzdem kein Mondschein vorhanden, die Luft so hell, daß man jeden kleinsten Vorsprung der Küste,

jeden Baum auf derselben in schattenhaften Umrissen sich abzeichnen sah. Ringsum war Alles so still, daß man das Rauschen des Wassers am Kiel hören konnte; nur von Zeit zu Zeit wurden aus der Ferne die sonderbar rauhen Töne des Laubi über das Wasser getragen, des eigenthümlichen Blasinstrumentes, mit dem sich die Barkenführer an diesen Küsten bei Nacht Signale zu geben pflegen; die verschiedene Modulation der weithin hörbaren Töne zeigt die Richtung an, in welcher das signalisirende Schiff steuert. Bei Sonnenaufgang lief das Schiff in den kleinen Hafen Ça-ira ein, dessen Hintergrund von grünen, zum Theil mit Bäumen bestandenen Hügeln gebildet wird. Eine Landungsbrücke war nicht vorhanden, und so gelangten die Reisenden auf dem Rücken von zwei kräftigen Negern ans Land, wo mitten im Grünen eine jener kleinen Schifferschenken und Proviauthandlungen stand, wie man sie nur an der Küste von Hayti findet. Die Eigenthümerin, eine kolossale wohlbeleibte Negerin, in modischer Tracht, die sich den Fremden als „Mademoiselle Chonne" vorstellte, bewirthete sie unter der Gallerie ihres Häuschens mit einem vortrefflichen Kaffee. Mit Muße konnte man nun von hier aus die von der aufgehenden Sonne beleuchtete Landschaft überschauen, ehe man nach dem 3/4 Meilen entfernten Léogane, dem ersten Ziel der Reise, aufbrach. Gerade dem Hause gegenüber, auf der andern Seite der Bucht, lagen die Ruinen des Fort Lapointe, das während des Aufstandes von 1793 den Namen Fort Ça-ira erhielt: heute ein wüster von Schlinggewächsen aller Art überwucherter Trümmerhaufen. Auf einem mit Ochsen bespannten Cabrouet, das der Kommandant von Léogane, der General Tiberius Zamor, den Reisenden entgegensandte, erreichten sie die Stadt, die, zur Zeit des französischen Besitzes einer der Hauptorte der Insel und lange Zeit hindurch Sitz der Regierung, heute den Eindruck der Herabgekommenheit macht. In einem großen regelmäßig eingetheilten Rechteck angelegt, war sie früher durch die Schönheit ihrer Bauwerke berühmt; heute hat sie keine gepflasterte Straße mehr aufzuweisen. Eine schöne großartige Kathedrale, die aus der ersten Zeit der Kolonie stammte, ist während des Aufstandes ein Raub der Flammen geworden, und nun ragt an ihrer Stelle ein plumpes kastenartiges Gebäude empor, das Kaiser Faustin-Soulouque erbauen ließ.

Der General Zamor empfing die Reisenden ungemein freundlich und bewies lebhaftes Interesse für ihr Vorhaben, den Süden der Insel kennen zu lernen; so versah er sie denn auch mit Empfehlungsschreiben an seine Unterbeamten in den einzelnen Distrikten sowie an seinen Freund, den Kommandanten von Petit-Goave, General Gracchus Petit, in dem die Reisenden bald den gutmüthigsten, gastfreiesten; aber durchaus unmilitärischen Militär kennen lernen sollten.

Wenige Meilen landeinwärts von Léogane befindet sich die auf der ganzen Insel berühmte Felsengrotte der „Madame de Léogane". In der Meinung, etwas der herrlichen Voûte-à-Minguets Vergleichbares zu finden, machten sich La Selve und sein Gefährte an einem der nächsten Tage dorthin auf den Weg. Nach mehrstündigem Ritt durch schattigen Wald kam man nach dem Distrikt Les Orangers, an dessen Vorsteher, den Kommandanten Rosier By, sie einen Empfehlungsbrief des Generals mitbrachten, der ihnen nicht nur den liebenswürdigsten Empfang, sondern auch die Begleitung und Führerschaft des jungen Rosier By verschaffte, eines muntern, intelligenten Burschen. Der Weg zu der Grotte, die hoch in einem ziemlich steilen Felsen liegt, war beschwerlich genug; beinahe eine Stunde kletterte man, mühsam an Gestrüpp und Büschen sich haltend, empor; oben angelangt, belohnte wohl eine weite Aussicht die Anstrengung, die Grotte selbst aber, vor deren Eingang die dicht neben einander stehenden Stämme großer Bäume einen riesenhaften Palissadenzaun bildeten, zeigte in ihrem Innern nichts als ein verworrenes Netz von Schlinggewächsen, das die Wände von oben bis unten bekleidete.

Rohlfs' Reise nach Kufra.

(Nach dem officiellen Berichte des Reisenden.)

II.

Die Expedition war dem Schich Bu-Bekr Bu-Guetin überantwortet worden, weil derselbe vor allen, dieselbe begleitenden Suya erklärte, für ihre Sicherheit garantiren und für ihre Bedürfnisse gut sorgen zu wollen. Mit ihm hatten die Reisenden auch in der That die meisten Beziehungen gehabt, und da ihn Rohlfs sich zum Danke verpflichtet glaubte, so hatte er nichts dagegen einzuwenden, zwischen seinem Stamme, in Boëma, zu lagern. In Benghazi hatte ihn Rohlfs vor den Uled Schich, denen er Geld schuldete, geschützt, und unterwegs wurde sein Pferd aus den Schläuchen der Expedition getränkt, so wie er selbst und sein Slugi (Windhund) fast immer die Mahlzeiten der Diener theilten. Deshalb hatte Rohlfs um so weniger etwas gegen den Aufenthalt in Boëma einzuwenden, als der Ort abgelegen von den übrigen war und hinlänglich weit entfernt von der Sauya, welcher sich zu nähern ihnen schon verboten war. Im Uebrigen lag Boëma reizend, mitten in einem Palmenwalde, den im Norden die zackigen, dunkelen Spitzen des Kebabo durchziehenden Gebirges überragten, während man im Süden über eine grüne Had-Hattieh hinweg bis zu den Bergen sah, welche Kebabo im Süden abschließen. Im Westen zeigten sich die Palmenwälder vor der Sauya und Buma am Horizonte, und im Osten war der Blick gehemmt durch große Palmenbüsche.

Die große Oase Kebabo hat eine fast halbmondförmige Gestalt, derart, daß der Bogen nach Norden gerichtet ist und die beiden Hörner sich mehr oder weniger nach S.-O. und S.-W. hinabziehen. Ihre Länge beträgt mindestens 200 km, während die Breite wechselt, aber nirgends unter 30 km ist. Mitten durch die Oase und zwar in ihrer Längsrichtung zieht sich ein zerklüftetes Gebirge, 4 bis 6 km breit, aber nicht so lang wie die Oase, da im Osten und Westen die nordwärts vom Gebirge liegenden Kulturflächen mit den südwärts davon gelegenen zusammenstoßen. Während aber im Norden des Gebirges sich nur zwei Ortschaften befinden, Houeïri im Osten und Hauari im Westen, und während hier nur zur Zeit der Dattelernte sich Leute als Bewohner einfinden, liegen im Süden nicht nur die meisten, sondern auch zwei Orte mit ständiger Bevölkerung, nämlich die Sauya (gewöhnlich Sauya es Istat oder Ustat genannt

d. h. die Sauya seiner „Heiligkeit", nämlich Sidi Snussi's, des Sektengründers) und Djóf (Dschof). Erstere ist von Boëma (24° 31' 38" nördl. Br. und 23° 12' 40" östl. L. Gr.) etwa 6 km entfernt und nimmt sich von weitem aus wie eine kleine Festung. Sie ist nur von den „Chuan" (Achuân, d. i. Brüder) der Snussi bewohnt, hat eine große Moschee, eine Medressa, in welcher stets etwa 50 bis 60 Knaben unterrichtet werden, eine große Wohnung für den Schich und verschiedene andere Häuser. An Männern, Frauen und Kindern mögen inclusive der verheiratheten und ledigen Sklaven sicher 500 vorhanden sein. Immer den astronomisch bestimmten Lagerplatz der Expedition als Ausgangspunkt nehmend — denn Boëma selbst ist vielleicht 4 qkm groß —, liegt etwa 4 km westnordwestlich der Ort Buma, sodann 12 km südwestlich Surk, und ebenso weit in westsüdwestlicher Richtung der Ort Djóf (spr. Dschof), ein wirkliches, jahraus jahrein bewohntes Dorf. Die meisten Wohnungen bestehen freilich nur aus Palmhütten, aber es giebt doch auch schon eine Anzahl steinerner Gebäude, etwa in derselben Bauweise aufgeführt, wie die Häuser in Audschila. Die Bewohner, etwa 200 Seelen, sind Suya und deren Sklaven. An anderen Orten befinden sich in Kebabo noch das etwa 8 km westsüdwestlich von Djóf gelegene Tobat, endlich Toleïleb und Tolab, etwa 10 km südwestlich von Tobat gelegen, und schließlich verdient als äußerste Station im Südwesten der Brunnen von Taheida Erwähnung, weil derselbe die südwestlichste Grenze der Oase bezeichnet, und bis dahin alles eine ununterbrochene Kulturfläche ist.

Vom Gebirge selbst wurden Gesteinsproben mitgebracht; auffallend sind die vielen Blitzröhren in und um Kebabo, sowie die vielen schwarzen Kugeln, die man zu Millionen findet, von haselnußgroßen bis zu solchen von 1 Fuß Durchmesser. Sie sind manchmal hohl, manchmal mit weißem oder röthlichem, auch grauem Sand gefüllt, manchmal auch zeigen sie im Innern dieselbe schlackige Masse, aus der die Rinde besteht. Die Masse des Gebirges selbst besteht aus Sandstein, ist aber mit einer schlackigen Masse, die fast lavaartig aussieht, übergossen, letztere enthält die ebenerwähnten Kugeln eingeschlossen. Diese Masse enthält auch jene kolossalen Röhren, welche manchmal einen halben Meter lang sind und 2 bis 3 Decimeter Durchmesser haben. Und wie die Kugeln, findet man die Röhren ebenfalls in und um Kebabo überall zerstreut liegen. Rohlfs erinnert sich nicht, ähnliche Formationen in der Sahara gesehen zu haben; zweifelsohne dürften sie plutonischen Ursprungs sein.

Man findet in Kebabo überall in der geringen Tiefe von nur einem Meter das vorzüglichste Trinkwasser. Am Südrande des Gebirges aber zeigen sich stellenweise Sebchas und auch kleine Seen fehlen nicht.

Die Höhe von Kebabo über dem Meere beträgt 400 m, und dieser beträchtlichen Erhebung ist es zuzuschreiben, daß die Temperatur keineswegs so hoch ist, wie nach der südlichen, fast den Wendekreis des Krebses berührenden Lage vermuthet werden könnte. Die Durchschnittstemperatur dürfte in Kebabo kaum so hoch sein, wie in den am Südrande des libyschen Wüstenplateaus gelegenen Oasen Audschila, Dschalo und Siuah.

An Pflanzen besitzt Kebabo keine anderen, als Taiserbo und Buseïma. Hauptbestand ist Had; außerdem findet sich, und zwar ziemlich häufig, eine von den Suya „Chareß" genannte Pflanze, wohl Cystanche lutea.

Während man aber in Taiserbo und Buseïma kaum neu angepflanzte Dattelpalmen findet, so staunt man über die herrlichen neuen Anlagen in Kebabo, die, nach dem Alter der Bäume zu schließen, nicht früher als vor 10 Jahren gepflanzt sind. In ganz Kufra, welches die zweitgrößte Oase der Sahara ist, dürften sich über eine Million Palmen finden. Wie viele Tausende wurden aber durch den Vandalismus der Suya bei der Eroberung der Oase zu Grunde gerichtet, und wie viele vergehen jetzt noch alljährlich durch das Anzapfen, um Lakbi (Palmwein) zu gewinnen!

Gut angelegte Gärten existiren nur bei Djóf, außerdem nur ein großer dicht bei der Sauya, welcher den Chuan gehört. In ersteren fand Rohlfs im September Durra, Ksob, Felfel in Blüthe, Tomaten mit reifen Früchten, reife Wassermelonen, Ngasoli, Aajur, Fukus, Melonen, endlich ein Getreide, das etwa 5 Decimeter hoch war und fünfreihige Aehren zeigte, aber noch nicht zur Reife gekommen war. An Bäumen waren junge Palmen, Feigenbäume (verwilderte Feigenbüsche finden sich überall in Kebabo) und Talha-Akazien in herrlichen Exemplaren vorhanden; 3 bis 4 m hohe Baumwollstauden zeigten, wie vorzüglich diese Pflanze hier kultivirt werden könnte. An Unkraut war nichts zu finden. Zu anderer Jahreszeit werden nach Aussage der Besitzer auch Gerste, Weizen, Bedindschan, Bamien, Belibsche, kurz alle in den übrigen Oasen vorkommenden Küchengewächse gezogen. Viel reicher ist der Garten der Chuan, welcher außer den oben genannten Früchten noch Citronen, Granatäpfel, Oliven und Weinreben, und zwar alles von vorzüglicher Güte, producirt.

Pferde, Esel, Ziegen, Schafe und einige magere Rinder bilden den Hauptthierbestand der Bewohner, wozu noch Hühner und Tauben gerechnet werden müssen. An wilden Thieren bemerkte Rohlfs Gazellen — merkwürdigerweise jedoch nur nordwärts vom Gebirge —, Fennegs, Mäuse, Ratten, Raben, Falken, Wiedehopfe und verschiedene kleinere Vögel. In der Periode der Zugzeit kommen aber tagtäglich ganze Scharen unserer europäischen Vögel und machen häufig eine Rast von einem Tag oder mehreren. Eine Schlange, gelblich von Farbe, nicht giftig, findet sich fast in jedem Palmbusch, in jedem Feigendickicht; sie lauert, auf einem Palmwedel liegend oder um einen Feigenzweig geringelt, auf kleine Vögel, welche sie mit großer Geschicklichkeit zu erhaschen weiß. Einige Eidechsen, viele Spinnen, verschiedene Ameisen bilden den übrigen Thierbestand. Auffallend ist die Abwesenheit von Schnecken; auch das Chamäleon, welches sonst in der ganzen Sahara vorkommt, findet sich in Kufra nicht.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so wurde schon erwähnt, daß ständige Bewohner sich nur in der Sauya und Djóf befinden. Natürlich setzen sich die Chuan der Sauya aus den verschiedensten Elementen zusammen, der eine gehört dem Stamme der Uled-Ali, der andere den Suya an, der eine ist Audschilaner, der andere gar aus Bornu. So ist z. B. Sidi-Omar-Bu-Haua geborener Audschilaner, während sein Stellvertreter, welcher während der Anwesenheit der Expedition in Kufra der Sauya vorstand, ein Kanuri aus Bornu war; er heißt Sidi-Omar. Aber während man so in der Sauya fast eine kosmopolitische Bevölkerung findet, ist das in Djóf nicht der Fall; hier sind nur Suya, welche ihre alte Heimath Schcherre für immer verlassen haben, um sich hier ein neues und besseres Heim zu gründen.

Es kommt sodann die Tebu-Bevölkerung in Betracht, welche allerdings keine ständige ist, aber doch auch nicht, wie die nicht seßhaften Suya, bloß in einigen bestimmten Monaten nach Kufra kommt, sondern welche während des ganzen Jahres ab und zu geht. Sie sind Rschade und bewohnen kleine Oasen zwischen Kufra und Tibesti, über welche irgend etwas zu erfahren Rohlfs nicht im Stande war.

Zu Kufra gehören außerdem noch zwei Oasen, nämlich zuerst im Norden die Hattieh von Sirhen, etwa 30 km

von Taiserbo östlich entfernt, etwas zu Norden. Dieselbe ist mit Had bestanden, hat wenige Palmen, ist aber besonders wichtig deshalb, weil sie von allen Karawanen passirt wird, welche nach Wadaï gehen oder von Wadaï kommend nach Dschalo bestimmt sind. Viel wichtiger ist die Oase Erbehna, etwa 120 km südsüdöstlich von Taiserbo, und etwa W. zu S. von Buseïma gelegen; dieselbe wurde den Reisenden wie Buseïma geschildert; sie besitzt einen See, dieser umlagert einen Berg und die Vegetation ist dieselbe. Besonders betont wurde das häufige Vorkommen von Gazellen daselbst.

* * *

Rohlfs geht sodann auf die Ursachen ein, welche das Scheitern der Expedition herbeiführten (vergl. darüber „Globus" XXXVI, S. 346), und sieht als eine der hauptsächlichsten den Umstand an, daß Sidi-Omar Bu-Haua, das Haupt der Sauya und einer der heiligsten und am meisten respektirten Männer unter den Ordensbrüdern, es absichtlich in Benghazi unterließ, ihm Empfehlungen an die Sauya in Kufra mitzugeben, ja ihm aus dem Wege ging. In Kebabo angelangt, merkten die Reisenden sofort, daß sie von den Chuan nichts Gutes zu erwarten hätten. Unter ihrer Anführung kam Abends ein großer Haufe von Suyas und verlangte ihre Auslieferung, um sie zu tödten. „Warum habt ihr Christen hierher gebracht; wir wollen keine Christen in Kufra!" das war ihr Feldgeschrei. Allein die Begleiter der Reisenden weigerten sich, dies Ansinnen zu erfüllen, und beschlossen dann, das Lager nach Boëma zu verlegen, weil dieser Ort zum größten Theil Eigenthum des Schich Bu-Bekr-Bu-Guetin ist, der, wie erwähnt, die meisten Beziehungen zur Expedition unterhalten hatte, und den sich Rohlfs verpflichtet glaubte. Der Schich versprach ihm auch seinen Schutz, worauf die übrigen Begleiter der Expedition sich zerstreuten. Allein sehr bald zeigte es sich, daß er sein Wort nicht halten wollte, ja der erklärte Feind der Reisenden war, und nur auf eine Gelegenheit wartete, sie zu berauben und zu tödten. Gleich am zweiten Tage begannen die Bedrohungen und Unannehmlichkeiten Seitens der Suya, welche auch die Freilassung ihrer in Benghazi eingekerkerten Landsleute (s. „Globus" XXXVI, S. 346) verlangten; doch war ihnen das mehr eine Gelegenheit, um Geld zu erpressen, als daß sie damit wirkliches verwandtschaftliches Interesse bezeigen wollten. Rohlfs sandte also einen Courier nach der Küste, um die Freilassung zu erbitten; aber derselbe wurde angehalten, die Briefe und der Bericht über die Expedition, welche er bei sich führte, zerrissen[1]) und eine Kiste voll Naturalien erbrochen und ihr Inhalt vernichtet. Ein zweiter Courier trat seine Reise gar nicht an, ebenso ein dritter, der nach Wadaï bestimmt war.

Die einzelnen Zwischenfälle von Rohlfs' Leidensgeschichte müssen wir hier übergehen; nur so viel sei bemerkt, daß die Gefangenschaft der drei Schichs in Benghazi keineswegs die Hauptschuld an dem Scheitern der Expedition hatte, und daß die Raublust der Suya sich wenig dadurch beeinflussen ließ. Am 11. September erpreßten sie von dem Reisenden bereits 700 Thaler.

Da kam am Morgen des 13. September Krim Bu Nba, theilte Rohlfs mit, daß man beschlossen habe, ihn zu tödten, bot ihm seinen Schutz an und veranlaßte ihn dazu, in der nächsten Nacht sich zu ihm nach Surk zu retten. Es gelang den Reisenden, glücklich und unbemerkt ihr Lager zu verlassen und nach einem vierstündigen entsetzlichen Marsche, wobei sie trotz guter Führung bei der Dunkelheit der Nacht in einen Salzsumpf geriethen, sich nach Surk in Sicherheit zu bringen. Zwei Stunden nach ihrem Abmarsch drangen Bu-Bekr Bu-Guetin mit seinen Genossen in ihr Zelt ein und zerschlugen in der Wuth darüber, das Nest leer zu finden, die Kisten, um nach Geld zu suchen. Enttäuscht, nur noch 300 Thaler zu finden, anstatt der erwarteten 7000, zerstörten sie selbst die Instrumente. Allein damit hatten die Feindseligkeiten ihren Höhepunkt erreicht: schon am nächsten Tage erschienen einige der Plünderer und brachten aus Furcht vor Strafe einiges von dem Geraubten zurück, und Dschib-el-Lah-el-Abid, einer der mächtigsten Schichs, besuchte die Reisenden gleich am Tage nach der Katastrophe und drückte seinen Abscheu über Bu-Bekr aus, wagte aber nicht, thätlich gegen ihn einzuschreiten, verlangte vielmehr, daß die Fremden nach dem Djóf übersiedeln sollten, weil ihr Leben in Surk nicht sicher sei. Das thaten sie denn auch gleich am selben Tage (15. September) und von da an wurden sie von ihren Wirthen Tags und Nachts bewacht, weil man noch immer, und völlig mit Recht, einen Mordanschlag Bu-Bekr's fürchtete. Welche Macht die Snussi haben, zeigte sich, als gleichfalls am 15. September ein angesehener Chuan, Sidi-el-Hussein, von Dscharabub kam, der wahrscheinlich strenge Befehle erhalten hatte, die Reisenden gut zu behandeln. Was nur immer von den geraubten Gegenständen zu bekommen war, mußte nun wieder herausgegeben werden; ja der Chuan kam selbst, sprach seinen Schmerz über das Vorgefallene aus, brachte Gastgeschenke und verkündete, daß Bu-Bekr für immer der Zutritt in die Sauya verboten worden sei.

Mit einer starken Eskorte der Uled Amera, der Ait Kessir und der Ait Ischluled verließen die Reisenden am 29. September Kebabo und erreichten am 14. Oktober in Dschalo türkischen Boden. Am Tage darauf erfolgte leider in Benghazi die Freilassung jener drei Suya-Geiseln; leider schon, denn damit war die beste Handhabe verloren, um sofort den erlittenen Schaden vergütet zu erhalten, glücklicherweise aber erst jetzt, weil die Reisenden sich schon in Sicherheit befanden und nichts mehr von der Erbitterung der drei Schichs zu befürchten hatten.

[1]) Die Tagebücher, die Vokabularien der Dialekte von Sokna und Audschila sowie elf Karten der Route von Tripolis über Sokna nach Dschalo sind gänzlich verloren gegangen, aber die Notizen über den Weg von Battifal nach Kufra und über die Erforschung von Kufra selbst sind glücklicherweise gerettet worden.

Skizzen aus Mexico.

Von **Carl Lamp.**

VI.

Aufenthalt auf der Hacienda la Concepcion.

Von Tlajiaco bis zur Hacienda la Concepcion sind 15 Leguas = 60 km. Der Weg führt über Hügel, die theils kahl, theils mit kurzem Grase bedeckt und hier und da von Nadelholz belebt sind, ansteigend bis zur Höhe des Chicahuastla. Dort angelangt, hält man unwillkürlich vor dem überraschenden Bilde an, das zu den Füßen liegt. Der Wall des Chicahuastla umschließt ein tiefeingeschnittenes Thal, das nur nach Süden, nach dem Stillen Meere hin, sich öffnet. Es ist das Gebiet der Hacienda. Man sieht die rothen Dächer ihrer Gebäude, die grünen Zuckerrohrfelder. Man glaubt sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Aber der Abfall ist so steil, daß der Weg in tausend Zickzacks sich hinunterwinden und man auf eine Strecke, die in gerader Linie nicht zwei Wegstunden beträgt, mehr als fünf verwenden muß.

Je tiefer man steigt, desto heißer wird die Luft. Unten angelangt, glaubt man anfangs ersticken zu müssen. Allzuplötzlich ist der Uebergang aus der Temperatur einer luftigen Höhe, die sich 8000 Fuß über dem Meere erheben mag, in die eines nur dem heißen Südwind offen stehenden Kessels, der vielleicht nur 3000 Fuß absolute Höhe hat. Das Klima der Concepcion ist ein heißeres, als selbst das der Küste, die abwechselnd von der Land- und der Seebrise erfrischt wird.

Anfangs überwältigte uns fast die Hitze. Hier ein Beispiel. Die einstöckigen, weiß angestrichenen, mit rothen Ziegeln gedeckten Wohn- und Wirthschaftsgebäude der Hacienda umschlossen einen geräumigen, rechteckigen, in der Mitte mit einem Brunnen und einer Gruppe prächtiger Kokospalmen geschmückten Hof, an dessen einem Ende das Eßzimmer und die gemeinschaftlichen Räume, an dessen anderm Extrem das Privatzimmer Esteban's und das meine lagen. Um von jenen zu diesen zu gelangen, konnten wir entweder quer über den Hof oder unter dem Portal, das an dem Gebäude entlang läuft, gehen. Nun ward aber der Hof von einer erbarmungslosen Sonne beschienen und das Portal war an jedem Ende, um die Maulthiere abzuhalten, mit Querbalken geschlossen. Da überlegten wir denn wohl, was weniger anstrengend sei, sich der Sonne auszusetzen oder über die Querbalken zu steigen. So erschlaffend wirkte die Hitze.

Indeß man gewöhnt sich an Alles. Ich fühlte mich bald ganz wohl in dieser glühenden Atmosphäre und blieb sogar drei Monate lang von dem Fieber, das Neuangekommene in der Regel schon nach acht oder vierzehn Tagen ergreift, verschont. Dann freilich erfaßte es mich um so heftiger.

Esteban dagegen konnte es nicht aushalten. Nachdem ihn das Fieber gepackt hatte und nachdem sein Versuch, mit einigen aus Büchern aufgeschnappten Theorien über den Anbau des Zuckerrohrs und über die Gewinnung des Zuckers den Leuten der Hacienda, die in der praktischen Beschäftigung mit dieser Kultur groß geworden, zu imponiren, kläglich gescheitert war, gab er seine ordnende „Thätigkeit", von der er seinem Oheim so große Dinge versprochen hatte, auf und zog sich in die kühle Luft von Tlajiaco zurück.

Nach kurzer Zeit folgte ihm Don Joaquin. Dieser war — mehr wie andere Creolen — ein biederer, aber ein schwacher Mensch. Er wußte recht wohl, daß er die bessere Erfahrung und das bessere Recht auf seiner Seite hatte; dennoch beugte er sich vor Esteban, der außer der phrasenhaften Schönrednerei, die unter den Creolen eine so große Rolle spielt und so viel auf sie vermag, große Unverschämtheit für sich hatte. Wie Joaquin von Esteban, der bald den Ueberlegenen, bald den Schmeichler herauskehrte, immer aber seinen leicht empfänglichen schwachen Oheim in nervöser Aufregung hielt, dazu gebracht ward, seinen Antheil an der Hacienda — ein Drittel — herausbezahlt zu verlangen, wie er dann, da er sich verheirathen wollte und um jeden Preis Geld brauchte, eben deshalb in seinen Forderungen immer tiefer herabgedrückt wurde, das weitläufig zu erörtern ist hier nicht der Ort. Ich will nur noch erwähnen, daß nach einer Nachricht, die ich kürzlich von einem befreundeten, in der dortigen Gegend ansässigen Mexicaner erhielt, Joaquin auf seinen Antheil, der einst, als sein Bruder Gouverneur war, im Einverständniß mit diesem für den Fall einer Trennung oder einer Revolution auf 90 000 Pesos festgesetzt worden war, wahrscheinlich nicht einmal 10 000 herausbekommen und daß Esteban die ganze Beute einheimsen werde.

So geht es eben in Mexico. Daß Gewalt mehr als Recht kann, sieht man an vielen Orten, daß aber die versteckte Gewalt der Advokatenkniffe Alles vermag, mehr als selbst die offene Gewalt der Waffen, das bemerkt man vielleicht nirgends so sehr wie in diesem Lande.

Ein Mexicaner sagte mir einst: „Unsere Gesellschaft zerfällt in zwei Klassen, in die an Zahl geringe, aber dennoch gebietende der Leute sin verguenza (der Unverschämten), und in die Masse der Pendejos (etwa „Schafsköpfe"; der wörtliche Sinn ist zu stark, um wiedergegeben werden zu können), die von Jenen sich Alles gefallen lassen." Joaquin war einer der letzteren, Esteban ein Mensch sin verguenza.

Nach Don Joaquin's Abreise war ich der einzige Weiße unter lauter Indianern und Halbindianern. Der Mayordomo, ferner der Schreiber, ein Indianer aus dem Gebirge, der erst als Erwachsener Spanisch gelernt hatte, es jetzt aber einige Knaben lesen und schreiben lehrte, dann die Unteraufseher und sämmtliche Arbeiter waren dunkelfarbige Eingeborene. Zum Theil waren sie mit etwas spanischem Blute gemischt; denn die Spanier, welche einst hier Herren waren, haben nicht unterlassen, in diesem heißen Boden — wie viel hängt nicht die geschlechtliche Moralität von dem Klima ab! — ihren Samen zu säen. Wie viel spanisches Blut die Leute der Hacienda in ihren Adern hatten, war schwer zu ergründen. Das ist überhaupt eine müssige Frage. Von einer Eintheilung, je nach dem Vor-

wiegen des indianischen oder des spanischen Elements, in Terceriones, Quarterones u. s. w. weiß in Mexico Niemand etwas. Solche Ungereimtheiten kommen nur in Romanen und in den zahlreichen romanartigen Reisebeschreibungen vor. Die mexicanische Bevölkerung ist nicht so bunt gemischt und nicht in so viele Kasten getheilt, wie man oft annimmt. Zunächst kommen die Neger als Element der Bevölkerung kaum in Betracht. Sie sind auf den Meeresrand beschränkt und kommen mit den Bewohnern des eigentlichen, d. h. des innern Mexico nur selten in Berührung. Man spricht von ihnen als von einem fremden Volke; ihre affenartige Lustigkeit und ihre Händelsucht sind den Indianern, deren Haupteigenschaft die der Apathie und der Gesetztheit ist, ein Greuel. Was die Mischlinge von Indianern und Weißen anbelangt, so sind sie sehr zahlreich, aber sie bilden keine besondere Race, sondern schließen sich zum größern Theil den Indianern, zum kleinern Theil der spanischen Race an. Ueber ihre Zugehörigkeit zu den einen und den anderen entscheidet nicht ihre Farbe, sondern ihre sociale Stellung. Nach dieser zerfällt die mexicanische Bevölkerung in zwei große Klassen. Die eine, die zahlreichste, setzt sich aus den seßhaften, arbeitenden Bewohnern der Dörfer und der Landgüter zusammen, welche, gleichviel ob sie dunkler oder heller sind, alle nach indianischer Sitte leben; die andere Klasse besteht aus der nomadischen Bevölkerung der größeren Städte, in denen sich Altspanier, spanische Creolen und Bastarde der Spanier ansammeln. Dies bewegliche Element lebt parasitisch von jener seßhaften, schwer beweglichen Masse. Das ist das wahre Verhältniß.

Daß die Arbeiter der Haciendas meist Spanisch sprechen, scheidet sie nicht von den Indianern der Dörfer. Denn in diesen werden sehr viele Sprachen gesprochen. In der unmittelbaren Nähe der Concepcion giebt es zwei grundverschiedene Zungen: das Misteko und das Trique; das letztere herrscht in nur fünf Dörfern. Um sich verständlich zu machen, müssen die Leute zu dem Spanischen greifen. Auf der Hacienda giebt es viele, welche Trique und Misteko verstehen, doch sprechen alle Spanisch mit der weichen, doch klaren und reinen Aussprache, welche den Mexicanern selbst von ihren Verächtern, den Altspaniern, hoch angerechnet wird.

Man weiß, daß von vielen Pflanzen, Geräthschaften, Arbeitsweisen, welche die Spanier nicht kannten und für die sie daher keine Namen hatten, die indianischen Ausdrücke in das mexicanische Spanisch aufgenommen sind. Neu waren mir aber einige auf der Hacienda la Concepcion übliche Ausdrücke, die ich nirgendwo anders in Mexico gehört hatte, auch nicht in dem Lexikon der spanischen Akademie, in dem sonst alle Provincialismen verzeichnet stehen, finden konnte und die offenbar dem Misteko entnommen sind. Ich nenne chapol (statt almárcigo, Baumschule); chaguey, „das Stück Land, das den Arbeitern für ihre kleinen Aussaaten von der Hacienda eingeräumt wird;“ davon chaguero, „der Nutznießer eines chaguey“ und, in übertragener Bedeutung, „Kleinigkeitskrämer“. Noch muß ich erwähnen, daß auf der Hacienda sehr viele veraltete Worte und Redewendungen gebraucht werden. Das ist kein Wunder. Denn seit sechszig Jahren hat man hier keine Spanier gesehen. Man weiß nicht einmal mehr, daß die Sprache, die man spricht, eben die spanische ist. Als ich einst den Jungen, dessen Dienste zu meiner Verfügung gestellt waren, fragte, welche Sprache man in seiner Heimath — er war von der Küste — rede, antwortete er: „el idioma, que habla la gente de razon“: die Sprache des vernünftigen (d. h. des weißen) Volkes. Solche Antwort habe ich auf diese Frage öfter erhalten. Man hat die Spanier vergessen.

Die Revolution von 1810, welche in anderen Gegenden nur die politische, nicht die wirthschaftliche Herrschaft der Altspanier — in den centralen Gegenden und in den größeren Städten haben sie sich doch wieder eingenistet — vernichtete, hat hier auch mit der letztern aufgeräumt. Bis zu jener Revolution standen im Thale der Concepcion sieben Zuckerhaciendas, alle im Besitze von Altspaniern. Während der Revolution wurden sie von den Indianern der umliegenden Dörfer und von den eigenen Arbeitern zerstört. Ihre Ruinen stehen noch jetzt, überwuchert von der tropischen Vegetation.

Das ganze lange Thal gehört jetzt zu Einer Hacienda, Einem Herrn. Der will kein Land veräußern, weil er mit den Nachbaren über die Benutzung des Wassers, von dem das Zuckerrohr eine große Menge bedarf, in Streit zu gerathen fürchten mußte. Daher wird kaum der fünfte Theil des fruchtbaren Thalbodens für den Anbau des Zuckerrohrs benutzt. Das Uebrige dient als Weideland für einige hundert Stück Rindvieh. Die hohen Thalwände werden gar nicht ausgenutzt.

Man kann daraus schließen, wie wild und ursprünglich diese Gegend noch ist. Es giebt hier noch Pumas, Jaguars und Schlangen. Doch ich will keine Jagdgeschichte erzählen, sondern lieber von der Natur des Thales sprechen. Die Vegetation der Concepcion ist lichter und zeigt häufiger Akacien, die einen trockenen Boden lieben, als die des Mirador. Dies mag daher kommen, daß am Abhange des Orizava in der trockenen Zeit die Nordwinde Niederschläge herbeiführen, während es hier in der einen Hälfte des Jahres gar nicht regnet. Sechs Monate lang fällt der Regen dann um so stärker. In der Regenzeit strömte das Wasser vom Himmel herunter, mit solchem Geräusch, daß wir uns kaum verständlich machen, und in solcher Fülle, daß wir auf hundert Schritt nichts erkennen konnten. Tagelang hielt der Regen an und hinderte uns, das Haus zu verlassen. Wir, d. h. ich, der Mayordomo, der Schreiber und wer sich sonst noch zu uns gesellte, saßen dann unter dem Portal und unterhielten uns von den Schicksalen der Hacienda, von den Indianern oben im Gebirge, von Banditen- und Revolutionsgeschichten oder, wenn es einmal über uns etwas heller ward, so schauten wir, wie die Wolken unter furchtbarem Gekrach von Süden herbeieilten und, gegen die hohen Thalwände anprallend, ihren Inhalt entluden.

Solche Gegenden, wo die Wolken nicht durch hohe Berge aufgehalten werden, sind wasserarm. Die Eingeborenen unterscheiden genau zwischen feuchter und trockener heißer Zone (tierra caliente húmeda y seca). In der Nähe befand sich ein solcher heißer trockener Landstrich, der anstatt mit Laubpflanzen nur mit der echt mexicanischen Vegetation der Kakteen, Agaven und Yuccas bedeckt war.

Unsere Hacienda aber war eine grüne wasserreiche Oase. Die Bäche enthielten immer ziemlich viel Wasser, so daß sich sogar Forellen in ihnen aufhielten; Fisch und noch dazu Forellen zu essen ist gewiß ein seltener Genuß im Binnenlande Mexicos. In der Regenzeit schwollen die Bäche manches Mal so hoch an, daß kein Fußgänger sie passiren konnte und nur ein dreister Reiter hindurchzureiten wagte. Daß ich hindurchritt, brachte mir hohes Lob ein. Die Mexicaner bilden sich ein, daß nur sie reiten können. Die französische Kavallerie hat ihnen nicht imponirt; sie sprechen mit Verachtung von ihr und ihrer Art die Pferde zu behandeln. In Mexico ist das Pferd weniger ein Luxus, als ein nothwendiges Transportmittel, und die meisten Mexicaner beweisen ein gewisses Verständniß für die Reitkunst nur dadurch, daß sie auf den felsigen und oft gefährlichen Wegen dem Pferde vertrauensvoll seinen Willen lassen. Doch giebt es Einzelne, welche, ohne eine Ahnung von der

Theorie zu haben, doch so zu Pferde sitzen und so das Pferd zu leiten wissen, als wären sie auf der Reitschule gewesen. Ein solcher Reiter war der Mayordomo der Hacienda; er besaß neun eigene Pferde von edler Race, von denen er selbst jeden Tag mehrere ritt, während andere von seinem zehnjährigen Jungen bewegt wurden.

Ich ritt jeden Vormittag und Nachmittag aus. Obwohl man mich warnte, nicht allzusehr auf die Gutmüthigkeit der Leute zu vertrauen, so suchte ich doch oft ganz allein weit entfernte Punkte auf. Mit den Leuten, die ich unterwegs antraf, Holzschlägern, Hirten, Hausirern, knüpfte ich dann wohl Gespräche an. Auch den Pfarrer des fünf Leguas entfernten Putla habe ich mehrmals besucht. Mir ist auf diesen Streifzügen nie etwas Uebles zugestoßen, im Gegentheil, ich habe immer das höflichste und herzlichste Entgegenkommen gefunden. Gerade daß man den Leuten Vertrauen zeigt, gewinnt sie. Nur wenn man auf die Eigenart eines Volkes eingeht, lernt man es ganz kennen und gewinnt man Einfluß; man lernt nur so einsehen, wie alle Erscheinungen des Volkslebens, auch die uns antipathischen, ihren guten Grund haben.

Ich will jetzt einige Worte über die Produktion der Hacienda sagen. Alle Arbeitskraft der Hacienda richtet sich auf die Erzielung von Zucker. Zu den erwachsenen männlichen Mitgliedern der 200 Familien, welche ständig auf dem Gute wohnen, treten in der Zeit, wenn das reife Rohr geschnitten und gemahlen wird, noch einige hundert Indianer aus den Gebirgsdörfern.

Was den Vertrieb des Arbeitsertrages anbelangt, so wird der Syrup an Ort und Stelle verbraucht. Die Leute gießen vier Theile Wasser auf einen Theil Syrup, lassen diese Mischung gähren und erhalten so ein süßschmeckendes, stark berauschendes Getränk (tepache), das sie in großer Menge zu sich nehmen. Ich habe einen Indianer an dem übermäßigen Genuß von Tepache sterben sehen; der Mann ward in ungeweihter Erde bestattet.

Von dem Zucker wird ein Theil nach der hohen Misteka, ein größerer nach Oaxaca geschafft. Den, der nach Oaxaca geht, hat ein deutscher Kaufmann in Kommission. Das ist einer der Wege, auf denen die fremden Geschäftsleute reich werden; sie nehmen den trägen Creolen die Arbeit ab und ziehen dafür hohe Procente von dem Gewinne ein.

Die Unkosten des Transports nach dem 55 Leguas = 220 km entfernten Oaxaca betragen drei Realen (1,50 M.) für die Arroba, also 120 M. für die englische Ton, d. h. mehr oder doch ebensoviel, als die Fracht für diese von Hamburg nach Veracruz ausmacht. Der Transport verschlingt in diesem Lande einen unverhältnißmäßig großen Theil der Produktion. Diesem Uebelstand ist nicht leicht abzuhelfen. Schiffbare Flüsse fehlen, und fahrbare Straßen in diesen Gebirgen anzulegen würde von der dünnen Bevölkerung so ungemein viele Arbeitskraft auf einmal verlangen, daß die jetzt übliche Art, die Waaren auf dem Rücken von Maulthieren oder auch wohl von Menschen fortzuschaffen, so primitiv sie auch sein mag, dennoch in vielen Fällen vorzuziehen ist.

Für die Arroba (25 Pfund) Zucker werden in Oaxaca im Durchschnitt zwei Pesos (8 M.) erzielt. Im Detailverkehr kostet das Pfund einen Real (50 Pf.). Sollte der Zucker nach Europa exportirt werden, so wäre er zunächst nach der Küste des Stillen Meeres zu schaffen. Dort müßte er eben so viel kosten, als in Oaxaca, denn die Entfernung ist gleich. Bis er um das Cap Horn herum nach Europa geschafft wäre und an seinem Bestimmungsorte den Eingangszoll bezahlt hätte, würde er auf einen so hohen Preis gestiegen sein, daß er ganz unverkäuflich wäre. Denn der in Europa verkaufte Zucker ist zwar nicht so süß, aber weißer, ansehnlicher als der mexicanische und kostet kaum mehr, als dieser an Ort und Stelle. Man sieht also, was es mit der Ausfuhr mexicanischer Bodenprodukte auf sich hat.

Uebrigens hat die Abgeschlossenheit Mexicos auch ihre Vortheile. Sie zwingt die Leute, Alles, was sie nöthig haben, selbst herzustellen. Die ganze Maschinerie der Fabrik der Concepcion, die drei kupfernen Cylinder, welche das Rohr fassen und ausquetschen, dann die großen kupfernen Bottiche, in denen der Saft gekocht und gereinigt wird, ferner die Formen aus gebranntem Thon, in denen er krystallisirt und aus denen er den Syrup absickern läßt, endlich die Machetes, welche den Arbeitern als Waffen und als Werkzeuge dienen, alle diese Gegenstände sind auf der Hacienda und in Tlajiaco von Eingeborenen ohne Beihülfe Fremder angefertigt worden. Ueberhaupt sind die mexicanischen Eingeborenen sehr anstellig. Hierzu kommt, daß sie sich von Jugend auf in den auf Zuckerproduktion abzielenden Arbeiten bewegen. Als Knaben werden sie angestellt, das Rohr von Unkraut rein zu halten und es bewässern zu helfen. Das ist ihre Schule. Wenn sie herangewachsen sind, dienen sie dazu, das Rohr mit der Sichel zu schneiden oder es auf Maulthieren nach der Mühle zu schaffen. In dieser selbst sind die zuverlässigsten und intelligentesten Leute angestellt. Da jeder Einzelne mit seiner Arbeit vertraut ist, so hält es nicht so schwer, das Ganze zu leiten. Alles kommt darauf an, daß man die Leute kennen muß, um sie ihren Fähigkeiten entsprechend anstellen zu können. Wenn dies mit Einsicht geschieht, so macht die Routine Alles.

Daß die Aufseher aus der Mitte der eingeborenen Arbeiter hervorgehen, thut ihrer Autorität keinen Eintrag und schmeichelt diesen. Auf den Gütern der centralen Gegenden, deren Verwaltung in der Regel jungen Altspaniern anvertraut ist, herrscht zwischen diesen und ihren eingeborenen Untergebenen ein versteckter Haß, der oft zu Scenen der Gewaltthätigkeit führt. Davon kann auf der Concepcion nicht die Rede sein. Die Leute haben hier das Gefühl der Zusammengehörigkeit und, weil der Eigenthümer fern ist, einen starken Korporationsgeist. Sie nennen sich mit Stolz die „Söhne der Hacienda“ (los hijos de la hacienda), so wie sich die Indianer der Dörfer „los hijos del pueblo“ nennen. Sie haben Gemeinsinn. Nachdem sie sechs Tage lang hart gearbeitet, säubern sie am Sonntag ohne Entgelt vor dem Beginn der Messe die Wege und Plätze, wie das auch in den indianischen Dörfern geschieht. Sie halten gute Ordnung unter sich. Excedenten und Betrunkene, die Excesse begehen könnten, werden bis zum nächsten Morgen eingesperrt; es ist hier so wenig wie in den indianischen Dörfern vorgekommen, daß Gefangene sich aus dem schlecht verwahrten Gefängniß befreit hätten; dazu sind sie einestheils zu apathisch und andererseits würden sie die Heimath, an der sie hartnäckig kleben, durch die Flucht zu verlieren fürchten. Das sind auch die Gründe, weshalb schwere Vergehen nicht häufig — weniger häufig als z. B. unter den energischeren Europäern — begangen werden. Kommen sie doch einmal vor, so werden die Delinquenten zu öffentlichen Arbeiten (obras públicas) etwa an den Wegen der Hacienda verurtheilt. An und für sich ist diese Arbeit, wenn sie auch natürlich nicht bezahlt wird, doch nicht so hart, aber sie im Angesichte der Bekannten mit einem Holzblock und einer Kette am Bein leisten zu müssen, das beschämt die Delinquenten tief und hält Andere von Vergehen ab.

Nach dem Gesetze sollen Alle, welche eines Vergehens sich schuldig gemacht haben, das mit mehr als 30 Pesos

Strafgeld (multa) oder mit der entsprechenden Gefängnißstrafe geahndet wird, nach dem Hauptorte des Distriktes geschafft und dort dem Richter vorgeführt werden. Allein die Gerichte stehen allzusehr im Rufe der Unehrlichkeit, um Vertrauen zu erwecken, und sie verschleppen die Entscheidungen so sehr, daß die Gemeinden es vorziehen, aus eigener Autorität an Ort und Stelle eine summarische Justiz zu üben. Die officiellen Behörden sind zu weit entfernt und, vor Allem, wechseln zu oft, um wirklichen Einfluß über die Gemeinden zu erlangen. Die Summe der wirklichen Macht bleibt doch in diesen.

Die mexicanischen Büreaukraten sind ebenso schreiblustig wie die unserigen. Je kürzer ihre Amtsdauer ist, desto mehr beeilen sie sich, ihrer Eitelkeit papierene Denkmäler zu setzen, obwohl diese in der Regel schon von der Partei, welche ihnen in der Herrschaft folgt, umgestoßen werden. Während ich mich auf der Hacienda aufhielt, kamen jeden Tag Schreiben von der Präfektur in Tlajiaco. Bald handelte es sich um Wahlen zu dem „souveränen Nationalkongreß“ — um den sich hier Niemand kümmert, von dem Niemand etwas weiß —, bald um eine 1880 in Mexico abzuhaltende Weltausstellung, die wegen Geldmangels zu Wasser geworden ist, dann um eine neue Gerichtsordnung. Diesen civilisatorischen Papieren widerfuhr ein eigenes Schicksal, das sie übrigens nur verdienten. Obwohl sie nach dem ausdrücklichen Befehle der Präfektur schnell von einer Gemeinde zur andern geschickt werden und so die Runde durch alle Gemeinden machen sollten (cordillera violenta, „eilige Kette“), so blieben sie doch oft Wochen lang unbeachtet auf der Concepcion liegen.

Das Gesetz schreibt eine nur einjährige Amtsdauer der Gemeindebeamten vor. Würde diese thörichte Bestimmung ausgeführt, so würde das Amt, indem es als Reihedienst an Alle, auch an die Unfähigen, käme und indem es die Erfahrung, welche die Dauer giebt, ausschlösse, seine Autorität einbüßen. Auch die Dörfer, dies einzige konservative Element des Landes, würden dann schließlich in den Strudel der Parteiung und Verlumpung gezogen werden. Es ist an sich schlimm genug, unter diesen Umständen aber doch ein Glück, daß die Dörfer das Gesetz nicht beachten und ihre Vorsteher lebenslänglich im Amte belassen. In den der Hacienda benachbarten Dörfern fungirten die wichtigsten Beamten, denen die richterlichen Befugnisse zustehen, die Alkalden, auf Lebenszeit. Auf der Hacienda machte der Mayordomo den Alkalden. Er verfuhr nach den Rücksichten der Billigkeit, nicht nach dem officiellen código, der, eine Kompilation aus allgemeinen, humanen, wohlklingenden Grundsätzen und Folgerungen, in den mexicanischen Verhältnissen in keiner Weise anwendbar ist.

Wollte der Eigenthümer der Concepcion auf seiner Hacienda leben, so könnte er als Fürst eines Gebietes von vielen Quadratmeilen ein Leben voller persönlicher Einwirkung auf Tausende von Menschen, die sich gern unterordnen, ein Leben voller persönlicher Unabhängigkeit führen. Aber so wenig wie die anderen creolischen Gutsbesitzer hat er den Stolz, ein Territorialherr sein zu wollen. Er zieht es vor, in der Stadt unter seines Gleichen zu leben. Seit funfzehn Jahren ist er nicht auf der Hacienda gewesen. Die Jüngeren kennen ihn gar nicht; um die Aelteren, die ihn kennen, sich wohlgesinnt zu erhalten, ist sein System, durch Spione — die sie kennen — Berichte über ihr Verhalten einzuziehen, nicht geeignet. Die Gemeinde steht vollkommen auf eigenen Füßen. Er bezieht von ihr jährlich eine Rente, die nach vielen Tausenden zählt, ohne dagegen irgend etwas zu leisten, ohne auch nur sich sehen zu lassen. Sollte ein solches Verhältniß auf die Dauer in dem revolutionirten Mexico haltbar sein? Sollte die Gemeinde zu ihm stehen, wenn es einmal zu einer Krise kommt, oder sollte sie in diesem Falle nicht vorziehen, sich als unabhängige Gemeinde (pueblo) zu konstituiren?

Eine ernste Krise kann jeden Augenblick eintreten. Denn die Hacienda ist mit den Dörfern ringsum verfeindet. Nämlich die Ländereien der Hacienda gehörten einst den Gebirgsdörfern. Damals kamen die Indianer herunter, um in dem fruchtbaren Thalboden Mais und Pisangstauden anzupflanzen. Wenn die Aussaat und nachher die Ernte gethan war, zogen sie sich jedesmal wieder nach ihren gesunden Höhen zurück. Dann kamen die Spanier. Sie sahen, daß das heiße und wasserreiche Thal zum Anbau von Zuckerrohr sich vorzüglich eignete. Sie nahmen es in Besitz, vertrieben die Indianer oder zwangen sie in ihren Dienst. So ging es überall in Mexico. Die Spanier nahmen die fruchtbaren Thalmulden für sich in Besitz und beschränkten die Dörfer auf das Gestein. Das ließen sich diese gefallen, so lange sie durch die politische Herrschaft der Altspanier niedergehalten, zugleich aber auch geschützt wurden. Seit aber diese aufgehört hat und seit alle Kräfte, die durch sie gebunden waren, entfesselt gegen einander kämpfen, treten auch die Dörfer mit ihren Ansprüchen auf Land hervor. Wie die Gebirge über den Thälern, so hängen die Gebirgsdörfer drohend über den Haciendas.

Wenn man aus der Tiefe des Thales der Concepcion an den steilen Hängen empor den Blick nach oben richtet, so sieht man an dem untern Rande Waldland, oben aber nichts als weißes Steingeröll. Es ist das Gebiet der Dörfer. Dort war, sagte man mir, vor zehn Jahren noch Alles grün. Da nun aber die Indianer sich stark vermehren — denn sie werden nicht, wie die politisirende und proletarische Nachkommenschaft der Spanier, durch Krieg und Krankheit decimirt, sondern leben ruhig in ihren Dörfern —, so dehnen sie auch ihren Anbau weiter aus und haben jenen Wald gerodet. Seitdem hat der Regen die Erde thalwärts geschwemmt. Was sollen sie thun, um zu leben? Sie haben zu ihren Füßen ein üppig grünes Thal, das nur zum kleinsten Theile ausgenutzt wird und das, wie sie recht wohl wissen, ihnen einst gehört hat. Ohne zu fragen, bauen sie sich weiter unten auf dem Gebiete der Hacienda an; man sieht in der trockenen Jahreszeit die Rauchsäulen aus den Rodungen emporsteigen. Das will die Hacienda nicht dulden. Daraus entwickelt sich der Streit. Dieser hat in ruhigen Zeiten keine anderen Folgen, als daß einige Indianer aus ihren Saaten vertrieben oder auch wohl gefangen weggeführt werden, wogegen deren Angehörige sich rächen, indem sie das Vieh der Hacienda wegtreiben; in einer allgemeinen Umwälzung aber artet dies in offene blutige Fehde aus. So noch kürzlich im Jahre 1872.

Damals hatte sich Don Porfirio, der jetzige Präsident in der Misteka gegen Juárez pronuncirt. Die Gebirgsdörfer waren für ihn, der Eigenthümer der Concepcion war gegen ihn. Jene machten sich wenig aus den politischen Plänen des Porfirio, aber sie hielten die Gelegenheit für günstig, um ihre Ansprüche auf die Ländereien der Hacienda geltend zu machen. Die Misteken der großen Dörfer Ytundújia, Yntuichi, Jicaltepec, Yosotiche und die Triques von Copala stiegen von dem Gebirge herab und berannten die Hacienda. Einzelne Arbeiter hielten mit ihnen; die anderen durften sich nicht außerhalb der Mauern sehen lassen. Es wurden förmliche kleine Gefechte geliefert; auf beiden Seite blieben Todte. Die Hacienda hätte sich nicht gehalten, wenn nicht von den Regierungstruppen, die unterdeß den Don Porfirio in die Flucht gejagt hatten, Hülfe gekommen wäre. Die Truppen verjagten die Indianer,

verfolgten sie bis in ihre Dörfer, zerstörten diese und erschossen viele der Aufständischen. Dem Anführer derselben, Manuel Lazo, ward der Kopf abgeschnitten. Diese türkische Justiz ist in Mexico ganz angebracht, aber die papierne Verfassung, welche die Menschenrechte an die Spitze stellt, steht mit ihr in merkwürdigem Gegensatz.

Seit 1872 herrscht Ruhe, aber man hat das Gefühl, daß sie nicht von Dauer sein werde. Die Indianer kommen jetzt wieder mit friedlicher Absicht herunter, um zu arbeiten oder um ihre Erzeugnisse umzutauschen. Aber man mißtraut sich doch. Während meiner Anwesenheit kamen Indianer von Yosotato, um Land für eine einmalige Aussaat von Mais zu erbitten. Sie boten eine Rente an. Die erließ man ihnen, dafür mußten sie sich aber ausdrücklich schriftlich verpflichten, niemals Ansprüche auf Ländereien der Hacienda zu erheben und ihr im Falle der Gefahr zur Seite zu stehen: ein förmliches Bündniß. Den Triques von Copala, die sich stets ganz besonders feindselig gezeigt haben, verlegt die Hacienda den Weg, der durch ihr Gebiet nach der Küste führt. So sehr herrscht Willkür, so wenig ist Mexico ein Staat.

Aus allen Erdtheilen.

Das südliche Westfalen.

Ein Reiseführer eigener Art und aller Aufmerksamkeit würdig ist Dr. G. Natorp's Buch „Ruhr und Lenne. Führer durch das südliche Westfalen" (mit 30 Ansichten und einer Specialkarte. Gebunden 6 Mark. Iserlohn, J. Bädeker[1]), welches uns bereits in dritter umgearbeiteter Auflage vorliegt. Das beweist an sich schon den Werth des Büchleins, welches zu einer Gattung gehört, der man von Herzen fröhliches Gedeihen wünschen muß. Schwerlich giebt es etwas, was in gleicher Weise Geist und Körper fördert und stärkt, als Wanderungen durch das Vaterland, und willkommen ist darum, was dazu anleitet und ermuntert, doppelt willkommen, wenn es von einem gebildeten und in den historischen und natürlichen Verhältnissen des darzustellenden Landes bewanderten Manne geschieht, wie in vorliegendem Falle. Ein gleiches liebevolles Eingehen auf Einzelheiten wie bei Natorp findet man natürlich in den kompendiösen Reiseführern nicht; andererseits wird jene aufdringliche Schilderung von landschaftlichen Schönheiten, deren sich der Lokalpatriotismus so oft in ähnlichen Schriften schuldig macht, glücklich vermieden, und die zahlreich eingestreuten

Volmarstein.

[1]) Dieselbe Buchhandlung sandte uns die 5. Auflage der nach amtlichem Material bearbeiteten „Uebersichtskarte der Berg- und Hüttenwerke im Ober-Bergsamts-Bezirk Dortmund. Von J. Sievers" (Maßstab 1:80 000; Preis 4,50 M.). Dieses große, sauber in Farbendruck ausgeführte Blatt enthält alle Steinkohlenzechen mit ihren Feldesgrenzen auf das genaueste verzeichnet, alle im Betriebe stehenden Erzgruben und Hüttenwerke, sämmtliche Eisenbahnen (jede der Hauptbahnen in besonderer Weise dargestellt), das Emscher-Kanalprojekt, die wichtigsten Sättel und Mulden, die Mergelteufen, die Leitflötze, sowie eine Flötztafel aller bekannten Steinkohlenflötze, außerdem die Städte, Dörfer, Chausseen 2c.

geschichtlichen, kulturhistorischen und ethnographischen Abschnitte machen das Buch zu einer interessanten Lektüre, auch wenn man es daheim durchblättert.

Nach einem kurzen Ueberblicke über das ganze Flußgebiet der Ruhr, das im Gegensatze zu der nördlich vorgelagerten Ebene fast durchweg bergig ist und lange in seiner Abgeschlossenheit verharrte, beginnt die Wanderung mit einer Schilderung von Düsseldorf. Dann folgt Werden, einer der ältesten Orte im Thale, eine Gründung des heilig gesprochenen Friesen Lindger. Der dort sitzende Abt war reichsunmittelbar und stellte vier Mann zum Reichsheer, kämpfte auch im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, das seinen Miniaturstaat im Jahre 1794 dennoch verschluckte und 1803 diesen Gewaltakt durch den Reichsdeputationshauptschluß gutheißen ließ. Bei Duisburg heben wir den dem deutschen Geographen Gerhard Kremer gen. Mercator gewidmeten Abschnitt hervor, bei Essen die Schilderung des bekannten Krupp'schen Werkes. Weniger bekannt mag es sein, daß in Essen reichsunmittelbare Fürstinnen-Aebtissinnen, Seitenstücke zum Werdener Abte, residirten, deren vierundsechszigste, eine königliche Prinzessin in Polen und Littauen, Herzogin zu Sachsen u. s. w., im Jahre 1803 von Preußen depossedirt wurde. Ihr schöner alter Münster mit seiner reichen Schatzkammer ist ein vollkommenes Seitenstück zu dem karolingischen in Aachen. Essen entwickelte sich zuerst nur langsam; von 1803 bis 1846 stieg seine Einwohnerzahl nur von 3480 auf 7875, 1875 aber betrug sie 54 790. Auf S. 73 bis 79 findet sich eine interessante Charakteristik der Westfalen, die bis zum 10. Jahrhundert kaum von Städten etwas wußten und nach alter Weise hauptsächlich Jagd, Viehzucht und Ackerbau betrieben. „Von den Bildungselementen, welche die deutsche Nation im Mittelalter durchdrangen, blieb Westfalen

Hohen-Limburg.

vielleicht länger, als jeder andere deutsche Gau unberührt, und spätere Geschichtsschreiber gaben ihm deshalb wohl den Namen des deutschen Böotiens. Es war und blieb ein hartes, zäh an seinen Gewohnheiten und Sitten hängendes Geschlecht, welches in diesem nordwestlichen Winkel unseres Vaterlandes wohnte, und dieser Charakter hat sich noch heute trotz aller Umwandlungen der Neuzeit nicht ganz verwischt. Wie fest z. B. die Westfalen an dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren hielten, dafür spricht der Umstand, daß noch im Jahre 1669, acht Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums in Westfalen, sich der große Kurfürst veranlaßt sah, eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark zu erlassen, in welcher er dieselbe auffordert, den in dem Volke verbreiteten heidnischen Aberglauben auszurotten."

Ueber Steele, Hattingen, Blankenstein, Witten und Wetter — bei letzterer Stadt wird dreier Berühmtheiten Erwähnung gethan: des ritterlichen Grafen Engelbert III. von der Mark, des Freiherrn von Stein, welcher dort 1784 und 1785 die westfälischen Bergämter und die mindensche Bergwerkskommission leitete, und des alten Friedrich Harkort — erreichen wir einen der reizendsten Punkte an der Ruhr, Volmarstein mit seiner 1324 zerstörten Burg, deren Dynasten im Mannsstamme 1429 ausstarben. Die Schwester des letzten derselben wurde die Stammmutter des noch heute blühenden Geschlechts des Grafen von der Recke-Volmarstein. Auf S. 124 beginnt eine Charakteristik des Sauerlandes, ein Name, der aus dem richtigern „Süderland" entstanden ist. Die Geographen bezeichnen damit denjenigen Theil des niederrheinisch-westfälischen Schiefergebirges, welcher zwischen Ruhr und Sieg gelegen ist und im Süden mit dem Westerwalde, im Norden mit dem Haarstrange grenzt; das Volk jedoch wendet ihn nur auf den östlichen Theil des Gebirges an, und selbst die dortigen Bewohner lassen sich den Namen nur ungern gefallen, weil man mit ihm noch immer vielfach, wenn auch mit Unrecht, nicht die angenehmsten Nebenvorstellungen verbindet. An die Schilderung der alten Sachsen-

veste Hohensyburg werden Erinnerungen an den Sachsenfürsten Wittekind und den Oberpräsidenten L. v. Vinke geknüpft, und von dort aus die Wanderung durch das Thal der Lenne angetreten, auch das der Volme berührt. Das kleine Eilpe, in letzterm gelegen, hatte im vorigen Jahrhunderte einen europäischen Ruf wegen seiner Klingenfabrikation; mit Gewalt verpflanzte 1732 der Preußenkönig einige Meister dieser Industrie nach Tula in Rußland, wo sie die dortigen berühmten Fabriken gründeten, und hielt sie bei ihrer Rückreise fest, daß sie daselbe für Spandau thäten.

Das Thal der Lenne empfängt den von unten hinauf ziehenden Wanderer mit einem Landschaftsbilde, das vielleicht in ganz Westfalen von keinem zweiten an Lieblichkeit und Anmuth übertroffen wird. Auf bewaldeter Höhe erhebt sich das stattliche Schloß Hohenlimburg mit seinen malerischen Thürmen; vor demselben das Städtchen mit seinen rothen Dächern zwischen Obstbäumen hingelagert (das, nebenbei bemerkt, seit dem 3. November 1879 seinen bisherigen Namen „Limburg" in Hohenlimburg geändert hat). Zur Linken liegt auf der andern Seite des Flusses das Dorf Elsey, während zur Rechten steile Kalkfelsen die Straße begrenzen. Durch die reiche Landschaft schlängelt sich in mannigfaltigen Windungen die Lenne hin, die wir bis zu der im Hintergrunde aufragenden Hohensyburg verfolgen können. Oefters ist dies Gesammtbild mit Heidelberg verglichen worden, und es bietet in der That mit demselben manche Aehnlichkeit. Aus dem weitern Inhalte heben wir nur noch Einiges hervor, so S. 174 ff. die Beschreibung der berühmten Dechenhöhle; S. 204 die Volksetymologie von Altena (al te nae = allzunahe, wie auch der Name Altona vom Volke erklärt wird); S. 217 ff. die Geschichte des Abenteurers Theodor von Neuhoff, des Königs von Corsica; S. 231 ff. das Wirken des Westfalen Walther von Plettenberg, der im Jahre 1494 zum Heermeister des deutschen Ordens erwählt wurde und 1502 den Zaren Iwan Wasiljewitsch bei Pleskow aufs Haupt schlug; S. 239 die Schilderung des Astenberges (2682 Fuß), des höchsten Punktes im Sauerlande, an welchem Lenne und Ruhr entspringen und das Städtchen Winterberg liegt mit seiner nomadisirenden Hausirer-Bevölkerung; S. 243 die porphyrischen Bruchhäuser Steine, eine herrliche malerische Felsgruppe, besonders interessant für die Geologie, weil sie einen klassischen Beweis für die eruptive Natur des Quarzporphyrs abgegeben haben; S. 252 ff. die ausführliche Schilderung von Arnsberg, des abgelegenen Gebirgsortes, der es Herrn von Vinke zu danken hatte, daß 1816 dort die Behörden des Regierungsbezirkes (sehr ungern und auch wider Willen der Einwohner) ihren Sitz nehmen mußten. Er wollte dadurch dem katholischen Theile des Bezirkes Leben einhauchen, während, wie er meinte, die aufgeklärte, evangelische Mark durch ihren Gewerbefleiß hinlänglich gesundes Leben in sich trage. Mit einem Besuche der Ebene des Hellwegs und besonders der beiden Städte Soest und Dortmund schließt das interessante, bestens zu empfehlende Buch. Hervorzuheben ist noch, daß die beigegebene Karte in dem großen Maßstabe von 1 : 200 000 wegen ihres Details für die Zwecke des Fußwanderers ausreichen dürfte.

— Die Kurilen. Ueber diese wenig besuchten Inseln, welche bekanntlich durch Vertrag 1875 von Rußland an Japan abgetreten, beziehungsweise gegen Sachalin ausgetauscht worden sind, giebt der Professor an der kaiserl. Ingenieurschule zu Yeddo, John Milne, im „Geological Magazine" (August 1879) eine Reihe von Mittheilungen, welche auf einer Untersuchungsfahrt im Sommer 1878 gesammelt sind. Wochenlanges Nebelwetter ließ zwar keine ganz ungestörte Beobachtung zu und die Armuth an Häfen zusammen mit den starken Strömungen in den zahllosen engen Meeresstraßen dieser Inselgruppe erlaubte nur in wenigen Fällen die Landung, aber immerhin erhalten wir hier eingehendere Beschreibungen der Inseln, als bisher veröffentlicht worden waren. Gleich allen früheren Beobachtern stellt auch dieser die Kurilen in die Kette der Vulkane, welche das Westufer des Stillen Oceans guirlandenartig umsäumen. Aber verglichen mit den Vulkanen der nächst angrenzenden Regionen Kamtschatka und Japan scheint diese kurilische Vulkankette im Ganzen jüngern Alters zu sein, denn man findet noch nicht wie in jenen Gebieten geschichtete Gesteine an ihrem Fuße abgelagert, d. h. es scheint seit ihrer Bildung nicht soviel Zeit verflossen zu sein, als nothwendig ist, um neue sedimentäre Schichten aus dem von ihnen aus den Tiefen heraufgebrachten Material zu bilden. Auch das scheint darauf hinzudeuten, daß wir hier die weitaus größte Zahl der Vulkane noch in scharfen, wohlbegrenzten Formen vorfinden, während sie in Japan der Mehrzahl nach durch die zerstörenden Wirkungen erodirender Kräfte bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Die Flanken der Kurilenvulkane sind mit Aschenlagen bedeckt, welche noch deutlich erkennbar sind, und die Neigung und Mannigfaltigkeit ihrer Abhänge zeigen deutlich, daß sie wenig gelitten haben, seitdem sie sich aufgebaut haben. Im Allgemeinen dürfen sie wohl als jünger bezeichnet werden wie die meisten Vulkane von Japan und Kamtschatka, aber ziemlich gleichalterig mit den jüngeren unter denselben. Sie sind wahrscheinlich mit die jüngsten unter den Gliedern der Vulkankette des westpacifischen Meeres. Milne zählte trotz mancher Hindernisse, die seinen Beobachtungen sich entgegenstellten, 52 Gipfel, die ihrer Form nach unzweifelhaft alle Vulkane sind, und neun von denselben sind sicherlich noch thätig, während die anderen ganz neuen Ursprungs sind. Außerdem giebt es aber eine Menge von Bergen unregelmäßigerer Gestalt, die mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls auf vulkanischen Ursprung zurückzuführen sein würden, und ferner kam eine große Zahl gar nicht zur Beobachtung. Zieht man dies alles in Betracht, so scheint sich zu ergeben, daß auf den 14 865 qkm, auf welche der Flächeninhalt der Kurilen geschätzt wird, mindestens nicht weniger Vulkane kommen, als auf entsprechende Flächenräume in den Nachbargebieten, und unter allen Umständen zeigt sich dieses Gebiet als ein durchaus und echt vulkanisches. Geht man auf die Größe der Berge ein, welche die Kräfte des Erdinnern hier aufgebaut haben, so ergiebt sich, daß die Vulkane Japans und Kamtschatkas bedeutend höher sind als die der Kurilen; die Kljutschewskaja Sopka mit 4885 m und der Fuji-no-Yama mit 3745 m überragen weit die höchsten Gipfel der Kurilen, die 2000 m nirgends erreichen dürften. Aber freilich erheben sich jene auf einer ältern Landbasis, während diese hier aus einem der tiefsten Theile des Stillen Oceans hervorragen. Die vulkanischen Kräfte, welche hier in Thätigkeit traten, scheinen demnach nicht geringer, wenn auch der Dauer ihrer Wirksamkeit nach kürzer gewesen zu sein als dort. In mineralogischer Beziehung scheinen die Gesteine, welche diese Inseln hier aufbauten, hauptsächlich aus augitischen Andesiten zu bestehen, und es ist bemerkenswerth, wie ähnlich sie den zur selben Gruppe gehörigen vulkanischen Gesteinen von Kamtschatka, Japan, Java, Neu-Seeland und selbst Ungarn sind. Auffallend ist der Mangel der Lavaströme an der Oberfläche. Es scheint, als ob diese Vulkane in einem Abschnitt ihrer Thätigkeit angelangt wären, wo die Lava nicht mehr die Röhre zu füllen und zu überfließen vermag, welche sich über ihr gebildet hat und welche sich durch Aschenauswurf beständig noch vergrößert. In diesem Abschnitte darf man erwarten, daß eine größere Zahl von parasitischen oder Nebenkratern an den Flanken des Berges sich bilden wird, und in der That finden wir dieselben häufig an den Kurilen-Vulkanen.

Ueber die größeren Inseln werden im Einzelnen folgende Nachrichten gegeben. Die nördlichste der Kurilen ist die Insel Schumuschi oder Pervi, welche durch die etwa 12 km breite Kurilenstraße von der Halbinsel Kamtschatka getrennt ist, während die kleine Kurilenstraße, welche 3 km breit, zwischen ihr und Paramuschir liegt. Diese nördlichste Insel,

welche flachgewölbt wie ein Schild aus dem Meere emporsteigt, ist von 23 „Kurilsky" bewohnt, wie sie sich selber nennen, Eingeborene, welche neben ihrer eigenen Sprache noch fließend Russisch sprachen und selbst von der Ainosprache etwas verstanden. Drei hölzerne Häuser der Russen an einem Mynup genannten Ankerplatz und circa 20 halbunterirdische Wohnungen der Eingeborenen waren verlassen und zum Theil schon mit Artemisiabüschen und hohem Gras verwachsen. Die genannten „Kurilsky" wohnen circa 6 km von diesem Landungsplatz an einem Orte, den sie Seleno nennen. Eine Gruppe kleinerer Eilande am Eingang der Kleinen Kurilenstraße heißen sie Torischima oder Vogelinseln. Diese Straße selbst ist an der tiefsten Stelle nur 13 Faden tief im Gegensatz zu den anderen zwischen die Inseln geschalteten Meerestheilen, die in der Regel sehr tief sind. In der That sind Schumuschi und Paramuschir eigentlich als zusammengehörig zu betrachten. Paramuschir ist eine der größten Inseln des Archipels, gegen 100 km lang und 22 km breit, bestehend aus zahlreichen kleineren Erhebungen, aus denen vier Berge sich erheben; der nördlichste von ihnen stößt Dampf aus. Nordwestlich von Paramuschir, ungefähr 18 km entfernt, liegt die kleine Insel Alaid, deren Gipfel gegen 1000 m hoch zu sein scheint und eine regelmäßige Kraterform aufweist. 32 km südwestlich von Paramuschir liegt Onekotan, 38 km lang und 8 bis 15 km breit, mit sechs domförmigen Gipfeln. Schiasch Kotan liegt 45 km südöstlich von den ebengenannten und hat zwei Vulkane, von denen einer noch thätig. Matua, welches 80 km weiter südwestlich liegt, hat einen hohen Gipfel, aus dessen Seite Dampf aufsteigt. Ketoy liegt 80 km südwestlich von Matua und ist seinerseits durch die 30 km breite Diana-Straße getrennt von Schimuschir, welche 44 km lang und 8 km breit ist, und mehrere Vulkangipfel umschließt; der mittlere davon (Prevost Peak) ist gegen 700 m hoch. Broughton Harbour, einer der wenigen Häfen in der Gruppe, ist ein alter an einer Seite durchgebrochener Krater von 1,5 km Breite und 5 km Länge. Urup wird durch die 90 km breite Boussole-Straße von der ebengenannten Insel getrennt, ist 94 km lang und 24 km breit. Einer von den zahlreichen Vulkangipfeln dieser Insel stößt Dampf aus, ein anderer, Atatsu-Nobori genannt, ist einer der steilsten Vulkankegel, die man denken kann; er hat auf der einen Seite 50°, auf der andern 49° Gefäll. Auf diese Insel folgt Vries Strait, 21 km breit, und dann die größte der Kurilen-Inseln, Iturup oder Staten Island, die 220 km lang und 40 km breit und aus einigen Berggruppen zusammengesetzt ist, von denen Moschisi-Nayma im Nordwesten und Rebunschirino-Bori in der Mitte Dampf ausstoßen. Auf dieser Insel befindet sich ein kleiner Hafen an der Südostküste und mehrere kleine Ansiedelungen liegen auf der Nordwestküste. Durch eine 13 km breite Straße von dieser getrennt folgt als letzte Insel gegen Jesso zu die 105 km lange und 19 km breite Insel Kunaschiri, an deren südöstlichem Ende ein Tafelberg sich erhebt, dessen flachem Gipfel, offenbar einem alten Krater, ein neuer Krater entsteigt, von dem man sagt, daß er rings von Wasser umgeben sei, das den alten Krater wie mit einem See erfülle. Dieser Berg stößt etwas Dampf aus und hat Schwefelablagerungen und an seinem Fuße heiße Quellen. Weiter nach Süden folgt ein weiterer Vulkan, Lusoyama, der Schwefellager enthält und Dampf aushaucht. Skotan oder Spanberg liegt 65 km weiter östlich und ist eine kreisrunde wenig hohe Insel von etwa 8 km Durchmesser.

Europa.

— Nach einem officiellen Berichte des italienischen Ministers für Ackerbau, Industrie und Handel ist dasjenige Mineral, welches in Italien am meisten gewonnen wird, der Schwefel. Von ihm wird jährlich im Durchschnitt für 20 Mill. Mark producirt. Dann folgt Blei (1877 für 7 660 000 M.), Zink (für 3 580 000 M.), Eisen (für 2 300 000 M.) und Kupfer (für 1 170 000 M.).

— Die nach dem Gipfel des Vesuv führende Drahtseilbahn ist jetzt, Anfang Januar, fertiggestellt. Sie ist 900 m lang und endet hart am Rande des Kraters. Mittels zweier Stahlseile werden die Züge durch eine Dampfmaschine, die sich am Fuße des Vesuvkegels befindet, in Bewegung gesetzt.

— Ueber die hydrographischen Arbeiten im Onega-See melden die „Olon. Gub. Wjed": Alle Flußmündungen und Buchten im südlichen Theile des Sees, die zu Ankerplätzen sich eignen, sind 1879 untersucht; Pläne derselben zum Gebrauch für die den See befahrenden Schiffe werden unverzüglich veröffentlicht werden.

Afrika.

— Von Dr. Buchner liegen wiederum zwei Briefe vor (Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Heft 6), deren letzter vom Luwo-Flusse, 21. September vorigen Jahres, datirt ist. Es ist das der Fluß, an welchem die bekannte Station Kimbundo liegt, welche letztere selbst der Reisende absichtlich vermieden hat. Der Brief enthält zum größten Theil Persönliches, daneben einige Bemerkungen über die Arbeiten Buchner's und seine Aussichten für die Zukunft. Ueber letztere heißt es: „Ich gehe also jetzt zum Muatyanwo, ich erfreue mich einer ausgezeichneten Gesundheit, meine Karawane ist einigermaßen disciplinirt; von den über alle europäischen Begriffe feigen Eingeborenen ist auf meinem Wege absolut nichts zu fürchten: ich werde daher aller Wahrscheinlichkeit nach ganz glatt nach Mussumba gelangen. — Es sind zwei Ziele, die ich anzustreben Willens bin, ohne indeß große Hoffnungen zu hegen, daß ich sie erreichen werde: 1. der See Saukorra oder Lufuanjima und 2. die Ostküste. Ob die Mittel, die ich besitze, für beide ausreichen, weiß ich nicht; für eines reichen sie gewiß aus."

— In London ist zu Anfang des Februar ein Telegramm aus Mozambique eingetroffen, wonach Mr. Thomson (dessen Ankunft am Nordende des Njassa-Sees wir auf S. 93 d. Bd. meldeten) am 28. Oktober vorigen Jahres Bambe am südlichen Ende des Tanganjika-See erreicht und damit eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß der afrikanischen Seeregion ausgefüllt hat. Nur zwei Tage später traf eine Missionärabtheilung aus Livingstonia unter J. Stewart und Moir ebendort ein. Beide Seen sind nur 250 engl. Meilen von einander entfernt, das zwischenliegende Land ist eben und seine Bewohner freundlich; lauter Meldungen, welche die Hoffnung erwecken, daß hier bald eine wichtige Straße in das Innere Afrikas sich aufthun wird. Da die Eingeborenen dort Vieh besitzen, so muß es keine Tsetse-Fliegen geben, was gleichfalls erfreulich zu hören ist. Es liegt auf der Hand, daß man fernerhin nicht mehr den Weg ins Innere von der Zanzibar gegenüberliegenden Küste aus antreten, sondern die Route den Zambesi und Schire aufwärts, über den Njassa- und den Tanganjika-See wählen wird, auf welcher zum Theil bereits Dampfer verkehren und Seitens der Eingeborenen keine Hindernisse im Wege stehen.

Inhalt: Die Republik Hayti. IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Rohlfs' Reise nach Kufra. II. (Schluß.) — Carl Lamp: Skizzen aus Mexico. VI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Das südliche Westfalen. — Die Kurilen. — Europa. Afrika. — (Schluß der Redaction 7. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Die Republik Hayti.

(Nach dem Französischen des Hrn. E. La Selve.)

V.

Den südlichen Theil der Republik Hayti, das sogenannte Bas de la côte, bildet eine lange schmale Halbinsel, die sich von Osten nach Westen, etwa von 72 bis 74,5° westl. L. (von Greenwich) hinzieht, und die eine durchschnittliche Breite von ungefähr 9 km hat. In ihrem Innern, und an manchen Stellen bis dicht an die Küste herantretend, erheben sich ansehnliche Gebirgsgruppen, deren oft bizarre Formen den vulkanischen Ursprung anzeigen. Die Ebenen, die dazwischen sich hinziehen, sind wie der schmale Küstenstreifen meist fruchtbar und von kurzen, aber wasserreichen Flüssen bewässert, an einigen Punkten aber auch sumpfig und ungesund. Viele verhältnißmäßig bedeutende Hafenorte vermitteln die Ausfuhr des Kaffees, der das Haupterzeugniß der südhaytischen Bodenkultur ist. Aber durchaus nicht alle von diesen Häfen sind für Schiffe fremder Nationen zugänglich. Man unterscheidet heute noch in Hayti zwischen ports ouverts und ports fermés, von denen die letzteren nur einheimischen Fahrzeugen offen stehen. Es waren diese und ähnliche Beschränkungen des Verkehrs mit dem Auslande, die im Artikel 7 der haytischen Verfassung ihren Ausdruck fanden, eben keine glücklichen Ideen der Gesetzgeber der jungen Republik; und ehe sie nicht wegfallen, ehe nicht durch Aufhebung oder Modificirung des betreffenden Gesetzes den Angehörigen fremder Nationen die Niederlassung in Hayti erleichtert wird, werden auch die Bemühungen der Besten des republikanischen Volkes, die ihrem kleinen Lande einen Platz unter den civilisirten Staaten verschaffen möchten, von geringem Erfolge begleitet sein.

Von Léogane nach dem Hafen Ça-ira zurückgekehrt, fand La Selve hier einen kleinen Küstenfahrer vor, der nach Miragoâne, dem Hauptorte auf der Nordküste der Halbinsel, bestimmt war. Gegen Bezahlung von 10 Piastern (etwa 45 Mark) erklärte sich der Schiffer bereit, den Reisenden an Bord zu nehmen, so nahe wie möglich an der Küste entlang zu fahren und an den Häfen, die man unterwegs passiren würde, anzulegen. Um fünf Uhr Morgens verließ das Schiff am folgenden Tage die kleine Bucht; dichter Nebel lag auf dem Meere, und nur undeutlich sah man die Umrisse der Insel Gonave zur Rechten, die flache Küste mit ihrem Hintergrunde von Bergen zur Linken. Allmälig klärte sich die Luft, und die Einzelheiten der niedrigen, einförmigen aber nicht reizlosen Uferlandschaft boten sich den Blicken dar: im Vordergrunde Bäume, deren Zweige fast bis ins Wasser hingen, dahinter Grasflächen oder angebaute Strecken und in nebliger Ferne, wie eine Riesenmauer gegen den Himmel sich abzeichnend, die gewaltige Felsmasse des Morne Piton. Nach etwa dreistündiger Fahrt kam man an ein ärmlich aussehendes Dorf, dessen Hütten malerisch über den Strand zerstreut lagen. Es war Grand-Goave, das frühere Aguava der Spanier, seinerzeit und noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ein wichtiger Ort, in welchem im Jahre 1816 noch eine „Gesetzgebende Versammlung“ behufs Revision der republikanischen Verfassung tagte: heute klingt der Name Grand-Goave wie bittere Ironie für den traurigen, vergessenen und verödeten Flecken, der, ein geschlossener Hafen, jährlich nur einige

Ansicht von Petit-Goave zur Zeit der französischen Herrschaft. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

hundert Sack Kaffee auf den Markt von Port-au-Prince sendet; und dieser Kaffee steht noch dazu in dem Rufe, mehr mit Steinen untermischt zu sein, als selbst das weiteste Gewissen des Exporteurs gutheißen kann. Angesichts dieses wenig versprechenden Aeußern des Ortes verzichtete La Selve auf die vorherbedungene Landung, und so setzte das kleine Fahrzeug seinen Weg nach Westen fort. Man umschiffte den Tapion, einen ansehnlichen Berg, der als Vorgebirge weit in das Meer hinaustritt, und kam bald in die tiefe Bai von Petit-Goave, über deren mit fast undurchdringlich dichter Vegetation bedecktes Ufer drei Flüsse dem Meere zuströmen. Auf den kleinen Inseln am Eingange der Bucht liegen alte Forts; auch die Stadt im Hintergrunde des Hafens ist mit Festungswerken versehen, die in der Zeit des französischen Besitzes mit ungeheuren Kosten erbaut wurden, um die immer erneuerten Angriffe der Spanier und Engländer abzuwehren. Zu jener Zeit war die Stadt auch der Sitz der obersten Gerichtsbehörden für den ganzen Süden der Kolonie, und als es sich damals um die Wahl einer Hauptstadt handelte, soll man lange Zeit zwischen Port-au-Prince und Petit-Goave geschwankt haben, das durch seinen gegen alle Winde geschützten Hafen, in dem selbst die größten Schiffe einen guten Ankergrund und ausreichende Docks vorfanden, besonders geeignet erschien. Nachdem aber schließlich aus allerhand Nebenrücksichten Port-au-Prince zur Kolonialhauptstadt bestimmt worden, war Petit-Goave bald in Vergessenheit, seine starken Festungswerke allmälig in Verfall gerathen. Heute verdankt die Stadt ihre alleinige Bedeutung dem reichen Hinterlande, für dessen Ernten an Kaffee, Orangen und Bananen sie den

Miragoâne.

hauptsächlichen, freilich auch nur „geschlossenen“, Ausfuhrhafen bildet. Den vornehmlichen Industriezweig der Einwohner von Petit-Goave selbst aber bildet die Fabrikation von Möbeln, besonders von Stühlen der einfachsten Art, zu denen ihnen das Holz der nahen Bergwälder das Material liefert; diese Stühle, mit ihrem Sitze von Bamburohr, ihren grellroth angestrichenen Rücklehnen und Beinen finden auf der ganzen Insel einen guten Markt. Von dem Kommandanten der Stadt, dem General Gracchus Petit, mit patriarchalischer Gastlichkeit aufgenommen, besichtigten die Reisenden unter seiner Leitung die Stadt und ihre nächste Umgebung. Der Ort selbst besteht aus zwölf Straßen, die, sämmtlich ungepflastert, einander rechtwinklig schneiden. Von den hervorragenden Gebäuden aus der Kolonialzeit, wie überhaupt von dem alten Petit-Goave ist heute nichts mehr zu sehen; bei Gelegenheit des Sklavenaufstandes durch den Negergeneral Lamarre niedergebrannt, ist es seitdem fast vollständig neu, aber in einfachster Weise wieder aufgebaut worden. Im Süden der Stadt dehnen sich große Sumpfstrecken aus, die namentlich in der heißen Jahreszeit die Luft verpesten, und den Aufenthalt in Petit-Goave äußerst ungesund machen. Nach Westen hin aber liegt, einige Kilometer von der Stadt entfernt, im Kanton Les Palmes das Wunder der Gegend: ein Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen Gipfel sich ein tiefer Süßwassersee befindet, der etwa $1^1/_2$ km im Umfange hat, sehr fischreich und von zahllosen Wasservögeln besucht sein soll. Es war La Selve während seines kurzen Aufenthaltes in Petit-Goave nicht möglich, selber den interessanten See aufzusuchen, dessen Becken wahrscheinlich von dem Krater eines erloschenen Vulkans gebildet wird. Im Jahre 1736 schon ist die ganze Umgegend der Stadt wissenschaftlich aufgenommen und erforscht worden; in jenem Jahre hielten sich nämlich drei französische Akademiker, Godin, La Condamine und Bouguer, die zu Untersuchungen über die Gestalt der Erde nach Pern gesandt waren, auf ihrer Heimreise mehrere Monate in Petit-Goave auf, wo sie

sich mit wissenschaftlichen Beobachtungen aller Art beschäftigten; es wäre interessant ihren Bericht über die vulkanische Region von Les Palmes mit deren heutigem Zustande vergleichen zu können.

Noch am Abend des nämlichen Tages verließ La Selve Petit-Goave, und nach einer stürmischen Nachtfahrt, bei der die aufgeregte Phantasie seines Schiffers überall neben dem Boote das Schreckgespenst der Seefahrer dieser Gewässer, den Pauton-Fouillé, auftauchen sah, ein fabelhaftes Ungeheuer, das mit seinen gewaltigen Hörnern die Schiffe emporheben und umwerfen soll, erreichte man in der Frühe des nächsten Morgens den Hafen von Miragoâne. Kleine hölzerne, zum Theil einstöckige Häuser bilden die engen Straßen der Stadt, die sich bis dicht an das Wasser hinzieht. Niedrige bewaldete Berge erheben sich wie eine Schutzwehr dahinter; auf einem derselben steht die einfache Kirche. Miragoâne, das als Stadt erst seit dem Jahre 1812 existirt (bis dahin war es nur der Hafen für das weiter landeinwärts liegende Saint-Michel), ist rasch emporgeblüht und noch jetzt im fortwährenden Wachsen begriffen. Der offene Hafen beherbergt eine Menge von Schiffen aller Nationen; zwei kleine Forts beschützen seinen Eingang. Begreiflicherweise hat die junge Stadt, die ihr Entstehen und Gedeihen nur dem kommerciellen Tagesbedürfnisse verdankt, noch keinerlei bauliche Sehenswürdigkeiten aufzuweisen: dafür aber entschädigt die anmuthigste Umgebung den Reisenden. Dicht am Meeresufer entlang führt ein von herrlichen Bäumen beschatteter Weg zu der Salzquelle, dem Badeorte der Einwohner; am Eingange der Bucht erhebt sich die kleine frischgrüne schattenreiche Insel La Frégate aus dem Meere, das Ziel der sonntäglichen Bootsfahrten; aber die Perle der landschaftlichen Schönheiten bildet auch hier wieder ein See, der Caguani der Indianer, der 1 bis 2 km von der Stadt, inmitten eines Kranzes grüner Berge, liegt, und dessen glänzend klare Wasserfläche meistens unbeweglich wie ein großer Spiegel sich ausdehnt, während sein unterirdischer Abfluß als reißender Strom zwischen den Felsen hindurch sich den Weg zum Meere bahnt.

Les Abricots.

Die nächste Stadt von einiger Bedeutung auf der Nordküste ist Jérémie, das in dem Rufe steht, die schönsten Frauen der Insel zu besitzen. Da sein Hafen gegen die Nordwinde nur ungenügenden Schutz bietet, wird er fast ausschließlich von kleinen amerikanischen Fahrzeugen besucht, die ohne längern Aufenthalt ihre Ladung hier verkaufen und löschen können. In dem dicht bei der Stadt belegenen Flecken Guinaudraie wurde im Jahre 1762 der Vater des unerschöpflichen Schriftstellers Alexander Dumas des Aeltern, A. Davy Dumas, als Sohn des Marquis de la Pailleterie, eines Pflanzers, und einer Negersklavin geboren. Der Kanton Grande Rivière, dessen Hauptort Jérémie bildet, ist ganz und gar vulkanisches Terrain; von dem Fort Masranc aus, das sich auf einem Berge unweit der Stadt erhebt, überblickt man die wilde Landschaft mit ihren Gruppen seltsam gestalteter Gipfel, die, wenn auch heute mit dichtem Baumwuchse bedeckt, doch ein deutliches Bild von den gewaltigen Wirkungen der vulkanischen Kräfte geben. Brausend und schäumend bricht sich die Grande-Rivière, einer der bedeutendsten Flüsse Haytis, seinen Weg zwischen den Bergen hindurch.

In dem kleinen Hafenorte Trou-Bonbon, den La Selve zu Lande erreichte, schiffte er sich wieder ein, um sich nach Les Cayes, dem Hauporte der Südküste zu begeben. Nachdem das Kap Pointe des Abricots umschifft war, kam bald der kleine Flecken Les Abricots in Sicht, der wie das Kap seinen Namen der ungeheuren Menge von Aprikosenbäumen verdankt, die früher in den Wäldern des Kantons wuchsen. Nach Moreau de St. Méry's Angabe soll sich das Paradies der indianischen Ureinwohner der Insel in diesen Wäldern befunden haben, in deren schattiger Kühlung die Seelen der Verstorbenen friedlich wohnen sollten. Demselben Berichte zufolge hätten sich die Indianer der Umgegend, wenn sie den Tod herannahen fühlten, hierher tragen lassen, um in einer zwischen zwei Bäumen aufgehängten Hängematte bei dem Gesange der zahlreich hier nistenden Vögel und bei dem Wehen des leisen Seewindes in der Einsamkeit ihre letzten Seufzer auszuhauchen.

Bis zur Mündung des Flusses Dalmarie und der früher gleichnamigen Stadt, deren indianischer Name in

Die Ravine-du-Sud bei der Stadt Les Cayes.

Dame Marie korrumpirt worden ist, verläuft die Küste in unverändert westlicher Richtung; dann wendet sie sich nach Süden, um bei Kap Tiburon wieder die Richtung von Westen nach Osten anzunehmen und dann, bis auf den einen größern Vorsprung der Pointe à Gradins, beinahe parallel mit der Nordküste der Halbinsel sich hinzuziehen. Viele Klippen und felsige Inseln machen die Schifffahrt längs der Südküste zu einer gefährlichen Sache; aber die Menge von kleinen belebten Hafenorten, die in nur geringer Entfernung von einander am Ufer entlang liegen, sprechen von einer regen Frequenz trotz der alljährlich hier stattfindenden Schiffbrüche. Die größte unter den vorgelagerten Inseln ist die Ile-à-Vaches, die eine Länge von vier, eine Breite von einem Kilometer hat; früher war sie einer der bevorzugtesten Schlupfwinkel der Piraten dieser Gewässer; heute dient ihr fruchtbarer Boden einer Agrikulturgesellschaft zu großartigem Betriebe des Bananenbaues.

Die Bucht von Les Cayes erinnert bei klarem Wetter an den Golf von Neapel: dieselbe sanfte Biegung der Küste, derselbe blaue Himmel und leuchtende Glanz des blauen Wassers, und, um die Aehnlichkeit noch vollständiger zu machen, die Ile-à-Vaches, die in dunstiger Ferne, ein zweites Ischia, aus dem Meere auftaucht.

Die Stadt Les Cayes selbst macht, von der Seeseite gesehen, einen großartigen Eindruck; bei näherm Einblick freilich verliert auch sie bedeutend. Vor etwa anderthalb hundert Jahren angelegt, hatte sie in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts das Glück, in dem General Marion ein Oberhaupt zu besitzen, das es mit dem Wohle der ihm unterstellten Stadt ernst nahm. Alle öffentlichen Gebäude wurden unter seiner Verwaltung restaurirt, Hafenbefestigungen aufgeführt, viele Brunnen angelegt u. s. w. Aber bald nach seinem Tode, im August 1831, wurde die Stadt, die nicht wie so viele andere der haytischen Städte von Erdbeben und Feuersbrünsten heimgesucht zu werden pflegte, durch einen entsetzlichen Orkan und dadurch herbeigeführte Ueberschwemmung verwüstet. Eine große Anzahl von Häusern stürzte ein, das Meer trat weit auf die Küste und über-

Hafen und Stadt Les Cayes. (Nach dem Atlas von Moreau de Saint-Méry.)

schwemmte die große sumpfige Ebene, die sich im Norden der Stadt befindet; in mehreren Straßen der Stadt stand das Wasser 5 Fuß hoch. Von allen damals angerichteten Schäden ist heute nur weniges erst wieder ausgebessert. Auch die beiden Flüsse Islet und Ravine-du-Sud verursachen alljährlich Ueberschwemmungen, die das ungesunde Sumpfklima der Stadt noch verschlimmern. Für gewöhnlich aber bildet gerade Ravine-du-Sud mit ihrer unvergleichlich üppigen Ufervegetation den Hauptreiz eines Aufenthaltes in Les Cayes. Weiter ins Land hinein erinnern zahlreiche Forts und befestigte Lager, die sich aus der weiten Ebene erheben, an die unruhigen Zeiten des Aufstandes und der nachmaligen Parteikämpfe. Von Les Cayes aus begab sich La Selve nach Jacmel, das durch die lange Belagerung, die es während des Aufstandes auszuhalten hatte, berühmt geworden ist. Ein Theil der französischen Truppen hatte sich hineingeworfen und hielt monatelang den Angriffen von Toussaint Louverture, Christophe und Dessalines tapfer Stand. Damals bildete eine Reihe isolirter Forts eine Vertheidigungslinie um die Stadt. Auf einer steilen Steintreppe, die an einigen Stellen Spuren bedenklichen Verfalles zeigt, gelangt man von dem Hafen in die eigentliche Stadt, die, als Handelsplatz von ziemlicher Bedeutung, mit ihren modernen und gutgebauten Häusern den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit macht. Ein Ausflug nach Sale-Trou, den La Selve von hier aus unternahm, zeigte ihm in jenem nur etwa 5 km von der Grenze von San Domingo entfernten Küstenorte ein elendes schmutziges Hafennest. Aber die Berge, die dasselbe umschließen und weit nordwärts sich erstrecken, sind um desto großartiger und schöner mit ihren reichen dichten Waldungen und den fruchtbaren schmalen Thälern dazwischen. Als im 17. Jahrhundert die letzten Kaziken der Indianer vor den Verfolgungen der spanischen Grausamkeit sich zu retten versuchten, waren es diese Berge, in die sie sich flüchteten, und viel später noch, während der eigentlichen Blüthezeit der Kolonie, suchten die den Pflanzern entlaufenen Neger vorzugsweise hier eine Zuflucht, und waren die herrlichen Wälder oftmals der Schauplatz entsetzlicher Jagden auf die unglücklichen Flüchtlinge.

Die Entfernung von Jacmel nach Port-au-Prince beträgt zu Lande nur wenige Meilen; eine gutgehaltene Straße durch das Gebirge verbindet die beiden Städte. Auf ihr legte La Selve seinen Rückweg nach der Hauptstadt zurück, in der er nach eintägigem Ritte, im höchsten Maße befriedigt von seiner Tour durch den Süden, wieder eintraf.

Zur Arktis.

Von Dr. G. Hartung.

Eine Ländermasse, welche in den letzten geologischen Perioden einen Zusammenhang zwischen der alten und neuen Welt über den Atlantischen Ocean herstellte, ist schon lange eine durch zahlreiche Thatsachen gestützte Forderung der Paläontologie, Thier- und Pflanzengeographie. Hatte man diese Landverbindung zunächst in südlicheren Breiten gesucht, mit der von Plato dichterisch behandelten uralten Volkssage in Zusammenhang gebracht und demgemäß Atlantis genannt, so gestaltete sich dieselbe später, in nördliche Breiten verlegt, zur Arktis. In der „Urwelt der Schweiz“ (2. Auflage, Zürich 1879) schließt sich O. Heer dieser Auffassung an; aber er läßt das Festland in der Miocenzeit von der arktischen Zone so weit nach Süden herabreichen, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen Europa und Amerika bis in die Breite von Irland und den nördlichen Vereinigten Staaten stattfand, weil dadurch eine ganze Reihe merkwürdiger Thatsachen eine Erklärung finden. Von da gegen Süden erstreckte sich dann das alte Festland, den Umrissen des verhältnißmäßig wenig tief liegenden untermeerischen Plateaus folgend, etwa von 40° nördl. Br. allmälig verschmälert und im Osten wie Westen von zwei tiefen Meeresstreifen begrenzt, bis an die Ostküste des äquatorialen Amerika. Dieses mittelländische Plateau, welches, wenn der betreffende Theil der Erdrinde um etwa $^1/_2$ Meile emporstiege, mit dem anschließenden Plateau der arktischen Zone ein sehr großes Festland bilden würde, nimmt er für die alte Atlantis in Anspruch. Das Versinken des ganzen ausgedehnten miocenen Festlandes, welchem er den Namen Atlantis beläßt, begann im Südwesten wohl gleichzeitig mit der Hebung der Alpen und dauerte bis zum Abschluß der diluvialen Zeit fort. Da der Mensch um diese Zeit bereits auf der Erde lebte, so könnte der sagenhaften, von Plato dichterisch behandelten uralten Kunde immerhin eine Thatsache zu Grunde liegen.

Waren es wiederum in erster Linie paläontologische, thier- und pflanzengeographische Verhältnisse, welche eine vorweltliche Arktis aus dem Schoße des Meeres entstehen ließen, so versuchte man auch geologische und physikalische Gründe geltend zu machen. G. Jäger brachte seine Theorie von der Polflüchtigkeit des Landes, welche eine andauernde südwärts gerichtete Landverfrachtung, wie sie früher nur für die Eiszeit galt, annahm und zu begründen suchte. Jetzt hat wiederum E. Bessels in „Die amerikanische Nordpolexpedition“ — einem Buche, dem Inhalt wie Form eine hervorragende Stelle in der Literatur der Nordpolgegenden sichern — durch geologisch-physikalische Erörterungen eine Ausdehnung der alten Arktis über Grönland und den Archipel im Nordosten von Amerika, welche noch in der Diluvialzeit bestand, nachzuweisen sich bemüht. Er stützt sich dabei auf eine merkwürdige Erscheinung, welche bisher nirgends in gleicher Ausdehnung beobachtet wurde, und entwirft am Schluß des siebenten Kapitels das folgende „Bild der Vergangenheit“.

Unter dem Kalkgeröll, welches die Ufer der zwischen 81 und 82° nördl. Br. gelegenen Polaris-Bucht bedeckt, finden sich zahlreiche Bruchstücke von lithologisch scharf und deutlich ausgeprägtem Gneiß, Syenit, Porphyr, Trapp, rothgelbem Sandstein u. s. w. Dieselben Felsarten wurden weiter südlich bei Disko und in der Nähe verschiedener Kolonien in großer Verbreitung anstehend gefunden, und erscheint es dem Verfasser am natürlichsten, die Heimath dieses erratischen Materials südlich der obigen Bucht zu suchen. Daraus ergiebt sich, daß die gegenwärtig zweifellos vorherrschend südliche Strömung in der Davis-Straße und deren nördlicher Verlängerung ehemals eine entgegengesetzte, und somit auch die Vertheilung von Land und Meer eine andere gewesen sein muß. „Damals bildete der Archipel, der jetzt im Nordosten von Amerika sich ausbreitet, noch einen Theil des Festlandes, mit welchem Grönland zusammenhing. Grönland aber verband zwei Welten, deren Flora und Fauna es theilte. Nach der einen Seite hing es mit Amerika zusammen, nach der andern über Island mit Europa. Der nördliche Theil des Atlantischen Meeres bildete eine große Bucht. Wollen wir den Versuch wagen, ein ideales Strömungsbild jener Zeit zu entwerfen, so müssen wir uns einen Strom warmen Wassers vorstellen, der längs Amerikas Ostküste dahinfloß. Einer seiner Arme drang in die Davis-Straße ein, so weit dieselbe damals sich erstreckte; der andere wurde nach rechts von seinem Laufe abgelenkt und bespülte die Nordostufer des atlantischen Beckens. Als später die Glacialperiode begann und die kalte Luft, die über das Land nach dem Meere abfloß, mit der warmen Strömung in Berührung kam, die einen feuchten Luftstrom mit sich führte, entstanden reichliche Niederschläge längs des damaligen atlantischen Abhanges der europäisch-amerikanischen Weltinsel, zuerst als Regen, später meistens in Form von Schnee. — Erst nachdem die Landbrücke zerstört war, die nördlich der Polaris-Bucht existirte, und der Lancaster- und Jones-Sund sich geöffnet hatten, konnte der Polarstrom in den jetzigen Smith-Sund und in dessen Verlängerung eindringen.“ Die Trennung Grönlands von Amerika erfolgte von Süden nach Norden. Der südliche Theil der Westküste Grönlands besteht aus hartem metamorphischem Gestein, der nördliche aus der minder widerstandsfähigen Kalkformation; aber dennoch sind an ersterm die Fjorde zahlreicher und länger, weil ihnen zur Bildung mehr Zeit gegeben war.

Ueber den Mechanismus, welcher die Trennung zu Wege brachte, läßt sich Dr. Bessels nicht näher aus. Da nun aus der Quartärzeit keine Beweise für Bodenbewegungen vorliegen, welche Faltungen und Verwerfungen von Schichtenfolgen verursachten, oder gar Ländermassen spalteten, so können nur kontinentale Senkungen und Hebungen in Betracht kommen. Diese sind denn auch nachgewiesen. Während Grönlands Westküste im Süden in langsamem Sinken begriffen ist, zeigen sich nördlich einer Achse, die nach Bessels' Angabe zwischen 74 und 77° nördl. Br. zu suchen wäre, deutliche Anzeichen der Hebung. Außer den Erscheinungen, welche von Kane und Hayes am Rensselaer Hafen und bei Port-Foulke beobachtet wurden, fand Bessels an der Polarisbucht alte Strandlinien, auf dem Flachlande wie auf den Bergrücken, die bis 1800 Fuß ansteigen, die kalkigen Reste von Seethieren zerstreut, deren Arten noch jetzt in dem nahen Meere leben, in einem Süßwassersee, 30 Fuß über dem höchsten jetzigen Stand der Springfluthen, einen marinen Krebs aus der Familie der Palämoniden, und, ungefähr 4 engl. Meilen vom Meere entfernt, auf 110 Fuß

Höhe einen $1^1/_2$ Meilen langen und $^3/_4$ Meile breiten Salzsee.

Wenn Bessels die Hauptachse der Oscillation zwischen 74 und 77° nördl. Br. setzt und das Emporstreben des nördlichen sowie das Sinken des südlichen Theiles mit dem tiefen Athemzuge eines Menschen vergleicht, dessen Brustkorb bei der Hebung eine gleichzeitige Senkung des Leibes bedingt: so erscheint diese Auffassung der Verhältnisse nicht völlig stichhaltig, weil die beiden Bewegungen nicht der Zeit nach als gleichwerthig gelten können. Die Wahrnehmungen, welche für eine säkuläre Senkung der Westküste von Süd-Grönland zeugen, beziehen sich auf die jüngste Vergangenheit. Sie betreffen Beobachtungen, welche an Pfählen, die vor einer Reihe von Jahrzehnten eingerammt waren, an Waarenhäusern oder anderen Baureſten angestellt wurden und der Zeit nach dieses und das verflossene Jahrhundert umfassen, vielleicht bis zur Besiedelung durch die Normannen hinabreichen. Die Thatsachen hingegen, welche die Hebung der nördlichen Gebiete beweisen, können auf eine, wenngleich immerhin noch „verhältnißmäßig junge", so doch viel ältere Vergangenheit hindeuten. Die Meeresmolluskenfauna kann bei der Uebereinstimmung mit der jetzt lebenden nur gestützt auf besondere Beobachtungen, welche eine Unterscheidung von glacialen und postglacialen zulassen, überhaupt eine Altersbestimmung ermöglichen. Solche Beobachtungen liegen einestheils hier nicht vor — und sind vielleicht unter diesen Breiten gar nicht durchführbar —, während anderntheils die beobachteten bedeutenderen senkrechten Abstände für ein höheres Alter der gehobenen Ablagerungen sprechen. Hayes fand alte Strandlinien 110 Fuß über dem mittlern Meeresspiegel, ebensohoch liegt der Salzsee, den Bessels entdeckte, und überdies erwähnt letzterer, ebenfalls im Gebiet der Polarisbucht, Reste von Seethieren, die noch jetzt im nahen Meere leben, auf Bergrücken, die bis 1800 Fuß ansteigen. Hierher dürfte auch das von Robert Brown unter 69° 27′ nördl. Breite beobachtete Bett des Illartleck-Gletschers gehören, welches Thonbänke mit Muschelresten birgt, die 500 Fuß über der jetzigen Meeresfläche liegen; und nicht von E. Bessels erwähnt sind die marinen Reste, welche Amund Helland in der Diskobucht bei Claushavn in einer 30 m hohen Terrasse mit der Bemerkung anführt, daß Grönland um so viel einst tiefer als jetzt gelegen haben müsse. Nun wissen wir freilich nichts über das Maß der Senkung im südlichen Grönland, das dem Hebungsmaß des nördlichen Gebietes gleichkommen mag. Allein E. Bessels rückt das Senkungsgebiet weit über 68 und 69° nördl. Br. hinaus, wo doch eine Hebung bis zu 500 Fuß festgestellt ist. „Der nördlichste Küstenstrich, den Kane als Senkungsgebiet ansprechen durfte," schreibt er, „befindet sich in der Nähe der Crimson Cliffs, wo abermals verlassene Eskimohütten es waren, die Zeugniß gaben für die Abnahme der Veste, welche seiner Ansicht nach sich nicht jenseits des sieben und siebenzigsten Parallels geltend macht." Nach E. Bessels stellt daher das Bett des Illartleck-Gletschers, 500 Fuß über dem Meere, innerhalb des in Senkung begriffenen Bereiches „ein beschränktes Hebungsgebiet" dar. Mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch dürfte dieses Vorkommen sammt den marinen Resten der Diskobucht für eine ältere Hebung zeugen, welche der spätern bis jetzt andauernden Senkung voranging. Ob diese Senkung noch weiter nördlich, vielleicht so weit als das Land selbst reicht, bleibt unentschieden, aber doch immerhin nicht undenkbar. Sagt doch E. Bessels selbst, „daß der öde Strand so spärlich bevölkert und so wenig besucht sei, und daß Senkungen, wenn sie an unbewohnten Orten sich vollziehen (bei dem Mangel riffbildender Korallen), nimmer entdeckt werden." Ebenso wenig liegen im nördlichern Gebiete Beweise für eine Hebung vor, die heute noch andauert oder bis in die allerjüngste Vergangenheit im Gange war. Wir wissen nur, daß Anzeichen einer Hebung unbestimmten, aber großentheils beträchtlichern Alters von Norden her bis 68°, und solche, die für eine in allerjüngster Vergangenheit und jetzt noch wirksame Senkung zeugen, bis gegen 77° nördl. Br. verfolgt wurden. Wir könnten nicht einmal sagen, ob jener säkulären Hebung im Norden eine Senkung voraufgegangen sei, wenn nicht eine Beobachtung dafür spräche, welche in: „Narrative of a voyage to the polar Sea etc. by Capt. Sir G. S. Nares" sich findet.

Gegenüber der Polaris-Bucht, auf der Westseite des Robeson-Channel und in der Nähe von Discovery-Harbour, wo das eine Fahrzeug der Expedition überwinterte, waren in einer tiefen Schlucht die miocenen Schichten, 10° gegen Ost einfallend, aufgeschlossen. Ueber dem Lignit, den Schieferthonen und Sandsteinen lagen Schichten von feinem Lehm und Gletscherdrift mit wohl erhaltenen Schalen von Mollusken, deren Arten noch jetzt im benachbarten Meere leben. Diese Ablagerungen reichten bis 1000 Fuß über den jetzigen Meeresspiegel hinauf; um soviel wenigstens mußten die Lignitlager und die Schichten mit den Pflanzenresten herabgesenkt und seitdem wieder gehoben worden sein. Um die Landverbindung herzustellen, welche den Transport des eratischen Materials in der Richtung von Süd nach Nord ermöglichte, mußten aber diese Miocenschichten noch während der Eiszeit höher als jetzt über dem Meere liegen. Die darauf folgende Senkung, welche die Untertauchung jener Landbrücke bewerkstelligte, mußte dann ferner bedeutender sein als die „in verhältnißmäßig junger Vergangenheit" erfolgte Hebung, deren Spuren auf beiden Seiten des Robeson-Canals, der nördlichsten Verlängerung des Smith-Sundes, aufgefunden wurden. Die Möglichkeit, daß solche Bodenbewegungen während der Eiszeit stattfanden, mag immerhin vorliegen, der endgültige Beweis dafür kann aber noch nicht als erbracht angenommen werden.

Diesen Beweis können auch die Fjorde nicht liefern. Gewöhnlich gelten dieselben als Thalbildungen, oder Theile derselben, welche das Meer hineindringend erfüllte. Wenn die Thalbildungen als ein Ergebniß der Erosion aufgefaßt werden — eine Ansicht, der Bessels huldigt —, so muß das Land ehemals höher gewesen sein und nach der Auswaschung sich gesenkt haben. Wo aber marine Reste ein Emporsteigen der Veste bekunden und dennoch Fjorde einschneiden, da kann selbstverständlich diese Hebung nur einen Theil von dem Maße der Senkung ausmachen, welche die übermeerisch entstandenen Thalfurchen untertauchte. Giebt die Tiefe und Länge der Fjorde sonach einen gewissen Anhalt für die Beurtheilung der einstigen Höhe des Landes, so würden im vorliegenden Fall die bis gegen 68° nördl. Br. beobachteten Anzeichen der Hebung schon genügen, um zu erklären, weshalb die Fjordbildungen im südlichen Grönland zahlreicher sind und tiefer einschneiden. Allein die Fjorde sind zum Theil so eigenthümlich gestaltet und werden auf ihre Entstehung hin, gleichwie die übermeerischen Thaltheile, so abweichend gedeutet, daß sie besser ganz aus dem Spiele bleiben, um so mehr, da die Ansicht, nach welcher die Gletscherzeit die Reliefformen des Landes sammt den dazu gehörenden Einschnitten bereits vorfand, der überwiegenden Mehrzahl der Forscher als maßgebend gilt. Die Entstehung „des Meeresarmes, welcher Grönland von Amerika und dessen vielgestalteter Inselwelt trennt", wird also in eine ältere Vergangenheit fallen. Für diesen aber, für die Davis-Straße und deren Verlängerung, kann nach E. Bessels das Rothe Meer und der angrenzende Golf von Aden als das einzige

geographische Homologon angesprochen werden; sie allein besitzen Dimensionen von ähnlicher Großartigkeit. „Die Entfernung von der Mündung der Davis-Straße bis zum Nordende des Robeson-Canals beträgt in runder Zahl 1300 Meilen, die Länge des Rothen Meeres, mit Einschluß des Golf von Aden, deren 1600.“

Wenn das erratische Material den Smith-Sund herauf von Süden nach Norden sich bewegte, so müßte das von E. Bessels gezeichnete Bild der Vergangenheit zutreffend sein. Und somit dreht sich der Beweis nun schließlich um den Satz: „daß man wohl kaum annehmen darf, daß die metamorphischen Gesteine und die Trappformation, die südlich von dem neu entdeckten Lande, längs der Küste West-Grönlands auftreten, sich nördlich des einundachtzigsten Parallels genau wiederholen.“ So auffallend die Uebereinstimmung und die Zahl der Handstücke sein mögen, so erscheint es doch vielleicht Manchem angezeigt, in Erwartung späterer Beobachtungen und Funde, gerade diese Frage noch vorläufig als eine offene zu betrachten.

Das Buch, aus welchem wir die oben erörterte geologische Auffassung herausgegriffen haben, ist „Die amerikanische Nordpol-Expedition von Emil Bessels“. Als einen Auszug aus dem ersten wissenschaftlichen Bande des Reisewerkes (Scientific Results of the U. S. Arctic Expedition etc. von E. Bessels) giebt Verfasser am Ende des vorliegenden Buches auf 120 Seiten einen „wissenschaftlichen Anhang“. In demselben ist der ganze Inhalt jenes ersten Bandes nach vorgenommener gründlicher Revision in seinem Ergebnisse niedergelegt. Die eigentliche Reisebeschreibung umfaßt, in 29 Kapitel getheilt, 526 Seiten und ist mit zahlreichen äußerst charakteristisch aufgefaßten wie vortrefflich ausgeführten Holzschnitten sowie mit einer vom Verfasser nach den neuesten Quellen bearbeiteten Karte des Smith-Sund-Gebietes im Maßstab von 1 : 2 970 000 versehen. Diese Beschreibung der dreijährigen Reise trägt, wie wir an oben angeführtem Beispiel gesehen haben, ein ebenfalls wissenschaftliches Gepräge. Als Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition hat E. Bessels die fachmäßig festgestellten Ergebnisse, die Art der durchgeführten Beobachtungen, Ethnographisches, die Naturgeschichte des Landes, der Pflanzen- und Thierwelt gründlich durchgearbeitet und, unter Vermeidung der trockenen Tagebuchform, mit der Schilderung des Ganges der Ereignisse zu einem Ganzen gestaltet, das bei kunstgerechter Darstellung wie eine spannende, als naturwahr packende Erzählung wirkt, und von dem Verlauf der Expedition wie von den Schauern und Mühsalen eines langen Aufenthaltes unter hohen Breiten ein überaus plastisches Bild giebt. Vorzüglich gelungen ist die Darstellung der überwältigend großartigen Natur der Polargegenden. Erhebt sich die Sprache, bei fließender Diktion und klarem durchsichtigem Stil mitunter mit dichterischem Schwung, so ist sie nie auch nur durch einen Anflug von Sentimentalität getrübt und stets dazu angethan, die Dinge so, wie sie sind, heraustreten zu lassen. Eine Besprechung im Neuyorker belletristischen Journal hat nicht zu viel gesagt, wenn sie behauptet, daß der Versuch, ein Naturgemälde, wie es v. Humboldt für die Tropenländer hinzauberte, nun auch für die arktische Zone zu entwerfen, E. Bessels bis zu einem hohen Grade gelungen sei. Der Leser wird Einzelschilderungen treffen, welche die Polarregion mit namhaftem Erfolge in ähnlicher Weise behandeln, wie Humboldt in seinen Ansichten der Natur die Tropen zeichnete, und sei hier auf „Die Flora des Hochnordens“ und auf den Abschnitt über die „Robben“ besonders hingewiesen.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere.

Von **F. Ratzel.**

I.

Während die Länder der alten Welt und vor allen Europa, das den Vortheil seiner Lage am gründlichsten ausgenutzt, ihre Kulturpflanzen und Hausthiere aus drei Erdtheilen nehmen konnten, deren Flächenraum $^3/_4$ alles Landes auf der Erdoberfläche in sich faßt, ist Amerika in dieser Beziehung auf sich allein angewiesen geblieben bis zu der Zeit, wo es durch die Europäer in Verbindung trat mit der übrigen, der alten, Welt. Es ist also nicht erstaunlich, wenn die Zahl derjenigen Pflanzen und Thiere, die der Mensch zu dauerndem Nutzen sich aneignete, vergleichsweise gering ist, doch darf dabei allerdings nicht vergessen werden, daß Amerika nicht der Schauplatz der Entwickelung großer Kulturvölker war, wie die alte Welt, und daß in Folge dessen der Antrieb zur Züchtung von Pflanzen und Thieren hier geringer sein mußte. Es ist voreilig zu behaupten, daß Amerika in jeder Hinsicht ungünstiger für die Erziehung des Menschen zur Kultur ausgestattet gewesen sei, als die alte Welt [1]), denn der amerikanische Mensch hatte vor der Berührung mit den Europäern nicht Zeit gehabt, alle Schätze der Natur zu heben, die ihn umgab. In Bezug auf das Pflanzenreich ist jene Behauptung nicht richtig für die Mehl- und Knollenfrüchte, die Gewürze und Genußmittel und die holzgebenden Waldbäume, in Bezug auf das Thierreich kann sie für das Geflügel nicht mit vollem Rechte ausgesprochen werden.

O. Peschel stellt in seiner Völkerkunde [1]) folgende Vergleichsliste alt- und neuweltlicher Kulturpflanzen auf:

Alte Welt.	Neue Welt.
Mehl- und Hülsenfrüchte.	
Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Negerhirse, Buchweizen, Kafirkorn, Reis, Linsen, Erbsen, Wicken, Bohnen, Igname.	Mais, Mandiokka, Kartoffel, Chenopodium Quinoa, Batate, Mezquite, Igname (?).

[1]) Buffon erregte im vorigen Jahrhundert einen heftigen Streit durch seine Behauptung, daß alles organische Leben in der neuen Welt weniger entwickelt sei, als in der alten, wobei er als Gründe die Artarmuth der erstern, die Kleinheit ihrer Thierformen und die Entartung der Hausthiere anführte. Die Schriften über Amerika aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind angefüllt mit Widerlegungen dieser Behauptung. Am ausführlichsten haben Clavigero und Winterbotham darüber sich ausgelassen. Letzterer giebt in Bd. I seiner „View of the American U. S.“ sogar eine Reihe von Tabellen, in denen die Gewichte von über 100 amerikanischen und europäischen Thieren vergleichend neben einander gestellt sind.

[1]) Dritte Auflage 1876, 439.

Alte Welt.	Neue Welt.
Obstsorten der gemäßigten Zone.	
Rebstock, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Orangenarten, Feigen, Datteln.	Catawbatraube.
Pflanzen mit Faserstoff.	
Baumwolle, Flachs, Hanf, Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm.	
Gewürze.	
Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Muskatnuß, Gewürznelken, Zuckerrohr.	Vanille, Spanischer Pfeffer (Capsicum annuum).
Narkotische Genußmittel.	
Thee, Kaffee, Mohn (Opium), Hanf (Hadschisch).	Paraguay-Thee, Cacao, Tabak, Coca.

Aber wenn wir bei den Pflanzen stehen bleiben, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß für den Nutzen des Menschen mit der Zeit noch manche wildwachsende Erzeugnisse des Pflanzenreiches Verwerthung finden können, welche gegenwärtig nur in geringem Maße benutzt werden, und es wird sich leicht zeigen lassen, daß die Peschel'sche Aufzählung Amerika zu karg bedenkt. Die Wurzeln von Lewisia rediviva, Apios tuberosa, Lupinus littoralis, mehrere Oenothera-Arten werden von den Indianern und den ihnen nachahmenden Waldläufern gegessen. Die erstere soll getrocknet wie Salep zu genießen sein und eine besonders große Nahrhaftigkeit besitzen. Außer dem Wasserreis [1]) sind von Körnern besonders die Samen des Lupinus biennis gegessen worden. Als Salat und Gemüse werden die Blätter von verschiedenen Arten Leontodon, von Chenopodien, Phytolacca decandria und Caltha palustris gegessen. Die erfrischende Frucht von Podophyllum callicarpum (Mandrake, wilde Citrone) wird gleichfalls gegessen. Die von Diospyros virginiana (Persimon) gilt für vortrefflich. Der Damascener-Pflaume gleicht die Icaco-Pflaume von Chrysobalanus icaco. Der wildwachsende Pawpaw oder Melonenbaum (Papaya vulgaris) liefert melonenartige Früchte, die man eingemacht ißt. Wilde Pflaumenarten sind in mehrfacher Zahl verbreitet. Die Früchte des wilden Apfelbaumes sind nicht genießbar. Dagegen giebt es zwei Kastanienarten, deren Früchte genossen werden: Castanea americana in den mittleren und C. pumila (Chinquapin) in den Südstaaten. Im Norden tragen zwei Haselnußarten (Corylus), im Süden einige Hamamelis-Arten (Witch-Hazel) eßbare Nüsse. Süße Eicheln werden von Quercus castanea (bis 43° vorkommend) und alba und von der Lebenseiche geerntet. Die Nüsse von Juglans nigra und cinerea (Buttermuß) und fraxinifolia, von Carya olivaeformis (Pekannuß) und anderen Hickory-Arten, vertreten unsere Wallnüsse, haben aber dickere Schalen und minder ausgiebige Kerne. Eine eßbare Nuß trägt auch Hamiltonia oleifera. Der Palmetto (Chamaerops Palmetto) liefert in seinen Blattknospen einen Palmkohl. Die Blätter von Agave americana sollen abgekocht ein schmackhaftes Gericht geben und enthalten zähe und lange Fasern. Im Südwesten werden die Früchte einiger Kaktusarten, vorzüglich von Opuntien (Tunas) und vom Riesenkaktus oder Saguarro (Cereus giganteus), gegessen. Ebendort spielen die öligharzigen Fruchtkerne einiger Föhren, Piñons (Pinus edulis und monophylla), als Nahrungsmittel bei den Indianern eine Rolle. Unter den eßbaren Pilzen, deren Zahl sehr groß [1]), ist die sogenannte indianische Kartoffel oder das Indianer-Brot oder Tuckahoe (Lycoperdon solidum), ein bis zu 30 Pfund schwer werdender Pilz, hervorzuheben, der in den Südstaaten wächst und oft die einzige Nahrung der entflohenen Sklaven gebildet haben soll. Endlich sind die Weinreben nicht zu vergessen, von denen verschiedene Arten in den Vereinigten Staaten wild wachsen [2]). Darunter sind sehr fruchtreiche und wohlschmeckende Arten, welche theilweise bereits in erheblicher Ausdehnung angebaut werden. Als ein für den Haushalt der Landbevölkerung im Norden wichtiges Erzeugniß wildwachsender Pflanzen werden wir den Ahorn-Zucker nicht unterschätzen dürfen, welcher aus Acer saccharinum gewonnen wird.

Die californischen Indianer benutzen unter dem Namen Panoche einen Zucker, der durch Blattläuse an Schilfblättern erzeugt wird, also ein mannaartiges Gebilde. Ferner den mehr nach Harz als Zucker schmeckenden, aber immerhin süßlichen Ausfluß aus der Zuckerföhre (Pinus Lambertiana), welcher äußerlich ganz mannaartig ist und auch von den in der Sierra lebenden Weißen nicht ungern genossen wird.

Auch der ferne Westen ist trotz seiner Steppennatur nicht arm an eßbaren Früchten. Von wildwachsenden Früchten in der Felsengebirgsregion und dem Großen Becken werden hervorgehoben die verschiedenen Arten von Pflaumen (besonders Prunus chicasa), vier Arten von Kirschen (die niedrige buschige Cerasus prostrata trägt vortreffliche Früchte), Himbeeren und Brombeeren (Rubus deliciosus und triflorus) und Johannis- und Stachelbeeren (R. aureum und floridum). In Neu-Mexico und West-Texas kommen zwei Maulbeerbäume (Morus rubra und M. nigra) und mehrere Weinreben vor.

Einige Ericaceen liefern in ihren Blättern einen Thee,

[1]) Der Wasserreis, „Zizania aquatica L." (Pshu bei den Sioux, Manomin bei den Chippewas), ist im Norden der Vereinigten Staaten überall nicht selten, erreicht aber besonders im N.-W. eine ökonomische Wichtigkeit, die hinter keiner der übrigen wildwachsenden Pflanzen zurücksteht. Er bietet das einzige Beispiel eines einheimischen Getreides, das in einer Menge wächst, die genügend ist, den Bedarf der gewöhnlichen Verzehrung zu decken. Er ist besonders häufig in den seeartigen Ausbreitungen der Flüsse des obern Mississippi- und des Seengebietes und zwar in den unteren Abschnitten derselben, wo er Ueberschwemmung in hinreichendem Maße, daneben schlammigen, lockern Schwemmboden findet. Selten findet er sich in den abflußlosen Seen. Als Speise wird er sogar dem echten Reis vorgezogen. Man erntet ihn im September, indem man mit niederen Booten durch das Röhricht eines „Reissees" fährt und die Aehren in das Boot ausklopft. Der Indianer-Agent von Leech Lake, Minn., giebt für 1876/77 die Menge des von seinen Indianern gesammelten wilden Reises auf 35 000 Pfund an.

[1]) Schwämme werden in den Vereinigten Staaten bis jetzt wenig gesammelt und verzehrt; es scheint sogar, daß die Indianer die Eßbarkeit von einer großen Anzahl derselben nicht kannten, und doch sind eßbare Schwämme in der Waldregion des Ostens sehr häufig. Im Staat Neuyork sammelte Prof. Peck allein 80 verschiedene Arten. Dr. Curtis zählt (im Rep. Agr. Dep. 1876, S. 79) allein aus Nord-Carolina 108 eßbare Schwämme auf.

[2]) Selbst in den Steppen des obern Red-River-Gebietes findet man zahlreiche wilde Reben, die im Flugsande halb vergraben, aber vielleicht gerade durch diese wärmebergende Sandhülle um so fruchtreicher sind. Sie bedecken Hunderte von Acres, die wie Weinfelder erscheinen. Long beschreibt sie als „so mit Früchten beladen, daß jeder Theil des Stammes verhüllt ist" und die Früchte „unvergleichlich feiner als irgend eine andere einheimische oder fremde Traube". Acc. of an Exp. to the Rocky Mts. 1823, II, 126. Man hat in den Vereinigten Staaten vorgeschlagen, diese Sandumhüllung künstlich zur Beförderung der Reife der Trauben zu bewerkstelligen.

der bei den „Voyageurs“ und Waldläufern des Nordwesten sehr beliebt ist. So Gaultheria procumbens (Wintergrün), Arctostaphylus Uva Ursi (Bärentraube), Ledum latifolium (Marschthee genannt). Diese Leute haben überhaupt gezeigt, wie man die Gaben der Natur ausnutzen kann. Sie haben eine Menge Dinge gegessen oder sonst benutzt, an denen der kulturbeflissene Mensch achtlos vorübergeht. So erzählt z. B. der Prinz von Wied (Reisen in Nordamerika 18, 471): „Zur Erfrischung brachten die Canadier eine Menge des Pappelsplintes mit, welchen sie La Sèvre nennen, sehr gern abschaben und aussaugen. Der Saft desselben hat einen etwas angenehm süßlichen Geschmack, etwa wie Wassermelonen, und ist höchst erfrischend.“

Zur Zeit des Bürgerkrieges gab ein Charlestoner Arzt, Dr. Porcher, ein Buch heraus, in welchem alle nutzbaren Pflanzen des Süden aufgezählt sind. Wenn auch derartige Werke in der Regel reich an Uebertreibungen und unpraktischen Vorschlägen sind, so ist doch bemerkenswerth, daß 14 Kaffee- und mehr als 20 Theesurrogate, 15 Brot- und 13 Faserpflanzen, 50, die Brechmittel, 100, die Farbstoffe liefern, und 57 Narkotika aufgeführt werden. Damals, als die Südstaaten von allen Gebieten abgeschnitten waren, in denen sie sonst ihre Landesprodukte gegen Industrieerzeugnisse ausgetauscht hatten, sahen sie sich in den reichen Wäldern und Feldern ihres eigenen Landes eifrig nach Ersatzmitteln für die nothwendigen Dinge um, die sie aus dem Ausland zu beziehen gewohnt waren. Die landwirthschaftlichen Zeitschriften waren in jener Zeit mit dahin zielenden Rathschlägen gefüllt, und der Dr. Porcher in Charleston gab später als Resultat derartiger Bemühungen ein dickes Buch über die südstaatlichen Pflanzen und Pflanzenprodukte heraus, welche in Ackerbau, Industrie und Medicin Verwendung gefunden haben oder finden könnten. Natürlich läuft da manches Unpraktische mit unter, aber manche Anregung dürfte sich doch in Zukunft nützlich erweisen, denn diese Staaten sind in den zweihundert Jahren ihrer Besiedelung nur höchst einseitig und oberflächlich ausgebeutet worden. Ich will Einiges herausheben.

Seife und Kerzen wurden während der Kriegsjahre vielerorts aus dem Wachs bereitet, das durch Kochen der Beeren des Wachsmyrthenstrauches erhalten wurde. Dieser Strauch, Bayberry genannt (Myrica cerifera), wächst überall in den Tiefländern des Südens in großer Menge. Man kocht das Wachs aus den Beeren aus und macht entweder dunkelgrüne Kerzen aus demselben, die beim Brennen einen nicht unangenehmen Geruch aushauchen, oder Seife, von der man durch Behandlung des Wachses mit Lauge das zehnfache Gewicht des angewandten Wachses erhält. Die Blätter derselben Pflanze wurden in Charleston zum Gerben verwandt.

Der Same der Baumwollenpflanze wurde in Abkochungen als Mittel gegen Wechselfieber und in allen Fällen angewandt, wo man sonst Leinsamen zu verwenden pflegt; geröstet und gemahlen soll er eines der besten Kaffeesurrogate sein; es wurden nach und nach vierzehn Kaffeesurrogate empfohlen und noch mehr Theesurrogate; von den letzteren wird noch jetzt der Aufguß des Blattes des Cassinastrauches, häufig getrunken; er ist der Matépflanze Südamerikas nahe verwandt. Auch die Blätter des Holly- oder Stechpalmenbaumes, der demselben Geschlecht angehört, werden als Theesurrogat gebraucht. Stoffe, aus denen in Ermangelung des Getreides Brot zu machen wäre, werden funfzehn oder mehr aufgeführt. Aus der Palmettopalme soll Wachs, Wein, Oel gemacht werden; als Gemüse wird das Herz ihrer Krone längst gegessen, und zu Brustwehren bei Verschanzungen erwies sich ihr faseriges, verflochtenes Holz so nützlich, daß der Baum in der Nähe Charlestons seit dem Kriege nahezu ausgerottet ist. —

Um auch das dem Menschen Schädliche nicht zu vergessen, seien von den Giftpflanzen der Vereinigten Staaten die gefährlichsten hervorgehoben: Rhus toxicodendron, Poison Ivy; R. venenata, Dog-Wood (nicht mit dem gleichnamigen prächtigen Strauch Cornus florida zu verwechseln); Cicuta maculata, Water Hemlock; Veratrum viride, Indian Poke; Symplocarpus foetidus, Skunk-Cabbage; Lobelia cardinalis, Indian Tobacco. Unter den eingeführten Pflanzen finden sich unsere wohlbekannten weitverbreiteten altweltlichen Giftpflanzen Schierling, Stechapfel, Bilsenkraut, Nachtschatten, Taumellolch.

Reisewerke über Westafrika.

V.

Mit einer Anzeige der pietätvollen Gabe des Pastors Carl Heinersdorff, welcher seines Freundes Reinhold Buchholz' Reisen an der Küste des Guinea-Golfes beschreibt [1]), schließen wir vorläufig unsere ziemlich umfangreiche Musterung von Büchern über Westafrika, nicht ohne die begründete Hoffnung, bald über die Arbeiten des Dr. Pechuel-Lösche und des Ingenieurs Schütt Bericht erstatten zu müssen.

Das Buch wird mit einer Lebensbeschreibung des Reisenden eingeleitet, die wohl geeignet ist, des Lesers wärmstes Interesse für dessen melancholisches Geschick zu erwecken. Von Jugend auf hatte Buchholz mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen und, als er sich kaum am Ziele sah, starb er. Am 2. Oktober 1837 geboren, verlor er schon 1848 seinen Vater, hatte auf einem Berliner Gymnasium schwere Zeiten durchzumachen, und war dann widerwillig Militärarzt, bis ihn des Königs Gnade ganz seinen zoologischen Studien wiedergab. Im Herbste 1864 wurde er zum Konservator am zoologischen Museum der Greifswalder Universität erwählt, und nun konnte er seinem Lieblingsfache, der Zoologie, alle seine Kräfte widmen. 1865 sammelte er an der norwegischen Küste, 1867 bei Neapel, 1869 bis 1870 begleitete er die zweite deutsche Nordpolfahrt als Zoolog und theilte das Schicksal der Hansamänner, die fürchterliche, mehr als 200 Tage lange Fahrt auf der Eisscholle; die Leiden, die er dort auszustehen hatte, der Verlust seiner Sammlungen machten ihn trübsinnig, doch genaß er nach der Heimkehr. Zum

[1]) Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Carl Heinersdorff. Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1880.

ewigen Angedenken nannten seine Gefährten jene weitvorspringenden, drohenden Klippen der grönländischen Küste zwischen 34 und 35° westl. L. und 66 und 67° nördl. Br., welche ihre Scholle am 9. Januar passirte, „Kap Buchholz“. 1872 wurde Buchholz zum außerordentlichen Professor der Zoologie ernannt; doch schon im Juni desselben Jahres trat er die in dem oben citirten Buche beschriebene, unter zahlreichen Entbehrungen [1]), Anstrengungen und Erkrankungen durchgeführte Reise nach Westafrika an, von welcher er erst im November 1875, reich mit zoologischen Schätzen beladen, nach Greifswald zurückkehrte. Im Januar 1876 zum ordentlichen Professor befördert, sollte er am 1. April die Direktion des Museums übernehmen, erkrankte jedoch an einer Lungenentzündung und starb am 17. April 1876 — gerade, als er nach rastlosem Arbeiten und unsäglichen Mühen diejenige Stellung einnehmen sollte, nach der er sich lebenslang gesehnt hatte. „Zweifellos,“ so sagt Prof. Landois in einem Nachrufe, „zählte Reinhold Buchholz zu den bedeutendsten jüngeren Zoologen. Ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen aller Hülfsmittel der modernen Zoologie, ausgezeichnet in der Handhabung des Mikroskops, reich bewandert in der Literatur zahlreicher Sprachen, war er ein Arbeiter von unvergleichlicher Ausdauer und eminenter Genauigkeit. Er war Forscher und Gelehrter im höchsten Sinne des Wortes; seine Wissenschaft war ihm Alles; jeden Augenblick war er bereit, ihr, was er hatte und vermochte, zu opfern.“

Pastor Heinersdorff hat nun den Inhalt der während der afrikanischen Reise geführten Tagebücher und einer großen Anzahl von Briefen, welche Buchholz theils an seine Angehörigen, theils an seine wissenschaftlichen Freunde, die Professoren Peters und Braun in Berlin, gerichtet hat, in eine fortlaufende Erzählung umgearbeitet, welche es ermöglichte, die zerstreuten, doch sachlich zu einander gehörigen Notizen und Bemerkungen im Zusammenhang zu geben und doch überall, wo es wünschenswerth erschien, den Reisenden selbst sprechen zu lassen. Außerdem benutzte er stellenweise die in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ (IX, S. 161 bis 222) abgedruckten „Reisebriefe des Herrn Dr. A. Buchholz an Herrn Prof. Dr. Zaddach“ und den Vortrag von Buchholz „Land und Leute in Westafrika“ (257. Heft der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ von Virchow und Holtzendorff). Dadurch ist es dem Herausgeber gelungen, eine recht interessante, unterhaltende Reisebeschreibung zu liefern, deren Hauptwerth in den zoologischen Notizen und ethnographischen Schilderungen liegt, namentlich soweit sie das Camaruns-Gebirge mit seiner nächsten Umgebung und einige Punkte der Gold- und Sklaven-Küste (Akka, Aburi, Keta, Weidah und Lagos) betreffen. Für den Gabun und den untern Ogowe haben die letzten Jahre schon ausführlichere Schilderungen gebracht.

Von den Negern von Camaruns (King Bell's Town) [2]), den Duallas, wird auf S. 93 folgende interessante Schilderung entworfen. Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher ganz gescheckt erscheinen (vergl. Scheckige Menschen „Globus“ XXXIV, S. 27, und Dr. Pechuel-Lösche, Abnorm gefärbte Menschen, ebendort S. 122). Wie es Dr. Falkenstein von den Loango-Negern (s. oben S. 109) thut, so bestreitet auch Buchholz von den Duallas, daß sie geringe Wadenentwickelung haben. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften, der aber möglichst bunt sein muß und oft gewechselt wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, ziehen auch gern hohe weiße Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa beziehen. Buchholz sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kru-Neger tatuiren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedenster Weise, doch sind die Camarums-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kru-Neger nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verhinderten; auch geriethen dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die förmliche Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Elfenbeinringe, Ebenholzstöcke, Messer- und Schwertscheiden, beschränkt. Alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Häuptling bis herab zum Halbfreien, nur Handel treiben, nicht produciren oder gar Feldarbeit verrichten. Nur das Nöthigste an Jams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1200 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Dualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber disponiren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu 20 Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Dieselben, welche nebst ihren etwas besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden nicht gerade immer schlecht behandelt, schweben aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger“ genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven; denn obgleich auch sie als unfrei angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf

[1]) In Victoria z. B. lebte er vier Monate lang wie die Eingeborenen von Fischen, Wurzeln, Pisang und Jams; Affenbraten hatte er nur 2 bis 3 Mal. Da er aus Sparsamkeit nicht einmal einen Diener hielt, so führte er ein Leben wie bei uns schwerlich der ärmste Proletarier (S. 105).

[2]) Vergl. die Karte der Umgebung des Camaruns-Gebirges „Globus“ XXXV, S. 344.

eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Berathungen des Stammes keine Stimme.

Eine angenehmere Bekanntschaft, als mit diesen faulen Küstennegern, machte Buchholz in der Bakhwiri (Bakwileh auf unserer oben citirten Karte), als er auf das Camaruns-Gebirge höher hinauf stieg. Es ist das ein harmloser, gutmüthiger, wohlgebildeter Menschenschlag, der mit europäischer Kultur noch kaum in Berührung gekommen ist, nichts vom Stehlen weiß, wie die Kru und Dualla, dafür aber noch nackter einhergeht, als jene, und in viel schlechteren Hütten wohnt. Sie besitzen viel Schafe und Ziegen, schlachten dieselben aber nur bei festlichen Gelegenheiten, d. h. bei Begräbnissen. Gleich nach dem Tode eines Menschen beginnen die Weiber des Dorfes, welche dafür bezahlt werden, ein furchtbares Geheul, während die Männer möglichst viel Pulver verknallen. Neun Tage braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, bela genannt, zu gelangen; dann beginnt das große Todtenfest, an welchem unter Betheiligung der Nachbardörfer Spirituosen und Fleisch in unglaublichen Mengen vertilgt werden. Die Leichen werden hier, wie bei den Dualla, in ihren Hütten beerdigt, welche darauf eine kurze Zeit lang leer gelassen werden.

Die weiter südlich an der afrikanischen Westküste so häufigen Hexenprocesse und das Trinken des Giftbechers sind auch hier nicht selten, und Aberglauben ist viel verbreitet. Vor weißen Leuten und vor allem, was von solchen kommt, haben sie große Scheu, besonders auch vor weißem Papier. So wurde Buchholz durch einen besondern Boten von den Bakhwiri ersucht, auf seinen Spaziergängen doch nicht Papierstückchen zu verstreuen, weil sie sonst diese Wege und Orte meiden müßten. Eigentliche Könige haben diese Neger, wie es scheint, nicht, sondern sie leben patriarchalisch unter ihrem Ortsoberhaupte, das meistens nicht größere Macht beansprucht, als die anderen Einwohner, durch dessen Ausspruch aber doch Streitigkeiten geschlichtet werden.

Dem Dualla-Neger eigenthümlich ist das Parra-Parra-Fest, bei welchem Ringkämpfe abgehalten werden, zu denen eine Ortschaft die andere herausfordert (S. 165). „Diesmal fand das Parra-Parra zwischen den Buschleuten und den Bewohnern von Dido Town statt. Alle erschienen im buntesten und höchstmöglichen Schmucke, die Buschleute, lauter auffällig robuste Gestalten, im Niengo-Kostüme, wobei sie statt des Hüftschurzes von Zeug einen von trockenen Palmblättern gemachten, weit abstehenden Gürtel tragen und das Haar in einen aufrecht stehenden, eigenthümlichen Zopf bringen. Dieser Anzug schützt sie vor jeder feindseligen Behandlung. Das Ganze bot einen höchst interessanten Anblick dar. Die Ringkämpfe, die nach ganz feststehenden Regeln stattfanden, dauerten jedesmal nur sehr kurze Zeit, indem, sobald irgend etwas gegen das Reglement vorkam, die Kampfrichter hinzusprangen und die Ringenden trennten. Nach jedem Ringen lief eine Schar junger, mit bunten Tüchern und anderm Schmuck ausstaffirter Leute in die Mitte des Platzes, stellte den Thatbestand fest und entfernte sich wieder, sobald das neue Ringerpaar auftrat. Nur einmal wurde einer der Buschleute wirklich zu Boden geworfen; hierauf entstand ein großartiger Tumult; die Kampfrichter trugen den Sieger unter lautem Jubelgeschrei über den Platz, die Weiber klatschten in die Hände und hielten Umzüge, und die Mutter des Siegers tanzte und sang „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz“ für sich allein im größten Jubel. Einer der besiegten Neger benahm sich höchst charakteristisch; er drohte nämlich seiner Mutter im heftigsten Zorne mit Schlägen und beschimpfte sie laut, weil — sie ihn nicht stärker geboren habe!“

In Mungo, welches an der Spitze des Delta nördlich vom Camaruns-Flusse liegt, fiel dem Reisenden öfters ein Spiel der Kinder und jungen Mädchen auf, das einigen Spielen unserer deutschen Jugend merkwürdig ähnlich ist. Sie bilden einen Kreis, eines tritt in die Mitte und nach dem Takte des Gesanges und Händeklatschens hebt es einen Fuß auf oder unterläßt es, während der ihm gerade gegenüberstehende Mitspieler dieselben Bewegungen genau mitmachen muß. Versieht er sich dabei, so muß er den im Kreise stehenden ablösen (S. 191).

Als Buchholz (S. 196) den Quaqua-Fluß (südlich von King Bell's und King Aqua's Stadt) besuchte, traf er dort lauter Fischer aus letzterm Orte, keinen von Bell's Leuten. Jeder dieser beiden Camaruns-Stämme hat nämlich seine eigenen „bush countries“, Ortschaften, mit welchen sie Handel treiben, und wo sie durch gegenseitige Verheirathungen Verwandtschaften besitzen. Trotzdem die Weiber verkauft und häufig verpfändet werden, gelten doch ihre Kinder als Verwandte der Familie der Frau, so daß ein Mann, dessen Mutter z. B. von Mungo oder Abo stammt, als Stammesangehöriger in diesen Orten angesehen wird und einen besondern Schutz und Vorrechte daselbst genießt, auch in solchen Fällen, wo Feindseligkeiten ausgebrochen sind. Nur die großen Handelsplätze wie Abo und Wuri werden von allen Camarunsplätzen aus gemeinschaftlich besucht, während sonst die eine Partei es vermeidet, Ortschaften zu besuchen, an denen die andere bereits Geschäfte hat.

Die im Vorstehenden herausgehobenen Stellen sollen nur dazu dienen, den Lesern einige Beispiele ethnographischer Schilderung aus dem Buche vorzuführen, und erschöpfen natürlich dies Kapitel keineswegs; für das Wichtigste, was das Werk enthält, die zoologischen Mittheilungen (besonders interessant sind diejenigen über die Termiten und Ameisen), müssen wir auf dieses selbst verweisen, das jedem eine angenehme Lektüre gewähren wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im December 1879 hat sich in Wien der erste Verein für Höhlenkunde gebildet, welcher sich die wissenschaftliche und touristische Durchforschung von Höhlen und ihre Zugänglichmachung zum Ziele gesetzt hat.

— Ein Hoffest in Cettinje. Am 17. (29.) Juni 1879 wurde in Cettinje der Geburtstag des Erbprinzen Danilo feierlich begangen. Bei prachtvollem Wetter hatte die Stadt schon vom frühen Morgen an ein festliches Aeußere, Männer und Frauen zeigten sich in hellglänzenden Kostümen. Um 10 Uhr wurde ein feierliches Tedeum abgehalten, dem auch die Mitglieder der internationalen Grenzregulirungskommission im Galaanzuge beiwohnten. Unter großem Volksandrang und unter Kanonendonner ging dann der Zug aus dem Kloster von Cettinje nach dem Palais, wo Fürst, Für-

stin und Erbprinz die Glückwünsche der Gesellschaft entgegennahmen. Die Fürstin war dabei ganz in Weiß gekleidet. Später folgte ein offizielles Mahl mit Toasten. Bei Sonnenuntergang versammelte sich Alles in dem fürstlichen Garten. Plötzlich ertönte bei allgemeiner Ruhe ein Schuß, gefolgt von dem unvermeidlichen Pfeifen der Kugel. (Der Montenegriner feuert nie mit Platzpatronen.) Auf dies Signal entwickelte sich ein Schauspiel so prachtvoll, daß es einen unvergeßlichen Eindruck machte. In wenig Augenblicken waren alle Höhen in der Runde mit hellauflodernden Feuern bedeckt. Die Wildheit der montenegrinischen Berge gestattet diese Beleuchtung mit den einfachsten Mitteln, die aber an Großartigkeit alle anderen Illuminationen und Feuerwerke weit hinter sich läßt. Als die Holzstöße in den Bergen niedergebrannt waren, folgte noch ein gewöhnliches Feuerwerk, das aber nach dem eben gesehenen fast keinen Eindruck machte. Nach dem Ende desselben setzte sich die ganze Gesellschaft auf niedrige Bänke, Harfenspieler ließen ihr eintönig klagendes Spiel ertönen und es begannen Volkstänze.

Der Tanz ist immer ein und derselbe. Jüngling und Mädchen stehen sich gegenüber und fangen an auf einer Kreislinie immer verstärkte und ganz ungraziöse Sprünge zu machen, dabei muntern sie sich gegenseitig auf durch einen rasenden kurzen Schrei. Ehe noch ein Paar endet, beginnt schon das folgende. Beim Ende des Tanzes werfen die beiden Tanzenden sich einander in die Arme und küssen sich. Manchmal ziehen sie statt des Anrufs den Revolver aus dem Gürtel und schießen während des Tanzes selbst Kugel auf Kugel in die Luft. Das Pfeifen der Kugeln inmitten der dichten Menge der Tänzer macht aber keinen angenehmen Eindruck, auch läuft es nicht immer gut ab. Am Festabende wurde einer der eifrigsten Tänzer glücklicherweise nur leicht am Kopfe verwundet. Manchmal kommt es aber schlimmer, wie bei der Feier nach der Einnahme von Plewna, wo in den Straßen von Cettinje ein Mann getödtet, zwei verwundet wurden. Abgesehen von dem Mangel an Grazie und seiner Wildheit hat der nationale Tanz bei den Montenegrinern eine ganz besondere Bedeutung. Er stellt den Kampf zweier Adler vor, die sich feindlich gegenüberstehen, wie das ja auch die Hähne thun, und die auf einander losspringend und mit den Flügeln schlagend mit den Fängen sich gegenseitig zu zerreißen suchen.

Asien.

— Renzo Manzoni, welchem, wie wir auf S. 78 des vorigen Bandes mittheilten, es nicht gelungen war, in das Land der Somali einzudringen, ist zu Anfang Mai 1879 nach Aden zurückgekehrt, erhielt dort von Mailänder Naturforschern den Auftrag, in der Umgegend der Stadt zoologische Gegenstände zu sammeln, verließ Aden am 29. Mai und sammelte länger als zwei Monate in Schech Othman, Hauta u. s. w. Vögel, Reptilien und Insekten. Dabei setzte er regelmäßig seine meteorologischen und topographischen Beobachtungen fort. Am 5. August brach er nordwärts auf, um seine systematische Erforschung Jemens weiter zu führen, berührte Zeida, Raha ꝛc., verbesserte und vervollständigte seine frühere Aufnahme und betrat am 12. September zum vierten Male Ghelile (s. „Globus“ XXXIV, S. 57), wo er einen Monat verweilte. Seine Absicht war, wie er am 1. November von Aden an G. Cora schrieb, von dort nach Reda (eine Tagereise zu Kameel östlich von Dhamar) und dann in ostnordöstlicher Richtung vorzudringen; aber er erkrankte und wurde in Folge von Fieber und vielleicht auch durch Genuß schlechten Wassers so elend, daß er nach Aden zurückzukehren gezwungen war, um Heilung zu suchen. Noch immer hegt er große Pläne, einerseits alle Daten für eine Karte von Jemen zusammenzubringen, andererseits eine Reise quer durch Arabien auszuführen. Von seiner letzten Reise befinden sich bereits Karten, topographische Skizzen und meteorologische Beobachtungen (vom 18. Mai bis 1. November 1879) in Cora's Händen, dessen „Cosmos“ (V, S. 355) obige Nachricht entnommen ist.

— Dr. A. Regel hat nach sechswöchentlicher Reise im Thian-schan am 30. November vorigen Jahres Turfan in Ost-Turkestan erreicht, wohin in neuerer Zeit kein Europäer vorgedrungen ist. Am 14. December war er wieder in Kuldscha zurück. Sein Bericht soll in den Gothaer „Mittheilungen“ erscheinen.

— Der Handel von Manila ist nicht gerade in einem blühenden Zustande: die Zolleinnahmen wenigstens für Juli 1879 weisen nur 88 248 Piaster, d. h. 18 038 weniger als im selben Monat des vorigen Jahres, auf. Der Ausfall kommt hauptsächlich auf die Eingangszölle, die um 28 793 Piaster gesunken sind, während die Ausfuhr 10 115 Piaster mehr einbrachte als 1878. Die Kaffeeernte ist, besonders im Norden Luzons, recht gut. Die Reisernte in den Provinzen Capiz und Zambales ist sehr durch Heuschrecken geschädigt worden. In Suringos fand ein glückbringendes Erdbeben statt, da hierbei eine äußerst werthvolle Goldmine zu Tage trat. Die Kohlenbergwerke zu Compoestela sind tüchtig im Gange und liefern wöchentlich circa 350 Tonnen.

— In seinem Bericht an das Auswärtige Amt über den Handel von Cochinchina im Jahre 1878 macht der englische Consul Tremlett auch Mittheilungen über die Verwaltung dieser französischen Kolonie. Dem Gouverneur steht ein geheimer Rath und ein Centralverwaltungsbureau für innere Angelegenheiten zur Seite, während 50 annamitische Präfekten und Unterpräfekten im Lande vertheilt sind. Bebauetes Staatsland wird nur im öffentlichen Verkauf vergeben, und zwar giebt bei dieser Auktion das Ausbrennen dreier Kerzen, ehe ein höheres Gebot erfolgt, den Ausschlag; unbebauetes Land wird zu 10 Fr. der Hektar abgeschätzt, und jede Besitznahme, außer Schenkungen, unterliegt einer Einregistrirungsabgabe von 2 Proc. Das Heer ist 3000, die Nationalmiliz 4000, die Polizei (meist Asiaten, ausgenommen Chinesen) 250 Mann stark. Die Stadt Saigon soll 5000, das ganze Land 1 571 289 (darunter allein 1 400 683 Annamesen und 46 339 Chinesen) Einwohner zählen. Unter einem Bischof stehen 60 europäische und 25 eingeborene Priester und 75 Schwestern vom Orden des heiligen Paulus von Chartres. Während in der letzten Zeit die Landtaxe beträchtlich erniedrigt ist, sind andererseits die Einnahmen durch einen Ausfuhrzoll auf Reis erhöht worden. Eine besondere Fürsorge wendet die Regierung der Insel Phu-quoe zu; Land wird nur zum Zwecke der Bestellung (und zwar zu 10 Fr. der Hektar) abgelassen und für die ersten sechs Jahre keine Abgaben erhoben. Hiergegen reservirt sich die Regierung das Recht auf alle Mineralien, den Seestrand in einer Ausdehnung von 275 Fuß über Hochwasserstand, die Errichtung von Befestigungen und Anlegung von Straßen selbst durch jedes konzessionirte Eigenthum.

Afrika.

— Der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ hat beschlossen, daß nach dem Rücktritte von Gerhard Rohlfs dessen Gefährte, Dr. Anton Stecker, der sich in den überaus schwierigen Verhältnissen, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, vortrefflich bewährt und werthvolle Erfahrungen gesammelt hat, die unterbrochene Expedition wieder aufnehmen soll. Da der Weg über Kufra nach Wadaï aber, wie natürlich, einstweilen verschlossen ist, so ist Dr. Stecker angewiesen worden, sich über Fezzan nach Bornu und von dort entweder nach Baghirmi oder nach Adamaua zu wenden, um von einem dieser Länder aus das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel, die unbekannte Gegend zwischen Schari, Binuë, Congo und Ogowe anzustreben. Der Reisende befindet sich gegenwärtig wahrscheinlich auf dem Wege von Benghazi nach Murzuk.

— Zur Anlegung einer deutschen Station in dem

Gebiete zwischen der Zanzibar-Küste und dem Tanganjika-See, zu welcher der König von Belgien 40 000 Franks bewilligt hat, sind vom Vorstande der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ausersehen: der Hauptmann a. D. von Schöler, der Naturforscher Dr. Boehm und der Arzt Dr. G. A. Fischer, von denen der letztere an der Dennhardt'schen Erforschung des Dana sich betheiligte und jetzt seit längerer Zeit in Zanzibar lebt. Zwei interessante Berichte von ihm über das Land Wito und die Wapokomo-Neger erschienen in den Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft (besprochen im „Globus" XXXIII, S. 364, und XXXVII, S. 79).

— Eine vierte belgische Expedition ist am 10. December vorigen Jahres über Suez nach Zanzibar abgegangen, bestehend aus Herrn Adolph Burdo aus Lüttich, der kürzlich den Niger und Binuë bereist hat, und Herrn Roger, welcher gleichfalls bereits mit afrikanischem Leben vertraut ist. Ihre Aufgabe wird sein, so rasch wie möglich eine leichte Karawane zu organisiren und die von Cambier in Karema am Tanganjika-See errichtete Station (vergl. oben S. 94) zu erreichen. Von dort aus wird Burdo mit Cambier oder Popelin, der Ende Oktober sich in Tabora befand, nach Njangwe am Lualaba, wo die zweite Station errichtet werden soll, gehen und dann versuchen, weiter gegen Westen vorzudringen.

— Stanley hat nach einer Nachricht, welche der Lissaboner Geographischen Gesellschaft zugegangen ist, die untersten Fälle des Kongo, die von Jellala, erreicht und trifft jetzt die Vorbereitungen zur Errichtung der ersten kommerziellen Station, welche auf dem rechten Ufer des Stromes zu liegen kommen soll.

Nordamerika.

— Ernst von Hesse-Wartegg's illustrirtes Werk über „Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute", dessen erste beide Theile wir in Bd. XXXV, S. 176 und 383 anzeigten, liegt jetzt nach Erscheinen eines dritten und eines kürzern vierten Bandes vollständig vor. Der dritte behandelt die Prärie-Indianer und ihr soziales Leben, die Pacific-Bahn, den Mormonenstaat (von Paul Oeker), Virginia City und das Silberland Washoe, S. Francisco mit seinen Chinesen (von Theodor Kirchhoff) und verschiedene Glanzpunkte von Californien, dann die spanischen Territorien (mit besonders schönen Abbildungen aus den Cañons des Colorado) und zuletzt den Süden (Neu-Orleans von de Lamothe; Der untere Mississippi; Texas; Das Leben auf den Zuckerplantagen; Durch Alabama und Georgia). Band 4 bespricht die atlantischen Südstaaten, Boston und die Neu-England-Staaten, und ganz kurz Canada und die Hudson-Bai-Länder.

— Die mit dem 31. August 1879 endende Baumwollenernte in den Vereinigten Staaten hat einen Ertrag von 5 074 155 Ballen im Durchschnittsgewicht von 473 bis 485 Pfund ergeben. Davon wurden 184 945 im Süden verbraucht, 439 842 in nördliche Spinnereien und der Rest von circa 4½ Mill. nach den Häfen verschickt. Im vorhergehenden Jahr betrug die Ausfuhr circa 3½ Mill. und der übrigbleibende Vorrath 65 000 Ballen. Die Neigung des Baumwollenexportes, sich ohne Zwischenstation den nächsten Hafen zu suchen, ebenso wie die Entwickelung des südlichen Eisenbahnnetzes hat bewirkt, daß die Ausfuhr über Galveston, Savannah, Charleston und Norfolk einen bedeutenden Aufschwung auf Kosten von New Orleans, New York und Mobile genommen hat, während Boston ziemlich unberührt davon geblieben ist. Von dieser Ausfuhr kam der Löwenantheil, wie gewöhnlich, auf Großbritannien, nämlich 2 052 555 Ballen, während auf Frankreich nur circa 400 000 Ballen und der Rest auf den übrigen Kontinent fiel.

— Trotz allen Theorisirens über die ungenügenden Ursachen und die Unzweckmäßigkeit der Negerwanderungen aus dem Süden der Vereinigten Staaten dauert die Auswanderung fort. Die Ankunft von hundert Schwarzen in Petersburg (Virginien) auf ihrem Wege nach Indiana und die Auswanderung von ungefähr 1000 Schwarzen aus dem östlichen Mississippi während der ersten drei Wochen des Januar 1880 beweisen, daß das Wanderfieber bei den Schwarzen des Südens entschieden Wurzel geschlagen hat, als dessen Ursachen sowohl die materielle Lage, als die peinliche politische Stellung derselben anzusehen sind. Wenn die Südstaaten ihr Interesse verstehen, so werden sie diese Auswanderung durch eine menschenfreundliche und gesetzliche Politik und durch thatkräftige Unterstützung der Schwarzen zu verhindern suchen.

— Die mexicanischen Staaten Nuevo Leon, Coahuila und Durango sind neuerdings in Folge von Berichten über neu entdeckte Goldminen von fabelhaftem Reichthum von einem ganzen Heere von Bergleuten aus Texas und anderen Theilen der Vereinigten Staaten und Central-Amerikas überschwemmt worden. Die Minen liegen in der Sierra Mojada, sind von einem Ingenieur und einem Mineralogen der mexicanischen Regierung untersucht worden und sollen in der That von unberechenbarem Werthe sein.

— Mr. Fowler, Sekretär der englischen Kolonie Honduras, hat in den Jahren 1878 und 1879 zwei Reisen durch das Innere der Kolonie und die angrenzenden Theile von Guatemala unternommen und dabei festgestellt, daß das Land südlich vom Belize-Flusse bis zum Monkey River und Deep River für Zwecke des Ackerbaues und der Viehzucht wohl geeignet und sein Klima wegen der hohen Lage für Europäer günstig ist. Das wichtigste indessen ist die Entdeckung einer 20 bis 30 engl. Meilen breiten erzhaltigen Zone, welche sich vom Cockscomb-Gebirge südwestlich bis nach Guatemala und Honduras hineinzieht, und zwar parallel der Küste und von derselben etwa 25 engl. Meilen entfernt. Auch fand man viel werthvolles Mahagony-, Cedern- und anderes Holz, aber durchaus keine wilden Eingeborenen, an deren Vorhandensein man glaubte.

Südamerika.

— Mr. Whymper, bekannt durch seine kühnen Besteigungen der höchsten Alpengipfel, hat eine Reise nach Ecuador angetreten, um die dortigen Schneeberge, vor Allem den Chimborazo zu ersteigen. Auf das Vollständigste ausgerüstet und begleitet von zwei erfahrenen Schweizer Führern dürfte Herr Whymper wohl leicht seinen Zweck erreichen. Auch für die Geographie verspricht diese Reise nutzbringend zu werden, da wissenschaftliche Instrumente aller Art in reichlicher Anzahl und großer Auswahl dem Reisenden zur Verfügung stehen. Nach den neuesten Nachrichten hat Herr Whymper am 14. December 1879 Guayaquil verlassen und die Reise nach dem Innern des Landes angetreten. (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

— Die „Exploration" (Nro. 140) enthält eine interessante Schilderung von Santiago, der Hauptstadt Chiles, aus der Feder des englischen Gesandten H. Rumbold, aus der wir das Hauptsächlichste mittheilen wollen. Der erste Eindruck der Stadt ist für einen Europäer ein angenehm überraschender, nach längerm Aufenthalte jedoch erscheinen ihre ehrgeizige Vergrößerung und ihr Luxus sehr unverhältnißmäßig zu der Macht und den Mitteln des Landes, dessen Hauptort sie ist. Kaum erwartet man am Fuße der Anden eine Stadt von circa 160 000 Seelen mit so prächtigen Gebäuden, zahlreichen Kirchen, Klöstern, schönen Promenaden, langen, ruhigen Straßen, deren Stille von Zeit zu Zeit durch das Rollen eleganter Wagen, die ebenso gut im Bois de Boulogne paradiren könnten, unterbrochen wird; das Ganze bot einen aristokratischen Anblick, nirgends bemerkte man Lärm, und der ganze Handel ist in einige wenige Straßen zusammengedrängt, so daß man sich eher am Sitze eines ruhigen, luxuriösen Hofes als im Centrum eines

demokratischen, arbeitsamen Staates zu befinden glaubt; allerdings aber muß man wissen, daß die Regierung von Chile eine oligarchische ist und sich stark auf die spanische Orthodoxie stützt. Andererseits stören um so mehr die häßlichsten Contraste, denn direkt neben den schönsten Prachtbauten findet man die elendesten Hütten, mitten unter der elegantesten Bevölkerung das traurigste Elend in Lumpen, und wenn der Chilener, dessen ganzer Ehrgeiz es ist, genügend Geld zusammenzuscharren, um später in der Hauptstadt sich gemächlich niederzulassen, diese mit Stolz das „Paris Südamerikas" nennt, so gleicht sie doch eher einzelnen Stücken von Paris, die planlos in ein großes Indianerdorf gerathen sind. Von dem herrschenden Luxus kann man sich aus der Statistik der seit 1872 unternommenen Privatbauten einen Begriff machen; es betrug damals deren Gesammtwerth circa 4⅓ Mill. Piaster, 1873 und 1874 je 1½ Mill., 1875, unter dem Einfluß der Krisis, nur ⅔ Mill., im Ganzen also in diesen vier Jahren circa 8 Mill. Piaster oder circa 40 Mill. Franken. Viele dieser Häuser sind geradezu fürstliche Besitzungen; 1873 wurden die drei kostspieligsten auf 80000, 65000 und 55000 Piaster abgeschätzt, 1874 jedoch wurde eines im Preise von 200000 Piaster = 1 Mill. Franken errichtet. Trotz dieser großartigen Baulust steigen die Miethspreise fortwährend, da fast alle Häuser zum eigenen Gebrauch und nur wenige zum Zweck der Vermiethung gebaut werden. In demselben Maße wie die Privatthätigkeit, bemüht sich auch die Municipalität von Santiago, die Stadt zu verschönern: eine sehr schöne Oper, verschiedene großartige Märkte, Gärten und Parks zeugen davon; leider hat sie dabei das Kunststück fertig gekriegt, die Stadtschuld in vier Jahren von 1 auf 2 Mill. Piaster zu bringen. Der recht hübsche Paseo de Santa-Lucia ist zwar größtentheils aus Privatbeiträgen hergestellt worden, doch hätten diese beträchtlichen Summen wohl besser zu nützlicheren Dingen verwendet werden können: Pflasterung, Reinigung und besonders Sicherheit der Straßen z. B. liegen sehr im Argen. Hierin und in der Polizei, deren Besoldung in Santiago wahrhaft erbärmlich ist, ist Valparaiso viel besser daran, während der Lebensunterhalt in beiden Städten ziemlich gleich viel kostet, da er in den letzten 15 Jahren um 50 Proc. gestiegen ist.

— Behufs Aufnahme von Plänen und Rissen zur Herstellung des Panama-Kanales, werden jetzt von Lesseps, der in Columbia mit großer Begeisterung empfangen worden ist, acht verschiedene Expeditionen ausgerüstet.

Arktisches Gebiet.

— In Woolwich fand kürzlich eine Versammlung der Royal-Artillery-Institution statt, in welcher Kommander John P. Cheyne über den jetzigen Stand der geplanten großen Nordpol-Expedition per Dampfer, Schlitten und Luftballon Bericht erstattete. Der (etwas phantastische, Red.) Plan ist folgender: Wenn die Kosten mit 30000 Pfund beisammen sind, wird die Expedition, zu welcher die Regierung ihr Dampf-Ammunitions-Schiff „Discovery" herleihen soll, im Juni abgehen. Der Dampfer soll im ersten Jahre so hoch im Norden als möglich überwintern. Die Schlitten sollen gegen Ende März 1881 abgehen. Wenn ihnen Hindernisse in den Weg treten, wird man zu Ballons greifen. Diese sollen ungefähr im Juni nächsten Jahres, wo die arktische Sonne Tag und Nacht scheint, abgehen. Die Ballons sollen beim Abgang dadurch gefüllt werden, daß man Dampf durch Eisenfeilspähne gehen läßt, und später mit Hülfe reinen Wasserstoffgases gehandhabt werden. Es sollen drei Ballons, jeder mit einer bis anderthalb Tonnen Tragkraft, verwendet werden. Die Ballon-Gesellschaft soll aus sieben Personen mit Wasser und Proviant für 51 Tage bestehen, aber man erwartet, daß sie den Nordpol schon in 30 bis 40 Stunden nach Verlassen der Schlitten erreicht. Die Forscher wollen am Nordpol etwa eine Woche wissenschaftlichen Untersuchungen widmen, und einen Ballon nach Rußland absenden, um von dort ihre Resultate sogleich telegraphisch nach England zu übermitteln. Man hofft, daß hierzu vom Nordpol via Petersburg nach London nur drei Tage erforderlich sind. Die arktischen Regionen sollen alle Stunden photographirt werden. Der Weg der Ballons wird auf 500 englische Meilen geschätzt. Die Idee, ein feines Telegraphenkabel unterwegs auszuwerfen, um das Expeditionsschiff mit dem Nordpol zu verbinden, ist aufgegeben worden. Nach dem Vortrage wurde mit Erlaubniß des Herzogs von Cambridge ein Offiziers-Comité zur Unterstützung der Expedition gebildet. Es ist dies das sechszigste der Lokal-Comités in England. (N. Z.)

— Nach einer aus Halifax vom 27. Januar eingegangenen Meldung sind daselbst Vorbereitungen im Gange für eine neue amerikanische Expedition zur Erforschung des arktischen Gebiets unter der Leitung von Dr. Emil Bessels, welcher an der Expedition des Kapitän Hall mit dem Schiffe „Polaris" Theil genommen hatte.

* * *

— Die Frage, ob es religionslose Völker gebe oder nicht, ist in letzter Zeit öfter besprochen worden; Sir John Lubbock hatte den gänzlichen Mangel religiöser Vorstellungen bei einigen wilden Stämmen in seinem Buche „Prehistoric Times" behauptet, war aber auf Widerspruch gestoßen und mit Recht. Bereits 1873 hatte Professor Huber in der „Allgemeinen Zeitung" ihm und seinen Anhängern mit Glück entgegnet. Ueberall, wo man näher forschte, fanden sich religiöse Vorstellungen, wiewohl oft sehr primitiver Art und ebensowenig wie es ein Volk ohne Feuer giebt, existirt ein solches ohne Religion. Der Verfasser der Geschichte des Teufels, Gustav Roskoff, hat die Frage jetzt wieder aufgegriffen und klar und anschaulich in seinem Buche „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker" (Leipzig, Brockhaus, 1880) erörtert. Waitz, Tylor, Bastian, Peschel sind die vornehmsten Quellen, nach denen er seine durchaus richtige Darstellung bearbeitet. Ein tieferes Eindringen in die ethnographische Fachlitteratur würde ihm freilich eine noch viel bedeutendere Ausbeute geliefert haben.

* * *

— Der „Phare du Bosphore" vom 19. Februar 1880 berichtet sehr lakonisch: „Der Berg Argäus hat angefangen, Flammen und eine dicke Rauchsäule auszustoßen." Ueber die zwei Besteigungen des als erloschen geltenden Vulkanes, welche im August vorigen Jahres durch Engländer ausgeführt worden sind, vergl. „Globus" XXXVI, S. 222 und 365.

Inhalt: Die Republik Hayti. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. G. Hartung: Zur Arktis. — F. Ratzel: Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere. I. — Reisewerke über Westafrika. V. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Arktisches Gebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 13. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

In früheren Bänden des „Globus“ [1]) haben wir die Reise des französischen Naturforschers bis zu dem Tage (11. April 1876) fortgeführt, wo er von seinen neugewonnenen Freunden in Cali Abschied nahm und dem Quellgebiete des Rio Cauca zuritt, dessen Thale er bereits von Cartago an aufwärts eine Strecke von 180 Kilometer weit gefolgt war. Der Höhenunterschied beider Städte (Cartago 989 m, Cali 1031 m) beträgt nur 42 m, und durch diesen geringen Fall des Thales, der auf den Kilometer kaum 23 cm ausmacht, erklärt sich seine natürliche Beschaffenheit, die dem Fortkommen des Reisenden und seiner kleinen Karawane oft schwere Hindernisse bereitete: die cienagas oder kleinen zusammenhängenden Seen, die überschwemmten Wälder und Prairien, die sumpfigen Dickichte, Moraftlöcher und Wasserpfützen. Diesen Charakter behält das Cauca-Thal noch eine Strecke weit im Süden von Cali bei; er verschwindet dann allmälig und man erreicht das so merkwürdige Quellgebiet des Flusses. Es ist ein prächtiges Thal (hoya), über welches derselbe alljährlich seinen fruchtbaren Schlamm ausbreitet: nach oben hin wird es nicht schmaler, sondern behält seine ganze Breite bei, und von einem der Hügel aus gesehen, welche es zwischen Cartago und Cali begrenzen, bietet es dem Auge einen herrlichen Anblick mit seinen Wiesen, auf denen in voller Freiheit die Herden weiden, den Hainen mächtiger Laubbäume und den einzeln oder gruppenweise sich erhebenden Palmen. Zwischen diesen grünen Oasen ziehen sich nach allen Richtungen die fahlen Savannen hin. Hier und da steigen Rauchsäulen auf und bezeichnen die Stellen, wo man zur Herstellung neuer Felder (desmonte, quema) den Wald niederbrennt; die gefiederten Garben der Bambus zeigen die fruchtbaren Stellen an und der gelbe Ton der pajonales auf den untersten Abhängen der Berge diejenigen, wo man für das Vieh trockene Weiden reservirt hat. In der Ferne verschwimmt die reizende Landschaft in duftigem, blauem Dunst und Nebel, der für die Andes-Gebiete überhaupt charakteristisch ist.

Wenn man von Cali nach Süden zieht, reitet man zuerst auf einem, beiderseits von Gräben eingefaßten, erhöhten Wege; sehr bald aber nimmt derselbe ein Ende und an seine Stelle treten schmale Pfade, die sich launenhaft über Weidegründe hinschlängeln. Nachdem der Pfad anfangs etwas gestiegen ist, senkt er sich wieder zum Rio Jamundi hinab, der weit über seine Ufer getreten ist und alles Land überschwemmt hat, so daß André nur an dem buschigen Pflanzenwuchs, den Ingas, Pfeilwurz, Gynerium, Diffenbachias und Helikonien, seine Ufer zu erkennen vermochte. Schließlich fand er auch zwischen gewaltigen, 20 m hohen Bambusstauden, auf deren biegsamen Zweigen sich rothbraune große Affen mit orangefarbenem Schwanze und hellgelbem Bauche (Stentor chrysurus) schaukelten, eine zierliche Brücke über den tosenden Fluß heraus und ritt hinüber; kaum aber hatten er und Fritz von Scherff sie überschritten, als Rinder, durch die Hochfluth von ihrer Weide vertrieben, herangestürzt kamen und in toller Flucht die Brücke wie einen Strohhalm zerbrachen. Die beiden Reiter flüchteten auf einen Hügel, der

[1]) Vergl. „Globus“ XXXII, Nro. 16 bis 21; XXXIV, Nro. 11 bis 16; XXXV, Nro. 18 bis 21.

aus dem Wasser herausragte, und erreichten von dort aus festen Boden und auf diesem das Dorf Jamundi. Dasselbe (1024 m) liegt tiefer, als das mittlere Niveau des Cauca-Thales in dieser Gegend, und ist flach, Ueberschwemmungen ausgesetzt und ungesund. Der zugehörige Bezirk zählt, auf weitem Raum zerstreut, an 2200 Bewohner, die Zuckerrohr, Kakao und Bananen anbauen und zahlreiche, halbwilde Herden besitzen.

Die Gallinazos von Jamundi.

In dem Augenblicke, in welchem die Reisenden in das Dorf ritten, übergoß ein Sonnenuntergang, wie man ihn nicht müde wird, in den Anden zu bewundern, das Thal und seine zahlreichen majestätischen palmas reales, die Bergspitzen und Wolkenmassen mit goldigem Scheine. Den traurigsten Gegensatz zu diesem Naturschauspiele bot das Dorf dar, auf dessen Platze, der dem Pariser Concordienplatze an Größe nicht nachsteht, drei räudige Hunde und ein halbes Dutzend schwarzer Schweine nach Abfällen suchten und eine Schar Geier ein unförmliches Aas verzehrten. Unweit davon war ein Mann beschäftigt, eine herrliche Königspalme (Cocos butyracea; ihre Frucht dient zur Bereitung einer sehr geschätzten Butter und als Schweinefutter) zu vernichten, in dem Aberglauben, daß sie den Blitz anzöge und er sein Haus dagegen schützen müsse. André maß ein Blatt des Baumes, dessen Besitz den Stolz jedes botanischen Gartens in Europa ausgemacht hätte: es war 12 m lang und zählte 100 Paar Seitenblätter, die oben dunkel-, unten graugrün von Farbe waren. Das Quartier in Jamundi, Abendessen und Nachtlager auf der üblichen Ochsenhaut, entsprach dem äußern Aussehen des Dorfes; um 7 Uhr Morgens setzte er am folgenden Tage seine Reise fort. Zuerst passirt man Weiden mit zerstreuten Baumgruppen, dann eine Reihe niedriger Hügel von rothem, rosenfarbenem und gelbem Sande, welche fast ganz von einem hübschen weißblühenden Strauche mit grünen eßbaren Beeren, dem madroña, bedeckt sind. Es ist eine Melastomacee, die neben großen Araliaceen (Oropanax) und stachligen Puyas in dieser Gegend die herrschende Vegetation bilden. Neben dem Wege, der sich auf gut Glück zwischen jenen Hügeln hindurchzieht, liegen Gehege für das Vieh, die mit eigenthümlichen Bambuzäunen umgeben sind. Anstatt mit Lianen zusammengebundenzusein, werden die senkrechten Pfosten und die horizontal dazwischen gesteckten Latten durch doppelte Pflöcke gehalten, wie es unsere zweite Abbildung zeigt. Diese Art und Weise sieht gut aus und ist praktisch und darum allen Landwirthen in Gegenden, wo man Bambu mit Vortheil ziehen kann, zu empfehlen. Im südlichen Frankreich z. B. ist letzteres der Fall. In Montsauve im Gard-Departement, an den Ufern des Gardon, hat André kürzlich Tausende von Bambupflanzen gesehen, die 10 bis 15 m hoch und armsdick waren und ihrem Besitzer, M. Mazel, schon sehr lohnenden Ertrag brachten.

Bambuzaun.

Bei der wohl eingerichteten Brennerei des Herrn Bartolomeo Fernandez vorbei, die täglich bis 15 Arroben (187½ kg) Alkohol liefert und hier so weit drinnen im Lande eine wahre Merkwürdigkeit ist, und über den Rio Claro und einige andere Bäche erreichte man Cañitas

(1256 m) und stieg dann wieder in die üppig grüne, den Ueberschwemmungen des Cauca ausgesetzte Ebene hinab. Mehrere Stunden lang irrten sie nun in pfadlosen Sümpfen umher zwischen großen Jussienas mit weidenartigen Blättern, violetten Melastomen, Bambus, verschiedenen Rohrarten und Wasserfarnkraut. Unaufhörlich geriethen sie in den Morast und mußten sich gegenseitig zurufen, um nicht von einander zu kommen. Oft reichte ihnen das Wasser bis an die Schultern, und die armen Maulthiere verschwanden vollständig bis auf die Nasenlöcher. Mit vieler Mühe erreichten sie endlich einige aus dem Wasser ragende Hügel und fanden von da aus den verlorenen Weg, der sie zu einer Fähre (balsa) über den Cauca brachte. Allein das flache Gefährt war zerbrochen, und man mußte sich mit einem Boote begnügen. Da aber nichts in diesem Lande rasch vollbracht wird, so hieß es, zwei Stunden in glühender Sonne und von Moskitos umschwärmt sich gedulden, ehe der Fährmann alle Vorbereitungen getroffen hatte.

Jenseits kamen sie in eine ganz andere Gegend; das linke Ufer des Cauca, welches sie eben verlassen hatten, war flach gewesen, dieses abschüssig. Statt der überschwemmten Wälder hatten sie sandige und felsige Abhänge vor sich, zwischen denen sich ein Pfad im Zickzack hindurchwand. Fremdartig gekleidete Frauen stiegen auf demselben zum Wasser hinab; statt des offenen Hemdes, des kleinen Strohhutes und des um die Schultern geschlagenen Shawls hatten sie

Die Sümpfe von Canitas.

einen großen Schurz von dunkelblauem, grobem Tuche, bayeta de Castilla genannt, quer um die Hüften geschlagen. Fast alle sind von indianischer Abstammung und haben dabei etwas Negerblut in den Adern, wie es ihr langer, rückwärts gebogener Rumpf, die dünnen Gliedmaßen und die eigenthümliche Bildung der windschiefen Brust beweisen. Die meisten von ihnen waren früher in den jetzt verlassenen Goldbergwerken von Caloto und Quilichao beschäftigt; ihre Sprache hat als Eigenthümlichkeit ein kindliches Lispeln und verwischt das r. Wenn sie, ihre thönernen Urnen auf dem Kopfe, zum Cauca hinabsteigen, um Wasser zu holen, so giebt das oft Bilder, die dem Stifte eines Künstlers würdige Vorwürfe wären.

Von dieser Ueberfahrtsstelle beginnt in der That das Gebiet des obern Cauca. Rasch steigt man von da zu den Gipfeln empor, wo die drei colombischen Cordilleren mit dem großartigen vulkanischen Gebiete Ecuadors zusammenstoßen; während die Fährstelle etwa 1100 m hoch liegt, fließt der Cauca bei der höchstens 100 km entfernten Stadt Popayan in einer Höhe von 1700 m, hat also auf den Kilometer etwa $6\frac{1}{2}$ m Fall und nicht mehr 23 cm, wie zwischen Cali und Cartago. Plötzlich verengt sich nun das Thal und wird durch eine aus rothem Thon mit Rollkieseln bestehende Wand eingeschlossen; schäumend fließt der Cauca zwischen seinen hohen, gewundenen Ufern hin und tritt erst unter dem 3. Grade nördlicher Breite in jenes weite schöne Thal, das er ruhig durchschneidet bis zum Salto von Juan Garcia im Staate Antioquia. In Buenosaires, wo die Reisenden übernach-

Frauen von Buenosaires im obern Cauca-Thale.

teten, hatten sie bereits eine Höhe von 1270 m erreicht (genau die Ziffer, welche auch Codazzi angiebt). Jenseit des Ortes wurde der Weg zusehends schwieriger; wie denn überhaupt alle Wege in Colombia mehr oder weniger schwierig sind: das ganze Problem einer Reise in den Cordilleren ist in dem einen Worte „vorwärtskommen" begriffen. Denn alles wirkt zusammen, um den Reisenden fernzuhalten und ihn an dem Eindringen in eine Natur zu hindern, die auf Erden nicht ihres Gleichen hat. Wie ein Schloß legen sich die Anden vor die fruchtbaren Thäler des Landes, die Dickichte sind undurchdringlich, die Flüsse unbefahrbar, die Ebenen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Lassen wir hier einen deutschen Reisenden, der unlängst Colombien durchstreifte, den Freiherrn von Thielmann, reden (Verhandlungen der Ges. für Erdk. zu Berlin 1879, S. 370): „Der Weg nach dem Cauca-Thale (über den Quindiu-Paß) ist kein Weg in unserm Sinne; es ist ein Durchhau durch weiten wüsten Urwald, in welchem hier und da eine ärmliche Hütte ein Indianerpaar beherbergt. Der Reisende mag sehen, wie er hindurch kommt. Rechts und links ist das Gebüsch so dicht verwachsen, daß ein Abweichen vom Pfade unmöglich wird. Ist ein Loch im Boden, oder liegt ein Stein vor dem Reiter, so muß er hindurch oder hinüber; sperrt ein Baum oder schlingende Ranken den Weg, so muß das Messer den Weg bahnen. An den Seiten hängt dorniges Gestrüpp über den schmalen Pfad hinüber; die Stacheln zerreißen die Kleider des Menschen und verletzen seine Haut, aber hindurch muß er; starke Lianen können den Reiter wehrlos aus dem Sattel heben, Wurzeln den Huf des Maulthiers verstricken. Der Untergrund besteht aus dem üppigsten schwarzen Humus,

Das Dorf el Hatico.

den der Wald seit Jahrtausenden gebildet hat. Wo der Abfluß des Wassers nicht von der Natur geregelt wird, ist aus diesem Humus ein unergründlicher Schlamm entstanden, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch versinken. Auf der Straße liegen Baumstämme und versaulen im Morast, und zwischen ihnen und den Schlingpflanzen verstricken sich die Hufe der Thiere. Es kommt vor, daß sie rettungslos im Schlamm stecken bleiben. Ich habe Fälle gesehen, wo Esel mitten im Wege gestorben und halb versault waren; gleichwohl mußte der Reisende über ihre verwesenden Leichname hinwegreiten. Und das nennen die Colombianer eine königliche Heerstraße!"

In ähnlicher Weise ergeht sich André ganze Seiten lang in der Schilderung der abscheulichen Wege Colombiens; der Unannehmlichkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren giebt es zahllose: hier durchnässen die Zweige, an welche der Reisende streift, ihn bis auf die Haut; dort muß er auf Wegen reiten, die etwa 1 m tief in den umgebenden Boden eingeschnitten sind, so daß Steigbügel und Sporen beständig an den Wänden des Einschnitts sich reiben. Hier heißt es, über einen Abhang zu reiten, der aus mächtigen Rollkieseln besteht, welche unter den Hufen des Thieres nachgeben; dort muß man im Gebiete des Schiefers über glitschige, lose Platten hinwegreiten, wo der geringste Fehltritt sichern Tod bringt. Wieder an anderen Stellen ist es glatter Rasen, der Gefahr droht: oft sieht man dort mehrere hundert Meter unter sich die von Geiern und Ameisen schneeweiß genagten Knochen verunglückter Reisenden. Dazu kommen allerhand Löcher voll Wasser, oder Schlamm, am Boden mit Wurzelwerk überspannt, in welchem sich die Reitthiere die Beine brechen können, die übertrieben steilen Ab- und Aufstiege, die Flußübergänge, die Brücken aus Baumstämmen, deren Erddecke längst vom Regen hinweg gespült wurde; dann die tausend irreführenden Pfade auf den Savannen, welche von den wilden Rindern, den Jaguaren, Boas oder Indianern herrühren; die Knüppeldämme, die über den Weg gestürzten Bäume, die Zähigkeit des Schlammes nach einer Ueberschwemmung u. s. w. Und für solche Straßen wollen die Staaten Zoll erheben und votiren sie Gelder, während doch in Wahrheit niemand eine Hand rührt, um einen bessern Zustand herbeizuführen, es sei denn in der nächsten Nähe der größeren Städte und höchstens ein paar Wochen lang. André hofft, daß nach hundert Jahren sich die europäische Auswanderung nach Colombia richten und diesem üppigen Lande neues Leben zuführen, vor allem aber Straßen bauen wird. Ob der Umschwung schon in so kurzer Zeit bevorsteht, darf man heute wohl noch billiger Weise bezweifeln. Jedenfalls ist augenblicklich und wohl noch auf lange Zeit hinaus das

Reisen in Colombien ein sehr mühevolles und anstrengendes; was dem Reisenden dort alles an einem einzigen Tage zustoßen kann an kleinen Unfällen und großen Unannehmlichkeiten, genügt, um eine Reise in manchen anderen Ländern zu einer ereignißreichen zu gestalten. André führt zum Beweise dessen an, was er für den 13. April 1876, den Ritt von Buenosaires nach Aganché, in sein Tagebuch eingetragen: am Vormittage ein Sturz mit dem Maulthiere, wobei André unter dasselbe zu liegen kam und sich erst durch Zerschneiden des Riemenzeuges aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte; Nachmittags mußte er den angeschwollenen Rio Ovejas mit Gefahr durchschwimmen, um vom jenseitigen Ufer ein Boot herbeizuholen, dann in dunkeler Nacht noch über einen Kilometer weit durch Wald und bei strömendem Regen auf schrecklichem Wege nach Aganché (1285 m) reiten, um diese elende Hütte vollgestopft von fieber- und typhuskranken Reisenden zu finden und sich mit einem Lager auf dem Tische zu begnügen. Kurz zuvor war noch das Packpferd gestürzt und man war gezwungen gewesen, Gepäck und Sammlungen im Walde zurückzulassen. Wie froh waren sie, als sie am nächsten Morgen die in der Nacht davongelaufenen Thiere nach zweistündigem Suchen glücklich eingefangen hatten und dem ungastlichen Obdache den Rücken kehren konnten!

Bei Santa Marta (1730 m) beginnt eine Region des Nebels mit dem Charakter der gemäßigt-kalten Zone, welche

bei Almorzadero (1900 m) noch entschiedener durch das Auftreten von Befarien, Masdevallien und Pleurothallis charakterisirt wird.

Im Dorfe Hatico (1829 m), welches darauf passirt wurde, trug eine Häusergruppe eine Art Verzierung, welche André nur hier beobachtet hat. Dieselben waren wie die übrigen mit Stroh gedeckt; aber auf dem First waren eine Anzahl von Querpolstern angebracht, welche kleine hölzerne Kreuze trugen, was einen eigenthümlichen Eindruck machte. Der Boden ist hier sandig, das Dorf luftig gelegen, die Häuser ziemlich reinlich gehalten. Weiter zieht sich der Weg bergauf bergab über meist sehr fruchtbares Land, bald zu etwa 1900 m ansteigend, bald sich zu Thälern von 1500 bis 1600 m hinabsenkend. In letzteren wachsen die besten Apfelsinen, die André in Südamerika gegessen hat. In den Gärten selbst der ärmlichsten Hütten findet man dort einige kultivirte Blumen, während in den Schluchten sich eine überaus reizende Vegetation entwickelt hat: wie in einem Garten reitet es sich auf dem sandigen Pfade, dem Regengüsse nichts anzuhaben vermögen. Allmälig wird die Gegend besser angebaut und es zeigen sich prächtige Fourcroyas, welche dem Seiler Fasern von ungewöhnlicher Länge liefern. Mehrere Kilometer weit steigt jener angenehme Weg in kaum merklicher Weise bis 1954 m an und senkt sich dann wieder um etwa 100 m zum Rio Piendamo. In dem gleichnamigen Orte blieb der Reisende über Nacht.

Von hier an macht sich die Nähe einer mächtigen Stadt bemerklich: eine feste, schöne Brücke führt über den Rio Piendamo. Von da sind es nur ein paar Kilometer zum Rio Cajibio (1789 m) und ebenso weit zum Rio Cofre, der den Rio Miraflores aufnimmt und vor seiner Mündung in den Cauca Rio Palace heißt. Steile Höhen liegen zwischen

diesen engen Flußthälern, in denen eine dichte Vegetation gedeiht, darunter die berühmte Quinquina von Pitayo (ein Dorf in malerischer waldiger Gegend etwa 25 km in gerader Entfernung gegen Osten gelegen). Ihrem Principe getreu, Wege stets in der geradesten Linie anzulegen, führten die Spanier zur Zeit der Eroberung die Straße vom Rio Palace ins Thal von Popayan geradeaus über eine Höhe, die für schwere Transporte vollkommen unzugänglich ist. So toll das ist, so hat es doch einen Vortheil: vom „alto“ aus genießt der Reisende einen prachtvollen Ausblick nach Süden. Inmitten eines Kranzes hoher Berge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, zieht sich wie ein Strom ein Streifen Grün hin, bestehend aus üppigen Wiesen mit dunkleren Baumgruppen, aus denen sich als weiße Punkte Häuser und Kirchen abheben. Tief unten zu den Füßen des Beschauers fließt der Cauca, hier noch ein kleines Gewässer, in westlicher Richtung dahin. In einer Entfernung von 6 km aber schimmern zwischen Weiden (Salix Humboldtii), welche hier die Stelle unserer Pappeln vertreten, die Häuser von Popayan, der Hauptstadt des Staates Cauca, der „gelehrten Stadt“, hervor. Es ist ein bezaubernder Anblick, der sich dauernd dem Gedächtnisse einprägt: eine Oase inmitten der Wüste. Steigt man hinunter, so nimmt das Behagen nur noch zu; zwischen blühenden Orchideen, Fuchsien, Salbei, Gesneriaceen und Lamourouxias hindurch erreicht man eine schöne Brücke über den Cauca, von welcher ein breiter, mit Rollsteinen gepflasterter aber schlecht unterhaltener Weg zur Stadt führt. Zwei natürliche, üppig wuchernde Hecken, einzig auf Erden durch ihre Schönheit, fassen diese wahrhaft königliche Straße ein; unter den Sträuchern, welche sie bilden, ragen zwei besonders hervor, eine herrliche baumartige Euphorbie und die Lieblingspflanze der Popayaneros, die „Maiblume“ (flor de mayo, Meriania maialis, eine Melastomacee), ein schöner Strauch mit geraden, glatten Zweigen, dunkelgrünen, spitzigovalen, glänzenden Blättern und einzelnen, sternförmigen, handgroßen Blüthen vom schönsten Magentaroth mit fünf großen, rein weißen Flecken in der Mitte. Zwischen diesen entzückenden Hecken öffnete sich manchmal ein Blick auf einen Garten mit Apfelsinen- oder Chirimoyabäumen, oder auf eine Weide, deren Gras dem Vieh bis an den Bauch reichte, jetzt auf die kleine Belen-Kirche auf einem Hügel, dann auf die mächtigen Zacken der Cordillere; so ritt André am 15. April 1876, dem Tage vor Ostern, in Popayan ein, begierig, all das neue und interessante reiche Leben, welches sich hier ihm darbot, kennen zu lernen und in sich aufzunehmen.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

III.

Die Regierungsform oder Verfassung der Samoas kann im Allgemeinen als eine patriarchalisch-aristokratische bezeichnet werden. In jedem Dorfe bilden mehrere Hausgenossenschaften eine „Familie“ oder „Sippschaft“, die etwa 40 bis 50 Köpfe umfassen mag. Sie baut, wie ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen kann, ihre Hütten in einem engern Komplex zusammen, in deren Mitte eine größere liegt, die zum Versammlungsort und zur Aufnahme von Gästen dient. Die Dörfer bestehen daher immer aus einzelnen Gruppen von Wohnungen. An der Spitze einer solchen Sippschaft steht ein „Familienhaupt“, deren es vielleicht in einem Orte je nach der Größe desselben 10 bis 20 giebt. Diese Würde ist aber nicht nothwendig erblich von Vater auf Sohn, sondern sie kann auch durch die übrigen Mitglieder der Sippschaft einem Verwandten und sogar einem Fremden übertragen werden. Einige unter den Aeltesten bilden gewissermaßen eine adlige Klasse, die ihren Stammbaum bis in alte Zeiten hinauf verfolgen können und „Häuptlinge“ heißen. Aber den officiellen Titel eines Häuptlings trägt nur Einer unter ihnen, der dazu von den anderen gewählt wird, und der vor seinem Tode einen Andern aus dem Stamm zum Nachfolger ernennt. Dadurch wird jedoch die Wahl eines solchen durch die anderen Mitglieder nicht immer beeinflußt.

Der officielle Häuptling nun vertritt die ganze Dorfgemeinde und ist ihr Beschützer nach außen hin. Wenn er auch für einen Fremden, der weniger die Verhältnisse kennt, sich in nichts von den übrigen Bewohnern unterscheidet und ebenso wie jeder Andere seiner täglichen Beschäftigung auf dem Felde oder beim Fischfang nachgeht, so wird er doch von Allen mit Auszeichnung und Respekt behandelt. Wenn sie von ihm sprechen, so nennen sie ihn nicht schlechtweg mit seinem Namen, wie „Saimanutaffa“ oder „Pulepule“ oder wie er sonst heißen mag, sondern sie sagen „Saimanutaffa Erlaucht“, und wenn sie mit ihm selbst sprechen, so thun sie das mit Ausdrücken, die etwa so viel bezeichnen wie „Eure Hoheit“. Bei Berathungen, Versammlungen oder Festen, die mit größeren Ceremonien gehalten werden, wird ihm die Kokosnußschale mit dem üblichen Kawagetränk, der als Freundschaftstrunk unter den Häuptlingen umhergeht, zuerst gereicht, und ebenso bekommt er das erste und das beste Stück Fleisch von dem gebratenen Schwein oder der Schildkröte.

Ist er bisher unverheirathet und will Hochzeit machen, so versorgen ihn die übrigen Familienhäupter mit allem, was zur Ausrichtung der Festlichkeit nöthig ist, wofür er freilich nach der üblichen Sitte all die feinen Matten und sonstigen Schätze, welche seine Frau ihm zubringt, unter sie vertheilen muß. Zwischen dem Häuptling und den Familienhäuptern geht auch, von dieser speciellen Gelegenheit abgesehen, überhaupt das Eigenthum wechselseitig hin und her. Wenn er dies und das braucht, was er nicht hat, so läßt er jene einfach um die benöthigten Dinge ersuchen, und andererseits muß er bei vorkommenden Veranlassungen honoris causa die übrigen Familienhäupter reichlich beschenken.

Der Häuptling heirathet immer aus einem der seinigen ebenbürtigen Familie, und das „Standesgemäße“ wird bei den Samoanern noch mehr geehrt als bei uns. In der heidnischen Zeit nahm ein Häuptling oft eine ganze Zahl

Frauen, und je mehr, desto besser für die anderen Familienhäupter, denn sie bekommen dann viele feine Matten, die alle Samoaner wie Kleinodien schätzen. Daher überredete man ihn oft aus reiner Speculation zu immer neuen Hochzeiten und verheirathete ihn wer weiß wie oft, ohne daß er dabei in den meisten Fällen die Absicht gehabt hätte, mit der betreffenden Frau auch wirklich zusammen zu leben. Es war dann nur eine Ceremonie, denn gewöhnlich hatte ein Häuptling nur zwei Frauen zu gleicher Zeit. Natürlich änderte sich diese sonderbare Sitte durch die Einführung des Christenthums.

Die Ländereien, welche zu einem Dorfe gehören, sind nach den einzelnen Familien eingetheilt, so daß jede ihr Besitzthum hat. Und nicht bloß die Pflanzungen, die Felder, sind in dieser bestimmten Weise von einander abgegrenzt, sondern man sieht auch im Walde in der Umgebung der Dörfer Steinwälle oder Zänne gezogen, welche das Eigenthum der einzelnen Familien einschließen. Natürlich Strand und See bis zu dem Außenriff, welches die ganze Insel umgiebt, gehört immer dem ganzen Dorfe, welches an der betreffenden Stelle liegt, aber ein anderes Dorf darf dort nicht fischen. Die Familienhäupter haben zwar die Disposition über diese Besitzungen, müssen aber alle Mitglieder dabei zu Rathe ziehen und können nicht willkürlich darüber verfügen.

Der Dorfhäuptling bildet mit den übrigen Aeltesten zusammen die Behörde und sie berathen alle inneren und äußeren Gemeindeangelegenheiten in Bezug auf Verwaltung und Rechtspflege, Krieg und Frieden. Einer der Aeltesten ist dabei dem Häuptling als sein Adlatus attachirt, beruft in seinem Auftrag die Versammlungen und hat bei manchen Gelegenheiten auch die Funktion eines Ceremonienmeisters zu verwalten.

Obgleich es geschriebene Gesetze nie gegeben hat, so werden doch alle Rechtsfälle nach traditionell feststehendem Herkommen entschieden und Verbrecher bestraft.

Jede Dorfgemeinde ist durchaus unabhängig und selbständig, aber es vereinigen sich nach allgemeiner Uebereinstimmung immer mehrere derselben zu gegenseitigem Schutz und Trutz und bilden einen „Distrikt“ mit einem als Hauptort anerkannten Dorfe, dessen Häuptling dann den Titel eines „Königs“ führt. Bei drohenden Kriegsgefahren darf kein Dorf für sich allein handeln, sondern sämmtliche Familienhäupter aller zum Distrikt gehörenden Dörfer versammeln sich in solchem Falle im Hauptorte und fassen dort mit dem Könige gemeinsam Beschluß.

Solche Versammlungen finden unter freiem Himmel statt. Die Repräsentanten eines jeden Dorfes haben ihre bestimmten Plätze unter dem Schatten der Brotfrucht- und Orangenbäume, und die ganze Versammlung bildet also einzelne Gruppen im Kreise herum.

Die Verhandlung geht nun ganz parlamentarisch vor sich, und Jeder hat das Recht zu sprechen. Der König und die Häuptlinge machen davon aber selten Gebrauch, sondern nach der Sitte sprechen nur die Aeltesten, wobei die des Hauptdorfes den Vortritt haben. Alles geht in hergebrachter Ceremonie und mit Würde zu. Der samoanische Redner erhebt sich von seiner Matte, tritt vor, legt über seine Schulter den obligaten Fliegenwedel, der aus einem kurzen Stiele mit einem Schweif von Kokosnußfasern besteht, stützt beide Hände auf einen langen Stab, und so etwas vornübergeneigt schickt er sich zu seiner Rede an. Zugleich mit ihm sind aber alle Aeltesten desselben Dorfes aufgestanden, und obgleich meistens schon immer vorher ausgemacht ist, wer reden soll, führen sie doch unter sich noch eine lange Berathung darüber, welche nichts weiter als eine hergebrachte Förmlichkeit ist, die damit endigt, daß sich Einer nach dem Andern niedersetzt, und zuletzt der Redner übrig bleibt.

Dieser beginnt nun umständlich mit den Namen und Würden aller Einzelnen, erwähnt auch der Vorfahren und bringt mit dieser Anrede und Einleitung so ziemlich eine halbe Stunde zu. Da sind unsere Parlamentarier doch weit vernünftiger, sie sagen nur „Meine Herren“ und kommen dann gleich auf die Sache. Der samoanische Redner aber kommt auch nach seiner halbstündigen Anrede noch lange nicht auf die Sache, sondern holt gewaltig weit aus und spricht von Dingen, die mit dem eigentlichen Gegenstande der Berathung in gar keiner Beziehung stehen, denn die Samoaner haben die parlamentarische Eitelkeit, daß sie sich gern reden hören, wie das auch bei uns ist. Endlich kommt er denn auch auf den fraglichen Gegenstand und hat dann im Ganzen ziemlich anderthalb oder zwei Stunden geredet. In derselben Weise spricht vielleicht noch Einer, und dann ist es Mittag, und das Parlament will essen. Da kommen die jungen Burschen und Mädchen der Familie eines jeden Häuptlings, festlich geschmückt, und bringen ihm Essen und Trinken. Aber die höfliche Sitte erfordert es, daß er es nicht annimmt, sondern es diesem oder jenem andern Häuptling mit einem schönen Kompliment von sich bringen läßt, was natürlich dann von jenem erwidert wird. Während dieses Freundschaftsmahles nehmen aber die Reden ihren weitern Fortgang, und die Sitzung dauert gewöhnlich bis Sonnenuntergang, auch wohl bis spät in die Nacht, wenn die Sache sehr wichtig ist.

Der unabhängigen Distrikte gab es bis vor etlichen Jahren etwa zehn auf der ganzen Samoagruppe mit eben so vielen Königen, und bei dem von Natur stolzen und kriegerischen Charakter der Eingeborenen konnte es nicht fehlen, daß mancherlei Kämpfe entbrannten und ausgefochten wurden. Ja man kann sagen, daß eigentlich ein fortwährender Kriegszustand herrschte. Darunter litt dann natürlich die allgemeine Wohlfahrt nicht bloß der Eingeborenen, sondern auch der fremden Ansiedler, und deshalb war es immer das Bestreben der Missionäre, der Konsuln und der Kommandanten der fremden Kriegsschiffe, die zum Schutz der Angehörigen ihrer Nation dorthin geschickt waren, eine Einigung der verschiedenen Distrikte mit einer repräsentativen Regierungsform einzuführen. Aber es war immer vergebens. Keinen bessern Erfolg hatte es, daß man erst England und dann Amerika bat, das Protektorat über die Inseln zu übernehmen, beide Mächte lehnten ab.

Inzwischen aber glaubten doch einige amerikanische Spekulanten, daß früher oder später die eine oder die andere Seemacht die Gruppe annektiren und geordnete Zustände herbeiführen würde, und die große Fruchtbarkeit der Inseln, welche eine bedeutende Zukunft für den Handel verhieß, in Betracht ziehend, bildete sich ganz im Stillen ein Konsortium, welches behufs Erwerbung ausgedehnter Besitzungen Agenten nach den Samoas schickte. Gleichzeitig tauchte auch eine Persönlichkeit dort auf, welche in der neuesten Geschichte der Samoas eine bedeutende Rolle spielte, ein früherer amerikanischer Oberst Namens Steinberger, ein abenteuerlicher, intriganter Charakter. Ob dessen Erscheinen mit den Bestrebungen des erwähnten Konsortiums zusammenhing, oder ob er auf eigene Rechnung Geschäfte machen wollte, ist ungewiß. Jedoch wußte er den Schein zu erwecken, als sei er ein officieller oder halboffizieller Abgesandter der nordamerikanischen Regierung. Er kam nicht bloß mit einem amerikanischen Kriegsschiffe, sondern brachte auch ein Empfehlungsschreiben vom Präsidenten Grant, und der Kommandant der amerikanischen Korvette führte ihn bei den maßgebenden Per-

sönlichkeiten als einen Mann ein, der des besten Vertrauens würdig sei.

Dadurch und durch sein anfänglich gewinnendes Auftreten ließen sich nicht bloß die Eingeborenen, sondern auch die englischen Missionäre täuschen und gaben sich der Hoffnung hin, Amerika werde endlich die Angelegenheiten der Inseln in die Hand nehmen und geordnete Zustände herbeiführen, die sie so sehnlichst wünschten. Besonders wußte sich Steinberger bei den Häuptlingen durch sein bestechendes Wesen, durch viele Geschenke und noch größere Versprechungen zu insinuiren und brachte es dahin, daß er als erster Minister des Königs fungirte.

In dieser einflußreichen Stellung war es ihm ein Leichtes, die Häuptlinge und den König zu überreden, eine Konstitution einzuführen, wobei er einer jeden Partei plausibel machte, welche Vortheile gerade für sie in dieser Verfassung liegen. Den Hauptvortheil sicherte er aber sich selbst, indem er die Bestimmung aufnahm, daß alle Steuern an ihn gezahlt werden sollten, wogegen er wiederum alle Gehalte an die konstitutionellen Beamten zahlen werde. Dabei war es sein Zweck, die ganze Regierung in die Hand zu bekommen und den König nur als Puppe bestehen zu lassen. Um sich noch mehr zu befestigen, rief er amerikanische Ansiedler herbei und setzte sie in einflußreiche Stellungen, damit sie wiederum seinem Interesse ergeben sein möchten. Das durch seine Handelsbeziehungen und großen Besitzungen einflußreiche Haus Godeffroy erschien ihm bedeutend genug, um mit demselben einen förmlichen Vertrag in Bezug auf die zukünftige Gestaltung der Dinge einzugehen.

Obwohl nun Steinberger eine große Partei für sich gewonnen hatte, so schöpften doch Andere gegen seine eigentlichen Absichten allmälig Verdacht und nahmen außerdem an seinem mehr und mehr wüsten und rüden Lebenswandel Anstoß, so besonders die englischen Missionäre und der englische und amerikanische Konsul. Dazu kam noch, daß der König Malietoa sich durch seine Uebergriffe bei Seite geschoben fühlte und ihn je eher desto lieber los geworden wäre, wenn er nur gewußt hätte, wie; denn die Partei Steinberger's unter den Häuptlingen war zu stark. Da traf es sich zu Gunsten der Gegner Steinberger's, daß eine englische Korvette in den Hafen von Apia einlief, und der amerikanische Konsul denuncirte seinen Landsmann bei dem Kommandanten als einen gefährlichen Schmeichler und Unruhestifter und stellte das Ansuchen, ihn aufzuheben. Der Kommandant ging, da der englische Konsul die Anklage unterstützte, darauf ein, und nachdem Steinberger in einer großen Versammlung vom König förmlich seines Amtes als Minister entsetzt war, wurde er auf Befehl des Kommandanten gefangen genommen und an Bord der Korvette gebracht.

Hiermit war die Sache aber nicht abgethan, denn nun rüstete sich die Partei Steinberger's zum Kampfe. Der englische Konsul ließ sein Haus eiligst mit Wall und Graben umgeben, englische Matrosen wurden bewaffnet zu seinem Schutze an Land geschickt, und bald kam es zu förmlichen Gefechten, bei denen es Todte und Verwundete gab. Dieser Kriegszustand dauerte mehrere Monate. Der König Malietoa mußte fliehen und ging nach der Insel Sawáï. Als inzwischen die englische Korvette mit dem gefangen gehaltenen Steinberger den Hafen verließ, hörten zwar die offenen Feindseligkeiten auf, aber die Spannung zwischen der Steinberger-Partei und der „alten Samoa-Partei", wie sich die andere nannte, dauerte fort. So fanden wir den Zustand der Dinge, als wir am 1. Oktober desselben Jahres, in dem die Kämpfe stattgehabt hatten, in Apia ankamen.

Daß bei solchen Unruhen und drohenden Kämpfen die deutschen Besitzungen auf Samoa in Mitleidenschaft gezogen wurden, ist nur zu natürlich, denn wenn sie auch nicht direkt Gegenstand des Angriffs der einen oder andern Partei waren, so wurden doch hier und da Verwüstungen angerichtet, und die allgemeine Erregung der Gemüther wirkte nachtheilig auf den Fortgang der Bearbeitung der Plantagen. Daher war es die Aufgabe unseres Kommandanten, in Gemeinschaft mit dem Vertreter der Firma Godeffroy, der zugleich deutscher Konsul war, die Parteien friedlich zu einigen und eine geeignete Regierungsform herzustellen. Aber trotz aller Verhandlungen mit den einzelnen Häuptlingen jeder Partei für sich, trotz aller „Fanuas", d. h. größeren Versammlungen und Berathungen mit beiden Parteien gemeinsam, wollte es doch nicht gelingen. Denn die Steinbergeraner, welche eine geschlossene Einheit bildeten, hofften immer, ihr Held werde nächstens zurückkehren und alle seine schönen Versprechungen wahr machen, und deshalb verhielten sie sich gegen alle Arrangements ablehnend. Die alte Samoa-Partei dagegen war auch unter sich nicht einmal einig, sondern ein Theil hing dem geflüchteten Könige an und wünschte die frühere Regierungsform wieder hergestellt zu sehen, ein anderer wünschte eine konstitutionelle Union der Distrikte, und einige Häuptlinge endlich wollten am liebsten selber König werden.

Während im eigentlichen Apia die alte Samoa-Partei ihren Sitz hatte, war die ganze Halbinsel Molinu von Anhängern Steinberger's bewohnt, und hier im Hauptorte der Insel traten die Parteigegensätze am schärfsten hervor. Zum Zeichen dessen wehte denn auch auf Molinu an einem mächtig hohen Maste die Flagge der Steinbergeraner über den Wipfeln der schlanken Palmen. Das hatte aber die alte Samoa-Partei schon lange mit Aerger gesehen und sie beschloß daher, in Apia gleichfalls einen hohen Flaggenmast zu errichten und von demselben ihr Wahrzeichen wehen zu lassen. Als das Werk fertig war, und zum ersten Mal die alte Samoa-Flagge gehißt wurde, war allgemeiner Jubel in Apia, und es wurde ein großes Fest veranstaltet, bei dem die Häuptlinge und Aeltesten viele gebratene Ferkel verzehrten und Böllerschüsse gar kriegerisch über die Bucht hindonnern ließen, um den Steinbergeranern auf Molinu zu verkünden, daß der Muth bei „Alt-Samoa" noch groß sei. Diese Kanonade hatte solchen Beifall gefunden, daß beschlossen wurde, es sollte auch in Zukunft jedes Mal, wenn Abends bei Sonnenuntergang die Flagge niedergeholt würde, ein Schuß abgefeuert werden, was fortan auch mit großer Pünktlichkeit geschah. Es gewährte uns immer ein komisches Schauspiel, wenn wir von Bord aus auf der einen Seite der Bucht die Flagge der Steinbergeraner, auf der andern Seite die der Alt-Samoaner Abends niedergehen sahen und den Schuß donnern hörten, denn wir hatten dabei das Gefühl, daß die Krähwinkelei überall auf der Welt anzutreffen sei. So weit von den politischen Zuständen auf Samoa.

Was die religiösen Verhältnisse anbetrifft, so ist schon vorhin bemerkt worden, daß die ganze Inselgruppe christlich ist. In den dreißiger Jahren brachte Missionär Williams das Evangelium nach den Samoas, und wenn auch anfangs unter vielen Kämpfen und Verfolgungen, hat es sich doch schnell über alle Inseln verbreitet. In allen Dörfern finden sich Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern, die zum allergrößten Theile Eingeborene sind. Upolu ist, wie in kommerzieller und politischer Beziehung, so auch in kirchlicher Hinsicht als die Hauptinsel zu betrachten. Hier besteht in dem Orte Malua ein Seminar zur Heranbildung von Predigern und Lehrern, von Rev. Tur-

ner geleitet, der schon seit langen Jahren auf den Samoas thätig ist. In Apia wohnt sein Sohn, der sowohl Prediger als auch studirter Arzt und sehr geschickter Operateur ist. Außer ihm befinden sich dort noch zwei eingeborene Geistliche mit eben so vielen Kirchen.

Im Jahre 1845 wurden von einem französischen Kriegsschiffe katholische Missionäre nach den Samoas gebracht, und in Apia, wie schon früher erwähnt, ist jetzt eine katholische Kirche mit einem Bischof und mehreren Geistlichen. In der Nähe des Ortes liegt an dem Abhange des Weia-Berges auch ein Seminar. Gleichwohl aber hat der Katholicismus nur geringe Ausbreitung auf der Insel gefunden; er zählt etwa 3000 bis 4000 Bekenner, während die übrigen 32 000 bis 33 000 Bewohner evangelisch sind.

Die Londoner Missions-Gesellschaft, von welcher die Christianisirung der Samoaner ausgegangen und durchgeführt ist, braucht schon seit Jahren für dieselben keinerlei Geldunterstützung mehr zu senden, da die Bewohner ihre kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten und sogar schon für Missionszwecke auf anderen Gebieten namhafte Beisteuern entrichten; das religiöse und kirchliche Leben muß als sehr blühend bezeichnet werden. Dabei aber soll es keineswegs verschwiegen werden, daß in dem Hauptorte Apia die sittlichen Zustände sehr viel zu wünschen übrig lassen, denn Apia macht hierin eine unrühmliche Ausnahme von allen anderen Orten. Aber das hat seine naheliegenden Gründe, die auch dem oberflächlichsten Beobachter in die Augen springen müssen. Man bedenke nur, daß Apia das Emporium für alle umliegenden Inselgruppen ist, daß sich hier der lebhafteste Import- und Exporthandel concentrirt, daß also eine große Anzahl von Schiffen jährlich ein- und ausläuft, und daß einige oft Monate lang im Hafen liegen und auf Befrachtung mit den verschiedenen Produkten warten. Außer den Kauffahrern aber liegen fast fortwährend auch ein oder mehrere Kriegsschiffe im Hafen. Wo also so viele fremde Menschen, die doch im Allgemeinen nicht zu den solidesten zu gehören pflegen, zusammenströmen, an Land gehen, ihre Vergnügungen suchen, da wird die Sittlichkeit nicht gerade besonders hoch stehen. Es giebt in dem kleinen Orte eine Menge Kneipen, die selbstverständlich immer ihre Tanzlokale haben, und da kann man fast allabendlich die Musik der Handharmonikas, welche die zweideutigen oder eigentlich unzweideutigen Tänze und Amüsements begleitet, herausschallen hören. Das männliche Kontingent zu diesen Vergnügungen liefern die fremden Schiffe und auch die fremden Ansiedler, das weibliche liefert Apia. Meistentheils sind es ledige Frauenzimmer, welche diese Lokale besuchen, aber manchmal, wenn ein größerer „Ball“ abgehalten wird, findet man auch die half-cast-Frauen dort, mit denen einige Europäer verheirathet sind.

Daß bei diesen Gelegenheiten allerlei spirituose Getränke in Menge genossen werden, ist selbstverständlich, denn sonst wäre dabei für den Besitzer des Lokals kein Geschäft zu machen, und gerade dieser Punkt ist mit eine Hauptursache der sittlichen Verkommenheit. Aber nicht bloß die eigentlichen Kneipen, sondern jeder Kramladen hält Spirituosen, und die Neigung zum Trunke zeigt sich unter der jüngern Generation der Eingeborenen in einem bedenklichen Grade. Dieser sittliche Verfall kommt lediglich auf Rechnung der „Civilisation“, d. h. derjenigen, welche von gewissenlosen Händlern eingeführt wird. Aber es muß wiederholt darauf hingewiesen werden, daß solch ein Verfall der sittlichen Zustände unter den jungen Leuten sich nur in Apia findet, und daß man davon keinen Schluß auf die übrige Bevölkerung machen darf.

Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere.

Von **F. Ratzel.**

II.

Peschel vergleicht auch [1]) die Hausthiere, „d. h. Thiere, die wirklich gezähmt worden sind, und solche, von denen man vermuthen darf, daß sie hätten gezähmt werden können.“

Alte Welt.	Neue Welt.
Renthier, Rinderarten, Kameel, Dromedar, Schwein, Elephant, Hund, Katze, Schaf, Ziege, Roß, Esel. — Haushuhn, Gans, Ente.	Renthier, Llama, Vicuña, Nabelschwein, Wasserschwein, Tapir, Hund. — Truthahn, Hoccoshühner, Moschusente.

Auch diese Liste läßt Vervollständigung zu, wiewohl beim Mangel wilder Pferde, Rinder, Kameele, Ziegen, Elephanten kein Zweifel sein kann, daß im Bezug auf nutzbare Thiere Amerika sehr weit hinter der alten Welt zurücksteht. Man hat zwar vielerlei Züchtungsversuche gemacht, aber über Hund und Truthahn ist man in Nordamerika nicht hinausgekommen. Von Interesse wegen der Erfolge, die möglich gewesen zu sein scheinen, sind jedoch noch immer die Versuche, den Büffel zu zähmen.

[1]) Völkerkunde. 3. Aufl. 1876, 442.

Die Zähmung des amerikanischen Büffels (Bison americanus) ist nämlich erfahrungsgemäß möglich, scheint aber in neuerer Zeit nicht mehr mit derselben Aufmerksamkeit betrachtet worden zu sein wie in früheren Jahren, wo die Einfuhr europäischen Rindviehs nicht so leicht und der Sinn überhaupt mehr auf die Ausbeutung der dem Lande ursprünglich eigenen Schätze gerichtet war als heute. Allen hat in seiner Monographie, „The American Bisons“ (Cambridge 1876), zahlreiche Beispiele von Zähmung dieser Thiere gegeben. Einzelne Versuche in dieser Richtung waren schon von Indianern gemacht worden, so nach Woodhouse von den Creeks, und von Zähmung zum Zweck sei es der Ackerarbeit und Milchgewinnung oder der Mischung mit zahmen Rindern, liegen besonders aus der Zeit der ersten Besiedelung sichere Nachrichten vor, die großentheils nicht ungünstig lauten und sogar den ungemischten Büffeln als Zugthieren, wegen größerer Kraft, den Vorzug vor den Rindern geben und besonders beim Pflügen; als Milchvieh scheinen sie sich weniger bewährt zu haben und ihr Fleisch steht im Ganzen zurück hinter dem des zahmen Rindes. Die Halbblut-Mischrace stand an Größe und Kraft weit vor den allerdings meist sehr verwahrlosten Rinderraceen der westlichen Farmer.

Ueber die Fortpflanzungsfähigkeit dieser Mischlinge gehen die Meinungen auseinander, während ihre Fähigkeit mit zahmen Rindern fruchtbare Nachkommenschaft zu erzielen nicht angezweifelt wird; die Fruchtbarkeit der Halbblutkuh wird von der besten Autorität behauptet [1]), während die des Halbblutstieres angezweifelt wird. Jedenfalls vermischen sich die Büffelstiere ohne Schwierigkeit mit zahmen Kühen, während die zahmen Stiere die Büffelkühe zu vermeiden scheinen. Als ein weiterer Vortheil der Büffel erscheint ihre größere Schnelligkeit und die Fähigkeit Hitze zu ertragen, welche die zahmen Rinder nicht besitzen. In neuester Zeit scheinen die Versuche Büffel zu viehzüchterischen Zwecken zu zähmen in demselben Maße seltener geworden zu sein, wie die Herden immer weiter nach Westen gedrängt wurden. Mit dem Eleuthier, hier Moose genannt (Alces americanus), sind gleichfalls Zähmungsversuche gemacht, aber doch mehr nur in spielender Weise. Man hat einzelne soweit gebracht, daß man mit ihnen fahren konnte, aber als Hausthier lassen sie sich nicht benutzen. Bemerkenswerth ist, daß die nordamerikanischen Hyperboräer das Renthier (Tarandus rangifer), wiewohl von gleichen Eigenschaften wie das europäische, nicht gezähmt haben.

Der Edelhirsch oder Elk (Cervus canadensis) ist mit Erfolg gezähmt worden wie das Eleuthier. Eine Zeit lang wurde die Idee besprochen, öde Stellen, wie sie z. B. im nördlichen Neuyork vorkommen, und welche beim heutigen Stande der Kultur selbst noch nicht mit Vortheil zur Viehzucht verwandt werden können, mit Edelhirschen zu besetzen, und ein gewisser Lorenzo Stratton, der mit Erfolg sich der Hirschzähmung gewidmet hatte, wies in einem Briefe nach, der 1859 durch die Blätter ging, daß Neuyork allein mindestens 100 000 Elks auf ödem, unbenutztem Lande ernähren könnte. Die Anregung hat aber keine Nachwirkung gehabt.

Der kleinere Hirsch (C. virginianus) ist in allen den Gegenden noch häufig, die erst im Anfang der Besiedelung stehen. Vermehrt sich aber mit der Bevölkerung das Holzfällen, Schießen, die Hunde und dergleichen, dann ziehen sie sich nach ungestörteren Gegenden zurück. Nicht selten weiden sie den jungen Hafer des Ansiedlers ab oder leisten seinen Kühen Gesellschaft, wenn diese im Walde grasen. Wenn im Winter das Reisig auf den Klärungen angesteckt wird, ziehen sie sich oft in großen Rudeln wärmesuchend herbei und fressen das Moos und die Knospen des Gestrüppes ab.

Von den Wiederkäuern der Gebirge und Steppen des Westens, den Antilopen und Bergschafen (Antilocapra Iplocerus, Ovis), sind nur die Antilopen wegen ihrer Häufigkeit in nahrungsarmen Steppen von Bedeutung für den Menschen. Das wilde Schaf der Felsengebirge ist kein Wollträger.

Von anderen durch Nutzen oder Schädlichkeit für den Menschen bedeutsamen Thieren seien noch folgende genannt: Hasen sind vorzüglich in zwei Arten häufig. Der nördliche Hase (Lepus americanus) lebt zwischen dem 40. und 60. Breitegrad. Im Sommer röthlichbraun, wird er im Winter fast weiß. Er ist der größere von beiden, wird bis $^1/_2$ m lang, ist ein Waldbewohner und hält sich am liebsten im jungen Tannengebüsch auf. Der kleinere graue Hase (L. sylvaticus) ist im Gegensatz zum vorigen am häufigsten in Gegenden, wo Lichtungen und dünner Wald mit einander wechseln, und soll mit den Farmern sich sogar über die Prärien verbreitet haben. Das Thier ist unserm Kaninchen ähnlich und richtet gleich diesem manchmal Schaden in den Anpflanzungen der Farmer an. In den sumpfigen Gegenden des untern Mississippigebietes kommt eine Art vor, welche Wasserhase genannt wird, Florida hat seinen Sumpfhasen, und in den Steppen und Gebirgen des Westen giebt es noch eine ganze Reihe von Hasen, welche meist ziemlich häufig sind.

Von anderen größeren Nagethieren sind die Biber (Castor fiber) aus den bewohnten Theilen der Vereinigten Staaten längst verschwunden. Als kostbares Pelzthier ersetzt ihn die Moschusratte (Fiber zibethicus), welche gleich ihm ein Wasserthier ist, aber in Höhlen des Ufers wohnt.

Eichhörnchen sind in einer größern Anzahl von Arten vorhanden. Vom Fuchseichhorn, dem schwarzen und dem grauen, welche größer sind als unsere mitteleuropäischen Arten, ist das Fell von erheblichem Werth, und sie werden auch des Fleisches wegen gegessen. Die Grundhörnchen (Tamias) und Gophers oder Taschenmäuse (Saccomys) thun den Feldfrüchten Schaden ähnlich wie bei uns die Hamster. Dasselbe gilt von dem murmelthierähnlichen Woodchuck. Vom Stachelschwein (Erethizon dorsatus) wird das Fleisch gegessen. Ebenso vom Opossum (Didelphys virginiana). Vom Stinkthier (Mephitis virginiana) und von dem auf den Prairien zwischen 35 und 58° nördl. Br. häufigen Dachs (Taxidea americana), dem Wappenthier Wisconsins, wird das Fell geschätzt (s. u.). Dasselbe gilt von dem Waschbär oder Raccoon (Procyon lotor), welcher zu den verbreitetsten unter den größeren und jagdbaren Säugethieren der Vereinigten Staaten gehört; er ist indessen gleichzeitig einer der schädlichsten durch seine Vorliebe für den Mais. In den jungen noch thierreichen Gegenden des Westen haben kleine Farmer den Maisbau geradezu seinetwegen aufgeben müssen. Von den Pelzthieren ist der Vielfraß (Wolverene, Gulo luscus) früher im Osten bis 43 bis 42 und im Westen bis 40 bis 39 Grad nördl. Br. verbreitet gewesen. Er kommt dort nur in ödesten, waldreichsten Gegenden vor und ist jetzt so vereinzelt, daß er seit Jahren nicht mehr zuverlässig nachgewiesen ist. Dagegen ist er im Westen in den Black Hills, im Felsengebirge von Montana und am Großen Salzsee bestimmt noch vorhanden. Der Zobel (Sable, Mustela americana) hat sein Verbreitungsgebiet hauptsächlich in Britisch Nordamerika, geht aber südwärts im Osten bis Pennsylvania und im Westen bis in die Parklandschaften des Felsengebirges von Colorado und bis an den nordcalifornischen Yubafluß. Er gehört zu denjenigen Thieren, welche nicht abwarten, daß der Neuansiedler Jagd auf sie mache, sondern welche sich schon von selbst zurückziehen, sobald die Ansiedler mit Waldlichtung und Ackerbau in ihr Gebiet vorschreiten. Das Hermelin (Stoat or Ermine, Putorius erminea) hat eine weitere Verbreitung, denn es ist in den Gebirgen von Südcarolina, in Illinois und im mittlern Californien nachgewiesen. In seinen südlichen Verbreitungsgebieten soll es den Winter hindurch ganz oder theilweise braun bleiben. Der Mink (Putorius vison) ist über alle nicht völlig wasserarmen Theile von Nordamerika verbreitet. Das Stinkthier (Skunk, Mephitis mephitica), welches über alle Theile Nordamerikas verbreitet ist, welche gemäßigtes Klima haben, ist im Westen mit dem Fortschreiten der Ansiedelungen entschieden häufiger geworden und wird viel öfter in der Nähe menschlicher Wohnungen als in Oeden gefunden. Dagegen hat in den altbesiedelten Theilen der Vernichtungskampf, der gegen es geführt wird, überall eine erhebliche Verminderung zur Folge gehabt und zumal seitdem das Fell als „Alaska-

1) Mr. Wickliffe in brieflichen Mittheilungen an Audubon und Bachmann, s. deren Quadrupeds of N. Am. II, 52. Auf seine Angaben führt fast alles zurück, was seither in dieser Sache berichtet wird. Die ausführlichste Zusammenstellung alter und neuer Nachrichten über Zähmung des Bison americanus hat Allen in seinem oben erwähnten Werke 215 bis 221 gegeben.

zobel“ einen gesuchten Handelsartikel bildet. Zwei andere Stinkthierarten, das kleine Stinkthier (Mephitis putorius) und das weißrückige Thier (Conepatus mapurito), finden sich außerdem in den Vereinigten Staaten, jenes häufig in den südlichen und mittleren Staaten, dieses nur in Texas. Der Dachs (Badger, Taxidea americana) ist ein Thier des Westens, war aber früher ostwärts bis Ohio und Indiana verbreitet, wo er noch vor 20 Jahren vorkam, aber heute ausgerottet ist. Es ist zweifelhaft, ob er heute noch östlich vom Mississippi überhaupt vorkommt. Dagegen ist er im Westen bis zum Stillen Ocean noch immer ein häufig vorkommendes Thier. Die Otter (Lutra canadensis) ist über ganz Nordamerika verbreitet, wenn auch nirgends in großer Zahl. Ihre Zahl nimmt in den altbesiedelten Theilen sehr rasch ab, aber sie verschwindet, begünstigt durch ihre bekannte schützende Lebensweise, nirgends ganz. Doch ist sie überall in den nördlichen und mittleren atlantischen Staaten selten geworden. In den Gewässern des Kaskadengebirges, wo die Pelzthierjagd nie sehr stark betrieben worden war, ist sie noch heute wohl am häufigsten. Spärlich ist sie auch im ganzen Missourigebiet, jedenfalls wegen der Armuth desselben an Fischen. Die Seeotter (Enhydris canadensis) bewohnt Küsten und Inseln des nördlichen Stillen Oceans, wo sie nach den früheren Nachrichten so häufig war, daß z. B. die ersten Entdecker der Prybilow-Inseln, Lukannon und Kajekow, im ersten Jahr 5000 tödteten. Aber hier waren sie nach sechs Jahren ausgerottet und zwar für immer. 1804 sandte Baranow aus Alaska nach Ochotsk 15 000 Seeotterfelle. Als Russisch-Amerika als Territorium Alaska an die Vereinigten Staaten kam, betrug die Zahl der Seeottern, die jährlich auf dem ganzen Strich von den Aleuten bis Washington Territory getödtet wurden, 700 bis 900. Die Amerikaner haben seitdem die Seeotterjagd mit aller Energie wieder aufgenommen und 1873 4000 Felle gewonnen. Aber bei ihrer Methode wird ohne Zweifel dieses Thier in kurzer Frist vertilgt sein. Ein Regierungskommissär, der nach Alaska zur Untersuchung der Pelzthierjagd gesandt war (H. W. Elliott), schlug eine Schonzeit und das Verbot von Feuerwaffen in der Seeotterjagd vor.

Von großen Raubthieren ist der Schwarze Bär (Ursus americanus) in erster Linie zu nennen, welcher noch heute im Westen, vorzüglich in der obern Mississippi- und Missouri-Region, nicht selten ist. Noch vor zehn Jahren wurden seine Felle zu 3 bis 10 Doll. verkauft, ein Beweis, daß er noch nicht allzu selten geworden war. Es beruht wahrscheinlich auf der Verwechselung mit einer hellern Art, dem sogenannten Cinnamom Bear (var. isabellinus), wenn man sogar den Eisbär in Wisconsin gesehen haben will. Der Grizzly (U. ferox) der Sierra Nevada und des Küstengebirges gilt für das stärkste und gefährlichste von den nordamerikanischen Raubthieren. Der Vielfraß (Gulo luscus), der selbst in den nördlichsten Staaten, wie Michigan, das einst nach ihm genannt wurde, selten ist, gehört nicht zu den angreifenden, oder zu den reißenden Raubthieren, vertheidigt sich aber, wenn angegriffen, mit Wildheit. Vom Wolf giebt es den größern, dunkelgefärbten Waldwolf oder Black Wolf (C. lupus) in der Wald- und den Prairiewolf oder Coyote (C. latrans) in der Steppenregion [1]). Nur der erstere greift den Menschen an, wenn er vom Hunger dazu getrieben wird, was nur in den bevölkerten Gegenden und im Winter geschieht. Dagegen sind beide den Herden gefährlich und in einigen der nördlichen Staaten sind Preise von 3 bis 5 Doll. auf die ersteren gesetzt. Der Fuchs der östlichen Staaten (Vulpes fulons) ist dem unsern ähnlich, doch etwas kleiner, aber reichlich ebenso schlau. Dem Federvieh der Farmer stellt er eifrig nach und wird mit Leidenschaft gejagt. Es giebt außerdem noch sechs Arten im Westen und Süden. Die Otter (Lutra canadensis), die bis zur Schwanzspitze reichlich 1 m lang wird, ist in Gestalt, Färbung und Sitten der unsern ganz ähnlich.

Aus der Familie der Katzen ist der Panther, der von dem Farmer als Painter angesprochen wird, die gefährlichste; im Süden und Südwesten heimisch streift er in den zusammenhängenden Wäldern, vorzüglich der Gebirge, so weit nach Norden, daß er z. B. selbst in den Adirondocks ein nicht seltenes Jagdthier darstellt. Seine Nordgrenze ist bei 55° nördl. Br. Der Puma oder amerikanische Löwe (F. concolor) gehört dem Südwesten an. Die Wildkatzen, wie verschiedene kleine kurzschwänzige Luchse genannt werden, gehen als nicht eben häufige Raubthiere durch die ganze Waldregion.

Vögel. Von den Vögeln berührt nur eine geringe Zahl die wirthschaftlichen Interessenkreise des Menschen, wogegen viele bedeutend mehr als die Säugethiere zu den Eindrücken beitragen, welche die umgebende Natur auf ihn macht. Man kann ihnen eine (im weitesten Sinn) mehr ästhetische Rolle zuschreiben. Von den Raubvögeln nährt sich der größte, der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leutocephalus), vorwiegend nur von Fischen. Seine Spannweite beträgt 2 m. Er ist das Wappenthier der Union [1]). Sperber, Bussarte, Falken fügen höchstens, wie bei uns, den Hühnerhöfen Schaden zu. Von den zahlreichen Eulen ist die größte und kräftigste die Ohreule (Otus vulgaris), welche sogar ausgewachsene Truthähne raubt. Aasgeier (Cathartes atratus) kommen nur im Süden vor, wo sie wegen ihres vermeintlichen Nutzens durch die Aufzehrung des Aases vom Gesetze geschützt werden. Es wäre wahrscheinlich besser, diese unreinlichen Vögel zu schießen und das Aas dafür zu begraben. Den Saaten schädlich sind vorzüglich die Häher (Jay, Arten von Cyanurus und Iphelocoma), von welchen einige sehr schönes himmelblaues Gefieder haben, die glänzend schwarzen Dohlen oder Saatkrähen, die Black Birds der Amerikaner (Corvus americanus), der Croßbill oder Kernbeißer (Loxia curvirostra) und der Seidenschwanz. Dagegen gehören zu den nützlichen, als Insekten und Würmervertilger, die Singdrossel oder der Robin (Turdus migratorius) und andere Drosselarten, der Blauvogel, Blue Bird der Amerikaner (Sialа-Arten), der King Bird (Tyrannus carolinensis), die zahlreichen Spechte, von denen der größte, der Schwarzspecht (Hylotomus pileatus), fast so groß wie eine Krähe ist. Durch ihren Gesang beleben die Landschaft der Oriol oder Pirol (Icterus-Arten), die Drosseln, von denen sechs Hauptarten und mindestens doppelt soviel Abarten unterschieden werden, der Spottvogel (Mimus polyglottus), der indessen nur in den Südstaaten häufig ist, dann der Blauvogel und Katzenvogel (Mimus carolinensis). Als der vorzüglichste Sänger des Nordens der Reisvogel oder Bobolink (Dolichonyx oryzivorus). Zur Belebung durch ihre Farben und Beweglichkeit tragen in hervorragendem Maße die kleinen Papageien des Südens, der einzigen Art

[1]) Ueber die Abstammung des Indianerhundes von einheimischen Wolfsarten kann kein Zweifel sein. „Ich habe,“ sagt Richardson (Fauna, Bor. Am. 1829, p. 64), „mehr als einmal eine Bande von Wölfen für die Hunde einer Indianerschar angesehen, und das Geheul beider ist so genau in derselben Tonart hinausgezogen, daß selbst das geübte Ohr des Indianers es nicht zu unterscheiden vermag.“ Weitere Beweise bei Darwin, Animals and Plants and Domestication 1868, I, p. 21.

[1]) Ueber die Varietäten dieses für die Nordamerikaner begreiflicher Weise sehr interessanten Thieres ist viel gestritten worden. Vergl. J. A. Allen, „What is the Washington Eagle“ in Am. Naturalist 1871, 524.

angehörend, der Prachtfink, Redbird oder Kardinal (Cardinalis virginianus), die Prairielerche, Honed Lark (Eremophila alpestris) und die Feldlerche (Sturnella magna) bei. Die ungemein zahlreichen Staare, auch Black Birds genannt, unter denen der Kuhvogel (Molothrus pecoris) einer der bekanntesten, der Kolibri (Trochilus colubris) [1]), die sogenannte deutsche Fahne, ein schwarzer Vogel mit roth und gelber Flügelbinde, endlich die zahlreichen Schwalben, welche besonders auch auf die Prairien hinaus den Ansiedelungen folgen, und ganz wie bei uns zu den Freunden des Menschen gezählt werden. Zu den lautesten gehört ein Ziegenmelker (Anthrostomus vociferus), von den Amerikanern Whippoorwill genannt, der in den Sommernächten unaufhörlich das Geschrei ausstößt, von welchem er seinen Namen hat. Von den größeren jagdbaren Vögeln ist der Truthahn heute nur noch in den Südstaaten häufig. Im Norden ist er schon seit etwa 30 Jahren ausgerottet. Er ist dunkeler von Farbe und Größe als der gezähmte [2]). Die Tetraoninae, Grouse (Auerhahn, Birkhahn, Haselhuhn ꝛc.) erreichen ihre größte Entwickelung in Nordamerika. Cones zählt neun Hauptarten auf. Hierher gehören verschiedene Haselhühner, Buschhühner, auch fälschlich Partridges genannt, etwas größer als unser Rebhuhn, ein Waldbewohner. Das Prairiehuhn, Prairie-Hen (Cupidonia Cupido), ist ungefähr von derselben Größe, und häufig in der Prairieregion. Das eigentliche Rebhuhn der Amerikaner, von ihnen Quail genannt (Ortyx virginianus), ist kleiner als das europäische Rebhuhn, größer als unsere Wachtel, von vorzüglichem Fleisch. Der ausgiebigste Jagdvogel unter den Landbewohnern ist jedoch die Wandertaube (Ertopistes migratoria), welche in jedem Frühjahr in großen wolkenartigen Schwärmen erscheint; sie ist wenig kleiner als unsere zahmen Tauben und sehr wohlschmeckend. An ihren Brutstätten in den Wäldern sitzen sie zu Hunderttausenden bei einander, so daß manche Farmer, wie man sagt, mit den herausgefallenen Eiern und Jungen ihre Schweine mästen. An Sumpf- und Wasservögeln ist in einem so wohlbewässerten Lande, wie es der Osten und Norden der Vereinigten Staaten ist, natürlich kein Mangel. Am häufigsten sind Enten, von denen die sogenannte Canvas-back (Fuligula vallisneria) die geschätzteste, die im Gefieder schönste die Waldente (Aix sponsa) ist. An Schnepfen und Becassinen (Snipes, Woodcocks, Plovers, Gallinago-, Tringa-, Totanus-Arten und anderen) ist kein Mangel. Unter den Tauchern ist der Loom oder Wassertruthahn (Colymbus torquatus) der größte, ein beliebter Jagdvogel der Seenregion.

Reptilien. Von Krokodilen hat nur der Süden der Vereinigten Staaten zwei Arten, ein echtes Krokodil und einen Alligator. C. Hatteras an der atlantischen Seite und die Arkansas-Mündung auf der des Mississippi können als die nördlichsten Punkte bezeichnet werden. Von Schildkröten kommen Riesenschildkröten an den Küsten der Südstaaten und außerdem zahlreiche Emyden und Trionychiden (Weichschildkröten) in Süßwassern durch das ganze Gebiet vor. Mehrere davon sind eßbar. Diese Familie ist im Osten des Landes ebenso reich als im Westen spärlich vertreten. Von Schlangen sind vier Arten Klapperschlangen (Crotalidae) und die Mokassin-Schlange als sehr giftig hervorzuheben. Die letztere ist eine Wasserbewohnerin, während jene anderen auf sonnigen Lichtungen, vorzüglich aber auf den höheren trockenen Punkten der Prairien und in den Steppen gefunden werden.

Amphibien. Der Osten allein übertrifft weitaus Europa an Formenreichthum dieser Klasse. Für den Natureindruck ist es von Bedeutung, daß die Stimmen der ungemein zahlreichen Frösche ganz anders tönen als bei uns. Die kleineren Arten lassen einen Gesang ertönen, der „einem Schellengeklingel oder dem hundertstimmigen Piepconcert kleiner Vögel“ gleicht. Die größte Art ist der Ochsenfrosch oder Bullfrog, der einen dumpfen Ochsenlaut von sich giebt. Gegessen wird nur von den Negern eine im Aeußern aalähnliche Siren-Art des Südens.

Fische. Der Reichthum an nutzbaren Fischen ist im Osten und Süden ein sehr großer, während er in der Felsengebirgs- und pacifischen Region gering ist. Alles in allem genommen enthalten die Flüsse und Seen der Osthälfte Nordamerikas wohl nicht weniger Nutzfische als diejenigen von Nord- oder Mitteleuropa und großentheils gehören sie denselben Familien an. Am reichsten, viel reicher als in Europa, sind die Welse vertreten. Wenn auch ihre verschiedenen Gattungen, Amuirus, Hopladeles und andere, nicht so beliebt als Speisefische sind wie unser Donauwels, so fällt dagegen ihre große Zahl und die Größe der Individuen für die Ernährung der niederen Klassen stark ins Gewicht. Der weitverbreitete sogenannte „Cat Fish“ ist in dieser Beziehung besonders wichtig. Von Barschen ist der kleine „Yellow Perh“, der bis $^2/_3$ m lang werdende „Pike Persh“, dann „Rock Fish“, „White Baß“ und „Black Baß“ hervorzuheben. Die Baß-Arten (Roccus und Labrax) gehören zu den feinsten Fischen Nordamerikas. Unter den Hechten ist zunächst unser Esox lucius als „Great Pickerel“, der in den Großen Seen vorkommt, dann „Mascalonge“ und „Common Pickerel“ zu nennen. Von den Lachsen beherbergen die Gebirgsseen des Nordostens einige Seeforellen, die entschieden an unsere Saiblinge und Rötheln erinnern, aber große Wichtigkeit erlangen sie erst in den pacifischen Flüssen, wo sie massenhaft und in riesigen Exemplaren vorkommen. Bekanntlich versorgt Oregon sogar Europa mit präservirtem Lachs. Die Weißfische haben in einigen Coregonus-Arten der Großen Seen massenhaft vorkommende und sehr wohlschmeckende Vertreter. „Shad“ ist ein berühmter Fisch dieser Familie, mit dem in neuerer Zeit auch in Europa Akklimatisationsversuche gemacht worden sind. Eigenthümlich amerikanisch sind die Sonnenfische (Centrarchidae), von denen „Goggle Eye“ oder „Rock Baß“ und „Groß Baß“ häufig und nützlich sind. Die Muschelthiere, an denen die Flüsse und Seen Nordamerikas so reich sind, dienen den Indianern in

---

[1]) Von den deutschen Farmern mit dem unpoetischen Namen Schnurrvogel belegt.

[2]) Die Herkunft des Truthahns (Turkey) ist nicht ganz klar, wiewohl über den amerikanischen Ursprung des Vogels kein Zweifel sein kann. Die Schwierigkeit liegt in der Abweichung der Eigenschaften des domesticirten Truthahnes von denen des wildlebenden Meleagris gallopavo, der im östlichen Nordamerika vorkommt. Es ist vorzüglich die Färbung, welche erheblich verschieden ist. Der Haustruthahn hat die Spitzen der Federn, die an der Schwanzwurzel und am hintern Theil des Rückens liegen, rahm- oder gelblichweiß, während dieselben beim wilden Truthahn des östlichen Nordamerika kastanienbraun sind. Auch andere Unterschiede, welche weniger hervortreten, scheinen die beiden von einander zu trennen. Seitdem indessen zuerst Gould (Proc. Zool. Soc. London 1856, 61) und später auch die beste Autorität in diesen Dingen, Spencer F. Baird (Pacific R. R. Rep. IX, 618), einen im westlichen Nordamerika, und zwar besonders in Texas, Neu-Mexico und Arizona, und außerdem in Mexico vorkommenden wilden Truthahn, M. mexicana, beschrieben hat, welcher in allen Eigenschaften, ausgenommen nur die geringere Entwickelung der Fettlappen am Kopfe, mit dem gezähmten Thiere übereinstimmt, scheint die Annahme berechtigt, daß der letztere von dem westamerikanischen und mexicanischen Truthahn abstamme. Damit stimmen übrigens auch die geschichtlichen Zeugnisse, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß aus Mexico der Truthahn von den Spaniern nach Europa, Westindien und ihren Niederlassungen auf dem nordamerikanischen Festland gebracht worden sei. Der mexicanische Truthahn hat auch weißliches Fleisch wie der gezähmte, während das des wilden nordamerikanischen von dunklerer Färbung ist.

großer Ausdehnung zur Nahrung, stellenweise auch den Negern. Aber für die Weißen sind sie von keinem Werthe. Dafür beuten diese den ungeheuren Austernreichthum vorzüglich der atlantischen Küste aus, die in dieser Beziehung von keiner europäischen erreicht wird, und die Austern sind in zahllosen Formen zubereitet durch die ganze Union hin ein sehr wichtiges Volksnahrungsmittel. Außer auf den nahegelegenen Neufundlandbänken ist der Fischreichthum besonders groß über kleinen Bänken aus Kalkstein, die in geringer Entfernung von der Küste auf der ganzen Strecke zwischen Nordcarolina und Florida auftreten. Sie werden von den Einwohnern „Fishing Banks“ genannt.

Insekten. Es seien nur die verbreitetsten unter den schädlichen genannt. Von Käfern wird ein Curculio den Blüthen und Früchten der eingeführten Pflaumenarten so schädlich, daß mancherorts die Zucht derselben aufgegeben werden mußte. Ein etwas dunkler gefärbter Gattungsgenosse des Maikäfers wird von Jahr zu Jahr in den besiedelten Strichen zahlreicher und durch seine dem Engerling völlig gleiche Larve den Wiesen, Kartoffel- und Rübenäckern gefährlicher. Der in dieselbe Sippschaft gehörige Coloradokäfer ist seit einigen Jahren auch bei uns zur Genüge bekannt geworden. Den Kürbis-, Gurken- und Melonenpflanzen wird ein kleiner, schwarz und gelbgestreifter Käfer verderblich, indem er die Blätter abfrißt. Die bohrenden Larven der Holzkäfer richten besonders unter den Nadelhölzern großen Schaden an, sind aber bei der verhältnißmäßig geringen Aufmerksamkeit, die man bisher der Waldcultur schenkte, nur wenig bekannt. Von den Schmetterlingen wird die Erdraupe eines kleinen grauen Nachtschmetterlings, die als Cottonworm oder Cutworm bekannt ist, den zarten Schößlingen des jungen Mais und fast aller Gartenpflanzen in hohem Grade verderblich. Gewisse Spinnerraupen sind den Obstbäumen schädlich. Die schädlichste Raupe ist aber die von der Motte Aletia argillacea, der Cotton-Worm, welcher fast alljährlich Millionen Werthe in den Baumwollpflanzungen zerstört [1]). Von den Orthopteren sind die Heuschrecken der Schrecken der Prairie- und Steppengegenden, über die sie in manchen Jahren in ebenso gewaltigen Mengen herfallen, wie man es aus dem Südosten Europas, aus Westasien und Nordafrika kennt. Sie kommen auch manchmal, wenn auch in geringerer Zahl, bis in die Mittel- und Nordoststaaten. Der gefährlichste von den Zweiflüglern ist die sogenannte Hessenfliege, Cecidomyia destructor, von der die Sage geht, daß sie von den verkauften Hessen während des Unabhängigkeitskrieges herübergebracht worden sei. Dieselbe ist der ärgste Feind des Weizens, in dessen jungen Halmen ihre Maden leben. Von Milben ist eine Borkenlaus, Aspidotus conchiformis, den Obstbäumen gefährlich. Die dem Menschen, wenn auch nicht gefährlichen, so doch unangenehmen Moskitos, unseren Stechmücken vergleichbar, dann die noch viel beschwerlicheren Schwarzmücken (Black Flies) sind in allen feuchten und frisch gelichteten Gegenden Nordamerikas häufiger und lästiger als bei uns. Es scheinen für sie, wie für andere Insekten, schädliche und unschädliche, die größeren Niederschlagsmengen wenigstens der östlich vom Mississippi gelegenen Gegenden und dann die höheren Sommertemperaturen günstig zu sein. Auch unsere Hausplagen: Stubenfliegen, Wanzen, Flöhe u. s. s., sind verbreitet. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß mit dem Fortschreiten der Cultur die Menge des Ungeziefers zunimmt. Glücklicherweise gilt aber dieselbe Regel auch für eine große Zahl von insektenfressenden Vögeln.

[1]) Die Baumwollpflanzer berechneten 1877 den durch den Cotton-Worm verursachten Verlust auf 15 Mill. Doll. (Rep. Dep. Agr. f. 1877, S. 156).

Aus allen Erdtheilen.

Sagen der Lausitzer Wenden.

Es mag gegenwärtig noch 120 000 wendisch redende Leute in der Ober- und Niederlausitz geben; ihre Zahl ist nicht genau zu bestimmen, da in Preußen eine Volkszählung nach der Sprache lange nicht stattfand. In Sachsen zählte man 1875 noch 50 000 wendisch redende, die alle auch deutsch sprechen konnten. Eine allmälige Abnahme des Wendischen ist überall bemerkbar und ein endliches Erlöschen vorauszusehen. Es ist daher erfreulich zu sehen, wie man jetzt beginnt noch alles zu sammeln, was auf dieses Völkchen, den Ueberrest der einst mächtigen von Böhmen bis zur Ostsee wohnenden Slaven, Bezug hat. Deutsche Forscher sind es, welche sich hier Verdienste erwerben. Haupt, dem der Wende Schmaler zur Seite stand, sammelte vor vierzig Jahren die Volkslieder; eine ethnographische Schilderung nebst historischer Sprachkarte veröffentlichte R. Andree; daß die urgeschichtlichen Zeugen der Lausitz untersucht wurden, dazu gab namentlich Virchow den Anstoß, und auch das Gebiet der Sagen, Märchen und der abergläubischen Gebräuche ist jetzt von zwei Deutschen gleichzeitig bearbeitet worden.

Dr. Edmund Veckenstedt, längere Zeit Gymnasiallehrer in Kottbus, sammelte aus dem Munde des Volks und gewann eine reiche Ausbeute, die in dem Werke: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche (Graz, Lenschner und Lubensky 1880) jetzt uns vorliegen. Veckenstedt, auf dem Boden der vergleichenden Mythologie und Sagenforschung stehend, führt in seinem 500 Seiten umfassenden Buche eine ansehnliche Fülle von neuen Sagengestalten und mythischen Namen in die Wissenschaft ein. Wir finden da, bisher noch nicht genannt, den Posserpane, Serp, Serpel, die Pśezpolnicer, den Jeb, die glühende Frau u. s. w. Dazu gesellen sich die Drachenbänne.

Die Tradition bei den Lausitzer Wenden ist noch eine sehr ursprüngliche und dadurch erhält man die Gewißheit, daß arische Urmythen nicht nur vielfach in der Wendensage lebendig, sondern auch sehr deutlich erkennbar sind. Der persischen und römischen Königssage vergleichbar tritt uns der mythische Wendenkönig entgegen. Nicht weniger als 107 Nummern bringt Veckenstedt über denselben. Er erscheint als der Messias der Slaven im Herzen Deutschlands von leuchtender Hoheit, wie Sigfrid oder König Artus. Die wendischen Nixen und Schwanenmädchen sind Schöpfungen, welche der Duft echter Poesie umweht. Aber schon beginnt das Deutschthum den ursprünglichen Gehalt zu verdunkeln, und der lustige slavische Zwergkobold in der Wendei erhält den Namen Till Eulenspiegels (Hauschpipel, wie bei den Tschechen). In den Wendenstreichen waltet eine lustige Ironisirung der Vergangenheit des Volks selbst; die Hexen, welche selbst vor der Parodirung des Abendmahls nicht zurückschrecken, treiben ihr unholdes Wesen in der Tradition

der Lausitzer Wenden. Gering ist die Anzahl der Riesensagen; die Fülle der Ludki-(Leutchen-) Sagen aber beweist, daß dem Wenden fast in allen Beziehungen Zwerg- und Ahnenkultus identisch sind. Eine via sacra war den Wenden bekannt, dafür spricht der Pfahlweg des Wendenkönigs; reich und ursprünglich erscheinen die Thiersagen. Weniger originell der Aberglauben. Die Gestalt des Vampyrs ist — wenigstens nach dem mitgetheilten Material — bei den Wenden nicht so ausgearbeitet, als bei den übrigen Slaven, bei denen gerade der Vampyrglaube seine größte Entwickelung hat. Er wird übrigens nicht unschädlich durch das Durchbohren der Leiche mit einem Pfahl oder geweihten Nagel (was sonst hilft), sondern die Leiche muß noch verbrannt werden. Die wendischen Werwolfsagen decken sich mit den deutschen (z. B. aus Hessen und Ostfriesland) und masurischen so sehr im Detail, daß eine gemeinsame Quelle sicher erscheint. Leider giebt der Verfasser die wendischen Namen für Vampyr und Werwolf nicht an, was des Vergleichs halber werthvoll gewesen wäre. Er geizt überhaupt nach dieser Richtung hin. Das Ganze ist ein Werk echt deutschen Fleißes, für das namentlich die Slaven ihm dankbar sein können.

Gleichzeitig mit dem vorstehenden Werke erschien ein anderes auch sehr verdienstvolles, welches denselben Gegenstand behandelt: „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald von Wilibald von Schulenburg." (Leipzig, Brockhaus 1880.) Herr von Schulenburg ist ein Hesse, der sich zu Burg im Spreewalde niederließ, dort mit den Wenden verkehrte, in ihr innerstes Leben eindrang und ihre Sagen und Erzählungen sammelte. Es ist das kein leichtes Stück, denn bekanntlich sind die Wenden gegen Fremde sehr verschlossen. Der Deutsche aber eignete sich des Volkes Sprache an, verkehrte mit ihm in seiner Weise und hob den Schatz, den er hier mittheilt. Im Ganzen ergiebt sich die wünschenswerthe Uebereinstimmung mit Veckenstedt, so daß die Bücher sich gegenseitig controliren, doch ist Schulenburg vielseitiger, Veckenstedt wissenschaftlicher. Ersterer faßt die Sagen in weiterm Sinn und liefert damit ein volksthümlicheres Buch. Wie er in der Vorrede mittheilt, ist von ihm noch ein neues Buch zu erwarten, welches mehr das äußere Leben der Spreewaldwenden umfassen soll, ihr Thun und Treiben, Sinnesweise, Feste, Trachten; also wohl eine Ergänzung zu den Schriften von Haupt und Schmaler und Andree.

Wie sehr die Sprache der Wenden sich bereits germanisirt, erkennt man aus vielen bei Schulenburg mitgetheilten Proben, so z. B. aus der Zauberformel gegen den Herzspann, die wir hierher setzen wollen:

Ercspan ty sy napinaty,
Herzspann, du bist geschwollen,
Ty sy nadymaty,
Du bist aufgebläht,
Wichowi wot twójogo christogego brusta,
Weiche von deiner christlichen Brust,
Twója muterka ma źases palcow,
Deine Mutter hat zehn Finger,
Tc si budu strychowas,
Die werden Dich streichen,
Ty dejs wichowaś etc.
Du sollst weichen.

Europa.

— Nach dem neuesten Berichte der Handels- und Gewerbekammer zu Plauen i. V. wurden in den Jahren 1877 und 1878 im Königreiche Sachsen gefischt: 79 helle, 53 halbhelle, 21 Sand- und 55 verdorbene Perlen, zusammen 208 und zwar 96 im Jahre 1877 und 112 im Jahre 1878. Diese Erträge sind gering im Gegensatz zu den Jahren 1866 bis 1876, wo durchschnittlich jährlich 178 Stück gewonnen wurden. Für den Zeitraum von 1866 bis 1878 stellt sich nun folgendes Gesammtresultat heraus: 973 helle Perlen, 394 halbhelle, 288 Sandperlen und 304 verdorbene Perlen, zusammen 1958 Perlen; außerdem noch 122 Muscheln mit eingewachsenen Perlen.

— H. Adamy, Schlesien nach seinen physischen, topographischen und statistischen Verhältnissen (Breslau 1880). Behandelt in der ersten Abtheilung die Gebirge, Gewässer, Pflanzen, Thiere und Bewohner des Landes und giebt in der zweiten ein Verzeichniß der bemerkenswerthen Ortschaften nach Kreisen. Namentlich letzteres verleiht dem billigen (1,60 M.), bereits in 5. Auflage erschienenen Buche seinen Werth, weil es rasch über statistische Verhältnisse, gewerbliche Anlagen, historische Begebenheiten u. s. w. orientirt und stets auf dem Laufenden erhalten wird. Es ist nicht ganz so ausführlich, aber begreiflicher Weise richtiger, als der entsprechende Abschnitt in Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik. Die beigegebene Karte läßt in Bezug auf Terrain und Eisenbahnen sowie auf Technik manches zu wünschen übrig.

— Die Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina, welche die österreichische Regierung im vorigen Jahre vornehmen ließ, weist nach den officiellen Daten für diese Länder die Gesammtzahl von 1 142 147 Seelen aus; davon sind 599 026 männliche und 543 121 weibliche Bewohner. Der Religion nach giebt es 487 022 Griechisch-Orientalen, 442 500 Mohammedaner, 208 950 Katholiken und 3426 Juden; dem Stande nach zählte man 627 414 ledige, 446 138 verheirathete und 68 595 verwittwete Personen. Am stärksten bevölkert ist der Bezirk von Banjaluka mit 85 753 und der Bezirk von Jaice mit 46 473 Einwohnern. Die Zählung ergab ferner, daß in den Ländern 1082 Geistliche, 678 Beamte, 257 Lehrer, 94 Sanitätspersonen, 94 383 Grund-, Haus- und Rentenbesitzer, 83 402 Grundholden, 10 876 Fabrikanten, Handels- und Gewerbetreibende und 54 779 Hilfsarbeiter, Taglöhner und Diener leben. Die Bewohner leben in 37 Städten, 3 Vorstädten, 34 Märkten und 4894 Dörfern mit 187 510 Häusern, welche 196 188 Wohnungen enthalten. Die wichtigsten Städte zählen: Sarajewo 21 377 Einwohner mit 2077 Israeliten und der Mehrzahl Mohammedanern, Mostar 10 848 Einw., darunter 6421 Moham., Banjaluka 9650 Seelen mit 6474 Moham., Bjelina 6090 mit 4560 Moham., Travnik 5857 mit 3482 Moham., Doluja Tuzla 5119 mit 3919 Moham. und Livno 4597 mit 2394 Mohammedanern. An Vieh zählte man 831 285 Schafe, 754 877 Stück Rindvieh, 514 990 Ziegen, 427 091 Stück Borstenvieh, 155 980 Pferde, 109 572 Bienenstöcke.

— Wir erhalten von Herrn Regierungs-Baumeister Blau in Neusalz a. O. eine Zuschrift, in welcher es unter Anderm heißt: „Mit großem Interesse lese ich soeben in Nro. 18 des „Globus" (Bd. XXXVI) den Aufsatz über die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nach Klaić's Bosna. So vollständig ich in fast allen Hauptsachen in diesem Aufsatz meine vor 12 Jahren an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen bestätigt finde, um so mehr frappirt mich ein augenscheinlicher Irrthum am Schlusse des gedachten Artikels.

Es heißt da: es sei den Juden bis in die neueste Zeit verboten gewesen, den Todten Gedenksteine auf die Gräber zu setzen. Das ist unmöglich ganz richtig. Unter Führung meines Bruders, des ehemaligen Consuls in Serajewo Dr. O. Blau, habe ich im Jahre 1868 einen jüdischen Begräbnißplatz bei Serajewo, am Abhange des Trebović gelegen, besucht, und in meinem Reisetagebuche eine Skizze charakteristischer dort vorhandener Grabsteine gezeichnet. Die zum Theil weit vorgeschrittene Verwitterung der Steine (Kalkstein aus den umliegenden Brüchen) schien mir entschie-

den darauf zu deuten, daß dieselben nicht erst der neuesten Zeit angehören."

— Der im französischen Unterrichtsministerium bestehende Ausschuß für wissenschaftliche Reisen und Missionen hat nach der „A. Z." in seiner letzten Sitzung unter anderen folgende Aufträge vergeben: Ch. Cournault: Abzeichnung der seit zwei Jahren in den schweizerischen Seen entdeckten und in den dortigen Museen, namentlich in Lausanne, ausgestellten Alterthümer des Bronze- und Steinzeitalters; A. Castan, Mission nach Italien behufs Vergleichs der dortigen Denkmäler mit den gallo-römischen; Brau de Saint-Pol Lias und E. de la Croix, ethnographische Forschungsreise nach Sumatra; Schrader, orographische Forschungsreise in die Pyrenäen. Ferner wurden nur im Prineipe beschlossen und bedürfen noch der Geldbewilligung Seitens der Kammern folgende vier Reisen: D. Charnay (von dem der „Globus" nächstens einen illustrirten Bericht über Java bringen wird): Mission nach Jucatan und Palenque behufs photographischer Aufnahme der dortigen Bauten, Basreliefs und Inschriften und Nachgrabung nach Schädeln und Skeleten; der unseren Lesern bekannte de Ujfalvy: Mission nach Südrußland, Armenien, Nordwest-Persien, zu den Turkomanen, in das Becken des obern Oxus und das afghanische Turkestan nebst dem Pamir-Plateau behufs geographischer, anthropologischer, ethnographischer, archäologischer und naturgeschichtlicher Studien; Cahun (von ihm erscheint im „Globus" demnächst eine Reise im Gebiete der Nosairier im nördlichen Syrien): botanische Reise nach Syrien, und Crevaux: Forschungsreise in das äquatoriale Südamerika, von Buenosaires nach dem Amazonenstrome. Namentlich die letzteren vier Unternehmungen dürfen des Beifalls der Geographen und Ethnographen gewiß sein.

Asien.

— Eine nicht unbedeutende Rolle spielen in Kleinasien die amerikanischen Missionäre, welche dort jetzt seit fast einem halben Jahrhunderte am Werke sind. Der erste von ihnen kam 1831 in Konstantinopel an; viel Zeit brauchten sie anfangs, Land, Volk und Sprache kennen zu lernen und die Vorurtheile und den Fanatismus der zuerst mißtrauischen Einwohner zu überwinden. Ein wichtiges Hülfsmittel für sie war die Presse; nicht nur die Bibel und religiöse Schriften, sondern auch populärwissenschaftliche Werke über Arithmetik, Geographie, Grammatik, Geschichte z. B. der Reformation, Pädagogik, Algebra ꝛc. und verschiedene Zeitungen sind in türkischer, arabischer, armenischer, bulgarischer und spanisch-hebräischer Sprache erschienen und erscheinen noch. So manche Korrespondenz und so mancher Leitartikel der „Times" wird dort übersetzt und findet seinen Weg in fremder Zunge an die Ufer des Tigris oder in ein Bergnest in Kurdistan. Großen Werth legen die Missionäre auf die Bildung selbständiger einheimischer Kongregationen und Kirchen unter einheimischen Geistlichen, die ihre Bedürfnisse für Schulunterricht und Gottesdienst wenn möglich selbst aufbringen und nur zu einem Theile unterstützt zu werden brauchen. Solcher Protestanten giebt es in Kleinasien jetzt 24 975 in 225 Gemeinden mit 116 Geistlichen und 312 Lehrern, 283 Schulen und 9621 Schülern, welche Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Grammatik und mitunter Algebra, Physiologie und Englisch lernen. An Sonntagsschulen, welche nur die Kenntniß der Bibel verbreiten, giebt es 176 mit 15 423 Besuchern. Einen Beweis für den Eifer dieser Leute, denen sich nur sehr wenig Wohlhabende angeschlossen haben, giebt der Umstand, daß sie im Jahre 1878 für ihre Kirchen und Schulen die Summe von 468 247 Piastern (etwa 85 600 M.) aufgebracht haben, und daß ein lebhaftes Verlangen nach Schulen, Seminarien und Gymnasien sich zeigt. Wohlbekannt sind das Robert-College in Konstantinopel und das syrische protestantische Kolleg in Berut; zu nennen sind ferner unter anderm die Mädchenpensionate in Marsovan, Brusa, Bitlis, Mardin, Charput und Aintab, die theologischen Seminare in Marasch, Charput und Mardin und die beiden kürzlich eröffneten Gymnasien in Aintab und Charput. Das ist entschieden ein richtiger Schritt nach dem Ziele, tüchtige und ehrliche Beamte heranzublilden, an denen es im türkischen Reiche ja fast ganz fehlt; denn jene Schulen sind jungen Leuten jeden Glaubens geöffnet und bei allen wird auf Wahrheitsliebe und Sittlichkeit ein Hauptnachdruck gelegt.

(Nach der „Mail", 21. Januar 1880.)

— Der Hafen von Hongkong nimmt für China dieselbe Stellung ein wie für Japan Osaka, wo sich der ganze Handel des innern Landes koncentrirt. Dort ist die Niederlage aller Waaren, die aus Osten und Westen, aus Europa, Amerika und Australien kommen; vielleicht ist der großartige Aufschwung eine Folge der Freiheit des Austausches, denn in Hongkong existirt keine Zollbehörde. Daher kann man auch keine regelmäßigen Statistiken über den dortigen Handel geben, sondern darüber nur aus dem Verkehr auf der Rhede urtheilen. Während des Jahres 1877 fuhren in Hongkong ein 2869 fremde Schiffe mit einem Gehalt von 2 445 755 Tonnen und 25 500 chinesische mit 1 798 783 Tonnen. Der Import erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwollengewebe und Eisen aus Europa; Quecksilber, Ninjin (eine medicinische Pflanze), Petroleum, Mehl aus Amerika; Kohle aus Australien; Opium und bengalisches Rohr aus Indien; Reis und Salz aus Saigon; Zucker, Thee, Seide, Kampfer, Kohle aus dem innern China; endlich Reis, Getreide, Kupfer, Kampfer, Schwefel, medicinische Pflanzen aus Japan. Bei diesem Verkehr erscheint Hongkong berufen, für den Stillen Ocean im Orient das zu werden, was im Occident für ihn San Francisco bereits ist.

— Briefe aus Japan melden, daß man dort noch die Hoffnung hegt, den im August 1879 an der Küste von Jezo gestrandeten Dampfer „Nordenskjöld" (s. o. S. 16) zu retten. Nach Angabe des russischen Konsuls in Jokohama ist das Schiff flott geworden und etwa 30 Seemeilen fortgetrieben, wo es jetzt vor Wind und Seegang geschützt liegt. Seine Besatzung, welche schon die Heimreise nach Europa angetreten hatte, ist deshalb nach Jezo zurückgekehrt, und sein Eigenthümer, Hr. Sibiriakow, hat den wohlbekannten Eismeerforscher E. Johannesen, der 1878 die Insel „Einsamkeit" entdeckte, zum Kapitän ernannt mit dem Auftrage, den „Nordenskjöld" wenn möglich nach Jokohama zu bringen und auszubessern, um im günstigen Falle nächstes Jahr die nordöstliche Durchfahrt im umgekehrten Sinne auszuführen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Insel Rotuma, etwa 300 Seemeilen nördlich vom Fidschi-Archipel gelegen, ist unlängst (Oktober 1879) von dem englischen Gouverneur des letztern, Sir Gordon, vorbehaltlich höherer Bestätigung annektirt worden. Auf der Insel, welche einige tausend Einwohner zählt, überwiegt die Zahl der Frauen diejenige der Männer, weshalb die Regierung von Hawaii, wo das Verhältniß ein umgekehrtes ist, große Anstrengungen machte, die Eingeborenen zur Auswanderung nach ihrem Reiche zu bewegen. Mehrere Hunderte derselben sind bereits auf den Plantagen der Sandwich-Inseln beschäftigt.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika. I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. III. — F. Ratzel: Nordamerikas nutzbare Pflanzen und Thiere. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Sagen der Lausitzer Wenden. — Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 24. Februar 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

Kurz vor Popayan nehmen gewöhnliche Pallisaden die Stelle der prächtigen lebendigen Hecken ein, und die Aussicht auf den Gebirgskranz ringsum wird frei. Auf einem Hügel zur Linken liegt vereinzelt zwischen Bäumen die kleine Belen-Kirche; den Hintergrund nach Osten zu bilden Hügel und Berge mit Weiden, und darüber die Kette der Anden, beherrscht von den Gipfeln der beiden Vulkane Purace und Sotara. In einem Bogen umfließt der Rio del Molino die Stadt, ehe er in das fruchtbare, angebaute Thal tritt, in welchem er sich mit dem Cauca vereinigt. Unmittelbar am Fuße der Stadt überschreitet man ihn auf einer neuen mehrbogigen 1868 erbauten Brücke; etwas weiter unterhalb steht noch die alte schmale zerfallene Brücke, dicht bedeckt von den rankenden Zweigen und violetten Blüthen einer Bignoniacee (Tourretia lappacea). Von dieser Brücke steigt der Weg in die Stadt ziemlich steil an zwischen hohen stattlichen Häusern, deren oberes Stockwerk von Arkaden durchbrochen ist, und führt auf einen großen, mit Gras bewachsenen Platz, in dessen Mitte ein Brunnen steht, der, anstatt die Einwohner zu erquicken, von allen Gassenjungen besudelt wird. Die eine Seite des großen Vierecks nehmen die großen Wandflächen einer alten Kirche aus Backstein ein, was keineswegs das trübe Aussehen des Platzes mildert.

Popayan (2° 26′ nördl. Br., 79° 9′ westl. L. Paris) hat ein köstliches Klima; die Temperatur schwankt zwischen 18° und 24° und hielt sich während André's Anwesenheit gleichmäßig auf 18°. Mit Ausnahme der Regenzeiten, d. h. von März bis Mai und von Oktober bis December, ist der Himmel fast stets klar; der Regen stellt sich meist in Gestalt von Ungewittern von sehr großer Heftigkeit, aber kurzer Dauer ein.

Die Stadt wurde im December 1538 von Belalcazar gegründet, als derselbe von Quito aus mit 200 Soldaten, 80 Pferden und 4000 Mann indianischer Hülfstruppen einen Zug nach Norden unternommen hatte. Er machte sie zum Stützpunkte seiner Eroberungen; und in Folge ihrer Lage wurde sie der Schauplatz wichtiger Ereignisse in der Geschichte Neu-Granadas. Zwanzig Jahre nach ihrer Gründung verlieh ihr der König von Spanien den damals viel beneideten Titel „muy noble y muy leal“ und ein Wappenschild. 1547 machte sie Papst Paul III. zum Bischofssitz, und damals wurden ansehnliche Kirchen gebaut, so von den Jesuiten die Kathedrale mit ionischen Säulen und von den Fratres der Propaganda die Kirche San Francisco und andere. Durch die Fruchtbarkeit ihrer Umgebung und durch den Handel, den ihre Lage in der Mitte zwischen Quito und dem untern Cauca begünstigte, blühte Popayan auf; berühmt wurde sie durch ihre Universität, ihre Schulen und einzelne hervorragende Männer, welche dort geboren wurden, wie der Astronom Caldas, Humboldt's Zeitgenosse, und Mosquera, der Geograph, General, Diktator und Präsident von Colombia. Aber unaufhörliche politische Unruhen haben die „sehr edle und sehr loyale“ Stadt tief heruntergebracht, so daß sie vor einigen Jahren nur noch 7000 Einwohner zählte. Auch ist ihr der Vulkan Purace ein gefährlicher Nachbar. 1827 wurde sie durch ein Erdbeben zum Theil zerstört, und im Laufe des letzten Jahrhunderts hat man nicht weniger als 120 schreckliche Erdstöße gezählt.

Nachdem André am Tage nach seiner Ankunft, dem Ostersonntage, die wohlbekannten und oft beschriebenen Processionen und sonstigen Festlichkeiten angeschaut, that er sich näher in der Stadt um. Von Interesse waren zwei Semi-

narien, ein großes und ein kleines, welche auf Betreiben des Bischofs Bermudez von Popayan vor sechs Jahren durch Lazaristen-Patres errichtet wurde. Der Leiter ist der französische Abbé Foin, der sich der schweren Aufgabe unterzogen hat, eine Musterschule für colombianische Priester zu gründen und den Volksunterricht zu regeneriren. Man fing mit 18 Zöglingen an und hatte damals (1876) 120; das alte Jesuitenkloster, in welchem sich die Anstalt befindet, ist schöner, als es je gewesen, hergerichtet worden, und in dem anstoßenden Garten werden Versuche mit der Akklimatisation europäischer Obstbäume gemacht. Weitere Einrichtungen sind ein physikalisch-chemisches Kabinet, worin französisch unterrichtet wird, und ein von den Damen der Stadt unterstütztes Krankenhaus. André erwartet von dem Wirken dieser Priester — vorausgesetzt, daß sie in ihrem Wirken nicht gewaltsam unterbrochen werden —, daß sich in Colombia, wo bis jetzt nur von nordamerikanischen, englischen und deutschen Unternehmungen die Rede gewesen ist, im nächsten Menschenalter auch französischer Einfluß fühlbar machen wird.

Bemerkenswerth ist, daß sich in Popayan eine reiche Privatbibliothek befindet, Eigenthum des Don Manuel Maria Mosquera, welcher dreißig Jahre lang sein Heimathland in Europa vertreten hat und hier in diesem versteckten Winkel der Andes, wo man solches am wenigsten vermuthen dürfte, ein geistig angeregtes Leben führt. In Popayan leben auch die Gebrüder Reyes, deren einer sich durch seine Befahrung des Putumayo (Iça) einen Namen gemacht hat: bekanntlich strebt er danach, durch diesen Fluß eine direkte Verbindung zwischen Colombia und dem Amazonenstrome herzustellen.

Nachdem André einige Tage in Popayan verlebt und dessen Höhe zu 1813 m ermittelt hatte, rüstete er sich zu einigen botanischen Ausflügen in die Umgegend, besonders nach den reichen Schluchten am Fuße des Vulkans Purace. Denselben zu besteigen war nach den Sammlungen, die Hartweg dort gemacht, und den Beobachtungen Boussin-

Häuser am Eingange von Popayan.

gault's im Jahre 1831 unnöthig; aber seine Abhänge wollte er doch besuchen und brach deshalb eines Morgens in Gesellschaft seines Dieners Jean Nötzli nach Osten, in der Richtung auf Coconuco, auf. Der Weg führt bei der Belen-Kirche vorbei durch bewaldete Schluchten, dann auf halber Höhe der Hügel, endlich steil bergan durch Wald, in welchem eine gute Art Quinquina gedeiht. In den Schluchten überzog eine üppige Vegetation den Boden, die Baumstämme und die Felsen bis hinab zum Bachbette in gleicher Weise. Beim Uebergange über den Rio del Molino zogen zahlreiche Aroïdeen von unbekannter Art die Blicke des Botanikers auf sich. Ein großer Baum, eine Melastomacee von 20 m Höhe, stand dort und hatte den Boden mit seinen herrlichen violetten Blüthen überstreut; malerisch gewundene und selbst wieder mit Parasiten bedeckte Lianen umgaben den Stamm, und wo sich Aeste von demselben abzweigten, hatte sich in den so gebildeten Winkeln die herrlich purpurroth blühende Orchidee Epidendrum paniculatum eingenistet.

André war bei dem schönsten Sonnenscheine aufgebrochen. Bald nach Mittag bezog sich plötzlich der Himmel, ein schwarzer Wolkenmantel verhüllte den Purace, und man fühlte an der Unruhe, welche die elektrische Sättigung der Atmosphäre in allen Gliedern des Körpers erzeugte, daß ein schreckliches Unwetter im Anzuge war. In der Nähe des Aequator verdünnt bald nach der Kulmination der Sonne die in den stillen Thälern erzeugte Wärme die Luft, ringt mit den frischen Brisen, die um die Berggipfel wehen, und verursacht eine Störung des Gleichgewichts, welche heftige Stürme zur Folge hat. Wehe den Leuten, welche sich in solchen Augenblicken in den Engpässen der Cordilleren befinden: die mit rasender Gewalt losbrechende Windsbraut, deren Schnelligkeit stetig zunimmt, reißt sie mit sich fort.

In weniger als einer halben Stunde befanden sich die beiden Reiter mitten in der „tormenta". Im Augenblick erreichte der Sturm seine größte Gewalt: wie Strohhalme wurden die Bäume niedergebogen und umgebrochen; ohne Unterlaß folgten sich die zuckenden Blitze und die tausendfach von den Bergen zurückgeworfenen Donner, daß der Boden unter den Hufen der aufs Gerathewohl vorwärts tretenden Maulthiere zitterte, und die Luft mit Schwefeldunst erfüllt

wurde. Zwischen den nackten Felsen, von denen der Regen in gelben Strömen herabrann, gab es keine Zuflucht: man mußte vorwärts streben und dem Unwetter Trotz bieten. Es hielt zwei Stunden an, um dann ebenso rasch nach Westen hin zu verschwinden, als es durch einen Windstoß von den Höhen des Sotara und Puracé im Osten herbeigeführt worden war. Zuerst zeigte sich in derselben Himmelsrichtung ein hellerer Schein, war erst grau, wurde dann weiß, endlich blau, und kurz darauf war der ganze Himmel so heiter wie zuvor, und mit unsäglichem Behagen athmeten die Lungen die köstlich reine Luft. Ebenso rasch verlief sich das Wasser, so daß bald nur noch die schweren Thautropfen an den Pflanzen von dem sintflutartigen Gusse übrig blieben. Als sie aber Abends nach Popayan auf dem Wege über Belen zurückkehrten, fanden sie denselben bestreut mit abgebrochenen Aesten und hier und da versperrt durch die vom Blitz zerschmetterten Stämme der Bäume, über deren dunkelen Schatten sie sich am Morgen gefreut hatten. In der Stadt selbst wurde ihnen berichtet, daß der Blitz an zwölf Stellen eingeschlagen hatte, was dort freilich etwas sehr Gewöhnliches ist.

Schmarotzerpflanzen am Rio del Molino.

Der Puracé war der erste thätige Vulkan, den André auf seiner Reise antraf. Von jedem hohen Punkte in der Nähe von Popayan fällt seine schöne Pyramide in die Augen, wenn sie nicht, was meistens der Fall, in Wolken gehüllt ist. Noch vor dreißig Jahren war seine Gestalt halbkreisförmig; allein im Jahre 1849 erfolgte ein fürchterlicher Ausbruch, dann ein Erguß von Schlamm, Asche und anderen Stoffen, und es bildete sich ein Krater von 100 m Durchmesser, dem beständig, wie beim Vesuv, eine dicke Rauchwolke entströmt. Damals wurden die Dörfer Puracé, Tambo, Coconnco, San Isidro und die meisten einzelnen Häuser jener Gegend zur Hälfte von Asche begraben, und wenig fehlte, so hätte das 27 km entfernte Popayan das Schicksal Pompejis getheilt. Seitdem ist auch der übrigens unersteigliche Gipfel des Berges abgestumpft.

André hielt es, wie gesagt, für unnöthig, die merkwürdigen vulkanischen Erscheinungen auf und am Puracé zu besuchen, wie die verschiedenen warmen Schwefelquellen, die Dampfausströmungen in 4359 m Höhe, den „Essigfluß" (Rio Vinagre) und seinen 80 m hohen Sturz, welcher nach Boussingault alle 24 Stunden 38 600 kg Schwefelsäure und 1600 kg Salzsäure nutzlos mit sich hinabführt und auf 60 km weit abwärts im Rio Cauca keinen Fisch aufkommen läßt, und brach schon am 19. April nach Pasto auf. Jean blieb noch einen bis zwei Tage zurück, um eine Sendung von Kisten nach Europa zu expediren, während André statt des gewöhnlichen Weges über Almagner und Bolivar den wenig betretenen, westlichern im Thale des Rio Patia einschlug. Dieses ganze Thal ist sehr ungesund, weil es, zwischen hohen Gebirgen eingeschlossen, unerträglich heiß ist; in Folge dessen entstehen nach jeder Ueberschwemmung Miasmen, deren tödtliche Keime von den Winden weithin verbreitet werden, so daß sich wenige Reisende rühmen können, den schrecklichen Fiebern des Patia entgangen zu sein.

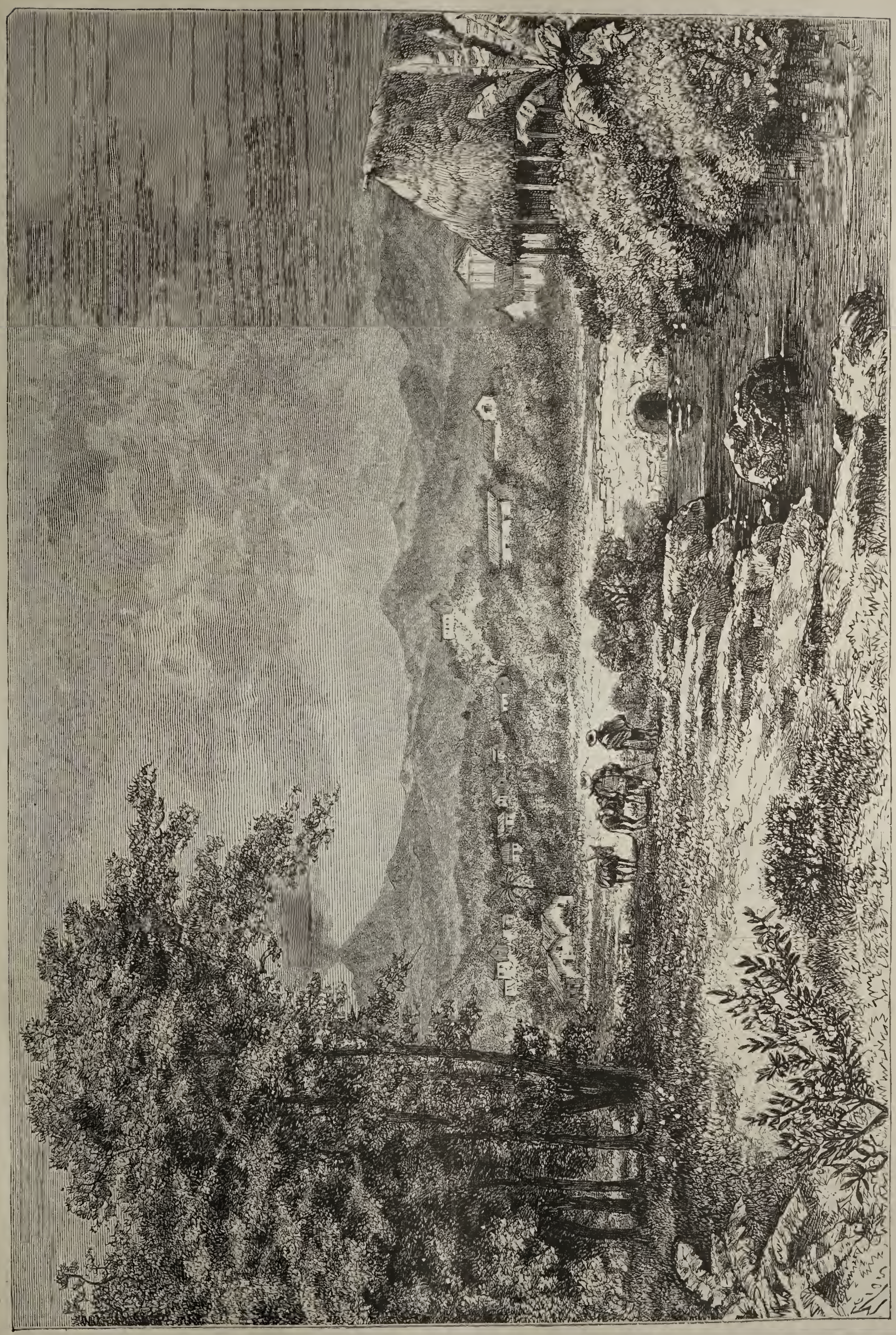
Gleich hinter Popayan steigt der angenehm schattige Saumpfad rasch zwischen den Vorstädten an. Fast jedes Haus ist eine tienda (Laden), auf deren Verkaufsbrettern bald ein Bündel Kürbisse und spanischer Pfeffer, bald Bananen oder rother und grüner Achioté, die großen weit berühmten Chirimoyas, dann panela (roher gelber Zucker), Zwiebacke, Maisbrote oder allerlei Früchte ausliegen.

Das hier wohnende Volk, mit spanischem Blute gemischte Indianer, unterscheidet sich wesentlich von dem, welches der Reisende bis jetzt kennen gelernt hatte. Jedes Negerblut ist verschwunden; alle Leute auf dem Wege zeigen eine dunkel chokoladenbraune Hautfarbe, kurze Beine, aufrechte Haltung,

fleischige muskulöse Glieder und nicht mehr jene ungraciös geschwungene Linie, welche so weit von Hogarth's „Schönheitslinie" entfernt ist. Die gebogenen Nasen mit den weiten Nasenlöchern, die kleinen eng zusammenstehenden Augen und die straffen dicken schwarzen Haare machen sie den Wilden vom Amazonenstrome und den östlichen Andesabhängen ähnlicher, als den Quichuas oder der spanisch-afrikanischen Mischrace. Ihre Hütten sind von kleinen, mäßig gepflegten Gärten umgeben, deren Zäune nicht sonderlich dicht sind. Um die überall frei umherlaufenden Schweine am Hindurchschlüpfen zu verhindern, legt man denselben ein aus rohen Baumästen zusammengebundenes Dreieck um den Hals, welches sich bei etwaigen Einbruchsversuchen in die Batatenund Yuca-Gärten zwischen den Stäben der Zäune verfängt:

Rückkehr nach Popayan nach dem Unwetter.

Küche in Alto de Cuevitas.



Landschaft bei Popayan mit dem Vulkan von Puracé.

die so gehinderten Rüsselthiere bieten oft die ergötzlichsten Schauspiele.

Der Weg war anfangs sehr gut und prächtig im Stande. Schon wunderte sich André darüber, als sich das Räthsel löste: eine Abtheilung Gefangener, die an Hand und Fuß gefesselt waren und von einigen Soldaten bewacht wurden, war mit dem Straßenbau beschäftigt. Soldaten und Gefangene standen mit einander auf dem besten Fuße, sangen, tranken und rauchten mit einander und bettelten den Reisenden an. Den Sträflingen dünkt dies Leben durchaus angenehm, und keiner denkt an Entfliehen; leider aber müssen sie sich jeden Abend in Popayan wieder einfinden, in Folge wovon der arme „camino real" (Königliche Heerstraße) schon nach wenigen Kilometern in seine gewöhnliche Erbärmlichkeit zurücksinkt. Um so schöner aber war die üppige Vegetation zu beiden Seiten.

Der Königscondor in der Schlucht von Guavita.

Um Mittag überschritt der Reisende den kleinen Quellfluß des Rio del Roblé (1817 m), so genannt nach der an seinem Ufer häufigen Humboldteiche, eine halbe Stunde später den größern Arm und stieg dann zur cuchilla del Tambo hinauf, der Wasserscheide zwischen Cauca und Patia, zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean. Sich umwendend erblickte er noch einmal gegen Norden die im Dunste verschwindende Ebene des Cauca und in der mittlern der drei Cordilleren die Gipfel des Teta, Chapa und Munchiqué. Im Süden dagegen zeigten sich zum ersten Male die kahlen, zum Patia-Flusse abfallenden Hänge. Unweit von diesem Punkte, dort, wo heute das Dorf Tambo liegt, schlug und unterwarf Belalcazar die Indianer endgültig. Ueber den Rio Timbio (1868 m) und das gleichnamige Dorf (1893 m) ging es dann in das Gebiet des Patia; gegen Abend wurde der Alto de Cuevitas (über 2000 m) erreicht, von dem aus sich bei Sonnenuntergang eine herrliche Aussicht darbot. Im Westen hoben sich die Gipfel der Cordillere dunkelblau ab von dem grauen Himmel, den die Sonne von unten herauf vergoldete. Ganz vorn zog sich in Augenhöhe eine bewaldete Hügelkette hin, hinter welcher im tiefen Thale der Rio Patia strömt. Aus letzterem aber stiegen langsam Wolken empor, so weiß und so scharf begrenzt, daß man sie für Schneeberge hätte halten können; ein leiser Hauch trieb sie unmerklich nach Norden. Aus allen Himmeln aber fiel André, als er bei Einbruch der Nacht in den über alle Beschreibung elenden und schmutzigen Rancho trat. Zwei halbnackte Kinder hielten abwechselnd eine Kerze von grünem Wachse; das war die Beleuchtung. Auf der einen Seite stillte eine Frau ihr Kind, ihr gegenüber rupfte die Wirthin eine junge, eben geschlachtete Pute mit den Zähnen, und über dem Feuer stand ein zerbrochener Topf, in welchem Reis aus des Reisenden Reservevorräthen brodelte. Draußen wie drinnen bedeckte eine dicke Kothschicht den Boden. Zwei Stunden dauerte es, bis der magere Vogel gar war; dann verzehrten ihn die acht Anwesenden und streckten sich auf den naßkalten Boden aus.

Der folgende Morgen brachte zunächst einen abscheulichen Abstieg über Schieferthon. Als sie dann um $11\frac{1}{4}$ Uhr den Rio Quilcasé (1388 m) überschritten hatten und mühsam auf seinem linken Ufer hinaufkletterten, geriethen sie in eine Wolke von Heuschrecken. Die Weibchen hatten schon gelegt, waren gestorben und erfüllten die Luft mit ekelhaften Düften. Aber unterhaltend war, was sich die Knechte von den Thieren erzählten, daß sie sich in Fledermäuse verwandeln, daß sie aus dem Koth entstehen, daß im Jahre 1855 der Doktor Morales in Antioquia sie durch Beschwörung vertrieben hat u. s. w. Alle aber waren einstimmig der Ansicht, daß die Landplage seit vierzig Jahren nicht so schlimm aufgetreten sei, wie damals. Gleich darauf wurde Fritz von Scherff

so heftig vom Fieber ergriffen, daß man ihn vom Maulthiere heben und auf die Erde legen mußte. Als der erste Anfall vorüber war, erreichte man glücklich das kleine arme Dorf Dolores, zubenannt la Horqueta (1819 m), wo eine gute Empfehlung den Reisenden ein treffliches Quartier verschaffte. Am folgenden Morgen befanden sie sich schon vor 7 Uhr im dicken Nebel auf der Straße nach los Arboles, einem über Gebühr schlechten Wege, auf welchem die Maulthiere ohne Aufhören ausrutschten und zu Falle kamen. Nicht ein einziger Mensch, nicht ein einziger Arriero mit einem Thiere begegnete ihnen auf der „Königlichen Heerstraße"; eine Folge der colombianischen Mißwirthschaft, die in elenden Revolutionen ihr höchstes Ziel erblickt, anstatt für leidliche Wege zu sorgen. So blieb es den ganzen Tag; man überschritt den Rio Esmita (1250 m) und den Rio S. Tomas (1192 m), an dessen Ufern eine solche Fülle neuer und interessanter Pflanzen wuchs, daß André sich völlig verirrte und erst spät sich mit Hülfe des Kompas wieder zurechtfand. Das Nachtquartier, los Arboles (1496 m), war überfüllt mit unruhigen Reisenden, die den Botaniker zu keinem Arbeiten und wenig zum Schlafen kommen ließen. Am nächsten Tage, dem 23. April, passirte er Puertica (1459 m), zwei einzelne Häuser, und das etwas höher gelegene Santa Lucia, das nur aus einem einzigen Hause besteht. Das Terrain senkt sich dort gegen Süden; der kahle, trockene Rasenboden wirft die Sonnenstrahlen wie ein Spiegel zurück und es herrscht eine erstickende Hitze. Wieder geht es aufwärts zum Alto de San Francisco (1610 m); aber das ändert nichts an dem traurigen Aussehen der bergigen, kahlen Landschaft, in welcher sich kein Vogel zeigt, Geier ausgenommen, die auf das Stürzen eines Maulthieres warten, um es, noch zuckend, zu zerfleischen.

San Francisco besteht aus einigen Häusern am Fuße des gleichnamigen Alto, in welchen wenige Leute wohnen, die auf berieseltem Lande Reis bauen. Eine junge Frau, die André bei der Arbeit traf, gab ihm Auskunft über die Art des Anbaues. In der Zeit vom Juni bis August wird das Land bewässert; dann brennt man die Pajonales ab und säet gegen den 24. September. Sechs Monate später wird geerntet, das sehr trockene Korn in Mörsern gestoßen und enthülst und in Säcke aus Rindshaut von besonderer Form, die 2 m hoch, 65 cm breit und oben schräg geschlossen sind, gefüllt. Jeder Sack enthält 24 Arroben (= 300 kg) Reis, deren eine zu 20 Realen (8 M.) verkauft wird. Dieser Preis ist so hoch, daß sich die Ausdehnung des Reisbaues als etwas sehr Vortheilhaftes empfiehlt.

Von San Francisco erreichten die Reisenden in drei Stunden die malerische, aber beschwerliche Felsschlucht von Guavita (1098 m), die zu beiden Seiten von senkrechten Wänden eingeschlossen ist. Ein großer Andes-Condor (Sarcoramphus Papa) hielt dort sein Festmahl an einer verendeten Kuh, und genau so, wie André es schon in Cartago gesehen, war er von einer Schar feiger Geier umgeben, welche ungeduldig auf seine Sättigung lauerten, ohne ihn trotz ihrer Ueberzahl anzugreifen zu wagen. Nachmittags erfolgte noch ein Unwetter; dann ein langer Ritt längs des malerischen Rio Guachicono, der zur Linken in einem tief eingeschnittenen Thale floß, und nach einer Tagereise von mehr als 40 km wurde noch vor 6 Uhr Abends das Dorf Bordo erreicht.

Kaschgarien[1]).

I.

L-z. Im Jahre 1876 fiel eines der ältesten Chanate Centralasiens — Kokan. Nachdem die siegreichen russischen Truppen eine Stadt des Chanats nach der andern erobert hatten, rückte im Februar 1876 der junge General Skobelew, dessen Name bald weithin berühmt werden sollte, an der Spitze seiner Truppen in die Hauptstadt Kokan ein. Im Laufe weniger Monate war das Chanat in einen russischen Bezirk umgewandelt und als Ferganahscher dem turkestanischen Gebiete einverleibt. Bald war die seßhafte Bevölkerung des Chanats völlig beruhigt worden, und schon im April 1876 konnte man unbewaffnet durch den ganzen Ferganahschen Bezirk reisen.

Größere Schwierigkeiten bot die Unterwerfung der an den Abhängen des Tianschan nomadisirenden Bevölkerung dar; die Kara-Kalpaken und Kirghizen, an Unabhängigkeit gewöhnt und die Oberhoheit der schwachen Herrscher Kokans nur nominell anerkennend, wollten sich der russischen Macht nicht unterwerfen; es bedurfte noch ferner wiederholter Kämpfe und Streifzüge, um auch diesen Theil der Bevölkerung des eroberten Chanats zu unterjochen. Erleichtert wurde den Steppensöhnen der Widerstand vorzüglich durch den Umstand, daß sie leicht in großen Mengen über den Tianschan nach Kaschgarien flüchten konnten, wo sie stets sicher waren, von Jakub-Beg mit offenen Armen empfangen zu werden. Diese Verhältnisse machten es nothwendig, zwischen dem neueroberten Gebiete von Ferganah und Kaschgarien eine Grenze zu fixiren; zwischen Kokan und Kaschgarien hatte eine solche zwar schon seit lange bestanden, doch war sie vor etwa 15 Jahren von Jakub-Beg vorgeschoben worden, welcher, die Schwäche des damaligen Herrschers von Kokan, Chudajar-Chan, benutzend, sein Reich weit nach Norden ausgedehnt und das Ferganah von Kaschgarien trennende Berggebiet annektirt hatte.

Aus dem erwähnten Grunde sah sich der Generalgouverneur von Turkestan, Generaladjutant v. Kaufmann, veranlaßt, im Mai 1876 eine Gesandtschaft an Jakub-Beg zu schicken, um mit denselben Unterhandlungen wegen einer Grenzregulirung einzuleiten.

Zum Chef der Gesandtschaft wurde der Oberst vom Generalstabe A. Kuropatkin ernannt und ihm die Offiziere N. Kuropatkin — sein Bruder —, Starzew und Sunargulow beigesellt. Die Gesandtschaft begleitete ein Schutzconvoi von 15 Kosaken. Da das Grenzgebiet zwischen Ferganah und Kaschgarien noch sehr wenig bekannt war, so wurde die Gesandtschaft zugleich beauftragt, dasselbe zu untersuchen und in ihm für eine Grenze geeignete Punkte zu fixiren; schließlich sollte sie Nachrichten über

[1]) Frei bearbeitet nach dem in russischer Sprache erschienenen Werke: Kaschgarien. Historisch-geographischer Umriß des Landes, seine militärischen Kräfte, seine Industrie und sein Handel von A. Kuropatkin. Herausgegeben von der k. k. Geographischen Gesellschaft. Petersburg 1879.

Kaschgarien einsammeln, namentlich über die Handelsverhältnisse des Gebietes und über die militärischen Kräfte Jakub-Beg's.

Die Nachrichten, welche man zu der Zeit über Kaschgarien besaß, waren höchst dürftig und unvollständig, die Macht Jakub-Beg's wurde, wie die Expedition Kuropatkin's nachwies, weit überschätzt. Man hielt damals das Chanat für ein mächtiges mohammedanisches Reich, von dem man fürchtete, es dürfte einst ein Krystallisationskern für alle moslemischen Reiche Centralasiens werden, sowohl für die zur Zeit noch unabhängigen, als auch für die bereits unterworfenen. Unterstützt wurde diese Ansicht durch die vielfachen Bestrebungen, welche England machte, um das Chanat in sein Interesse zu ziehen und seinen Einfluß dort zur Geltung zu bringen. Hinzu trat dann noch der Charakter des Herrschers, Jakub-Beg's, dessen gewaltige persönliche Erfolge wohl geeignet waren Befürchtungen zu erwecken. Das Glück, mit welchem er sich von einem Batschi, einem Tänzer in Weiberkleidern, zu einem unumschränkten Herrscher eines bedeutenden Landes emporgeschwungen, die Energie, mit welcher er seine inneren und äußeren Feinde niedergeworfen hatte, umgaben seinen Namen mit wohlverdientem Nimbus, und man war vielfach geneigt, in ihm einen Eroberer Asiens von dem Schlage Timur's zu sehen. Es war daher erforderlich, durch Autopsie festzustellen, über welche Mittel Jakub-Beg verfügte, und in wie weit seine Macht für Turkestan gefährlich werden konnte.

Durch frühere indische und russische Reisende waren die südlichen und südöstlichen Theile Kaschgariens erforscht worden, unter ihnen die Städte Jarkend, Kaschgar, zum Theil auch Chotan; der ganze übrige noch sehr beträchtliche Theil des Chanates, östlich von der Stadt Kaschgar bis Kuná-Turfan und zum Lobnor, war unbekannt. Diesen Theil durchreiste die Kuropatkin'sche Expedition und nahm denselben auf, von Osch bis Kaschgar und von dort über die Städte Aksu, Kutscha, Bai, Kurlja bis zur Festung Kara-Schar und zum See Bagratsch-Kul.

Fast gleichzeitig mit Kuropatkin erreichte ein anderer Offizier des russischen Generalstabes, der berühmte Reisende Prschewalsky, den Lobnor von Kuldscha aus über Kurlja, so daß mit diesen zwei Reisen fast das ganze Gebiet Kaschgariens erschlossen worden ist.

Die Resultate seiner Forschungen hat A. Kuropatkin in dem Eingangs erwähnten Werke bekannt gemacht. Auf 216 Seiten umfaßt dasselbe acht Kapitel und auf den folgenden 219 Beilagen verschiedenen Inhaltes. In dem ersten Kapitel giebt der Verfasser eine geographische Beschreibung des Landes und schildert dessen Einwohner; das zweite Kapitel behandelt die administrative Verwaltung des Landes; das dritte seine Handelsverhältnisse; die folgenden drei Kapitel sind der Geschichte Kaschgariens gewidmet; das siebente den militärischen Kräften desselben; im achten endlich bespricht der Verfasser die Ereignisse seit 1877 bis auf den heutigen Tag. Fünf Beilagen geben detaillirte Itinerare der Wege, welche theils von der ganzen Expedition, theils von einzelnen Mitgliedern derselben zurückgelegt wurden. Dann folgen statistische Nachweise für den innern Handel des Chanats und Tabellen über Ein- und Ausfuhr der Waaren. Dem Werke ist eine schöne Karte beigefügt nebst einer kritischen Besprechung des Materials, nach welchem sie ausgeführt worden, sowie ein Verzeichniß astronomisch bestimmter Orte und Höhen.

Seit 1876 haben sich die Verhältnisse in Kaschgarien freilich geändert, und das Bild des Landes, wie es uns Kuropatkin entwirft, paßt auch entfernt nicht auf den heutigen Zustand desselben; Jakub-Beg, der mächtige Herrscher des Landes, ist einem Schlaganfalle erlegen, sein Land von den Chinesen bis auf wenige Orte, die noch heute dem Andrange des Feindes widerstehen, unterworfen. Das Werk Kuropatkin's bietet indessen so viel Interessantes über jenes wenig bekannte Chanat, daß ein kurz gefaßter Auszug aus demselben nicht unwillkommen sein wird. Zudem sind Ereigniſse, wie sie in Kaschgarien seit 1876 eingetreten, dort nicht neu; nicht das erste Mal ist das Land von Nachbarstaaten, auch von China, unterworfen worden; stets aber hat sich eine mächtige Hand gefunden, die das Volk aus der Knechtschaft zur Selbständigkeit geführt hat. Bruderzwist und Zersplitterung der Kräfte hat auch diesmal, wie früher, Kaschgarien in die Hand des Feindes gegeben, Einigkeit unter einem kräftigen Führer hat es aber stets wieder befreit, und auch diesmal läßt sich wohl derselbe Gang der Ereignisse erwarten. In einem selbständigen Kaschgarien werden sich aber die Verhältnisse wiederum so gestalten, wie Kuropatkin sie beschreibt; denn sie sind nicht das Machwerk eines Einzelnen, sondern folgen mit Nothwendigkeit aus dem Komplex vieler Bedingungen.

Der Anfang der russischen Gesandtschaftsreise fiel unglücklich aus. Am 28. Juli rückte die Expedition von Osch aus, in der Richtung nach Gultscha. Auf halbem Wege wurde sie von einem Trupp Kirghizen hinterrücks überfallen und entging einer Niedermetzelung nur durch den glücklichen Umstand, daß es N. Kuropatkin gelang, den Führer der Bande zu tödten. A. Kuropatkin war beim Kampfe verwundet worden und mußte, nach Osch zurückgekehrt, sich einer Operation unterziehen, so daß er erst am 19. Oktober von Neuem seine Reise antreten konnte. Nun schlossen sich der Gesandtschaft noch der Arzt Ehren und der Naturalist Wilkinson an, und der Geleitskonvoi wurde auf 25 Kosaken und Schützen vermehrt. Die ganze Expedition, mit Führern, Dolmetschern, Bedienung u. s. w., bestand nun aus 60 Mann und 104 Pferden.

Die Karawane ging über den Paß Terek-Dawan (12 650 Fuß) und erreichte am 6. November die Stadt Kaschgar (4000 Fuß), wobei sie 400 km in 18 Märschen zurücklegte. Bis Terek-Darwan führte der Weg anfangs durch breitere, dann immer enger werdende Schluchten, endlich steil hinauf. Der Paß war mit Schnee von 1 Fuß Dicke bedeckt, der im Sommer nur auf wenige Tage schmelzen soll. 500 Fuß über dem Paß liegt schon ewiger Schnee. Vom Paß bis Kaschgar geht der Weg weniger steil durch Schluchten, die sich allmälig erweitern. In Kaschgar blieb die Gesandtschaft, bis vom Badaulet (Jakub-Beg's Titel) die Erlaubniß zur Weiterreise eingeholt war. Anfangs wurde sie streng bewacht und wurde ihr keinerlei freie Bewegung gestattet. Erst die Drohung sich einer solchen Behandlung nicht aussetzen zu wollen und lieber heimzukehren, verschaffte der Gesandtschaft Freiheit in ihren Bewegungen, die sie reichlich benutzte, um sich mit der Stadt und ihren Märkten bekannt zu machen.

Den 3. December erfolgte die Abreise aus Kaschgar nach Aksu über Maral-Baschi. In 19 Märschen legte die Karawane 466 km zurück und erreichte Aksu (3500 Fuß) am 22. December. Der Weg führte beständig in der Ebene, theils zwischen Ackerland, dann durch Pappelwälder, dann wieder über Salzboden. Die Stadt Aksu hat etwa 2 km Umfang und ist von einer recht starken Mauer umgeben. Hier hielt sich die Gesandtschaft eine Woche auf, um sich mit dem Handel der Stadt bekannt zu machen und verschiedene Nachrichten zu sammeln. Am 30. December reiste sie ab; der Weg führte über die Städte Bai (3800 Fuß) und Kutscha (3200 Fuß) nach Kurlja

(3100 Fuß), das am 22. Januar erreicht wurde; die Karawane legte diese 521 km in 19 Märschen zurück. 180 km weit führte ein schöner Weg mit gut unterhaltenen Brücken durch Dörfer und Kulturland; 30 km hinter Bai beginnt Salzwüste, die hier indessen nur wenige Kilometer breit ist, worauf wieder schönes fruchtbares und kultivirtes Land begann, das indessen öfter durch schmale Streifen der Salzwüste durchschnitten wurde. Im Ganzen hatte die Gesandtschaft von Osch bis Kurlja 1387 km in 56 Tagemärschen zurückgelegt, größtentheils, von Kaschgar aus durchgehend, auf schönen, gut unterhaltenen Wegen. Am 23. Januar 1877 wurde A. Kuropatkin von Jakub-Beg empfangen, am 1. Februar begannen die Unterhandlungen, am 11. waren sie abgeschlossen, den 18. verließ die Gesandtschaft Kurlja und erreichte am 9. April wieder Osch.

Während sich der Gesandte in Kurlja aufhielt, machten N. Kuropatkin und Wilkinson einen Ausflug an den Süßwassersee Bagratsch-Kul (Bostan-Nor der früheren Karten), in welchen der Fluß Chandu-Gol mündet, und aus dem der Chandyn-Kua, auch Kontsche-Darja genannt, ein Zufluß des Tarim, fließt (vergl. die Karte „Globus“ XXXIII, S. 201). Der See ist etwa 20 km breit, seine Länge konnte nicht ermittelt werden, beträgt aber nach der Karte etwa 110 km. Die Längsachse ist S-W. — N.-O. gerichtet und nicht W. — O., wie in älteren Karten angegeben ist. Das nördliche Ufer des Sees ist flach; an das südliche tritt ein unbedeutender Höhenzug, der kleine Churtuk, heran, hinter welchem in einer Entfernung von 12 bis 15 km ein zweiter stattlicher Bergzug liegt, der große Churtuk. Das S.-W.-Ende des Sees ist sumpfig, von Schilf umwachsen und bildete zur Zeit drei kleine Seen, die bei höherm Wasserstande mit dem Bagratsch-Kul verbunden sind. Der See friert gegen Neujahr zu und verliert sein Eis gegen Ende März oder Anfang April. Der obere Theil des Chandyn-Kua friert etwa zwei Wochen früher. Die Reisenden fanden sowohl den See als den Chandyn-Kua ebenso wie den Chaidu-Gol mit festem Eise bedeckt.

Gehen wir nun zur Beschreibung Kaschgariens in geographischer, administrativer und handelspolitischer Beziehung über, wobei wir dem Werke Kuropatkin's nur die Angaben von allgemeinerm Interesse entnehmen wollen.

Kaschgarien umfaßt das Gebiet zwischen dem 35. und 43. Breitengrade und dem 102. und 120. Meridiane von Greenwich, sein Areal beträgt circa 19 000 Quadratmeilen. Im Allgemeinen bietet es das Bild eines Plateaus dar, das im Westen bis etwa 4000 Fuß, im Osten bis 2500 Fuß engl. (Höhe des Lob-Nor) hoch ist. Das Plateau wird durch mächtige Gebirge eingefaßt: im Norden durch den Tian-Schan, im Westen durch den Pamir, im Süden durch den Küen-Lün und im Osten (richtiger Südosten. Red.) endlich durch den von Prschewalsky entdeckten Altyn-Tag. Diese Gebirge sind von ewigem Schnee bedeckt und strecken ihre Spitzen bis über 20 000 Fuß engl. in die Höhe, die Pässe über die Gebirge sind schwierig, oft in ewigen Schnee gehüllt und liegen bis über 14 000 Fuß hoch. Tausende von hurtigen Bächen entströmen diesen mächtigen Bergen und befruchten Kaschgarien, in welchem sie einige scharf begrenzte Stromgebiete bilden, wie den Chotem-Darja, Jarkend-Darja, Kaschgar-Darja, Aksu-Darja, Kutscha-Darja, Chaidu-Gol. Zusammen bilden alle diese Flüsse das Stromgebiet des Tarim, der in den Lob-Nor mündet. Die Länge dieser Ströme ist beträchtlich, von 1000 bis 1500 km, der Wasserreichthum aber weit geringer als der des Amu-, selbst des Syr-Darja. Im obern Laufe haben sie eine rasche Strömung und sind tief in den Boden eingeschnitten, später wird die Stromgeschwindigkeit geringer, die Ufer werden flacher, von Schilf besäumt, oft sumpfig; häufig bilden die Flüsse mit Schilf bewachsene Seen.

Der Boden Kaschgariens ist salzhaltig, Kulturland ist in Oasen vertheilt. Im Süden giebt es viel Triebsand, der oft in Hügeln von beträchtlicher Höhe zusammengeblasen erscheint, im Norden wird Triebsand selten getroffen. Das Klima ist äußerst trocken, mit sehr heißem Sommer und recht mildem Winter. Im Herbst 1876 gab es gar keinen Regen, im Winter fiel dreimal Schnee, der jedoch sogleich fortschmolz. Im Frühjahre 1877 war der Himmel oft bewölkt, aber Regen fiel nur einmal, Nebel kamen dagegen häufig vor.

Ein schmaler Saum, der, das Gebiet Kaschgariens umgrenzend, sich am Fuße des Tian-Schan, Pamir und des Küen-Lün hinzieht, bildet das Kulturland des Chanats, der übrige Theil ist unbewohnbare Wüste. Aber auch dieser Kultursaum ist nur schmal und, da er zudem durch Wüstenstriche quer durchzogen wird, so wird das Kulturland aus Oasen gebildet, aus Inseln in der Wüste, deren Lage durch den Lauf der Flüsse bedingt wird. Die Entfernungen zwischen den Oasen sind sehr verschieden, zuweilen nur wenige Kilometer, dann aber auch 100 und mehr Kilometer. Durch den ganzen Saum kultivirten Landes führt eine schöne Kunststraße für Räderfuhrwerke (Arba), welche die Oasen unter einander verbindet. Wo diese Straße durch die Wüste führt, findet man Posthäuser mit einigen Bewohnern.

Die Oasen werden künstlich bewässert, zu welchem Zwecke an allen Flüssen Dämme angebracht sind, die den Fluß in Arme theilen, welche durch unendlich viele Kanäle auf die Felder auslaufen. Die Oasen sind scharf begrenzt: soweit das Wasser reicht, ist Leben, wo es aufhört — Wüste. Wasser ist in Kaschgarien in überreicher Menge vorhanden, der Boden in hohem Grade kulturfähig, ja selbst Salzboden giebt bei anhaltender Bewässerung vorzügliches Ackerland. Die Schwäche der Bevölkerung ist Ursache der schwachen Kulturentwickelung des Landes, nicht umgekehrt.

Jede größere Oase enthält eine Stadt als Mittelpunkt, und mehrere Kyschlak (Dörfer) und Gehöfte. Die Einwohner leben theils dicht gedrängt in den Dörfern, theils weit zerstreut in Farmen.

Außerhalb der Oase ist Wüste, bald aus Triebsand bestehend, bald aus steinigem, dann wieder aus Salzboden. Auf letzterm wachsen Tamarisken und Tugrak, eine Art Pappeln, die häufig als schmaler, langgezogener Wald die Flüsse umsäumen. Ein solcher Wald zieht sich dem Kisil-Su (Kaschgar-Darja) entlang, ein anderer folgt dem Lauf des Tarim bis zum Lob-Nor; ebenso soll es mit dem Jarkend-Darja und mit dem Chotan-Flusse sein. Diese Bäume und die Wurzeln der Tamarisken, welche die Hügel salzhaltigen Bodens durchziehen, liefern den Einwohnern Kaschgariens das nothwendige Brennholz.

Der Bodenreichthum Kaschgariens ist noch wenig erforscht, scheint aber mannigfaltig und beträchtlich zu sein, namentlich was mineralische Reichthümer betrifft. In der Gegend von Keria wird Gold gefunden, in Aksu, Sairam und Kutscha Kupfer, in Kutscha Eisen, Steinkohlen, Schwefel, Alaun und Salmiak. Die Umgebung der Stadt Kaschgar liefert Steinkohle und Blei; bei Chotan findet man Nephrit; in Kalpin Schwefel, in der Umgegend von Bai Salpeter.

An Rohprodukten wird, außer Korn, vorwiegend Baumwolle und Seide gewonnen; aus ersterer wird ein Gewebe, „Mata“, bereitet, welches weithin nach Westen, bis Orenburg, ausgeführt und von Kirghizen getragen wird. Mata

wird besonders im kaschgarschen Kreise producirt, rohe Baumwolle gewinnt man vorwiegend im chotanschen und kuná-turfanschen, Seide besonders im chotanschen. Seidengewebe werden fast gar nicht exportirt, um so mehr Kokons, die besonders nach Indien gehen. Berühmt sind ferner Teppiche aus Chotan, Stiefel aus Jarkend, Leder- und Kupferfabrikate aus Aksu, Eisengeräthe aus Kutscha. An Früchten ist Jarkend besonders reich, an Tabak Aksu, an Wolle Kuná-Tufan. Jarkend liefert Haschisch, der besonders nach Kaschmir und in den Pandschab ausgeführt wird.

An Hausthieren werden in Kaschgarien gezüchtet: Rindvieh, Schafe, Pferde, Esel und Maulesel; Kameele findet man wenig.

Der Handel im Innern Kaschgariens wird auf der Hauptverbindungsstraße, von der schon oben die Rede war, auf Fuhrwerken betrieben, der Export geht auf Saumpfaden, welche aus den Gebirgen auf diese Straße auslaufen. Mit Ferghana wird der Handel fast ausschließlich auf Lastpferden besorgt, Kameele werden hierzu fast nie verwendet. Wasser findet man im Tian-Schan in Ueberfluß, Futter aber giebt es wenig; Lebensmittel trifft der Reisende nirgends an; nur hin und wieder gelingt es, von nomadisirenden Hirten ein Schaf zu erhandeln.

Die Urbevölkerung Kaschgariens und Ost-Turkestans hat nach einigen Forschern (Klaproth, Ritter und Anderen) aus einem arischen Stamm bestanden. Im 2. Jahrhundert v. Chr. wurde das Land von Mongolen überschwemmt, welche die Urbewohner theils vertrieben, theils unterwarfen und sich mit ihnen mischten. Aus dieser Kreuzung entstand der Kern der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes. Häufige Kriege mit China brachten viel chinesisches Blut in die Bevölkerung, wie das besonders im Osten Kaschgariens sehr merklich ist. Die arische Race hat sich am reinsten in den wenig zugänglichen Gebirgen im Süden und Südwesten von Kaschgarien erhalten, der mongolische Typus waltet am stärksten vor bei den Kalmücken in der Umgebung Kaschgars und im Thale des Chandyn-Kua.

Die Bewohner Kaschgariens sind in den Oasen seßhaft geworden und haben die Namen der Oasen angenommen; so unterscheidet man im Chanate Kaschgaren, Jarkender ꝛc. Indessen besitzen sie alle denselben wenig schönen Typus, in welchem bald mehr der türkische, mongolische oder chinesische hervortritt. Die eingewanderte Bevölkerung besteht aus reinen Chinesen, Dunganen und Einwohnern West-Turkestans, besonders Kokans, sie werden mit dem Kollektivnamen Andijanen bezeichnet. Inder sind nur in geringer Zahl vorhanden. Die Nomaden gehören zu den Kara-Kirghizen und leben in den Kaschgarien umgebenden Bergen.

Die Einwohnerzahl Kaschgariens läßt sich mit Genauigkeit nicht angeben, doch wird man von der Wahrheit kaum zu weit abweichen, wenn man sie auf 1 200 000 Köpfe schätzt, was einer Bevölkerungsdichtigkeit von 65 Einwohnern auf die Quadratmeile entspräche.

Die seßhafte Bevölkerung bearbeitet vorwiegend die Felder. Es wird gezogen: Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Reis und Baumwolle. Wie stets bei künstlicher Berieselung, ist der Ertrag derselben sehr beträchlich. Auch die Nomaden treiben ein wenig Ackerbau (Gerste), doch ohne die Felder künstlich zu bewässern, da es in den Bergen an Regen nicht mangelt.

Montanindustrie wird fast gar nicht betrieben, sie beschränkt sich auf ein wenig Kohle und Eisen. Vor der Befreiung Kaschgariens durch Jakub-Beg gewannen die Chinesen Gold und Nephrit in nicht unbeträchtlicher Menge; die Ausbeute an ersterm hat seitdem bedeutend abgenommen, obgleich sie auch noch jetzt den Gouverneuren von Chotan eine beträchtliche Einnahme sichert. Die Kleinindustrie Kaschgariens ist ziemlich entwickelt, den bedeutendsten Zweig derselben bildet die Anfertigung von Mata, Kleidern, Beschuhung, Teppichen und die Verspinnung von Seide; dann folgt die Bearbeitung von Metallen, Bereitung von Feldgeräth, Waffen. Außer Mata und einigen anderen Kleiderstoffen wird fast ausnahmlos für innern Bedarf des Chanats gearbeitet. Ausfuhrartikel bilden: Rohseide, Baumwolle, Opium, Alaun, Salmiak und Schwefel; von Fabrikaten: Mata, Chalata (der lange orientalische Rock), Maschrup (ein Stoff aus Halbseide), Teppiche, Schuhwerk. Einfuhrartikel bilden: Baumwollenstoffe, Tuch, verarbeitetes Eisen, Zinn, Thee, Zucker, Farbstoffe, Streichhölzer, Sättel, Riemen, Leim, Früchte, Tabak. Auf den Märkten Kaschgariens walten russische Manufakturen vor, englische und indische Waaren konkurriren mit den ersteren erfolglos; wohl sind die indischen Baumwollenzeuge in den Zeichnungen schöner als die russischen, sie sind aber weniger farbenbeständig und theurer. Englischer Musselin ist in Kaschgarien, wie in ganz Centralasien, sehr verbreitet; in letzter Zeit beginnt aus Indien eine starke Einfuhr von Thee. Die wesentlichsten Ausfuhrartikel nach Indien bilden Opium und Silber in Barren.

Die Samoa-Inseln.

Von Pfarrer **Wesenberg**, ehemaligem Marinepfarrer.

IV.

Ich will nun auf etwas Charakteristisches für die Lebensweise der Samoaner aufmerksam machen, nämlich auf die Gewohnheit des „Kawa-Trinkens“. „Kawa“ ist ein Strauch, der vielfach in den Wäldern wächst, und aus den getrockneten Wurzeln desselben, die häufig die Dicke eines Armes haben, bereitet man eben besagtes Getränk, das allgemein beliebt ist. Diese Zubereitung ist aber höchst eigenthümlich, wenn auch nicht sehr appetitlich. Die Kawawurzel nämlich wird in kleine Stücke gespalten und dann von einem jungen Mädchen gekauet. Der so hergestellte Brei wird sodann in eine große hölzerne Schüssel mit Wasser gespieen und mit dieser Procedur so lange fortgefahren, bis nach dem Urtheil der Kauerin eine hinlängliche Masse in dem Wasser enthalten ist. Darauf wird Alles mit den Händen gehörig durch einander gerührt, damit der Saft des Breies vollständig vom Wasser aufgenommen wird, welches dadurch ein trübes, lehmiges Aussehen erhält. Nachdem nun noch mit einem Quaste aus Kokosnußfasern die feinen Holztheilchen mög-

lichst herausgefischt worden sind, ist der Trank fertig und wird in Kokosnußschalen der Gesellschaft von eben demselben jungen Mädchen, welche ihn bereitet hat, präsentirt. Notabene aber, diese ganze Zubereitung geschieht nach allgemeiner Sitte immer vor den Augen derer, für die das Getränk bestimmt ist, und man wird sich vorstellen können, daß dadurch einigermaßen der Ekel erregt wird, zwar nicht bei den Eingeborenen, aber doch bei Unsereinem. Ich konnte mich daher nicht entschließen, als ich einst mit einigen anderen Herren von unserm Schiffe bei einem Häuptlinge in der Hütte saß, etwas von dem Kawatrank zu genießen, obgleich schon aus Rücksicht auf uns die Wurzel nicht gekauet, sondern gerieben worden war. Uebrigens darf die Zubereitung Niemand anders als ein junges Mädchen vornehmen.

Aber nicht bloß bei den Eingeborenen, sondern auch bei vielen dort wohnenden Europäern ist das Kawagetränk beliebt, und manche genießen es jeden Abend als eine angenehme Erquickung, und behaupten außerdem, daß es sehr gesund sei, während andere freilich das Gegentheil konstatiren. Der Geschmack ist aromatisch bitter, wie ich mich durch das Kauen der Wurzel überzeugt habe, etwa ähnlich wie Muskatnuß. Läßt man das Kawawasser mehrere Tage stehen und gähren, so bekommt dann das Getränk eine berauschende Wirkung.

Wie bei manchen anderen wilden Völkern, so findet sich auch bei den Samoanern als Volkssitte ein eigenthümlicher Tanz, der freilich mit unseren Tänzen wenig Aehnlichkeit hat und vielmehr eine mimische Darstellung und eine Art Singspiel ist. Ich hatte eines Tags Gelegenheit, einen solchen zu beobachten. Eine Anzahl junger Männer saßen in mehreren Reihen, etwa zehn in jeder Reihe, hinter einander auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen, wie die gewöhnliche Art des Sitzens ist, alle geschmückt mit Stirnbändern von Muscheln und mit Blumen und Ranken im Haare. Hinter diesen saßen noch Andere, auch Frauen und Mädchen, die aber weniger Acteurs zu sein schienen. Ein Vorsänger aus der ersten Reihe begann eine weiche und angenehm klingende Melodie, die eher schwermüthigen als heitern Charakters war, die Uebrigen begleiteten den Gesang durch taktmäßiges Händeklatschen und fielen dann am Schluß der Strophe als Chor ein. Die erste und zweite Reihe, die eigentlichen Mimen, geriethen darauf in Bewegung, wippten mit den Beinen taktmäßig auf und nieder, führten mit Hals, Kopf, mit den Armen und Händen oder auch mit dem ganzen Oberkörper die verschiedensten Wendungen nach vorn, rückwärts und beiden Seiten aus, Alles mit solcher Gleichmäßigkeit und mit solchem Rhythmus, als wären sie in einer Balletschule gewesen. Die Bewegungen waren abgerundet und schön, bald sanft, bald wild und aufgeregt, ebenso der begleitende Gesang.

Der Tanz hatte verschiedene Touren, zwischen denen eine kurze Pause den Darstellern Erholung von ihrer Anstrengung gönnte. Häufig sollen es Obscönitäten sein, welche dem Ganzen zu Grunde liegen und in der Darstellung heraustreten, jedoch konnte ich dies Mal davon nichts wahrnehmen. Vielmehr schienen es nur Nachahmungen von den Bewegungen der Fische im Wasser, von dem Hin- und Herschießen derselben, wenn sie mit einander spielen oder einander verfolgen. Andere Touren schienen mir wieder mehr die Bewegungen fliegender Thiere auszudrücken. So sah ich auch ein anderes Mal von einem Einzelnen eine mimische Darstellung, welche offenbar das Flattern eines Schmetterlings oder das Schwirren einer Biene vor einer Blume bedeuten sollte. Ohne Zweifel zeugen diese Tänze von einem großen körperlichen Geschick und von einer außerordentlichen Gewandtheit, sowie von seiner und verständnißvoller Beobachtung der Natur.

Die körperliche Reinlichkeit ist eine Eigenschaft, durch welche sich die Samoaner vor vielen als civilisirt geltenden Völkern vortheilhaft auszeichnen. Man kann fast zu jeder Tageszeit, besonders aber gegen Abend, ganze Gruppen baden sehen, aber nicht in der See, sondern in den Flüssen. Das Seewasser ist wegen seines großen Salzgehaltes auch wenig geeignet, den Körper zu reinigen, vielmehr läßt es auf der Haut einen schmierigen Ueberzug zurück, den man nicht anders als im süßen Wasser wieder los wird. An letzterm ist nun auch kein Mangel, denn es giebt wohl keinen Fleck Erde, der so reich an Flüssen ist wie Samoa. Besonders ist es der Sigágo (spr. Singango), welcher unmittelbar bei Apia in die Bai fallend wegen seiner Wassermenge und sonstigen Eigenschaften sich besonders zum Baden eignet, denn er bildet vor seiner Mündung ein weites und ziemlich tiefes Becken, von grünen und buschigen Ufern umgeben. Hier sieht man Alt und Jung im Wasser platschen, und dieser Platz wurde auch von unseren Mannschaften benutzt, wenn sie zu bestimmten Zeiten zum Baden an Land geführt wurden.

Mehrere aber von unseren Offizieren hatten sich zu diesem Zwecke noch eine andere Stelle dieses Flusses etwas weiter oberhalb im Walde ersehen, und frequentirten dieselbe mit solchem Vergnügen, daß einige erklärten, das Baden sei überhaupt das Schönste von ganz Samoa. Ich will den Leser dahin führen, und er mag mich in seiner Phantasie auf solch einem Badespaziergange begleiten. Ganz früh am Morgen, wenn kaum der Tag graut, fahren wir von Bord an Land, denn wenn die Sonne aufgegangen ist, wird es bald zu heiß. Nicht weit von der englischen Kirche zwischen den Hütten der Eingeborenen hindurch führt ein Fußsteig dem Walde zu, und diesen schlagen wir ein. Es ist Alles noch still in Apia, auch die Hütte Saimanutassa's, eines unserer befreundeten Häuptlinge, der meistens recht früh aufzustehen pflegt, ist noch mit den Palmblätter-Jalousien verschlossen, ein Zeichen, daß drinnen noch Alles im Schlummer liegt. Aber am Eingange des Waldes erschallt aus einer hinter Bananengebüsch ganz versteckten Hütte feierlicher Gesang, denn dort versammelt sich jeden Morgen in aller Frühe eine Anzahl Kanakas und hält ihre Andacht.

Es ist eine köstliche, wunderbar erfrischende und duftige Luft im Walde. In dem Kraut und Gebüsch hängt in großen Perlen der Thau. Sanft rauscht der Morgenwind durch die Wipfel der Palmen und spielt mit den großen Blättern der Bananen. Die Vögel begrüßen vielstimmig den neuen Tag, besonders anmuthig flötet eine Drosselart, und die Tauben, in den hohen Palmenwipfeln versteckt, erfüllen mit ihrem Girren weit und breit den Wald.

Der Fußsteig führt in gewundenen Linien sanft aufwärts, bald auf hartem an die Oberfläche heraustretenden Fels, bald auf weichem schwarzen Boden hinlaufend, aber für schlaftrunkene Wanderer höchst unbequem durch die vielen querüber liegenden Palmenzweige, über deren dicke Rippen man ein über das andere Mal stolpert. Zwischen den schlanken grauen Stämmen der Kokospalmen und der Brotfruchtbäume winken und nicken große Blattpflanzen mit hübschen rothen und gelben Blumen, und die seltsam geformten Blüthen des Schlinggewächses hängen zwischen dem Gezweig herab. Nach etwa 20 Minuten hört man von links her das Rauschen des Sigágo, der gerade hier einen seiner vielen Wasserfälle bildet. Nun biegt man durch hohes Kraut auf einen kaum erkennbaren Seitenpfad ab und steht nach einer kurzen Strecke an den waldumschlossenen Ufern des Flusses.

Der Sigágo theilt im Allgemeinen die Natur der übrigen Flüsse der Insel, ist aber ohne Zweifel einer der schönsten, wenn nicht überhaupt der schönste derselben. Auf dem Kamme

des Gebirges entspringend, stürzt er etwa auf dem ersten Drittel seines Laufes über eine hohe Felswand hinunter, die aber wie das ganze Gebirge mit dichtem Wald bedeckt ist, und von Weitem gesehen erscheint er wie ein Silberband, welches zwischen den Wipfeln der Bäume tief in die Schlucht herabhängt. Eilendes Laufes rauscht er in seinem schwarzen Basaltbette mit oft ganz steilen und schroffen Ufern hernieder, an ebeneren Stellen über Geröll oder durch Felsblöcke in Strudeln schäumend, bis er wieder an einen steilen Abhang kommt, über den er sich in einem Wasserfall herunterstürzt, um dann gleichsam sich erholend und rastend tiefe und stille Kolke und Becken zu bilden. Wo seine Ufer allmälig abfallen, werden sie oft von hohem Gras und Schilf umsäumt, das zwischen Buschwerk und Bäumen bis zum Wasser herabsteigt. An anderen Stellen wiederum fließt er unter dem Dunkel breiter und hoher Baumkronen, die sich über ihm zusammenwölben, dahin, und die Lianen hängen wie lange Seile bis in das strudelnde Wasser herab.

Wo der vorhin beschriebene Fußpfad zum Sigágo führt, bildet dieser ein tiefes, stilles Becken mit überall steilen Ufern, aber einige natürliche Stufen in dem Basalt erlauben ein einigermaßen gefahrloses Hinabsteigen. Das Wasser erscheint durch die Spiegelung der dichten Laubkronen dunkelgrün, ist aber so durchsichtig, daß man auf dem Grunde in einer Tiefe von 20 Fuß jedes Steinchen erkennen kann. Diese Badestelle ist nur für Schwimmer geeignet. Wer aber ein solcher nicht ist, geht ein Stückchen weiter hinauf, wo der Sigágo gerade oberhalb des Wasserfalls zwischen Felsblöcken hindurchschäumt und ein Strudelbad bildet, wie es kein schöneres geben kann. Man muß sich dort allerdings über die scharfen Kanten der Felsen vorsichtig mit Händen und Füßen hinüberlassen, oft auch auf allen Vieren kriechen, bis man in die Mitte des Bettes gelangt ist, wo man sich in eine natürliche Mulde des Felsens legt, und das Wasser über sich fortbrausen läßt.

Das Wohlgefühl und die Erquickung eines solchen Bades sind gar nicht zu beschreiben. In unserm Klima hat man keine Vorstellung und Empfindung davon, da der Körper jedenfalls nicht so empfänglich dafür ist. Das Wasser im Sigágo ist, weil es immer im Waldesschatten fließt, verhältnißmäßig kühl, aber man kann länger als eine halbe Stunde darin liegen, ohne sich zu rühren, und doch fühlt man kein Frösteln, sondern nur eine Kühlung, die durch nichts in den Tropen zu ersetzen ist. Und dazu die Umgebung des prächtigen Waldes, an dem das Auge sich nicht satt sieht, und die balsamische, weiche und doch so frische Luft, daß man nicht genug davon athmen kann! In der That, man badet eigentlich nicht einfach, sondern dreifach zu gleicher Zeit.

Mittlerweile aber ist die Sonne aufgegangen, und spielt mit ihren Lichtern auf den Blättern. Darum huschen dann auch gleich die munteren Eidechsen aus ihrem Versteck hervor und suchen sich ein passendes Plätzchen auf dem Felsen am Ufer, wo sie sich sonnen können. Aber auch die Fliegen, diese unausstehlichen Plagegeister, werden lebendig, und es dauert nicht lange, dann summen sie Einem um den Kopf, und damit ist das Vergnügen zu Ende.

Aber wie neu geboren steigt man aus dem Wasser, kleidet sich behaglich an und schreitet dann wohlgemuth durch den Wald nach Apia zurück. Saimanntaffa und seine Frau Fatulia haben nun die Jalousien vor ihrer Hütte aufgezogen. Wir kehren dort nach unserer Gewohnheit ein und legen uns auf die Matten. Saimann aber, der unser Begehren schon kennt, winkt einem Jungen, und der bringt für Jeden eine frische Kokosnuß. So trinken wir denn nun auch unseren „Brunnen“, wie es richtigen Badegästen zukommt. Gegen 8 Uhr kehren wir an Bord zurück, und die ganze Messe wundert sich dann, daß wir nun zum Frühstück einen so großen Appetit mitgebracht haben.

* * *

Werfen wir aber nun noch einen Blick auf die Kolonisationsverhältnisse der Insel. Die große Bedeutung der Samoas, speciell Upolus, für den deutschen Handel liegt in dem ausgedehnten Länderbesitz, welcher früher der Firma Godeffroy gehörte, und der vor Kurzem in die Hände der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee“ übergegangen ist. Letztere freilich soll in allerneuester Zeit der schwierigen Finanzlage wegen wieder durch eine neue „Gesellschaft“ ersetzt werden, um den Besitz nicht in die Hände englischer Farmer übergehen zu lassen. Die weiten Ländereien sind zur Zeit allerdings noch größtentheils mit Wald bestanden, und es wird noch lange dauern, ehe sie urbar gemacht und in Plantagen verwandelt sind. Aber wenn nur die nöthigen Geldmittel nicht fehlen, hat sicherlich die Kolonie eine bedeutende Zukunft. Denn Upolu eignet sich wegen der Fruchtbarkeit des Landes und wegen der klimatischen Verhältnisse zur Kultur nicht bloß der Kokospalmen und der Baumwolle, sondern eben so sehr auch des Kaffees, des Kakaos, des Zuckerrohrs und des Tabaks.

Eine der bedeutendsten Plantagen des ehemaligen Godeffroy'schen Besitzes ist Wai-Lilli. Sie liegt etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen von Apia entfernt an der Küste. Da es für den Leser interessant sein dürfte, die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, so mag er mit mir kommen. Zu Fuß aber den Weg zurückzulegen ist wegen der immensen Hitze sehr anstrengend, und so steigen wir denn lieber zu Pferde und reiten zunächst um die Bucht von Apia herum. Man könnte zwar einen Pfad direct durch den Wald einschlagen, aber da es dort erstickend heiß ist, thut man besser, immer am Strande zu bleiben, wo die frische Seebrise die Temperatur bedeutend ermäßigt. Auch ist der Weg am Strande viel hübscher und reizvoller, denn die Küste bietet einen beständigen Wechsel von flacher oder tiefer in das Land einschneidenden Buchten, welche von der schönsten Vegetation, meist Palmenwald, umgeben sind. Der Pfad führt streckenweise auf festem Uferstrande hin, besonders wenn zur Ebbezeit das Wasser weit zurücktritt; es ragen aber hier und da schwarze Basaltfelsen hervor, und große Baumstämme mit ihrem Geäste liegen von Stürmen umgestürzt halb im Sande vergraben und machen oft den Strand unpassirbar, oder die Küste tritt auch in einem steilen felsigen Vorsprunge weit ins Wasser vor und versperrt so den Weg. Bei solchen Hindernissen schlägt man sich rechts in den Wald, bis man wieder freie Bahn am Ufer hat. Hier und da trifft man vereinzelte Hütten, die zum Theil ein recht jämmerliches Aussehen haben und in der schlechten Jahreszeit den Bewohnern nicht einmal Schutz vor dem strömenden Regen gewähren. Fast in jede Bucht münden ein oder zwei Flüsse, die aus den tiefen Waldschluchten hervorkommen und von der großartigsten und üppigsten Vegetation umschlossen und überwölbt sind. Man muß sie natürlich, da es Brücken nicht giebt, durchreiten, aber das hat auch gar keine Schwierigkeit, denn sie sind an ihrer Mündung, wo immer eine Barre vorgelagert ist, so flach, daß das Wasser den Pferden höchstens bis an den Sattelgurt reicht.

Die letzte Bucht vor unserm Ziele können wir nicht umreiten, denn das Ufer ist überall eine steile und vielfach zerrissene Basaltwand, wir biegen deshalb rechts ab und gelangen auf eine mäßige Anhöhe. Dort unter dem Dickicht empfängt uns aber eine wahre Gluthhitze, und der Schweiß riefelt uns von Gesicht und Händen, denn jeglicher Lufthauch

ist im Walde sofort wie abgeschnitten. Nach einer kurzen Strecke aber treten wir in eine breite Allee von Kokospalmen ein und befinden uns nunmehr auf dem Terrain der Plantage Wai-Lilli.

Zu beiden Seiten der Allee dehnen sich weite Lichtungen mit Baumwollen-Pflanzungen aus. Die Sträucher sind etwa 5 bis 6 Fuß hoch, und aus den trockenen und aufgesprungenen Samenkapseln quillt die schneeweiße Baumwolle in großen Flocken hervor, ebenso hängen aber auch an den feinen Zweigen die zartgelben, malvenartigen Blüthen, denn der Baumwollenstrauch trägt Blüthe und Frucht zu gleicher Zeit. In regelmäßigen Zwischenräumen erheben sich aus den Sträuchern junge Kokospalmen, die augenscheinlich erst wenige Jahre zählen. Diese Art der Kultur, auf demselben Boden zugleich Baumwolle und Kokosnüsse zu ziehen, ist eine sehr rationelle. Denn der Baumwollenstrauch trägt schon nach einem Jahre, hält aber nicht länger als sieben Jahre hinter einander auf demselben Boden aus, wenigstens bringt er, wenn er länger steht, nur geringen und schlechten Ertrag. Deshalb pflanzt man gleichzeitig mit dem Baumwollensamen auch Kokosnüsse, und wenn dann nach sieben Jahren die Baumwollen-Plantage abgewirthschaftet ist, sind die Kokospalmen soweit, daß sie Früchte tragen, und es ist an Stelle jener eine Kokosplantage getreten.

Inzwischen hat uns aber die breite schattige Allee, von welcher wir uns die Pflanzungen angeschaut haben, nach Wai-Lilli selbst geführt und läuft dort auf einen großen, grasbewachsenen, von dichtem Wald umschlossenen Platz aus, auf dem sich regellos mehrere umfangreiche und hohe hölzerne Gebäude und Schuppen erheben. Ein paar braune Jungen kommen herbeigelaufen und nehmen uns die über und über nassen Pferde ab, und wir schreiten auf das Wohnhaus des Mr. Branker zu, das etwas weiterhin ganz versteckt hinter dichten Bäumen und Büschen liegt.

Mr. Branker ist ein Engländer, der die Plantage in Pacht hat. Schon früher hat er uns bei einem zufälligen Zusammentreffen in Apia eingeladen, ihn zu besuchen, und er empfängt uns nun mit der biedern Herzlichkeit, die dem englischen Gentleman eigen ist. Das Haus ist nicht groß, aber höchst gemüthlich eingerichtet. Nachdem wir uns im Schlafzimmer von Staub und Schmutz gereinigt und unsere heruntergekommene Toilette, so viel es möglich war, in Ordnung gebracht haben, führt er uns zu seiner Frau, einer eben so schönen als liebenswürdigen Dame, welche unsere Entschuldigungen wegen unseres desolaten Aeußern so freundlich aufnimmt, daß man dadurch aller Verlegenheit überhoben wird, denn sehr besuchsmäßig ist unsere Erscheinung gerade nicht.

Nach eingenommener Mahlzeit treten wir auf die schattige Veranda hinaus und werden nun erst gewahr, daß das Haus ganz nahe am Meere liegt, was uns vorher bei unserm Eintritt von der hintern Frontseite ganz entgangen ist. Ein Rasenplatz, mit Rohr und Oleander bepflanzt, dehnt sich vom Hause bis zum steil abfallenden Uferrande aus, der von dichtem Gebüsch und schattigen großen Bäumen eingefaßt ist. Durch die hier und da gelassenen Lücken glänzt das blaue Meer mit seinem hier nicht so fernen schäumenden Riffe herauf, und der Passat weht mit seiner erquickenden Kühle herein.

Da es uns aber sehr darauf ankommt, die Plantage näher kennen zu lernen, so führt uns Mr. Branker bereitwillig umher und unterrichtet uns über alle Verhältnisse. Die Haupterzeugnisse sind Baumwolle und Kopra. Die Zeit der Ernte für erstere dauert 7 Monate lang, d. h. in dieser Zeit tragen die Sträucher Blüthen und Früchte zugleich, und jeden Tag wird so viel von letzteren eingesammelt, als reif ist. Das Zeichen für die Reife ist das Aufspringen der Kapseln und das Herausdringen der Baumwolle. Der tägliche Ertrag wird dann in großen luftigen Speicherräumen noch ein paar Tage zum Trocknen ausgebreitet, um darauf in Säcke gepackt und, wenn eine genügende Menge vorhanden ist, in Booten nach Apia gesandt zu werden. Dort wird die Baumwolle in den Godeffroy'schen Etablissements auf Maschinen von den Samenkörnern, welche wie trockene Wachholderbeeren aussehen, gereinigt und so zur Ausfuhr fertig gemacht. Die Qualität derselben ist ganz vorzüglich und an Glanz, Zartheit und Feinheit der Seide ähnlich. Deshalb geht auch der größte Theil davon nach Marseille und von da weiter nach Lyon hinauf, wo sie dann mit zu Lyoner Seidenzeugen verarbeitet wird. Die Kopra ist der (hohle) Kern der Kokosnuß, welcher in Streifen geschnitten an der Sonne trocknet und dann in großen Schiffsladungen nach Hamburg geführt wird, um dort zur Gewinnung des Kokosnußöls zu dienen, während die Rückstände als Viehfutter benutzt werden.

Die Arbeiter auf der Plantage Wai-Lilli sowie auch auf den anderen, sind keine Samoaner, sondern Eingeborene von den weiter nördlich gelegenen Radak-, Modlock-, Ellice-Inseln und von den Carolinen. Sie werden von den Schiffskapitänen, welche jene Gruppen besuchen, um Kopra, Trepang und Schildpatt zu holen, mit Hülfe der dort lebenden Agenten angeworben. Sie verpflichten sich auf fünf Jahre und werden nach Ablauf dieser Zeit wieder in ihre Heimath zurückgebracht, falls sie nicht länger bleiben wollen. Ob es bei diesen Anwerbungen immer so ganz gewissenhaft zugeht, lasse ich dahin gestellt sein, möchte es aber doch nach dem Charakter der weißen traders oder Agenten und auch vieler in jenen Inselgruppen sich herumtreibenden Kapitäne bezweifeln, und möchte eher der Vermuthung Raum geben, daß die Eingeborenen häufig genug durch Vorspiegelungen und Geschenke verlockt auf die Schiffe gehen, sich dort zu einem Kontrakte verpflichten, dessen Inhalt sie gar nicht verstehen und so nach Upolu kommen, wo sie natürlich, auch wenn es ihnen dort gar nicht gefiele, nicht entweichen können.

Der Lohn dieser Kulis ist sehr gering und wird ihnen nicht in Geld, womit sie auch nichts anfangen könnten, sondern in allerlei Waaren und Industrie-Erzeugnissen, wonach sie sehr begierig sind, entrichtet. Besonders sind es alte Kleider, Tabak, Beile, Messer und sonstige eiserne Werkzeuge, die sie erhalten und mit denen nach Ablauf der Kontraktzeit in die Heimath ziehen. In einem Schuppen sahen wir eine Menge ausgedienter preußischer Infanterieröcke hängen, die bei uns irgend wo auf einer Auktion aufgekauft und nach Upolu geschickt sind, und dort von den mikronesischen Kulis auf Wai-Lilli als seltener und begehrter Schmuck durch Arbeit erworben werden, denn das blaue und rothe Tuch und die blanken Knöpfe gefallen den braunen und schwarzen Menschenkindern ganz ungemein, und wenn sie auch wer weiß wie sehr darin schwitzen, so stolziren sie doch an Feiertagen mit großem Wohlgefallen darin umher.

Es soll oft geschehen, daß die Kulis nach Ablauf ihres Kontraktes sich auf weitere fünf Jahre verdingen, oder daß diejenigen, welche in ihre Heimath zurückgekehrt sind, es dort nicht aushalten und bei nächster Gelegenheit wieder nach Upolu kommen. Daraus wird man also schließen müssen, daß es ihnen auf der Plantage gut gefallen hat und daß ihr Loos dort keineswegs ein hartes und trauriges ist. Andererseits muß man freilich berücksichtigen, daß wenn eine Familie nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach ihrer heimathlichen Insel zurückkehrt, sie dort vieles verändert findet, wodurch ihr das Bleiben erschwert wird. Ihre Hütte ist verfallen, oder Verwandte haben dieselbe annektirt, ihre Frucht-

bäume und Pflanzungen sind auch entweder vernachlässigt oder in andern Besitz übergegangen, ihr Canoe, das zu ihrer Existenz eben so nöthig ist wie eine Hütte, ja noch nöthiger, denn sie leben ja zum großen Theil von Fischfang, ist ebenfalls nicht mehr vorhanden. So finden denn die Rückkehrenden nichts von ihrem Eigenthum. Was sollen sie also thun? Alles wieder neu herstellen und bauen? Das ist nicht so leicht und würde Monate lang dauern. Daher fassen sie den Entschluß nach Samoa zurückzukehren, denn dort finden sie Unterkommen und Unterhalt. In diesem Umstande liegt, wie ich glaube, mit ein Hauptgrund dafür, daß die Eingeborenen jener Inselgruppen von Neuem ihre Heimath verlassen und wieder Arbeiter auf der Plantage werden.

Die Art und Weise, wie dieselben dort wohnen, ist zwar dem Klima ganz angemessen, macht aber doch einen jämmerlichen Eindruck und erscheint nicht recht menschenwürdig. Sie sind nämlich sämmtlich in einem großen Schuppen untergebracht ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Ich will es in kurzen Worten beschreiben. Durch das umfangreiche auf allen Seiten offene Gebäude läuft in der Mitte der Länge nach ein breiter Gang. Rechts und links von demselben sind kleine Abtheilungen durch Pfosten bezeichnet, in denen die Familien oder die ledigen Individuen wohnen. Nirgends aber sind die einzelnen Abtheilungen durch Verschläge getrennt, sondern ein jeder kann aus seiner Abtheilung alle übrigen überblicken. Dies ist die untere Etage. In der halben Höhe der Pfosten ist ein Boden gelegt, wodurch noch eine zweite Etage gebildet wird, die sich aber sonst in nichts von der ersten unterscheidet. Die einzelnen Abtheilungen sind sehr klein, und man begreift nicht, wie eine ganze Familie darin existiren kann, es wird eben nur dadurch möglich, daß Mann, Weib und Kinder sich neben einander auf den Boden hinstrecken, wenn sie schlafen oder ruhen wollen. Zur Nachtzeit pflegen sie zwischen den Pfosten Matten aufzuhängen und so einigermaßen sich abzuschließen, wenn es auch nur mehr der Idee nach ist. Im Großen und Ganzen hat man jedenfalls den Eindruck, daß diese Kulis mehr wie Thiere denn als Menschen wohnen. Ich habe einmal auf Cuba in der Nähe der Stadt Matanzas eine Zuckerplantage besucht und die Hütten der Sklaven gesehen, die das Elendeste waren, was man sich unter menschlichen Wohnungen vorstellen kann, nur die Strauchhütten der Eingeborenen Australiens sind noch elender — aber Eins hatten sie doch, was bei Menschen immer berücksichtigt werden sollte: jede Familie wohnte für sich. Es ist aber wohl möglich, daß es jetzt in Wai-Lilli auch besser in dieser Hinsicht geworden ist.

Für ihren Unterhalt sorgen die Kulis selbst. Sie bauen auf den Stücken Land, die ihnen angewiesen sind, Yams und Taru, haben ihre Kokospalmen und Brotfruchtbäume und fangen sich Fische auf dem nahen Riff, so daß sie in dieser Hinsicht durchaus keine Noth leiden.

Von den Samoanern unterscheiden sich diese Eingeborenen in Bezug auf ihre Körperbildung ganz bedeutend. Sie haben meist eine kleine, gedrungene Statur, krause oder struppige Haare und eine oft ganz schwarze Farbe. Der Gesichtsausdruck verräth häufig große Stupidität. Sie unterscheiden sich aber auch unter einander wiederum nach den Inselgruppen, von denen sie stammen.

Die Plantage erstreckt sich von der Küste bis weit hinauf nach den Bergen, und große Theile liegen noch unkultivirt. Wenn ein neues Stück in Kultur genommen werden soll, so wird der Wald an mehreren Stellen in Brand gesteckt. Die großen Stämme, welche nicht ganz verbrannt sind, werden dann leicht umgelegt, und damit ist das Land zur Bepflanzung mit Baumwollensträuchern und Kokospalmen fertig. Viel Mühe und Arbeit aber macht das üppig aufschießende Unkraut, welches immer wieder ausgetilgt werden muß, damit die jungen Baumwollenpflanzen nicht gänzlich überwuchert und todt gemacht werden. — Das ist Wai-Lilli.

Nun zum Schlusse noch Einiges über die meteorologischen Verhältnisse der Samoas. Die angenehmste Temperatur herrscht in den Monaten Mai bis September, also in der dortigen Winterzeit. Der Südost-Passat weht dann mit großer Stetigkeit und Lebhaftigkeit, der Himmel ist klar, die Luft frisch, Regen sehr selten und nur in kurzen Schauern. Die schlechteste Jahreszeit ist vom December bis März, also im dortigen Sommer. Der Südost-Passat ist dann häufig unterbrochen von Windstillen oder Südwestwinden, die von heftigen und andauernden Regengüssen begleitet werden. In dieser Zeit kommen auch häufige Stürme vor, die in manchen Jahren als äußerst heftige Orkane auftreten und großen Schaden auf den Inseln anrichten. Da sie gewöhnlich aus nördlichen Richtungen zu wehen pflegen, so ist der Hafen von Apia dann wenig gegen sie geschützt und eine gewaltige See wälzt sich durch den Eingang des Riffes herein und brandet über das Binnenriff des Hafens und über das Ufer hin. Im Jahre 1865 wurde bei solch einem Orkane ein deutscher Kauffahrer, der im Hafen vor Anker lag, auf das Riff getrieben und sank mit Allem, was darauf war, nur ein Matrose wurde von dem Wogenschwall aufs Land geworfen.

Wenn die schlechte Jahreszeit anfängt, sieht man oft schwere blauschwarze Wolkenmassen über den Kuppen der Berge gelagert, die sich dann loslösen und einen fürchterlichen Platzregen herniedersenden. Auch auf der See thürmen sie sich, von Norden herkommend, auf und treiben ebenfalls unter heftigen Regengüssen gegen die Höhen der Insel.

Obgleich die Samoas durchaus in der Region des Passates liegen, so ist doch nach den verschiedenen Jahreszeiten eher ein monsunartiger Wechsel der Winde wahrzunehmen, wie er nicht bloß an den asiatischen Küstengegenden herrscht, sondern auch auf Inseln, die keineswegs so nahe an der Küste gelegen sind, wie z. B. auf den Carolinen und Palau-Inseln. Ueberhaupt scheint der Passat im Großen Ocean nicht so regelmäßig zu wehen wie im Atlantischen Ocean.

Die Atmosphäre auf den Samoas ist ungemein feucht. Auch in der trockenen Jahreszeit thauet es des Nachts so stark, daß Gebüsch und Gras im Walde Morgens triefen. Durch diesen starken Feuchtigkeitsgehalt der Luft erklärt sich die so üppige Vegetation, welche die Inseln vom Meeresstrande bis auf die höchsten Spitzen der Berge bedeckt. Und da nun wieder die dicht bewachsenen Höhen alle Feuchtigkeit wie ein Schwamm auffangen, so wird daraus der Reichthum an Flüssen begreiflich.

* * *

Wenn der Leser nun nach Allem, was gesagt worden ist, den Eindruck bekommen haben wird, daß die Samoas wunderschöne Inseln sind, so fragt es sich aber doch, ob es gerathen wäre, von Reichswegen dort Kolonien anzulegen oder die Inseln in Besitz zu nehmen, worauf Stimmen in den öffentlichen Blättern hinzudeuten scheinen. Wir wollen ganz davon absehen, daß die Amerikaner auf Tutuila im Hafen von Pagopágo (spr. Pangopangо) eine Kohlenstation zu errichten im Begriff stehen, daß die Engländer zu demselben Zwecke einen Vertrag mit den Eingeborenen in Apia abgeschlossen haben, und daß diese beiden Nationen sich Annektirungsversuche unsererseits schwerlich würden gefallen lassen. Wir wollen annehmen, es stände uns vollkommen frei, die Samoas in Besitz zu nehmen, so wäre das doch nach meinem unmaßgeblichen Urtheil keine gute Acquisition.

Denn man muß erstens bedenken, daß die Anlegung von Kolonien sehr viel Geld kostet, und das haben wir doch nicht übrig. Zweitens muß man bedenken, daß Kolonien dem Staate direkt gar keinen Vortheil bringen, oder man müßte es verstehen wie die Holländer, die allerdings aus ihren Besitzungen auf den Sunda-Inseln reichen Gewinn pressen, aber sie pressen ihn auch eben heraus, und das wird man uns doch nicht zur Nachahmung empfehlen. Indirekt können Kolonien allerdings einem Staate großen Vortheil gewähren, indem sie Absatzgebiete für die heimische Industrie darbieten und dadurch also dieser und dem Handel zu Gute kommen. Aber als Absatzgebiete sind die Samoas nicht groß genug, und die geringe Bevölkerung braucht von unseren Industrie-Erzeugnissen doch zu wenig. Aus demselben Grunde sind die Inseln auch nicht geeignet, unsern Auswanderungsstrom dorthin zu lenken, was sich außerdem auch durch das heiße Klima verbietet. Ja, würde man die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul annektiren, so wäre das etwas anderes; das ist ein großes Land mit gutem Klima, dort könnte sich eine für das Mutterland segensreiche Kolonie etabliren, aber nicht auf den Samoas.

Endlich aber muß man bedenken, daß Kolonien einen Staat in viele Verwickelungen bringen, von denen er frei bleibt, wenn er keine Kolonien hat. Und er will sie doch nicht bloß in Friedenszeiten besitzen, sondern auch in Kriegszeiten behaupten, dazu gehört aber eine große Seemacht, die anderen seefahrenden Nationen gewachsen sein muß. Würde Deutschland seine Kolonien mit seiner Seemacht in einem Kriege gegen England oder Frankreich schützen und behaupten können? Das wird wohl kaum jemand glauben. Darum aber scheint es besser, daß wir keine Kolonien haben und auch in Zukunft keine erwerben [1]).

---

1) Die Redaktion betont ausdrücklich, daß sie diesen Ausführungen ihres geehrten Mitarbeiters nicht durchweg zustimmt.

Aus allen Erdtheilen.

Die Votivgaben von Kevelaer.

Sie sind durch Heinrich Heine berühmt geworden, der in einem seiner schönsten Gedichte von ihnen sagt:

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund',
Und wer ein Wachsherz opfert,
Dem wird das Herz gesund.

Die berühmte Muttergottes, zu der alljährlich Tausende von Pilgrimmen wallfahrten und die zu jenem Gedichte Anlaß gab, ist nun freilich noch sehr jung, zumal im Verhältniß zu vielen anderen Muttergottesbildern. Sie stammt nämlich erst aus dem dreißigjährigen Kriege, wurde 1642 von einem Kaufmann aus Geldern aufgestellt und verrichtete bald eben solche Heilungswunder, wie wir sie jetzt in Lourdes kennen gelernt haben.

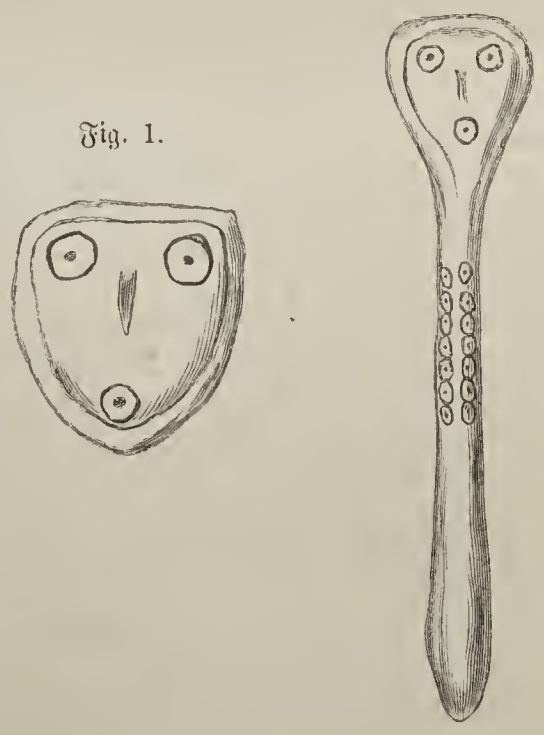
Die Votivgaben, welche der Mutter Gottes dargebracht werden, sind meistens aus Wachs hergestellt, werden in Kevelaer fabricirt und sind dort käuflich zu haben. Welcher Art sie sind, erkennt man aus den Abbildungen. Da ist z. B. der rohe Kopf Fig. 1, den man kaum für ein menschliches Gesicht halten sollte; er wird dargebracht bei Kopfleiden. Ist das Leiden aber ein universelles, so opfert man einen ganzen Körper, wie er sich in Fig. 2 repräsentirt. Probatum est. Kopirt sind diese Figuren nach den von P. Aschersон in der Zeitschrift für Ethnologie mitgetheilten Abbildungen.

Die Sitte, daß man Abbilder der leidenden Körpertheile der Gottheit oder den Heiligen widmet, wenn man sich im Gebete um Heilung von Krankheit an sie wendet, ist eine uralte und weitverbreitete. Sie ist nicht auf die katholische und griechische Kirche allein beschränkt, sondern findet sich auch im Buddhismus, der in den Aeußerlichkeiten (Priesterwesen, Rosenkränze ꝛc.) überhaupt mit dem Katholicismus manches Aehnliche hat. Die Chinesen haben z. B. Tempel für die verschiedensten Zwecke, und wer in Kanton jenen der unglücklichen Frauen betritt, wird darin Papierstücken in Form von Männern ausgeschnitten finden; sie sind am Altar befestigt und die Frau, welche sie hier dem Gotte darbrachte, betete zugleich um Besserung des bösen Mannes. Das wird auch symbolisch so dargestellt, daß die Figur mit den Füßen nach oben aufgehängt wird, womit angedeutet werden soll, daß das Herz sich wenden möge. Auch die Wachsglieder als Votivgaben kennt der Buddhismus. Näheres in Mrs. Gray, Fourteen Months in Canton. London 1880.

Wie uralt solche Gebräuche sind, sieht man daraus, daß bereits Griechen und Römer sie kannten; Euchai hießen sie bei ersteren, Vota bei letzteren. Das Gelobte wurde gewöhnlich mit Abbildungen auf Wachstafeln geschrieben und versiegelt den Götterbildern an die Knie geheftet. Außer den öffentlichen Gelübden brachte man Privatgelübde der verschiedensten Art dar, bei Krankheiten dem Aesculap und auch den Dioskuren. Votivtafeln mit Darstellung kranker Glieder, theils zum Zwecke ihre Genesung zu erflehen, theils um für die erlangte Gesundheit zu danken, waren sehr häufig und Schiffbrüchige weiheten Gemälde des Schiffbruchs in den Tempeln des Neptuns.

Fig. 2.

Fig. 1.



Votivgaben aus Kevelaer.

Ja, noch viel weiter lassen sich diese Votivgaben zurückverfolgen. Im fünften und sechsten Kapitel des ersten Buches Samuelis steht zu lesen, wie die Philister die Bundeslade nahmen und sie gen Asdod entführten. Da ward die Hand des Herrn schwer über ihnen und schlug sie mit Krankheiten. Um aber gesund zu werden lehrten ihnen ihre Weissager und Priester, daß sie goldene Abbilder der kranken Körpertheile machen und in die Bundeslade legen sollten. Mit diesen Kleinodien beschwert wurde die Lade den Israeliten wiedergebracht.

Asien.

— Mit dem zu Anfang dieses Jahres ausgegebenen 4. Bande der „Reisen in Indien und Hochasien" liegt Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski's großes Reisewerk (Jena, H. Costenoble) nunmehr vollendet vor. Derselbe behandelt Ostturkestan und seine Umgebungen, aber nicht allein nach den Resultaten des Verfassers und seiner Brüder, namentlich des in Kaschgar ermordeten Adolph, sondern unter Herbeiziehung sowohl der älteren Reisewerke eines Fa Hian, Hiuen Thsang, Marko Polo und Pater Goëz, als auch der neueren und neuesten, namentlich englischen und russischen, die nach ihrem Verlaufe wie nach ihren Ergebnissen eingehend besprochen werden. Das verleiht dem an sich schon bedeutenden Buche einen höhern Werth, als wenn es sich auf die fast ein viertel Jahrhundert zurückliegenden Schlagintweit'schen Reisen allein bezöge. Beigegeben sind auf S. 405 bis 553 „Wissenschaftliche Beilagen mit Zahlentabellen", enthaltend die wichtigsten Höhenbestimmungen in Indien und Hochasien und eine längere Abhandlung über die Temperatur, die Isothermen und klimatischen Zonen jener Länder.

Vermischtes.

Nachtrag zu dem Aufsatze des Herrn Karl Haberland über „Die Vorbedeutungen am eigenen Körper" („Globus" XXXV, S. 58).

Dem Aufsatze des Herrn K. Haberland, der den volksthümlichen Aberglauben der Heimath mit den Ueberlieferungen entlegenster Völker in eine sehr belehrende Verbindung bringt, wobei auch Schlesien mehrfach vertreten ist, habe ich zur Ergänzung Einiges anzufügen, was dem Volksbrauch Schlesiens und der Oberlausitz entnommen ist.

I. In Bezug auf das Niesen.

1. Wer nüchtern niest, kriegt ein Geschenke,
   Doch nach dem Frühstück — ein Gezänke (schles.).
2. Niest Jemand beim Schuhanziehen, so bedeutet es ein Unglück. Auch ruft man dem unglücklichen niesenden Schuhanzieher zu: Halt hinten fest (scil. in podice. Die Befolgung dieser Ermahnung soll wahrscheinlich die Verhütung noch größern Unglücks bewirken). (Breslau.)
3. Wenn ein Kind unter'm Jahre niest, so sagt man: Gott stärke Dich (schles.).

II. In Bezug auf das Gähnen.

Wenn ein Jahrkind gähnt, so macht man ihm mit der Hand ein Kreuz über den Mund (oberschles.).

III. In Bezug auf das Schlucken.

1. Wenn ein Mädchen „der Schlucken rührt", so ist das immer eine Erinnerung an ihren (abwesenden) Liebhaber. Im Gedanken an ihn sagt sie dann:

   Schluck, Herzel, und brich nicht,
   Vergiß Alles, nur mich nicht (schles.).

oder auch:

2. Ich muß schlucken,
   Mein Schatz wird sich bucken(?) (schles.).

IV. In Bezug auf Jucken und Krimmern.

1. Meine Nase krimmert; ich werde heute noch Kuchen kriegen.
2. Juckt das rechte Auge, so wird man was gern sehen, juckt das linke Auge, so wird man was ungern sehen (schles.).
3. Krimmert einem das rechte Auge, so spricht das andere: es wird Dir einer ein Nußbäumel ins linke setzen — und umgekehrt. (Ein höchst seltsamer Gebrauch. Die bekannte erotische Bedeutung der Nüsse giebt auch keinen Anhalt zu einer einigermaßen plausibeln Erklärung.) (Breslau.)
4. Juckt die rechte Hand, so wird man Geld — zahlen müssen; juckt die linke, so wird man Geld einstreichen (Oberlausitz. Schles.).
5. Wenn einem Weibe der Hals juckt, so wird sie bald Pathe stehen oder zur Hochzeit gebeten werden (hier ist wohl der Hals sehr materiell das schlingende Organ, das den bevorstehenden Schmaus andeutet) (Laus.).
6. Wenn einem Manne der Hintere juckt, so wird er bald zu Gevatter gebeten (Vorbedeutung einer langen und schweren Sitzung) (Laus.).
7. Wenn Jemandem der Hintere juckt, so sagt man: Deine Schwiegermutter wird Zähne hecken. (Wahrscheinlich ist die Bedeutung: Deine zahnlose Schwiegermutter wird „beißen", d. i. zanken, nämlich weil Du dem Jucken nachgiebst, d. h. so lange in der Schenke sitzest: ein höchst interessantes Beispiel der volksthümlichen Bildersprache.) (Schles.)

V. In Bezug auf Wärmegefühl.

1. Kalte Hände, warme Liebe (schles. und laus.).
2. Glüht Jemandem die rechte Wange, so wird Gutes, ist's die linke, so wird Böses von ihm gesprochen (schles.).
3. Dasselbe gilt vom Ohrläppchen.

Hierher gehören auch noch folgende Vorbedeutungen:

1. Eine ins Ohr summende Fliege bringt eine Neuigkeit (schles.).
2. Die weißen Flecke auf den Fingernägeln der rechten Hand bedeuten Glück, auf der linken Unglück. So in Schlesien. In der Lausitz macht man keinen Unterschied zwischen rechts und links, sondern meint im Allgemeinen: bei jungen Leuten bedeuten die halbrunden Fingernägelflecke, daß sie künftig eigenes Brot haben werden (wohl wegen der brotförmigen Form dieser Flecke).
3. Bei einem jungen Mädchen bedeutet eine gespaltene Nasenspitze (Nasenknöppel) das entweder schon verlorene oder im Laufe des folgenden Jahres verloren gehende Kränzlein (Schles.).
4. Dieselbe Bedeutung hat eine zwischen dem Zeige- und Mittelfinger anhebende und senkrecht nach dem Handteller verlaufende Furche (Schles. u. Laus.).

Karl Haupt.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Kaschgarien. I. — Wesenberg: Die Samoa-Inseln. IV. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die Votivgaben von Kevelaer. (Mit zwei Abbildungen.) — Asien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen, betreffend: 1. Prospectus: Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865. Herausgegeben von Otto Kersten. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg. — 2. Literarischer Anzeiger: Geographische und naturwissenschaftliche Lehrbücher aus dem Verlage von Ferdinand Hirt's Königlicher Universitäts- und Verlags-Buchhandlung zu Breslau.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 13.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

Der Rio Patia ist einer der merkwürdigsten und malerischesten Flüsse der Erde. Er entspringt am Abhange des Vulkans Sotará in der mittlern Cordillere und stürzt sich sofort in einem zierlichen Falle über einen schroffen Felsen. Unweit davon liegen in dem Paramo del Buei die Quellen zweier mächtigen Ströme, des Magdalena und Cauca, was an den Gebirgsstock der Lepontischen Alpen erinnert, auf welchem ebenfalls die Ursprünge dreier Flüsse, des Rheines, des Rhone und des Ticino, sich befinden. Von seiner Gesammtlänge im Betrage von mehr als 450 km legt er etwa 80 unter den Namen Rio Sotará und Rio Quilcasé zurück; erst nach seiner Vereinigung mit dem Timbío heißt er Patia. Dieser zwischen hohen, steilen Bergen eingeschlossene Oberlauf beschreibt einen gewaltigen Bogen von Osten nach Norden und Südwesten, und eine Anzahl ebenso gekrümmter Nebenflüsse laufen ihm genau parallel. Nachdem er zwischen den beiden Hauptketten der Cordilleren eine weite Strecke hindurch seine südwestliche Richtung beibehalten und unter anderen den Guachicone, Mayo, Juanambú und Guaitara aufgenommen hat, biegt er plötzlich kurz nach Nordwesten um und durchbricht die westliche Cordillere, wird dann schiffbar und ergießt sich, ein ausgedehntes Delta bildend, in den Stillen Ocean.

Betrachtet man von einer Höhe bei dem Dorfe San Francisco oder Bordo die Berge und Thäler ringsum, so sieht man bald, daß die tiefen Schluchten und abschüssigen Lomas einen ziemlich weichen Boden haben, der vielfach zerrissen und hinabgewaschen worden ist bis hinunter zu dem Bette des Hauptstromes, dessen Thal die Gewässer nivellirt haben. Unten im Thale des Patia sieht man, daß der Untergrund überall aus Schiefer, der mit Syenit wechselt, besteht; stellenweise finden sich Salzlager, die zum großen Nutzen für die Viehzucht der ganzen Gegend ausgebeutet werden. Noch andern Nutzen stiftet dies Mineral; namentlich heilt es durch seinen Jodgehalt die Kröpfe, welche in anderen Theilen des Staates Cauca ziemlich häufig sind. In früheren Zeiten nahm die Stelle des Oberlaufes des Patia ein gewaltiger See ein, der durch das Schmelzen der Gletscher und Schneefelder und durch den Regenfall auf ein Gebiet von 160 Quadratmyriameter gespeist wurde; seine Länge betrug an 100 km, seine Breite deren 10 bis 15. Als die Wassermasse eine Tiefe von 200 bis 300 m erreicht hatte, war ihr Gewicht stark genug geworden, um den nicht überall gleich starken Widerstand der westlichen Cordillere zu brechen: bei el Castigo geschah der Durchbruch, durch welchen das Quellgebiet des Patia, von den noch fortdauernden Wirkungen des Regens abgesehen, seine jetzige Oberflächenbeschaffenheit erhielt. Mancherlei wirkt zusammen, um das Thal ganz besonders ungesund und sein Klima bei Reisenden wie Eingeborenen gefürchtet zu machen: es ist tief eingeschnitten zwischen den hohen Cordilleren und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt; wegen seiner scharfen Biegungen können die Winde es nicht seiner ganzen Länge nach durchwehen und reinigen; an seinem Grunde herrscht große Hitze und in Folge dessen verdunstet das von den Bergen herabstürzende eiskalte Wasser sehr rasch. Deshalb findet man hier auch keine Indianer, wie bei Popayan; nur Neger und ihre Mischlinge vermögen den schädlichen Miasmen zu widerstehen. Zur Zeit der Vicekönige soll sich ein Trupp Neger, die als Sklaven von der Küste Angolas herübergebracht worden waren, nach

Im Dorfe Bordo.

el Castigo geflüchtet und von dort nach dem Unabhängigkeitskriege ausgebreitet haben. In der ganzen Gegend dominiren sie; Widerstandskraft gegen die Malaria, sanfter Charakter, Sorglosigkeit und Vergnügungssucht sind ihre hervorstechenden Eigenschaften. Alle, ob reinen Blutes, oder mit den Resten der von Ampudia und Belalcazar geschlagenen Cahuas-Indianer gemischt, tragen die Spuren der früher beschriebenen Hautkrankheit Caraté an sich; je nach ihrer Hautfarbe sind die betreffenden Flecken weiß, schwarz, bläulich oder roth. Weiße Leute können diese Krankheit gleichfalls bekommen, reinblütige Indianer angeblich aber niemals. Jene Neger also ließen sich im Thale des Patia nieder und vermehrten sich dort, trieben Fischfang, wuschen, oft nicht ohne Erfolg, Gold im Sande des Flusses, pflanzten Zuckerrohr, Bananen, Kaffeebäume, Kakao und Yuca und züchteten namentlich viel Vieh auf den dortigen schönen Wiesen, welche ausnahmsweise von der Plage der Nuche-Fliege, die der afrikanischen Tsetse entspricht und namentlich im Thale von Popayan sehr gewöhnlich ist, verschont sind.

Das Dorf Bordo, wo André Halt gemacht hatte, besteht nur aus etwa dreißig Hütten und einer elenden, mit Stroh gedeckten Kirche und ist so unbedeutend, daß es nicht einmal in den colombianischen Geographiebüchern erwähnt wird. Der zugehörige Gemeindebezirk, nach allen Seiten hin steil abfallend und gänzlich von Bäumen entblößt, ist so klein, daß man rings herum einen Graben gezogen und dadurch die Kosten für einen Hirten der Gemeindeherde erspart hat. Das Vieh weidet also in voller Freiheit, was in gleicher Weise für den guten Zustand der Wege wie der Grundstücke verderblich ist. Das thut aber dem Frohsinn der Einwohner keinen Abbruch. Der Tag nach André's Ankunft war ein Sonntag; da kamen die Frauen aus der Messe

Bambuco-Tanz im Dorfe Bordo.

in langen baumwollenen Kleidern von schreienden Farben und mit Schleppen, die weit im Kothe nachschleiften, das Mieder geöffnet und an den Füßen die suecos, hölzerne Sandalen von eigenthümlicher Form, wie sie unsere erste Abbildung mehrfach zeigt. Während die Frauen das Frühstück herrichteten, belustigten sich die Männer mit Spielen. Die einen, in zwei Parteien getheilt, warfen Silbermünzen nach einem aufgepflanzten Stabe, wobei es darauf ankam, möglichst nahe an denselben heran zu kommen, andere erfreuten sich am Gesange, spielten Guitarre und rauchten Cigarren von Popayan dazu. So einförmig ihre Melodien auch waren, sie genügten doch, um sie Stunden lang zu unterhalten. Im ganzen Gebiete des Patia tragen die Frauen ihre Kinder rittlings auf der Hüfte, was häßlich aussieht und den armen Kleinen oft schwere Verletzungen zuzieht, den Müttern aber den Gebrauch ihrer Arme freiläßt. Im Hause legen die Frauen ihre langen Schleppkleider ab und hantiren mit ganz oder nur wenig verhülltem Oberleibe und nackten Beinen. Wie alle Neger und deren Abkömmlinge, haben diese Leute eine große Vorliebe für glänzende Dinge, Stoffe, Bilder, Schmuck und dergleichen; nicht nur Heiligenbilder kleben sie an die Thüren und die Lehmwände ihrer Hütten, sondern auch jedes bunte Etikett einer Einmachedose oder Flasche, dessen sie habhaft werden können. Zwischen einem Heiligen Herzen Mariä und einem Mazeppa europäischen Ursprungs sieht man in lieblichem Gemische Etiketten von Alsopp's Pale Ale, Blackwell's Pickles, Corned Beef of Chicago, Sardines à l'huile etc., wie es die Reisenden eben mit sich führen. Mitunter aber findet sich doch in solcher Hütte ein Kunstgegenstand, nämlich eine oft reich verzierte, alte Vase aus massivem Silber, in welcher frisches Wasser nach der Chokolade präsentirt wird. Dieselben sind wohl bald nach der Eroberung aus Spanien herübergekommen. Neben den erwähnten europäischen Bildern und Etiketten sieht man aber auch schwarz umrahmte gedruckte Gedichte einheimischer Fabrikation mit vier Mimosendornen an die Wände geheftet. Ab und zu stellt sich nämlich ein wandernder Dichter in wohlhabenden Häusern, wo unlängst ein Familienglied gestorben ist, ein und verfertigt auf Verlangen sofort ein Trauerlied, dessen Schwung und Pathos sich nach der Bezahlung richtet. Wird es für gut befunden, so läßt er es in Popayan drucken, wobei die Kapital-Buchstaben nicht gespart werden, und sendet es gegen Erstattung des Preises ein; immer wieder und wieder liest es dann die trauernde

Die Brücke über den Rio Mayo.

Wittwe mit lauter Stimme vor, läßt aber auch unbekümmert das Blatt an der Wand hängen, wenn sie sich wieder verheirathet.

Den Nationaltanz dieser Leute, den Bambuco, hatte André im Hause eines bärtigen Negers Marco Antonio zu sehen Gelegenheit. Den lustigen Tönen der Musik folgend, trat er mit seinem Begleiter Fritz von Scherff in die Hütte, deren Thüren und Fenster sämmtlich geschlossen waren, so daß um 2 Uhr Nachmittags drinnen völlige Dunkelheit herrschte. Bei ihrem Eintritte verstummte das Orchester; der Wirth aber fühlte sich durch den Besuch der Fremden geschmeichelt und ließ es von Neuem beginnen. Es bestand aus sechs Personen, die an dem einen Ende des Raumes auf einer höchst urwüchsigen Holzbank Platz genommen hatten. Da war zuerst der tiplé, eine kleine Guitarre von der halben Größe einer länglichen Melone, welche die Stelle der ersten Geige vertrat; dann der maraco, aus zwei an Stöcken befestigten Flaschenkürbissen bestehend, die mit schwarzen Samenkernen gefüllt waren und wie der Schellenbaum der Janitscharenmusik gehandhabt werden. Die Stelle der zweiten Geige und des Cello nehmen zwei Guitarren ein von derselben Gestalt, aber vierfacher Größe. Der tambor, der unserer großen Trommel entspricht, liegt horizontal auf dem Boden und wird abwechselnd mit dem einen und dem andern Arme mittels eines mit Fell überzogenen Stockes geschlagen; der cuno endlich, welchem die Dienste unserer gewöhnlichen Trommel und der Schellentrommel zufallen, gleicht einem riesigen Einmachetopf, über den Papier gespannt ist; man bearbeitet ihn mit Fingern, Nägeln, Fäusten, Ellbogen und Knien. Unter dem Getöse dieser Instrumente zeigte Marco Antonio seine Tanzkünste. Der Bambuco ist nichts weiter, als eine beständige Verfolgung der Tänzerin durch ihren Gegenpart; sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff niederhängen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers

Kirche und Dorfplatz in La Union.

und widersteht all seinen Verlockungen. So geht es Stunden lang fort, bis sie erschöpft und zitternd sich ergiebt; auf seinen Armen trägt sie der Sieger in das Nebenzimmer, wo Erfrischungen in Gestalt einiger Gläser Branntewein und schwarzer Cigarren ihrer warten. Auch hier ist der Tanz eben nichts anderes, als eine mimische Aeußerung des Geschlechtstriebes; das ist nicht nur bei den uncivilisirten Völkern der Fall, sondern auch die Tänze in den europäischen Ballsälen, so verfeinert und ceremoniell sie auch sein mögen, weisen in Form und Zweck Spuren jenes Ursprunges auf.

Von Bordo führte der Pfad rasch hinunter in den Thalgrund nach dem Dorfe Patia, welches nur noch eine Meereshöhe von 635 m hat. Es herrschte dort eine drückende feuchte Hitze und eine wahre Fieberluft; die Kirche des Dorfes war verfallen, die Hütten elend, die Menschen von hagerm Aussehen und schleppendem Gange, und die Nachtruhe wurde den Reisenden durch Muskitos gestört. André eilte, den Ort zu verlassen und Pasto zu erreichen, wo er hoffte, Briefe aus Europa vorzufinden. Auf dem Wege von Patia nach Tamarindo, der über sandigen, mit dürftigen Gräsern kaum bedeckten Boden führte, passirte er Herradura in glühender Hitze: Legionen über Legionen junger Heuschrecken bedeckten dort die Erde und richteten eine vollständige Verwüstung an: so weit das Auge sehen konnte, war kein Blatt, kein Grashalm übrig geblieben; ja, die Rinde der Bäume hatten die gefräßigen Geschöpfe angenagt. Diese Plage kehrt alle acht bis zehn Jahre wieder. Als der Reisende bei einer völlig aufgefressenen Bananenpflanzung vorbeiritt, stand dort eine arme Frau, welche die Hände zum Himmel erhob und in die Wehklagen ausbrach: „Ay, caballero, el Señor Dios nos mata!“ (O Herr, der Herrgott tödtet uns!)

Bald darauf ändert sich das Aussehen der Gegend. Dort, wo der Rio Guachicono sich mit dem gerade von Osten kommenden San Jorje vereinigt und die kleine Halbinsel „los dos Rios“ bildet, haben sich große Wassertümpel gebildet, denen bei der gerade herrschenden Wärme von 35° giftige Miasmen entsteigen. Dann brachte das Thal des Guachicono die Ueberraschung eines Waldes wilder Citronenbäume, wie ihn André zum ersten Male sah. Sie bilden dort die herrschende Vegetation neben Coca (Erythroxylon Coca), Goyaven, einer Ficusart, Chirimoyas mit riesigen Früchten

und Guamos. Der Boden war mit köstlichen Citronen bestreut, mit denen sich die Reisenden alle Taschen vollstopften. Reizend war der Anblick überschwemmter Stellen, wo sich die für alle Welt nutzlosen goldenen Früchte im Wasser spiegelten.

Mit vieler Mühe und nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es, die stets wechselnden Furthen in den beiden rasch dahinströmenden Flüssen Guachicono und S. Jorje aufzufinden und zu passiren. Nicht lange zuvor war dort ein correo oder Postbote elend um sein Leben gekommen. (Dieselben machen wöchentlich, oft auch nur monatlich ein Mal, ihre Tour, raschen Schrittes, mit einer Lanze bewaffnet und einem Pack Briefe und Packeten belastet. Briefe aus Europa können nur bis an einen Hafenplatz Colombias frankirt werden und bezahlen dann nach dem Innern des Landes einen hohen Zuschlag; Drucksachen erreichen selten ihre Adresse, illustrirte Zeitschriften niemals.) Zwei Männer hatten ihn ermordet, ausgeplündert und seinen Leichnam in den Fluß geworfen. Um das viele bare Geld, das sie gefunden, sicher fortzuschaffen, bauten sie sich aus Bambus und Rohr ein Floß, um auf demselben den Rio Patia und das Meer zu erreichen; aber gleich zu Beginn ihrer Schifffahrt kenterte die Balsa in einer Stromschnelle, beide Mörder ertranken, und der Zufall fügte es, daß ihre Leichen auf derselben Sandbank angespült worden, wo schon ihr unglückliches Opfer lag.

Der Weg führt in südlicher Richtung weiter aufwärts nach Majarras (742 m) und über die mesa von Mercaderes, eine der traurigsten Gegenden, in welche ein Reisender gerathen kann. So weit man sehen kann, nichts als kahler Boden mit dürftigen Gräsern, hier und da von Schluchten durchfurcht, die das Regenwasser gerissen. Einst war diese Mesa, die jetzt über 300 m über dem Rio Patia liegt, der Grund des oben erwähnten Sees; als der Durchbruch zum Stillen Ocean stattfand, wurde ihre Oberfläche so glatt polirt durch das Gestein, das von den Cerros de Mayo und de Sombrerillos im Osten losgerissen und hinabgeschwemmt wurde. Auf dem Alto de Dorotes (958 m) sieht man noch deutlich die abgeschliffenen Kiesel jenes ehemaligen Sees; in solcher Höhe hätte die Strömung nicht Gewalt genug, sie hinwegzuführen, während tiefer unten die Erosion viel mächtiger gewirkt hat. Von diesem Alto aus gesehen, ist die Landschaft überaus malerisch. In der Ferne erheben sich die hohen Cordilleren, von denen sich im rechten Winkel ein Seitenast ablöst, der so regelmäßig gezackt ist, wie eine Fischgräte; unten im Thal sieht man aufs Deutlichste die bald horizontalen, bald fallenden Schichten des Schiefergesteines, und jenseit des Flußthales liegt ein ganzes Meer von Bergen und Hügeln, von der sinkenden Sonne mit leuchtendem Glanze übergossen.

Nun senkt sich der Weg, steigt dann und senkt sich wieder durch eine Reihe felsiger Schluchten. Bei der Puerta de Sombrerillos (1321 m) hört die Wüste für kurze Zeit auf; steil geht es dort hinab in das Thal des Rio Mayo, wo gewaltige, horizontal gelagerte Sandsteinbänke eine imposante Wirkung hervorbringen. Man überschreitet den Fluß in 1171 m Höhe. Er ist an dieser Stelle in einen engen Cañon eingeschlossen, bildet dicht oberhalb derselben einen Wasserfall und fließt dann 20 m unter dem steinernen Bogen, der ihn hier überbrückt, dahin. Ein großartiger Anblick!

Wieder geht es aufwärts nach dem Weiler la Caldera (1493 m), wo ein Bach in zwölf Absätzen einen an 100 m hohen Wasserfall bildet. Die elenden Hütten des Oertchens haben eine besondere Eigenthümlichkeit: auf der Spitze ihres von Holzstäben festgehaltenen Strohdaches, an dessen Enden je ein Kreuz sich erhebt, sind in regelmäßigen Reihen Aloes gepflanzt, ähnlich wie in Frankreich Hauswurz die Strohdächer ziert. Immer noch steigt der Weg; bei der Hütte la Horqueta sieht André zum ersten Male seit langer Zeit wieder Kartoffel- und Getreidefelder und erreicht zuletzt in 1837 m Höhe das nicht unwichtige Dorf la Union. Dasselbe besteht aus einer einzigen, steil ansteigenden Straße, der Plaza und der Kirche. Hinter den Häusern stehen Orangen- und andere Fruchtbäume. Die Straße liegt gerade auf der cuchilla, d. h. dem Kamme des Berges, zwischen zwei tiefen steil abfallenden Thälern; der Boden ist fruchtbar, aber kaum von den Bewohnern in Angriff genommen, obwohl dieselben weniger träge sind, als ihre Nachbaren. In dieser dicken Ackerkrume, unter diesem gemäßigten Klima würde alles gedeihen; kaum aber sieht man hier und da eine kleine Bananenpflanzung (platanal) oder das bläuliche Grün eines Yucafeldes. Statt Ackerbau zu treiben flechten die Leute lieber Strohhüte; ein guter Arbeiter braucht sechs Tage, um einen Hut im Werthe von 1 Peso (=4 Francs) fertig herzustellen; aber es ist ihm lieber, bei solcher Arbeit stille sitzen zu können, anstatt das Land zu bebauen, was zehn Mal mehr einbrächte.

Am Abend dieses Tages erhielt André von seinem Freunde Fritz, der in kürzeren Tagemärschen folgte, die Nachricht, daß Jean Nötzli in Mercaderes am Fieber erkrankt sei; er solle nur vorauseilen, um in Pasto Quartier zu machen, sie wollten langsam nachfolgen.

Kaschgarien.

II.

Die Bewohner Kaschgariens sind arm, ihre Bedürfnisse außerordentlich gering, ihre Wohnungen ärmlich aus getrockneten Lehmpatzen erbaut, ohne Fenster, ohne Fußböden. Während man doch sonst in den Städten Centralasiens hin und wieder ein Haus findet, das mit Alabaster bekleidet, mit Stuck geziert ist, sucht der Reisende in Kaschgarien vergeblich nach einem Gebäude, welches auch nur einige Verzierungen zeigte; nur einzelne Baulichkeiten aus der Araberzeit können seine Aufmerksamkeit fesseln; alle neueren Bauten, selbst die Wohnung des Herrschers, zeichnen sich durch äußerste Einfachheit, ja Dürftigkeit aus. Die innere Einrichtung der Wohnungen entspricht vollkommen dem dürftigen Aeußeren derselben. Man findet nur das allernothdürftigste Hausgeräth, einige rohe Bänke, niedrige Tische, etwas Geschirr aus Holz und Thon — alles ärmlich, schmutzig. Den Luxus der Künste kennt Kaschgarien gar nicht, von Architektur und Malerei besteht keine Spur, selbst eine Literatur fehlt vollständig und das ganze Land besitzt nicht eine Buchhandlung.

Die Tracht der Einwohner Kaschgariens ist die in ganz

Centralasien übliche: ein langes Hemd aus Mata, Hosen aus Schafsleder, der Chalat, Utschig (weiche Stiefel) und auf dem Kopfe die Mütze aus Schaffell, um welche zuweilen der Turban geschlungen wird. Auch die Kleidung verräth die Armuth der Bevölkerung. Während man auf den Bazaren Asiens die reicheren Einwohner an Festtagen in Halbseide, Seide, selbst in Brokat gekleidet sieht, während dort auch selbst der Arme sich in farbenreiche europäische Baumwolle hüllt, sieht man in Kaschgarien nur Mata tragen, europäische Baumwolle erregt schon Aufsehen, Seide trifft man nur in Ausnahmefällen.

Die tägliche Kost der Kaschgarier besteht aus Tuppa, zerbröckelte Maccaroni mit mehr oder weniger Fleisch in Wasser gekocht, oder aber aus Schurpa, einer Schafsbrühe mit Kräutern; an Festtagen wird der in ganz Asien so beliebte Plow oder Pilau genossen, gedämpfter Reis mit Schafsbraten und Wurzeln. Getrunken wird vorwiegend Wasser, seltener Milch. Im Herbste giebt es viele Früchte zur Nahrung, besonders Melonen, Wassermelonen, Trauben, Birnen und Aepfel.

Die herrschende Sprache ist, wie in ganz Centralasien, das Turki, welches jedoch in Kaschgarien mit vielen verstümmelten chinesischen Worten so sehr vermengt ist, daß hierdurch und durch eine eigenthümliche Aussprache, ebenso durch das viele Verschlucken von Vokalen, die Sprache des Kaschgaren dem Bewohner Ostturkestans nur schwer verständlich ist.

Die herrschende Religion ist der Islam, und es wird, seit Jakub-Beg's Herrschaft, keine andere Religion geduldet. Alle unterworfenen Chinesen mußten zum Islam übertreten, nur die Kalmücken sind Heiden geblieben. Vor Jakub-Beg, unter der Herrschaft der Chinesen, bestand völlige Religionsfreiheit; nicht nur überließen die Söhne des Himmlischen Reiches einem Jeden seine Sorge um die Zukunft im Jenseits, sondern sie suchten auch die strengen Satzungen des Islam zu mildern. Der Frau wurde gestattet sich unverschleiert zu zeigen; es trat größere Freiheit der Sitten ein, die freilich nicht selten in volle Sittenlosigkeit ausartete. Die Ehe, welche schon nach Mohammed's Gesetz unschwer zu lösen ist, wurde noch loser; es wurde die temporäre Ehe von kurzer Dauer eingeführt und besonders von reisenden Händlern eingegangen; Fasten wurden weniger strenge eingehalten, die Zahl der täglichen Gebete vermindert. Als Jakub-Beg sich die Herrschaft aneignete, legte er seine schwere Hand auch auf die volle Ausübung religiöser Vorschriften, und Mohammed's Gesetz mußte mit voller Strenge befolgt werden; er ernannte besondere Beamte, Naïs, welche die Befolgung der religiösen Pflichten zu überwachen hatten. Jakub-Beg ging selbst als Beispiel frommen und einfachen Lebenswandels voran, forderte aber einen solchen auch von all' seinen Untergebenen. Er verwandelte sein Land gleichsam in ein großes Kloster, dessen Mönche im Schweiße ihres Angesichts den Boden mit größtem Fleiße bearbeiteten, um einen möglichst großen Theil des Verdienstes dem mächtigen Herrscher zur Befriedigung seiner unersättlichen kriegerischen Gelüste darzubringen. Die Vielweiberei ist in Kaschgarien selbstverständlich gestattet, doch ist sie zu kostspielig um allgemein zu sein, und nur die Wohlhabenderen können sich dieselbe gestatten. Jakub-Beg, der sonst höchst einfach lebte, nicht besser speiste als seine wohlhabenderen Unterthanen, mehr in einer Scheune, denn in einem Hause wohnte, erlaubte sich doch den Luxus eines Harems von 300 Frauen, von denen 6 ihn beständig begleiteten.

An Krankheiten trifft man in Kaschgarien vorwiegend Augenleiden, die nicht selten zu völligem Verlust des Sehvermögens führen, ferner Lungenleiden, Skropheln, Krätze und den Kropf. Augenübel sind in ganz Centralasien sehr verbreitet und werden verursacht theils durch das grelle Sonnenlicht, mehr aber noch durch den die Atmosphäre beständig erfüllenden feinen Sand- und Salzstaub. Die Entstehung des Kropfes schreiben die Einwohner dem Genusse des Wassers zu. Nervenleiden von übermäßigem Opiumgenuß kommen auch nicht selten vor.

In administrativer Beziehung wird Kaschgarien in zehn größere und einige kleinere Bezirke getheilt, von denen jeder eine Stadt und mehrere Dörfer enthält. An der Spitze eines jeden Bezirks steht ein Hakim (Gouverneur), der seine Provinz als Arendator unumschränkt verwaltet. Er ist verpflichtet, der Regierung jährlich eine bestimmte Menge Geld und Getreide zu liefern; was er darüber an Steuern zu erpressen vermag, bildet sein Benefiz. Die Arende war in einigen Bezirken sehr hoch; so zahlte der Hakim von Chotan an Gold und Silber wöchentlich 10 000 Mark Reichsmünze, jährlich also etwa $^1/_2$ Mill., in anderen Provinzen war die Höhe der Arende geringer, in verschiedenen im Allgemeinen sehr verschieden. Von der Regierung bezog der Hakim nicht nur keinen Gehalt, sondern er war noch weiter verpflichtet sowohl die ganze Administration der Provinz auf eigene Kosten zu unterhalten als auch in jeder Stadt eine mehr oder minder beträchtliche Garnison zu kleiden, zu nähren und zu löhnen; hierzu kamen noch jährliche Geschenke für den Herrscher an Pferden, Chalaten, Teppichen, Seidenstoffen, Thee, Zucker, Gold und Silber, entweder in geprägter Form oder in Barren. Die Höhe der Gabe war zwar nicht vorgeschrieben, doch stieg mit ihr die Gunst des Badaulet. Gewöhnlich wurden neun oder mehrere Neuner an Pferden, Ballen von Stoffen u. s. w. dargebracht. Der Herrscher seinerseits beschenkte die Hakime mehr mit Wohlwollen und Gunstbezeugungen als mit Gaben reellern Werthes; Chalate, Gürtel, Waffen sind die Gegenstände, die er sowohl dem Hakim als auch dem geringsten Beamten schenkt. Da alle direkten Abgaben wie alle Geschenke dem Säckel des Volkes erpreßt werden und die Hakime außerdem noch beträchtliche Reichthümer für sich ansammelten, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Steuerlast machen, unter der das Volk seufzte.

An der Spitze der Verwaltung stand, als in vollstem Maße unumschränkter Herrscher, der Badaulet Jakub-Beg. Obgleich derselbe aus der Zahl der Lebenden geschieden, so lohnt es doch in kurzen Zügen seine Biographie mitzutheilen, da er eine über seine Umgebung weit hervorragende Persönlichkeit gewesen und in die Geschicke Centralasiens mit mächtiger Hand eingegriffen hat.

Jakub-Beg's Vater, Ismed-Ulla, stammte aus Chodschend; in dem in der Nähe Taschkends gelegenen Dorfe Pskend heirathete er eine Tochter dieses Dorfes und wurde in demselben ansässig. In dieser Ehe wurde Jakub-Beg um das Jahr 1816 geboren. Bald nach der Geburt des Sohnes löste der Vater die Ehe, worauf die Mutter in eine neue mit einem Metzger trat, in dessen Hause Jakub-Beg aufwuchs. Noch als Kind verlor er Mutter und Stiefvater und verdiente sich seinen Unterhalt als Tänzer, anfangs auf der Gasse, dann in den Wohnungen Wohlhabender, bei denen er Dienste nahm. Er ging aus einer Hand in die andere, von einem Ort zum andern, bis der Knabe zum Jüngling heranzureifen begann und die Jahre den gewohnten Erwerb anfingen unsicher zu machen. Schon schaute er nach neuen Erwerbsquellen um, als ein glücklicher Umstand ihn in neue Bahnen warf und ungeahnter Größe entgegenführte. Der Hakim von Taschkend fand Gefallen an einer Stiefschwester Jakub-Beg's und nahm sie in seinen Harem. Durch ihren Einfluß stieg der Bruder rasch zum

Adjutanten, zum Führer von 50, von 100, von 500 Soldaten (Pansat). Bald darauf war aus dem Tänzer der Beg von Ak-Metschet (Fort Perowsky) geworden; hier hatte er 1852 den ersten Zusammenstoß mit russischen Truppen und wurde geschlagen. Er kehrte nach Taschkend zurück, betheiligte sich von nun an an allen Aufständen im Lande und bald galt sein Name als der eines glücklichen und energischen Parteigängers. 1863 kämpfte Jakub-Beg in Taschkend gegen die Russen und, obgleich er erlag, begründete er hier doch seinen Ruf als umsichtiger und tapferer Führer. 1864 wurde er zum Oberkommandirenden des kaschgarischen Heeres ernannt, das er zu bilden und zu organisiren beauftragt wurde. Sein Name zog viele unter seine Fahnen und nun, an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres, begann er die Unterwerfung Kaschgariens, wozu er jegliches Mittel, Schwert, Dolch und Gift, in Anwendung brachte. 1867 war die Unterwerfung beendet, Jakub-Beg unangefochtener Alleinherrscher Kaschgariens. Nun folgten langwierige Kämpfe mit den Dunganen, die er 1872 endgültig unterwarf. Die vierjährige Frist bis 1876 benutzte Jakub-Beg zur Formirung und Ausbildung eines neuen Heeres. In diesem Jahre begann der chinesische Krieg mit der Eroberung der Stadt Manas, welche Jakub-Beg den Dunganen entrissen hatte. Gleich im Anfange dieses Krieges, am 28. Mai 1877, ereilte Jakub-Beg ein Schlaganfall, wie man erzählt, in Folge eines Ausbruches von Jähzorn; den folgenden Tag starb er. So endete dieser hochbegabte, willensstarke Mann sein thatenreiches Leben. Nach seinem Tode wurde das Land von den Chinesen rasch unterworfen bis auf wenige Bezirke, die dem Feinde bis heute einen zähen, erfolgreichen Widerstand entgegensetzen.

Jakub-Beg war eine die übrigen Herrscher Central-Asiens in jeder Beziehung überragende Persönlichkeit; seine militärische Befähigung hat er in vielen Kämpfen in demselben Maße bethätigt, wie seinen persönlichen Muth; vor Allem aber charakterisirt ihn ein eiserner Wille, der vor keinem Mittel zur Erreichung des Zweckes zurückschreckte. Er wird von Saman-Chan, der ihm nahe gestanden, als klug und thatkräftig geschildert, mit ausgezeichnetem Gedächtnisse begabt, dabei schlau und verlogen, durchaus Egoist, Niemandem befreundet, Niemandem trauend, allen Geschäften und Angelegenheiten stets auf den letzten Grund dringend, gleichviel ob sie sich auf Küche und Stall oder auf Politik bezogen. Er führte einen sehr einfachen Lebenswandel, war im Betragen schlicht und freundlich gegen Jedermann. Den einzigen Luxus, den sich Jakub-Beg gestattete, bildete sein Harem.

Die ganze Kanzlei Jakub-Beg's bestand aus drei Mirzas (Sekretären); er selbst war nicht schriftkundig, doch hätte Jeder, der ihn nicht näher kannte, ihn für einen Gelehrten halten können, so häufig wandte er im Gespräche lange Stücke aus dem Koran oder aus bekannten persischen Dichtern an, deren Sprache er fließend redete. Jeden Morgen mit Sonnenaufgang saß er auf seinem gewohnten Platze auf einem kleinen Teppich und ließ sich die am vergangenen Tage eingelaufene Korrespondenz Zeile für Zeile vorlesen; er diktirte die Antworten, welche auf dem bezüglichen Schreiben vermerkt wurden. An demselben Tage noch wurden die Befehle durch reitende Boten, die bis 200 km täglich zurücklegen konnten, bis an den Ort der Bestimmung befördert. Die Geschwindigkeit, mit der die Befehle und Strafen erfolgten, die Strenge, mit welcher die Gesetze gehandhabt wurden, ließen Jedermann vor dem Namen Jakub-Beg's zittern, auch wenn er Hunderte von Kilometern entfernt sein mochte; denn keine Entfernung schützte den Schuldigen vor der strengsten Rüge und der Rache des erzürnten Badaulet. Ein so reich begabter Charakter, wie der Jakub-Beg's, hätte Kaschgarien zur Kraft und zum Wohlstande führen können — er aber hat sein Land zu Grunde gerichtet und seine 13jährige Herrschaft hat mit Centnerlast das arme Land gedrückt.

Soweit die Geschichte Kaschgariens zurückreicht, noch vor Christi Geburt, sehen wir das Land wie einen Spielball aus der Hand eines Eroberers in die eines andern übergehen. Mongolen wurden durch Chinesen verdrängt, letztere von Neuem durch die Mongolen, dann folgen Araber, wiederum Mongolen, dann Djungaren und abermals Chinesen. In den kurzen Zwischenräumen zwischen den verschiedenen Invasionen wird das Land durch innere Zwiste zerrissen; bald will der eine Bezirk sich vom Ganzen loslösen, dann wiederum erstrebt er die Hegemonie über die andere. Im 16. Jahrhundert wird der Kampf um politische Macht durch religiöse Kämpfe zurückgedrängt; das Land wird in Folge dessen in zwei Lager getheilt, und diesen Umstand benutzen erst die Djunganen, dann die Chinesen um es zu unterwerfen. Die chinesische Herrschaft von 1760 bis 1825 giebt dem Lande Ruhe und Frieden, die Bevölkerung gelangt zu höherm Wohlstande. Verschiedene Fehlgriffe der Chinesen, ihre Schwäche, ihr Unvermögen dem unterworfenen Lande Achtung abzugewinnen oder doch zum mindesten Furcht einzuflößen, rufen 1825 einen Aufstand hervor und nun beginnt im Lande eine Periode des Blutvergießens, die noch heute nicht abgeschlossen ist. Ein kurzer Ueberblick über die historischen Ereignisse der letzten 50 Jahre mag zeigen, welche schweren Schläge das Land in dieser Zeit erlitten, welche Massen von Blut es vergossen hat.

1825 brach der Aufstand Djengir-Türi's aus, 1830 erfolgte der Einfall kokanscher Truppen und der Aufstand Mád-Jusuf's, 1847 der Aufstand der sieben Chodja, 1857 der Walichan-Türi's; 1862 bis 1863 fand der Aufstand Kaschgariens gegen die Djunganen und Chinesen statt; von 1864 bis 1867 folgten die Kämpfe Jakub-Beg's zur Unterwerfung des Chanats. 1869 kämpfte Jakub-Beg gegen den empörten Sfary-Kul'schen Bezirk, 1872 wurden die empörten Dunganen durch Jakub-Beg's Sohn Beg-Kuly-Beg unterworfen; 1876 und 1877 beginnt der Kampf Jakub-Beg's gegen die Chinesen. Nach einem jeden dieser Aufstände wuchs das Elend im Lande; sie waren aus Eigennutz der Führer unternommen worden, welche sich mit den erbeuteten Schätzen rechtzeitig flüchteten, und das Volk mußte mit seiner Habe und seinem Blute die Sünden der Führer sühnen.

Es ist verständlich, daß unter solchen Umständen der sehnlichste Wunsch der Bevölkerung auf den Frieden gerichtet sein mußte. Jakub-Beg hat diesem Wunsche nicht Rechnung getragen und schon dadurch mußte er allgemeine Unzufriedenheit erwecken. Hierzu kam noch, daß er die Herrschaft nicht durch den Willen des Volkes erlangt hatte, sondern als Usurpator an der Spitze seines Heeres, nachdem er den Chan Busurk beseitigt. Die Eroberung des Landes hat er ohne Auswahl mit allen möglichen Mitteln vollführt, in offenem Kampfe hat er Jangi-Hissar, Jarkend, Chotan erobert, wobei er am letzten Orte eine Masse Einwohner hinschlachtete; die Hakime von Chotan und Kutscha hat er ermordet, die empörten Kiptschak hat er vernichtet, nachdem er ihnen auf den Koran freien Abzug zugeschworen; Katta-Türa hat er vergiftet. So zeigt der Eroberungskampf Jakub-Beg's viele schwarze Flecken, doch hätte ihm das Land dieselben gern vergeben, hätte er der Bevölkerung den so sehnlich erwünschten Frieden gebracht, ihr Ruhe zur Erholung gegönnt und durch weise Verwaltung die Habe und den Erwerb seiner Unterthanen geschützt. Diesen Wunsch des

Landes aber konnte Jakub-Beg nicht befriedigen, da er seine Herrschaft weder nach außen noch nach innen für gesichert halten konnte. Dieselbe zu befestigen, darauf ging nun sein Streben. Im Innern glaubte er dies durch starke Garnisonen in den Städten zu erreichen; seine Grenzen wollte er nach außen durch weite Vorschiebung derselben sichern nach Gebieten, die nie zu Kaschgarien gehört hatten. Deshalb drang er weit in die Kaschgarien von Norden, Süden und Westen umschließenden Berge vor und legte an allen Pässen starke Befestigungen an; im Osten, wo die Gefahr anfangs von den Dunganen, dann, nach ihrer Unterwerfung, von den Chinesen drohte, eroberte er die dunganischen Städte Kunä-Turfan, Urumtschi und Manas und verschob somit seine Grenze weit nach Osten.

Die Ausführung dieser Pläne nahm seine volle Thätigkeit in Anspruch, da sie zu beständigen Kriegen führte und hierdurch die Ausbildung des Heeres zur ersten Nothwendigkeit wurde; es blieb dem Herrscher keine Muße zur Regelung der inneren Verhältnisse, und er wählte den Modus zur Verwaltung des Landes, der ihm die geringste Mühe verursachte, seinem Volke aber der schwierigste war; er vergab alle Bezirke in Arende und ließ die Gouverneure das Volk bis aufs Aeußerste aussaugen und damit jegliche Möglichkeit zu einer Besserung der Verhältnisse im Keime ersticken.

Die Folge war, daß keine Klasse der Bevölkerung dem Beg Sympathien entgegentrug, im Gegentheile alle mit seinem Regiment äußerst unzufrieden waren. Die ackerbautreibende Bevölkerung bedurfte des Friedens mehr als jede andere, sie murrte über die beständigen Kriege, über die gewaltsamen massenhaften Werbungen, die Mangel an Arbeitskraft hervorriefen, und über die Höhe der Abgaben, welche nicht $^1/_{10}$ der Ernte betrug, wie der Koran es vorschreibt, sondern die Hälfte derselben, oft sogar $^3/_4$; hierzu kam noch, daß nach Jakub-Beg's Befehl diese Abgabe nicht in natura, sondern in äquivalentem Geldwerthe erhoben wurde. Die willkürlich hohe Schätzung des Getreides von Seiten der Gouverneure, das massenhafte Angebot derselben auf den Märkten und das hieraus erfolgende Sinken des Preises machten diese Auflage unerschwinglich hoch und richteten den Wohlstand vollständig zu Grunde.

Nicht minder gewichtige Ursache zur Unzufriedenheit hatte der Handelsstand, der nicht die für eine gedeihliche Entwickelung des Handels nothwendige Freiheit genoß. Der Termin für die Abreise der Karawanen wurde von Jakub-Beg nach eigenem, willkürlichem Ermessen fixirt und in letzter Zeit den ausländischen Karawanen alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt um zu verhindern, daß sich denselben jüngere Leute als Bedienung anschlossen, welche diese Gelegenheit suchten aus der Heimath auszuwandern. Schließlich kamen noch die hohen Abgaben, welche von den Händlern gesetzlich erhoben, und die großen Geschenke, welche gefordert wurden, und die Verarmung der Konsumenten hinzu.

Endlich hatte Jakub-Beg es auch mit der Geistlichkeit verdorben durch schroffes Auftreten gegen dieselbe und durch Belastung ihrer Ländereien mit Abgaben, während sie früher frei von Abgaben waren. Dieser Schwäche seiner Stellung völlig bewußt, war er vom ersten Tage seiner Herrschaft bestrebt, eine Partei zu bilden, deren Interessen mit den seinigen zusammenfielen. Diese Partei sollten Ausländer bilden, Auswanderer aus Kokan, Taschkend und dann diejenigen Einwohner Kaschgariens, die das persönliche Wohlwollen des Badaulet genossen. An diese Personen wurden die einträglichsten Stellen des Landes vergeben. Seine Hauptstütze jedoch suchte Jakub-Beg in der Armee, der er eine ganz besonders bevorzugte Stellung einräumte und die er reich beschenkte. Anfangs genoß er denn auch in der That die ungetheilte Sympathie seiner Truppen; als jedoch in der Folge die Bevorzugung der Ausländer immer deutlicher hervortrat, als die gewaltsamen Werbungen immer größere Dimensionen annahmen, und als dann schließlich die ersten Niederlagen durch die Chinesen erfolgten, da war auch sein Heer von Unzufriedenen überfüllt, wie dies die in letzter Zeit so häufigen Desertionen aus der kaschgarschen Armee bewiesen. Hochgestellte und einflußreiche Beamte, auf deren Anhänglichkeit und Treue Jakub-Beg wohl Veranlassung hatte zu rechnen, flüchteten mit den erbeuteten Schätzen: die Ratten verließen das sinkende Schiff. Jakub-Beg's Stern war im Sinken, als ein plötzlicher Tod ihn vor dem Falle schützte.

Zu einem solch traurigen Resultate hatte Jakub-Beg's fieberhafte Thätigkeit während 13 Jahren geführt, und doch ist es unzweifelhaft, daß dieser Mann Eigenschaften besaß, die ihn hoch über alle seine Landsleute stellten. Seine kriegerische Befähigung, sein persönlicher Muth, sein organisatorisches Talent, einfacher, anspruchsloser Lebenswandel, sein unbeugsam eiserner Wille hätten wohl zur Hoffnung berechtigen dürfen, daß unter der Regierung dieses von der Natur so reich ausgestatteten Mannes das Land sich entwickeln und von den früheren Leiden erholen würde. Die Umstände aber, unter welchen ein Herrscher Central-Asiens regiert, sind nun einmal derartige, daß selbst bei hervorragender Befähigung des Regenten die Gesammtheit der politischen, religiösen, ökonomischen und socialen Verhältnisse seine Herrschaft unsicher, seine Thätigkeit nicht nutzbringend machen und den von ihnen gestifteten Reichen Bestand von nicht langer Dauer gewähren.

Doughty's Forschungen im nördlichen Arabien.

Von Prof. **A. Sprenger** in Wabern bei Bern.

Herr Charles M. Doughty[1]) beehrte mich vorigen August mit folgendem Schreiben: „Ungefähr um diese Zeit voriges Jahr kehrte ich von einer langen Reise in Arabien zurück, wo ich Madain Salih, Chaibar, das Schammergebirg, die Wüste zwischen Chaibar und Kasîm, Boraida Dnaiza und die Wüste zwischen Kasîm und der Landschaft von Mekka besucht hatte. Ich habe Ihr Buch „Die Alte Geographie Arabiens" gelesen, und wenn Sie mit mir in Correspondenz treten wollen, wird es mich freuen, Ihnen meine Beobachtungen über die Geographie und Ethnographie des Landes mitzutheilen."

Aus den späteren Briefen Doughty's geht hervor, daß seine Verdienste sowohl extensiv als intensiv viel größer sind, als man aus obigen Andeutungen schließen soll. Ehe er

[1]) Vergl. „Globus" XXXVI, S. 94.

im Jahre 1876 in die arabischen Niederungen hinabstieg, durchforschte er die Regionen, welche die Araber das Hochland von Schâm (des Nordens) heißen, besuchte im Jahre 1874 östlich vom Todten Meere mehrere Stätten, bis zu welchen frühere Reisende nicht vorgedrungen waren, und machte manche neue Entdeckung. In seinen Reisen in Gegenden, welche in neuester Zeit von Touristen überlaufen werden, wie die Halbinsel Sinai, Wadi Lithm, Wadi Araba, Petra, Palästina, Palmyra, gab es nichts zu entdecken; aber die in denselben gesammelten Eindrücke dienten ihm dazu, das, was er in Arabien beobachtete, damit zu vergleichen; so bemerkt er z. B., daß eine Aehnlichkeit im Stil der Portale in al-Hidschr und in Petra wahrnehmbar sei; diese Touristenwanderungen waren also für ihn eine nützliche Vorbereitung für seine Forschungsreise.

Sein Aufenthalt in der arabischen Halbinsel dauerte zwei Jahre ohne Unterbrechung und seine Wanderungen dehnten sich über die ganze nördliche Hälfte derselben aus, von der syrischen Grenze bis Taif. Er ließ sich's angelegen sein, die Physiognomie dieses so merkwürdig gebauten Landes zu studiren und führte trotz des Argwohns der Bevölkerung die unentbehrlichsten Instrumente mit sich. So konnte er mir z. B. auf meine Frage, wie groß der Höhenunterschied sei zwischen dem Fuße und dem Sattel des Abhanges, der die Wasserscheide zwischen dem Tihâma und dem Nadschd bildet, antworten, sein Aneroid — ein Wiener Instrument — zeigte auf der Paßhöhe 63,5 und zu Ain-az-Zaima am Fuße des Abhanges 68,8 [2]). Ain-az-Zaima liegt zwei Tagereisen östlich von Mekka, und etwas höher, aber nicht viel. Die Beduinen, bemerkt Doughty, rechnen beide Orte zum Tihâma. Auch über die sehr verwickelten hydrographischen Verhältnisse Nordarabiens hat er theils durch eigene Beobachtung, theils durch Nachfragen bei den Nomaden sehr befriedigende Aufklärungen gewonnen, und das Problem, wie das im Westen durch das Schefagebirge geschlossene Hochplateau zwischen der Südgrenze von Idumäa und Madina dränirt werde, vollkommen gelöst. Dieses Problem hat den Kapitän Burton, wie man aus seinem letzten Werke „The Land of Midian" ersieht, viel beschäftigt und wir haben darüber Briefe gewechselt. Was er, Kapitän Burton, darüber sagt, wird durch Doughty nicht umgestoßen, aber vervollständigt und berichtigt.

Besondere Aufmerksamkeit widmete Doughty den Alterthümern des von ihm besuchten Landes: Der Erfolg übertrifft die kühnsten Erwartungen. Er entdeckte über zweihundert Inschriften, wovon er die, welche er erreichen konnte, abklatschte, die übrigen kopirte. Die vorzüglichsten Fundorte sind:

1. Al-Hidschr; über ein Dutzend, einige davon mehrere Zeilen lang. Sie sind über den Eingängen in die in Fels gehauenen Grabkammern auf Tafeln eingegraben.

2. Mabrak alnâka, d. h. Ort, wo die Kameelstute des Propheten Salih niederkniete. Das ist der Name des Engpasses, welcher vom Hochlande in den Thalkessel, worin die Ruinen von al-Hidschr liegen, hinunterführt. Mehrere kleinere Inschriften. In einigen sind jüdische Namen in griechischen Charakteren eingegraben.

3. Verschiedene Wasserplätze im Gebiete von al-Hidschr und Taima. Mehrere kleinere Inschriften.

4. Taima. Das Alphabet dieser Inschriften ist eigenthümlich; einige scheinen phönicisch zu sein; in einer erkannte Sir H. Rawlinson äthiopische Charaktere.

5. Chaibar. Zwei kleine Inschriften; die einzigen, die er, obschon er daselbst den Winter 1877 bis 1878 zubrachte und die Gegend gründlich durchforschte, finden konnte.

6. Al-'Ola (man spricht el-Ela), ein Städtchen eine halbe Tagereise südlich von al-Hidschr. Himjarische Inschriften. Die meisten sind sauber in Stein gehauen und einige davon von bedeutender Länge.

7. Nähe von Taif. Eine himjarische Inschrift, auf die ihn der Scherif von Mekka aufmerksam gemacht hat. Vielleicht bezeichnet dieses Denkmal die Stätte des Marktes von Okaz oder des Heiligthums von Othaida.

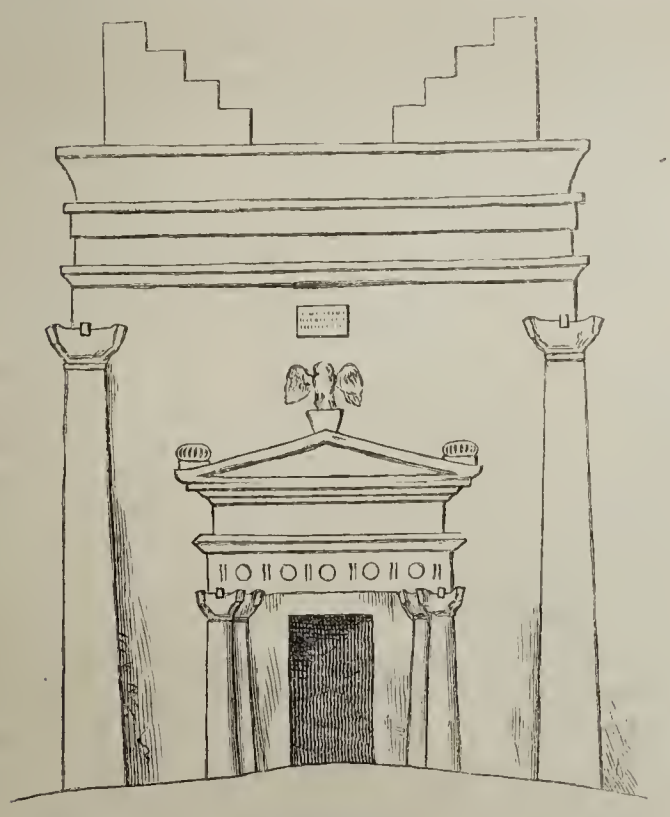
Alle diese Orte, mit Ausnahme von Nro. 3 und 5, liegen an der alten Karawanenstraße. Die Sprache der Inschriften wird uns hoffentlich belehren, in welchen Stapelplätzen die Kultur sabäisch, in welchen sie idumäisch und in welchen sie minäisch war.

Die interessantesten Baudenkmale des nördlichen Arabien sind die von al-Hidschr, dem Egra des Plinius und Ptolemäus, und den Madain Salih, d. h. den Städten des Propheten Salih der Pilger. Sie liegen halbwegs zwischen Madina und Petra, an der alten Straße der Weihrauchkarawanen — gerade wo sich die Palmyra- von der Petrastraße abzweigt — und haben schon früh die Aufmerksamkeit der Nachbaren auf sich gezogen. Mohammed, der sie gesehen hatte, sagt im Koran: „Die Bewohner von al-Hidschr haben die Boten Gottes des Betruges geziehen. Sie hatten sich Wohnungen in den Fels gehauen und erfreuten sich darin vollständiger Sicherheit. Es erreichte sie aber dennoch das Strafgericht, und fruchtlos erwiesen sich ihre Vorkehrungen." Durch diesen Koranspruch wurde al-Hidschr in den Augen der Rechtgläubigen zur Troglodytenstadt, und selbst aufgeklärte Männer trauten dem Koran mehr als ihren Augen. Wir Europäer konnten nichts anderes thun als die Irrthümer der Moslime nacherzählen; denn vor Doughty ist es keinem Reisenden gelungen, die Wunderstätte zu erreichen. Burckhardt wollte von den heiligen Orten über al-Hidschr nach Syrien zurückkehren, wurde aber vom Fieber befallen und mußte den Seeweg einschlagen. Kapitän Burton gedachte in seinen beiden Expeditionen nach Midian al-Hidschr in den Kreis seine Forschungen zu ziehen, aber beide Mal stellten sich ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen. Schade! denn hätte er seinen Plan bei seiner ersten Expedition ausgeführt, so wäre ihm die große Ueberraschung bereitet gewesen, dort einen Landsmann, den Herrn Doughty, zu treffen.

Doughty begleitete bis al-Hidschr die syrische Pilgerkarawane und verweilte daselbst den Winter 1876 bis 1877, dann einen Monat im Frühling und einen im Herbst 1877, im Ganzen zehn Monate. Einen Theil dieser Zeit wanderte er mit dem Nomadenstamme, welchem al-Hidschr gehört, in der Wüste herum. „Das Bild dieser Gegend, in welcher ich in Lebensgefahr herumwanderte, schwebt mir lebhafter vor, als das des Dorfes, in dem ich geboren bin. Die Gefahr — schreibt er ferner — drohte von Raubexpeditionen, deren Weg durch al-Hidschr führt, und deswegen erlaubten es mir meine Beschützer nicht allein herumzustreifen." Er fand etwa einhundert in den weichen Sandstein gegrabene Höhlen, die aber nicht zu Wohnungen für die Lebenden, sondern für die Todten bestimmt waren. Davon war selbst der Offizier der Pilgerkarawane überzeugt, obschon er den Unglauben seines europäischen Begleiters in die Versicherungen des Korans mißbilligte. Die Begräbnißkammern der Reichen sind tief in den Fels gehauen, geräumig und prachtvoll, die der ärmeren Familien ziemlich oberflächlich. Einige sind unvollendet, andere haben stark gelitten, namentlich sind hier und da große Löcher in den dünnen Vorderwänden, die aus Fels bestehen. Der Boden ist mit Flugsand bedeckt; wo er unbedeckt ist, erblickt man Gräber voll von Gebeinen. Der Sand ist mit Fetzen von Leichentüchern gemischt von verschiedener Textur: einige sind grob, andere fein. Herr Doughty schickte mir in einem

[2]) Daraus ergiebt sich eine Höhendifferenz von 704 m.

Briefe drei Muster. Außerdem findet man Fragmente von dickem, ausgetrocknetem Leder, welches roth gewesen zu sein scheint und mit einer pechartigen Substanz beschmiert ist. Beduinenfrauen fanden eine Substanz, die sie für Weihrauch hielten und in al-Ola und Madina verkauften. „Wir warfen," sagt Doughty, „einiges von dieser Substanz ins Feuer und fanden, daß der faule Geruch dem des Weihrauch ähnlich sei." Es scheint, daß die Leichen in Leinwand von verschiedener Feinheit eingewickelt wurden, und damit wohlriechende Harze, und dann in Leder eingenäht und mit einer Art Pech oder Theer übertüncht wurden. Doughty fand eine Aehnlichkeit mit den Gräbern in Jerusalem; von denen in Palmyra unterscheiden sie sich insofern, als letztere gebaut sind. Die Palmyrener fanden keine Felsen, in welche sie die Grabkammern hätten einhauen können, und so erstellten sie künstliche Grotten. Auch in al-Hidschr sind Nischen oder Seitengräber in den Todtenkammern, welche für Verwandte bestimmt gewesen sein mögen. Im Berge Kasiiun kann man dieselbe Wahrnehmung machen, so kenne ich z. B. nicht weit von Damascus ein Grab, wo dicht an einem in Fels gehauenen Sarkophag eine kleinere, etwa zwei Fuß lange Grube ist, die, wie es scheint, ein Kind aufzunehmen bestimmt war. Merkwürdig ist, daß die arabische Sprache ein eigenes Wort, nämlich lahd, für ein solches Seitengrab besitzt. Der Schönheitssinn der Erbauer der Grabkammern von al-Hidschr fand nur in den Portalen der großartigern unter den Todtenkammern Ausdruck. Sie sind alle nach einer Schablone gemacht, die man in Petra wieder findet, doch giebt es in Petra noch andere Baustile. Beistehende Zeichnung, die



mir Herr Doughty schickte, giebt eine Idee vom Stil der Hidschriner. In vielen Portalen ist über der Tafel, auf der die Inschrift eingegraben ist, ein Vogel mit halb erhobenen Flügeln angebracht. Die Araber sagen, es sei ein Falke, Doughty denkt, es könne eine Eule sein. Vielleicht hängt dieser Vogel mit dem Glauben der heidnischen Araber zusammen, daß die Seelen der Frommen in grüne Vögel übergehen und fortleben. Welcher Gattung diese grünen Vögel angehören, haben die Ornithologen nicht bestimmt; aber in der Lokmanlegende ist es der Adler (nasr), der das höchste Alter erreicht, und sich als Symbol der Fortdauer empfiehlt.

Die Stadt der Lebenden bestand aus einer Gruppe von vier oder fünf Dörfern; der Boden, wo sie standen, ist voll von Glas- und Töpferscherben, und man findet auch kleine Kupfermünzen (farthings). Von einigen Häusern lassen sich noch die Grundmauern verfolgen; sie waren aus gehauenem Stein, und Doughty fand auch zwei kleine Steinbrüche, welche das Material lieferten; der Hochbau scheint wie in anderen Dörfern der Wüste Pisé gewesen zu sein. Die Türken haben die gehauenen Steine zum Bau eines kleinen Forts zum Schutz der Pilgerkarawanen verwendet; und sie werden wohl schon ehedem manche Wanderung durchgemacht haben seit der Zeit, wo sie den Steinbruch verlassen haben; denn al-Hidschr war in moslimischer Zeit — im zehnten Jahrhundert — noch ein kleines schwach bewohntes Städtchen, und die Orientalen finden es bequemer, alte Steine zum Bauen zu verwenden als neue aus Steinbrüchen zu gewinnen. Mokkaddasi sagt: „Al-Hidschr ist klein, befestigt, und hat viele Brunnen und Felder. In der Nähe steht die Salihmoschee auf einer terrassenähnlichen Anhöhe, die aus dem Felsen herausgehauen worden ist." Al-Hidschr liegt in einem Thalkessel, der im Norden durch den steilen Abhang eines Hochlandes geschlossen wird. Durch diesen Abhang führen drei Pässe. Den wichtigsten heißen die Beduinen Marham, die Pilger Mabrak alnaka; durch denselben führt die syrische Karawanenstraße, durch den mittlern die Taima-bo-Palmyrastraße, und durch den östlichen steigen die Beduinen in das Hochland hinauf. Ibn Haukal (S. 27) beschreibt die Felsen, in welchen die Grabkammern ausgehauen sind: „Man heißt sie Athalib (Plur. von Ethlil). Dem Anschein nach (d. h. von der Pilgerstraße aus gesehen) bilden sie ein zusammenhängendes Gebirge; befindet man sich aber zwischen denselben, so entdeckt man, daß jeder Hügel isolirt ist und man darum herumgehen kann. In einiger Entfernung sind Berge und Sand (er meint die Abhänge des Hochlandes). Man kann die Berge nur mit großer Schwierigkeit ersteigen." Südlich von al-Hidschr dehnt sich eine vulkanische Region, die Harra Uwainid, aus. Die nach Madina führende Straße tritt in die Landschaft ein, die man Wadi alkora nannte, und in welcher eine halbe Tagereise von al-Hidschr das Städtchen al-Ola (el Ela) liegt. Zur Zeit Mokkaddasi's war Korh die Hauptstadt von Wadi alkora. Er sagt davon: „Gegenwärtig giebt es außer Mekka keine Stadt in Hidschaz, die schöner, blühender, bevölkerter, lebhafter im Handel, reicher und besser mit allen Bedürfnissen versehen wäre als Korh. Es wird von einer starken Festungsmauer umgeben, an deren Winkel ein Fort steht. Ringsum sind Felder und Dattelhaine. Die Datteln sind billig, das Brod schön, und Wasser ist im Ueberfluß. Um die Stadt fließt ein Graben herum, und sie hat drei mit Eisenplatten überzogene Thore. Korh ist eine syrische, ägyptische, babylonische, hidschrzische Stadt, aber das Wasser ist schwer, die Datteln mittelmäßig, die Bäder außerhalb der Stadt und die Einwohnerschaft besteht meist aus Juden." Wir ersehen aus dieser Beschreibung, daß es der Gegend, in welcher al-Hidschr stand, nicht an natürlichen Ressourcen fehlt; die Ursache, warum man gerade den Thalkessel als dessen Lage wählte, dürfte nicht die Fruchtbarkeit des Bodens dieses Kessels sein, die, wie Doughty schreibt, recht bedeutend ist, sondern vielmehr, daß die von Syrien nach Südarabien führende Straße, wegen der Schluchten und Pässe nirgends so gefährdet war als gerade bei al-Hidschr. Hier war also eine Kolonie der handeltreibenden Stämme nothwendig, um die Karawanen gegen die wilden Nomaden zu schützen. Zur Zeit Mohammed's war Wadi alkora und wahrscheinlich auch al-Hidschr in den Händen der Juden. Wer früher daselbst das Regiment führte, werden wir hoffentlich aus den von Doughty entdeckten Inschriften lernen; und das ist es, was seinen Entdeckungen so großen Werth verleiht.

Der Widerstreit der spanischen Creolen und der Mayas in Yucatan.

Von **Carl Lamp.**

Ueber die Zustände in Yucatan hat kürzlich in den Petermann'schen Mittheilungen (XXV, S. 201) Dr. Woeikof einen interessanten Aufsatz veröffentlicht. Der russische Forscher stieg in Progreso, dem Hafen von Mérida, ans Land und reiste über Mérida und Uxmal nach Campeche, wo er sich wiederum einschiffte. Die Gelegenheit, die er somit hatte, Land und Leute kennen zu lernen, hat er vortrefflich zu benutzen gewußt.

Es ist mir nicht, gleich Dr. Woeikof, vergönnt gewesen, das Innere der Halbinsel kennen zu lernen; ich habe sie nur an einer Stelle, in Progreso, betreten. Aus eigener Anschauung kann ich also nicht viel beibringen. Dagegen bin ich in der Lage, aus zahlreichen Notizen mexicanischer Zeitungen, die ich eifrig las, und aus Mittheilungen einiger Yucatecos spanischer Herkunft, die ich in Mexico und auf der Seereise kennen lernte, eine übersichtliche Darstellung der Lage Yucatans zu geben, namentlich mit Bezug auf das Verhältniß der spanischen Creolen zu den indianischen Mayas.

Man weiß, daß die indianischen Arbeiter der Landgüter des spanischen Amerika nicht rechtlich, wohl aber thatsächlich Leibeigene sind. Sie gerathen in diesen Zustand, indem sie von dem Grundherrn in Krankheitsfällen oder aus Leichtsinn, um einmal nach Herzenslust ihrer Trunksucht fröhnen zu können, Vorschüsse erbitten, die sie dann mit dem äußerst geringen Arbeitslohne nicht abtragen können.

Auch in Yucatan findet sich dieser Zustand thatsächlicher Knechtschaft der Eingeborenen; er hat hier neben der oben erwähnten noch eine andere, in der Natur des Landes liegende Ursache, die von Woeikof sehr klar erörtert wird.

Nämlich die dürre Halbinsel hat auf ihrem Kalkboden nur spärliche Brunnen (cenotes) und keinen Fluß. An die Brunnen sind, da der Regenzeit eine lange trockene Zeit folgt, die Wohnsitze der Menschen gebunden. Nicht sowohl die Ländereien als die Brunnen, welche jene allein bewohnbar und für gewisse sonst ausgeschlossene Pflanzen — wie Zuckerrohr — durch künstliche Bewässerung ertragsfähig machen, sind von Werth. Sie sind Eigenthum der großen Familien spanischer Herkunft. Diesen müssen die Eingeborenen für die Benutzung des Wassers Arbeit leisten. Sie kultiviren eine Agavenart, deren starke Fasern, henequen genannt, in Nordamerika einen guten Markt finden. Der Ertrag aus dem Henequen kommt den Spaniern, welche mit ihm Industrie- und Luxusartikel einkaufen, nicht den eingeborenen Arbeitern zu Gute. Diese letzteren müssen ihre Bedürfnisse mit dem Mais, den Früchten, der Baumwolle decken, die sie für eigene Rechnung anbauen. Sie erhalten also die spanischen Familien, ohne eine Gegenleistung zu bekommen; denn die Spanier wohnen nicht einmal auf ihren Haciendas, sondern verzehren die Renten aus denselben in Mérida oder in Campeche. Man begreift, daß das Gefühl, mit dem die Eingeborenen auf ihre weißen Herren sehen, niemals das der Anhänglichkeit sein kann.

Um den socialen Gegensatz zu verschärfen, kommt der eigenthümlich verschiedene Charakter der beiden Racen hinzu. Die Mayas sind so starrsinnig, wie nur irgend ein anderer indianischer Stamm. Sie wehrten sich auf das Tapferste, ganz anders als die schwächlichen Bewohner der westindischen Inseln, gegen die spanischen Eroberer und gaben ihren trotzigen Sinn auch nach der Eroberung keineswegs auf. So z. B. haben sie immer zähe an ihrer Sprache festgehalten. Sie wollen nicht Spanisch lernen und sich selbst dann, wenn sie dieser Sprache mächtig sind, ihrer nicht bedienen. Wenn die Spanier einmal ihre Haciendas aufsuchen, so sehen sie sich gezwungen, in der Mayasprache mit den Eingeborenen zu verkehren. Sogar unmittelbar an der Küste wird das Maya gesprochen. Es fiel mir auf, daß die mestizischen Bootsleute in Progreso dieser Sprache mächtig waren. Körperlich sind die Mayas untersetzte derbe Leute; doch haben sie zierliche Hände und Füße, namentlich die Frauen.

Die Nachkommen der Spanier sind ganz anders geartet. Sie haben viel von der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren verloren. In den Creolen ist die männliche „Ganzheit" (entereza) der Altspanier häufig in vorsichtige oder auch verschlagene Feinheit, die kräftige etwas phantastische spanische Intelligenz in Subtilität umgeschlagen. Kann man dies von allen Creolen sagen, so gilt es von den yucatekischen ganz besonders. Die Yucateken stehen bei den Mexicanern im Rufe, gute Köpfe zu sein, wie denn der bedeutendste mexicanische Dichter, Guillermo Printo, aus Yucatan stammt, aber zugleich gelten sie als Leute, welche, des Muthes ermangelnd, ihn durch ränkesüchtiges Wesen zu ersetzen suchen. Sie haben, um einen populären Ausdruck zu gebrauchen, „es stark hinter den Ohren". Ihr Typus ist nicht der des Mexicaners spanischer Herkunft, sondern eher dem der Cubaner ähnlich; es sind schmächtige, schlanke Körper.

So verschiedene Interessen haben die beiden Racen und so verschieden geartet sind sie! Wie sollten sie einmüthig neben einander wohnen oder vielmehr, wie sollte sich die eine in das Schicksal ergeben, von der andern weit weniger zahlreichen ausgebeutet zu werden? Der Haß zwischen ihnen hat nie geruht und ist häufig zu offenem Ausbruch gekommen. Im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhoben sich die Mayas in Cisteil. Damals, in der Zeit, als die Altspanier noch herrschten, wurden sie wieder unterdrückt. Das ist den Mexicanern mit der Empörung, welche 1847 im Osten ausbrach, nicht gelungen. Der ganze östliche Theil der Halbinsel von Belize bis Cap Catoche erhält sich unabhängig. Das nicht allein! Die Mayas gehen angreifend vor, die Mexicaner verhalten sich defensiv. Nicht die Mexicaner suchen der Unabhängigen wieder Herr zu werden, vielmehr machen diese jene in dem bis jetzt behaupteten Gebiete zittern. Die Mayas dehnen ihre Streifzüge bis Tekax aus. Zwischen den beiden feindlichen Territorien erstreckt sich ein weites unbewohntes Gebiet. Nahe der Grenze desselben, auf der mexicanischen Seite, würde sich Niemand unbewaffnet auch nur wenige hundert Schritt aus den befestigten, mit Kanonen versehenen Ortschaften und Landgütern herauswagen. Wenn die Mayas einen Mann ergreifen, so tödten sie ihn, die Weiber führen sie in die Gefangenschaft. So verhaßt auch sonst den Mexicanern der Waffendienst ist, hier an der Grenze hat die Nothwendigkeit sie gezwungen, sich militärisch in einer Art Nationalgarde zu organisiren.

Kein Weißer spanischer Herkunft, kein Weißer überhaupt, wenn er von Westen kommt, darf in das Gebiet der östli-

chen Mayas einzudringen wagen; ein sicherer, vielleicht ein grausamer Tod wäre sein Loos. Dagegen zwischen den freien und den noch unterworfenen Mayas herrscht durchaus Sympathie. Einzelne freie Mayas kommen bis zur Golfküste. Da sie sich in ihrem Aeußern durchaus nicht von den Unterjochten unterscheiden, so werden sie von den Spaniern nicht erkannt, wohl aber von ihren geknechteten Brüdern, doch nicht verrathen. Wer auf den Landgütern des mexicanischen Theiles unzufrieden ist und sich Mannes genug fühlt, nicht schweigend zu dulden, der flüchtet sich in das Gebiet der Unabhängigen. Auch Mestizen finden dort Zuflucht. Solche Flüchtlinge sind dann die erbittertsten Feinde, weil sie das Gefühl der erlittenen Beeinträchtigungen noch frisch in sich tragen.

Der Hauptplatz der unabhängigen Mayas ist Chan Santa Cruz nahe der Bai de la Ascension. Der Ort ist wohl befestigt und mit zahlreichen Geschützen bewehrt. Geschütz und vorzügliche Handfeuerwaffen, welche die Indianer sehr gut zu handhaben wissen, werden von den Engländern des nahen Belize gegen Farbehölzer eingehandelt, die an jener Küste, dem fruchtbarsten Theile Yucatans, wie die Mexicaner sagen, in großer Menge wachsen. Vielleicht hat zuerst der Verkehr mit den Engländern in den Mayas den Plan angeregt, sich gegen die Spanier zu erheben, jedenfalls hat er ihnen ermöglicht, es mit Erfolg zu thun und bestärkt sie jetzt in ihrem Trotz.

Es ist übrigens merkwürdig, wie die beiden großen Rivalen um die Handelsherrschaft, die Engländer und die Amerikaner, sich in Yucatan gegenüber stehen. Die Engländer fördern von Belize aus die Mayas, von denen sie Vortheil ziehen; den Amerikanern muß dagegen daran liegen, daß in dem westlichen Yucatan, dessen Ausfuhr und Einfuhr sie fast allein in der Hand haben, der alte Zustand, d. h. die Herrschaft der Creolen, erhalten bleibe.

Sich des verlorenen Gebietes wieder zu bemächtigen, das haben die Creolen aufgegeben. Sie würden nicht einmal die ihnen jetzt noch dienstbaren westlichen Mayas in Gehorsam halten können, wenn sie nicht von der Regierung und von Privatleuten Mexicos mancherlei Hülfsleistungen erhielten.

Bis zum Aufstande 1847 stand Yucatan keineswegs fest zu Mexico. Während der spanischen Herrschaft wurde es von einem eigenen Generalkapitän unter der Oberaufsicht des Vicekönigs von Mexico verwaltet. Nach der Revolution schloß es sich an die mexicanische Republik an, doch hing es nur lose mit ihr zusammen. Es riß sich einmal ganz von Mexico los, als dieses von Santana verwaltet wurde.

Yucatan hat mit Mexico nichts gemein. Geographisch gehört die flache Halbinsel in keiner Weise zu dem Tafellande von Anahuac. Sie ist von diesem durch den Golf und da, wo die Grenzen sich vereinigen, durch weite Einöde getrennt. Die Völkerschaften der beiden Länder sind wenig mit einander in Berührung gekommen. Die Kultur der Mayas hat sich unabhängig von der der Azteken entwickelt. Sie standen zur Zeit der Ankunft der Spanier nicht mit den Mexicanern, wohl aber mit den Westindischen Inseln in Verkehr. In den Berichten der Entdecker (s. Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen) findet Erwähnung, daß die Spanier einst yucatekische Kauffahrer an der Südküste von Cuba antrafen. Daher hat Yucatan manche Ausdrücke, die man in Mexico nicht hört, mit den Inseln gemein. Z. B. bezeichnete man sowohl auf den Inseln als auf der Halbinsel mit dem Ausdruck „henequen“ die Fasern der Agaven, die in Mexico ixtle genannt werden.

Yucatan hat also eigentlich mit Mexico nichts zu thun. Mehr als ein Yucateko hat mir gesagt: „Könnten wir uns nur allein gegen die Mayas halten, so würden wir uns wenig um Mexico kümmern.“

Sie können sich aber eben nicht allein helfen, darum halten sie an Mexico fest. Viele Yucateken wohnen jetzt in Mexico. Während Yucatan sonst seinen eigenen Weg ging und, unabhängig von dem Resultate der mexicanischen Revolutionen, seine eigenen, durch die Großen hervorgerufenen kleinen Bewegungen hatte, macht es jetzt alle Wechsel, die in Mexico statthaben, mit. Fällt die Centralregierung in Mexico, so fallen auch die kleinen Regierungen in Mérida und in Campeche. Die neuen Machthaber beeilen sich dann, der Regierung in Mexico ihre Ergebenheit zu zeigen. Kurz nach dem Siege Don Porfirio's langten einmal yucatekische für das Nationalmuseum in Mexico bestimmte Alterthümer an. Sie waren ein Geschenk, das der neue Gouverneur von Yucatan ohne jede Ermächtigung, wie man sagte, machte. Solche Geschenke an Mexico zu machen, daran hätte man sonst in Yucatan nicht gedacht.

Jetzt aber, da man Hülfe nöthig hat, bewirbt man sich eifrig um Mexicos Gunst. So ohnmächtig die Regierung dieses Landes auch sein mag, so ist sie doch stark genug, um ein großes Gewicht in die Wagschale eines Kampfes zu legen, der sich in so kleinen Verhältnissen bewegt, wie der Krieg in Yucatan. Als es im vorigen Jahre hieß, daß die Mayas, ermuthigt durch eine Sieg verheißende Prophezeiung, einen großen Schlag gegen den Westen vorbereiteten, da schickte die mexicanische Regierung Geschütz, 5000 Handfeuerwaffen und sogar einiges Geld nach Yucatan; an der Grenze gegen die östlichen Mayas bildete sie Militärkolonien. In Tabasko und in Veracruz ward Geld gesammelt, das zur Auslösung gefangener weißer Frauen aus den Händen der Mayas — durch die Vermittelung von Kaufleuten in Belize — dienen sollte.

In welcher Weise die unabhängigen Mayas leben, ist schwer in Erfahrung zu bringen. Wilde sind sie auf keinen Fall. Ihre Voreltern waren es nicht und das nomadische Leben des Jägers und Fischers setzt einen Reichthum an Wasser und Wild voraus, der sich in Yucatan durchaus nicht findet. Um leben zu können, müssen sie den Boden bestellen. Es verlautet, daß sie Mais und Gemüse pflanzen und für Rechnung der Engländer Farbehölzer fällen.

So viel ist also sicher: die Mayas sind fest angesessen. Was man sonst von ihnen aus dem Munde spanischer Creolen erfährt, klingt so abenteuerlich und ist so sehr von Haß eingegeben, daß man dem keinen Glauben schenken darf. Die spanischen Creolen sprechen von den Mayas als von Barbaren, die ihre Gefangenen grausam zu Tode marterten und im Stande wären, gleich Kannibalen ihre Opfer zu verzehren. Doch geben sie zu, daß man in Chan Santa Cruz auch für sanftere Regungen Gefühl habe. Man halte dort eine Musikbande von vierzig Köpfen und schenke jedem Spanier, der musikalisch sei, das Leben. Ein Wirth im Progreso, ein eingewanderter Altspanier, sagte mir: „Man nennt die Indianer Barbaren, aber in Wirklichkeit halten sie viel bessere Ordnung unter sich, als die weißen Politiker es unter uns thun.“ Nach den Erfahrungen, die ich in Mexico gemacht habe, bin ich geneigt, dies zu glauben.

Wahrscheinlicherweise sind die Mayas ganz zu ihren alten Sitten zurückgekehrt. Doch scheinen sie den katholischen Kultus, wenigstens zum Theil, beibehalten zu haben. Man spricht davon, daß sie religiöse Feste in Chan Santa Cruz feiern, bei denen das Symbol des Kreuzes eine Rolle spielt. Ferner erzählt man, daß ihr Oberhaupt Monarch und zugleich Priester sei. Eine solche theokratische Regierungsform würde hier ganz an ihrem Platze sein, denn die

Spanier fanden, wie bekannt, die Mayas unter der Herrschaft von Priestern und Adeligen.

Die Mayas sollen sehr abergläubisch sein. Das zeigte sich 1847 an einem eklatanten Beispiel. Damals waren ihrer 10 000 bis auf sechs Leguas von Mérida vorgedrungen. Die Stadt schien ihrem Anprall erliegen zu müssen. Die Städter selbst hatten ihre Sache fast schon aufgegeben; nachdem sie ihre Familien in spanisch-kubanische und in mexicanische Schiffe, welche so viele Tausende kaum zu fassen vermochten, obwohl sie zahlreich für diesen Zweck herbeigekommen waren, geflüchtet hatten, erwarteten sie wohlbewaffnet, durch Befestigungen geschützt, dennoch zagend, die Horden der Eingeborenen. Da kehrten diese plötzlich, anscheinend ohne Grund, um. Man behauptet, sie hätten sich durch eine Prophezeiung leiten lassen, welche ihnen geboten hätte, innezuhalten, weil ihnen der vollständige Sieg über die Spanier noch nicht beschieden sei. Wie groß die Anzahl der unabhängigen Mayas sein mag, darüber fehlt jede irgend zuverlässige Nachricht; ganz geringfügig kann sie wohl nicht sein, denn wie könnten sie sonst den Spaniern solchen Schrecken einflößen?

Ich denke, ein Forscher, der es wagte, bis Chan Santa Cruz vorzudringen, würde dort ein höchst interessantes Feld für ethnologische Studien finden. Seinen Weg würde er über Belize nehmen müssen. Die Reise würde kaum sehr theuer zu stehen kommen, denn der Reisende würde seinen Zweck am besten erreichen, wenn er allein, nur etwa von einem Farbigen aus Belize begleitet, ginge. So könnte er den Ausflug billig ausführen: freilich, das Leben könnte er ihm kosten.

Nekrologe.

— Im Mai vorigen Jahres starb zu Cadix der spanische Marokko-Reisende Joachim Gatell, dessen Reisen durch Veröffentlichungen im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft zuerst bekannt wurden. Eine vollständige Ausgabe derselben läßt jetzt die Geographische Gesellschaft zu Madrid erscheinen. Gatell bereiste fast den ganzen Westen des Landes, vornehmlich aber das Gebiet zwischen Mogador, Marokko und Tarudant, und südlich davon den Sus, Wed Nun und Tekna; seine Angaben und Itinerarien sollen namentlich für letztere Landschaften die einzigen zuverlässigen sein. Im Begriff, zu einer neuen Forschungsreise durch Marokko Spanien zu verlassen, starb er.

— Im Sommer 1879 ist in Dschelalabad Subadar Heider Schah, in der Geographie als „Havildar" bekannt, der Cholera erlegen. Er war einer jener indischen Eingeborenen, welche besonders von dem verstorbenen Obersten Montgomerie zu Aufnahmen in Tibet und Turkestan verwendet wurden, er speciell im Himalaja und Hindukusch, in Afghanistan und Buchara. So sind namentlich seine Reise 1872 von Kabul nach Buchara und die von 1873 über Kabul nach Badachschan und Darwaz am obern Oxus bemerkenswerth, durch welche unsere Karten und unsere Kenntniß jener Länder wesentliche Verbesserungen und Bereicherungen erfahren haben.

— Major Herbert Wood, geboren 17. Juli 1837, gestorben 8. Oktober 1879 in Chingleput (Madras). Er empfing eine militärische Erziehung, trat 1855 in das englisch-indische Heer, zeichnete sich bei der Bekämpfung des Sipoy-Aufstandes aus und diente dann bis an seinen Tod in dem Departement für öffentliche Bauten. Von Januar bis Juni 1868 ward er als Feldingenieur im abessinischen Kriege verwendet und hatte die Anlagen in Zulla unter sich. In der geographischen Welt wurde er dadurch bekannt, daß er 1874 vom Großfürsten Konstantin die Erlaubniß erhielt, die russische Expedition nach dem untern Amu-Darja zu begleiten. Seine Studien über die physische Geographie, speciell die verwickelte Hydrographie des Oxus und Jaxartes, legte er in den „Notes on the Lower Amu-darya, Syr-darya, and Lake Aral, in 1876" (Journ. of the R. Geogr. Soc. 1875) und in dem Buche „The Shores of Lake Aral" nieder.

— Bernhard von Cotta, der hervorragende Geognost, geboren 24. Oktober 1808 zu Klein-Zillbach bei Wasungen, gestorben 14. September 1879 zu Freiberg i. S. Er studirte 1827 bis 1831 in Freiberg die Bergbauwissenschaften und ward 1841 daselbst zum Professor der Geognosie und Versteinerungslehre ernannt, welche Stelle er bis 1874 bekleidete. Von seinen zahlreichen Arbeiten nennen wir hier: seine Mitarbeit (1833 bis 1842) an der „Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen"; die Geognostische Karte von Thüringen in vier Sektionen (1843 bis 1848); „Geologische Briefe aus den Alpen" (1850); „Die Erzlagerstätten Europas" (1861); „Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens" (1862); „Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien" (1864); „Ueber den innern Bau der Gebirge" (1851); „Geologische Bilder" (1852); „Die Geologie der Gegenwart" (1866); „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen" (1854); „Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten, als Resultat einer Reise im Auftrag des Kaisers von Rußland" (1871).

— Anton von Schiefner, geboren 18. Juli 1817 zu Reval, gestorben 10. November 1879 in St. Petersburg. Er studirte 1836 bis 1840 in letzterer Stadt die Rechte, darauf 1840 bis 1842 in Berlin Philologie, wirkte längere Zeit als Professor der alten Sprachen an einem Petersburger Gymnasium, ward 1852 Mitglied, 1863 auch Bibliothekar der dortigen Akademie und galt als der beste Kenner der mongolischen, turk-tatarischen und uralo-finnischen, besonders aber der tibetischen und kaukasischen Sprachen und des Buddhismus. Mit seltener Ausdauer hat er namentlich die Arbeiten zweier Gelehrten, des Finnen Alexander Castrén und des kaukasischen Sprachforschers Baron von Uslar, nutzbar gemacht und veröffentlicht. Die des erstern hat er fast nur aus dessen nachgelassenen Papieren herausgegeben. Castrén hatte in den Jahren 1838 bis 1849 unter den größten Entbehrungen die unwirthlichen Gegenden Norwegens, Lapplands und Sibiriens bereist, in denen die Völker finnischen Stammes hausen, und starb, mit in Folge dieser Anstrengungen, 39 Jahre alt im Jahre 1852. Seine „Reiseerinnerungen" und „Reiseberichte" gab Schiefner 1853 und 1856 heraus, ferner seine Grammatiken und Wörterverzeichnisse des Samojedischen, Tungusischen, Burntischen, Koibalischen, Karagassischen, Ostjakischen und Kottischen, seine ethnologischen Vorlesungen über die altaischen Völker und die über finnische Mythologie. Im Anschlusse hieran verfaßte Schiefner auch eine deutsche Uebersetzung des finnischen Epos „Kalewala" und eine solche der „Heldensagen der minussischen Tataren". Was Schiefner für die Arbeiten des Generals von Uslar über die Sprachen der Abchasen, Tschetschenzen, Kasikumüken, Awaren und Kürinen geleistet, ist des Nähern dargelegt in dem Aufsatze „Peter von Uslar und die kaukasischen Forschungen" „Globus" XXVIII, S. 108 bis 110.

— Am 16. December 1879 starb zu Göttigen Prof. Johann Eduard Wappäus, ordentlicher Professor für Geographie und Statistik und langjähriger Redakteur der „Göttinger Gelehrten Anzeigen". Geboren 17. Mai 1812 zu Hamburg als Sohn eines dortigen Rheders, widmete er sich

zuerst 1830/31 der Landwirthschaft auf der Akademie zu Möglin, bis ihn ein Brustleiden, das ihm Zeit seines Lebens zu schaffen machte und dem er schließlich erlag, zum Aufgeben dieses Berufes zwang. Er studirte nun 1831 bis 1833 in Berlin Staats- und Volkswirthschaft, hörte dort Carl Ritter, setzte seine Studien in Göttingen und Bonn fort und unternahm zu seiner Kräftigung eine Reise nach den Azoren und Brasilien. Ueber den Zeitpunkt, in welchem dieselbe stattfand, gehen die Angaben aus einander; nach den einen fällt sie in die Jahre 1833 bis 1834. Wappäus habilitirte sich dann 1840 als Privatdocent in Göttingen, wurde 1845 außerordentlicher und 1855 ordentlicher Professor. In Folge seiner Reise, auf welcher er Spanisch und Portugiesisch gründlich erlernte, blieb er mit Südamerika in dauerndem Verkehr, wie denn auch seine schriftstellerische Thätigkeit vorzüglich der amerikanischen Geographie und Entdeckungsgeschichte gewidmet war. Von seinen literarischen Arbeiten sind besonders zu nennen seine Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer (Göttingen, 1842); Darstellung der geographischen und statistischen Verhältnisse der Republik Südamerikas 1843; Deutsche Colonisation und Auswanderung, Leipzig 1846 und 1848; Beiträge zur Kunde Südamerikas 1848; Gedanken über nationale Handelspolitik 1851; Ueber die statistische Bedeutung der mittlern Lebensdauer 1860; Allgemeine Bevölkerungsstatistik, Bd. I und II, 1859 und 1861; wohl am bekanntesten aber ist seine Mitarbeit an dem Handbuch der Geographie und Statistik von Stein und Hörschelmann, für welches er die auf Amerika und Brasilien bezüglichen Theile (1855 ff. und 1871) der neuen Bearbeitung geliefert hat. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn biographische Studien, erstlich eine Lebensbeschreibung des Göttinger Historikers und Statistikers H. Achenwall, welche unvollendet geblieben ist, sodann die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Karl Ritter und dem Mineralogen Hausmann.

— William Hepworth Dixon, geboren 30. Juni 1821 zu Newton Heath, gestorben 27. December 1879. Obwohl nicht eigentlich Geograph, hat er doch durch seine großen Reisen und die namentlich ethnographisch werthvollen Beschreibungen derselben, auch durch seine Thätigkeit für den „Palestine Exploration Fund" sich um die Länderkunde wohl verdient gemacht. Er studirte Jurisprudenz, widmete sich aber später ausschließlich literarischen Arbeiten; seine zahlreichen Schriften auf dem Gebiete der Geschichte, Biographie, Politik, Kritik und des Romanes aufzuzählen ist hier nicht die Stelle. Hervorzuheben sind „Holy Land" (1865); „New America" (1867); „Free Russia" (1870) und „White Conquest" (1875; die Vereinigten Staaten behandelnd). Er bereiste 1864 Palästina und Aegypten, 1866 und 1874 die Vereinigten Staaten, 1869 Rußland und 1878 Cypern.

— Andreas David Mordtmann, einer der besten Kenner des türkischen Reiches, starb am 30. December 1879 zu Konstantinopel. Geboren 11. Februar 1811 zu Hamburg, lebte er seit 1845 zu Konstantinopel, erst als Gesandtschaftssekretär, dann von 1847 bis 1859 als Geschäftsträger und Generalkonsul der Hansestädte, darauf bis 1871 als Mitglied des türkischen Handelsraths und des Appellationsgerichts. Zuletzt war er Berichterstatter für die Augsburger „Allgemeine Zeitung", und wohl ein solcher, wie es zur Zeit keinen zweiten gerade über die türkischen Verhältnisse giebt. Seine Korrespondenzen sind, wie wir im „Globus" des Oefters betonten, unerschöpfliche Quellen für die Zeit- und Sittengeschichte. Mordtmann hat sich große Verdienste um die Geographie Kleinasiens erworben und in den Jahren 1850 bis 1858 nicht weniger als acht verschiedene Reisen durch jenes Land unternommen. Seine Beiträge zur alten Geographie des Orients und zur Erklärung der Keilinschriften und der Pehlewi-Münzen sind in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" und in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie enthalten. Außerdem veröffentlichte er eine deutsche Uebersetzung der arabischen Geographie des Istachri (1845); „Die Belagerung und Eroberung Konstantinopels 1453" (1858); „Die Amazonen" (1862) und mit Dethier „Epigraphik von Byzantion und Konstantinopolis bis 1453" (1864).

— Karl von Seebach, seit 1863 Professor der Geologie in Göttingen, geboren 13. August 1839 in Weimar, gestorben 21. Januar 1880 in Göttingen. Er studirte in Breslau, Berlin und Göttingen und bereiste Rußland, England, Centralamerika (1864 bis 1865), Santorin (1866) und Portugal (1878/79). Der Hauptgegenstand seiner Studien war der Bau der Vulkane und die Theorie des Erdbebens, doch starb er, ehe er die Resultate seiner Forschungen in einem größern Werke veröffentlichen konnte. Außer einem Berichte über seine Reise in Costarica (mit Karte) in Petermann's Mittheilungen Jahrgang 1865 und mehreren Vorträgen in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung über den Vulkan von Santorin, Centralamerika und den interoceanischen Kanal und die Meereswellen führen wir von seinen selbständigen Werken an: „Ueber die typischen Verschiedenheiten im Bau der Vulkane und deren Ursache" (1866); „Ueber den Vulkan von Santorin und die Eruption von 1866" (1866) und „Ueber das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872" (1873). Sein Werk „Reise in Centralamerika; Beiträge zur Geologie von Centralamerika" soll sich bereits im Drucke befinden.

— Der niederländische Marinelieutenant und Nordpolfahrer Koolemans Beijnen hat sich im jugendlichen Alter von 27 Jahren unlängst auf Borneo im Fieberwahnsinn selbst getödtet. Er betheiligte sich 1875 und 1876 an den beiden Nordfahrten der „Pandora" unter Kapitän Allen Young und 1878 an der ersten Expedition des „Willem Barends" unter de Bruyne als Offizier.

— Dr. Adolf Ficker, der Statistiker, starb am 12. März 1880 in Wien. Geb. 13. Juni 1816 in Olmütz, war er 1840 bis 1853 Gymnasiallehrer in Laibach und Czernowitz und wurde dann in die Direktion für administrative Statistik nach Wien berufen, an deren Spitze er 1864 trat. Seit 1873 war er Präsident der statistischen Centralkommission. Von seinen Schriften sind besonders zu nennen „Darstellung der Landwirthschaft und Montanindustrie der Bukowina" (Wien 1854); „Die Bevölkerung der österreichischen Monarchie" (Gotha 1860); „Die Bevölkerung Böhmens" (Wien 1864); „Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie" (Wien 1869) ꝛc. 1875 gründete er die „Statistische Monatsschrift".

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Auf Anregung und mit Unterstützung des verstorbenen Akademikers Schiefner, welcher bei seiner Bearbeitung des vorhandenen tungusischen Sprachmaterials zu der Ansicht gekommen war, daß die Tungusen früher auf einer höhern Kulturstufe gestanden haben müssen, hat Carl Hiekisch eine Monographie, die erste existirende, über jenes Volk ausgearbeitet und damit auf der Dorpater Universität den Grad eines Magisters der Geographie, Ethnographie und Statistik

erworben (Die Tungusen. Eine ethnologische Monographie. Inaugural-Dissertation von Carl Hiekisch. St. Petersburg 1879. Schnakenburg's Verlag in Dorpat). Es ist das eine recht interessante und willkommene kritische Zusammenstellung der vorhandenen Nachrichten über ein Volk, dessen nahe Verwandte, die Mandschu, in China über fast ein Drittel der Bevölkerung der Erde herrschen, während es selbst, von Süden her in Sibirien eingewandert und dort in einer Anzahl von etwa 70000 Seelen über weite Landstriche zerstreut, unter russischer Regierung ein mühseliges Jägerleben führt. Ausführlich werden zuerst die ältesten Quellen aus dem 17. und 18. Jahrhunderte besprochen, deren Verfasser abgesehen von zwei oder drei Holländern und zwei Schweden ausschließlich Deutsche sind (Brand, Messerschmidt, Gmelin, Müller, Fischer, Pallas, Georgi), wie ja auch viele sibirische Reisende des laufenden Jahrhunderts deutsche Namen tragen.

Die Tungusen, welche von anderen Stämmen durchsetzt, vom Stillen Ocean bis an den Jenissei und von den Grenzen Chinas (oder, rechnen wir die Mandschu hinzu, von der nördlichen Küste des Gelben Meeres) bis an das Eismeer hin angetroffen werden, sind dort nicht ursprünglich ansässig gewesen, sondern von Süden her eingewandert, und zwar aus der heute so genannten Mandschurei, wo das gefeierte Alpengebirge Schangan-Alin an der Grenze Koreas als ihr Urstitz angesehen wird. Vor den Mongolen sind dann die Tungusen nordwärts in die Wälder Sibiriens geflüchtet und sind dabei in der Kultur, die bei ihnen nach verschiedenen Anzeichen früher eine höhere gewesen ist, zurückgegangen. Dieselbe ist aber zu der Zeit, als das Volk Anfangs des 17. Jahrhunderts zuerst im Abendlande bekannt wurde, keine andere gewesen, als noch heutigen Tages. So ungeheuer das heute von Tungusen besetzte Gebiet auch ist, so war es früher doch noch ausgedehnter, wenigstens nach Nordosten hin; es sind bestimmte Zeugnisse vorhanden, daß sie dort den Tschuktschen haben weichen müssen. Sicher ist auch, daß sie, wie die meisten anderen Eingeborenen Sibiriens, an Zahl zusammenschwinden, und zwar durch Krankheiten, besonders Pocken, durch Verarmung, Verschuldung und Abnahme der Jagdthiere. Ihre Zahl giebt schon vor 150 Jahren v. Strahlenberg auf 70000 bis 80000 an, und damit stimmt die neueste Veranschlagung Rittich's, der sie auf 68000 schätzt. Auffallend ist, daß die Zahl der Männer fast durchgehends überwiegt, vielleicht weil viele Frauen von Russen geheirathet werden und damit aus ihrem Stammesverbande scheiden.

Die Tungusen nennen sich selbst, wie wir das bei so vielen Völkern finden, schlechthin „boje", „boja" oder „bye", d. i. Mensch; der Name „Tunguse" oder, wie er in den ältesten Quellen erscheint, „Tingoese", ist den Tataren entlehnt und kommt wahrscheinlich von tingis, tengis = See; er mag ihnen deshalb gegeben worden sein, weil sie sich mit Vorliebe an größeren Gewässern aufhalten. Castrén, der berühmte finnische Sprachforscher, hat darauf hingewiesen, daß mehrere finnische Stämme ihren Namen entweder von einem bestimmten Gewässer tragen (so nennen sich die Ostjaken Chandy-chui oder As-chui, d. h. Konda- oder Ob-Volk, die Permier Komy nach der Kama; Mordwa bedeutet „Volk am Wasser") oder ganz unbestimmt das Wort „Wasser" in demselben Platz finden lassen (so die Namen der Syrjänen, Mokschanen, Petscheren, der Woten, Wotjaken und Wessen). Die älteste Eintheilung der Tungusen nach ihrer Lebensweise in Renthier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Wald-Tungusen ist unstatthaft; denn es sind Fälle bekannt, daß einzelne Stämme ihre Lebensweise änderten, indem sie z. B. durch eine Seuche alle ihre Renthiere einbüßten und nun mit ihren Hunden die Jagd betrieben oder sich auf Pferdezucht legten. Dagegen giebt Hiekisch ein Verzeichniß von nahezu 150 echten Stammnamen, unter denen zwölf von Thiernamen, zwanzig von Oertlichkeiten im Allgemeinen oder Besonderen, drei von Pflanzennamen, vier von Zahl-Bezeichnungen, acht von Geräthschaften und anderen Dingen hergenommen sind.

Es würde uns hier zu weit führen, auf die nun folgenden beschreibenden Abschnitte über den körperlichen Typus der Tungusen, ihre physischen und geistigen Eigenschaften, über Kleidungen, Waffen, Geräthe, Lebensweise, Familienleben, Todtenbestattungen und religiöse Anschauungen näher einzugehen; doch wollen wir Einiges hervorheben.

Neben ihrer großen physischen Kraft, der Leichtigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Gewandtheit wird ihr persönlicher Muth, ihre Tapferkeit, ihre Intelligenz und ungewöhnlich scharfe Auffassungsgabe gerühmt. Sie sind fröhlich und sorglos, gutmüthig und gastfrei, zugleich aber leichtsinnig und leichtgläubig, oberflächlich im Urtheil und von unbeständigem Willen. Diebstahl ist fast unbekannt, Zweikämpfe in Folge von Beleidigungen, selbst zwischen den nächsten Verwandten, häufig. Wrangell nennt die Tungusen in Folge ihrer großen Lebhaftigkeit, Geselligkeit und ihres höflichen ceremoniellen Wesens die „Franzosen der Tundra", und Castrén sagt: „Die Tungusen sind ein feines, geputztes und elegantes Volk; man könnte sie mit Recht Sibiriens Adel nennen" (S. 68). Ihre Sinne sind gut ausgebildet, das Auge besonders scharf (S. 65); doch fand Middendorff eine fast unglaubliche Unfähigkeit, nahe verwandte Farben, wie Gelb, Grün und Blau, zu unterscheiden; nur die grellsten Töne der genannten Farben vermögen sie nach langem Abwägen zu erkennen. Alle dunkelen Farben sollen bei ihnen mit Schwarz zusammenfallen. Die meisten sind im Stande (S. 80), ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege zu beschreiben oder den Lauf der Flüsse zu demonstriren. Neugeborene Kinder erhalten ihren Namen nach dem ersten Gaste, welcher in die Jurte tritt, und so kommt es, daß häufig Knaben weibliche und Mädchen männliche Namen führen (S. 92). Die Todten werden in ausgehöhlten Baumstämmen oder in Kisten unter Beigabe von Waffen und Geräthschaften auf Bäumen ausgesetzt, um an der Luft zu verwesen, denn in der Erde hausen nach Ansicht der Tungusen die bösen Geister (S. 97). Was ihre religiösen Vorstellungen anlangt, so besitzen sie neben dem wohlbekannten Schamanenthume eine ganze Reihe höherer und niederer Gottheiten und zwar alle männlichen Geschlechts; ihre Anschauungen über dieselben zeigen in mancher Hinsicht Uebereinstimmung mit den Lehren der alten chinesischen Reichsreligion, und ein Zusammenhang zwischen beiden ist unzweifelhaft. Es hat sich bei den Tungusen die Verehrung der Sonne, des Mondes, der Sterne und des Feuers erhalten. Der über die ganze Welt verbreitete Glaube, daß bei Mondfinsternissen ein böser Geist das Gestirn verschlingen wolle, findet sich auch bei ihnen. Außerdem denken sie sich die meisten Naturgegenstände, Wasser, Berge, Wälder, Regen, Winde u. s. w., von höheren Wesen belebt und verehren gewisse Schutzgeister, z. B. der Kinder, der Frauen und Jungfrauen, der Renthierherden 2c. Diese Reste einer höhern Religion stammen noch aus der Zeit, als sie weiter südlich ihre Wohnsitze hatten; erst in Sibirien nahmen sie das Schamanenthum, den nordischen Geisterglauben mit seinen Beschwörungen, die Nekromantie u. s. w. an.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. III. (Mit vier Abbildungen.) — Kaschgarien. II. (Schluß.) — Prof. A. Sprenger: Doughty's Forschungen im nördlichen Arabien. (Mit einer Abbildung.) Carl Lamp: Der Widerstreit der spanischen Creolen und der Mayas in Yucatan. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaction 8. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

Hinter la Union geht es steil bergauf, und bald hat man die Höhenlinie von 2000 m hinter sich. In dem Gebüsche dort wächst die wilde Kartoffel (Solanum tuberosum), überdeckt mit großen, schönen, violetten Blüthen, und die Sträucher daneben sind Myrtaceen, deren Holz für die Kunsttischlerei sehr brauchbar wäre. Wiederum steigt man auf schlechtem, schlüpfrigem Pfade hinunter nach dem Dorfe Berruecos; aber die Rast daselbst wurde abgekürzt, als man erfuhr, daß die schwarzen Blattern herrschten und seit mehreren Tagen namentlich die Kinder hinwegrafften. So eilte man weiter nach Oloya (1913 m), wo Obdach und Beköstigung sehr viel zu wünschen übrig ließen. Um so großartiger, wenn auch etwas kahl, war der Blick von dort auf das Thal des Rio Juanambú und die Berghänge, zwischen denen seine Zuflüsse strömen. Am nächsten Morgen ritt André hinab zu jenem Flusse, dem „fürchterlichen Juanambú", wie ihn die colombianischen Dichter nennen. Der wilde Strom entspringt auf dem Paramo von Aponté und hat sich ein enges Bett zwischen senkrechten, nackten Porphyrfelsen gegraben; riesige Steinblöcke hemmen seinen Lauf und schäumend jagt das Wasser über dieselben hinweg. Es ist ein ergreifendes Schauspiel, das den Reisenden lange festhält; vergeblich wird er versuchen, seine wilde Größe zu schildern.

Beim Hinabsteigen kommt man bei einem kleinen trapiche (Mühle zum Zerquetschen des Zuckerrohres) vorbei; die Maschine besteht nur aus zwei Cylindern von grobem Holz und ist so primitiv, als man nur denken kann; aber ihre Lage auf einer kleinen Ebene ist überaus malerisch. Wenig südlich von la Cañada (1551 m) überschreitet man den Juanambú in einer Höhe von 1250 m auf einer schönen, aus Hau- und Ziegelsteinen erbauten, fünfbogigen Brücke. Dieselbe ist 60 m lang, 15 m hoch und wurde in den Jahren 1866 bis 1868 von dem Architekten Barretti erbaut; an der Brüstung erinnert eine Inschrift daran, daß „am 2. Mai 1814 die republikanische Armee unter dem General Antonio Nariño die Engschlucht des Juanambú, welche von 1300 Mann unter Befehl des Melchior Aymerida vertheidigt wurde, forcirte." Die Brücke liegt an einer Stelle, wo sich das Thal etwas erweitert. Dicht dabei, in einer Entfernung von nur 200 m, ergießt der Rio Buesaquillo sein schwarzes Gewässer in den Juanambú; sein steiniges Bett, an dessen trockenen Ufern Kakteen vom Genus Pilocereus wachsen, muß durchfurthet werden. Dann beginnt einer der längsten und mühsamsten Anstiege, die in Colombien Saumthieren überhaupt zugemuthet werden. Von 1250 m muß man nach Ortega in 1986 m Höhe hinaufklettern, d. h. 736 m hinter einander und zwar in engen Schluchten, wo sich zwei Maulthiere nicht ohne Gefahr ausweichen können, und die von riesigen Sandstein- und Porphyrblöcken überfäet sind, deren glatte Oberfläche die Thiere alle Augenblicke zu einem gefährlichen Sprunge zwingt. Zuletzt führt der Pfad an wilden Abhängen hin, die großartige Ausblicke gewähren, und man erreicht die wenigen Hütten von Ortega. Damit verließ der Reisende für lange Zeit die warme Region und hatte das Hochland, das Gebiet der kalten Nebel, der Bromeliaceen und Odontoglossen, wieder erreicht, in welchem er nun, sich stets dem Aequator nähernd, Wochen lang zubringen sollte. Zu beiden Seiten des Weges senken sich nun ansehnliche Thäler, von größerer Länge und

geringerer Schroffheit, hinab, ohne auch nur die gemäßigte Region zu erreichen. Ihre Hänge sind überall mit Pflanzen bedeckt; es sind Gesträuche, Berberitzen, Drimys, Ostromelen und zahlreiche Melastomaceen, auf denen allerlei Flechten von rothbrauner, grauer, gelber, schwarzer und weißer Farbe wuchern; der kurze Rasen der Wiesen, auf denen der Tritt der Maulthiere lautlos verhallt, wird durch niedliche Büschel violetter Gentianen angenehm unterbrochen. In der Hacienda Meneses kehrte der Reisende zur Nacht ein, zum letzten Male vor Pasto; da das Haus menschenleer war, machte er sich es nach Landessitte darin bequem und bereitete sich seinen ärmlichen Sancocho aus Vorräthen, die er bei sich führte.

Ein Garten in der kalten Region ist an sich eine Merkwürdigkeit; der in Meneses war zwar vernachlässigt und unfruchtbar, aber er gewährte doch André das Vergnügen, eine Reihe europäischer Gewächse wieder begrüßen zu können, wie Erdbeeren, Schalotten, Zwiebeln, Pfirsich-, Apfel- und Quittenbäume und einige dürftige Zierpflanzen, Lilien, Nelken, Rosen u. s. w. Jenseit der Hacienda, welche André am nächsten Tage in früher Stunde verließ, werden die weiten, sanft sich abdachenden Wiesenflächen durch zu Tage tretenden Glimmerschiefer unterbrochen; zur Linken, bei Buésaco, liegt ein stark magnetischer Porphyrfelsen, und nun wird der von schönen blühenden Sträuchern eingefaßte Weg, der zu dem 3300 m hohen Alto de Aranda ansteigt, wieder entsetzlich schlecht. Oben aber entschädigt dafür ein herrlicher Blick auf das 660 m tiefere Pasto; von üppigem Grün umgeben, liegt es in einem 2 bis 3 Stunden breiten, von Bergen eingeschlossenen Becken, deren höchster der abgestumpfte Kegel des Vulkans la Galera (4200 m) ist. Wohl bestellte hellgrüne Getreidefelder, von Hecken umgeben, wechseln mit Weiden ab, und hindurch schlängelt sich das Silberband des Rio Pasto. Daß die Gegend gut bevölkert ist, zeigen auch die zahlreichen Hütten halbcivilisirter Indianer, die an den Abhängen der Berge zerstreut sind und der Landschaft noch einen besondern Reiz verleihen. Ein steiler, schlecht gepflasterter, schlüpfriger Weg führte von oben in zwei Stunden hinab an das Thor von Pasto, in welches André am 29. April seinen Einzug hielt.

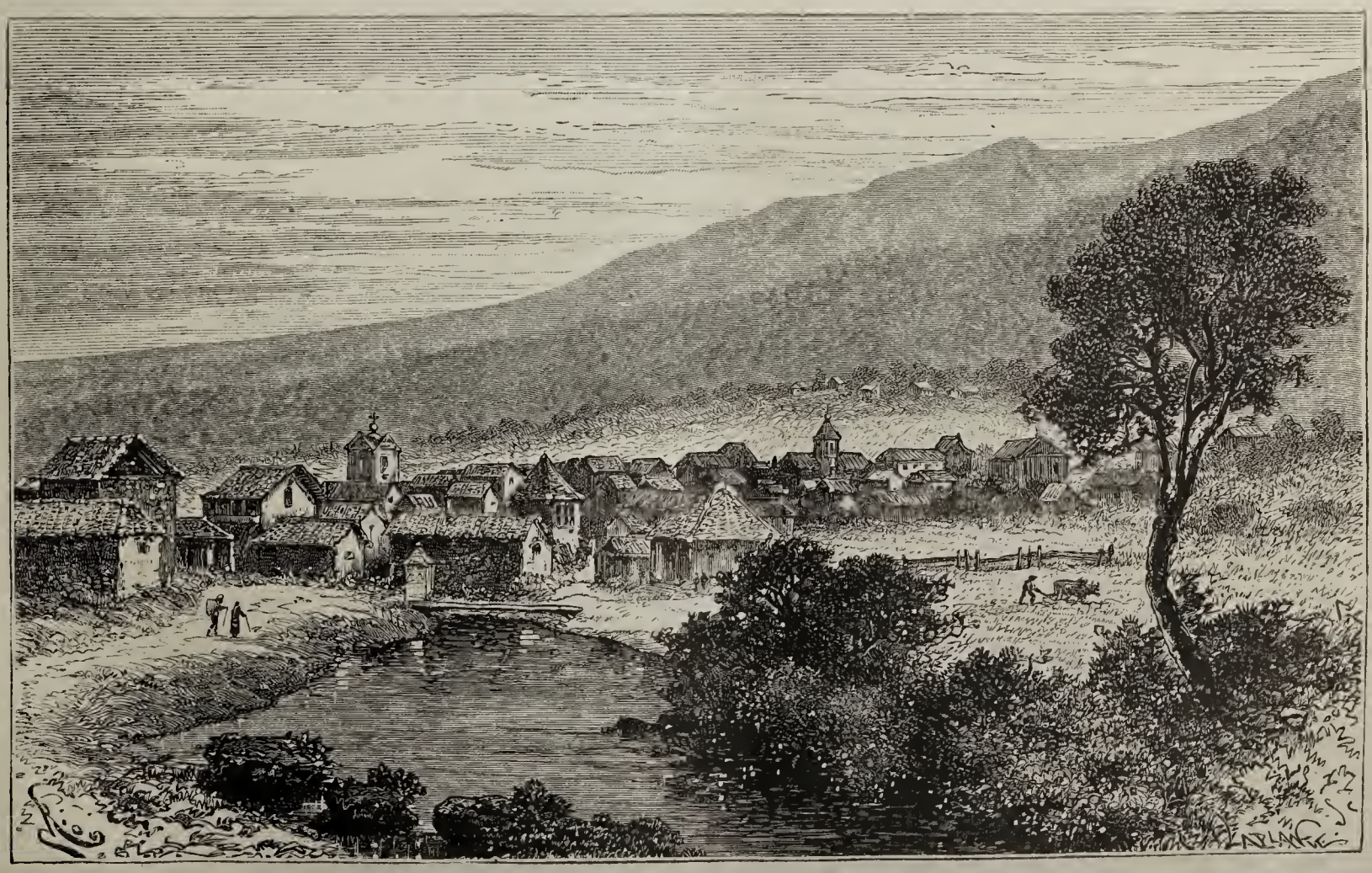
Die Zuckermühle am Juanambú.

Die Stadt straft den guten Eindruck, welchen sie von fern gesehen macht, bei näherer Bekanntschaft nicht Lügen: ihre geraden und breiten Straßen werden von hohen Häusern eingefaßt, über welche der viereckige Thurm der Kirche San Domingo und die schlankeren Glockenthürme der Kathedrale und von San Francisco hinausragen. Es ist wirklich eine Stadt, welche man betritt, kein Dorf, wie so viele andere; man sieht bald, daß die Spanier der Conquista sehr umsichtig wählten, als sie dies Bollwerk ihrer Macht im südlichen Neu-Granada anlegten.

Nachdem André mit vielen Umständen in den Besitz seiner seit sechs Monaten erwarteten Briefe aus Europa gelangt war, fand er leidliche Unterkunft in einem halb zerstörten alten Kloster bei Don Augustin Ramirez, welcher in demselben das wenig lohnende Gewerbe eines Druckers ausübte und gerade in helle Verzweiflung gerathen war über den schlechten Zustand einer Sendung Typen, die ihm von Neuyork zugegangen war. Das hinderte ihn aber nicht, dem Freunden gegenüber volle Gastfreundschaft zu üben, ihm sein eigenes Zimmer einzuräumen und seine Kisten zwischen den Pressen und Kasten der still stehenden Druckerei unterzubringen.

Der nächste Tag war Sonn- und Markttag; auf der ziemlich großen, nach einer Seite hin abfallenden Plaza mayor, welche auf der einen Seite von der Kathedrale, auf der andern von einer Reihe Häusern mit Arkaden begrenzt wird, herrschte reges Treiben, gehoben durch die lebhaften Farben der Trachten, unter denen Roth vorherrschte. Männer wie Frauen tragen den in der ganzen Gegend üblichen kleinen Strohhut mit hoch aufgerichteter Krämpe und ohne Besatz. Mit einigen Ausnahmen sieht man hier dieselben Produkte, wie in Bogotá; wir befinden uns hier in der kalten Zone: nur wenige Orangen und Citronen, indische Feigen und Bananen verriethen die Nachbarschaft eines mildern Klimas. Umfangreiche Haufen von Kartoffeln und Ocas, den Hauptnahrungsmitteln, waren dafür überall aufgeschüttet. Namentlich die Oca wird in der ganzen Gegend sehr stark gebaut; es ist das eine kleine Pflanze aus der Familie der Oxalideen (Oxalis tuberosa), welche ihre Heimath in den Anden hat und sich durch fleischigen Stengel, viertheilige Blätter, die an Treff-Aß erinnern, und kleine Dolden gelber Blüthen auszeichnet. Sie trägt auf leichtem, hügelig bebautem Boden reichlich Knollen von der Größe einer kleinen Kartoffel, von länglicher oder keulenförmiger Gestalt mit schuppigen Vertiefungen und von verschiedener Farbe. André bemerkte in Pasto etwa zehn Varietäten: rosafarbene, weiße, hellgelbe, violette, weinrothe u. s. w.; die ersten drei werden am meisten gebaut. Vor dem Genusse werden die Knollen mehrere Tage der Sonne ausgesetzt, um ihren Gehalt an Stärkemehl in Zucker zu verwandeln und ihnen die

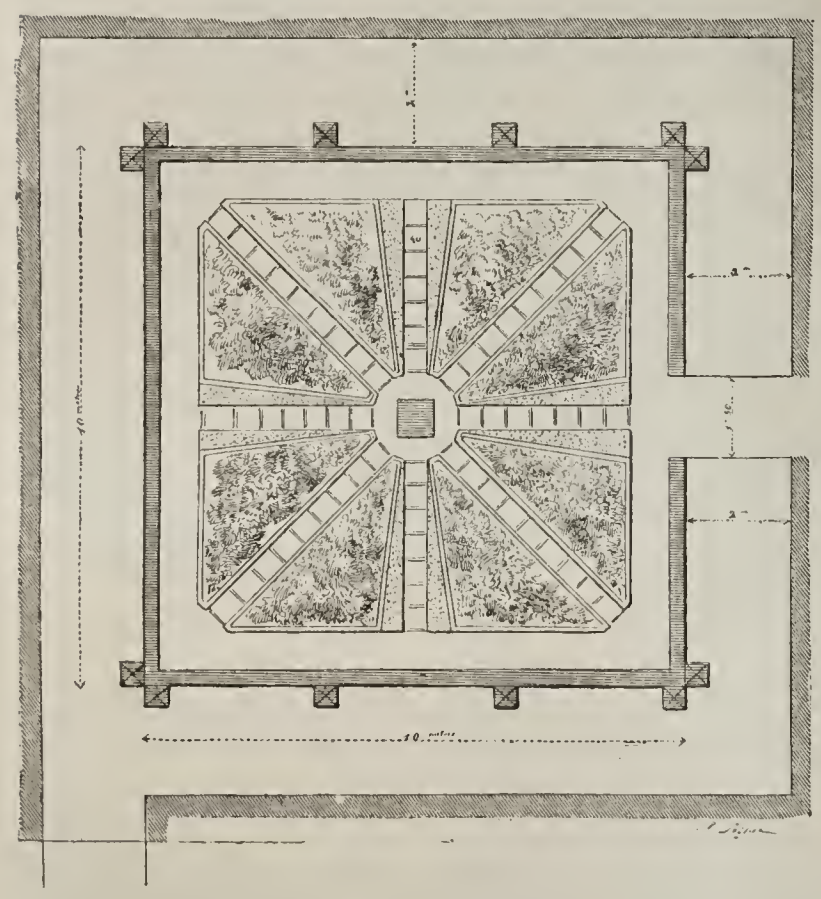
Die Brücke über den Juanambú.



Eingang von Pasto.

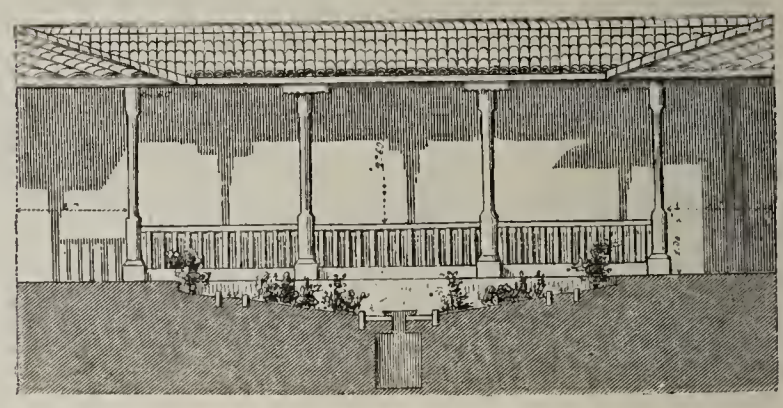
natürliche Säure zu nehmen. Dann kocht man sie in Wasser, entfernt die sehr feine Schale und hat dann eine mehlige, leicht säuerliche Speise von sehr feinem Geschmack, welcher die Acclimatisation der Oca in Europa wünschenswerth erscheinen läßt. Die bisher angestellten Versuche sind aber leider an Vorurtheilen oder schlechter Kultur gescheitert. Sonst ist unter den zu Markte kommenden Früchten noch die narangilla zu nennen, die sehr beliebte Frucht von Solanum galeatum von der Größe eines Apfels, goldiger Farbe und angenehm säuerlichem Geschmacke, welche die Pastusos (Einwohner von Pasto) den Apfelsinen vorziehen.

Pasto datirt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Unter großen Anstrengungen und Entbehrungen war Belalcazar 1536 von Quito aus durch die öde Gegend der ecuatorianischen Vulkane vorgedrungen und traf hier auf eine Oase mit üppigen Wiesen, die er demgemäß los pastos benannte. Mit den benachbarten Indianern hatte er indessen



Plan des Gartens und des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto.

schwere Kämpfe zu bestehen, in denen nur die bessere Bewaffnung und Kriegskunst der Spanier die Oberhand behielt. An der Stelle seines Lagers legte er darauf die kleine Stadt Madrigal an, dort, wo heute das Dorf Yacuanquer liegt. Dann aber mußte er seinem hart bedrängten General Pizarro in Peru zu Hülfe eilen und kehrte erst zwei Jahre später in diese Gegend zurück. Nun ließ er die Einwohner Madrigals in das fruchtbare Atris-Thal verpflanzen und die noch bestehende Stadt San Juan de Pasto oder Villaviciosa [1]) gründen, welche am 17. Juli 1539 vom spanischen Könige ihre Bestätigung erhielt. Anderthalb Jahrhunderte hindurch erhielt sie sich blühend, bis gegen das Jahr 1700 zahlreiche Familien nordwärts in das Cauca-Thal auswanderten und dadurch der Wohlstand der ganzen Gegend sank. Auch die Kampfeslust der Pastusos hat dazu beigetragen, ihre Stadt arg zu schädigen; im Befreiungskampfe blieben sie Spanien treu und hielten den „libertador" Bolivar lange im Schach, bis sie im Juni 1822 unterlagen. Selbst noch in neuerer Zeit haben sie sich ihren royalistischen und katholischen Sinn und ihren Haß gegen die Liberalen bewahrt und sich mehrfach gegen die Regierung des Staates Cauca empört. Dies sowohl wie das zerstörende Erdbeben von 1834 hat der Stadt schwere Wunden geschlagen, so daß vor etwa zwanzig Jahren ihre Einwohnerschaft sich auf nicht mehr als 8000 Seelen belief. Heute ist sie wieder auf 20 000 gestiegen. Straßen und Plätze sind breit und mit runden Kieseln gepflastert und haben einen Rinnstein in der Mitte, die Häuser, mit Ausnahme der ehemaligen Klöster, die jetzt fast alle in Ruinen liegen, stoßen an einander, sind ziemlich hoch und besitzen ein oberes Stockwerk; sie sind aus Holz und mit Stroh gemischtem Lehm erbaut und haben weit vorspringende Simse und mancherlei angeklebten Zierrath an ihren Façaden. Innen aber findet man nur dunkele, erschreckend kahle, mit viereckigen Thonfliesen gepflasterte, weiß angestrichene Räume. Die Fenster sind anstatt mit Glas mit viereckigen Stücken Musselin oder Calicot verschlossen, die Möbel sind höchst primitiv, und die Tischler bedienen sich nur der amerikanischen Säge; statt der Schlösser hat man Klinken mit



Durchschnitt des Hauses des Herrn Ramirez in Pasto.

Haken und Vorsteknagel. Den Mittelpunkt des Hauses bildet der Hof (patio) oder zuweilen ein in geometrischen Linien angelegter, aber schlecht gepflegter Garten mit verschiedenen europäischen Blumen, und um denselben läuft eine mit Ziegeln gedeckte Gallerie, die auf groben Pfosten ruht und in besseren Häusern mit einem hölzernen Geländer versehen ist. In den dunkelen Räumen sieht man die Frauen während der Mußestunden, deren ihnen die einfache Wirthschaft leider nur allzu viele läßt, auf einem Schemel sitzen oder auf einer Matte kauern und Cigarren rauchen; ihre einzige Beschäftigung besteht dann darin, daß sie den unaufhörlich von den Schultern herabrutschenden Shawl wieder hinaufziehen und die gleichfalls herabgleitenden Haarflechten zurückwerfen. Mit matten Schritten schleichen sie auch durch jene Gallerie und schleppen ihre schmutzigen langen Kleider hinter sich her. Die Möbel bestehen meist aus einem Tisch, einigen Holzschemeln und Regalen, auf denen, von dickem ehrwürdigen Staube bedeckt, in wüstem Durcheinander einzelne Bücher, Arzneiflaschen und Büchsen mit Eingemachtem stehen. So beschaffen ist die Durchschnittswohnung in Pasto; in den Hütten der Armen und in einzelnen besseren Häusern sieht es natürlich anders aus.

Pasto hat sich zum Glück einige Industrien bewahrt, die ihm eigenthümlich sind. Die Herstellung und der Vertrieb von Cobijas (dasselbe, was in Peru poncho bedeutet; Decke, Mantel), welche sich durch Haltbarkeit und schöne Farbe auszeichnen, beschäftigen viele Hände. Die Färbe-

[1]) Die Stadt liegt unter 79° 41' 40" westl. L. und 1° 13' 5" nördl. Br. 2638 m hoch, fast genau in gleicher Höhe mit Bogotá. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 14° 7'.

Grotte und Vulkan von Pasto (la Galera).

stoffe werden im Territorium des Caqueta von den Mocoas-Indianern aus Aschenlauge, Citronensaft, Schwefel und Schwefelsäure bereitet. Dieselben bringen auch den berühmten Lack von Pasto, den Saft der Elaeagia utilis, einer Rubiacee, von der östlichen Cordillere herbei; man braucht ihn zum Lackiren bemalter Holzgefäße, denen er große Haltbarkeit und Widerstandskraft gegen Hitze, Kälte und Wasser mittheilt.

Der Schwäche- und Krankheitszustand, in welchem inzwischen Jean Nötzli angelangt war, zwang den Reisenden, in Pasto einen längern Halt zu machen, und er benutzte diese Zeit zu einigen Ausflügen in die Umgebung. Der erste derselben galt dem in der Geschichte der Stadt so berühmten Vulkan la Galera, dessen Gipfel jene noch um 1460 m überragt. An einem schönen Morgen brach er auf und ritt über fette Weideplätze, die mit Vieh bedeckt und mit einem Walle von Trachytblöcken eingezäunt waren, gerade nach Westen. Auch diente eine schöne Agavenart mit graugrünen Blättern, verschieden von A. americana, als Einfassung. Weiterhin traf man Getreidefelder an, die wegen der kalten Winde im Juli und der geringen Wärme in solcher Höhe erst gegen Ende August zur Reife kommen. Weiter hinauf bei dem Weiler Anganoï wurde gerade mit primitiven Pflügen der Boden aufgelockert und Kartoffeln gesetzt; es giebt dort viele Hammel, die an Pflöcken angetüdert sind. Bald darauf hört der Anbau auf, die Vegetation wird dürftiger, und man erreicht die Stelle, wo der Kegel des Vulkans schroffer ansteigt, und von wo man einen besonders schönen und umfassenden Blick auf das Becken von Pasto genießt. Dann geht es steil bergauf zwischen niedrigen Gebüschen, Trachytblöcken, ziegelroth gebrannten Felsstücken und Bimssteinen zu der ersten der Grotten, welche noch vor gar nicht langer Zeit, manche noch jetzt, dem Vulkan als Seitenventile dienten und neben denen eine dichte Vegetation rankender oder krautartiger Pflanzen, Zwiebelgewächse und blühender Sträucher wucherte. Es fand sich darunter ein neues Farnkraut (Adiantum vulcanicum). Im Osten zeigten sich zwischen zwei Bergen die von der Morgensonne beleuchteten Häuser von Pasto.

El Perro curucho (las crucitas).

Das Folterinstrument Cepo in la Laguna.

Um den Krater des Vulkans Galera [1]) zu erreichen, braucht man 6 bis 7 Stunden; bis zu den Grotten „del Peligro“ aber sehr viel weniger. Die geräumigste unter denselben ist 300 bis 400 m lang und liegt im Trachyt; heiße Dämpfe (zu drei Vierteln kohlensaures Gas, der Rest Schwefelwasserstoffgas und Wasserdampf) dringen mit Getöse und in ziemlicher Menge aus ihr hervor. In der Nähe der Grotten, und zwar nicht nur in ihrer nächsten Umgebung, nimmt man eine ständige Bewegung des Erdbodens und dumpfe Detonationen wahr. Doch hat seit dem letzten Ausbruche im Jahre 1727 kein zweiter, und nicht einmal ein Erdbeben die Bewohner von Pasto erschreckt. Die Indianer erklären sich das einfach so: „Der Mund des Vulkans ist groß und weit offen; er kann nach Belieben athmen und uns in Ruhe lassen.“

Kaum nach Pasto zurückgekehrt, lernte André einen heitern alten Herrn, Don Juan Rodriguez, einen großen Freund von Reisen und Reisenden kennen, der sein ganzes Leben hindurch die Berge der Umgegend durchstreift hatte und nun den Fremden zu einer Wanderung nach der südöstlich von Pasto gelegenen Laguna Cocha aufforderte. Kaum hatte dieser eingewilligt, als Rodriguez auch alle Vorbereitungen zur Reise traf, die Peone auswählte, große Kürbisse und Trinkhörner mit Branntwein füllte, Reis, Mehl, Kaffee, Chokolate kaufte, Decken einpackte u. s. f. Er erklärte ferner, daß alle Pfade, die André bis dahin in Colombia kennen gelernt hätte, wahre „königliche Heerstraßen“ gegen den Weg zur Lagune seien und daß sich der Fremde demgemäß zu kleiden hätte. Zuletzt ging es fort, und zunächst nach dem Dorfe la Laguna, wo man frühstücken und die Maulthiere zurücklassen mußte. Die kleine Gesellschaft, welche anfangs die Reise ausführen wollte, nämlich André, Fritz, Rodriguez und sieben Knechte und Träger, war beträchtlich angeschwollen, weil eine Anzahl junger Pastusos mit wahrem Feuereifer die Erlaubniß erbeten hatte, sich anschließen zu dürfen. Jetzt zählte die Karawane 17 Seelen, darunter Alejandro Santander, Redacteur der Pastuser Zeitung „el Sur liberal“, seinen Bruder Apolinario und den Padre Jose Maria Lazo. Ein dreistündiger Ritt brachte sie nach dem Indianerdorfe la Laguna am Fuße der zu überschreitenden Cordillere. Der dortige Alcade erwartete sie vor seinem Hause, ließ ihre Thiere auf die Weide bringen und lud sie ein, ihr Frühstück sich in seiner Wohnung bereiten zu lassen. Nicht wenig erstaunte André, als er dort ein Folterwerkzeug in Gebrauch fand, das er längst verschollen glaubte, den Cepo. Es sind das zwei über einander liegende Balken, in welchen in gewissen Zwischenräumen Löcher angebracht sind, in welche eines oder beide Beine der Verurtheilten gesteckt werden. Auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegend muß der Unglückliche je nach seinem Vergehen längere oder kürzere Zeit in dem Blocke zubringen, und bei besonders schweren Fällen wird er außerdem noch durchgepeitscht. Daß solche Rohheit im Hause des Beamten selbst vor sich ging, empörte den Franzosen gewaltig.

Um zehn Uhr war die Gesellschaft bereit, die Wanderung über das Gebirge, welches hier den Namen Cordillera del Tabano führt, anzutreten. Ihre Ausstattung war höchst malerisch: auf Rodriguez' Rath hatten sie sich ihre Decken um die Hüften geschnallt, Badehosen angezogen, den Filzhut mit einem Sturmriemen befestigt, das scharfgeschliffene Waldmesser an den Gürtel gehängt und sich mit einem 6 Fuß langen Alpenstocke versehen. Anfangs ging es durch tiefen schwarzen Sumpf, dann in einem Seitenthale der Quebrada Jacueo aufwärts. Schon nach einer Stunde hatte der kalte Regen, das häufige Ausgleiten und Fallen, der Schmutz und die Dornen alle Theilnehmer auf das Gräßlichste zugerichtet. Ihre Alpargatas waren im Schlamme stecken geblieben, und barfuß marschirten sie weiter, anfangs im Gänsemarsche, später in einzelnen Abtheilungen und jeder auf eigene Faust. So mühsam unter solchen Umständen das Botanisiren auch war, so sammelte André doch einige interessante, zum Theil neue Species ein. Aber es kam noch schlimmer, als man die Gegend erreichte, welche die Eingeborenen (Mocoas-Indianer) den „Affenweg“ nennen. Jetzt mußte man mehr die Hände als die Füße gebrauchen, zwischen Wurzeln sich hindurchwinden, über Felsen klettern, durch Sumpflöcher waten u. s. w. Ringsumher wucherte die prächtigste Vegetation; auf einem unendlich mannigfaltigen Teppiche von Kryptogamen erhoben sich große Baumfarne; Thibandias streuten ihre bunten Blumendeckblätter und ihre rothen, grünen und gelben Blüthen aus; Bambu, Orchideen, Bromeliaceen überall.

Als man eine Höhe von etwa 3200 m erreicht hatte, zeigte sich wieder eine Art Weg in Gestalt einer engen mehrere Meter hohen Schlucht zwischen senkrechten Sandwänden, welche oben von einem unentwirrbaren Dickicht von Zweigen und Wurzeln überdeckt ist, so daß eine Art natürliche Katakombe entsteht, die el Perro enruncho heißt. An dem Eingange dieser merkwürdigen Bildung befindet sich in der rechten Wand eine kleine Aushöhlung, in welcher Heiligenbildchen und kleine Holzkreuze aufgestellt sind. Darum heißt die Stelle las Cruceitas.

Vier Stunden dauerte es, dann war der Alto de la Cruz, der höchste Punkt des Ueberganges, erreicht, von welchem aus man einen herrlichen Blick auf die Laguna Cocha genießt.

[1]) Dieser Name wird heute nur noch selten gebraucht; er rührte von einer Wolke in Gestalt einer Galeere her, die sich in früheren Zeiten häufig auf seinem Gipfel zeigte und angeblich stets Regen verkündete.

Einige Worte über die Orotschonen[1]).

L. St. Die Nertscha, ein Zufluß der Schilka, und die Karenga (Kirenga), ein Zufluß des Witim, laufen mit einander parallel, aber in verschiedenen Richtungen: die Nertscha von Norden nach Süden; die Karenga umgekehrt. Zwischen beiden Strömen zieht sich das Jablonowoi-Gebirge hin, biegt

[1]) Nach dem Russischen des „Sibir“ Jahrgang 1879 Nro. 28. (Die Orotschonen sind kein selbständiges Volk, sondern gehören zu den Tungusen. Man findet in verschiedenen Gegenden Sibiriens Eingeborene, welche Orotschonen, Orotschen oder Oruntschen genannt werden. Nach Castrén bezeichnen die Mandschu alle Tungusen mit dem Namen Orotschonen, weil oron auf Tungusisch Renthier bedeutet. Wegen der nur geringen Kunde über die Orotschonen darf die obige Mittheilung wohl auf Interesse rechnen.)

um den Ursprung der Nertscha herum und bildet weiter die Grenze zwischen dem transbaikalischen und jakutischen Gebiet. Die ganze von dichten, fast undurchdringlichen Wäldern — in Sibirien „Taiga“ genannt — bedeckte Gegend ist nur wenig bevölkert. Hier leben die nomadisirenden Orotschonen. Sie sind nicht sehr zahlreich; man unterscheidet vier Stämme. Ein Stamm wird Bultegir genannt; er zählt nur 74 männliche Individuen, von denen nicht mehr als 50 die Abgaben (Jassak) bezahlen können. Der Stamm wird in administrativer Hinsicht zum Bezirk von Urulginsk (Nertschinsk) gerechnet. Die anderen drei Stämme heißen die Banntow-Stämme und zahlen ihre Abgaben in Werchneudinsk.

Die Orotschonen sind von kleinem Wuchs, haben kurze etwas krumme Beine und stark entwickelte Wangenknochen. Ihr Haar ist schlicht, rauh und schwarz und wird im Nacken durch einen Riemen zusammengehalten. Sie nomadisiren Winters und Sommers in jenen Wäldern, suchen für ihre Renthiere Moos und für sich Wild. Auf die Frauen fällt die schwerste Arbeit: sie müssen mit ihren ärmlichen Jurten (Filzzelten) von einem Ort zum andern ziehen, da an keinem länger als zwei oder drei Tage verweilt wird. Die Jurten, in welchen die Orotschonen wohnen, sind kegelförmige Zelte: eine Anzahl Stangen wird an einem Ende zusammengebunden; die gebundenen Enden werden nach oben gerichtet, die unteren freien Enden auseinander gezogen, wodurch die Kegelgestalt bedingt wird. Während des Winters sind die Stangen mit den zusammengenäheten Fellen verschiedener Thiere (Reh, Moschusthier u. s. w.) bedeckt, des Sommers mit Birkenrinde. Wohlhabende benutzen die Felle von Hirschen oder jungen Renthieren, und verzieren die Felle mit der Rinde eines Baumes. Dieser Baum, welcher auf Orotschonisch Dulgikscha genannt wird, wächst an der Nordseite des Gebirges; seine nicht sehr dicke Rinde riecht der einer Espe ähnlich und wird beim Trocknen roth. An der Spitze der Jurte bleibt eine Oeffnung, um dem Rauch einen Durchlaß zu gewähren; im Innern errichtet man eine Art von Herd, über welchem der Kessel an einem eisernen Haken hängt. Die Thür der Jurte ist nach Süden gerichtet und wird durch ein Stück Fell verschlossen.

Unter dem in der Jurte befindlichen Hausgeräth sind cylindrisch gestaltete, aus Fellen zusammengenähete Behälter oder Säcke zu bemerken; dieselben sind mit Deckeln versehen und dienen dazu, um die verschiedenen zum Haushalt gehörigen Kleinigkeiten aufzubewahren. Beim Nomadisiren werden die gefüllten Säcke (pototschki) von den Renthieren getragen. Die benutzten Gefäße sind aus Holz oder Baumrinde.

Der ganze Reichthum der Orotschonen besteht in Renthieren; doch ist derselbe nicht groß; von allen in jener Gegend wohnenden Eingeborenen hat der reichste 700, ein anderer 500 Renthiere, dabei je 10 Pferde; wohlhabende besitzen 40 bis 100 Renthiere, die ärmsten nicht weniger als 7 bis 10. Die Renthiere sind für die Orotschonen von großer Bedeutung: sie liefern ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind die Transportmittel beim Nomadisiren.

Während die Frauen mit den Renthieren von einem Platz zum andern ziehen, und die schweren häuslichen Arbeiten ausführen, streifen die Männer mit der Flinte in der Hand durch die Wälder um zu jagen. Im Frühjahr stellen sie den Hirschen, Rehen, den Moschusthieren u. s. w. nach, im Winter den Eichhörnchen. Erlegt der Orotschone irgend eine Beute, so hat er einen Festtag: er ist nicht wählerisch und sorgt nie für die Zukunft. Hat er etwas, so denkt er nie an etwa kommende Tage der Noth, sondern verzehrt alles auf einmal; dafür aber kann er auch Tage lang hungern. Das Fleisch der erlegten Thiere wird gegessen; die Felle werden zu allerlei Geräthschaften verarbeitet; besonders geschätzt als Handelsartikel (für China) sind die Geweihe der im Frühjahr erlegten Hirsche; ferner die Moschusbeutel sowie die mit Baumrinde zierlich benäheten Pelzstiefel. Alle Felle, alles Pelzwerk, alle anderen Produkte bringen die Orotschonen den Russen zum Verkauf. Mit Pelzwerk vorzüglich bezahlen sie ihre Abgaben an die Krone; sie versammeln sich dazu mit ihren Jurten und Herden ein Mal im Jahre an der Nertscha etwas oberhalb der Niederlassung (Uluss) Kyker. Die einzelnen Stammesältesten nehmen hier den Jassak im Betrag von drei Rubel für jedes (männliche) Individuum entgegen, entweder baar oder in Fellen, um alles dem nächsten Regierungsbeamten zu übergeben. Dann zerstreuen sich die Orotschonen wieder und finden sich erst später hier und da wieder ein, um mit den Russen einen Tauschhandel zu treiben. Es geschieht dies drei Mal im Jahre: im Herbst um den 1. (13.) Oktober, im Winter um den 6. (18.) Januar und im Frühling um den 9. (21.) Mai herum. Handelsartikel der Russen sind vornehmlich Pulver, Blei und Getreide; die bestimmten Versammlungsorte werden Bolsary genannt.

Geregelte Begriffe von der Zeitrechnung haben die Orotschonen nicht; die Zeit der Versammlung wird nach dem Monde bestimmt, d. h. zur Zeit der Vollmonde, Neumonde u. s. w. Die Bewohner der nächsten Ortschaften haben stets ihre bekannten Orotschonen, mit welchen sie handeln, mit ihnen wird ein „Bolsar“ irgendwo an der Nertscha oder Kirenga verabredet; oft finden fast gleichzeitig an mehreren Stellen Zusammenkünfte statt. Sowohl die Russen, als auch Angehörige anderer Nationalität beobachten beim Handel mit den Orontschonen ein gleiches Verhalten. Wer sich auf den „Bolsar“ begiebt, nimmt einen, zwei oder noch mehr Eimer Branntwein mit, welcher beim Tauschhandel eine große Rolle spielt. Ferner bringt man Pulver, Blei, Mehl oder ungemahlenes Korn; einzelne bringen allerlei andere Waaren, gewöhnlichen Thee und Ziegelthee, weißen Zucker, chinesische Baumwollenzeuge, Tabak, kupferne Ringe, Theekessel, Nadeln, verschiedene bunte Glasperlen u. s. w. Sobald die Russen angelangt sind, werden sie von den bereits früher eingetroffenen Orotschonen besucht: natürlich werden die Gäste reichlich mit Branntwein bewirthet. Die Orotschonen sind große Verehrer des Branntweins und die Russen benutzen diesen Umstand, um ihre Freunde zu übervortheilen. Der Orotschone, nachdem er einmal Branntwein getrunken, ladet seine russischen Freunde nun in seine Jurte und bewirthet sie dort gleichfalls mit Branntwein, den er ihnen vorher abgekauft hat. Für ein halbes Stoof zahlen die Orotschonen nicht weniger als fünf Eichhörnchenfelle. Dies Vergnügen dauert zwei bis drei Tage und hört nicht eher auf, als bis aller Branntwein vertrunken ist; dann wird die Rechnung gemacht und nun beginnt erst der Tauschhandel.

Beim Handel gilt ein Pfund Pulver 15 Eichhörnchen, ein Pfund Blei 3 Eichhörnchen, 1 Pud Roggen 25, ein Pfund gewöhnlichen Thees 13, ein Pfund Ziegelthee 15, ein Pfund Zucker 7 Eichhörnchenfelle. Im Herbst versorgen sich die Orotschonen mit Pulver, Blei, Korn; die Russen nehmen alles, was man ihnen bietet; im Winter Eichhörnchen, Moschusbeutel, Füchse und verschiedene aus Fellen genähete Gegenstände; im Frühjahr Hirschgeweihe. Mitunter bleiben — nach Beendigung des Tauschhandels — die Orotschonen den Russen noch viel schuldig, wenn der Jagderfolg ein schlechter gewesen ist. Sie nehmen dann Mehl, Thee und Tabak, was ihnen bereits zum Bedürfniß geworden ist, im Voraus.

Einige Orotschonen, insbesondere die ärmeren, trinken statt des Thees einen Aufguß auf verschiedene Kräuter, oder mischen allerlei unter den Thee, z. B. Sauerklee oder einige auf Birkenstämmen wachsende Pilze. Jeder einigermaßen wohlhabende Orotschone besitzt einen kleinen kupfernen Kessel oder einen Theekessel; die reicheren haben auch andere Geschirre. Mehl findet sich bei den Reichen beständig, um etwa fehlende Fleischnahrung zu ersetzen. Aus dem Mehl wird einfach durch Anrühren mit Wasser ein Brei gemacht und dieser direkt auf Kohlen oder am Feuer gebacken. Die Orotschonen — Männer wie Frauen — tragen kurze Pelze (Tyrlyk genannt) mit einem kleinen Kragen, glattem Rückentheil, geradem Vordertheil; jedoch reichlich mit Falten. Bei Reichen sind die Pelze mit Seide eingefaßt, mit allerlei Flitterstaat verziert und mit Pelz verbrämt. Die Pelzstiefel (aus Rehfell) sind auch reich verziert und mit Seide ausgenähet, die Hosen sind aus Leder und die spitze Mütze aus irgend einem billigen Pelzwerk. In jüngster Zeit haben die Orotschonen angefangen, lange, faltige Röcke (chalat auf Russisch), Hemden und Hosen aus chinesischem Baumwollenzeug und anderen billigen Stoffen zu tragen. Sie kaufen die fertigen Gegenstände von den Russen und tragen sie, besonders die Hemden, ohne sie zu wechseln, so lange bis dieselben in Stücke zerfallen.

Im Allgemeinen führt der Orotschone kein beneidenswerthes Leben. Immerfort in den Wäldern umherziehend, stets nur darauf bedacht, wie er Nahrung finde, oft daran Mangel leidend, muß er Hunger und Kälte ertragen.

Der Orotschone ist abergläubisch, er verehrt verschiedene Götter, welche er an einen Baum nahe bei seiner Jurte befestigt, daneben hängt er ein Hasenfell. Er verehrt oder besser er fürchtet seine Schamanen, an welche er sich in allen schwierigen Lebenslagen wendet. Ist er krank, ist ihm ein Unglücksfall zugestoßen, will er seinen Jagderfolg im Voraus wissen, so wendet er sich an seinen Zauberer. Der Schamane kommt und befiehlt sofort ein Pferd oder ein Renthier zu tödten, dann beginnt er seine Vorstellung. Er setzt zuerst seine Mütze aufs Haupt: die Mütze ist einem Helm ähnlich, besteht aus Fellen, ist geschmückt mit buntfarbigen tuchenen oder ledernen Lappen; hinten hängt ein drei Finger breiter, ebenfalls mit allerlei Lappen verzierter Riemen fast bis auf den Fußboden; oft ist am Ende des Riemens eine kleine Glocke befestigt. Dann zieht der Schamane ein aus Fellen zusammengenähetes Gewand an, das auch mit Lappen, Riemchen und allerlei Thiergestalten ähnelnden Anhängseln geschmückt ist. In die Hand nimmt der Schamane ein Tambourin, welches aus einem Reifen mit Haut überspannt besteht, ferner einen kleinen wenig vertieften Teller aus rothem Kupfer, glattpolirt, so daß derselbe als Spiegel dienen kann. Augenzeugen berichten Folgendes: Ein Orotschone wandte sich an einen Schamanen mit der Bitte, ihm den Erfolg seiner Jagd vorauszusagen. Der Schamane befiehlt ein Pferd zu tödten. Man schneidet dem Pferde erst den Kopf ab, läßt jedoch am Nacken die Haut unversehrt, so daß man dieselbe längs dem Rücken mit dem Schweif zugleich abziehen kann; dann schneidet man dem Pferde die Beine ab. Die Haut des Pferdes sammt Kopf und Schweif breitet man am Boden der Jurte aus, so daß der Kopf rechts nach Osten, der Schweif nach links gerichtet ist, die Beine kommen seitlich zu liegen. Dann ergreift der Schamane das Tambourin, springt, tanzt, hüpft, krümmt sich, stößt allerlei Schreie aus, wirft sich aufs Fell in der Richtung zum Kopfe, als wollte er etwas hören, springt wieder auf, schlägt auf das Tambourin u. s. w. Dann schaut er in den Kupferspiegel und spricht einige Worte zu den Orotschonen, welche die ganze Zeit über im Kreise herum sitzen und von Zeit zu Zeit die Ausrufe des Schamanen wiederholen. Nach Beendigung der Ceremonie beginnt ein Zechgelage. Im Allgemeinen ist der Orotschone sehr erfreut, wenn es eine Gelegenheit zu einer Bewirthung giebt, denn es sind derartige Gelegenheiten, außer auf den „Bolsary", sehr selten.

Sobald der Knabe das Alter von 7 bis 8 Jahren erreicht hat, so sucht der Vater ihm eine Braut, was dem Wohlhabenden sehr bald gelingt. Im Allgemeinen verheirathen die Orotschonen sich sehr früh, schon mit 16 bis 17 Jahren; die Reichen nehmen zwei oder drei Frauen. Mitunter tauschen sie dabei, z. B. der eine nimmt dem andern seine Frau und giebt als Ersatz gleichsam dem Sohne des letztern die eigene Tochter. Sie erkennen nur die nächste Blutverwandtschaft an und zwar meist die von Seiten des Mannes. Der freiende Orotschone sendet einen Verwandten zu seinem zukünftigen Schwiegervater, damit sie sich über den Werth des Kalyms (Kaufpreis für die Braut) verständigen, welchen der Bräutigam beim Schwiegervater zu zahlen hat. Der Preis wird in Renthieren festgesetzt: die Armen geben 10, die Reichen 20, 30 und mehr Renthiere. Wenn der Bräutigam den Preis nicht sofort erlegen kann, so muß er ihn abarbeiten und dies geschieht, indem er nach der Hochzeit oft zwei Jahr bei seinem Schwiegervater leben und für diesen arbeiten muß. Die Braut erhält vom Vater eine Mitgift, welche gewöhnlich in einer Jurte nebst Zubehör besteht. Alles wird aber nach Maßgabe des gezahlten Kalyms eingerichtet. Zu einer bestimmten Frist kommen die Eltern der Braut und des Bräutigams an einem und demselben Ort zusammen und lagern sich. Der Bräutigam holt nicht die Braut, sondern der Vater schickt die Braut in Begleitung einer alten Anverwandten. Dabei werden alle Gegenstände der Mitgift auf Renthiere geladen; die Braut besteigt ein Renthier, die Begleiterin ein anderes, und der Vater führt das Renthier der Braut zur Jurte des Bräutigams. Sind alle hier angelangt, so ziehen sie zuerst ein Mal um die Jurte des Bräutigams herum, dann stellt die Braut ihre eigene Jurte daneben auf, bereitet in derselben irgend etwas zum Essen und bewirthet ihre Verwandten und Bekannten, welche im Kreise dasitzen. Der Bräutigam hält sich dabei sehr im Hintergrund. Hierbei werden auch Tänze ausgeführt. Die Orotschonen, Männer wie Weiber, stellen sich außerhalb der Jurte in einen Kreis, erheben sich abwechselnd dabei auf einem oder dem andern Bein und lassen einen einförmigen und eintönigen Gesang erschallen. Einer fängt an, die anderen fallen ein und singen im Takt: jechor-jechor-jechor-ro, odero-odero und Aehnliches. Bei der Hochzeit wie bei anderen Festen fehlt es nicht an Streit. Die Orotschonen sind sehr hitzig, streiten sich gern; deshalb schaffen die jungen Leute, sobald die Alten zu trinken anfangen, Flinten, Messer u. s. w. bei Seite.

Diebstahl und andere Verbrechen sind unter den Orotschonen äußerst selten. Die Jurten werden niemals verschlossen; das ganze unbedeutende Eigenthum liegt offen da; das Pelzwerk in jenen früher beschriebenen Behältern: es ist kein Fall bekannt, daß ein Orotschone den andern bestohlen hätte. Russische Jäger erzählen, daß äußerst selten, und nur im Fall der größten Noth aus Hunger, der Orotschone den Vorrath, welchen irgend ein Jäger für sich zurückgestellt hat, angreift. Doch haben die Orotschonen in der ältesten Zeit von ihren Handelsfreunden gelernt — einander zu betrügen. Mit Vorliebe überlisten sie gerade ihre russischen Freunde; sie geben z. B. ihr Wort, daß sie sicher an einem bestimmten Platz mit ihren Eichhörnchenfellen erscheinen werden. Aber sie kommen nicht, sondern ziehen an einen andern Handelsplatz und verkaufen ihre Waaren an einen andern Händler.

Eine schwangere Frau wird, sobald die Geburt naht, in eine besondere Jurte gebracht, woselbst nur eine alte Frau bei ihr bleibt. Drei bis vier Tage lang nach erfolgter Niederkunft nähert sich Niemand der Wöchnerin, weil letztere als unrein gilt. Erst nach dieser Zeit kann sie die Jurte verlassen, aber darf dabei nicht durch die Thür schreiten, sondern an der Seite wird dazu ein Fell aufgehoben. Dann geht das Leben wieder in althergebrachter Weise vor sich. Die Neugeborenen werden in Felle gewickelt und in ein geglättetes Stück Baumrinde gelegt; die Ränder des Stückes werden um Kopf und Füße geschlagen. Beim Wandern werden die Kinder in solcher Weise gut verpackt einem Renthiere angehängt.

Ist ein Orotschone gestorben, so wird irgendwo im Walde für ihn ein erhöhtes Grab hergerichtet: es werden dort starke und hohle Pfähle eingeschlagen, Querstangen darauf gelegt und wieder eine Art Kasten darauf gezimmert. Hier hinein legt man den angekleideten Leichnam, dazu die Pfeife nebst Feuerstein und Schwamm; hier hängt man den Kessel des Verstorbenen, mit durchstoßenem Boden, auf. Eine Frau wird in gleicher Weise bestattet, nur nicht so hoch; man giebt derselben ihr großes Messer (auf Orotschonisch „palma" genannt) mit, welches sie zeitlebens bei sich gehabt hat und mit welchem sie alle häuslichen Arbeiten verrichtete. Nach drei Tagen versammeln sich alle Verwandten und Bekannten am Grabe des Verstorbenen; jeder bringt etwas Branntwein mit; in der Nähe wird ein Renthier niedergestochen, Feuer angemacht und es beginnt ein Schmaus; dabei wird auch des Verstorbenen gedacht: man bringt ihm Fleisch und vergießt etwas Branntwein an seiner Seite.

Die ökonomische Lage der Orotschonen wird immer schwieriger. Früher, so erzählen sie, gab es vielerlei Thiere im Walde; früher waren sie reicher an Renthieren als jetzt; dabei brauchten sie wenig oder gar kein Getreide. Vor drei bis vier Jahren brach eine schwere Seuche unter den Renthieren aus, viele gingen zu Grunde. Die Jagd auf die Thiere im Walde ist jetzt mit großer Schwierigkeit verbunden, weil die Menge derselben entschieden abgenommen hat. Dann hat sich allmälig die Lebensweise der Orotschonen geändert; fast alle essen jetzt Brot, trinken Thee u. s. w. Viele unter ihnen, welche bei ihren Händlern in Schulden gerathen sind, begeben sich zu ihnen, um während des Sommers ihre Schuld durch eigene Arbeit abzutragen. Auf diese Weise werden die Orotschonen durch die Nothwendigkeit gezwungen ein seßhaftes Leben zu führen und sich an neue Lebensbedingungen zu gewöhnen. Viele, welche bereits an der Lebensweise der Russen Gefallen gefunden haben, kehren gar nicht mehr in die Wälder zurück, sondern bleiben in den Ortschaften, woselbst sie sich ihre eigenen Häuser einrichten.

Thomson's Expedition vom Njassa zum Tanganjika.

F. B. Im Jahre 1878 beschloß die Königl. Geographische Gesellschaft in London, auf Kosten ihres African Exploration Fund eine Forschungs-Expedition nach Ost-Afrika abzusenden; die derselben vorgeschriebene Aufgabe lautete: von der Küste bei Zanzibar südwestlich nach dem Nordende des Njassa-Sees zu ziehen und dann durch die noch ganz unerforschte Region nach Westen zum Südende des Tanganjika vorzudringen. Zum Anführer der Expedition wurde Keith Johnston, der Sohn des bekannten Kartographen, ernannt, dem der Geologe Joseph Thomson als Begleiter beigegeben wurde. Am 19. Mai 1879 verließ die Expedition, 140 Mann stark, den Küstenort Dar-es-Salaam und zog nach Südwesten ins Innere; doch schon am 28. Juni erlag Keith Johnston in Berobero im Kutulande, kaum 150 Miles von der Küste, dem Klima. Nun übernahm Thomson den Oberbefehl und führte die Expedition weiter; am 22. September gelang es ihm, bei Mbungo das Nordende des Njassa zu erreichen und somit den ersten Theil der ihm gestellten Aufgabe zu lösen [1]). Am 29. zog die Expedition nach Westen weiter, und 36 Tage später erreichte sie die Südspitze des Tanganjika. Die ersten Nachrichten über den Marsch durch diese gegen 250 Miles breite Region zwischen den beiden Seen, welche bisher auf unseren Karten einen gänzlich weißen Fleck bildete, enthält ein Brief Thomson's, der am 8. März vor der Königl. Geographischen Gesellschaft verlesen wurde, und welchem die folgenden Einzelheiten entnommen sind.

Nach siebentägiger Rast am Nordende des Njassa trat die Expedition den Weitermarsch nach Westen an. Das Land Konde (welches der englische Konsul Elton bei seinem unglücklichen Zuge vom Njassa nordwärts nach Ugogo im Jahre 1877 fälschlich Utschungu nannte) liegt an der nordwestlichen Ecke des Sees und nimmt daselbst einen dreieckigen Einschnitt in dem Centralplateau ein, dessen 6000 bis 8000 Fuß hoher Absturz es auf allen Seiten, außer im Osten, einschließt. In der Nähe des Sees zieht sich eine breite Ebene hin von wunderbarer Fruchtbarkeit und mit dichter Bevölkerung. Nach Nordwesten ziehend, verließ die Expedition das flache Land, um einen allmälig ansteigenden Bezirk zu kreuzen, der vom Dschumbaka-Fluß (Tschomboka bei Elton. Vergl. über dessen Reise „Globus" XXXIII, S. 344 bis 346) entwässert wird, und dessen wellenförmige Hügelketten mit Baumwuchs bedeckt sind. Nachdem die Höhe von 3000 Fuß erreicht worden, begann ein äußerst zerrissenes und bergiges Land, welches gute Weidegründe, aber wenig Baumwuchs aufweist und sich nicht für Ackerbau eignet. Das Land Konde wird von drei bedeutenden Strömen durchflossen: dem Lufira, welcher von den Ukinga-Bergen durch den hohen Mazote-Paß herabkommt, dem Dschumbaka, welcher mit dem Lufira fast parallel, aber durch das niedrigere Land fließt, und dem Lukuwiro, der südlich von dem großen Elephantensumpf in den Njassa mündet. Die Anzahl von Nebenflüssen des letztern Stromes ist wunderbar; in einer Stunde passirte Thomson sechs derselben, darunter zwei von bedeutender Stärke. Die Bewohner von Konde sind sämmtlich Eingeborene von Ukinga, die in Folge innerer Zwiste aus ihrer Gebirgsheimath ausgewandert sind. Im Süden von Konde liegt das wirkliche Utschungu. Die westliche Grenze von Konde wird von Thomson unter 33° 45′ östl. L. und 9° 22′ südl. Br. gelegt.

An diesem Punkte beginnt der äußerst steile Abhang des Plateaus, an welchem die Expedition von 3300 Fuß auf 6500 Fuß Höhe hinaufsteigen mußte, um in das Land

[1]) Vergl. „Globus" XXXVII, S. 93 und 144.

Njika zu gelangen[1]). Die ersten zwei Tagemärsche führten durch Hochland mit einer durchschnittlichen Höhe von etwa 7000 Fuß mit guten Weiden und vielen wohlbewaldeten Strecken. Der höchste von Thomson erreichte Punkt war in dem Munboja-Gebirge, einer von W.-N.-W. nach O.-S.-O. laufenden Bergkette, auf deren Scheitel das Barometer eine Höhe von 8180 Fuß über dem Meere angab. Von diesen Bergen senkt sich das Land allmälig nach Westen mit dürftigen Waldungen und wenigen fruchtbaren Stellen, bis unter $32^{3}/_{4}^{0}$ östl. L. die Höhe nur noch 3300 Fuß beträgt. Der ganze von der Expedition durchzogene Theil von Njika ist äußerst zerrissen und wird von einer sehr spärlichen Bevölkerung bewohnt, welche wenige Ziegen und hier und da einige Rinder hält, aber sehr wenig Ackerbau treibt. Das Volk ist aber ein äußerst muthiger und hochmüthiger Stamm, doch haben sie wenig Zusammhang unter einander, und jeder kleine Häuptling eines Dorfes muß sich allein gegen die Räuberbanden Merere's (s. „Globus" a. a. O.) vertheidigen, die fortwährend das Land heimsuchen. Im Westen wird Njika von dem Tschingambo-Gebirge begrenzt, welches von Norden nach Süden laufend, auf der östlichen Seite sehr steil von 3300 auf 5000 Fuß ansteigt, aber im Westen allmälig abfällt. Diese Berge wurden von der Expedition unter 32° 45' östl. L. und 9° 5' südl. Br. passirt; sie bilden die Wasserscheide zwischen den Seen Njassa, Tanganjika und Bangweolo. Es wurde nur ein einziger bedeutender Strom getroffen, alle anderen sind kleine Bäche, von welchen ein oder zwei in den Lukuwiro und somit in den Njassa münden, ein paar andere nach Süden zum Tschambesi fließen, also zum Gebiete des Kongo gehören, und die übrigen nach Nordwesten in den bereits seinem Namen nach bekannten Hikwa-See fallen.

Nach Uebersteigung der Tschingambo-Berge zog die Expedition in Injamuanga, ein kleines Land mit wenig Einwohnern unter dem Häuptling Mlila, ein; das ganze Land ist mit Wäldern bedeckt, in welchen sich nur wenig offene Stellen mit Graswuchs finden. Das Land senkt sich noch immer allmälig nach Westen, bis der Grenzfluß Mkaliza erreicht wird, welcher nach Süden fließt und von Thomson unter 32° 20' östl. L. gekreuzt wurde. Hier begann das Land Mambwe, dessen Name sich schon auf Livingstone's Karte findet. Es besteht abwechselnd aus Grasebenen und bewaldeten Hügelketten, welche bei Mulitschutschu, der Residenz des Häuptlings Kilimba, eine Höhe von 5000 Fuß erreichen; diese Erhebung behält das Land im Allgemeinen bis zum Süduser des Tanganjika bei. Der nördliche Theil von Mambwe bildet eine große Wasserscheide für die Gewässer, die in den Lofu und Luguwu fallen; ersterer Strom mündet als Nusunu in die südwestliche Ecke des Tanganjika. Nach Aussage der Führer fließt auch ein bedeutender Fluß, Wawa genannt, in den Hikwa-See. Ein weiteres Interesse giebt noch dieser Region eine große Quelle, welche in einem von den Ulungu- und Uwembe-Bergen gebildeten Winkel liegt, und aus welcher die Hauptquellflüsse sowohl des Lofu als des Luguwu entspringen. Den letztern Fluß, welcher dort Saisa genannt wird, kreuzte die Expedition eine viertel englische Meile östlich von dieser Quelle, wo er bereits 5 Fuß Tiefe und 12 Fuß Breite hatte. Der letzte Tagesmarsch führte durch das Hügelland Ulungu, welches als schmaler Streifen das ganze Südende des Tanganjika umgiebt. Am 4. November erblickte Thomson die glänzende Fläche des Sees, und am nächsten Tage zog die Expedition in das Dorf Pambete an seinem Süduser ein. Ausgenommen den beklagenswerthen Tod ihres ursprünglichen Anführers hatte die Expedition ohne Unfall und mit wenig Schwierigkeiten in 170 Tagen den Weg von der Küste bis zum See zurückgelegt. Am Nachmittage desselben Tages traf Stewart, der Führer der englischen Missionsexpedition, vom Njassa in Pambete ein; auch er hatte auf einem andern Wege keine Schwierigkeiten gefunden, so daß es zweifellos scheint, daß mit geringer Mühe ein guter und sicherer Handelsweg zwischen beiden Seen angelegt werden kann.

Nach seiner Ankunft am Tanganjika wurde Thomson von heftigen Fiebern ergriffen, doch gedachte er, am nächsten Tage am Westufer des Sees nach Norden zuziehen, um einen guten Lagerplatz für seine Expedition zu finden, sodann mit 30 Mann bis zum Lukuga weiterzugehen, diesem Fluß gegen 30 Miles weit hinab zu folgen und hierauf südwärts durch die noch unerforschten Länder zum Lager zurückzukehren. Die letzte Nachricht von dem bisher so erfolgreichen Forscher enthält eine telegraphische Depesche des englischen Konsuls Kirk in Zanzibar vom 1. März: „Thomson verließ Udschidschi am 16. Januar, kehrte über Uguha (am Westufer des Tanganjika) und Uhehe zurück. Trifft im Juni in Kilwa (Kiloa an der Küste) ein."

[1]) Es war also ein Irrthum, wenn die ersten Nachrichten über diese Reise (s. o. S. 144) von durchaus ebenem Lande sprachen, das zwischen Njassa und Tanganjika liegen sollte.

Zur physikalischen Geographie Madagaskars.

Eines der vorzüglichsten Werke, welches über die immer noch nicht genügende bekannte große Insel Madagaskar erschien, ist jenes des der Londoner Missionsgesellschaft angehörigen Rev. James Sibree jun., dessen Titel wir unten angeben[1]). Sibree hat darin nicht nur seine eigenen während eines langjährigen Aufenthalts auf der Insel gewonnenen Erfahrungen niedergelegt, sondern auch die ganze reiche Literatur über Madagaskar darin benutzt, namentlich auch das in Europa nur sehr wenig bekannte, seit einigen Jahren in der Hauptstadt der Howas erscheinende Antananarivo Annual. Wir beabsichtigen unseren Lesern nach und nach den wichtigsten Inhalt des Werkes auszugsweise vorzuführen und beginnen heute mit dem reichhaltigen und viel Neues bietenden Abschnitte über die physikalische Geographie Madagaskars.

Die „große centrale Bergkette" der Insel, die noch bis vor wenigen Jahren auf den Karten figurirte, existirt, wie wir namentlich seit den epochemachenden Untersuchungen und Reisen Alfred Grandidier's wissen, nicht. Dagegen ist uns jetzt ein bergiges Hochland im Innern bekannt, welches mehr den östlichen und nördlichen Theil einnimmt, und an das

[1]) The Great African Island. Chapters on Madagascar. A popular account of recent researches in the physical Geography, Geology and exploration of the country, and its natural history and botany; and in the origin and divisions, customs and language, superstitions, folklore and religious beliefs and practices of the different tribes. Together with illustration of scripture and early church history from native statists and missionary experience. With physical and ethnographical sketch-maps and four illustrations. London. Trübner and Comp. 1880.

sich im Westen sowie jenseit des 23. Grades südl. Br. ein weit tiefer gelegenes Areal anschließt. Roh bezeichnet kann man daher Madagaskar in zwei große Abtheilungen trennen: das innere Hochland von 1000 bis 1500 m Höhe und das umgebende Tiefland im Süden und Westen mit einer Erhebung von 120 bis 150 m.

Das Hochland besteht zumeist aus krystallinischen und primären Gesteinen. Bergketten durchziehen dasselbe nach allen Richtungen, steigen aber nirgends zu bedeutenden Höhen an. Die höchsten Spitzen der Insel, die Piks der Ankáratra-Berge, sind noch etwas unter 2740 m hoch. Ein großer Theil der Insel ist mit lichtrothen Thonen bedeckt, durch welche die granitischen und basaltischen Gesteine durchbrechen. Schwarzer fetter Alluvialboden, auf dem der Reis vorzüglich gedeiht, findet sich in der Nähe der Hauptstadt, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß manche dieser Alluvialebenen einst den Boden ehemaliger Seen ausmachten.

Ein großer Theil dieses Abschnitts von Madagaskar ist ein dürres, traurig aussehendes Land. Die langgestreckten haideartigen Hügel sind mit grobem Gras bedeckt, das am Ende der siebenmonatlichen regenlosen Periode braun und trocken aussieht. Innerhalb dieser Region aber zeigen die Vertiefungen und Thaleinschnitte eine üppige Vegetation und, wo die Bevölkerung lebt, dehnen sich die lichtgrünen Reisfelder aus. Trotz alledem fehlt es aber in Madagaskar auch nicht an großartigen Scenerien und landschaftlichen Schönheiten.

Ein Durchschnitt durch das Hochland von Ost nach West, etwa in der Breite der Hauptstadt Antananarivo, zeigt uns eine Depression im Mittelpunkt desselben, während im Osten und Westen die Ränder höher emporstehen. Vom Meere aus hat man in einigen Gegenden stufenweise bis zu 1200 und 1500 m anzusteigen, ehe man den Rand erreicht, während an anderen Stellen derselbe steil 900 m abfällt. Die Wasserscheide liegt nicht im Mittelpunkte der Insel, sondern mehr in der östlichen Hälfte. Viele Flüsse bahnen sich in herrlichen Schluchten ihren Weg durch den östlichen Wall und erreichen, nachdem sie Katarakten und Stromschnellen gebildet haben, den Ocean. Einzelne dieser Wasserfälle, wie der Matitanana, der 180 m in einem Sturze herabfällt, bieten ein großartiges Bild dar.

Der Betsiboka ist wohl der größte Strom Madagaskars. Mit seinem großen Nebenfluß Ikiopa bewässert er die Centralprovinz Imerina und erreicht nach einem fast nördlichen Laufe die Bembatoka-Bai an der Nordwestküste. Sibree giebt seine Länge auf 800 km an. Andere dem Westen zuströmende Flüsse, wie der Mania und der Matsiatra, sind indessen kaum minder lang als der Betsiboka. Letzterer ist von seiner Mündung an für flachgehende Dampfer 140 km weit schiffbar. Die nach Osten zu fließenden Ströme sind sämmtlich kürzer und an ihren Mündungen durch sandige Barren geschlossen, welche ein Produkt der ewigen durch die starken Südostpassate erzeugten Brandung sind.

Dieser fortgesetzte Kampf zwischen dem süßen und salzigen Wasser hat der ganzen Ostküste eine eigenthümliche geographische Physiognomie aufgedrückt, indem sich hier, rosenkranzförmig aneinandergereiht, auf Hunderte von Kilometern hin, Strandlagunen gebildet haben. Viele von diesen sind so langgezogen, daß sie wie ein Fluß erscheinen, der sich parallel dem Meeresgestade hinzieht; oft bilden sie auch größere Seen. So nahe liegen sie aber meistens bei einander, daß 50 km Kanalisation hinreichen würden, um sie alle miteinander zu verbinden und so entlang der Ostküste eine schöne fahrbare Wasserstraße von etwa 400 km Länge herzustellen.

Abgesehen von diesen Lagunen giebt es nur wenige Seen auf Madagaskar. Einer der größeren ist der Alaotra in der Provinz Sihanaka. Er ist 40 km lang und 6 bis 8 km breit. Am nächsten der Größe nach steht ihm alsdann der Itasy in Imerina, der nur 13 km lang ist.

Die niedrige Region Madagaskars besteht aus ausgedehnten Ebenen, welche noch nicht 100 m über dem Meere liegen, aber von wenigstens drei nordsüdlich verlaufenden Bergketten durchzogen werden. Eine derselben erstreckt sich in ununterbrochener Linie fast 1000 km weit. An der Ostküste finden wir von Fort Dauphin im Süden bis Foule Point, auf einer Entfernung von sieben Breitengraden, keine Bucht und die Küste fast in gerader Linie verlaufend. Nördlich davon erstreckt sich, gedeckt von der bergigen Halbinsel Maróa, die tiefe Antongilbucht ins Land und an der Nordspitze liegt einer der schönsten Häfen, die Diego Suarez-Bucht. Mehrere schöne Buchten zeigt auch die Nordwestküste, wo die Berge der vulkanischen Region bis dicht ans Meer herantreten und herrliche Landschaften bilden. Hier auch erhebt sich der Amber-Berg, eine Landmarke für vorüberfahrende Schiffer und nach Einigen 1800 m hoch.

Das Hauptgebirge Madagaskars ist die Ankaratra genannte Berggruppe in der Centralprovinz. Da sie sich aus dem bereits 1200 m hohen Hochlande erhebt, ist ihr Anblick keineswegs so imposant wie jener des Amber; sie bildet trotzdem aber ein schönes, majestätisches Gebirge mit fünf bis sechs Hauptgipfeln, welche in zwei sich kreuzenden Linien liegen. Sie wechseln von 2400 bis 2700 m Höhe und der höchste Gipfel, der Tsiafajavona („der, den die Nebel nicht erklettern können"), liegt 2728 m über dem Meere. Er ist zugleich der höchste Gipfel der Insel.

Ein höchst interessanter physikalischer Zug Madagaskars, der erst in der jüngsten Zeit erkannt wurde, ist das Vorhandensein eines fast ununterbrochenen Urwaldgürtels, der sich fast rings um die Insel herumzieht und im Allgemeinen der Küste parallel verläuft. Im östlichen Theile spaltet sich dieser Gürtel in zwei Theile, zwischen denen ein enges, aber 400 km langes Thal hinläuft. Der obere (westliche) Theil dieses Waldgürtels bekleidet den östlichen Abfall der Hochebene. Wo diese beiden gespaltenen Urwaldgürtel wieder zusammentreffen, etwa in der Breite der Insel St. Marie, beginnt der breiteste und dichteste Urwald, der sich an der Nordostküste und der Antongilbai bis dicht ans Meer erstreckt. Abgesehen von dem auf 3700 km Länge geschätzten Urwaldgürtel ist noch ein großer Theil der Insel im Westen und Süden bewaldet.

Daß die jüngere vulkanische Thätigkeit auf der Insel sehr zahlreiche Spuren hinterlassen hat und außerordentlich ausgedehnt ist, wurde gleichfalls erst in neuer Zeit erkannt. Im Nordwesten und auf der den Franzosen gehörigen Insel Nossibé hatte man sie allerdings schon länger erkannt. Daß in den Ankaratra-Bergen erst seit ganz kurzer Zeit erloschene Vulkane mit mächtigen Lavabetten liegen, zeigte der Missionär Campbell erst vor wenigen Jahren. Sibree selbst fand bereits 1866 zahlreiche kleine vulkanische Kegel am Itasy-See und später Dr. Mullens westlich von demselben ein Gebiet mit vierzig Kratern. Frische vulkanische Thätigkeit muß auch im Nordwesten geherrscht haben, wie die dort bis ins Meer reichenden Laven (den Minnow-Inseln gegenüber) beweisen.

Im Allgemeinen ist über die Geologie Madagaskars noch sehr wenig bekannt und noch kein einziger Fachmann hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, in dieser Richtung Forschungen anzustellen. Das wenige Bekannte stellt Sibree im Folgenden zusammen. Das Hochland, das einen großen Theil der Mitte, des Nordens und Ostens der Insel einnimmt, besteht aus Granit und Gneis, durchbrochen

von Basalten, welche im Allgemeinen die höchsten Gipfel der Insel bilden. Quarzadern, sowohl im Granit wie in den Thonen, werden häufig angetroffen und sehr schöne Bergkrystalle sind nicht selten. Die niedrigen Berge und Hochhaiden bestehen gewöhnlich aus dem lichtrothen Thon, der in der Tiefe manchmal in eine weiße kaolinartige Erde übergeht. Organische Einschlüsse werden nirgends in den Thonen gefunden, so daß ihre Altersbestimmung eine schwierige Sache ist. Auch von Schichtung ist wenig zu erkennen.

Jüngere als primäre Gebilde scheinen im Hochlande nicht vorhanden zu sein. Kalksteine werden südwestlich von den Ankaratra-Bergen bei Sirabe gefunden und von hier wird auch der meiste Baukalk für die Hauptstadt Antananarivo bezogen. Thonschiefer ist aus dem südlichen Theile des Hochlandes bekannt; Dach- und Tafelschiefer kommt aus dem Betsileolande.

Was das Tiefland im Westen und Süden sowie den schmalen Streifen an der Ostküste betrifft, so ist über dessen geologische Bildung etwas mehr bekannt. Hier finden wir die Schichten der spätern Tertiärzeit mit Fossilien und ebenso sekundäre Gebilde. Juraformation mit Nerinea wies Grandidier nach; auch fand er Nummulitenschichten mit Neritina Schmiedeliana und Foraminiferen. Aehnliches meldet 1877 J. Richardson aus dem Südwesten, aus dem obern Thale des St. Augustinflusses, wo er Neocom mit Ammoniten, Terebrateln, Rhynchonellen ꝛc. fand. Von Interesse sind die fossilen Reste eines Hippopotamus, die Grandidier im Südwesten entdeckte, da dieser Dickhäuter jetzt nicht mehr auf der Insel vorkommt. Von dorther stammen auch die subfossilen zwölf Zoll langen Eier des straußartigen Riesenvogels Aepyornis maximus, während im Nordwesten von den Franzosen Lignitlager gefunden wurden. Als jüngstes Zeichen der geologischen Thätigkeit ist hier das 300 bis 500 km lange, an der Südostküste sich hinziehende Korallenriff zu erwähnen. Von nutzbaren Mineralien kommen Eisen namentlich in Imerina in großer Menge, Silber, Kupfer und Steinsalz vor. Das Vorhandensein von Gold ist wahrscheinlich, doch verbieten einheimische Gesetze das Forschen nach edlen Metallen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Traditionen der ausgestorbenen Etschemin-Indianer.

a. Wir gelangten durch Zufall in den Besitz einer kleinen Schrift, die vor kaum 30 Jahren erschienen, jetzt in Amerika schon sehr selten geworden und dadurch von Wichtigkeit ist, daß sie die einzigen Nachrichten über die Etschemin-Indianer enthält. Um dem Inhalte weitere Verbreitung zu geben, veranstalten wir hier einen Auszug aus demselben. Der Titel lautet:

The Indian of New England. A Sketch of the Life of an Indian Hunter, ancient Traditions relating to the Etchemin Tribe etc. with vocabularies. By Joseph Barratt. Middletown, Connecticut, 1851.

Die Etschemin sind der ausgestorbene ehemals Connecticut bewohnende Indianerstamm, sie waren nahe Verwandte der Mikmak. Einer derselben, den Dr. Barratt ausfragte, und der noch völlige Kenntniß der alten Sprache besaß, machte genaue Mittheilungen über die Lebensweise und Traditionen seines Stammes. Letztere sind S. 7 bis 11 verzeichnet und von hohem Interesse.

Von diesen Traditionen beziehen sich viele auf Kullos-kahp (der lügende Mann) und auf Che-ku-nuks, die Schildkröte. Kullos-kahp wurde von seinem Volke hoch geachtet und die Schildkröte war sein Onkel. Der Erstere lebte einsam und unverheirathet, obgleich die vornehmsten jungen Squaws seine Frauen zu werden wünschten. Bei einer Hochzeit amüsirte er sich nun folgendermaßen.

Muh-gah-leep, das Karibu, hatte zwei hübsche Töchter, die beide gern den einsamen Kullos-kahp aus seinem ledigen Stande erlöst hätten; Kullos-kahp dachte jedoch anders. Er bittet die Schildkröte, eines der Mädchen zu heirathen und leiht dieser seine Kleider, damit sie zum Ziele gelange. Die Schildkröte besucht nun die Mädchen und gilt für Kullos-kahp. Nachdem sie dort gehörig bekannt geworden, befiehlt die alte Mutter heimlich einer ihrer Töchter, das Brautbett zurecht zu machen. Die darauf folgenden Abenteuer bieten den Indianern manchen Gesprächsstoff bei ihren Abendunterhaltungen.

Das nächste Abenteuer behandelt eine Moosethier-Jagd. Die Schildkröte kann mit den übrigen nicht gleichen Schritt halten und wird deshalb auf einen Schlitten (Tabougu) gesetzt. Auf dem Wege fällt sie herab und bleibt zurück. Sie erinnert sich dabei, daß ihr Neffe Kullos-Kahp noch hinter ihr ist, steckt ihre lange indianische Pfeife an und übergiebt sie ihm, um zu rauchen, als er nachkommt. Kullos-Kahp jedoch sagt: mein Onkel wird durch diesen Zweig, der sich über den Weg streckt, gehindert worden sein und hackt die Pfeife mit seinem Tomahawk durch [1]). Die so verlassene Schildkröte entdeckt jedoch einen Weg, um ihren Jagdgefährten nachzukommen. Sie geht zum Flusse, schwimmt auf dem Grunde desselben hin, kommt zuerst am Jagdplatze an, erlegt ein Moosethier und hat sich schon erquickt, als die anderen anlangen. Verwundert ruft sie dem jungen Muh-gah-leep zu: „Aber ihr marschirt schnell!" Nachdem die Jagd vorüber, wird das Wild auf den Schlitten geladen und alle kehren mit dem Moosefleisch zurück. Damit veranstalten sie eine große Schmauserei.

Das nächste Fest Kullos-Kahps wird folgendermaßen veranstaltet. Er veranlaßt seinen Oheim, die Schildkröte, an einem bestimmten Platze, wo ein Netz ausgeworfen ist, zu fischen. Ohne Zögern geht diese mit dem Steinkahne ab, fängt einen Walfisch und bringt diesen mit dem Steinkahne ans Ufer. Erstaunt über ihren Erfolg, geht die Schildkröte zu Kullos-Kahp und fragt, wie das Ungeheuer fortgebracht werden soll. Dieser sagt ihr, sie möge den Wal auf den Schultern zum Wigwam ihres Schwiegervaters, Muh-gah-leep (Caribu), bringen. Doch unterwegs erliegt sie unter der Last. Als dieses Muh-gah-leep entdeckt, ruft er seine Verwandten, um ihm beim Zerlegen des Wals zu helfen, denn er glaubt, die Schildkröte sei todt. Nachdem sie geschmaust, finden sie unter dem Wal die todte, von Maden bereits zerfressene Schildkröte. Kullos-Kahp geht aber zu ihr hin, versetzt ihr einen Stoß und sagt ihr, sie solle nicht so lange schlafen. „Ich habe lange hier geschlafen," antwortet die Schildkröte.

Wir erfahren nun, daß die Schildkrötenfrau einen Sohn gebärt, der fortwährend schreit. Ueber diese neue Musik ist die Schildkröte aber erzürnt und wendet sich um Rath an

---

[1]) Eigentlich Tumhegn. Vom Verbum tume-ta, schneiden, und Hegnu, ein schneidendes Instrument, a. a. O. S. 19.

Kullos-Kahp. Wie schreit er, fragt dieser. „Wah, wah" antwortet die Schildkröte. „Also verlangt er Eier, Eier" (wah = Ei). „Woher aber Eier nehmen?" fragt die Schildkröte. „Weißt Du nicht," sagt nun Kullos-Kahp, „wo wir die Eier sammeln?" Er schickte dann die Schildkröte mit ihrem leeren Schlitten hinter einen bestimmten Felsen, wo er wunderbarer Weise selbst eine Ladung Eier legte, die sie nach Hause brachten, wo nun ein Eierfest veranstaltet wurde.

Als die Gesellschaft versammelt war, erschien Kullos-Kahp unter den Gästen. Dann nahm er ein Ei und begann es mit dem Finger zu streichen, als ob er ihm einen Nasenstüber versetzen wolle. Worauf die Schildkröte rief: „Warum thust Du so, warum issest Du Dein Ei nicht auf?" Dieses that er aber zweimal, um die Schildkröte zu ärgern und sie seine Macht fühlen zu lassen.

Solche merkwürdige Thaten Kullos-Kahps erfüllten aber die Indianer mit Neid und sie trachteten den Mann zu tödten, der solche Wunder verrichtete. Chee-ku-nuks, die Schildkröte, trat dabei auf ihre Seite und versuchte die Sache auszuführen. Sie schlug Kullos-Kahp vor, er solle in seinem Steinkahne eine Reise nach einer wohlbekannten fernen Felsenklippe im Meere machen. Dorthin fuhren sie und während Kullos-Kahp auf dem Felsen einherschlenderte, ruderte die Schildkröte mit dem Kahne fort und ließ ihn auf dem Felsen allein, damit er dort umkomme. Als Kullos-Kahp diese Verrätherei entdeckte, stieg er auf einen Walfisch, der ihn ans Ufer brachte, wo er bei seiner Ankunft fröhlichen Gesang und Tanz vernahm. Man feierte seine Vernichtung. Da beschloß er sich zu rächen. Er verkleidete sich als eine alte Squaw und, da er so in den Wigwam eintreten wollte, fand er zwei Kröten als Wachen zu beiden Seiten der Thür. Da fragte er sie nach der Ursache der Fröhlichkeit. Die erste Kröte war ärgerlich über die Frage der vermeintlichen alten Squaw und blies sich stolz und hochfahrend auf, statt eine höfliche Antwort zu geben. Da ergriff sie Kullos-Kahp und drehte ihr die Nase ab und dann bediente er die zweite in der gleichen Manier. Seit jener Zeit, so sagen die Indianer, hat die Kröte keine Nase mehr.

Dann machte er sich auf, um Chee-ku-nuks zu suchen und ihn für seine Schlechtigkeit, Undankbarkeit und Verrätherei zu bestrafen. Als alte Squaw verkleidet betrat er das Zelt, schaute um sich und fand ihn tanzend. Er stellte sich hinter ihn, stieß ihn mit dem Messer in den Leib, so daß die Eingeweide hervorquollen, die er einem Hunde zu fressen gab, den er mit sich nahm.

Als Chee-ku-nuks sah, daß er so schwer verwundet war, schrie er laut: „Ich bin es, der verletzt wurde." Denn anfangs hatte er in der Tanzlust nicht sein Unheil bemerkt; so ward er für seine Verrätherei bestraft und daß er den Tod des wunderthätigen Kullos-Kahp herbeiführen wollte.

Asien.

— Ueber die Bewässerungsanlagen im Kreise Kazalinsk schreibt die Turkest. Ztg.: Der Einfall der Mongolen hatte die einst dicht bevölkerten Ufer des Syr-Darja zur Einöde gemacht, mit dem Einzuge der Russen ist neues Leben dort eingekehrt. Im Kreise Kazalinsk sind Dank der Thätigkeit des Kreischefs Herrn Abgrali die Erfolge ganz besonders bemerkenswerth. Durch Vernichtung der alten Bewässerungsgräben ist die Umgegend von Kazalinsk zu der jetzigen trostlosen Wüste geworden. Herr Abgrali erkannte die Bedeutung dieser verschütteten Lebensquellen und bemühte sich vor allem diese alten Kanäle wieder herzustellen. Dank seiner Initiative sind folgende Kanäle aufgeräumt worden: 1. Der Ber-Kazandy auf dem linken Ufer des Syr-Darja in gerader Richtung 45 Werst von Kazalinsk. Der aufgeräumte Kanal ist 11 Werst lang, beim Austritt aus dem Syr 17 Arschin breit und verengt sich auf 14 Arschin. Der Kanal füllt die Seengruppe Ber-Kazandy, die als Wasserbehälter für die Bewässerung der umliegenden Felder dient. Die Säuberungsarbeiten haben 1876 begonnen und 1879 sind schon an 10 000 Pud Getreide verschiedener Art ausgesäet worden. 2. Der Bau-dshidy, 6 Werst lang, 9 Arschin breit. Von diesem ganz verschütteten Kanal war kaum noch eine Spur vorhanden. Auf drei Werst ihm parallel ist hergestellt: 3. der Kara-aryk, circa 6 Werst lang. Beide zusammen bewässern an 2500 Pud Aussaat. Der Kara-aryk ist 1878 angelegt. Die erste Aussaat in diesem Jahre war Hirse. 4. Der Ergerek oder, wie die Kirghizen sagen, Abgrali's Kanal. Er ist aus dem Syr in die Ebene vor Ergerek geleitet. In gerader Richtung 10 Werst lang, ist er in Wirklichkeit viel länger, da er beim Austritt aus dem Syr einige Windungen macht, um ein größeres Gebiet der tragfähigen Uferlandschaft zu bewässern. Von 10 bis 14 Arschin breit, theilt er sich beim Eintritt in die Niederung von Ergerek in drei Kanäle, die drei verschiedenen Kirghizenstämmen zugehören, welche bei der Arbeit betheiligt waren. An den Arbeiten zur Wiederherstellung der Bewässerung in der Niederung von Ergerek waren 1878 thätig 4000 Mann und 1879 zur Reinigung und einigen Detailarbeiten 2000 Mann. Die ganze Masse der Arbeiter war beschäftigt 1878 während elf und 1879 während acht Tagen. Im vorigen Jahre waren in der Niederung von Ergerek 3000 Pud Getreide ausgesäet, in diesem Jahre bereits 5000 Pud, und diese Ziffer wird noch weiter steigen. 5. Der Dshany-aryk bei den Ruinen von Dshan-kent (Jangi-kent). Diese Arbeit ist noch im Gange. Der Kanal soll 30 Werst lang werden bei 9 Arschin Breite und Felder bewässern für 5000 Pud Aussaat.

Die Zeit für solche Arbeiten ist in Mittelasien der Frühling nach der Aussaat, oder der Herbst nach der Heimkehr von den Nomadenzügen, wenn der Boden schon feucht ist von den Herbstregen. Die Arbeiten dauern nie über zwei Monate, dafür aber geht die ganze Masse des Volkes an die Arbeit und nach alter Sitte werden auch die benachbarten Bezirke, Stämme oder Ansiedelungen zu ernsten Arbeiten aufgeboten. Die Leute erscheinen dann mit ihren Werkzeugen und leben auf eigene Kosten. Nur so ist die Ausführung so großartiger Bewässerungsanlagen möglich, die jeden, der Mittelasien kennen lernt, in Erstaunen setzen.

Eine weitere verdienstvolle Schöpfung von Abgrali ist die Wasserversorgung von Kazalinsk. Hoch auf dem Ufer des Syr gelegen kann die Stadt sein Wasser zur Bewässerung nicht benutzen. Beim leisesten Winde füllt ein dichter gesundheitsgefährlicher Staub die Luft und alle Vegetation erstirbt. Einige Pappelanpflanzungen werden mühsam durch Begießen aus Brunnen unterhalten. Die Bedeutung der Stadt ist dabei stetig im Wachsen. Herr Abgrali zeigte durch ein Beispiel die Möglichkeit Kazalinsk durch Schöpfräder mit Wasser zu versorgen, anstatt durch einen 29 Werst langen Kanal aus dem Syr-Darja von Bas-kar her. Er bepflanzte fünf Deßjatinen Land am Flußufer, nahe bei der Stadt, mit jungen Pappeln und stellte zum Begießen der jungen Bäume zwei Schöpfräder auf. Der Versuch gelang, die Bäume wuchsen bald zu einem dichten Gebüsch heran, die Räder arbeiten richtig auch bei ganz heftigem, ungünstigem Winde. Das Beispiel fand bald Nachahmung. In wenig Jahren werden die baumlosen Uferstrecken um Kazalinsk mit Waldparzellen von Pappeln und anderen dem Klima angemessenen Bäumen besetzt und wird damit ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Gegend gethan sein. Bald wird auch Kazalinsk selbst über die nöthige Menge Flußwasser verfügen, statt wie bisher nur auf Brunnen angewiesen zu sein.

Afrika.

— Auf S. 93 d. Bd. meldeten wir die Abreise derjenigen französischen Offiziere und Ingenieure, welchen die Vorarbeiten für eine künftig zu erbauende transsaharische Eisenbahn übertragen sind. Für dieselben haben die

Kammern eine Summe von 600 000 Francs bewilligt. Es werden in Algerien drei Expeditionen gebildet; die eine operirt in Algerien selbst, die zweite in der algerischen Sahara und wird nicht über el-Golea hinausgehen; die dritte, von einer Eskorte von Eingeborenen geleitet und unter dem Oberstlieutenant Flatters, soll von Wargla aus über das Ahaggar-Plateau nach dem Sudan vordringen. Die Pariser Anthropologische Gesellschaft hat die Erlaubniß erhalten, Fachleute behufs ethnologischer Studien jener Expedition beizugeben, und hat zunächst den Dr. Guyard mit der Leitung der betreffenden Arbeiten betraut.

— Zu Anfang Februar d. J. hat der Fürst Borghese in Begleitung des bekannten Dr. Pellegrino Mattenucci eine Reise nach Afrika angetreten; sie beabsichtigen über Chartum nach Darfur, Wadai und Bornu zu gehen und je nach den Umständen nach der Guineaküste oder nach den Syrten zurückzukehren.

— Mit anerkennenswerther Schnelligkeit hat Dr. Emil Holub die Veröffentlichung seines Reiseberichtes begonnen; bereits liegt uns die erste der etwa 30 Lieferungen (à 0,50 M.) vor, aus welchen derselbe bestehen soll. Den Verlag hat die Firma A. Hölder in Wien übernommen, welche in den letzten Jahren auch die Werke von Payer, Lehnert, Marno und Friedrich Müller's Allgemeine Ethnographie herausgab. Trefflicher Ausstattung dürfen wir uns danach versichert halten; es werden uns nicht weniger als mehrere hundert Original-Illustrationen und vier Karten verheißen. Auf beides darf man mit Recht gespannt sein; denn daß Holub ein geschickter Zeichner ist, beweisen schon seine Skizzen von Geräthschaften 2c. im vorigen Jahrgange der Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft. Die Karten aber versprechen uns eine sehr erwünschte Kontrole von Livingstone's Routen am Zambesi und von Serpa Pinto's demnächst zu erwartenden Aufnahmen. So weit sich nach dem Wenigen, was bis jetzt vorliegt, urtheilen läßt, sind Holub's „Sieben Jahre in Südafrika. Erlebnisse, Forschungsreisen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872 bis 1879)" spannend und gut geschrieben und enthalten weder jene Provinzialismen, welche in Büchern österreichischer Autoren so häufig sind, noch das gewundene Deutsch, welches viele Uebersetzungen englischer und französischer Reisewerke stellenweise verunziert. Als Arzt hatte der böhmische Reisende vielfache Gelegenheit, mit den Eingeborenen in nahe Berührung zu treten; wir dürfen also auch auf eine reiche ethnographische Ausbeute hoffen und sehen dem Erscheinen der weiteren Lieferungen (das Ganze mag etwa in Jahresfrist vollendet vorliegen) mit begreiflichem Interesse entgegen.

— Der Generalkonsul von Liberia in London hat nach den „Times" Mitte Februar die officielle Nachricht erhalten, daß die Republik Liberia in friedlicher Weise das landeinwärts angrenzende Königreich Medina sich einverleibt hat. Dasselbe soll sehr reich an Gold, Eisen, kostbaren Hölzern, Gummi, Kautschuk und Kaffeebäumen sein, 700 000 Einwohner zählen und wird nunmehr, von den Kaffeeplantagen am St.-Pauls-Flusse abgesehen, den reichsten und am meisten bevölkerten Theil der Republik bilden. In letzter Zeit herrscht in Liberia große Thätigkeit in der Agrikultur, da in fast allen kaffeebauenden Ländern starker Bedarf von liberianischen Kaffeesamen und -Pflanzen sich zeigte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Nach der Zählung vom 31. December 1878 betrug die Bevölkerung der Fidschi-Inseln 112272 Personen, davon 1902 Europäer (1876: 1569), 72 Asiaten, 3200 Polynesier und 107 098 Eingeborene. Die männliche Bevölkerung, 63 717 Seelen, überwiegt die weibliche, 48555 Seelen, bedeutend. Die Zahl der Geburten wird auf 2262 angegeben, die der Todesfälle auf 2244, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Angaben der Eingeborenen vollständig sind. Es wurden in dem benannten Jahre 1520 Polynesier (darunter 174 Frauen) als Arbeiter eingeführt und 709 verließen die Inseln. Die öffentlichen Einnahmen werden auf 61 021 Pf. St., die Ausgaben auf 65267 Pf. St., die Staatsschuld auf 100 000 Pf. St. angegeben. Der Werth der Einfuhr stieg auf 136 608 Pf. St., der Ausfuhr auf 192 865 Pf. St. Es liefen ein 124 Schiffe von 23180 Tonnen, aus 128 Schiffe von 24 080 Tonnen. Von den Staatsländereien wurden vor 1878 verschenkt oder verkauft 48765 Acres, während des Jahres 1878 21987 Acres; es sind also bis zu diesem Termin in Privathände übergegangen 70752 Acres. Mit Mais waren 1878 bestellt 2300 Acres, von denen man 46 000 Bushel erntete. Der Viehstand, von dem zum ersten Male eine Schätzung gemacht wurde, setzt sich zusammen aus 200 Pferden, 3000 Rindern, 3100 Schafen und 50 000 Schweinen. Officiell wird das Areal der Gruppe auf 8034 engl. Quadratmeilen, das der 70 bis 80 bewohnten Inseln auf 7740 engl. Quadratmeilen berechnet.

— Dr. Otto Finsch von Bremen, welcher im Auftrage der Berliner Humboldt-Stiftung die Inselwelt des Stillen Oceans bereist, ist am 21. August 1879 auf Jalnit (Dschalnit) eingetroffen und hat im Marshall-Archipel ethnographische Studien unternommen.

— Aus der Feder eines deutschen Konsuls, des Herrn F. Hernsheim auf der zum Ralikarchipel gehörigen Insel Jalnit (im Buche stets in Jalnit verdruckt), kommt ein kleiner recht dankenswerther „Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln" (Leipzig 1880, F. Thiel), ursprünglich zum Nutzen derjenigen seiner Landsleute, welche dorthin Beziehungen unterhalten, geschrieben und nicht für den Druck bestimmt. Das Buch enthält erstlich ein kurzes „alphabetisches Wörterverzeichniß der Marshall-Sprache" — die Bewohner der Marshall-Inseln sind reine Mikronesier und sprechen auf allen Inseln dieselbe mikronesische Sprache (Meinicke, Inseln des Stillen Oceans II, 332) —, ferner einen grammatikalischen Leitfaden, dann „Einiges über Land und Leute auf Jalnit" und schließlich 26 Tafeln mit Abbildungen, welche auf künstlerischen Werth keinen Anspruch machen, aber doch die landschaftliche Erscheinung der flachen Koralleninseln, ihre Vegetation, die Tracht ihrer Bewohner, ihre Tatnirungen, einzelne ihrer Erzeugnisse und ihre Boote recht gut veranschaulichen. So kurz (17 Oktavseiten) der ethnographische Theil des Büchleins ist, so enthält er doch manches Neue und vieles Interessante; klagt doch Meinicke (a. a. O. S. 317), daß unsere Kenntniß von Ralik so dürftig ist, daß man nicht einmal bestimmt weiß, wie groß die Zahl der Inseln dieser Abtheilung ist. Die Eingeborenen der nördlicheren Inseln, welche weniger von Fremden besucht werden und mehr Nahrungsmittel produciren, sind ein größerer, stärkerer Menschenschlag, ebenso die Häuptlinge und Könige; letztere sind große wohlgebaute Gestalten mit intelligenten angenehmen Zügen, hoher, wenn auch stark zurückfliehender, an den Schläfen eingedrückter Stirn, gut geformter, nicht sehr platter Nase, proportionirtem, hier und da sogar schön gebildetem Munde und ausgezeichneten weißen Zähnen. Die große Mehrzahl der Eingeborenen jedoch sind kleine schmächtige, schwache, früh alternde Menschen; die Weiber, mit mehr rundem Gesichte, noch kleiner und verkümmerter, mit dünnen fleischlosen Händen und verwelkend, ehe sie zur vollen Blüthe kommen. Die Hautfarbe, ein schmutziges Braun, variirt von Gelb- bis Schwarzbraun; die Haare sind schwarz, grob, glatt oder nur wenig gekräuselt, der Bartwuchs spärlich. Man unterscheidet vier Stände: Armidwon oder Kajur, der gemeine, besitzlose Mann; Leadagedag, dem die ersteren Nahrung zu bringen und zu gehorchen haben, und dem eigener Besitz gestattet ist; Budag, die Brüder und Söhne des Königs, und viertens der König oder Irod. Nachfolger des Königs ist dessen jüngerer Bruder; seine Macht hat seit dem Eintreffen der Missionäre bedeutend abgenommen. Von der Sittlichkeit der Einwohner ist wenig Erfreuliches zu melden. Jalnit hat auf seiner

Korallenbank, die einen Kreis von etwa 70 engl. Meilen beschreibt, im Ganzen 55 einzelne Inseln, von denen 34 auf der Ost- und 21 auf der Westseite liegen, und wovon 13 auf der Ost- und 12 auf der Westseite unbewohnt sind. Die Inseln sind zwischen 400 und 600 Yards breit, so daß alles Land vielleicht den Raum einer deutschen Quadratmeile bedecken dürfte. Hierauf leben 335 Männer, 398 Frauen und 273 Kinder. Die Eingeborenen sind vorzügliche Canoebauer und Schiffer und besitzen, was sehr interessant ist, eine eigene aus Stöckchen und Steinen verfertigte Karte der ganzen Marschall-Gruppe, von welcher Hernsheim eine Abbildung, aber leider nur eine sehr kurze und nicht ausreichende Erklärung giebt. Weiteres darüber zu erfahren wäre sehr erwünscht.

— Die Insel Rotuma, deren Besitzergreifung durch den englischen Gouverneur der Fidschi-Inseln, Sir Gordon, wir auf S. 179 meldeten, ist nach der Schilderung eines Times-Korrespondenten keineswegs ein sehr werthvoller Besitz. Sie ist nur circa 6 engl. Meilen lang, $2\frac{1}{2}$ breit, zwar fruchtbar und dicht bevölkert, aber ohne jeden Hafen und selbst beim ruhigsten Wetter von heftiger Brandung umgeben. Die gesammten Einwohner, berühmt wegen ihrer Kunstfertigkeit im Mattenflechten, sind Christen, aber zur einen Hälfte Wesleyaner, zur andern Katholiken, was zu steten Kämpfen und Blutvergießen und zuletzt zur Unterwerfung unter England geführt hat. Wenigstens die Hälfte der jungen Männer befindet sich stets auf See, wie sie sagen, weil sie sich den strengen Befehlen und harten Bestrafungen Seitens der Missionäre entziehen wollen. Der Korrespondent leugnet die unbillige Härte derselben nicht ab; auf Tongatabu z. B. haben sie Weiber, die Cigaretten rauchten, und Männer, die ohne europäisch gekleidet zu sein, hinter dem Palaste spazieren gingen, mit schweren Geldbußen bestraft. Von Sir Gordon ist zu erwarten, daß er bei aller Achtung vor den sonstigen Leistungen der geistlichen Herren diesem ihren tyrannischen Treiben rasch ein Ende bereiten wird.

* * *

— F. H. Cushing, welcher experimentelle Untersuchungen über die Art der Fabrikation von Töpferwaaren, Steinäxten und Feuersteinpfeilspitzen angestellt hat, indem er nur solche Werkzeuge benutzte, die auch der Urbevölkerung zu Gebote standen, gab auf einer Versammlung der United States Anthropological Society im vorigen Jahre eine interessante Beschreibung von der Herstellung von Feuersteingeräthen, wie sie von den vorgeschichtlichen Bewohnern Amerikas und Europas vor dem Gebrauche des Eisens gehandhabt worden ist. Die allgemeine Vorstellung, daß alle Steinpfeilspitzen ihre Form dadurch erhielten, daß man Splitter mit einem starken Steinhammer abschlug, leitete auch Cushing bei seinen ersten Versuchen; da er jedoch fand, daß es auf diese Weise unmöglich war, die feineren und künstlicheren Exemplare von indianischen Pfeilen nachzuahmen, und daß selbst die roheren Formen meist bei der Bearbeitung zerbrachen, so ward es ihm klar, daß die Indianer eine feinere Methode anwendeten. Nach vielen erfolglosen Versuchen entdeckte er zufällig, daß kleine Splitter von Feuersteinen viel sicherer und genauerer mit einem spitzen Knochen- oder Hornstäbchen abgebrochen werden können. Die scharfe Kante des Steins schneidet leicht in den Knochen, und wenn dieser nun plötzlich nach oben geschnellt wird, so springt an dem Punkte, welcher dem Drucke ausgesetzt war, ein Blättchen ab, und zwar in einer vorher zu bestimmenden Richtung. Bei diesem Verfahren des Abblätterns („Flaking", wie Cushing es im Gegensatz zu dem des Behauens nennt) konnten Lanzen- und Pfeilspitzen zu den zartesten und scheinbar zerbrechlichsten Formen mit einer Genauigkeit und Haltbarkeit bearbeitet werden, wie sie sonst nicht zu erreichen ist. Der Vortragende legte nun die verschiedenen Stufen seines Verfahrens dar, indem er damit begann, ein passendes Stück von einer größern Masse abzuschlagen, es dann mit einem Kiesel in eine Blattform mit spitzen Kanten brachte, denen er mit mehreren Schlägen eines Steinhammers eine rechtwinklige Gestalt gab, und endlich mit dem Abblätterungsinstrument aus Knochen den Pfeil zuspitzte und einkerbte.

— Der 56. Jahresbericht (für 1878) des Berliner Vereins für Ausbreitung des Christenthums unter den Juden enthält eine interessante Statistik über die Verbreitung der Juden auf Erden. Ihre Zahl ist heute etwa eben so groß, wie zu König David's Zeiten, nämlich zwischen 6 und 7 Millionen, davon in Europa etwa 5 Millionen, in Asien 200 000, in Afrika über 80 000 und in Amerika zwischen 1 und $1\frac{1}{2}$ Millionen. Ueber die Hälfte aller europäischen Juden (2 621 000) wohnen in Rußland; 1 375 000 in Oesterreich (575 000 allein in der polnischen Provinz Galizien); 512 000 in Deutschland, wovon 61 000 in der Provinz Posen. Rumänien ist mit 274 000 gesegnet, die Türkei mit 100 000. In Holland giebt es 70 000, in England 50 000, in Frankreich 49 000, in Italien 35 000, in Spanien und Portugal zwischen 2000 und 4000, in Schweden 1800 und in Norwegen 25. Ueber Dänemark und die Schweiz ist nichts angegeben. Berlin hat 45 000 Juden (ethnologisch gesprochen, d. h. mit Hinzurechnung der getauften aber noch viel mehr), also fast so viel wie ganz Frankreich und mehr wie Italien, Spanien, Portugal und Skandinavien zusammen genommen. Die Mehrzahl der afrikanischen Juden leben in Algier; außerdem findet man sie in Abessinien, längs der ganzen Nordküste und selbst in den Oasen der Sahara. Von den asiatischen Juden entfallen 20 000 auf Indien, 25 000 auf Palästina. Die Bevölkerung von Jerusalem umfaßt nach dem Bericht 7000 Mohammedaner, 5000 Christen und 13 500 Juden, die in deutsche, spanische und arabische zerfallen. Ueber Amerika enthält er keine Einzelheiten und giebt nur an, daß sich in Newyork 30 Synagogen befinden.

— Es sei uns gestattet, hier auf ein Werk von allgemeinerem Interesse aufmerksam zu machen, welches, in gemeinfaßlicher Darstellung geschrieben, als gute Ergänzung zu jeder geographischen Zeitschrift bezeichnet werden muß: Die Erde und ihr organisches Leben. Von Dr. Klein und Dr. Thomé (Stuttgart, W. Spemann. In circa 50 Lieferungen zu 0,50 M.). Beide Autoren sind auf naturwissenschaftlichem Gebiete wohl bekannt, und ihre Namen bürgen dafür, daß das zu einem geographischen Hausbuche bestimmte Werk auf der Höhe der Wissenschaft stehen wird. Der Ursprung der Gebirge, die Bildungsweise der Flachländer, der Thäler, der Flüsse, die Entstehung der Gewitter und Nordlichter, die Entwickelung und Verbreitung der Thiere und Pflanzen 2c. 2c., soll in fesselnder, allgemein verständlicher und dennoch streng wissenschaftlicher Weise dargestellt werden. Die Abbildungen der uns vorliegenden Lieferungen, von einigen Kärtchen zur Geschichte der Geographie abgesehen, sind gut und anschaulich.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. IV. (Mit acht Abbildungen.) — Einige Worte über die Orotschonen. — Thomson's Expedition vom Njassa zum Tanganjika. — Zur physikalischen Geographie Madagaskars. — Aus allen Erdtheilen: Die Traditionen der ausgestorbenen Etschemin-Indianer. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 17. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Literarische Anzeige, betreffend: Naturhistorische Handbücher. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann (K. Thienemann's Verlag).

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

V.

Die Aussicht vom Alto de la Cruz auf die Laguna Cocha [1]) ist wahrhaft großartig. Ringsum lösten sich die Dünste, die sich fortgesetzt auf den Paramos (so heißen die rauhen, unbewohnten Gebirgseinöden in 3000 bis 3500 m Höhe) kondensiren, in feinen Regen auf, der im Glanze der Sonnenstrahlen in allen Farben schillerte und der krautartigen Vegetation eine unvergleichliche Frische verlieh. Zur Linken ragt der Kegel des Vulkans Bordoncillo oder Patascoï in die Lüfte, an dessen Abhängen der mächtige Zufluß des Amazonenstromes, der Putumayo oder Içа, seine Quellen hat. Gegen Süden aber zog sich zu den Füßen der Reisenden in seiner ganzen Länge der See hin, dessen Oberfläche durch die vereinte Wirkung von Licht und Schatten wie polirtes Stahl erglänzte; dahinter erhoben sich höhere Berge, deren Faltungen die Schluchten verriethen, welche der Cocha Wasser zuführen. Zur Linken erhebt sich die ganz bewaldete Insel Corotá aus den Fluthen, und fern im Westen verschwindet die Wasserfläche jenseit des vierten Landvorsprungs im silbernen Dunste.

Während die Gesellschaft in den schönen Ausblick sich versenkend ruhte, kamen auf dem steinigen Wege vom See her zwei Mocoas- (oder Mocoanas-) Indianerinnen heraufgestiegen und machten Halt, erstaunt, daß sich Weiße in ihr Gebiet gewagt hatten. Sie waren nothdürftig mit einem Schurze um den Leib und einem hochkrämpigen Strohhute, wie sie in Pasto fabricirt werden, bekleidet. Der Pater Lazo fragte die jüngere von beiden in der Mocoa-Sprache aus und erfuhr, daß sie, wie ihre Mutter, das Geschäft einer cargnadera betreibe, d. h. auf den früher beschriebenen entsetzlichen Wegen Lack, Sassaparille, Farbstoffe, Hängematten und andere Dinge nach Pasto trage, welche von ihren Landsleuten der heißen Region gesammelt oder verfertigt werden. Auf alle Fragen des Padre, der sich anscheinend wenig schicklich dabei benahm, antwortete sie mit weicher Stimme und hohem Respekt und vergaß nicht, ihm, ehe sie weiter ging, die Hand zu küssen. André hatte sie während dessen beobachtet und von ihr folgende Beschreibung aufgezeichnet: rußbraune, glänzende Farbe, abgestutzte, krumme Nase mit feiner Spitze, großer wohlgestalteter Mund, schräge Augen, halblange, dicke, straffe, schwarze glänzende Haare, die in zwei vollen Büscheln auf Ohren und Schultern herabfallen, volle fleischige Arme und Beine, zarte Extremitäten und sehr breite Schultern.

Auf zwei langen Stufenreihen, den escaleras grandes und chiquitas, steigt man vom Alto de la Cruz zum See hinunter; kletternd, kriechend, gleitend legte die Gesellschaft die schlimme Strecke zurück und erreichte kurz vor Anbruch der Nacht vollständig ermattet das Nachtquartier, den Rancho de Casapamba, der auf einem Hügel etwa 100 m über dem Spiegel des Sees liegt. Es war kalt, die Reisenden waren bis auf die Haut durchnäßt und sehnten sich mehr nach dem wärmenden Feuer, als dem Abendessen. Als man sich aber ein wenig geruht hatte und Musterung hielt, fehlten nicht weniger als sechs; vier davon waren nach Angabe der Peone verzweifelnd nach Pasto zurückgekehrt — aber

[1]) Laguna Cocha ist ein Pleonasmus, da Cocha in der Sprache aller Indianer dieser Gegend dasselbe bedeutet, wie Laguna im Spanischen. André schlägt statt des obigen, freilich eingewurzelten Namen vor, den See nach seiner größten Insel Laguna Corotá zu nennen.

die beiden anderen, der Padre und Apolinario Santander, waren verschwunden, und kein Rufen und Schießen lockte sie herbei. Auch wollte und konnte niemand, da es inzwischen vollständig dunkel geworden war und unaufhörlich ein feiner kalter Regen herabrieselte, sich auf die Suche begeben. Erst am nächsten Morgen machten sich zwei Männer nach den Vermißten auf den Weg, während Ramirez, Scherff und André in Begleitung von drei Peonen dem See zuschritten, der von einem breiten Schilfgürtel umgeben ist. Nach wie vor hielt der Regen an und wurde eher stärker, als daß er nachließ, während man andererseits bald auf überschwemmtes Terrain gelangte. Im Gänsemarsche zogen die sechs einher, den Kopf gesenkt und bis an die Knie oder den Bauch im Wasser je nach der Bodenbeschaffenheit, und suchten sich zwischen den Erdhügeln, auf denen Cassien, Osmunda cinnamomea und niedliches rothes Schaumkraut wuchsen, ihren Weg. Die Peone trugen ein paar im Walde geschnittene Ruderstangen, um ein Boot, das auf dem See sich finden sollte, damit zu lenken. Länger als eine Stunde dauerte diese Wanderung, welche um so peinlicher war, als ein Riedgras ihren nackten Beinen zahllose schmerzende Wunden beibrachte. Doch hatte André die Freude, unterwegs eine riesige Bromeliacee von 10 m Schafthöhe zu entdecken, die er für neu hielt und in diesem Falle mit dem Namen Puya gigantea belegen will.

Nun wurde das Wasser tiefer, das Schilf lichter, vor ihnen lag der weite klare Spiegel der Cocha, und bald entdeckte auch das scharfe Auge des sie führenden Indianers das an einem festen Grasbüschel angebundene Boot. Dasselbe war zwar in einem sehr schlechten Zustande, aber sie bestiegen dasselbe doch, und André begann seine Beobachtungen, die er ab und zu durch Schüsse auf die zahlreichen Enten des Sees unterbrach. Die Temperatur der Luft betrug + 11°, die des Wassers merkwürdiger Weise mehr, nämlich + 13°. Die Einzelheiten seiner Erforschung übergeht er und theilt nur deren Resultate mit, so die Lage und die Na-

Die Cocha, vom Alto de la Cruz aus gesehen.

men aller in den See fließenden Ströme und Quebradas, welche selbst auf den besten bisherigen Karten nicht zu finden waren, die durch seine immerhin unvollkommene Aufnahme berichtigt werden (wobei zu bemerken ist, daß Dr. Reiß, welcher ein volles halbes Jahr in Pasto und dessen Umgebung verweilte, eine sehr genaue auf Dreiecksmessungen beruhende Karte des Sees aufgenommen hat, von der wir nur wünschen müssen, daß sie bald an die Oeffentlichkeit gelangen möge).

Die Cocha wurde von den Conquistadoren entdeckt und von ihnen „mar dulce" oder auch nach dem Namen des anwohnenden Indianerstammes „Großer Mocoa-See" benannt. In den alten Chroniken wird ihm eine weit größere Länge und Breite zugeschrieben, als er in Wahrheit besitzt; er ist nämlich nur etwa 20 km lang und 2 bis 3 km breit. In seinem nordöstlichen Theile liegt die 10 bis 15 m hohe und etwa 12 bis 15 ha große Insel Corotá. Seine Ufer sind an den beiden Enden niedrig und überschwemmt, an den Langseiten aber hügelig und stellenweise selbst steil; der See besitzt zahlreiche Vorgebirge und Buchten, in welche im Ganzen 15 Rios und Quebradas münden, von denen die Codazzi'sche Karte nur eine einzige nennt. Am Nordende münden die Quebradas Rignayaco und el Salado, an der Ostküste die vier großen Quebradas las Moras, Isla larga, Quilimfayaco und Moncodenoï; dann kommt man am Südende des Sees an seinen Ausfluß, den „desaguë", welcher mit dem Rio Guamoes, einem Zuflusse des Putumayo, identisch ist, und begegnet, wenn man längs des westlichen Ufers wieder nach dem Nordende zurückkehrt, folgenden zahlreichen Zuflüssen: Atomramos (groß); Chaquilulo (klein); Atuntu-rupamba (klein); Sixiturupamba (klein); Romérillo (groß); Motilon (groß); Cundiaco (groß); ?alupamba (klein); Llanopamba (klein) und Corral.

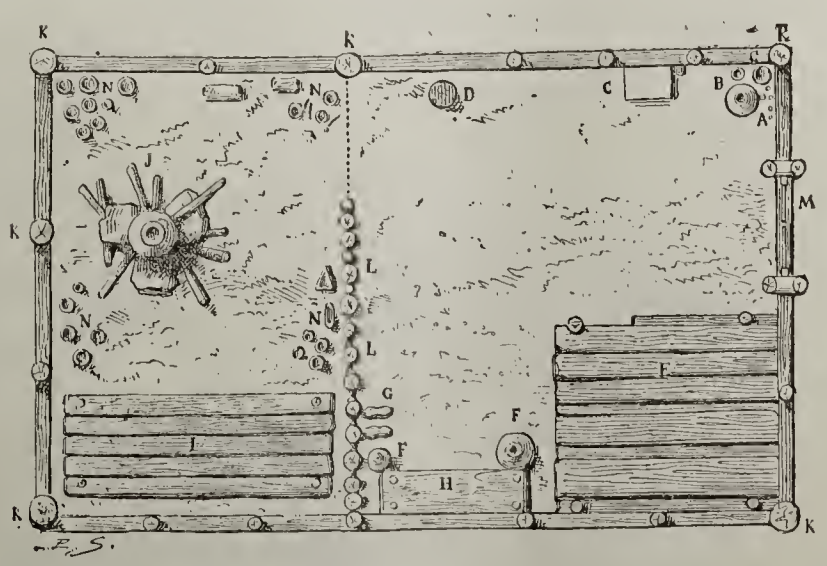
Rodriguez war es, der im Juli 1875 in Begleitung von Garcia Ordonez die Identität des Desaguë und Rio Guamoes festgestellt hat. Im November desselben Jahres rüstete er eine zweite regelrechte Expedition aus, an welcher er aber nicht selbst Theil nehmen konnte, um zu erfahren, ob man nicht von der Cocha aus zu Wasser den Unterlauf des Guamoes und den Putumayo erreichen und die Chinarinde auf

diesem Wege direkt nach dem Amazonenstrome verschicken könne. Die Expedition drang neun Tagereisen weit vor, fand aber dort den Fluß so voller Felsen und Schnellen, daß sie nach 21 Tagen voll unsäglicher Anstrengungen unverrichteter Sache zurückkehrte und jede Verbindung dort für unmöglich erklärte.

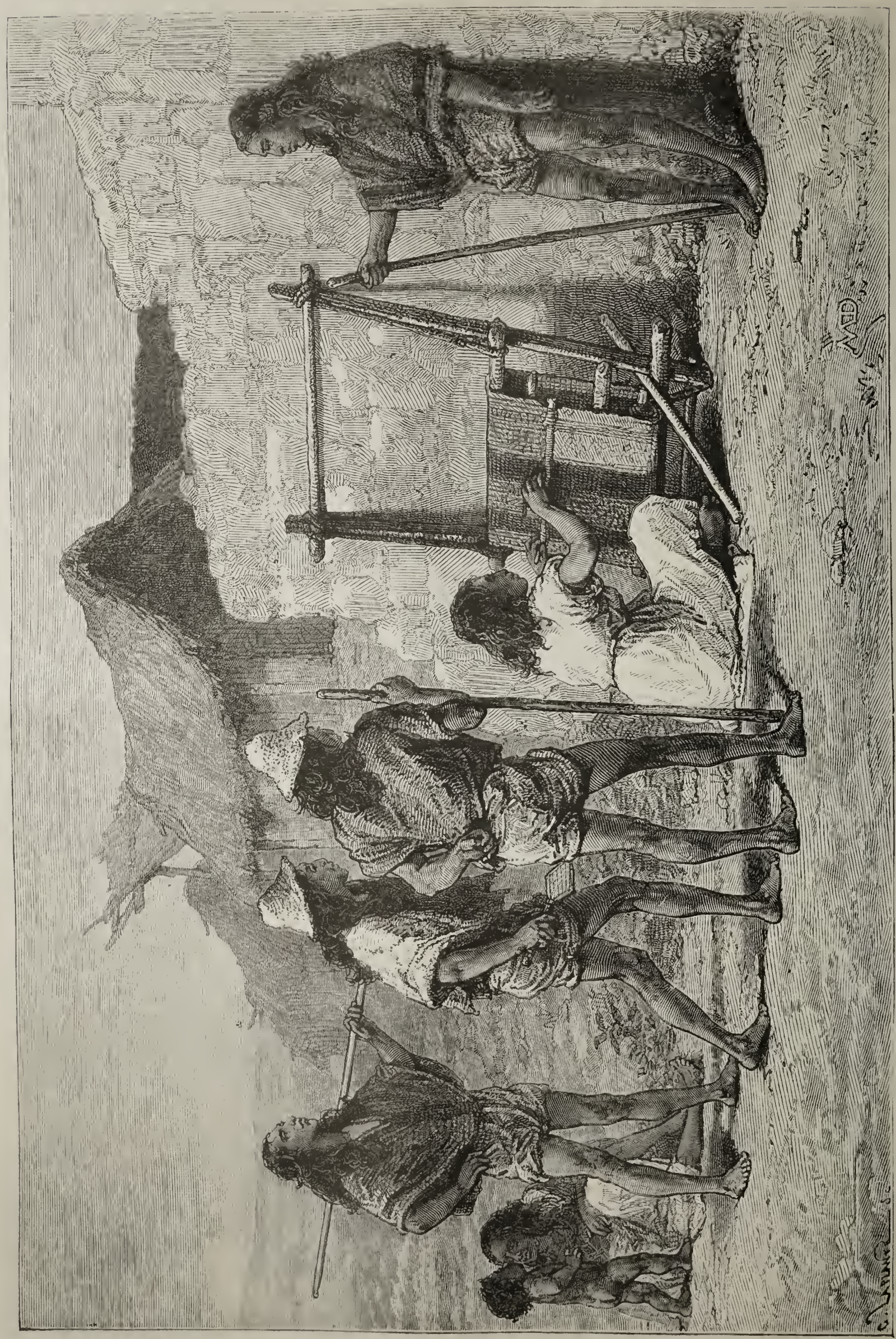
Die Tiefe der Cocha wechselt sehr; am Defaguë beträgt sie 17 Faden, und die größten Tiefen finden sich in der Richtung nach dem Vulkan Bordoncillo. An mehreren Stellen im Süden sieht man auf seiner Oberfläche Streifen weißen Wassers, die einen starken Schwefelwasserstoffgeruch verbreiten und wohl vulkanischen Ursprungs sind. Ihnen ist es wohl zuzuschreiben, daß sich im See keine Fische finden. Ein Fehler an seinem Barometer verhinderte André, die Höhe der Laguna zu messen, was er um so mehr bedauert, als ihm die 2000 Meter, die man ihm zuspricht, unter der Wirklichkeit zurückzubleiben scheinen. (Dr. Reiß hat eine Höhe von 2750 m gefunden; s. H. Kiepert's Karte in Zeitschrift der Ges. für Erdk. 1876, Taf. III.) In früheren Zeiten führte rings um das Ufer des Sees ein Weg herum; heute ist derselbe verschwunden, und es wohnen an ihm nur wenige Indianer, obwohl die nahen Wälder eine große Fülle kostbarer vegetabilischer Produkte enthalten.

Als André nach dem Rancho Casapamba zurückkehrte, waren dort inzwischen auch die beiden Verunglückten eingetroffen, wenn auch in erbärmlichem Zustande. Dürftig bekleidet, halb erfroren, mit leerem Magen, ohne Schutz und Obdach und in tiefer Dunkelheit hatten sie die zwölf tödtlich langen Stunden einer Tropennacht unter strömendem Regen durchwacht, zuweilen aufgeschreckt durch das Gebrüll eines Jaguars. Man rieb sie mit Branntewein ein, erwärmte sie und gab ihnen zu essen — ihre Jugend verhalf ihnen rasch wieder zu einer bessern Stimmung, und der Abend verging unter lustigem Plaudern, Geschichtenerzählen und dergleichen. Hier ein Räthsel, welches einer der Pastusos aufgab: Was findet sich in einer Mühle, was unumgänglich ist und doch nicht nothwendig, das zu nichts dient und ohne das nichts fertig gebracht wird? — Antwort: Das Geklapper. Schweigend saßen einige Indianer mit ihren Frauen in der Ecke und hielten sich ruhig, trotzdem man ihnen ihren Antheil am Branntewein nicht vorenthielt; André versuchte mit Glück, den Wirth Ildefonso Jojoa zum Reden zu bringen. Er wußte, daß derselbe von den Indianern der Umgegend als Abkömmling ihrer alten Kaziken wie ihr Oberhaupt betrachtet wurde und merkwürdige Geschichten zu erzählen hatte. André hatte ihn bereits dadurch günstig gestimmt, daß er von seiner Frau Maria Mauricia Joza und seiner Tochter ein Portrait in Bleistift gezeichnet hatte; als er ihm nun gar mittheilte, daß die französische Regie-

Maria Mauricia Joza und ihre Tochter in Casapamba.



Plan einer Hütte der Mocoas-Indianer.



Cebondoyes-Indianer, dem Weben einer Cobija zuschauend.

rung seine Erzählungen veröffentlichen wolle, waren die Schleusen seiner Beredtsamkeit geöffnet. Nun erklärte er, daß einer seiner Vorfahren Groß-Kazike der Cocha und ihrer Umgebung gewesen und er deshalb Herr desselben Gebietes sei. Die Leute von blauem Blute hielten dasselbe zwar für herrenlos; das sei aber nicht wahr. Wenn die Regierung in Pasto — fuhr er hitziger werdend fort — einen Hauptmann nach der Cocha schickte, werde er sagen, er sei General; und wenn sie einen General schickte, so werde er fünfhundert Mann aufbieten und denselben sammt seinen Soldaten in die Cocha werfen. Ueberhaupt kam letzterer Name in seiner pathetischen, aus Spanisch und Mocoa gemischten Rede häufig vor, und es ist offenbar, daß der See auf die Einbildungskraft der Indianer eine große Wirkung ausübt, wozu das geheimnißvolle Getöse im Berge Bordoncillo (Patascoï) das Seinige beiträgt. Die Sage

Gravé par Erhard

von dem See, welche Jojoa mittheilte, lautet aber folgendermaßen. Vor 3000 Jahren gab es noch keine Cocha; an seiner Stelle befand sich ein großes, gut angebautes, aber wasserloses Thal, in welchem ein Haus stand. Eines Tages kamen zwei arme Wanderer, Mann und Frau, und forderten dort Unterkunft, welche die Bewohner ihnen abschlugen. Die Wanderer blieben also an der Thür und baten nur um etwas Trinkwasser. Man gab ihnen ein pilche (kleines Holzgefäß) voll Wasser; sie tranken aber nicht, sondern legten sich auf den Boden und schütteten das Wasser zu ihren Füßen aus. Dort breitete sich dasselbe immer weiter und weiter aus und bildete schließlich die Cocha, auf welcher sich Mann und Frau einschifften. Letztere war nämlich verheirathet und mit ihrem Liebhaber geflohen. Ihr Ehemann verfolgte sie, kam an das Ufer des Sees, und machte sich, um ihrer habhaft zu werden, daran, das Wasser

desselben auszutrinken. Das hatte er schon zur Hälfte gethan, als eine Bremse (tabano) ihn in die Stirn stach; er starb sofort und wurde in einen Berg verwandelt, der seitdem Alto de Tabano heißt. — Alle Bemühungen André's, den Schluß dieser nicht sehr moralischen Geschichte von Jojoa zu erfahren, blieben vergeblich, und so legte sich die ganze Gesellschaft schlafen, die einen auf der bloßen Erde, die anderen auf Schilfbündeln, die der See als Luxusbett lieferte.

Ehe die Gesellschaft am nächsten Morgen nach Pasto zurückkehrte, machte André in der Umgebung des Rancho eine reichliche Pflanzenernte. Die Vegetation wies ähnliche Vertreter wie im mittlern Europa und selbst Arten auf, welche der alten und neuen Welt gemeinsam sind. Zuletzt nahm er auch noch den Grundriß des armseligen Hauses auf, in welchem 17 Personen übernachtet hatten (leider vergißt er, die Lettern in demselben näher zu erklären) und kehrte dann, mit reichen botanischen Schätzen und voller Erinnerungen nach Pasto zurück, wo der Zustand seines Dieners sich inzwischen sehr zum Bessern gewandt hatte. Freilich war seine Krankheit nicht ganz ohne Einfluß auf den weitern Reiseplan geblieben; denn die Regenzeit nahete heran, und André konnte nun nicht mehr daran denken, von Ecuador aus, wie er gehofft hatte, in das Becken des Amazonenstromes hinabzusteigen und dabei einen von dessen unerforschten Nebenflüssen, den Pastazza oder Morona, näher zu untersuchen. Doch blieb auch so noch genug zu thun übrig; denn zwischen Pasto und der ecuadorianischen Grenze lagen ja zu beiden Seiten der Cordillere weite Strecken, die noch nie der Fuß

Wiege der Indianer in Yuenaquer.

Haus auf dem Wege nach Tuquerres.

eines Naturforschers betreten hatte. Zwar hatte Humboldt die Hochebenen bei Tuquerres rasch durchzogen, aber seine Aufmerksamkeit mehr den physikalischen Erscheinungen zugewendet; Hartweg hatte dort nichts gesammelt, wohl aber Jameson von Quito aus und dabei wahre Schätze entdeckt. Im Jahre 1854 hatte Karsten eine reiche Sammlung dort angelegt, sie aber bei einem Brande in Tumaco gänzlich wieder eingebüßt. Nur Triana hatte etwa zur selben Zeit dort botanisirt und nach vielen Mühseligkeiten und nachdem einer seiner Begleiter gestorben und mehrere schwer erkrankt waren, zahlreiche für die Wissenschaft neue Pflanzen heimgebracht, trotzdem er nur so obenhin gesammelt hatte. André verschob also seine Reise nach Quito auf spätere Zeit, während Fritz von Scherff sich jetzt von ihm trennte, Peru, Bolivia, Argentina und Brasilien besuchte und ihn erst 18 Monate später in Paris wieder sah.

Zunächst aber gab es in Pasto noch mancherlei mit den Sammlungen zu thun, allerhand in der Stadt zu besehen, Gegenstände des dortigen Gewerbefleißes einzukaufen, wie Strohhüte, die oben erwähnten lackirten Holzgefäße und die Cobijas, sowie deren Fabrikation kennen zu lernen. Auch auf dem Markte, der sonst dieselben Vegetabilien wie zu Anfang darbot, lernte er manches Neue kennen. Darunter war: Licamancha, doppeltkohlensaurer Kalk, der beim Vieh gegen Würmer angewendet und von den Guaicozos (Indianern vom Guaïtará) zur Stadt gebracht wird; denselben Zweck hat Jabon de cujaca, das aus Talg, Bohnen und den zwei Pflanzen Chimacan und Cujaca (letzteres ein Solanum)

fabricirt wird; Cumino, Mischung von Kümmel und Pfeffer, die als Gewürz gebraucht wird; Achupallas, wie die Bromeliaceen in Pasto heißen, wo man sie zum Verpacken braucht; die herrlichen orangefarbenen fleischigen Blüthen einer Vaccinie zu Blumensträußen; Quillototo, eine baumartige Bignoniacee (Tecoma chrysantha), die man zum Blutreinigen verwendet und ihrer großen gelben Blüthen wegen auch in Gärten zieht, und eine Reihe von Früchten. Alle diese Produkte waren meist in künstlich angeordnete und selbst geschmackvoll geflochtene Deckblätter von Mais verpackt.

Am 15. Mai verließ André Pasto, während Jean einstweilen zurückblieb und Befehl erhielt, acht Tage später in Tuquerres zu ihm zu stoßen. André hatte hier einen großen Neger, Manuel Cardenas, als Diener gemiethet; außerdem war ihm M. Jules Thomas, ein seit 16 Jahren in Tuquerres ansässiger Franzose, an welchen er empfohlen war, entgegengereist und hatte sich ihm zur Verfügung gestellt. So reisten sie denn zusammen gen Süden. Bis nach Yucuanquer bot die Gegend nichts Charakteristisches; beim Ueberschreiten der Montañuela südlich von Pasto fand André auf dem Paramo dieselbe Vegetation wie auf dem Alto de Aranda und dieselbe vulkanische Formation mit einzelnen torfigen glitschigen Stellen. Yucuanquer (1670 m, mittlere Jahrestemperatur + 16°) ist ein ziemlich großes Dorf der Seboudoyes-Indianer, deren elegante Formen, großer und schlanker Wuchs, dunkele Haut und lange schwarze Haare dem Fremden wohl gefallen. Nicht dasselbe ist der Fall mit ihrer übertriebenen Faulheit: ganze Tage lang schlendern sie, in ihre herkömmliche Cusma gekleidet, phlegmatisch umher, spielen mit einer Gerte oder auf einer Rohrflöte, oder schauen verächtlich einer armen Frau beim Weben der Cobija zu, von deren Erlös sie doch leben. Die Hütten des Dorfes bieten in ihrem Innern nichts Besonderes, ausgenommen etwa die Form der Kinderwiegen. Es sind das viereckige Körbe aus Bambusstücken, die mit Stricken an einem Deckenbalken aufgehängt sind: eine ebenso einfach ländliche wie zierliche Schaukel.

Um 6 Uhr Abends erreichten die Reisenden Tacuaya (1876 m), eine bedeutende Hacienda unweit des 200 m tiefer strömenden Rio Guaïtará, deren Besitzer Don Domingo Rosero sie gastfreundlich aufnahm und sie mit seiner Wirthschaft bekannt machte. Er baut Zuckerrohr, Bananen, eine vorzügliche Varietät der Chirimoya, Orangen, Indigo und auf den höher gelegenen Partien Getreide. Die merkwürdigste Pflanze, die André sonst nicht wieder angetroffen hat, ist ein Nachtschatten mit großer grüner eßbarer Frucht von vortrefflichem Geschmacke und der Gestalt eines länglichen Apfels, verschieden von den bei Pasto erwähnten naranjillas.

Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr begann der schwindelnde Abstieg in das Thal des Guaïtará, der einer der Hauptzuflüsse des Patia ist und am Vulkan Chiles an der Grenze Ecuadors entspringt. Er fließt zwischen den denkbar steilsten Felsenwänden, die mitunter 900 m Höhe erreichen. Sein Bett liegt nur wenige Meilen vom Alto de Aranda, der 3100 m Höhe hat, entfernt, nur 1650 m hoch, also ein Unterschied von 1446 m gegen die Hochebenen in der Umgebung von Pasto. Es giebt auf der Erde wenig so enge und so tiefe Thäler wie dieses. Von den trachytischen Vulkanen dieses Gebietes abgesehen, besteht das Terrain hier aus Sandstein und feinkörnigem Glimmerschiefer, wie man am besten an der Uebergangsstelle über den Guaïtará sehen kann, welche die Reisenden nach Passirung einiger ebenso malerischer als gefährlicher Stellen glücklich erreichten. Jenseits führte der Weg über stufenweise sich folgende horizontale Flächen (mesas) geschichteten Gesteins, bis verschiedene auf Pfählen errichtete Häuser die Nähe einer größern Ortschaft, die von Tuquerres, anzeigten.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

I.

Eine Nachricht aus Washington vom 2. März 1879 meldete, daß der Präsident der Vereinigten Staaten, Hayes, die Bill gegen die Einwanderung der Chinesen, welche in letzter Zeit die Bevölkerung namentlich der westlichen Provinzen und in erster Stelle die von Californien vielfach beschäftigt und aufgeregt hatte, verworfen habe, nachdem dieselbe schon von beiden Häusern des Kongresses genehmigt worden war. Präsident Hayes sprach dem Kongresse das Recht ab, Veränderungen in den zwischen Nordamerika und anderen Ländern bestehenden Verträgen herzustellen. Er beruft sich zugleich darauf, daß die gegen die Einwanderung der Chinesen gerichtete Bill, nach welcher mit keinem der in irgend einen Hafen von Nordamerika einlaufenden Schiffe nach dorthin mehr als fünfzehn Eingeborene aus dem Reiche der Mitte übergeführt werden sollten, wenn dieselbe von ihm sanktionirt wäre, die materiellen Interessen der Vereinigten Staaten in einem hohen Grade benachtheiligen würde. Außerdem aber müsse er auch schon mit Hinblick auf den sogenannten Burlingame-Vertrag der erwähnten Bill seine Sanktion verweigern. Der genannte Vertrag von 1868 stellte unter anderen nach dem Principe vollständigster Gegenseitigkeit, das „natürliche und unveräußerliche" Recht der Auswanderung der Bewohner des einen Landes nach dem andern und freie Zulassung daselbst fest, gleichviel ob bloß vorübergehend für Handelszwecke oder für bleibenden Aufenthalt und eben so auch die vollkommenste Religionsfreiheit.

Obgleich Burlingame unmittelbar darauf, in gleicher Weise wie mit Nordamerika, auch mit England, Frankreich, dem damals noch bestehenden Norddeutschen Bunde und Rußland die zwischen diesen Staaten und China bestehenden Verträge erneuerte und erweiterte, so zog doch keiner dieser letzteren hiervon so große Vortheile wie der nordamerikanische Freistaat.

Die Handelsbeziehungen zwischen diesem und China, hauptsächlich aber die Ausfuhr aus San Francisco nach dem Reiche der Mitte, nahmen, indem sie mit der überraschend schnellen Entwickelung aller Kulturverhältnisse in Californien stets gleichen Schritt hielten, fortwährend an Umfang zu. Sehr bald stellte sich als Thatsache heraus, daß die westlichen Provinzen der Vereinigten Staaten, in erster Stelle aber Californien, hinsichtlich des Absatzes der immer massenhafter werdenden, das eigene Bedürfniß weit

übersteigenden Erzeugnisse ihres Ackerbaues auf kein anderes Land der Erde so direkt hingewiesen seien als auf China mit seiner 450 Millionen zählenden, so häufig der Hungersnoth ausgesetzten Bevölkerung. Wie höchst beträchtlich der Export von Nahrungsmitteln aus den Vereinigten Staaten nach China geworden ist, geht aus dem einen Umstand hervor, daß daselbst während der letzten Jahre allwöchentlich nicht weniger als 25 000 bis 30 000 Fässer amerikanisches Mehl eingeführt wurden. Ebenso gehen auch fortwährend, hauptsächlich aus den großartigen Schlächtereien zu Cincinnati, sehr bedeutende Mengen gesalzenen Fleisches, namentlich von dem von Schweinen, nach China. Für Californien ist der Ausfuhrhandel nach China von so großer Bedeutung geworden, daß man ihn, ohne zu übertreiben, als eine Lebensfrage für dieses so merkwürdig, fast fabelhaft schnell aufblühende Land bezeichnen darf. Zu diesem schnellen Aufblühen aber hat die Auswanderung von Chinesen dorthin nicht unwesentlich beigetragen.

Ihre erste Einwanderung daselbst fand im Jahre 1852 statt, als der Ruf von den am westlichen Strande des Stillen Weltmeeres entdeckten Goldlagern sich auch nach dem Himmlischen Reiche verbreitet hatte. Auch die Söhne desselben verlangten nach einem Antheile an jenen Schätzen, von denen damals so viele golddürstige Abenteurer aus allen Weltgegenden nach den Ufern des Sacramento hingelockt wurden. Die Zahl der chinesischen Einwanderer in Californien, hauptsächlich aus den Provinzen Kwang-tung und Kwang-si, wurde von Jahr zu Jahr größer, umfaßte aber bis noch vor zehn Jahren meistens nur Personen der niedrigsten Volksklasse und solche, denen der Lebensunterhalt in ihrem Vaterlande schwer fiel. Die Mehrzahl von ihnen ging auch nicht nach Californien, um daselbst einen bleibenden Wohnsitz zu finden, sondern mit dem Vornehmen, sobald sie durch Fleiß und Sparsamkeit in den Besitz einer mäßigen Geldsumme gelangt wären, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Nicht Wenige erreichten auch wirklich dieses Ziel in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Solche Erfolge aber reizten immer viele ihrer Landsleute dazu an, sich ebenfalls nach Californien zu begeben.

Auch eine gewisse, wiewohl nicht sehr bedeutende Anzahl chinesischer Frauen, allerdings stets nur aus der niedrigsten Volksklasse, wurde durch die Aussicht auf schnellen Geldgewinn dorthin gelockt. Dieselben wurden aber, zumal noch lange nach der Entdeckung der Goldlager das weibliche Geschlecht in Californien nur sehr spärlich vertreten war, fast ohne Ausnahme Dienerinnen der öffentlichen Prostitution und gaben, besonders in San Francisco, dem bessern Theile der europäischen Bevölkerung nicht selten Anlaß zu großem Aergerniß.

Eine wesentliche Veränderung in der chinesischen Einwanderung fand im Jahre 1868 nach Abschluß des schon erwähnten Burlingame-Vertrages statt. In Folge nämlich davon, daß dieser Vertrag, auf der Grundlage der vollständigsten Reciprocität, den chinesischen Auswanderern nach den Vereinigten Staten ganz denselben Schutz, ganz dieselben Rechte und Freiheiten zuerkannte, deren sich die Deutschen, Irländer und Angehörigen aller anderen außereuropäischen Kulturstaaten auf dem nordamerikanischen Grundgebiete erfreuen, wanderten, außer Personen aus der niedrigsten Volksklasse, in wachsender Anzahl auch solche aus China nach Kalifornien aus, die, dem Mittelstande angehörend, einen höhern Grad von Bildung besaßen und zugleich mit einem größern oder geringern Geldvorrathe versehen waren. Viele von diesen brachten ihre Frauen und Kinder entweder gleich mit oder ließen sie bald nach ihrer Ankunft in Californien nachkommen. Das letztere geschah auch immer häufiger von älteren Einwanderern, die bei ihrer Abreise aus China daselbst eine Familie zurückgelassen hatten und zu Wohlstand gelangt waren, ohne besondere Sehnsucht nach Rückkehr in ihr Vaterland zu empfinden. Der Umstand, daß in dem Jahre, wo der Burlingame-Vertrag zum Abschluß gelangte, auch die Dampfschiffe der von der Regierung zu Washington mit einer halben Million Dollars im Jahre subsidiirten Pacific-Mail-Steam-Ship-Company ihre Fahrten, einmal im Monat von San Francisco nach Jokohama und Hong-Kong, sowie ebenso oft von Hong-Kong nach San Francisco, begannen, begünstigte das Anwachsen der chinesischen Kolonie in Californien ganz besonders. Jedes dieser von Hong-Kong zurückkehrenden Dampfschiffe pflegte 1200 bis 1500 Chinesen nach San Francisco überzuführen. Die Zahl der mit denselben Dampfern nach ihrem Vaterlande zurückkehrenden Chinesen aber war und ist jedesmal eine viel geringere, sich nur auf wenige Hunderte belaufend.

Die Auswanderung von gebildeteren und nicht unbegüterten Chinesen in zunehmender Anzahl nach Californien, theilweise mit ihren Familien und in der Hoffnung, daselbst eine neue, dauernde Wohnstätte zu finden, blieb nicht ohne tiefere Einwirkung auf alle Verhältnisse der dortigen chinesischen Immigranten im Allgemeinen. Sie nämlich, und im Anschluß an sie auch die meisten ihrer schon früher eingewanderten und bereits wohlhabend gewordenen Landsleute, gründeten nämlich mehrere, näher und ferner mit einander in Verband stehende Genossenschaften, um der sich immer mehr ausbreitenden chinesischen Kolonie einen festern socialen, materiellen und gewissermaßen auch politischen und moralischen Zusammenhalt zu verleihen. Die Gründung dieser Genossenschaften entsprach ganz dem Volkscharakter der Chinesen, bei denen das Associationswesen von jeher eine so bedeutende Stelle eingenommen hat.

Diese Genossenschaften unterstützen einander und jede von ihnen ihre Mitglieder mit Rath und That. Namentlich ist ihre Fürsorge auch auf die neuen Einwanderer gerichtet. Sie suchen das Loos der ärmeren und unglücklicheren unter ihren Landsleuten nach Kräften zu verbessern, sorgen für die Verpflegung von Kranken und den Unterhalt von hülfsbedürftigen Wittwen und Waisen. Von besonderer Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß die zu San Francisco lebenden Vorstände dieser Genossenschaften über die Mitglieder der letzteren, in Folge freiwilliger Uebereinkunft mit ihnen, wiewohl nur ganz im Geheimen, die Jurisdiktion ausüben, um hierdurch so viel wie möglich die Einmischung der amerikanischen Gerichtsbehörden in die inneren Angelegenheiten der chinesischen Kolonien zu vermeiden. Auch trachten sie stets, wenn zwischen ihren Landsleuten und den Weißen Streitigkeiten stattfinden, so viel sie es nur können, beschwichtigend, schlichtend und vermittelnd einzuschreiten. Hierzu aber bietet sich bei dem sich immer steigernden Hasse der weißen Bevölkerung von Californien gegen die chinesische und der zunehmenden Erbitterung dieser letztern über die ihr von jener zu Theil werdenden Unterdrückung und Mißhandlung, nur all zu oft Gelegenheit.

Den Bemühungen dieser Vorstände der chinesischen Kolonie, welche jetzt schon, nach sehr von einander abweichenden Abgaben 100 000 bis 150 000 Seelen umfassen soll, von denen 30 000 bis 35 000 in San Francisco leben, hat man es fast allein nur zu danken, daß nicht schon längst an dem westlichen Ufer des Großen Oceans, ein erbitterter blutiger Streit zwischen den Vertretern des mongolischen und denen des arischen Racenelementes ausgebrochen ist.

Die ersten chinesischen Auswanderer nach Californien wurden bloß durch die Hoffnung dorthin gelockt, daselbst

durch Goldgraben in kurzer Zeit zu einigem Vermögen gelangen zu können. Eine größere oder kleinere Zahl von ihnen trat in eine Gesellschaft zusammen, kaufte für gemeinschaftliches Geld eine vortheilhaft erscheinende Stelle, um dort eine Grube zu öffnen, und vertheilte unter sich sowohl die Arbeit als den Gewinn. Häufig aber konnten die chinesischen Grubenarbeiter, wenn die von ihnen käuflich erstandenen Stellen, Placeres in der Minensprache, sich auch noch so ergiebig zeigten, ihres Gewinnes doch nicht froh werden. Denn ebenso wie aus China, fand auch, um von den Oststaaten Nordamerikas gar nicht zu reden, auch aus allen europäischen Ländern, aus Mexico und sämmtlichen südamerikanischen Staaten ein fortwährendes Zuströmen von Glückssuchern und Abenteurern nach den Goldfeldern Californiens statt. Diese letztere Einwanderung aber war nicht nur zahlreicher als die chinesische, sondern übertraf dieselbe auch an physischer Kraft, verwegenem Unternehmungsgeist und ebenso an keine Rücksichten irgend einer Art kennender Gewissenlosigkeit. Großentheils den Auswurf und Abschaum der von ihnen vertretenen Völker bildend, bedachten sich diese weißen Goldsucher keinen Augenblick, die Chinesen, wenn die diesen gehörenden Placeres ergiebiger als ihre eigenen waren, daraus gewaltsam zu vertreiben, sie der bereits gewonnenen Ausbeute zu berauben, ja selbst schonungslos sie zu tödten, so oft dieselben den Versuch machten, sich den gewaltsamen Eingriffen in ihr Eigenthum mit Gewalt zu widersetzen.

Mit Blutvergießen verbundene Gewaltthaten dieser Art kamen in jener frühern Zeit, als die socialen Verhältnisse in Californien noch durchaus chaotische waren und daselbst kein anderes Recht als das des Stärkern zur Geltung gelangte, sehr häufig vor und blieben immer unbestraft. Sie fanden aber auch noch später, als die Verhältnisse schon mehr und mehr geordnet und die besseren Elemente in der Bevölkerung von den schlechteren bereits abgeschieden und zur Herrschaft gelangt waren, ja sogar noch nach Abschluß des Burlingame-Vertrages und bis auf die Gegenwart gar nicht selten statt.

In solchen Fällen aber wurden die weißen Missethäter, ebensowenig wie früher, von der strafenden Gerechtigkeit erreicht. Denn so oft Fälle von an Chinesen verübtem Raub, Todtschlag und Mord vor ein amerikanisches Gericht gelangten, eben so oft wurden die Angeklagten auch freigesprochen, da niemals ein Weißer zu Gunsten eines Chinesen eine Erklärung gegen Beschuldigte seiner Farbe abgab und Chinesen als Zeugen für ihre Landsleute gegen Weiße nicht zugelassen wurden. Keine Jury in Californien wagte jemals zu Gunsten von Chinesen ein Verdikt gegen Nordamerikaner oder daselbst ansässig gewordene Europäer auszusprechen. Der durch den Burlingame-Vertrag den Chinesen überall in den Vereinigten Staaten zugesicherte Schutz ihrer Person und ihres Eigenthums ist für die in Californien lebenden immer illusorisch geblieben.

Aus diesem Grunde verließen schon nicht wenige von den ersten chinesischen Goldgräbern die Minendistrikte, um auf andere Weise durch Handarbeit, welche zu jener Zeit, wo San Francisco erst im Entstehen war, sehr gesucht und theuer bezahlt wurde, mit größerer Sicherheit für ihre Person und ihr Eigenthum ihren Unterhalt und zugleich etwas Vermögen zu erwerben. Andere sahen von dem Grubenbau für eigene Rechnung und Gefahr gleichfalls ab, verdingten sich aber statt dessen gegen einen festen Tagelohn an Genossenschaften weißer Goldgräber. Viele fingen auch an, sich mit Acker- und Gartenbau zu beschäftigen, wofür die Chinesen, wie ja bekannt ist, ebensoviel Neigung als Anlage und Geschicklichkeit besitzen. Je rascher aber die Hauptstadt zu großartigen Verhältnissen emporstieg und zugleich auch die wunderbare Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens von Californien die Aufmerksamkeit auf sich zog und zur Kultur desselben Veranlassung gab, und je mehr Handel, Industrie und Fabrikwesen sich zu entwickeln begann, um so mehr waren die chinesischen Immigranten als tüchtige, intelligente und zuverlässige Arbeiter willkommen, zumal damals noch nach allen Seiten hin sich Mangel an Arbeitskräften höchst fühlbar machte.

Hierdurch aber kam es, daß eine Menge neu ankommender Einwanderer sich gar nicht nach den Minendistrikten hinbegab, sondern gleich von vornherein andere Beschäftigungen ergriff. Ein sehr wichtiger Umstand für die Arbeitgeber war der und ist es auch noch, daß chinesische Arbeitskräfte ungleich billiger zu stehen kommen, als europäische. Das Tagewerk, welches vier Chinesen verrichten, steht dem von drei starken europäischen Arbeitern gleich. Hierfür erhält der Chinese aber nur den vierten, höchstens den dritten Theil von dem Lohne des weißen Arbeiters. Als Baron von Hübner 1871 in Californien war, verdiente der weiße Arbeiter in den Minen, außer der Nahrung, an Tagelohn drei, dritthalb bis vier Dollar, während der chinesische, nicht verköstigt werdende Arbeiter mit fünfundsiebenzig Cents, mit einem, höchstens mit anderthalb Dollar zufrieden war.

Von allergrößter Wichtigkeit wurde das Vorhandensein der chinesischen Arbeitskräfte in Californien bei dem Wegebau und anderen Unternehmungen ähnlicher Art. Die rasche Vollendung der Pacificeisenbahn, welche den 10. Juni 1869 eröffnet wurde, und ebenso der der verschiedenen, sich an dieselbe anschließenden, das californische Eisenbahnnetz bildenden Zweigbahnen, wie der zwischen San Francisco und San José; der zwischen San José und Monterey, Oakland und San Antonio; San Francisco und Sacramento; der Linien zwischen Folsom und Placerville, zwischen Folsom und Lincoln sowie endlich der zwischen letztgenanntem Orte und Marysville ist hauptsächlich den chinesischen Arbeitern zu danken. Auch bei der Anlage aller übrigen Wege in Californien und Nevada sind vorzugsweise Chinesen als Erdarbeiter beschäftigt gewesen.

Man darf also mit Bezug auch hierauf mit Recht dasselbe behaupten, was schon oben bemerkt wurde, als von dem Ausfuhrhandel von San Francisco nach China die Rede war, nämlich daß die Auswanderung der Chinesen nach Californien wesentlich zu dem so überraschend schnellen Aufblühen dieses merkwürdigen Landes beigetragen habe.

In dem Maße aber, als ungefähr zehn bis zwölf Jahre, nachdem Kapitän Sutter aus Basel 1848 in dem Wassergange einer von ihm an einem Zuflusse des Sacramento angelegten Sägemühle die ersten Klumpen angeschwemmten Goldes entdeckt hatte, die angespülten Lager dieses Metalles allmälig mehr und mehr erschöpft wurden und die Gewinnung derselben nicht mehr durch bloßes Auswaschen aus dem Boden der Gebirgsbäche und künstlich angelegter Rinnsale geschehen konnte, sondern einen regelmäßigen, ein bedeutendes Anlagekapital erheischenden Abbau der von Goldadern durchzogenen Quarzfelsen, kostbare Stampfwerkzeuge des goldhaltigen Gesteines und andere technische Vorrichtungen erforderte, bei denen die Kraft des Dampfes die des Menschen verdrängte, wodurch eine Menge von weißen Goldgräbern des untersten Ranges gezwungen ward, sich anderen Beschäftigungen zuzuwenden, zugleich aber das Zuströmen neuer Einwanderer aus Amerika und Europa, namentlich aber von Irländern, noch immer anhielt, ja selbst zunahm, und ebenso auch die Zahl der chinesischen Immigranten fortwährend anwuchs, machte sich der Mangel an Arbeitskräften immer weniger fühlbar und die Konkurrenz, welche die Arbeiter der mongolischen Race jenen der arischen machten,

trat immer mehr in den Vordergrund, um einen glühenden, gegenseitigen Racenhaß zu erzeugen.

Der Ursprung dieses Hasses, welcher in der oben erwähnten, von der weißen Bevölkerung der Weststaaten Nordamerikas veranlaßten, von beiden Häusern des Kongresses acceptirten, von dem Präsidenten Hayes aber verworfenen Bill gegen die Einwanderung der Chinesen zum Ausdruck gekommen ist, wird von Herrn von Hübner als „eine Frage von Dollars und Cents“ bezeichnet. Dieser Gedanke ist, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil richtig. Denn mit chinesischen Arbeitern, welche, wie gezeigt wurde, mit einem Drittel, höchstens mit der Hälfte des von Weißen beanspruchten Tagelohnes zufrieden sind, können die letzteren, zum wenigstens auf die Dauer, in keiner Weise konkurriren, sogar die Söhne des grünen Erin nicht, wiewohl diese, gleich denen des Reiches der Mitte, vor keiner Arbeit, selbst der niedrigsten und untergeordnetsten, zurückscheuen, auch von allen weißen Arbeitern sich mit dem niedrigsten Lohne begnügen.

Die Chinesen können mit Bezug auf das Aequivalent für ihre Thätigkeit geringere Forderungen stellen als die weißen Arbeiter, welcher Nationalität die letzteren auch angehören. Sie verstehen nämlich, so lange sie noch arm sind, in einer Weise, wie kaum ein anderes Volk der Erde zu sparen und einfach zu leben, von ihrem Erworbenen aber, solches möge anfangs auch noch so unbedeutend sein, stets einen Theil bei Seite zu legen und diesen Gewinn durch intelligente, unermüdliche Betriebsamkeit nach allen Seiten hin zu vermehren. Selbst der ärmste Chinese verzehrt niemals seinen ganzen täglichen Verdienst, sondern behält immer einen Theil hiervon zurück, um auf die eine oder andere Weise damit zu negoziiren. Die Folge hiervon ist, daß die meisten von ihnen früher oder später zu einigem Vermögen und selbst zu Wohlstand und Reichthum gelangen. Das bei den Chinesen in einem so hohen Grade bestehende Associationswesen begünstigt das Vorauskommen des Einzelnen nicht wenig.

In den Städten Californiens finden die Chinesen die mannigfachste Beschäftigung. Viele ernährt der Handel, und sind unter diesen alle merkantilischen Rangstufen, von den Großhändlern und Chefs reicher und ausgebreiteter Handelshäuser bis hinab zu den unbedeutendsten Kleinhändlern und Hausirern, vertreten. Andere, in großer Zahl, sind Hausbediente, namentlich Köche, Kellner in den Gasthöfen und Aufwärter auf den Schiffen der großen Dampfschifffahrtsgesellschaften. Auch die Matrosen auf letzteren, selbst auf denen der Pacific-Mail-Steam-Ship-Company, sind Chinesen. Eine größere Anzahl derselben muß das ersetzen, was ihnen, im Vergleich mit amerikanischen oder europäischen Matrosen, an Körperkraft und eigentlicher seemännischer Tüchtigkeit abgeht. Auch in den Fabriken und industriellen Unternehmungen jeder Art besteht die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter aus Chinesen. Das Geschäft der Wäscher wird fast ausschließlich von ihnen betrieben. Auf dem Lande aber sind sie, mit ebensoviel Geschick als Erfolg, Ackerbauer, Gemüsezüchter und Gärtner.

In allen genannten aber und sehr vielen anderen Geschäften und Hantirungen machen in Californien die chinesischen Arbeiter denen von weißer Gesichtsfarbe, deren Anzahl immer zunimmt, eine mächtige, für diese unüberwindbare Konkurrenz. Den Arbeitgebern kann man nicht verübeln, daß sie, wenn sie Arbeitskräfte bedürfen, zu den wohlfeilsten greifen. Selbst wenn der immer allgemeiner werdende Haß gegen die Chinesen von ihnen getheilt wird, so tritt dieses Gefühl doch da, wo es den eigenen Vortheil gilt, stets in den Hintergrund. Selbst die Mitunterzeichner des Antrages auf Aufhebung des Burlingame-Vertrages, soweit dieser die freie Zulassung chinesischer Immigranten betrifft, stehen keinen Augenblick an, da, wo sie Arme nöthig haben, Chinesen den Vorzug zu geben.

Um auf die Verwerfung der Bill gegen die chinesische Immigration Seitens des Präsidenten Hayes zurückzukommen, so darf man wohl annehmen, daß derselbe nur nach sorgfältiger Erwägung aller Interessen, sowohl der des mächtigen Staatswesens, an dessen Spitze er gestellt ist, im Allgemeinen, als auch jener der Weststaaten im Besondern, diesen Schritt gethan hat. Hayes hat das Sonderinteresse der letzteren hinter das der Republik im Allgemeinen zurücktreten lassen. In seiner Stellung hätte er auch schwerlich eine andere Entscheidung treffen können. Er hat sein Veto gegen die antichinesische Immigrationsbill ausgesprochen, weil diese den Burlingame-Vertrag, dessen Bestimmungen bei dem geographischen Lageverhältnisse Chinas zu den Vereinigten Staaten für die Schifffahrt und den Handel der letzteren so überaus günstig sind, hinfällig machen, die Regierung zu Peking zu Repressalien veranlassen und die persönliche Sicherheit sowohl der Chinesen in Amerika als auch die der Nordamerikaner in China gefährden würde.

Hierdurch aber ist die californische Chinesenfrage eine schwebende geblieben. Dieselbe wird sich früh genug und zwar noch lauter, als bis jetzt geschah aufs Neue hören lassen und, bis zu ihrem definitiven Austrage, der Regierung zu Washington noch manches Nachdenken und Kopfzerbrechen verursachen. Wenn man nämlich auch zugeben muß, daß Hayes als Präsident der Vereinigten Staaten und mit Hinblick auf deren Interesse im Allgemeinen, wenigstens jetzt, kaum anders konnte als den Antrag gegen die chinesische Immigration zu verwerfen, so kann doch auf der andern Seite der weißen Bevölkerung Californiens alle Berechtigung zur Beantragung dieser Bill keineswegs abgesprochen werden.

Man darf solches um so eher, als es sich hierbei nicht allein um die Konkurrenz handelt, welche in so erfolgreicher Weise die Chinesen den Weißen machen, denn diese würde früher oder später zur Ausgleichung kommen können, sondern um einen andern, viel wichtigern, mit jedem Jahrzehnt für das Wohl von Californien bedenklicher werdenden Umstand. Es ist hiermit die Anwesenheit des mongolischen Racenelementes neben dem arischen überhaupt gemeint. Das erstere bildet gegenwärtig etwa ein Fünftel der Gesammtbevölkerung und nimmt, theils durch fortwährende Immigration, theils dadurch, daß die chinesischen Frauen aus der mittlern und bessern Volksklasse, deren Zahl stets anwächst, sich in Californien durch große Fruchtbarkeit auszeichnen, wenn auch nicht in dem Maße wie das arische, doch beständig zu. Nicht weniger als Amerikaner und Europäer gedeihen die Chinesen unter den herrlichen klimatischen und Bodenverhältnissen daselbst ganz vortrefflich.

Wie kosmopolitischer Art und aus wie vielen verschiedenen Nationalitäten die weiße Bevölkerung Californiens auch zusammengeschmolzen ist und wie viele neue, fremde Bestandtheile sie zukünftig auch noch in sich aufnehmen und mit sich verschmelzen wird, so ist jedoch daran wohl kaum zu denken, daß eine innige Vereinigung der Chinesen mit der übrigen Bevölkerung, welche so gut wie ganz aus Weißen besteht, jemals stattfinden werde. Das specifische Chinesenthum, dessen Wesen großentheils in seinem starren Widerstandsvermögen gegen alle fremde Kultureinflüsse liegt und sich auf eine große Eigenthümlichkeit der Sprache, Schrift, Religion und uralte, alle Lebensverhältnisse durchdringende geistige sowohl als sociale Bildung gründet, wird sich niemals mit der modernen christlich-europäischen Civilisation harmonisch vereinigen können. Die erwähnten Unterschiede

zwischen den Chinesen und den Völkern arischer Race sind noch bedeutender, als der physische zwischen ihnen.

Es ist nicht zuviel behauptet, daß der Gegensatz zwischen Weißen und Chinesen in den Vereinigten Staaten ein ungleich schärferer ist als der zwischen jenen und den Negern, seit der Emancipation dieser letzteren. Diese werden, da sie keine eigenthümliche, ja überhaupt keine Kultur vertreten, Christen und jetzt schon mehr oder weniger der modernen europäischen Civilisation theilhaftig sind und auch die englische Sprache adoptirt haben, schon nach wenigen Generationen, bis auf ihre Hautfarbe und Schädelbildung, Amerikaner sein. Die Chinesen dagegen, eben weil sie Träger eines specifischen Kulturelementes sind und an diesem so sehr festhalten, werden in den Weststaaten, zumal sie daselbst, bei dem starken Anwachsen der weißen Bevölkerung, schon jetzt als Arbeitskräfte faktisch entbehrlich sind, immer isolirt, und in stets zunehmendem Grade geringgeschätzt, verachtet und gehaßt bleiben. Diesen Racenhaß der Weißen gegen die Chinesen werden diese naturgemäß immer vollständig erwidern. Da dieselben aber stets in numerischer sowohl als physischer Beziehung den schwächern Theil bilden werden, so wird man sie zugleich auch, wie gezeigt wurde, daß schon jetzt der Fall sei, trotz des Burlingame-Vertrages und eventueller ähnlicher Uebereinkünfte zwischen den Regierungen zu Washington und Peking, je länger je mehr für eine Art von Heloten ansehen, wodurch sie der Kränkung in den ihnen zugestandenen Rechten und Freiheiten, der Unterdrückung, ungerechter Behandlung und Gewaltthaten aller Art bloßgestellt sein werden. Ein solches Helotenthum aber, oder wie man das Verhältniß sonst nennen will, in welchem die Chinesen in Californien sich thatsächlich den Weißen gegenüber befinden, gereicht, wie die Geschichte gelehrt hat, denen, von welchen es ausgeht, früher oder später immer zum Fluche, widerspricht auch allzusehr der modernen staatsrechtlichen Ueberzeugung, um überhaupt lange bestehen zu können.

Daß dieses Verhältniß früher oder später Verwickelungen höchst bedenklicher Art erzeugen muß, läßt sich mit Gewißheit vorhersagen, nicht mit gleicher Bestimmtheit die Art und Weise ihrer Lösung. Wahrscheinlich aber wird diese eine mehr oder minder gewaltsame, vielleicht selbst blutige sein. Man darf daher annehmen, daß unter den weißen Bewohnern Californiens, von denen die Aufhebung des Burlingame-Traktates beantragt wurde, nicht wenige waren, die ausschließlich oder doch hauptsächlich nur durch ähnliche Blicke in die Zukunft und aus Besorgniß für das wohlbegriffene Gedeihen ihres schönen Heimathlandes, also mit Recht und nicht bloß aus persönlichem Interesse, auf Grund der Konkurrenz, welche die Chinesen den Weißen machen, zu der Theilnahme an der erwähnten Aktion gegen die chinesische Einwanderung bestimmt worden sind.

Die Karstflüsse in der Umgebung von Ogulin.

Von **Ernest Kramberger** in Karlstadt.

Eine geographisch sehr interessante Gegend ist die Umgebung von Ogulin. Man erreicht diesen Ort von Karlstadt aus in zwei und einer halben Stunde auf der Karlstadt-Finmaner Bahn, die eine große Strecke an dem linken Ufer der Mržnica hinläuft, viele Krümmungen macht, Felsendurchstiche und äußerst hohe, mit Stein ausgebaute Dämme hat. Deshalb ist die Fahrt angenehm, obgleich das viele Farrnkraut und niedriges Gebüsch auf den Hügeln sowie der Mangel an Ortschaften die Landschaft todt erscheinen lassen. Ogulin zeigt sich dem Auge erst, wenn der Zug die letzte große Steigung nach der Station Tounj am Gelände des Krpel-Höhenzuges überwunden und, eine beinahe kreisförmige riesige Biegung machend, den eben genannten Höhenzug umfahren hat, dann aus einem hohen Felseinschnitte auf die Gerade kommt. Eine schöne Gebirgslandschaft erfreut das Auge des Reisenden. Links ragen zwei hohe Kegel in die Wolken, Triskavac und Nadešić genannt. Zwischen ihnen liegt ein schönes Thal, das in größerer Entfernung abermals ein hoher Kegelberg, der Hum, abschließt. In einigen Minuten braust der Zug an dem seit den Römerzeiten und aus dem Mittelalter berühmten Carevopolje (Kaiserfeld) und dem näher an der Bahn liegenden Oštarije mit seiner uralten gothischen Kirche vorbei. Da taucht der Berg Klek auf, der seiner eigenthümlichen Form wegen weithin kenntlich und schon von Agram aus sichtbar ist. Er sieht wie ein aufgebahrter Leichnam aus, dessen Kopf, die aufwärtsgekrümmten Knie und die beiden aus dem Bahrtuch hervorragenden Füße deutlich erkennbar sind. Je näher man kommt, desto mehr lösen sich die Umrisse des Trugbildes in kahle, weiße Felsen und Gebüsch auf. Der Ausblick nach rechts lohnt nicht, denn eine nahe gelegene Bergwand sperrt die Fernsicht gänzlich ab.

Ogulin ist der einstige Stabsort des gewesenen Oguliner Grenzregiments, dessen Gebiet einen Flächeninhalt von $43^1/_2$ Quadratmeilen hatte, mit 110 Ortschaften und 59000 Einwohnern. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, in den Gassen steht noch mancher Rest alter Gartenmauern, doch sind am Platze und an der Hauptstraße schöne, meist ärarische Häuser, ehemals die Wohnungen der Stabsoffiziere, jetzt des Gerichtshofes, des Bezirksgerichtes u. s. w. Zwei Kirchen, eine sechsklassige Bürgerschule und eine Normalschule sind sonst erwähnenswerthe Gebäude, nebst dem alten Frankopan'schen (Frangepani ist unrichtige Schreibart) Schlosse, das jetzt als Gefängniß dient. Ogulin hat etwa 2000 Einwohner und liegt am Fuße des Klek, der mit seinen felsigen Gipfeln bald schön beleuchtet, bald tief dunkel erscheint, je nachdem die Wolken über ihn dahinziehen; Nachmittags jedoch ist er immer dunkel, da er nach Nordost sieht und die Sonne hinter ihm verschwindet. Seine Höhe beträgt 1183 m absolut, im Verhältnisse zur Oguliner Hochebene nur 1072 m. Der Boden, auf dem Ogulin steht, ist hohl. Sobald man in die Nähe des Schlosses kommt, hört man das Rauschen der unterirdischen Wasser und vom Schlosse selbst sieht man über ein Eisengeländer, das neben der Fahrstraße einen Felsvorsprung einsäumt, hinab in das 25 bis 27 m tiefe Steinbett des Dobra-Flusses, der gerade unter dem Geländer in einer Höhle verschwindet, um mehrere Meilen weiter jenseits der den Oguliner Bergkessel gegen Norden umgebenden Gebirge bei Popovoselo wieder aus einer Steinkluft hervorzubrechen. Die Höhle hat eine Höhe von 18 m und eine Breite von 15 m. Ungeheures Gestein, Gerölle, Holzklötze und feuchte schlüpfrige Felsen erschweren den Zutritt, der bei kleinem Wasserstande immer möglich ist. Man muß, um in die Höhle zu gelangen, fünf

Minuten vom Schlosse ab in das Flußbett hinabsteigen, wohin ein schmaler Pfad führt, auf welchem die Weiber aus der Gjula — so heißt die Dobra hier — Wasser holen oder mit der unten stehenden, kleinen Mühle verkehren. Ist man in die Höhle gelangt, so entdeckt man rechts abermals eine zweite, in die man jedoch nicht weit eindringen kann, des tiefen Kothes wegen, der dort liegt. Man verläßt sie also bald wieder und begiebt sich in die große zurück, um dem fließenden Wasser nachzuschreiten und den Abgrund zu sehen, in dem die Gjula verschwindet. Ein Wassertümpel am Ende der Höhle, über dem ein zwei Meter hoher, leerer Raum unter dem Felsen klafft, bezeichnet die Stelle. Weiter kann man nicht vordringen. Steine, die in den Tümpel geworfen werden, erzeugen ein dumpfes, gurgelndes Geräusch, und mit Schaudern tritt man zurück von dem schlüpfrigen Gestein, welches in wildem Wirrwarr über einander liegt, wie es die Dobra, wenn sie von den Herbst- und Frühjahrsregen hoch anschwillt, hierher kollert und schleppt. Dann ist das tiefe Bett bis oben und über die Ufer voll Wasser; die Müller verlassen ihre mit den schwersten Steinen beschwerten Mühlen eiligst, schließen alles ab und flüchten sich hinauf in Sicherheit; denn hier unten füllen die Wasser alles an, und jenseits der Gjula tritt auf der Nordseite des Schlosses aus einem 16 m tiefen Kessel, der zu einer dritten 20 m tiefen Höhle führt, Wasser, füllt den Kessel bis an den Rand, läuft über und ergießt sich bis an den Eisenbahndamm. So schnell die Wasser kommen, so schnell verschwinden sie; in 24 Stunden ist der Wasserstand wieder normal. In trockenen Sommern gleicht die Dobra eher einem Wildbache, denn einem Flusse; erst nachdem sie bei Popovo-selo wieder an das Tageslicht getreten, strömt sie reichlicher. Ihr Wasser ist schön klar, grünlich gefärbt, das Ufer beiderseits hoch und bis in die Nähe von Novigrad bei Karlstadt ganz felsig. Die Krebse, die man fängt, haben eine licht grünlichgelbe Farbe und einen feinen Geschmack, größere Fische kommen erst in der Nähe von Novigrad vor. Man kann in Bezug auf die unterirdischen Flüsse nicht immer genau behaupten, ob sie dieselben sind, die auf einer Stelle verschwinden, auf einer andern wieder erscheinen; allein betreffs der Dobra ist ein Irrthum nicht möglich, da Spreu, altes Heu und andere leichte Dinge in Ogulin in die Gjula geworfen, bei Popovo-selo wieder zum Vorschein kommen. Schwieriger wird das Feststellen der zusammengehörigen Namen und Gewässer der Mržnica, von denen weiter unten die Rede sein wird. Im Ganzen ist Ogulin trotz seiner vielen Behörden und Aemter ein stiller Ort, in dem wenig Leben herrscht. Am Platze verkauften zwei Gemüsehändlerinnen aus Finme Grünzeug, in einigen Holzbuden wird Schnaps und Brod feilgeboten, die Fleischbank ist mit geschlachteten Schafen gefüllt und die Wochenmärkte bringen Ziegen, Rindvieh, Schafe und Schweine. Um den monumentalen Brunnen, dem Quellwasser entströmt, sammeln sich die Wasser holenden Bäuerinnen mit ihren Gefäßen und erfüllen die Morgenstunden mit Gesang. Sonntags sah ich vor Beginn des Nachmittagsgottesdienstes junge Bäuerinnen mit langen, bis an die Fersen hängenden Schleiern, die mit grünen und rothen Bändern um die Stirn gebunden sind. Sie tragen meist grüne Schürzen und sehen recht artig aus. Im Kreise stehend sangen sie anmuthige Lieder. Nach der Vesper spielten zehn Musiker, der Rest der einstigen Regimentskapelle, Märsche und Walzer.

Von Ogulin machte ich den Weg nach Oštarije auf guter Straße in anderthalb Stunden zu Fuß. Es ist dieselbe, die von Ogulin über Munjava zwischen dem großen und kleinen Kapela-Gebirge über die Kammhöhe hinweg nach Otocac und Gospić führt. Sie führt vom Orte Otok an am linken Mržnica-Ufer durch die Felder der Hochebene, in Oštarije über die mit vielen Bogen versehene Steinbrücke, die von den Franzosen während der Okkupation gebaut wurde.

Das Dorf ist merkwürdig seiner alten, gothischen Kirche wegen, die Martin Frankopan (Frangepani), von dem auch das Kloster und die Kirche zu Trsat (Tersato) oberhalb Finme stammt, etwa um 1450 erbauen ließ. Sie war sehr groß, doch stehen davon nur mehr die Mauern des Schiffes und aus dem ehemaligen Sanctuarium wurde, auch schon in früheren Jahrhunderten, die gothische Pfarrkirche hergerichtet. Ich fand an den alten Mauern nur noch die Reste von den Spitzbogenansätzen und in der Mitte die aus der Erde hervorragenden Säulenstummeln des Kirchenschiffes, das jetzt als Vorhof dient, sowie auf einer zerbrochenen bunten Holztafel, die über der Thurmthür hängt, die Aufschrift: Curavit hanc aram renovari propriis sumptibus anno 1756 P. ac GD. Cap. Georgius de Znira (letzteres wohl verschrieben für Znika, da Znira kein slavischer Name ist).

Als ich aus der Kirche trat, bemerkte ich, daß eine Menge geputzten Volkes von allen Seiten zusammen zu strömen begann. Es war Kirchtag. Die stämmigen, hoch gewachsenen Männer, darunter viele in rothen Westen und rothen, kleinen, schwarz bestickten Mützen, bilden ein zu diesen Gebirgen passendes Bild. Man sieht da weiße, weite, leinene Hosen, und enge, blaue, über welchen weiße, bis an die halbe Wadenhöhe reichende, ausgezackte und durchbrochene Strümpfe getragen werden. Die Frauen kleiden sich in die um Ogulin herrschende Tracht, von der ich schon bei Ogulin gesprochen. Heute gab es auch Frauen aus Jezerana, jenseits der großen Kapela, hier. Sie tragen rothe, nach italienischer Art geordnete Kopftücher und eine Anzahl von Perlen. Die Mädchen aus Tounj hinwieder machten sich durch blaue, schwarz beschnürte, enganschließende Mieder und feine Binden, wie sie die österreichischen Offiziere tragen, bemerklich. Die Binden sind gelb und mit schwarzen Quadratchen durchzogen und werden mehrmals eng um den Leib angelegt. Eine dreieckig geformte Reihe silberner Münzen schmückt nebst rothen, weißen oder gelben Perlen die Halsgrube und Brust. Schneeweiße, linnene Faltenröcke, weiße Schürzen und Schnürschuhe geben den Gestalten etwas Schmuckes. Schönheiten findet man da sehr selten, doch sind die Gesichter freundlich, und häßliche Personen beinahe nie zu sehen. Letztere Tracht reicht über das ganze Gebiet nordwärts bis Karlstadt.

Nachdem ich eine Zeit hindurch dem Gesange einer Schar Jezeraner Mädchen gehorcht, der ob seines sonderbaren Schlusses in den einzelnen Abfätzen merkwürdig ist, begab ich mich an die Mržnica und dem Laufe des Flusses folgend an die Stelle, wo sie verschwindet. Der Fluß entspringt in Zagorje, wie die Gegend am Fuße der großen Kapela östlich von Ogulin heißt, fließt bis Oštarije über Otok zuerst nördlich, dann östlich, wendet sich hinter Oštarije nördlich und verschwindet in der Nähe der Bahnstrecke bei den „Ponori oštarski“ (die Oštarer Schlünde, auch Abgründe) in das Krpel-Gebirge, um nach etwa dreiviertelstündigem Laufe im Innern der Erde jenseits der Krpel-gora bei Tounj aus drei Felslöchern wieder zu Tage zu treten. Ihr Bett ist von hier an bis zur Mündung ungeheuer tief und besteht aus kahlem Felsen, auch ihren Namen ändert sie hier in Tounjčica um. Viele behaupten nun, daß die Mržnica nach ihrem Verschwinden bei Ponori Oštarski unterirdisch in mehrere Arme sich zertheile, und daß sie demnach jenseits des Krpel-Höhenzuges als Bach Bistrac bei dem Orte Dubrave, südwestlich von Generalskistol, ferner als Globornica im Višnić-brdo

(Višnić-Berg), weiter als Tounjčica, schließlich als Kukača bei Košare und als Rudnica zwei Stunden östlicher zum Vorschein komme; alle treten aus Felsen und haben tiefe Steinbetten. Es ist schwer, da ein richtiges Urtheil abzugeben, denn die Wassermasse der Mržnica, wie sie bis Ponori Oštarki ist, dürfte kaum für so viele Flüßchen ausreichen. Ich habe mir eine Ansicht gebildet, die ich späterhin äußern werde, nachdem ich von einem andern Gewässer werde gesprochen haben, will jedoch nicht behaupten, daß ich das Richtige errieth.

Von Oštarije gelangte ich zu Wagen in einer starken halben Stunde nach Munjava, einem in einer schönen, kleinen Ebene gelegenen Dorfe mit nur 300 Einwohnern, doch einigen recht hübschen, stockhohen Häusern. Von hier aus stieg ich die alte, über Berge führende Zengger-Straße hinan, um die Trümmer des alten Schlosses Modruš zu besuchen. Der Weg ist sehr steinig, die Gegend prachtvoll. In der Tiefe links steigen vier Kegel in die Höhe, Berge von respektabler Größe: der schon genannte Triskavac und der Radešić zunächst, weiter der Hum und zuletzt der dreigipfelige (daher der Name) Trojvrh. Rechts erhebt sich ein hoher Bergrücken in der Richtung gegen West, der Veljun, den wir, ich und mein Führer, umgingen, wobei wir in halber Höhe einen alten Meilenzeiger fanden, der die Inschrift LVI a Vienna und darunter VII a Segnia eingemeißelt trägt. Er wie auch die ganze Straße geht dem Verfalle entgegen, seit die neue Kunststraße unten gebaut wurde, die zwar auch tüchtige, doch bequemere Steigungen über das Kapela-Gebirge hat. Wir hatten den höchsten Punkt am halben Wege nach Modruš erklommen, als sich mir ein überraschender Anblick darbot. Wir betraten eine lange Bergkante, auf der man beinahe schwindelnd hinschreitet, obgleich die Straße ziemlich breit ist. Rechts und links schroffe Abhänge; rechts Zagorje mit seinen Bergen und Thälern und im Hintergrunde desselben der in mehrere Gipfel aufgelöste finstere Klek. Ein Berg, ganz nahe, wie es schien, war beinahe dunkelschwarz, ein zweiter blau, ein dritter hellgrün; einer gelblich und wieder einer bräunlichviolett. Ich konnte des Bildes nicht satt werden. Links zogen die Berge von Plaški gegen Ost und die neue Straße leuchtete weiß aus der grünlichgelben Tiefe herauf. Vor mir auf einem hohen, steilen und kahlen Kegel in etwa halbstündiger Entfernung lagen die Ueberreste des einst gewaltigen Schlosses Modruš, des Sitzes mächtiger Herren, und dahinter, wie eine Wand, die Spitzen des großen Kapela-Gebirges in mittlerer Höhe von 950 m, deren höchster Gipfel, die Bielolasica [1]), 1532 m beträgt. Der Gebirgszug hat im Ganzen eine südöstliche Richtung und ist bei weitem nicht so felsig und zerklüftet, wie der dahinter liegende parallel dahinziehende Velebit. Die ganze Länge der großen und der kleinen Kapela, welche beide die Zengger-Straße scheidet, beträgt 85 km; sie haben bedeutend mehr Wald, als der Velebit und das gegen Karlstadt hin reichende Stück Kroatien. Derselbe muß sehr geschont werden, denn es giebt Gegenden, in denen man auf viele Meilen hin keinen eigentlichen Wald, sondern nur kurzes Gebüsch und die üppig wuchernden Adlerfarrn antrifft. Hier und da macht sich etwa ein Wäldchen von 30 bis 40 jungen Eichen bemerklich. Um ein Beispiel anzuführen, sei erwähnt, daß die Oguliner Vermögensgemeinde allein 40 000 Joch Hutweide, 15 000 Joch Karst, 15 000 Joch Blößen und angehenden Karst hat und nur mehr 35 000 Joch Wald, der äußerster Schonung bedarf, will man der Verkarstung begegnen; die verflossenen Jahrhunderte plünderten und ruinirten die Wälder, die Regenmassen schwemmten das Erdreich weg und der Stein trat zu Tage. Jene Grundbesitzer, die noch nicht daran denken, durch Anpflanzung von Wäldern der Verkarstung des Bodens ernstlich entgegenzutreten, führen ihre Unterthanen wahrem Elende entgegen, denn auf die Entwaldung wird Mangel an Niederschlag und große Unfruchtbarkeit des Bodens folgen. Ich glaube, daß die Birke hier gut gedeihen würde, und mit wenigen Pfunden Birkensamen auf jedem Hügel wäre geholfen.

Ich erklomm mit meinem Führer langsam die Höhe. Die wenigen Bauernhäuser, die ich antraf, und das Dorf Modruš unter der Burgruine waren ganz ausgestorben. Jung und Alt hatte sich nach Oštarije aufgemacht, um den Kirchtag auszunutzen. Ich konnte außer Wasser nichts bekommen und stieg daher bald wieder den Berg hinab, nachdem ich die Ruine besehen. Sie hat eine sehr merkwürdige Vergangenheit und war der Schauplatz vieler Kämpfe. Ein achtundachtzigjähriger Greis, Ivo Salopek, erzählte mir auf mein Befragen so manches von mündlicher Ueberlieferung und nannte die Burg mehrmals Trojangrad (Trajansburg). Bedenkt man nun, daß sich das Volk keinen Namen erfindet, ferner, daß die Umgebung römisch war, so waltet kein Zweifel ob, daß auch dieser hohe Kegel ein castrum getragen, welches Trajan erbauen ließ [1]).

Als ich wieder in Munjava angekommen und durch körperliche Verpflegung neu gestärkt war, machte ich mich auf den Weg zum nahen Carevo-polje. Es ist das ein kleines, ebenes Feld nordöstlich von Munjava, oder, wie es sonst noch heißt, Josephsthal. Das Carevo-polje ist nicht nur als Fundort römischer Alterthümer, sondern auch darum merkwürdig, weil sich hier der Bach Munjava, der bei Modruš unter dem Berge Kozalj entspringt, in kleinen Schlünden in die Erde verliert. Um den Ort Munjava herum giebt es außerdem mehrere winzige Bächlein, die alle am Carevo in Schlünden verschwinden. Rufen wir uns nun ins Gedächtniß, daß ich oben behauptete, es stimme die Wassermenge der Mržnica mit der Angabe nicht überein, daß sie jenseits des Krpelzuges als Bistrac, als Globosnica, als Tounjčica, als Kukača und als Rudnica wieder erscheinen könne, so wird man meine Vermuthung, die ich nun aussprechen will, nicht verurtheilen. Ich sage nämlich so. Weder hörte ich, noch fand ich in irgend einem Buche, daß der Bach Munjava und die Bächlein, die alle zusammen am Carevo verschwinden, irgendwo wieder ans Tageslicht träten. Man denkt nicht an sie, weil sie klein sind; allein sie sind doch da und ihre Wassermenge zusammengenommen ist doch ziemlich ansehnlich. Daher meine ich, daß sie auch das Recht hätten, wieder zu erscheinen. Weil die Munjava und die Schlünde der früher erwähnten Bächlein gerade vis-à-vis von den Bächen Kukača und Rudnica liegen, die beide an der Nordseite des dazwischen liegenden Höhenzuges aus Felslöchern treten, so nehme ich, und glaube nicht mit Unrecht, an, daß die Kukača und die Rudnica nichts anderes sind, als die Munjava, vereinigt mit dem Wasser aller oben erwähnten Bäche, die am Carevo-polje verschwinden. Ihren Mündungen nach fließen alle Flüsse und Bäche auf der Nordseite des Krpel-Gebirges nach West und nach Ost wie folgt: der Bach Bistrac und die Globosnica in nordwestlicher Richtung in die Dobra, die Tounjčica, die nach kurzem Laufe mit der Kukača zusammenfließt, und die Rudnica in die Mržnica.

[1]) Das weiße Wiesel. Der Name rührt von dem weithin sichtbaren, weißen Gebirgsrücken her; wie denn überhaupt die slavischen Namen sehr bezeichnend sind.

[1]) Was vielleicht doch zu bezweifeln wäre, da der gemeine Mann im Südosten Europas unendlich viele alte Reste mit dem Namen Trajan's bezeichnet, die speciell mit diesem Kaiser nichts zu thun haben. (Red.)

Dieser Fluß ist, man lasse sich nicht irre machen, ein ganz anderer, als jene Mržnica, von der früher die Rede war. Er entsteht nämlich am Fuße des kleinen Kapela-Gebirges, viel östlicher von den Quellen der früher besprochenen Mržnica, aus zwei Bächen. Der eine davon, die Vrnika, fließt bis Plaški, dem Patriarchensitze, vereinigt sich daselbst mit dem zweiten, der Dretulja, und durchläuft unter diesem Namen das kleine Thal Plavča-Darga, an dessen Ende sie sich auf freiem Felde in mehr als 50 Erdöffnungen stürzt. Sie bricht in zweistündiger Entfernung von hier bei dem Dorfe Mržnica unter dem Namen der Mržnica-Quelle aus einer Höhle hervor. Auch ihr Bett ist tief und felsig bis zum Thale Mrzlopolje am Fuße des Vinica-Berges in der Nähe von Karlstadt, wo sie zwischen ebenen Ufern fließt und sich beim Dorfe Turanj in die Korana ergießt. Sie hat auch schmackhafte Fische, jedoch finden sich in ihr keine blauen Krebse, wie solche in der Korana oft gefangen werden. Alle oben erwähnten Gewässer führen schönes, krystallhelles, bläulich-grün gefärbtes Wasser, das des letztgenannten Flusses, der Korana, ist mineralisch, als Bad besonders bei rheumatischen Nervenzuständen und Augenkatarrhen von trefflicher Wirkung. Am Ober- und Mittellauf dieser Flüßchen ist das Land, weil sehr steinig und mit hervorragenden Felsen überfäet, wenig fruchtbar. Auf Schritt und Tritt so zu sagen trifft man kesselförmige Trichter, manchmal von bedeutender Tiefe. Manche derselben sind sehr groß, mit flachem Boden; in solchen werden dann Ackerfelder mit Mais, schwarzer und gelber Hirse, Flachs, Hanf, Gerste oder Hafer bestellt. Dies sind übrigens nebst etwas Kartoffeln im Ganzen die Erzeugnisse des Bodens in dieser Gegend. Die Rebe wird nur spärlich angetroffen. An vielen Stellen muß der Spaten die Stelle des Pfluges vertreten, mit dem man an steilen Orten nicht hantiren kann. Das Hornvieh ist klein, doch stämmig, die Wagen lang und schmal gebaut, so daß die Waaren bei größerer Fracht oftmals hoch aufgethürmt werden müssen; auch entbehren sie der Leitern. Die Straßen jedoch sind gut, wenn auch etwas schmal.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im tirolischen Statthalterei-Archiv hat vor Kurzem der als Geschichtsforscher bekannte Archivar Dr. Schönherr eine in kartographischer Hinsicht merkwürdige Entdeckung gemacht, nämlich eine das tirolisch-bayerische Grenzgebiet zwischen Schwatz und Tegernsee umfassende Specialkarte aus dem Jahre 1544 aufgefunden. Laut Inschrift und archivalischen Forschungen stammt die Karte von Paul Dax aus Innsbruck, der sich nicht nur durch seine Leistungen als Porträt- und Glasmaler, sondern auch durch seine kriegerischen Thaten als Frundsbergischer Landsknecht bei der Erstürmung von Rom am 6. Mai 1527 berühmt gemacht hatte. Da nach den Angaben Peschel's in seiner Geschichte der Erdkunde bis A. v. Humboldt und Karl Ritter zu schließen, deutsche Specialkarten größtentheils erst aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts datiren, so dürfte die genannte, 1 Meter lange, über einen halben Meter breite, vollständig erhaltene Karte zu den ältesten dieser Art gehören; das Archiv besitzt außerdem noch acht Specialkarten des sechszehnten Jahrhunderts. Aus den archivalischen Forschungen geht aber hervor, daß Dax im nämlichen Jahre wegen eines Grenzstreites auch eine Karte der Gegend von Kufstein „zu mehrerm Verständniß und zu noch mehrem Verstand in eine sonderliche Visirung erhebt, von Lehm gestrichen und ausgeführt" gebracht habe, was auf eine Reliefkarte bezogen werden muß. Peschel bezeichnet als die älteste bekannte Reliefkarte die von Ludwig Pfyffer in der Schweiz im Jahre 1785 vollendete in Wachs ausgeführte Karte. Demgemäß wäre die Daxische, die leider bisher unentdeckt geblieben, um mehr als zwei Jahrhunderte älter gewesen. (A. Z.)

— Der französische Unterrichtsminister hat die „Commission de la Topographie des Gaules" unter dem umfassendern Titel einer „Commission de Géographie Historique de l'Ancienne France" wieder ins Leben gerufen. Sie soll alle Karten, Itinerarien und anderen auf die historische Topographie Frankreichs bezüglichen Dokumente bis herab auf das Jahr 1789 sammeln, prüfen und herausgeben. Präsident ist M. Henri Martin.

— Im Laufe des Jahres 1879 wurden aus Girgenti, Licata und Catania, den drei Haupthäfen Siciliens, woselbst sich so ziemlich der ganze Exportverkehr des Schwefels concentrirt, 272 589 634 kg Schwefel ausgeführt, wovon 39 986 110 kg nach England, 63 236 709 kg nach Frankreich, 61 035 805 kg nach Amerika, 53 387 438 kg nach verschiedenen Bestimmungsorten und 54 943 572 kg im Wege der Küstenschifffahrt. In den Jahren 1874 bis 1878 wurden die folgenden Quantitäten Schwefel exportirt: 1874 177 111 730 kg, 1875 200 061 675 kg, 1876 195 990 124 kg, 1877 231 742 529 kg und 1878 244 657 110 kg Schwefel. Am 1. Januar 1880 befanden sich die nachstehenden Quantitäten Schwefel in Depot: Girgenti 590 300 Ctr. und 46 835 583 kg und Licata 219 700 Ctr. und 17 431 437 kg, zusammen 810 000 Ctr. und 64 267 020 kg. Gegenüber dem Stand am 1. December 1879 hat sich in den Vorräthen eine Vermehrung um zusammen 12 050 Ctr. und 956 061 kg ergeben.

— Prof. Waldhauer von Dorpat hat nach der „Nature" jüngst die Ueberreste der alten Bewohner von Kurland aufgesucht, welche, 2400 an Zahl, einen kleinen Raum im Norden Kurlands bei Kap Domesnäs, speciell zwischen Mellesilla und Lyserort einnehmen. Von ihren Verwandten, den Esten und Liven, sind sie durch den Meerbusen von Riga, von den Letten im Süden durch Sümpfe getrennt. Sie besitzen einen großen Nationalstolz, leugnen ihre Verwandtschaft mit den Esten, kennen den Namen Liven gar nicht und nennen sich „Randalist" (d. i. Küstenbewohner) oder „Kalamied" (d. i. Fischer); es sind abgehärtete Seeleute und geschickte Lotsen. Mehrere Familien bewohnen eine lange Hütte gemeinschaftlich; ihre Dörfer gleichen denen der Esten. Meistens haben sie helle Haut und kastanienfarbene oder dunkelbraune Haare; Bart, der in vorgerücktem Alter gewöhnlich sehr üppig vorhanden ist, findet sich bei Jünglingen unter 25 Jahren selten. Rothe Bärte hat Prof. Waldhauer gar nicht gesehen.

— Ueberbleibsel eines heidnischen Brauches im Kreise Schenkursk (Gouvernement Archangelsk). Wohl nirgend wird der Gedenktag des Propheten Elias so feierlich und mit so großen Vorbereitungen begangen, als in einigen Bezirken des Kreises Schenkursk. Die Hauptfeierlichkeit beginnt nach der Messe und besteht in Folgendem: an einen im Voraus bestimmten Platz werden einige gemästete Hammel und Schafe gebracht, die man nach Beendi-

gung der Messe schlachtet, enthäutet und in großen kupfernen Kesseln kocht. Die gastfreien Wirthe laden jeden Vorübergehenden, wer es auch sei, ein, am Mahle theilzunehmen. Hauptsächlich hat sich dieser Brauch in der Petrowskischen Wolost erhalten. Ueber seine Entstehung erzählt man sich folgende Legende: „Unsere Vorfahren schlachteten keine Hammel; alljährlich am Eliastage kam ein Renthier aus dem Walde herangelaufen, das man dem Propheten Elias als Opfer darbrachte. Einmal erschien das Renthier lange Zeit nicht. Die Bauern, des Wartens müde, schlachteten einen Ochsen und waren kaum damit fertig geworden, als das Renthier sich zeigte. Seitdem hat die wunderbare Erscheinung des Renthieres aufgehört, und weder wir noch unsere Großväter haben Gelegenheit gehabt, am Eliastage ein Renthier zu schlachten." (Arch. Gouv. Zeit. 1876, Nro. 66.) Wir haben es in diesem Falle offenbar mit der Erinnerung an ein altes Opferfest zu Ehren irgend einer slavischen oder tschudischen Gottheit zu thun. Dieser Brauch besteht, mit einigen Abänderungen, auch in anderen Theilen des Kreises Schenkursk. So bringt man im Dorfe Fedkowo gekochte Hammelköpfe in die Kapelle; im Kirchdorfe Ustiwaschkoje versammelt man sich rund um die Kirche, um sich gegenseitig zu bewirthen. (Russ. Revue.)

Asien.

— Eine betrübende Nachricht veröffentlicht der „Golos" Nro. 71, vom 11. (23.) März 1880. Man schreibt ihm, daß der ungarische Reisende, Graf Szechenyi wie Oberst Prschewalski, jedoch von den westlichen Provinzen Chinas aus, nach Tibet reisen wollte, aber den deutschen Gesandten in Peking benachrichtigt habe, daß der Weg durch die Einöde, welche China von Mittelasien scheidet, weit schwieriger sei, als er anfänglich geglaubt hat, und daß er in Folge dessen zurückzukehren gedenkt, da er weder sein noch seiner Gefährten Leben dem Loose aussetzen will, das die russische Expedition Prschewalski's in der Wüste betroffen hat. Was mit der Expedition Prschewalski's sich ereignet hat, ist im Schreiben des Grafen nicht gesagt.

Dieser Brief allein konnte jedoch noch nicht Ursache zu großen Befürchtungen sein; es wurde bereits früher mitgetheilt, daß die Chinesen dem Grafen Szechenyi die grausigsten Schilderungen machten, um ihn von der Reise abzuschrecken. Selbst der Tsung-li-jamen (Reichsrath) hat sich in diese Angelegenheit gemischt, und den deutschen Gesandten gebeten, dem Grafen von der Reise abzurathen. Wenn die chinesischen Gouverneure und Ortsvorsteher der im Grenzrayon der Einöde liegenden Städte ihn fortgesetzt in dieser Richtung zu beeinflussen suchten, so wäre es leicht möglich, daß sie absichtlich das Gerücht von einer Katastrophe, die die Expedition Prschewalski's betroffen hätte, verbreitet haben. Doch dieselbe betrübende Nachricht erhalten wir auch noch von einer andern Seite, von der Grenze Turkestans. Man sagt, einer der Führer, welche der Prschewalski'schen Expedition in der Stadt Scha-tschou beigegeben wurden, sei nach einiger Zeit dahin zurückgekehrt, und habe Folgendes erzählt: Die Expedition verirrte sich und gelangte in eine gänzlich unwegsame Gegend. Der Chef derselben sandte alle Führer, unter denen auch er sich befand, aus, um den Weg zu suchen. Nach langem vergeblichen Suchen kehrte der Führer nach der Stelle zurück, von wo er aufgebrochen war, fand jedoch die Expedition nicht mehr vor, und jede Spur von ihr war verschwunden; ihm blieb nichts übrig als in die Stadt zurückzukehren.

Diese Erzählung klingt, wie der „Golos" meint, sehr unwahrscheinlich. Wenn der mit dem Reisen in der Wüste so vertraute Prschewalski, nachdem er die Führer ausgesandt, um einen Weg zu suchen, sich entschlossen hätte weiter zu gehen, ohne ihre Rückkehr abzuwarten, so hätte er doch gewiß die für ihn so wichtigen Männer nicht ihrem Schicksale in der Wüste überlassen. Er hätte ihnen ohne Zweifel auf dem eingeschlagenen Wege Zeichen zurückgelassen, mit Hülfe deren sie die Expedition hätten finden können; er hätte Zeichen errichtet, welche weder der Wüstensand noch ein Orkan hätte vernichten können. Der Führer hätte also nicht die Expedition aus den Augen verlieren können, wenn er überhaupt dahin zurückgekehrt wäre, wo er sie verlassen hat. Es ist möglich, daß der Führer die Gelegenheit benutzt hat, um sich der unangenehmen Pflicht die Fremdlinge zu führen zu entziehen. So etwas kann man sich jedoch in China nicht straflos erlauben. Es ist somit schwer, anzunehmen, daß der Führer es gewagt haben sollte, den ihm gewordenen Auftrag nicht buchstäblich auszuführen. Da wir die Vorsicht und den seltenen Takt unseres Reisenden im Umgange mit den Asiaten kennen, wird es uns (dem „Golos") schwer, anzunehmen, daß er irgend etwas in dieser Beziehung versäumt haben sollte. A. K.

— Der chinesische Karren. Wie viele andere chinesische Geräthe ist dieser Karren ein merkwürdiges Gemisch von plumpem Scharfsinn und linkischem Geschick. Die breiten Felgen der Räder sind mit großen, flachköpfigen Nägeln besäet, damit das Holz nicht splittere. Jeder Theil des Karrens ist aus dem zähesten Holze gefertigt, der Reisende erfährt sehr bald, warum. Der Kasten des Karrens ist etwa 4 Fuß lang, 2 Fuß breit und 3 Fuß hoch. Seiten und Rücken werden aus einem Gitter gebildet, das einem Kerkergitter sehr ähnlich sieht. Der obere Theil ist mit bogenförmigen Holzrippen überbaut, über welche ein grobes baumwollenes Tuch von blauer Farbe gespannt ist. Diese seltsamen, außerordentlich schweren Maschinen haben weder Federn noch Sitze und erfordern die sorgfältigste Packung, deren richtige Ausführung so schwierig ist wie die Quadratur des Zirkels. Ist das Gepäck zu breit oder zu schmal, sind der einzelnen Stücke zu wenige oder zu viele, so stößt man bald da bald dort an, es baumelt einem etwas um die Ohren oder es fliegt wie Spreu auf die Straße. Ist aber Alles ordentlich gepackt, so bleibt dem Reisenden für seine eigene Person nur eine winzige Höhle, in der er nicht liegen und nicht sitzen kann, weil der Karren zu kurz und zu niedrig ist. Die Fortbewegung in einem solchen chinesischen Karren ist bei holperigen Straßen dem Hinabrollen in einem Fasse an einer steilen Gebirgswand zu vergleichen. Diese Uebelstände scheinen keiner Milderung fähig zu sein, da sie in der Sache selbst liegen; gleichwohl giebt es verschiedene Methoden, um die Gewalt der unvermeidlichen Puffe zu brechen: dicke Matratzen, gepolsterte Bänke, Luftkissen, schwebende Sitze. Eine völlige Umwandelung des Karrens wäre aber ein fast ebenso ungeheures Unternehmen wie die Einführung von Eisenbahnen; denn jene würde zu einer Umwandelung der Straßen führen, und diese wäre eine Umwandelung des Reiches selbst.

Der Kutscher sitzt auf dem linken, armesdicken Stück der Deichsel; sein Hauptgeschäft besteht darin, daß er den Maulthieren Hü! zuruft. Das Geschirr besteht aus ein Paar Riemen von rohem Fell oder halbgegerbtem Leder und einigen Stricken; und ist, wenn einmal naß, sehr schwer zu handhaben. Gewöhnlich werden zwei Maulthiere vorgespannt, das eine, innerhalb der Gabeldeichsel, ist durch die Verhältnisse auf ein enges Gebiet seiner Thätigkeit beschränkt, muß übrigens die ganze Arbeit allein verrichten; denn das andere, welches mittelst zweier Stricke, die an dem rechten Deichselarm befestigt sind, mit dem Karren verbunden ist, kann nur seitwärts ziehen und trabt beständig nebenher.

Statt des Maulthieres wird hier und da auch ein mongolischer Klepper mit dem Hauptposten bedacht. Diese struppigen, dürren Thiere werden im Aeußern und Benehmen passend mit Bären verglichen. Mähne und Schwanz sind lang und verworren, die Kopfwische hängen ihm beständig in die bösen Augen. Die Beine sind so dick und plump wie die der steinernen Thiere der Ming-Dynastie.

Dieser Klepper pflegt sich in höchst dramatischen Situationen zu bewegen. Da er um eine Pferdelänge vor seinem

Kameraden voraus ist, so giebt ihm dies Gelegenheit seinen freien Willen in hohem Grade zur Geltung zu bringen. Ziehen, sagt man, sei eine Arbeit der Liebe; nun, ein solcher Klepper liebt entschieden nicht. Er hat nur den einen Gedanken, die Stricke möglichst schlaff zu erhalten. Durch keinen Zügel geleitet, oft ohne Kummet, genießt er wörtlich einer zügellosen Freiheit. Bisweilen legt er sich nieder und wälzt sich; dann steigt er ein Ravin hinauf und betrachtet sich die Aussicht; hierauf rennt er wieder wie toll vorwärts, wodurch es ihm nicht selten gelingt, die Stränge zu zerreißen. Dann läuft er mir nichts dir nichts fort, ohne gerade durchzugehen. Ein anderes Mal steht er wieder vollkommen still, bis das Rad über die schlaffen Stränge geht und der Kutscher absteigen und hinten herum gehen muß, um zu sehen, was aus ihm geworden ist. Schreit der Kutscher einmal in Verzweiflung: Hü! Hü! und berührt das Roß mit der Peitsche, so fängt es an zu tanzen, bis es ein Bein über einen Strang bekommt; nun fängt es an mit beiden Hinterfüßen so lange auszuschlagen, bis es ihm gelingt wieder innerhalb der Stränge zu kommen.

Die Chinesen sind diese sonderbare Art der Anschirrung so gewöhnt, daß sie jede Hinweisung auf eine bessere Methode mit dem ungläubigsten Stannen aufnehmen.

(Shanghai Courier.)

— Geldverhältnisse in China. Zwei Dinge giebt es, deren Besitz das Reisen im Orient wesentlich erleichtert: Sprache und Scheidemünze. Man vernimmt daher, wenn man in China anlangt, mit Vergnügen, daß zwar die erstere schwierig, aber die zweite um so einfacher sei. In allen 18 Provinzen giebt es nämlich nur eine Scheidemünze, das kupferne Käsch; 1000 Käsch oder ein Tian bildet die Recheneinheit für die höchsten Beträge. Dies ruft in einem Neuling die angenehmste Empfindung hervor, welche sich noch steigert, wenn er hört, daß die Chinesen aus Mangel an Scheidemünze Silber in kleinen Stücken verwenden, die gleichfalls in der Art nach dem Decimalsystem berechnet werden, daß 10 Käsch 1 Kandarin, 10 Kandarin 1 Wes, 10 Wes 1 Täl zu $1\frac{1}{3}$ Unzen oder $\frac{1}{10}$ Kätti regulirtes Gewicht geben, so daß das Täl, obschon keine Reichsmünze, doch eine bestimmte, leicht zu berechnende, geschickte, überall gangbare Geldsumme repräsentirt.

Diese Freude des Neulings dauert jedoch nicht lange. Sobald er die erste Schnur Käsch, die ein Tian vorstellt, in die Hand bekommt, erfährt er, daß die Zahl der Käschs eines solchen Tian ein höchst ungewisses Ding ist. Die theoretische Zahl ist allerdings tausend, allein sie erleidet so viele Aenderungen, für die es kein Princip, keine Erklärung giebt, daß hierdurch das ganze System über den Haufen geworfen wird. Ein Ort rechnet 99, ein anderer 98, 97, 96 und noch weniger Stück statt einem Hundert. In Tientsin folgt man gar einer alten Rechnungsmethode, wonach das Tian nicht 1000, sondern nur 500 Käsch hat. Man hat daher bei allen Preisen nur die Hälfte des Betrags an Käsch zu verstehen; bei Preisen von 10 Käsch und darunter gilt jedoch das wirkliche große Käsch; bei solchen zwischen 10 und 20 aber herrscht die reine Willkür und man muß hier immer eine nähere Bezeichnung beifügen, um zu wissen, welche Rechnungsart gemeint ist. Obschon aber das Tientsiner Tian theoretisch 500 Käsch gilt, berechnet man es in der Praxis nur zu 488. Bei kleinen Zahlungen werden dann die fehlenden 12 Käsch in unregelmäßigen Zwischenräumen abgezogen, etwa 1 Käsch nach 60.

Oestlich von Tientsin, der See zu, gilt das Tian nur 333 Käsch.

Peking zeichnet sich durch besondere Extravaganzen aus; hier hat das Käsch einen so großen Durchmesser, daß es für 20 Käsch regelmäßiger Art gilt. 50 solcher großen Käsch bilden ein theoretisches Pekinger Tian, das jedoch beim Zahlen nur 49 Stück hat. Diese Art Käsch giebt es nur in Peking; gewöhnliches Käsch giebt es dort gar nicht. Wenn daher Jemand von Peking in eine Provinz reist, muß er gewöhnliches Käsch mit Verlust einkaufen oder Silber mitnehmen.

Die Bankbillets, welche man bei den Geldwechslern bekommt, sind eine große Wohlthat; ohne sie würde man fast kein Geschäft machen können. Ein volles Tian hat etwa 10 Pfund gemeines Gewicht; in dieser Form läßt sich somit das Geld kaum verschleppen. Jene Banknoten haben aber auch ihre Mängel: manche sind Discontos ausgesetzt, manche wieder nur in einem gewissen Umkreis, etwa dem Raum einer halben Quadratmeile, anzubringen. Dazu kommt die Möglichkeit des Bankerotts der Banken. Der Nennwerth der Banknote ist ferner nicht gestempelt, sondern in einer so kritzlichen Handschrift geschrieben, daß man ihn nicht ohne Uebung entziffern kann. Selbst Chinesen nehmen oft eine Zwanzig-Tian-Note für eine Zwei-Tian-Note.

Diese Käsch- und Banknotenübelstände sind aber noch ein wahres Ideal der Einfachheit und Ordnung gegen die Silbergeldverhältnisse! Kaum hat sich der Neuling über die leichte Tälsrechnung gefreut, so macht er die Entdeckung, daß das Täl allerdings zehntheilig ist, daß es aber mehr als ein Täl giebt. Dr. Williamson giebt in seiner Schilderung des nördlichen China eine Tabelle von acht verschiedenen Täls, die dort beständig im Kurs und bis zu sechs Procent von einander verschieden sind. Außerdem hat aber noch jeder Handelsbezirk sein eigenes Täl, so daß es noch sechsunddreißig weitere Varietäten an den einzelnen Orten giebt und leicht noch mehr entdeckt werden mögen.

Dies ist aber noch nicht Alles!

Das ganze Gewichts- und Maßsystem ist ein fehlerhaftes. Trotz aller Hülfsmittel der Wissenschaft hat man es auch in den civilisirten Ländern nicht leicht gefunden, einen Mustermaßstab festzustellen. Jedes Maß, es mag gefertigt werden, aus welchem Material es will, ändert sich mit der Zeit und unter den verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Die chinesischen Maße ändern sich aber nicht in Folge des Einflusses der Witterung, sondern nach dem Gutdünken des Fabrikanten, der die Straßen mit seinen platten, langen und kurzen Stäben auf der Schulter durchwandert und mit einem Hammer und einer Anzahl kleiner kupferner Nägel ausgerüstet ist. Kommt nun ein Käufer, so fragt jener zuerst, welche Täl- oder Kätti-Größe gewünscht werde, und schlägt dann je nach der Bestellung die Stifte ein. Braucht der Käufer eine Wage, um zu kaufende Waaren dadurch zu prüfen, so bestellt er natürlich ein Kätti von 16 Unzen; braucht er aber eine Wage, um zu verkaufende Waaren darauf vorzuwägen, so wird eine solche je nach der Habgier des Betreffenden von zwei bis drei Unzen zu wenig bestellt.

Man kann sich die Wirkung dieses commerciellen Chaos denken. Niemand schenkt der Wage des Andern ein unbedingtes Vertrauen; er weiß ja, wie sie gemacht werden! Ebenso braucht man nur ein Silberstück von einer Wechslerstube zur andern zu tragen und sich Gewicht und Marktpreis in jeder bestimmen zu lassen, und man wird sofort finden, daß eine Differenz von mehreren Procenten im Gewicht wie im Preis vorhanden ist, weil die verschiedenen Wechselstuben verschiedene Silberwagen haben und ein eigentlicher Marktpreis nicht besteht. Man muß daher hin und her rathen und einen Durchschnittspreis suchen.

Diese Willkürlichkeiten in der Berechnung des Käsch, im Gewicht und im Marktpreis des Silbers machen es für Jeden, der in diese Dinge nicht eingeweiht ist, außerordentlich schwer, Geschäfte zu machen, ohne Verlust zu erleiden; es ist daher sehr gewöhnlich, daß wer in einen andern als seinen Geburtsdistrikt zieht, dort einen hier Geborenen in sein Geschäft aufnimmt.

(Celestial Empire.)

Inhalt: Edouard André's Reise im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. V. (Mit sechs Figuren und einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. I. — Ernest Kramberger: Die Karstflüsse in der Umgebung von Ogulin. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 25. März 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 16.

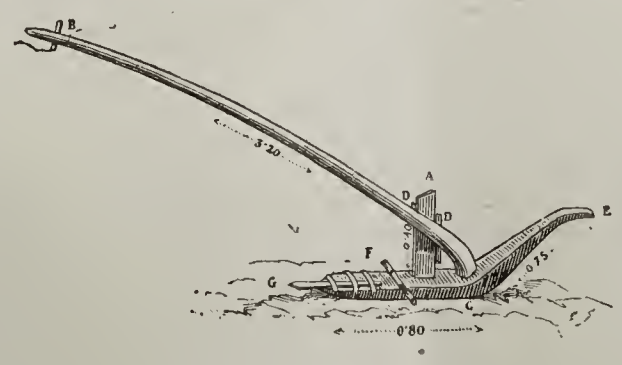
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

VI.

Die Stadt Tuquerres liegt auf einem nach Nordosten geneigten Hügel; der Anblick ihrer zerstreuten, mit Bäumen umgebenen Häuser ist reizend, wenn auch gerade keine malerische Silhouette hervortritt. Großartig und anziehend zugleich ist die Aussicht auf die benachbarten Hügel und Berge, welche der abgestutzte Kegel des nach Osten breiter werdenden Vulkans Azufral überragt. Rings um die Stadt liegen in ununterbrochener Folge Felder mit Weizen, Gerste, Luzerne (alfalfa), Bohnen, Kartoffeln, Ocas und Ollocos und liefern Beweise für einen hier betriebenen, ausgedehnten und verständigen Ackerbau. Es wird hier mit dem Pfluge geackert, an welchem André zum ersten Male wieder seit langer Zeit das Eisen eine wesentliche Rolle spielen sah. Der Boden ist ein schwarzer, sehr fruchtbarer, durch Quellen und Nebel reichlich bewässerter Humus, und in Folge dessen haben die Ackerfelder und Gemüsebeete hier ein so gesundes, frisches Aussehen, wie in Mitteleuropa in der Nähe der Städte.



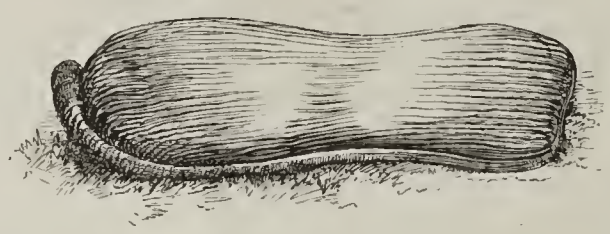
Pflug von Tuquerres.

Dieser erste gute Eindruck wird indessen beim Eintritt in die Stadt durch die Vernachlässigung der Straßen und der sehr gewöhnlichen Kirche ein wenig abgeschwächt. Letztere liegt auf dem höchsten Punkte des Ortes auf einem kahlen Platze, auf dessen Hügeln eine rankende Cucurbitacee vom Genus Sycios wächst, ist zwar ziemlich umfangreich, aber sehr niedrig und macht durchaus einen armseligen Eindruck. Uebrigens war man damals mit dem Bau einer neuen großen Kirche mehr im Mittelpunkte der Stadt sowie mit dem eines Rathhauses (casa consistorial) beschäftigt.

Tuquerres liegt höher als alle Städte, welche André bis dahin besucht hatte, nämlich 3100 m, und seine mittlere Jahrestemperatur geht nicht über + 10,4°. Man friert, wenn man sich nicht bewegt, wie der Reisende beim Zeichnen von Pflanzen bemerkte. Kamine giebt es nicht, so daß man, um warm zu werden, sich Bewegung machen muß. Wenn man über die fast insgesammt bergigen Straßen geht, hindert einen der soroche, jene wohlbekannte Erscheinung, eine Folge der dünnen Luft, am raschen Vorwärtskommen: nach einigen Schritten muß man stillstehen, um Athem zu schöpfen; die Knie biegen sich, der Athem fehlt. Dann geht man weiter, um bald wieder Halt zu machen, und so wiederholt sich die Sache immer wieder von Neuem. Neben dem Ackerbau wird in dieser Gegend auch eine ansehnliche Viehzucht betrieben; denn die beständigen Nebel, welche von den umliegenden Paramos herabsteigen, erzeugen schöne Wiesen, deren Gras zwar nicht rasch wächst, aber von guter Beschaffenheit ist. Außerdem hat das Vieh, welches in großer Anzahl die Umgegend der Stadt belebt, weder von den Krankheiten, die in der warmen Region häufig auftreten, noch auch von gefährlichen Insekten zu leiden.

Das häusliche Leben in Tuquerres weicht von demjeni-

gen in den bisher geschilderten Städten ziemlich ab, wenigstens in den Speisen und ihrer Bereitung. Die Hauptschüssel im ganzen Staate Cauca, der Sancocho, eine Suppe mit Kartoffeln und kleinen Fleischstücken, erhält hier oben einen Zusatz von Ocas und unreifen Maiskolben und führt den Namen locro, den sie bis nach Ecuador beibehält. Ueberhaupt spielt der weiche, noch milchige Mais, chocllo (spr. tschokljo) genannt, eine große Rolle in der dortigen Nahrung; derselbe wird ein wenig in Wasser gekocht, auf dem Reibsteine zerquetscht und dann gesiebt, um die Hülsen zu entfernen. Auf 4 Pfund Mais werden 12 Eier, 2 Pfund Käse und Zucker je nach dem individuellen Geschmacke zugesetzt, aus dem Ganzen ein Teig gemacht und derselbe in die Blattscheide der Maisähre gehüllt. Man kann dies Gericht einige Tage aufbewahren, und ißt es kalt wie Kuchen oder gewärmt; es heißt envueltos de chocllo. Wird Kuchenteig darum geformt und die Speise im Ofen gebacken, so erhält man empanadas de chocllo. Auch sonst wird der Mais vielfach verwendet: man läßt ihn 14 Tage in kalter Erde, 3 bis 4 Tage in warmer gähren, zerquetscht, wäscht, reinigt und wäscht ihn nochmals, um die Stärke zu entfernen, kocht ihn in der Pfanne und vermengt ihn mit verschiedenen anderen Speisen; ferner wird Chicha daraus bereitet; unter Zusatz von rohem Zucker, wohlriechenden Kräutern und warmem Wasser kocht man eine Art leichter Bouillon davon ꝛc. Nächst dem Mais steht Gerstenmehl in Tuquerres in hoher Achtung; diejenigen, welche Chinarinde suchen und auf dem schrecklichen Wege nach Barbacoas Trägerdienste verrichten, nähren sich ausschließlich davon. Sie mischen Gerstenmehl mit etwas Rohzucker und führen es stets in einem Säckchen bei sich, um von Zeit zu Zeit eine Prise davon zu nehmen. Die Mischung ist sehr nahrhaft und schmeckt mit Milch sehr gut.



Envueltos de chocllo.

Einer der Ausflüge, welche André von Tuquerres aus unternahm, galt dem nach dieser Stadt benannten Vulkane, den man genauer als Azufral bezeichnet. Ihn begleiteten sein Neger und ein Führer, welcher die beweglichen Torfmoore unterwegs, die Maulthier und Reiter „essen", genau kannte. Obwohl sie mit Tagesanbruch sich auf den Weg machten, waren die Arbeiter in der Stadt doch schon an der Arbeit, und fleißig stampften sie den Lehm in ihren Kästen und bauten eine Mauer daraus auf, welche eine lange Zeit aushält. Vor der Stadt grünte und blühte es ringsum; längs der Wege blühende Sträucher, blutrother Stechapfel, Kreuzwurz, Gynerium, Johanneskraut, Pourrétias, verschiedene Bromeliaceen, Fuchsien, Orchideen u. s. w., während auf den fernen Spitzen der kahlen Berge, zwischen 3500 m und 4000 m, die Stoppeln der vertrockneten Gräser im ersten Sonnenstrahle erglänzten. Dort oben holen die Einwohner von Tuquerres jenes cylindrische Stroh, mit welchem sie ihre Häuser decken. Diese gelben Striche erinnern an die großen Ebenen voll Stipa im südlichen Rußland; auffallend ist der Gegensatz, in welchem sie zu der grünen Landschaft weiter unten stehen.

Um $11^1/_2$ Uhr war nach Passirung scheußlicher Wege und einiger sich bewegender Moore die cuchilla erreicht, und unter ihnen öffnete sich der gähnende Krater des Vulkans. Im Westen steigt ein Gipfel, el Salto genannt, bis zu 4200 m an, unten aber hat das Wasser Besitz von dem Abgrunde genommen und drei zusammenhängende Seen gebildet: inmitten eines Circus riesenhafter vielfarbiger trachytischer Mauern, an denen frühere vulkanische Ausbrüche und furchtbare Temperaturgrade ihre Spuren hinterlassen haben, breitet sich zuerst der smaragdene See, die Laguna verde, aus. Smaragden ist gerade der richtige Ausdruck in Bezug auf seinen Glanz und seine Durchsichtigkeit: unvergleichlich ist der Anblick, wenn sich die Sonne auf ihm spiegelt, und sich die marmorweißen Ufer und die hellgelbe Umgebung der gleich näher zu beschreibenden Solfatare von den Tönen des Wassers scharf abhebt. Weiter vorn (also wohl östlich vom großen See) liegen zwei kleine Wasserbecken, die ein ganz anderes Aussehen haben; dunkelschwarz wie Dinte ist der eine, im Osten gelegene, länglich gestaltete; der andere kleinere fast viereckige dagegen hat fast krystallhelles Wasser (s. die Abbildung S. 243).

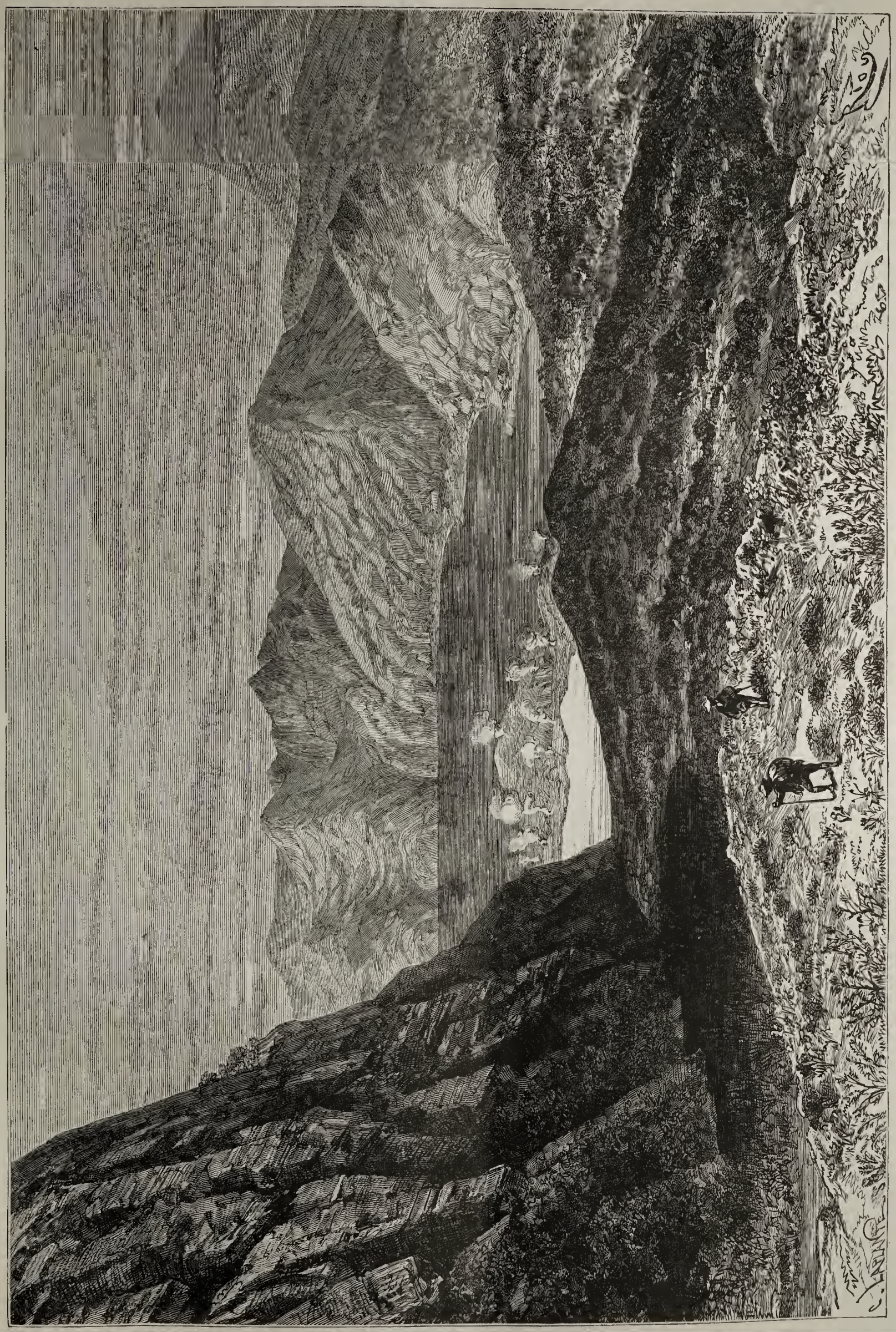
Nachdem André das seltene Schauspiel eine Zeit lang betrachtet, stieg er die 200 bis 300 m zum Boden des Kraters hinab und maß die Höhe des Wasserspiegels: sie ergab 3900 m. Die Luft war jetzt, Mittags bei schönem Sonnenscheine, + 13° warm, das Wasser des schwarzen sowohl wie des weißen Sees + 15°. Dann schritt er nordwärts nach einem Hügel, dem cerro redondo, der ganz aus reinem Schwefel bestand: der Boden desselben war glühend heiß, so daß er beständig einen Fuß um den andern hochheben mußte, und von Spalten durchzogen, aus denen Wasserdampf ausströmte. Einige Meter von dem Hügel entfernt zeigte das Thermometer im Wasser $1^1/_2$ m vom Ufer zwischen 15° und 18°, in einer Entfernung von 15 cm stieg es plötzlich auf 47° und in der Oeffnung einer der Solfatare auf 90° bis 100°. Letztere exhaliren neben Wasserdämpfen und kohlensauren Gasen bedeutende Mengen von Schwefelwasserstoff, was die Bildung des cerro redondo erklärt; die Dämpfe haben den nächstliegenden Felsen einen flaschengrünen Ton gegeben, der scharf kontrastirt mit den rothen, schwarzen und weißen Streifen der Trachyte und den dunkelen Trümmern eines erst vor Kurzem niedergegangenen Felssturzes.

Mit allerlei Beobachtungen, Gesteinsproben und Pflanzen kehrte der Reisende nach Tuquerres heim, als es gerade Ave Maria läutete. Die wenigen Indianer auf der Straße bekreuzten sich sofort und blieben unbedeckten Hauptes stehen, bis der letzte Glockenton vorüber war. Die Temperatur war auf + 4° gesunken, so daß André bitter fror und sich glücklich schätzte, bei seinem Landsmanne Thomas einen gedeckten Tisch zu finden.

* * *

Die frühere Provinz Barbacoas hat an malerischer Gestaltung und eigenthümlichem Klima, an Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse und Sitten der Bewohner ihres Gleichen nicht im ganzen äquinoktialen Amerika. Sie liegt an der Küste des Stillen Oceans und bildet den südwestlichen Grenzbezirk der Vereinigten Staaten von Colombia. Vor der Conquista saßen dort die Indianerstämme der Iscuandes, Barbacoas und Telembies, häufig beunruhigt durch die Angriffe der kriegerischen und grausamen Caraïben. Die Spanier verwechselten das Land lange mit dem Choco, während beide sich doch wesentlich unterscheiden, und ihre Kenntniß beschränkte sich auf die Küsten, wie denn auch heute noch der größte Theil des Innern unbekannt ist, und für Naturforscher und Entdeckungsreisende dort noch genug zu thun übrig bleibt.

Als der schon besprochene Durchbruch des zwischen den beiden Cordilleren sich ausdehnenden vorhistorischen Sees



Die Laguna verde im Krater des Vulkans Azufral.

durch die Gebirgskette von Castigo stattfand, verlieh diese gewaltige Katastrophe den Thälern im Westen dieses Gebietes ihre Reliefformen. Das ganze Land im Westen der westlichen Cordillere ist von tiefen Barrancas durchfurcht, während sich im vorgelagerten Flachlande Alluvium von enormer Ausdehnung und Mächtigkeit aufhäufte. Mächtige und zahlreiche Wasserläufe durchschneiden das Küstenland und erleiden ohne Unterlaß Veränderungen durch die Ablagerung neuen Alluviums, in Folge des Wachsthums der Mangroven und der Aufhäufung vegetabilischer Stoffe. Bei einer mittlern Jahrestemperatur von 28 bis 30 hunderttheiligen Graden und in der von Feuchtigkeit gesättigten Atmosphäre ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig entwickelt und wird darin weit und breit nicht übertroffen. Strenggeschiedene Jahreszeiten, wie sonst in der heißen Zone, giebt es hier nicht; in Barbacoas regnet es immer, sei es nun, daß die Masse aufsteigender Wasserdünste vom Südwest gegen die Gipfel der Cordilleren getrieben werden und täglich in sintfluthartigen Güssen wieder herniederströmen, oder daß sich diese fortwährenden Regen durch die Kondensirung der warmen Dünste erklären, welche durch die Passate von der trockenen Küste Perus bis zu den Schneespitzen der ecuadorianischen Vulkane getrieben werden und dann niederfallen. Unter solchen Verhältnissen erreichen die Kryptogamen eine große Entwickelung; Blüthen dagegen sind selten und finden sich vornehmlich nur bei Monokotyledonen (Aroïdeen, Bromeliaceen, Marantaceen, Orchideen 2c.) Prachtvoll dagegen und reich an Formen ist alles Blattwerk. Dorthin brach also André mit seinem Neger Cardenas auf; sein Gastfreund Thomas hatte ihn mit einigen Empfehlungsbriefen versehen und ihm ein treffliches Maulthier geliehen, welches er freilich nur auf der ersten Tagereise gebrauchen konnte, weil weiterhin der Pfad nur für Fußgänger passirbar war. Mit allerhand Lebensmitteln, Conserven und Branntewein hatten sie sich gleichfalls versehen, da man nicht darauf rechnen konnte, solche unterwegs anzutreffen.

Helikonienblätter als Regenschirme.

Anfangs, d. h. bis jenseits des Dorfes l'Espino (10 km), war der Weg gut, da er von zwei nordamerikanischen Unternehmern ausgebessert worden war. Dann aber traf man auf eine Reihe tiefer Schluchten in dem glimmerhaltigen Sande, der hier in großer Mächtigkeit sich findet. Mehrere Stunden lang führte dann der schmale Pfad zwischen trockenen Gräsern (pajonales) hin bis zu den Abhängen des Vulkanes Cumbal, dessen runder schneebedeckter Gipfel majestätisch bis zu einer Höhe von 4890 m vor den Reisenden emporragte und dann zur Linken blieb. An der Stelle, wo der Abstieg nach Westen beginnt, nimmt die Landschaft mit einem Schlage ein völlig anderes Aussehen an. Schroff stürzt das Hochland zwischen den Vulkanen Azufral und Cumbal in die Tiefe ab, und von den Paramos Mallama und Tinbaquira ziehen sich hohe Mauern aus Porphyr und Trachyt hinunter, deren aus- und einspringenden Winkel und mächtigen Strebepfeiler wie die zerstörten Werke einer riesenhaften Festung aussehen. Die Bäche bilden theils Wasserfälle, theils rieseln sie, Silberbändern gleichend, über die geglätteten Felsmassen in den Abgrund hinunter. Dort, am Abhange des Azufral, entspringt der Rio Guavo, dem André einige Tagereisen weit folgen sollte.

Vom Weiler Alché an, der noch vor dem schwindelerregenden Abstieg in das Guavo-Thal liegt, ritt André voraus, um Piedra Ancha vor Anbruch der Nacht zu erreichen, während Manuel langsamer nachfolgte. Wo der bewaldete Abhang seinen Anfang nimmt, war der Weg mit den orangefarbenen Blüthen einer Liliacee (Phaedranassa) und einer schönen Orchidee mit weißer Blüthe und brauner Lippe (Maxillaria) bedeckt, und zur Seite standen die schönen, mit rothen Blüthen übersäeten Befarien, die Humboldt als Andes-Rhododendren bezeichnet. Der Weg wird zusehends steiler und führt vorbei bei Chocorral, Arrayan, Guavo, Timbaquira, Jupé und Cuataquer, kleinen Weilern mit einigen Dutzend Einwohnern. Bei dem 60 m hohen Wasserfalle von Borracho vorbei erreichte André erst in tiefer Nacht Piedra Ancha (1902 m), wo er den Herrn, an den er empfohlen war, im Sterben fand und nur nach langem Suchen bei einer armen Familie ein schlechtes Nachtlager erhielt, zu dessen Annehmlichkeiten ein Trupp Meerschweinchen, die in allen Ecken herumliefen, nicht sonderlich beitrug.

Ein Mann, der im Jahre 1854 dem Dr. Eduard Karsten beim Pflanzensammeln behülflich gewesen und von seinen Landsleuten deshalb zum Doktor und Arzt creirt worden war, Antonio Belalcazar mit Namen, schloß sich hier an den Reisenden an, um ihm ein Kohlenlager, das er angeblich entdeckt, zu zeigen und seine Ansicht darüber zu hören. Dasselbe lag weiter stromab auf dem Wege nach San Miguel bei der Brücke über den Guavo. Der nächste Morgen war etwas weniger regnerisch als sonst; der Weg aber wurde immer holperiger und immer schattiger — wenn dieser Ausdruck in solchem Regengebiete zulässig ist —, je tiefer man hinabstieg.

Zahlreiche, damals gerade blüthenlose Orchideen der Genera Trichopilia und Oncidium, Melastomaceen, Thibaudien mit behaarten Blüthen, eine seltene Art, die André später nicht wieder gefunden hat, merkwürdige Gesneriaceen (Hypocysta) und besonders eine prachtvolle 3 bis 4 m hohe Begonia (B. parviflora) mit riesigen Blättern und großen weißen Dolden bedeckten die senkrechten Schieferwände in der Nähe des Weges. Als die Reisenden an der Guavo-Brücke (1651 m) angelangt waren, stellte sich heraus, daß das Steinkohlenlager nichts weiter, als eine mit Lignit gefüllte Spalte war, worauf der arg enttäuschte Doktor Belalcazar sich von André trennte, der seinerseits seinen Weg nach San Pablo fortsetzte. Hier nahm die warme Region ihren Anfang; schon von 1700 m an abwärts waren im Dickichte neben den letzten Daturas die großen Blätter der Helikonien und des indischen Blumenrohres (achira) aufgetreten, und die Zone der fortwährenden Regen reicht bis dort hinauf oder sogar noch etwas höher. Um sich vor der beständigen Feuchtigkeit des Bodens, vor plötzlichen Ueberschwemmungen, vor Schlangen und Insekten zu schützen, haben die Einwohner sich echte Pfahlbauten errichtet, die meist 8 bis 12 m lang und 5 bis 7 m breit sind. Die Pfähle sind gewöhnlich zu je zweien neben einander eingerammt, so daß der eine den Fußboden, der andere das mit Palmblättern bedeckte Gebälk trägt. Als einziger Zugang zu dem $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ m hohen mit gespaltenem Bambu belegten Fußboden dient die denkbar einfachste Leiter, ein sägeförmig eingekerbter Baumstamm, auf welchem die Bewohner mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit auf- und niederklettern. Da das Thermometer hier nie unter + 18° sinkt, hat solches Haus keine Seitenwände nöthig; in freier Luft spielt sich hier das häusliche Leben ab. Nach der Straße zu ist ein Balkon aus hartem Palmenholze angebracht; auf der andern Seite liegt der Kochplatz, ein Viereck von Balken, die mit einer dicken Schicht Erde oder einigen Luftziegeln bedeckt sind; die drei Steine, welche die tulpa bilden und auf denen der Kochtopf

Hänsliche Scene in San Pablo.

steht, fehlen auch hier nicht. Die ganze Ausstattung besteht aus einigen alten Kisten europäischen Ursprungs und ein paar rohen Schemeln. Jedermann schläft in freier Luft auf Matten, die auf den Fußboden gelegt werden, und läßt sich von dem eintönig plätschernden Regen in den Schlaf wiegen. Fieber sind hier, wo es nur Regen, keine Nebel und Miasmen giebt, unbekannt, Epidemien, von den Blattern abgesehen, selten. Oft herrscht laute Fröhlichkeit in diesen primitiven Wohnungen: bei San Miguel wurde in mehreren Häusern Musik gemacht, getanzt und gezecht. In demselben Dorfe hatte der Reisende einen reizenden Anblick: eine Frau, die von ihrer Nachbarin um etwas Feuer gebeten worden war, schritt in Begleitung ihrer drei Knaben mit einem Feuerbrand in der Hand über die Straße. Jeder hatte ein prachtvolles Helikonienblatt abgeschnitten und hielt es sich wie einen Regenschirm über den Kopf: wie durchsichtige Perlen rollten die Wassertropfen über die grüne, glänzende Fläche herab.

Nachdem André hinter San Miguel die jämmerliche Brücke über den Rio Chucunes (1389 m) passirt hatte, erreichte er in einer Höhe von 1370 m bei der Schlucht Pilispi die ersten Anpflanzungen von Zuckerrohr und um 5 Uhr Abends San Pablo, wo der Pfad aufhört für Maulthiere gangbar zu sein. Hier treten Cargueros (Träger) an ihre Stelle und übernehmen den Transport von Waaren sowohl wie von den seltenen Reisenden, die sie, wie die silleros des Quindio, von denen früher die Rede war, auf ihrem Rücken den abscheulichen Weg nach Barbacoas hinab tragen. Sie sind ein sehr schöner bartloser Menschenschlag mit Muskeln von Stahl und einer Elasticität der Beine, die ohne Gleichen ist; dabei sind sie sehr treu und übervortheilen den Reisenden, der sich ihnen anvertraut, niemals. Den Weg nach Barbacoas legen sie, ohne auszuruhen, in 17 auf einander folgenden Tagen zurück, und selbst wohlbeleibte Personen tragen sie dabei sicher auf ihrem Rücken, bergauf und bergab, neben Abgründen hin, zwischen Felsgeröll und Sumpflöchern hindurch. Selbst ein geübter europäischer Fußwanderer könnte ihnen das nicht nachmachen, ohne sich unterwegs mehrere Tage auszuruhen. Macht man die ganze Reise, so braucht man zwei Träger, die sich ab-

wechseln; sie bilden eine „silla entera“. Unter media silla versteht man nur einen Mann, der den Reisenden nur bergauf trägt, während derselbe bergab laufen muß.

Während der Neger Mannel zwei Träger anzuwerben ging, quartierte sich André bei einem alten Manne, Gaspardo Rosero, ein, der ihn auf seinem Pfahlbau graciös willkommen hieß. Die Behausung bot einen merkwürdigen Anblick dar. Auf ihren drei Steinen brodelte die Olla; auf dem Fußboden wälzten sich völlig nackte Kinder zwischen Hühnern, Meerschweinchen und umgestürzten Kisten herum, und auf einer Bank saß die Tochter des Wirthes, nach Landesart gekleidet, d. h. bis zur Taille nackt, und nährte ihre neugeborenen Zwillinge, jeden an einer Brust: ein höchst malerisches Bild.

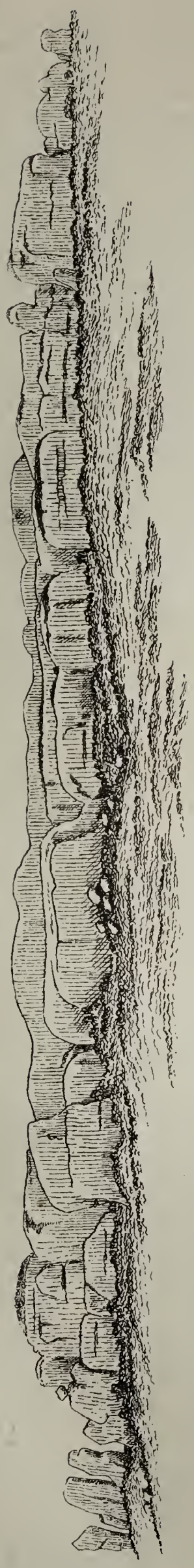
Die Felsen von Pungo Andongo.

Die Felsen von Pungo Andongo [1]), welche in neuerer Zeit hauptsächlich durch Livingstone's Beschreibung bekannt geworden sind, sind trotz der Genauigkeit derselben letzthin ein Gegenstand des Streites und Widerspruchs unter mehreren Afrikareisenden gewesen, so daß, als Dr. Buchner 1878 nach Loanda abging, er von Anfang an auf diese Felsen und ihre Naturbeschaffenheit sein Augenmerk gerichtet hatte. Nach einer Zeichnung von ihm ist die beistehende Gesammtansicht der merkwürdigen Felsen hergestellt, die andere Abbildung eines Theiles derselben ist eine Reproduktion des Holzschnittes auf S. 420 in David Livingstone's Missionary Travels and Researches in South Africa (London 1878). Eine ältere farbige, aber sehr rohe Abbildung des Naturwunders nach einer Zeichnung des Obersten Fortunato de Mello vom Jahre 1833 ist enthalten in „Annaes do Conselho Ultramarino. Parte

Ein Theil der Felsen von Pungo Andongo. (Nach Livingstone.)

nao official“ (Serie I. Fevereiro de 1854 a Dezembro de 1858. Lisboa 1867), wo auf S. 475 bis 478 die Reise des Sr. Sebastião de Almeida Saldanha da Fonseca von Loanda nach Pungo Andongo beschrieben ist. Die dort gegebene kurze Schilderung (das Gestein von Pungo Andongo wird darin granito calcinado (?) genannt) wurde aber erst 1858 gedruckt, so daß Livingstone's Besuch im December 1854 den Ort eigentlich erst in Europa bekannt machte. Er beschreibt ihn (a. a. O. S. 421) folgendermaßen: „Das Fort von Pungo Andongo (9° 42′ 14″ südl. Br., 15° 30′ östl. L.) liegt inmitten einer Gruppe merkwürdiger, säulenartiger Felsen, deren jeder über 300 Fuß in der Höhe mißt. Sie bestehen aus Conglomerat, nämlich aus sehr verschiedenen runden Gesteinsstücken in einem Bindemittel von dunkelrothem Sandstein, und ruhen auf

[1]) Wir behalten diese portugiesische Form des einheimischen m-pungo-an-dongo bei. Das Wort bedeutet nach Soyaux, „Aus Westafrika II“, S. 40, etwa „Thron der Könige“. „m-pungo heißt das Gewaltige, Furchtbare, Erhabene, und bezieht sich hier jedenfalls auf die in der That unbeschreibliche Großartigkeit der Felsmassen. Weiter nördlich wird der wegen seiner Wildheit und riesigen Körperkraft gefürchtete Gorilla von den Eingeborenen m-pungo genannt.“ Nach dem weiter unten citirten portugiesischen Reiseberichte bedeutet der Name „Côrte da Rainha“ (Hof der Königin).



Die Felsen von Pungo Andongo, von der Straße nach Dondo aus, etwa 7 Kilometer entfernt.
Eingang.
(Nach einer Skizze Dr. Buchner's.)

einer dicken Schicht dieses letztern Gesteins, in dessen Masse sehr wenig Geröll enthalten ist. Die riesigen Pfeiler von Pungo Andongo sind durch eine von Südost kommende Meeresströmung gebildet worden, denn von oben gesehen erscheinen sie in dieser Richtung angeordnet, und sie müssen den Wogen des Oceans in einer Erdperiode Widerstand geleistet haben, als noch das Verhältniß zwischen Land und Wasser gänzlich von dem heute bestehenden verschieden war... Die eingeschlossenen Stücke im Conglomerat bestehen aus Gneiß, Schieferthon, Glimmerschiefer und schieferigem Sandsteine, Trapp und Porphyr, von denen die meisten groß genug sind, daß sie dem Ganzen das Aussehen geben, als wären sie die einzig erhaltenen Ueberreste von mächtigen vorzeitigen Geröllbänken. Mehrere kleine Bäche fließen zwischen den Felsen hin, und in der Mitte der Steinpfeiler steht die rings von nahezu unzugänglichen Felsen umgebene Ortschaft.

In früheren Zeiten sahen die Portugiesen diesen Ort für besonders ungesund an, und Verbannung nach den schwarzen Felsen von Pungo Andongo galt bei ihren Richtern für eine viel härtere Strafe, als Transportation nach irgend einem Punkte der Küste; aber jetzt ist dieser Bezirk überall als der gesundeste Theil von Angola bekannt. Das Wasser ist bemerkenswerth klar, der Boden leicht und die Gegend offen und gewellt; sie dacht sich im Allgemeinen zu dem wenige Meilen entfernten Coanza-Flusse hin ab."

Den nächsten ausführlichen Bericht über den Ort gab der Botaniker Dr. Fr. Welwitsch in Murray's Journal of Travel and Natural History, wovon Petermann's Mittheilungen (1868, S. 260 ff.) einen Auszug brachten. Nach ihm bestehen die Felsen von Pungo Andongo aus Gneiß (S. 261). Wir kommen unten auf diesen Aufsatz zurück.

Trotzdem nun Livingstone das Gestein der „Schwarzen Felsen" sehr bestimmt als Conglomerat bezeichnet, so sprachen doch in jüngster Zeit zwei Mitglieder der sogenannten Cassange-Expedition, freilich beides keine Geologen, eine andere Ansicht aus. Dr. Pogge (Im Reiche des Muata Jamwo, S. 1) schildert Pungo Andongo als im Engpasse eines schroff aus der Ebene emporsteigenden Felsengebirges gelegen. „Dasselbe besteht aus 400 bis 600 Fuß hohen, steilen Felsen von grauer und röthlicher Farbe, welche oben ebene Plateaus bilden, untermischt mit einzelnen runden Kuppen von Granit. Das Gebirge ist vulkanischen Ursprungs, und deutlich sieht man, wie von einigen der runden Granitberge das glühende Gestein in den Paß hineingelaufen, hier stehen geblieben und erkaltet ist. Dies Conglomerat (!) kleiner Granitsteine 2c. ist vielfach hohl und klingt unter den Füßen der darüber Hinschreitenden." Sehr kurz ist Oberlieutenant Lux' Beschreibung („Von Loanda nach Kimbundu", S. 48): „Pungo n'Dongo liegt in einem mit beinahe senkrechten Wänden sich über das umliegende Terrain erhebenden Felsenkessel aus eruptivem Gestein, 1081,96 m über Dondo... Pungo hat, wie kein anderer Ort in Angola, vorzügliches Trinkwasser, eine wahre Labung, wenn man, wie es von Loanda aus durch die ganze Provinz der Fall ist, immer nur auf filtrirtes, abgestandenes Wasser angewiesen ist. Die Felsenmasse ist stellenweise hohl, wie man aus dem dumpfen Ton beim Klopfen entnehmen kann. Die Wege zwischen den Häusern sind sehr uneben und zur Zeit des Regens stets von bedeutenden Wassermassen derart durchfluthet, daß häufig der Verkehr ganz gehemmt ist; es soll da unmöglich sein, über den Weg zu gehen. Freilich läuft das Wasser schnell wieder ab, nicht aber ohne tiefe Furchen in die Wege gerissen zu haben. Die Temperatur ist, durch die Lage zwischen den Felsen und den fortwährenden Luftzug bedingt, erträglich, ja angenehm." Also auch Lux behauptete vulkanischen Ursprung der berühmten Felsen.

Da nun diese Aussagen von Lux und Pogge im Vorstande der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" erheblichen Zweifeln begegneten, so ersuchte derselbe Herrn Dr. Buchner, diese Frage endgültig klar zu stellen. Derselbe meldete denn auch d. d. Pungo Andongo, 26. Januar 1879, ziemlich lakonisch, aber den alten Livingstone durchaus bestätigend: „Pungo ist nicht vulkanisch, keine Spur davon, lauter Conglomerat und Sandstein, aber doch sehr merkwürdig. Eine Klippe, 100 m hoch aus den langen Wellenrücken des umgebenden Landes plötzlich emportauchend, von West nach Ost in einer Stunde bequem zu durchgehen, von Süd nach Nord drei Leguas lang."

Dasselbe hatte ein drittes Mitglied der Cassange-Expedition, Hermann Soyaux, bereits richtig erkannt. In seinem im „Globus" (S. 91 d. B.) besprochenen Reisewerke „Aus West-Afrika" spricht er an zwei Stellen ausdrücklich von Conglomeraten um Pungo-Andongo: „Wir durchkreuzen die innere Stadt und sehen überall vernachlässigte, ja halbeingestürzte Häuser — ein Bild des Verfalls,

dem die ganze Kolonie zusehends entgegeneilt. Dann überschreiten wir den N-kudschôndscho-Bach. Seine Ufer sind hier dicht mit Canna-(orientalis) und Brillantaisia-Stauden eingefaßt, und quer über dem Wasser liegende gebrochene Felsblöcke bilden eine Art Brücke. An den Bruchstellen dieser Blöcke sieht man, daß eine Menge verschiedenartiger größerer oder kleinerer Steine, wie Rosinen in einen Kuchen, in das Urgestein eingebacken sind." (II, S. 55.) Und auf S. 62 sagt er bei der Schilderung eines Ganges „außen um den Felsenwall herum": „Ferner erregt die oft merkwürdig regelmäßige Bruchfläche des Gesteins unsere Aufmerksamkeit; zwischen 12 bis 13 Meter mächtigen Conglomeratschichten schiebt sich immer abwechselnd eine dünnere Sandsteinschicht ein." Nebenbei bemerkt giebt Soyaux neben Welwitsch die ausführlichste uns bekannte Schilderung von Pungo-Andongo und seiner Umgebung.

Dr. Welwitsch ist es auch, welcher für die auffällige schwarze Färbung der Felsen, welche Dr. Pogge (s. oben) für erkaltete Lava gehalten hat, die naturwissenschaftliche Erklärung gab. Als er gegen Ende Oktober, der Frühlingszeit auf der südlichen Halbkugel, in Pungo-Andongo eintraf, hatten die Felsen „eine ziemlich gleichmäßige graue oder graulichgelbe Farbe, welche nur an wenigen Stellen nahe am Gipfel dunkler schattirt war", so daß er zu der Ansicht neigte, die viel besprochene schwarze Färbung rühre nur von einer optischen Täuschung her. Nachdem aber im folgenden Monate mehrere heftige Regen gefallen waren, bemerkte er im December an verschiedenen Stellen der Klippen vollkommen schwarze Streifen von oben nach unten, die sich scharf von dem allgemeinen Aussehen der anderen Steinmassen abhoben und im Verlaufe weniger Tage beträchtlich an Breite und Länge zunahmen. Auch zeigten sich neue auf vorher graugelb aussehenden Felsen. Als nun Welwitsch zur Erforschung dieser außerordentlichen Erscheinung einen der höchsten Felsen erstieg, fand er, daß der beständige Regen alle Teiche, welche auf dem Plateau desselben sich finden, bis zum Ueberlaufen angeschwellt und jede Höhlung mit Wasser gefüllt hatte. Sowohl am Rande der Teiche als in den aus ihnen fließenden kleinen Bächen zeigte sich eine glänzend schwarze Substanz, die bei näherer Untersuchung sich als Algen, und zwar wahrscheinlich eine unbeschriebene Species des fruchtbaren Genus Scytonema, herausstellte, welche während der Regenzeit entsteht und sich schnell vervielfältigt. Besonders zeichnen sich März und April durch schwere Gewitter und dicke Nebel aus, welche letzteren die Spitzen der Felsen von Tagesanbruch bis Mittag einhüllen und so eine feuchtwarme Atmosphäre erzeugen, welche die Entwickelung der Alge begünstigt. Daher kommt es, daß in sehr nassen Jahren der größte Theil der Felsen gegen Ende April mit der schwarzen Scytonema bedeckt ist, während in Jahren mit dürftigem Regenfalle nur einzelne Felsspalten und wenige Klippen mit der Algendecke bekleidet erscheinen. Bald nach Beginn der heißen Jahreszeit, gegen Ende Mai, wo der Himmel gewöhnlich klar und hell ist, fangen die schwarzen Pflänzchen an, wegen der starken Hitze sich zu entfärben. Allmälig werden sie trocken und brüchig, bis sie nach und nach ganz zerfallen, worauf die Felsen ihr düsteres schwarzes Aussehen verlieren und vor dem folgenden Frühling wieder in ihrer natürlichen grauen oder graubräunlichen Farbe erscheinen.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

II. (Erste Hälfte.)

Durchaus abweichend von der Lage, in welcher in Californien sich die Chinesen gegenüber der herrschenden weißen Bevölkerung befinden, ist die ihrer Landsleute auf den Inseln des Indischen Archipels, sowohl auf den die östliche Provinz derselben bildenden Philippinen unter spanischer, als auch auf den mehr westwärts gelegenen Molukken, sowie den kleinen und großen Sunda-Inseln unter niederländischer Herrschaft. Die großen Sunda-Inseln vornehmlich, in erster Stelle aber Java, stellen diejenige Erdgegend dar, nach welcher sich am frühesten die chinesische Auswanderung hingewandt hat; wo Chinesen in größerer Zahl als irgendwo anders außerhalb ihres Vaterlandes und zugleich in einem für sie besonders günstigen numerischen Verhältnisse zu der europäischen Bevölkerung stehen, sich auch im Besitze großer Reichthümer befinden und in alle socialen Verhältnisse so tief eingreifen, daß sie daselbst in mehr als einer Hinsicht durchaus unentbehrlich erscheinen.

Von einer eigentlichen „chinesischen Frage", wie in Californien, ist bis jetzt, was Niederländisch-Indien betrifft, nicht die Rede gewesen. Es könnte eine solche bei den daselbst, namentlich auf Java, bestehenden Verhältnissen aber sehr wohl früher oder später entstehen und von größter Wichtigkeit nicht nur für die Regierung von Niederländisch-Indien, sondern auch für die des Mutterlandes werden. Haben ja doch auch im vergangenen Jahre holländische Tagesblätter schon die Nachricht gebracht, daß sich unter den Chinesen auf Java Gährungen bedenklicher Art bemerkbar machten. In Batavia und anderen Orten hätte man nämlich Maueranschläge entfernen müssen, in denen die Chinesen aufgefordert würden, „sich nicht länger von einer Handvoll Europäer die Gesetze vorschreiben zu lassen. An Waffen und Geld würde es in dem gegebenen Augenblicke nicht fehlen u. s. w." Später hat man hiervon nichts mehr vernommen, woraus sich schließen läßt, daß jene in den niederländischen Zeitungen ausgesprochene Besorgniß vor einem Aufstande der Chinesen in ihren asiatischen Kolonien zum wenigsten für die Gegenwart entweder ungegründet oder doch sehr übertrieben gewesen sind.

Dessen ungeachtet aber ist es möglich, daß bei der chinesischen Bevölkerung daselbst ein Funke glimmt, der nach kürzerer oder längerer Zeit zu einer Empörung gegen die Herrschaft der Niederländer aufflammt. Ein solcher eventueller Chinesenaufstand auf Java würde aber nicht bloß augenblicklich, sondern auch noch lange nachher auf alle Zustände dieser herrlichen, so überaus werthvollen, ja fast unschätzbaren Kolonie höchst nachtheilig einwirken.

Um sich hiervon einen deutlichen Begriff zu machen, ist es nothwendig, zuerst einen Blick auf das numerische Ver-

hältniß der verschiedenen Bestandtheile zu einander zu werfen, aus denen die Bevölkerung von Niederländisch-Indien zusammengesetzt ist.

Nach den officiellen Angaben des alljährlich zu Batavia erscheinenden „Regeringsalmanak voor Nederlandsch-Indie" für 1879 betrug die Gesammtbevölkerung daselbst nach dem Census von 1876 22 863 705 Seelen. Sie bestand aus 37 370 Europäern und diesen in staatsbürgerlicher Beziehung gleichgestellten Abstammlingen von Europäern mehr oder weniger gemischten Blutes, 22 493 424 Eingeborenen malaiischer Race, 309 759 Chinesen, 15 111 Arabern und 8042 anderen asiatischen Fremdlingen. Es kamen hiervon auf Java und die westlich von diesem gelegene, in administrativer Hinsicht zu Java gerechnete kleine Insel Madura 28 672 Europäer, 18 559 553 Eingeborene, 198 233 Chinesen, 9379 Araber und 3961 andere asiatische Fremden, der Rest aber, 8698 Europäer, 3 933 871 Eingeborene, 115 411 Chinesen, 6732 Araber und 4402 andere fremde Asiaten, auf alle übrigen Besitzungen der Holländer im Indischen Archipel.

Das numerische Verhältniß der Chinesen zu den Europäern, worauf es in diesen Mittheilungen vorzugsweise ankommt, war im Jahre 1877 in den einzelnen Provinzen (Residentschaften) von Java das folgende: Bantam: Europäer 321, Chinesen 1609; Batavia: Eur. 5635, Chin. 72 551; Krawang: Eur. 207, Chin. 3642; Preanger Regentschaften: Eur. 757, Chin. 1553; Cheribon: Eur. 918, Chin. 16 759; Tegal: Eur. 613, Chin. 5801; Pekalongan: Eur. 514, Chin. 4665; Samarang: Eur. 3605, Chin. 14 269; Japara: Eur. 568, Chin. 9790; Rembang: Eur. 656, Chin. 15 983; Surabaja: Eur. 5052, Chin. 11 709; Paseruan: Eur. 1280, Chin. 4 508; Probolingo: Eur. 678, Chin. 2088; Bezuki: Eur. 502, Chin. 920; Banjuwangie: Eur. 166, Chin. 245. Banjumas: Eur. 519, Chin. 3518; Bagelen: Eur. 488, Chin. 2599; Kadu: Eur. 480, Chin. 5329; Djocjokerta: Eur. 1446, Chin. 1883; Surakerta: Eur. 2447, Chin. 5847; Madiun: Eur: 520, Chin. 3132; Kediri: Eur. 828, Chin. 6181; Madura: Eur. 472, Chin. 3702.

Außerhalb Java findet folgendes Verhältniß statt: Gouvernement der Westküste Sumatras: Eur. 1743, Chin. 4731; Residentschaften Benkulen: Eur. 159, Chin. 546; Lampongsche Distritte: Eur. 78, Chin. 201; Palembang: Eur. 228, Chin. 4184; Ostküste von Sumatra: Eur. 284, Chin. 16 240; Rionw: Eur. 169, Chin. 36 562; Banka: Eur. 220, Chin. 19 875; Billiton: Eur. 53, Chin. 5720; westliche Abtheilung von Borneo: Eur. 190, Chin. 26 891; Süd- und Ostabtheilung von Borneo: Eur. 422, Chin. 2670; Gouvernement Makassar: Eur. 1389, Chin. 4750; Residentschaft Menado: Eur. 708, Chin. 2136; Amboina: Eur. 1635, Chin. 470; Ternate: Eur. 285, Chin. 401; Timor: Eur. 198, Chin. 1049; Bali: Europäer 27, Chinesen 385.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß von den 198 233 Chinesen auf Java und Madura 72 551 allein in der Hauptstadt Batavia und der gleichnamigen Residentschaft, in den Nachbarresidentschaften Bantam, Krawang und Cheribon aber 21 970 leben. Diesen 94 521 Chinesen stehen aber, in den genannten vier Residentschaften zusammengenommen, nicht mehr als 6081 Europäer, also nur in dem Verhältnisse von 1 : 15,33, gegenüber. In den übrigen Residentschaften ist das mittlere Verhältniß wie 1 : 5,87. Am günstigsten für die Europäer, nämlich wie 1 : 2,18, ist dasselbe in den Preanger Regentschaften auf Java, am ungünstigsten in einigen Verwaltungsbezirken außerhalb dieser Insel, wie z. B. auf Banka, indem daselbst auf jeden Europäer 90,34; auf der Westküste von Borneo, wo auf jeden der letzteren 141,37, und in der Residentschaft Riouw, wo auf jeden derselben gar 215,7 Chinesen kommen.

Als die Holländer in den letzten Jahren des sechszehnten und den ersten des siebenzehnten Jahrhunderts (1595 bis 1602) zuerst nach Java kamen, fanden sie daselbst schon eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Chinesen theils ansässig, theils in Handelsgeschäften vorübergehend anwesend. Die erste Auswanderung dorthin aus dem Reiche der Mitte soll schon im Jahre 423 n. Chr. im zweiten Regierungsjahre von Ying Yang Wang, dem zweiten Kaiser aus der chinesischen Dynastie der „nördlichen Soung", stattgefunden haben, nachdem der buddhistische Mönch Fa Han mehrere Jahre vorher, im Jahre 414, auf einer Pilgerfahrt zufällig nach Java (chinesisch Je-pho, Schê-po oder Scha-po) gekommen war und nach seiner Rückkehr nach China diese Insel seinen Landsleuten bekannt gemacht hatte. In größerer Zahl wanderten die Chinesen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, während die Unruhen, unter denen die mongolische Dynastie Yüen zur Herrschaft über China gelangte, namentlich aber zu Lebzeiten des Kaisers Chi-tson, des durch Marco Polo so berühmt gewordenen Khubilai-Khan, nach Java aus. Eine andere zahlreiche chinesische Immigration fand auch statt, nachdem die Holländer schon längst zur Herrschaft im Indischen Archipel gelangt waren, nämlich um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, nachdem die letzte national-chinesische Dynastie der Ming gestürzt war und die noch jetzt regierende der Mandschu, die Dynastie Tai-thsing, 1644 die Herrschaft an sich gerissen hatte. Dadurch, daß alljährlich eine bestimmte Anzahl von Dschonken die Hauptküstenorte nicht bloß von Java, sondern auch von den anderen indischen Inseln, wo sich ebenfalls schon frühzeitig chinesische Auswanderer niedergelassen hatten, zu besuchen pflegte, wurde nicht nur der Handel und Verkehr zwischen China und diesen Inseln, sondern auch eine bleibende Verbindung der Auswanderer mit ihrem Vaterlande unterhalten.

Nachdem die Holländer im Jahre 1619 Batavia gegründet und zur Hauptstadt ihrer sämmtlichen während der beiden letzten Jahrzehnte entstandenen zahlreichen Niederlassungen östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung gemacht hatten, welche ursprünglich nichts als bewaffnete Handelsfactoreien waren, so strömte auch sehr bald die Mehrzahl der Chinesen aus allen Gegenden von Java dorthin, überzeugt, daß sie daselbst eine größere Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums finden würden, als die javanischen Fürsten ihnen bis dahin gewährt hatten. Die Niederländer aber nahmen sie mit offenen Armen auf, von vornherein alle Vortheile begreifend, welche sie von der Intelligenz, der Arbeitslust und Rührigkeit der Chinesen, besonders aber auch von der ihnen angeborenen Vorliebe sowohl für den Landbau als auch den Handel und ihrer großen Geschicktheit für diese beiden Beschäftigungen ziehen könnten. Mit Beziehung auf den Handel erkannte man in ihnen schon damals das geeignetste Mittelglied für den Detail- und Kleinhandel mit den Eingeborenen, wofür man sie auch jetzt noch hält und welches sie auch schon länger als dritthalb Jahrhunderte wirklich gewesen sind.

Es ist bekannt, wie Batavia, schon bald nach seiner Gründung, zu einer sehr hohen, für jene Zeiten staunenswerthen Blüthe von Macht und Reichthum gelangte. Seine höchste Entwickelung, welche etwa ein halbes Jahrhundert dauerte, beginnt mit dem letzten Drittheil des siebenzehnten und endet mit dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Später hat Batavia, wiewohl es noch heute, unter gänzlich veränderten territorialen, politischen und socialen Verhältnissen, eine der schönsten und reichsten Städte Asiens

ist, auch als bedeutender Hafen- und Handelsplatz noch immer große Wichtigkeit besitzt, sich doch niemals wieder zu jener Höhe erheben können, welche es zu Ende des Jahrhunderts seiner Gründung besaß. Eine Thatsache aber ist, daß, gleichwie in unserer Zeit die nach Californien auf das Gerücht von den dort aufgefundenen Goldfeldern hineilenden Chinesen zu dem schnellen Emporblühen von San Francisco wesentlich beigetragen haben, auch diejenigen Chinesen, welche sich in zunehmender Menge nach Batavia unter die Oberherrschaft der Niederländer begaben, zu den Faktoren gehören, die zu der raschen Entwickelung der Hauptstadt von Niederländisch-Indien wesentlich mitgewirkt haben.

Die Chinesen auf Java waren nämlich im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert noch nicht, so wie jetzt, fast ausschließlich Kauf- und Handelsleute, sondern sehr viele von ihnen, wahrscheinlich mehr als die Hälfte, beschäftigten sich, unter Mithülfe gekaufter Sklaven, eigenhändig und unmittelbar mit den verschiedenen Zweigen des Landbaues. Von ihnen wurde die zur Zeit der Gründung von Batavia nur spärlich von Malaien bewohnte und fast noch unbebaute Umgegend der Stadt in stets weiter werdenden Kreisen urbar gemacht und in ergiebige Reis- und Zuckerrohrfelder umgewandelt, wurden massenhaft Kokospalmen angepflanzt und Gärten für die Zucht und Kultur von Gemüsen, Fruchtbäumen und anderen, theils für die Haushaltung nützlichen, theils aber als Gegenstände des Handels und der Ausfuhr Gewinn bringenden Gewächsen angelegt. Zugleich mit der Anpflanzung des Zuckerrohres wurden von ihnen zahlreiche jener einfachen Mühlen für die Bereitung des Zuckers errichtet, wie sie in Ost- und Westindien, bis zu dem Zeitpunkt, wo auch für diesen Zweig der landwirthschaftlichen Industrie die Dampfkraft in Anwendung kam, allgemein in Gebrauch waren. Hieran schlossen sich Arrakbrennereien und andere industrielle Unternehmungen, wodurch die Chinesen selbst sehr bald wohlhabend, nicht wenige von ihnen sogar reich, den Holländern aber, direkt und indirekt, große Vortheile verschafft wurden.

Aehnliche Verhältnisse fanden auch, wiewohl in kleinerm Maße, in den anderen Niederlassungen der Holländer auf Java statt, welche nur wenig später als Batavia, zuerst hauptsächlich an der Nordküste der Insel entstanden, wie Cheribon, Samarang, Tegal, Pekalongan und zuletzt Surabaja. Auch dorthin begaben sich Chinesen in größerer oder kleinerer Zahl unter den Schutz der Europäer und trugen zu dem schnellen Aufblühen dieser Orte bei. Dasselbe geschah auch in den Niederlassungen der Holländer auf Borneo, Sumatra und den anderen indischen Inseln.

Die Regierung zu Batavia hatte von Anfang an, zugleich mit allen Vortheilen, die von den chinesischen Ansiedlern in ihrer unmittelbaren Nähe zu ziehen waren, auch sehr wohl begriffen, daß dieselben in anderer Weise wie die Malaien, Javaner und anderen Eingeborenen behandelt, ihnen verschiedene Vorrechte, Freiheiten und Begünstigungen zugestanden, sie selbst aber innerhalb gewisser, für sie unübersteigbarer Schranken gehalten und stets streng überwacht werden mußten. Namentlich wurde die Nothwendigkeit, ihre Zahl nicht allzusehr anwachsen zu lassen, da dieselbe schon sehr bald ein für die Holländer ungünstiges Verhältniß annahm, von diesen letzteren erkannt.

Die Chinesen genossen unter holländischer Oberherrlichkeit vollständige Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums, waren von Herrendiensten frei, durften Grundbesitz erwerben, Sklaven halten, mit allen kein Monopol der holländisch-ostindischen Kompagnie bildenden Artikeln sowohl der Produktion von Java als auch der Einfuhr aus Europa, China und anderen Ländern des asiatischen Kontinentes gegen mäßige Steuern und Abgaben Handel treiben und sich, ohne in irgend einer Weise belästigt zu werden, ihres Erworbenen erfreuen. Man mischte sich so wenig wie irgend möglich in ihre inneren Angelegenheiten, hinderte sie nicht in der Ausübung ihrer Religion, verstattete ihnen ganz nach ihrer Landesweise zu leben, achtete und duldete ihre Sitten und Gebräuche, soweit dieselben nicht mit denen der Holländer in Kollision traten. Von Racenhaß zwischen Holländern und Chinesen, wie er zwischen diesen und den Californiern herrscht, hat in Niederländisch-Indien bis auf den heutigen Tag niemals auch nur eine Spur bestanden.

Auch erhielten die Chinesen unter dem Titel von Lieutenant, Kapitän und später auch Major unmittelbare Vorgesetzte ihrer eigenen Nation. Dieselben, das Vertrauen der holländischen Oberbehörde genießend, standen zwischen dieser und ihren Landsleuten. Sie übten unter letzteren die Polizei aus, hatten für Ruhe und Ordnung unter ihnen Sorge zu tragen, ihnen die Befehle der Regierung zu übermitteln und für deren Befolgung zu sorgen. Zugleich waren sie auch verpflichtet, von allen auch den leisesten Regungen und Bewegungen in der chinesischen Gemeinde die niederländische Oberbehörde stets unterrichtet zu halten. Hierfür genossen diese chinesischen Beamten nicht nur beträchtliche materielle Vortheile, sondern nahmen auch eine mit einer gewissen Repräsentation verbundene, ihnen bei ihren Landsleuten Ansehen und Achtung verleihende Rangstellung ein. Eine solche aber ist Allen, die dem Reiche der Mitte angehören, stets als etwas sehr Wünschenswerthes erschienen. Daher fand sich auch immer eine große Anzahl von Bewerbern zu diesen Stellen, zumal die Regierung, um die Inhaber davon sich noch fester zu verbinden, diese Stellen gewöhnlich von dem Vater bei dessen Ableben auf einen seiner Söhne übertrug.

Ein Gegenstand besonderer Wachsamkeit für die Regierung zu Batavia war aber der Zuzug neuer Auswanderer aus China, welcher namentlich, wie schon bemerkt wurde, in Folge der Kriege und großen inneren Unruhen, die dem Sturze der Dynastie Ming im Jahre 1644 vorausgingen, ihn begleiteten und demselben nachfolgten, fortwährend an Umfang gewann. Durch diese politischen Verhältnisse wurden nämlich auch viele reiche und vornehme Chinesen genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen. Der kleinere Theil begab sich nach den Philippinen, der bei weitem größere aber nach Java, hauptsächlich der ihnen von den Holländern gewährten, völlig unbeschränkten religiösen Freiheit wegen. Denn von allen europäischen Völkern, die in anderen Erdtheilen Kolonien gehabt haben und noch haben, waren die Holländer dasjenige, welches sich in seinen überseeischen Besitzungen, mit Bezug auf den Glauben und die religiöse Ueberzeugung der unterjochten Völker, immer in preiswürdiger Weise durch seine oft für Indifferentismus verschrieene Toleranz auszeichnete. Dieser ihrer verständigen und staatsklugen Handlungsweise haben die Holländer es mit zu verdanken, daß sie ihre Herrschaft in Indien über mehr als zwanzig Millionen Heiden und Mohammedaner haben ausbreiten und nun schon fast drei Jahrhunderte behaupten können. Um die chinesische Immigration in Java möglichst zu beschränken, wurden von der indischen Regierung verschiedene Maßregeln getroffen, wie z. B. daß keine Chinesen anders als gegen Erlegung einer gewissen, nicht ganz unbeträchtlichen Summe daselbst Zulassung fanden, daß für jeden neu ankommenden sich mehrere bereits ansässige, als begütert und zuverlässig bekannte Chinesen verbürgen mußten u. s. w., und dieselben mit konsequenter Strenge gehandhabt. Trotz dieser Maßregeln aber nahm die Zahl der Chinesen auf Java theils

durch die Vermengung derselben mit Javanesinnen und Malaiinnen, theils dadurch, daß die erwähnten Prohibitivmaßregeln nicht ganz die davon erwartete Wirkung hatten, fortwährend zu.

Dessen ungeachtet aber blieb das Verhältniß der Chinesen zu den Holländern, zu gleichem Vortheile für beide Theile, länger als ein Jahrhundert so gut als ungetrübt. Hierzu trug wesentlich der Umstand bei, daß die ersten zwanzig Generalgouverneure oder, wie damals ihr Titel war, Oberlandvögte von Niederländisch-Ostindien — deren Regierungen den Zeitraum von 1610 bis 1725 umfassen und von denen der erste Pieter Both, der letzte aber Hendrik Zwaardecroon war, der durch die Einführung der Kultur des Kaffeestrauches auf Java sein Vaterland um Milliarden bereichert hat — ohne Ausnahme, wiewohl der eine mehr, der andere weniger, tüchtige Männer waren, welche die ihnen anvertraute fast unumschränkte Macht in fester Hand hielten und die asiatischen Kolonien nach den für dieselben von den Direktoren der holländisch-ostindischen Kompagnie, der sogenannten „Kammer der Siebenzehn", festgestellten allgemeinen Regierungsgrundsätzen, mit nicht weniger Strenge als Klugheit und ruhiger Besonnenheit beherrschten. Mit wenigen Ausnahmen hatten dieselben, bevor sie zu der höchsten Stellung gelangten, eine Reihe von Jahren in niedrigeren Aemtern zugebracht und sich hierdurch Vertrautheit mit allen indischen Verhältnissen, auch zugleich Menschen- und Geschäftskenntniß angeeignet. Männern dieser Art fiel es nicht schwer, die Chinesen innerhalb der für sie gesteckten Schranken zu halten, zugleich aber auch sie vor Unterdrückung, willkürlicher Erpressung und Verkümmerung an den ihnen zugestandenen Rechten und Freiheiten durch höhere oder niedrigere Beamte und Privatversonen zu bewahren und somit auch das Entstehen von Unzufriedenheit bei ihnen zu verhüten.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

IX.

(Blunt's Reise nach Schammar.)

Wir haben neulich bereits im „Globus" Blunt's Reise von Damaskus über Schammar nach Bagdad kurz erwähnt; seitdem ist der Vortrag, den er am 8. Decbr. v. J. in der Sitzung der Royal Geogr. Society gehalten, und die Diskussion, die sich daran geknüpft, im Februarheft der Proceedings erschienen. Es verlohnt sich der Mühe, noch einmal eingehender auf den Bericht zurückzukommen. Denn wie wenig auch heutzutage die wandernden wie die seßhaften Bewohner Arabiens durch Leistungen auf irgend einem Gebiete menschlicher Kultur so zu sagen für den Export arbeiten, d. h. zur Bildung der übrigen Menschheit beitragen, vielmehr in noch immer festgehaltener Abgeschlossenheit Zustände darbieten, die einen heilsamen Austausch und Verkehr mit anderen Völkern dringend rathsam machen, so hat das Volk doch durch immer noch hervorragende Begabung sich das Recht bewahrt, mit Interesse beobachtet und in die Berechnung der Zukunft Vorderasiens als Zähler einbezogen zu werden, auch wenn sein Land nicht die Heimath eines politisch-religiösen lange nachwirkenden und noch nicht überwundenen Gedankens gewesen wäre.

Blunt ist, wie erwähnt, mit seiner Gattin gereist, sicherlich der ersten europäischen Dame, welche östlich vom Jordan den Norden des wirklichen Arabiens durchzogen hat. Die Wanderung, eigentlich der Ritt zu Pferde, begann von Damask aus. Wie Blunt glaubt, ist er in der Richtung nach Nedsched hin neben Palgrave und Pelly der einzige europäische Reisende seit Beginn der sechsziger Jahre: Palgrave ist bekannt genug, während hinsichtlich Pelly's daran erinnert sein mag, daß er 1865 vom Persergolf aus nach Riad gelangte. Blunt scheint ebenso wenig wie die in der Sitzung anwesenden Sir Rawlinson und Pelly etwas von Guarmani zu wissen, der, wie aus dieser Zeitschrift oder aus des Referenten „Arabien und die Araber" bekannt ist, 1864 vom Todten Meere aus ebenfalls nach Schammar kam.

Immerhin ist mancherlei Neues aus Blunt zu lernen, was die Landeskunde betrifft, noch mehr über die politischen und Machtverhältnisse in Nord-, zum Theil in Innerarabien, wenn er auch bei der Werthung seiner Reiseresultate sich nicht immer gegenwärtig hält, daß er das eigentliche Nedsched nicht erreicht hat. Er scheint das freilich zu glauben in Folge einer leicht erklärlichen Freude darüber, daß er auf bisher nur von ein paar Europäern passirter Straße nahe an das centrale Hochland gekommen ist. Schammar aber ist und bleibt doch nur ein nach Norden vorgelagertes Außenplateau oder besser ein nördlicher Gebirgsvorsprung des innern weiter nach Süden gelegenen Hochlandes. Und da wir durch jene wenigen Reisenden diese öden Landschaften und ihre Oasen, in denen zugleich eine staatliche Konsolidirung seit etwa 1830 ihre Stätte gefunden hat, leidlich genau kennen, so wird uns Blunt's Bericht hierüber zwar als Vervollständigung werthvoll sein müssen, das Werthvollste aber ist die Kunde, die er uns über die Schicksale eben jener Hauptstaatenbildung verschafft hat. Und in dieser Beziehung ist Blunt, vielleicht mehr als er ahnt, der Bringer einer trüben Nachricht: der edle, kraftvolle und weise Fürst Telal in Schammar hat ein tragisches Ende gefunden. Warum aber hätte man nicht mitfühlend des Großen sich freuen sollen, auch wenn es ein Mann tief in der weltabgelegenen Einsamkeit gewollt und gethan hat, zu welcher nur das Schiff der Wüste den Pfad findet, ein Mann ohne Schule und ohne die Kulturelemente Europas zu kennen, aber ein ganzer Mann, der die rechten Mittel zu einem hohen Ziele zu finden wußte, nämlich seinem Volke ein geordnetes Dasein zu verschaffen, aufmerksam und klug, weitsehend und hochherzig! Warum sollte man nicht um ihn klagen, nun da er durch eigene Hand mitten in der Bahn gefallen ist, warum nicht, wenn er auch nur ein Araber war? Dabei tröstet es, daß der politische Gedanke Telal's auch dem jetzigen Emir nicht abhanden gekommen ist.

Blunt's Weg ist auf einer der beiden den Proceedings

beigegebenen Karten verzeichnet, während die andere Dschebel Schammar und seine Granit- und Sandsteinformationen mit den Höhenangaben darstellt.

Das Itinerar ist folgendes: Damask, Mezarib an der syrischen Pilgerroute, darauf mit südöstlicher Hauptrichtung abbiegend nach Kâf in Wadi Sirhan — bis hierher ist der Weg in der That für uns ein novum, denn Guarmani, auf seiner Rückkehr vom Dschauf nach Kâf gelangt, ging westlich nach Wadi Galeit in der Nähe des Todten Meeres —, weiter auf bereits bekannter Straße von Kâf nach dem Dschauf, über die Brunnen von Schakik, die Hügel el-Alem, die wir genau durch Wallin ꝛc. kennen, nach dem Wüstendorfe Dschubbeh, nach Igneh — unzweifelhaft Wallin's und Palgrave's Kenah — und so nach Haïl; darauf östlich zu den Brunnen von Scheibeh, nördlich über Teibet Ism nach Kasr-Torba, östlich nach den Brunnen von Kuddra und von hier in direkt nördlicher Richtung auf Nedschef oder Meschhed Ali zu und zwar zunächst über vier Wasserreservoirs, bekannte Bauten von Harun e'-Raschid's Gemahlin Zubeide, während die Brunnen von Leina östlich in der Nähe liegen bleiben, später eine Tagereise vor Nedschef über die Brunnen von Schebeikab (richtiger Schebeikah), Nedschef, Kerbelah und den Euphrat nach Bagdad.

Neu für uns ist also der Weg von Damask, genauer Mezarib, nach Kâf, und die von Haïl nach Meschhed Ali eingeschlagene Straße, die übrigens parallel mit Wallin's einstigem Wege nur einige Meilen westlicher führt. Die Wege Blunt's sind uns demnach nicht so unbekannt, als er anzunehmen scheint; Wallin, Palgrave, Guarmani konnten fast überall seine Wegweiser sein, Pelly aber nicht, der von Koweit am Golf nach Riad zog, also viel weiter östlich als Wallin und Blunt von Schammar nach Bagdad, und der dann nach Hofuf und Adscheir in Hasa zurückkehrte.

Füllen wir nun dieses Itinerar mit Blunt's wichtigeren Nachrichten über Land und Leute aus.

Seine Bekanntschaft mit einem Scheich der Nualla, des mächtigen Stammes in der Westhälfte der nördlichen Wüste, und die mit dem Sohne des Scheichs von Palmyra, Namens Mohammed ibn Aruk, begünstigte die geplante Wanderung ganz besonders; der Letztgenannte wollte zu Stammesvettern in Nedsched und begleitete den Engländer. Nach Berührung der letzten syrischen Stadt Melach ward mit Empfehlung an einen Scheich der Beni Sokhr (also der Sakr, die wir durch Guarmani kennen), Ali el-Cheischeh, ostwärts weiter gezogen. Sein Lager stand 30 Meilen (immer englische, also hier etwa 8 deutsche, oder an 60 km) südöstlich von Melach in der schwärzlich vulkanischen Harra-Ebene (Harra sind nach Wetzstein todte Eruptionskegel mit umgebenden weiten von dunklen Dolerithlöcken bedeckten Flächen) am Wadi Radschel, der südöstlich in den Kiesdistrikt des Wadi Sirhân übergeht. So gelangte man bald in die beiden Dorfoasen Kâf und Ittery, die bereits den Emir von Schammar als Lehnsherrn anerkennen, etwa 70 M. jedes Dorf jährlich Tribut geben und außerdem den Scheichs der Nualla und der Wuld Ali eine kleine Summe entrichten. Die Dörfer erschienen mit ihren Palmen- und Ethelbäumen (diese letzteren eine Tamariskenart) in blühendem Zustande. In Ittery meint Blunt eine Inschrift auf einer Mauerruine und zwar in himjaritischen Charakteren gesehen zu haben — schwerlich! Hier nahmen sie einen Führer von den Scherari (Scherarat). Von Kâf nach Dschauf rechnet Blunt 200 Meilen, ein Weg ohne bewohnte Ortschaften im Wadi Sirhan, dessen Höhe über Meer er auf 1850 Fuß bestimmt, während die nordöstlich angrenzende gewaltige Wüstenebene 2500 Fuß hoch liegt. Im Sommer kommen die Beduinen der Brunnen wegen nach Wadi Sirhan; übrigens steht der Wadi in schlechtem Rufe, wovon das englische Ehepaar selber eine ausgiebige Erfahrung machte. Sie hatten bis zum siebenten Tage seit Kâf nichts Lebendiges, als einige Thiere gesehen, ein paar Hasen, Gazellen und eine Hyäne. Da am achten Tage, als sie nur auf kurze Zeit hinter ihren arabischen Begleitern zurückgeblieben, unter einem Gadhastrauch ihre Dattelmahlzeit genossen, hören sie Rosseshufe und werden im nächsten Augenblick von einem Dutzend Reiter mit eingelegten Lanzen angegriffen. Ein eiliger Fluchtversuch mißlang, da Lady Blunt sich Tags vorher das Knie verrenkt hatte, doch verwundete glücklicher Weise der Angriff keinen, denn die dicken Mantelstoffe gewährten ausreichenden Schutz. Zudem besann Blunt sich auf den üblichen Ruf in solcher Gefahr: dachil, ich ergebe mich und bitte um Schutz; die Pferde freilich wurden ihnen genommen. Dennoch löste sich die Sache gut genug auf: diese Nualla waren nämlich die Stammgenossen von Blunt's Begleitern, so daß die Wegelagerer unter Rückgabe der Pferde ihr Verfahren höflich entschuldigen zu müssen glaubten.

Zwei Tage später war man im Dschauf, also in 10 Tagen 200 engl. Meilen, 5 deutsche Meilen auf den Tag. Die vielgenannte Oase, die wir durch Wallin als eine Depression kennen, zählte etwa 500 Häuser; reichliche Palmengärten und deren nothwendige Bewässerung waren noch wie vor 20 und 30 Jahren. Der ganzen Oase giebt Blunt eine Länge von $2^1/_2$ Meilen, also von etwa einer Wegstunde. Das Ganze ist umgeben von einer 10 Fuß hohen Mauer von Luftziegeln; mitten drin steht noch zerborsten und zerfallen der uralte Steinbau, der bekannte Thurm Marid. Rings um die Oasenstadt ist Wüste, so daß die Scherar das Korn vom Euphrat herschaffen müssen, wofür sie Datteln eintauschen. Die Ziehbrunnen werden von Kameelen bedient, alle anderen Lastthiere fehlen. Von hier liegt 22 Meilen nach N.-O. entfernt die andere Oase Meskakeh (Sekake bei Wallin und den anderen, bei denen auch die Distanz etwas geringer angegeben ist) mit 600 Häusern und größeren Palmengärten, als im Dschauf, und einem steinernen Burgbau auf einem Felsen gelegen. Von Meskakeh 10 Meilen südlich nennt Blunt das Dorf Kara (Wallin bezeichnet es als uralt), alle drei Ortschaften des Dschauf mit etwa 7000 Einwohnern, während Palgrave von 28 000 spricht. Früher besaßen die Nualla das Ganze, Abdallah ebn Raschid hat es für Schammar erobert und ein Statthalter des Emirs regiert es jetzt wie schon zu Palgrave's Zeiten. Seitdem hatten die Dschofi freilich einen Aufstand versucht, den aber Mitaab (siehe hernach), der Bruder Telal's und des jetzigen Emirs, niederschlug. Einige Jahre später, also Ende der sechsziger Jahre, hatte eine von Damask entsendete türkische Kolonne es occupirt, im Zusammenhange mit Midhat Pascha's Plänen zur „Eroberung des Nedsched" vom Golf her; doch bewirkte der Schammarfürst damals den Wiederabzug der Türken. Hier in Meskakeh fand man bei den Verwandten des mitreisenden Mohammed ibn Aruk recht gastfreundliche Aufnahme; Lady Blunt vermittelte durch Schenkung von 40 Pfund die von Aruk gewünschte Verlobung mit einer heirathsfähigen Geschlechtsverwandten; doch wurde die Gründung des eigenen Heim der jungen Brautleute und die Hochzeit in geziemender arabischer Weise noch aufgeschoben und zwar auf zwei Jahre.

Am 12. Jan. 1879 verließ man mit Erlaubniß Dschanhar's, des Statthalters des Schammarfürsten Mohammed ebn Raschid, Meskakeh, um die Nefud zu durchziehen. Das ward in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von elf Tagen glücklich vollbracht, mit Verlust nur eines Kameels, für eine beladene Karawane eine tüchtige Leistung. Freilich

waren Wetter und Beschaffenheit der Sandpfade günstig. Blunt rechnet 40 Meilen von Meskakeh nach den Brunnen von Schakik, 102 von da bis zu dem Wüstendorfe Dschubbeh, 47 von dort bis Igneh, „dem ersten Dorfe im Nedscheb", mit allen nöthigen Umwegen circa 200 Meilen. In Igneh erkenne ich nach Lage und Wortform das Kenah der früheren Reisenden wieder. Nach Wallin und Wetzstein's Gewährsmann kommen von Dschauf bis hierher etwa 95 Stunden zusammen. Alle genannten Oertlichkeiten sieht man bei Blunt gern wieder genannt, nachdem sich durch die Erzählungen der Früheren ein gewisses Interesse an den weltvergessenen Wüstenorten, wenigstens bei mir, gebildet hatte.

Wichtiger ist aber, daß Blunt über die Formation der Wüstenflächen, genannt die Nefud, ganz andere Anschauungen gewonnen hat, als seine Vorgänger. So nennt er Palgrave's Beschreibung der Nefud höchst sonderbar, insofern sie keineswegs eine Reihe von Nord nach Süd gerichteter Sandwellen veränderlicher Höhe mit weiten Zwischenräumen und ohne Vegetation seien, vielmehr hufeisenförmige Sandwälle constanter Gestalt, so daß die Strahlen des Hufes durch seichte Wasserbetten gebildet sind. Die Höhenmaße der Wälle wechseln von 20 bis 220 Fuß, die Durchmesser der Hufeisenform zwischen 50 Yards bis eine Viertelmeile; die Oeffnung ist konsequent nach Westen. Die Araber nennen diese sonderbaren Wüstenhügel Fuldsch, d. h. also Rinne, Spalte, jedenfalls wegen der oben bezeichneten radialen Wasserläufe. Wie das Entstehen dieser Fuldsch zu denken ist, bleibt dunkel; von dem modelnden Einfluß des Windes kann nicht die Rede sein, da derselbe hier nirgends zu constatiren ist. Die Nefud sind ferner, wie übrigens schon durch Wallin bekannt ist, durchaus nicht völlig steril; so war bei Blunt's Reise Futter und Weide in den Nefud ganz reichlich vorhanden. Wichtig ist die in ganz Nordarabien einheimische bis 15 Fuß hohe Gadhapflanze, die eine treffliche Holzkohle giebt; ihre südlichste Grenze ist gerade in den Nefud bei den Alem-Bergen. Daß Schafe und Pferde in „Nedscheb", nämlich in diesem Theile dessen, was er so nennt, sich halten, wird, sagt Blunt, nur durch die Weide in den Nefud erklärlich. Wenn die Kameele Milch haben, bedarf der Beduin hier keines Wassers und ebenso können die Schafe sich ohne Wasser lediglich mit dem Pflanzenwuchs wochenlang behelfen. Was die Thiere in den Nefud betrifft, so ist der Strauß, wenn auch nicht eben zahlreich, zu finden, ferner die weiße Antilope, im Süden, namentlich im Dschebel Adscha, dem einen der beiden hohen Gebirgszüge des Schammarlandes, Wolf, Fuchs, Hyäne, die in den Bergschluchten Wasser finden; Hasen überall in Menge, Steinböcke, Leoparden, das Wabbar (Klippschiefer) — Blunt nennt es eine Art Murmelthier — ebenfalls im Adschagebirge. Auch finden sich mehrere Schlangenarten und überall Eidechsen. Die Vögel sind wenig zahlreich: die Trappe (Hubara), der Habicht, der Bussard. Zur Trappen- und Hasenjagd benutzen die Beduinen den Taubenfalken. Blunt sah auch den Zaunschlüpfer, von Insekten Libellen, Ameisen, Fliegen, aber — keine Flöhe. Eine für Mensch und Thier werthvolle Speise ist die rothe Heuschrecke, die reichlich vorhanden und schmackhaft zu essen ist. Gelegentlich sei bemerkt, daß von den verderblichen Wirkungen des Simum, also des glühenden fast giftigen Windes, wie Palgrave sie erlebt haben will, der von Blunt befragte Beduinenführer nicht das Geringste wußte.

So kommen wir denn wieder auf unserm Marsche nach Schammar mit Blunt zunächst südlich von den Brunnen bei Schakik zu den Felsbergen el-Alem (d. h. Zeichen, soviel als Berg, nach Jakut), über welche Wallin und Palgrave uns hinreichend unterrichtet haben. Diese nennen uns noch mehrere, lauter Sandsteinpicks, von gelb- bis purpurfarben, aber an der Oberfläche schwärzlich verwittert. Ueber das Alter der eingegrabenen Kritzeleien, die er als Inschriften bezeichnet, täuscht sich Blunt gewiß. Ueber Dschubbeh sagt er nichts; er nennt erst wieder Igneh, wie gesagt, identisch mit dem Kenah der Früheren. Und so gelangen wir denn nach dem Reiseziele, Schammar. Die Bergformation des Adscha- und des Selmagebirges erinnert Blunt an den Sinai. Die Erhebung über der Ebene beträgt etwa 2000 Fuß, die über dem Meere 6000. Was er über die Lage der beiden Züge korrigirend sagen zu müssen glaubt — er giebt ja sogar eine besondere Karte derselben mit —, bedeutet nicht viel; erwähnt mag sein, daß die Gebirge scharf in die Ebene abfallen. Uebrigens sind wir durch die früheren Forscher ganz gut berichtet.

Das Wichtigere aber ist, wie gesagt, weil es neu ist, das was Blunt über das Emirat in Schammar mittheilt. Der Souverän ist — denn er wird ja wohl noch leben — Mohammed ebn Raschid, also aus der Familie, deren Geschichte auch in Bd. XXIII dieser Zeitschrift gegeben worden ist. Blunt's Führer Rathi theilte nicht eben Ermuthigendes über den Charakter des Fürsten mit: seinen Vorgänger, der zugleich sein Neffe war, hatte er niedergemacht und dann noch sechszehn Verwandte gewaltsam beseitigt. Er scheine, wurde erzählt, darüber schwere Gewissensbisse zu empfinden und sei bemüht, durch sorgfältige Verwaltung dem Volke zu nützen. Jedenfalls war die Aufnahme des englischen Ehepaares Seitens des Fürsten vortrefflich; er behandelte sie, echt arabisch, in Hail als seine Gäste. Daß Hail die Hauptstadt von Schammar ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In den acht Tagen ihres Aufenthaltes daselbst hat er nichts unterlassen, was ihnen erwünscht sein konnte; er zeigte ihnen seine Häuser, seine Gärten, seinen Marstall. Daß dieser die Engländer besonders interessirte, begreift sich; steht er doch, wie wir seit den drei oft genannten Vorbesuchern wissen, im Rufe des vorzüglichsten in ganz Arabien nächst dem der Wahabi-Fürsten in Riad. Blunt aber meint, der Stall in Hail sei dermalen der erste, gerade wie die Wahabimacht in Riad zu Ende und der erste Souverän Arabiens der Schammar-Emir sei. Ob er zu dieser Behauptung berechtigt ist, bleibe dahingestellt. Ebn Raschid's Stall enthielt 60 Stuten, 8 Hengste, einige fünfzig Füllen, lauter bestes Blut. Außerdem besitzt der Emir noch ein paar hundert Pferde bei den Stämmen in der Nähe vertheilt. Blunt hatte sie im Ganzen schöner erwartet; er ist der Meinung, daß die besondere Bevorzugung der nedschdäischen Pferde gegenüber denen der nördlichen Beduinen nicht berechtigt ist. Sein eigenes Pferd fand volle Bewunderung. Auch bemerkt er, daß überhaupt in Nedscheb verhältnißmäßig wenig Pferde zu finden seien; das Kameel sei das allgemeine Reitthier, wenn man nicht zu Fuß wandere; wogegen Rawlinson ihm später bei der Diskussion einwirft, daß jährlich an 2000 arabische Pferde aus Basra, Bagdad und Katif exportirt würden; er hätte noch Koweit hinzufügen können. Aus besonderer Gunst zeigte der Emir dem Engländer auch seine Festung oder befestigte Stellung auf dem Adschagebirge, ein Werk Obeid's ebn Raschid, seines Oheims (s. u.). Die Lage verschweigt Blunt in erklärlicher Diskretion.

Mohammed's Politik und Regierungssystem ist im Geiste seiner großen Vorgänger geblieben, seines Vaters Abdallah ebn Raschid und seines Bruders Telal, und damit eine Hoffnung erfüllt, der auch in dieser Zeitschrift einst Worte geliehen wurden. Der Wahabismus hat, nach Blunt, ausgespielt; die Araber wollen keine religiöse Bedrückung. Ein-

verstanden, was diese, die religiöse Seite, betrifft; aber es soll dem Wahabismus doch nicht vergessen werden, daß er, freilich verquickt mit dem intoleranten und zelotischen Ketzerrichten, das ihn geboren hat, einen Staat in Arabien geschaffen, daß er eine geschlossene nationale Partei gegen Türken und Aegypter gewesen ist, die zu siegen verstanden hat und dem Nationalgeist Achtung verschaffte. Blunt nennt Kasim und Schammar als bereits losgelöst, sie erkennen die Suzeränität des Wahabi-Emirs nicht mehr an. Der „Böse", d. h. der Tabak, wird im Palast von Hail gestattet, und ein alter Wahabischeich aus Harik — eine ferne südliche Provinz des Reiches — nahm Blunt's Pfeife gern an. Räuberei, Wegelagerei werden von Mohammed rücksichtslos niedergeschlagen, der Verdacht hat Handabhauen zur Folge, die Ueberführung aber Hinrichtung. „Der einzige unbestrafte Verbrecher in des Emirs Lande ist der Emir selbst, aber als politische Maßregeln finden seine Gewaltthätigkeiten Anerkennung." Hier ist denn auch ein Platz für die kurz zusammengefaßten wichtigen Nachrichten Blunt's über die Schammarfürsten seit Telal. Dieser vorzügliche Mensch und Fürst tödtete sich 1864 in einem Anfalle von Geistesstörung selber, also gewiß bald nach Guarmani's Besuch, der ihn im genannten Jahre noch in Hail fand. Ihm folgte sein Bruder Mitaab (in Bd. XXIII des „Globus" genannt), der die Revolte im Dschauf (s. o.) bändigt. Er stirbt unerwartet 1867, während der dritte jüngere Bruder Mohammed, eben der jetzige Regent, von Hail abwesend war und zwar auf der Pilgerfahrt als Emir el-Hadsch. So wird denn sein Neffe Bender (auch in „Arabien und die Araber" genannt), Telal's Sohn, zum Scheich erklärt, wahrscheinlich durch besondern Einfluß Obeid's, des Bruders von Abdallah, also Oheims der drei Brüder, über den ich im genannten Buche mancherlei Günstiges und Ungünstiges zu berichten hatte, als einen energischen Soldaten, fanatischen Wahabi und heimathliebenden Dichter. Mohammed nun war durch seine Uebergehung tief gekränkt, nahm seinen Aufenthalt in Riad, wies alle Versöhnungsversuche seines Neffen Bender zurück und kehrte erst, nachdem Obeid am Schlagfluß gestorben war, nach Hail heim. Bei einem Wortwechsel zwischen ihm und Bender, über sein eigenmächtiges Verfahren hinsichtlich seiner Einführung einer Scherarat-karawane in Hail, zieht Mohammed den Dolch, stößt den erzürnten Emir, seinen Neffen, nieder, besetzt den Palast und läßt, wie erzählt, noch 16 Mitglieder der Familie hinrichten. Der Schrecken wirkte, er regiert ohne Anfechtung und zwar mild und gerecht mit dem politischen Instinkt aller Ebn Raschid's. Er hat Frieden mit den Nachbarn, außer den Nualla und Sebaa. Die Steuern in Schammar sind gering, der Kriegsdienst freiwillig, seine Regierung durchaus populär. Nirgends in Asien, sagt Blunt, giebt es ein glücklicheres Gemeinwesen als in Dschebel Schammar.

An den Scherif in Medina, also den Vertreter der Pforte, zahlt Mohammed einen geringen Tribut, nichts als eine Form, die ihm aber den Besitz von Teima, der bekannten Pilgerstation im Westen, und Dschauf sichert. Zu sagen hat der Osmanensultan in diesen Territorien nicht das Geringste. Der Schammarfürst mag dabei auch die Wahrung des außerordentlichen Vortheils im Auge haben, den ihm und seinem Lande die persische Pilgerkarawane bringt, ihm nämlich mindestens 20 000 Pfund. Früher ging ihr Weg über Riad; Telal aber hatte es vermocht, diesen Geldstrom über Hail zu leiten. Blunt hatte das besondere Glück, die Karawane auf ihrem Rückwege von Medina resp. Mekka in Hail zu treffen. So konnte er mit ihr am 1. Februar nach dem Euphrat hin aufbrechen. Sie bestand aus 2000 Persern, einigen Hundert aus Bagdad und Basra, die Eskorte aus 1000 Beduinen, theils Bewaffneten, theils Kameelführern; die bewaffnete Eskorte bildeten Schammar, die Kameelbesitzer waren Schammar, Scherarat und Dafir. Der Führer, der Emir el-Hadsch, ein Neger aus Mohammed's Dienerschaft, hatte um sich zwanzig Dromedarreiter mit dem grünen und purpurnen Banner Ebn Raschid's.

Mit den Beduinen und Arabern war für die Engländer, die Gäste des Emirs, der Verkehr angenehm und höflich, auch mit den vornehmeren Persern, deren Sprache Blunt freilich nicht verstand. Zugeknöpft zeigten sich aus religiöser Intoleranz die wenigen Afghanen. In der Karawane befand sich Saleh ebn Bendschi, Moskeewächter aus Medina, der nach Persien zog, um Gaben für das Heiligthum zu sammeln. Von ihm hörte Blunt, daß Europäer in den heiligen Städten keineswegs an sich in Gefahr sind, wofern sie moslimische Kleidung tragen und die Riten mitmachen; ohne das sei freilich Lebensgefahr.

Die Märsche der Karawane gestalteten sich sehr verschieden, einmal in sechs Tagen 160 Meilen. Die Route führt von Hail erst nach Bekaa oder, wie es jetzt heißt, Teibet Ism („guter Name", wie ein Berg in Midian), die letzte zahlreich bewohnte Oase, wenn man Kasr Torba, 45 Meilen nach N.-O., ausnimmt, das eine Schammargarnison hat; es liegt 14 Meilen westlich von der persischen Pilgerroute in den Nefud. Von Teibet Ism führt der Weg nach den Brunnen von Scheibeh, an der frühern Pilgerstraße, die östlich von Hail über Bereida führte. Von Scheibeh zieht die Straße weiter an den großen Cisternen und Brunnen vorbei, die Zobeide, Harun el-Raschid's Gemahlin, die große Wohlthäterin der Pilger, gebaut hat. Dort, als die Engländer von der Karawane sich auf Zeit getrennt hatten, begegneten ihnen fünf Beduinen vom Stamme Ketterin, einem Zweige der Beni Khaled, die von der Ankunft ihres Geschlechtsvetters in Hail gehört hatten, eben jenes Aruk, mit welchem Blunt gereist war. Am folgenden Tage mußten sie die Gastfreundschaft des in der Nähe lagernden armen Stammes annehmen, der auf Heuschrecken und Datteln angewiesen war, weil sich kein Gras in der Wüste fand. Meschhed Ali erreichte man am 1. März, von da hernach Bagdad.

Aus der an Blunt's Bericht sich anschließenden Diskussion, an welcher Rawlinson und Pelly sich betheiligten, wüßte ich nichts mitzutheilen, was nicht bereits im „Globus" oder in „Arabien und die Araber" gesagt wäre. Manche Blunt'sche Behauptung wurde berichtigt, des leider so jung der Wissenschaft entrissenen Wallin ehrenvoll gedacht, Pelly rekapitulirte kurz seinen eigenen einstigen Marsch vom Golf nach Riad und zurück, die Grenzen der Nefud wurden richtig gestellt und vor allem das Recht der Hereinziehung von Schammar in das Nedsched bezweifelt und zwar mit Recht.

Trotz alledem sind Blunt und Gemahlin alles Lobes werth und auch die deutsche Forschung über Arabien hat volle Veranlassung ihnen zu danken.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. März aus Konstantinopel gemeldet wird, werden die seit dem letzten Kriege und dem Abschlusse des Berliner Friedens besonders lebhaft auftretenden nationalen Bestrebungen der Armenier, an deren Spitze der Patriarch Nerses steht, von der Pforte argwöhnisch beobachtet und bekämpft. Dem Patriarchate, das kein gefügiges Werkzeug mehr ist, sondern in den Provinzen an Einfluß gewonnen hat und unmittelbar mit den Botschaften verkehrt, ist durch Entziehung des Vorrechtes, die Urkunden seiner Schutzbefohlenen zu legalisiren, die wichtigste Einnahmequelle verstopft worden. Einem Theaterdirektor in Konstantinopel ist plötzlich die Erlaubniß entzogen worden, armenische Stücke aufzuführen; in den Provinzen wurde die Herausgabe von Zeitungen in armenischer Sprache streng untersagt, und nicht einmal der Gebrauch armenischer Lettern für türkisch erscheinende Blätter wurde gestattet. So entfremdet sich die Pforte systematisch die bis jetzt ihr günstig und entschieden antirussisch gesinnten Armenier; denn Rußland hat sich deren Haß zugezogen, weil es seine neuerworbenen Gebiete mittels Molokanen und Starowjerzen kolonisirt und so eine lebendige Scheidewand zwischen Türkisch- und Russisch-Armenien errichtet, weil es Getreideausfuhrverbote erließ u. s. w. Auch sonst lauten die Nachrichten aus Armenien wenig tröstlich: überall Hungersnoth und Bedrückung durch Kurden und Tscherkessen. Von Baschkalé (südöstlich von Wan) sind mehr als 400 Familien über die persische Grenze gegangen; doch ist ein Drittel unterwegs durch Hunger und Frost umgekommen; in der Gegend von Wan sind bis Ende Februar 144 Dörfer völlig verödet; ihre Einwohner haben sich zum Theil in die Städte geflüchtet, wo sie, nur mit einem Hemde bekleidet, betteln, und so fort.

Drei Tage später schreibt derselbe Berichterstatter: „In Anatolien bilden die Tscherkessen eine Landplage schlimmer als Hungersnoth und Winterkälte. In der Umgebung Ismids, dem eigentlichen Bithynien, war die Ernte in Folge des trockenen Sommers sehr dürftig ausgefallen. Die Bauern am Sangarius und am See von Nicäa, welche Rosinen, Wein, Traubensyrup und Oliven eingeerntet, waren nicht im Stande, nach den ackerbautreibenden Bezirken von Kodscha Ili zu gehen, um ihre Produkte gegen Korn, Mais oder Hülsenfrüchte einzutauschen, weil die Tscherkessen die Landstraßen besetzt hielten. Die Eisen- und Kupferschmiede der Gebirgsdörfer konnten ihre Waaren eben so wenig zu Markt bringen, so daß der Winter und der Schnee überall bei leeren Vorrathskammern eintraf. Jetzt, nachdem endlich der Schnee weggegangen und der schlimme Winter überstanden, können die Bauern und Industriellen ihre Waaren erst recht nicht zu Markt bringen, da die Tscherkessen wieder auf den Landstraßen Wacht halten. Und das passirt innerhalb des Gesichtskreises der Hauptstadt."

— Der Naturforscher Carl Bock hat seine im Auftrage der holländischen Regierung am 21. November 1879 begonnene Reise durch den Südosten Borneos — von Koetei bis Bandjermassing — am 31. Januar glücklich vollendet. Von Tangeroeng, der Residenz des Sultans von Koetei, ging er den Mahakkan-Strom (dessen Delta an der Ostküste der Insel zwischen 0° 20′ und 1° südl. Br. sich ausdehnt) aufwärts und erreichte, trotz großer Muskitoplage, am 24. Kotta Bangoen, das größte malaiische Dorf im Innern (über 1000 Einwohner). Eßbare Vogelnester und Bienenwachs waren in Ueberfluß vorhanden, doch hatte die große Dürre des letzten Sommers die Bäume der Blätter und die Wälder der Vögel beraubt. Das ganze untere Gebiet des Mahakkan wird von Malaien, nur das obere von Dayaks bewohnt, und an drei Orten fand Bock Spuren einer frühern Hindu-Race. Von dort bog er vom Mahakkan nach Süden ab, um den Seendistrikt zu besuchen und die Dayaks zu beobachten, von denen viele Kannibalen sind. Der gefürchtetste Stamm sind die Tring Dayaks, deren Häuptling Siban Mobang dem Reisenden erzählte, daß er häufig Köpfe abschnitte, um das süße Hirn zu essen; auch die inneren Handflächen wären süß, die Schultern aber bitter. Die verschiedenen Stämme sind der Köpfe wegen stets in Krieg miteinander und werden von den Malaien gefürchtet. Im letzten Dorfe seiner malaiischen Besitzungen, Moara Pahon, zwang der Sultan circa 600 Dayaks, Bock zu begleiten; 75 davon marschirten ein bis zwei Tage voraus. Hier mußten die Praus mit Seilen aus spanischem Rohre über die Stromschnellen gezogen werden; am 20. December wurde das letzte Dorf am Mahakkan, Moara Anar, erreicht und dann der Marsch durch den Wald über die Wasserscheide begonnen und auf engen, meist überflutheten Bambusbrücken über die vielen kleinen Gewässer in vier Tagemärschen von je zwölf Stunden vollendet, während deren lautlose, nur manchmal von der Stimme eines Vogels unterbrochene Stille herrschte. Die ihnen in einem Dorfe vorgesetzten Speisen rührten die Reisenden nicht an, da sie wußten, daß sie vergiftet waren; sonst blieben sie unbehelligt. Der Marsch brachte Bock an den Fluß Benanjan, der in den Tewé (Zufluß des Barito) sich ergießt; diesen abwärts gelangte er in holländisches Gebiet, wo die Dayaks verhältnißmäßig civilisirt und sehr verschieden von denen von Koetei sind. Die zoologische Ausbeute der Reise ist bei der Armuth des Gebietes an Thieren sehr gering, wohl aber hat sie wichtige ethnologische Resultate geliefert, wenn auch die geschwänzte Familie, deren Existenz verschiedene Dayaks versicherten, trotz vieler Mühe nicht gefunden wurde. (Nach „Nature".)

— In einem Berichte an die Pariser Akademie der Wissenschaften giebt Prof. Nordenskjöld eine Liste der Sammlungen, die er auf seiner letzten Expedition erworben hat, und die in Stockholm geordnet und beschrieben werden sollen. Zahlreiche Beobachtungen über Klima, Magnetismus, Nordlicht, Hydrographie, Geologie, Fauna, Flora und Ethnographie sind angestellt. Nach der reichen Sammlung wirbelloser Thiere, die Dr. Stuxberg im Eismeer gefischt hat, zu schließen, wäre in einer Tiefe von 30 bis 100 Meter die an Individuen reiche Fauna nicht in den Tropen, sondern nur im Eismeer und der Beringsstraße zu finden, obgleich die Temperatur im Grunde immer 1 bis 2° C. unter Null ist. Ferner wurden gesammelt: Phanerogame, Moose, Algen (diese von Dr. Kjellman und Dr. Almquist), Knochen versteinerter Walfische von der Tschuktschen-Halbinsel und von Rhytina Stelleri von der Bering-Insel, fossile Pflanzen der Tertiärperiode von Nagasaki und Labnan (welch letztere wohl über das frühere äquatoriale Klima und den Ausgangspunkt der Flora Aufschluß geben werden), behauene Steine, Geräthschaften, Waffen, Kleider der Tschuktschen und Eskimos (die jetzt zu gleicher Zeit sowohl Steinwaffen wie Remingtongewehre benutzen), Zeichnungen, und Elfenbeinskulpturen, endlich 1040 japanische Druckwerke und Handschriften in 5000 bis 6000 Bänden, die vor der Eröffnung des Landes durch die Europäer gedruckt oder geschrieben worden.

Afrika.

— Während es dem deutschen Reisenden Dr. Lenz nicht gelang, von Tetuan in Marokko südlich in das Land Schischawan einzudringen, weil die Marokkaner behaupteten, das Land sei in vollem Aufruhr und die Kabylen sehr christenfeindlich, hat Kapitän Colville, wie L'Afrique explorée et civilisée Nro. 9 meldet, von Fes aus die so gefürchtete Landschaft Rif durchzogen, und zwar in Gesellschaft seiner Frau und mit einer Eskorte von sechs Mann. Er ist wohlbehalten in Nemours in Algerien angelangt und weiß von der gastfreundlichen Aufnahme überall nur Gutes zu berichten. Es ist das ein sehr erfreulicher Erfolg, besonders wenn Colville unterwegs gut beobachtet und aufgenommen hat.

— Die algerische Zeitung „Akhbor" meldet die Bildung einer Gesellschaft zur Urbarmachung der Sahara, welche ihren Zweck durch systematische Anlegung artesischer Brunnen an sorgfältig ausgewählten Stellen erreichen und sich in irgend einer Weise an die zukünftige Transsaharische Eisenbahn-Gesellschaft anschließen will. (Etwas dunkeles Projekt!)

— Die Marseiller Geographische Gesellschaft hat Mr. Georges Révoil, welcher in Gesellschaft des Prinzen von Monaco das Land der Somali, Schoa und Abessinien bereisen will und auf der Marseiller Sternwarte sich mit astronomischen Beobachtungen vertraut gezeigt hat, eine Reiseunterstützung von 11 500 Francs gewährt.

— Nach L'Afrique explorée sind die beiden deutschen Naturforscher Britikoffer und Sala in Monrovia angekommen, um im Auftrage des Leydener Museums ein volles Jahr der Durchforschung Liberias zu widmen.

— Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient" (1880, Nro. 3, S. 46 ff.) enthält einige Briefe Dr. Schweinfurth's und des Photographen R. Buchta, welche interessante Nachrichten über die Aequatorialprovinzen Aegyptens bringen. Der Kampf Gessi's gegen die Sklavenhändler ist (einstweilen) zu Ende; Gessi hat seine Gegner, freilich mit Mitteln, welche an Härte alle in Europa möglichen Maßregeln weit hinter sich lassen, nicht verjagt, sondern geradezu ausgerottet. Aber trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen) ist seine Absetzung eine beschlossene Thatsache, und es steht eine gänzliche Umgestaltung der Administration des Sudan in reaktionär-arabischem Sinne bevor. Es werden wohl über kurz oder lang alle Europäer, welche daselbst Aemter in der Verwaltung bekleiden, der Reihe nach eingeborenen Beamten weichen müssen, und bereits ist Messedaglia von seinem Posten als Gouverneur von Dar-fur abgesetzt. Ueberhaupt geht es im ägyptischen Sudan rückwärts; schon Gordon Pascha wollte das ganze Gebiet des Bahr-el-ghazal aufgeben, und im November 1879 wurde nach Buchta's Mittheilung alles Land südlich von Dufilé (etwa $3\frac{1}{2}^{0}$ nördl. Br.), alle Stationen am Victoria-Nil, am Mwutan u. s. w. geräumt. (Dagegen soll nach Dr. Junker an der Westküste des Albert Njanza eine neue Seriba gegründet worden sein, von wo ein neuer Handelsweg nach dem Monbuttu-Lande angebahnt wird.) „All' das Werk Baker's, Gordon's eigene dreijährige Arbeit wird annullirt, die kaum geöffnete Straße von Norden zu den großen Seen wieder geschlossen und die Hoffnungen, welche neunjährige Bemühungen erweckten, werden mit einem Schlage zerstört. Gordon Pascha gab gemessene Befehle, daß Mruli, Magungo, Foweira, Fatiko von den Truppen geräumt werden müssen, und ist gegenwärtig Dr. Emin Bey mit dem Vollzuge dieser Befehle beschäftigt."

Südamerika.

— Mr. Whymper hat seinen Plan, als Erster den Chimborazo zu besteigen (s. oben S. 159), bereits glücklich ausgeführt. Dr. Nachtigal theilte darüber in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Folgendes mit. „Vor ihm will der Franzose Jules Remy im Jahre 1856 den Gipfel des Berges erstiegen haben, doch wird dies aus verschiedenen Gründen bezweifelt. Der Siedepunkt, den derselbe auf der Höhe gefunden haben will, würde, wie Poggendorff nachwies, 7328 m ergeben, während die wirkliche Höhe des Berges etwa 1000 m weniger beträgt. Humboldt bestimmte seine Höhe trigonometrisch zu 6530 m, und Reiß fand auf Grund trigonometrischer Messungen von drei verschiedenen Basen aus, welche stets ungefähr dasselbe Resultat ergaben, daß der höchste der beiden Gipfel des Berges 6310 m und der andere 6269 m hoch sei, erhielt also nahezu dieselbe Höhe, welche schon der französische Akademiker La Condamine angab (6272 m). Im Jahre 1802 hat Humboldt die Besteigung versucht und im Jahre 1831 Boussingault mit Hall. Der Erstere scheint eine Höhe von 5878 m erreicht zu haben, die Letzteren wollen bis 6004 m gekommen sein. Beide unternahmen die Besteigung von der Südseite, welche die schwierigere zu sein scheint, während Dr. Stübel seinen Versuch von der Nordseite aus machte und bis zu einer Höhe von 5810 m vordrang. Whymper machte, nachdem er den Abhang des Berges zehn Tage lang rekognoscirt hatte, zwei vergebliche Versuche, und erst der dritte gelang. Das letzte Nachtquartier nahm der kühne Bergsteiger in einer Höhe von 5227 m und erstieg dann beide Gipfel. Die Schwierigkeiten der Ersteigung lassen sich daraus ermessen, daß die letzten 1000 Fuß eine fünfstündige Anstrengung erfordert haben sollen."

— Wer sich je mit der sogenannten politischen Geographie Südamerikas beschäftigt hat, weiß, wie schwankend die Grenzen der einzelnen Staaten gegen einander sind, und wie unmöglich es ist, dieselben auf der Karte anzugeben, weil auf manches Stück Land im unerforschten Innern zwei, drei oder vier Staaten gleichzeitig Anspruch erheben. Jetzt soll wenigstens die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela festgestellt werden; wir lesen im „South Amerieau Journal" vom 1. April, daß sich eine aus Delegirten beider Länder zusammengesetzte Kommission augenblicklich zu diesem Zwecke am obern Rio Negro befindet und bereits ein gutes Stück Arbeit fertig gebracht hat.

Arktisches Gebiet.

— Die Alaska-Handelsgesellschaft in S. Francisco hat von ihren Agenten auf den Aleuten und an der Beringstraße die Nachricht erhalten, daß mit Ausnahme eines heftigen Sturmes, der daselbst vom 3. bis 13. December 1879 wüthete, ein äußerst milder Winter herrschte. Ein Priester, der seit 30 Jahren in Unalaska wohnt, erklärt nie zuvor so warmes Wetter daselbst erlebt zu haben. Nur ein einziges Mal fiel das Thermometer auf 19 Grad unter Null herab. Man hofft, daß die Walfischfahrer und der Nordpolfahrer „Jeannette" nicht im Eise zu überwintern brauchten.

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. VI. (Mit fünf Abbildungen). — Die Felsen von Pungo Andongo. (Mit zwei Abbildungen.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. II. (Erste Hälfte.) — A. Zehme: Aus und über Arabien. IX. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 1. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 17.

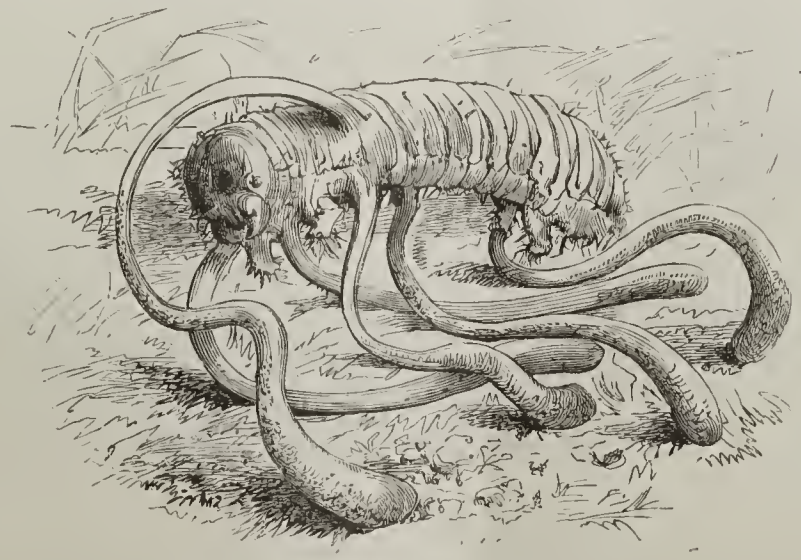
GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

Gaspardo Rosero, André's Wirth, war ein Mann von 65 Jahren, Haupt der Familie und Vetter des Alcade von San Pablo. Letzterer Beamte, der Pfarrer und zahlreiche Eingeborenen hatten sich bald um den Fremden versammelt, fragten ihn lachend nach den Pflanzen aus, die er in ihren Wäldern gesammelt hatte, und ließen es sich nicht ausreden, daß er ein „weißer Doktor" sei und lediglich zu medicinischen Zwecken sammele. Rosero aber fragte: „Habt Ihr den cuso gefunden?" und als André sich verwunderte, fügte er hinzu: „Ja, den cuso den animal-plante?" — „Der cuso — erklärte er — ist ein großer weißer Wurm mit schwarzem Kopfe und sechs Füßen, der in der Erde lebt. Wenn die Zeit seiner Verwandelung naht, gräbt er sich tief ein, und dann werden seine Füße zu Wurzeln und sein Kopf zu einem Stengel mit Blättern und Blüthen. Der Strauch, den Ihr angetroffen haben müßt, hat den Namen des Insektes erhalten." Alle Anwesenden bestätigten diese Worte und erklärten es für ganz leicht, ein oder mehrere Exemplare des Wunderthieres herbeizuschaffen. Allein nach zwei Stunden kehrte ein Mann, den man danach ausgeschickt hatte, mit leeren Händen zurück, und nun bot André, welcher überzeugt war, daß man ihn zum Besten habe, hundert schwere Piaster (400 M.) für einen cuso mit Wurzeln an den Füßen und Blättern am Kopfe. Sofort begab sich das ganze Dorf auf die Suche, und schließlich brachte Jemand das Gesuchte, was vollkommen dem entsprach, was André erwartete: die Larve eines todten Insektes, ähnlich der eines Mai- oder eines Nashornkäfers, an deren Füßen sich Anhängsel befanden, welche das Räthsel lösten. Die Oberfläche der Larve war mit Schimmel überzogen, der den Anfang der Zersetzung anzeigte; jeder Fuß aber lief in eine Art cylindrischer, am Ende keulenförmig verbreiterter Röhre aus, in welcher André einen Champignon vom Genus Isaria oder Sphaeria erkannte, wie solche auch in Europa oft auf Kadavern von Hautflüglern und dergleichen wachsen. Der Kopf zeigte natürlich keine Spur von einem Blatte oder einer Blüthe. Später vermochte sich der Reisende auch den Ursprung jenes sonderbaren Glaubens zu erklären: er fand, daß der cuso von den Wurzeln der ihm gleichnamigen Pflanze, einer Rubiacee mit weißen Blüthen und an der Unterseite



Der cuso, genannt animal-plante.

goldfarbenen Blättern, lebe. Mitunter bleibt nun eines der Thiere nach seinem Tode mit dem Kopfe an dem Wurzelstock hasten und scheint mit demselben ein Ganzes zu bilden, während die sonderbaren Verlängerungen der Beine wie richtige Wurzeln aussehen. Der abergläubische Sinn der Eingeborenen, von welchem der Franzose noch stärkere Proben kennen lernte, that dann das Uebrige zur Entstehung jener Fabel.

Die beiden Träger, welche André benöthigte, waren inzwischen eingetroffen. Der eine, der canastero oder Korbträger, wurde mit dem Gepäck und dem Pflanzenpapier beladen; von dem andern, dem carguero, wollte der Reisende sich tragen lassen, wann seine Kräfte zum Wandern nicht mehr ausreichten. Es dauerte dann noch ziemlich lange, ehe alle nöthigen Dinge, die langen runden Körbe aus Binsen (canastos), Lebensmittel, Stricke u. s. w. angeschafft waren, und nachdem dies geschehen, schlug man endlich die Richtung nach Barbacoas ein.

Gleich hinter dem Pfahlbaudorfe (1276 m) steigt man rasch in die Quebrada de San Pablo (1162 m) hinab, durch welche der gleichnamige Fluß strömt: derselbe ist aber eins mit dem Guavo, welcher bei seiner Vereinigung mit dem Chucunes umgetauft wird. Auf dieser Strecke giebt es eine Fülle von Aroïdeen, die mit ihren großen, prachtvollen und verschieden geformten Blättern die Stämme der Bäume bedecken, und unter denen sich besonders das Philodendron Daguense durch seine bunten, roth geaderten Blätter und behaarten Blattstiele auszeichnet. Eine Stelle hat von den Bambusgebüschen (guaduas), welche sie umgeben und in dem überaus feuchten Boden trefflich gedeihen, den Namen Guadual erhalten. Zahllose Kryptogamen bedecken die Bäume, besonders zierliche Farnkräuter, während die Orchideen schwach vertreten sind und wenig Blüthen aufzuweisen haben.

$2^1/_2$ Stunden nach dem Aufbruche, um $11^1/_2$ Uhr, befand man sich am Fuße eines Abhanges, welcher den bezeichnenden Namen „la subida de la Agonia" (der Anstieg des Todeskampfes) führt. Der Weg war entsetzlich schwierig geworden; überall bedeckte ihn eine außergewöhnliche Vegetation: gewaltige Cecropias, Feigenbäume mit riesigen Stämmen, unbekannte Bromeliaceen und Aroïdeen, die feine zierliche Gualte-Palme von 20 m Höhe und mit weißem Stamme, Melastomen, Rubiaceen, Cyclantheen, eine große baumförmige Datura mit violetten Blüthen, die Passiflora glauca mit graugrünen 1 m langen Blättern und schönen wohlriechenden weißen Blüthen, Gesneriaceen mit wolligen Blüthen ꝛc. ꝛc. Aber wie soll man die verschwenderische Anhäufung dieser vegetabilischen Schätze schildern, ihre Größenverhältnisse und die unendliche Kunst, mit welcher die Natur ihre entzückenden Kinder gruppirt hat, beschreiben? An dieser Stelle vertauscht der Rio Guavo, nachdem er eben erst den Namen San Pablo erhalten, letztern wieder mit dem eines Rio Cuaïquer nach dem gleichnamigen Pueblo, welches unweit von dort in den Bergen des linken Ufers liegt und von Cuaïqueres-Indianern bewohnt wird. Die Brücke über den Cuaïquer an dieser Stelle hat eine Meereshöhe von 1036 m, die gleichnamige Quebrada dahinter 1017 m. Die Felsen an dem hier äußerst coupirten Flußlaufe bestehen aus schwarzem Schiefer, sowie gewissen kohlenführenden Gesteinen.

Die Lianenbrücke Guascas.

Unter großen Anstrengungen passirt man nun nach einander die Quebrada Palpis, die wenigen Hütten von Armada (1040 m), die gleichnamige Quebrada (994 m) und den gleichnamigen Alto (1458 m), welch letzterer besonders schwierig zu erklettern ist. Dort fand André zum ersten Male an Stelle der gewöhnlichen Bananenpflanzungen den maqueño oder die chinesische Zwergbanane (Musa Cavendishii), deren Früchte größer sind, als die der gewöhnlichen Varietät (guineo), etwa die Größe einer Faust erreichen und sehr wohlschmeckend sind. Auch wird in regelrechten kleinen

Pflanzungen eine Helikonienart gezogen, deren riesige, oben glänzende, unten silberweiße Blätter von den Trägern zum Bedecken ihrer Lasten benutzt werden; man reißt die Mittelrippe des Blattes mit den Zähnen heraus, um es biegsamer zu machen, und verkauft ihrer 20 bis 30 Stück unter dem Namen hojas für einen Cuartillo.

Bei der Guada del Carizal (1516 m) auf dem gleichnamigen Alto war der Weg zu beiden Seiten bis hinunter an den Fuß des Berges von Pflanzen mit schönen violetten Blättern eingefaßt, von denen André aber nicht einmal die Familie angeben kann. Weiter führt der Pfad durch sehr enge und tiefe Schluchten; die vor Anstrengung schwitzenden Träger müssen ihre Zuflucht zu Guarapo und Branntewein nehmen, dem sie jetzt häufig zusprechen. Die Hütten der Eingeborenen, bei denen man vorüberkommt, sind von abstoßender Unsauberkeit; die armen Bewohner bieten den Vorübergehenden „maduros, cocinados, calienticos, guarapo, comida" an, das heißt reife, gekochte, warme Bananen, Guarapo und dicken Sancocho. Der Typus der Frauen zeigt eine Mischung von Indianer-, Neger- und etwas spanischem Blute; sie tragen ein einfaches, offenes Hemd, eine Art Fuhrmannskittel, und lassen ihre schönen schwarzen Haare frei herabhängen. An ihren Hütten ist gewöhnlich ein Ladentisch angebracht, auf welchem besagte Bananen und Pakete von Helikonienblättern zum Verkaufe ausliegen.

Hütten der Cuaïqueres-Indianer.

Von el Carizal (1345 m) aus besuchte André Cuaspí, um den Indianerstamm der Cuaïqueres, welcher inmitten der ihn rings umgebenden Halbcivilisation vollständig wild geblieben ist, an Ort und Stelle kennen zu lernen. Um ihr Gebiet auf dem linken Ufer des Rio Cuaïquer zu erreichen, muß man den dort gerade sehr wilden Strom auf einer erstaunlichen Brücke, dem „puente de Guaduas", überschreiten. Dieselbe besteht aus zwei mächtigen Lianen, die, in etwa 1 m Entfernung senkrecht über einander quer über das Flußbett ausgespannt, mit einander durch ein Netzwerk kleinerer Lianen verbunden und größerer Festigkeit halber hier und da von Tauen derselben Art gehalten werden. Ueber dieses Geflecht turnen die Indianer, die so geschickt wie die Affen sind, mit großer Leichtigkeit hinüber, die schmale Seite nach vorn; dann ziehen sie die ganze Brücke zu sich hinüber, „damit nicht die Blattern auf ihr hinüberkommen". Und wirklich haben sie diese Krankheit, welche damals die ganze Gegend verheerte, dadurch von ihrem Dorfe fern gehalten. Meist wandern dieselben in den Bergen zwischen Cuaïquer und Cuascavi und auch weiter nach Westen umher, gering an Zahl und friedfertig, ausgezeichnet durch Zierlichkeit der Formen, namentlich was das weibliche Geschlecht anlangt. Diejenigen, welche André zu Gesicht bekam, waren außerordentlich furchtsam, schlugen die Augen zu Boden und antworteten kaum auf die Fragen, welche er mittels eines Dolmetschers an sie richtete; dessen Stelle versah ein Häuptling, der etwas Spanisch sprach.

Die Männer sind von mittlerm Wuchse, gut gebaut und von rußbrauner Farbe; ihre schlichten Haare hängen ihnen tief in den Nacken herab. Nur mit Widerstreben willigte einer von ihnen, Taïjus mit Namen, darein, sich von André zeichnen zu lassen (s. das Bild auf S. 260); von den Indianern der Cordillere unterscheiden sie sich besonders durch die große, gekrümmte Nase und durch die feinen, niemals fleischigen Gelenke. Sie tatuiren sich meist im Gesichte mit dem schön orangerothen Safte der Bija-Pflanze und fügen mittels Indigo (añil) blaue Striche hinzu. Besonders aber weichen die Frauen von dem ab, was André bisher gesehen hatte; sie sind klein und bronzefarben, haben eine Adlernase, runde, eingekniffene Nasenflügel, lange dicke Haare, mäßig großen Mund, flache rußbraune Lippen, gedrückte Stirn, schwache Brauen nahe an den sehr vorspringenden Lidern, starke Wimpern, glänzende mäßig große gerade stehende schöne Augen und ein kleines rundes Kinn. Während bei den Indianern der Gebirge der Brustkasten stark entwickelt ist, haben sie eine wenig breite Brust, abfallende zierlich gerundete Schultern und eiförmige, fein gerundete Brüste, die selbst bei jungen Mädchen mit großen Warzen versehen sind. Die Füße kurz und wohlgestaltet, die Beine sehr gut gewachsen, die Hüften wenig vorstehend, Arme und Hände etwas dünn, aber von tadelloser Form: diese körperliche Beschaffenheit fand André fast bei allen Cuaïqueres-Indianerinnen, mit denen er in Berührung kam. Meistens gehen dieselben bis zu ihrem zwölften Jahre, wo sie sich verheirathen und Mutter werden, völlig nackt. Bei Eintritt der Mannbarkeit wickeln sie ein Stück bayeta von dunkelblauer Farbe schräg um den untern Theil des Körpers, welches sie beim Gehen zwischen den Beinen in die Höhe schlagen.

Doch kehren wir an den Rio Cuaïquer zurück, von welchem aus der Reisende die Richtung nach Barbacoas einschlug. Zunächst erreichte er die Quebrada de Cuesbi (1054 m) und stieg dann auf zum Alto de la Enfillada (1267 m), von welchem aus das Auge weithin schweift über einen Ocean von waldbedeckten Bergen, zwischen denen sich die Ortschaften Altaquer, Cuyambe, Paramo und andere

verstecken. Der höchste Gipfel in der Ferne, nach Westen hin, ist der Mirador, so genannt, weil man ihn mit einem Balkon (mirador), von welchem man ein unendliches Panorama erblickt, verglichen hat. Nun werden die Abhänge immer steiler und steiler, und man erreicht Altaquer in 1050 m Höhe, ein elendes Pueblo von achtzehn schmutzigen Hütten, in denen etwa sechszig häßliche faule Leute hausen, die hundert Mal weniger interessant waren als die Wilden, welche André soeben besucht hatte. Ihre einzige Industrie besteht darin, den vorüberziehenden Cargueros Bananen und Guarapo zu verkaufen. Die Kirche war eine Hütte aus weiß angestrichenem Holze, die mit Palmblättern gedeckt war; daneben stand ein Thurm ganz neuer Bauart, ein viereckiges Balkengerüst, nach allen Seiten hin offen und mit einem Strohdache. Altaquer und die Schlucht hinter dem Pueblo haben eine reizende Lage, die besonders hervortritt, wenn man den reißenden, schäumenden, mit riesigen Felsblöcken erfüllten Rio Nembi in einer Höhe von 989 m überschritten hat. Dann folgen die Quebradas de Tulpas (977 m) und die an Pflanzen besonders reiche von Cuyambe (994 m).

Bei dem Hause los Astrojos näherten sich arme Kranke dem Reisenden, nannten ihn „señor doctor" und baten ihn flehentlich um eine Arznei gegen die Blattern; er konnte aber nicht mehr thun, als ihnen sein Mitleid aussprechen und beklagen, daß solche Leiden die unglückliche Menschheit selbst in die schönsten und üppigsten Gegenden verfolgen. Unweit von der Casa traf er auf ein reizendes Fleckchen Erde. Ein rohes Kreuz stand da neben einer höchst malerischen Aufsetzstange für Hühner und erfreute sich der besondern Verehrung der Cargueros, die dort eine Art Bank, einen horizontalen Balken, aufgestellt hatten, um nach Ueberwindung des Alto ihre Lasten darauf absetzen zu können. Das Kreuz war von einer prächtigen Bromeliacee mit purpurfarbenen Blättern und von geringer Größe bedeckt, die zum Genus Tillandsia gehört und, falls sie neu ist, den Namen T. sanguinea erhalten soll. Ihr schönes rothes Blattwerk bildete den zierlichsten Schmuck des alten vermoderten Kreuzes, des Cruz de los bicundos.

Auf der Ruhebank der Cargueros, dem descanzo, konnte André die eigenthümliche Anordnung ihrer Traglasten mit Muße studiren. Damit sie die Angosturas oder Hohlwege zwischen senkrechten Wänden leicht passiren können, werden die Waaren in cylindrische, lange, schmale Körbe aus den gespaltenen Stielen von Gynerium saccharoides gepackt.

Cuaïqueres-Indianer.

Unsere vorletzte Abbildung stellt die Einzelheiten eines solchen canasto genau dar; derselbe wird von dem Alpenstocke (bordon) (B) gestützt und oben zum Schutze gegen Regen von der ruana und dem schon erwähnten Helikonienblatte (A) bedeckt. An der Seite hängen ein Paar Ledersandalen (C) (zapatos), welche angelegt werden, wo scharfe spitze Felsen dem nackten Fuße zu übel mitspielen würden, dann der chinan (E), worin sich die Papiere des Absenders der Waaren befinden, die pepa (F), die den Nacken des Trägers stützt, die cargadera (G) oder der Stirngurt, die Tragbänder oder braseros (D) und endlich der mate, die Tasse für den Guarapo. Den Korb in solcher Weise niedersetzen heißt apuntalar und die Last selbst heißt dann apuntalada.

Auf dem Wege nach Paramo fand André Büschel von Bromeliaceen des Genus Pitcairnia, die so groß waren, daß sie den Weg versperrten; es sind die Mastodonten ihres Geschlechts. Weiterhin sah er über sich zwei andere kleine Species von Tillandsien hängen, die sich durch ihr schlingpflanzenähnliches Ranken und Kriechen und ihre sonderbaren grünen Blüthen mit großen rothen Deckblättern auszeichneten. André hat aus ihnen beiden das neue Genus Sodiroa aufgestellt und sie als S. caricifolia und graminifolia bezeichnet (s. Bulletin de la Soc. botan. de France, Jahrgang 1877, S. 164).

Fast in allen Hütten dieser Gegend hört man ein Instrument ertönen, das schon oben erwähnt wurde, die marimba

(das Instrument wird von Cameron, Stanley und Anderen unter demselben Namen in Afrika öfters erwähnt und abgebildet, so z. B. Bd. XXXIII, S. 36, zweites Bild.) Es ist eine Art großer Harmonika, die mit zwei Stricken

Kirche von Altaquer.

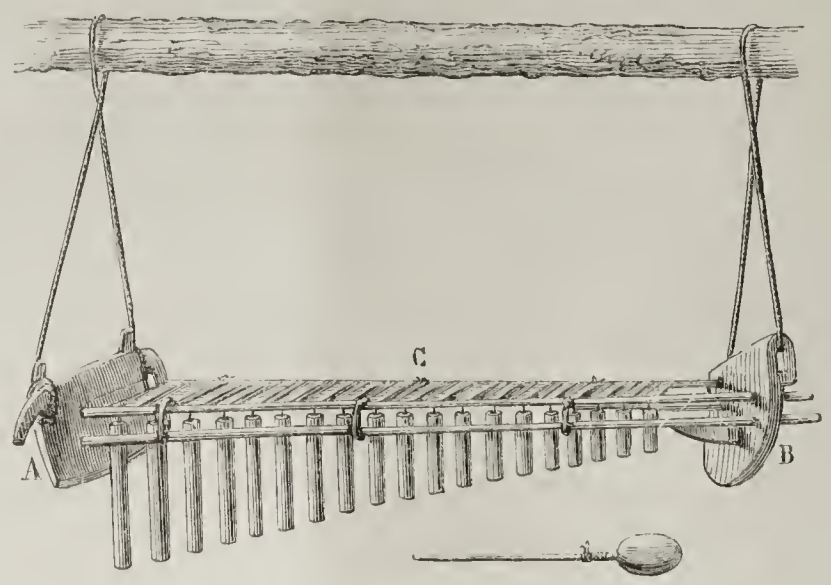
an einem Dachbalken befestigt ist und aus zwanzig Bambusstücken besteht, die unter ebensovielen Holztäfelchen von der Chontaduro-Palme (Astrocaryum) aufgehängt sind. Letztere schlägt man mit einem Stocke (taco), der oben einen Kaut-

Kreuz bei los Astrojos.

Die Carga apuntalada.

schukknopf trägt. Die Cuaïqueres-Indianer und ebenso die Mischlingsbevölkerung dieser Gegend ist wie vernarrt in die Töne dieses Instrumentes, das sie mit großer Geschicklichkeit spielen. Eine Art Trommel, cuno genannt, wie wir sie schon ähnlich im Dorfe Burdo kennen gelernt haben, hat hier eine etwas andere Gestalt und wird wie die Militärtrommel gebraucht.

Bevor man die Station el Paramo erreicht, wo man seinen Proviant erneuern kann, passirt man die Quebrada Tejada und weiterhin den kleinen Fluß Pipulta und die Orte Pilcuan, Buenavista, Quendan, Almorzadero und Tejutes, worauf man Barbacoas, das Endziel der Reise, in einer Meereshöhe von nur 22 m erreicht. Von dort kann man auf dem Rio Telembi und verschiedenen, die sumpfige ungesunde Küstenstrecke durchschneidenden Kanälen nach dem Meerbusen und der Insel Tumaco gelangen, an welcher monatlich einmal die zwischen Callao und Panama verkehrenden Dampfer anlegen. André jedoch führte diese Reise nicht aus, sondern kehrte vor Barbacoas um, da sein Ausflug lediglich die botanische Erforschung des durchzogenen Gebietes bezweckte und er wegen der lebenden Pflanzen, die er nach Europa schicken wollte, nach den Hochebenen von Tuquerres zurückkehren mußte. Er hörte nur, daß sich die kleine im Jahre 1600 gegründete Stadt Barbacoas damals in Folge ihrer günstigen Lage und als Emporium aller von Europa kommenden Waaren in ziemlicher Blüthe befand.



Die Marimba.

Die Bevölkerung des Bezirks zählt nur 5000 Seelen, könnte sich aber rasch verdoppeln, wenn der Weg dorthin besser wäre, denn seine Lage ist gesund und vor den Miasmen der Küste durch Hügel im Norden und Westen geschützt; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 27°.

Auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war, kehrte André mit seinen beiden braven Trägern zurück. Bis nach San Pablo hatte er noch manches Mal eine „subida de la Agonia“, nur unter anderm Namen, zu ersteigen; die steilen Abhänge und Schwierigkeiten dieses Weges sind unmöglich zu beschreiben, und wie der Pfad nach der Laguna Cocha als „Affenweg“ (camino de los monos) bezeichnet wird, so dieser hier als „Vogelweg“ (camino de los pajaros). Während dieses Theils der Reise regnete es ebenso unaufhörlich, wie bei dem Hinwege. In San Pablo traf er sein Maulthier wieder, lohnte die Träger ab und traf am 30. Mai wieder in Tuquerres ein. Seine Ausbeute belief sich auf mehr als 300 Pflanzenspecies, die er noch nicht besaß, und seine Skizzen- und Tagebücher waren in diesen zwei Wochen voller geworden, als in den vorhergehenden zwei Monaten. Dank seiner Vorsicht war er gesund aus einem Gebiete zurückgekehrt, welches die meisten Reisenden mit Schrecken vermeiden, und fand zum Schluß, daß die Anstrengungen und kleinen Leiden dieses Ausfluges durch die erzielten Resultate reichlich aufgewogen wurden.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

I.

Daß die böhmische Iser, die bayerische Isar und die südfranzösische Isère denselben Namen führen, muß auch dem in etymologischen Dingen Ungeübten sofort ins Auge springen und zu Vermuthungen anregen. Wenn wir nun durch Tacitus wissen, daß keltische Bojer im heutigen Böhmen saßen, welches nach ihnen den Namen Boihemum, Bojerheim von den Germanen erhielt, und wenn Cäsar noch keltische Helvetier, Bojen und Tectosagen auf germanischem Boden erwähnt, so ist leicht zu schließen, daß jener Flußname ein keltischer ist, wofür auch die Bedeutung spricht. Weit über heute deutsches Land sind keltische Orts- und Flußnamen verbreitet, und die auf -magus ausgehenden deuten wohl, wie Bacmeister will, eine Behausung an; er stellt es zusammen mit unserm „Gemach“. Am Unterrhein hat sich dieses keltische -magus noch als -magen erhalten, so Rigomagus Remagen, Marcomagus Marmagen, Noviomagus als Neumagen und Nimwegen, das auf französischem Boden aber heute Noyon heißt. Auch das elsässische Brumat war im achten Jahrhundert noch ein Brocmagad. Im Irischen bedeutet magen = locus. Noch breiter ausgegossen über alles keltische Land erscheint der Ortsname Dunum in der entschiedenen Bedeutung von Burg oder fester Stätte, wie denn Edinburg heute noch bei den Gaelen Schottlands Dun - Edin heißt. Dieses Dunum läßt sich gut zusammenstellen mit dem englischen town, dem niederdeutschen tun und dem hochdeutschen Zaun. Daß Zarten und Ladenburg in Baden, Kempten im Allgäu auf diesem keltischen dunum ruhen, wissen wir aus den urkundlichen Formen, und Bacmeister (Allemannische Wanderungen 16) hat darauf selbst den Namen Wirtemberg zurückgeführt, der vor nicht langer Zeit erst in Württemberg verballhornt wurde, weil er Jemandem an den Gastwirt zu sehr anklang.

Selbst nicht einmal der deutsche Rhein gehört uns, was den Namen betrifft; er ist keltisch und bedeutet der Rinnende, der Strom, ja das letztere Wort ist mit ihm ein und dasselbe Wort, wozu das griechische rhéo, fließe, verglichen

werden mag. Ein zweiter Rhein floß an der Keltenstadt Bononia, jetzt Bologna, vorbei in den Po und dieser Rhein heißt noch heute Reno.

Leicht ließen derartige Beispiele sich häufen, um daraus die einstige weite Verbreitung der Kelten auch in deutschen Landen darzuthun. Sie waren das erste arische Volk, das auf dem europäischen Tummelplatze auftrat, die große Westabtheilung, die frühzeitig Spanien — vermischt mit Iberen —, Gallien, Belgien, Britannien, Norditalien, Theile Germaniens innehatte, die aber auch über die Donauländer und Italien sich ergoß und in den kleinasiatischen Galatern Ausläufer hatte, worüber bei Zeuß das Nöthige nachgelesen werden mag.

Wenig Völkergeschichten predigen so laut und vernehmbar vom Hinfalle und Eingehen der Nationen, wie jene der Kelten. Wo ist denn heute dieses große, einst über fast halb Europa verbreitete Volk? Mühsam construiren wir aus den Orts- und Fluß- und Bergnamen seine ehemalige Anwesenheit und, wo die historischen Quellen fließen, sind sie oft so unsicher und spärlich, daß um manchen Stamm sich ein Streit erhebt, ob er zu den Kelten, oder einem andern Volke zu rechnen sei. Weggewandert, aufgesaugt und im Aufgesaugtwerden begriffen, so steht es um die Kelten, und lassen wir sie heute zur Schau antreten, was von ihnen in ursprünglicher Form mit der alten Sprache vorhanden, da erscheinen von der stattlichen Armee nur wenige Rotten und Fähnlein auf dem Platze, mühsam ihr Dasein fristend, zurückgedrängt an die äußersten Westmarken des Erdtheils. Unvermischt sind sie heute noch in einem Theile Irlands, im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und in der Bretagne.

Und doch redete Britannien nebst Caledonien und Hibernien so gut Keltisch wie Gallien, als Cäsar hinüberfuhr. Die gallische Sprache ist nach den Invasionen der Römer und Germanen allmälig der französischen Sprache gewichen, und so geschah es mit den keltischen Idiomen der großen Nordinseln, die von der anglo-normannischen Mischsprache verdrängt wurden. In Cornwallis ist das Britannische vor hundert Jahren eingegangen. Die Bewohner dieser Halbinsel, die damnonischen Briten, hatten sich bis zur Regierung Heinrich's VIII. unvermischt erhalten und redeten ihre alte Sprache. Von da ab aber gerieth diese so rasch in Vergessenheit, daß sie zur Zeit der Königin Anna nur noch in wenigen Dörfern in der Nähe von Landsend verstanden ward. Die Kinder lernten Englisch und nur die alten Leute konnten noch ein bischen Cornisch, so daß um die Mitte der Regierung von Georg III Dolly Pentreath, ein altes Fischerweib zu Mousehole bei Penzance, das einzige Wesen war, welches noch die alte Sprache der damnonischen Briten kannte. Ihr Name ist eingeschrieben in die Geschichte der Sprache, wie jener der Frau Gülzin, der letzten, die auf Rügen Wendisch sprach und 1404 starb. Als Dolly Pentreath 1778 in dem hohen Alter von 102 Jahren starb, da konnte man sagen, mit ihr sei die keltische Sprache von Cornwallis gestorben und werde mit ihr zu Grabe getragen. Hier haben wir also das Eingehen beobachten können, wir wissen, daß am Ende des 15. Jahrhunderts Cornisch noch bis zum Tamar gesprochen wurde und daß 1707 noch die äußersten westlichen 23 Kirchspiele die alte Sprache redeten. 70 Jahre später starb Dolly [1]).

Was ich über die Anzahl, die Leibesbeschaffenheit und den Wohnsitz der keltischen Bretonen zu berichten wußte, das habe ich kürzlich in diesen Blättern („Globus" XXXVI, S. 8) zusammengestellt. In runder Summe redet noch eine Million Menschen Keltisch. Diese Sprache ist auf den britischen Inseln noch lebendig bei etwas über zwei Millionen, so daß mit $3^1/_4$ Millionen die Zahl aller in Europa noch Keltisch redenden Menschen erschöpft ist.

Von den Bretonen soll also jetzt hier nicht die Rede sein, dagegen wollen wir uns etwas ausführlicher mit den Gaelen in Schottland, den Walisern und den Irländern beschäftigen, zumal hierzu uns eine gute Gelegenheit geboten ist. Aber auch diese geringen Reste des einst so bedeutenden Volkes bilden keine Einheit mehr; wie sie geographisch zerfallen, so sind sie auch sprachlich gegliedert. Die Bretonen oder Aremorikaner und die Leute von Wales gehören dem kymrischen Dialekte an, während die Kelten Schottlands, Irlands und der Insel Man den gadhelischen (gaelischen) reden.

Wales.

Unter allen noch überlebenden Kelten haben die Waliser sprachlich und national die größte Widerstandskraft; wie andere sprachliche Minoritäten, die politisch einem Staate mit ihnen fremder Zunge angehören, knüpfen sie an ihre Vergangenheit an und ernähren sich, literarisch pflegen sie auf Eisteddfodds und in Vereinen ihre alte Sprache. Noch heute wird der Waliser, wenn er Englisch redet, an seiner Zunge erkannt, wie zu Shakespeare's Zeiten der Waliser Pfarrer Sir Hugh Evans in den „Lustigen Weibern". Körperlich bietet der Keltisch redende Waliser keineswegs einen einheitlichen Typus dar, und Mackintosh, der sich mit dem schwierigen und wenig ergiebigen Geschäfte befaßt hat, diesen Typus zu beschreiben (Anthropological Review, Vol. IV, p. 1, 1866), unterscheidet nicht weniger als vier Unterabtheilungen. Den Haupttypus fand er bei einer Methodistenversammlung in Flintshire in Massen vertreten, und er charakterisirt denselben folgendermaßen: „Statur verschieden, oft schlank. Nacken lang. Gang leicht. Haar dunkel und grob. Augen eingesunken, Augenlider und Augenbrauen dunkel. Das Gesicht lang oder sehr lang, schmal oder sehr schmal, am breitesten unter den Augen. Unterhalb der vorspringenden Jochbeine ein plötzliches Einsinken (a sudden sinking in under the cheek-bones). Das Kinn sehr schmal und zurücktretend, doch zuweilen hervorragend. Die Nase schmal, lang oder sehr lang, zuweilen jüdischer Form sich nähernd. Stirn schmal, doch nicht zurückweichend. Haut runzelig und entweder dunkel oder von düster röthlichbrauner Farbe (dull reddish-brown hue). Schädel schmal und sehr lang."

Aehnlich, mit geringen Abweichungen, schildert Mackintosh die übrigen drei Typen der Waliser, bei denen er gaelische Beimischung annimmt. Ich muß nun gestehen, daß mit solchen anthropologischen Diagnosen eigentlich nicht viel anzufangen ist, und daß Leute, auf welche sie passen, in Nord- oder Süddeutschland, in Italien und Rußland aufzufinden sind. Unsere Terminologie ist noch gar nicht scharf genug, um die typischen Formen der Völker und Racen zu beschreiben, und wir werden sie auch schwerlich so bald in der gewünschten Schärfe erhalten. Der Blick, das Gefühl thut da mehr als die künstlichste Beschreibung. Es ist das etwas Aehnliches, wie das Erkennen des Gewerbes, das ein Mensch betreibt, und das ihm den Stempel aufdrückt. „Der ist gewiß ein Schneider, der ein Barbier, der ein Ladenschwengel," und wir täuschen uns da nicht. Sollen wir aber das Typische extrahiren, und in eine Diagnose bringen, so stolpern wir. Schädelmessen, Messen der Figuren, Aufnahme der Farbe der Haare, Haut und Augen mag zu

[1]) Henry Jenner in Philosophical Society Transactions 1873 — 74, p. 165.

einem annähernd richtigen Mittelwerthe führen, wenn mit gewaltigem Materiale exakt gearbeitet wird und der Durchschnitt von vielen Tausenden vorliegt.

Die Sprache freilich ist ein sicheres Kriterium, insofern als ich einen Italienisch redenden einen Italiener nenne. Für die Abstammung ist damit aber noch gar nichts entschieden, denn die Sprache wechselt und der Schwarze von Haiti ist noch kein Franzose, weil er Französisch redet, der Bischari Nordostafrikas kein Araber, weil er die Sprache des Propheten annahm; Präsident Juarez war und blieb ein echter Mije-Indianer, obgleich er nur Castilianisch redete. Diesen Proceß des Sprachenwechsels sehen wir noch täglich unter unseren Augen vor sich gehen, wenn wir die Sprachgrenzen und Sprachinseln beobachten. Oesterreich-Ungarn liefert da eine besonders große Anzahl von Beispielen. Ludwig Bamberger, Moritz Lazarus, Oppenheim u. A. behaupten mit Pathos und großem Floskelreichthum gegenüber H. v. Treitschke ihr Deutschthum; Germanen sind sie aber nimmermehr, trotz

Gebiete, wo die Majorität Wälsch spricht.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Bewohner Wälsch sprechen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Bewohner Wälsch sprechen.

Sprachkarte von Wales für das Jahr 1871.

ihrer deutschen Sprache, und die anthropologische Analyse würde ihnen gegenüber unendlich leichteres Spiel haben, als bei den Walisern. Wie aber der Körper verschieden, so auch der Geist.

So weit wir übrigens die Dinge historisch zu verfolgen verstehen, hat bei den Walisern, und desgleichen bei den heute noch keltisch redenden Schotten und Irländern, Racenmischung nur in geringem Grade stattgefunden, und Sprache und Stamm decken sich hier also in congruenter Weise. Innerhalb historischer Grenzen mögen wir also sagen: der gaelische Hochschotte, der Irisch redende Irländer, der Wälsch sprechende Waliser — sie sind nach Stamm und Sprache echte Kelten. Daher ist die Sprache bei ihnen ein durchschnittlich sicheres Kriterium der Abstammung; von Seiten der Regierung wurde den keltischen Idiomen jedoch wenig Werth beigelegt, man kümmerte sich um die Statistik derselben nur in Irland, vernachlässigte dieselbe jedoch in Wales und Schottland gänzlich. Frühere Arbeiten sind nur wenig vorhanden, und diese sind lückenhaft oder beschränken sich auf die Sprachgrenze. Ueber die ethnographischen Verhältnisse Schottlands ist von Werth die Arbeit Murray's; danach ist die Sprachgrenze zu construiren, und ich habe

ausführlich darüber berichtet („Globus“ XXV, S. 7) unter Beigabe einer allerdings wenig genügenden Karte. Die Sprachgrenze in Wales beschrieb vor ungefähr vierzig Jahren in welscher Sprache — daher allgemein unzugängig — Walter Davies. Das ist so ziemlich alles. Man nehme noch hinzu die veraltete Sprachkarte von Berghaus in der achten Abtheilung von dessen physikalischem Atlas, Tafel 12.

Die Lücke auszufüllen und die Verbreitung der keltischen Sprache in geographischer wie numerischer Beziehung darzustellen unternahm nun unser seit längerer Zeit in London lebender Landsmann E. G. Ravenstein und, wiewohl er in Bezug auf Wales und Schottland einzig und allein auf seine Privatthätigkeit angewiesen war, hat er doch eine ganz vorzügliche und relativ zuverlässige und vollständige Arbeit zu Stande gebracht. Er hat sich damit ein großes Verdienst erworben und eine Arbeit von bleibendem Werthe ausgeführt, die eigentlich ein Engländer oder Kelte hätte machen müssen. Die Abhandlung führt den Titel: On the Celtic Languages in the British Isles; a Statistical Survey. Mit einer Karte versehen erschien sie im Journal of the Statistical Society vol. 42, part III, September 1879, p. 579 — 635. In Nachstehendem versuchen wir den wesentlichen Inhalt wieder zu geben.

In Wales beginnt Ravenstein mit den Grenzcounties, die er der Reihe nach auf ihren Gehalt an Keltisch sprechenden Leuten untersucht und wobei er die Sprachgrenze feststellt. Flintshire im Norden hat eine gemischte Bevölkerung, doch ist der westliche Theil rein welsch. Im Maelor Saesneg (dem Sachsen-Land), einem detachirten Theile des County, ist seit den Tagen Heinrich's VIII. die welsche Sprache ganz verschwunden. Als im Jahre 1730 Defoe nach Bangor in Carnarvon kam, gelang es ihm noch nicht, einen Englisch sprechenden Führer aufzufinden, während dort heute allein Englisch geredet wird. Denbighshire, südlich vom vorigen, ist welsch, ausgenommen der östliche Zipfel mit der Stadt Wrexham. Umgekehrt ist Shropshire fast ganz englisch bis auf seinen westlichen Theil, der die Stadt Sychtyn und die Kirchspiele Selattyn und Llanyblodwell umfaßt, wo Welsch gesprochen wird, wiewohl auch hier Abnahme dieser Sprache zu bemerken ist. Desgleichen verliert in Montgomeryshire das Welsche mehr und mehr an Boden. Im Thale des Severn wird ein oder zwei englische Meilen aufwärts von Llanllwchaiarn und Newtown sowie im Osten des genannten Flusses Welsch nur noch im Munde alter Leute vernommen. Innerhalb der letzten funfzig Jahre ist in Welshpool und Montgomerie die welsche Sprache ausgestorben. Am ganzen Severn entlang, von Slanidloes abwärts und bis jenseit Newtown, geht das Welsche ein, wiewohl dort überall noch Gottesdienst in welscher Sprache abgehalten wird. Auch aus dem Thale des untern Vyrnwy ist das Welsche verschwunden. Radnorshire ist jetzt eine vorherrschend Englisch redende Grafschaft, wiewohl alle Orts-, Fluß- und Bergnamen welsch sind. Lebendig ist diese Sprache im äußersten Nordwestwinkel des County und gepredigt wird darin nur in Folge eines Vermächtnisses jährlich viermal in Rhayader, wo von 976 Einwohnern 200 Welsch reden, das junge Volk aber gar nicht mehr. Brecknockshire ist vorwiegend welsch, doch redet man in der Hauptstadt Brecon, mitten im County, schon vorzugsweise Englisch. Von Momountshire ist nur ein kleiner Theil im äußersten Westen noch welsch, und dieser wird mehr durch Zuwanderung welscher Bergleute bei der alten Sprache erhalten. In Glamorganshire wird Englisch wohl allgemeiner gesprochen, als in einem andern Theile von Wales, aber die gottesdienstliche Sprache ist vorzugsweise welsch. Nur ein kleiner Theil der Grafschaft jedoch, der die Halbinsel Gower umfaßt, kann rein englisch genannt werden. Eine Linie von Swansea nach Penclawdd scheidet hier englisches Sprachgebiet von dem nördlichen welschen. Um Cardiff herum zieht sich ein gemischtes Gebiet und südlich von dieser Kohlenstadt sind die Dörfer Penarth und Lavernock bereits ganz englisch. Im übrigen Glamorgan herrscht das Welsche, selbst in den Städten, wie denn von den 57 000 Einwohnern Swanseas 42 000 Gaelisch sprechen oder verstehen; in Aberdare kommen auf 36 000 Einwohner 26 000 und in Merthyr Tydvil auf 52 000 noch 34 400 Welsche. In Glamorgan wird sich diese Sprache noch verhältnißmäßig lange halten. Carmarthenshire ist noch intensiver welsch, da 95 Proc. seiner Bewohner diese Sprache reden, und nur in einem kleinen Distrikt an der Tafmündung, der die Kirchspiele Langharne, Llandsadurnen, Pendine und Marros umfaßt, herrscht das Englische. Hier sollte Flamingen angesiedelt sein. Pembrokeshire ist welsch im nördlichen, englisch im südlichen Theile. Als Arnulf von Montgomery zur Zeit Henry's I. das Land eroberte, brachte er englische Ansiedler mit, die zweimal hinter einander flämischen Nachschub erhielten. Diese Flamingen siedelten sich in Roose an, Haverfordwest war ihre Hauptstadt; auf der Halbinsel von Castle Martin westlich von Tenby herrschten sie vor. Pembrokeshire hieß damals im Gegensatz zu der welschen Nachbarschaft „Klein-England“ oder Anglia trans-wallina. Eine Linie vom nördlichen Theil der St. Bride's Bay zur Tafmündung schneidet das englische Stück der Grafschaft vom nördlichen welschen ab. Die englische Sprache macht auch hier Fortschritte. Cardiganshire ist ganz welsch, und selbst in der Stadt Aberystwirth wird in 11 Kirchen von 16 der Gottesdienst welsch abgehalten. Merionetshire und Carnarvon sind beide ganz welsch, wiewohl die englische Sprache weit verbreitet ist, und dasselbe ist der Fall mit der Insel Anglesey, trotz ihres englischen Namens.

Die geographische Verbreitung der Welsch redenden Bevölkerung in Wales stellt sich nach Ravenstein nun folgendermaßen dar:

Wales	Area englische Quadratm.	Procent	Bevölkerung 1871	Procent	Welsch Redende	Procent
Vorherrschend welsche Distrikte .	6050	76,5	1 025 573	78,1	887 870	94,9
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Welsch Sprechenden . .	357	4,5	113 030	8,7	38 046	4,1
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Welsch Sprechenden	1592	19,0	174 080	13,2	8 614	1,0
Summa	7908	100,0	1 312 583	100,0	934 530	100,0

Innerhalb der Grenzen von Wales wird also noch von 934 530 Menschen die englische Sprache geredet; dazu kommen 62 000 Waliser, welche ihre Muttersprache bewahrt haben, die aber nach England ausgewandert sind; rechnet man diese hinzu, so erhält man 996 530 als Anzahl der Welsch-Redenden. Das ist immerhin noch eine respektable Zahl. Die Literatur der Waliser ist im Aufblühen begriffen; ein Jour-

nal, Trysofaa Plant (Kinderschatz), wird in nicht weniger als 43 000 Exemplaren abgesetzt. Was aber der welschen Sprache am meisten Abbruch thut, das ist der Mangel an Schulen in derselben; alle Schulen sind englisch und Ravenstein bemerkt dazu: „daß die Kinder bei einem so absurden System etwas lernen, ist zu bewundern.“

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

II. (Zweite Hälfte.)

Auf Hendrik Zwaardecroon, mit welchem die Periode höchster Blüthe abschließt, deren sich die niederländischen Besitzungen in Asien unter der Regierung der holländisch-ostindischen Kompagnie überhaupt zu erfreuen gehabt haben, folgte aber von 1725 bis 1741 eine Reihe Generalgouverneure, nämlich Mattheus de Haan, Diderik Durven, Dirk von Cloon, Abraham Patras und Adriaan Valckenier, die nicht bloß an Staatsklugheit und Energie, sondern auch in moralischer Beziehung tief unter ihren Vorgängern standen. Durven war in jeder Hinsicht verachtenswerth und hat den Ruf hinterlassen, in der langen Reihe der Generalgouverneure von Niederländisch-Indien, von dem ersten, Pieter Both, an bis auf den gegenwärtigen, Johan Willem von Lansberge, der allerschlechteste, seiner hohen Stellung unwürdigste und für sie am wenigsten geschickte gewesen zu sein. Valckenier aber veranlaßte sehr unnöthiger Weise ein ruchloses Blutvergießen von so großartigen Dimensionen, wie die Geschichte der europäischen Völker kein zweites in den beiden letzten Jahrhunderten, und nicht sehr viele in den früheren aufzuzeichnen gehabt hat.

Der große Reichthum, zu welchem Batavia im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelangt war, hatte bei der europäischen Bevölkerung daselbst das Streben nach Prunk, Luxus und sinnlichem Genuß, zugleich auch Sittenlosigkeit im Allgemeinen in immer weiter werdenden Kreisen entstehen und stets zunehmen lassen. Goldhunger bemächtigte sich mehr und mehr der Gemüther, und man scheute sich nicht mehr, wenn die erlaubten Mittel nicht ausreichten, um schnell reich zu werden, seine Zuflucht zu unerlaubten, ja selbst gefährlichen und gemeinschädlichen zu nehmen. Hieran machten sich selbst die höheren und höchsten Regierungsbeamten schuldig. Diese letzteren mußten zu jener Zeit schon das Allerärgste ausgeübt haben, um zur Verantwortung und Strafe gezogen zu werden, wie z. B. 1732 Pieter Vuyst, der als Gouverneur von Ceylon die empörendsten Grausamkeiten und den gröbsten Mißbrauch seiner Amtsgewalt nach allen Seiten hin begangen hatte. Er wurde nach erfolgtem Richterspruch zu Batavia auf dem Marktplatze auf einen Stuhl gesetzt und daran festgebunden, worauf man ihm mit einem Scheermesser den Hals abschnitt, seinen Körper viertheilte und die Stücke verbrannte. Aber nur selten erreichte, wie in diesem Falle, den Verbrecher die Strafe, und es fanden, wie der niederländische Historiker van Kampen berichtet, zu jener Zeit Seitens der Beamten der Ostindischen Kompagnie zu Batavia unter den Augen der Regierung, welche dieselben zuzudrücken verstand, fortwährend die schimpflichsten Gesetzesübertretungen statt.

Die Behandlung der Chinesen zu Batavia, deren Anzahl, in der Stadt sowohl als in deren nächster Umgebung, von François Valentijn, einem Zeitgenossen jener Periode, in seinem berühmten, fünf starke Foliobände umfassenden Geschichtswerke „Oud en nieuw Oost-Indie“ im Jahre 1725 schon auf mehr als 100 000 geschätzt wurde, war unter den letztgenannten Generalgouverneuren eine ganz andere geworden als die, welche sie von den Vorgängern derselben erfahren hatten. Anstatt, wie früher, zwar streng überwacht, aber zugleich gerecht behandelt und durch eine verständige, besonnene, sich immer gleich bleibende Regierung vor Unterdrückung und Mißhandlung jeder Art geschützt zu werden, sahen sie sich jetzt in immer wachsendem Maße den Eingebungen der Willkür, der Habsucht und des Eigennutzes ihrer europäischen Machthaber bloßgestellt.

Es wurde schon bemerkt, daß damals die holländischen Regierungsbeamten in Batavia behufs ihrer Bereicherung selbst keine gefährlichen und gemeinschädlichen Mittel gescheut hätten. Die immer allgemeiner werdende und auf jede mögliche Weise stattfindende Erpressung von den Chinesen gehörte zu diesen gefährlichen Mitteln, zumal auch die zwischen der chinesischen Bevölkerung und den holländischen Behörden stehenden, das Vertrauen dieser letzteren genießenden chinesischen Beamten nicht weniger als die Aermeren und Niedrigeren ihres Volkes dem ausgesetzt waren. Man bedrohte z. B. einen Lieutenant oder Kapitän der Chinesen angeblich wegen Ungeschicktheit mit Entsetzung aus seinem Amte, ließ ihn aber gegen Erlegung einer mehr oder weniger beträchtlichen Geldsumme in demselben, oder aber man setzte die genannten Beamten wirklich ab und wählte unter den zahlreichen Bewerbern um die erledigten Stellen nur die Meistbietenden. Durch solche und ähnliche Handelsweisen der holländischen Beamten wurde aber unter der chinesischen Bevölkerung ein Geist von Unzufriedenheit erzeugt, der sehr bald in Erbitterung überging und endlich zu einem gewaltsamen Ausbruche gelangte. Die Möglichkeit eines solchen — bei dem starken numerischen, dem von 4 zu 100 gleichkommenden Mißverhältnisse der europäischen zu der chinesischen Bevölkerung, in der Stadt sowohl als Umgegend, höchst gefährlichen — Ereignisses hatten Holländer und, was das Schlimmste war, auch die Regierung von Batavia ganz aus dem Auge verloren.

Aber nicht allein unter den Holländern, sondern auch unter den Chinesen hatte unter den genannten seit Zwaardecroon zur Regierung gekommenen Generalgouverneuren die Demoralisation große Fortschritte gemacht. Ursache hiervon war theils die immer härtere Unterdrückung, welche sie erfuhren, theils aber der Umstand, daß die früheren Bestimmungen gegen zu große Zulassung derselben auf Java mehr und mehr in Unbrauch gekommen waren und umgangen wurden. Hierdurch nahm die chinesische Bevölkerung in Batavia fortwährend zu, zugleich aber in ihr auch die Zahl der Armen und fremder Hülfe Bedürftigen, solcher, die wegen Verbrechen und aus Furcht vor Strafe ihr Vaterland verlassen hatten, sowie überhaupt schlechtgearteter und übelgesinnter Individuen.

Schon im Jahre 1734 soll ein Lieutenant der Chine-

sen, Namens Ni-lo-ko, zu Batavia einen Aufstand gegen die Holländer geplant und vorbereitet haben. Er starb aber, ehe alles zur Reife gelangt war, nachdem er sterbend seinen Sohn Lien-Hon-Kong hatte schwören lassen, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Dieser Lien-Hon-Kong, ein sehr kluger, unternehmender und dabei reicher Mann, wurde, obschon er der erbittertste Feind der Holländer war, diese Gefühle aber zu verheimlichen verstand, 1739 zum Kapitän der Chinesen in Batavia ernannt. Er spielt in den Ereignissen, die ein Jahr später daselbst stattfanden, eine hervorragende Rolle.

Im Jahre 1738, als Adriaan Valckenier Generalgouverneur war (1737 bis 1741), wurde der Gouverneur von Ceylon, der General Baron Gustaaf Willem van Imhoff, als ordentliches Mitglied des Rathes von Indien nach Batavia versetzt. Der Rath von Indien ist zu allen Zeiten die höchste Verwaltungsbehörde von Niederländisch-Indien gewesen und steht auch jetzt noch dem Generalgouverneur, der diesem Rathe vorsitzt, berathend zur Seite. Van Imhoff, ein einsichtsvoller und energischer, zugleich auch rechtschaffener Mann, der sich auch später, als er selbst Generalgouverneur geworden war (1743 bis 1750), in jeder Hinsicht tüchtig erwies, erkannte sehr bald alle zu Batavia stattfindenden Uebelstände: den Charakter des aller Regententugenden entbehrenden, launenhaften und unzuverlässigen, stets zwischen beiden Aeußersten hin- und herschwankenden, sich bald übertrieben mild und nachsichtig, bald hart und despotisch gesinnt zeigenden Oberlandvogtes Valckenier; die in allen Zweigen der Verwaltung herrschenden Mißbräuche, die Depravation der Beamten und das allgemeine Verderbniß der Sitten. Ebensowenig entging ihm auch die Gefahr, von welcher die holländische Kolonie durch den sich mehr und mehr bemerkbar machenden aufrührerischen Geist der Chinesen, bei dem großen numerischen Uebergewichte derselben, bedroht war.

Als ein Mittel des Schutzes hiergegen rieth Baron van Imhoff der Regierung, einen Theil der chinesischen Bevölkerung, hauptsächlich aus dem Umkreise der Stadt, wo die Ueberwachung derselben am schwierigsten war, namentlich solche, die nicht angesessen und ohne feste Beschäftigung waren, unter denen auch die meisten tumultarischen Bewegungen und Ruhestörungen stattfanden, nach Ceylon zu verpflanzen, wo sie bei der Zimmtkultur nützlich beschäftigt werden und ein festes Bestehen finden könnten. Diese Maßregel, an welche man schon früher, 1735, gedacht hatte, fand Beifall und wurde zur Ausführung gebracht.

Die durchaus verkehrte, um nicht zu sagen verbrecherische Weise, in welcher in Folge der Demoralisation der damit beauftragten holländischen Beamten die Transportation der Chinesen nach Ceylon stattfand, ward Ursache, daß das Uebel, dem man durch diese Maßregel vorbeugen wollte, um so eher und gewaltsamer zum Ausbruche gelangte. Man brachte nämlich diese Deportation nicht bloß bei solchen Chinesen in Anwendung, welche ursprünglich hierfür bestimmt waren, sondern bedrohte hiermit auch viele der Reicheren, Wohlgesinnten und fest Angesessenen, bloß um bedeutende Geldsummen von ihnen zu erpressen. Hierdurch wurde auch unter der bessern Hälfte der chinesischen Bevölkerung Haß und Erbitterung gegen die Holländer erzeugt.

Hierzu kam noch, daß, bald nachdem die ersten Schiffe mit chinesischen Deportirten nach Ceylon unter Segel gegangen waren, sich zu Batavia das Gerücht verbreitete, man hätte auf hoher See die Chinesen über Bord geworfen und ertränkt. Dieses Gerücht fand unter den Landsleuten, Freunden und Bekannten derselben nur zu sehr Glauben. In Folge dessen wurden Angst und Schrecken unter der chinesischen Bevölkerung allgemein, da ein jeder fürchtete, daß dasselbe Loos auch ihn erreichen werde. Der Gedanke, diesem Schicksale durch einen gleichzeitigen Aufstand innerhalb und außerhalb der Stadt zuvorzukommen, fand unter den Chinesen immer mehr Verbreitung, und das bedeutende numerische Uebergewicht, in welchem sie zu den Europäern standen, schien einem solchen Unternehmen den günstigsten Erfolg zu versprechen.

In Batavia, welches damals noch eine geschlossene, nach altholländischer Weise gebaute und befestigte, von einer Mauer, einem Wallgraben, Wachtthürmen, mehreren Bastionen und stark armirten Thoren umgebene Stadt bildete, und außerdem noch an seiner Nordseite ein besonderes, starkes Fort besaß, befanden sich im Jahre 1740 14000 bis 15000 Chinesen, während sich die Zahl der Holländer daselbst und in den Vorstädten nur auf 1689 belief, zu denen noch 2000 bis 2500 Mischlinge von europäischen Vätern und eingeborenen Müttern kamen. Die Gesammtbevölkerung der Stadt, Holländer und deren Abstammlinge halben Blutes, Chinesen, Malaien, Javaner, Bugis, Araber und andere Asiaten, etwa 10000 Sklaven, unter denen viele vom Kap der guten Hoffnung und der Westküste von Afrika waren, mit eingerechnet, betrug in dem genannten Jahre 72506 Seelen. Die Zahl der Chinesen im engern und weitern Umkreise der Stadt belief sich auf 85000 bis 90000.

Unter dieser der holländischen so sehr der Zahl nach überlegenen chinesischen Bevölkerung verbreitete sich sehr bald der Funke der Empörung, in den aufgeregten und erbitterten Gemüthern der Mehrzahl Zündstoff findend. Der Plan wurde gefaßt, alle Holländer männlichen Geschlechtes zu ermorden, ihre Frauen und Kinder zu Sklaven zu machen und anstatt der holländischen eine chinesische Herrschaft auf Java zu gründen. In der Stadt Batavia war der schon genannte, das Vertrauen der europäischen Behörden genießende Kapitän der Chinesen, Lien-Hon-Koug, der Hauptmotor und die Seele dieser aufrührerischen Bewegung.

Die Kunde von dem von den Chinesen beabsichtigten und vorbereiteten Aufstande gelangte zwar schon am 27. September zu Ohren des Generalgouverneurs Valckenier und wurde auch in den nächsten Tagen durch einlaufende Nachrichten bekräftigt, fand aber weder bei ihm noch bei dem Rathe von Indien rechten Glauben. Man hielt diese Nachrichten, wenn auch nicht für ganz aus der Luft gegriffen, doch für sehr übertrieben und in keinerlei Weise beunruhigend, weshalb man sich auf halbe Maßregeln beschränkte. Die wenigen Mitglieder der letztgenannten höchsten Behörde und unter ihnen in erster Stelle der General van Imhoff, welche jetzt schon eine kräftige und entschiedene Handelsweise Seitens der Regierung beantragt hatten, waren überstimmt worden.

Erst als nach dem 5. Oktober Flüchtlinge aus der Umgegend von Batavia, sowohl Europäer als diesen wohlgesinnte Chinesen, in stets zunehmender Zahl mit ihren Familien Zuflucht innerhalb der Stadt suchten und die Nachricht mit sich brachten, daß Scharen chinesischer Aufrührer, deren Zahl in stetem Anwachsen sei, die Gegend durchzögen und allenthalben Raub, Mord und Brandstiftung verübten; daß sämmtliche Bewohner verschiedener holländischer Gehöfte ohne Schonung selbst der Frauen und Kinder, sowie auch die Besatzungen mehrerer kleinen Feldschanzen von den Chinesen erschlagen seien und dieselben sich für einen Ueberfall auf die Stadt vorbereiteten, wurde der Generalgouverneur von der ganzen Größe der Gefahr überzeugt, von welcher Batavia bedroht war. Bei der Beschlußlosigkeit dieses charakterschwachen, bald zu verderblicher Nachgiebigkeit, bald zu ebenso verderblichen Maßregeln

äußerster und übertriebener Strenge geneigten höchsten Beamten war die Anwesenheit des Generals van Imhoff, eines Mannes der That sowohl als des Rathes, ein besonderes Glück für Batavia zu nennen. Seine Stimme gewann immer mehr Gewicht im Rathe von Indien und alle verständigeren, das Wohl der Kolonie beherzigenden unter den holländischen Beamten sowohl als anderen europäischen Bewohnern der Hauptstadt schlossen sich immer fester an ihn an.

Zuerst trachtete van Imhoff die Chinesen innerhalb der Stadt zu beruhigen und vor jeder faktischen Theilnahme an den Gewaltthätigkeiten ihrer Landsleute in der Umgegend zurückzuhalten. Allen Ruhestörern wurde die härteste Strafe angedroht, den Wohlgesinnten aber Schutz gegen alle Willkür und harte Behandlung Seitens der Niederländer sowie die Aufrechthaltung der früher ihnen verliehenen Rechte und Freiheiten verheißen. Gegen den Willen des Generalgouverneurs wußte van Imhoff es durchzusetzen, daß die Regierung am 7. Oktober öffentlich bekannt machen ließ, daß jeder Europäer, der fortan sich Beleidigungen oder Gewaltthaten gegen die Chinesen zu Schulden kommen ließe, sie in ihrem Handel und Wandel stören und beeinträchtigen werde, solches mit der schwersten „arbitraten Korrection", wie Kettenstrafen u. s. w., verbüßen solle. Zugleich sorgte er dafür, daß alle Zugänge nach Batavia fortwährend sorgfältig bewacht wurden. Endlich wurden auf Veranlassung von dem General, zum Theil unter seinem persönlichen Oberbefehl, verschiedene kleinere und größere Patrouillen und Streifzüge in der Umgegend der Stadt gemacht, zuerst hauptsächlich in der Absicht, die Aufrührer in friedlicher Weise zur Ruhe und Niederlegung der Waffen zu bewegen. Diese Unternehmungen blieben aber nicht nur erfolglos, sondern es wurden sogar einige kleinere Truppendetachements von den Chinesen bis auf den letzten Mann niedergemacht.

In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober hatte wirklich ein Angriff von einer großen Menge von Chinesen auf Batavia statt. Dieselben fochten mit einem Muthe, den man nicht von ihnen erwartet hatte. Es gelang ihnen aber nicht, sich eines der befestigten Thore zu bemeistern, und sie wurden durch einen Ausfall der Holländer mit sehr großem Verluste an Todten zurückgetrieben. Die Chinesen innerhalb der Stadt hatten sich bei dieser Gelegenheit durchaus ruhig verhalten und ihren Landsleuten nicht den geringsten Beistand geleistet.

Dessen ungeachtet theilte Valckenier schon am Morgen des 9. Oktobers den Mitgliedern des Rathes von Indien mit, daß er es für zweckmäßig halte, die Stadt Batavia von allen dort wohnenden Chinesen zu entleeren, um hierdurch von der Gefahr befreit zu werden, zugleich Feinde von innen und von außen zu haben und somit mit größerer Kraft gegen die Chinesen in der Umgegend handeln zu können. Van Imhoff sprach sich umständlich gegen diese Maßregel des Generalgouverneurs aus, indem er dieselbe für durchaus nicht nothwendig und durch die Umstände geboten erklärte. Seiner Ansicht stimmten auch die übrigen Räthe bei. Valckenier hob alsdann die Sitzung mit den Worten auf, daß er für seine Person bei seiner Meinung, daß alle Chinesen Feinde des Staates seien und die Stadt von ihnen gereinigt werden müsse, nach wie vor beharre.

Die Mitglieder des Rathes von Indien hatten, obschon sie mit Ausnahme von van Imhoff nicht dem Kriegerstande angehörten, die Leitung der Vertheidigung von den wichtigsten Thoren und Bastionen auf sich genommen und waren deshalb nach Aufhebung der Rathssitzung auf ihre verschiedenen Posten zurückgekehrt. Kaum waren sie aber daselbst angekommen, als, ihnen unbewußt, Valckenier mit der von ihm verlangten Entleerung Batavias von den Chinesen den Anfang machen und ein Blutvergießen von so großartigen Verhältnissen beginnen ließ, wie die Geschichte keines andern europäischen Volkes im vorigen Jahrhundert aufzuzeichnen gehabt hat. Dieses fürchterliche Blutvergießen war von Valckenier heimlich vorbereitet und angestiftet.

Unmittelbar nach Aufhebung der erwähnten Rathssitzung entstand in einigen chinesischen Häusern ein, wie man vermuthen darf, von den Helfershelfern und Vertrauten von Valckenier absichtlich angelegter Brand. Hierdurch entstand eine große Aufregung unter den Europäern. Arbeitsleute, Matrosen, Soldaten u. s. w. liefen hinzu und tödteten alle Chinesen, die sie in der Nähe der Brandstätte antrafen, dieselben absichtlicher Brandstiftung beschuldigend. Von hier verbreitete sich der Aufruhr schnell durch die ganze Stadt und zügellose, wüste Banden von Europäern aus der untersten Volksklasse durchzogen alle Straßen, ungehindert an den Chinesen Mord, Raub und Brandstiftung ausübend. Ein holländischer Schriftsteller, Augenzeuge dieser Scenen, beschreibt sie mit folgenden Worten: „Es giebt keine Feder, die alle damals verübten Gewaltthaten beschreiben kann. Alles, was zu der chinesischen Nation gehörte, Arm und Reich, Alt und Jung, Schuldig und Unschuldig, alle Chinesen ohne Ausnahme wurden mitleidlos ermordet. Schwangere Frauen, säugende Mütter, harmlos spielende Kinder, vor Alter zitternde Greise, alle fallen durch das Schwert. Den wehrlosen Gefangenen wird wie Schafen der Hals abgeschnitten. Das Angstgeschrei der beklagenswerthen Opfer wird durch das Lachen und die Jubelrufe der Mörderscharen übertäubt. Keine Gnade, kein Mitleiden, kein Vergeben."

Dieses Blutvergießen dauerte Tag und Nacht und hörte erst am 10. Oktober auf, als kein Chinese mehr da war, der noch hätte ermordet werden können. Die Entleerung der Stadt von ihnen war eine vollständige. Nach den officiellen Berichten betrug die Zahl der Ermordeten 10 000, nach anderen Angaben 12 000 bis 15 000. Am 13. Oktober ließ Valckenier bekannt machen, daß einem jeden Javanen oder Malaien für jeden einem Chinesen außerhalb der Stadt abgehauenen Kopf zwei Ducatons gezahlt werden sollten, schlug aber wenige Tage später, am 16. October, dem Rathe von Indien vor, allen Chinesen aus der Umgegend, die sich freiwillig unterwerfen würden, vollständige Amnestie zu verleihen. Das betreffende, den 22. Oktober publicirte Edikt hatte aber keine Wirkung, denn die Chinesen setzten ihre Feindlichkeiten fort, indem sie bei dem Kaiser (Susuhunnan) von Java zu Kertasura Unterstützung gegen die Holländer suchten und fanden. In Folge dessen entstand ein mehrjähriger Krieg zwischen letzteren und jenem Fürsten, der aber zum Nachtheil desselben ausfiel und endlich 1756 zur Theilung des Reiches Kertasura in das von Surakerta und Djokjokerta Anlaß gab. Die Ruhe unter den Chinesen in der Umgebung von Batavia wurde schon früher hergestellt.

Van Imhoff und die anderen Räthe von Indien hatten schon unmittelbar nach dem Morde der Chinesen alle moralische sowohl als thatsächliche Theilhaberschaft hieran von sich gewiesen und ihre Entrüstung über diese That des Generalgouverneurs offen ausgesprochen. Die Erbitterung hierüber zwischen ihnen und Valckenier ging so weit, daß Letzterer endlich den General van Imhoff und die Räthe von Indien, van Schinne und de Haze, festnehmen ließ und am 13. Januar 1741 unter militärischer Bewachung nach Holland sandte, die ganze Schuld an dem Blutvergießen ihnen zur Last legend. In Holland ging über das zu Batavia Geschehene ein allgemeiner Schrei der Entrüstung auf. Es gelang dem Baron van Imhoff und den beiden anderen Räthen

von Indien indessen ohne Mühe sich vollkommen zu rechtfertigen und den Generalgouverneur Valckenier als den an jenem Blutvergießen allein Schuldigen darzustellen. Derselbe wurde seines Amtes entsetzt und General van Imhoff zu seinem Nachfolger ernannt, mit dem Befehl, eiligst nach Java zurückzukehren, Valckenier zu Batavia gefangen zu nehmen, zur gerichtlichen Verantwortung zu ziehen und bestrafen zu lassen.

Valckenier hatte, bald nach der Abreise von Baron van Imhoff und seiner Schicksalsgenossen, die Regierung an J. Thedens übergeben und die Rückreise nach Holland angetreten. Van Imhoff traf ihn am Kap der guten Hoffnung und führte ihn mit sich nach Batavia zurück. Die Untersuchung, über welche wenig Näheres bekannt geworden ist, dauerte über Jahr und Tag, bis der Tod von Valckenier im Gefängniß ihr ein Ende machte. Nach Einigen starb er an Krankheit, nach Anderen wurde er, nach erfolgtem Richterspruch, heimlich erdrosselt. Van Imhoff regierte bis zu seinem Tode im Jahre 1750. Er trachtete an erster Stelle alle nachtheiligen Folgen der Ereignisse des Jahres 1740 so bald wie möglich zu verwischen. Da die Chinesen schon damals für die Niederländer auf Java unentbehrlich waren, wie sie es thatsächlich auch heute noch sind, so suchte die Regierung aufs Neue Kinder des Reiches der Mitte dorthin zu locken und ihnen durch Verleihung einer vollständigen Amnestie und Wiederverleihung aller früheren Rechte und Freiheiten Vertrauen einzuflößen. Diese Bemühungen blieben auch nicht erfolglos, und schon unter van Imhoff entstand zu Batavia eine neue, wenn zuerst auch nur langsam anwachsende chinesische Kolonie. Unter dem Nachfolger von van Imhoff, J. Mossel, einem ebenfalls verständigen, energischen und wohlgesinnten Manne, der zehn Jahre lang die höchste Würde in Niederländisch-Indien bekleidete, nahm dieselbe aber immer schneller zu, und es dauerte nicht mehr lange, so hatte sie den Umfang und die Blüthe, deren sie sich vor 1740 erfreute, wiedergewonnen. Die Regierung hatte aus den Ereignissen im letztgenannten Jahre die Lehre gezogen, die Chinesen streng zu überwachen, zugleich aber sie mit derselben Strenge gegen alle Willkür, Erpressung und Gewaltthätigkeit Seitens der niederen Beamten und Privatpersonen zu beschützen. Diese Weise von Behandlung der Chinesen blieb dann die herrschende, und so bildete sich zwischen ihnen und den Holländern auf Java zum Vortheile beider Theile das noch jetzt daselbst bestehende und nur selten, wie z. B. im Jahre 1832 in der Residentschaft Krawang durch einen wenig bedeutenden Aufstand der Chinesen getrübte Wohlverhältniß. Auch gelegentliche kleinere Aufstände der chinesischen Grubenarbeiter in den Zinnminen auf Banka sowie Verwickelungen zwischen den Niederländern und den chinesischen Ansiedlern auf der Westküste von Borneo, welche letzteren die Oberherrschaft der Regierung zu Batavia nicht anerkennen wollten, in den Jahren 1850 bis 1854, haben das gute Verhältniß zwischen den Holländern und Chinesen auf Java nicht zu stören vermocht.

Die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer.

a. Abgesehen von der Sprache vermag der Mensch sich durch Zeichen, durch Bilderschrift und durch Wortschrift verständlich zu machen. Während über den Ursprung der Sprache die Gelehrten noch nicht einig sind, sieht man die Geberden- oder Zeichensprache so zu sagen täglich entstehen oder in ihren einfachsten Formen von Jedermann benutzt, wie z. B. durch das Legen des Zeigefingers auf den Mund Schweigen geboten wird. Sie ist auch die „Muttersprache" der Taubstummen, welche nach den besten Autoritäten ganz von selbst und ohne jede Mithülfe sprechender Menschen die Geberdensprache entwickeln und gebrauchen. Es ist die Geberdensprache eben ein allgemeines Besitzthum der Menschen, entwickelt wird sie jedoch nur da, wo ein Bedürfniß vorliegt, bei Taubstummen und sprachlich getrennten Naturvölkern, die auf Verkehr mit einander angewiesen sind.

Um zunächst einen Begriff von derselben zu geben, führen wir einige Beispiele der gewöhnlichsten unter Taubstummen üblichen Zeichen an. Um „ich" zu bezeichnen, setzt man die Spitze des Zeigefingers auf die Magengegend. „Du" ist ein Zeigen mit diesem Finger auf die Person, an die man sich wendet. „Er" ein Weisen mit dem Daumen über die rechte Schulter. Diese Zeichen sind gleichsam selbstverständlich, werden von jedem verstanden und auch von Sprechenden angewendet, um ihrer Rede durch Geberden Nachdruck zu verleihen.

Hält man die rechte Hand offen mit der Fläche nach unten in der Brusthöhe und hebt sie dann bis zur Schulterhöhe, so bedeutet dies bei den Taubstummen „groß", umgekehrt bewegt „klein", das Zeichen für „Mann" ist eine Bewegung, als wolle man den Hut abnehmen; „Frau" wird bezeichnet, indem man die geschlossene Hand auf die Brust legt; „Kind" indem man den rechten Ellbogen auf die linke Hand stützt. „Hierher" und „kommen" haben dasselbe Zeichen, ein Winken mit dem Finger auf den die Zeichensprache Gebrauchenden zu. Hält man Zeige- und Mittelfinger aus einander, so daß sie ein V bilden, und weist man mit diesen Fingerspitzen von den Augen weg, so ist es „sehen". Berühren des Ohres bedeutet „hören", der Zunge „sprechen" oder „schmecken". Alles, was gezeigt werden soll, wird mit dem Zeigefinger (daher sein lateinischer Name index) angegeben. „Sprechen" wird durch Bewegen der Lippen angedeutet. Ergreift man mit zwei Fingern etwas Fleisch vom Handrücken und zieht es empor, so bedeutet dies „Fleisch", und macht man dazu mit dem Zeigefinger eine wirbelnde Bewegung, wie wenn Rauch emporsteigt, so ist es „gebratenes Fleisch". Man mache mit zwei Fingern die Form eine Vogelschnabels vor dem eigenen Munde nach, hebe und senke die Arme, als ob man die Flügel schlage, und man hat die Geberde für „Gans"; nimmt man dazu das eben erwähnte Zeichen für „gebratenes Fleisch", so hat man die „gebratene Gans".

Alle diese Zeichen sind so einfach und natürlich, daß man dazu keiner besondern Erläuterung bedarf. Jedoch sind die meisten anderen complicirter und wollen gelernt sein, lassen sich auch nur umständlich beschreiben, so daß wir von Beispielen absehen.

Die Geberdensprache hat keinerlei Grammatik, keinerlei Flexionen. Sie bildet ihre Sätze etwa folgendermaßen. „Pferd schwarz gut traben" und das ist natürlich; aber eine Syntax ist vorhanden und diese ist ja auch bei uns je nach

der Sprache verschieden; so haben auch die Taubstummen ihre besondere Syntax. Ihre Konstruktion ist nicht „schwarzes Pferd“, sondern „Pferd schwarz“, nicht „bring einen schwarzen Hut“, sondern „Hut schwarz bringen“. Die Unabhängigkeit der Zeichensprache von der gewöhnlichen Rede zeigt sich gerade hierin, und Sprechende, welche die Taubstummenzeichen erlernen, fehlen gerade in dieser Beziehung, indem sie die Zeichen in der Reihenfolge ordnen, wie *sie* denken, nicht wie die Taubstummen. Das mag genügen, um einen allgemeinen Begriff von der Zeichensprache unserer Taubstummen zu geben.

Aber auch unter Sprechenden hat die Zeichensprache einen hohen Grad von Ausbildung erlangt. Menschen, die die Sprache anderer nicht verstehen, verhalten sich zu einander wie Stumme. Sophokles gebraucht aglossos, zungenlos, für „Barbar“, im Gegensatz zum Griechen, und die Slaven nennen die Deutschen njemci, Stumme. Haben aber in dieser Art „Stumme“ ohne Dolmetscher mit einander zu verkehren, so greifen sie in der ganzen Welt zur Zeichensprache.

Es ist bekannt, daß die nordamerikanischen Indianer, deren nomadische Lebensweise und große Verschiedenheit der Sprache das Bedürfniß nach Verständniß unter den einzelnen Stämmen hervorrufen mußte, die Geberdensprache zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben. „Die indianische Geberden- und Zeichensprache der Taubstummen sind nur verschiedene Dialekte derselben Natursprache,“ sagt E. B. Tylor. Wenn derselbe aber bemerkt, „dieselben Zeichen dienen von der Hudsonsbai bis zum Golf vonMexiko als ein Medium um sich zu unterhalten,“ so dürfte dieses mit den Thatsachen nicht übereinstimmen.

Es liegt uns, um dies zu konstatiren, nämlich eine neue Publikation des Smithsonian Instituts in Washington vor, welche von *Garrick Mallery* herrührt, demselben, welcher die so wichtige Schrift über das Aussterben der Indianer verfaßte. Sie führt den Titel: Introduction to the study of Sign Language among the North American Indians as illustrating the gesture speech of Mankind. Washington 1880.

Mallery hat sich sorgfältige Vokabularien der einzelnen Zeichen in den verschiedenen Gegenden des nordamerikanischen Kontinentes angelegt, er hat die ganze einschlägige Literatur, alt und jung, über den betreffenden Gegenstand studirt, über 800 verschiedene Zeichen zusammengebracht und gefunden, daß von *einer* Zeichensprache der Indianer nicht die Rede sein kann. Um dieselbe Idee auszudrücken brauchen verschiedene Indianerstämme verschiedene Zeichen. Wahrscheinlich ist keine der im Gebrauch befindlichen Geberden ihrem Ursprung nach conventionell, sie sind vielmehr mehr oder weniger ausgeführte Theile natürlicher Pantomimen, die im Gebrauche sich als besonders geeignet zur Zeichensprache zeigten, und also angenommen wurden.

Der Pelzhändler Long, Prinz Max von Neuwied, J. G. Kohl, Rich. Burton sind die vorzüglichsten Autoren, welche bisher über die Zeichensprache der Indianer schrieben. Außer seinen eigenen Erfahrungen hatte aber Mallery noch gegen zwanzig Manuskripte und Listen zur Verfügung, nach denen er seine „Introduction“ bearbeiten konnte, welche nur als Einleitung zu einem größern Werke dienen soll.

Um zunächst zu zeigen, daß die Zeichensprache der Indianer keine einheitliche ist, führt er die verschiedenen Beziehungen für eine Menge Wörter an. So hat er für „Häuptling“ allein sieben gesammelt. Nach Long wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, senkrecht niedergeführt und dann in einer geraden Linie bis zur Höhe des Kopfes wieder emporgeschnellt. Es soll das bedeuten: Erhaben über andere. Nach Prinz Max dagegen: Hebe den Zeigefinger der rechten hochgehaltenen Hand empor, drehe ihn im Kreise und bringe ihn dann zur Erde herab. Meinung: Derjenige, welcher im Mittelpunkt der ihn umgebenden Untergeordneten steht. Ferner noch fünf andere Beispiele.

Für „Tag“ führt Mallery gleichfalls sieben ganz verschiedene Zeichen an, unter denen dasjenige, welches unser J. G. Kohl mittheilt, das einfachste und ansprechendste ist. „Zeige mit dem Zeigefinger gegen das Himmelsgewölbe und führe ihn an demselben von Ost nach West.“

Desgleichen sieben Zeichen für „Tod“. Die rechte Hand wird in der Höhe des Magens gehalten, dann mit einem Sprung umgeworfen, so daß der Handteller nach oben liegt und die Finger etwas nach rechts deuten. Meinung: Er ist gekentert, umgeworfen wie ein Boot. Oder: Halte die linke Hand flach gegen das Gesicht mit dem Rücken nach auswärts, dann schiebe die rechte, in derselben Weise gehaltene Hand unter die linke. So sah es Prinz Wied, und die Idee, die dieser Pantomime zu Grunde liegt, ist die des Begräbnisses.

Thiere werden von den indianischen Mimographen nach ihrer charakteristischen Form und Bewegung nachgeahmt, so daß man den plumpen Bären ꝛc. erkennt. Nur für Hirsch und Hund tritt die Zeichensprache ein, und für ersteren weist Mallery sechs Zeichen nach, worunter eines, die Darstellung des Geweihes durch das Aufsetzen der gespreizten Finger zu beiden Seiten des Kopfes, auch bei unseren Taubstummen gebräuchlich ist.

Ist nun die Mehrheit der verschiedenen Zeichen — die obigen Beispiele mögen genügen — sicherlich nicht übereinstimmend bei den einzelnen Indianerstämmen, so giebt es doch wieder eine Anzahl, die identisch oder fast identisch sind. Dahin gehört die Bezeichnung für „Pferd“. Man spreizt Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand und setzt sie rittlings auf den Zeigefinger der linken.

Erstaunen, Verwunderung wird dadurch ausgedrückt, daß man die rechte Hand vor den offenen Mund legt — eine auch bei uns vorkommende natürliche Geberde, die schon in den ägyptischen Hieroglyphen erscheint.

Allgemein ist auch die Bezeichnung für den weißen Mann. Das erste, was den Indianern an ihm auffiel, war der Hut, und sie machen, um ihn zu bezeichnen, die Geberde des Hutabnehmens.

Einzelne Zeichen haben ein besonderes Interesse; so werden Brüder und Schwestern, Kinder derselben Mutter, dadurch angedeutet, daß man die beiden ersten Finger in den Mund steckt, wodurch darauf hingewiesen werden soll, daß dieselben an einer Brust genährt wurden. Um Freude und Zufriedenheit auszudrücken wird, nach Prinz Wied, die rechte Hand auf die Brust gelegt und alsdann in Schlangenlinien in die Höhe gewirbelt: das Herz schlägt hoch.

So werden *ganze Reden* in dieser Zeichensprache gehalten, und Mallery beschreibt einige derselben Wort für Wort, Satz für Satz, ein recht umständliches Beginnen, dem wir hier nicht zu folgen vermögen. Die Zeichensprache findet sich bei allen Indianerstämmen und ist namentlich bei denen der Ebene entwickelt. Die Nothwendigkeit lag aber hier auch besonders vor, denn nur in wenigen Gegenden der Erde sind über einen gleich großen Raum so viele sprachlich verschiedene Stämme, die sich also stumm einander gegenüberstehen, vertheilt. Die Jagd, der Krieg, das nomadische Leben bringen sie zusammen und erheischen Verständigung. Weniger als die weiter westlich sitzenden Stämme gebrauchten Irokesen, Algonkiner und Muskoki — mit denen die Weißen zunächst in Berührung kamen — die

Zeichensprache; wenigstens scheint dies der Fall gewesen zu sein, wenn nicht ein Beobachtungsfehler hier vorliegt.

Leicht kann in der stillen Einöde der Prärien oder Urwälder das gesprochene Wort vernommen, das Wild dadurch verscheucht, der im Hinterhalt lauernde Feind dadurch aufmerksam gemacht werden; so ward die Zeichensprache Vorsichtsmittel für die kriegerischen Jägervölker. Mehr und mehr bildete sie sich aus und einzelne Individuen erlangten darin eine große Fertigkeit. Als ein Zeichen ihres Alters kann gelten, daß bereits Synonyme, ja Dialekte in ihr vorkommen.

Indianer, die zwei verschiedene Zeichensprachen reden, verständigen sich dennoch nach einiger Zeit unter einander, und mit Taubstummen, die ihre eigenen Zeichen haben, kommen sie auch nach einigen Versuchen zu einem Verständniß. Im Jahre 1873 wurden Indianer in das pensylvanische Taubstummeninstitut geführt, wo sie die Zeichen der Taubstummen schneller verstehen lernten, als umgekehrt. Die in den Osten gebrachten Indianer freuen sich stets, wenn sie mit Taubstummen zusammentreffen, wie wir, wenn wir in der Fremde die heimathliche Sprache hören.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „Wiener Allgemeinen Zeitung" wird aus Banjaluka in Bosnien Ende März geschrieben: „Wir haben hier die ersten deutschen Kolonisten. Zwischen Verbir und Banjaluka haben sich Hannoveraner angesiedelt und ihrem Dorfe den Namen „Windthorst" beigelegt."

— Immer reicher wird der Schatz, welchen unsere Literatur an prachtvoll illustrirten Werken über nah und fern liegende Länder aufzuweisen hat, und jedes folgende sucht die vorangegangenen an Gediegenheit des Textes, Fülle und Schönheit der Abbildungen, prachtvoller Ausstattung zu übertreffen. Vor uns liegen die beiden ersten Lieferungen des neuen Prachtwerkes „Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Reich illustrirt von Prof. Alexander Wagner in München:" (In circa 30 Lieferungen zu 2 M. Verlag von Gebrüder Pätel, Berlin.) Die Zeichnungen sind sämmtlich von dem genannten Künstler an Ort und Stelle aufgenommen worden, der mit dem Verfasser des Textes zusammen wiederholt die Halbinsel bereiste, ein nicht zu unterschätzender Vortheil für das Ganze, dem dadurch der einheitliche Charakter von vornherein gesichert ist. Die beiden ersten Lieferungen enthalten überraschend schöne Bilder aus dem Marseiller Hafen, von Barcelona und Montserrat, Landschaften sowohl wie Architekturstücke und besonders zahlreiche vorzügliche Typen aus dem Leben des Volkes. Die Beschreibung schließt sich den prächtigen Holzschnitten in gleicher lebensvoller Frische und künstlerischer Auffassung an, ohne die prosaischeren Momente, Verkehr, Handel, Industrie u. s. w., unberücksichtigt zu lassen. Das Werk bietet eine Fülle neuer Anschauungen und wird eine Zierde jedes Büchertisches bilden.

— Nach der anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers Alexander veröffentlichten Uebersicht über die Thätigkeit des russischen Ministeriums der Kommunikationen in den letzten 25 Jahren beziffert sich: a. Die Länge der Wasserstraßen, natürliche wie künstliche, im europäischen Rußland auf 51 426 Werst, im Bau sind noch drei Kanäle, und zwar der von St. Petersburg zum Meere 29 Werst, der Kanal des Swir 38,5 Werst, und der Kanal von Sjask 18 Werst. b. Die Länge der Chausseen in Rußland auf 13 414 Werst. c. Die Länge der Eisenbahnen auf 22 299 Werst (gegen 979 Werst am 2. März 1855); dazu treten als im Bau oder in Vorbereitung dazu befindlich 905 Werst. (Nach Russ. Inv. 1880, Nro. 48.)

Asien.

— Die russische Regierung hatte Herrn Ellertz mit Untersuchung der Mündungen des Jenisei beauftragt, namentlich um zu ermitteln, welches der geeignetste Punkt sei zur Umladung der Waaren aus den Seedampfern in Flußfahrzeuge und umgekehrt. Ein solcher Punkt ergab sich bei dem sogenannten „Karauluy mys", 340 Werst von der Mündung des Jenisei. Herr Ellertz berichtet ferner, daß trotz des tiefen Fahrwassers die Fahrt in der Jenisei-Mündung für Seedampfer höchst beschwerlich ist wegen der sehr langen, steil abfallenden Sandbänke, die zuletzt ausgangslose Buchten, wie man sie dort nennt „Kurji", bilden. Ein Schiff, das in solche Bucht geräth, trifft oft erst nach 20 Werst den Punkt, wo die Sandbank ans Land sich anschließt. Bis jetzt geben weder gute Karten noch Seezeichen die Stellen an, wo solche „Kurji" beginnen.

(Jenis. Gubern. Wjed.)

— Im Sommer 1879 unternahm Herr M. Fetissow von Wjernoje aus eine Exkursion in das Gebirge südlich vom Thale des Tschu. Er gelangte bis etwa 45 Werst ostwärts von der Mündung des Mudurun und bis 30 Werst südwärts von den Bergzügen Kok-kija und Kuldshatau. Hier erforschte Fetissow den kleinen See Kuldut (Jaschil-kul); am Westende seines Reisegebietes besuchte er das nördliche Ufer des Tschatyr-kul und das Thal Arpa bis in die Berge von Sujok. Ueber den Paß von Sujok, an dem Platze des frühern kaschgarischen Grenzpikets vorbei, gelangte er in das Thal eines kleinen Flusses, der zum Theil von dem Passe von Sujok selbst, zum Theil aus den Bergen nahe südöstlich des Passes kommt. Dieses Flüßchen heißt Jatryk, wendet sich nach den Bergen von Alai-ku (Lai-ku), vereint sich hier mit anderen Gebirgswassern und fließt schließlich durch Andidshan. Dem Jatryk folgte Herr Fetissow auf 15 Werst nach Westen bis zu dem Saumwege von Utsch-Turfan nach Andidshan. Schlechtes Wetter und Krankheit hinderten ihn dann längs des Jatryk nach Andidshan zu gehen; er mußte nach Wjernoje zurückkehren. Die Jatryk-Schlucht und deren Seitenthäler südwestlich des kaschgarischen Pikets sind im Osten und Süden von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen und markiren so deutlich die natürliche Grenzlinie des chinesischen Reiches. Die Kirghizen von Kaschgar weiden hier zeitweise ihre Pferde, die russischen Kirghizen nomadisiren dort nicht. Durch dieses Thal führt auch der nächste Weg von Arpa nach Andidshan, während der Weg jetzt jenseit des Sujok-Passes auf chinesischem Gebiete geführt ist. (Nach der Turkest. Ztg.)

— Ueber die erstaunliche Gedächtnißkraft der Hindus berichtet Prof. Monier Williams im „Athenäum" (Nro. 2732) ungefähr Folgendes. Um dem sichtlichen Verfall des orthodoxen Brahmanenthums abzuhelfen, beschloß eine Anzahl hochgestellter Eingeborenen, der vermeintlichen Ursache desselben, nämlich dem abnehmenden Studium und Verständniß des Sanskrit, entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke wurde in Bombay eine Monsterversammlung zu Ehren eines blinden Pandita, mit Namen Gattu-Laladschi, abgehalten, wobei

ihm eine Summe von 18310 Rupien überreicht wurde, als Lohn für seinen Eifer in der Religion, seinen Erfolg in der „Reinigung der Menschengemüther" und seine Gabe, Gedichte zu improvisiren. Letztere erfuhr unser Gewährsmann eines Tages, als Gattu-Laladschi ihn mit drei Gehülfen besuchte und sich erbot, über sechs beliebige Themata in sechs verschiedenen Versmaßen sechs Gedichte zu extemporiren; es wurden nur drei Gegenstände und drei der schwierigsten Metren gewählt, und ohne einen Augenblick Verzug diktirte er seinen Schreibern die verlangten Verse mit wunderbarer Genauigkeit und Schnelle. Dergleichen Improvisatoren heißen Sfighra-Kavis oder Assu-Kavis; natürlich verdanken sie ihre Fertigkeit weniger dem poetischen Genius als dem großartigen Gedächtniß, welches bei einem Hindu so bedeutend ist, daß er ganz verschiedene Dinge zugleich behalten und doch seine volle Aufmerksamkeit auf jedes einzelne hintereinander koncentriren kann. Trinssatavadhani ist die Bezeichnung eines Mannes, der 30 Dinge zugleich betreibt, ja Williams lernte einen Satavadhani kennen, d. h. einen Hindu, der auf hundert Dinge zugleich seine Aufmerksamkeit richten konnte, nämlich verschiedene Partien Schach spielen, Verse schreiben und hersagen, Probleme ausarbeiten und allerhand Berechnungen anstellen. Aschtavadhanis, d. h. Leute, die an Achterlei in derselben Zeit denken können, sind etwas ganz Gewöhnliches in Indien. Ein solcher Gedächtnißkünstler zeigt seine Fertigkeit, indem er acht Personen, die acht verschiedene Dialekte sprechen, hinter einander das erste, zweite, dritte u. s. w. Wort von acht verschiedenen Sätzen sagen läßt, und dann ohne das geringste Besinnen jeden einzelnen Satz in der richtigen Aufeinanderfolge der Worte in dem betreffenden Dialekt wiederholt.

— Der französische Konsul in Singapur zeigte seiner Regierung Anfangs April an, daß M. Wallon, welcher von derselben mit einer wissenschaftlichen Mission nach Sumatra betraut war, dort am 15. März mit zweien seiner Gefährten ermordet worden ist.

— Ein Telegramm von Prof. Milne aus Japan an Prof. Perry vom 25. Februar dieses Jahres meldet, daß soeben in Yedo ein heftiges Erdbeben stattgefunden habe, nachdem zwei Monate vorher das gewaltigste der letzten 20 Jahre gewesen, so daß die Gegenwart als eine Periode großer seismischer Thätigkeit anzusehen ist. Mit Bezug hierauf erzählt Herr F. V. Dickins in den „Times", daß die Eingeborenen bis Ende 1878, wo er Japan nach mehrjährigem Aufenthalte verließ, stets heftige und zerstörende Erdbeben für 1880 prophezeieten. Die Japaner seien ausnehmend genaue Beobachter von Naturerscheinungen und ihrer cyklischen Perioden und besonders unvergleichliche Wetterpropheten. Perry's Nachricht bestätigt die Genauigkeit ihrer Berechnung, die zweifellos auf einer aufmerksamen Beobachtung der Erdbebenperioden beruht.

Afrika.

— Die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" hat, wie wir hören, beschlossen, noch im laufenden Jahre eine zweite Station in Afrika, und zwar im Reiche, speciell in der Hauptstadt (Mussumba) des Muata Jamwo, zu errichten und dieselbe durch die beste zu Gebote stehende Persönlichkeit, den im Verkehr mit den Schwarzen so geübten und erprobten Dr. Pogge, zu besetzen. Derselbe soll von einem Topographen und einem Naturforscher begleitet werden. Ingenieur Schütt, dessen afrikanische Reiseresultate möglichst bald erscheinen werden, hat eine Anstellung bei der unter Dr. Naumann's Leitung stehenden geologischen Landesaufnahme in Japan erhalten und geht Mitte des April dorthin ab. Die für die deutsche Station in Ostafrika bestimmten Herren, Hauptmann von Schöler, Dr. Böhm und der Astronom Dr. Kaiser (s. oben S. 159), haben am 4. April Berlin verlassen und die Reise nach Zanzibar angetreten.

— Ueber die den Congo aufwärts gehende Expedition unter Stanley's Leitung sind bisher keine officiellen Nachrichten mitgetheilt worden, indem sich der Reisende die Veröffentlichung seiner Erlebnisse unbedingt vorbehalten hat. Das „Journal du Commerce Maritime" brachte indessen Nachrichten eines Reisenden vom 9. November 1879, der Stanley im Dorfe Vivi traf, 15 Meilen oberhalb Noki, der äußersten vom holländischen Hause Faro gehaltenen Faktorei, wo er gegenüber der zweiten Stromschnelle seine erste Station gegründet hatte. Sie liegt auf einer kleinen nach drei Seiten steil abstürzenden Bergfläche, 60 m über dem Strome. Längs dem Nordrande der Fläche erstrecken sich Magazine, ein zum Abbrechen eingerichtetes Wohnhaus und kleinere Nebengebäude. Man gelangt dahin auf einem eigenen Wege von 400 m Länge, der vom Stromufer oberhalb der ersten Stromschnelle ausgeht; unterhalb dieses Sturzes befinden sich noch Magazine zur Unterbringung der Gegenstände, die noch nicht über denselben hinaufgeschafft werden konnten. Stanley brauchte zwei Monate zum Bau der Station und des dahinführenden Weges. Von Vivi nach dem obersten großen Sturze von Jellala, der 4 bis 5 m Höhe hat, folgen sich auf einer Länge von 5 Meilen 63 andere Stromschnellen, welche jede Fahrt unmöglich und die Herstellung eines Weges nothwendig machen, der nach dem Ausspruche des Ingenieurs 200 km Länge haben wird und ein sehr schwieriges von Felsblöcken überdecktes Terrain durchschneidet. Erst oberhalb kann eine regelmäßige Schifffahrt wieder beginnen. Von den acht Europäern, die Stanley begleiteten, sind zwei bereits gestorben, einer lag sterbend in Banave (Banana?), ein vierter war entwichen. Von seinen fünf Fahrzeugen waren drei, zeitweise wenigstens, außer Dienst; das Hauptschiff, la Belgique, lag in Banave in Reparatur. — Alle diese Schwierigkeiten sollen Stanley's Energie in nichts geschwächt haben, und es soll sein Geist mehr von moralischen als materiellen Sorgen in Anspruch genommen sein.

— Vor Kurzem sind günstige Nachrichten über den in Madagaskar befindlichen Reisenden J. M. Hildebrandt, über dessen Gesundheitszustand man eine Zeit lang in Sorge sein mußte, eingelaufen. Nachdem derselbe im April 1879 in Nossibé angekommen war, verwendete er die Monate Mai, Juni und Juli zu einer Reise nach Beravi, um genauere Daten über Dr. Rutenberg's Ermordung zu sammeln, was ihm auch nach Wunsch gelang. Im August nach Nossibé zurückgekehrt, lag er daselbst bis Ende September krank. Die folgenden Monate benutzte er zu kleineren Ausflügen auf das Festland, die einen reichen Zuwachs seiner Sammlungen ergaben. Um Mitte März dieses Jahres beabsichtigte er, von Beravi in südlichem Bogen nach der Hauptstadt Antananarivo zu reisen. Wie auch früher, hat der verdienstvolle Reisende rastlos gesammelt, und zahlreiche Kisten mit botanischem, mineralogischem und ethnologischem Material sind theils schon in Berlin eingetroffen, theils dorthin unterwegs. (Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

Inhalt: Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876. VII. (Mit acht Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. I. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. II. (Zweite Hälfte.) — Die Zeichensprache der nordamerikanischen Indianer. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 10. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama [1]).

(Deutsch von **F. Hilgendorf.**)

I.

Als ich — erzählt Herr Houette — im Jahre 1874 mit einem unserer Kriegsschiffe auf der Rhede von Yokohama lag, entschloß ich mich, nachdem mehrere kleinere Exkursionen innerhalb der Fremdengrenze mich für ein größeres Unternehmen begeistert hatten, zu einer Besteigung des Fusi-Yama [2]) und fand sofort in mehreren meiner Kameraden bereitwillige Begleiter. Dank der Zuvorkommenheit des französischen Ministers in Yedo erhielten wir, unserm Spaziergang den Titel einer wissenschaftlichen Forschungsreise beilegend, einen ungeheuren Reisepaß mit Zeichen, Stempeln und Unterschriften, auf dem unsere Namen in dem reinsten Japanisch prangten, ebenso wie die Funktionen, die angeblich einem jeden bei dieser Expedition oblagen. Und in der That, wir hatten ja einen Arzt, einen Ingenieur und ein correspondirendes Mitglied der Geographischen Gesellschaft; ich, einer so offenkundigen Qualifikation als Forscher ermangelnd, wurde zum Zeichner designirt, und dem letzten von uns wurde als dem ältesten der ehrenvolle Posten eines Leiters der Expedition zu Theil. Einige Tage vor unserer Abreise stieß ein uns befreundeter Armeeoffizier zu unserer Truppe, der zwar keine besondere Charge erhielt, was ihn indeß nicht hinderte uns vermöge seiner kulinarischen Talente für die Folge wesentliche Dienste zu leisten.

Am 25. September 4 Uhr Morgens verließen wir unser Schiff, und einige Minuten später fanden wir an dem Hatoba (Ausschiffungsplatz) den Dreispänner, der uns bis Odawara, wo der Tokaido aufhört für Wagen benutzbar zu sein, führen sollte. Der Lieutenant erwartete uns mit einem Japaner, der ihm als ausgezeichneter Koch und brauchbarer Dolmetscher empfohlen, und welcher überdies schon von früher her mit der Fusi-Wanderung wohl vertraut war.

Ein Betto (Kutscher oder Pferdeknecht) lief munter den Pferden vorauf mit der erstaunlichen Leichtigkeit und Ausdauer, wie sie diesen Leuten eigen ist. Sie alle sind prächtig tatuirt, und ein schrecklich anzuschauender Kriegsheld, ein gigantischer Drache oder sonst ein phantastisches Ungethüm, das sind die Objekte, die sie am liebsten sich ins Fleisch graviren lassen [1]). Diese Verzierung bildet, beiläufig bemerkt, mit dem unentäußerlichen Fundoshi [2]) ihre einzige Bekleidung, sobald sie sich vor dem Auge der Stadtpolizei sicher glauben. Bald erreichten wir mit einer rückläufigen Bewegung beginnend Kanagawa, den Sitz der Ken [3])-Regierung, von wo ab die von Nordost nach Südwest führende

---

1) Le tour du monde 1879, p. 401 seq. Diese freie Wiedergabe hat wesentliche Abkürzungen erfahren; auch hat der Uebersetzer geglaubt, hier und da einige Korrekturen sich erlauben zu dürfen.

2) Besser Fusi-no-Yama oder Fusi-San.

1) Neuerdings ist das Tatuiren überhaupt bei Strafe verboten; jeder, der es von ehedem ist, hat sich dies polizeilich bescheinigen zu lassen.

2) Ein leichtes und gürtelförmig um die Lenden gehendes und zwischen den Schenkeln hindurchgezogenes Tuch, das jeder Japaner zu tragen hat.

3) Ken heißen die neueren, meist aus Vereinigung mehrerer älterer Provinzen hervorgegangenen Landesabtheilungen.

Hauptstraße, der Tokaido, uns einen bequemen Weg bietet. Freilich nicht immer ist er die herrliche von hundertjährigen Bäumen (Pinus Massoniana) eingefaßte, breite, wohlgepflegte Straße, wie wir sie vorläufig passiren; mitunter wird er zu einem holprigen Bergweg; zuweilen zu einem sich durch Felsen windenden Fußpfad, immer aber bleibt er eine reich belebte Verkehrsstraße. Er bildet gleichzeitig die Dorf- oder Stadtstraße der Ortschaften, die er berührt, und die oft überhaupt keine anderen Gassen besitzen. Ueber eine Meile zieht sich nicht selten die einfache Häuserreihe zu beiden Seiten des Tokaido entlang.

Unvergleichlich ist die Rührigkeit, welche hier herrscht. Zur Zeit, wo wir ihn betreten, beginnen die Häuser sich zu öffnen; von allen Seiten Morgenbegrüßungen und graziöses Zulächeln; die Nachbaren tauschen die Neuigkeiten des vergangenen Abends aus. Konnitshi wa, o medeto gosarimas! hören wir hundertmal (Guten Tag, viel Glück!). Hier kommt eine Familie fröstelnd und schauernd von dem heißen Bade, in das sich die ganze Familie vom Großvater bis zum jüngsten musko (Knaben) begeben hat, dort erblickt man ein Morgenmahl mit den hurtig gehandhabten Eßstäbchen. Weiterhin ersteigen einige Gläubige die wenigen Stu-

Eine Ansicht vom Tokaido. (Nach einer Photographie.)
Im Vordergrunde ein Tragkorb einfachster Form mit zwei Trägern; dahinter ein kleiner Tempel und die Dächer zweier Wohnhäuser.

fen, welche zu einem coquet hinter Gesträuch halbversteckten Tempelchen führen, und auf der Straße kreuzen sich Laufboten und die Kango-Träger, welche, die Bambusstange auf den Schultern, mit taktmäßigen Schritten vorwärts eilen; die Dshinrikshas, leichte Wägelchen von zwei unermüdlichen Eingeborenen dahingerollt, überholen die langen Reihen der Packpferde; und alle diese Scenen erscheinen im Rahmen einer entzückenden Landschaft. Die Natur wird bald erwachen, noch schwebt der Thau in klaren Tröpfchen an den Abhängen der Bäche und blitzt in den Strahlen der aufgehenden Sonne; ihr Licht dringt durch das dichte Bambusgebüsch und täuzelt fort über die vergoldeten Schnörkel und Drachen, welche die Bedachungen der Tempel schmücken, und in der Ferne erheben sich in unsicheren Linien die Hügelreihen der Yedo-Bai über dem Morgennebel.

Gegen 10 Uhr gelangten wir, nachdem ein kleiner Imbiß in dem Flecken Diso uns erfrischt hat, an die viel berufene Bannlinie, die durch zwei Pfosten gekennzeichnet wird, rechts und links am Tokaido aufgepflanzt und in japanischer, englischer und französischer Sprache mit der Inschrift „Vertragsgrenze“ versehen.

In Diso hatten wir auch neuen Vorspann und neue Bettos erhalten, und hurtig ging es jetzt die Straße weiter parallel mit der etwa eine Meile entfernten Meeresküste. Gegen Mittag erreichten wir den größern Ort Kokubu-nots. Dort herrschte eine große Aufregung; die ganze Bevölkerung befand sich in Festkleidern auf der Straße und von ferner ertönte eine seltsame Musik, die näher und näher kam. Bald sahen wir einen ungeheuren Zug sich heranbewegen. An der Spitze gingen würdevoll und gemessenen Schrittes an die vierzig prächtig gekleideter Zweischwerter-Männer, demnächst voranziehend einer schön geschnitzten und lackirten, von zwan-

zig Samurais getragenen Lade, ähnlich einem riesigen Reliquienschrein, folgten mehrere Bonzen im Feiergewand, eine zweite Reihe von Priestern schloß den Zug. Ihnen hängte sich eine große Zahl von Kindern an in ihrem besten Putz von den grellsten Farben und endlich der scheußlichste Haufe von Kranken und Bettlern, den man sich zu denken vermag, ein wahres ambulantes Mißgeburten-Museum, um so widerwärtiger, in je schärferm Kontrast er durch ekle Schmutzigkeit mit dem glänzenden Aufzug der übrigen Procession stand. Mit vieler Mühe entnahm ich aus den Erklärungen, die einer der uns umringenden Japaner in gefälligster Weise uns zu geben versuchte, daß es sich hier um die Ueberführung einer Gottheit von einem Tempel des Orts nach einer andern ziemlich entfernten Heiligenstätte handle.

Der Tokaido unterhalb Hatta. (Nach einer Skizze von Houette.)
Ueber einer steilern Stelle eine Theebude.

Nicht lange nach unserm Aufbruch trafen wir auf einen Fluß, hinter dem man Odawara mit dem Shiro (Schloß) der Daimio-Stadt auftauchen sah. Dieser Fluß, während der trockenen Jahreszeit durchwatbar, tritt jedes Jahr aus und überschwemmt die Ebene zwischen Odawara und dem Meere. Im Augenblicke unserer Ankunft hatten die letzten Regengüsse das Wasser derart angeschwellt, daß das Durchwaten eine Unmöglichkeit war. Glücklicherweise lag eine Fähre bereit, geräumig genug, um, wenn auch eins nach dem andern, Reisende, Wagen und Pferde auf das jenseitige Ufer zu schaffen.

Odawara, einst eine hervorragende Stadt, jetzt aber, nachdem es aufgehört Fürstensitz zu sein, sehr herabgekommen, ist, zu beiden Seiten des Tokaido hingestreckt, wunderbar gelegen: an die letzten Ausläufer der Hakone-Kette angelehnt beherrscht es nach Süden das kaum zwei Kilometer entfernte

Hakone, Dorf und See, von Osten aus gesehen. Links eine Kryptomerie. (Nach einer Photographie.)

Meer; nach Norden wird die Aussicht durch die grünenden Bergzüge geschlossen, die sich einer auf den andern thürmen und durch einen Einschnitt hindurch die Schneehaube des Fusi-Yama erblicken lassen. Um 1 Uhr hielten wir vor dem Hauptgasthof der Stadt. Es galt jetzt für den Weitertransport des Gepäcks zu sorgen, da der Wagen hier zurückbleiben mußte. Der Versuch durch unsern gepriesenen Dolmetscher zu unterhandeln schlug kläglich fehl, nach langwierigen Discussionen verständigten wir uns endlich, von unseren eigenen elementaren Sprachkenntnissen Gebrauch machend, mit zwei Japanern, die unser Gepäck auf zwei Pferde luden, während wir zu Fuß unsere Reise fortsetzten. Heute Abend, versicherte man uns, würden wir in Hakone schlafen.

Hinter Odawara verengt sich der von herrlichen Bäumen

Japanisches Bauernhaus. (Nach einer Photographie.)

Davor ein Keaki-Baum (Zelkowa keaki), zu den Ulmen gehörig. Im Hintergrunde Aufgang zu einem Tempel, dessen Vorgebäude sichtbar ist. Auf der Straße ein Jinrikscha mit zwei Mann Bedienung.

beschattete Tokaido, sobald er die Ebene verläßt und ein breites wenig tiefes Thal hinaufzieht, in dem ein prächtiger Bergstrom niederstürzt. Bei dem Dorfe Yumoto führt uns der Weg nach dem rechten Ufer hinüber und nun immer mehr in die Berge hinein, in eine Gegend von unbeschreiblicher Schönheit. Die Natur bietet jeden Augenblick neue Kontraste, neue Ueberraschungen. Hier ist unser Pfad eingezwängt zwischen dem Gießbach und enormen Felsen, über unseren Häuptern zeichnet sich das düstere Laub der Tannen auf dem Himmel ab, man sollte meinen, in Schottland oder Norwegen sich zu befinden. Dann erweitert sich die Schlucht, reich beleuchtet schieben sich Hügel zwischen Hügel in reizender Unordnung, der Fluß theilt sich, wir sehen tausend Bäche, malerische ländliche Brücken führen vom einen zum andern,

dort projicirt ein coquet dazwischen gelagertes Dörfchen die Silhouetten seiner Häuser auf den grünen Hintergrund. — Nach und nach indeß legte sich unser anfänglicher Enthusiasmus; die durch stetes mühsames Ansteigen erzeugte Ermattung machte uns einsilbiger, und aus unserer Truppe wurde eine immer längere Kolonne.

Endlich nach drei Stunden andauernden Steigens machten wir in dem Dorfe Hatta oder vielmehr in dessen etwas oberwärts gelegenem Tschaya (Thee- oder Wirthshaus) Halt. Die Sonne, schon tief am Horizont, vergoldete die Berggipfel mit ihren letzten Strahlen und verwandelte das ferne Meer in einen Silberspiegel; über die Thalschluchten, die wir durchwandert, zogen bereits tiefe Schatten hinweg. Unsere armen Pferde, welche mühselig die den Weg bildenden Steinstufen hinauf gestolpert waren, gingen uns mit gutem Beispiele voran, und zögernd verließen wir einer nach dem andern Hatta mit seinem einzigen Panorama, dem niedlichen Wirthshausgarten und dem Völkchen von Dienerschaft und Kindern, das unser Erscheinen herbeigelockt hatte. Nach zweistündigem Marsch, zuletzt wieder etwas hinabsteigend nach dem Thal des berühmten Hakone-Sees, stießen wir bei einbrechender Nacht auf die ersten Häuser des nicht sehr bedeutenden Fleckens Hakone. Während der ganze Ort vor unserm Yadoya (Gasthaus) sich versammelte, richtete der Lieutenant, zuerst mit seinem Kochkünstler, nach kurzer Einsicht in dessen Geschick und Methode, indeß ohne denselben unser Mahl her, die Wirthsleute aber sorgten für eine zweckmäßige Eintheilung des Hauses in Einzelgemächer, was in der einfachsten Weise geschieht. Der Boden ist nämlich mit Matten bedeckt, zwischen denen Holzbalken liegen, welche den Grundriß in eine Anzahl rechtwinkliger Vierecke zertheilen; auf diese Balken werden verschiebbare mit Papier beklebte Holzrahmen nach Belieben aufgestellt, und man hat nun Salons, Speise-, Schlafzimmer so viel und so groß, als man es gerade wünscht.

Nachdem wir dem Souper alle Ehre hatten widerfahren lassen, suchte ein jeder sein Bett auf, d. h. er lagerte sich zwischen zwei dicke wattirte Decken, Ftong genannt, die auf dem blanken Fußboden ausgebreitet wurden, in denen wir uns aber eines trefflichen Schlafes erfreuten.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

II.

Schottland.

In dem bereits angezogenen Aufsatze über Schottland habe ich im Allgemeinen die ethnographischen Verhältnisse dieses Landes erörtert. Hier gilt es sich speciell auf den keltischen Theil der Bevölkerung zu beschränken, mit dem ich mich einst persönlich viel befaßte und den ich in den abgelegensten Winkeln der Hochlande und der Hebriden aufgesucht habe.

Das ehemals Scoten genannte Volk bezeichnete sich selbst als Gaedal, Gael oder Gaoidhil, wie die Gaelisch sprechenden Schotten und Irländer sich noch heute nennen; desgleichen nannten sie sich selbst noch Feinn, und diese verschiedenen Namen wurden auf ein und dasselbe Volk angewendet, wodurch mancherlei Verwirrung entstanden ist. Das Wort Gaedal soll entstanden sein aus cia, Mann, und deal, welches Licht, Helle bedeutet, so daß es also einen weißen oder hellen Mann meint; aus deal oder dheal ist geal, weiß, klar, entstanden und mit diesem Worte bezeichnen die Gaelen alles Angenehme und Schöne, während dubh, schwarz, für alles Unangenehme und Böse gebraucht wird. Der andere Volksname, Feinn, hat mit dem vorigen gleiche Bedeutung. Fiann ist die Singularform und Fionn ist gleichfalls weiß oder schön. Feinn daher weiße oder schöne Leute. Hiermit bezeichnen sich die Gaelen in allen ihren alten Balladen, in denselben, die dem Macpherson das Material zu seinem Ossian lieferten. In Feinn liegt die Wurzel des Namens der Veneter, jenes alten gallischen Volkes in Armorica, das durch seine nautische Geschicklichkeit sich auszeichnete und deren Hauptstadt Dariorigum durch das gaelische doire righ, Hain der Häuptlinge, erklärt wird. Im Allgemeinen lassen die Kelten freilich sich nicht als seefahrendes Volk betrachten, indessen die Veneter segelten in ihren Schiffen aus Eichenholz versehen mit Ledersegeln nach Britannien und Hispanien und die Iren hatten Island schon lange vor den Normännern entdeckt. Scot oder Scint, wovon unser heutiges Schotten, ein Namen, unter dem das Volk den Römern bekannt war, bedeutet die herrschenden Leute. Was endlich den Namen Caledonii anbelangt, so erklärt Hector Mac Lean denselben durch Gael daoine, die schönen oder verwandten Männer, wobei er auf Tacitus' Bemerkungen über die Leibesbeschaffenheit der Caledonier hinweist. Von wesentlichem Einflusse auf die Verhältnisse wurde eine irische Invasion, jene der Dalriads, die in Nordbritannien eine ähnliche Rolle spielten, wie die Normannen in England. Diese irischen Dalriads wurden die Herrscher des Landes, das sie allmälig nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch mit den Waffen des Geistes sich unterwarfen; sie waren Christen, die Bewohner Schottlands aber noch nicht. St. Columba (Callum Cille), einer aus dem Geschlechte der O'Neill, das Jahrhunderte lang Irland regierte, schlug auf der Hebrideninsel Iona seine Zelle auf und sandte von hier seine Missionäre nach Schottland hinüber und weiter nach dem Kontinente, wo sie vom 7. bis 10. Jahrhundert als Glaubensboten in Deutschland wirkten. Fremdes Blut kam aber durch die Dalriads nicht in die Schotten, waren es ja ihre nächsten Verwandten.

Der Körperbeschaffenheit nach unterscheidet Mac Lean (Anthropolog. Review IV, 218, 1866) unter den keltischen Hochländern zwei Typen, einen dolichokephalen und einen brachykephalen. Der erstere herrscht auf den Inseln, im westlichen Roß und Sutherland, der brachykephale im nordöstlichen Theile von Argyle, in Perthshire und den nördlichen Hochlanden. Mit der ganzen Typenschilderung kann ich aber nichts anfangen, da mehr Ausnahme als Regel vorhanden, und ich verweise hier auf das bei den Walisern Gesagte.

Um nun abzugrenzen, was heute noch von den Gaelen

und der gaelischen Sprache in Schottland vorhanden ist, nehmen wir wieder Ravenstein's Arbeit zur Hand, welcher seine Aufzählung im Norden, in der Grafschaft Caithneß, beginnt, deren südwestlicher Theil noch gaelisch ist. In Latheron, Halkirk und Reay wurde 1834 noch überall diese Sprache allein geredet, doch nimmt sie daselbst jetzt stark ab, namentlich in Reay, während sie in Latheron sich durch Einwanderung noch eher hält. Sutherland ist ganz gaelisch; in den Orten an der Ostküste, wie Helmsdale und Golspie, beginnt aber das Englische Boden zu fassen. In Roßshire und Cromarty herrscht auch das Gaelische, nur ist die Halbinsel Cromarty hier schon fast ganz englisch,

Gebiete, wo Gaelisch von 25 bis 50 Proc. der Einwohner gesprochen wird.

Gebiete, wo Gaelisch von der Majorität der Einwohner gesprochen wird.

Sprachkarte von Schottland im Jahre 1871.

da die Einwohner meistens von Ansiedlern abstammen, die Jakob VI. aus dem Süden hierher versetzte. In den Städten an der Ostküste dieselbe Erscheinung wie in Sutherland: Dingwall hat unter 2125 Einwohnern nur 700 Gaelisch Redende und, da keine gaelische Schulen vorhanden, verliert die Sprache im Osten stark an Boden. Anders im Westen, wo sie noch sehr fest sitzt und selbst von den Kindern englischer Einwanderer erlernt wird. Auch auf der Insel Lewis ist nur die Stadt Stornaway mit englischer Infiltration zu nennen, sonst ist dort alles gaelisch. In Invernesshire ist das Becken des Beauley mit Ausnahme des gleichnamigen Ortes noch gaelisch, die „Hauptstadt der Hochlande“

dagegen, Inverneß, hat bereits eine englische Majorität; Strath Nairn, Strath Spey [1]), Badenoch, die Landschaften am Caledonischen Kanal sind gaelisch und auf der Insel Skye ist es ebenso, doch soll hier langsam das Englische eingreifen. Auf den westlichen Hebriden endlich finden wir die stärkste Festung des Gaelenthums, denn zwei Drittel der Einwohner verstehen kein Wort Englisch. Hier wird sich das Gaelische am längsten erhalten. Von Elgin, Nairn und Banff ist nur der obere, bergige Theil noch gaelisch; der ebene, der Küste zugewandte und volkreichere bereits englisch. Gaelische Schulen existiren dort nicht. Von Aberdeenshire sind nur die entferntesten Thäler am obern Dee noch im alten Geschlecht gaelisch — die Jugend spricht dort Englisch; von Forfarshire gehört nur der kleine Distrikt Blacklunans noch der keltischen Sprache, während der größere Theil Perthshires, aber der dünner bevölkerte, noch zu deren Gebiet zu rechnen ist. Die Eisenbahnen und Touristen räumen hier schnell auf und vom Süden dringt das Englische gewaltig vor. Die Grenze der Sprachen verläuft jetzt vom Ben Lomond über Doune, Comrie, Dunkeld zum Glen Shee. Im Jahre 1834 sprach in Comrie noch der vierte Theil der Bewohner Gaelisch, fand noch gaelischer Gottesdienst statt; letzterer hat aufgehört und Gaelisch vernimmt man in jenem Orte noch äußerst selten. Vom Loch Earn meldet ein Korrespondent an Ravenstein: „In wenigen Jahren wird hier wohl kein Gaelisch mehr gesprochen werden, und je eher es verschwindet, desto besser für die armen Hochländer.“ Bis an die Sidlaw- und Ochil-Berge im Osten wurde im neunten Jahrhundert noch Gaelisch gesprochen, nur der zwischen diesen und dem Meere gelegene schmale Streifen war damals „sächsisch“. In Stirlingshire ist nur der Distrikt von Buchanan am östlichen Ufer des Loch Lomond noch als gaelisch zu verzeichnen. Und diesem gegenüber entspricht am westlichen Ufer desselben Sees der Distrikt Arrochar als der einzige gaelische von Dumbartonshire. Argyleshire, das südwestliche Land der Gaelen, zählt noch 82 Proc. Keltisch Redende; die Gegenden am Clyde sind aber bereits englisch, ebenso die Südspitze der Halbinsel Cantyre. Die Westküste mit den dazu gehörigen Hebriden, wie Mull, Iona, Jura, Islay, Colonsay, ist aber noch fest keltisch. Von den Buteshire ausmachenden Inseln ist Arran ganz gaelisch, Bute in der Südhälfte englisch, die Cumbraes sind ganz englisch.

Damit ist das gaelische Gebiet begrenzt. Innerhalb desselben reden noch 300 000 Menschen die alte Sprache, wie die nebenstehende Tabelle zeigt.

Schottland hat also kaum noch zehn Procent Gaelisch redende Leute und von diesen sind acht Zehntel über das halbe Land zerstreut, also eines geringen Widerstandes fähig. In den englischen Gegenden des Landes kommen 206 Einwohner auf die Square-Mile, in den gaelischen nur 17. In den Lowlands sind die Kelten durch Assimilation bereits untergegangen, in den Bergen halten sie sich etwas länger noch; aber auch hier müssen sie aussterben. Die Hebriden und die Nordwestküste werden am längsten der Zufluchtsort des keltischen Idioms sein und die künstlichen Mittel zur Erhaltung desselben reichen gegenüber der angelsächsischen Fluth nicht aus. Hochlandsgesellschaften und Hochlandsspiele mit nackten Beinen allein thun es nicht; auch der an der Universität Glasgow auf Professor Blackies Betreiben errichtete Lehrstuhl der keltischen Sprachen ändert nichts an der Sache, und die Society for the support of Gaelic schools kann nur wenig den Proceß verzögern. Sie unterhält 26 Schulen, fast durchweg auf den Hebriden, die von 1048 Kindern besucht werden, ist aber in Geldnöthen, denn 1877 betrug ihr ganzes Einkommen nur 662 Pf. St.

Schottland	Area englische Quadratmeile	Procent	Gesammtbevölkerung	Procent	Gaelisch Redende	Procent
Vorherrschend gaelische Distrikte . .	15 571	50,3	268 496	8,0	242 207	80,7
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Gaelisch Redenden . . .	427	1,4	36 536	1,1	12 954	4,3
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Gaelisch Redenden .	14 833	48,3	3 045 986	90,9	45 792	15,0
Summa .	30 831	100,0	3 360 018	100,0	300 953	100,0

Als ich vor sechszehn Jahren Schottland besuchte und speciell den Gaelen mein Augenmerk zuwandte, schrieb ich in mein Merkbuch: „Ueberall, wo ich nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit alten Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir immer dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch verstehen oder sprechen, findet man nur noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienste an, so findet man die alten in der gaelischen, die jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache“ [1]).

[1]) Strath bedeutet ein langes breites Thal.

[1]) R. Andree, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Jena 1866, 146.

Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien.

Von Dr. **O. Mohnike** in Bonn.

III.

Die Chinesen auf den indischen Inseln sind, was die männliche Hälfte betrifft, entweder selbst dort eingewandert oder aber daselbst geboren und gehören theilweise Familien an, die schon seit mehreren Generationen, in einzelnen Fällen, namentlich auf Java, schon Jahrhunderte dort ansässig waren. Zu diesen letzteren gehören hauptsächlich die Reicheren,

Vornehmeren und Angeseheneren. Die von javanischen oder malaiischen Müttern Geborenen oder die Mischlinge ersten Grades unterscheidet man durch die Benennung Bernakkan-Chinesen (abgeleitet und corrumpirt aus dem malaiischen Worte Perak anak, d. h. ein Kind gebären) sowohl von den aus China eingewanderten Chinesen als auch von den Mischlingen zweiten, dritten Grades u. s. w., oder solchen, die nur ein Viertel, ein Achtel oder noch weniger chinesischen Blutes in sich haben.

Obgleich in den Bernakkan-Chinesen das inländische Blut mit dem chinesischen zu gleichen Theilen vermengt ist, so gleichen dieselben doch hinsichtlich ihrer Körper- und Gesichtsbildung mehr den National-Chinesen als ihren malaiischen oder javanischen Müttern, und stimmen mit diesen hauptsächlich auch noch durch ihre Hautfarbe überein, welche dunkler und mehr gesättigt als die ihrer chinesischen Väter ist. Diese Erscheinung aber hat ihren Grund in der beträchtlichen, zwischen der malaiischen und der mongolischen Race im Sinne von Blumenbach bestehenden ethnologischen Aehnlichkeit. Man kann die erwähnte Thatsache als eine Stütze für die in neuester Zeit immer mehr zur Geltung gelangende Ansicht gebrauchen, daß die Malaien in weiterm Wortsinne oder als Kollektivbegriff einer sehr beträchtlichen Menge ethnographisch zusammengehörender, wiewohl geographisch und politisch getrennter Völkerschaften keine besondere, selbständige Race, sondern nur eine der ältesten Hauptabzweigungen der turanischen oder mongolischen sind, von welchen die Chinesen einen andern, gleichfalls sehr alten Zweig darstellen.

Im Gegensatze zu diesen Halbblut-Chinesen zeigen sich bei den Mischlingen ersten Grades zweier ethnologisch so scharf geschiedener Völkerschaften wie die Niederländer, Deutschen, andere Nordeuropäer und Malaien es sind, die charakteristischen physischen Racenmerkmale ihrer der malaiischen Völkerfamilie angehörenden Mütter in unverkennbarer Weise deutlicher ausgeprägt als die ihrer arischen Väter. Bei den Kindern und Enkeln der sogenannten Bernakkan-Chinesen ist die Beimischung des malaiischen Blutes, wenn ihre Mütter gleichfalls von Chinesen abstammen, bei den ersteren fast immer, bei den anderen aber stets, schon in dem Maße undeutlich geworden, daß sie sich selbst bei genauer, wissenschaftlicher Untersuchung nicht mehr zu erkennen giebt. Ebenso schnell aber, als sich schon in den nächsten Generationen die Körperbildung der Halbblut-Chinesen in die typisch chinesische umgestaltet, findet bei ihnen auch der Uebergang ihres psychischen Charakters, ihrer Denk- und Handelsweise, mit einem Worte ihres ganzen geistigen Lebens in das specifisch Chinesische statt.

Fast noch schneller aber als bei dem männlichen vollzieht sich dieser Uebergang bei dem weiblichen Geschlechte. Da das Verbot der Auswanderung chinesischer Frauen aus ihrem Vaterlande erst in ganz neuer Zeit aufgehoben wurde, und dieselben auch keine Zulassung in den niederländischen Kolonien auf den indischen Inseln fanden, so stammen so gut wie alle Chinesinnen daselbst ursprünglich von malaiischen und javanischen Müttern ab. Obgleich man unter ihnen solche mit sehr anziehender und selbst schöner Gesichtsbildung gar nicht selten antrifft, so zeigen doch schon die Töchter chinesischer Väter und eingeborener Mütter meistens nicht mehr die anmuthigen, plastisch schönen Körperformen dieser letzteren, sondern die unseren europäischen Begriffen von weiblicher Schönheit nicht entsprechende körperliche Bildung der Frauen im Himmlischen Reiche im Allgemeinen, die in mehr als einer Hinsicht sich als eine typische bezeichnen läßt. Für die schönsten Chinesinnen im Indischen Archipel, was Gesichts- und Körperbildung zugleich betrifft, gelten die von dajakschen Müttern abstammenden im westlichen Theile von Borneo. Ich selbst habe zu Sambas, Pontianak, Saccadana und anderen Orten an der Westküste dieser großen Insel viele schöne und wohlgebildete Chinesinnen wahrgenommen.

Als Beweis dafür, daß die Frauen von gemischtem chinesischen Blute sich besonders schnell zu vollkommenen Chinesinnen umbilden, ist mir immer der Umstand erschienen, daß in chinesischen Familien auf Java das wohlklingende, vokalreiche, sehr leicht zu erlernende Vulgär-Malaiische, welches die Verkehrssprache auf allen indischen Inseln ist, von den Frauen, im Gegensatze zu den ihnen ethnologisch gleichstehenden Männern, stets mehr oder weniger mit dem eigenthümlich schwerfälligen, das Ohr unangenehm berührenden Accente gesprochen wird, durch welchen sich sonst nur die aus China eingewanderten Männer lebenslang kennbar machen.

Die Chinesinnen auf den indischen Inseln übertreffen die malaiischen und javanischen Frauen sowie noch mehr die aller übrigen daselbst einheimischen Volksstämme an Intelligenz und Bildung, da fast alle neben der malaiischen auch die chinesische Sprache reden, viele die letztere sogar lesen und schreiben können. Sie stehen im Allgemeinen auch auf einem viel höhern sittlichern Standpunkte, namentlich die aus den reicheren und vornehmeren Familien, sind tugendhaft, gute Mütter und Hausfrauen, fleißig und sparsam. Als Schattenseite des Charakters besteht bei vielen dieser Frauen die Leidenschaft für Karten- und Hazardspiel.

Wie bei allen Chinesen außerhalb ihres Vaterlandes ist, wie schon oben von den Auswanderern aus dem Reiche der Mitte noch Californien bemerkt wurde, auch bei den im Indischen Archipel lebenden das Streben nach Gelderwerb die Hauptsache, um welche sich ihr ganzes Dichten und Trachten dreht. Bei der großen Billigkeit aller ersten Lebensbedürfnisse auf den indischen Inseln und dem Umstand, daß ihnen in keinem Zweige ihrer Thätigkeit weder von den Europäern noch von den Eingeborenen wesentlich Konkurrenz gemacht wird, haben die Chinesen daselbst noch eine sicherere Aussicht, durch ihre unermüdliche Arbeitslust, ihre Betriebsamkeit und Sparsamkeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit wohlhabend und selbst reich zu werden, als in irgend einem andern Lande. Man darf hierbei aber auch nicht aus dem Auge verlieren, daß die Mehrzahl der Chinesen außerhalb ihres Vaterlandes, was die Mittel des Gelderwerbes betrifft, nicht besonders wählerisch ist, und um zu diesem Ziele zu gelangen häufig selbst solche Wege nicht scheut, die hart an der Grenze des durch Strafgesetze Verbotenen vorbeiführen. Sie fürchten selbst das Ueberschreiten dieser Grenze nicht, wenn sie hoffen können, hierdurch nicht in Berührung mit der Kriminaljustiz zu kommen.

Wenn nun diese so sehr auf Gelderwerb gerichtete Sinnesart der Chinesen es der niederländisch-indischen Regierung zur Pflicht macht, sie anhaltender und strenger als jeden andern Theil der Bevölkerung zu überwachen, hauptsächlich um die im Allgemeinen, was Intelligenz betrifft, tief unter ihnen stehenden Eingeborenen davor zu schützen, durch sie ausgesogen zu werden, so weiß die Regierung doch auch von ihrer Sucht nach Gelderwerb wesentlichen Nutzen zu ziehen. Sie verwendet die Chinesen nämlich für eine Anzahl von Geschäften und Verrichtungen, für welche die Eingeborenen malaiischer Race sowohl ihrer Indolenz als ihrer geringern Intelligenz wegen nicht gut gebraucht werden können und die, wie gewinngebend einige von ihnen auch sind, von den Europäern, welche schon durch ihre Hautfarbe die Aristokratie in dieser Weltgegend bilden, als für sie nicht passend und ihrer unwürdig angesehen wer-

den. Für viele dieser Geschäfte sind aber auch die Europäer kaum mehr geschickt als die Javaner und Malaien.

Geschäfte dieser Art sind in erster Stelle die Pacht des Vertriebes von Opium, dessen Einfuhr ein mit allergrößter Strenge gehandhabtes, jährlich zwischen 9 und 11 Millionen (im Jahre 1875 9746000) Gulden eintragendes Regierungsmonopol bildet. Alle Haupt- und Unterpächter sowie die Verkäufer dieses Artikels letzter Hand in jenen allenthalben bestehenden, öffentlichen, für Opiumraucher bestimmten Einrichtungen, die zugleich Stätten der gemeinsten Prostitution sind und ein ebenso eigenthümliches als unbeschreiblich widerwärtiges Schauspiel gewähren, sind ausschließlich Chinesen. Ebenso ausschließlich sind dieselben Pächter der Banken für die chinesischen Hazardspiele Po und To-pho, der Leihhäuser, der Bazarabgaben u. s. w. u. s. w. Auch die Lieferung eines großen Theiles der Bedürfnisse für die Armee, die Hospitäler, Gefängnisse und andere öffentliche Einrichtungen ist namentlich auf den Besitzungen außerhalb Javas so gut wie ausschließlich in Händen der Chinesen.

Die Haupterwerbsquelle und die am meisten allgemeine Beschäftigung der Chinesen auf den indischen Inseln, und zwar nirgends mehr als auf Java, bildet aber der Handel und alles, was hiermit in Verbindung steht. Hierdurch aber greifen sie in alle Lebensverhältnisse daselbst so tief ein und sind von so großer Wichtigkeit geworden, daß man sie, ohne zu übertreiben, als durchaus unentbehrlich bezeichnen kann. Die Chinesen sind nämlich fast allein und ausschließlich, da der Antheil, den Europäer und Araber hieran nehmen, ein verschwindend kleiner ist, das vermittelnde Element, durch welches der ganze Bedarf der ungefähr 22 Millionen betragenden eingeborenen Bevölkerung an Artikeln des europäischen Importes zu derselben gelangt. Wie bedeutend dieser Bedarf ist, geht schon daraus hervor, daß alljährlich für 20 bis 22 Millionen Gulden an Werth weiße und gefärbte Baumwollenstoffe, Sarongs, Kopftücher u. s. w. eingeführt werden, wovon nur ein sehr geringer Theil von den 33000 bis 34000 in Niederländisch-Indien lebenden Europäern konsumirt wird. Aber auch diese beziehen ihren Bedarf hieran größtentheils von den Chinesen. Wenn nämlich die sich mit dem Import beschäftigenden großen europäischen Handelshäuser zu Batavia, Samarang, Sourabaja und Macassar Sendungen der genannten Kattunstoffe erhalten haben, so bringen sie dieselben, je nach der augenblicklichen Nachfrage, an den genannten Haupthandelsplätzen in einer größern oder geringern Anzahl von Kisten zugleich auf öffentliche Versteigerungen oder aber sie verkaufen dieselben, ebenfalls kistenweise unter der Hand aus ihren Packhäusern. In beiden Fällen aber sind fast nur Chinesen die einzigen Käufer.

Dasselbe findet auch bei anderen aus Europa importirten, häufig aus den allerverschiedensten Gegenständen zusammengesetzten, hauptsächlich für das Bedürfniß und den Luxus der Europäer bestimmten Facturen statt, indem dieselben, je nachdem sie mehr oder weniger umfangreich sind, entweder im Ganzen oder aber in größeren Partien zugleich verkauft werden. Es giebt zwar in Niederländisch-Indien, namentlich in den Hauptorten von Java, auch großartige, sich mit dem Detailverkauf beschäftigende europäische Handelshäuser, und zwar von einer Art, wie man sie in Europa nicht kennt, in denen man sich mit allen nur denkbaren Gegenständen des europäischen Bedürfnisses und Luxus, mit englischen Wagen und Pariser Damenschuhen, den kostbarsten Salonmöbeln und Käse, Schinken, allen Arten von Weinen und in Blechbüchsen konservirten Gemüsen und Fleischspeisen zugleich versehen kann. Ich erwähne hier nur des berühmten Geschäftes der Brüder van Delden in Sourabaja. Diese Handelshäuser aber sind Selbstimportanten und beziehen ihren Bedarf direkt aus Europa, stehen auch mit der eingeborenen Bevölkerung in keiner oder doch nur äußerst geringer Verbindung.

Viele von den chinesischen Handelsleuten, welche die aus Europa importirten Kattunstoffe und andere Artikel in großen Mengen zugleich erstehen, sind reich und können gegen Baarzahlung kaufen oder aber haben bei den großen europäischen Handelshäusern einen Kredit, der sich oft auf Hunderttausende von Gulden beläuft. Der Umstand, daß in dem geschäftlichen Leben der Chinesen Konsortien eine so große Rolle spielen, sie auch überhaupt geneigt sind, sich im Verkehr mit Europäern diesen gegenüber gegenseitig zu unterstützen, sowie ihre unermüdliche Betriebsamkeit und die vielfachen zwischen den chinesischen Ansiedlern in den verschiedensten Gegenden bestehenden Geschäftsverbindungen, macht es ihnen leicht, die in Masse gekauften Artikel in kurzer Zeit, in kleineren Partien, gegen einen mäßigen Gewinn unter den chinesischen Kaufleuten zweiten und dritten Ranges zu verbreiten und hierdurch ihren durch die Ankäufe auf Kredit eingegangenen Verpflichtungen innerhalb der festgesetzten Zeit zu genügen.

Der Verkauf letzter Hand durch die chinesischen Detailhändler geschieht theils in Läden, theils aber durch sehr zahlreiche, Stadt und Land durchziehende chinesische Hausirer. Viele der chinesischen Kaufläden, namentlich in den Hauptstädten und in erster Stelle zu Batavia, sind keineswegs unbedeutend, und man findet in ihnen, wenn sie auch, was ihren Umfang betrifft, mit den erwähnten europäischen Detailgeschäften nicht wetteifern können, und man sich in ihnen nicht mit kostbaren Gegenständen der Hauseinrichtung, mit Equipagen u. s. w., versehen kann, eine zahllose Menge von Gegenständen des Bedürfnisses der Europäer. Die Besitzer dieser chinesischen Kaufläden, welche gleich den europäischen Detailhandlungen Tokos genannt werden, sind namentlich zu Batavia die festen Lieferanten (malaiisch Langannan) für die europäischen Haushaltungen besonders der Beamten und Offiziere und versehen sie mit allen für dieselben nöthigen Artikeln, Fleisch, Fische, frische Gemüse und Früchte ausgenommen, gegen Bons, die alle Monate zusammengerechnet und bezahlt werden. Besonders für Beamte und Offiziere untern und mittlern Ranges ist diese Einrichtung ebenso vortheilhaft als bequem. Den großen europäischen Detailgeschäften wird hierdurch aber so gut wie keine Konkurrenz gemacht, da die Besitzer der chinesischen Detailhandlungen immer einen beträchtlichen Theil ihres Vorrathes von denselben entnehmen. Dessen ungeachtet aber ist es für die Konsumenten vortheilhafter, von ihnen statt unmittelbar von den europäischen Detailhändlern zu kaufen. Den Chinesen werden nämlich, da sie immer nur massenhaftere Einkäufe machen, von letzteren viel niedrigere Preise gestellt, und können sie deshalb, weil ihnen das Leben viel weniger kostet als den Europäern und sie sich deshalb mit einem geringern Verdienste begnügen können, das aus zweiter Hand Eingekaufte immer noch billiger an die Konsumenten verkaufen, als die europäischen Handlungen das unmittelbar von ihnen aus Europa Bezogene.

Faktoren von besonderer Wichtigkeit für den Detail- und Kleinhandel und zugleich das Hauptmedium, durch welches aus Europa eingeführte, dem Bedürfnisse der Eingeborenen sowohl als dem der Europäer entsprechende Waaren vorzugsweise in die Hände der ersteren gelangen, sind die sehr zahlreichen herumziehenden Klontongs genannten chinesischen Hausirer. Namentlich auf Java sind sie für den Handelsverkehr von größter Bedeutung. Man sieht sie allenthalben, auf dem Lande wie in den Städten, sich herumbewegen, be-

gleitet von einem oder einigen Trägern (malaiisch Koulie), die auf ihren Schultern ein der Länge nach gespaltenes Bambusrohr tragen, von dessen vorderm und hinterm Ende mit den verschiedensten Gegenständen des häuslichen Gebrauches gefüllte Körbe und Kasten herabhängen. In den Straßen der javanischen Städte, namentlich der größeren, sind diese Klontongs, welche durch das Ertönenlassen einer eigenthümlichen Blechklapper ihre Gegenwart vor den Häusern zu erkennen geben und die ihr Geschäft theils für eigene Rechnung, theils aber und zwar am häufigsten für ansässige chinesische Handelsgeschäfte betreiben, typische Figuren. Sie verkaufen Zwirn, Nadeln, Messer, Scheeren, Band und Knöpfe, Strümpfe, Eau de Cologne und andere Parfümerien, Toilettenseife, Zahnbürsten, Kattunstoffe, abgepaßte Stücke farbiger Zeuge für die Kleidung der eingeborenen Hausbedienten und unzählbare andere Artikel oft zu unglaublich billigen, fast immer aber unter den europäischen stehenden Preisen.

Bemerkt möge auch noch werden, daß sowohl die Kassirer aller größeren Gouvernementskassen als auch die der größeren europäischen Handelshäuser ohne Ausnahme Chinesen sind. Sie sind sehr schnelle und gewandte Rechner und Geldzähler, gelten auch in diesen Stellungen für treu und zuverlässig. Man hört auch nur äußerst selten davon, daß der eine oder andere von ihnen von dem ihm geschenkten Vertrauen Mißbrauch gemacht habe.

Als eigentliche Hausbedienten werden in ganz Niederländisch-Indien niemals Chinesen oder Chinesinnen, sondern stets nur Malaien und Javaner gebraucht. Hiermit stehen die englischen Kolonien in den Malaienländern, Singapur, Malakka und Pulo Pinang, wo man ebenso wie auf Hong-Kong nur chinesische Hausbedienten antrifft, in einem entschiedenen Gegensatz.

Auf Java bildet der Landbau schon seit lange nicht mehr, wie solches in früheren Zeiten der Fall war, eine der Hauptbeschäftigungen der Chinesen. Die gänzliche Veränderung aller agrarischen Verhältnisse daselbst seit der Einführung des sogenannten Kultursystemes durch den Generalgouverneur J. van den Bosch im Jahre 1830, welches wiederholt modificirt auch jetzt noch herrschend ist, bildet die Hauptursache dieser Erscheinung. Denn obschon viele Chinesen sich im Besitze von größeren oder kleineren Ländereien befinden, die entweder bloß in Grasfeldern und Weideländern bestehen, oder aber mit Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen bestanden sind, theilweise auch in Kaffeeplantagen, Reis-, Zucker- und Indigofelder umgeschaffen wurden, so wird die für diesen Landbesitz erforderliche unmittelbare Arbeit oder der eigentliche Acker- und Gartenbau doch fast ausschließlich von eingeborenen Lohnarbeitern, nicht aber von Chinesen verrichtet. So lange als es in Niederländisch-Indien noch Sklaven gab, d. h. bis zum Jahre 1860, wurden auch diese, wenn auch nur theilweise, von ihren chinesischen Gebietern trotz des bestehenden Verbotes hiergegen zur Feldarbeit gebraucht.

Ebenso wenig aber, wie bei den Europäern in gleichen Verhältnissen, kann bei den Chinesen, welche sich im Besitze eines sogenannten Zuckerkontraktes mit der Regierung befinden oder auch nur Theilnehmer an einem solchen sind, von einer direkten, unmittelbaren, körperlichen Bethätigung an der Landwirthschaft die Rede sein. Kontraktanten dieser Art erhalten nämlich für die Anpflanzung des Zuckerrohres und die Bereitung des Rohzuckers daraus in der betreffenden Fabrik die erforderlichen Gründe und Arbeitskräfte zugleich mit Vorschüssen an Geld geliefert. Hierfür ruht auf ihnen die Verpflichtung, bis zu einem festgesetzten Zeitpunkte eine gleichfalls festgestellte Menge Rohzuckers von vorgeschriebener Güte gegen einen in dem Kontrakte bestimmten niedrigen Preis in die Regierungsmagazine abzuliefern. Die ganze Arbeit der Kontraktanten beschränkt sich auf die Leitung und Beaufsichtigung der eingeborenen Arbeitsleute.

Wirklichen direkten Landbau ausschließlich mit eigenen Kräften treiben die Chinesen auf der Westküste von Borneo, theilweise auch auf Banka und den zahlreichen, die Residentschaft Riouw bildenden Inseln. Auf diesen letzteren beschäftigen sie sich vielfach mit der Anpflanzung von Nauclea Gambir, der Mutterpflanze des Katechu, oder der sogenannten Terra Japonica und der Bereitung dieser an Gerbstoff so besonders reichhaltigen, massenhaft nach Europa ausgeführten Substanz.

Andere Beschäftigungen der Chinesen auf den indischen Inseln sind die Gewinnung des Zinnes auf Banka und Biliton, sowie die von Alluvialgold im westlichen und südwestlichen Theile von Borneo.

Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß sich in den Hauptstädten von Java, namentlich zu Batavia, zu wesentlichem allgemeinen Nutzen Chinesen in stets zunehmender Anzahl zu Handwerkern für das Bedürfniß der Europäer heranbilden. Viele von ihnen sind Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Möbelschreiner, Wagenmacher u. s. w. und liefern ganz gute und brauchbare, wenn auch nicht gerade sehr feine und elegante Arbeiten zu billigen Preisen. Ein von Chinesen in Batavia verfertigter, zweisitziger, sehr brauchbarer und gar nicht unscheinbar aussehender Mylord z. B. kostet noch nicht halb so viel als ein aus Holland oder England eingeführter. Brodbäcker sind die Chinesen auf den indischen Inseln von jeher vorzugsweise gewesen.

Was das politische Verhältniß betrifft, in welchem die Chinesen auf den indischen Inseln sich befinden, so muß jeder, der die Zustände daselbst aus eigener Anschauung kennt und zugleich ein unbefangener, vorurtheilsfreier Beobachter ist, dasselbe als ein für sie sehr günstiges erklären und der Staatsklugheit, mit welcher die Stellung dieser Hunderttausende von Ansiedlern aus dem Reiche der Mitte, allen anderen Bestandtheilen der Gesammtbevölkerung gegenüber, in neuerer Zeit geregelt wurde und fortwährend gehandhabt wird, Anerkennung und Lob zollen. Die Chinesen sind, mit Rücksichtsnahme auf Intelligenz und Arbeitsamkeit, wodurch sie den Niederländern nicht nur im höchsten Grade nützlich, sondern fast unentbehrlich werden, vor allen anderen nicht europäischen Bestandtheilen der Bevölkerung wesentlich bevorzugt. Sie sind frei von allem Herren- und Militärdienste, genießen das Recht der Freizügigkeit, sind nicht gezwungen, in besonderen, abgeschlossenen Stadttheilen zu wohnen, erfreuen sich in gleichem Maße wie die Europäer des Schutzes ihrer Person und ihres Eigenthums und können in jeder erlaubten Weise wohlhabend und reich werden, auch ihre Reichthümer offen zur Schau tragen und des Genusses derselben sich erfreuen ohne irgendwie Erpressungen bloßgestellt zu sein. Auch die in einer Kopf-, Gewerbe- und Grundsteuer bestehenden Abgaben, welche von ihnen erhoben werden, sind durchaus nicht übertrieben und drückend. Aehnlich wie die niederländische Regierung die eingeborene Bevölkerung auf Java, die dort ansässigen Araber und andere asiatische Fremdlinge nur durch das Mittel der von ihr aus dem Adel und den Vornehmeren dieser verschiedenen Völkerschaften gewählten und angestellten Regenten und Chefs beherrscht und mit ihnen verhandelt, hat dieselbe auch den einzelnen chinesischen Gemeinden unmittelbare Vorgesetzte aus ihrer eigenen Mitte gegeben. Wie bereits im Laufe dieser Mittheilungen bemerkt wurde, fand diese Einrichtung

schon in den älteren Zeiten der niederländischen Herrschaft auf den indischen Inseln statt.

Je nach der Größe einer chinesischen Gemeinde sind die Vorgesetzten derselben mehr oder weniger zahlreich und von höherm oder niedrigerm Range. An der Spitze der kleinsten steht nur ein einziger Lieutenant, an jener der größeren ein Kapitän mit einem oder zwei Lieutenants, an der Spitze der noch umfangreicheren, wie bei Samarang und Sourabaja, ein Major, ein oder zwei Kapitäne und mehrere Lieutenants. Zu Batavia, wo die chinesische Gemeinde die zahlreichste ist, steht derselben ein ganzer chinesischer Rath vor, nach dem Regierungsalmanach von Niederländisch-Indien für 1879 zusammengestellt aus einem Major als Präsidenten, vier Kapitäns und ebenso viel Lieutenants als Mitglieder und zwei Secretairen. Diese chinesischen Beamten sind die Zwischenpersonen zwischen ihren Landsleuten und der niederländischen Regierung. Sie sind in erster Stelle mit der Polizei in den ihnen unterstellten Gemeinden beauftragt und haben dafür zu sorgen, daß die Ruhe und Ordnung nicht gestört, auch den Gesetzen und Verordnungen nachgekommen wird. Zu den höchsten örtlichen Verwaltungsbeamten stehen sie in unmittelbarer genauester Beziehung und haben dieselben von allen Regungen und Bewegungen unter ihren Landsleuten auf der Stelle zu unterrichten. Nichts darf den niederländischen Behörden verschwiegen bleiben. Im Uebrigen läßt die Regierung die Chinesen in der Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, ihrer nationalen Sitten und Gewohnheiten durchaus ungestört.

Die chinesischen Beamten, namentlich die Kapitäns und Majors, erfreuen sich eines gewissen Ansehens bei den Europäern, eines sehr großen bei ihren Landsleuten, erfreuen sich auch bedeutender, namentlich indirekter materieller Vortheile. An allen officiellen Feierlichkeiten nehmen sie Antheil und erscheinen bei solchen Gelegenheiten in seidenen, auf der Brust und dem Rücken mit in Gold aufgestickten Drachen versehenen Prachtgewändern und Knöpfen aus Edelsteinen auf ihren Mützen, ganz nach Sitte der Großwürdenträger am Hofe zu Peking gekleidet.

Um von dem socialen Verhältnisse zwischen den Europäern und den Chinesen auf den indischen Inseln zu reden, muß in erster Stelle bemerkt werden, daß daselbst von einem gegenseitigen Racenhasse, wie ein solcher sich in Californien zwischen Amerikanern und Chinesen mehr und mehr geltend macht, auch nicht die geringste Spur besteht. Beide Theile haben für einander eine zu große Wichtigkeit, ihre materiellen Interessen sind zu enge verwoben und ihre Geschäftsverbindungen allzumannigfach, als daß nicht nur ein allgemeines Wohlverhältniß, sondern auch eine Art geselligern Verkehres zwischen ihnen entstanden sein sollte. Die vornehmeren und reicheren Chinesen veranstalten nicht selten glänzende Festlichkeiten, an denen alle vornehmeren europäischen Bewohner des Ortes Theil nehmen, und sind ihrerseits regelmäßige Besucher der bei den höchsten europäischen Beamten an festgesetzten Abenden stattfindenden Empfänge. Auch die chinesischen und europäischen Damen besuchen sich gegenseitig und stehen oft in sehr freundlichem Verkehr mit einander. Einige der vornehmeren Chinesen sind selbst Mitglieder von Freimaurerlogen.

Das Mitgetheilte genügt den Unterschied deutlich zu machen, welcher zwischen der Lage der Chinesen in den Weststaaten von Nordamerika, namentlich aber in Californien und der ihrer Landsleute auf den indischen Inseln unter niederländischem Scepter besteht. In Westamerika sind die Chinesen, trotz des Burlingame-Vertrages, Unterdrückungen und Mißhandlungen jeder Art bloßgestellt und genießen keine Sicherheit weder ihres Eigenthums noch ihrer Person. In Niederländisch-Indien dagegen sind sie nicht nur in letzterer Beziehung vollkommen geschützt, sondern erfreuen sich daselbst auch solcher Freiheiten, Rechte und Gelegenheiten zum Gelderwerb, wie sie ihr eigenes Vaterland ihnen nicht gewährt. Auch wohin sonst noch chinesische Auswanderer sich hingewandt haben, weder auf Cuba, noch in Brasilien oder in Australien, kann ihre Lage auch nur annähernd so glücklich genannt werden, wie die ihrer Landsleute in Niederländisch-Indien.

Man kann deshalb für gewiß halten, daß die Gährung unter der chinesischen Bevölkerung auf Java, von der im vorigen Jahre holländische Zeitungen berichteten, von diesen sehr übertrieben worden ist, und ebenso auch, daß die Maueranschläge in Batavia und anderen Orten, von welchen gleichfalls Meldung geschah, nur der Ausdruck von Unzufriedenheit der Einzelnen gewesen sind, nicht aber die Stimmung der Chinesen im Allgemeinen wiedergegeben haben. Dieselben sind zu klug und einsichtsvoll und die Zahl derer unter ihnen, die reich und begütert sind, also nur zu verlieren haben, ist zu groß, als daß sie sich, ohne Noth und bloß durch das Verlangen nach einer selbständigen Herrschaft verlockt, sich in ein so äußerst gefährliches Abenteuer einlassen sollten, wie ein Aufstand gegen die Niederländer ohne Zweifel für sie sein würde. Denn wie groß ihr numerisches Uebergewicht über die letzteren auch sein möge, so ist doch daran, daß es ihnen gelingen könnte, das Joch derselben abzuschütteln, jetzt noch nicht im entferntesten zu denken. Ein allgemeiner Aufstand der Chinesen auf den indischen Inseln, namentlich aber auf Java, würde freilich auf alle Verhältnisse dieser blühenden Kolonie von so tief eingreifender nachtheiliger Einwirkung sein, daß die Folgen derselben noch lange nach seiner eventuellen Dämpfung sichtbar bleiben würden.

Ein Besuch der Galápagos-Inseln[1]).

Unter diesem Titel bereichert unser Landsmann, der Staatsgeologe der Republik Ecuador Dr. Theodor Wolf, die populäre geographische Literatur durch eine anziehend und frisch geschriebene Schilderung dieser besonders durch Darwin's Beschreibung bekannt gewordenen eigenthümlichen Inselgruppe des Stillen Oceans. Wir erhalten einen interessanten Einblick sowohl in die geologischen Verhältnisse dieser vulkanischen Eilande, als auch in ihre merkwürdige Flora und Fauna, welch letztere besonders durch ihre Reptilien an die Urzeiten der Geologie erinnert. Zwar hat der Verfasser nur die Südhälfte des Archipels — die Inseln Floreana, Chatham, Barrington, Indefatigable und den südlichen Theil

[1]) Theodor Wolf, Ein Besuch der Galápagos-Inseln. Mit 3 Kärtchen. Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff I, 9. und 10. Heidelberg. Carl Winter.

von Albemarle — kennen gelernt, und er selbst warnt davor, seine Beobachtungen zu voreilig auf den ganzen Archipel anzuwenden; doch ist es nach den Berichten früherer Reisender wahrscheinlich, daß das Meiste auch für die Nordhälfte gilt, und so wollen wir uns denn unter seiner Führung in diesem wunderbaren Stückchen Erde etwas umsehen. Drei sauber ausgestattete Kärtchen: eine Uebersicht der ganzen Gruppe, ein Plan der Insel Floreana und eine Darstellung der Cormorantsspitze auf derselben, leisten uns hierbei gute Dienste.

Da die Inseln jetzt nur von Arbeitern zum Zweck der Ausbeutung der Orchilla- oder Orseilleflechte bewohnt werden — seit ihrer Entdeckung durch die Spanier im 16. Jahrhundert bis jetzt haben sie sich allen Kolonisationsprojekten ungünstig erwiesen —, so wird der regelmäßige Verkehr mit dem 500 bis 600 Seemeilen entfernten Hafen von Guayaquil durch ein alle zwei bis drei Monate segelndes Schiff des Besitzers jener Arbeiterkolonie, Herrn Valdisan, unterhalten. Am 1. August 1875 fuhr Wolf ab und gelangte erst am 10. Abends an seinen ersten Zielpunkt Floreana oder Charles-Insel; die beiden östlichsten Inseln, Chatham und das bei der furchtbaren Rauhheit seiner Lavafelder und dem absoluten Mangel an Süßwasser uncultivirbare Hood, kennen zu lernen wurde er durch einen in jenem sonst stillsten Theile des Stillen Oceans ganz ungewöhnlichen Sturm verhindert. Der erste Eindruck, den Floreana vom Schiffe aus gesehen gewährt, ist traurig und fast niederschlagend: man hat Mühe, zu glauben, daß man sich unter dem Aequator befindet; zwischen dem spärlichen, weißlich grauen Gestrüpp scheint allenthalben der schwarzbraune Lavagrund durch, so daß die ganze Landschaft einförmig graubraun aussieht; nur die höchsten Berggipfel schimmern in schwachem Grün.

Die Galápagos-Inseln verdanken ihr Entstehen weder der Zertrümmerung eines größern Landes, noch der Ablösung vom Festlande, noch auch der Hebung des alten Seegrundes, sondern der allmäligen Anhäufung vulkanischer Auswurfstoffe; von einem Hauptkrater aus haben sie sich durch Lavaergießungen vergrößert und im selben Verhältniß an Höhe wie an gleichmäßigem Umfang ausgedehnt. Einige — so Albemarle und Chatham — sind durch die Vereinigung zweier auf solche Weise entstandener Inseln gebildet. Die Entstehung dieser Gruppenvulkane (nur scheinbar gehören sie den Reihenvulkanen an) ist verhältnißmäßig jung und reicht sicher nicht über die Tertiärperiode hinauf; um so interessanter ist es, daß sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so viele endemische Pflanzen- und Thierformen aus eingewanderten südamerikanischen Geschlechtern gebildet haben. Die Formation ist durchaus verschieden von der zwölf Längengrade östlichern des Hochlandes von Quito: letztere besteht aus trachytischem und andesitischem, erstere ganz aus basaltischem Material. Blickt man nun in dem untern Theile der Inseln durchweg auf einen zerklüfteten, furchtbar rauhen Lavaboden, über dessen dürre Schlackenkruste man nur mit Mühe klettert, so geräth man in einer Höhe von 800 bis 900 Fuß plötzlich auf weiche, schwarze Dammerde in üppige Vegetation; dieser Wechsel jedoch beruht nicht auf einer andern geologischen Formation, sondern auf dem zerstörenden Einfluß, den die fortwährenden Nebel und Regen der höhern Region auf die Lavamassen ausüben. Während nämlich die untere Zone beinahe regenlos und nur auf einige Winterregen angewiesen ist (die Regenzeit fällt zwischen Februar und Juni, ist aber meist sehr kurz und bleibt sogar oft ein oder zwei Jahre ganz aus), fällt im höhern Theile das ganze Jahr hindurch häufig Regen, wobei zu bemerken ist, daß auf der Südostseite bei den herrschenden südlichen Passatwinden die feuchte Region fast 200 Fuß tiefer hinabreicht als auf der nordwestlichen.

Daher erklärt sich die auffallende Verschiedenheit der Vegetationsverhältnisse. Auf die Strandflora — einige salzliebende Pflanzen, theils Kräuter, theils dornige Sträucher — folgt bis weit hinauf graulich weißes, scheinbar verdorrtes Gebüsch, welches sich aber bei näherer Betrachtung als in Blättern und sogar Blüthen stehend zeigt, deren winterliches Aussehen nur eine Anbequemung an den trockenen Boden und das dürre Klima ist. Vereinzelt erheben sich dornige Algoroba-Bäume und der zu den Terebinthaceen gehörige „Palo santo“, der einen Umfang von 3 und eine Höhe von 30 Fuß erreicht; auf den rauhesten Lavafeldern vegetiren kräftig eine baumartige Opuntia und ein kolossaler Säulenkaktus, die der Landschaft ein ganz groteskes Gepräge geben. Die Zahl der in dieser Region vorkommenden Phanerogamen schätzt Wolf auf 50 bis 60 Arten, von Kryptogamen bemerkte er nur einige Flechten, von denen die wichtigste, die Orchilla, auf die Zone bis 300 Fuß beschränkt scheint. Von 600 Fuß an verschwinden die unteren Gesträucher und der Kaktus; Algoroba und Palosanto wachsen kräftiger, besonders aber vermittelt die in ellenlangen Büscheln im Winde schaukelnde Bartflechte der Baumäste den Uebergang zu den immergrünen Wäldern des obern Theiles, die mit ihren dünnstämmigen, kaum 30 Fuß hohen Bäumen, von denen eine Art den Sanguisorbeen, zwei den Compositen angehören, den Besucher in die Hochländer Ecuadors in eine Höhe von 9000 Fuß versetzt glauben machen; auffallend jedoch unterscheidet sich die Flora von der des Festlandes durch die Kleinheit der Blattorgane, die Seltenheit epiphytischer Gewächse und das Fehlen schöner Blüthen und der Lianen: auf dem ganzen Archipel fand Wolf keine einzige schöne Blume und von Schlingpflanzen nur einen Convolvulus. Dagegen strotzt das bebaute Land von Floreana — leider beträgt das ganze cultivirbare Terrain kaum eine Quadratmeile! — von riesiger Fülle und Fruchtbarkeit: Zuckerrohr, Manioc, Bataten, Kartoffeln, Baumwollen- und Indigostauden, Salat und Kohl, Rettige, Möhren und Runkelrüben, Reben und Feigen, Orangen und Limonen gedeihen hier in entzückender Ueppigkeit.

Was nun die Zoologie betrifft, so ist die endemische Fauna fast noch ärmer als die Flora; hauptsächlich aus diesem Grunde wohl vermehren sich neu eingeführte Arten so rasch und leicht; von Säugethieren kennt man mit Sicherheit nur eine einheimische Art, einen kleinen Nager (Mus Galapagoensis), während Rind, Ziege, Pferd, Esel, Schwein, Hund, Katze und Haushuhn vollständig eingebürgert und verwildert sind. Das Rind lebt in großen Herden auf den Hochplateaus von Floreana und Chatham, dort 800 bis 900, hier circa 3000 Stück stark. Ein Mann ist eigens angestellt, hauptsächlich die alten Stiere zu schießen; das Fleisch wird eingesalzen und mit den Fellen, die, da sie nicht von Insektenlarven durchbohrt sind, einen großen Werth haben, nach Guayaquil verschickt. Auf Chatham hat man eine Anzahl Kälber eingefangen; die Kühe gehen Tags über zu den wilden Herden in die Pampas und kommen Abends von selbst zum Corral zurück, um sich melken zu lassen.

Die Esel, eine muthige und wilde Race, sind sehr verbreitet; „warum,“ fragt Wolf, „haben diese Thiere hier die sonderbare Gewohnheit angenommen, sich wie ein Hund oder eine Katze auf die Hinterbeine zu setzen? Auch der ernsteste Mann wird das Lachen nicht unterdrücken können, wenn er sie in dieser komischen Positur gravitätisch auf den Pampas sitzen sieht.“

Traurig sieht es mit den Insekten aus: 4 Arten Schmetterlinge und circa 15 Arten Käfer, ein paar Heu-

schrecken und Libellen waren so ziemlich Wolf's ganze Ausbeute. Nur ein kleiner Skorpion und ein riesiger Skolopender (Tausendfuß) mit gewaltigen Zangen, wohl die zwei einzigen giftigen Thiere der Galápagos-Inseln, sind sehr verbreitet.

Bei den Landvögeln fällt jedem Besucher die große Zahmheit auf: viele fliegen neugierig herbei, setzen sich auf das nächste Gebüsch und lassen sich mit einer Gerte oder mit einem Schmetterlingsnetz fangen, von den Tauben kann man sich schnell eine reichliche Mahlzeit verschaffen. Hingegen sind die See- und Strandvögel äußerst scheu und schwer zu schießen, ja, man kann auf diesen Inseln aus der Zahmheit oder Scheu eines Voges ziemlich sicher schließen, ob er endemisch ist oder nicht. Den merkwürdigsten Strandvogel, den Pinguin, lernte unser Reisender beim Besuch der geologisch interessanten Cormorant-Spitze — sie ist dem Vesuv und der Somma vergleichbar, da sie einen von einem ältern halbkreisförmigen Tuffkrater umgebenen Schlackenkegel darstellt — kennen: er schwimmt ausgezeichnet, beim Gehen aber wackelt er unbehülflich mit den schlaff niederhängenden Flügelstummeln wie ein Kind, welches das Gehen lernt, weshalb man ihn bezeichnend „pajaro-niño" (Kindervogel) nennt.

Die merkwürdigste Thierklasse dieser Inseln sind die Reptilien, und unter diesen wieder die Meereidechsen, von den Leuten „Iguana" genannt, sie ist jedoch von den echten südamerikanischen Leguanen verschieden und bildet eine eigene Gattung Amblyorhynchus. Braunschwarz, auf dem Rücken bald heller, bald dunkler braun und grün marmorirt, am Bauche gelblich oder röthlich, zeigt sie mit ihrem hornigen und stachligen Kopfpanzer und dem vom Kopf bis zum Schwanz laufenden Kamm langer Hornstacheln den einzigen jetzt lebenden Repräsentanten der Meersaurier, gleichsam den Ueberrest und Nachzügler jener gewaltigen und bedeutenden Saurier, welche in den Urzeiten unseres Planeten eine so große Rolle spielten.

Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet.

Die beunruhigenden, vielfach ängstlich übertriebenen Gerüchte, welche über die Reise des bekannten russischen Obrist Prschewalski vielfach verbreitet werden, veranlassen uns den Lesern des „Globus" diejenigen Nachrichten mitzutheilen, welche der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft officiell zugegangen sind. Ein jeder Leser mag sich selbst ein Urtheil darüber bilden, wie weit man veranlaßt ist von einem Mißerfolge der Expedition zu reden oder gar von einem tragischen Ausgange derselben. Diese Nachrichten sind der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugegangen und dem im Drucke befindlichen Jahresberichte des Secretärs der Gesellschaft entnommen.

Die letzten völlig verbürgten Nachrichten über Prschewalski datiren vom Herbst des vergangenen Jahres. Er hatte im Sommer die Wüste Gobi glücklich in der Richtung nach Süden durchschritten, verließ am 24. September n. St. das südliche Tsaidam (s. „Globus" Bd. XXXVII, S. 110) und schlug den Weg nach Tibet ein. Die mongolischen Beamten des Siningschen Kreises, bei welchen der Reisende zwei Kisten mit Sammlungen deponirte, riethen ihm entschieden von einer Fortsetzung der Reise in der eingeschlagenen Richtung ab; doch liegt es nicht in der Gewohnheit des kühnen und zugleich umsichtigen Reisenden sich durch derartige Rathschläge von seinen Plänen abbringen zu lassen. Daß auch diesmal der Rath erfolglos gewesen, sehen wir aus der resultatlos verlaufenen Sendung des Amban von Koke-Nor (Koko oder auch Khukhu-Noor) an Prschewalski; der Bote, mit einem Briefe des Gouverneurs, in welchem Prschewalski der Vorschlag gemacht wurde, den Weg über die Provinz Sze-tschwan zu wählen, traf den Reisenden nicht mehr im Siningschen Bezirke an. Wahrscheinlich, meint Herr Kajander, der russische Bevollmächtigte in Peking, wahrscheinlich hatten die Chinesen gehofft, der Reisende würde ohne ihre Hülfe keinen Führer aus Schadse-u (Scha-tsëu) nach Tsaidam finden und er würde nicht in gerader Richtung, ohne Führer, weiter reisen. Sie hatten darauf gerechnet, im Norden mit Prschewalski so zu verfahren, wie sie es im Osten mit einem andern Reisenden, mit dem Grafen Szechenyi gemacht, den sie von der Grenze Tibets unter dem Vorwande, die Bewohner Tibets duldeten keine ausländischen Reisenden, zurückgewiesen. Aus späteren Nachrichten werden wir sehen, daß in der That eine solche Machination schon vorbereitet ist.

Die vortreffliche Ausrüstung der Prschewalski'schen Expedition, welche den Reisenden von einem chinesischen Schutzconvoi unabhängig macht, die Energie und Furchtlosigkeit des Chefs der Expedition und seiner Begleiter, die Geschwindigkeit endlich, mit der Prschewalski seine Reise ausführt, haben bisher alle Pläne der Chinesen vereitelt.

Der Bericht Herrn Kajander's, dem diese Nachrichten entnommen sind, ist vom 16. December datirt. Einen vollen Monat blieb er ohne fernere Nachrichten über die Reisenden, und erst am 16. Januar theilte ihm der englische Gesandte in Peking mit, es sei in Sze-tschwan das Gerücht verbreitet, eine ausländische Reisegesellschaft, die von Norden nach Tibet vorgedrungen, wäre auf dieselben Schwierigkeiten gestoßen, wie Graf Szechenyi im Osten.

An demselben Tage, also am 16. Januar, benachrichtigten die chinesischen Minister Herrn Kajander, daß jegliche zuverlässige Nachrichten über den russischen Reisenden fehlten und daß die chinesische Regierung jegliche Verantwortlichkeit für das Loos der Expedition von sich weise, da der Reisende den Weg durch die Wüste gewählt habe, in welcher keine chinesische Behörden vorhanden seien. Einige Tage später, am 26. Januar, erhielt Herr Kajander neue Nachrichten. Nach Aussagen von Chinesen habe Prschewalski seinen Führer fortgejagt, weil er ihn irre geführt; Mitte Oktober habe der Führer ihn in der Wüste verlassen. Diese Nachricht wurde durch den Telegraphen nach St. Petersburg übermittelt, und in ihr hat man die Quelle aller beunruhigenden Gerüchte über die Expedition zu suchen.

Daß Prschewalski in der Wüste ohne Führer geblieben, ist ein Factum, welches noch keineswegs Veranlassung giebt, über das Loos der Expedition sich Sorgen zu machen; ist doch Aehnliches Prschewalski auf seinen früheren Reisen schon mehrfach widerfahren. Aus dieser Thatsache ist man eher zu dem Schlusse berechtigt, daß Prschewalski mit Sicherheit darauf rechnete, seinen Weg auch ohne Führer zu finden und er hat im Reisen genug Erfahrungen, um ihm dies zutrauen zu können; dann ist aber die Expedition auch so reich ausgerüstet und mit Lebensmitteln versehen, daß sie alle Chancen hat, nicht nur die Grenze von Tibet zu erreichen, sondern auch im ungünstigern Falle die Rückreise zu vollenden. Wir dürfen uns indessen nicht verhehlen, daß die Expedition trotzdem großen Schwierigkeiten entgegen geht.

Nach Nachrichten, die Herr Kajander eingezogen, drohen der Expedition in den nordtibetanischen Wüsten mancherlei Gefahren, theils von Seiten der Tanguten, die in Banden herumstreifend, Karawanen von Wallfahrern nach Hlassa (L'Hassa) plündern, theils von Seiten des mörderischen Klimas der Gegend. Was die Gefahr von Seiten der Tanguten anbetrifft, so ist dieselbe nicht allzuhoch anzuschlagen, und Prschewalski's frühere Reisen haben gezeigt, wie wenig eine wohl bewaffnete Expedition solcherlei Gesindel zu fürchten hat, das wohl wehrlosen Wallfahrern, nicht aber gut armirten Schützen gefährlich werden kann. In Bezug auf die Schwierigkeiten, welche das Klima dem Reisenden bereitet, muß darauf hingewiesen werden, daß nach sorgfältigen Erkundigungen Prschewalski den Herbst als die zum Reisen günstigste Jahreszeit gewählt hat. Ein drittes Hinderniß endlich, und wohl das am schwierigsten zu überwindende könnten die Reisenden von den chinesischen Behörden erfahren; dieselben sind jedoch so lange unschädlich, als die Reisenden sich in der Wüste des nördlichen Tibet aufhalten; die ersten chinesischen Behörden treffen die Reisenden in dem bewohnten Theile Tibets, also etwa 15 Tagemärsche vor Hlassa. Ob es Prschewalski gelingen wird, auch diesen Schwierigkeiten zu entgehen, ist fraglich; für seine persönliche Sicherheit ist hier aber nichts mehr zu fürchten, und das Schlimmste, was ihm dann widerfahren könnte, wäre, daß man ihn unter Convoi zurück schickt.

Jedenfalls muß man im Auge behalten, daß zuverlässige und sichere Nachrichten über Prschewalski vor Ende Mai oder Anfang Juni kaum zu erwarten sind; um diese Zeit erwartet man im Konsulat von Urga die Rückkehr der Lama aus Hlassa, welchen Sendungen und Briefe an den Reisenden anvertraut sind und welche beauftragt sind, über das Loos der Expedition sichere Kunde zu bringen.

Soweit der Bericht des Secretairs. Nachdem derselbe gedruckt, ist von Hrn. Kajander noch ein Bericht eingelaufen, in welchem er ein Schreiben des (chinesischen) Residenten in Hlassa übermittelt, welches aussagt, daß über Prschewalski in Hlassa keinerlei Nachrichten vorliegen. Das Schreiben ist ihm aus den Tsung-li-yamen zugestellt worden und meldet, daß die Tanguten sich mit Entschiedenheit dem Zulassen eines Fremden in ihr Land widersetzen sollen; der Resident habe zwei Beamte, Soldaten und Lamas nach Batang (auf der bekannten Straße von Tatsien-lu nach Lhassa) gesandt, um das Volk zu beruhigen; der Gouverneur von Sining sei beauftragt, den Reisenden zu bereden, seinen Plan, den Weg über Tsaidam zu nehmen, aufzugeben und ihn statt dessen nach Batang zu dirigiren, wo man mit ihm wie mit dem ungarischen Reisenden verfahren würde (d. h. ihn heimschicken).

Gleichzeitig benachrichtigten die chinesischen Minister Hrn. Kajander, daß aus Hlassa und aus Sze-tschwan Truppen auf dem Wege bis zum Kuku-Nor ausgeschickt seien.

Der Brief des Residenten ist im Tsung-li-yamen am 25. November eingetroffen. Nach Nachrichten aus Sining soll Prschewalski die Grenze Tibets am 24. September überschritten haben, indessen scheint dies, wie oben erwähnt worden, einige Tage später erfolgt zu sein.

Berücksichtigt man, daß die Nachrichten des Residenten in Hlassa sich wohl auf die erste Hälfte des November beziehen, daß Prschewalski die Grenze Tibets Ende September überschritten hat, daß er selbst auf die Wüstenreise etwa 30 Tagemärsche rechnet, und daß von der Grenze bis Hlassa fernere 15 Tagemärsche sind, so sieht man, daß vor Anfang oder Mitte November auch in Hlassa kaum Nachrichten von der Expedition eintreffen können.

Daher liegt denn auch bis jetzt keine Veranlassung vor, über das Loos der Expedition heute mehr besorgt zu sein, als man es bei ihrer Abreise zu sein berechtigt war [1]).

St. Petersburg. R. Lenz, 21. April 1880.

---

[1]) Wie das „Athenaeum" (Nro. 2738 vom 17. April dieses Jahres) mittheilt, ist kürzlich über Nepal in Indien die Meldung eingetroffen, daß eine Gesellschaft von 13 Europäern, zweifellos die Prschewalski'sche Expedition, und einigen chinesischen Soldaten den Ort Nak-tschu-ka, etwa 12 Tagereisen nördlich von Lhassa passirt, und daß die chinesischen Gesandten in Lhassa die tibetischen Behörden angewiesen hätten, die Fremden passiren zu lassen. Ob letzteres geschehen wird, ist zwar keineswegs sicher, aber anscheinend wollten sich die Tibeter dem nicht widersetzen. Red.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der italienische Minister für Handel und Ackerbau verlangt vom Parlamente die Kosten zur Herstellung einer großen geologischen Karte von Italien im Betrage von 6 Millionen Lire, die auf 30 Jahre vertheilt werden sollen.

— Das preußische Kultusministerium hat für das mit dem 1. April 1880 beginnende Finanzjahr eine Summe von 32 000 M. für Fortsetzung der Aufnahmen in Attika bewilligt. Es ist Aussicht vorhanden, daß dieselben nach und nach in dem großen Maßstabe von 1 : 25 000 über die ganze Landschaft ausgedehnt werden. Preußen erwirbt sich damit ein nicht geringes Verdienst; denn die ältere 1852 herausgegebene französische Aufnahme des Landes wurde in achtfach kleinerm Maßstabe (1 : 200 000) publicirt und hat bei der Kürze der darauf verwendeten Zeit begreiflicher Weise nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit ausgeführt werden können.

Afrika.

— Nachdem die italienische Regierung gegen Ende des vorigen Jahres die schon längere Zeit einer italienischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehörige Assab-Bai (am nördlichen Eingange der Straße Bab-el-Mandeb auf der afrikanischen Seite) officiell in Besitz genommen hat, haben die Engländer ihrerseits die unweit südlich davon gelegene Bai von Tadschura wiederum besetzt. Dieselbe war schon einmal mit englischen Kolonisten besiedelt, die aber durch die umwohnenden Stämme vertrieben wurden. Jetzt ist ein englisches Kriegsschiff dorthin abgegangen, um ein kleines Fort zu errichten und zu armiren und mit den Eingeborenen freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. So üben jetzt nicht weniger als fünf Mächte Hoheitsrechte an jener Meerenge aus: die Türkei auf dem arabischen, Aegypten auf dem afrikanischen Ufer, England in Aden, Perim und Tadschura, Italien in der Assab-Bai und Frankreich in Obok, welches zwischen Tadschura und der Assab-Bai liegt.

— Die Missionäre C. T. Wilson und Felkin (s. oben S. 64) werden noch im Laufe des April in England zurück erwartet. Wilson ist der erste Engländer, welcher seit der denkwürdigen Reise von Speke und Grant in den Jahren 1861 bis 1863 Afrika von Zanzibar aus über Uganda und den Nil abwärts durchkreuzt, und Felkin ist neben Oberst Long der einzige Engländer, welcher die Reise nach und von

Uganda auf der Nil-Route ausgeführt hat. Die beiden Herren sind von drei Waganda-Häuptlingen begleitet, welche einen Brief Mtesa's an die Königin Victoria zu überbringen haben.

— Die zweite belgische Afrika-Expedition unter Popelin und Carter ist in Karema, M. Cambier's Station am Tanganjika-See, angelangt; aber von den Elephanten, welche den Eingeborenen weit und breit den gewaltigsten Respekt vor den Europäern einflößte, soll nur ein einziger sein Ziel erreicht haben. Man beabsichtigt nun, im östlichen Afrika ein Etablissement behufs Einfangen und Zähmen von Elephanten zu errichten. Eine weitere belgische Expedition soll unter Kapitän Raemaekers und dessen Bruder nach Karema abgehen; dieselbe nimmt drei Handwerker mit und einen kleinen Dampfer zum Gebrauche auf dem Tanganjika-See.

— Die Mitglieder der „London Missionary Society" in Udschidschi am Tanganjika-See haben in Mtowa auf der Westküste, unweit nördlich des Lukuga-Ausflusses, eine neue Station gegründet. Die gesammte Partie, aus dem Rev. W. Griffith und den Herren Hutley und Hore bestehend, fuhr Ende Oktober 1879 in ihrem kleinen Schiffe „Calabash" über den See, wählte die Stelle aus und erbaute mit Einwilligung des dortigen Häuptlings das erste Haus der Station „Plymouth Rock". Die Umgegend wird als sehr malerisch, mit gerundeten Bergen, zahlreichen klaren Bächen und reicher tropischer Vegetation geschildert. Mr. Robert Arthington von Leeds, der Urheber dieser Mission am Tanganjika, hat der Gesellschaft weitere 3000 Pf. St. angeboten für den Fall, daß sie einen Dampfer auf dem See unterhalten und das Land zwischen dessen Nordende und dem Albert Njanza erforschen lassen will. Gute Aussichten für die Geographie!

— Auf S. 218 dieses Bandes haben wir Näheres über Thomson's Expedition vom Njassa- zum Tanganjika-See mitgetheilt und erwähnt, daß nur einige Stunden nach ihm auch Mr. Stewart von der Missionsstation Livingstonia (am Südende des Njassa-Sees) auf einem andern Wege den Tanganjika erreichte. Mr. Stewart schlug eine südlichere Route ein, welche viel leichter zu sein scheint, als die von Thomson zurückgelegte nördliche. In einer Entfernung von 11 engl. Meilen westlich vom Njassa-See erstieg er bequem ein Plateau, welches sich in einer durchschnittlichen Höhe von 4700 Fuß fast bis zum Tanganjika-See hinzieht, viel Regen und ein kühles gesundes Klima hat, wo man fast in jedem Dorfe Vieh antrifft, und die Tsetse-Fliege nur dicht am Tanganjika-See vorkommt. Der Weg über das Hochland ist durchaus bequem; es ist im Osten, dort wo man es vom Njassa aus ersteigt, 3900 Fuß hoch und steigt allmälig bis 5400 Fuß (am Tanganjika) an. Selbst in der trockenen Jahreszeit findet man stets Wasser in Fülle. Am 3. November stieg Stewart die 2100 Fuß zum Tanganjika hinab, traf mit Thomson zusammen und nahm während seines viertägigen Aufenthaltes in dem Dorfe Pambete 15 Reihen von Monddistanzen, aus welchen die geographische Länge dieses wichtigen Punktes hoffentlich genau abgeleitet werden kann. Am 10. November kehrte er nach dem Njassa-See zurück und traf am 20. December in Livingstonia wieder ein. Die Länge seines Hinmarsches betrug 254 engl. Meilen, diejenige des Rückmarsches in Folge Abschneidens von Umwegen nur 232, und die gerade Entfernung beider Seen von einander mag in der Luftlinie 210 engl. Meilen messen. Zu erwähnen ist noch, daß der Sklavenhandel am Njassa-See zum Leidwesen der Missionäre einen neuen Aufschwung genommen hat und über die von den Portugiesen besetzte Ostküste seine lebendige Waare exportirt.

— Der „A. Z." entnehmen wir folgende auf Afrika bezügliche Einzelheiten über die zu handelspolitischen Zwecken unternommene Weltumsegelung der amerikanischen Fregatte „Ticonderoga", welche unter Commodore Shufeldt's Befehl am 7. December 1878 Hampton Roads verließ. Ueber Madeira, die Canarischen Inseln und Sierra Leone erreichte sie das Gebiet der Neger-Republik Liberia, wohin sie Grenzstreitigkeiten zwischen der Republik und den britischen Besitzungen an der Sierra-Leone-Küste riefen. Shufeldt unterhandelte deswegen mit den englischen Behörden und ließ dann verschiedene Aufnahmen machen, wie von dem Hafen von Cap Mount und dem unfern Monrovia mündenden St.-Paul-Flusse. In der Hauptstadt des Freistaates verweilte die Corvette vom 21. Februar bis zum 5. März. Es wurden längs des nördlichen Ufers des St.-Paul-Flusses im Golah-Lande bis zu den Stromschnellen von Njumbawah Höhenmessungen gemacht, um die Möglichkeit eines Eisenbahnbaues nach dem Innern festzustellen. Diese Aufnahme, welche 60 engl. Meilen weit reicht, ist die erste, welche von diesem Flusse über den Punkt hinaus, bis wohin die Fluth reicht, gemacht worden ist. Darauf wurden am Cap Palmas gefährliche Untiefen untersucht und mit Bojen bezeichnet, der Hafen von Monrovia hydrographisch aufgenommen, dann wieder nach Norden über Cap Mount hinaus zurückgefahren, dort der als nördlicher Grenzfluß Liberias ins Auge gefaßte Sugury und der 75 engl. Meilen im Umfang haltende Fishermans-See, der landeinwärts von Cap Mount liegt, aufgenommen, ebenso der Mohfah-Fluß bis zu dem Punkte, wo er schiffbar wird, eine Strecke von 40 engl. Meilen, beschrieben. Die an den Ufern dieses Flusses wohnenden Stämme wurden von den amerikanischen Offizieren besucht, und obwohl damals gerade zwischen ihnen heftige Fehden stattfanden, so wurden die weißen Gäste dennoch überall freundlich aufgenommen und fanden keine Schwierigkeiten, um unter Beistand ihrer Dolmetscher mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen gründlich bekannt zu werden. Am 1. April trat eine aus zwei Engländern, zwei Liberianern und Commodore Shufeldt als Schiedsrichter bestehende Kommission zusammen, um die Grenzfrage zu regeln, tagte über drei Wochen und vertagte sich dann auf unbestimmte Zeit, ohne zu einem Ergebnisse gekommen zu sein. Am 29. April verließ die „Ticonderoga" diese Küsten, lief später Fernando Po, den Gabon, die Mündung des Congo, die Kapstadt u. s. w. an, traf Ende Februar dieses Jahres in Singapur ein und ist von dort nach Borneo gegangen.

— Frankreich hat seine Macht am obern Senegal, deren Grenze bisher durch Medina (circa 1000 km landeinwärts) bezeichnet wurde, um circa 200 km vorgeschoben, indem es in Bafulabe ein Fort errichtet hat. Medina soll mit dem neuen Posten durch eine engspurige Eisenbahn verbunden, und dieselbe bis an den obern Niger verlängert werden, wenn die Kammern den Gesetzesvorschlag der Regierung annehmen, durch welchen der Bau von drei Hauptbahnlinien in der Senegal-Kolonie, nämlich der von St. Louis nach Dakar, einer zweiten von der Küste nach Medina und jener oben erwähnten von Medina nach dem Niger, als im öffentlichen Interesse liegend erklärt wird.

Inhalt: Alfred Honette's Besteigung des Fusi-Yama. I. Deutsch von F. Hilgendorf. (Mit vier Abbildungen.) Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. II. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Mohnike: Die Chinesen in Californien und in Niederländisch-Indien. III. (Schluß.) — Ein Besuch der Galápagos-Inseln. — R. Lenz: Die letzten zuverlässigen Nachrichten über Prschewalski's Expedition nach Tibet. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — (Schluß der Redaction 23. April 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus, betreffend: Karte von Central-Asien, von Dr. Josef Chavanne. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Alfred Honette's Besteigung des Fusi-Yama.

(Deutsch von F. Hilgendorf.)

II.

Am frühen Morgen erwacht ließen einer meiner Gefährten und ich uns von einer Ne san (Dienerin) nach dem Yu-ya (Badehaus) führen, einem großen Becken, in dem bereits das ganze Personal der Herberge, Männer und Frauen, umher plätscherten. Weit entfernt über unser Erscheinen erstaunt zu sein, empfing uns die Gesellschaft vielmehr mit Lachen und den anmuthigsten Begrüßungsgesten; die Freude erreichte aber den Gipfel, als man uns in das Becken hineinspringen, jedoch eiligst unter jämmerlichem Geschrei wieder herausklettern sah. Das Wasser besaß eine Temperatur, daß ich mich noch heute frage, wie wir ohne Brandblasen davon kommen konnten.

Die von uns projektirte Route führte den Tokaido verlassend nordwestwärts über den Hakone-See und dann über einen Bergrücken zu dem ringförmigen Thale, das den Fusi-Yama umzieht. Im Garten des Gasthauses selbst bestiegen wir das Fune (Boot), um nebst unserm Gepäck nach dem Nordende des Sees überzusetzen.

Dieses Becken, 720 m über dem Meere erhaben, liegt in einer Art von Trichter, 6 km lang und 2 km breit, gebildet von dem steilen Absturz der Hakone-Berge. Unmittelbar steigen diese in das tiefe ruhige Wasser hinab, das ihre, von düster grüner Vegetation und schwarzen Vulkangesteinen bedeckte Oberfläche wiederspiegelt; kein Vogel wird gehört, kein lebendes Wesen gesehen, außer dem Dorf Hakone ist kein Haus, keine Hütte an den einsamen Ufern zu erspähen.

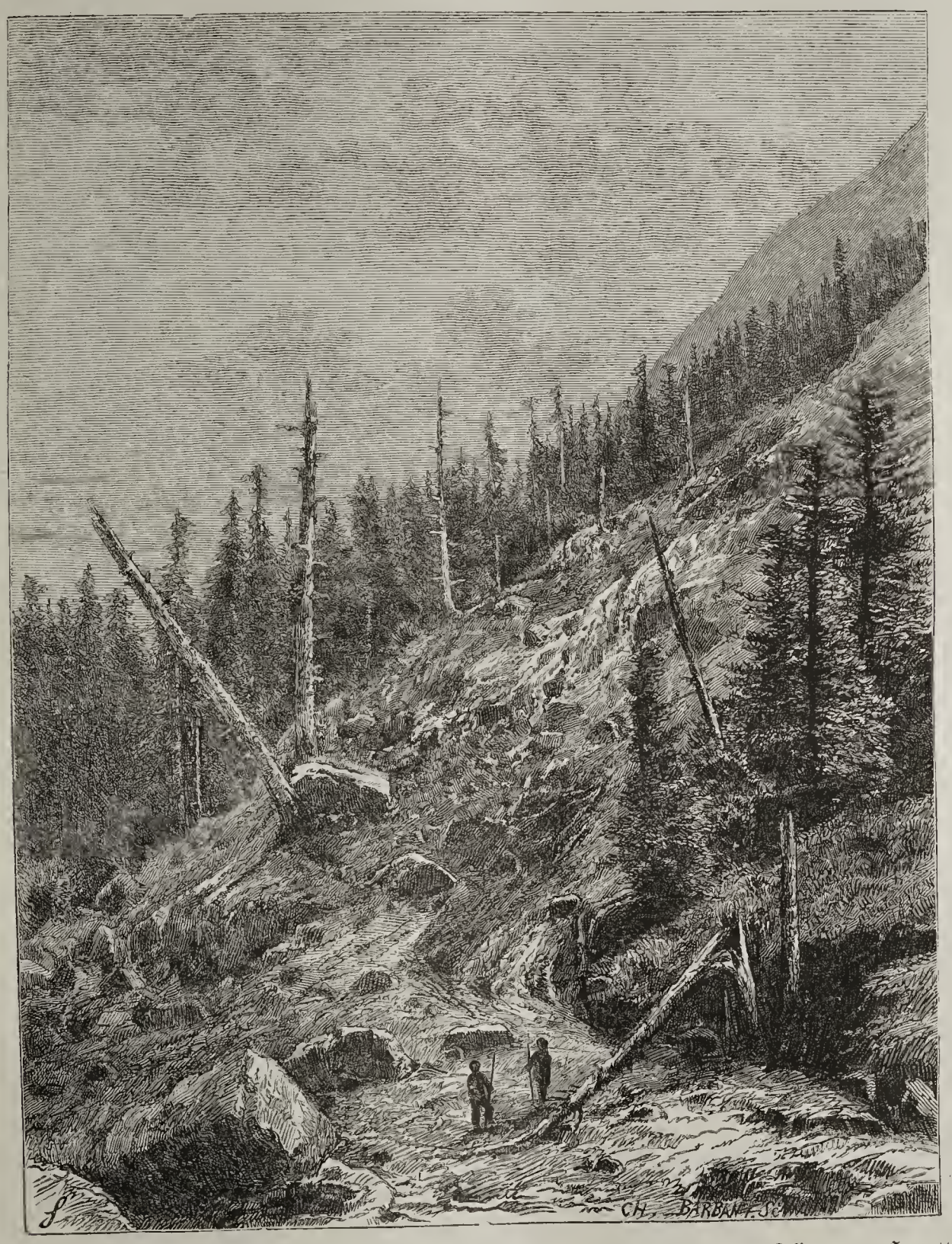
Nach einer einstündigen Wasserfahrt, um 8 Uhr Morgens, betreten wir frischen Muths den steilen Pfad, der uns über die westliche Kette nach der Fusi-Ebene hinüber führen wird. Zwei mühevolle Stunden währt die Ersteigung, aber auf dem Grat angelangt fühlen wir durch das glänzende Panorama unsere Anstrengungen reichlich belohnt. Hinter uns die Schlucht, die wir verließen, mit dem See in der Tiefe, vor uns die grünende Ebene mit Baumgruppen durchsäet, von zahlreichen Wasseradern durchtheilt und jäh abgeschnitten durch die Masse des Fusi-Yama, der sich in seiner ganzen erschreckenden Höhe himmelwärts erhebt. Beim Anblick des gewaltigen Berges, seines die Wolken überragenden Kraters, des Ziels unserer Wanderung, konnten wir uns eines gewissen Kleinmuths nicht erwehren; giebt es doch kaum auf der Welt einen Berg, der in gleicher Weise ganz aus einem Guß dem Schoß der Erde entwächst; die Ebene zu den Füßen des Vulkans liegt fast im Spiegel des Oceans, und nicht nach und nach erhebt man sich bei der Ersteigung höher und höher, sondern in einem Athem hat man die viertausend Meter zu erklimmen. Wir begannen an der Lösung dieser Aufgabe zu verzweifeln.

Unsere Entmuthigung hatte indeß wohl mit eine äußere Veranlassung. Die Ansprüche, welche soeben an unsere Kräfte gestellt worden waren, hatten unsern Appetit rege gemacht, und doch war in dieser Einsamkeit vorläufig keine Aussicht, eine Erfrischung zu erlangen. Gotenba, die nächste Station, lag noch in weiter Ferne als weißes Fleckchen vor unseren Augen. Nach einem zwei lange Stunden dauernden Hinabsteigen beschlossen wir endlich in einem kleinen Weiler, der ersten menschlichen Wohnung, die Gastfreundschaft

Der Fusi-Yama von Osten aus. Im Vordergrunde das Dorf Subashiri. Links ein Pfosten, die Grenze des Dorfbezirks bezeichnend, zu beiden Seiten große Steinlaternen.

eines japanischen Landmannes zu erproben. Es war ein großes schönes Gehöft und von untadelbarer Sauberkeit. Hinter dem Schuppen und dem Wohnhause erblickten wir ein Gärtchen, wo die Laune des Wirthes unter Benutzung eines kleinen Wasserlaufs Miniatur-Kaskaden und -Brücken geschaffen hatte; die ganze Wohnung athmete Frohsinn und Wohlbefinden. Unsere Bitte um Lebensmittel wurde sofort mit größter Liebenswürdigkeit, ja mit offenbarer Freude erfüllt, Geflügelhof, Reis- und Theevorräthe wurden uns zur unumschränkten Verfügung gestellt, und unter Zuziehung unserer Conservenbüchsen war bald ein treffliches Mahl hergestellt. Für die Unterhaltung sorgten die neugierigen Fragen der in immer größerer Zahl herbeikommenden Nachbaren, nach der Tafel aber ergötzten unser Wirth und seine zwei Söhne uns durch eine Darstellung mit Marionetten, die von dem Gesang und dem Samisen [1]-Spiel einer Geisha [2] begleitet wurde.

Die ganze Ebene trennte uns noch von Subashiri, unserm heutigen Nachtquartier. Der Weg indeß war bequem und schattig; bald erreichten wir das nette aber kleine Dorf Hoten. Unmittelbar hinter ihm auf einer Wiese hatten wir eine neue Begegnung mit der dramatischen Kunst zu verzeichnen: es war ein Dorftheater, dessen beide Akteurs mit den grellsten Farben schrecklich angemalt und laut schreiend nach besten Kräften und, wie aus dem schallenden Gelächter des Auditoriums zu entnehmen war, mit bestem Erfolge ihrer Rolle gerecht wurden.



Riß am Abhang des Fusi-Yama. Zur Seite Lärchen und Tannen. (Nach einer Skizze von Houette.)

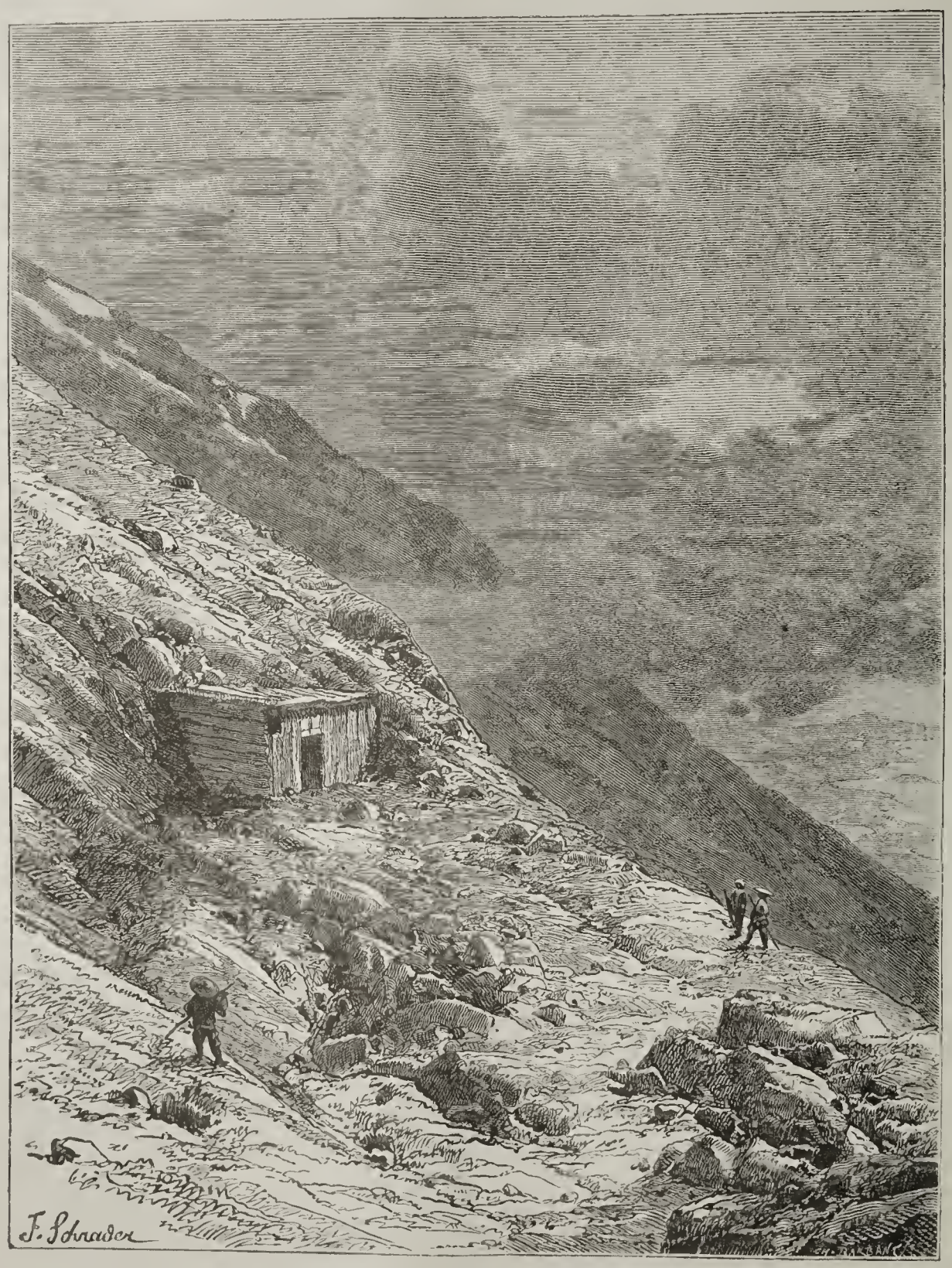
Das reiche Land, das wir durchzogen, mit Gehöften und Häuschen übersäet, gut bebauet und bewaldet, von unzähligen Bächen durchschnitten, hätte wohl in höherm Grade unsere Aufmerksamkeit verdient, als wir sie in unserer Ermüdung ihm zollen mochten. Bald aber begann der Boden mit vulka-

1) Eine Art dreiseitiger Guitarre.
2) Sängerinnen, welche ihre Kunstleistungen gegen Bezahlung in Privat- und Gasthäusern vorführen.

nischen Trümmern sich bedeckend, ein schwärzeres Kolorit anzunehmen, Lavablöcke, die vor langen Jahren der Krater herabgeschleudert, wurden häufiger, das Land trockener, unfruchtbarer, alles verkündete die Nähe des Vulkans. Um 7 Uhr endlich, nach fast 11stündigem Marsche, streckten wir unsere entkräfteten Glieder auf den reinlichen Matten des Gasthauses von Subashiri aus.

Während der Pilgerzeit gewinnt dieses Dorf eine gewisse Bedeutung, ebenso wie Yoshida, das am Nordabhang des Fusi-Yama liegt; von hier beginnen die Wallfahrer ihre Besteigung. Zu dieser Jahreszeit aber, am 26. September, ist der Verkehr gering, nur mit Mühe konnten wir daher zwei Enten für unsere Mahlzeit auftreiben.

Der Weg zum Gipfel hinauf ist in acht Stationen eingetheilt, welche durch kleine Hütten, wo die Pilger Lebensmittel, Wasser und Schutz finden, kenntlich sind. Jetzt



Hütte der fünften Station auf dem Fusi-Yama. (Nach einer Skizze von Houette.)

ist indeß alles verlassen, nur die kahlen Wände sind zurückgeblieben und wir sind also dazu verurtheilt, Wasser, Holz, Lebensmittel, Decken, kurz alles, was man braucht, mitzuschleppen.

Mit den 13 Ninsoku (Träger, Arbeiter), die wir nach langem Parlamentiren zu miethen uns erbötig erklärten, die Besteigung zu unternehmen, sollte durchaus unmöglich sein. Am Abend brachen wir die Unterhandlungen ab, am Morgen begannen sie von Neuem, bis wir nach Verlust einer kostbaren halben Stunde den Sieg errangen. Es war $7^1/_2$ Uhr.

Das Wetter, bisher stets günstig, ließ sich auch bei unserm Aufbruch herrlich an; klar und scharf zeichnete sich die zackige Umrißlinie des Vulkans ab, der Schnee auf der Höhe, ab und zu von den Felsgraten durchschnitten, erschien uns mäßig dick. Alle Auspicien waren günstig.

Nach Durchwanderung des noch wenig ansteigenden, unseren Waldwiesen im Charakter ähnlichen untersten Gür-

tels, eines Terrains, das die Japaner mit dem Ausdruck Hara bezeichnen, beginnt erst in Andeutungen, dann immer ausgesprochener die Waldregion. Der Wald von Tannen, dicht, geheimnißvoll, feierlich, die Brutstätte aller der Ungeheuer, welche die japanische Mythe geschaffen hat, und in Wirklichkeit bevölkert von Bären und Wildschweinen, umhüllt die Flanken des Fusi-Yama in der Höhe zwischen 1500 und 2500 m. Nichts Melancholischeres, Wilderes als dieses schweigsame Dickicht; hier und dort zerreißt eine kolossale Lichtung den Tannenmantel, und ein tiefer Riß furcht die Seiten des Berges, in ihm zusammengeworfen liegen zersplitterte und zerpulverte Baumstämme, enorme Felsblöcke, und Massen von Asche und Lapilli, die unter unserm Fußtritt knirschen. Mit Mühe dringen wir weiter vor, bei jedem Schritt an einen entwurzelten Baum stoßend, über die Rauhigkeiten des Bodens stolpernd, und der Weg steigt immer fort, und die Tannen und die Schluchten folgen auf einander in verzweifelter Monotonie, bis wir nach mehreren Stunden dieses ermüdenden Marsches an einer freien Stelle Halt machen können, wo einige Balken mit dem Ueberreste eines Strohdaches uns eine Art Asyl gewähren. Dort nahmen wir ein etwas frugal aussallendes Frühstück ein; unsere Träger folgten unserm Beispiel und brachten ihrem Reisvorrath eine tüchtige Bresche bei. Auf diesem Sammelplatz machten wir auch die Entdeckung, daß außer den dreizehn gedungenen Ninsoku noch eine vierzehnte Person uns begleitete, und zwar mit Anspruch auf gleich hohen Lohn, obwohl sie ohne irgend eine Last mit marschirte. Er wäre gekommen, so eröffnete der Mann uns demüthigst, um die Thür zum fünften Stationshaus zu öffnen, dessen Besitzer er sei.

Der Weg war gekennzeichnet durch unzählige Strohsandalen, welche die Pilger, sobald dieselben abgenutzt sind, fortwerfen. Diese höchst primitive aber sehr bequeme Fußbekleidung besteht in einer einfachen Sohle von geflochtenem Stroh, die durch eine Schnur, die gleichfalls aus Stroh gedreht ist, und welche zwischen dem ersten und zweiten Zehen durchgezogen und über dem Hacken befestigt wird, ihren Halt hat. Aber nur die Haut von Jemand, der an solche Beschuhung gewöhnt ist, wird ungequetscht und ungeschunden bleiben.

Unsere kleine Truppe hielt sich heute weniger gut als gestern; nicht ohne Besorgniß gewahrte ich, wie unser würdiger Chef in der äußersten Arrieregarde mühsam seine Beine schleppte, und selbst der muthiger ausschreitende Doktor lieferte durch ungewöhnliche Stummheit ein bedenkliches Zeichen. Auch die kräftigeren Mitglieder ließen die Pausen nach immer kürzeren Zeiträumen eintreten. Endlich um 3 Uhr Nachmittags verließen wir den nie endenwollenden Wald, aber nur um auf einen noch schwierigern und mühseligern Weg zu gelangen. Dazu schlug uns ein feiner Regen ins Gesicht und durchdrang unsere Kleidung, Wolken umhüllten uns in Gestalt eines eisigen Nebels und mit steigender Höhe wurde die Kälte entsprechend intensiver. Mit 27° C. hatten wir die Ebene verlassen, jetzt zeigte das Thermometer nur noch 7° und sank noch immer weiter.

Mit beeisten Bärten und Kleidern klettern wir bergan, oft weicht ein Stützpunkt unseres Stockes, und in dem beweglichen Schutt gleiten wir die paar Meter, die wir mühsam gewonnen, wieder abwärts. Doch immer aufs Neue beginnen wir diese entmuthigende Arbeit, denn wir müssen ja zur Nacht auf jeden Fall die fünfte Station erreichen. Unser armer Kapitän wurde von einem Ninsoku an einem Stock gezogen, von einem zweiten hinten geschoben. Trotz aller Noth konnten wir uns des Lachens nicht erwehren, wenn wir beim Umsehen diese Gruppe in ihrer Gesammtheit sich eine Strecke bergabwärts begeben sahen.

Die Nacht brach herein, der Schnee wurde massiger und unser Weg schwierig zu erkennen, wir arbeiteten im kalten Nebel weiter immer voll Furcht in dem Chaos von Schluchten und von Felsmassen, denen Schatten und Nebel phantastische Formen und Verhältnisse verliehen, uns zu verlieren. Die Ninsoku, ermattet und unter ihrer eigentlich ziemlich leichten Last gebeugt, blieben zurück, nur zwei dienten uns als Führer. Plötzlich hörten wir einen Freudenschrei; der Besitzer der fünften Station öffnete uns, treu seinem Versprechen, die Thür. Wir hätten ihn fast umarmt.

Es war 6 Uhr 30 Minuten; den ganzen Tag über hatten wir nur $^1/_2$ Stunde Ruhe genossen und dabei eine Höhe von fast 3000 m über der Ebene erstiegen.

Erstarrt, todtmüde vor Frost und Anstrengung, riefen wir nach Feuer. Bald flackerte es. Aber ein erstickender Rauch war vorläufig seine einzige Wirkung. Eilig arbeitete der Ingenieur an Stelle des mangelnden Schornsteins ein Loch oben in die Wand, während in dem Gesicht des Besitzers der Hütte Indignation und Resignation sich neben einander malten.

Nachdem die von Subashiri mitgeführten Provisionen bemerkenswerth schnell verschwunden waren, suchte jeder sich ein möglichst bequemes Plätzchen zu bereiten und baldigst einzuschlafen. Aber der Ort war wenig dazu angethan. Das Schnarchen der vierzehn Japaner, der hereinschlagende Regen, welcher unser Feuer zu erlöschen drohte, der trotz der angebrachten Verbesserung uns noch immer erstickende Rauch, dann der rauhe Bergwind, der durch die schlecht gefügten Planken der Wände hindurch strich, alles dies hielt uns bis zum Morgen wach, den wir mit Freude begrüßten.

Der Regen hatte aufgehört, herrlicher Sonnenschein beleuchtete den Kraterrand, der ganz dicht vor uns zu liegen schien. Leider verbarg nach unten zu eine dicke Wolkenschicht die herrliche Aussicht, deren Genuß wir wohl verdient gehabt hätten.

Trotz der abscheulichen Nacht begaben wir uns guten Muthes auf den Weg nach dem nahen Gipfel. Aber je weiter wir schritten, um so weiter schien er vor uns zurückzuweichen, und erst nach drei Stunden eines Marsches, des erschöpfendsten, den wir bisher gemacht, war es uns endlich beschieden, auf dem Rande des Kraters selbst Halt zu machen. Unsere Mühen waren vergessen. Mit kindlicher Freude liefen wir um den Krater herum, an dessen Erreichung wir fast verzweifelt hatten; nur die Wolkenlage am Fuße des Vulkans störte unsere Stimmung [1]).

Gemächlich stiegen wir in den Kessel des Kraters hinab. Bei ungefähr 600 m Durchmesser und 200 m Tiefe muß derselbe einst einen gewaltigen Schmelzofen gebildet haben. Heute ist er völlig erkaltet, nicht eine Spalte, nicht der geringste Dampfstrahl, keine Schwefelspur verräth irgend welches unterirdische Leben unter diesem schenßlichen Chaos von nach allen Richtungen umhergestreuten und zerklüfteten Blöcken. Nur die Oede und die feierliche Lautlosigkeit, welche stets die Orte zu umgeben pflegen, die einst Zeugen großartiger Naturphänomene gewesen sind, läßt die stürmische Vergangenheit ahnen, die in dem letzten Ausbruch von 1707 einen großartigen Abschluß fand.

Als wir wiederum den Rand dieses Schlundes erstiegen, welche Ueberraschung für uns! Der Wind hatte das Gewölk fortgefegt, und in seinem vollen Glanze konnten wir

---

[1]) Die Höhe des Fusi-Yama wird von Rein auf 3745 m angenommen. Vergl. dessen gehaltvollen Aufsatz: Der Fusi no Yama in Petermann's Mittheilungen 1879, S. 365.

Das Innere des Fusi-Yama-Kraters. (Nach einer Photographie.)

das zu unseren Füßen ausgebreitete Panorama bewundern, das durch seinen Kontrast zu der Wildheit der Natur unmittelbar um uns noch ergreifender wirkte.

Auf der einen Seite das Meer und die Küsten Japans bis zur Yedo-Bai hin in den schärfsten Linien, auf der andern das ganze Land gleich einem grünen Rasenteppich, hier und da mit einem weiß schimmernden Punkte verziert. Das ist Odawara, Yokohama, dort ist Yedo. Wie klein erscheinen sie uns, diese Städte, in denen man sich müde zu laufen vermag. Alles will das Auge mit einem Blicke erfassen, nimmer kann es sich davon losreißen. Indeß die Verdünnung der Luft machte sich mit solcher Kraft bemerkbar, daß wir an den Aufbruch denken mußten. Das Barometer, welches in Subashiri 750 Millimeter Quecksilberdruck anzeigte, war auf 506 gesunken. Unter solchen Verhältnissen wird der Athem keuchend, die Schläfen summen, man fühlt ein allgemeines Unwohlsein. Nach einer Stunde Aufenthalt auf dem Gipfel des heiligen Berges beginnen wir den Abstieg. Jetzt aber anstatt einen sich hin und her schlängelnden Pfad zu benutzen, begiebt man sich geradeswegs nach unten hinab auf der Linie der größten Neigung.

Den Körper möglichst nach hinten gebeugt, den Stock vor uns ausstreckend, folgen wir mit schwindelnder Eile der Spur unseres Führers. Der Fuß drängt sich in die Schicht von Asche und Geröll, welches in Wirbeln gehoben umherspritzt, und wehe dem, der auf einen Lavablock oder einen feststehenden Stein trifft, unfehlbar überschlägt er sich. In zwanzig Minuten durchsausen wir in dieser Weise den Weg, auf dessen Erklimmung wir heute Morgen drei mühselige Stunden verwandt hatten.

Den nämlichen Abend noch hatten wir in Subashiri unser Nachtlager.

Am folgenden Tage, dem 29. September, begaben einer meiner Begleiter und ich uns wieder auf den Weg nach Hakone. Nach einem vollen Tagemarsch trafen wir Abends dort ein.

Die nächste Morgendämmerung fand uns auf dem Wege nach Fusi-sawa, das unser nächstes Nachtquartier bilden sollte. Aber anstatt den Tokaido direkt nach Yumoto zu verfolgen, beschlossen wir für diesmal einen nördlichen Umweg über Ashinoyu, ein kleines Oertchen, das seinen Ruf den Thermalquellen verdankt. Schon nach ein und einer halben Stunde waren wir zur Stelle, und auf schattigen Fußwegen, mit Azaleen und Lilien eingefaßt, erreichten wir bald Miyanoshita.

Miyanoshita besitzt die malerischste Lage, die man sich zu denken vermag; es hängt in halber Höhe an den laubreichen Wänden, die dicht zusammengedrängt eine enge, aber von lachenden Gesträuchen und Blumen ausgekleidete Schlucht zwischen sich fassen. Die Häuschen, auf den Felsvorsprüngen festgeklammert, verschwinden fast im Grün der Büsche, reihen sich im anmuthigsten Wirrwarr über einander, und tief unten über spiegelglatte stets neu polirte Felsen stürzt der Bergstrom, dessen Ufer wir nun bis zum Meere folgen. Unweit Odawara gewinnen wir den Tokaido wieder.

Es war 3 Uhr Nachmittags. Der Regen, der seit dem Fusi-Yama-Tage uns verschont hatte, fiel in großen Tropfen, der Himmel verdüsterte sich und das Meer bedeckte sich mit bleiernen Farben, ein Wetter war im Anzug, das uns hindert zu Fuß den Weg fortzusetzen. Zu Wasser wollte uns kein Japaner nach Fusi-sawa überführen, Pferde waren nirgends vorhanden, endlich fanden wir glücklicherweise zwei Jinrikshas.

Bei schönem Wetter sind diese kleinen Wagen ein ganz angenehmes Transportmittel; von zwei munteren Burschen gezogen legt man darin mit Leichtigkeit 7 bis 8 Meilen den Tag zurück. Aber der Weg war schlammig, bei jedem Schritt durch große Pfützen unterbrochen. Trotz aller Anstrengung kamen unsere Japaner nur langsam vorwärts, und wir selbst, in unseren durchnäßten Kleidern frierend und unter der Kappe von geöltem Papier, die uns schützen sollte, erstickend, fanden uns in einer wenig neidenswerthen Lage. Wir verzichteten sehr bald darauf, Fusi-sawa zu erreichen, und waren sehr zufrieden, als wir uns gegen 6 Uhr Abends in Diso einquartieren konnten.

Niemals werde ich die Behaglichkeit vergessen, welche ich in dieser prächtigen Herberge empfand, als ich meiner feuchten Kleider ledig und in sehr bequemem japanischen Anzuge inmitten des malerischen Gasthauslebens mit Hülfe der rührigen und lustigen Dienstmädchen und der eifrigen Wirthsleute meine Mahlzeit herrichtete.

Das Gasthaus in Diso ist die letzte, aber reizendste Erinnerung an meine Fusi-Yama-Reise.

Am folgenden Tage, dem 1. Oktober, schliefen wir bereits an Bord unserer Fregatte, trotz aller Genüsse der Reise recht glücklich, das Leben auf dem Schiffe und unsere Schlafstelle dort wieder zu haben.

Der Kaiserin-Augusta-Fall in Westafrika.

Von **Otto Schütt.**

Malange, der letzte Posten, welchen die Portugiesen jetzt noch im Innern der Provinz Angola besetzt halten, ist ein kleiner Ort, den etwa 1000 Schwarze und vielleicht 20 Weiße, zur Hälfte sicher Deportirte, bewohnen mögen. Vor einigen Jahren erst wurde die Karawanenstraße nach Cassange, die den stolzen Namen der „estrada real“ führt, über Malange verlegt, wo vorher ein höchst lästiger Wegelagerer, der Häuptling Mohiéba, residirte. Jetzt dienen die Söhne desselben den Händlern als „carregadores“ zur Beförderung der Waaren von und nach der Küste. Eine „fortaleza“ (Festung), die sich durch eine Fahnenstange und eine davorstehende, ihren verfehlten Beruf betrauernde invalide Kanone ganz leicht von den übrigen Lehmhütten unterscheidet, benimmt dem ankommenden Fremden sofort jeden Zweifel, daß er sich in einem „conselho“, einer Distriktshauptstadt, befindet, wo ein „Chefe“ (Untergouverneur) seinen Sitz hat.

In Malange mußte nun sowohl der Bedarf an Perlen, Kattun, Pulver, Salz, kurz den gebräuchlichen Tauschartikeln, welche im Innern die Stelle des Geldes vertreten, wie auch die erforderliche Anzahl Träger, auf deren Schultern dort einzig und allein der Transport der Waaren bewerkstelligt wird, angeschafft werden.

Dies beanspruchte natürlich Zeit und da wir außerdem in voller Regenzeit waren, in welcher Niemand dort eine große Reise antritt, verweilte ich vier Monate und benutzte

die Zeit zum gründlichen Studium und zu einer exacten topographischen Aufnahme der Umgegend.

Unter anderm führte mich eine Exkursion in südlicher Richtung zur Entdeckung eines großartigen Wasserfalles, den der majestätische Quanzastrom dort unter 9° 54′ südl. Br. und 16° 42′ östl. L. bildet, den vor mir keines Weißen Auge erblickt, dessen allgewaltige Schönheit noch keines Europäers Gemüth bewegt hatte. Die Portugiesen in Malange glaubten von diesem Falle zu wissen und einige erzählten sogar, sie seien dort vorbeigekommen; aber ein alter Brasilianer, Senhor Almeida, der seit 30 Jahren dort gelebt, erklärte mir, Jene sprächen von einem großen Falle, der bei Quibinda, nicht fern von der frühern Straße, gelegen sei. Diesen habe er selbst früher gesehen und dort habe er von den Negern sagen hören, einige Tagereisen weiter oben sei ein anderer, bedeutend größerer Katarakt, der eine „fumarada", dicken Rauch, mache und in dem ein „bichu", ein Ungeheuer, wohne, das jeden Nahenden verschlinge, der nicht schwarze Haut habe und noch dazu ein rothes „panno" (Kleid) trüge [1]).

Alles dies reizte natürlich meine Neugier, und eines Tages stellte ich eine kleine Karawane zusammen, verproviantirte mich für eine mehrtägige Reise und marschirte los; mein Reisegefährte Gierow und Saturnino Machado, mein Wirth, begleiteten mich.

Am zweiten Tage setzten wir über den Cuige, einen tiefen Fluß, der bei Quibinda in den Quanza mündet, und hatten dort den ersten Vorgeschmack von den Schwierigkeiten eines solchen Flußüberganges in einem winzigen, am Rande ausgebrochenen Canoe, aus einem Baumstamm aufs Roheste

Der Kaiserin-Augusta-Fall des Quanza.

geschnitten; diese elenden Backtröge kosteten uns auf der spätern Reise manchen tüchtigen Mann, manches werthvolle Gepäckstück und vor allem manche Stunde voll Herzbeklemmung, wenn die Wilden dabei von unserer hülflosen Lage Nutzen zogen und uns bedrohten.

Hier mußten wir in dieser traurigen Maschine Mann für Mann, natürlich Gepäck und Träger zuerst, einzeln befördert werden; die anderen warteten in der Sonnengluth, bis die Reihe an sie kam. Den Reitstieren wurden die Sättel abgenommen, dann schob man sie mit Püffen und Stößen hinein ins Wasser und zerrte die besinnungslos, oft an den ungünstigsten Stellen drüben landenden, so gut es eben ging, heraus; ein kleiner Katarakt, etwa hundert Meter weiter unten, mit steilen Ufern und eben groß genug, um einen Ochsen zu zerschmettern, erhöhte die Reize der Situation bedeutend.

Am dritten Tage, nach einem Ritte auf fußbreitem Pfade und durch „Capim" (Steppengras) von einer nie von mir für möglich gehaltenen Höhe und Dichtigkeit, der des dicht vor Einem Reitenden Hut nicht zu sehen gestattete und in welchem man füglich fast erstickte, kamen wir an eine salzige Lagune, die uns den Blick auf den nur wenige Kilometer entfernten Quanza gestattete, welcher hier vermöge einer riesigen Windung unserm Wege auf kurze Zeit nahe war. Ein schöner, dichter Wald umsäumte die Lagune und das breite Silberband des Stromes.

In diesem Walde hatten wir die dritte Nacht gelagert und waren zeitig aufgebrochen; nach dreistündigem Marsch kamen wir an eine Lichtung, wo bereits die zu Tage tretenden Granitblöcke die Nähe des Stromes ankündigten. Ein Rauschen, welches sich schon vorher im dichten Walde in unbestimmter Weise vernehmbar gemacht hatte, ließ mich schärfere Umschau halten; da sah ich etwa 4 Kilometer vor mir eine Anzahl Rauchsäulen sich zum Himmel erheben, wie wenn große Strecken des dürren Grases einer Steppe an verschiedenen Stellen entzündet worden wären. Ich konnte mir nicht erklären, was es sei, und sah den mit mir dem Trupp vorausgeeilten Führer, einen einheimischen Jäger,

[1]) Die Sá da Bandeira'sche Karte von Angola verzeichnet übrigens an der angegebenen Stelle eine „Cataracta do Mupa do Condo", die mithin vielleicht in früherer Zeit den Portugiesen bekannt war. (Red.)

fragend an; dieser jedoch drängte, offenbar in großer Aufregung, vorwärts, nur einzelne, abgerissene Laute ausstoßend, von denen ich, damals der Sprache noch sehr wenig mächtig, nur calunga-calunga (schön, gut) verstand. Eiligst folgten wir dem Pfade, der wieder in den Wald einbog, das Rauschen wurde bald ein Brausen, stärker und stärker; plötzlich schnitt den Wald eine mächtige, horizontale Granitplatte ab, über sie noch hinweg und dicht vor unseren Füßen brausten wirbelnd und schäumend die Wasser über die Felswand hernieder! Die ganze Scene war außerordentlich schön; mochte der Blick sich nun gegen die kommenden, gleichsam sich auf uns zu wälzenden Wasser wenden und dann sich hinabsenken mit ihnen in den Kessel des Stromes, oder mochte er über die Ebene schweifen, dem breiten Strome in seinen Windungen folgend, bis er in der Ferne verschwand, überall fesselte die großartige Scenerie den Beschauer. Die Ufer und auf dem Flusse verstreute Inselchen sind mit Waldbäumen geschmückt, deren Physiognomien ein wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Ueber alle hervorragend sieht man den starken Baobab, den Riesen, dessen Aeste nicht selten den Stamm eines ansehnlichen Baumes abgeben könnten.

Neben dunkelgefärbten cypressenartigen Maracajous zeichnet sich die lichtere, volle Krone des der Buche am ersten vergleichbaren Silk-cotton-tree, der mafumeira, vortheilhaft ab. Dazwischen geben stolze Gruppen schlanker Palmen mit ihrem federartigen, sich so eigenthümlich plastisch gegen den tiefblauen Himmel abhebenden Gezweig der Scenerie auch hier jenes Fremdartige, Märchenhafte, das, wo sie vorkommen, der ödesten, flachsandigen Meeresküste, ja selbst der Wüste einen Reiz verleiht.

Eine Kette chaotisch über einander gewürfelter, schwarzer Felsblöcke lagert sich, in der Mitte im stumpfen Winkel gebrochen, quer über den ganzen wohl 600 Meter breiten Strom und staut die heraudrängenden Wassermassen für einen Augenblick; dann brausen sie hinüber und vorbei; unten aber, in der Tiefe, empfangen sie abermals starre Felsmassen und schleudern ihre Theile in Gischt verwandelt senkrecht hinauf in Säulen, deren zerstiebende Kapitäler hoch über den obern Rand des Falles hinausragen und die Umgegend in einen feinen Wasserstaub hüllen.

Sprachlos standen wir vor diesem blendenden Schauspiel, überwältigt, unserer selbst nicht bewußt; erst nach langer Pause fanden wir Worte, das Empfundene auszutauschen, und noch unter dem Eindrucke der Majestät des Ortes schritten wir zu seiner Taufe und gaben ihm den Namen unserer erlauchten Kaiserin. Später fuhren wir unterhalb des Falles über den Fluß und verbrachten den Tag jagend in den wilden auf viele Tagereisen hin unbewohnten Urwäldern des rechten Ufers; dann reisten wir weiter, den Strom hinauf bis an den Loando, einem großen Nebenfluß des Quanza, der, nicht fern von seinem Einfluß, ebenfalls einen großen Wasserfall bildet. Von dort kehrten wir nach Malange zurück. Niemals aber auf der ganzen fernern Reise zeigte sich uns ein ähnliches auch nur annähernd so schönes Bild, wie es der „Kaiserin-Augusta-Fall“ geboten.

Im Quellgebiet des Muk-su.

Nach dem Russischen des Herrn **Oschanin.**

Unter diesem Titel veröffentlichte Oschanin in Nr. 33 und 43 der Turkestan. Ztg. von 1879 einen längern Bericht, dem nachstehende Mittheilungen von geographischem Interesse entnommen sind:

Der Muk-su ist der größte Zufluß des Surch-ab (Wachsch). Er wurde zuerst im Jahre 1876 von Russen besucht, als ein Detachement unter Fürst Wittgenstein rekognoscirend von Daraut-kurgan im Alai-Thale aus über den Ters-agar-Paß nach Süden bis Altyn-mazar vorging. Kostenko hat diesen Zug als Theilnehmer beschrieben. Im Jahre 1877 durfte Muschketow ebenfalls nur bis Altyn-mazar gehen. Erst 1878 erhielt Oschanin Erlaubniß, das Quellgebiet des Muk-su oberhalb dieses Punktes zu untersuchen, obwohl dasselbe schon seit 1876 in russischen Besitz übergegangen war. Ein Vorgehen bis über den Murgh-ab (Ak-su) in das Gebiet von Schugnan gelangte zwar nicht zur Ausführung, doch brachte die Expedition und die Aufnahme der Marschroute durch Herrn Rodionow eine wesentliche Bereicherung der Kartographie für diesen Theil Mittelasiens und änderte wesentlich die Anschauungen über die Pässe, welche nach der Landschaft Schugnan und in das Bassin des Kara-kul führen.

In der Nacht vom 9. (21.) zum 10. (22.) September 1878 befanden sich die Reisenden unweit des Passes Ters-agar, an der Stelle, wo sich der nördlich in das Alai-Thal abfließende Ters-agar-su mit dem von links kommenden Min-teke-su zum Tuz-su vereinigt. Auf dem rechten Ufer des Ters-agar-su lag eine ziemlich große Fläche mit salzhaltigem Boden und spärlichem Graswuchs; die Abhänge der Berge ringsum, bedeckt mit vertrockneten Gräsern, erschienen wie mit gelbem Ocker bestrichen. Baum- und Strauchwuchs hatten schon 3 Werst unterhalb des Lagerplatzes aufgehört. Am Abend um 9 Uhr waren + 4° R., am 10. früh 6 Uhr aber — 3° und es fiel bis 8 Uhr Schnee, der eine Dicke von 4 Werschock (18 cm) erreichte. Um 8 Uhr stieg das Thermometer auf — 0 und der Schnee begann zu schmelzen. Erst um 12 Uhr wurde aufgebrochen, als der Pfad längs des ziemlich steilen Hanges auf dem rechten Ufer des Ters-agar-su wiedererkennbar war. Der Aufstieg zum Passe geht ganz allmälig, aber die Spalte, in der das Wasser herabkommt, verengt sich stellenweise auf wenige Saschen (1 Saschen = 2,1 m). Der obere Theil des Bachbettes und der kleine See auf dem höchsten Punkte des Passes, aus dem die beiden Ters-agar-su nach Nord und Süd abfließen, war ganz trocken. Die Paßhöhe selbst, eine enge, mehrfach gewundene Schlucht, rings von nahen Bergen umgeben, bietet fast gar keine Umsicht. Jenseits des kleinen Sees führt der Weg fast unmerklich abwärts zunächst auf dem rechten Ufer des südlichen Ters-agar-su auf etwas sumpfigem Boden. Nach etwa 2 Werst verläßt er das Flüßchen, das in einer ganzen Reihe von Wasserfällen an völlig unzugänglicher Stelle zum Muk-su hinabfällt. Wenige Minuten Weges führen an den Rand eines kleinen Abhanges, wo eine prächtige Aussicht sich öffnet. Man steht etwa 3000 Fuß über dem Flußthal des Muk-su, das wie ein schmaler grauer Streifen erscheint, in dem hier und da der Wasserspiegel schillert. Das Thal hat im Allgemeinen die Richtung von Ost nach West, und das Ostende desselben liegt etwa zwei Werst aufwärts vom Fuße des Passes. Dort entsteht der Muk-su aus der Vereinigung

dreier Flüsse; zwei von ihnen, der Sonk-su und Kaindy, kommen in ganz engen Schluchten von Osten her, der Sel-su aber kommt von Süden; der südliche Ters-agar-su, den Kostenko mit als Quellfluß rechnet, ist zu unbedeutend, um diese Ehre zu verdienen.

Flußaufwärts sieht man schneebedeckte Berge, unter denen namentlich drei Gipfel hervorragen, die sich Ters-agar gerade gegenüber jenseit des Muk-su erheben. Der erste, östlichste, der Schelweli, füllt den Winkel zwischen dem Sel-su und dem Muk-su; der zweite, Sandal, steht im Mittelpunkte der ganzen Gruppe und westlich von ihm erhebt sich der Muz-dshilga. Mindestens die oberen zwei Drittheile dieser Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt. Oschanin schätzt den Sandal auf nicht unter 25 000 Fuß absoluter Höhe, die anderen wenig niedriger; verbunden sind sie durch Bergrücken, über welche die drei Spitzen noch etwa 5000 Fuß emporragen. Der weitere Verlauf des Bergzuges westlich vom Muz-dshilga ist nicht zu sehen, sondern wird durch die Berge auf dem rechten Ufer des Muk-su, also durch die Trans-Alai-Kette, verdeckt.

Der Anblick der drei Bergriesen von Altyn-mazar (am Muk-su in etwa 8000 Fuß Höhe) aus ist noch großartiger wie von Ters-agar her, denn dort ist der Beschauer nur eine halbe Werst vom Fuß der Berge entfernt. Diese steigen direkt aus dem Thale des Muk-su empor und keine Vorberge verdecken ihren Abhang. Zwei kleine Gletscher senken sich auf diesen Hängen zum Flusse herab; der eine zwischen dem Schelweli und dem Sandal hat nicht mehr als eine Werst Länge; der andere, etwa zwei Werst lang, nimmt die Schlucht zwischen dem Sandal und dem Muz-dshilga ein. Die Gletscher kommen nicht bis zur Thalsohle herab, ihre Endmoränen liegen auf etwa 1000 Fuß relativer Höhe. Beide Gletscher haben keine Seitenzuflüsse und keine Mittelmoränen, aber die Seitenmoränen sind sehr stark entwickelt, namentlich bei dem westlichen Gletscher. Die Hänge unterhalb der Endmoränen sind sehr steil, ein Hinaufsteigen bis zu den Gletschern scheint fast unmöglich, ist wenigstens äußerst gewagt. Diese beiden Gletscher erwähnt auch Kostenko, und die 1878 erschienene Karte vom Quellgebiet des Amu Darja giebt sie an; ein dritter Gletscher aber, den diese Karte von den Bergen auf dem linken Ufer des Kaindy zum Thal des Muk-su sich herabsenken läßt, ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Der Name Gon-Gebirge, den man seit der Alai-Expedition den oben genannten drei Piks gegeben, ist den Bewohnern der dortigen Gegend ganz unbekannt.

Der Abstieg von Ters-agar nach Altyn-mazar ist namentlich auf der untern Hälfte sehr steil, der Boden meist weich, nur auf kurzen Strecken steinig. Der Weg ist in Zickzacks bergab geführt. Auf halber Höhe des Abhangs zeigen sich neben dem Graswuchs wieder die ersten Sträucher. Am Fuße des Passes liegt ein altes kirghizisches Winterlager, Hütten aus Stein gefügt mit zumeist zerfallenen Dächern, am Rande eines Dickichts, das sich eine halbe Werst breit und zwei Werst lang ausdehnt. Das Dickicht besteht aus wilden Rosen, Saalweiden und Weidendorn gleich demjenigen, das sich längs des Surchab von Darant bis zur Mündung des Sor-buch erstreckt, doch fehlt die dort so reich vertretene Clematis.

Der Ort selbst wird Kutas-kuschty genannt, d. h. „das Jak war geschlachtet". Altyn-mazar ist das Grabdenkmal des muslmanischen Heiligen Hodshi-Fazilmand, eines direkten Nachkommen des Chalifen Omar, jetzt ein nur wenig besuchter Wallfahrtsort. Es liegt zwei Werst von Kutas-kuschty. Ein Scheich Mullah-Saib-Nazar hält an dem Wallfahrtsort die Wache, er unterrichtet zugleich im Winter die Kirghizenkinder von weit herum. In Altynmazar lebten nur vier Familien, die meisten Bewohner hatte die Hungersnoth in dem harten Winter 1877/78 vertrieben. Im Sonk-su wird etwas Gold gefunden. Vielleicht 100 Leute arbeiten dort während fünf Monaten in Genossenschaften zu je vier Mann, doch erreicht der Durchschnittsertrag noch nicht zwölf Kopeken (38 Pf.) pro Kopf und Tag.

Am Abend des 10. September um 9 Uhr zeigte das Thermometer in Kutas-kuschty — $^1/_2{}^0$ R. In Folge der Schneeschmelze war der südliche Ters-agar-su aus den Ufern getreten. Bei Nacht hörte man zweimal das Getöse fallender Lawinen, die aber nicht bis zum Fuße der Berge herabkamen.

Nach den Erkundigungen, welche Oschanin vom 11. September ab in Altyn-mazar einzog, war von dort bis Polis, das etwa unter $38^1/_2{}^0$ n. Br. schon auf dem Gebiete von Schugnan liegt, kein Nomadenlager mehr zu finden; es mußten also Führer und Proviant von hier aus mitgenommen werden.

Der Weg nach Schugnan über den Tachta-korum-Paß war nach Angabe der Kirghizen „nicht besonders beschwerlich". Zum Passe führen zwei Wege; der eine geht am Sel-su aufwärts und dann längs dessen rechtem Zuflusse Baljand-kiik zum Fuße des Passes; der andere durch das Thal des Kaindy und über den gleichnamigen Paß trifft den erstern im Quellgebiet des Baljand-kiik. Vom Kaindy-Paß sagten die Leute, daß er hoch im Bereiche des ewigen Schnees liege, und daß im letzten Winter so viel Schnee gefallen sei, daß es schwer sein würde, mit Lastthieren durchzukommen. Ihn einzuschlagen schien deshalb bedenklich. Der Weg am Sel-su sollte stellenweis verschüttet und sehr beschwerlich sein; doch vertraute man darauf, ihn leicht passirbar machen zu können, da die Aussagen der Einwohner über die Wegsamkeit nicht allzugenau zu nehmen sind. Dieser Weg wurde also eingeschlagen.

Jenseit des Tachta-korum-Passes führt der Weg an dem Flüßchen gleichen Namens (bei seiner Mündung in den Murgab heißt er Kudary) entlang; zwei Tagemärsche vom Passe aus führen nach Polis, wo man wieder Kirghizen antrifft.

Von dort führt übrigens ein ganz bequemer Weg zum Kyzyl-art-Passe und dieser Paß selbst ist trotz seiner hohen Lage auch mitten im Winter passirbar. Auf diesem Wege erscheint seit Jahren ein gewisser Saib-Nazar bei seinen Raubzügen auf dem Alai. Der obere Theil des Plateaus, der sogenannte Basch-Alai, dient übrigens nur als Sommerweide; Winterlager giebt es dort nicht. Nur wo die engen Thäler des Kurschab, der Ak-bura und ihrer Zuflüsse nicht ausreichen, das Vieh zu ernähren, lassen die Kara-Kirghizen einen Theil der Herden mit ein paar Wächtern auch im Winter auf den Höhen, und sie finden Nahrung an den Hängen, wo der Schnee nicht liegen bleibt.

In Altyn-mazar erhielt die Expedition noch einige weitere geographisch interessante Nachrichten. So zeigte sich, daß man vom Baljand-kiik nicht nur über den Tachta-korum-Paß nach Schugnan, sondern auch zum Kara-kul gelangen kann und zwar über den Kokui-bel-Paß. Wenn die bisherigen Karten angaben, daß der Weg über den Kokui-bel vom Kara-kul zum Mur-gab führe, so sagten die Kirghizen vielmehr aus und die Pamir-Expedition von Sjewerzow hat es bestätigt, daß zwischen Polis und dem Kara-kul ein Paß nicht vorhanden ist.

Ueber den Sonk-su sagten sie aus, er fließe in einer so engen Schlucht, daß die Goldsucher dort nur zu Fuß fortkommen. Von diesem Flusse aus aber könne man direct

nach Aram-kungei, einem Ort am Nordende der Altyn-darinskischen Schlucht, gelangen. Wenn das richtig ist, so würde außer den Pässen von Kysyl-art und Ters-agar noch ein dritter, freilich für Saumthiere nicht brauchbarer Paß über die Trans-Alai-Kette führen. Nach Aussage der Bewohner von Ters-agar fließt der Souk-su bis Chodscha-Tawab, dem ersten karakirghizischen Winterlager, schon auf dem Gebiete von Karategin, in einem ganz unbewohnten Thale; dort wird aber das Thal breiter und hat denselben Charakter wie bei Altyn-mazar. Der Boden ist mit Dickicht bedeckt und der Fluß theilt sich in mehrere Arme; dann verengt es sich wieder und der Pfad führt am Steilrand entlang. Der Weg, äußerst beschwerlich und nur für Fußgänger brauchbar, wird im Winter ganz ungangbar wegen der Schneemassen, die sich in dem Thale anhäufen.

Am Muk-su, einen Tagemarsch, also etwa 30 Werst von Altyn-mazar, befindet sich nach Aussage eines Karakirghizen ein Wasserfall von ungefähr 6 Arschin (12,5 m) Höhe. Andere bestritten dessen Vorhandensein. Die Richtigkeit der Aussage konnte nicht festgestellt werden.

Ueber die Bewegungen der Gletscher gingen die Aussagen dahin, daß der Baljand-kiik, an dem sie auch jetzt wieder vorrücken, zuletzt vor etwa zehn Jahren durch Eismassen völlig versperrt war und hinter denselben einen See bildete, dessen Durchbruch dann eine Ueberschwemmung am Sel-su und am Muk-su zur Folge hatte, die namentlich im Thale des letztern viele Verheerungen anrichtete.

Oschanin meint, das ganze Thal des Sel-su sei wohl einst von einem Gletscher bedeckt gewesen. Das Wasser könne wohl eine schmale Schlucht mit fast senkrechten Wänden sich aushöhlen, dann werde es diese aber auch zum größten Theile selbst einnehmen. Das Gegentheil davon aber, sagt er, sehen wir am Sel-su. Hier stehen die Felsen unter Winkeln von 60 bis 90° an, die Breite des Flußthals aber beträgt bis zu zwei Werst; die Wassermenge des Sel-su ist zu unbedeutend, um eine solche Ausspülung zu Wege zu bringen. Gletscherspuren freilich hat Oschanin in dem Thale nicht gefunden. Er erklärt dies zum Theil aus seiner Unbekanntschaft mit der Gletschernatur und empfiehlt das Quellgebiet des Muk-su der Aufmerksamkeit der Geologen.

Für die weitere geographische Untersuchung dieses Gebietes und der südlich davon gelegenen Theile des Pamir zwischen dem Tachta-korum-Paß und dem Jaschilkul, wohl noch die unbekannteste Gegend ganz Mittelasiens, bezeichnet er als geeignetsten Annäherungsweg denjenigen über den Kyzyl-art-Paß und zur Kudara, weil man dort überall bequem mit Lastthieren durchkommen und während längern Aufenthaltes zu Gletschertouren u. s. w. die Thiere nahe dem Arbeitsfelde gut unterbringen kann.

Ursprung und Eintheilung der Madagassen[1]).

Daß ein großer Theil der Einwohner Madagaskars nicht afrikanischen, sondern malaiisch-polynesischen Ursprungs sei, wurde bereits früh erkannt. Die Uebereinstimmung der Sprache, vieler Sitten und Gebräuche, endlich die anthropologischen Merkmale deuteten darauf hin. Crawfurd's Ansicht, daß die Madagassen „Neger, aber Neger von einer eigenthümlichen Sorte seien", wird heute kaum noch beachtet, und wenn Staniland Wake auf zwei, sage zwei Schädel hin, die ihm aus Madagaskar zugingen, die anthropologische Uebereinstimmung der Madagassen und Südafrikaner constatiren will, so ist dies eine durchaus unzulässige Forschungsweise. Sibree macht darauf aufmerksam, daß bei der hohen Verehrung, welche die Howas für ihre Todten und deren Gebeine haben, es kaum möglich ist, sich Howa-Schädel zu verschaffen, und daß diese auch jetzt noch in den Sammlungen fehlen. Fellkleider, so allgemein in Afrika getragen, fehlten bei den Bewohnern von Madagaskar, welche nur gewebte oder geklopfte vegetabilische Stoffe trugen, und deren eigenthümlich gestaltete Blasebälge wohl in der malaiischen Inselwelt, nicht aber in Afrika wiederkehren.

Sibree nahm die Vokabularien in Wallace, „Malaiischer Archipel", zur Hand, welche neun Wörter in 59 verschiedenen Sprachen jener Region vergleichend darstellen, und er fand in jeder der neun Columnen madagassische Wörter vertreten, ja in vielen Fällen lag absolute Identität vor. Das madagassische afo, Feuer, war in 20; lela, Zunge, gleichfalls in 20; fotsy, weiß, in 30 Sprachen wiederzufinden. In der Liste von „117 Wörter in 33 Sprachen des malaiischen Archipels" sind madagassische Wörter in mehr als 80 oder fünf Siebenteln aller wiederzufinden. Es beziehen sich diese Bemerkungen auf die Howa-Form des Madagassischen; wären die Küstendialekte Madagaskars besser durchforscht, so würden sich sicher noch mehr Uebereinstimmungen nachweisen lassen.

Die Stämme an der Ostküste und in der Centralprovinz Imérina sind durch langen Verkehr den Europäern am besten bekannt geworden, und bei den Betsimisáraka der Ostküste nimmt Sibree sogar starke europäische Beimischung an, worauf ihm die auffallend hellere Hautfarbe derselben deutet. Desgleichen ist dort in Folge alter Ansiedelungen arabisches Blut in die Bevölkerung eingedrungen. Arabische Wörter in der Sprache, ja das Vorhandensein arabischer Bücher und Manuskripte beweisen das hinlänglich.

Am meisten gemischt sind wohl die Howas der Centralprovinz, deren Eroberungszüge sie nach allen Seiten hinführten, und die zahlreiche Sklaven von auswärts mitbrachten, deren Nachkommen die heutige Sklavenbevölkerung Imérinas ausmachen. Die Andrians oder Adeligen halten jedoch ihr Blut rein und heirathen nur unter sich.

Was die Sakalavas betrifft, die Leute des Westens und Nordens, so findet Sibree drei verschiedene Beimischungen bei ihnen: Araber, Inder von Bombay, deren Kleider, Schmuck, Musikinstrumente, Gebräuche an der Nordwestküste überall zu finden sind, und endlich Neger, die in großen Mengen von der afrikanischen Ostküste als Sklaven nach Madagaskar geführt wurden.

Das sind die fremden ethnischen Elemente Madagaskars. Was nun die Eingeborenen selbst betrifft, so trifft man unter ihnen in Bezug auf den physischen Habitus, Hautfarbe, Gesichtstypus, Statur sehr große Abweichungen. Vom olivenbräunlichen Menschen, der nicht dunkeler als der Südeuropäer ist, findet man alle Farbenabstufungen bis zu einer sehr dunkelen, fast schwarzen Farbe. Ebenso sind

1) Nach Sibree, The Great African Island. London 1880.

Unterschiede im Haar: die hellen Leute haben schlichtes, langes, schwarzes Haar; die dunkelen dagegen kürzeres, mehr gekräuseltes, jedoch nicht negerwolliges. Indessen ist dies Verhältniß nicht konstant und findet sich auch das Umgekehrte, also z. B. helle Leute mit kurzem gekräuselten Haare. Die eigentliche Negerphysiognomie, wie wir sie uns mit prognathen Kiefern, wulstigen Lippen, weiten Nasenlöchern ꝛc. vorstellen, kommt auf Madagaskar bei den Eingeborenen nicht vor.

Die Madagassen lassen sich im Allgemeinen in drei große Gruppen bringen: die östliche, mittlere und westliche. Von diesen sind die Howas oder nördlichen Centralstämme und die Betsimisaraka oder östlichen Küstenstämme die hellsten; es folgen in der Farbenskala die Betsileo oder südlichen Central- und die Tanála oder östlichen Waldstämme, während die Sakalava an der Westseite als die dunkelsten den Beschluß machen. Die Statur aller ist etwas unter dem europäischen Mittelmaß, die Glieder sind wohlgestaltet, die Bewegung leicht und graciös. Unter den Andrians (Adligen) glaubt Sibree etwas größere Gestalten constatiren zu können. Der Kopf der Howas mit hohen Stirnen ist sehr wohlgestaltet; ihr Ausdruck ist sehr intelligent und bei manchen findet man schief gestellte Augen nach Art der Chinesen. Die Abbildungen, welche Ellis von ihnen giebt, erklärt Sibree für wohl gelungen.

Die Sakalava, wiewohl dunkeler als die Howas, stehen hinter ihnen körperlich keineswegs zurück und alle Beobachter schildern sie als hübsche, kräftige Leute. Unter den Betsileo findet man die größten Madagassen; ihre durchschnittliche Größe ist 6 Feet (1,83 m), die Weiber sind ein wenig kleiner. Alle die körperlichen Scheidungen, namentlich in Bezug auf die Hautfarbe, sind jedoch nirgends scharf zu nehmen, sondern allenthalben sind Uebergänge vorhanden, wenn auch die drei großen Abtheilungen in Ost-, Central- und Weststämme bestehen bleiben. Sprachlich kann man jedoch — soweit es bei der heutigen Kenntniß der Dialekte zulässig — nur zwei Abtheilungen machen und zwar stehen hier die Howas allen übrigen Stämmen gegenüber. Die Howas haben das nasale n der übrigen Bevölkerung nicht oder nur in schwachem Maße; jene lassen auch bei dreisilbigen Wurzeln die Endsilbe (ka, tra, na) fort und Wörter, die heute obsolet oder nur in ganz besonderm Sinne bei den Howas gebräuchlich, sind bei den übrigen Madagassen noch im allgemeinen Gebrauche. Daraus folgert Sibree, daß die Howas die spätesten Einwanderer auf Madagaskar sind; Traditionen unterstützen diese Ansicht; sie erzählen, wie die Howas die Vazimba verdrängten.

Obgleich die verschiedenen Stämme über die weite große Insel zerstreut und oft durch ausgedehnte unbewohnte Landstriche von einander getrennt sind, erscheinen sie dennoch in Bezug auf Sprache und Gebrauch sehr einheitlich. Die verschiedenen Dialekte, die sich heute aus der Originalsprache herausgebildet haben, sind theilweise durch den Gebrauch des „Fady“ oder des „In den Bann thuns“ einzelner Wörter und Namen entstanden, worüber wir später noch einige Mittheilungen bringen.

Was aber zunächst hier interessirt, ist die Frage: Wie gelangten die Madagassen aus den entfernten malaiischen Regionen auf die Insel? Daß die Malayo-Polynesier vortreffliche Seefahrer sind, ist längst bekannt, und ihre weite Verbreitung bis zur Osterinsel und bis Hawaii ist nur auf dem Wege der Schifffahrt möglich gewesen. Auch die Küstenbewohner Madagaskars sind heute noch vortreffliche Seefahrer. Wenig bekannt ist, daß die Leute des Nordwestens alljährlich Seeräuberzüge nach den Comoren unternahmen, und einer der Artikel des ersten Vertrages der Engländer mit Radama I. zielte auf die Unterdrückung dieser Piratenfahrten hin. Diese Züge erforderten ganze Flotten von Canoes, die stark bemannt waren.

Als 1805 die Portugiesen von Mozambique aus eine Corvette von 14 Kanonen gegen jene Seeräuber abschickten, fiel dieses in eine Windstille gerathene Schiff den Madagassen zur Beute. Im folgenden Jahre nahmen sie ein französisches Sklavenschiff. Weit draußen in der stürmischen See findet man oft die Madagassen in ihren mit Auslegern versehenen Canoes umherfahren, so daß man Mangel an nautischer Geschicklichkeit nicht bei der Besiedelungsfrage in Rechnung ziehen darf. Sibree meint auch, daß die Maldiven, Chagos-Inseln, Admiranten, Seychellen und Maskarenen als Zwischenstationen gedient haben können; indessen machen wir darauf aufmerksam, daß diese Inseln bei ihrer Entdeckung durch die Europäer völlig unbewohnt waren, und daß auf keiner derselben bis heute Spuren früherer Bevölkerung nachgewiesen werden konnten.

Ueber den Zeitpunkt der Besiedelung Madagaskars vermögen nur Tradition und Sprache einige Auskunft zu ertheilen, da alle geschriebenen Denkmäler fehlen. Ueber die Traditionen der Küstenbevölkerung ist noch sehr wenig bekannt; die Howa-Tradition berichtet aber, daß dieses Centralvolk von der Ostküste in seine heutigen Wohnsitze gelangte. Die gegenwärtige Herrscherin ist in der Reihe der Howa-Souveräne die Sechsunddreißigste der gut nachweisbaren; vor diesen erscheinen, wie überall, mythische Könige. Die Analogie der englischen Herrscherreihe zu Hülfe nehmend berechnet danach Sibree, daß die Howas etwa zur Zeit der normannischen Eroberung (11. Jahrh.) in ihre heutigen Sitze einwanderten.

Ein wenig mehr Licht erhalten wir bei der philologischen Betrachtung der Frage. Missionar L. Dahle hat im Antananarivo Annual eine Abhandlung über den Einfluß des Arabischen auf die madagassische Sprache veröffentlicht, aus welcher hervorgeht, daß das Vorhandensein arabischer Namen für die Monate und Tage entnommen von den Constellationen des Zodiacus und den Hauptsternen in diesen Constellationen einige Schlüsse zuläßt über die Zeit, wann der arabische Einfluß auf Madagaskar in dieser Richtung einzuwirken begann. Dahle findet ferner, daß dieses nicht vor dem neunten Jahrhundert der Fall gewesen sein kann, möglicherweise aber viel später.

Soviel im Allgemeinen. Sehen wir uns nun die einzelnen Stämme ein wenig näher an, betrachten wir ihre ethnographische Vertheilung und die Anzahl.

Obenan unter allen madagassischen Stämmen stehen, sowohl was Civilisation und Intelligenz als auch politische Bedeutung betrifft, die Howas. Von ihren Wohnsitzen im Centrum der Insel aus beherrschen sie einen großen Theil des Innern, den ganzen Osten und einen Theil des Nordwestens. Früher bestanden sie aus zahlreichen kleinen politisch von einander unabhängigen Staaten, die bis in unser Jahrhundert hinein den Sakalaven des Westens tributpflichtig waren. Nachdem aber die Howas politisch geeinigt waren, gelangten sie zur Macht und Herrschaft. Unter Andrianimpoina, dem Vater Radamas I., begann die aggressive Politik der Howas; Radama (1810 bis 1828) setzte dieselbe kräftig fort; die Betsileo im Süden wurden unterjocht und Verträge mit den Engländern und Franzosen, sowie die Einrichtung der Armee nach europäischen Principien gaben Radama das nöthige Uebergewicht, um das Sakalavajoch abzuschütteln. Unter seinen Nachfolgern und Nachfolgerinnen kam das Christenthum zur Geltung und breitete sich die Macht der Howas mehr und mehr aus; sie verstehen zu herrschen, weil sie gehorchen können, und ohne Zweifel be-

sitzen sie ein verhältnißmäßig großes organisatorisches Talent. Seit 1861 regiert Königin Ranavalona II., welche das Christenthum einführte und bei der die englischen Missionäre großen Einfluß besitzen. Wenn der Wohnsitz der Menschen von wesentlichem Einfluß auf denselben ist, so darf nicht verkannt werden, daß das 1200 m über dem Meere liegende Hochland Imérina, der Wohnsitz der Howas, wesentlich günstig auf deren Entwickelung einwirkte und deren Ueberlegenheit theilweise mit bedingte.

Südlich von den Howas wohnen die Betsileo. Sie stehen in moralischer Beziehung wohl noch höher als jene und kommen ihnen in Bezug auf Industrie und Ackerbau gleich. Politisch sind sie jedoch von jenen abhängig und von Ramada I. unterworfen worden. Die Howa-Autorität ist unter ihnen jetzt fest bewurzelt, das Heidenthum wurde abgeschafft, der Boden für die Wirksamkeit der Missionäre geebnet und überall Schulunterricht eingeführt.

Noch weiter südlich treffen wir auf die Bára, über die wir erst seit 1873 einige Kenntnisse besitzen. In jenem Jahre drang eine Howa-Armee bis zu ihnen vor, und 1876 wurden sie zum ersten Mal von englischen Missionären besucht. Sie bewohnen ein sehr ausgedehntes welliges Hochland, welches von hohen Gebirgen durchzogen ist, und scheinen das uncivilisirteste aller Völker Madagaskars zu sein. Nicht einmal Werthmesser sind bei ihnen bekannt.

Oestlich von den beiden letztgenannten Stämmen, den Betsileo und Bára, verläuft der große Wald, welcher die Hochlande des Innern von den Tiefländen der Ostküste scheidet. In denselben hausen die Tanála, ein Waldvolk, wie der Name (ala = Wald) besagt. Von Süd nach Nord verbreiten sie sich über eine Strecke von mehr als 300 Kilometer; ihre Breitenausdehnung ist aber nur eine geringe. Die nördliche Abtheilung der Tanála unter dem in Ambohimanga residirenden Häuptling Jóvana erkennt die Howa-Herrschaft an.

Der erwähnte Waldgürtel theilt sich zwischen 17° und 21° südl. Br. in zwei Streifen, die ein breites, nur licht bewaldetes Thal einschließen, das als Ankay (von hay = Lichtung) bekannt ist. In ihm wohnt das als Tankay oder Bezanozano bekannte Volk, dessen Name in beiden Fällen „Leute der Waldlichtung“ bedeutet. Sie sind die Vermittler des Verkehrs zwischen der Ostküste und dem Hochlande im Innern und den Howas unterworfen.

Nördlich von ihnen, gleichfalls noch innerhalb der beiden Waldgürtel, gelangen wir zu den Sihánaka, dem Seevolke, in deren Gebiete der größte Landsee Madagaskars, der Alaotra, liegt. Das größtentheils sumpfige Land deutet auf eine einstige größere Ausdehnung des Sees. Nur nach heftigen Kämpfen im Anfange unseres Jahrhunderts vermochten die Howas der Sihánaka Herr zu werden.

Das eigentliche Volk der Ostküste, zwischen dieser und dem Waldgürtel wohnend, sind die Betsimisáraka. Es ist dies eigentlich ein Sammelname für verschiedene Küstenstämme, den die Europäer aufbrachten, da sie mit den Betsimisáraka im Hafen Tamatave zumeist in Berührung kamen. Zu ihnen rechnet man also die Betanimena, die Taimoro, die Taisaka, die Tanosy und die Tandroy an der äußersten Südspitze am Kap St. Marie. Alle sind von den Howas unterworfen, welche Militärposten im Lande errichteten, von denen aus zugleich Missionäre für die Christianisirung wirken.

Unter Sakalava versteht man schließlich die sämmtlichen Stämme des Westens der Insel. Sie greifen jedoch auch nach der Süd- und namentlich nach der Nordspitze über. Aus einer ganzen Reihe von kleineren Stämmen zusammengesetzt, trennt man sie jetzt in südliche Sakalaven oder jene von Menabe, und nördliche oder jene von Iboina. Der Hauptname stammt von dem Flüßchen Sakalava, an welchem ein kriegerischer Clan saß, der einen Stamm nach dem andern unterwarf und zuerst das Reich Menabe, dann das Reich Iboina gründete, beide beherrscht von Sakalavahäuptlingen. Mehr als 170 Jahre lang waren diese Weststämme die mächtigsten der Insel; sie erhielten europäische Waffen von Nordwesten her und machten selbst die Howas tributpflichtig, bis diese, wie erwähnt, unter Radama I. das Joch abwarfen. Letzterer heirathete die Tochter des Sakalavafürsten von Menabe und gelangte dadurch auch zur Herrschaft über den Westen. Allein oft genug erhoben sich die Sakalaven gegen das Howa-Joch und nur, wo diese Militärposten stehen haben, ist ihre Herrschaft eine gesicherte. Christenthum und Civilisation haben unter den Sakalaven noch keinen Eingang gefunden.

Sibree behandelt alsdann „die Spuren einer Urbevölkerung vor der Malaiischen Einwanderung“. Es liegt darüber mehr Traditionelles und Sagenhaftes als Thatsächliches vor, und spricht Sibree sich nirgends darüber aus, zu welcher Race die muthmaßliche Urbevölkerung gehört haben könne. Bei der abgesonderten Stellung, welche Madagaskar in botanischer und zoologischer Beziehung einnimmt, und der durch Strömung erschwerten Verbindung mit dem afrikanischen Kontinent ist es übrigens nicht undenkbar, daß in den frühesten Zeiten selbst eine so große Insel vor der Malaien-Invasion unbewohnt war.

Sibree meint dagegen, daß in der That Spuren einer Urbevölkerung vorhanden; sie seien aber sehr dürftig und oft von Fabeln nicht zu unterscheiden. In Imérina, der Centralprovinz der Howas, zeigt man die „Gräber der Vazimba“, über die Hochebene zerstreute Steinhaufen, die vom Volke mit abergläubischer Angst betrachtet werden. Diese Furcht ist auch die Ursache, daß man die „Gräber“ bisher nicht öffnen durfte. Die Tradition erzählt jedoch Mancherlei von den Vazimba, nennt sogar die Namen ihrer Häuptlinge und beschreibt sie als kleine Leute mit langen Schmalköpfen. Sie kannten das Eisen nicht und flüchteten vor den überlegenen Howas. Nach Guillain sollen im Sakalava-Lande, zwischen den Flüssen Manambolo und Tsiribihina, sich noch Spuren dieser Aboriginer finden. Genaues ist darüber nicht bekannt. Auch die südlichen Völker kennen „Vazimba-Gräber“. Bei ihnen sind sie jedoch Kreise im Gras, wo Opfer, um Krankheiten zu verhüten, dargebracht werden.

Auf die französischen Berichte aus dem vorigen Jahrhundert über das Zwergvolk der Kimos oder Quimos, das nordwestlich von Fort Dauphin hausen soll, heller als die Madagassen ist und wollige Haare hat, scheint Sibree nicht viel zu geben. Doch erwähnt er, daß jener Landstrich auf 22° südl. Br. von Europäern noch nicht erforscht sei. Der Graf von Modave, 1768 bis 1770 Gouverneur von Fort Dauphin, beschreibt ein 3 Fuß 7 Zoll hohes Kimoweib.

Vage Berichte von einem Stamm Kalio oder Behosy hat der Missionär Cousins im Antananarivo-Jahrbuch 1875 mitgetheilt. Sie wohnen eine Wochenreise westlich von der Hauptstadt in Wäldern, leben von Honig, Aalen und Lemuren, sind schwarz, den Sakalava ähnlich und springen wie Affen in den Bäumen umher. Gefangen sterben sie vor Furcht.

Unglücklicherweise, meint Sibree, seien die Landschaften, in denen Vazimba, Kimo und Behosy leben, von Europäern noch nicht erforscht worden. Hier bleiben also noch ethnographische Räthsel zu lösen.

Auch der Frage nach Anzahl und Vertheilung der Bevölkerung Madagaskars tritt Sibree näher, was um so wünschenswerther, als hier bekanntlich sehr weit von einander abweichende Angaben vorliegen. Im Allgemeinen ist die Insel sehr dünn bevölkert und große Strecken fruchtbaren Landes sind ganz unbewohnt. Die frühen Heirathen, das lüderliche Geschlechtsleben, der Kindermord, die Sklavenausfuhr, die Tangina-Ordalien, die Pocken, Malariafieber und langanhaltende Kriege der Stämme unter einander verhinderten das Anwachsen der Bevölkerung.

Ellis in seiner History of Madagascar schätzte die Einwohnerzahl auf 4 450 000, Oliver (1868) auf 5 300 000, Mullens (1875) ging auf 2 500 000 herunter. Sibree meint, die Wahrheit liege in der Mitte, und nimmt zwischen $3^1/_2$ und 4 Millionen an. Die Centralprovinz Imerina ist am dichtesten bevölkert. Nur wenig große Städte sind vorhanden. Antananarivo hat 100 000, Fianarantsoa, die Betsileohauptstadt, 5000 Einwohner, der Handelshafen Tamatave an der Ostküste hat zwischen 6000 und 7000, der Hafen Modschanga an der Nordwestküste 14 000 Einwohner.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der österreichisch-ungarische Lloyd hat beschlossen, schon im kommenden Oktober (anstatt, wie beabsichtigt war, erst im Jahre 1882) seinen ersten Dampfer nach Hongkong abgehen zu lassen und von da an die Chinafahrten mit den für Singapur bestimmten Dampfern fortzusetzen. Man hofft, daß namentlich Industrielle der Glas-, Papier- und Zündwaarenbranche, sowie einige Brauereien schon den ersten Dampfer zu Probesendungen benutzen werden.

— Neue Straßenanlagen im Kaukasus. Behufs Vermehrung der noch wenig zahlreichen Verbindungen über den Kamm des Kaukasus hinweg haben in den letzten Jahren vielfach Rekognoszirungen stattgefunden. Im Herbst 1879 sind für zwei neue Straßen diese vorläufigen Untersuchungen zum Abschluß gekommen. Die eine soll aus dem kubanschen Bezirke über den Paß Dombai-Ulgen in das Gebiet von Suchum führen. Der Paß liegt in 2605 m (8547 Fuß) Meereshöhe 92,25 Werst von Suchum, dieser Stadt näher und etwa 1000 Fuß niedriger wie die übrigen in Frage gekommenen Pässe. Von Norden wie von Süden führen schon Straßen ziemlich nahe an den Fuß des Passes, und die Umwandlung des Dombai-Ulgen in eine fahrbare Straße bietet, dem Berichte des Herrn Kuzowlew zufolge, weder bedeutende technische Schwierigkeiten, noch wird sie besonders kostspielig sein. In derselben Richtung führte schon in alten Zeiten eine Straße über den Kaukasus; auf dem Nordabhange im Thale der Teberda haben sich auch noch Spuren davon erhalten.

Eine zweite Straße soll von Grosny nach Tiflis geführt werden. Hier ist schon, im Norden angefangen, ein Fahrweg vorhanden von Grosny bis zum Fort Ewdokimowsk, dann wird der Weg auf dem linken Ufer des Argun bis zur Warte Anator führen, hier auf das rechte Ufer übergehen und auf diesem die Paßhöhe gewinnen, die barometrisch auf 9000 Fuß über dem Meere bestimmt worden ist. Auf dem Südabhange geht der Weg in Zickzackwindungen hinab zur Pscha-Aragwa und auf dem linken Ufer dieses Flusses zum Dorfe Shinwany, wo die Straße von Tionety auf einer Brücke über den Fluß führt. Auf dem rechten Ufer der Großen Aragwa wird der Weg dann weiter geführt bis zu der Andrejew'schen Mühle, wo er in die Grusinische Militärstraße einmündet. Von Shinwany bis zu der genannten Mühle (3 Werst) ist der Weg schon mit Karren befahrbar und mit leichter Mühe für Verkehr von Wagen einzurichten. Von den übrigen 112 Werst des neu projektirten Weges sind etwa 68 Werst auf erdigem Boden, 44 Werst aber auf Felsgrund anzulegen; letztere namentlich auf der Nordseite des Passes; der Südabhang ist erdig und, trotz der Erhebung von 9000 Fuß, fast bis zur Paßhöhe hinauf mit Wald bedeckt. Schneeverwehungen sind deshalb nicht zu fürchten. Auch auf der Nordseite war in dem jetzigen schneereichen Winter die Verbindung auf dem Wege bis zum Fort Ewdokimowsk nicht ein einziges Mal unterbrochen. Der Bau dieser Straße wird theuer sein, ist aber dadurch erleichtert, daß das Baumaterial, namentlich Holz und Steine, an Ort und Stelle sich vorfindet.

Von Tiflis südwärts nach Alexandropol soll neben der schon bestehenden Straße über Delishan eine neue direkte chaussirte Straße angelegt werden. (Nach dem Kawkaz.)

— Die Dampfschifffahrt auf den Flüssen des Ob-Systems. Die wichtigste der befahrenen Linien ist diejenige von Tjumen nach Tomsk auf den Flüssen Tura, Tobol, Irtysch, Ob und Tom, die vom Mai bis Oktober offen ist. Weniger Bedeutung hat die Fahrt den Irtysch aufwärts bis Semipalatinsk; auf dem Ob abwärts bis Obdorsk und bis zur Insel Puikow; den Ob aufwärts bis Barnaul und Bjisk; aus dem Ob in dem Tschulym bis zum Dorfe Berljus und bis Atschinsk in Ostsibirien; endlich auf der Tura und ihrem Nebenflusse, der Nitza, bis Irbit. Regelmäßig und während der ganzen Schifffahrtszeit betrieben wird nur die Linie von Tjumen nach Tomsk mit den Zwischenstationen Tobolsk, Surgut und Narym. Die Fahrten auf dem Ob über die Mündung des Tom aufwärts bis Barnaul und Bjisk sind nur während der ersten Hälfte der Schifffahrtszeit möglich, später nur, wenn zufällig Hochwasser eintritt. Auf dem Irtysch, oberhalb Tobolsk bis Omsk und Semipalatinsk, wird ebenfalls nur in der ersten Hälfte der Schifffahrtsperiode ohne Unterbrechung gefahren; nach dem Ablaufen der Frühjahrswasser wird die Bewegung der Dampfer fraglich und oft unmöglich. Nach Angabe der Schiffsführer ist der Wasserstand im Ob-System sehr wechselvoll. In Jahren mit niedrigem Wasser müssen die Waaren oft in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden; es ist sogar vorgekommen, daß wegen der Unmöglichkeit des Wassertransportes Waaren von der Mündung des Tom aus durch Landfuhrwerk nach dem 60 Werst entfernten Tomsk gebracht werden mußten. Im Jahre 1870 sank im Tobol, 80 Werst von Tobolsk, das Wasser bis auf 2 Fuß Tiefe, in den beiden folgenden Jahren von Ende Juli bis September auf $2^1/_2$ Fuß Tiefe. Auf dem Tschulym bis Berljus und Atschinsk, sowie auf der Tura und Nitza nach Irbit ist meist nur je eine Reise im Frühjahr möglich. (Nach Jenis. Gubern. Wjedom.)

Afrika.

— A. v. Conring, Marroco, das Land und die Leute. (Berlin, G. Hempel, 1880.) Das Buch beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Land und Leute, die eine Anzahl der sonderbarsten Sätze enthalten. So heißt es auf S. 1: „Die Ausdehnung der Küsten beträgt ungefähr 400 km

im Mittelländischen Meere und 900 km im Atlantischen Meere; auf der Ostseite (!) nimmt man ungefähr 250 km an." Oder auf S. 2: „Das ganze nördliche Afrika, mit einziger Ausnahme der großen Ebene der atlantischen Küste zwischen dem 32. und 35. Breitengrade, zeigt überall denselben geodätischen (!) Anblick: es ist ein hohes Gebirgsland, gebildet aus Erhöhungen, welche mehr oder weniger parallel mit der Küste des Mittelländischen Meeres laufen." Oder auf S. 5: „Der ganze Küstenstrich ist einem gemäßigten Mistbeete (!) ähnlich, woselbst, und oftmals bei Regenmangel, dennoch alle bekannten (!) Pflanzen wachsen und gedeihen." Verdrehtere Beschreibungen lassen sich wohl kaum ersinnen, und an solchen Dingen ist das Buch nicht arm: so soll Tit, der Namensähnlichkeit zu Liebe, von Titus gegründet sein (S. 77); der Name Rîf erscheint noch immer als Riff; wo von den Sprachen Afrikas gesprochen wird, kommt so manche Sonderbarkeit zu Tage. Während der Autor wiederholt über die „erstaunliche Gemüthlichkeit und Unkenntniß" der Kartographen eifert, welche Sûs, Tafilet und Wed Nun zu Marokko rechnen, giebt der Autor selbst auf S. 193 an, daß in Tafilet der Sultan von Marokko ein Drittel seines Schatzes aufbewahre, woraus doch wohl geschlossen werden darf, daß er dort eine gewisse Autorität ausübt. Und wenn er sagt: „Tafilet, über das nur wenig bekannt ist, da nie ein Christ es betreten darf," so ist daran zu erinnern, daß Rohlfs den Ort in den Jahren 1862 und 1864 besucht hat.

Herrn v. Conring's Reise, in Krupp's Auftrag unternommen, hatte den Zweck, die industriellen und kommerziellen Verhältnisse in Marokko an Ort und Stelle zu untersuchen; was er in dieser Hinsicht mittheilt, erscheint uns, so viel wir darüber zu urtheilen vermögen, weit gehaltreicher und der Beachtung mehr werth, als seine sprachlichen, historischen, geographischen u. s. w. Exkurse. Er malt freilich mit sehr düsteren Farben; aber das zu scheußlichen Unthaten verlockende Protektionssystem (S. 66), die Willkür und Grausamkeit der Regierenden, des Sultans an der Spitze (S. 227), die Unzuverlässigkeit im Handel scheinen in der That keine Grenze zu kennen, auch wenn man einen Theil des abfälligen Urtheils des Autors auf seinen Nichterfolg in kommerziellen Dingen schiebt. Ebenso stimmen wir ihm bei, wenn er dagegen eifert, Abgesandte solcher barbarischen Nationen in Europa als unseres Gleichen zu behandeln. Wollte ihm doch einer von der 1877 nach Berlin geschickten Gesandtschaft wiederholt seinen dort erhaltenen preußischen Orden verkaufen! Mit größter Offenheit wird auch das Verhalten der fremden Konsuln und Residenten besprochen, sowie der von England ausgeübte schlechte Einfluß. Freunde dürfte sich der Verfasser in Marokko schwerlich mit diesen Enthüllungen erwerben, aber für jeden, der dorthin geschäftliche Beziehungen unterhält oder solche anknüpfen oder dort reisen will, dürften die mitgetheilten Personalia manchen guten Wink enthalten; ebenso das Verzeichniß der Dampfschifffahrten (S. 24), das Kapitel über Geld, Maße, Gewichte, Preise, Löhne und Abgaben (S. 236) und noch manche andere der hier und da zerstreuten Notizen.

Die dem Buche beigegebene Karte enthält nichts Neues; die zweite Beilage, den Lambert'schen Plan der Stadt Marokko, hat der Verfasser selbst durch Aufnahme der nächsten Umgegend vervollständigt.

— Madagassische Namen. Deren Länge mit den gehäuften Vokalen ist gewiß allen Lesern aufgefallen und vergeblich bemüht sich ein Europäer, solche zehn- und zwölfsilbige Namen seinem Gedächtniß einzuprägen. Z. B.

Ravoninahitriniarivo,
Rainivoninahitrinionŋ,
Rabodonandrianampoinimerina.

Der vorletzte dieser Namen war, wie wir aus Sibree's Werk über Madagaskar ersehen, der Name des frühern Premierministers und der letzte war der „heilige Name" der berühmten Königin Ranavalona. Diese Namen sind natürlich zusammengesetzte Wörter und werden verständlich, wenn man sie zerlegt. Der erste der angeführten bedeutet, abgesehen von dem Ra, „der Ruhm von Tausend", der zweite „der Vater des Ruhms des Flusses" und der dritte „das Kind des Andrianampoinimerina", welcher letztere Name wiederum bedeutet: „der Fürst im Herzen von Imerina."

Familiennamen giebt es auf Madagaskar nicht und da es überhaupt nur wenig verschiedene Namen giebt — Rakoto, Ranaivo, Raivo, Rasoa sind häufiger als bei uns Müller und Schulze —, so ist es oft sehr schwer, eine Person zu identificiren. Um sie daher zu unterscheiden, greifen die Madagassen zu dem umständlichen Mittel, die Leute nach ihren Vätern, Brüdern, Söhnen, nach ihrem Geschäft oder ihrem Amt zu benennen. Was das sich stets wiederholende Präfix „Ra" betrifft, so dient es zur Namenbildung überhaupt. Wird es vor irgend ein Wort gesetzt, so entsteht dadurch ein Name. Man setzt es vor Thier- und Pflanzennamen und erhält so einen Eigennamen. Die zwei Edlen, welche Radama I. nach England schickte, hießen: Ra-Voalavo und Ra-Totozy, Ratte und Maus. „Raini", auch häufig vorkommend, bedeutet: „Vater des". So heißt z. B. ein Mann Rakoto; er bekommt ein Mädchen, das Rasoa genannt wird, und sofort heißt er nun Rainisoa, Vater der Soa. Ein Verfahren, das bei Naturvölkern nicht selten ist. Seit die Howas vor etwa zehn Jahren das Christenthum angenommen haben, sind durch die Missionäre biblische Namen unter ihnen eingeführt worden. Johannes und Jonas werden, leicht verändert, bevorzugt. Aus dem erstern wird Rajoanina und aus dem letztern Rajona. So finden wir noch Samuel, Daniel, Joseph, Japhet, Zacharias als Rasamiela, Radaniela, Rajosefa u. s. w. Von biblischen Weibernamen ist bloß Maria angenommen worden, woraus Ramariavelo entstand. Neuerdings haben die katholischen Missionäre begonnen, die Heiligennamen bei der Taufe einzuführen und den ganzen Kalender nach Madagaskar versetzt. Die Protestanten taufen dagegen noch auf die alten heimischen Namen. Es ist eben eine Uebergangszeit, die sich auch in den Namen ausspricht, wobei oft ganz wunderliche Bildungen vorkommen, wie Ramosévazaha, welches aus dem Präfix Ra, mosé (französisch monsieur) und dem einheimischen vazaha (Meister, Mann) besteht und etwa „Herr, Monsieur, Weißer Mann" übersetzt werden kann.

— Das Haus als Sonnenuhr. Auf Madagaskar werden, wie wir durch Sibree erfahren, die Häuser genau nach den Himmelsgegenden orientirt gebaut. In Folge dessen bezeichnen die Madagassen alle Dinge im Hause nach dem Kompaß und gebrauchen keineswegs „rechts" und „links". Dinge, die auf dem Tische liegen, werden auch danach benannt und man verlangt z. B. das Messer, das im Süden auf dem Tische liegt.

Da nun Uhren noch sehr selten auf Madagaskar sind und die Bauart, Lage und Stellung des Hauses überall gleich und nach der Schablone ist, so bezeichnet man die verschiedenen Stunden des Tages nach den Theilen des Hauses, welche die Sonne in ihrem Laufe von Ost nach West berührt. So heißt neun Uhr mitatao haratra, „das Kommen (der Sonne) über den Querbalken (des Daches)", Mittag ist mitatao vovonana, „das Kommen über die First", d. h. wenn die Sonne senkrecht steht, ebenso wie sie um 9 Uhr unter einem Winkel von 45 Graden steht. Um 1 Uhr etwa ist es mitsidik'andro, „das Hereingucken des Tages", weil dann die Sonne, bereits etwas sinkend, etwas in die offene gegen Süden gelegene Thür hereingukt. Um 2 Uhr heißt die Zeit ampitotoam-bary, „am Platze, wo der Reis gestoßen wird", weil die dann weiter sinkende Sonne mit ihren Strahlen im Innern des Hauses die Stelle erreicht, wo jenes Geschäft vorgenommen wird. 3 Uhr ist ampamatorajanak'omby, „am Platze, wo das Kalb angebunden wird". Das ist der Mittelpfosten, wo diese Thiere des Nachts angefesselt sind. ½5 Uhr heißt tafapaka, „berührt", weil dann

die Sonnenstrahlen die westliche Mauer des Hauses erreichen.

Australien.

— Die Bevölkerung sämmtlicher australischer Kolonien am 31. December 1878 wird officiell auf 2 603 122 Seelen angegeben. Am 30. Juni 1879 berechnete man dieselbe für Victoria auf 887 434 (482 769 männliche, 404 665 weibliche), für Neusüdwales auf 712 019 (396 625 männliche, 315 394 weibliche), für Südaustralien auf 255 148 Seelen, für die übrigen Kolonien liegen uns die Zahlen vom 31. December vor; danach hatte Queensland 210 510, Westaustralien 28 166, Tasmanien 109 947 und Neuseeland (ohne die Maori) 432 519 Einwohner. Nirgends sind die Eingeborenen mit eingeschlossen. Die meisten Heirathen im Verhältniß zur Bevölkerung wurden in Südaustralien abgeschlossen, nämlich 9,47 pro Tausend, die wenigsten in Westaustralien, nämlich 6,50 pro Tausend. Die Zahl der Geburten erreichte die Höhe von 90 731, der Todesfälle von 38 170, so daß sich ein Ueberschuß von 52 561 herausstellte. Zu diesem natürlichen Zuwachs gesellte sich der durch Einwanderung von 43 827 Seelen (139 011 Einwanderer und 95 184 Auswanderer), so daß ganz Australien im Jahre 1878 einen Bevölkerungszuwachs von mehr als 96 000 Seelen erhielt. Dabei ist zu bemerken, daß während alle anderen Kolonien durch Einwanderung gewannen, Westaustralien im genannten Jahre 149 Personen verlor. Die Einnahmen der Kolonien blieben erheblich hinter den Ausgaben zurück; die ersteren beliefen sich auf 17 353 164 Pf. St., die letzteren auf 18 409 752 Pf. St., alle außer Queensland und Tasmanien überschritten ihr Einkommen. Das höchste Einkommen pro Kopf der Bevölkerung, 9 Pf. St. 17 Sch. 8¼ P., hat Neuseeland, das niedrigste, 3 Pf. St. 10 Sch. 4¾ P., Tasmanien. Ebenso kommt bei den Ausgaben die höchste Quote, 10 Pf. St. 7 Sch., auf Neuseeland, die niedrigste, 3 Pf. St. 9 Sch. 2½ P., auf Tasmanien. Die Staatsschulden aller Kolonien beliefen sich auf 67 515 401 Pf. St.; Neuseeland allein schuldete deren 22 608 311 Pf. St., also über 52 Pf. St. pro Kopf, in Queensland betrug die Schuld über 42 Pf. St. pro Kopf. Die Gesammteinfuhr belief sich auf 50 545 966, die Ausfuhr auf 44 196 737 Pf. St.; von dem ersten Werthe fallen über, von dem letztern nahezu ⅔ auf die beiden Kolonien Victoria und Neusüdwales. In alle Häfen aller Kolonien liefen ein 8499 Schiffe von 3 909 920 Tonnen, es liefen aus 8367 Schiffe von 3 799 632 Tonnen. Die Länge der Eisenbahnlinien im Betrieb hatte 3978¼ engl. Meilen erreicht, im Bau waren 1159¾ engl. Meilen; es waren 25 515½ engl. Meilen Telegraphenlinien mit 40 501¼ engl. Meilen Drähten dem Verkehr übergeben und 1229¼ engl. Meilen im Bau. Von dem Gesammtareal, das auf 1 986 497 600 Acres berechnet wurde, waren im Ganzen in Privatbesitz übergegangen 73 996 736 Acres, so daß noch 1 912 500 864 Acres zur Disposition standen. Unter dem Pflnge befanden sich 1878 bis 1879 schon 5 892 381 Acres, wovon nahezu die Hälfte, 2 576 321 Acres, mit Weizen bestellt waren. Der Ernteertrag ergab 26 Mill. Bushel Weizen, 12 Mill. Bushel Hafer, 6 Mill. Bushel Mais, 1,6 Mill. Bushel Gerste u. s. w. Der gesammte Viehstand erreichte die Zahl 70 293 747, nämlich 1 009 878 Pferde, 7 402 659 Rinder, 61 066 100 Schafe und 815 110 Schweine.

— Die Kaninchenplage ist bekanntlich in Australien und Neuseeland so universell geworden, daß es fast zur Frage steht, ob für die Zukunft die Kaninchen oder die Squatter die Herren der Weidetriften sein sollen. Aber auch die aus Europa importirten Sperlinge, welche man längere Zeit unter den Schutz besonderer Gesetze gestellt hatte, machen sich jetzt in Australien so breit, daß von allen Seiten bittere Klagen über die sogenannte „Sperlings-Pest" einlaufen. So haben sie im letzten Jahre ganze Felder von Gerste so gut wie verzehrt und dadurch den Farmern das Einheimsen erspart.

— Die Eastern Extension Telegraph Company, welche die Legung eines zweiten Kabels von Singapur über Banjoewangi auf Java nach Port Darwin in Nordaustralien kontraktlich übernommen hat, hatte im December 1879 die erste Strecke von Singapur nach Banjoewangi vollendet. Die zweite und letzte Strecke bis Port Darwin wird in nächster Zeit fertig sein. Es soll dann ein Tag- und Nachttelegraphendienst zwischen Australien und Europa eingeführt werden.

— Der Dampfer Strathleven verließ am 6. December 1879 Sydney, um unter anderen eine Ladung Fleisch von 475 Schafen und 50 Ochsen, welches vermittelst des sogenannten Bell-Coleman-Apparats in gefrorenen Zustand versetzt war, nach London zu befördern. Gelingt der Versuch (wie er es ist), so sollen von Australien aus mehrere Dampfer mit viel größerer Fleischfracht regelmäßig auf England expedirt werden.

— Südaustralien wurde Ende December vorigen Jahres wieder einmal von Myriaden von Heuschrecken heimgesucht. Glücklicher Weise traf deren Besuch zu spät ein, um der Ernte noch erheblich schaden zu können.

— Alexander Forrest wurde auf seiner letzten großen Entdeckungsreise auch von zwei Eingeborenen, genannt Doner und Tom Pierre, begleitet. Wenngleich die ganze Gesellschaft sehr viel zu leiden hatte und in erschöpftem Zustande das Northern Territory erreichte, so scheint doch für die beiden Eingeborenen die Last der Strapazen und Entbehrungen zu groß gewesen zu sein. Während Doner schwer erkrankt in Albany, Westaustralien, darnieder liegt, starb Tom Pierre im Oktober bald nach seiner Rückkehr. Der letztere war der ständige Begleiter der Gebrüder John und Alexander Forrest auf ihren berühmten Reisen und hatte sich immer als ein sehr nützliches und treues Mitglied der Expeditionen erwiesen. Alexander Forrest ehrte sein Andenken auf einem öffentlichen Meeting in Perth durch warme Worte der Anerkennung.

Arktisches Gebiet.

— In Italien beschäftigt man sich mit dem Projekte einer Südpol-Expedition, und der König selbst interessirt sich für dasselbe. Er beauftragte den Schiffslieutenant Bove, welcher eben an der Nordenskjöld'schen Umschiffung Asiens theilgenommen, den Schiffsbauinspektor Mattei und den Admiral Saint Bon mit der Ausarbeitung der Pläne für ein starkes, dem Drucke der polaren Eismassen Widerstand leistendes Schiff.

Inhalt: Alfred Houette's Besteigung des Fusi-Yama. II. Deutsch von F. Hilgendorf. (Schluß.) (Mit vier Abbildungen.) — Otto Schütt: Der Kaiserin-Augusta-Fall in Westafrika. (Mit einer Figur.) — Oschanin: Im Quellgebiet des Muk-su. — Ursprung und Eintheilung der Madagassen. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaktion 25. April 1880.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 20.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

I.

Das Nosairier-Gebirge, welches eine durchschnittliche Höhe von 900 m erreicht, erhebt sich zwischen dem Libanon und dem Dschebel Akrâd oder Akra, dem Kasios der Alten, der Küste parallel. Vom Libanon wird es durch das breite Thal des Nahar el Kebir (d. h. Großer Fluß), der in alten Zeiten Eleutheros hieß, geschieden, vom Dschebel Akra durch den Gießbach Muhamelteïn; gegen Osten fällt es senkrecht zum Thale des Orontes (el-Asi der Araber, d. h. der widerspenstige,

Die Ebene von Latakieh (Ladikie). (Nach einer Photographie.)

rebellische) ab, während es vom Mittelländischen Meere durch eine zwei bis drei Wegstunden breite Ebene getrennt wird. Verschiedene Theile dieses Gebirgslandes sind früher von dem französischen Gelehrten Guillaume Rey und dem Lieutenant Walpole besucht worden; keiner von beiden aber richtete sein Augenmerk auf die Anthropologie der Bewohner, welche sich doch auf den ersten Blick von allen Stämmen in der Runde unterscheiden und deshalb ein ganz besonderes Interesse erwecken müssen. Dasselbe wird noch erhöht durch den ihnen zugeschriebenen wilden Charakter, das Geheimnißvolle ihrer Religion, die Zähigkeit und Thatkraft, mit welcher sie ihre Nationalität und Unabhängigkeit gegen alle fremde Eroberer vertheidigt haben und noch zu vertheidigen wissen. M. Cahun beabsichtigte deshalb, diese blonden Leute mit hellen Augen, die sich so scharf von den Arabern, Türken, Maroniten, Kurden u. s. w. abheben, zu besuchen und Nachforschungen über ihren Ursprung, ihre Sitten und Gebräuche und über ihre anthropologischen Merkmale anzustellen. Aber es ist nicht leicht, zu ihnen zu gelangen. Schon der älteste mohammedanische Reisende, der die Nosairier erwähnt, erzählt zu Beginn des 14. Jahrhunderts, daß sie die Stadt Latakieh eroberten und ausplünderten. Im 16. Säculum spricht der Franzose Thévet von den Gefahren, welche den Reisenden auf der Straße zwischen Tripolis und Latakieh von ihnen drohten, und Walpole schreibt über den Besuch, den er ihnen im Jahre 1851 abstattete: „Als ich nach dem Gebirge abreiste, gab es in Latakieh keinen Menschen, der nicht vollkommen überzeugt war, daß ich einem sichern Tode entgegen reiste. Kein einziger Einwohner der Stadt hatte sich jemals zu ihnen gewagt, und ihr Land war für sie eine wahre terra incognita.“ Als Cahun zum ersten Male Latakieh besuchte, fiel ihm das angenehme Aeußere und die stolze Haltung einiger Nosairier auf dem dortigen Markte auf; was man ihm aber von ihnen erzählte, war keineswegs

Gest. v. J. Sulzer

Der Norden des Nosairier-Gebirges in Syrien.

Vertrauen erweckend, und in Beirut rieth man ihm dringend ab, sich in ihre Berge zu wagen, erzählte viel von ihren Schandthaten, vermochte aber sonst wenig oder gar nichts Zuverlässiges über sie zu berichten.

Endlich traf Cahun einen Christen, der in der Nähe von Latakieh in einem Dorfe mit gemischt christlicher und Nosairier-Bevölkerung geboren war und früher mit den Bergbewohnern Handel getrieben hatte. Derselbe hieß Mahfud Ben-Dumat, hatte den Franzosen bei ihrer syrischen Expedition als Führer gedient, später den Konsul Outrey nach Japan und Amerika begleitet und war auch mit Favre und Mandrot in Cilicien gewesen (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 71, 231, 283). Er übernahm die Führung und stellte die nöthigen Zelte, Reitpferde und Maulthiere. Am 7. Oktober verließ Cahun Beirut. Ihn begleiteten außer dem Führer zwei junge Tscherkessen, Salih und Rustem, die er halbverhungert in Messina getroffen und mitgenommen hatte, zwei mohammedanische Maulthiertreiber Osman und Ahmed und der Koch Tannuß, ein Christ, die Mehrzahl von diesen Leuten wohl bewaffnet. Am Nachmittage des sechsten Tages erreichten sie von Süden her das erste Nosairier-Dorf, el Mentar, einen in die Ebene vorgeschobenen Vorposten, mit dessen Einwohnern und ihrem Dorfältesten sich der Reisende sofort auf den besten Fuß zu stellen wußte. Ohne Unfall erreichte die Gesellschaft Latakieh; nur unterwegs, in Banias, begegnete sie türkischen Soldaten, welche in einem Gefechte mit den Nosairiern einige Leute verloren hatten und sich in Unordnung zurückzogen. In Latakieh schlug Cahun sein Zelt in dem Garten eines maronitischen Geistlichen, eines Verwandten seines Führers Mahfud, auf, wurde von dem französischen Konsul Geofroy, einem Freunde der Nosairier, aufs Beste empfangen und machte bald nähere Bekanntschaft mit einem nosairischen Häuptlinge Gandschu. Geofroy gab ihm einen seiner Untergebenen mit,

Abu Selim, der in einem Nosairier-Dorfe in der Ebene ansässig war, und diesen wieder begleitete sein Sohn Selim, der Französisch sprach.

Der Weg in die Berge, welchen sie einschlugen, führte zuerst südwärts über den Leichenacker der Stadt und die mit Gestrüpp bewachsene Ebene; dann biegen die Thiere mit dem Gepäcke links ab nach der Brücke über den Nahar el-Kebir, während die Uebrigen geradeaus reiten, um den Fluß zu durchfurthen und zuletzt gleichfalls die Richtung nach Südosten nach den Bergen zu nehmen. Zwei Bodenwellen, mit Myrthen und Ginster bewachsen, werden überschritten, darauf eine dritte, höhere, worauf man in ein reizendes kreisrundes Thälchen niedersteigt. Etwa 1 km zur Linken liegt am Abhange das Dorf Senobar und dicht zur Rechten fließt zwischen senkrechten 4 bis 5 m hohen Ufern der gleichnamige Fluß (Fichtenfluß). Jenseit des Dorfes kletterten zwei Bursche, mit Flinten auf dem Rücken, auf dem Abhange herum und hüteten eine Herde schwarzer, ganz kleiner Ziegen; auf die Ankömmlinge zu aber schritt ein dritter, und zwei Frauen, eine ältere und eine junge hübsche, folgten ihm. Es waren Einwohner von Senobar, die durch ihren Mitbürger Abu Selim von der Ankunft Cahun's benachrichtigt worden waren und ihm einen Krug Wasser und einen andern voll Lében (saure Milch) zur Erfrischung entgegen brachten. Aus seinem Hause ließ Abu Selim einen Teppich und eine große Wassermelone bringen und dann wurde gefrühstückt, wobei die Frauen in einer kupfernen Tasse zu trinken herum reichten. Sie plauderten auch mit dem Fremden, ohne im geringsten schüchtern zu sein, aber auch ohne unziemliche Neugier und zeigten viel mehr freien

Das Dorf Meterkieh. (Nach einer Photographie.)

Anstand, selbstverständlich als die Mohammedanerinnen nicht nur, sondern auch als die Christinnen des Libanon, welche sich vor dem Reisenden fast stets versteckten oder versteckt wurden.

Dann stieg man wieder zu Pferde, überschritt einen Gebirgskamm und gelangte in ein rundes Thal, wobei ein trapezoidaler Berg zur Linken blieb, auf dessen Gipfel ein einzelner großer Baum die Lage des Dorfes Ras Jun anzeigte. Das Terrain steigt merklich an, die Vegetation wird eine andere, Ginster wechselt mit Myrthen; ab und zu treten Pappeln auf und schwarze Eichen mit knorrigem Stamme und gewundenen Aesten, und auf der Höhe jedes Anstieges liegt eine mit aromatischen Kräutern bewachsene Fläche, unter welchen ein großes Heidekraut und Arnica vorherrschen. Jede solche Fläche bildet den Mittelpunkt eines Halbkreises oder Halbtrichters, der ihn überragt; man steigt von dem Plateau hinab, erklettert den Abhang des Halbkreises und glaubt, einen Gebirgskamm zu erreichen, aber befindet sich nun nur auf einem Plateau und vor einem neuen Halbkreise. Mitunter macht der Pflanzenwuchs großen Höckern eines weißlich-grauen Kalksteins Platz, der bald in körnigen Anhäufungen, bald in glatten Platten auftritt. Nun zeigt sich zur Rechten ein langer mauerartiger Berg, auf dem Myrthen, Ginster und hohes Heidekraut wuchern, und wird umritten, worauf man wieder ein Plateau in einem Halbkreise erreicht, über welchem linker Hand in einer Entfernung von 30 km der grüne Dschebel Arbaïn (d. i. Berg der Vierzig), einer der heiligen Berge der Nosairier, aufragt. Rechts auf dem Plateau liegen die niedrigen einstöckigen Häuser des Dorfes Ghallini, ohne Mörtel aufgeführt, die platten Dächer mit einer Einfassung von Dornenbündeln umgeben; gegen Westen aber schimmert von fern das blaue Meer herüber.

Die Einwohner des Dorfes hatten sich am Eingange desselben versammelt und hießen den Fremden herzlich willkommen; Frauen befanden sich in großer Zahl dabei, auch

ein großes schönes Mädchen mit reichem schwarzen Haarwuchse, die dem Reisenden die übliche kupferne Tasse voll Wasser darbot.

Eine halbe Stunde Reitens brachte ihn bei dem niedlichen Dorfe Meterkieh vorbei nach Ghallori (auf der Karte, einer genauen Nachbildung der Cahun'schen, scheinen nach dieser Beschreibung die Namen Ghallini und Meterkieh mit einander vertauscht worden zu sein). Ghallori ist ein elendes Nest; Niemand empfing die Ankömmlinge, wofür man den Grund bald erfuhr: einige türkische Soldaten waren in dem Orte einquartiert und genirten die Dörfler. Cahun nahm von dem ungeschliffenen türkischen Offiziere keine Notiz und unterhielt sich mit dem ehrwürdig aussehenden, achtzigjährigen Scheich Ibrahim Saïd, dem religiösen Oberhaupte der südlichen Nosairier. Derselbe war dürftig gekleidet, während seine lebhaften intelligenten Augen und

Frau aus Ghallini.

sein würdevolles einfaches Benehmen seiner Stellung ganz entsprachen. Später erfuhr denn auch der Reisende, daß er früher sehr reich gewesen, daß aber im Jahre 1877 die Türken in Folge eines Nosairier-Aufstandes sein Dorf ausgeplündert und vier von seinen fünf Söhnen erschlagen hatten. Eine Viertelstunde später schlug ihm der Scheich vor, weiter zu reiten, gab ihm selbst eine Strecke das Geleit und schickte zwei Bauern als Führer weiter mit.

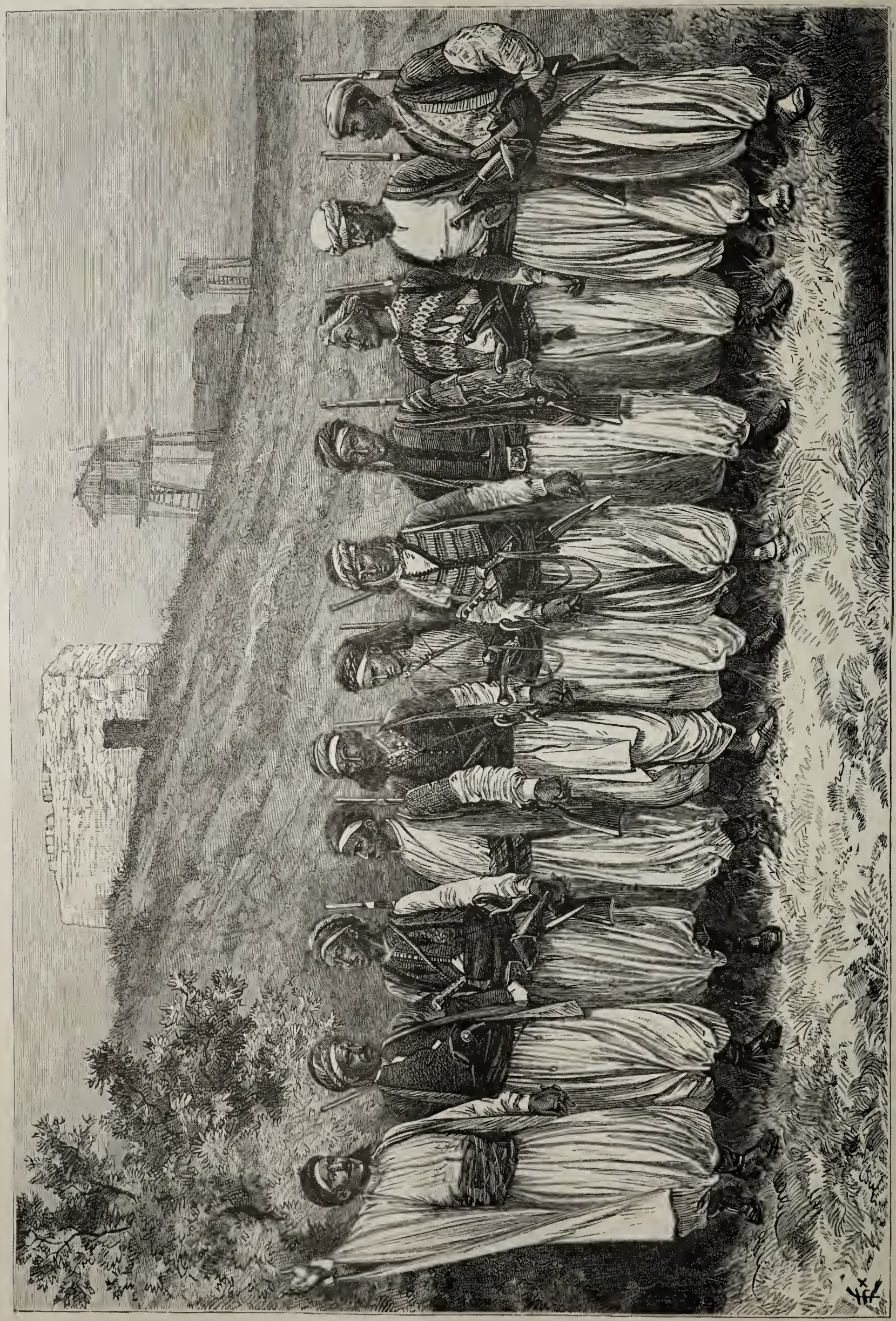
Etwa eine Stunde lang ritt die Gesellschaft an dem waldigen, steil abfallenden Hange einer etwa 100 m tiefen Schlucht hin, bog dann nach links in das Thal hinunter und erreichte nach einem steilen Aufstiege eine kleine mit Myrthen bewachsene Fläche. Vor ihr lag ein Eichenwald, in welchen einer der nosairischen Führer sich begab. Bald traten mehr als ein Dutzend rüstiger Bursche mit der Flinte auf dem Rücken, den Yatagan im Gürtel und den Spinnrocken in der Hand, aus dem Gehölze hervor. Sie spannen so friedfertig und grüßten den Fremden so freundlich, lagen

aber im Hinterhalte, wohl um irgend einen einzelnen türkischen Soldaten abzufassen. Einer der Führer blieb bei ihnen zurück, wofür ein Räuber die Reisenden begleitete. Jenseit des Waldes wurden noch zwei Bergrücken und ein Plateau überschritten; nachdem dann eine tiefe, mit gewaltigen Kalkbrocken übersäete Schlucht gekreuzt war, sah man zur Linken in etwa 10 km Entfernung einen grünen Berg und auf demselben ein kleines Gebäude, dessen weiße Mauern im Glanze der sinkenden Sonne leuchteten. Unmittelbar vor ihnen lag eine 4 bis 5 ha große Hochfläche, auf welcher Cahun's Zelt aufgeschlagen war, und wo sich etwa hundert Rosairier beiderlei Geschlechts in einer einzigen Reihe aufgestellt hatten. Der Franzose nahm vor seinem Zelte Platz, worauf ein hübscher Jüngling von 17 bis 18 Jahren mit angenehmen, kühnen Zügen aus der Reihe hervortrat, den Gast begrüßte und sich neben ihn setzte. Er trug rothe

Mhanna und sein Stiefbruder. (Nach einer Photographie.)

Schuhe mit blauseidenen Troddeln, Hosen von weißem Kaliko, eine schwarz besetzte Jacke von blauem Tuche mit geschlitzten Aermeln und einen Turban, der zweimal um den Kopf gewunden war und dessen Zipfel auf die rechte Schulter herabfiel, letzteres eine allen Rosairiern gemeinsame Gewohnheit. Viele der anwesenden Frauen, namentlich eine mit rosiger Gesichtsfarbe, blonden Haaren und blauen Augen, erinnerten sofort an einen im Jura, besonders bei Saint-Claude, nicht seltenen Typus.

Bald setzte sich ein Knabe von 7 bis 8 Jahren neben Cahun's Nachbar zur Rechten; derselbe zeichnete sich durch leuchtendes Blond, rosige Weiße der Haut und durch seine Sommersprossen aus, die ersten, die Cahun an einem Orientalen sah. Jedermann bezeigte ihm große Achtung; der Franzose erfuhr, daß es der Neffe einer anwesenden niedlichen blonden Frau und der Stiefbruder seines Nachbarn sei; letzterer hieß Mhanna und war Häuptling eines nahen Dorfes, welches mit zwei anderen zusammen den Na-



Tanz der Nosairier. (Nach einer Photographie.)

men Kerdaha führt. Dann erschien auch der Häuptling des Kalbieh genannten Bezirkes, Ismaël el-Osman, mit zwei Vettern und wurden mit Kaffee und Branntewein bewirthet, während die Angesehenen unter den anwesenden Nosairiern, zehn bis zwölf an der Zahl, in einiger Entfernung saßen und binnen weniger als einer halben Stunde acht Liter Arrak aus den Vorräthen des Reisenden vertilgten. Dafür erhielt derselbe aber von einigen Frauen des Ortes zum Abendessen vortreffliche Speisen zugeschickt, denen er um so größere Aufmerksamkeit schenken konnte, als ihn seine Wirthe während des Essens allein ließen. Gleich darauf trat ein Bote des alten Scheich Ibrahim in das Zelt und überbrachte einen Revolver, der dem Reisenden, als er in Ghallori zu Pferde gestiegen, von einem der dort stationirten Türken gestohlen worden war. Beim Abschiede hatte ihm der Scheich versprochen, ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, und hatte durch Drohungen den Revolver wieder erlangt. Der türkische Offizier hatte indessen seinerseits gedroht, daß das Dorf Ghallori es büßen solle, wenn dem Fremden der Name des Diebes mitgetheilt würde. Die Sache war damit noch nicht zu Ende.

Am selben Abend versammelten sich die angesehenen Leute des Bezirks Kalbieh nochmals schön geschmückt um das Zelt ihres Gastes und feierten mit Flintenschüssen seine Anwesenheit. Cahun hielt es für seine Pflicht, dem Feste beizuwohnen, ließ seine drei Laternen an den Seilen des Zeltes aufhängen, einen Teppich über den Rasen breiten und Branntewein herbeischaffen. Ismaël el-Osman, dessen beide Vettern, Mhanna und die sieben Stiefsöhne Ismaël's nahmen dann neben dem Fremdlinge Platz. Letztere, insgesammt große und starke Bursche, der älteste 26, der jüngste 16 Jahre, waren die Kinder eines durch Adel und seine Thaten berühmten Nosairier-Häuptlings, welcher im Kampfe gegen die Türken gefallen war. Ismaël hatte dessen Wittwe geheirathet und dabei, der nosairischen Sitte gemäß, wenn ein Edler eine noch adligere Frau heirathet, dessen Namen Osman angenommen. Als er deshalb seine Stiefsöhne dem Franzosen vorstellte, trat er höchst bescheiden zurück und sagte: „Ich bin ihr Sohn und sie sind meine Brüder.“ Auch jener hübsche Knabe stellte sich wieder ein, Mhanna's Stiefbruder, der als der edelste unter den Nosairiern galt, und dem sie Alle hohe Achtung bezeigten; diese Wichtigkeit, welche die Nosairier ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht des Individuums dem Stammbaum beilegen, machte auf Cahun einen großen Eindruck. Selbstverständlich hielten sich die gewöhnlichen Leute von der Versammlung der Vornehmen fern und zündeten etwa fünfzig Schritte entfernt ihr Feuer an, um das sie lachend herumtanzten. Das Gespräch der Notabelen wendete sich bald der Politik zu und, wie überall in Syrien, wurde allgemein der Wunsch ausgesprochen, der Türken ledig zu werden, wenn möglich mit Hülfe Frankreichs. (Einem Deutschen gegenüber bezeigen die Syrier natürlich die gleiche Liebe zu Deutschland, wie in Cahun's Anwesenheit zu Frankreich; beide Male ist nur der Haß gegen die Türken der wahre Beweggrund. Die Achtung vor Deutschland ist freilich durch die Ereignisse von 1870 bedeutend gestiegen und konnte selbst durch den letzten Russenkrieg nicht in den Hintergrund gedrängt werden.)

Der folgende Tag brachte schwere Arbeit: es handelte sich darum, eine Basis für die topographische Aufnahme zu bestimmen und zu diesem Zwecke zuvörderst die Schluchten, welche die Hochebene von Kerdaha rings umgeben, zu durchstreifen. Reiten war unmöglich; nur ein Fußgänger kann auf den mit mächtigen glatten und schlüpfrigen Felsblöcken besäeten Abhängen vorwärts kommen. Am Grunde einer Schlucht und am Abhange eines grauen Felsens fand Cahun Felsenkammern, wohl Grabstätten vorhistorischer Bewohner des Gebirges. Es ist unbequem, in dieselben hinein zu gelangen: erst muß man durch einen 2 m langen, mit Gebüsch bewachsenen und nicht selten von Schlangen heimgesuchten Gang bis zu einer Thür vordringen, welche früher mit einer Steinplatte oder einem Felsblocke geschlossen war und nur 60 cm breit und 80 cm hoch ist. Durch diesen Rundbogen gelangt man in eine Höhle von $5^1/_2$ m Tiefe, 2 m Breite und 1 m Höhe, die eigentliche Grabkammer, welche weder Inschriften noch Reste irgend welchen Schmuckes enthält, sondern nur spärliche Knochenreste, Humus, röthliche grobe Topfscherben von 4 cm Dicke, welche ihrer Krümmung nach zu schließen zu Gefäßen gehörten, die an der Oeffnung etwa 50 cm Durchmesser besaßen. Alle diese Gräber waren schon früher geöffnet worden; nur ein einziges entdeckte Cahun zu seiner Freude, dessen Gang noch mit Erde gefüllt war, und das er am nächsten Tage zu öffnen beschloß. Für diesen Tag war es schon zu spät, und er mußte nach dem Plateau zurückkehren.

Am Abend erhielt er eine Einladung, dem Tanze der Leute von Kerdaha beizuwohnen. Unweit seines Zeltes war ein großes Feuer angezündet und ein Teppich hingelegt, worauf er und der Emir Ismaël Platz nahmen. Auch diesmal drehte sich das Gespräch wieder darum, ob die Franzosen die Nosairier von den Türken befreien würden — Cahun behauptet, daß bei ihnen eine alte Prophezeiung existire, daß sie einstmals Franken würden —, ob dieselben dann eine Eisenbahn bauten, wie viel ein fleißiger Arbeiter täglich Lohn erhalten könnte u. s. w. Alle räumten offen ein, daß sie zum großen Theil von Raub leben, daß aber die Türken daran Schuld seien, welche sie beleidigten, unterdrückten und, wenn sie gerade die Oberhand haben, bestählen. Die Nosairier bauen gerade so viel Feldfrüchte, als sie selbst brauchen; denn was sollten sie mit mehr machen, da ihnen der Markt in Latakieh durch die Gewaltthätigkeit der Türken verschlossen ist? Auch kaufen die Türken nichts und verzehren wenig. „Wir aber hier oben — sagte der Emir — verbrauchen viel, essen gern gut und gehen schön gekleidet. Ich war früher reich, ließ mir Maurer aus Latakieh kommen und ein zweistöckiges Haus bauen, wie es die Städter besitzen, die Türken haben es mir verbrannt.“ Im Jahre 1877 nämlich hatte eine türkische Streitmacht, die anfangs bei Kerdaha geschlagen worden war, dann aber 1200 Mann Verstärkung erhalten hatte, die Nosairier gezwungen, Kerdaha preiszugeben und sich tiefer in das Gebirge zurückzuziehen. Dann hatten die Türken die drei Dörfer verbrannt und eine Anzahl gefangener Nosairier erschossen. Zudem hatte sich der Häuptling des Bezirkes Mehelbe, Hassan Nasir, mit seinen Leuten den Türken angeschlossen; um sich an Mhanna's Vater zu rächen, der nebst dem oben erwähnten Gandschu, dem Häuptlinge des Bezirks Beït esch-Schilf (Imzerâa), den Soldaten in die Hände gefallen war, versprach er dem türkischen Oberbefehlshaber Hussein Pascha 1000 Medschidieh (3600 M.), wenn er seinen Feind hinrichten ließe. Der Pascha ging auf den Handel ein und ließ Mhanna's Vater den Kopf abschneiden; nun aber weigerte sich Hassan Nasir, zu bezahlen. Da ließ ihm der Pascha die Bastonnade geben, und seinen Bezirk plündern, indem er zugleich seinen schmählichen Wortbruch überall bekannt machte. Gandschu, der gefesselt nach Latakieh gebracht werden sollte, entkam unterwegs, schlug zwei Tage später 1000 Mann, die ihn in Imzerâa angreifen sollten, trieb sie in die Ebene zurück und verbrannte das Blockhaus, welches die Türken zur Beherrschung des Landes oberhalb Imzerâa erbaut hatten. Dann fiel er der von

Kerdaha aus operirenden türkischen Streitmacht in die Flanken, und auch diese mußte unter großen Verlusten Hals über Kopf das Gebirge räumen. Der Leichnam eines gefallenen Brigadegenerals wurde vor den Augen der gefangenen Türken geschändet, nebst den übrigen feindlichen Leichen, wie es bei den Nosairiern Sitte ist, verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut, was den Mohammedanern ganz besonders unangenehm ist: denn wie soll ein solcher am Tage der Auferstehung und des jüngsten Gerichtes alle Reste seines Körpers wieder zusammenfinden?

Inzwischen hatte der Tanz seinen Fortgang genommen. Die sieben Stiefsöhne des Emir Ismaël, mit ihren schönsten Kleidern angethan und mit ihren besten Waffen geschmückt, faßten sich an der Hand, wobei jeder seine Rechte und des Nachbarn Linke etwas hinter seiner Hüfte aufstützte. Der Anführer steht am Ende rechts, schwenkt ein Taschentuch und improvisirt einen rhythmischen Gesang, dessen Schlußworte vom ganzen Chorus wiederholt werden, wobei derselbe abwechselnd auf dem linken und dem rechten Fuße hüpft. Ab und zu feuert der Führer seine Genossen durch den Ruf: Höch, ho au, und dann springen alle noch höher und schlägt mit dem Hacken, der mit einem dreispitzigen Eisen versehen ist, kräftiger auf. Immer lebendiger wird es, und selbst Mhanna und endlich auch der alte Emir stellen sich an die Spitze der Tänzer, und die Gesänge werden politischer Natur und behandeln den Haß gegen die Türken und die Hoffnung auf französische Hülfe. Einer der sieben Brüder, der siebzehnjährige Hammet, trug ein vollständiges albanesisches Kostüm; er hatte es einem Baschibozuk-Offizier, dem er 1877 in Kerdaha selbst den Yatagan durch den Leib gerannt, abgenommen und damit das Recht erworben, es zu tragen. Doch rühmte er sich dessen nicht; denn sonderbarer Weise erzählten die Nosairier im Gegensatze zu den sonst so großsprecherischen Orientalen nicht gern von ihren Thaten, und wenn sie es ja thun, dann mit großer Bescheidenheit und ängstlicher Vermeidung jeder Aufschneiderei.

Ein Höhlenfund aus der Hohen Tatra.

Von Dr. **A. Nehring.**

Im vergangenen Sommer hat Herr Dr. S. Roth, Realschulprofessor zu Leutschau (Ober-Ungarn), im Auftrage der königlich ungarischen Akademie mehrere Höhlen der Hohen Tatra wissenschaftlich untersucht. Es ist sehr erfreulich, daß man in jenem höchsten Theile der Karpathen derartige Forschungen begonnen hat; denn bisher war die Hohe Tatra in dieser Beziehung für uns eine terra incognita. Freilich ist es ein schwieriges, mit Entbehrungen und Gefahren verbundenes Unternehmen, auf jenem hohen und schwach bevölkerten Gebirge, welches in der Gerlsdorfer Spitze bis über 8000 Fuß (2659 Meter) aufsteigt, systematische, den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechende Höhlenuntersuchungen durchzuführen. Herr Prof. Roth hat es gewagt. Er ist mehrfach gezwungen gewesen, in einer Höhe von 6000 Fuß und darüber die Nacht im Freien zuzubringen; dafür hat er aber auch den Erfolg gehabt, eine Menge von interessanten Fossilresten der Vorzeit an das Tageslicht zu fördern und der Wissenschaft zugänglich zu machen, welche für die Geologie und Zoogeographie von großem Interesse sein dürften.

Ohne dem in einiger Zeit zu erwartenden Berichte des Herrn Prof. Roth über die gesammten Untersuchungsresultate vorgreifen zu wollen, erlaube ich mir, im Einverständnisse mit dem Entdecker, den Lesern dieser Zeitschrift eine kurze Mittheilung über die Fauna einer der untersuchten Höhlen vorzulegen.

Die betreffende Höhle liegt im nördlichen Theile der Hohen Tatra auf dem Berge Novi etwa 2000 m über dem Meere, im Gebiete des Zipser Comitats, ungefähr unter 49° 15′ nördl. Br. und 37° 51′ östl. L., gerade im Norden von der Eisthaler Spitze und zwar in der Luftlinie etwa 6 km von dieser entfernt [1]).

Die Oeffnung der Höhle ist gen Westen gelegen, nach dem benachbarten Berge Muran hin. Der Boden war mit einem gelben Höhlenlehm bedeckt, und in diesem fanden sich bei einer Tiefe von 0,5 bis 1 m sehr zahlreiche Knochenreste von kleineren Wirbelthieren; letztere waren jedoch in der Lehmschicht nicht gleichmäßig vertheilt, sondern lagen nur an einer bestimmten Stelle, welche etwa 6 qm Ausdehnung hatte [1]).

Da Herr Prof. Roth nicht das nöthige Vergleichsmaterial zur Bestimmung der genannten Fossilreste zur Disposition hatte, so bot derselbe sie vor Kurzem mir zur Untersuchung an. In Folge dessen bin ich in der Lage, die ersten fossilen Wirbelthierreste von der Hohen Tatra (soviel mir bekannt ist) öffentlich besprechen zu können.

Die Wirbelthierfauna der bezeichneten Höhle, welche ich nach den übersandten Fossilresten konstatiren konnte, besteht aus 25 Arten. Sogenannte Novae Species sind nicht darunter, dagegen eine große Zahl von solchen Arten, welche in thiergeographischer Hinsicht das größte Interesse beanspruchen dürfen.

Besonders zahlreich sind die Nager vertreten; es sind mindestens elf Arten, nämlich folgende:

1. Myodes lemmus, Lemming. Zahlreich.
2. Myodes torquatus, Halsbandlemming. Einige Exemplare.
3. Arvicola nivalis, Schneemaus. Einige Exemplare.
4. Arvicola gregalis, sibirische Zwiebelmaus. Einige Exemplare.
5. Arvicola ratticeps, nordische Wühlratte. Einige Exemplare.
6. Arvicola amphibius, Wasserratte. Zwei Exemplare.
7. Arvicola arvalis, gemeine Feldmaus. Sehr zahlreich.
8. Arvicola agrestis, Ackermaus, oder eine nahe verwandte Art. Einige Exemplare.
9. Cricetus frumentarius, gemeiner Hamster. Ein Exemplar.
10. Lepus (variabilis?), eine Hasenart, wahrscheinlich der Schneehase. Ein Exemplar.
11. Lagomys (hyperboreus?), eine kleine Pfeifhasenart,

[1]) Wer sich darüber genauer orientiren will, vergleiche die im Auftrage des ungarischen Karpathenvereins von Prof. Carl Kolbenheyer herausgegebene Specialkarte der Hohen Tatra. (Kesmark 1876, Selbstverlag des ungarischen Karpathenvereins.)

[1]) Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Prof. Roth.

wahrscheinlich der kleine nordische Pfeifhase. Ein Exemplar.

Von Insectivoren sind nur zwei Species angedeutet, nämlich:

12. Sorex vulgaris, Waldspitzmaus. Zwei bis drei Exemplare.
13. Vespertilio sp., eine kleine Fledermausart. Ein Exemplar.

Dazu kommen einige Carnivoren:

14. Foetorius erminea, Hermelin. Ein Exemplar.
15. Foetorius vulgaris, Wiesel. Ein Exemplar.
16. Ursus (spelaeus?), eine Bärenart. Ein Exemplar.

Nur eine Wiederkäuerart ist vertreten, aber diese erscheint für die Charakterisirung des ganzen Fundes um so wichtiger; es ist dieses

17. Cervus tarandus, das Renthier. Ein Exemplar.

Es folgen dann noch einige Vogelarten, von denen einige sehr interessant sind, nämlich:

18. Lagopus alpinus (= L. mutus), Gebirgsschneehuhn. Drei bis vier Exemplare.
19. Lagopus albus, Moorschneehuhn. Zahlreich.
20. Anas crecca, Kriekente. Ein Exemplar.
21. Scolopax sp., ein schnepfenartiger Vogel. Ein Exemplar.
22. Emberiza sp., eine Ammerart. Ein Exemplar.
23. Strix nyctea?, Schneeeule. Nur durch einen lädirten Radius angedeutet.

Endlich sind noch einige Batrachier vertreten, nämlich:

24. Rana temporaria, der Grasfrosch. Fünf bis sechs Exemplare.
25. Eine nicht sicher bestimmbare, aber von Rana verschiedene Batrachier-Art.

Wie ich schon oben hervorgehoben habe, sind die meisten dieser Fossilreste auf einer räumlich sehr beschränkten Stelle bei einander gefunden, wie dieses auch an anderen analogen Fundstätten oft beobachtet ist. Dieser Umstand sowie die Beschaffenheit mancher Knochen weisen darauf hin, daß die betreffenden Fossilreste nicht etwa von Wasserfluthen eingeschwemmt sind (wogegen auch die ganze Situation der Höhle spricht), sondern daß sie die ehemalige Wohnstätte von Raubvögeln und vierfüßigen Raubthieren andeuten.

Unter den oben aufgezählten Thierarten befinden sich ja auch einige Raubthiere, wie Hermelin, Wiesel, Bär, Schneeeule, welche hier in Betracht gezogen werden können. Ich möchte besonders der Schneeeule und anderen Raubvögeln einen Hauptantheil an der Zusammenführung der Nager- und Vogelreste zuschreiben. Die Raubvögel haben bekanntlich die Gewohnheit, die Vögel und kleineren Säugethiere, welche sie erbeuten, mit Haut und Knochen zu verzehren und nach stattgehabter Verdauung die unverdaulichen Theile der verschlungenen Thiere (wie Knochen, Haare, Federn) in Form von länglichrunden Ballen, sogenannten „Gewöllen", wieder auszuspeien. Dieses Auswerfen der Gewölle pflegen sie an bestimmten Ruheplätzen auszuführen, so daß dieselben sich an diesen Punkten oft zu förmlichen Haufen ansammeln [1]).

So wird es auch in der Höhle auf dem Berge Novi zugegangen sein; dieselbe diente einstmals der Schneeeule und anderen Raubvögeln vorübergehend oder dauernd zum Aufenthalte, und so wurden in ihr an bestimmten Stellen, besonders unterhalb der Ruheplätze jener Raubvögel, zahlreiche Gewölle aufgehäuft.

Auf diese Weise kamen dort Hunderte von Schädeltheilen (besonders Unterkiefern) und Extremitätenknochen kleinerer Säugethiere und Vögel zur Ablagerung, und zwar in einem Erhaltungszustande, welcher demjenigen der Gewöllknöchelchen vollständig entspricht. Viele der mir vorliegenden Fossilreste zeigen sogar an ihren äußersten Ecken und Kanten die charakteristischen Corrosionserscheinungen, welche durch die Schärfe des Magensaftes der Raubvögel an den hervorragenden Knöchelchen der Gewölle hervorgebracht werden.

Andere von den vorliegenden Fossilresten werden durch das Hermelin und das Wiesel, die wenigen Renthierreste mögen von dem Bären eingeschleppt worden sein. Daß etwa auch der Mensch bei der Zusammenführung der Fossilreste mitgewirkt habe, erscheint sehr fraglich.

Ohne allen Zweifel haben die aufgezählten 25 Thierarten in der nähern und weitern Umgegend des Berges Novi einstmals gelebt. Es ist nicht daran zu denken, daß die Lemminge etwa von ihren heutigen Wohngebieten durch Fluthen nach der Hohen Tatra geschwemmt oder durch Raubvögel so weit verschleppt wären. Wenn wir nun unsere obige Speciesliste durchmustern, so finden wir darunter folgende Arten, welche heutzutage weder auf der Hohen Tatra noch in der Nähe derselben lebend beobachtet sind: 1. Myodes lemmus, 2. Myodes torquatus, 3. Arvicola ratticeps, 4. Arv. gregalis, 5. Lagomys sp., 6. Cervus tarandus, 7. Lagopus albus, 8. Lagopus alpinus, 9. Strix (nyctea?), 10. Ursus (spelaeus?).

Lassen wir den Höhlenbär und die Schneeeule aus dem Spiele (da diese Art-Bestimmungen nicht über jeden Zweifel erhaben sind), so bleibt doch noch eine Anzahl von sehr interessanten Arten übrig, welche in zoogeographischer Hinsicht unsere vollste Beachtung verdienen. Es ist freilich nicht das erste Mal, daß diese Arten im fossilen Zustande auf mitteleuropäischem Boden gefunden sind. Ich selbst habe dieselben nebst manchen ähnlichen Arten schon an zahlreichen Fundorten in Deutschland nachgewiesen [1]). Aber es ist doch sehr wichtig, jene Arten auf der Hohen Tatra und zwar so hoch über dem Meere konstatirt zu haben. Es fällt dadurch ein ganz neues Licht auf die zoogeographischen Verhältnisse der Vorzeit.

Gehen wir die einzelnen Species noch etwas genauer durch, so nehmen zunächst die beiden Lemmingsarten unser Interesse in Anspruch. Ihr jetziger Verbreitungsbezirk liegt weit ab von der Hohen Tatra; die Lemminge gehören bekanntlich heutzutage zu den circumpolaren Nagern. Das nördliche Rußland ist die der Tatra nächstgelegene Gegend, welche beide Lemmingsarten noch jetzt beherbergt [2]).

Arvicola ratticeps, die nordische Wühlratte, ist in ihrem Verbreitungsgebiete nicht ganz so weit von der Hohen Tatra zurückgewichen, wie die Lemminge; sie soll nach Blasius noch in den russischen Ostseeprovinzen vorkommen, wenngleich ihr Hauptwohngebiet in Skandinavien und Nordrußland liegt.

Arvicola gregalis, die sibirische Zwiebelmaus, kommt, soviel ich weiß, in Europa lebend nicht mehr vor; sie hat sich bis Sibirien zurückgezogen.

Dasselbe ist von der kleinen Pfeifhasenart zu sagen, sei es nun, daß dieselbe mit Lagomys hyperboreus, sei es

---

[1]) Vergl. meine diesbezüglichen Beobachtungen im Archiv f. Anthropol. XI, S. 12 f. und im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropol. Gesellsch. 1879, Nro. 8.

[1]) So z. B. bei Thiede, Goslar, Westeregeln, in Bayrisch-Oberfranken, bei Würzburg, im Lahnthal bei Steeten, in der Balver Höhle u. s. w.

[2]) Vergl. Nehring, „Die geogr. Verbreitung der Lemminge in Europa jetzt und ehemals" in der „Gaea", 1879, S. 663 bis 671 und S. 712 bis 726.

mit Lag. pusillus identisch ist. Erstere Art ist ganz und gar auf Nordost-Asien beschränkt; letztere erstreckt ihr Verbreitungsgebiet nur in der Gegend zwischen Wolga und Uralfluß ein Wenig nach Europa hinein.

Das Renthier bleibt heutzutage der Hohen Tatra fast eben so fern, wie der Lemming, wenn es auch hier und da im östlichen Rußland zur Winterszeit ziemlich weit nach Süden streift.

Was die Schneehühner anbetrifft, so sollte man meinen, es müßten auf der Hohen Tatra lediglich Reste von alpinen Schneehühnern vorkommen, oder dieselben müßten wenigstens überwiegen. Aber dieses ist nicht der Fall; die Reste der Moorschneehühner, welche an den längeren und stärkeren Laufknochen mit voller Sicherheit zu erkennen sind, überwiegen bei dem vorliegenden Funde ganz entschieden. Uebrigens stimmt dieses durchaus mit den Beobachtungen überein, welche ich an anderen Fundstellen, z. B. in Bayrisch-Oberfranken, gemacht habe [1]). Man kann annehmen, daß die alpinen Schneehühner einstmals die höchsten Theile der Hohen Tatra bewohnt haben, während die Moorschneehühner mehr am Nordfuße derselben zu Hause waren.

Jetzt sind beide Schneehuhnsarten auf der Hohen Tatra ausgestorben. Wenigstens habe ich in keinem mir zugänglichen Werke eine Notiz über das Vorkommen von Schneehühnern auf jenem Gebirge gefunden; ebensowenig konnte mir Herr Prof. Roth sowie der von demselben befragte Vorstand des ungarischen Karpathenvereins eine sichere Angabe über das Vorkommen von lebenden Schneehühnern auf der Tatra mittheilen. Der nächste Punkt, an welchem noch jetzt Moorschneehühner leben, ist die Umgegend von Memel in Ostpreußen. Für die Gebirgsschneehühner würden die Ostalpen das der Tatra nächstgelegene Wohngebiet bilden [2]).

Schließlich muß ich noch mit einigen Worten auf die Schneemaus, Arvicola nivalis, eingehen. Bisher kannte man dieselbe nur von den Alpen, welche sie in verschiedenen Varietäten auf ihrer ganzen Erstreckung bewohnt, und von den Pyrenäen. Vor Kurzem hat sie Forsyth Major lebend auf dem Gran Sasso d'Italia entdeckt, und zwar zusammen mit der Gemse. Fossil habe ich selbst diese interessante Art aus mehreren oberfränkischen Höhlen nachgewiesen [3]). Jetzt ist sie nun auch auf der Hohen Tatra im fossilen Zustande konstatirt. Dieses Resultat scheint aber dahin führen zu sollen, daß die Schneemaus auch noch im lebenden Zustande auf der Hohen Tatra konstatirt werden wird. Auf meine Veranlassung hat Herr Prof. Roth wegen des etwaigen recenten Vorkommens der Schneemaus auf der Hohen Tatra Nachforschungen gehalten, sowie auch in einer Vorstandssitzung des ungarischen Karpathenvereins die Sache zur Sprache gebracht; und da hat es sich dann herausgestellt, daß in der That noch jetzt auf den höchsten Theilen jenes hohen Gebirges eine Mausart existirt, welche in ihrem Aeußern und in ihrer Lebensweise mit der Schneemaus der Alpen übereinzustimmen scheint. Es ist von dem Vorstande des ungarischen Karpathenvereins Auftrag gegeben worden, einige Exemplare jener Thierart zu fangen und mir zu genauerer Untersuchung zu übermitteln.

So hat denn die vorjährige Höhlenuntersuchung des Herrn Prof. Dr. Roth auf der Hohen Tatra recht erfreuliche wissenschaftliche Resultate ergeben, welche besonders für die Zoogeographie von entschiedener Bedeutung sind. Das geologische Alter der Fossilreste aus der Höhle des Berges Novi kann kaum zweifelhaft erscheinen. Dieselben reichen offenbar bis in die Glacialperiode oder bis an das Ende derselben zurück. Die rein nordischen Arten mögen etwas weiter zurückreichen, als diejenigen, welche weniger nordisch erscheinen, wenn man nicht lieber annehmen will, daß die einen Arten den höhern Theil des Gebirges, die anderen gleichzeitig die Abhänge und die Gefilde am Fuße desselben bewohnten.

In der Glacialzeit besaß die Hohe Tatra großartige Gletscher; die Spuren derselben sind noch jetzt deutlich zu sehen [1]). In jener Zeit breitete sich die arktisch-alpine Fauna, welche ganz Mitteleuropa in Besitz genommen hatte, auch über die Karpathen aus und nahm besonders von der Hohen Tatra dauernden Besitz. Die rein arktischen Thiere starben dort später aus, ebenso manche von den alpinen Thieren. Nur wenige der letzteren, wie das Murmelthier, die Gemse und wahrscheinlich auch die Schneemaus, haben sich bis auf den heutigen Tag in den höchsten Theilen der Hohen Tatra erhalten; sie scheinen jedoch ebenfalls dem Aussterben nahe gekommen zu sein.

Herr Prof. Dr. Roth hat mir mitgetheilt, daß der ungarische Karpathenverein in Folge der interessanten Ergebnisse der vorjährigen Ausgrabungen, welche, wie oben erwähnt, im Auftrage der königlich ungarischen Akademie ausgeführt wurden, ihm für das laufende Jahr eine namhafte Summe zur Fortsetzung der Untersuchungen bewilligt habe. Es ist zu hoffen, daß dabei weitere Resultate von wissenschaftlicher Bedeutung erzielt werden.

Wolfenbüttel, am 20. April 1880.

---

[1]) Vergl. meinen Aufsatz über fossile Schneehühner in der „Natur", 1879, Nro. 45.

[2]) Während diese Zeilen schon gesetzt waren, ging mir von Seiten meines Freundes, des Hrn. Prof. Wilh. Blasius in Braunschweig, die Notiz zu, daß in dem Special-Kataloge der ungarischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung folgende von Joh. Frivalsky herrührende Angabe sich finde: „Das Schneehuhn (Lagopus mutus Leach) auf den südöstlichen Gebirgen Ungarns vorkommend." Danach wäre also das Gebirgsschneehuhn, wenn es auch auf der Hohen Tatra nicht mehr lebt, in Ungarn überhaupt noch nicht ausgestorben.

[3]) Vergl. Nehring, Die Fossilreste der Mikrofauna aus den oberfränkischen Höhlen, in den Beitr. z. Urgesch. Bayerns, Bd. II, S. 230, 231, 234.

[1]) Vergl. S. Roth, „Ueber Thal- und Seebildung in der Hohen Tatra" im Jahrb. d. ungar. Karpathenvereins, V. Jahrg. 1878, S. 141 ff.

Volksmedizin in der argentinischen Republik.

Aus dem Italienischen des Dr. **Paul Mantegazza** in Florenz. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung.

I.

An allen Orten der Erde, wo immer der wissenschaftlich gebildete Arzt seine Kunst ausüben will, findet er in der ihn umgebenden Gesellschaft einen geheimen Feind, der ihm, wenn er es am wenigsten erwartet, Hindernisse aller Art in den Weg legt. Dieser dunkle Gegner, der so oft seine Waffen und Kampfweise ändert und doch immer fürchterlich bleibt, wie alle verrätherischen Feinde, ist die Quacksalberei oder Volksmedizin. Dieses Erbstück der Unwissenheit und der Furcht, durch die Vorurtheile der Mode, die Ausgeburten einer rohen Phantasie und die Geheimnisse der

Charlatanerie noch vermehrt, pflanzt sich von den Eltern auf die Kinder und von Geschlecht zu Geschlecht als ein unantastbares Heiligthum fort. Vergebens weisen Männer von Bildung dieses Vermächtniß zurück und vergebens streben sie sich rein zu halten von diesem ansteckenden Erbübel. Ein südamerikanisches Sprichwort findet in jedem Menschenkinde einen „geborenen Arzt“. Es ist das eine Art Erbsünde, für welche noch kein Erlöser gekommen ist und vor der weder die sorgfältigste Erziehung noch die größte natürliche Begabung genügend zu schützen vermag. Der gebildete Laie hängt dem bunten Hanswurst dieser Volksheilkunst höchstens ein anderes Mäntelchen um. So finden wir die Entdeckungen des krassesten unwissendsten Empirismus mit den Worten: Entzündung, Schwäche, Reizung u. s. w. getauft, todte Brocken medizinischer Systeme, unter die unwissende Menge gefallen, die selbst gegen den Tod Mittel haben möchte.

Das Volk braucht nothwendig ein gewisses Maß medizinischer Kenntnisse. Es soll und muß eine ärztliche Belehrung erhalten. Es muß seine Gesundheit selbst zu schützen wissen; es muß wissen, was ein wahrer Arzt ist und worin dessen Kunst besteht; es muß die Hauptlehren der Hygienie so gut wie die der Sittenlehre kennen, die von jener abhängig ist und nicht getrennt werden kann. Um nun aber diese Kenntniß zu verbreiten, ist es zuerst unumgänglich nothwendig, die bestehenden Vorurtheile und Irrthümer zu zerstören, mit einem Worte all' den Schutt einer abergläubischen, finstern Vergangenheit hinwegzuräumen, um das neue wohnlichere Gebäude unseres Wissens an dessen Stelle zu errichten.

Auch in Südamerika finden wir eine Volksmedizin. Natürlich, denn da die dort eingewanderten Spanier Jahrhunderte lang ohne sachwissenschaftliche Aerzte blieben, oder nur wenige Chirurgen ohne genügende Kenntnisse hatten, so waren sie genöthigt, sich selbst kuriren zu lernen, gerade so wie sie Schneider-, Schmiede- und andere Handwerker-Arbeit verrichten mußten. Die spärlichen Ideen der arabischen Heilswissenschaft, die sie in die neue Welt hinübergebracht hatten, wurden auf den rohen Empirismus der Eingeborenen gepfropft, mit denen die Eroberer fortwährend verkehrten. So bildete sich bald ein System von Heilmittel-Lehren, das wenigstens hinsichtlich seines organischen Zusammenhanges manche unserer berühmtesten medizinischen Systeme beschämen könnte.

Wenn schon das Studium des Irrthums eines einzelnen Menschen dem Psychologen reiche Ausbeute gewährt, so wird ein ganzes System von Irrthümern zu einer kaum zu erschöpfenden Fundgrube psychologischer Forschungen und Entdeckungen. Bei der Volksmedizin von Entre-Rios finden wir die ersten Versuche eines wissenschaftlichen Heilverfahrens basirt auf den Selbsterhaltungstrieb, auf das Bedürfniß, aus den Wirkungen die Ursachen, aus der äußeren Aehnlichkeit der Dinge den gemeinsamen Urgrund derselben zu erschließen. So kam man z. B. dazu, alle diejenigen Pflanzen für nützlich zu halten, die anderen in Europa bei verschiedenen Krankheitsfällen bereits angewandten Pflanzen ähnlich sind. Dazu denke man sich noch: äußern Prunk, mit dem der Spanier seine Religion, seine Sprache und sein geselliges Leben so verschwenderisch ausschmückt — die Erfindungen und „Entdeckungen“ der zahllosen Charlatane, die von allen Seiten aus der alten in die neue Welt strömten, um Gold und Diamanten zu erbeuten —, endlich die Leichtgläubigkeit des unwissenden Volkes, die Beschränktheit der Leidenden, die Allmacht der unwissenden Lehrer und die Ohnmacht der öffentlichen Aemter und Obrigkeiten: und man hat alle die Elemente beisammen, aus welchen die ärztliche „Kunst und Wissenschaft“ des südamerikanischen Volkes noch heutigen Tages besteht.

Uebrigens ist jeder wissenschaftliche Arzt, der in jenen Ländern praktiziren will, auch wenn er sich gar nicht um die Volksmedizin kümmern wollte, nichtsdestoweniger genöthigt, dieselbe zu studiren, da man derselben nicht ausweichen kann, wie man überhaupt einen Feind nicht zu bekämpfen vermag, ohne ihn vorher zu kennen. Sagt ja schon Macchiavelli: den Feinden muß man schmeicheln oder sie vernichten.

Ich habe beide Wege versucht und überzeugte mich nach vielen Niederlagen — von denen immer eine größer war als die andere —, daß ich die Waffen strecken und statt ein Feind besser ein Verbündeter jener unwiderstehlichen Macht werden mußte, die kaum von der Alles zerstörenden Zeit überwältigt werden kann.

Alle Krankheiten haben eine Ursache, darin stimmen wir, Aerzte und Nichtärzte, alle überein. Der Entrerianer aber behauptet weiter: Diese Krankheitsursache muß durchaus sein entweder calor, oder frio, oder pasmo, oder aire, oder flato, oder mal del ojo. Ich wette, daß Niemand in den argentinischen Ländern ein Uebel findet, welches nicht eine Folge einer dieser sechs Krankheitsursachen wäre! Wenn man glauben muß, daß Gott zuerst die Dinge erschaffen hat und dann erst deren Namen, und wenn ganz unbestreitbar der Mensch früher da war, als die Sprache, so beobachten die „Aerzte“ in Südamerika nicht selten das umgekehrte Verfahren: sie erfinden erst ein Wort und suchen sodann für dasselbe einen Gegenstand. Sie machen erst einen Rahmen, und beschneiden dann das zugehörige Gemälde so lange, bis es zum Rahmen paßt. Es ist dies ein Erbfehler des menschlichen Geistes, der in kleinen und großen Dingen auch schon bedeutende Männer der Wissenschaft auf Abwege gebracht und die unbedingten Autoritätsgläubigen getäuscht hat.

Der Calor ist Hitze oder Entzündung mit allen verwandten Krankheitserscheinungen und deren auf -itis endigenden Namen. Das Wenig und Viel, das Mehr und Minder ist eine Schaukel, auf der sich der menschliche Geist nur allzugern einwiegt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn auch die Quacksalberei in Südamerika dasselbe thut. Kommen wir zu einem Kranken, dessen Puls ungewöhnlich stark schlägt, dessen Haut fieberhaft erhitzt ist und der einen unlöschbaren Durst hat, so können wir darauf schwören: er hat den „calor“. Ein anderer leidet an Schwäche, geringem Pulsschlag und kalter Haut: er hat den frio (Kälte), und sein Zustand ist dem vorhergehenden diametral entgegengesetzt.

Der pasmo (Krampf) ist das dritte Krankheitselement, welches den eigentlichen Tetanus, die Convulsionen, Hysterie und Epilepsie in sich begreift.

Aire (Luft) ist ein krankmachendes Etwas, das minder klar ist, als die vorhergehenden Krankheitsursachen. Es begreift in sich alle die Affektionen, welche durch meteorologische Einflüsse entstehen. Dahin gehören die rheumatischen Uebel, Lähmungen, die nicht vom Schlagflusse herrühren, Kontraktionen, Nervenschmerzen und andere dunkle Krankheitszustände, denen selbst der wissenschaftliche Arzt schwer einen passenden Platz anweisen kann.

El flato bedeutet nicht allein „Blähung“, sondern überhaupt jede Krankheitserscheinung, die plötzlich von einem Theil des Körpers zu einem andern übergeht und nicht von Fieber oder anderen deutlich wahrnehmbaren Symptomen begleitet ist, welche die Krankheit in die eine oder andere der bereits angegebenen Abtheilungen verweisen könnten.

Das Seitenstechen, eine so gewöhnliche Erscheinung bei der Tuberkulose, und rheumatische Schmerzen sind Folgen

des flato, der als unumschränkter Gebieter unseres Organismus die Schleimhäute anbläst, in Blut und Säften unseres Körpers haust und auf die frechste Weise in das feinste Gewebe unserer Eingeweide sich eindrängt.

Ich werde nie den argentinischen Jüngling von guter Erziehung und geweckter Geiste vergessen, der, im ersten Stadium der Lungenschwindsucht stehend, mich überzeugen wollte, daß das leichte Seitenstechen, welches ihn von Zeit zu Zeit befiel, von einem flato verursacht sei. Er strengte sich vor mir aus aller Kraft an, sich auszuräuspern, und behauptete dabei, daß er sich auf solche Weise von seinem Schmerze befreie. So groß ist die Gewalt der menschlichen Phantasie, insbesondere wenn sie noch gebraucht wird, um die Hoffnung auf Genesung zu unterstützen.

Das mal de ojo oder daño ist kein Augenübel, wie der Wortlaut besagt, und wie ich selbst die erste Zeit meines Aufenthaltes in Amerika alles Ernstes glaubte [1]), sondern etwas Uebernatürliches, dessen ganze Bedeutung ich erst nach vieler Mühe begriff. Einst ließ mich eine Kranke zu sich rufen und fragte mich, ob ich auch das mal de ojo kuriren könne. Ich erwiderte darauf, daß ich als wissenschaftlicher Arzt jede beliebige Krankheit zu behandeln wüßte. Während dessen sah ich der Kranken scharf ins Gesicht und bemerkte zu meiner großen Verwunderung, daß sie die gesundesten Augen von der Welt hatte. Ich erwartete eine nähere Erklärung über ihre Frage. Bald jedoch fing die Kranke an mir zu erzählen, daß ein Gewisser einen bösen Blick auf sie geworfen habe, und daß sie von jenem Tage an Käfer, Spinnen und ganze Büschel von Kopfhaaren mit dem Urin von sich gegeben habe. Ich glaubte im ersten Augenblicke, sie wollte einen schlechten Witz mit mir machen. Nach wenigen Tagen jedoch, als ich die Kranke näher beobachtet hatte, fand ich, daß sie wirklich steif und fest glaubte, die Insekten und Kopfhaare, die zufällig in das Nachtgeschirr gefallen waren, seien aus ihrem Körper gekommen.

Alle fremdartigen und seltenen Krankheiten werden von den Volksärzten für mal de daño gehalten. Da es nun wohl keinen Menschen in dieser Welt giebt, der sich rühmen könnte, niemals noch eine Beleidigung oder Verwünschung erlitten zu haben: so weiß der Kranke mit einiger Anstrengung natürlich leicht unter seinen früheren Erlebnissen irgend einen Umstand ausfindig zu machen, der seine Vermuthung unterstützt und die Diagnose des „Arztes" sicherstellt.

Ich fand diesen Aberglauben ganz in derselben Gestalt auf den Kanarischen Inseln, wo nach Mac Gregor die Bauern, wenn sie fürchten, daß eine Hexe ihnen begegnen und den bösen Blick auf sie werfen könnte, sich dadurch zu schützen suchen, daß sie plötzlich die Binde, die sie um den Leib tragen, umwenden; oder wenn sie sich noch mehr gegen die schrecklichen Folgen der Hexerei sichern wollen, so ziehen sie ihre Hosen aus und ziehen sie verkehrt wieder an. Doch was brauchen wir die Beispiele dieses Aberglaubens erst lange auf den Kanarischen Inseln oder in den unteren Schichten des Volkes zu suchen, da ja Hippokrates schon auf der ersten Seite seines Prognostikon so verständlich sagt: Simulvero et si quid divini in morbis inest, etiam hujus praenotionem ediscere; mögen nun die Herren Commentatoren, die im Aeskulap von Kos weder Vorurtheile noch Widersprüche finden wollen, in hitzigen Kämpfen und langen Abhandlungen die Worte des Urtextes τὶ θεῖον auch hundertmal vertheidigen.

Sobald sich der argentinische Arzt durch die Einwürfe der Kranken oder seine eigenen Bedenken in die Enge getrieben fühlt, verbindet er zwei bis drei der bekannten Krankheitselemente und — er hat sich geholfen. So entstehen el aire pasmado oder la fievre de la sangre, an das selbst Avicenna glaubte, der auch noch die Pulsschläge des Herzens in warme und kalte eintheilte.

Das argentinische Volk, das auf seinen wilden Ritten wie in seinen Bürgerkriegen das Leben so oft aufs Spiel setzt, hält alle seine Krankheiten für sehr wichtig und bedenklich und ist im Allgemeinen sehr zur Hypochondrie geneigt. Bei dem geringsten Anzeichen einer unbedeutenden Störung der Gesundheit wird der Arzt geholt. Mit der ängstlichsten Genauigkeit werden ihm die Symptome der Krankheit beschrieben. Ja, die Leute fangen plötzlich an um das Leben zu flehen und zu jammern, indem sie wiederholt versichern, daß kein Opfer im Stande sei, das verlorene Glück der Gesundheit zu ersetzen. Diese Thatsache ist vielleicht aus dem Erfahrungssatze zu erklären, daß oft gerade die muthigsten Krieger in Krankheiten am muthlosesten, und umgekehrt, weibische Feiglinge sich in körperlichen Schmerzen und Nöthen unerschrocken zeigen. Vielleicht hat auch der Charlatanismus, der so enorme Summen auf die Wiedererwerbung der verlorenen Gesundheit setzte, das Seine dazu beigetragen, daß man in jenen Ländern eine so große Scheu vor allen Krankheiten bekam. Möglich auch, daß die habituellen gastrischen Uebel und Verdauungsbeschwerden, an denen fast alle Argentiner mehr oder minder leiden, einen Schatten der Schwermuth über ihre sonst so eisenfeste Natur breiteten, denn kein Theil der Eingeweide hat auf die Gemüthsstimmungen der Freude und Traurigkeit größern Einfluß als der Magen mit seinen zwei Anhängseln. Vielleicht auch erzeugen die angegebenen drei Ursachen vereint diese Furcht vor Krankheiten.

[1]) Wunderbar, daß G. Mantegazza als Italiener nicht den mal occhio gekannt hat, der in seinem Heimathlande eine so große Rolle spielt. Der römische Vetturin behängt heutigen Tages sein Pferd mit der schützenden Koralle, um es gegen denselben bösen Blick zu feien, von dem schon Horaz glaubt, daß er seinem Landgute nichts anhaben könne. R. Andree (Ethnographische Parallelen und Vergleiche S. 35) weist diesen Aberglauben nach bei den Indianern in Nicaragua, den Arankanern, bei Jesus Christus, den Arabern, Aegyptern, den alten Engländern, in den libyschen Oasen, in Nubien, Wadai, Bornu, Usiusa, Uganda, Sierra Leone, Camarun, in Persien, bei den Ariern und Aboriginern Ostindiens, den Afghanen, Mongolen, Tataren, Griechen, Albanesen, Slaven, Germanen, Romanen ꝛc. (Red.)

Südsee-Sagen.

1. Die Vulkangöttin Pele und die Sintfluth (Hawaii).

Der in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, erscheinende „Hawaiian Almanac" bringt jährlich einige Uebersetzungen von alt-hawaiischen Sagen und Traditionen, deren Rettung vor der Vergessenheit, bei dem raschen Kulturwechsel der Eingeborenen und dem drohenden Aussterben derselben, um so wichtiger ist. Aus dem Kalender für 1879

wurde bereits die Sage über „den Ursprung des Feuers“ mitgetheilt (s. „Globus“ Bd. XXXV, S. 287); in dem diesjährigen Hefte findet sich die Tradition von Pele, der Göttin der Vulkane, und ihrem Antheil an der hawaiischen Sintfluth.

Die Mythologie der alten Hawaiier kannte nur bösartige und feindliche Götter (akuas); ihr Pantheon, wie das ihrer Stammesbrüder auf den anderen Inselgruppen des Großen Oceans, war mit grausamen Gottheiten bevölkert, vor deren Zorn und Rache der Kanaka zitterte, wie auch ihre grotesken Bildnisse in den heiaus (Tempeln) mit aufgerissenen Rachen voller Hunde- und Haifischzähne Furcht und Schrecken erregen sollten. Die mächtigste aller Gottheiten war Pele, die Göttin, der die aktiven Krater und Vulkane Hawaiis unterthan waren; denn was könnte sich der Macht und den Schrecken eines feuerspeienden Berges oder eines Lavaausbruches zur Seite stellen! Doch nicht allein alle vulkanischen Phänomene wurden ihr zugeschrieben, sondern auch die große Sintfluth, welche in alten Zeiten auf Hawaii stattfand, wurde nach der Tradition von ihr verursacht. Die Sage lautet wie folgt:

Pele's Vater hieß Ka-ueho-alani und ihre Mutter Kahinalii (die Endungen ka-lani [der Himmel] und alii [Fürst, Häuptling] kommen in hawaiischen Götter- und Häuptlingsnamen sehr häufig vor); sie wurde in Hapakuela geboren, einem weit entfernten Lande am Rande des Himmels nach Südwesten (Samoa oder Neu-Seeland?). Dort lebte sie bei ihren Eltern, bis sie erwachsen war und Wahieloa heirathete, dem sie einen Sohn Menehune und eine Tochter Laka gebar. Aber Wahieloa, ihr Mann, ließ sich von Pele-kunu-lani verführen und entfloh mit dieser, worauf Pele voller Wuth und Zorn sich auf seine Verfolgung begab, wobei sie in die Nähe der hawaiischen Inseln kam. Nun waren diese Inseln zu jener Zeit eine ungeheure Oede und Wüste, zwar mit den heutigen Bergen, aber ohne süßes Wasser und selbst ohne das Meer. Als Pele ihre Reise antrat, gaben ihre Eltern ihr das Meer mit, damit es sie begleite und ihre Kanus mit sich trüge. Also segelte sie vorwärts, getragen von der Fluth des Meeres, welches aus ihrem Haupte hervorströmte, bis sie das Land Pakuela erreichte, und dann fuhr sie weiter bis Kanaloa auf Hawaii. Aber das Wasser des Meeres fuhr fort, höher und höher zu steigen, bis nur noch die höchsten Spitzen der Bergriesen Haleakala auf der Insel Maui (10 032 Fuß hoch), Mauna-Loa (13 600 Fuß) und Mauna-Kea (13 805 Fuß) auf Hawaii sichtbar waren; alles andere Land war vom Wasser bedeckt; aber bald darauf sank das Meer wieder, bis es seinen jetzigen Spiegel erreichte. Dieses Ereigniß wird noch jetzt von den Eingeborenen Kai a Kahinalii, d. h. Kahinalii's Meer, genannt, da es Pele's Mutter war, die ihr das Meer mitgab, welches diese nach Hawaii brachte. Und von jener Zeit an bis heute hat Pele mit ihrer ganzen Familie ihre ursprüngliche Heimath in Hapakuela verlassen, um in den brennenden Kratern von Hawaii-nei zu wohnen. Begleitet war sie von ihren Brüdern Ka-moho-alii (der Fürst des Dampfes), Kanehikili (der Mann des Donners), Kahuila-okalani (der Blitz des Himmels) und Ke-nahi-kamakana (der Feuerspeiende), deren zwei, gleich dem Vulkan der Alten, verkrüppelt waren. Ferner befanden sich in Pele's Gefolge die schreckensreichen Schwestern Makore-wawahi (die Kanubrecherin mit Feueraugen), Ka-wawahi-lani (die Himmel-Zertrümmerin), Hiata-kaarawa-maka (die schnellängige Wolkenhalterin) und Ka-hoi-ke-poli-a-Pele (die Pele's-Leib-Umfassende). Diese furchtbaren Gottheiten lebten in den Feuerseen der thätigen Krater, und in dem Getöse der Lavawellen hört der Kanaka ihre Stimmen. Alles Volk mußte ihnen opfern und Tribut bringen, und wurde dies einmal unterlassen, so erbebte der Boden vor ihrem Grimm, lange Spalten und Risse thaten sich auf, und Ströme flüssigen Feuers, Aschen- und Steinregen und Wolken giftiger Gase verheerten das Land. Als im Jahre 1790 auf der Insel Hawaii ein Aufstand gegen den König Kamehameha I. ausbrach, zog ein Heer der Rebellen durch den Bezirk Puna über den Südabhang des Mauna Loa. Plötzlich erbebte der Vulkan und Schwefeldünste entstiegen dem Boden, durch welche die ganze mittlere Abtheilung, über 400 Mann stark, erstickt wurde. Dieses Naturereigniß ließ Kamehameha als besondern Günstling der Göttin Pele erscheinen, und die Aufständischen unterwarfen sich ohne Widerstand.

Als Pele, so fährt die Sage fort, zuerst auf Hawaii ankam, nahm sie ihren Wohnsitz auf der Insel Kauai, der nordwestlichsten der Gruppe. Von dort ging sie nach Südosten nach Kalaupapa auf der Insel Molokai, wo jetzt die Kolonie der Aussätzigen liegt, und wohnte in dem dortigen Krater Kauha-ko, bis sie nach Lahaina auf der Insel Maui übersiedelte, wo sie den Krater Puulaina ausgrub. Von hier zog sie weiter nach Südost auf den Gipfel des großen Hale-a-kala, des „Hauses der Sonne“, auf derselben Insel, wo sie lange wohnen blieb, bis sie den 2000 Fuß tiefen und 10 engl. Meilen breiten Krater dieses Berges ausgehöhlt hatte. Aber auch hier vertrieb sie der Meergott Moana, worauf sie nach Hawaii, der südöstlichsten Insel, hinüberzog, wo sie bis zum heutigen Tage im großen Krater des Kilauea sich aufhält. Es ist jedenfalls seltsam, daß diese Tradition über Pele's Wanderung genau mit der geologischen Theorie übereinstimmt, nach welcher sich die vulkanische Thätigkeit auf den Sandwich-Inseln von dem nordwestlichsten und geologisch ältesten Kauai über Molokai und Maui nach Hawaii, der südöstlichsten und jüngsten Insel, gezogen hat, wo sich noch jetzt der letzte thätige Vulkan, der Mauna Loa, mit dem Nebenkrater Kilauea befindet; seit historischen Zeiten ist alle vulkanische Thätigkeit auf diese Insel beschränkt.

Auch nach der Bekehrung der Hawaiier zum Christenthum blieb der Krater des Kilauea, als letzter Wohnsitz der Göttin Pele, noch lange mit strengem „Tabu“ belegt, und kein noch so kühner Kanaka hätte es gewagt, dem Zorn der Göttin zu trotzen und in ihre Behausung einzudringen. Erst im August des Jahres 1824 unternahm die hohe Häuptlingin Kapiolani das große Wagniß; begleitet von einigen Missionären und anderen Weißen und mit großem Gefolge ihrer Anhänger stieg sie in den Krater hinab und betrachtete den Feuersee in der Nähe, wodurch sie den Tabu brach und endlich dem Aberglauben ihrer Landsleute ein Ende machte. Trotzdem haben noch bis zur neuesten Zeit fremde Besucher des Kraters bemerkt, daß ihre eingeborenen Führer mit unbedecktem Haupt kleine Opfer wie Glasperlen, Korallen, Muscheln u. s. w. mit dem hawaiischen Gruße: „Aloha, Pele!“ in den Feuersee werfen, der noch jetzt Lua Pele, d. h. der Tempel der Pele, heißt. Und als letztes Andenken an die einst mächtige Göttin, deren unterirdischen Feuern die ganze Hawaii-Gruppe ihr Dasein verdankt, mögen jene haarähnlichen, feinen Glasfäden gelten, die nur im Krater des Kilauea gefunden und daselbst bei starkem Winde durch Abwehen und Ausspinnen der Lavatropfen von den Feuerfontainen gebildet werden, denn bis der letzte Vulkan Hawaiis erlöschen wird, werden sie unter ihrem poetischen Namen: „lauoho Pele“, die Haare der Pele, bekannt bleiben.

2. Der Tartarus der Fidschi-Insulaner.

Vor der Anthropologischen Gesellschaft in London wurde am 13. April ein Vortrag des Missionärs L. Fison über

die Begräbnißgebräuche auf Fidschi verlesen, welcher einige interessante Mittheilungen über die Mythologie der Eingeborenen dieser Südsee-Gruppe enthält.

Auch die Götter des vitischen Olymps zeichneten sich durch blutdürstige Grausamkeit aus, wie dies bei einem Kannibalenvolke natürlich erscheint. Neben Owi, dem Schöpfer der Welt und der Menschen, stehen verschiedene Nebengötter, unter welchen Mainatavasara, „der soeben vom Schlachten Kommende", und Batimona, „der Menschenhirn Liebende", sich genügend durch ihre Namen charakterisiren. Am eigenthümlichsten ist aber die vitische Tradition von der Unterwelt und dem Fortleben nach dem Tode. Sobald ein Fidschianer gestorben, muß seine Seele vor dem Richterthrone des Gottes Ndengei erscheinen, der in Schlangengestalt in einer Höhle auf Viti Lewu wohnt, um daselbst sein Urtheil zu erhalten. Aber auf dem Wege nach Mbulu, diesem vitischen Hades, drohen der Seele verschiedene Gefahren. Zuerst muß sie an einem Riesen vorbeigehen, der mit seinem großen Steinbeil alle zu treffen sucht, die bei ihm vorbei wollen. Die Verwundeten können aber nie nach Mbulu gelangen, sondern müssen ewig als böse Geister im Gebirge umherirren, während diejenigen, welche dem Riesen entkommen, was übrigens nicht vom Verdienst der Verstorbenen, sondern nur von ihrem guten Glück abhängt, nach ihrer Freisprechung durch Ndengei Erlaubniß erhalten, in der Nähe der Tempel sich am Geruche der Menschenopfer zu ergötzen. Am schlimmsten geht es jedoch den Seelen der Unverheiratheten, denn sie haben nach vitischen Ansichten gar keine Aussicht nach Mbulu zu gelangen. An einer gewissen Stelle des Weges nämlich lauert der Gott Nangganangga auf die Seelen der Unverheiratheten beider Geschlechter, und sobald er eine derselben erfaßt hat, hebt er sie mit beiden Händen hoch empor und wirft sie auf einen hervorstehenden Felsen nieder, so daß sie entzwei bricht. Da nun nach der Tradition der Gott alle männlichen Geister, welche ohne ihre Weiber zu ihm kommen, für Hagestolze ansieht, so ist bei allen Stämmen Fidschis die Erdrosselung der Wittwe üblich. Sobald ein Ehemann gestorben, wird seine Wittwe durch ihren eigenen Bruder oder nächsten Verwandten mit einer Schnur erdrosselt, worauf das Paar zusammen begraben wird und somit ungefährdet bei Nangganangga vorbeigehen kann. Stirbt jedoch das Weib vor ihrem Manne, so schneidet der Wittwer seinen Bart ab und legt denselben unter die linke Achselhöhle der Leiche, so daß er gewissermaßen als Trauschein dienen kann, bei dessen Anblick Nangga-nangga die Seele des Weibes ohne Widerspruch vorbeiläßt.

Bei dem Nakelo-Stamme herrscht eine andere sonderbare Tradition. Nach dem Tode ihres Königs gehen die drei ältesten Männer des Stammes mit Tüchern in der Hand an das Ufer des Flusses, um der Seele des Verstorbenen, welche denselben kreuzen muß, Geleit zu geben. Dort rufen sie laut nach Themba, dem vitischen Charon, damit er sein Kanu herüberbringe, und warten dann, bis sie eine größere Welle auf das Ufer zurollen sehen, was sie für das Anzeichen des sich nähernden unsichtbaren Kanus halten. Sogleich wenden sie ihr Gesicht ab, deuten mit den Tüchern auf den Fluß und rufen laut: „Steige ein, Herr!", worauf sie so schnell als möglich davonlaufen, denn das Auge keines Lebenden darf ungestraft der Einschiffung zusehen. Die Leiche selbst wird wie gewöhnlich begraben, wobei eine alte Kokosnuß mit einem Steine derart zerbrochen wird, daß die Milch derselben der Leiche auf den Kopf fließt. F. Birgham.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Durch die am 12. April 1880 zu Konstantinopel unterzeichnete Konvention zwischen der Türkei und Montenegro wird die südöstliche Grenze des letztern Landes, wie sie seit dem Berliner Kongresse auf den Karten dargestellt, aber noch nicht in Kraft getreten war, fast durchweg verändert. Gusinje und Plava im obern breiten Thale des Lim, am Nordfuße der sogenannten Nordalbanischen Alpen, bleiben danach bei der Türkei, wofür dieselbe weiter südlich einen Streifen Landes von 6 bis 10 Kilometer Breite Montenegro überläßt. Montenegro erhält so die ganze Ebene zwischen Podgoritza und dem See von Scutari, sowie einen Theil des östlich angrenzenden Gebirgslandes. Das tief eingeschnittene Thal der Tzywna (Cjevna) bildet auf eine große Strecke hin die Grenze; nach Kaulbars (s. „Globus" XXXVI, S. 366) ist es auch Völkerscheide, da nördlich von ihm die den Montenegrinern stammverwandten und freundlich gesinnten Kutschi wohnen, südlich die feindlichen Albanesenstämme der Grudi, Choti und Klementi. Die im vorigen Bande des „Globus" mitgetheilten Berichte des Oberst Kaulbars über Aufnahmen an der türkisch-montenegrinischen Grenze (S. 16), den See von Skutari (S. 135), die Besteigung des Maranai (S. 231) und die Kutschi (S. 366) gewinnen jetzt durch jene Abtretungen und die albanesisch-montenegrinischen Streitigkeiten neues Interesse, so daß wir auf sie hier besonders verweisen.

Asien.

— Die „Mail" vom 28. April 1880 bringt folgende Nachricht aus Konstantinopel, welche zuerst von der in solchen Dingen meist gut unterrichteten arabischen Zeitung El Dschawaib veröffentlicht wurde: Der Emir von Maskat hat auf Bitten der hervorragenden Einwohner von Zafâr (Landschaft der Südküste von Arabien in 72° östl. L. Ferro) unter Beobachtung der üblichen Förmlichkeiten von diesem Gebiete Besitz genommen und einen Gouverneur für die neue Provinz ernannt. Die Erklärung dafür und die Vorgeschichte des Ereignisses ist folgende. Etwa vor Jahresfrist begab sich Scheich Fazil, Emir von Zafâr, nach Konstantinopel und theilte dem Sultan seinen Plan mit, angrenzende Gebiete zu erobern und sich unter die nominelle Oberhoheit der Pforte zu begeben. Der Sultan dachte sich für seine Landverluste in Europa durch Erwerbungen in Asien zu entschädigen, und versprach dem Emir eine Unterstützung von zwei Kriegsschiffen und 3000 Mann Soldaten, fand aber Widerspruch von Seiten Oun Pascha's, des Bruders des ermordeten Großscherifs von Mekka, und des englischen Gesandten Sir H. Layard, von letzterm, weil Emir Fazil den Engländern feindlich gesinnt ist und bereits in Britisch-Indien Unruhen angestiftet hat. Damals wurde die Sache also fallen gelassen und erst vor Kurzem wieder aufgenommen, als Abdul Muttalib, Fazil's Freund und Gönner, anstatt Oun Pascha's, der sich darauf Hoffnung gemacht hatte, zum Großscherif von Mekka ernannt wurde. Als sich nun das Gerücht

verbreitete, daß Emir Fazil den neuen Großscherif nach Mekka begleiten und von dort mit türkischen Truppen nach Zafâr sich begeben würde, kamen die Einwohner des Ländchens dem rasch zuvor und ließen sich von Maskat annektiren, welches bekanntlich seinerseits bis zu einem gewissen Grade englischen Schutz genießt. Das Ganze ist also als ein englischer Sieg aufzufassen.

Afrika.

— Von Dr. Lenz sind Ende April in Berlin geologisch interessante Briefe aus Tarudant im Wadi Sus (im südlichen Marokko) eingetroffen, in welchen er den Anfang seiner Reise, die ihn nach Timbuktu führen soll, und die an jener Stelle noch von keinem Europäer ausgeführte Uebersteigung des Atlas schildert. Wir hoffen später Einzelheiten aus denselben mittheilen zu können.

Australien.

— Reisen im östlichen Central-Australien. Es galt lange Zeit in Süd-Australien gewissermaßen als Axiom, daß die sogenannte Goyder's Line of rainfall[1]) die Grenze zwischen Farmer und Squatter bilde. Diesseits, heißt es, ist das Gebiet der Farmer, jenseits das der Squatter. Die letzteren hatten natürlich ein besonderes Interesse daran, daß an diesem Satze festgehalten wurde. Aber die Farmer haben in den letzten Jahren, zum großen Verdrusse der Squatter, diese Linie überschritten, und zwar keineswegs zu ihrem Nachtheile. Die Regierung hat den Squattern große Strecken des von ihnen gepachteten Kronlandes gekündigt, hat es ausmessen lassen und in sogenannten Sektionen von je 500 Acres an Farmer verkauft. Ja, zum Anfange dieses Jahres wurden ihnen im Norden bis Beltana hinauf sowie im Nordosten der Kolonie auf einmal 4700 Quadrat-Miles oder ungefähr drei Millionen Acres Kronland gekündigt. Unter solchen Umständen sind die Squatter gezwungen, sich im Innern des Kontinents nach neuen Weideplätzen für ihre Viehherden umzusehen, was bei den vielen Sandwüsten und dem Mangel an Wasser in Australien immer seine Schwierigkeiten hat. Um so erfreulicher war die Nachricht über die glänzenden Resultate, welche eine neueste Forschungsreise des Mr. Charles Winnecke davon getragen hat.

Werfen wir einen Blick auf Central-Australien, so bemerken wir östlich vom Ueberlandtelegraphen ein großes weißes Feld, welches sich bis Queensland hinzieht. Zur Erforschung dieses ausgedehnten Areals sandte die südaustralische Regierung im Jahre 1878 eine Gesellschaft aus, deren Führung der Marinelieutenant Henry Barclay übernommen hatte. Sie sollte von Alice Springs aus, einer Station des Ueberlandtelegraphen, 935 Miles südlich von Port Darwin und 1036 Miles nördlich von Adelaide, das Gebiet erforschen, welches sich von dort in nordöstlicher Richtung zum Herbert River, an der Grenze von Queensland, erstreckt. Aber der Versuch, mit Pferden durch Scrub-Wüsten ohne Wasser zu gelangen, schlug fehl und nach vergeblichem Abmühen in verschiedenen Richtungen mußte Mr. Barclay nach Alice Springs zurückkehren. Da er gleichzeitig die fernere Leitung der Expedition niederlegte, so wurde der Feldmesser Mr. Charles Winnecke, welcher bisher Zweiter im Commando gewesen war, damit beauftragt. Er erhielt von seiner Regierung den Befehl, mit der ihm untergeordneten Gesellschaft sich zuvörderst nach der 318 Miles weiter nördlich gelegenen Station am Tennant's Creek zu begeben und dann von dort aus in gerader östlicher Richtung auf den Herbert zu reisen.

Mr. Winnecke hat im November 1879 den Herbert erreicht. Ueber den Erfolg seiner Reise verbreitet er sich in zwei Schreiben, welche er bisher an seinen Vorgesetzten, den Generalfeldmesser Mr. G. W. Goyder in Adelaide, gerichtet hat. Wir theilen daraus das Wesentlichere mit.

Die ersten 14 Miles von Tennant's Creek aus kam man über eine offene Gegend mit gutem Boden und reichem Graswuchse. Dann aber gelangte man in ein dichtes, 92 Miles langes Scrubland ohne einen Tropfen Wasser und hier hatte man mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, um die Packpferde hindurch zu bringen. Die Mühen blieben indeß nicht unbelohnt. Man gelangte auf eine herrliche Alluvialebene von kolossaler Ausbreitung, welche aufs Prächtigste begraft und reichlich mit Wasser versehen war. Dies galt namentlich, je weiter man nach Osten vordrang, wo es an großen Flüssen und kleineren Wasserläufen eben so wenig fehlte wie an permanenten Wasserlöchern. Letztere hatten zum Theil einen so bedeutenden Umfang, daß sie als kleine Landseen bezeichnet werden können. Der Boden dieser Ebene bestand hauptsächlich aus schwarzem und braunem Lehm, mit Thon vermischt.

Das gesammte Gebiet, welches Mr. Winnecke bereiste, schätzt er auf ungefähr 30 000 Quadrat-Miles, und er berichtet, daß der bei weitem größte Theil davon vorzügliche Viehweiden abgebe. Ja, er versicherte, daß sich auf der großen Alluvialebene auch Ackerbau mit gutem Erfolge würde betreiben lassen.

Daß die Eingeborenen in einer solchen fruchtbaren Gegend sehr zahlreich waren, versteht sich. Zwar verfolgten sie in Masse die Reisegesellschaft und beobachteten sie in ihrem Thun, wurden aber nicht gerade lästig.

— Mr. Tietkins' Forschungsreise in Süd-Australien. Wie wir schon in Bd. XXXVI, S. 272, mittheilten, trat Mr. W. H. Tietkins, der Begleiter des Mr. Ernest Giles auf dessen Reisen im westlichen Australien, im Juli vorigen Jahres von Fowler's Bay (32° südl. Br. und 132° 30′ östl. L. Gr.) aus eine Forschungsreise an. Es handelte sich um die Erforschung des Terrains, welches sich von dort in nördlicher Richtung bis zum Musgrave Range, zwischen 26° und 26° 30′ südl. Br., hinzieht, sowie um die Auffindung einer Verkehrsstraße mit dieser Gebirgsgegend. Hier soll, nach den Aussagen der früheren Reisenden Goffe, Giles und Forrest, ein vorzüglicher Graswuchs herrschen, und die von den Farmern verjagten Squatter haben daher ihre Aufmerksamkeit dahin gelenkt. Nur von der ersten 112 Miles langen Strecke von Fowler's Bay bis Oldea Water in 30° 24′ südl. Br. und 131° 51′ östl. L. Gr. wußte man schon, daß in ihr werthloses Scrubland ohne Wasser lag, das Uebrige war noch unbekannt.

Mr. Tietkins fand, daß auch hinter Oldea die an der Meeresküste beginnende tertiäre Formation sich fortsetzte. In der Entfernung von 10 Miles hatte er ein nach Nordwest streichendes, 1000 Fuß hohes und von tiefen Thälern und Schluchten durchschnittenes sandiges Gebirge, wo es an den von Reisenden so gefürchteten Spinifex (Stachelschweingras) und Mallee (Eukalyptengestrüpp) keineswegs fehlte, zu überschreiten. Nach 30 Miles erreichte er eine offene 12 Miles lange Kalksteingegend, bis dann von Neuem Sandhügel mit Mulga Scrub (Akaziengestrüpp) und etwas Graswuchs auftraten. Ungefähr 12 Miles von diesen entdeckte Mr. Tietkins endlich in 29° 15′ 40″ einen Brunnen der Eingeborenen, welchen sie Punthi hießen, und dessen Wasser sich in einem großen Granitbecken ansammelte. Hinter diesem Brunnen folgten niedrige steinige Hügel mit eisenhaltigen Konglomeraten, und nach 23 Miles gelangte man wieder an einen Damm der Eingeborenen, Winderabbi von ihnen genannt, welcher wenigstens so viel Wasser enthielt, als für die Rei-

[1]) Unter Goyder's Line of rainfall versteht man eine von dem verdienten Generalfeldmesser der Kolonie Süd-Australien Mr. G. W. Goyder fixirte Regenlinie, welche man sich von einem Punkte der östlichen Grenze dieser Kolonie, der etwas südlicher liegt als Adelaide, in nordwestlicher Richtung bis nahe an die Spitze des Spencer's Golf gezogen denkt. Man nahm an, daß darüber hinaus, bei der geringen jährlichen Regenmenge, kein Ackerbau mit einiger Sicherheit betrieben werden könne.

senden und ihre Kameele nöthig war. Man hatte nunmehr die gebirgige Gegend erreicht, mit welcher die tertiäre Formation aufhörte. Guter Graswuchs kam zum Vorschein, an Wild war Ueberfluß und Eingeborene zeigten sich in größerer Anzahl. Die Gegend war bereits durch frühere Reisende bekannt geworden, und Mr. Tietkins brach daher seine Reise nach Norden ab. Wasser durch Senken zu gewinnen, schlug meistens fehl. Nur in einem 40 Miles jenseit Oldea bis zu einer Tiefe von 100 Fuß gesenkten Brunnen sammelte sich Wasser an. Eine geeignete Richtung für eine Verkehrsverbindung zwischen der südlichen Meeresküste und dem Musgrave Range, wo ohne Zweifel sich schon in nächster Zeit südaustralische Squatter mit ihren Herden niederlassen werden, wurde ohne viel Schwierigkeit aufgefunden. Von Oldea bis zum Endpunkt der Reise war man allmälig über 900 Fuß angestiegen.

Außer dieser nördlichen Route versuchte Mr. Tietkins auch eine westliche und nordwestliche. Er drang hier 70 Miles vor, ohne auf dieser langen Strecke etwas anderes zu sehen als lästige Spinifex und Mallee, sowie hohe Sandhügel. Wo er umkehrte, breitete sich, so weit das Auge reichen konnte, die denkbar erbärmlichste Gegend aus.

Die südaustralische Regierung hat jetzt einen amerikanischen Bohrapparat der neuesten und besten Konstruktion. welcher durch Dampf betrieben wird und der bis zu einer Tiefe von 2000 Fuß, selbst in den härtesten Felsen, zu bohren vermag, nach der Großen Australischen Bucht transportiren lassen, um damit in jenen wasserlosen Gegenden Bohrversuche zur Gewinnung von Wasser anzustellen.

— In der Kolonie Queensland ist am Wolgar-Flusse wieder ein lohnendes Goldfeld, sowohl im Alluvium als auf Quarz, aufgefunden worden. Ein großer rush hat dahin stattgehabt, so daß sich schon über 800 Digger dort befinden. Die Entdecker beanspruchen die von der Regierung ausgesetzte Prämie.

— Spuren der Leichhardt-Expedition. Was ein gewisser Hume, der es liebte, im fernen noch unbekannten australischen bush ein vagabondirendes Leben zu führen, vor Jahren berichtete, daß er im Nordwesten der Kolonie Queensland, in der Gegend des Herbert-Flusses, einen Weißen unter den Eingeborenen angetroffen habe, der Classen heiße und ein Begleiter des Dr. Leichhardt auf dessen letzter unglücklichen Reise gewesen sei, scheint doch wahr zu sein. Es haben sich in neuester Zeit am Herbert River, einer grasreichen Gegend, Squatter niedergelassen. Zu diesen kamen Eingeborene von dem 40 Miles entfernten Mulligan River, in welchen der Herbert mündet, und erzählten, daß ein Weißer in hohem Alter unter ihnen lebe. Aufgefordert, ihn herbei zu bringen, weigerten sie sich, da sie ihn wegen der medizinischen Kenntnisse, die er besitze, nicht abgeben wollten. Ungefähr einen Monat später kamen dieselben Eingeborenen wieder auf die Station des Squatters und sagten Folgendes aus. Sie hatten dem weißen Manne unter ihnen erzählt, daß nicht weit davon andere Weiße sich niedergelassen. Darauf sei er, als sie ihn nicht zu denselben führen wollten, in der Nacht heimlich aus dem Lager entwichen. Am nächsten Morgen seien sie ihm nachgegangen und hätten ihn auf halbem Wege nach dem Herbert in einer wasserlosen Gegend todt gefunden. Die Stelle, wo sie ihn beerdigt, wollten sie nicht anzeigen, damit er nicht wieder ausgegraben würde.

Südamerika.

— Wie „L'Exploration" Nro. 169 mittheilt, ist der bekannte argentinische Reisende Francisco Moreno auf seiner letzten Reise nach dem Nahuel Huapi, dem Quellsee des Rio Negro, am 23. Januar dieses Jahres von Indianern gefangen genommen worden; doch gelang es ihm, am 11. Februar Nachts mit seinen beiden Gefährten dem sichern Tode zu entfliehen und einen argentinischen Grenzposten zu erreichen.

Vermischtes.

— Dr. F. Embacher giebt in seinem Tabellenwerke „Die wichtigeren Forschungsreisen des neunzehnten Jahrhunderts. In synchronistischer Uebersicht." (Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1880) den Freunden der Geographie und Entdeckungsgeschichte ein bequemes Mittel zur raschen Orientirung an die Hand. Auf 11 Seiten in Großquart findet man zunächst die Afrikareisenden, in fünf Rubriken je nach ihrem Reisegebiete (Nordwesten, Tripolitanien, Südwesten, Nordosten, Südosten und Kapland) vertheilt, und bei jedem in kurzen Worten sein Ziel oder Resultat angegeben. Dann folgen 12 Seiten mit den Reisenden in Australien (gegliedert in den Westen, das Centrum und den Osten), Oceanien und Amerika (a. Nord- und Mittel-, b. Südamerika); endlich auf 20 Seiten die Polarfahrten (Rubriken: Davis-Straße, Grönland-Norwegen; Bering-Straße; Südpol) und Asien (Vorder-, Russisches, Hinterasien). Die Personennamen sind durch fette Schrift hervorgehoben, durch schräge besonders wichtige Entdeckungen oder schwierig zu erzielende Erfolge; Citate verweisen auf die Karten in den Petermann'schen Mittheilungen. Ein sehr fleißig gearbeitetes und äußerst brauchbares Hülfsmittel, um sich rasch über eine einzelne Reise oder einen bestimmten Reisenden, die exploratorische Thätigkeit eines Zeitabschnittes oder das, was bis dato für ein bestimmtes Gebiet in dieser Richtung geschehen ist, zu orientiren. So kurz auch die gebotenen Notizen sind, so ersparen sie doch viel zeitraubendes Nachsuchen in Zeitschriften oder größeren Nachschlage-Werken und bringen den Suchenden schnell auf die gewünschte Spur. Die Tabellen seien hiermit allen Interessenten bestens empfohlen.

— Wir erfüllen eine traurige Pflicht, indem wir den Lesern des „Globus" die Nachricht von dem am 29. April 1880 zu Frankfurt a. d. O. erfolgten Tode des Dr. Albrecht Zehme mittheilen. Durch sein Buch „Arabien und die Arabier seit hundert Jahren" (Halle 1875) und die sich daran schließende fortgesetzte Berichterstattung über alle auf Arabien sich beziehenden literarischen Erscheinungen, die Reisen dorthin, die politischen Vorgänge u. s. w. hat er sich um die Kunde dieses Landes wohl verdient gemacht, und sein Tod reißt in die Schar unserer treuesten Mitarbeiter eine schwer auszufüllende Lücke.

— In Folge des in Baden-Baden gefaßten Beschlusses soll die 53. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte vom 18. bis 24. September 1880 in Danzig tagen. Indem der Unterzeichnete im Namen der Geschäftsführung zur Betheiligung an derselben einladet, bemerkt derselbe noch, daß die bis Ende Juni angemeldeten Vortragsthemata in den später auszugebenden allgemeinen Einladungsprogrammen besonders aufgeführt werden.

Danzig, April 1880.

Direktor Dr. Panten,
einführender Vorstand der Sektion für
Geographie und Ethnologie.

Inhalt: Die Nosairier. I. (Mit einer Karte und fünf Abbildungen.) — Dr. A. Nehring: Ein Höhlenfund von der Hohen Tatra. — Dr. Paul Mantegazza: Volksmedizin in der argentinischen Republik. I. — Südsee-Sagen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Australien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaktion 2. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 21.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

II.

Zwei Tage verbrachte Cahun in der Umgegend von Kerdaha mit topographischen Arbeiten, während er die Abende mit anthropologischen Messungen ausfüllte, zu denen sich die Nosairier willig verstanden. Auch bei dieser Gelegenheit konnte er wiederum ihre Anstelligkeit bewundern. Nachdem er die ersten vor den Augen einer aufmerksam zuschauenden Schar gemessen, nahm die Arbeit einen sehr raschen Fortgang, weil die zu messenden selbst dabei halfen. Wenn der Franzose z. B. nach dem Rollhügel des Hüftbeins, dem Darmbeinkamm oder nach dem Fortsatze der Schulterhöhe herumtastete, so faßte das Objekt der Untersuchung nach der betreffenden Stelle, sagte lächelnd: „Nicht dort — hier!“ und führte Daumen und Mittelfinger Cahun's nach der gewünschten Stelle; ja zuletzt spielte einer, der riesige 1,98 m hohe Hassan Aghajes, den Assistenten, stellte die Personen zurecht, reichte die Instrumente hin und suchte zur großen Belustigung der Anwesenden nach den betreffenden Gelenken. Nicht wenig schmeichelte es ihm auch, daß er an dem Druck-Dynamometer, an welchem jede Person ihre Kraft erprobte, den Zeiger auf 90 trieb, während die stärksten Leute vergeblich sich abmühten, es über 55 oder höchstens 60 zu bringen.

Der 22. Oktober 1878 brachte eine sonderbare Ueberraschung: man weckte den Reisenden früh Morgens und theilte ihm mit, daß eine ganze kleine türkische Armee, aus einem Bataillon mit Reiterei und zwei Kanonen bestehend, herbeigekommen sei und ihn festnehmen sollte. Wie es sich mit der Zeit und nach langen Verhandlungen herausstellte, hatte der türkische Mudir den Franzosen wegen seines Verkehrs mit den Nosairiern und seiner topographischen Arbeiten wegen in Verdacht, daß er die Gebirgsbewohner zu einer Empörung anstacheln wolle; diesen Verdächtigungen hatte sich der in Ghallori befehligende Offizier, um sich wegen der Revolver-Geschichte zu rächen, angeschlossen — und deshalb dieses riesige Aufgebot von Macht! Andererseits hatten sich aber in Folge dessen auch an 400 bewaffnete Nosairier zusammengethan und drohten den Türken in den Rücken zu fallen, so daß sich der Befehlshaber derselben, Saïd Aga, übrigens ein verständiger Mann und mit den Nosairiern vertraut, rasch von der Grundlosigkeit jener Anschuldigungen überzeugte, und von der Verhaftung des Reisenden nicht weiter die Rede war. Cahun lud den Saïd Aga, der ihm gefiel, in sein Zelt, wo derselbe ohne Anstand einige Flaschen Wein leerte, und beide bald gute Freunde wurden. Als Saïd von der falschen Anzeige des Offiziers in Ghallori hörte, versprach er — charakteristisch genug für die Zustände im türkischen Heere — ihm noch an demselben Abend solche Prügel angedeihen zu lassen, wie sie noch nie ein türkischer Reserveoffizier von einem Damascener Linienoffizier — die Damascener halten sich etwa für dasselbe in Syrien, wie die Pariser in Frankreich — erhalten hätte; und er hat Wort gehalten. Aus dem Gespräche entnahm der Reisende, daß Saïd Aga eine nosairische Frau hatte und deshalb mit vielen von ihnen und ihren Sitten wohl bekannt war; er wäre, behauptete er, der einzige türkische Soldat, vor welchem die Nosairier Respekt hätten; das alles käme aber daher, daß er

kein richtiger Türke wäre, sondern aus Damaskus, ein Araber. (Dabei war er, anthropologisch betrachtet, ein typischer Türke; allein in der Türkei will Niemand von türkischer Abstammung sein, abgesehen von den hohen Beamten, die doch zu drei Vierteln griechisches, armenisches oder Tscherkessen-Blut in den Adern haben.) Die Nosairier wären Banditen, und es nutze nichts, sie in Frieden zu lassen und zum Ackerbau zu veranlassen; die Kampflust stecke ihnen im Blute, und wie Hähne rauften sie unter einander, wenn es nach außen nichts zu thun gäbe. So wären ihre Väter und Großväter auch gewesen, und — Schweine erzeugten keine Ziegen.

In der Zwischenzeit waren Vorkehrungen für einen „Dscherid" getroffen worden; diesmal waren die daran Betheiligten durch die begleitenden Umstände besonders erregt und angefeuert. Der Schauplatz des Kampfspieles war ein

Hassan Aghajes und Hammet. (Nach einer Photographie.)

ziemlich steiniges Feld vor dem kleinen halbrunden Platze, der Agora Kerdahas; eine halbrunde von einer Steinmauer gestützte und von drei schönen Feigenbäumen beschattete Erhöhung, zu welcher zwei kleine Leitern von je sieben Stufen hinaufführten, diente den Zuschauern als Sitzplatz. In dem Schatten standen die Gewehrpyramiden der türkischen Soldaten; für den Reisenden hatten die Nosairier zuvorkommend einen Strohschemel hingestellt. Die Kämpen hatten sich in zwei Parteien getheilt; zu der einen gehörten Gandschu, Ahmed und noch sieben andere; ihnen standen Hammet, Mhanna und die gleiche Zahl der Genossen gegenüber. Kinder vertheilten unter sie die zum Spiele erforderlichen Rohre oder Stöcke (Dscherid d. i. Speer, eigentlich Palme). Als Kampfrichter fungirten der Emir Ismael und die alte Brahaban, Mhanna's Mutter, welche in früheren Zeiten mehr als einmal mit gegen die Türken zu Felde gezogen war und mehr als einen niedergestreckt hatte.

Mhanna in seiner Ungeduld eröffnete das Spiel und

Der Dscherid.

galoppirt auf die Gegner los, Safi ihm entgegen; Mhanna macht Kehrt, Safi hinter ihm her, worauf Hammet letztern angreift. Safi schlägt einen Haken, schleudert seinen Speer auf Hammet und wirft ihm den Turban vom Kopfe, worauf Hammet seinerseits, die langen blonden Haare vom Winde zerzaust, den waffenlosen Safi verfolgt und dabei auf Gandschu stößt. Kurz, es ist eine Art Barlaufen zu Pferde, das immer heftiger und ungestümer wird, bis in der Hitze des Gefechts Hammet sich gegen die Regeln des Spieles vergeht, und es den Anschein gewinnt, als würden im nächsten Augenblicke die Yatagane aus den Scheiden fliegen und statt der unschädlichen Stöcke in Gebrauch kommen. Der Emir stürzt sofort herbei; aber die alte Brahaban kommt ihm zuvor, wirft sich zwischen die Erhitzten und erklärt kraft ihrer langen Erfahrung Hammet für den schuldigen Theil. So ward der Streit geschlichtet, sehr zur Enttäuschung der hübschen Mädchen von Kerdaha, die sich schon auf einen ernstlichen Zweikampf und ein regelrechtes Schädelspalten gefaßt gemacht hatten. Ländlich, sittlich! Aber keine Frau sprach mit den Türken, und als Saïd Aga herzutrat, zog die schöne Schwester Mhanna's ihren Schleier über das Gesicht.

Als der Dscherid zu Ende war, zogen zur allgemeinen Befriedigung auch die Türken ab, und Cahun, nun nicht mehr in seinen Bewegungen gehindert, konnte in Begleitung von Mhanna, Hammet und etwa fünfzehn anderen Nosairiern die Bezirke Kalbieh, Beni Ali und Beït Jaschud durchwandern. Als er nach Kerdaha zurückgekehrt war, fand er dort zwei wichtige und ihm besonders interessante Personen vor; die eine, etwa 55 Jahre alt, war der Sohn und Nachfolger des Scheich Ibrahim Saïd, das designirte religiöse Haupt der nördlichen Nosairier; die andere, etwas ältere, war gleichfalls ein geistlicher Chef, Hassan el-Kenani mit Namen, ein unangenehmer Mensch, der dem Reisenden von Anfang an zuwider war, so sehr dieser auch wünschte, mit solchen Leuten zu verkehren und von ihnen Näheres über ihre geheime Religion zu erfahren. Sein halb listiger, halb fanatischer Gesichtsausdruck, seine Bettelei und sein inquisitorisches Verfahren waren unausstehlich. Zunächst verbot er den Leuten, sich von dem Franzosen messen und photographiren zu lassen; von befreundeter Seite wurde Cahun außerdem gewarnt, seine Zunge in Hassan's Gegenwart im Zaume zu halten, da er ein türkischer Spion sei. Zum Glück zog der würdige Priester bald ab, und wie wenig seine Drohungen gefürchtet wurden, zeigte sich darin, daß sich nun die Leute sofort nach Wunsch messen ließen.

Am selben Abend gaben die Stiefsöhne des Emir Ismael ein großes Fest; zwei Hammel wurden geschlachtet, und alle angesehenen Damen von Kerdaha betheiligten sich bei der Kocherei. Auf dem öffentlichen Platze am Ende des Dorfes, auf einer Terrasse über der Thalschlucht, wurden Teppiche für die vornehmeren Gäste ausgebreitet, für Cahun Kissen dazu gelegt; zwischen zwei Bäumen spannte man eine Schnur aus und hing eine große Laterne mit — einer Petroleumlampe daran auf. Vier Feuer wurden angezündet und lebhaft knatterten die Flinten, wie es die Nosairier lieben, wenn sie sich belustigen wollen. Vor dem eigentlichen Mahle wurde den angesehenen Gästen eine Schüssel voll kleiner, am Spieß gebratener Stückchen Hammelleber gereicht und dieselben mit viel Arak hinabgespült. Als dann die Laternen angezündet wurden, nahm erst das Essen seinen Anfang. Auf einem circa 20 cm hohen runden, aus Weiden geflochtenen Tische von nicht weniger als 2 m Durchmesser lagen rings am Rande herum, einer den andern zu zwei Drittheilen bedeckend, jene dünnen Brotfladen, die jedem Orientreisenden so wohl bekannt sind. Auf die Mitte des Tisches aber wurden in guter Ordnung Schüsseln aus verzinntem Eisen gestellt voll Leben (gekochte, leicht säuerliche Sahne), Kebab (am Spieß gebratenes Hammelfleisch), mit gehacktem Fleisch gefüllten Eieräpfeln, Reis, Zwiebeln, Tomaten, ferner gekochtem Hammelfleisch, Tomatensauce und dem unumgänglichen Pillav. Jeder Gast erhielt einen Holzlöffel, mit welchem er nach Belieben bald in diese, bald in jene Schüssel fuhr. Alle aßen schnell und viel, ohne dabei zu sprechen. Zum Nachtisch kamen Melonen und Granatäpfel; dann stand einer nach dem andern auf, ließ sich von einem Bauer Wasser über die Hände gießen und reinigte sich Mund, Zähne und Schnurrbart. Dann begann der Branntweinbecher die Runde zu machen, die Zungen waren gelöst, und die guten Leute bezeigten dem Fremden ihre Freude und Achtung, indem sie laut singend und schreiend ihre Pistolen dicht vor seinem Gesichte losfeuerten und mit ihren schweren Yatagans ihm um die Nase fuchtelten. Auch ein alter blinder Mann mit einem kleinen rebab (arabische Geige) erschien, kratzte jämmerlich darauf herum und sang dazu; allein er gefiel selbst den Nosairiern nicht, die ihn eigens von Antiochia hatten kommen lassen, und wurde fortgeschickt. Kaum aber war er verschwunden, so hallten die Berge wieder von einem schrecklichen Getöse: das war die große, etwa 3 m im Durchmesser haltende Trommel der Nosairier, die man mit den Fäusten am Eingange des Dorfes bearbeitete. Alsbald stürzten sich die Männer mit Bechern und Flaschen auf Cahun und tranken, ihre Turbane schwenkend, auf seine Gesundheit; Pistolen wurden abgefeuert, Schwerter geschwenkt und die Frauen in der Nähe stießen durchdringende Schreie aus; kurz es entstand ein solcher Höllenlärm, daß sich Cahun's Pferde und Maulthiere erschreckt losrissen und das Weite suchten. Eine Frau in vollem Putze, mit all ihrem klirrenden Geschmeide behängt, sprang in die Mitte des Kreises, trat vor den Franzosen hin und beruhigte ihn über das Schicksal seiner Thiere. Es war der Emir Mhammed, der sich so verkleidet hatte und nun Proben seiner Tanzkunst zum Besten gab; mit ausgebreiteten Armen, in jeder Hand ein Tuch, drehte er sich auf den Zehen, sprang zur Seite, warf sich nach hinten über, so daß er mit dem Hinterkopfe die Hacken berührte, und so fort, und ein junger bartloser Krieger, der sich inzwischen eingefunden hatte, sang dazu mit kreischender Stimme das Lob des Tanzenden. Das war wiederum die erste Gemahlin Mhammed's. Da sie nämlich durch Schwangerschaft am Tanzen verhindert war, und es die Höflichkeit erheischte, daß eine edle Frau vor dem Gaste tanzte, andererseits aber Mhanna's Schwester nicht tanzen konnte, da sie gelobt hatte, Trauer zu tragen, bis man ihr den Kopf des verrätherischen Häuptlings von Mehelbe gebracht, so hatte Mhammed diese Vermummung ausgesonnen und tanzte an Stelle seiner Frau.

Darauf erschien, auf einen großen Stock sich stützend, Cahun's Koch Tannus (familiäres Diminutiv von Antun = Anton) als ägyptischer Tänzer verkleidet und dachte durch Nachahmung eines solchen die Gesellschaft zu belustigen. Allein die unzüchtigen Leibesverdrehungen waren nicht nach dem Geschmacke der anständigen Briganten, deren Sittlichkeit unvergleichlich viel höher steht, als diejenige ihrer syrischen Nachbarn, und die gegen Zoten einen ausgesprochenen Widerwillen haben. Tannus' Leistungen wurden so kalt aufgenommen, daß er sich bald zurückzog. Dann aber wurde die Lustigkeit immer ausgelassener und wilder, und zuletzt fehlte nicht viel mehr, so wäre es zum Blutvergießen gekommen.

Zwei Tage später verließ Cahun Kerdaha, um Imzerâa, Gandschu's Wohnort, zu besuchen. Als er im Begriff stand aufzubrechen, luden ihn Mhanna und dessen Mutter und Schwestern ein, noch ein letztes Mal in ihr Haus zu

Ein Fest bei den Nosairiern.

treten und ein Abschiedsmahl anzunehmen. Dieses Gebäude konnte als Typus der Behausung eines nosairischen Häuptlings gelten: es war einstöckig und aus Steinen ohne Mörtel aufgeführt; der Grundriß bildet ein Rechteck, dessen längste Seite etwa 20 m mißt. Innen ist es mit einer Thonschicht bekleidet, in welcher große Gefäße zur Aufnahme von Getreide angebracht sind. Die ganze obere Hälfte dieser Urnen ist mit einer ganz eigenthümlichen unregelmäßigen netzförmigen Verzierung in Relief bedeckt; die Knoten des Netzes werden von Ringen gebildet, deren Höhlung nur durch Eindrücken des Daumens hergestellt wird. Unten befindet sich ein mit einem Holzpflock verschlossenes Loch, aus welchem man das Getreide herauslaufen lassen kann. Das Haus hat zwei Thüren von nahezu Spitzbogenform, die eine auf einer Schmal-, die andere auf einer Langseite, und nur ein einziges Fenster auf der zweiten Schmalseite. Ueber dem Haupteingange hängt eine Flasche oder ein Krug mit geweihtem Wasser, zu beiden Seiten sind zwei runde oder viereckige Löcher angebracht, deren eines dazu bestimmt ist, die Seele eines drinnen sterbenden Menschen hinauszulassen, das andere, um der Seele eines drinnen zur Welt kommenden Kindes Zutritt zu gestatten. Mittels Scheidewände ist das ganze Gebäude in vier Räume getheilt; einer dient als Stall, ein anderer als Empfangszimmer, der dritte, der an der Vorderseite liegt, zum Schlafen und Wohnen, der letzte als Vorrathskammer. Das aus unbehauenen Baumstämmen bestehende Dach ruht auf vier gabelförmigen Stämmen, die in den vier Räumen als Säulen aufgestellt sind. Strauchgeflecht füllt die Zwischenräume der Dachbalken, und oben darauf liegt eine Schicht mit Sand und körnigem Kalke vermischten Thones; am Rande des Daches ist eine Traufe und eine Brüstung von Dornenbündeln angebracht. In den weniger civilisirten Dörfern kann man die Dachbalken wegnehmen, und das geschieht stets, wenn türkische Truppen heranrücken, und die Nosairier nicht Willens sind, das betreffende Dorf zu vertheidigen.

Neben dem Hause erhebt sich ein 3 bis 4 m hohes Gerüst aus vier Baumstämmen, die einen leichten Bretterboden tragen; auf letzterm steht eine Hütte aus Strauchgeflecht und Matten, die im Sommer als Schlafzimmer dient. Auf einer Leiter, die man nach sich zieht, steigt man hinauf.

Im Innern des Hauses finden sich nur wenig Geräthe, eine Bank aus Thon längs der Wand des Empfangszimmers, einige irdene Krüge, ein paar Matten oder Stücke groben weißen Filzes, in einer Ecke der große geflochtene Tisch, dabei ein paar Kessel und Ackergeräthe, Kinderwiegen in Gestalt hölzerner Kasten, welche die Mutter mit Schnitzwerk verziert, und die in allen besseren Häusern sich findende Petroleumlampe; aber nicht einmal ein Koffer oder Kasten, denn als Schränke dienen irdene Krüge. An den Balken des Daches hängen stets Bündel von Tabaksblättern zum Trocknen, welche im Laufe des Winters durch den Rauch des Herdes eine schwärzliche Farbe und besonders jenen Duft erhalten, dem sie den Namen abu-richân (wörtlich: Vater des Wohlgeruches d. h. der wohlriechende) verdanken. Eine Mischung von $^1/_{10}$ abu-richân und $^9/_{10}$ gewöhnlichen Nosairier-Tabak giebt den bekannten Latakieh-Tabak, der in Latakieh selbst, wo er ziemlich selten ist und doppelt so viel gilt, als der gewöhnliche syrische, als Dschebeli (d. h. Gebirgstabak) bezeichnet wird.

Die Ueberreste der Kelten.

Von **Richard Andree.**

III.

Irland.

Ueber die Zusammensetzung der Bevölkerung Irlands belehrt uns ein Vortrag, den Sir W. R. Wilde 1874 auf der britischen Naturforscherversammlung zu Belfast gehalten hat. Er zeigt uns zunächst den irischen Urmenschen mit Stein-, Knochen- und Holzwaffen, mit seinen Muschelzierrathen, seinem unglasirten irdenen Geschirr, wie er als nomadischer Jäger oder Fischer lebt — gerade wie in Mitteleuropa auch.

Die früheste historische Bevölkerung, die jedoch auch noch an der Grenze der Vorgeschichte steht, wird in den alten in gaelischer oder lateinischer Sprache abgefaßten irischen Annalen des 9., 10. oder 12. Jahrhunderts erwähnt. Wilde schälte aus der Masse das ethnographische Material heraus und fand eine ganze Reihe von Völkern, die wohl nur als verschiedene keltische Stämme aufzufassen sind. Da treten zunächst die Firbolgs auf die Bühne, Schäfer und Ackerbauer, die nichts von der Metallbereitung verstanden. Indessen waren sie keine rohe Wilde, sondern standen etwa auf der Stufe der Maoris. Sie waren ein kleines, straffhaariges, dunkeles Volk, dessen Nachkommen heute noch nachgewiesen werden können. Die nächste Einwanderung, von welcher die Annalen berichten, ist jene der Tuatha-de-Dannans. Sie waren ein großes, helles, kriegerisches, sehr energisches, dem Fortschritt ergebenes Volk, erfahren im Metallschmelzen und der Herstellung von Waffen. Die Dannans sprachen dieselbe Sprache wie die Firbolgs; sie kämpften aber zusammen um die Oberherrschaft, und der „Mann des Metalls“ siegte und trieb einen großen Theil der Firbolgs nach den Küsteninseln, wo diese ihren letzten Wohnsitz fanden. Firbolgs und Dannans verschmolzen später und aus ihnen erwuchs die eigentliche irische Bauern- und Farmerbevölkerung. Die Dannans hatten eine mehr runde Kopfform; meistens verbrannten sie ihre Todten. Urnen mit eingeäscherten Opfergaben wurden in das Grab des Todten gesetzt, der entweder der Länge nach ausgestreckt oder nach Art der peruanischen Mumien zusammengekauert darin lag.

Lange herrschten die Dannans in Irland, bis die Invasion eines Volkes stattfand, welches Wilde die „Milesier“ nennt, und die von der spanischen Küste stammen sollen. Sie werden als tapfer, ritterlich, im Kriege erfahren, gute Seeleute, stolz, herrschsüchtig, nach Geist und Körper ihren Vorgängern überlegen geschildert. Sie setzten die Dannansfürsten ab und rissen die Herrschaft an sich. Aus ihnen ging die Aristokratie des Landes, gingen die Großgrundbesitzer hervor, jene ersten Familien Irlands, die noch

an einem ihrem Namen vorgesetzten „O“ oder „Mac“ zu erkennen sind. Die Zeit des Auftretens dieses dritten Volkes läßt sich nicht bestimmen; doch liegt sie noch vor der christlichen Aera. Alle diese drei Völker — Firbolgs, Dannans und Milesier — waren nach Wilde Kelten und sprachen ein und dieselbe Sprache.

Die Römer, so hoch sie in Britannien und Caledonien sich auch nach Norden ausdehnten, faßten in Hibernia keinen Fuß. Wohl aber später Dänen und Normänner, die heidnischen Seekönige, welche allerdings Kirchen und Klöster beraubten, aber doch auch Städtegründer waren. Ihre Periode läuft von 795 bis zur Schlacht von Clontarf 1014. Die Anglonormannen endlich erschienen 1172 unter Führern normännischer Abkunft in Irland. Diese Barone Heinrich's II. eroberten die Städte im Osten, legten Steuern auf, vertheilten das Land, setzten ihre Soldaten und Beamten in die Städte und begannen gleich damals zu anglisiren. Das übrige besorgten dann die britischen Einwanderer und das Jahr 1846 nebst den nachfolgenden fünf oder sechs Jahren. Die Eroberung Irlands wurde durch die Kartoffelkrankheit und die Auswanderung vollendet, so daß Millionen jenseit des Oceans ein neues Vaterland suchten. Rapide schwand damit auch die irische Sprache, die bis dahin nur langsam und allmälig abgenommen hatte.

Die oft wiederholte Vermischung mit germanischen Stoffen hat den ursprünglichen keltischen Habitus der Bevölkerung Irlands im Laufe der Zeit vielfach verändert, am meisten in der Osthälfte, weniger in der reiner gebliebenen Westhälfte. Sehr vermischt ist das irische Volk auch in den Seestädten. Clement [1]), ein sehr guter Beobachter, charakterisirt die Leute als größtentheils häßlich, wobei die Armuth Mitursache sei; die ins Gelbliche fallende Complexion, welche der Engländer darkish nennt, kommt oft vor. „Die echtirische Physiognomie ist wie die echtkeltische in den schottischen Hochlanden eine ganz eigenthümliche und von der englischen und rein germanischen sehr verschieden, sie ist scharf und grell, wiewohl dem keltischen Angesicht das Eckige und der starke Ausdruck in den Zügen des germanischen fehlen, fremdartig und unheimlich, sie hat etwas Wildes, Unstätes, Verstecktes und Schleuniges, nichts von germanischer Offenheit, Ehrlichkeit und Festigkeit, auch offenbart sich darin der Charakter eines lange unterjochten und mißhandelten Volkes, die Spuren politischer Knechtschaft.“

Die vorwaltende Hautfarbe in Irland fällt ins Gelbliche, die Haarfarbe ins Schwarze, das meiste Kopfhaar ist schwarz oder dunkel und im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung findet man wenig hellhaarige und blauäugige Menschen in Irland; rothe Haare sind ziemlich gleichmäßig mit vier bis sechs Procent der Bevölkerung über das Land zerstreut; im Allgemeinen gilt aber für Irland die Regel: je heller Haar und Teint, desto mehr germanische Beimischung, je dunkeler Complexion und Haare, desto reiner keltisch ist die Bevölkerung [2]). Kenntlich sind auch noch die Nachkommen deutscher Kolonisten, die Lord Southwell zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf seine Güter verpflanzte. Sie bilden das Dorf Schanagolden, südlich vom Nieder-Shannon, etwa halb Weges zwischen Limerik und der See [3]).

Was die irische Sprache betrifft, so hatte sich diese bis zur Zeit Heinrich's VIII. († 1547) als die herrschende Sprache des Landes erhalten. Das 1541 zu Dublin gehaltene Parlament, welches dem genannten Monarchen den Titel eines „Königs von Irland“ verlieh, debattirte in beiden Häusern noch irisch und die betreffende Bill wurde dreimal auf irisch verlesen. Im Südosten des Landes, wo die irische Sprache jetzt gänzlich ausgestorben ist, wurde bis ins 17. Jahrhundert der Gottesdienst ausschließlich in derselben abgehalten. Seit dieser Zeit und besonders seit Cromwell wich sie aber der englischen Sprache und den englischen Gesetzen mehr und mehr. Wie uns Rodenberg belehrt [1]), ist der fernere Verlauf ihres Eingehens bis in unser Jahrhundert der folgende gewesen. Das letzte in irischer Sprache verfaßte Prosawerk ist die „Geschichte von Irland“ des Dr. Keating, welcher 1644 starb; und der letzte, welcher irische Verse zu schreiben verstand, war der Schulmeister O'Cullane in der Grafschaft Cork, von welchem wir noch eine herrliche „Elegie auf den Trümmern der Abtei Teach-Molaga“ besitzen. Zwar versuchte Elisabeth sich der irischen Sprache als Mittel der Propaganda für die Zwecke der Reformation zu bedienen. Sie ließ 1571 auf Kosten ihres eigenen Staatsschatzes eine irische Druckerei herstellen, um die Herausgabe einer irischen Bibelübersetzung zu ermöglichen. Allein das Mittel, welches in zweiter Linie auch zur Hebung und Neubelebung der irischen Sprache hätte führen müssen, schlug fehl, weil man seine nächste Absicht merkte. Die Presse ward von den Jesuiten nach Douay in Frankreich entführt, wo ein Kollegium für irisch-katholische Flüchtlinge von ihnen gestiftet worden war.

Nach diesem mißlungenen Versuche blieb es fortan bis in die neueste Zeit ein Gegenstand eifriger Sorge für die englische Regierung, alle Reste der irischen Sprache und Literatur, sowie jedes andere Denkmal dieses Volkes, das den Geist der Nationalität nährte, zu zerstören. Ja unter Karl II. ging man sogar damit um, ihnen die alten Orts- und Städtenamen, die aus der Urzeit Irlands datiren, zu nehmen. In einem Aktenstück aus jener Zeit (abgedruckt bei Hardiman, Irish Minstrelsy II, 132) wird der Rath von Irland angewiesen, „daß beim Erlaß aller Patentbriefe in diesem Königreiche für die Zukunft neue und geeignete Namen, welche sich mehr für die englische Zunge schicken, mit einem alias für alle Städte, Landbezirke und Grundstücke eingerückt werden sollen — —, welche neue Namen von hierab und weiter ausschließlich gebraucht werden sollen.“

Das Ergebniß aller dieser Bemühungen war, daß die irische Sprache gegen Anfang des 18. Jahrhunderts wirklich aufhörte, Sprache der Literatur zu sein und auch als Schriftsprache außer Uebung kam. Eine lebendige irische Literatur giebt es nicht mehr; daher die unbeschreibliche Unwissenheit in den Irisch redenden Theilen Irlands und die Herrschaft des Aberglaubens. Dabei ist natürlich die irische Sprache selbst in einen Zustand äußerster Verwilderung gerathen. Während sie aus der Uebung der Gebildeten sich verlor und zur organischen Fortbildung lediglich in die Hände der Bauern sank, blieb sie als Schriftsprache auf dem Standpunkte des siebenzehnten Jahrhunderts stehen. Auf diese Weise entstand ein klaffender Unterschied zwischen beiden, der nicht mehr auszugleichen ist. Es ist daher kein Wunder, wenn die Irländer in der Literatur zurückbleiben, wozu noch das Hinderniß des irischen Alphabets kommt. Denn während die anderen Kelten seit langer Zeit schon das lateinische Alphabet angenommen haben, ist noch jetzt bei der irischen Sprache in Schrift und Druck das alte verdorbene römische Mönchsalphabet im Gebrauche, welches von Patrik nach Irland gebracht wurde. Alles das aber trägt dazu bei, die irische Sprache mehr und mehr ihrem Untergange zuzuführen, und dieses unter unseren Augen vor sich gehende Verschwin-

---

1) Reisen in Irland. Kiel 1845, 302.
2) Nach Beddoe und Barnard Davis. Bull. Soc. d'Anthropol. II, 565. 1861.
3) Clement a. a. O. 211.

1) Beiträge zur äußern Geschichte der irischen Sprache. Ausland 1860, 1090.

den vermögen wir mit Hülfe der Ravenstein'schen Arbeit statistisch sehr gut zu erkennen.

Für Irland läßt sich nämlich mit Hülfe des dort auf die Sprachen ausgedehnten Census für das englische und irische Gebiet eine gute Scheidung durchführen. Die Zeit, daß Irisch die Hauptsprache des Landes war, liegt vielleicht nicht so weit zurück, als man nach dem beschränkten Raume annehmen sollte, den jetzt diese Sprache noch okkupirt. Ravenstein's Karte über die Verbreitung der Irisch Redenden im Jahre 1851 läßt erkennen, daß damals noch über mehr als das halbe Land das Irische, wenn auch oft nur dünn, verbreitet war, und diejenigen Distrikte, welche 1851 nur mit geringem Procentsatz Irisch Redender erscheinen, sind zu Anfang des Jahrhunderts sicher noch so gut wie rein irisch gewesen. Im fernen Westen liegen jetzt die irischen Distrikte, während der ganze England zugekehrte Osten der Insel bereits Englisch redet.

Gebiete, wo die Majorität Irisch sprach.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Sprachkarte von Irland für das Jahr 1851.

In den zwanzig Jahren, die zwischen dem Census von 1851 und jenem von 1871 liegen, ist die irische Sprache wieder bedeutend zusammengeschmolzen. Im erstern Jahre erstreckte sich das Gebiet, in dem sie die Mehrheit ausmachte, über eine Area von 9325 englischen Quadratmeilen mit 1328938 Bewohnern, von denen 920856 oder 69,3 Proc. Irisch redeten. Im Jahre 1871 betrug diese

Area nur noch 5293 engl. Quadratmeilen mit 545 658 Bewohnern, von denen nur 343 297 oder 62,9 Proc. Irisch sprachen. Faßt man alle Baronien und Städte zusammen, in denen wenigstens 25 Proc. der Einwohner Irisch sprechen, so erhält man für 1851 eine Area von 15 714 engl. Quadratmeilen mit 2 471 214 Einwohnern, darunter 1 348 768 oder 54,6 Proc. Irisch Redende; für 1871 aber nur 10 529 engl. Quadratmeilen mit 1 305 977 Einwohnern, darunter 644 678 oder 49,4 Proc. Irisch sprechende.

Ein Blick auf die beiden irischen Karten zeigt, daß die Distrikte, in welchen 25 bis 50 Proc. der Bevölkerung Irisch reden, sich an jene mit irischer Mehrheit anlehnen, eine bemerkenswerthe Ausnahme abgerechnet. Es ist dies auf der Karte für 1851 im Osten eine 289 engl. Quadratmeilen umfassende irische Sprachinsel in Louth, Armagh und Monaghan, die sich von der Dundalk-Bai bis Cavan im Westen erstreckt. Dieser Distrikt umfaßte 1851 102 185 Einwohner, von denen noch 27 952 oder 27,3 Proc. Irisch sprachen; 1871 betrug die Bevölkerung nur 87 992, von denen nur noch 9788 oder 11,0 Proc. Irisch redeten — wie Ravenstein annimmt, wird hier der nächste Census das Eingehen der irischen Sprache konstatiren. Dann ist das Irische im Osten des Landes ausgestorben. Auch mit der kleinen Sprachinsel im Nordosten, in Antrim, ist dasselbe der Fall. Hier

Gebiete, wo die Majorität Irisch sprach.

Gebiete, wo 25 bis 50 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Gebiete, wo 10 bis 25 Proc. der Einwohner Irisch sprachen.

Sprachkarte von Irland für das Jahr 1871.

redete man den gleichen gaelischen Dialekt wie auf der gegenüberliegenden schottischen Halbinsel Cantyre; es waren 1851 noch 2674 Personen oder 9,6 Proc. der Gesammtbevölkerung als Gaelisch redend aufgeführt worden, während 1871 nur noch 301 gezählt wurden. Also auch dort kann die keltische Sprache heute als erloschen betrachtet werden.

Indem wir nun uns zum irischen Westen der Insel wenden, beginnen wir die Betrachtung im Norden, in Donegal, wo in den Baronien Kilmacrenan, Boylagh und Banagh Irisch geredet wird; doch nur in Boylagh ist diese Sprache in der Mehrheit. Hier sitzt das Irische fester als in irgend einer andern Gegend des Landes, ja von 1851 bis 1871 hat das relative Verhältniß der Irisch Redenden sogar ein wenig zugenommen; im erstern Jahre zählte man dort 47,4, im letztern 48,8 Proc. Irisch Redender. Diese Zunahme beruht auf Einwanderung Irisch Redender, nicht etwa auf einer Annahme der keltischen Sprache durch Engländer.

Der zweite große irische Westdistrikt erstreckt sich von der Sligo-Bai im Norden bis zur Shannonmündung im Süden. Auch dieser ist von 1851 bis 1871 wesentlich zusammengeschrumpft. 1851 sprachen in Sligo, Mayo, Galway und Clare mit geringen Ausnahmen wenigstens ein Viertel der Bewohner Irisch. Von der Killala-Bai bis zur Shannonmündung erstreckte sich das Irische ununterbrochen und die Majorität bildend. Wie groß aber ist 1871 hier der Verlust dieser Sprache! Während es im genannten Distrikt 1851 noch von 607 753 Personen oder 60,8 Proc. der Bevölkerung geredet wurde, zeigte es 1871 nur noch 601 120 Irisch Redende oder 55,6 Proc. oder eine Abnahme von 8,5 Proc., die um so mehr in die Wagschale fällt, als es hier sich um den kompaktesten, von England am weitesten abgelegenen irischen Distrikt handelt.

Der große südwestliche irische Distrikt erstreckte sich 1851 von der Shannonmündung bis Waterfort am St. George's Kanal. Er umfaßte Kerry, Cork und Waterford, ausgenommen die Städte Cork und Waterford. In jenem Jahre sprachen hier noch 655 611 Menschen oder 52,5 Proc. der Bevölkerung Irisch, während 1871 nur noch 253 458 Personen oder 43,0 Proc. der Gesammteinwohnerzahl diese Sprache redeten. Hier ist somit in zwanzig Jahren ein Verlust von 18,1 Proc. zu verzeichnen. Im Jahre 1871 finden wir in diesem Distrikte nur noch acht Baronien von dreißig, in denen das Irische Sprache der Mehrheit ist, nämlich: Corkaguiney, das nördliche Dunkerran und Iveragh in Kelly; Bear, West-Muskerry und Kinnatallon in Cork; Decies und Gleuahiry in Waterford.

Aus nebenstehenden beiden Tabellen kann man die Verbreitung der irischen Sprache 1851 und 1871 ersehen, wobei die absolute Abnahme der Gesammtbevölkerung zu beachten ist.

Erst in der allerneuesten Zeit hat man begonnen dem Untergange der irischen Sprache entgegen zu arbeiten. Regierung, Schule, Kanzel waren englisch und mächtige Faktoren in der Ausrottung des Irischen. Neuerdings hat sich nun eine Society for the Preservation of the Irish Language gebildet, welche namentlich die Schulen und Literatur ins Auge faßt. Die englische Regierung hat dem nichts in den Weg gelegt, wohl in der Voraussicht, daß das Beginnen allerdings den Untergang des Irischen verzögern, keineswegs aber abwenden kann. Die irische Sprache ist in ihrem Vaterlande daher mit dem Lateinischen und Griechischen auf gleichen Fuß gestellt worden! Der Unterricht wird aber in englischer Sprache ertheilt. Wie ganz anders stehen dem gegenüber unsere Polen da, die doch ihre Volksschulen mit polnischer Sprache besitzen. Jene Gesellschaft zählt 293 Mitglieder, hat in 21 irischen Städten Localcomités und bereits sind

Irland 1851	Area englische Quadratmeile	Procent	Gesammtbevölkerung	Procent	Irisch Redende	Procent
Vorherrschend irische Distrikte	9 325	29	1 328 938	22	920 856	60
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Irisch Redenden	6 389	30	1 142 276	18	427 912	28
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Irisch Redenden .	16 817	51	4 103 064	60	175 518	12
Summa . .	32 531	100	6 574 278	100	1 524 286	100
Irland 1871.						
Vorherrschend irische Distrikte	5 293	16	545 658	10	343 297	42
Distrikte mit 25 bis 50 Proc. Irisch Redenden . . .	5 236	14	760 289	14	291 281	37
Distrikte mit weniger als 25 Proc. Irisch Redenden .	22 002	70	4 106 430	76	173 197	21
Summa . .	32 531	100	5 412 377	100	817 875	100

36 Nationalschulen mit über 1000 Schülern von ihr gestiftet worden. Seit 1877 hat sie 26 000 Exemplare des ersten irischen und 12 000 des zweiten irischen Elementarbuches verkauft. Diese Bücher sind aber nur für den Gebrauch von Leuten bestimmt, die Englisch verstehen. Eine irische Zeitung existirt nicht. Das alles klingt äußerst trostlos und zeigt uns, daß die 800 000 Irisch redenden Menschen noch lange nicht auf dem Standpunkte stehen, wie die 120 000 Wenden gegenüber den Dentschen.

Insel Man.

Ueber die keltische Sprache der Insel Man, das Manx, hat H. Jenner in den Transactions of the Philological Society 1875, p. 172 eine Abhandlung veröffentlicht, die mit einer Sprachenkarte versehen ist. Das Manx-Gaelic nimmt eine Zwischenstufe zwischen dem schottischen und irischen Gaelisch ein, nähert sich aber mehr dem erstern. Im Beginn des 17. Jahrhunderts begannen die reicheren Leute auf der Insel englische Sprache und Gebräuche anzunehmen, und am Ende jenes Jahrhunderts war die fremde Sprache bei den Gebildeten bereits die herrschende. Im Anfange des 18. Jahrhunderts hatte bereits jedes Kirchspiel eine englische Schule, wiewohl noch zwei Drittel der Bewohner kein Wort Englisch verstanden. Der schnelle Verfall des Manx fällt in unser Jahrhundert, und nur in einer einzigen Kirche, jener von Arbory im südwestlichen Theile der Insel, wird noch in Manx gepredigt.

Im Jahre 1871 hatte Man 54 042 Einwohner, von denen 190 nur Manx, 13 600 aber Manx und Englisch redeten. Also 25,6 Proc. der Bevölkerung verstanden noch die alte Sprache. In der Mehrheit ist dieselbe in den drei nördlichen Kirchspielen Bride, Lizayre und Jurby sowie in dem südlichen Kirchspiele Arbory. Diese vier Kirchspiele haben ein Areal von 65 engl. Quadratmeilen und 5518 Einwohner, von denen 4263 oder 77,5 Proc. Manx reden. Die Hauptstützen des Manx sind die Thäler, die vom Snae-

fell und Pen-y-Pot ausgehen, im Centrum und Norden der Insel; ferner Theile von Kirk Bride und Kirk Andrews im äußersten Nordwesten; Dalby im Kirchspiel Kirk Patrick an der Westseite und Cregneesh nahe dem Südende. In den Kirchspielen Santon, Marown und German im Süden hört man fast nur Englisch reden.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands[1]).

I.

Einleitung.

L. ST. Unter den verschiedenen Fragen, welche für das ganze russische Reich von Bedeutung sind, ist kaum eine andere so ernst, fordert kaum eine andere so dringend eine Entscheidung, als die Judenfrage.

Die Juden bilden als besonderer Volksstamm mit besonderer Sprache, besonderer Religion, mit besonderen administrativen und bürgerlichen Einrichtungen einen Staat im Staate. Eine größere Solidarität, eine größere Abgeschlossenheit als bei den Juden wird schwerlich anderswo zu finden sein. Keine Kaste des Alterthums, keine Zunft, kein Verein des Mittelalters hat jemals eine solche Abgeschlossenheit dargeboten. Die Kasten und die Zünfte bildeten sich durch Angehörige desselben Stammes, desselben Volkes, unter welchem sie existirten. Die Mauer zwischen ihnen und der übrigen Bevölkerung war wohl fest, jedoch bei weitem nicht so, wie diejenige, welche heute die Juden von der übrigen Bevölkerung trennt.

Ungefähr seit einem Jahrhundert ist die russische Regierung eifrig bemüht, die Juden in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen; allein alle bisherigen Versuche haben nicht den wünschenswerthen Erfolg gehabt, haben sogar mitunter in entgegengesetztem Sinne gewirkt.

Alle in früherer Zeit angewandten Zwangsmaßregeln, die Juden mit Gewalt zum Ackerbau zu bewegen, die Verbote, in bestimmten Ortschaften zu leben, das Verfolgen einzelner äußerlicher Kennzeichen der Kleidung und Tracht, die größte Strenge bei den Rekrutenaushebungen — alles das hat nicht den geringsten Erfolg gehabt. — Aber auch die Bestrebungen durch gebildete Rabbiner, durch jüdische Schulen auf die Juden bildend einzuwirken, haben nichts genützt: — alles ist als eine Schöpfung der Regierung, als „Krons-Einrichtung", den Juden fremd geblieben. Kurz gesagt: alle Maßregeln führten zu einem entgegengesetzten Resultat; überdies widersprachen sie den Principien der Glaubenstoleranz und der bürgerlichen Gleichstellung.

Die jetzige Regierung hat in Betreff der Juden dieselbe humane Richtung befolgt, welche alle ihre großen Reformen kennzeichnet: das Fortjagen der Juden aus bestimmten Ortschaften hat aufgehört, Kleiderverfolgungen finden nicht mehr statt; in Bezug auf die Ableistung der Militärpflicht sind die Juden allen anderen russischen Staatsbürgern gleichgestellt. Wohlhabende Juden lassen ihre Kinder in russischer Sprache unterrichten; viele haben ihre Kleidereigenthümlichkeiten von selbst aufgegeben, allein trotz alledem bleibt die große Masse der Juden in den westlichen Provinzen ein dem allgemeinbürgerlichen Leben fremdes Element. Die große Menge ist unwissend, fanatisch und demoralisirt. Und wer ist daran schuld?

Durch die steten Verfolgungen, welche die Juden zu erleiden hatten, sind sie fanatisch geworden; sie haben sich solidarisch unter einander verbunden, und mehr oder weniger von allen anderen abgeschlossen. Die Einschränkung ihrer Rechte in Betreff der erwerblichen Thätigkeit und des Berufs, die Einschränkung in Betreff der Wohnorte hat nur Anlaß dazu gegeben, durch Betrug oder andere Mittel doch das Verbotene zu erlangen.

Die Trennung von ihrer ursprünglichen Heimath, das nomadisirende Leben, hat sie der schweren, aber ehrlichen Arbeit entfremdet und die Neigung zu einem leichten Erwerb ihnen eingeflößt. Der Handel, weil er ihnen Geld, die einzige Waffe und die einzige Macht der Juden, einbringt, ist nicht allein zu einer unumgänglich nothwendigen, sondern zu einer beliebten Beschäftigung geworden. Die Abneigung gegen die Arbeit und die Neigung zum Betrug, das sind zwei der schwersten krankhaften Erscheinungen bei den Juden; sie sind im Laufe der Zeit in Folge der Schicksalsschläge, welche die Juden betroffen haben, entstanden. Aufgeklärte Juden haben jene krankhaften Symptome längst erkannt und klagen darüber. Allein durch welche Heilungsmethode lassen jene Symptome sich beseitigen, unter welchen die Juden, aber noch viel mehr die von den Juden exploitirte nicht jüdische Bevölkerung leidet?

Auf welchem Wege soll das eine Endziel erreicht werden, daß die Juden zu vollen russischen Staatsbürgern werden, und dabei doch die Besonderheiten ihres Glaubens sich bewahren?

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß eine unverzüglich ins Leben tretende volle Gleichberechtigung der Juden auf allen Gebieten das Mittel sein würde, das ausgesprochene Ziel zu erreichen. Wir glauben auch, daß allendlich das Ziel erreicht werden würde, allein nur unter Begleitung trauriger Folgen. Stark durch Geldmittel, kräftig durch ihre Solidari-

---

[1]) Arbeiten der westrussischen ethnographisch-statistischen Expedition, Südwestliche Abtheilung. Materialien und Untersuchungen, gesammelt von P. P. Tschubinsky, VII. Band. Petersburg 1872 bis 1877, S. 1 bis 211. (Russisch.)

Durch Anregung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg kam eine ethnographisch-statistische Expedition nach den westlichen Gouvernements des Russischen Reiches zu Stande. Es sollten programmmäßig die Russen, Littauer, Letten, Polen und Juden ethnographisch-statistisch untersucht werden. Zur Erfüllung dieses Zweckes wurden verschiedene Kräfte gewonnen: in die südwestlichen Provinzen (Gouv. Kiew, Wolhynien und Podolien) wurde Herr P. P. Tschubinsky im Jahre 1869 entsendet. Die von ihm im Laufe zweier Jahre gesammelten Materialien u. s. w. sind in sieben Bänden herausgegeben. Der siebente Band bringt Ethnographisches über die Bewohner des gesammten Gebietes, insbesondere über die Juden, Polen und Kleinrussen. Bei dem Sammeln der auf die Juden bezüglichen Thatsachen hatte Herr Tschubinsky sich der thätigen Mithülfe des Herrn Polinkowski zu erfreuen. Wir theilen zuerst einiges aus der Vorrede mit, welche der Verfasser dem von den Juden handelnden Abschnitt vorausgeschickt hat.

tät würden die Juden in den westlichen Provinzen die eingeborene Bevölkerung schließlich erdrücken. Die Masse des Bodenbesitzes würde sofort in die Hände der Juden übergehen. Die Juden würden sich in dem Lande, in welchem sie sich einlebten, für immer festsetzen, und die schädliche Erscheinung, welche das Judenthum an sich in der Masse der „Faktoren“ repräsentirt, würde auf immer sanktionirt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß, je geringer die Menge der Juden in einem bestimmten Gebiete ist, sie um so leichter in bürgerlicher Beziehung mit den übrigen Bewohnern verschmelzen. Mit Berücksichtigung dieses einen Umstandes dürften die zu Gunsten der Juden getroffenen Maßregeln nur allmälig in einer bestimmten Stufenfolge zur Anwendung gelangen.

In der Judenfrage wird selten ohne Erregung geurtheilt. Jüdische Publicisten, gereizt dadurch, daß auf die häßlichen Seiten des Lebens und der Thätigkeit der Juden offen hingewiesen und Mißtrauen gegen die Juden rege gemacht wird, lassen sich hinreißen, ignoriren oder leugnen sogar jene schlimmen Erscheinungen durchaus und erklären, daß letztere mit Anerkennung der vollen Gleichberechtigung der Juden schwinden werden.

Hervorragende jüdische Publicisten, indem sie an die Judenverfolgungen erinnern, schreiben diesen alle schlechten Eigenschaften der Juden zu. Die Autoren haben gewiß Recht, allein sie vergessen, daß durch die Verachtung, die Verfolgung und die Beschränkung der Rechte eine Demoralisation der jüdischen Race erzeugt worden ist, und daß diese Demoralisation schwerlich verschwinden wird sofort beim Eintritt der Gleichberechtigung. Es muß erst eine allmälig verbessernde Erziehung vorangehen, und diese ist nur möglich bei einer spärlichen jüdischen Bevölkerung, und möglich, sobald der Fanatismus und die Unwissenheit der Menge nicht so schwer auf der jüdischen Persönlichkeit ruhen.

Einige russische Publicisten berufen sich darauf, daß in anderen Staaten die Juden in Folge der Gleichberechtigung zu vollen Staatsbürgern geworden sind und ihr abgeschlossenes Wesen verloren haben; sie weisen darauf hin, daß auch in Rußland eine vollständige Gleichberechtigung der Juden unumgänglich eintreten müsse.

Wir sahen in Galizien genug Juden, hier sind sie im Genuß der vollen Gleichberechtigung, allein wir finden nicht, daß sie sich besonders von den russischen Juden unterscheiden. In Galizien leben die Juden ebenso dicht beisammen, wie in Rußland, und deshalb wird noch viel Zeit verfließen, ehe sie ihre Exclusivität verlieren werden.

Wir wiederholen es noch einmal, es muß eine volle Gleichberechtigung der Juden angestrebt werden, aber nur ganz allmälig.

Man darf nicht die Interessen der arbeitenden christlichen Bevölkerung aus dem Auge verlieren. Sobald die Juden zu bestimmter Zeit alle Rechte erhalten, so werden sie die Bauern bedrücken, und der Bauer, der kaum aus der gesetzlichen Knechtschaft entronnen, würde in eine wirthschaftliche Knechtschaft verfallen. Man darf nicht die feindseligen Gefühle vergessen, welche die übrige Bevölkerung den Juden gegenüber hegt. Man darf nicht die beklagenswerthen Erscheinungen der Volksrache vergessen, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen. Man darf nicht vergessen, daß der „gehetzte“ Jude den Bauern gegenüber gemeinsame Sache mit dem „Herrn“ machte. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer erst kurze Zeit seiner Freiheit sich erfreut, und Jahrhunderte lang mehr Bedrückungen erduldet hat, als der Jude.

Wir sind zur Ueberzeugung gelangt, daß im Interesse sowohl der Juden als auch der übrigen Bevölkerung jener Landstriche allein eine ruhige Beurtheilung der Judenfrage geboten ist.

Mit Berücksichtigung der Wichtigkeit der Judenfrage haben wir es für unsere Pflicht gehalten, bei Untersuchung der südwestlichen Provinzen möglichst viel ethnographisches und statistisches Material über die Juden zu sammeln. Zum Schluß werden wir unsere eigenen Erwägungen über die Maßregeln aussprechen, durch deren Anwendung günstige Resultate erzielt werden dürften. Eine genaue Kenntniß des Lebens, der Thätigkeit und der Bedeutung der Juden in jenem Gebiete giebt allein die Möglichkeit, die richtigen Mittel zur Lösung der Judenfrage zu finden.

Ethnographische Skizze.

Von den Krankheiten der Juden[1]). Der größte Theil der Juden zeichnet sich durch eine schwache Gesundheit aus; die Ursache davon ist in den frühzeitigen Heirathen, der Armuth, der unzureichenden Nahrung u. s. w. zu suchen. Der Jude heirathet früh und zwar meist ein sehr junges Mädchen, dessen Organismus nicht immer vollkommen entwickelt ist. Die junge Frau wird bald Mutter, hat dabei die ganze Last der häuslichen Arbeit zu tragen; die Folge davon ist, daß die Jugendfrische bald verwelkt und die geringen Körperkräfte früh erlahmen. Dabei gestattet die überaus dürftige Kost der Frau nicht einmal, die gesunkenen Körperkräfte zu beleben. Bei den Kindern ist man sehr früh bemüht, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, bereits im fünften Lebensjahre müssen die Kleinen die Schule besuchen. Die Juden, theils weil sie physische Arbeit scheuen, theils weil ihre religiösen Vorschriften es fordern, nehmen im Vergleich zu den anderen Volksangehörigen wenig Nahrung zu sich. In gastronomischer Beziehung sind sie bei der Auslese ihrer Speisen nicht sehr wählerisch. Zu denjenigen Krankheiten, welche vorzüglich unter den Juden verbreitet sind, gehören: Hämorrhoidalleiden, Skrophelu, Lungenschwindsucht und mannigfache Augenübel.

Wie bemerkt, schicken die Juden ihre Kinder früh in die Schule; hier müssen die armen Kinder, deren schwacher Organismus Bewegung in frischer Luft erfordert, stundenlang hinter ihren Büchern sitzen. Besonders befähigte Knaben werden zeitig zu kaufmännischer Beschäftigung angehalten, und der Zeitraum, den sie im Bureau beim Schreiben und Rechnen verbringen müssen, wird noch größer. Diese sitzende Lebensweise ist die Ursache, daß schon die jüdischen Kinder von früh ab an Hämorrhoiden leiden; selbstverständlich nehmen die Beschwerden mit den Jahren zu. Die sitzende Lebensweise, das Lesen der kleinen Schrift oft bei ungenügender Beleuchtung bedingt mit die Augenübel. Besonders verbreitet unter allen Klassen der Juden ist die Skrophelsucht in ihren verschiedensten Formen. Vielleicht daß die besondere Entwickelung dieser Krankheit mit der Unreinlichkeit im Zusammenhang steht, in welcher die Juden leben, an welche die Juden sich allmälig gewöhnt haben. Freilich schreibt ihr Religionsgesetz ihnen vor, Gesicht und Hände sich oft zu waschen, und verbietet ihnen Flecken an der Kleidung zu haben, allein dies hat nur für eine bestimmte Klasse der Juden Geltung. So verbietet die „Agoda“ (der allegorisch-epische Theil des Talmud) nur dem Gelehrten („Talmid-Chacham“) ein befleckes Kleid zu haben und die „Galacha“ (der Gesetztheil des Talmud) verlangt das Waschen des Gesichts und der Hände früh Morgens nach dem Schlafe,

[1]) Anthropometrische und craniologische Untersuchungen der Juden sind zur Zeit nicht vorhanden. Der Verfasser bringt über die Körperlichkeit der Juden nichts als einiges wenige über die vorherrschenden Krankheiten.

dann vor und nach der Mahlzeit, außerdem wird unter gewissen Bedingungen das Abwaschen des ganzen Körpers in einem „Quellbrunnen“ (Mikwa) gewünscht. Weil aber der Talmud aus religiösen Gründen die Erfüllung der genannten Vorschriften fordert, so beobachten die Juden dieselbe nur als reine Formalität; um die Reinigung als solche kümmern sie sich gar nicht.

Auch die Lungenschwindsucht ist überall verbreitet unter den Juden; die ungünstigen hygienischen Lebensbedingungen, das überaus frühe Heirathen im 13. bis 16. Lebensjahre, der absolute Mangel an körperlicher (physischer) Arbeit trägt gewiß viel zur Entwickelung jenes Leidens bei.

Als Grund der vielen Krankheiten ist ferner anzuführen die unvollkommene Entwickelung der Mütter und die unsinnige Erziehung der Kinder. Die zärtliche Mutter füttert ihr Kind vom frühesten Alter an mit Süßigkeiten und allen irgendwie eßbaren Dingen; aus allzugroßer Aengstlichkeit vor Erkältung bringt sie das Kind kaum an die frische Luft.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß diejenigen Juden, welche sich mit körperlicher Arbeit beschäftigen, einer bei weitem bessern Gesundheit sich erfreuen und viel weniger kränkeln, als solche, welche eine sitzende Lebensweise führen.

Sprache. Das, was der Verfasser in Betreff der Sprache der Juden anführt, bezieht sich in erster Linie auf ihre Fähigkeit, das Russische zu erlernen. Es ist das nur für denjenigen verständlich, welcher Russisch kennt. Bemerkenswerth ist nur, daß die Juden nicht im Stande sind, den scharfen i-laut des Russischen (der Laut erinnert etwa an ui) wiederzugeben, daß sie die vielen Zischlaute (sch, tsch und schtsch) einfach durch s ersetzen, daß sie das geschärfte ss von dem weichen s nicht unterscheiden können. Zu Hause in seiner Familie redet der Jude meist den ihm speciell eigenthümlichen Jargon, ein entsetzlich verstümmeltes Deutsch mit einer Beimischung von Worten aus anderen Sprachen (hier vorzüglich mit Russisch gemengt). In diesem Jargon existiren die Doppelkonsonanten bb, ff und pf nicht; statt derselben wird einfach f oder p gebraucht, z. B. Ferd statt Pferd, Fefer statt Pfeffer, Kop statt Kopf, Kuper statt Kupfer. Den Vokal o sprechen die littauischen Juden wie u aus, z. B. Sumer statt Sommer, besunders statt besonders, während die anderen Juden wieder Sümer oder besünders sagen. Auch der Vokal a wird verändert und gewöhnlich statt dessen o gebraucht. Das u ist meist erhalten, jedoch nur bei den littauischen Juden; bei den anderen wird ein i gehört, z. B. git statt gut, Winder statt Wunder u. s. w. Die Diphthongen ai und ei werden meist wie a gedehnt gesprochen, z. B. daan, maan statt dein, mein; au klingt wie o oder oi, z. B. gloiben statt glauben, roben statt rauben u. s. w. Bei der Beugung der Haupt- und Eigenschaftswörter wird sehr einfach verfahren: gegenüber dem Nominativ wird für die übrigen drei Casus dieselbe Endung angewandt. Bei der Konjugation der Verba werden drei Zeiten unterschieden, aber nur ein Modus, der Indikativ. Der Konjunktiv wird mit Hülfe des Wortes „wolt“ gebildet; auch das Hülfszeitwort werden wird durch ein ähnliches Wort „wel“ ersetzt, z. B. ich wel sain statt ich werde sein. Von einer Kenntniß der grammatischen Formen ist keine Rede.

Es existiren für diesen Jargon besondere Schriftzeichen, „Weiberdeutsch oder Weiberschrift“ genannt, und es werden in ihm auch Bücher gedruckt, um unter der großen Masse der nicht gebildeten Juden einige Aufklärung zu verbreiten. Viele der religiösen Bücher der Juden sind in diesen Jargon übersetzt und dadurch der großen Masse und namentlich den Frauen zugänglich geworden. Es werden diese Schriftzeichen aber in jüngster Zeit wenig benutzt, man giebt den alten hebräischen Buchstaben den Vorzug. Das eigentliche (alte) Hebräisch wird heute nur von den gebildeten Juden verstanden und auch nur praktisch; eine Kenntniß der Grammatik fehlt vollständig. Ein Theil der Juden, in Littauen und in Weißrußland etwa 20 bis 25 Proc., in den südwestlichen Provinzen 15 bis 20 Proc. und im Süden nur 5 bis 8 Proc., brauchen bei ihrer Privatcorrespondenz die sogenannte Rabbinersprache, das ist ein Gemisch aus Hebräisch und Chaldäisch ohne genaue Beobachtung der Regeln der Orthographie und Grammatik. Ein anderer Theil der Juden (in Littauen und im Südwesten 35 bis 40 Proc., im Süden 20 bis 25 Proc.) hat nur geringe Kenntniß vom alten Hebräischen, allenfalls werden die Gebete und der Pentateuch verstanden. Das sind eben Leute, welche die Schule früh verlassen haben und seit jener Zeit sich gar nicht mehr mit dem Studium der Sprache beschäftigt haben. Bei ihrer Correspondenz gebrauchen sie den jüdisch-deutschen Jargon. Der übrige Theil der Juden, die Handwerker, kleinen Händler, Arbeiter, welche die Schule nur bis zum 8., höchstens bis zum 13. Jahre besucht haben, kennt das Hebräische gar nicht, ist nicht einmal im Stande, die hebräischen Gebete zu begreifen.

Im Allgemeinen sind alle Juden im Stande, außer in ihrem eigenen Jargon sich in der Sprache der Gegend, welche sie bewohnen, mündlich und schriftlich auszudrücken, so in Kleinrußland auf Kleinrussisch, in Littauen auf Schmudisch (Littauisch), in Kurland und in Berditschew auf Deutsch. In Odessa sprechen und schreiben die Juden drei oder vier verschiedene Idiome. Die Kenntniß des Russischen ist nur unter den gebildeten Juden verbreitet.

Volksmedizin in der argentinischen Republik.

Aus dem Italienischen des Dr. **Paul Mantegazza** in Florenz. Vom Verfasser autorisirte Uebertragung.

II.

Wir haben bisher gesehen, wie das argentinische Volk mit sechs kühnen Schnitten sich seine Medizin zuschneidet, und wollen nun sehen, wie es seine Therapie auf dieser Grundlage sich aufbaut, und wie dieselbe zu seiner Pathologie paßt. Die verschiedenen Krankheitszustände des calor werden mit „kalten Mitteln“ curirt, wie die „kalten“ Krankheiten mit „warmen“ Substanzen. Alles, was weder kalt noch warm ist, ist cordial (herzhaft). Hat der Arzt bei der Diagnose einer Krankheit keine rechte Gewißheit über dieselbe erlangen können, so greift er, um nicht leicht möglicher Weise Kaltes mit Kaltem und Heißes mit Heißem zu curiren, zum Lauen, zum cordial: einer goldenen Mittelstraße, die alle Extreme in unbeschreiblicher Harmonie in sich vereinigend, der Ausdruck der höchsten Weisheit und

Vollkommenheit südamerikanischer Volksheilkunst ist. In medio tutissimus ibis. Die Lehre von den warmen, kalten und „herzhaften“ Mitteln, je nach dem Wärme- oder Kältegrade der Krankheiten in verschiedenen Proportionen angewandt, ist eine Vereinfachung der arabischen Medizin, die in ihrer Therapie die geometrischen Proportionen und sogar die musikalischen Gesetze der Harmonie anwandte. Alkhendi bestimmte die verschiedenen Qualitäten und Quantitäten der Heilmittel nur nach geometrischer Proportion.

Kalte Mittel sind: der Talg, das Hühner-, Kuh-, Hammel und Schweinefett, schleimige Flüssigkeiten, Gemüse, Branntewein, catalonischer Wein und Bier.

Warme Mittel sind: Branntwein mit Anis, süßer Malagawein, der für einen der wirksamsten Liebestränke gehalten wird, das Fett der Iguana-Eidechse, des amerikanischen Iltis und der sariga.

Herzhaft ist der Wachholdergeist. So mancher der Leser wird sich wundern, die alkoholhaltigen Getränke so willkürlich vertheilt in allen drei Klassen der Heilmittel zu finden. Die allgemeine und große Verehrung, mit der so viele Südamerikaner diesen „Geistern“ ergeben sind (ein Punkt, worin übrigens auch der große Begründer dieser Heilkunst schwach gewesen zu sein scheint), durchlöchert das Gewebe dieses famosen Systems zu Gunsten der angedeuteten Leidenschaft, indem man es so einzurichten wußte, daß in allen Krankheiten und scheinbar ohne im Geringsten gegen die Lehren der Heilkunst zu verstoßen, nach Herzenslust geschnapst werden darf.

Gegen das Lustübel (el aire) trägt man am Halse die Zähne des Yaearé, d. i. eines kleinen amerikanischen Krokodils. Demselben Zwecke dient ein kleiner eiserner Ring an einem Finger. Der pasmo und flato wird je nach Laune oder Bildung des Heilkünstlers bald mit dem einen, bald mit dem andern Mittel curirt. Ich weiß hierbei keine allgemeine Norm anzugeben.

Eine Klasse von Heilmitteln entzieht sich allen wissenschaftlichen Prinzipien und ist geradezu unberechenbar. Es sind dies die „Geheimnisse der Natur“: geheimnißvolle Mittel gegen seltenere und weniger bekannte Krankheiten, Mittel, die so angewandt werden müssen, daß sie dem Kranken ein Geheimniß bleiben, woher der Name.

Eins der famosesten und sichersten Geheimmittel, um eine träge Placenta zu befördern, besteht in kleingeschnittenen Stückchen von Silbermünzen mit Scherben von Ofenkacheln zusammengekocht.

Im Allgemeinen braucht die amerikanische Volksmedizin mehr äußere als innere Mittel und hält große Stücke auf Salbungen, Reibungen, Bäder, trockene und gebrauchte Schröpfköpfe, Ziehpflaster und Verbände, die von uns mit Unrecht hintangesetzt werden. Niemals wird ein Purgir- oder Brechmittel angewandt, ohne Tags vorher calentar el cuerpo, d. i. den Körper durch schweißerregende Mittel, wie Fußbäder und trockene Reibungen des ganzen Körpers, darauf vorbereitet zu haben. Eine Versäumniß dieses Verfahrens wird für einen der gröbsten ärztlichen Verstöße gehalten.

Schon Avicenna und vor ihm Hippokrates bereitete den Körper zum Einnehmen von Purgirmitteln durch Bäder vor. Ist das Purgirmittel eingenommen, so läßt man den Kranken nicht eher schlafen, als bis jenes gewirkt hat. Findet diese Wirkung nicht nach Wunsch des Arztes statt, so wird der Kranke dadurch sehr beunruhigt und giebt sich nicht eher wieder zufrieden, als bis er ein stärkeres zweites Mittel zu sich genommen hat. Mehrmals wurde ich um Rath angegangen, wie ein altes Purgirmittel entfernt werden könne, das schon 1 bis 2 Jahr im Körper zurückgeblieben war, und das alle in diesem Zeitraume entstandenen Uebel verschuldet haben sollte. Der Tag nach der Einnahme eines Laxirs heißt do tornapurga und wird für so heilig gehalten, daß man denselben nur unter dem strengsten Fasten verbringt.

Hier noch eine kleine Probe aus der südamerikanischen Volkstherapie. Die Zähne eines Iltisses oder Hundes hängt man den Säuglingen um den Hals, um das Zahnen derselben zu befördern. Wenn der kaum vernarbte Nabel eines Neugeborenen wieder aufzubrechen droht, so setzt man dessen Füßchen auf die Rinde eines Ombú (Pircunia dioica) oder eines Talabaumes und schneidet sodann vom Baume den Theil los, den die Fußsohle bedeckt. Hühner- und Hundekoth sind die kräftigsten Mittel gegen Verstopfung. Gegen Augenschmerz braucht man eine Salbe aus Negerblut. Bei schwerer Geburt macht man auf dem Bauche der Gebärenden ein Kreuz und zwar mit dem Fuße eines Menschen, der Johann heißt. Wenn die Placenta zurückbleibt, legt man unter das Bett der Gebärenden einen Pferdeschädel so, daß das Maul desselben den Füßen zugekehrt ist. Ich würde kein Ende finden, wollte ich alle Mittel vorführen, die in Südamerika angewandt werden, um die Placenta auszuscheiden. Viele derselben bezwecken ein Erbrechen oder eine tiefe Zusammenziehung des Zwerchfelles. Man bläst in Flaschen, man nimmt in den Mund die Spitze einer Gerte, die vom Schweiß eines Pferdes beschmutzt ist. Ich weiß einen Fall, wo ein bolivianischer Arzt eine widerstrebende Placenta austrieb, indem er der Kranken in einem Nachtgeschirr Wasser reichte, worin vor ihren Augen einige schmutzige Strümpfe gewaschen worden waren. Die Balggeschwülste werden dadurch geheilt, daß man sie jeden Morgen bei nüchternem Magen mit dem eigenen Speichel befeuchtet. Die fallende Sucht (Epilepsie) wird geheilt, indem man jeden Morgen beim Erwachen einem Hunde ins Maul spuckt, bis derselbe epileptisch wird und dadurch den Kranken von seinem Uebel befreit. Blutschwären im Gesicht heilt man, indem man sie mit dem Rücken der Hand eines gestorbenen Säuglings berührt. Um bei einer Wöchnerin, die ihr Kind nicht selbst säugen kann, die Milchabsonderung der Brüste zu hemmen, werden vier Leinwandstückchen mit ihrer Milch getränkt und sodann an den Wänden ihrer Schlafkammer nach den vier Himmelsgegenden befestigt.

Ich sah, wie jemand als Mittel gegen Zahnschmerzen sich ein Säckchen voll von zerstückelten Fingernägeln und Salzkrystallen an den Hals hing. In der Provinz Rio grande do Sul in Brasilien thut man zu diesem Zwecke in die Höhlung eines verdorbenen Zahnes das Gehirn von einem frischgetödteten Rebhuhn. In Entre Rios, wo die Rebhühner häufiger sind, als bei uns die Sperlinge, sah ich öfter, daß dies sonderbare Mittel eine gute Wirkung hatte. Der Biß einer Viper wird geheilt, indem man auf die Wunde geronnene Milch, oder einen geviertheilten schwarzen Kater, oder das Geweih eines braunen Hirsches legt. Der Stich der raya, eines in den amerikanischen Flüssen gemeinen Fisches, der ein unausstehliches Brennen verursacht, das nicht selten von einem ernstlichen Fieber begleitet ist, wird durch — Berührung der weiblichen Geschlechtstheile geheilt. Die Heilkunst wird in Südamerika von sehr Vielen ausgeübt, die je nach ihren ärztlichen Kenntnissen, auf sehr verschiedenen Rangstufen stehend, sich in das Erbe der Pandora und des Hippokrates theilen.

An der Spitze all' dieser Heilkünstler steht natürlich der facultativo, d. i. der Doktor der Medizin, der in Europa oder an einer der amerikanischen Universitäten studirt hat. Dies ist der einzige, mit dem man ein wissenschaftliches Gespräch

führen kann. Unter diesen facultativos habe ich ausgezeichnete Männer kennen gelernt, die den besten praktischen Aerzten unserer Hauptstädte an die Seite gestellt werden können.

Eine Stufe niedriger finden wir den medico, eine Art von medizinischem Amphibium, das zwischen dem facultativo und curandero hin und her schwankt. Es sind das meistens Bader, Chirurgen oder Apotheker, die eine spanische Uebersetzung der Medicina domestica von Graham gelesen haben. Der medico scheut die Gesellschaft der Doktoren und verachtet den Umgang mit den curanderos. Wenn ein solcher medico Schlauheit, biegsame Glätte und Zungenfertigkeit besitzt, so kann er sich ein schönes Vermögen erwerben und in bescheidener Zurückhaltung auch sein ärztliches Ansehen bewahren: im entgegengesetzten Falle ist er zu dem verfehlten und verbitterten Leben unfertiger Zwitternaturen verdammt, die in der Prosa des Lebens einfach Pfuscher genannt werden. Der wahre Minister der Volksmedizin aber und der einzige authentische Kenner amerikanischer Volkskrankheiten ist — der curandero. Es ist dies derjenige Arzt, dem das gemeine Volk ohne Furcht und Scham seine geheimsten peinlichsten Schäden und Gebrechen anvertraut. Er trägt den poncho und reitet ein stattliches Pferd, klirrt mit seinen gewichtigen silbernen Sporen und haut mit seiner Reitpeitsche kühn um sich, er trinkt gern und viel und schwatzt noch viel mehr. Mit selbstgefällig lächelndem, siegesgewissem Blick durchschaut er sofort jede Krankheit und ihre Gründe, kennt alle Heilmittel und verachtet die studirten Aerzte, die über ihren Büchern sich die Augen verdorben und die Fähigkeit verloren haben, im Buche der Natur zu lesen. Er runzelt nie die Stirn, außer um gewichtige, unfehlbare Orakelsprüche von sich zu geben; er verkauft das Leben, sagt den Tod auf Stunden und Minuten vorher, lügt auf die frechste Weise, erinnert sich schon im nächsten Augenblicke nicht mehr an das Gesagte, überzeugt Wenige, heilt noch Wenigere, verblüfft aber Alle und hat schließlich immer Recht.

Fragen wir den curandero nicht nach seinem Doktordiplom, noch wie er sonst seine medizinischen Kenntnisse sich erworben habe. Wenn einst der göttliche Plato an angeborene Ideen glaubte, so können wir ebensogut glauben, daß man als fertiger Arzt geboren werden könne und nicht erst zu studiren brauche. Ich habe curanderos kennen gelernt, die zugleich Barbiere und Kofferfabrikanten waren. Einer von diesen hatte als Matrose eine wissenschaftliche Expedition auf Kosten der nordamerikanischen Union rund um die Erde mitgemacht und sprach bei Gelegenheit einer Diarrhoe von Macao, Calcutta und Triest. Wenn ihm der begehrliche Kranke gar zu dringliche Fragen über das Wesen und die Ursachen seiner Krankheit stellte, so fing er an von Längen- und Breitengraden und von Logarithmen zu sprechen, so daß der Kranke wohl bald sich überzeugen mußte, daß es besser sei, nicht zu viele Fragen an den Arzt zu richten und daß das Sprichwort Recht hat, welches sagt: Schuster bleib bei deinem Leisten! Wenn dieser curandero keine Patienten hatte, machte er Sättel und Stühle. Ein anderer curandero verschrieb, sobald er einen Kranken gesehen, demselben wenigstens vier Recepte auf einmal, die er von einem gedruckten Formulare copirte. Einst las ich auf dem Blatte, das mir ein von einem curandero behandelter Patient reichte, ein Purgirmittel, ein Brechmittel, ein Chinarinden- und ein Quecksilberpräparat nach englischer Art zubereitet.

Der curandero schließt fast immer mit seinen Patienten einen Kontrakt und setzt, je nachdem sich die Krankheit besserte oder ganz verlor, verschiedene Preise fest.

Gegen Todesfälle weiß er sich zu schützen, indem er sich einen Theil des ausgemachten Honorars vorausbezahlen läßt, oder Rechnungen mit Angabe der einzelnen Medizinen, Instrumente u. s. w. schreibt. Sonst, wenn sein Patient reich ist, quartiert er sich auch auf einige Monate in dessen Hause ein und läßt alle anderen Kranken im Stich, um sich ganz und gar dem Studium eines so interessanten Falles zu widmen. Wird er sodann schlechter honorirt, als er erwartete — was nur sehr selten geschieht —, so tröstet er sich mit dem angenehmen Bewußtsein, lange Zeit hindurch auf Kosten des Kranken sehr gut gegessen und getrunken zu haben. Die Krankheiten der Armen sind in seinen Augen immer unbedeutende Störungen, die in wenigen Tagen von selbst vergehen. Die Reichen dagegen werden immer von gefährlichen Krankheiten befallen, so daß er sie in ihrem Leben wohl an die hundert Male vom sichern Tode errettet.

Der Maßstab, wonach der curandero die Diät des Kranken sowohl wie seine Nachsicht gegen den Patienten bestimmt, ist der Geldbeutel desselben, und er täuscht sich in dieser Hinsicht selten.

Der curandero braucht den Kranken nicht zu sehen, um ihn zu heilen: er beschaut nur seinen Urin und stellt aus demselben die Diagnose und Heilmethode zusammen.

Die arabischen Aerzte legten der uroscopia (Harnbeschauung) eine große Bedeutung bei, und noch im Mittelalter mußte an deutschen Höfen der erste Arzt alle Morgen den Urin des Allergnädigsten studiren.

Die entrerianischen Volksärzte setzen mehr als einmal ihren ganzen Ruf auf den Ausgang einer ganz unsichern und gewagten Prophezeiung. Haben sie dabei einmal Glück, so sind sie fortan erprobte, berühmte Größen und dürfen sich künftighin ohne Schaden für ihren Ruf irren, so viel sie wollen — geradeso wie der arabische Arzt Isa-Abu-Koreisch mit dem Beinamen Sidalani, der sich großen Ruhm und Vermögen dadurch erwarb, daß er aus dem Urin der Konkubine des Kalifen Almohdi deren Schwangerschaft und die bevorstehende Geburt eines Sohnes vorhersagte.

Ich selbst mußte mich oft gegen lästige Anfragen von Kranken verwahren, die aus entfernten Gegenden in Flaschen ihren oft schon in Fäulniß übergegangenen Urin mir zuschickten. Auch erinnere ich mich, einst einen meiner Patienten von seinem Glauben an die Wissenschaft der Urinbeschauer dadurch geheilt zu haben, daß ich ihm rieth, eine Mischung von Opiumtinktur und Wasser zu einem curandero zu tragen. Dieser glaubte wirklich, daß der Kranke solchen Urin von sich gegeben habe.

Die Heilkunst ist in Südamerika kein ausschließliches Vorrecht des männlichen Geschlechts; auch das weibliche Geschlecht übt hier neben dem männlichen diese ernste Kunst aus. Las medicas (die weiblichen Aerzte) kuriren durch Inspiration und übernehmen daher vorzugsweise die Heilung des mal de daño und de ojo und noch abenteuerlicherer Krankheitserscheinungen. Sie sind immer zugleich Aerzte, Chirurgen, Hebammen, Krankenwärterinnen und Apotheker in Einer Person. Doch kann ich die Versicherung geben, daß sie bei gleicher Unwissenheit immer noch besser sind als die curanderos, da sie bei ihrem Geschäft viel mehr herzliche Theilnahme und weniger schmutzige Gewinnsucht als jene zeigen.

Ich habe auch die berühmte China Tacuarè kennen gelernt, die wohl zu $^{99}/_{100}$ Theilen das Blut der Charruas-Indianer in sich hatte, während sich über das letzte Hundertel ihre Bekannten noch stritten, ob dasselbe der kaukasischen oder äthiopischen Race angehöre. Sie war von elephantenartigem Umfang, schmutziggelber Farbe, mit stark hervortretenden Backenknochen und von oben bis unten voll Blatternarben.

Nie konnte ich begreifen, wie unter einer solchen Ueberfülle von Perlen und Juwelen der Verstand noch ein Plätzchen finden könne. Und trotz alledem that sie Wunder und heilte alle Krankheiten mit dem Bezoarsteine, mit dem aceite calmante (ein linderndes Oel) und agua de espirito (Spiritus). Sie schrieb je nach Umständen das eine oder andere dieser Wörter auf ein Stück Papier, und der Apotheker legte dann nach Belieben ihre Vorschrift aus, in der sichern Zuversicht, daß die Tacuarè immer damit zufrieden sein werde.

Ich kann nicht schließen, ohne einen Fluch auf die Hebammen dieser Länder zu schleudern, mit denen Dante eine weitere Abtheilung seiner Hölle bevölkert haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Sie lassen kein einziges Weib naturgemäß gebären, sondern geben demselben hierbei solche Stöße, als ob sie einen Sack ausleeren wollten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Gute Nachricht von Prschewalski. Ein Telegramm des Reisenden aus Troitzkosawsk, welches mit der Post von Peking dorthin gesandt und vom 8. (20.) März 1880 datirt ist, besagt:

„Nachdem ich den vergangenen Juli im Nan-Schan-Gebirge zugebracht, ging ich durch Tsaidam nach Tibet. Der mongolische Führer brachte uns absichtlich in der Nähe des Blauen Flusses in schwieriges Bergterrain. Er wurde fortgejagt, und wir suchten uns allein den Weg auf. Auf dem Passe über den Tanla-Kamm (16800 Fuß Höhe) griff eine Schar nomadisirender Tanguten uns an. Die schnellschießenden Berdans retteten uns. Vier der Räuber fielen, einige wurden verwundet, die übrigen flohen. Am Südfuße des Tanla nahe beim Dorfe Naptschu sperrten uns tibetanische Truppen den Weg. Ein Bote ward nach Lhassa entsendet. Von dort kam ein Gesandter des Dalai Lama mit sieben Beamten und erklärte uns als Willen des Volkes von Tibet: keinen Russen bei sich einzulassen; sie gaben uns darüber auch ein Schriftstück. In Tibet herrscht die allgemeine Meinung, daß wir kämen, um den Dalai-Lama zu stehlen. Vergeblich waren Zureden, Bitten, Drohungen; nur noch 250 Werst von Lhassa entfernt mußte ich umkehren. Der Rückweg durch das nördliche Tibet in tiefem Winter, bei 14000 bis 16000 Fuß absoluter Höhe, war äußerst beschwerlich, doch ging Alles gut; wir blieben Alle gesund. Jetzt bin ich in der Stadt Siuning. Mit Mühe erhielt ich von den Chinesen Erlaubniß, in das Quellgebiet des Gelben Flusses zu gehen. Dort werde ich das Frühjahr, vielleicht auch einen Theil des Sommers zubringen. Im August gehe ich über den Alaschan und Urga nach Kiachta. Die wissenschaftlichen Untersuchungen auf den bis jetzt zurückgelegten 4300 Werst waren an allen besuchten Orten erfolgreich."

— Die nach der Abtretung von Batum an Rußland auf türkisches Gebiet ausgewanderten Mohammedaner in der Zahl von 16000 Köpfen haben bei dem Statthalter Großfürsten Michael in Tiflis um die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre alten Wohnsitze nachgesucht, und es ist ihnen dieselbe ertheilt worden. Die Hungersnoth in Türkisch-Armenien dürfte in kurzer Zeit die Rückkehr mohammedanischer Emigranten unter russische Herrschaft in erhöhtem Maße bewirken.

— Die lange erwartete Karte vom westlichen Palästina ist jetzt fertig und zur Ausgabe bereit. Sie besteht aus 26 Blättern im Maßstabe von 1 engl. Zoll auf die Mile. Die Aufnahmen dazu rühren bekanntlich der Hauptsache nach von den englischen Ingenieur-Offizieren Conder und Kitchener her, Herausgeber sind Major Anderson und Professor E. H. Palmer in Cambridge.

— In Lau-tschou-fu in der Provinz Kansu hat die chinesische Regierung bekanntlich unlängst eine Wollenfabrik mit Hülfe von Europäern errichtet. Einer derselben, Hagge mit Namen, ist kürzlich nach Schanghai zurückgekehrt und hat berichtet, daß die Eingeborenen ohne Schwierigkeiten die Maschinen bedienen, daß die dort verarbeitete Schafwolle von ausgezeichneter Qualität ist und auch viel Kameelshaar verbraucht wird. Die Chinesen dort leben fast nur von Fleisch und Weizenmehl.

Afrika.

— Ueber die italienische Expedition in Schoa erhielt Dr. Behm in Gotha folgende Mittheilung vom Generalsekretär der Italienischen Geographischen Gesellschaft, Prof. Dalla Vedova (Petermann's Mittheilungen 1880, S. 157): „Von Antinori haben wir Briefe vom 20. Oktober vorigen Jahres erhalten. Er befand sich noch immer in Let-Marefià, der italienischen geographischen Station in Schoa, und war bald mit einer dritten Sammlung zoologischen und ethnographischen Materials fertig. Gegenwärtig wird er bereits die ihm auf seinen Wunsch ertheilte Einladung zur Rückkehr nach Europa erhalten haben; wir haben ihn jedoch gebeten, vor seiner Abreise für die Erhaltung und Fortführung der italienischen Station Sorge zu tragen. Der König von Schoa hat, wie bekannt, den Grund und Boden von Let-Marefià unserer geographischen Gesellschaft geschenkt. Ueber die beiden jungen Gefährten Antinori's, Kapitän Cecchi und Dr. Chiarini, schreibt er: Nach meinen Erkundigungen waren sie im Februar 1879 zu Kaffa angekommen und vom König von Koffa sehr günstig empfangen worden. Sie trafen schon die ersten Anstalten zur Fortsetzung der Reise gegen die Aequatorial-Seen hin." (Der „Globus" enthielt Mittheilungen über diese Expedition in Bd. XXIX, S. 303; XXX, S. 160; XXXI, S. 46; XXXII, S. 110 und 367 [mit dem Portrait des damals todt gesagten Marchese Antinori]; XXXIII, S. 31, 96, 158 und XXXV, S. 30.)

— Die botanische und zoologische Erforschung der Insel Sokotra (s. „Globus" XXXVII, S. 93) durch Prof. Bayley Balfour hat bereits ihren Abschluß erreicht; schon Ende April ist der Reisende nach England zurückgekehrt, und zwar mit getrockneten Exemplaren von 500 Species blühender Pflanzen, vier Kisten lebender Pflanzen und einer großen Dracaena, welche das Drachenblut liefert und noch vor kurzer Zeit ganz unbekannt war.

Inhalt: Die Nosairier. II. (Mit drei Abbildungen.) — Richard Andree: Die Ueberreste der Kelten. III. (Mit zwei Karten.) (Schluß.) — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. I. — Dr. Paul Mantegazza: Volksmedizin in der argentinischen Republik. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 9. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 22.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Die Nosairier.

(Nach dem Französischen des Reisenden Léon Cahun.)

III.

Die Berge, an deren Gehängen man von Kerdaha nach Jnzerâa entlang reitet, sind überaus malerisch. Die ganze Gegend ist vulkanisch und von einer Schicht rothen und weißen Mergels bedeckt, der in seiner Zersetzung eine sehr fruchtbare Ackerkrume bildet. Auf den Abhängen wachsen schlanke Pappeln, Schwarzeichen mit kleinen Blättern und knorrigem Stamme, herrliche wilde Feigenbäume und Oelbäume, während der Grund der Thäler von einem dichten Gewirr von Myrthen und anderen Sträuchern erfüllt ist und auf den Bergesgipfeln allerlei duftende Kräuter gedeihen, unter denen die Arnika die erste Stelle einnimmt. Stellenweise treten nackte schwarze Basaltmassen oder mattweiße Kalkhügel zu Tage, die der Regen polirt hat, so daß die Hufe der Pferde keinen Halt finden. Der Pfad führt in stetem Wechsel bergauf und bergab, zuweilen auch in vielen Biegungen am Bergeshange entlang, um das mühselige Hinauf- und Hinabklettern über Geröll und anstehendes Gestein und die undurchdringlichen Myrthendickichte in den Thälern zu vermeiden. Zwei nosairische Jünglinge zu Fuß, die Flinte über dem Rücken, liefen dem Zuge voraus, während Gandschu, des Branntweins voll, mit seinem Gaule die halsbrechendsten Kunststücke verübte. Ab und zu eilten die Führer voraus; bald darauf ertönten dann jedes Mal Signalschüsse, ein sicheres Zeichen dafür, daß ein „sakeltutan“ (wörtlich „am Barte packend“, d. h. ein Engpaß, wo ein versteckter Wegelagerer den Reisenden am Barte packen kann, ehe dieser ihn gewahr wird) zu passiren ist. Nachdem auf solche Weise drei Bergkessel und ein Plateau, von welchem man durch wahrhaft schreckliche Schluchten hinabsteigen mußte, überwunden waren, wurde an einer niedlichen Quelle im Schatten eines prächtigen wilden Feigenbaumes gerastet. Weiterhin ritt man bei den Ruinen zweier Dörfer, die bei Gelegenheit eines innern Kampfes zwischen den Nosairiern zerstört worden waren, vorbei und gelangte in einen neuen Bergkessel, dessen Abhänge zu Cahun's Ueberraschung leidlich gut angebaut waren. Hier begann Gandschu's Bezirk, dessen erstes gut gebautes Dorf, Debbesch, bald erreicht wurde. Unweit davon stehen zwei Wassermühlen, die aber nur im Winter gehen, da der sie treibende Bach, ein Zufluß des Nahar-el-Kebir, sonst zu wenig Wasser enthält. Zahlreiche Einwohner des Dorfes kamen dem Zuge entgegen; bei dem reichsten von ihnen, einem griechischen Christen, kehrten sie ein und rasteten in dem Oberstocke. Denn sein Haus besaß auf der hergebrachten Terrasse, auf welcher Getreide zum Trocknen ausgebreitet war, noch ein Zimmer; dieses war merkwürdiger Weise mit Kalk beworfen und besaß einen Kamin mit zwei Nischen, in deren jeder natürlich eine Petroleumlampe prangte.

Jenseit Debbesch überschritt man eine Schlucht auf der „Brücke der Bettlerin“, welche einen der gefürchtetsten Hinterhalte des ganzen Landes abgiebt, und hielt dann, von Flintenschüssen empfangen, seinen Einzug in Jnzerâa, wohin Gandschu schon vorausgeeilt war. Cahun hatte sein Gepäck schon am Tage vorher dorthin geschickt und fand darum sein Zelt bereits am westlichen Ausgange des Dorfes aufgeschlagen; trotz vielen Bittens schlug er es doch Gandschu ab, in seinem Hause zu wohnen, und dieser war civilisirt genug, des Reisenden wahren Grund, die Furcht vor Flöhen

nämlich, gelten zu lassen. Aber die sonstigen Ehrenbezeigungen wurden dem verehrten Gaste nicht geschenkt; Gandschu's männliche Verwandte brannten ihm ihre Flinten und Pistolen möglichst dicht vor der Nase ab, eine alte Dienerin

Debbesch. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

Jnzeràa. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

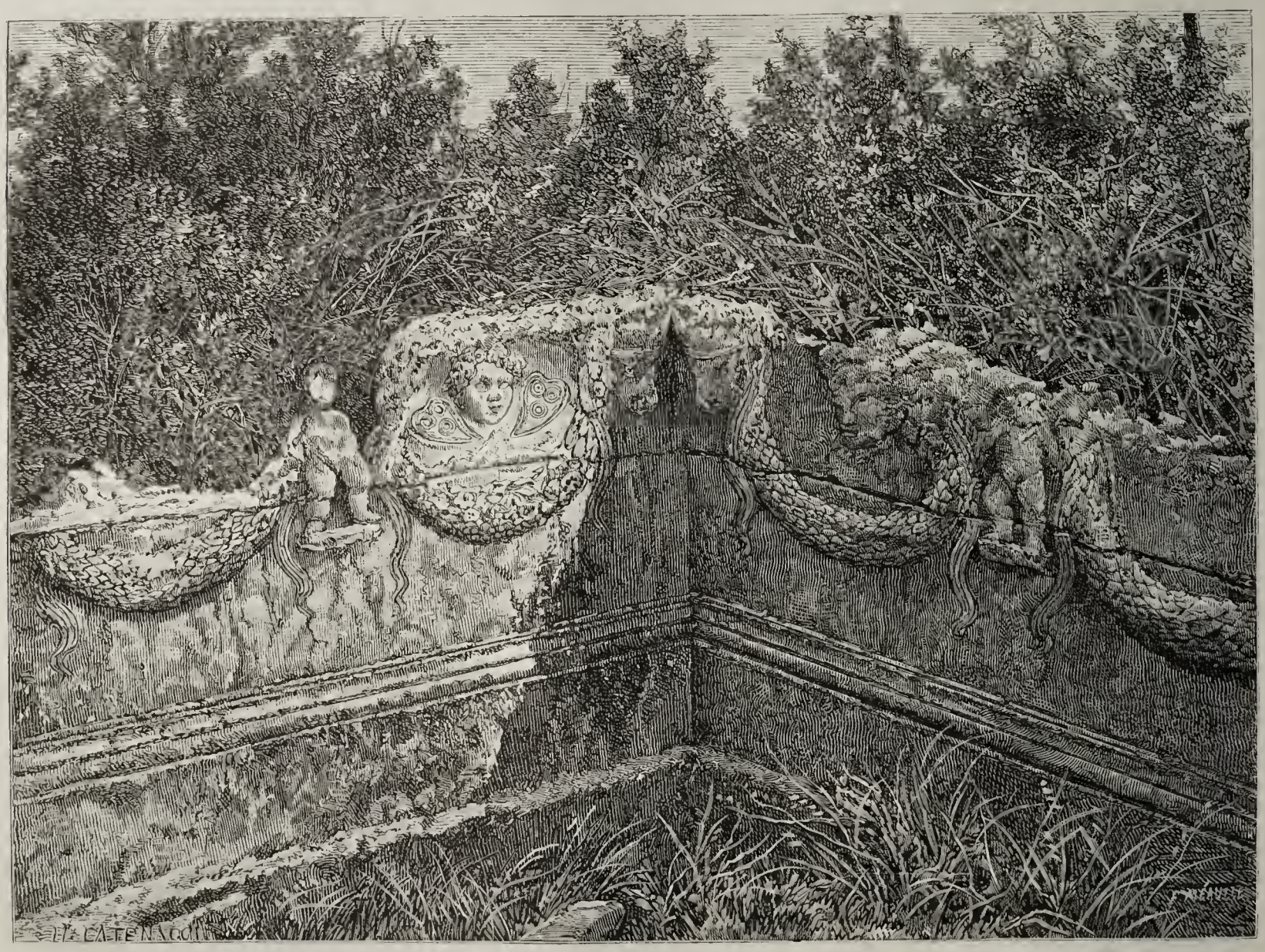
mußte mit schrillender Stimme improvisirte Lieder zum Besten geben, Gandschu selbst und sein junger Sohn tanzten ihm zu Ehren, und die Branntweinschale machte während dessen unaufhörlich die Runde, so daß, als die fröhliche

Ein Verlöbniß bei den Nosairiern.

Versammlung sich trennte, manch einer schwankend sein Heim aufsuchte.

Früh am nächsten Morgen stieg Cahun auf die Berge, um Messungen vorzunehmen und die Verbindung mit seinen früheren Aufnahmen von dem Dschebel Arbaïn, Kerdaha, Bailun und dem Berge Kitfel Bir ans herzustellen. Ganz neue, gut gebaute, aber vom Feuer geschwärzte Mauern zogen dabei seine Aufmerksamkeit auf sich; es waren die Ueberreste einer kleinen, von den Türken erbauten Befestigung, die Gandschu mit seinen Leuten erstürmt hatte. Die gesammte Besatzung hatte dabei ihr Leben lassen müssen; zwei Verwandte Gandschu's, welche dabei mitgeholfen und so manchen Türken auf dem Gewissen hatten, erzählten Cahun den Hergang in der ruhigen schlichten Weise, die ihnen eigen ist, wenn sie von ihren Thaten sprechen; denn so lustig und lebhaft die Nosairier sind, so wenig rühmen sie sich und prahlen sie.

In der nächsten Nacht — es war um halb zwei Uhr — weckte Mahfud seinen Herrn: Mhanna, Hammet und andere Männer von Kerdaha hatten zu Fuß die weite Strecke zurückgelegt und wollten ihren französischen Freund begrüßen. Sind doch die Nosairier leider mehr zur Nachtzeit unterwegs als bei Tage! Auch die schöne Merjem war bei ihnen, die Pistolen im Gürtel. Was sie eigentlich beabsichtigten, war nicht klar; doch lud Mhanna den Fremden ein, sie bis nach Senobar zu begleiten, wo sie bei Tagesanbruch anzulangen dachten, und seine Flinte mitzunehmen, aber nicht seine Jagdflinte, sondern den Remington, weil es dort



Eingang zu einem unterirdischen Tempel bei Latakieh. (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

viele Wildschweine gäbe. Cahun ließ seine Freunde bewirthen und scherzte mit Merjem. Als er ihr gegenüber die nosairische Sitte, die Frauen zur Ehe zu kaufen, verspottete, entgegnete sie, daß solches nur bei den Bauern Gebrauch sei, eine adelige Frau wie sie heirathete nie, ohne der Verbindung von Herzen zuzustimmen. Ja, sie ging so weit, dem Fremden den Hergang bei einem Verlöbniß unter Vornehmen zu zeigen. Sie faßte ihren Bruder Mhanna bei der Hand und stellte sich mit ihm Rücken gegen Rücken; ihre rechte Hand in seiner Linken, lehnte sie sich an seine Schulter und Mhanna machte die gleiche Bewegung, bis ihre Wangen sich berührten. „So — sagte sie — ist ein beiderseitiges Einverständniß erforderlich, um Kuß und Heirathsversprechen auszutauschen.“ Ein Pfiff unterbrach die anmuthige Scene und zeigte den Genossen an, daß es Zeit zum Aufbruche sei. Cahun schloß sich dem Zuge an, aber hatte seine Kräfte überschätzt; nachdem er bei mondloser Nacht im schnellen Schritte, ja fast laufend den Nosairiern durch Felsen und Gestrüpp gefolgt war, gab er die Sache auf und ließ sich von Hassan todtmüde zu seinem Zelte zurückführen. Am nächsten Mittage nahm er Abschied von Gandschu und ritt nach Latakieh hinab, um in dessen Umgebung archäologische Forschungen anzustellen. Unterwegs war ein letzter nördlicher Ausläufer des Dschebel Arbaïn zu überschreiten, von dessen Höhe sich eine der umfassendsten und mannichfaltigsten Aussichten darbietet. Zur Linken öffnet sich eine tiefe Schlucht nach der mit Gestrüpp überwachsenen Ebene hin, deren dunkles Grün sich scharf von dem stillen blauen, sonnenbeschienenen

Mittelmeere abhob; ganz am Horizonte leuchtete es selbst wie flüssiges Gold. Zur Rechten ragt in der Ferne das Kasios-Gebirge auf, einzelne Kämme im Lichte strahlend, andere in blauen und grauen Schatten liegend; darunter die Berge von Sahiun (s. Karte), von hellgrünen Streifen durchzogen, auf denen die Sonne spielt, weiter zur Rechten und hinter dem Beschauer der spitze Gipfel des Dschebel Arbaïn und die dunkelgrünen Abhänge der Berge von Embrato.

Von dort ging es hinab in Schluchten bei einem abgestorbenen Baume vorbei, der mit einer Mauer aus losen Steinen umgeben ist; es ist ein geweihter Platz der Nosairier; weiterhin kreuzte man den Wadi Bib und gelangte in ein reizendes, mit Rasen und Blumen bedecktes Thal, auf dessen Grunde die scharfen Augen von Cahun's Begleitern ein Melonenfeld und dabei Landleute unter einem Schuppen entdeckten. Im Galopp eilten sie davon, um ihre Lieblingsfrucht einzuhandeln; die Bauern aber machten sich schleunigst davon, als sie die Reiter auf sich zu jagen sahen, und es entwickelte sich nun eine Verfolgung, bei welcher natürlich die Bauern bald den Kürzern zogen. Bei dem Grabmale des gleicherweise von Mohammedanern, Christen und Nosairiern verehrten großen Scheichs und Wunderthäters Gharib el Chatrieh vorbei erreichten sie endlich Latakieh, wo der Reisende seine Leute entließ und bei seinem Konsul Geofroy die liebenswürdigste Gastfreundschaft genoß.

Sein erster Ausflug von dort galt der Vorstadt von Latakieh, wo sich in den Gärten von Privatleuten zahlreiche Reste untergegangener Kulturen finden. Orangenbäume, Akazien, Bananen, Zürgel- und falsche Pfefferbäume gedeihen dort im üppigen Wuchse: mitten in jedem Garten trägt

Felsengräber bei Latakieh (Südseite). (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

eine Plattform von 2 m Höhe einen viereckigen Wasserbehälter, von welchem steinerne Kanäle den Gemüsebeeten das nöthige Naß zuführen. In einem dieser herrlichen Gärten, der einem alten guten Türken gehörte, zeigte der Besitzer unserm Reisenden die Ruinen eines unterirdischen Tempels; leider werden dieselben seitdem bei dem Bau eines neuen Hauses verbraucht worden sein. Es waren zwei Basrelief-Platten, welche die innere Seite eines rechten Winkels bildeten; unter denselben liegt ein unterirdischer Raum, der damals zum großen Theile verschüttet war, nach Angabe des Besitzers war es ein großer Saal, in dessen Mitte eine Säule stand, die eine irdene Vase, wahrscheinlich eine Aschenurne, trug. Auch waren in der Mauer dieses Gartens schöne Säulen von grauem bläulichen Granit verbaut, wie sich solche in der Vorstadt an vielen Orten theils in den aus losen Steinen aufgeschichteten Gartenmauern, theils auf der Erde liegend finden. Ein Triumphbogen, ein Bacchustempel und eine römische Wasserleitung haben sich gut erhalten; sie sind übrigens wohl bekannt; weniger aber jener kleine unterirdische Tempel (oder Grabmal), von welchem Cahun deshalb eine Photographie anfertigte.

Dreiviertel Stunden nordöstlich von der Vorstadt von Latakieh dehnt sich in einer Ebene, auf welcher drei Tumuli sich erheben, eine Bank sehr harten Kalkfelsens aus, welche einen Flächenraum von nicht weniger als 16 Quadratkilometer einnimmt, nach Norden bis Antiochia und auch nach Südosten auf Senobar zu sich fortsetzt und so Latakieh mit einem Halbkreise aus festem Gestein umgiebt. Jetzt ist sie überall von den atmosphärischen Wassern zerrissen und gespalten; einst hatte sie gewiß eine glattpolirte Oberfläche und fiel, wenigstens im Norden, senkrecht in das Meer ab, von dem sie jetzt durch die hinabgeschwemmte Strandebene getrennt ist. Mitten hindurch brechen sich der Nahar-el-Kebir und der Senobar Bahn. Diese ganze mächtige Gesteinsbank ist durchschnitten, ausgehöhlt, durchbohrt und zu Einzelgräbern und ganzen Gräberstädten umgestaltet worden, die theils zu ebener Erde liegen, theils künstlich aufgemauert,

theils auch unterirdisch angebracht sind. Diese in drei Hauptabtheilungen zerfallende Todtenstadt, welche die armseligen Hütten des heutigen Latakieh umgiebt, bedeckt eine größere Oberfläche, als die von Paris. Die Gräber gleichen denen im Gebirge; zu Gruppen vereinigt, bestehen sie gewöhnlich aus einem Gewölbe mit einer Thür in Rundbogen, zu welcher man auf einer Treppe hinabsteigt. Ueber dem Gewölbe und rings herum sind Grabstellen, bald zwei zusammen, bald einzeln, mitunter auch zu dreien angebracht, manche rechtwinklig und mit einer halbkreisförmigen Höhlung an dem einen der beiden kurzen Enden, welche die Stelle für den Kopf der Leiche bezeichnet, manche auch elliptisch. Die rechtwinkligen Grabstellen sind der Länge nach durch einen Steinwulst, der beim Aushauen des Grabes stehen gelassen wurde, in zwei sehr ungleiche Theile getheilt; der stets rechts gelegene, kleinere, diente zweifellos zur Aufnahme von Waffen, Schmuck, Speisen und dergleichen, eine ringsum laufende Rinne zur Aufnahme der Deckplatte.

Innerhalb der Gewölbe sind die Gräber bald in einer geradlinigen Façade, bald in den Wänden eines kleinen runden Saales angebracht, in welchen man durch einen in den Fels gehauenen Gang tritt; letzteres ist das Häufigere. Am Kopfende derjenigen Gräber, welche unter freiem Himmel ausgehauen sind, befindet sich ein rundes Loch von 6 bis 8 cm Durchmesser, während in den unterirdischen Gräbern ein eben solches Loch über oder zu beiden Seiten des Leichenlagers angebracht ist. Ob dasselbe etwa dazu bestimmt ist, der Seele des Todten den Austritt oder dem Gebete der Ueberlebenden Zutritt zu gewähren? Diese Luke ist für Grabmäler im lebenden Fels stets charakteristisch; noch

Felsengräber bei Latakieh (Nordseite). (Nach einer Photographie von L. Cahun.)

heutigen Tages durchlöchern die Turkmenen am Kaspischen Meere, wie ihre Verwandten in der Umgebung von Antiochia und wie die Nosairier die Steinplatten über den Gräbern.

Uebrigens ist der Besuch dieser unterirdischen Höhlen nicht durchaus ungefährlich; denn in dem Gestrüppe sind häufig giftige Schlangen versteckt und drinnen scheucht man zuweilen eine Hyäne oder einen wilden Hund auf, deren Zähne sehr böse Wunden verursachen können, weil sie sich von Aas und allerhand Abfällen nähren.

Was Cahun über die muthmaßlichen Erbauer dieser Todtenstadt beibringt, scheint uns wenig reellen Grund und Boden zu haben. Die Gräber, meint er, sind nicht phönicischen Ursprungs, gleichen eher den jüdischen. Keine Inschrift giebt darüber Auskunft. Aehnliche Anlagen finden sich jedoch hier und da in Syrien, Kleinasien (an der Mündung des Kyzyl Irmak) und in Makedonien. Ueberall wo Cahun solche Nekropolen angetroffen hat, waren die Einwohner von hellem Teint, blonden Haaren, sehr brachycephal und besaßen einen charakteristisch gedrückten Hinterkopf. Die Nosairierschädel, die er heimbrachte, ähneln zwei von Virchow beschriebenen alt-albanesischen. Ohne weitere Gründe anzuführen, meint also Cahun, daß jene Gräber einem Volke angehören, das einst in Syrien, Kleinasien, Thracien und Makedonien hauste und von dem die heutigen Albanesen, vielleicht die Zeibeks und sicher die Nosairier abstammen, das die Griechen je nachdem „Pelasger“ (!), „Kappadokische Syrier“ (!!) und „Thraker“ nannten, die „Retenu“ der Aegypter. Vielleicht waren auch die Kimmerier den Pelasgern verwandt (!!). Eine tollere Vermischung heterogener Dinge mag in der That nicht häufig gefunden werden, und worauf baut sie sich auf? Auf der Aehnlichkeit von ein paar Schädeln. Wie viel besser wäre es, einfach zu gestehen, daß man so etwas nicht wissen *kann* oder zum Wenigsten jetzt noch nicht sich zu erklären vermag, als mit so luftigen Hirngespinnsten Zeit und Papier zu verderben!

Ein weiterer Ausflug galt zwei schönen Sarkophagen, etwa 18 km südlich von Latakieh bei dem mehrfach erwähnten Senobar, welche bei den Einwohnern den Namen Kabr

el Yahudy (Judengräber) führen. Sie gehörten augenscheinlich einst zu einem größern Ganzen, an welches sie sich mit einer ihrer Seite anlehnten; denn auf einer derselben sind sie nicht mit Skulpturen verziert. Etwa 30 m von ihrem Standorte auf einem grünenden Plateau haben sich Spuren von Mauern aus unbehauenen Steinen erhalten, neben denen Cahun irdene Scherben ganz ähnlich denen aus den Gräbern von Kerdaha auffand. Durch Ausgrabungen mag dort noch viel zu gewinnen sein. Der Reisende hatte hier das Unglück, sich den Knöchel des rechten Fußes auszurenken; trotz der großen Schmerzen, welche das verursachte, mußte er doch zu Pferde steigen und nach Senobar reiten, wo ihm etwa zwanzig angesehene Nosairier, die nicht nach Latakieh hinab kommen konnten, ein Stelldichein gegeben hatten, um ihm Lebewohl zu sagen. Er traf zuerst dort ein, ließ Feuer anzünden, Wasser herbeitragen und ein Schaf schlachten, und als der bläuliche Rauch gen Himmel aufstieg, kamen, als wären sie davon angelockt worden, von dem nächsten Hügel herab seine Gäste, erst einige Nosairier zu Fuß, die Flinte über dem Rücken, dann einer hinter dem andern der Emir Ismael und 19 Häuptlinge von Kalbieh auf schönen Pferden, in ihrem besten Staate und mit ihren trefflichsten Waffen, darunter die Stiefsöhne des Emir Ismael, Mhanna und Gandschu. Es wurde Cahun schwer, sich von diesen braven Leuten zu trennen. Kein Stamm Syriens verdient mehr Interesse, als diese kräftigen, anständigen Nosairier, weil sie wirkliches Verlangen nach der Civilisation tragen, weil sie sich nichts vergeben und bei einiger Unterstützung Europas auch ihren Nachbarn Achtung vor sich selbst einflößen würden. Nachdem das Festmahl vorüber, nahmen die Nosairier mit zahlreichen Umarmungen und Handküssen Abschied und ritten ihren Bergen zu, während Cahun nach Latakieh zurückkehrte.

Russische Aufnahmen auf der Balkan-Halbinsel 1879.

Die geodätischen und astronomischen Arbeiten, welche 1877 und 1878 mehr in dem mittlern Theile von Bulgarien und Rumelien sich bewegt hatten, wurden 1879 nach Osten bis zum Meere und nach Westen über das Rhodope-Gebirge sowie längs der neuen serbisch-türkischen Grenze bis an Novi-Bazar heran erweitert. Ein trigonometrisches Netz bedeckt also jetzt ganz Bulgarien und Rumelien sowie einen Theil des türkischen Territoriums; auf der serbisch-türkischen Grenze ist ein Streifen von 40 Werst (zu 1,067 km) Breite und, von der bulgarischen Grenze bis Novi-Bazar, 175 Werst Länge triangulirt worden. Auf rund 150 000 Quadratwerst sind an 1300 Punkte festgelegt als sichere Grundlage für eine topographische Specialkarte von Bulgarien, Rumelien und der Türkei bis Santo Stefano im Süden hinab. Das geodätische Netz ist bei Ismail mit der russischen Meridiangradmessung sowie mit der österreichischen Triangulation in der Walachei verbunden worden. Außer der geographischen Lage ist bei allen Punkten auch die Höhe über dem Meeresspiegel, und bei allen bedeutenden Flüssen Bulgariens auch deren Gefäll ziemlich genau bestimmt worden.

Die Berechnungen sind noch nicht für alle Punkte abgeschlossen, doch hat der Leiter der Arbeiten, Oberst Lebedew, für den Großen Balkan vom Meere bis zur serbischen Grenze und den Kleinen Balkan sammt den Vorbergen bis zum Thale der Maritza bereits ein Reliefbild zusammengestellt. Daraus ergiebt sich, daß der Kamm des Balkan vom Schwarzen Meere bis Kotel sich nirgends mehr als 3500 engl. Fuß über den Meeresspiegel erhebt; von Kotel bis zum Meridian von Selwi steigt er von 3500 bis 4900 Fuß; weiter bis Zlatitza hat er fast überall zwischen 5600 und 6300 Fuß Höhe, seine höchsten Gipfel aber übersteigen 7000 Fuß; der letzte Abschnitt von Zlatitza bis zur serbischen Grenze liegt in 4900 bis 6300 Fuß Höhe ohne besonders hervorragende Gipfel.

Der höchste Punkt des Balkan, der 7820 Fuß hohe Jümrüktschal, liegt 12 Werst nördlich von Karlowo (1260 Fuß Meereshöhe). Das Rhodope-Gebirge erreicht in seinem größten Theile 5600 Fuß Höhe, die höchsten Punkte erheben sich nicht viel über 7000 Fuß. Die Rilo-Berge übertreffen unbedingt den Balkan an Höhe, ihre drei höchsten Punkte, Oleni Wrch, Popowa Schapka und Segmentski Wrch, erheben sich mehr als 8400 Fuß über den Meeresspiegel. Der Berg Witosch, vereinzelt über der Ebene von Sofia gelegen, steigt über 7000 Fuß an, und steht nur dem Jümrüktschal im Balkan an Höhe nach. Im Allgemeinen erhebt sich der Boden der Balkanhalbinsel in der Richtung vom Schwarzen Meere aus nach Westen ganz bedeutend, so daß z. B. das Thal des Isker bei Samakow 3360 Fuß hoch, also höher liegt als der Kamm des Balkan zwischen dem Schwarzen Meere und Kotel.

Dem Netze der telegraphisch bestimmten Orte sind 1879 noch über 20 astronomisch bestimmte Punkte hinzugefügt worden, so gelegen, daß sie mit den 1877 und 1878 festgelegten Punkten vier Kreise bilden, die eine gegenseitige Kontrole der Arbeiten gestatten. Außer den Punkten in Bulgarien und Rumelien ist in Serbien auch Nisch bestimmt, und wurden die Arbeiten mit den russischen verbunden durch Ermittelung des Längenunterschiedes zwischen Ruschtschuk und Kischinew. Im Jahre 1880 wird Oberst Lebedew zu weiterm Anschluß den Längenunterschied zwischen Kischinew und Rostow am Don telegraphisch bestimmen.

Mit den topographischen Aufnahmen waren von 1877 bis November 1879 hundert Topographen in zwei Hauptabtheilungen beschäftigt. Die eine unter Oberst Shdanow bearbeitete 1878 und 1879 im östlichen Theile von Bulgarien und Ostrumelien 41 760 Quadratwerst, die andere unter General Ernefeld von 1877 bis 1879 in dem schwierigern westlichen Theile und auf türkischem Gebiete in dem Abschnitte Midia-Adrianopel-Dedeagatsch bis auf 10 bis 20 Werst an den Bosporus heran über 82 350 Quadratwerst. Die Aufnahmen erfolgten im Maßstabe 1 : 42 000 (1 Werst = 1 Zoll), bei wichtigen Stellungen und Ortschaften in 1 : 8400 (100 Saschen = 1 Zoll). Um die Arbeiten für die Zukunft möglichst nutzbringend zu machen, ist der genauen Wiedergabe der Bodengestaltung (durch Horizontalen) und der Wasserläufe besondere Aufmerksamkeit zugewendet, die augenblickliche noch wechselvolle Bebauung und Kultur des Bodens mußte dagegen zurücktreten.

Längs der Grenze zwischen Bulgarien, Ostrumelien, Serbien und der Türkei ist 1879 ein zehn Werst breiter Streifen genau vermessen worden. Diese Grenzen gehen

meist in bedeutender Meereshöhe (über 5000 Fuß) von Gipfel zu Gipfel längs der Wasserscheiden und Gebirgskämme, so daß die Aufnehmer lange mit Schneemassen zu kämpfen hatten; ebenso waren durch theilweise ewigen Schnee die Arbeiten westlich vom Isker, die Aufnahme der Bergmasse des Witosch, der Osjagowska Planina und der Felsenkämme des Rilo äußerst beschwerlich.

Die Abtheilungen des Oberst Shdanow nahmen 1879 den Theil von Ostrumelien genau auf, der 1878 mit Ausnahme eines Stückes von etwa 5000 Quadratwerst, dessen Spitze an der Tundsha oberhalb Adrianopel und dessen Grundlinie am Schwarzen Meere zwischen Midia und Wasiliko liegt, nur flüchtig rekognoscirt war. Nach Abschluß dieser Arbeit wurde die Aufnahme nach Norden bis zur Donau und der Linie Rassowa-Mangalia fortgesetzt, endlich wurde auch das Donauthal selbst von der Jantra bis Kalarasch aufgenommen, einschließlich des rumänischen Ufers, so weit es von den Frühjahrsüberschwemmungen berührt wird. Die meiste Mühe machten die Arbeiten in den ausgedehnten, wenig wegsamen, auf sehr wechselvollem Boden stehenden Waldungen Deli-Orman (Türkisch „toller Wald").

In Westbulgarien dauerten die Aufnahmen von Ende August 1877 bis November 1879, im Ganzen 26 Monate, davon 22 Monate Arbeit im Felde. Es sind halbinstrumental (flüchtig) im Maßstabe 1:42 000 und 1:84 000 aufgenommen worden 17 750 Quadratwerst, mit Instrumenten aber 60 000 Quadratwerst in 1:42 000 und 640 Quadratwerst Orts- und Gefechtspläne in größeren Maßstäben. Bei den Instrumentalaufnahmen wurden 57 300 Höhenpunkte bestimmt.

In Ostbulgarien dauerten die Feldarbeiten von Ende Mai 1878 bis November 1879 im Ganzen 16 Monate; instrumental aufgenommen (1:42 000) wurden 37 760 Quadratwerst und dabei bestimmt 37 292 Höhenpunkte, nur rekognoscirt nach der 1828 bis 1829 aufgenommenen Zwei-Werst-Karte etwa 5000 Quadratwerst. Einschließlich der Arbeiten in der Dobrudscha (8450 Quadratwerst Rekognoscirungen und 5150 Quadratwerst halbinstrumentale Aufnahmen auf Grundlage der Karte von 1828 bis 1829 im Zwei-Werst-Maßstabe 1:84 000) umfassen die Aufnahmen auf der Balkanhalbinsel 133 750 Quadratwerst. Dabei den ganzen Donaulauf vom Timok bis zur Mündung. Im Mittel nahm jeder Topograph täglich 3,75 Quadratwerst auf und bestimmte 3,3 Höhenpunkte (alle Tage einbegriffen, auch wo Wetter oder Krankheit die Feldarbeit hinderten).

Die Meßtischplatten über die Aufnahmen im östlichen Bulgarien konnten bereits am 7. (19.) April in Zeichnung fertig dem russischen Kaiser vorgelegt werden; die Blätter über Westbulgarien werden bis zum November dieses Jahres fertig sein. Die Herausgabe der Karte wird in Heliogravüre erfolgen. (Nach dem Bericht im Russ. Invalid. 1880, Nro. 81, 82, 83.)

Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees.

Von dem jugendlichen Führer der „Ostafrikanischen Expedition" der Londoner Geographischen Gesellschaft, dem Geologen Thomson (s. oben S. 218), liegt ein weiterer Brief d. d. Udschidschi 12. Januar 1880 vor, worin er seinen Marsch von der Südspitze des Tanganjika-Sees nach dem Ausflusse des Lukuga aus demselben schildert. Der wackere Reisende hat damit schon die dritte Etappe seines Marsches vollendet, der ihn stets durch völlig unerforschtes Gebiet geführt hat; denn nur an der Nordspitze des Njassa, am Südende des Tanganjika und am Lukuga-Ausflusse, den Endpunkten seiner drei Etappen, kreuzte er die Wege früherer Erforscher, wie die von Elton, Livingstone, Cameron und Stanley. Möge ihm das Glück auch auf seiner Rückreise, welche ihn wieder durch lauter unbekanntes Land nach Kiloa an der Ostküste führen soll, günstig sein!

Thomson's erste Sorge, als er mit wenigen Begleitern den Lukuga besuchen wollte, war, in der Nähe des Tanganjika einen geeigneten Lagerplatz für den größten Theil seiner Träger, welcher zurückbleiben sollte, ausfindig zu machen. Als solcher wurde ihm Liendwe am Ufer des Lofu-Flusses (1867 von Livingstone entdeckt und an drei verschiedenen Stellen überschritten, mündet am Westufer des Tanganjika) genannt, wohin er sich sofort am 10. November v. J. auf den Weg machte, froh, dem ungesunden kleinen Backofen von Pambete den Rücken kehren zu können.

Zunächst erstieg er den steilen Abhang der Berge, welche hier den See begrenzen, mit einer senkrechten Wand oben und einer Böschung darunter — nebenbei bemerkt der charakteristischen Form der Quarzitberge von Ulungu (oder Urungu, Landschaft am Südende des Tanganjika) — und durchzog dann eine unfruchtbare, leicht gewellte, mit dürftigem Walde bestandene und spärlich bewohnte Gegend. In drei Tagemärschen erreichte er den Lofu. Liendwe ist, wie sich nun ergab, ein umschlossenes Thal, in welchem der Lofu einen 8 engl. Meilen langen, 3 Meilen breiten, nach Westen spitz zulaufenden See bildet, an dessen Ufern sich zahlreiche Dörfer der Eingeborenen und arabische Niederlassungen befinden. Da Thomson von den Arabern freundlich empfangen wurde, und die Lebensmittel dort sehr billig und in Menge vorhanden waren, so beschloß er sofort, hier ein Lager für seine Träger zu errichten, ließ von ihnen für seine Waaren ein großes Haus aufbauen, traf alle erdenklichen Anordnungen und reiste dann am 16. November mit 37 Mann ab. Sein tragbares Boot „Agnes" begleitete ihn, da er auf undurchwatbare Flüsse zu stoßen meinte; er hatte diese Vorsicht später zu bereuen. Am nächsten Tage überschritt er den Lofu und betrat damit die Landschaft Itawa.

Hier begann eine Reihe von Märschen, so schwierig und lang, wie sie auf der ganzen Reise von Dar-es-Salam an noch nicht vorgekommen waren, und Berge zu erklettern gab es jetzt mehr als nöthig. Fünf Tagemärsche brachten sie nach Pamlilo, der Hauptstadt von Itawa (Akalunga bei Cameron genannt), wo sie viel unfreundlicher empfangen wurden, als Cameron. Thomson, der seinen Leuten vorausgeeilt war, gelangte unbemerkt in den Ort und suchte Schutz vor dem drohenden Regen. Sobald aber seine Ankunft und das Nahen einer Karawane bekannt wurde, bemächtigte sich der gesammten männlichen Bevölkerung die größte Aufregung, und alle stürzten nach dem Thore, wie Thomson glaubte, um die Karawane zu sehen. Als aber nach einiger Zeit keine Karawane erschien, ging er zum Thore zurück und fand

dasselbe zu seinem Erstaunen verbarrikadirt: draußen standen im Regen seine Leute und drinnen alle Männer des Ortes bewaffnet und zur Vertheidigung gerüstet. Thomson lachte über das scheinbare Mißverständniß, erlangte mit einiger Mühe, daß man ihn wieder hinausließ, und sandte dann Boten an den Häuptling, um den Grund eines so sonderbaren Empfangs zu erfahren; nach vielem Hin- und Herlaufen wurde denn auch die Sache geregelt. Vor einiger Zeit hatte nämlich ein berüchtigter Araber, Kanenda mit Namen, in freundlicher Weise Zutritt zu der Stadt erlangt, dann aber Besitz von ihr genommen und nach Belieben darin geschaltet. Seitdem wurde keine Karawane hineingelassen, ehe sie nicht ihre Ankunft gehörig angemeldet hatte, was Thomson verabsäumte. Er machte dem Häuptling in Anbetracht seiner Stellung ein sehr großes Geschenk, wurde aber sehr schlecht empfangen und erhielt nur mit Mühe einen Führer für die weitere Reise. Von Pamlilo aus erreichte man in drei Tagemärschen den Lonangwa (bei Cameron Runangwa, bei Stanley Lunangwa), zu der Zeit einen verhältnißmäßig kleinen Fluß in einem tiefen sumpfigen Thal, durch welches sie sich mit Mühe einen Weg bahnten. Ein weiterer Tagemarsch brachte sie an die Grenze von Itawa, die von eben jenem Lonangwa gebildet wird; derselbe entspringt nämlich unfern des Seeufers, fließt etwa 10 engl. Miles nach Westen, biegt dann um nach Süden, Südosten und Osten und bildet so einen großen Bogen. Die Landschaft Itawa besteht längs der Thomson'schen Route aus einem sehr bergigen Plateau, das von 600 Fuß beim Flusse Lofu zu 2000 und mehr in der Nähe des Lonangwa ansteigt. Mit Ausnahme des letztern trocknet fast jeder Wasserlauf des Landes während der trockenen Jahreszeit aus, und man findet dann nur in weiten Abständen von einander und nahe am Seeufer kleine Bäche.

Die physischen Schwierigkeiten der Route lassen sich unmöglich schildern. Kaum 1 Mile ebenen Bodens traf man an, aber wohl Berg auf Berg, alle äußerst steil und nur ab und zu von einem niedrigern Zuge unterbrochen. Selten erreichten sie ihre Lagerstelle anders, als spät nach Mittag, obwohl sie früh mit Sonnenaufgang aufbrachen; zwei Mal hatte Thomson schon den Hammer erhoben, um sein Boot zu zerschlagen, das für die Träger lästig und selbst gefährlich war, aber beide Male brachten die Leute selbst ihn von seiner Absicht zurück. Die Berge sind mit Bäumen bedeckt, die weit üppiger wären als alles, was sie in Ulungu gesehen; aber wegen Mangels an Flüssen giebt es keine Dörfer, außer an den Mündungen der Bäche, wo gewöhnlich ein Fleck reichen Alluviallandes sich findet. Die Bewohner sehen verhältnißmäßig kräftig aus, sind nicht sehr dunkel und haben angenehme Gesichter, nur sind die Lippen bei manchen dick und aufgeworfen. Sie sind sehr ungastlich und, wo sie mit den Wangwana in Berührung gekommen sind, auch sehr roh. Stellenweise ist viel Wild vorhanden, der Elephant aber, wie fast überall am Tanganjika, nahezu ausgerottet. Durch Itawa führt keine Karawanenstraße, obwohl in Sumbi, 10 Miles nördlich von Liendwe, eine Mrima-Niederlassung besteht; das Land bietet eben zu viel Schwierigkeiten für eine gewöhnliche Karawane. Kassava ist das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen; außerdem gedeihen je nach der Beschaffenheit des Bodens noch süße Kartoffeln, Matama, Mais und andere Vegetabilien in größerer oder geringerer Menge.

Die Landschaft Marungu (ebenso bei Cameron und Stanley), welche zunächst passirt wurde, ist noch schwieriger zu bereisen, als Itawa, sowohl in Hinsicht auf den Boden als auf die Einwohner. Die Berge steigen bis zu 7000 Fuß an und haben sanfte, gerundete Umrisse, außer wo sie gegen den Tanganjika-See hin abfallen. Große Flüsse sind in Menge vorhanden; sie müssen das Land in der Regenzeit fast unpassirbar machen. Das Klima auf den Bergen ist sehr nebelig und regnig, so daß die Einwohner, zumal kein Holz zu haben ist, ein elendes Leben führen. Marungu hat keinen Oberherrscher, sondern steht unter drei Häuptlingen, welche vollkommen unabhängig von einander sind und gelegentlich mit einander kämpfen. Im Süden liegt Masensa unter dem Häuptling Kapampa, weiter nördlich Songwe unter einem gleichnamigen Herrscher, der Rest unter Manda heißt Movu (alle diese Namen finden wir schon bei Livingstone). Marungu begreift auch Kabuire (am nordöstlichen Ufer des großen Sees Moero) in sich, das gegenwärtig im Besitze von Wanyamwesi ist, welche die arabische Karawanenstraße von Mpala nach Katanga (südlich vom Kassali-See) unterbrochen und den Handel dorthin ganz vernichtet haben. Dieser Zustand dauert schon drei Jahre.

Die Einwohner von Marungu sind leicht erregbar und argwöhnisch, und da sie durchaus nicht an Karawanen gewöhnt waren, wenigstens in dem Gebirge, so rotteten sie sich überall, wo die Expedition sich zeigte, in Menge zusammen, wollten dieselbe zum Rückzuge zwingen und benahmen sich sehr drohend. Mitunter wurde ein Kampf nur dadurch vermieden, daß sich Thomson vorn befand, durch dessen Anblick sie etwas überrascht und bestürzt wurden, da sie nie Weiße zu Gesicht bekommen hatten. Mitunter mußte sich der Reisende stundenlang mit solchen erregten Menschenhaufen herumzanken, ehe er Erlaubniß erhielt, seinen Marsch fortzusetzen oder ihre Dörfer zu betreten; aber fast stets gelang es ihm, sie sich zu Freunden zu machen — und dann waren sie sehr gastfreundlich. Sie sind äußerst dunkelfarbig, namentlich die in den Bergen, welche auch oft mit Kröpfen behaftet sind, eine Krankheit, die am Seeufer nicht vorkommt. Ihre Kleidung besteht aus Ziegenfellen und Rindenzeug, letzteres namentlich im Unterlande, wo es in vorzüglicher Beschaffenheit verfertigt wird. Das ganze Land ist mit Dörfern besäet, da in den sanft gerundeten Thälern Lebensmittel genug für eine starke Bevölkerung wachsen. Der Lofuko trennt Marungu von Mpala (wohl den Namen Mompara und Rubuko bei Stanley entsprechend). Diese Häuptlingsschaft scheint zu keinem bestimmten Lande zu gehören, obwohl die Bewohner mit den Waguha (Einwohner von Uguha, nördlich von Marungu zu beiden Seiten des Lukuga) mehr verwandt sind, als mit den Wamarungu (Bewohner von Marungu). Sie bewohnen einen schmalen Streifen reichen Alluviallandes längs des Seeufers. Wenn es dort jemals ein Land Utembwe (bei Livingstone und Cameron erwähnt) gegeben hat, so kann man doch kaum sagen, daß es noch existirt. Ein Häuptling, Namens Fungo, herrscht über ein Dorf Tembwe an dem gleichnamigen Vorgebirge. Einmal gab es dort mehrere Dörfer; allein ein berüchtigter Häuptling Kambelebele hat das ganze Land meilenweit um sein Dorf herum verheert. Von Tembwe gegen Norden nehmen die Berge sehr an Höhe ab und längs aller Flüsse finden sich breite, fruchtbare Alluvien mit starker Bevölkerung. Die Einwohner sind Waguha, freundliche gastfreie Leute, da sie nicht durch Kriege gestört werden und gewohnt sind, mitunter kleine Wangwana-Karawanen durch ihr Land passiren zu sehen. Dasselbe bietet indessen wenig Erwähnenswerthes.

Früh Morgens am ersten Weihnachtsfeiertage hatte Thomson das Vergnügen, von der Spitze einer hohen Bergkette den Lukuga als mächtigen Strom mit reißender Schnelligkeit und wirbelnden Strudeln weithin nach Westen strömen zu sehen, ungehindert durch Sandbarren oder Papyrus; diesmal war es nicht nöthig (wie zur Zeit Came-

von's und Stanley's), durch hineingeworfene Strohbündel oder dergleichen Gegenstände das Vorhandensein einer Strömung nachzuweisen. Thomson überschritt den Fluß, brachte seine Leute in einem Dorfe Manda unter, bestieg ein Boot und untersuchte die auf Stanley's Karte verzeichnete Barre. Wegen der starken Strömung mußte er sich ganz nahe am Ufer halten; an einer oder zwei Stellen, wo der Fluß schmal war, verloren die Ruderer fast die Herrschaft über ihr Fahrzeug, und nur durch Verdoppelung der Löhnung konnte sie der Reisende dazu bringen, bis zu der Stelle, wo die Barre früher existirt hatte, vorzudringen. Dort verengt sich der Fluß etwa auf die Hälfte seiner Breite und zwängt sich mit aller Kraft und allem Getöse eines Bergstromes hindurch, so daß kein Kanu oder irgend welches Fahrzeug dort zu passiren vermag. Die Barre von Schlamm und Papyrus wurde vor 2 oder 3 Jahren, bis zu welcher Zeit der See fortwährend gestiegen war, fortgeschwemmt; seitdem ist er nach den Beobachtungen des Mr. Hore in Udschidschi, welcher den Lukuga auch zuerst in seiner Eigenschaft als unbestreitbaren Fluß gesehen hat, um 7 Fuß gefallen.

Am folgenden Tage (26. December) traf Thomson in Kasenge ein und wurde von den dort stationirten Missionären der London Missionary Society gastfreundlich empfangen, ebenso wie ein paar Tage später jenseits des Sees in Udschidschi.

Am 12. Januar wollte Thomson die Rückreise antreten und zwar gedachte er den Lukuga drei bis vier Tagereisen abwärts zu verfolgen und dann auf geradem Wege zu seinen zurückgebliebenen Leuten in Liendwe zurückzukehren. Falls es die Umstände erlauben, will er dann von dort über Marema und den Hikwa-See durch Uhehe an den Ruanga-Fluß gehen und diesen hinab bis zu seiner Einmündung in den Ruaha und dann auf einer Karawanenstraße nach Kilwa an der Küste, wo er binnen fünf Monaten einzutreffen hoffte.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

II.

Wohnungen. Der größte Theil der Juden wohnt ärmlich und sehr eng. Die Zahl der Kinder einer Familie ist groß, die Mittel zur Erhaltung sind gering — die Noth ist groß. In drei bis vier Zimmern leben acht bis zehn Familien. Das Aeußere der Häuser ist schrecklich, im Innern Schmutz und Gestank. In Berditschew, der sogenannten Hauptstadt der Juden, leben gegen 5000 Familien ohne eine bestimmte Beschäftigung zu haben. Ihre Wohnungsräume sind so eng, daß des Nachts kaum etwas freier Raum zwischen den schlafenden Familien übrig bleibt. Obgleich es nach jüdischem Gesetze verboten ist, daß Fremde mit einem Ehepaar in einem und demselben Zimmer schlafen, so quartieren sich doch mehrere Familien in einem und demselben Wohnraum ein. Einer Mittheilung von Shurakerski entnehmen wir, daß in den vierziger Jahren in 100 christlichen Häusern 410 bis 500 Leute lebten, wogegen bei den Juden auf 100 Häuser 1299 Bewohner kamen; und seit jener Zeit hat sich die Lage der Juden entschieden verschlimmert.

Die Wohnungen oder Häuser der Juden unterscheiden sich durch ihre innere wie äußere Architektur von den Häusern der Christen; es sind diese Unterschiede durch die Lebensweise und Beschäftigung hervorgerufen.

Der Haupteingang des Hauses pflegt unmittelbar auf die Straße zu gehen. Fenster und Thüren pflegen groß zu sein. In den kleinen Ortschaften haben die meisten Häuser in der Mitte der Hauptfacade ein Thor, durch welches man in einen innen vom Hausdach bedeckten Hof gelangt. In solch einem Hause wohnen drei, vier oder noch mehr Familien. Bei den Chasidim (d. i. die Frommen, eine besondere Sekte) wird darauf geachtet, daß in einem Zimmer eine ungerade Zahl von Balken zu finden sei. Umzäunungen der Häuser sowie Scheunen sind nur bei wohlhabenden Juden anzutreffen. Was die im Hause befindlichen Möbeln betrifft, so legen die Juden einen gewissen Werth auf das äußere Ansehen der Möbeln; sie vermeiden z. B. die in den Bauernhütten benutzten Bänke. Sie hängen ihre Kleider an in die Wand eingeschlagene Nägel oder benutzen besondere Kleiderschränke.

An Geschirren besitzen die Juden mehr als eigentlich nöthig, weil ihr Gesetz ihnen vorschreibt, doppelte Geschirre sowohl für die Küche als für den Tisch zu haben; sie dürfen nämlich zu Fleisch und Milch nicht ein und dasselbe Gefäß benutzen, sondern müssen unbedingt zwei haben. Mit gläsernen Gefäßen allein wird eine Ausnahme gestattet; sie können sowohl zu Fleisch als auch zur Milch verwandt werden, allein zur Zeit des Passahfestes müssen auch die Glasgefäße erneuert werden.

Heiligenbilder sind nach mosaischem Gesetz verboten. Nach Auslegung der Rabbiner bezieht sich dieses Verbot aber nur auf Statuen und Reliefdarstellungen; dagegen darf man gemalte Bilder, welche Scenen aus der biblischen Geschichte wiedergeben, geschriebene und eingerahmte Gebete, sowie Portraits von Rabbinern haben. Uebrigens findet man in den südlichen und südwestlichen Gouvernements durchaus keine Portraits von Rabbinern, und in den anderen Gegenden nur äußerst selten. Ueberhaupt halten die dem alten Gebrauche anhängenden Juden jener Gegenden das Portraitiren für eine — Profanation. Ein zur Sekte der Chasidim gehöriger Jude wird unter keiner Bedingung, auch nicht für Geld, sich portraitiren lassen. An die östliche Wand ihrer Wohnungen hängen die Juden ein buntgefärbtes Stück Papier unter Rahmen und Glas auf. Auf jenem Papier sind Textesstellen aus der Bibel, die Embleme des Wappens David's, Abbildungen von Löwen, Säulen und Kronen aufgezeichnet. Das Gebet muß mit zur Wand gewandtem Gesicht verrichtet werden. An Bildern finden sich unter den Juden genähete oder gemalte Blumen und Früchte.

Einige fromme Juden lassen zur Erinnerung der Zerstörung Jerusalems und des Tempels eine Arschin-große Fläche im Hause ungeweißt und ungestrichen. An den Thüren und Fenstern dagegen hängen sie Pergamentblättchen (mesusa) auf, auf welchen einzelne Kapitel aus der Heiligen Schrift geschrieben sind. Im September, zur Feier des Laubhüttenfestes, bauen die Juden auf ihren Höfen Hütten aus Brettern und bedecken dieselben mit Fichten- oder Tannenreisern oder anderm Grünzeug. Bei reichen Juden dient ein besonderes Gemach im Hause als „Laubhütte“;

zum Fest wird die Lage und das Dach abgenommen und durch Tannenzweige ersetzt.

Kleidung und Tracht. Früher trugen alle Juden das altpolnische Kostüm: einen langen schwarzseidenen Rock, schwarzen Gürtel, eine sehr unschöne Pelzmütze, Strümpfe und Schuhe; die halbbäurische Tracht der Weiber zeichnete sich von der Kleidung der übrigen Bewohner jener Gegenden durch einen besondern turbanähnlichen Kopfputz aus, welcher namentlich die jungen Jüdinnen entstellte. Auch die Weiber trugen Strümpfe, aber Pantoffeln. Jetzt ist dieses Kostüm fast überall durch die gewöhnliche (französische) Tracht verdrängt worden, nur die alten Juden hängen mit großer Zähigkeit an ihren schwarzseidenen langen Röcken; aber bei der untern Klasse der Juden haben auch die jungen Männer alle ihre langen seidenen Röcke, welche sie freilich nur Sonntags und Feiertags benutzen. Alte Leute und Zadiks (Vorsteher der Chasidim) tragen an Feiertagen, mitunter auch an Werktagen, weißseidene Röcke, deren Kragen mit Silber gestickt sind. Das Gesetz Mosis verbietet den Juden Gewänder zu tragen, in denen wollene und leinene Fäden mit einander gemischt sind; die Rabbiner aber haben auch verboten, wollene Kleider zu tragen, die mit leinenen Fäden genäht sind, und deshalb tragen sehr fromme Juden gar keine wollene Kleider. Ueber die Ursache dieses höchst sonderbaren Verbotes werden sehr verschiedene Geschichten erzählt. Früher setzten die Juden beim Lesen des Gebetes eine Art Käppchen (Calottchen) aufs Haupt, weil die Entblößung des Hauptes, wie noch jetzt vielfach im Orient, als eine Unhöflichkeit, ja sogar als Sünde gilt. Jetzt hat diese Sitte sich nur bei alten Leuten und den Chasidim erhalten. Unter der Regierung Nikolaus' I. mußten diejenigen, welche solche „Calottchen" trugen, eine besondere Abgabe entrichten, und das hat auch bewirkt, daß sie jetzt nicht mehr so viel in Gebrauch sind. Früher trugen alle Juden Bärte und lange Haarlocken (Peissen) an den Schläfen; jetzt sieht man nur selten die Peissen (oder auch Peissaken genannt); die jüngere Generation pflegt sich den Bart abzurasiren. Zeitweilig war es von Seiten der Regierung den Juden verboten, „Peissen" zu tragen. In Folge einer Bestimmung im Talmud schneiden oder rasiren verheirathete Frauen ihr Haupthaar, jüngere Frauen tragen dann eine Perrücke; die zur Sekte der Chasidim gehörigen aber bedecken den Kopf mit einem Tuch oder benutzen seidene Perrücken.

Ein besonderes Gewand ist der „Arbe-kanfes", eine Art viereckigen Ueberwurfs, mit einem Ausschnitt für den Hals; an den vier Ecken des Ueberwurfes sind wollene Fäden (zizes) mit besonderen Anhängseln angebracht. Fromme Juden und die Chasidim tragen ein solches Gewand aus weißer Wolle mit blauen Streifen am Rande; mehr weltlich gesinnte benutzen Gewänder aus beliebigem Stoff. Verheirathete Juden ziehen zur Zeit des Frühgebetes jenen weißwollenen, blaugestreiften Ueberwurf (talis) an, dabei befestigen sie mittels Riemen aus Kalbfell (retzuos) an den Kopf und an den linken Arm den „Tefilin". Der Tefilin besteht aus einer Reihe unter einander verbundener viereckiger Pergamentkästchen, in welchen Pergamentstreifen mit Abschriften aus der Bibel liegen.

Das Todtenhemd, in welches die Verstorbenen gehüllt werden, wird aus weißer Leinwand angefertigt und mit dem (deutschen) Wort Kittel benannt. Gewöhnlich beschenkt die Braut bei der Hochzeit ihren Bräutigam mit einem solchen Hemd. Wenn einem Juden ein Eid abgenommen wird, so wird ihm vorher meist ein solcher „Todtenkittel" angezogen. Fromme Juden kleiden sich in den Kittel zur Zeit des Gebetes, und an den ersten Tagen des neuen Jahres.

Nahrung. Die durch das mosaische Gesetz gegebenen Speiseverbote haben nach Anschauung des jüdischen Volkes mehr eine moralische und ästhetische, als eine hygienische Bedeutung. So sollen z. B. keine Raubvögel gegessen werden, weil das die Menschen wild und roh machen würde.

An vierfüßigen Thieren dürfen die Juden bekanntlich nur essen, was wiederkäut und zugleich gespaltene Hufe hat, z. B. Rinder, Ziegen u. s. w.; das Schwein, weil es nicht wiederkäut, ist verboten.

Von Vögeln dürfen alles zahme Geflügel, aber nur einige wilde, z. B. Rebhühner und Drosseln, genossen werden; das Hauptkennzeichen für das Erlaubte besteht darin, daß die mittlere Zehe verlängert sein, ein Kropf vorhanden und der Magen mit einer leicht abstreifbaren Haut bedeckt sein muß. Von Fischen sind nur solche, welche Schuppen und eine Schwimmblase haben, erlaubt. Alle in der Erde lebenden und auf der Erde kriechenden Thiere, alle Insekten sind verboten, nur einige Arten von Heuschrecken dürfen gegessen werden.

Die Juden benutzen das Fleisch eines Schlachtthieres nur dann, wenn letzteres regelrecht „geschächtet", d. h. von einem jüdischen, in den Regeln des Talmud wohl bewanderten Fleischer (Schächter) getödtet worden ist. Solches Fleisch ist „koscher" oder „kauscher". Alles andere Fleisch ist „tref", sowohl das direkt durch das Gesetz verbotene Fleisch, als auch das nicht nach jüdischer Vorschrift geschlachtete. Es existiren sehr bestimmte Vorschriften (man vergleiche darüber das von H. Tschubinsky mehrfach eitirte, Petersburg 1869 in russischer Sprache erschienene Werk Brafmann's „Das Buch des Kahals") über das Schächten, über die dabei anzuwendenden Instrumente u. s. w. Das Messer muß z. B. glatt und gut geschliffen sein, es darf durchaus keine Zähne haben, u. s. w. Die verschiedenen Krankheiten und sonstigen Umstände, welche das Fleisch des Thieres unrein, „tref", machen, werden in acht Kategorien getheilt. Dazu gehören z. B. Thiere mit kranken Lungen, mit gebrochener Wirbelsäule, Thiere, welche von einem Raubthiere verwundet sind u. s. w. Ferner dürfen die Juden eine bestimmte am Hintertheil des Schlachtviehs befindliche Sehne (es soll eigentlich keine Sehne, sondern der Nervus ischiadicus gemeint sein) nicht essen, weil hier der Patriarch Jakob durch den Engel verwundet wurde. Die Talmudisten haben dann später auch das die Sehne einhüllende Fett verboten. Früher gab es in großen Städten gelehrte Fleischer (menaker = Ausschneider), welche sich damit beschäftigten, jenen Strang mit dem ihn einhüllenden Fett aus dem Hintertheil zu entfernen; jetzt findet sich sogar in größeren Städten selten ein solcher „Menaker" und die Folge davon ist, daß die Hintertheile alles in jüdischen Schlächtereien getödteten Viehes „tref" oder unrein sind.

Alles Fleisch wird, bevor es zur Speise zubereitet wird, gehörig ausgewaschen, um es auf diese Weise von Blut zu befreien, dessen Gebrauch von Moses streng verboten ist. Nur die Fische werden nicht mit solcher Aengstlichkeit behandelt. Milch und Eier der verbotenen Thiere, der Rogen der verbotenen Fische ist gleichfalls verboten.

In Hinsicht des Weingebrauches verbietet das Gesetz des alten Bundes den Juden solchen (Trauben-) Wein zu genießen, den ein Nichtjude bereitet hat oder den ein Nichtjude berührt oder getragen hat. Die Rabbiner verbieten sogar den Weingenuß in Gemeinschaft mit Christen oder mit Karaim; die aufgeklärten Juden kümmern sich weder um das eine noch das andere Verbot; doch muß anerkannt werden, daß die Juden im Allgemeinen sehr enthaltsam und nüchtern sind und spiritnöse und betäubende Getränke wenig brauchen.

Mit der Zubereitung der Speisen beschäftigen sich bei den Juden in der Regel nur die Frauen; Ausnahmen sind sehr selten. Die Frauen backen ein vortreffliches Brod für ihr eigenes Haus; das Brod wird nie fertig gekauft. Am Vorabend jedes Feiertages backt jede jüdische Hausfrau eine besondere Gattung von weißem Brode (Chala genannt). Beim Backen wird stets der Gebrauch beachtet, daß ein kleines Stückchen des Teiges verbrannt wird. Nach jüdischen Gesetzen soll nämlich von jedem Teige ein kleiner Theil für die Priester abgesondert werden; das geschah aber nur in Palästina. In späterer Zeit nach Vertreibung der Juden aus Palästina erhielten in anderen Gegenden die Priester nichts vom Teige; allein man glaubte dennoch die Sitte aufrecht erhalten zu müssen und verbrannte — auf den Rath des Rabbiners — den ursprünglich den Priestern bestimmten Antheil des Teiges. Die Form der Brode ist nicht überall und nicht immer dieselbe; eigentlich kommt jedem besondern Festtag eine bestimmte Form des Brodes zu; allein das wird nicht streng beobachtet. Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß die Festtags- oder Sabbathbrode oder -Kuchen eine andere Form haben, als das alltäglich gebrauchte Backwerk.

Da die Juden am Sabbath nicht kochen dürfen, so werden die zur Mahlzeit nöthigen Speisen bereits früher bereitet. Das Sabbathmahl wird „Scholent“ oder „Tschulent“ genannt und besteht gewöhnlich aus etwas besseren als den alltäglichen Gerichten. Die Gerichte des Mahles am Sabbath sind abgesehen von einem Imbiß, eine aus Hirn und Knorpel zubereitete Sauce, eine von den besten Fleischsorten gekochte Suppe und das gekochte Fleisch oder auch ein besonderes Fleischgericht, „Kugel“ genannt. Man erzählt sich über die letzte Speisegattung in der Ukraine sowie in Podolien, daß einst den Juden es verboten worden sei, Fleisch am Sonnabend zu essen. Um dem Fleischgenuß aber nicht entsagen zu müssen, hätten sie jenes Gericht „Kugel“ sich erdacht: es sind das nämlich eine Art Klöße aus Mehl mit Fleisch gefüllt. Unter der niedern und ärmern Klasse der Juden, welche an Wochentagen selten Fleisch und fette Speisen genießen, entwickeln sich in Folge der reichen und fetten Mahlzeiten des Sabbaths oft allerlei gastrische Beschwerden, welche freilich meist schnell vorübergehen.

Die jüdischen Frauen bereiten sehr wohlschmeckende Kuchen aus Roggenmehl (Lekoch) und allerhand süßes Backwerk unter Benutzung von Honig (Teiglech), ferner kochen sie gelbe Rüben und Ingwer mit Honig und nennen das „Ainschgemachtz“ (der Verfasser führt diese Benennung an, offenbar ohne zu ahnen, daß sie nichts anderes ist als das corrumpirte deutsche Wort „Eingemachtes“). Auch der Gebrauch von allerlei in Zucker eingemachten Beeren oder Früchten ist sehr verbreitet.

Auf Pfingsten bereiten sich die Juden ein nur aus Milchspeisen bestehendes Mahl; auf das Fest der Makkabäer bereiten sie große und kleine Pfannkuchen aus Buchweizenmehl.

Es ist den Juden verboten, an den neun ersten Tagen des Monats „Ab“ Fleisch zu genießen; ausgenommen ist nur der Sabbath und das bei Gelegenheit der Beschneidung stattfindende Festmahl, wobei Fleischspeisen gestattet sind. Am Tage vor dem ersten „Ab“ ist es üblich, sich besonders reichlich an Fleisch satt zu essen.

Doch ist schließlich zu bemerken, daß die littauischen und weißrussischen Juden in Bezug auf ihre Kost sich von den Juden des südlichen und südwestlichen Gebietes unterscheiden. Die ersteren z. B. genießen Roggenbrod, die letzteren dagegen Weizenbrod. Den Borschtsch (eine aus gesäuerten rothen Rüben — Beeten —, Fleisch und Schweinefett bereitete Suppe) lieben die Littauer saurer als die wolhynischen und anderen Juden. Die Littauer Juden essen auch mehr Süßigkeiten als die anderen Juden, namentlich verschiedene Sorten von Eingemachtem.

Sitten und Gebräuche. Vorurtheile und abergläubische Meinungen sind unter den Juden nicht weniger verbreitet, als bei anderen Völkern; allein in der Erfüllung verschiedenartiger durchaus sinnloser Gebräuche übertreffen die Juden alle anderen Völker.

Die Verlobung. Sonderbar und befremdlich ist das frühe Heirathen bei den Juden, noch viel sonderbarer ist aber das vorzeitige Verloben, wie dasselbe bei den wenig gebildeten Juden, vorzüglich bei den „Chasidim“ [1]), vorkommt. Daß zehn- bis zwölfjährige Kinder mit einander verlobt werden, ist keine Seltenheit, aber man verlobt auch fünf- bis sechsjährige Kinder mit einander. Ja es geht sogar so weit, daß kinder- oder richtiger söhnelose Frauen, welche nach der Menstruation ihr Reinigungsbad in der Mikwa nehmen, ihre zu erhoffenden Kinder mit einander verloben. Daß bei diesen vorzeitigen Verlöbnissen die Ehegatten keine Zuneigung zu einander haben können, ist selbstverständlich; Ehezwist und häufige Ehescheidungen sind die Folgen.

Das eigentliche Verlöbniß geht in folgender Weise vor sich. Sobald mit Hülfe eines Freiwerbers (Schodchan) beide Parteien (die Eltern der Braut und des Bräutigams) sich über die Summe der Mitgift geeinigt haben, kommen die Eltern und die nächsten Bekannten und Verwandten zusammen und machen ein „Knas-mul“. Der Vorsänger in der Synagoge (der Kantor oder „Chasan“) oder ein beliebiger Schreiber verfaßt einen Kontrakt (Tnoim), welcher mit allerlei stereotypen Phrasen beginnt, und die Bedingungen der Verlobung in Betreff der Mitgift enthält. Der Kontrakt wird verlesen und von zwei Zeugen unterschrieben. Dann zerbrechen die Eltern der Braut und des Bräutigams gemeinschaftlich irgend ein irdenes Geschirr, indem sie es zuerst zusammen halten und dann gleichzeitig loslassen. In gleicher Weise machen es die Anverwandten. Sind bei der Verlobung die jungen Verlobten zugegen, so müssen die Eltern ihnen Geschenke machen, welche den Vermögenszuständen der Eltern angemessen sind. Im Laufe der Zeit von der Verlobung bis zur Verheirathung wird alljährlich zum Passahfest der Bräutigam in das Haus der Braut, oder mitunter die Braut in das Haus des Bräutigams eingeladen; die Eingeladenen erhalten abermals Geschenke.

Hochzeitsgebräuche. Am Vorabend des der Hochzeitswoche vorausgehenden Sabbaths ziehen zwei junge Weiber, Anverwandte des Bräutigams, sowie meist auch die Mutter des Bräutigams bei allen Bekannten von Haus zu Haus und laden die Frauen ein, am andern Morgen die Mutter des Bräutigams in die Synagoge zu geleiten. Am Sabbathmorgen erscheint ein Theil der Geladenen und mit ihnen geht die Mutter zur Synagoge oder Schule, wohin der Bräutigam in Begleitung seiner nächsten Bekannten und Nachbarn auch kommt. (Die an der Hochzeitsfeier Theil nehmenden männlichen Verwandten heißen „Mechuten“, die weiblichen „Mechutenisten“; die Hochzeitsfeier selbst heißt Chasma oder Chasyna.) In der Synagoge giebt man dem Bräutigam, auch wenn er arm ist, den Ehrenplatz an der östlichen Wand. Sobald nach Vollziehung der vorgeschriebenen religiösen Ceremonie die Gäste die Synagoge verlassen haben, werden sie mit Branntewein und Kuchen bewirthet. An einigen Orten holen die Altersgenossen den Bräutigam aus der Synagoge ab; sie besuchen ihn nach dem Mittagessen, bringen Branntewein oder Wein mit und

[1]) Eine verbreitete Sekte — die Frommen.

bleiben bis zum Abend beisammen. Ebenso werden die Eltern des Bräutigams von ihren nächsten Bekannten und Verwandten besucht und die Zeit wird fröhlich unter Essen, Trinken und Singen verbracht. Im Hause der Braut wird an demselben Sabbathabend ein nur der Braut geltendes Fest gefeiert, welches das „Vorspiel“ heißt. Das Fest besteht darin, daß alle bekannten Mädchen und Frauen eingeladen werden und von zwei Uhr Nachmittags bis zum Abend sich an Tänzen und Essen ergötzen. Dazu spielt die in jeder jüdischen Gemeinde vom Kahalsamt angestellte Musikbande, ein Geiger, ein Beckenschläger (Cymbalist), ein Bassist und ein Tambourinspieler. Mit diesem Orchester erscheint auch gewöhnlich der „Badchan“, der Spaßmacher und Taschenspieler, welcher unter Musikbegleitung seine eigenen Verse vorträgt und die Anwesenden durch allerlei Scherze unterhält. Da die Juden aber am Sabbathtage nicht arbeiten, also auch keine Musik machen dürfen, so miethen sie dazu christliche Musikanten, und erst am Sabbathabend kommt die jüdische Kapelle zur Thätigkeit. Diese „Vorspiele“ sind im Allgemeinen sehr besucht; der Besuch gilt als ein Gott wohlgefälliges Werk.

Am Tage vor der Verheirathung wird ein besonderes Fest begangen, das „Chusen-Mul“ (soll heißen Chusen-Mahl, d. i. das Mahl des Bräutigams), zu welchem der Bräutigam feierlich von den Verwandten und Bekannten der Braut empfangen wird. Am Abend werden im Hause der Braut die Gäste mit Branntewein und Kuchen bewirthet; dabei findet wieder Tanzvergnügen statt, woran meist nur die jungen Mädchen sich betheiligen. Den Schluß macht um 10 oder 12 Uhr ein gemeinsames Nachtessen. An einigen Orten — ob überall, ist fraglich — soll noch heute der Gebrauch der „Mikwa“ vor der Hochzeit üblich sein, der in Folgendem besteht:

Am Abend vor der Heirath führen einige Weiber die Braut in die Badstube, damit sie daselbst die Sitte des Waschens in der warmen „Mikwa“ (Quelle) vollziehe. Die Mikwa ist ein mit gewärmtem Wasser gefülltes, zu ebener Erde befindliches Reservoir von etwa $^2/_3$ Kubikfaden Rauminhalt. Jede Jüdin muß nun die Stufen hinab in das Wasser steigen und drei Mal untertauchen; dann spült sie sich mit demselben Wasser auch den Mund aus und macht der nachfolgenden Platz. Wenn es wahr ist, daß mitunter an einem Abend gegen 100 Weiber in solch' einer „Mikwa“ ein Bad nehmen, ferner daß das Wasser nur alle Monat ein Mal erneuert wird; wenn man weiß, daß in derselben „Mikwa“ die Frauen nach jeder Menstruation, nach jeder Geburt untertauchen müssen, so kann man sich wohl kaum einen Begriff von der Beschaffenheit des Wassers machen. Wie gewaltig muß aber die Kraft der Sitte und die Macht des „Kahals“ sein — dessen Eigenthum die Badstube mit der „Mikwa“ ist —, daß die bedauernswerthen Judenfrauen sich ohne Abscheu in der „Mikwa“ baden!

Am Tage der Kopulation finden folgende Ceremonien statt:

1. Basétzen die Kale, 2. Basétzen dem Chussen, 3. Badékens. „Das Basétzen die Kale“, d. h. das Hinsetzen der Braut, geht im Hause der Braut vor sich, woselbst sich die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft versammelt. Die Braut wird in der Mitte des Zimmers oder des Zeltes auf einen Stuhl gesetzt und die bisher geflochtenen Haarzöpfe werden gelöst, während der „Badchan“ (der Spaßmacher) Verse hersagt, und Reden hält über die Flüchtigkeit des Erdenlebens u. s. w.; dazu spielt die Musik wehmüthige Motive, und einige empfindsame Weiber sind bald bis zu Thränen gerührt. Jetzt erscheint der Bräutigam mit seinen Bekannten und Verwandten, welche bis auf zwei vor der Thür bleiben; der Bräutigam betritt mit zwei Begleitern das Zimmer, wo die Braut sitzt, und vollzieht das „Badékken die Kale“, das ist das „Bedecken der Braut“. Der Bräutigam bedeckt der Braut den Kopf und das Gesicht mit einem Tuch, welches die Braut an diesem Abend nicht mehr ablegt. Darauf wird der Bräutigam mit Hafer oder Hopfen bestreut. Zwei junge Ehepaare werden ausgewählt, um das Brautpaar zu begleiten (Brautführer). Dann beginnt die Bewirthung. In der Wohnung des Bräutigams geht das „Basétzen dem Chussen“ vor sich. Der „Badchan“ überbringt in Begleitung der Musikanten dem Bräutigam die Hochzeitsgeschenke: eine wollene Decke mit blauen Streifen (Talis), wie sie die Juden beim Morgengebet benutzen, ferner ein Todtenhemd (Kittel), und versucht durch eindringliche Reden die hohe Bedeutung der Geschenke darzuthun; allein das rührt die anwesenden Jünglinge und Männer nicht.

Der Tag der Kopulation gilt den Verlobten als ein Tag der Buße und Sündenvergebung, deshalb müssen sie fasten.

Nachdem endlich alle Ceremonien beendigt sind — oft dauern dieselben bis 9 Uhr Abends —, schreiten endlich die Brautführer (Schaffer) dazu, dem Bräutigam den „Kittel“ anzuziehen; dann geht alles zur „Chupa“, d. h. zum Kopuliren. In Klein-Rußland werden vorher dem Bräutigam alle Knoten an den Kleidern gelöst, in Littauen wird ihm Asche auf den Kopf gestreut, zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels von Jerusalem; an anderen Orten segnen die alten Jüdinnen den Bräutigam. Unter Begleitung der Musik, der Verwandten und „Schaffer“, welche Fackeln tragen, begiebt sich der Bräutigam zu der „Chupa“, oder dem Baldachin, einem in der Nähe der Synagoge unter freiem Himmel errichteten Zelt. Hierher kommt auch die Braut, geht sieben Mal um den Bräutigam herum und stellt sich an seine rechte Seite. Darauf verliest der „Schamesch“ die Trauungsformel in chaldäischer Sprache, und nun steckt der Bräutigam der Braut einen Ring an den Zeigefinger mit den Worten „durch diesen Ring bist Du mit mir nach den Gesetzen Mosis und Israels verbunden.“ Dabei muß der Bräutigam ein bereit gehaltenes Weinglas zertreten, um dadurch an den Fall Jerusalems zu erinnern. Braut und Bräutigam trinken gemeinsam aus einem Gefäß, nachdem ein kurzes Gebet darüber gesprochen ist; dann wird das junge Paar unter Musikbegleitung nach Hause gebracht. Hier stärkt es sich sofort durch eine Fleischbrühe, „die goldene Suppe“, nachdem es den ganzen Tag gefastet hat, während die Gäste zu einem Mahl sich niederlassen, nach dessen Beendigung ein jeder der Anwesenden den Neuvermählten ein Geschenk darbringt. Zum Schluß stellt man die Braut mitten ins Zimmer, ein jeder der Anwesenden tritt zu ihr heran, faßt ein in ihrer Hand befindliches Tuch und beschreibt mit der Braut unter Musikbegleitung einen Kreis; dann naht sich der Bräutigam und die Brautführerinnen. Letztere geleiten die junge Braut in das Hochzeitsgemach, während der Bräutigam noch zurückbleibt, bis jene zurückkehren, dann wird auch er zur Braut geleitet.

Selbstverständlich bleibt an diesem Abend ein Nachtessen unter Musikbegleitung nicht aus; dabei fehlt der Orts-Rabbiner und sein Vorsänger niemals; der letztere sammelt von den Anwesenden kleine Geldgeschenke ein. Auch für die Armen wird Geld gesammelt. Dem jungen Paar werden verschiedene Geschenke (Drosche, Geschank) oft bares Geld gespendet, wovon die Musikanten sowie namentlich die Armen einen bestimmten Antheil erhalten.

Am Tage nach der Hochzeit wird der jungen Frau ein Kopfputz, wie die Frauen ihn tragen, aufs Haupt gesetzt; darauf wird sie unter Musikbegleitung von ihren Freundin-

nen und Verwandten in die Wohnung der Schwiegereltern geführt, woselbst die Gäste einen Imbiß einnehmen und der Schwiegertochter ein Geschenk überreicht wird. An einigen Orten macht die junge Frau mit dem sie begleitenden Gefolge noch bei anderen Verwandten Besuche; man nennt das „Nümpelu mit der Kale".

Am ersten Sabbath nach der Hochzeit wird die junge Frau am Morgen von ihren Freundinnen aus ihrer Wohnung abgeholt und feierlich in die Schule oder Synagoge geführt. Nach Beendigung des Morgengebetes geht alles, was geladen ist, wieder zurück ins Haus der Neuvermählten, wo abermals ein Imbiß der Gäste wartet (Leikich und Bronfen); das Essen und Trinken dauert den ganzen Sabbath fort, oft bis zum nächsten Morgen. Dieses Fest wird mitunter von den Eltern des jungen Ehemannes veranstaltet; am häufigsten jedoch von den Eltern der jungen Frau, weil die Mutter sich noch eine Zeit lang sträubt, ihre Tochter aus dem Hause zu geben. In diesem Falle lebt der junge Ehemann ohne jegliche Beschäftigung im schwiegerelterlichen Hause: nur bei den Chasidim besucht er noch eine Zeit lang die Schule.

Die große Jugend der Neuvermählten, der Mangel an geregelter Beschäftigung leisten den geschlechtlichen Excessen bedeutenden Vorschub und wirkt ungünstig auf den Gesundheitszustand der Eheleute und der Kinder.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im April dieses Jahres wurde zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien eine Eisenbahn-Konvention geschlossen. Die königl. Regierung von Ungarn verpflichtet sich bis 15. (3.) Juni 1883 eine Eisenbahnverbindung von Budapest über Semlin bis zur ungarisch-serbischen Grenze bei Belgrad herzustellen, die serbische Regierung aber bis ebendahin eine Eisenbahn im Anschluß an diese Linie von Belgrad durch das Morawathal bis Nisch zu bauen mit Abzweigungen, von denen eine von Nisch zur serbisch-bulgarischen Grenze gegen Belova in der Richtung gegen Konstantinopel, die andere von Nisch bis zur serbisch-türkischen Grenze gegen Salonichi laufen wird, um sich an einem passenden Punkte mit der Linie Salonichi-Mitrovica zu vereinigen. Beide Regierungen verpflichten sich zuerst die schwierigeren Arbeiten beginnen zu lassen. Serbien wird weder die eine noch die andere der beiden Abzweigungen im Süden von Nisch vor der Verbindungslinie im Norden in Betrieb setzen. Die Kosten der Savebrücke bei Belgrad tragen je zur Hälfte die vertragsschließenden Regierungen; die Brücke selbst kann weder in Friedens- noch in Kriegszeiten irgend eine Partei ohne Bewilligung der andern zum Transporte von Truppen und Kriegsmaterial verwenden. Serbien gesteht für den internationalen und Transportverkehr der österreichisch-ungarischen Regierung das Meistbegünstigungsrecht zu.

— In Rußland erscheinen 608 Zeitschriften, darunter 417 in russischer, 54 in polnischer, 40 in deutscher, 10 in französischer, 11 in lettischer, 7 in esthnischer, 2 in finnischer, 4 in hebräischer, 7 in armenischer, 3 in georgischer, 4 in tatarischer und 3 in lateinischer Sprache.

— Durch den General Stebnitzki und den Astronomen Block wurde der Längenunterschied zwischen Konstantinopel und Odessa bestimmt. General Stebnitzki beobachtete im Garten der russischen Botschaft zu Pera. Der Punkt war mit der Sophien-Moschee, mit dem Leander-Thurme im Bosporus und mit dem Leuchtthurm in Galata verbunden. Signale wurden mittels des unterseeischen Kabels nach Odessa an sieben Abenden ausgetauscht.

— Der Times-Korrespondent in Sofia läßt sich folgendermaßen über die Wahl jener Stadt als Hauptstadt von Bulgarien aus (Mail, 10. Mai 1880): „Ich kann nicht umhin, etwas für die Wohlfahrt Bulgariens für nothwendig zu halten, und das ist, daß man die Hauptstadt aus dem Gebirgsthale, in welchem sie jetzt vergraben liegt, weg verlegt. Dieselbe ist von Bulgarien selbst und der Welt im Allgemeinen abgeschlossen und in Wahrheit, sowohl was Zeit als was Geld anlangt, von dem Herzen des Fürstenthums — d. h. Rustschuk — weiter entfernt, als London von Wien; im Winter aber, wann die Donau geschlossen ist, ist sie weiter entfernt von jenem einzigen Orte, an den man von Westen her in das Fürstenthum einpassiren kann, als London von St. Petersburg. Die einzige Eisenbahn überhaupt, welche jetzt vielleicht gebaut wird, die, welche Serbien mit Ostrumelien verbindet, wird unzweifelhaft für Sofia von Nutzen sein; was aber das Land selbst angeht, so könnte innerhalb desselben kein anderes gleich langes Stück Bahn hergestellt werden, welches für dasselbe von so geringem Nutzen wäre. Oesterreich, Serbien, Ostrumelien ziehen von demselben insgesammt Vortheil, Bulgarien aber hat dafür zu zahlen.

Asien.

— Der in Irkutsk erscheinende „Sibir" schreibt, daß während dieses Frühjahrs, wenn es das Verhältniß zu China gestattet, aus Ostsibirien einige Handels- und wissenschaftliche Expeditionen nach der Mongolei und Mandschurei entsandt werden sollen. Aus dem Kreise Minnsinsk wird vom obern Jenisei eine Handelsexpedition nach Uljasutai abgehen, da jetzt namentlich feines Mehl in der Mongolei Absatz findet. Im vorigen Jahre wurden dort 200 Kul (Sack) verkauft; in diesem Jahre werden 400 Kul dahin gesandt. Diese Expedition beabsichtigt übrigens auf einem den Russen bis jetzt noch ganz unbekannten Wege von Uljasutai nach Kalgan zu gehen. Eine zweite Expedition wird vom Oberlaufe des Irkutsk ins Gebiet der Darchoten abgehen, das Land südlich von diesem Gebiete in Augenschein nehmen und das Thal der Selenga erforschen. Das Ziel der dritten, von der „Großen Nertschynsker Fabrik" am Argun zu entsendenden Expedition ist Tzitzikar an dem Sungari. Außerdem sollen noch zwei Expeditionen an den Sungari abgesandt werden. Die eine soll erforschen, ob es möglich sei, die Goldwäschereien durch die Mandschurei mit Lebensmitteln zu versehen, die zweite, ob man über Mukden längs des Sungari an den Meerbusen von Petschili gelangen und dort eine Theeniederlage gründen könne, von wo aus der Thee nach dem Amur geschafft werden würde. Endlich hat sich der bereits als Forscher bekannte Herr Potopak vorgenommen, so weit, wie es ihm seine Mittel gestatten werden, in die südliche Mongolei vorzudringen.

Von diesen Expeditionen verspricht man sich eine bedeutende Erweiterung der Kenntniß der an Sibirien grenzenden Gebiete.

— Nach einer officiellen Bekanntmachung wird der koreanische Hafen Gensan am 1. Mai dieses Jahres den japanischen Schiffen eröffnet.

— Graf Szechenyi und seine Reisegefährten Lieutenant Kreitner und Dr. Leczy sind am 12. März glücklich in Rangun in Englisch-Hinterindien angekommen. Lhassa haben sie bekanntlich eben so wenig wie Oberst Prschewalski erreicht, aber dafür haben sie das Quellgebiet des Irawadi erforschen können, welches viel weiter nach Norden hinaufreicht, als es auf den bisherigen Karten dargestellt ist. Das Thal verläuft ein ansehnliches Stück dem Brahmaputra parallel.

Afrika.

— Die in letzter Zeit immer häufiger werdenden Reisen von der ostafrikanischen Küste nach dem Tanganjika-See haben die Sicherheit derselben so bedeutend vermehrt, daß, wie „L'Afrique explorée" meldet, sich in Zanzibar eine Gesellschaft gebildet hat, welche mittels dauernd angestellter Neger einen regelmäßigen Transportverkehr zwischen der Küste und den Seen Tanganjika und Victoria Njanza ins Leben rufen will. Die Gesellschaft haftet für die richtige Ankunft der ihr anvertrauten Güter, läßt sich aber für jedes englische Pfund (453 Gramm) bis zum Tanganjika ein Porto von 6 Franks bezahlen. Unterwegs sollen acht Stationen und in Tabora ein großes Waarenlager, wo sich Reisende verproviantiren können, errichtet werden; Kreditbriefe an Häuser in Zanzibar oder Europa werden dort in Zahlung genommen. Dadurch wird allmälig die Erhebung des Durchgangszolles (hongo) Seitens der Häuptlinge beseitigt werden, und ein Reisender wird im Stande sein, die Strecke bis zum Tanganjika, auf welche Cambier 14 Monate, Popelin aber nur fünf verwandt hat, in weniger als zwei Monaten zurückzulegen.

— Die Patres Lourdel und Livinhac berichten aus Uganda, daß sie für den Erfolg ihrer (katholischen) Mission bei König Mtesa die besten Hoffnungen hegen. Die englischen Missionäre, welche sie dort bereits vorfanden, sollen den König haben überreden wollen, jene nicht zu empfangen; der König aber bestand darauf, daß ihm auch die Katholiken ihre religiösen Ansichten auseinandersetzten, vernachlässigte allmälig seine früheren protestantischen Lehrer und hatte nur für die Jesuiten noch Ohr. Auch sollen arabische Händler gegen die Engländer intrignirt haben. Die Jesuiten erkennen an, daß sie von den englischen Missionären freundlich aufgenommen wurden, scheinen aber das gegen jene schon bestehende Mißtrauen Mtesa's genährt zu haben, um ihre eigenen Zwecke zu fördern. Ob sie viel damit gewonnen haben, wenn sie die Seele des großen Kindes Mtesa der alleinseligmachenden Kirche zuführen, ist eine andere Frage; denn daß dieser, der bereits bei der vierten Religion angelangt ist (Heidenthum, Mohammedanismus, Protestantismus, Katholicismus), nicht lange bei derselben verbleiben wird, ist wohl ziemlich sicher. Ebenso sicher aber ist, daß die Erforschung der Seenregion bei solcher religiösen Konkurrenz zu kurz kommt.

— Eine Depesche vom 20. April meldet, daß Paul Soleillet, der bekanntlich vor einiger Zeit die Reise vom Senegal nach Algerien angetreten hatte, von den Uled-Blin ausgeplündert worden ist und nach Saint-Louis hat zurückkehren müssen. Nichtsdestoweniger wird er, sobald er sich von Neuem ausgerüstet hat, seine Reise wieder aufnehmen.

— In der Berliner „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde" (1880, Heft 2) ist eine Reiseskizze aus West-Madagaskar von J. M. Hildebrandt veröffentlicht, welche, eingestreut zwischen die Schilderung einer Bootsfahrt und Inlandsreise, eine Reihe sehr interessanter ethnographischer Notizen über die Sakalavas und den herrschenden Stamm der Hovas enthält. „Die Sakalava-Dörfer," schreibt er, „machen keinen freundlichen Eindruck. Die kleinen Hütten, meist im Schatten einiger größerer Bäume — um den Stamm eines derselben ist gewöhnlich ein Steinkreis gelegt; dies ist der Versammlungs- und Opferplatz — unregelmäßig zerstreut, sind mit Rafia- und Ravenala-Laub bekleidet, die Wände mit den Blattstielen, die Dächer mit den Blattflächen. Zu Pfosten verwendet man hier Mangrovestämme. Diese Hütten sind rechteckig, niemals rund. Meistens stehen sie 1 bis 2 m hoch auf Pfählen über dem in der Regenzeit aufgeweichten Boden. Als Dielen dienen plattgedrückte Ravenala- oder Palmstämme. Die Reismagazine, von gleicher Konstruktion, sind bis 2 m erhoben. Dies der vielen Ratten wegen. Die Gebäulichkeiten eines Besitzers sind mit hohen, dichten Rohr- oder Ravenala-Blätterzäunen umschlossen, welche den Blick Unbefugter ins häusliche Leben der Sakalaven absperren, ein mohammedanischer Brauch. Nur die Schnapsbutiken, welche in jedem Dorfe zu finden sind, stehen weit offen. Hier sitzen auf elenden Bänken oder hocken auf dem Erdboden, Tag und Nacht, Männer und Weiber, alte wie junge, selbst Kinder. Bei gräßlich einförmigem Gequiek einer lungenschwachen Ziehharmonika folgt Flasche auf Flasche des schädlichen Fusels. Die Augen der Säufer werden nach und nach gläsern; einer nach dem andern bricht unter grinsendem Lachen zusammen, bis zuletzt nur noch ein wirrer Haufen scheintodter Gestalten und zerbrochener Flaschen den stinkenden Raum anfüllt. Das ist der Fluch des Kontaktes der sogenannten Civilisation mit den Autochthonen; so schafft die Industrie der Christen den schlichten Eingeborenen „Bedürfnisse"; so „civilisirt" man Nationen zu Tode. Vergebens hat 1875 die Hova-Regierung bei dem „philanthropischen" England petitionirt, wobei sich einige nobler gesinnte Kaufleute anschlossen, um die Einfuhr des Rums ganz zu unterdrücken. Die Interessen der Kolonie Mauritius würden zu sehr geschädigt, hat man geantwortet. Eine Zeit lang schütteten die Hova-Zollbeamten das Zehntel des Rums, welches in natura als Einfuhrsteuer zurückbehalten wird, in den Sand. Jetzt geschieht das nicht mehr, der Rum hat sein Bürgerrecht erlangt — wie das Opium in China."

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Eine verdächtige Kolonisation. Wie aus Sydney berichtet wird, traf dort am 13. März die französische Barke Chandanagore ein. Es befand sich eine große Menge Waffen an Bord, und der Kapitän besaß keine Legitimationspapiere. In Untersuchung gezogen, machte letzterer folgende Aussagen.

Das Schiff wurde von dem Marquis de Rays, Consul für Bolivia in Frankreich, ausgerüstet und hat 82 Personen nach der Insel Neu-Irland (bekanntlich zur Neu-Britannien-Gruppe, nördlich von der südöstlichen Halbinsel von Neu-Guinea gelegen, gehörig) befördert, wo unter dem Kommando des Amerikaners Mc Laughlin eine Kolonie angelegt werden soll. Das Personal bestand aus 40 Deutschen und 30 Franzosen, und der Rest aus Belgiern, Italienern und Schweizern. Die mitgenommenen Lebensmittel waren auf ein Jahr berechnet. Zur Ausrüstung zählten verschiedene Maschinen und Apparate für Destillation und Zuckerraffinerie, 180 000 Mauersteine und Geräthe für Ackerbau. Von der Gesellschaft wurden 17 Personen auf der 240 Miles von Neu-Irland entfernten Insel Laughlin gelassen, die Uebrigen aber auf Neu-Irland gelandet. Bei der Ankunft weigerten sich die Leute nach Kommando zu arbeiten, und es wurden strenge Maßregeln (etwa nach den Regeln der Sklaverei?) ergriffen, um sie zu zwingen. Mittlerweile brachen im Hafen von Liki Liki, wo die Barke lag, heftige Stürme aus, bei welchen sämmtliche Anker verloren gingen. Das Schiff mußte, ohne zuvor das Kargo löschen zu können, in die See stechen und lief in den Hafen von Sydney ein. Hier soll die Fracht auf ein anderes Schiff, welches nach Neu-Irland bestimmt ist, verladen werden. Noch zwei Dampfer werden in nächster Zeit bei Neu-Irland eintreffen. Der größere, Port Breton, ging bereits am 26. Januar dieses Jahres

mit 750 Spaniern von Barcelona ab, und der kleinere, Gerril, wird ebenfalls von dort bald nachfolgen.

Die Sache hat in Australien viel Aufsehen gemacht. Es scheint sich um einen Schwindel zu handeln, und die Regierungen sollten ein wachsames Auge darauf richten.

— Es geht die Nachricht ein, daß Kapitän Francis Cadell um Mitte vorigen Jahres auf der Bauda-Insel im Indischen Archipel von einem Malaien ermordet wurde. Er hat um Australien sehr große Verdienste und darum ist auch sein Name dort gewissermaßen zum „household-word" geworden. Von Hause aus für den Gelehrtenstand bestimmt, zog er ein wanderndes Leben vor. Schon sehr früh ging er zur See, stand zunächst im Dienste der Ostindischen Kompagnie und ging dann zur englischen Marine über, auf welcher er im Jahre 1840 den Krieg in China mit Auszeichnung mitmachte. Er wandte sich darauf der Schiffsbaukunst zu und begab sich, nachdem er die bedeutendsten Häfen Europas besucht hatte, nach Amerika. Hier zog ihn die Flußschifffahrt auf den großen Strömen an und er machte in dieser Beziehung gründliche Studien.

Der Murray River in Australien war bekanntlich im Jahre 1824 von Hume und Hovell und dann wieder im Jahre 1830 von dem berühmten Charles Sturt aufgefunden worden. Aber diese wichtige Entdeckung war nicht weiter verwerthet worden, denn Niemand ahnte, daß es sich um einen schiffbaren Fluß handelte. Kapitän Cadell hatte einige Notizen über den Murray gelesen, welche sein ganzes Interesse für denselben wach riefen. Er ging nach Australien und fand seine Vermuthungen über den Fluß bald bestätigt. Er baute sich ein kleines Boot und fuhr damit im Jahre 1851 von dem jetzigen Orte Swan Hill aus, in 35° 20′ südl. Br. und 143° 35′ östl. L. Gr., 1500 Miles den Murray hinab bis zum Lake Victoria. Seine sorgfältigen Untersuchungen auf der Reise ergaben, daß der Fluß auf der ganzen langen Strecke schiffbar war. Die stark versandete Mündung des Murray wurde allgemein für unpassirbar gehalten. Kapitän Cadell baute sich einen kleinen Dampfer und lief damit am 27. August 1853 glücklich durch dieselbe. Diese glänzenden Erfolge wurden in Australien jubelnd begrüßt, und sie verdienten es auch, wenn man bedenkt, zu welcher Wichtigkeit die Schifffahrt auf dem Murray und den Nebenflüssen Murrumbidgee, Lachlan und Darlin heut zu Tage, wo gegen 150 Fahrzeuge auf- und ablaufen, gelangt ist.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß die südaustralische Regierung dem Kapitän Cadell im Jahre 1867 die Führung einer Expedition auf dem Seewege übertrug, welche die Aufgabe hatte, die unbekannte Küste von Arnheim's Land, Nord-Australien, zu erforschen. Aus seinem damaligen Berichte interessirten besonders die Mittheilungen über den schiffbaren Roper-Fluß und dessen Umgebung.

In den letzten Jahren besuchte Kapitän Cadell die Südsee und trieb Handel mit den Insulanern, wobei er seinen Tod fand.

— Die letzten Nachrichten von dem bekannten russischen Reisenden Miklucho-Maclay datiren vom 10. December vorigen Jahres. Damals befand er sich auf Simbon, einer der Salomons-Inseln, und beabsichtigte noch den Louisiade-Archipel zu besuchen, wofür er ein halbes Jahr Zeit für nöthig hielt, und dann nach Sydney zurückzukehren.

Südamerika.

— Die „Mail" enthält einen Brief d. d. Quito 18. März von Mr. Edward Whymper, welcher bekanntlich mit zwei Alpen-Führern, den Gebrüdern Carrel von Valtournanche, den Hochgipfeln Ecuadors ernstlich zu Leibe geht. Es heißt darin unter anderen: „Mein lieber Tuckett! Sie werden sich freuen zu hören, daß ich glücklich den Chimborazo, Corazon, Sincholagua und Antisana bewältigt habe. Wir haben auch 26 Stunden hinter einander auf dem Gipfel des Cotopaxi zugebracht; letzteres halte ich für eine That, denn so viel ich weiß, hat vorher Niemand in einer solchen Höhe von 19 500 Fuß sein Lager aufgeschlagen. Der Antisana war der schwierigste von allen, die wir erklommen haben, und es sind wohl nur wenig schwierigere Bergbesteigungen ausgeführt worden. Jetzt wollen wir den Cayambe, der unter dem Aequator liegt, vornehmen und auf dieser Reise zugleich Saranen und Cotacachi zu bewältigen versuchen. Cayambe gilt für einen thätigen Vulkan, doch ist weder diese Angabe gesichert noch seine Höhe gut bestimmt. Die Höhe des Saranen ist unbekannt, aber sie ist groß. Cotacachi ist der Vulkan, der vor einigen Jahren Ibarra zerstörte, und soll 16 300 Fuß hoch sein. Wir sind darüber hinweg, unter der Verdünnung der Luft zu leiden, und fühlen uns jetzt in einer Höhe von 19 000 Fuß frisch und gesund. Anfangs freilich wurde ich davon vollständig überwältigt und zu allem unfähig gemacht . . . Das Klima von Ecuador ist das abscheulichste, welches man sich denken kann. Wir haben nicht einen einzigen durchweg schönen Tag und nicht eine einzige Aussicht von einem Berggipfel gehabt. Eine Stunde klaren Himmels von 6 bis 7 Uhr früh ist das höchste, worauf man rechnen kann; dann aber wird alles von Nebel eingehüllt . . . Wir führen überall Quecksilber-Barometer mit uns und beobachten den Siedepunkt so oft, daß Sie entzückt davon sein werden."

Polar-Gebiet.

— Während die schwedische Regierung die Forderung ihrer Akademie der Wissenschaften abgelehnt hat, vom Parlamente die Mittel für eine Polarstation auf Spitzbergen nach Weyprecht's Vorschlag zu verlangen, hat die dänische Regierung das Geld für eine solche in Upernavik bewilligt und hat die russische Regierung die Errichtung einer Beobachtungsstation an der Mündung der Lena und einer Zweigstation auf einer der neusibirischen Inseln angeordnet. Für Oesterreich hat Graf Wilczek sich erboten, ein gleiches Etablissement unter Weyprecht's Leitung aus eigenen Mitteln auf Nowaja Zemlja zu unterhalten, und in den Vereinigten Staaten hat der Chief Signal Service Anweisung erhalten, Point Barrow zu besetzen. Von Canada erwartet man ebenfalls die Errichtung einer Station in den arktischen Gebieten Nordamerikas. Deutschland sendet ein Schiff ab zur Erforschung der Insel Süd-Georgia (südöstlich vom Feuerlande), hat sich aber wegen Besetzung eines Punktes im östlichen Grönland noch nicht entschieden. Norwegen errichtet wahrscheinlich die seinige in Finnmarken, und da auch die Niederlande sich zu einem gleichen Schritte bereit erklärt haben, so werden sie vielleicht das von Holländern entdeckte Spitzbergen, welches Schweden abgelehnt hat, besetzen.

Inhalt: Die Nosairier. III. (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — Russische Aufnahmen auf der Balkan-Halbinsel. — Thomson's Reise längs dem Westufer des Tanganjika-Sees. — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien und Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polar-Gebiet. — (Schluß der Redaction 17. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Holländische Reiseskizzen.

(Nach dem Französischen des Mr. Charles de Coster.)

I.

Die nachstehend mitgetheilten Skizzen sind dem Reisetagebuche des im vorigen Jahre leider zu früh verstorbenen Charles de Coster entnommen, der, als Verfasser der Légendes flamandes und Contes brabançons in Belgien und Frankreich wohlbekannt, sich auch durch seine in verschiedenen Journalen veröffentlichten Reiseschilderungen viele Freunde zu erwerben gewußt hat. Seit mehreren Jahren mit dem Plane beschäftigt, eine auf eigene Anschauung begründete umfassende Beschreibung des in seiner Eigenart so interessanten holländischen Landes und Volkes zusammenzustellen, verwendete de Coster die verhältnißmäßig kurzen Mußezeiten, die ihm seine Lehrthätigkeit an der Brüsseler Militärschule ließ, zu ausgedehnten Touren durch das Königreich der Niederlande. Der Tod hat ihn noch im Beginne seines Werkes ereilt, noch ehe er im Stande gewesen war, die auf seiner letzten im Herste 1878 unternommenen Reise durch Nordholland gesammelten Notizen zu ordnen und zu bearbeiten; aber selbst in der flüchtig hingeworfenen Tagebuchfassung, wie sie sich unter seinen nachgelassenen Papieren vorgefunden haben, geben uns diese Notizen ein lebhaftes Bild von mehreren altholländischen Städten und Inseln, die heute nur selten noch von Ausländern besucht werden.

Da ist zuerst Zaandam, das de Coster nach der einförmigen und doch nicht reizlosen Dampfschifffahrt durch den Noordholland-Kanal erreicht. Der breite Kanal mit seinem grünlichen Wasser zwischen den niedrigen Ufern, die scheinbar endlosen Wiesenflächen, auf denen zahlreiche Kühe weiden; von Zeit zu Zeit ein rothes Dach oder eine Reihe von Windmühlen; am Horizonte vereinzelte Baumgruppen, die, von dustigem Nebel verschleiert, schwarz aussehen; zur Rechten auf einem Deiche etwa 20 bis 30 Fischerhütten, alle hellgrün angestrichen, von großen, hundertjährigen Ulmen gegen den Wind geschützt, und über dem Ganzen der blaue, mit unzähligen weißen Wölkchen besäete Himmel: so bietet sich dem Reisenden bei jedem Blicke eine Landschaft dar, wie sie den Malern der holländischen Schule zum Vorwurf ihrer vielbewunderten Bilder gedient hat. Zaandam, eine Stadt von 13 000 Einwohnern, macht mit seinen vielen zum Wasser sich hinziehenden Gärten einen ungemein freundlichen Eindruck. Den reichen Stadttheil bildet eine breite, von roth und weißen steinernen Häusern eingefaßte Straße, in der wohl 20 Wagen neben einander fahren können; in dem ärmeren, dem sogenannten Krimp, der ausschließlich aus Holzhäusern besteht, befindet sich die eigentliche „Sehenswürdigkeit“ der Stadt, das Haus, in dem Peter der Große als Zimmermann gewohnt hat: das einfachste hölzerne Gebäude, mit zwei kleinen Fenstern, in dessen einzigem innern Raume der massive große Tisch, an dem der Czar zu arbeiten pflegte, und ein seltsam geformter Lehnstuhl mit dreieckigem Sitze heute wie damals die ganze Einrichtung ausmachen. Alle Häuser des Krimp sind gleichmäßig hellgrün angestrichen; und wer die so glänzend reinliche, stille Stadt im Schmucke ihrer Gärten liegen sieht, der glaubt ein Paradies behaglichen und beschaulichen Lebensgenusses vor sich zu sehen. Doch soll gerade in diesem Falle der Schein trügen; denn mit Ausnahme einiger Rentiers, die sich hierher zurückgezogen haben, um von ihren Ersparnissen zu leben, sollen alle wohlhabenderen Einwohner von einem wahren Erwerbsfieber verzehrt werden, das mit dem regelmäßigen Betriebe der zahlreich am Ort vorhande-

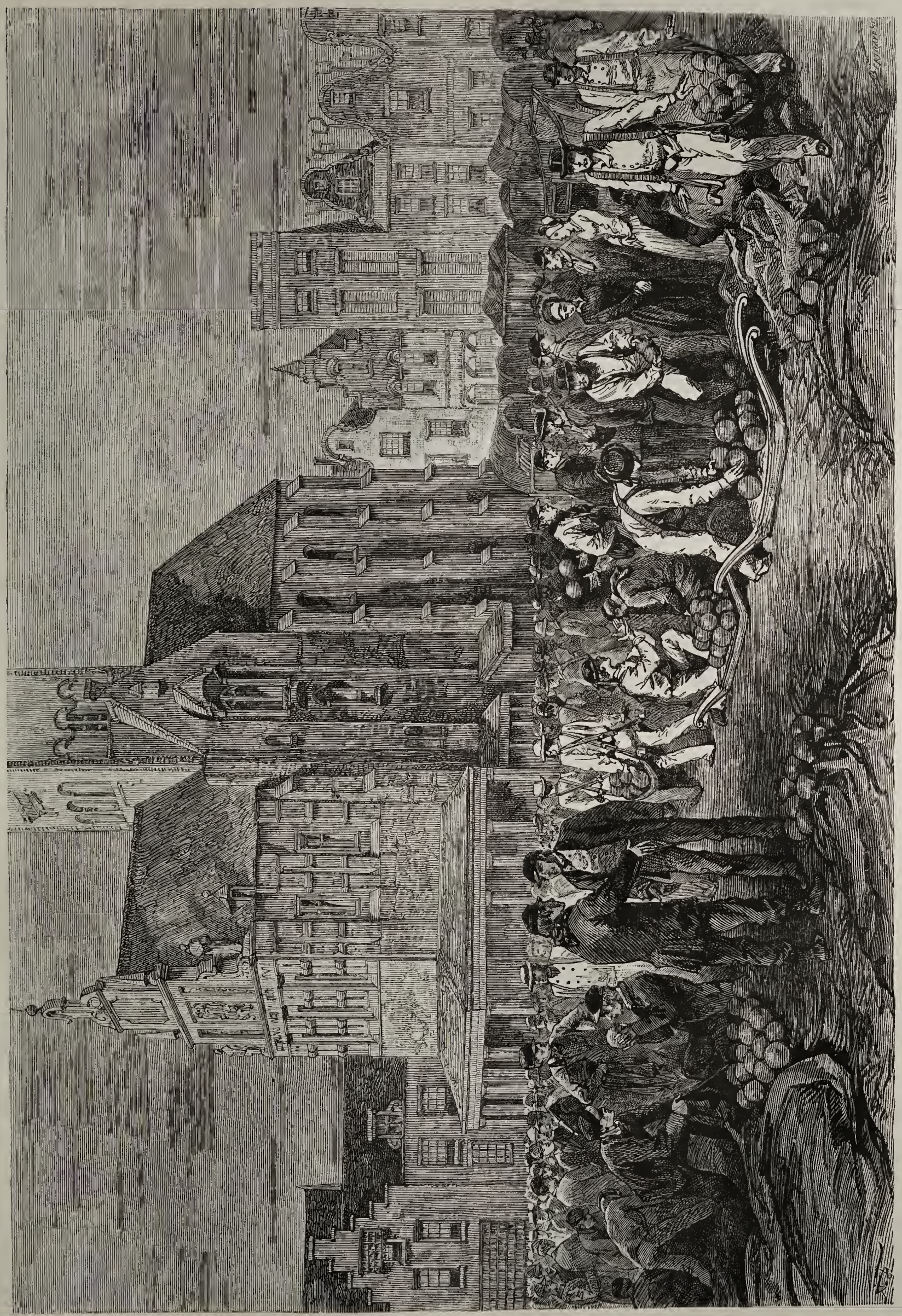
nen Säge-, Oel-, Papier- und Tabacksmühlen, der Stärke-, Leim- und Schiffszwiebackfabriken nichts zu thun hat, und sich lediglich in dem gewagtesten Spiel mit Differenzgeschäften zeigt, zu denen der Oelhandel den Vorwand bietet. Die Verfalltermine am 1. Mai und 1. November sollen, wie die Ziehungstage der großen Lotterien, die ganze Stadt in Aufregung versetzen und oft die größten finanziellen Katastrophen zur Folge haben.

Von Zaandam ging es weiter nach Broek; diesmal nicht auf dem Dampfschiffe, sondern auf der landesüblichen, von einem am Ufer gehenden Pferde gezogenen Treckschuyt den Kanal abwärts. Dieselbe Landschaft wie zuvor; nur daß sich hier über dem Horizonte und scheinbar in der Luft schwebend eine Anzahl von Segelbooten zeigt. Man denkt im ersten Augenblick an eine Luftspiegelung; aber es sind wirkliche Schiffe, die man erblickt: der Kanal, auf dem sie entlang segeln, liegt mehrere Fuß hoch über der weiten Wiesenfläche, die den Vordergrund bildet; und der leichte Nebel verhüllt den von der Wiese ansteigenden Rand des Kanalbettes.

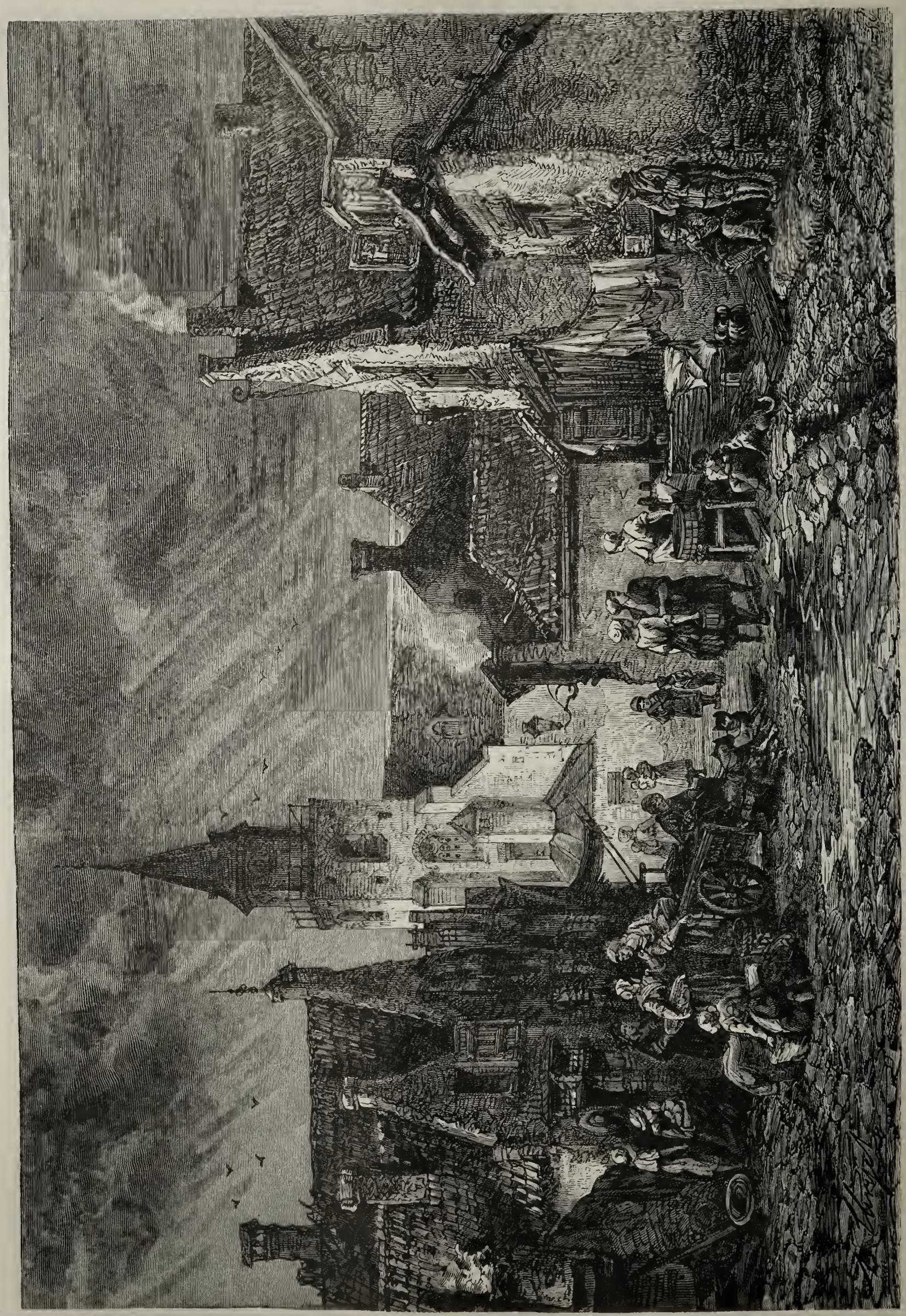
Die Stadt Broek, im vorigen Jahrhundert ein nicht unbedeutender Ausfuhrplatz für Getreide, gelangte zu ihrer größten Blüthe, als viele ihrer Einwohner, dem Beispiel der Portugiesen folgend, Seeversicherungsgesellschaften gründeten. Eine Menge reicher Kaufleute ließ sich hier nieder, und bald entfaltete sich ein in Holland fast sprüchwörtlich gewordener

Trachten der Einwohner von Volendam.

Luxus; noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts galt eine Reise nach der reichen Stadt, dem non plus ultra an Sauberkeit und Ordnung, für eine der lohnendsten Unternehmungen eines Holländers von gutem Geschmack. Allmälig traten ungünstigere Bedingungen für das Seeassekuranzwesen ein, die Zeit der französischen Herrschaft mit ihrer Herabsetzung der Staatsrenten kam hinzu, und die Kaufleute von Broek litten auf das Empfindlichste darunter. So finden wir heute hier überall Spuren verkommener Größe; die wohlhabenden Familien des Ortes verlegten ihren Wohnsitz nach Haarlem, und ihre zierlichen Landhäuser vor den Thoren, in deren Gärten die bunten chinesischen Pavillons auf hohen Stangen, die kleinen schiefergedeckten Thürme, die Miniaturwindmühlen und ähnliche Spielereien die harmlosen Neigungen des reichen Holländers anzeigen, stehen zur Mehrzahl verödet. Die neuen Häuser der Stadt sind beinahe alle aus Holz auf einem etwa fußhoch über dem Boden hinaus ragenden gemauerten Fundament gebaut; sie sollen den nicht seltenen Ueberschwemmungen gut widerstehen. Mehrere Gebäude, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert datiren, sind im Rokoko- und Renaissancestyl gebaut und haben meist reich mit Schnitzwerk verzierte Thüren. Die nach der Straße führenden Thüren waren früher gewöhnlich verschlossen und wurden nur bei Gelegenheit von Taufen, Hochzeiten oder Begräbnissen geöffnet; der ganze eigentliche Verkehr ging durch die an der hintern Seite des Hauses belegene kleinere Pforte. Ebenso enthielt auch jedes Haus zwei Küchen, eine dem eigentlichen Gebrauch dienende, die „swiver“ genannt wurde, und eine zweite, die nichts war als ein Prunkgemach, in dem der Stolz des Hauses,



Der Käsemarkt in Hoorn.



Straße im alten Scheveningen.

das glänzende Kupfer- und Porcellangeräth, an den Wänden prangte, und das den Lieblingsaufenthalt der Familie bildet. Seitdem der große Garten von Broek, der an zu allerhand Figuren verschnittenen Büschen und Bäumen und ähnlichen geschmacklosen Spielereien der alten Gartenkunst nicht leicht seines Gleichen gehabt hat, in einen Kirchhof umgewandelt worden ist, besitzt die Stadt nur noch eine Sehenswürdigkeit, auf welche die Einwohner den Fremden aufmerksam zu machen pflegen: es ist dies das Museum des Herrn Jufroner Freger, eine reiche Sammlung sächsischer, delfter und japanischer Porcellane.

Von Broek aus wurde die Fahrt auf der Treckschuyt bis zur Stadt Monnikendam fortgesetzt; darauf ging es in Begleitung eines jungen Ortsangehörigen zu Fuß nach dem reichen Fischerdorfe Volendam, das man nach mehrstündiger Wanderung über weite Wiesenflächen erreichte.

Eine Sackgasse im alten Scheveningen.

In einer langen Reihe liegen die Häuser des Dorfes dicht hinter dem Deiche, der sie gegen das Meer schützt; einige von ihnen haben hohe bemalte Giebel. Ein reges Leben herrschte auf dem Deiche und am Strande: eine ganze Flotte von Fischerbooten, 150 an der Zahl, sollte eben in See gehen, 50 von ihnen auf den Schellfisch- und 100 auf den Schollen- und Anchovisfang. Die Einwohner von Volendam unterscheiden sich von den übrigen Nordholländern durch eine etwas eigenartige Kleidung; die jüngeren Männer tragen alle die weiße Zipfelmütze mit blauen Streifen und rother Quaste, viele von den älteren eine Art Bärenmütze von Astrachan, die karremoes genannt wird. Ein buntseidenes, lose um den Hals geschlungenes Tuch; der bordrok, eine gewöhnlich buntgestreifte Jacke mit großen silbernen Knöpfen, weite faltige Fischerhosen, blauwollene Kniestrümpfe und weiche schwarzlederne Schuhe machen das Kostüm des Volen-

damers aus. Die Frauen tragen keinen Schmuck auf der Stirn, dafür kleine Ohrgehänge; auch in ihrer übrigen Kleidung einfacher als die Bäuerinnen, haben sie einen bei weitem kleidsamern Kopfputz als jene: eine weiße mit Spitzen besetzte Haube, die die Schläfen frei läßt, und zwei auf die Schultern zurückfallende schleierartige Enden hat.

Das nächste Ziel der Reise war die durch ihren großen Käsemarkt, den bedeutendsten im ganzen Noordholland, wichtige Stadt Hoorn. Auf dem Wege dorthin wurden Edam, Purmerend, Enkhuizen besucht, alles reiche und durch ihre Käsefabrikation berühmte Orte. Von der Bedeutung des Marktes von Hoorn kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß an jedem Markttage etwa 100000 große Käse zum Verkauf kommen; an einem besonders lebhaften Geschäftstage wird diese Zahl noch weit überschritten: so sind am 11. Mai 1874 nicht weniger als 118000 Käse hier verkauft worden. Der Markt ist ein großer Platz, der von dem Gerichtsgebäude, einem hohen Hause mit Rokokogiebel und mit bunten Wappenschildern über und über bedeckt, der Stadtwage mit ihrer Säulenhalle und dem zierlichen Thurme und mehreren stattlichen im Style Louis' XV. gebauten Häuser umgeben wird. Schon in der Frühe des Markttages kommen die leichten Fuhrwerke der Landleute bis zum Rande mit Käse gefüllt, die wie kolossale Orangen aussehen, hier zusammen. Auf dem vordern Sitze thront die Bäuerin in leuchtend buntem Kleide, einem kleinen Strohhut, der wie ein Heiligenschein das Gesicht umgiebt, auf dem an Stirn und Schläfen mit dem unvermeidlichen Silberblech oder den goldenen Nadeln geschmückten Haupte. Jetzt beginnt ein reges Treiben auf dem Markte; sämmtliche Käse müssen nach der großen Stadtwage getragen und abgewogen werden. Die Träger, die zu je zweien auf großen Tragbahren die Lasten hin und her bringen, sehen in ihrer weißleinenen Kleidung mit dem breiträndrigen Hute aus Korbgeflecht auf dem Kopfe wie creolische Pflanzer aus. Wer seine Ladung glücklich abgewogen hat, legt sie nun zum Verkaufe aus; ein großes Leinentuch wird auf dem Boden ausgebreitet, die Käse werden in Reihen darauf gepackt und zum Schutze gegen den Staub mit einem zweiten Tuche aus durchsichtigem weißen Stoffe bedeckt, das, an den Rändern mit bunter Stickerei verziert, oft, wenn die Verkäuferin Katholikin ist, in der Mitte die Buchstaben J H S trägt, und mit dessen zierlicher Ausstattung die reichen Bäuerinnen einen eigenartigen Luxus treiben. Auf der einen Seite des Platzes halten die Gärtner der Stadt ihre Blumen feil, und durch ihre bunten Verkaufsstände wird der Reiz des farbenreichen Marktbildes noch erhöht. Die Gegend um Hoorn, das eigentliche Käseland, enthält in ihren großen Milchwirthschaften mehr als einen der berühmten holländischen Viehställe mit den fliesenbedeckten Wänden und Fußböden, den bunten Glasfenstern, der gewölbten, buntgemalten Decke, mit großen Porcellanvasen in den Ecken u. s. w.; wie in den Stadthäusern die Prunkküche, so ist ein kleiner abgegrenzter Theil des Kuhstalles der Lieblingsaufenthalt der ländlichen reichen Familien.

Ein unerwarteter Zwischenfall ließ de Coster nicht, wie er zuerst beabsichtigt, von Hoorn über Monnikendam direkt nach der Insel Marken gehen, sondern nöthigte ihn, sich für einige Tage nach dem Haag zurückzubegeben. Während seines Aufenthaltes hier machte er einen Ausflug nach dem Strandorte Scheveningen, von dem er folgende Schilderung entwirft. Das Scheveningen der Badegäste unterscheidet sich durch nichts von anderen Seebädern: dasselbe große Badehotel, in dem Abends regelmäßige Concerte stattfinden, dieselben Cafés und Restaurants, dieselbe banale Promenade mit dem mehr oder weniger gelangweilten Publikum; Sonntags-Gäste, die sich aus dem Haag hier einfinden; am Strande die Badekarren, die mit ihren Insassen ins Wasser geschoben werden, oder in große Mäntel gehüllte, vor Frost zitternde Badegäste, die in großen mit Schutzdächern von Korbgeflecht versehenen Lehnstühlen sitzen und das Freiwerden eines Karrens für ihren Gebrauch erwarten. Das Meer selbst sah, wie de Coster sagt, gelblich und gelangweilt aus; graue Wolken bedeckten den ganzen Himmel. Geht man vom Badehotel etwas weiter landeinwärts, so ändert sich das Bild vollständig; man kommt in das alte Scheveningen, eine Stadt von 6000 bis 8000 Einwohnern, die weder durch den Badeverkehr noch auch durch den Häringsfang, ihren Hauptnahrungszweig, reich zu werden scheinen. Enge gewundene Straßen, baufällige Hütten, und als unvermeidliche Begleiterin der Armuth hier wie überall größte Unsauberkeit. An allen Thüren, Fenstern und Zäunen hängen neben trocknenden Kleidungsstücken und Wäsche, die meist einen sehr desolaten Charakter zur Schau tragen, nasse Netze und blutige Fischerkörbe. Denn Scheveningen producirt ausschließlich den bokking haring, d. h. den geräucherten Häring, der vor dem Räuchern ausgenommen wird; der gekaakte, in Tonnen eingesalzene Häring kommt vorzugsweise aus Maaslins und Flaardingen, und auch der frische oder pouharing hat seine besonderen Ausfuhrorte. Auf kleinen von Hunden gezogenen Wagen bringen die Frauen von Scheveningen ihre Waaren auf die Märkte der größeren Städte; aber nie soll sich eine von ihnen entschließen, dort zu bleiben oder in Dienst zu treten. Sie ziehen ihre ärmliche unsaubere Heimath dem fleißigen, aber in materieller Beziehung wohlversorgten Leben einer holländischen Dienstmagd vor. Uebrigens hat das alte Scheveningen, das dem Auge eines jeden Malers einen Hochgenuß bietet, wahrscheinlich die längste Zeit gestanden; im Jahre 1878 war in kommerciellen und industriellen Kreisen der Hauptstadt schon vielfach von der Bildung einer Gesellschaft zur Anlegung eines großen Handelshafens in Scheveningen die Rede.

Die Gebirgsstämme Vorder-Indiens.

(Aus Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild").

Das von uns auf S. 79 dieses Bandes angekündigte Werk ist jetzt etwa zum vierten Theile erschienen und erfüllt die von uns ausgesprochenen Erwartungen in vollstem Maße. Kaum ein zweiter Gelehrter in Deutschland wäre im Stande gewesen, die verschiedenen Verhältnisse des mächtigen Landes, seine Produkte, seine Industrie und seinen Handel, die Ethnographie und so fort in so prägnanter Weise uns vorzuführen, schon aus äußerlichen Gründen nicht; denn wer besitzt, wie Emil Schlagintweit, jene durch den Buchhandel nicht zu beschaffenden bändereichen Sammlungen von amt-

lichen Verwaltungsberichten und Veröffentlichungen der statistischen Bureaux, ohne welche, wie der Autor selbst anerkennt, das ganze Werk nicht möglich geworden wäre? Sodann ist aber der Verfasser wie wenige vertraut mit den Sprachen, der Geschichte, den Religionen, den natürlichen Verhältnissen des Landes, so daß es wohl schwer gewesen wäre, eine berufenere Feder für dessen Schilderung zu finden. Und welch ein Stoff für die Darstellung! Das indische Kaiserreich ist sieben Mal so groß als das Deutsche Reich; von 250 Millionen Unterthanen, die England außerhalb Europas beherrscht, entfallen 240 Millionen auf Indien; Waaren im Werthe von mehr als einer Milliarde Mark werden jährlich durch englische Handelshäuser aus Indien bezogen oder dorthin geworfen, vierzig Procent des gesammten Umsatzes Englands mit seinen auswärtigen Besitzungen werthet der Handel mit Indien. „Im indischen Kaiserreiche ist nahezu jede Naturbildung vertreten, jedes Landschaftsbild zu finden; es giebt kaum ein anderes Land so großartig in den Verhältnissen, so reich an Gegensätzen. Aus den Ganges- und Indus-Ebenen, von mächtigen Flüssen befruchtet und vom blendendsten Sonnenscheine beschienen, steigt von ewigem Schnee bedeckt, das Himâlaya-Gebirge empor, das die höchsten Gipfel der Erde einschließt: auf regenlose Wüsten und gewellte Steppen im Westen folgen im Innern der Halbinsel fruchtbare Tafelländer, die Kämme der Randgebirge mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt; am Meeresrande bilden die Flüsse Deltas mit überaus üppigem Pflanzenwuchse. Veranschaulichen die Anden am deutlichsten die Thätigkeit vulkanischer Mächte, Australien und Polynesien die formenbildende Arbeit animalischer Kräfte, so lehrt Indien in seinen Gegensätzen, zwischen Hitze und Kälte, zwischen Trockenheit und hochgradiger Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit die Einwirkung von Wasser und Klima auf die Erdoberfläche."

Südindische Urrace[1]). (Aus „Indien in Wort und Bild". Von Emil Schlagintweit.)

Wir sind durch die Güte der Verlagsbuchhandlung (Schmidt und Günther in Leipzig) in den Stand gesetzt, außer einem Prachtstücke indischer Architektur „Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda", zwei Racenbilder unseren Lesern mitzutheilen, die dem dritten Kapitel des Werkes „Völker und Kasten" entnommen sind.

Die Bevölkerung Indiens, sagt Emil Schlagintweit, setzt sich aus einer ungemein großen Zahl von Völkern, Stämmen und Sippen zusammen, die unter sich im Aeußern, in Sprache, Charakter und Gesittung mehr von einander abweichen, als die verschiedenen Nationen des europäischen Kontinentes. Ihrer Herkunft nach bestehen die heutigen Indier aus drei großen unter sich völlig verschiedenen Völkern: aus Gebirgsstämmen, Drawidiern und Ariern. Ueber die ersteren entnehmen wir dem Prachtwerke das Folgende.

Gebirgsstämme, die Hill Tribes oder Aboriginer der indischen Geographen und englischen Behörden, bevölkern alle Hügellandschaften von Dehli im Nordosten hinüber bis Gandschan im Südwesten, an der Mündung der Godaweri, und hinab bis zur Südspitze Indiens, wo das 1550 von Sankt Franz Xaver erbauete und der heiligen Jungfrau geweihte christliche Kirchlein vom 1400 Meter hohen Kap Komorin in das Meer hinausleuchtet. Amtlicherseits wird diesen Waldbewohnern „jeder Stamm zugerechnet, bei welchem keine Verschmelzung mit der höhern arischen Race nachzuweisen ist, wie sie ihren Stempel den Bewohnern der Ebenen aufdrückte." Nach Hunderten zählen diese kleinen Nationalitäten und Stämme, die, unabhängig von einander, aber tributpflichtig, ja selbst Hörige und Sklaven der Bewohner der Ebene, nicht einmal die Wohlthaten der indischen Civilisation kennen lernten und wiederholt in offene Empörung ausbrachen, wenn Uebergriffe gegenüber ihren Herren sie zu abwehrenden Maßregeln nöthigten. Ihre Ursitze müssen in den fruchtbaren Niederungen gesucht werden, aus

[1]) Nach Photographien von Capt. G. E. Fryer, zuerst abgebildet Bd. III der Zeitschrift der „Royal Asiatic Society, New Series" (London 1868). Die Heimath dieser Leute sind die Waldgebirge von Kotschin; sie heißen dort Multscher, eine Verstümmelung des Sanskritwortes Mletscha, ein Wälschender, der eine unverständliche Sprache redet.

denen sie im Norden vor den andringenden Ariern, im Süden vor den Drawidiern zurückwichen; die wenigsten Stämme sind ohne Erinnerungen an frühere Wanderungen. Man schätzt die Zahl aller Waldbewohner zu neun Millionen; jede Schätzung aber zeigt niedrigere Zahlen, denn wo immer Aboriginer durch die Missionsthätigkeit der Brahmanen aufhören den Wald nach Wild zu durchstreifen, Speer und Schleuder niederlegen, die Axt mit der Haue und dem Pfluge,

Korwa (Aboriginer-Stamm in Dschalspur im Südwesten von Tschota Nagpur). (Aus „Indien in Wort und Bild". Von Emil Schlagintweit.)

das jährliche Abbrennen eines andern Striches des Walddickichtes mit einer regelmäßigen Fruchtfolge vertauschen, scheiden ihre Dörfer von den Aboriginern aus und werden den Hindus zugezählt.

Die Waldbewohner sind ersichtlich keine einheitliche Race. Eine Gruppe für sich sind die Bewohner der Halbinsel, von den muskelstarken Kol die Kol-Abtheilung genannt; eine andere Gruppe bilden die Anwohner im obern Brahma-

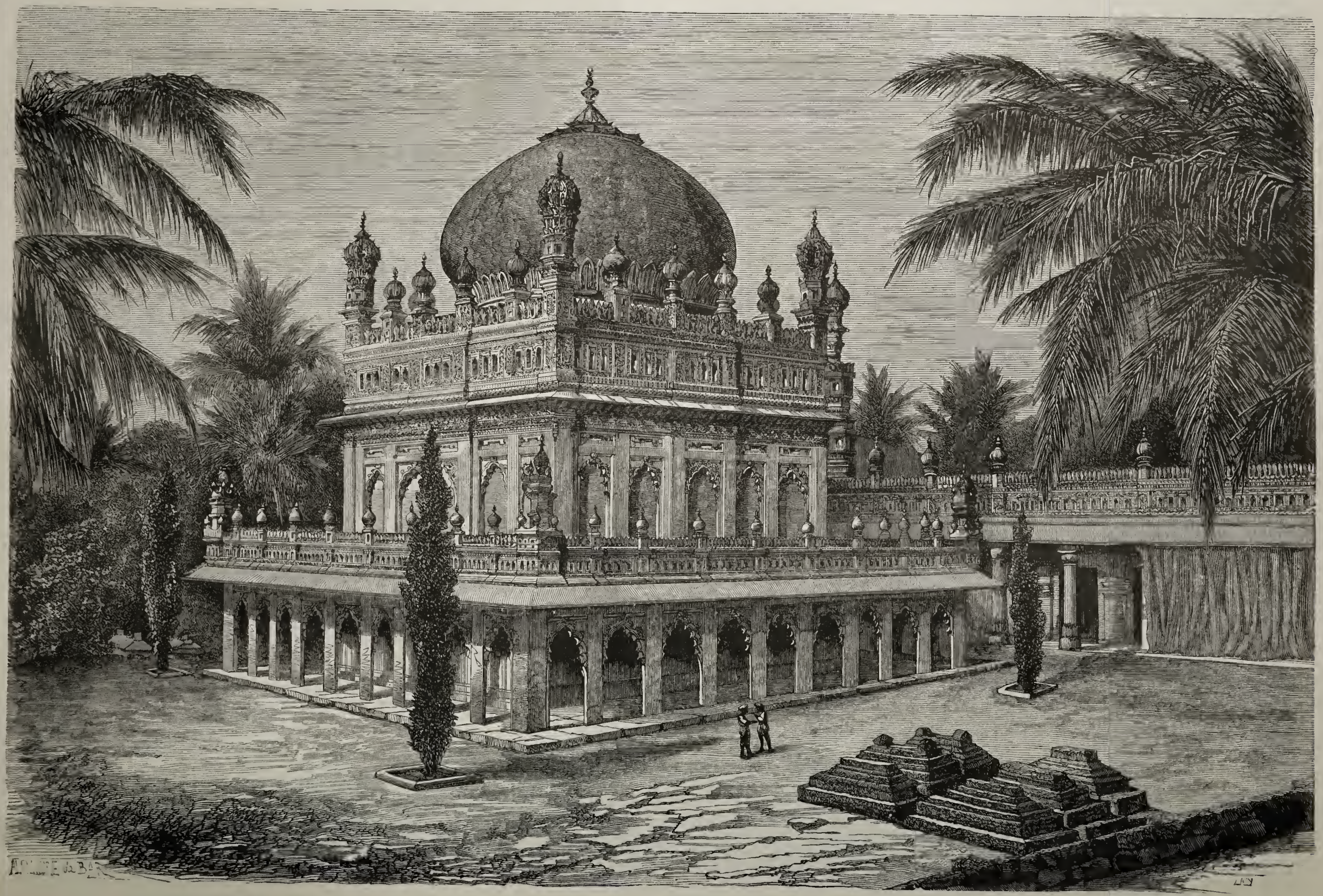
putra-Thale in Assam, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit den Völkern Hinter-Indiens als Schan-Stämme bezeichnet werden; wieder gesondert zu stellen sind die Bewohner der äußeren Himâlaya-Thäler. Kol und Schan gehören zu der großen Familie der Malayo-Chinesen oder jenes großen Volkes, das Süd-Asien mit Australien seine Bewohner gab; die Himâlaya-Bewohner bilden einen Theil des tibetischen Volkes und damit des großen centralasiatischen Völkerstammes . . .

Dem Urmenschen in Körperbau, Gesichtsbildung und Gesittung nähern sich die Bewohner des Waldgebirges, das im Süden der Nilgiri-Berge mit Gipfeln bis zu 2400 m Höhe zwischen den Staaten Travankor und Kotschin an der Malabar-Küste und der Präsidentschaft Madras bis zur Südspitze Indiens fortstreicht. Hier wohnen Menschen, deren größte Männer nur 1580 mm messen; der Mittelschlag erreicht kaum 1523 mm; unter zehn Individuen waren zwei von nur 1426 mm Größe. Die Hautfarbe ist dunkel. Der Kopfumfang ist groß, das Haupthaar beim Manne wollig, lang und struppig beim Weibe; die Stirn ist niedrig und überhängend, der Mund klein mit dick aufgeworfenen Lippen, die Barthaare am Munde sind weißlich grau und grob wie Borsten. An einem Gebirgsbewohner östlich von Kotschin von nur 1382 mm Höhe findet ein verlässiger Berichterstatter, Major Branfill vom Vermessungsamte, den untern Theil des Gesichtes hervortretend wie beim Affen, den kleinen Mund mit den aufgeworfenen Lippen einen Centimeter weit über die Nase hervortretend; es bedurfte förmlicher Jagd, um eines Paares habhaft zu werden. Der Oberkörper ist lang; die Brust flach, nicht gewölbt, ihr Umfang sehr gering, das Rückgrat ist über den Hinterbacken nach innen gekrümmt, die Knie bei den Kleineren stark nach auswärts gebogen, die Arme sehr lang, die Nägel unvollkommen ausgebildet. Diese Völker treiben keinen Ackerbau, kennen nicht die Axt, sondern verrichten alle Arbeiten mit einem roh gearbeiteten Messer; der Besitz einer kurzen Haue ist bereits ein Fortschritt; sonst ersetzt sie, wie bei zwei Männern auf dem Bilde S. 359, ein breit geschnitzter Stock. Waffen sind Bogen, Pfeil und Schleuder; Nachts werden Feuer angezündet, um die wilden Thiere abzuhalten. Die religiösen Vorstellungen lassen sich auf die Furcht vor übelwollenden Geistern zurückführen; einem rohen Steine oder einem Baumstumpfe widerfährt nach Darbringung von Thieropfern die Ehre, als Sinnbild der Gottheit die Gebete um Abwehr von Uebeln entgegen zu nehmen. Zu Wohnungen dienen Höhlen, überhängende Steine, hohle Baumstämme oder Häuser, aus Matten und Schilf zusammengesetzt und mit zäher Erde beworfen. Die Nahrung ist vorwiegend vegetabilisch und besteht hauptsächlich aus eßbaren Wurzeln; Fleisch ißt man halb gar gekocht und nimmt es auch vom gefallenen Thiere. Der Gebrauch des Geldes ist diesen Leuten unbekannt; die wenigen Abgaben liefern sie in Naturalien (Honig, Wachs und Sandelholz) ab, mit Getreide oder Geräthen lassen sie sich ihre Dienste lohnen. Die Kleidung ist ein Stück Zeug um die Hüften gegürtet; Mangels eines solchen stecken sich Frauen einen Schurz von Blättern zusammen. Den Charakter der Leute kennzeichnet Wahrheitsliebe, Keuschheit und Ehrerbietung gegen die Eltern; sie sind gute Eheleute, sorgsame Eltern und dankbare Kinder. Man nimmt eine Frau; der Wittwer heirathet selten wieder; anders die Wittwen, die selbst bei vorgerücktem Alter gern noch einen zweiten und zwar jungen Mann freien. Die urwüchsigsten Stämme begraben ihre Todten nicht, sondern legen sie offen hin und meiden den Ort einige Monate lang. Die an die Ebene grenzenden Stämme haben dagegen von den Hindus die Sitte der Leichenverbrennung angenommen.

In den Männern der „Südindischen Urrace“ findet Professor Huxley, ein genauer Kenner der Völkerverhältnisse in Süd-Asien und Australien, „eine auffallende Aehnlichkeit mit den Aboriginern Australiens; sie haben dieselben Umrisse, dieselbe überhängende Stirn, dasselbe weiche, schwarz scheinende Haar; man entkleide die Leute ihres Schurzes und der Australier steht vor uns.“ Zur Untersuchung der Sprachen fehlt noch das Material. Der Waldbewohner hütet seine Sprache und giebt sie um Nichts preis. Nicht einmal der allmächtige Mammon des schlauen Brahmanen kann einen Karagar — im Küstendistrikte Süd-Kanara — zu Aussagen über diese wichtige Frage bewegen. Bereitwillig macht er Mittheilungen über seine Feste, seine Götter und seine Familie, aber eine Frage nach seiner Sprache erschreckt sein Gemüth und macht ihn unhöflich, ja grob. Seine Sprache betrachtet der Waldbewohner als einen Schild in seiner Hand, der mit Niemanden getheilt werden kann, und als ein Geheimniß, das heilig zu halten ist. Bekannt ist nur, daß sie eigene Worte für Zahlen nur bis Zwei, Fünf oder höchstens Zehn haben, und dies kennzeichnet einen sehr niedrigen Bildungsstand.

Nach Norden setzt diese kleine Race von Waldbewohnern fort bis in die Gebirge von Orissa; der beim Vorgebirge Palmyras in die Bai von Bengalen sich ergießende Brahmani-Fluß kann als ihre nördlichste Grenze bezeichnet werden. Hier sitzen noch die Dschuang, die Männer selten über 1520, die Frauen nur 1423 mm hoch; ihre Nachbaren gleichen Riesen verglichen mit ihnen. Ihre Wohnstätten werden Hundehäusern verglichen, so niedrig sind die Hütten, so ärmlich das Lager. Die unmittelbaren Nachbaren dieser kleinen Race bilden in Central-Indien die Kol, die Bewohner der waldreichen Hügelreihe, die sich unmittelbar südlich vom Wendekreise des Krebses über die ganze Halbinsel hinzieht, mit der Windhya-Kette im Norden, dem Satpura-Gebirge mit Gipfeln von 1357 m im Süden, dem Gebirgsknoten Amarkantak (1091 m) im Osten; einzelne Völker, wie die Mal in den Nadschmahal-Bergen an der Südbiegung des Ganges, die Bhil auf der Halbinsel Gudscharat, sind weiter vorgeschoben. Die Zahl der Namen und Abtheilungen ist endlos; die Gesammtzahl der Angehörigen erreicht kaum drei Millionen. Diese Völker sind ein kräftiger Mittelschlag. Die Größe schwankt von 1620 mm (Kol) bis 1683 mm (Bhil); im Verhältniß zur ganzen Höhe ist der Kopfumfang mit 331 bis 335 mm sehr groß bei Kol und Bhil, etwas geringer bei Gonds, 317 mm. Das Körpergewicht ist gering und bezeugt unvollkommene Ernährung; es schwankt zwischen 50 und 55 Kilogramm. Das Gesicht ist rund und breit, die Backenknochen und die fleischigen Lippen stehen weit vor; das Haar ist dunkel, wird auch von Männern meist lang getragen und in einen Knoten geschürzt. Ueberaus abstoßend wird der Gesichtsausdruck, wo der breite Mund schief gezogen und die Nase platt gedrückt ist.

Von Jugend auf gewöhnt, völlig nackt, etliche Schnüre um die Lenden gebunden, in welche Lappen oder auch nur Blätter zur Bedeckung der Schamtheile gesteckt sind, mit Axt, Bogen und Pfeil bewehrt die dichtesten Waldungen zu durchstreifen, wobei sie sich vorwiegend mit vegetabilischer Nahrung begnügen, sofern nicht Thiere zur Beute fallen — selbst Schlangen werden verzehrt —, haben diese Leute jene Ausdauer und Zähigkeit erlangt, die alle Naturvölker kennzeichnet. Die Bogen sind aus Bambus; gedrehte Längsfasern der Palmen bilden die Sehnen. Sehr geschickt werden kleine Beile gehandhabt; man lichtet damit das Unterholz und wirft nach kleineren Thieren; nur selten fehlen sie das Ziel.



Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda. (Aus „Indien in Wort und Bild". Von Emil Schlagintweit.)

Die Sprache der Aboriginer [1]) Central-Indiens zeigt außerordentlich große Verschiedenheiten; unmittelbare Nachbaren verstehen sich vielfach kaum. Keiner der Stämme hat ein eigenes Alphabet; wo in den letzten Jahren Schulen entstanden, führte man ein Alphabet der indischen Volkssprachen ein. Wir verdanken Missionären und englischen Beamten Wörterverzeichnisse, selbst eingehende Grammatiken, Schulbücher und Bibelübersetzungen; in der Kolsprache liegt die Bibel seit 1873 vor. Immerhin bedarf es noch der Arbeit eines Vierteljahrhunderts, um von jedem lebensfähigen Dialekte eine Grammatik zu erhalten und zu vergleichenden Sprachforschungen fortschreiten zu können. Bis jetzt liegen nur Widersprüche vor; der eine Forscher findet eine Sprache dem Türkischen in grammatikalischer Struktur nicht nachstehend, ein anderer bringt sprachliche Aehnlichkeiten mit den Dialekten Hinter-Indiens vor. Fest steht nur, daß im Sanskrit ein großer Ueberrest nicht-arischer Worte bewahrt ist, und vielleicht wird an diesem Neste noch die Quelle angeschlagen, aus welcher für alle indischen Sprachen Vokabeln fließen.

Hat im Innern Indiens das Volk der Kol seine Wohnsitze aufgeschlagen, so gebietet an der Ostgrenze, in den rechtsseitigen Geländen des von Gebirgen hufeisenförmig umsäumten Thales des Brahmaputra-Flusses die große Nation der Schan, deren fortgeschrittenster Theil im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung am obern Irawadi-Strome in Hinter-Indien ein Reich gegründet hatte, dem erst Mitte des vorigen Jahrhunderts der birmanische König Alaung-Phra (Alompra) ein Ende machte.

Nehmen wir die große Biegung des Brahmaputra nach Süden als den Ausgangspunkt, von welcher sich diese große Familie von Gebirgsvölkern in Bewegung setzte, so scheint sie sich in zwei reichverästelte Zweige gespalten zu haben: der eine Strom wandte sich westwärts, der andere wurde die Vorfahren der Völker, die am obern Laufe des Irawadi als Kakhyen bekannt sind und weiter hinab, auf der Wasserscheide zwischen Irawadi und Salwen, in Karen übergehen. Drei bis vier Millionen Aboriginer wohnen in diesen Waldgebirgen von üppiger Vegetation und sehr feuchtem Klima. Der Ebene zunächst sitzen die Garo, ein Volk von starkem Gliederbau; das Gesicht ist rund, die Stirn steht nur wenig über die kleinen, aber klugen Augen hervor; die Nase ist ungemein platt, im Profil betrachtet liegt der Nasensattel tiefer als die Augen; die Lippen sind dick und stehen weit vor, so daß der Gesichtsausdruck selbst bei jungen Leuten wenig Anziehendes hat. Die Sprache hat sehr viel Fremdworte angenommen, schließt sich aber am engsten an die Nachbarn im Südosten an. Oestlich davon sitzen die Khassia mit Dschaintia und Mika. Die letzteren sind Wilde; selbst unter den Dschaintia machte erst das Machtwort der Engländer 1834 den Menschenopfern zur Beschwichtigung der erzürnten Naturgottheit ein Ende. Die Khassia wählen sich Obere auf Lebenszeit mit sehr bescheidenen Rechten; die Dschaintia haben erbliches Fürstenthum ausgebildet, den Hindus der Ebene Zutritt gestattet und es zu eigenen Brahmanen und Priestern gebracht, die von ihren Brüdern der Ebene als Hindu niederer Kaste anerkannt sind. Beide Stämme sind ein schöner Menschenschlag mit auffallend gut entwickelter Arm- und Fußmuskulatur, wie sie in Indien in der Ebene gar nicht angetroffen wird und unter Gebirgsvölkern selten ist. Die Sprache ist besser als von jedem andern Stamme dieser Gruppe erforscht; sie gehört zu den einsilbigen und bildet ein Glied der großen Schan- oder Thai-Sprache, die in schmalen Streifen bis zum Golf von Siam hinabreicht. Weltbekannt, wenigstens im Kreise der Archäologen, wurden die Khassias durch die hier in Indien zuerst beobachtete Sitte der Aufrichtung gewaltiger Steinmonolithen, wie wir sie in Form und Zweck in den Dolmen, Cromlechs und Stonehenges Europas wiederfinden. Die Denksäulen sind unbehauene Bruchsteine, viele Centner schwer, ohne Inschrift; vor ihnen liegen als Opfertische und Grabstätten ebenfalls unbehauene und noch gewichtigere Steinplatten auf kurzen Tragsäulen ruhend. Nicht bloß Verträge und Todte werden durch solche Steinsäulen verewigt, 1873 widerfuhr auch einem beliebten englischen Beamten die Ehre der Einsenkung einer solchen Säule. Dieselben stehen nie allein, sondern gruppenweise beisammen.

Volkreicher als diese beiden Stämme sind die Naga, die Bewohner eines Hochgebirgslandes von der doppelten Größe Tirols, mit Gipfeln von 3700 m Höhe, von einer subtropischen Vegetation bestanden; auf englischem Gebiete allein wohnen an 400 000 Naga. Der Name ist nicht auf das Sanskritwort für „Schlange“ zurückzuführen, sondern ist aus der Sprache des Volkes als Krieger zu erklären. Der Race nach liegt hier kein einheitliches Volk vor; es sind, wie in der Kol-Gruppe, zwei Volkstypen zu unterscheiden: ein schöner, kräftiger, geweckter Schlag von heller Hautfarbe, der die meist terraffirten Felder mit Fleiß bebaut, und eine dunkele, schmutzige, furchtsame Race, die jedesmal zurückweicht, wenn sie mit dem stärkern Volke in Berührung kommt. Die tiefe Spalte des Dhangsiri-Flusses und seines Nebenflusses Doyang bilden ethnographisch den Markstein; Hauptrepräsentant der dunkelen Ostrace ist der mürrische Lhota, des kräftigen Volkes im Westen der Naga. Das Sprachgewirr unter den einzelnen Naga-Stämmen beweist, daß verschiedene Völkerreste unter diesem Namen gehen; es fehlt jedoch nicht an mehrfachen Merkmalen der Zusammengehörigkeit. So ist allen Nagas eigenthümlich die Sitte des Tättowirens des ganzen Körpers, dann eine Haartracht, wobei das Haupthaar auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt wird. Unter den Kolariern findet sich diese Haarfrisur nur vereinzelt; hier dagegen ist sie allen Gebirgsstämmen eigen und wird geradezu zum Wahrzeichen des Volkes. Ganz eigenartig ist das Tättowiren; kein anderes indisches Volk ritzt solche Zeichen in die Haut, während hier jeder Stamm seine eigenen Linien hat. Dieses Bemalen des Körpers weist auf einen innigen Zusammenhang mit den Nationalitäten am Nordrande von Birma hin, von denen diese Unsitte gleichfalls berichtet wird. Noch ist der Aufenthalt unter den Nagas sehr gefährlich; erst im Oktober 1879 wurde der englische Beamte ermordet, der unter ihnen seinen Sitz zu nehmen hat, seine Begleiter niedergemacht.

Die Breite des Ganges- und Brahmaputra-Delta trennt die Schan-Völker von den Kol-Stämmen Inner-Indiens. Die Entfernung ist verhältnißmäßig gering, und es ist zu erwarten, daß eine allseitige Erforschung der beiderseitigen Sprachreste, Körperformen, Sitten und Gebräuche eine Zusammengehörigkeit der in der alten Literatur Nischâda genannten dunkelen Waldbewohner Inner-Indiens mit den Schan-Einwanderern in Assam erweisen werde.

* * *

Unser letztes Bild stellt ein „Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda“, einer Festung in der Nähe der Stadt Haidarabad, dar, welche die Gräber der Herrscher der

[1]) Mit diesem Namen soll nicht gesagt sein, daß die damit bezeichneten Stämme die Autochthonen des Landes seien; er wird vielmehr in der Bedeutung von „Nicht-arisch“ (vorarisch) gebraucht und soll andeuten, daß bei diesen Stämmen keine solche Vermischung mit der arischen Race stattgefunden hat, wie unter den Bewohnern der Ebenen.

Golkonda-Dynastie (1512 bis 1672) umschließt. Der Nizam verwahrt auf Golkonda seinen Schatz und benutzt die Festung als Staatsgefängniß; der Zutritt ist Europäern nur mit besonderer Erlaubniß gestattet, und einer solchen erfreute sich in letzter Zeit der Afrika-Reisende R. F. Burton, der die Gräberstadt einen der interessantesten Ueberreste mohammedanischen Glanzes nennt. Den Baustyl der Denkmäler kennzeichnet Ueberladung, und gleich vielen indischen Moscheen enthalten sie Theile, die nicht zum Gebrauche bestimmt waren, sondern nur zum Gepränge angefügt sind. Auf einem länglichen oder quadratischen Unterbau ist die Kuppel aufgesetzt, beide Theile aus grauem Granit. Die Form der Kuppel wechselt von der Zwiebel bis zum Halbkreis; der Ansatz an den Unterbau ist jederzeit reich verziert. Der Unterbau ist einstöckig bei kleineren, zweistöckig bei größeren Mausoleen; er schließt nach oben bald glatt ab, bald ist er bekleidet mit speerähnlichen Zinnen, viele sind auch mit Geländern in den verschiedenartigsten Mustern verziert. Im untern Theile des Gebäudes ist regelmäßig ein Säulengang angebracht, in Spitzbogen auf einer quadratischen Basis, zu welcher bis zu vier Stufen emporführen. Die Wände sind weiß getüncht, zuweilen grün gemustert. Jedes größere Grab hat seine Moschee oder eine Musalla (Kapelle) und besteht meist aus einer gegen Osten sich öffnenden Halle mit einer Mihrab oder Gebet-Nische gegen Westen und einem Minaret auf jeder Seite. Diese Minaretthürme sind durchgehends von gleicher Bauart; Kuppel und Halsstück sind stets eine Moschee im Kleinen, der Schaft ist entweder rund oder vielkantig und von einer oder zwei Gallerien unterbrochen; viele dieser Minarets sind Spielzeuge und waren niemals zum Gebrauche mit Treppen versehen. Die schönsten dieser Mausoleen sind das Grabdenkmal des Sultan Abdallah Kutb Schah (gestorben 1611), seiner Mutter Fatimah und seines Vorgängers, des Erbauers von Haidarabad; andere sind überladen mit Stuck oder mehr gekünstelt als künstlerisch. Kein einziges unter den zahlreichen Gebäuden der Gräber ist verfallen, sondern Maurer bessern die Bierung aus, wo sie schadhaft wird, eine Sorgfalt, welche Haidarabad vor anderen mohammedanischen Staaten vortheilhaft auszeichnet. Das Innere dieser Grabdenkmäler ist mit sich schneidenden Bogen in unendlicher Mannigfaltigkeit ausgeführt; viele gehören zu den großartigsten Bauwerken mohammedanischer Bauart in Indien, und Burton bedauert, daß von diesen Gemächern noch keine Photographien abgenommen sind. Treppen, die kaum zu begehen sind, führen hinab zu den Gräbern in einer aus Gewölben aufgebauten, mit Nischen versehenen Gruft. Unter dunkelem, schwerem Grünstein ruht die Leiche. Der Grabdeckel ist länglich und aus 6 oder 8 sich verjüngenden Platten zusammengesetzt; der oberste Stein ist bald flach, bald gewölbt; auf seinen Seiten sind Inschriften in Naskh- (oder Nastalik-) Schriftzügen eingemeißelt. Die Absätze der Grabdeckel, wie solche auf der Abbildung vor dem Gebäude liegend dargestellt sind, sind mit Thierklauen und Urnen verziert, aber diese Verzierungen vielfach beschädigt.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

III.

Die Geburt. Um eine Frau, welche in Umständen ist, vor Schaden zu hüten, muß sie — so verlangt der Volksaberglaube — am Halse einen geschnittenen Stein, „Sternschisch“, tragen und sich mit einem jener Bänder umgürten, womit in den Bethäusern die biblischen Bücher zusammengehalten werden.

Sobald die Frau die ersten Wehen spürt, so werden, zur Beschleunigung und Erleichterung der Geburt, alle Knoten an ihrer Kleidung gelöst und alle Schlösser im Hause oder mindestens in dem betreffenden Zimmer aufgemacht. Es gilt als schädlich und verlangsamt die Geburt, wenn man fremden Personen die Mittheilung macht, daß die Frau schon Wehen hat. Geht die Geburt zu langsam vor sich oder sind sonst Geburtshindernisse vorhanden, so werden Gebete verlesen, den Armen werden Almosen gegeben und nur im äußersten Nothfall wird ein Arzt herbeigeholt.

Die Geburt eines Kindes mit den Eihäuten wird — wie hier und da unter Christen — als ein Zeichen des besondern Glücks für das Neugeborene betrachtet; die „Glückshaube“ wird gewöhnlich aufbewahrt.

Die Wöchnerin und das Neugeborene müssen vor dem Einflusse böser Geister gehütet werden. Deshalb zeichnet die Hebamme mit Holzkohle Kreise an die Wände des Wochenzimmers, deshalb legt sie unter das Kopfkissen der Wöchnerin ein Messer und ein religiöses Buch. Am liebsten wird hierzu das kabbalistische Buch „Sefer Rasiel“ gebraucht. Der Sage nach hätte ein Engel „Rasiel“ dem ersten Menschen Adam den Inhalt des Buches mitgetheilt; in Wirklichkeit ist das Buch im XIII. Jahrhundert von dem Kabbalisten Abulefij verfaßt. Die genannten Gebräuche fangen an, allmälig zu verschwinden, dagegen sind die nachfolgenden sehr im Schwange. Der Gebrauch eines Talismans, „Brieflich“ genannt (Schir-gamalos und Schir-gamalot). Auf ein Quartblatt Papier wird der 121. Psalm geschrieben; darunter stehen innerhalb eines Kreises die Worte „Schadai kra schatan!“ (Allmächtiger, vernichte den Satan!) und zu beiden Seiten die Namen der ersten Menschen und Patriarchen; rechts die Männer, links die Frauen; dann die Anfangsbuchstaben einiger Bibelverse und die Namen verschiedener Engel. Diese „Brieflich“ werden an den Thüren, den Fenstern, an den Schornsteinen und überall dort befestigt, von wo man das Eindringen böser Geister befürchtet; die Talismane verbleiben an ihren Stellen bis acht Tage nach der Geburt des Kindes. Ganz besondere Gebräuche finden statt bei der Geburt eines Knaben: das Verlesen des „Schema“ (Krias-schema-leienen). Am Vorabend des Tages, an welchem die Beschneidung vor sich gehen soll oder, wenn dies ein Sabbath sein sollte, am Donnerstagabend werden die Verwandten und Bekannten zu einem Imbiß eingeladen. Jeder Gast sagt leise beim Eintritt in das Haus zuerst den Vers „Schema-Israel“ (V. B. Mos., 6. Kap.) und die fünf folgenden her; dann den ganzen 91. Psalm, mit dem letzten Verse des 90. Psalms anfangend. Gleich am Tage der Geburt eines Knaben kommen die Schulkinder mit ihrem Lehrer (Benelser), um ebenfalls die oben schon genannten Bibelstellen zu verlesen, denen

die Kraft zugeschrieben wird, der Thätigkeit des Satans und des bösen Dämons entgegenzuwirken. Bei einigen Juden, z. B. den Chasidim, bleiben einige Leute die ganze Nacht beim Kinde, wobei aus dem kabbalistischen Buch „Sagar“ die „Wachtnacht“ verlesen wird. Das Verlesen der Gebete (Talmud oder Mischna) in der Nacht besorgen die sogenannten „Klausner“, arme Jünglinge, welche in den „Eschiboten“ (Gebethäuser) sich mit dem Studium des Talmud beschäftigen; sie werden dafür bezahlt. Die armen Juden können sich deshalb nicht diesen Luxus gestatten.

Ferner wird bei der Geburt eines Knaben der „Bensachor“ beobachtet. Am Vorabend des ersten Sabbaths nach der Geburt ruft der Diener am Bethaus (Schamesch) unmittelbar nach Beendigung des Abendgebetes: „N. N. ladet zum Bensachor ein!“ Die Anwesenden, vor allem die Bekannten und Verwandten, nehmen zuerst ihre Abendmahlzeit ein und begeben sich dann in das Haus des Neugeborenen, woselbst man ihnen allerlei Süßigkeiten, welche aber von rundlicher Form sein müssen, vor allem Haselnüsse, vorsetzt. Die Bedeutung dieser höchst sonderbaren Sitte wird von den Rabbinern sehr verschieden erklärt. Am Sabbathmorgen begeben sich alle Bekannte und Verwandte nach Schluß der Morgenandacht auf specielle Einladung abermals in das Haus der Eltern des Neugeborenen (man nennt das „Schalom-sachor“), wo ein Imbiß verabfolgt wird, während die Gäste dem Vater in bestimmt vorgeschriebener Form ihre Glückwünsche darbringen. Am achten Tage nach der Geburt wird endlich die Beschneidung vorgenommen. Gegen 10 Uhr Morgens nach Beendigung des Gebetes versammelt sich in der Synagoge oder im Hause der „Sanduk“ oder Sandik (Sindikus?), die „Mogelim“ (die Beschneider), der Gevatter und Gevatterin und andere eingeladene Personen, welche Baali-kibudim (Ehrenmänner) heißen. Die Frauen befinden sich in dem Zimmer der Wöchnerin, woselbst auch das Knäblein zur Operation vorbereitet wird. Es wird gebadet, in frische Windeln gewickelt und auf ein Kissen gelegt, welches an zwei Stellen mit einer Binde aus der Synagoge gebunden und mit einer gleichfalls aus der Synagoge stammenden Decke überzogen ist. Jede der anwesenden Frauen nimmt das Kissen mit dem Kinde auf ihre Arme, schaukelt dasselbe zwei Mal und giebt es weiter; so macht das Kind die Runde bei allen Frauen bis es zu derjenigen gelangt, welche es an den Ort der Operation tragen soll. Die Frau, welche das Kind trägt, wird von allen übrigen begleitet, deren eine — gewöhnlich die Hebamme — ein brennendes Wachslicht oder eine Fackel trägt. Sobald der Zug den Ort der Operation erreicht hat, bleiben die Frauen bei der Thür stehen; der „Schamesch“ (Diener am Bethaus) ruft: „Gevatter!“ Dann tritt einer der anwesenden Männer, gewöhnlich der Vater selbst, vor, nimmt das Kind auf seine Arme und macht einige Schritt rückwärts. Dann rufen alle Anwesenden: Boruch gabu! (gesegnet sei der Eintretende!) und 10 bis 13 Verse des 25. Kap. des IV. B. Mos. und einige Stücke aus den Psalmen werden laut verlesen. Aus den Händen des „Gevatters“ nimmt ein anderer, dessen Namen der „Schamesch“ vorher gerufen, das Knäblein und legt dasselbe auf ein besonders zubereitetes Lager, „Kiseschel Eliogu“ (der Thron des Elias). Während das Kind hier einige Minuten liegt, spricht der „Mogel“ (der Operateur) und nach ihm die ganze Versammlung abermals ein kurzes Gebet; dann tritt der „Mogel“ zum Lager, nimmt das Kind und übergiebt es wieder einem andern bis es zuletzt zu dem sogenannten „Sandik“ kommt. Der Sandik ist eine wichtige Person, ein Rabbiner oder eine Anstandsperson des betreffenden Kreises; er sitzt auf dem zubereiteten Lager und hält das Knäblein auf seinen Knien. Das Gesicht des „Sandik“ ist nach Osten gerichtet; die Füße des Knäbleins nach Süden. Die drei Mogelim (oder nur ein Mogel) treten heran, murmeln ein Gebet; beschauen das Gesicht des Kindes, ob es gesund, und vollziehen die Operation. (Wir lassen die Beschreibung der in ihren einzelnen Akten geschilderten Operation fort.) Ein geschickter Mogel vollzieht die Operation an einem schlafenden Kinde so schnell, daß dasselbe keinen Schmerz verspürt; fängt das Kind an zu wimmern, so beruhigt der Mogel es, indem er ihm die Lippen mit etwas Wein benetzt. Der Vater des Knaben spricht dabei immerfort Gebete. Ist die Operation beendet, so nimmt einer der Anwesenden, der besonders vom Schamesch aufgerufen wird, das Kind auf seine Arme, ergreift dazu einen Becher mit Wein und erfleht den Segen Gottes für das Knäblein. Zugleich empfängt das Kind seine Namen, wobei demselben drei Tropfen Wein eingeflößt werden. Mit bestimmten vorgeschriebenen Segenssprüchen schließt der ganze feierliche Akt, durch welchen das Judenknäblein in den Bund des alten Testaments aufgenommen ist. Der „Gevatter“ nimmt das Kind und übergiebt es der „Gevatterin“, welche dasselbe in Begleitung der anderen Frauen zur Mutter bringt und ihr mit den Worten „masel-tor“ (gutes Glück) dasselbe hinreicht. Alle Anwesenden wiederholen, zu den Eltern gewendet, die Worte „masel-tor“!

Ein Festmahl schließt sich daran; bei ärmeren Juden nur ein Imbiß; nach Beendigung desselben wird das übliche Tischgebet gesprochen und diesem werden einige auf die Feierlichkeit sich beziehende Verse, „Tarachman“, hinzugefügt. Gewöhnlich trägt der „Chasan“ (der Vorsänger in der Synagoge) die Verse mit klagender, wehmüthig klingender Stimme vor. Zum Abschluß des Ganzen stellen die Diener der Synagoge und die Hebamme Teller hin, auf welche die Gäste für sie Geld hinwerfen; die Hebamme nennt das ihr „Bube-Geld“; auch der „Kantor“ der Synagoge empfängt Geldgeschenke. Jeder der Gäste opfert im Ganzen etwa 20 bis 75 Kopeken.

Bei der Geburt eines Mädchens finden keinerlei Feierlichkeiten statt. Nur am Tage der Namengebung, welche gewöhnlich an einem Sabbath in der Synagoge erfolgt, ladet der Vater seine Freunde auf einen Imbiß (Leikich und Bronfen) zu sich.

Die Wöchnerin bleibt acht Tage nach der Geburt im Bett, weil man sie dadurch am sichersten vor den bösen Geistern zu schützen glaubt.

Wenn die Wöchnerin endlich als völlig genesen wieder in die Synagoge gehen kann, so erfleht der Kantor durch ein Gebet den Segen Gottes für die ganze Familie.

Tod und Begräbniß. Sobald ein Jude gefährlich erkrankt ist, so ermahnt ihn ein Rabbiner oder ein anderer Glaubensgenosse, die letzte Verfügung zu treffen, ein Testament zu machen und sich eine Predigt vorlesen zu lassen. Das gemeine Volk greift zur Rettung eines Schwerkranken oft zu einem sonderbaren Mittel: man giebt dem Kranken einen andern Namen und hofft, daß nun auch sein Schicksal sich ändern werde.

Sobald der Kranke das Bewußtsein verliert und der Tod bevorsteht, so zünden die beim Sterbenden befindlichen Personen Lichte an, und lesen laut bestimmte Stellen aus der heiligen Schrift. Ist der Todeskampf beendet, so legt man eine Feder auf die Lippen des Todten, bewegt sie sich nicht, so wird das als sicheres Zeichen angesehen, daß die Athmung aufgehört hat und daß das Leben erloschen ist. Dann nimmt man den Todten aus dem Bett, entkleidet ihn völlig und bettet ihn am Boden auf Stroh; das Gesicht wird stets nach oben, die Füße zur Thür gerichtet; die Augen-

lider werden geschlossen und die Finger der Hand gestreckt; schließlich wird der Todte mit einem schwarzen Gewande bedeckt und zu seinen Häupten werden zahlreiche brennende Lichter gestellt. Für Frauen werden die Lichte in diejenigen Leuchter gesteckt, in welchen sie die Sabbathlichte anzuzünden pflegten. Es herrscht der Gebrauch, daß in dem an das Haus des Todten grenzenden Nachbarhause das Wasser fortgegossen wird: man meint, der Tod sei durch das Schwert des Todesengels erfolgt und der Todesengel reinige dann sein Schwert im Wasser des anliegenden Hauses. Die Beerdigung übernehmen Mitglieder der sogenannten Bestattungs-Brüderschaft, wie eine solche unter dem Namen der „heiligen Brüderschaft" (Cherra-kadischa) in jeder Gemeinde existirt. Die Mitglieder der Brüderschaft erscheinen sofort, nachdem sie die Nachricht von dem Tode eines ihrer Glaubensgenossen erhalten haben, heben den Todten vom Boden auf, legen ihn auf eine Bank und waschen ihn mit warmem Wasser (Tagra). Ist die Leiche gereinigt, so wird sie aufgerichtet, drei Genossen der Brüderschaft begießen sie mit reinem Wasser und sprechen dazu drei Mal „toyor", d. i. rein. Nun wird die Leiche mit den Todtengewändern (tachrichim) bekleidet: ein Hemd mit langen, unten zugenäheten Aermeln; dann sehr langer, ebenfalls unten zugenäheter Hose, so daß Hände und Füße vollständig bedeckt sind; dann wird der eigentliche „Kittel" angezogen, ein langes Hemd mit breiten Aermeln und einem Kragen (diesen Kittel schenkt gewöhnlich die Braut am Hochzeitstage dem Bräutigam; am Tage der Vergebung der Sünden trägt ihn jeder); für die, welche keinen Kittel haben, für Frauen, wird ein solcher zur Stelle angefertigt. Das Hemd wird mit einem baumwollenen Gürtel befestigt, so daß der Knoten nach vorn kommt. Den Männern wird schließlich die wollene gestreifte Decke (Talis), in welcher sie ihre Morgenandacht verrichten, übergeworfen und eine wollene Kappe aufs Haupt gesetzt. Dann wird die Leiche in ein leinenes Laken gehüllt, dessen Enden oben und unten zugebunden werden; die Hüllen werden erst gelöst, nachdem die Leiche in das Grab gethan ist. Die eigentlichen Todtengewänder müssen unbedingt aus Baumwolle sein; andere werden nicht gestattet. An einer weiblichen Leiche verrichten Frauen das Waschen und Ankleiden. Während die Leiche gewaschen wird, reißen die nächsten Anverwandten des Todten die Aufschläge ihres Obergewandes ein, etwa 8 bis 10 cm, und man trägt das zerrissene Kleid eine Zeit lang als Zeichen der Trauer; beim Tode der Eltern 30 Tage lang. Gewöhnlich wird die Leiche auf einem von Pferden gezogenen Wagen auf den Begräbnißplatz geschafft; und wenn man den Verstorbenen besonders ehren will, wird er von vier Personen mittels einer Bahre auf den Schultern getragen.

Ist einer der „Kohen" (Priester) gestorben, so werden in das offene Grab von allen Seiten Bretter hineingethan; dazu nimmt man dieselben Bretter, welche zur Bahre dienten; auch die Stangen der Bahre werden ins Grab gelegt. Dem Todten werden irdene Scherben auf die Augen gelegt und kleine Stäbchen in die Hände geschoben.

Es herrscht der Gebrauch, daß beim Fortschaffen der Leiche unterwegs mehrmals angehalten wird, um den Todten um Verzeihung (Mechilu) zu bitten. Der „Schamesch" wendet sich an den Todten, als vernehme dieser alles: „N. N. bittet Dich für alles, wodurch er Dich jemals beleidigte und kränkte, um Verzeihung u. s. w." Ist das Grab zugeschüttet, so spricht der Schamesch — wenn der Todte verheirathet war —, daß alle ehelichen Banden gelöst sind, „Dein Weib gehört nicht mehr Dir als Weib an und Du ihr nicht mehr als Mann." Dann werden die bezüglichen Gebete verlesen, die trauernden Angehörigen getröstet und nach Hause begleitet; hier müssen diese sieben Tage in Trauer auf einem Teppich oder einem niedern Schemel sitzen und müssen lederne Fußbekleidung meiden, nur wollene und baumwollene ist erlaubt.

Nach Verlauf der ersten sieben Trauertage rufen die Kinder, welche Vater oder Mutter beweinen, zehn sogenannte „Klausner" ins Haus, damit dieselben Morgens und Abends im Trauerhause das Gebet „Bezibus" verlesen. Der trauernde Sohn macht dabei den Vorsänger und liest von Zeit zu Zeit das Gebet „Kadisch". Außerdem verlesen die „Klausner", welche zur Brüderschaft „Mischnaist" gehören, solche Kapitel aus der Anischem, aus deren Anfangsbuchstaben der Name des Verstorbenen sich zusammensetzt; nach Beendigung eines jedem Kapitels liest der Sohn (Jusen oder Jatone, d. i. die trauernde Waise) das Gebet „Kadins". Alles geschieht, um der Seele des Verstorbenen das Gericht zu erleichtern und die Macht der bösen Geister, welche den Todten verfolgen, zu beseitigen. Am Todestage der Eltern stellen die Kinder Lichte in die Synagoge oder Schule, und der Schamesch sieht darauf, daß sie 24 Stunden brennen.

Man gedenkt auch der todten Eltern jedesmal im allgemeinen Gebet am letzten Tage eines jeden Feiertags (Haskoras-neschomos).

Aberglauben. Unter den zahlreichen, weit verbreiteten abergläubischen Ansichten und Meinungen der Juden greifen wir einige heraus. Vor allem schließen wir einige auf Tod und Sterben bezügliche hier an.

1. Wenn der Sterbende auf Betten aus Dunen oder Hühnerfedern ruht, so hat er einen schweren Tod; daher schläft der Jude unter keiner Bedingung auf anderen Betten, als auf solchen, welche mit Gänsefedern gefüllt sind.

2. Wenn beim Todten der Mund oder die Augen offen bleiben, so ist zu befürchten, daß noch jemand in demselben Hause stirbt.

3. Es ist dem Todten schwer, im Hause zu liegen; je früher man ihn beerdigt, um so besser ist es für seine Seele; überdies schreibt schon der Talmud vor, den Todten keine Nacht im Hause zu lassen.

4. Beim Hinaustragen der Leiche gehen zahlreiche böse und gute Geister mit. Den Weibern ist das Begegnen der bösen Geister besonders schädlich, deshalb nehmen sie an keinem Leichenzug Theil und hüten sich davor mit einem solchen zusammenzutreffen.

5. Man glaubt, daß nach dem Zuschütten des Grabes, sobald der Schamesch drei Mal mit der Schaufel schlägt, der böse Engel zum Todten tritt und ihn um seinen Namen fragt, der Todte hat ihn vergessen. Dann muß der Todte, den schrecklichen „Chibut hakeres" aushalten, welcher darin besteht, daß die Wände des Grabes aneinander rücken und den Leib zerdrücken. Der Todte empfindet alle folgenden Qualen bis er in die Höhle (Gehnem) kommt. Von jenem „Chibut hakerer" ist nur der befreit, welcher an einem Freitag und im März (Nisan) gestorben.

6. Im Laufe der sieben ersten Trauertage fliegt die Seele des Todten in das Sterbezimmer; hier brennt deshalb eine Lampe und dabei steht ein Glas Wasser, damit die Seele sich darin baden kann; an der Wand hängt ein Stück jener Leinwand, aus welcher der „Kittel" genäht wurde.

Von anderen abergläubischen Gebräuchen und Ansichten, mögen nur einzelne wenige (der Verfasser führt eine große Menge an) hier Platz finden.

Bei einer Feuersbrunst schreibt man einige (unbekannte) Worte und Zeichen auf einen Fetzen Papier, welcher dann in die Flamme geworfen wird, um das Feuer zu ver-

löschen. Um sich selbst vor Feuer zu hüten, muß man bei der ersten Nachricht vom Feuer den Eßtisch an seinen Platz rücken. Bei Epidemien gehen einige Personen täglich nach allen vier Richtungen aus dem Orte, und lesen bestimmte Stellen aus der Bibel; ferner wird ein armes Brautpaar auf dem Begräbnißplatz kopulirt. Das Volk greift im Allgemeinen bei allen Krankheiten zu sogenannten Hausmitteln, läßt sich von Badern, alten Weibern und solchen Personen behandeln, welche „besprechen“ können. An einigen Orten tritt an die Stelle der „Besprecher“ der „Zadik“ (siehe weiter unten über die Zadikim). Um kleine Kinder vor Krankheiten zu schützen werden verschiedene ganz sinnlose Dinge vorgenommen: z. B. man reibt beim Baden den Säugling mit den in Oel gelösten Excrementen eines Sperlings. Vor dem Durchbruch der Zähne läßt man den Säugling nicht in einen Spiegel sehen u. s. w. Den Kindern werden allerlei Amulete angehängt, z. B. Muscheln; zur Beschleunigung des Zahndurchbruches läßt man die Kinder einen in Silber gefaßten Wolfszahn tragen. Kinder wie Erwachsene tragen, um vor bösen Einflüssen bewahrt zu werden, eine silberne Münze bei sich, welche ein Zadik „besprochen“ hat. Weil die Unfruchtbarkeit — die Kinderlosigkeit in der Ehe — für ein ganz besonderes Unglück gilt, so existiren viele Gebräuche, um Abhülfe zu schaffen: am meisten wendet man sich aber an den Zadik.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Shilaja kosa. (Nach dem Bericht über die dortigen Vermessungen im Russ. Inval. 1880, Nro. 86. Vergl. „Globus“ 1879, Bd. 35, S. 381.) Shilaja kosa, kirghizisch Kau-bakty, heißt eigentlich die 40 Quadratwerst große Halbinsel am Ostufer des Kaspischen Meeres, begrenzt im Norden durch den Proran (Meeresarm) Sigis-sai, im Westen vom Meere und im Süden durch die Emba; sie ist auf der Poststraße 60 Werst vom Fort Nishne-Embinsk entfernt und hat Wasserverbindung mit Gurjew (150 Werst). Ihre Erhebung über dem Meeresspiegel wechselt von 0,5 bis 1,45 Sashen (1,07 bis 3,09 m); bei starkem Westwind bietet sie in Folge des Steigens des Meereswassers ganz den Anblick einer Insel. Parallel dem Meeresufer zieht sich über die Kosa eine salzhaltige Sanddüne von 1,47 Sashen (3,14 m) Höhe, auf der die Fischhändler aus Astrachan eine Kapelle, zwanzig Häuser und fünf Schuppen angelegt haben.

Veranlaßt durch die massenhafte Ansammlung der Störe am Nordostufer des Kaspischen Meeres entstand 1860 die erste Ansiedelung an den Proranen Karabjaspak und Koi-sory. Der Kirghizenaufstand von 1869 führte zu ihrer Zerstörung und zu der neuen Anlage auf der Shilaja kosa als einem hochgelegenen, für Fischerboote jederzeit zugänglichen und für den Handel mit den Kirghizen besonders geeigneten Punkt.

Der Grund und Boden ist salzhaltig und bedeckt mit verschiedenen Arten Seegras, die auch als Futter für Pferde, Hornvieh und Kameele dienen. Brennmaterial liefert ausschließlich das Schilfrohr (kamysch), welches in solchen Massen vorhanden ist, daß man nur über Shilaja kosa zum Meere gelangen kann, während an den anderen Stellen der Zugang zu demselben auf 2 bis 3 Werst breit versperrt ist.

Der Reichthum an Thon ist die Ursache, daß alle Gebäude aus Luftziegeln gebaut sind. Um die Ansiedelung herum sieht man förmliche Gemüsefelder, für Getreidebau aber ist das Land ganz ungeeignet. Zum Kochen und Waschen sowie für das Vieh gebraucht man das Seewasser, zur Theebereitung wird Wasser aus dem Ural geholt; das Wasser der Emba ist bitter-salzig.

Bei Westwinden, die auf dem Kaspischen Meere vorherrschen, wird längs der ganzen Küste vom Proran Karabaspak bis zur Emba das Wasser vollkommen süß, auf Shilaja kosa versorgen sich dann die Bewohner auf einige Tage damit. Die Rhede von Shilaja kosa ist gegen Winde geschützt und hat 4,5 Fuß Tiefe; Dampfer halten 3 Werst vom Ufer. Das Meer geht Anfangs (Mitte u. St.) März auf, und dann beginnen die Fischer den Fang mit großem Erfolge. Zum Einsalzen der Fische und des Kaviars wird das Salz vom Karabjaspak verwendet, welches dem von Iletz nicht viel nachsteht. Die weitaus größte Menge von Kaviar und Fischen schicken die Händler von Shilaja kosa über Astrachan nach Warschau und Wien.

Shilaja kosa liegt nach jeder Richtung hin weit günstiger als Fort Nishne-Embinsk. In dreimal vier und zwanzig Stunden werden aus Astrachan alle Produkte zu Wasser nach Shilaja kosa gebracht; nach Fort Embinsk nahmen sie bisher den Landweg über Orenburg. Angesichts der Beschwerden dieses Weges hat man in letzter Zeit angefangen auch alle Vorräthe für Embinsk über Astrachan und Shilaja kosa zu befördern.

Afrika.

— Von J. W. Moir, einem Mitgliede der „Central Africa Trading Company“, sind aus Livingstonia Nachrichten über eine Expedition eingelaufen, welche er vom Mombero-Lande, nahe dem Nordende des Njassa-Sees, in dem nordwestlichen Theile des ausgedehnten Stromgebietes des Loangwa ausgeführt hat, der bei Zumbo in den Zambese mündet. Dr. Behm berichtet darüber nach „Nature“ (25. März 1880) in Petermann's Mittheilungen wie folgt. Nachdem er den Fluß Kasitu passirt hatte, führte ihn der Weg in der Richtung Nord zu West durch unbewohnte, hügelige Waldreviere, in denen es nur wenig Wasser gab. Wild kam nicht zu Gesicht, in einigen sumpfigen Thälern war die Tsetse-Fliege ungemein zahlreich. Moir kreuzte nun den Fluß Rukuru und gelangte nach einem Marsche von weiteren 20 Miles in westlicher und nordwestlicher Richtung über eine niedrige sandige Wasserscheide hinweg ins Stromgebiet des Loangwa. Die Bewohner dieser Gegend waren Basenga, deren Hauptdorf in der Krümmung eines sehr unbedeutenden, jedoch in einem breiten Bette dahin fließenden Gewässers liegt, welches während der Regenzeit sich wahrscheinlich von den in der Nähe liegenden Palaosenga-Hügeln aus mit Wasser füllt. Auf der durchzogenen Strecke konnte man sich selten anderes Wasser verschaffen, als durch Nachgraben in den Flußbetten; der Boden schien aber trotzdem fruchtbar zu sein. Ueber die umliegenden Distrikte konnte Moir nur sehr dürftige Erkundigungen einziehen, da die Bewohner aus Furcht vor den Mangoni, wie sie behaupteten, niemals ihre Dörfer zu verlassen wagten. Auf der Rückkehr zog man durch unbewohntes, hauptsächlich mit Buschwald bedecktes Gebiet bis in die Landschaft Mombero. Der erste Häuptling, den man im Basenga-Lande antraf, war Tembwe, welcher wahrscheinlich im Jahre 1863 Livingstone in der Land-

schaft Tumbuka weiter südlich gesehen hatte; er besitzt ein großes Dorf, und gewöhnlich verkehren einige Araber daselbst. Der hervorragendste Häuptling der Basenga, Kambombo, lebt in dem oben erwähnten Dorfe, welches durch eine starke Pallisade geschützt ist. Eine aus Zanzibar über Udschidschi gekommene Karawane Araber hatte sich hier für einige Zeit festgesetzt.

— Auf Anregung der „Association internationale africaine" gehen zwei Belgier, der Kaufmann Gillis, der bereits sechs Jahre hindurch in Kap Palmas und in Grand-Bassam die Faktorei eines Amsterdamer Hauses geleitet hat, und der Ingenieur Geoffroy nach dem Kongo, um dort Faktoreien zu errichten.

Vermischtes.

— Von den in Bd. XXXV, S. 127 des „Globus" bereits erwähnten „Uebersichten über Produktion, Verkehr und Handel in der Weltwirthschaft von Prof. Dr. F. X. von Neumann-Spallart" ist soeben der Jahrgang 1879 erschienen (Stuttgart, J. Maier 1880). Das nützliche und vielen willkommene Buch ist bereits auf 304 Seiten angewachsen, während die früheren Jahrgänge bekanntlich nur einen Theil von Behm's Geographischem Jahrbuche bildeten. Die Gründe dieser Vergrößerung sind mancherlei: Die Einleitung giebt jetzt ein umfassenderes Bild der Weltwirthschaft als bisher; es wurden mehrere Artikel, die unter den Welthandelsgütern eine hervorragende Bedeutung beanspruchen, neu aufgenommen und manche Abschnitte bedeutend umgearbeitet; namentlich aber fließen die Quellen von Jahr zu Jahr reichlicher, so daß man immer vollständigere und zuverlässigere Angaben von dem Werke erwarten darf, das schon jetzt, wie sein Verfasser mit Genugthuung konstatirt, weit verbreitet ist und viel benutzt wird.

— Anläßlich des auf S. 241 dieses Bandes abgebildeten Pflugs von Tuquerres erhalten wir von Dr. L. Rau, Direktor des königl. land- und forstwirthschaftlichen Instituts Hohenheim, eine Zuschrift, der wir Folgendes von allgemeinem Interesse entnehmen: Der Pflug von Tuquerres ist der alte römische Pflug mit runden horizontal befestigten Zapfen als Beginn der sich daraus entwickelnden Ohren oder Streichbretter. Gerade diese primitive Form des wagerecht liegenden Rundholzes ist eine seltene; sie findet sich noch im Departement de la Garonne, im Engadin, in Spanien, Mexico und Algier — also in lauter lateinischen Ländern ... Der alte Landpflug von Buenos Ayres hat manche Aehnlichkeit mit dem von Tuquerres, namentlich ist die eiserne Zunge (statt eines zweischneidigen Schars) die gleiche ... Der Pflug ist ausschließlich in Asien und Europa zu Hause; in Afrika nur im Nilthale und, soweit Römer (Nordafrika) oder Portugiesen (Habesch) ihn eingeführt haben. Weder Neger noch amerikanische, noch australische und Südsee-Indianer kennen einen solchen. Nur mit Handgeräthen haben sie ihren Acker bebaut ... Wie die Hottentotten zu einem Pflug kamen und zwar zu demselben, dessen sich die Siamesen bedienen, wissen die Götter.

— Die Kaffee-Produktion der Welt. Die vier großen Kaffee-Länder der Welt sind Brasilien, Java, Sumatra und Ceylon. Die Data und Ziffern, die uns über die Kaffee-Ernte des Jahres 1879 vorliegen, zeigen, daß Brasilien in demselben eine außerordentliche Menge Bohnen erzeugt hat. Bisher waren etwa 250 000 Tonnen die angenommene Ziffer für die Produktion Brasiliens; im letzten Jahr belief sich der Export allein auf 273 000 Tonnen. Nun ist aber auch der Konsum im eigenen Lande zu berücksichtigen, und dieser wird auf 60 000 Tonnen geschätzt. So wäre also die Totalproduktion des großen südamerikanischen Reiches auf 333 600 Tonnen oder 6 672 000 Centner gestiegen. Zum Glück für die Pflanzer in anderen Welttheilen haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika einen steigenden Bedarf bekundet, und Dank diesem Umstande haben sich die Preise behauptet. In der That soll für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten der Kaffee ein ebenso großes Bedürfniß sein, als es der Thee für die Engländer ist. Obwohl die Hülfsmittel des Bodens in Brasilien sehr ausgedehnt sind und dieser sich ganz besonders für Kaffeepflanzungen eignet, so wird andererseits die Schwierigkeit, sich Arbeitskräfte zu verschaffen, täglich größer, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Kaffee-Produktion in Brasilien obige Ziffer übersteigen wird. Die Ernte in Java und Sumatra wird auf 94 000 Tonnen für den Export geschätzt. Der Konsum der Eingeborenen erreicht — obwohl die Zahl der Bevölkerung das Doppelte der Einwohnerzahl Brasiliens ausmacht — nicht einmal die Hälfte des Konsums in letzterm Lande. Die Ernte auf Ceylon, obwohl sie ausgiebiger war als im Jahr 1878, zeigt doch einen Ausfall im Vergleich mit früheren Jahren. Es wurden im Ganzen 41 200 Tonnen von der Insel ausgeführt, und diese machen beinahe die ganze Produktion aus, denn auf Ceylon selbst wird wenig konsumirt. Die Qualität des Produkts ist eine vorzügliche. Kaffee wird ferner producirt in Mittelamerika, in mehreren der südamerikanischen Republiken, in den britischen und anderen fremden Kolonien von Südamerika, auf Haiti, Cuba und Porto Rico, in Arabien, in Mauritius, Réunion und längs der nordöstlichen Küste von Afrika, in Liberia und an der Westküste von Afrika, auf Manila, Celebes und mehreren der Inseln des Stillen Oceans, endlich in Britisch-Indien; aber die Totalproduktion aller dieser Gebiete erreicht nicht die Hälfte des Erträgnisses der vier Hauptländer, die wir oben genannt haben. Die Kaffee-Ernte Indiens wurde im vorigen Jahre jener von 1878 gleich geschätzt, wurde jedoch zu niedrigen Preisen verkauft, weil die Hauptmasse desselben von indifferenter Qualität war. Doch erwartet man im laufenden Jahr eine bessere Ernte.

(Allgemeine Zeitung.)

— Eine warme Befürwortung der Gründung deutscher Kolonien enthält des bekannten Weltreisenden K. v. Scherzer Vortrag „Die deutsche Arbeit in fremden Welttheilen" (Leipzig, Roßberg 1880), worin der Antheil der Deutschen an der Civilisirung der Erde kurz vorgeführt und jene Länder einer Musterung unterzogen werden, welche sich vornehmlich als Ziel deutscher Auswanderung und Kolonialpolitik empfehlen, vor allen das südliche Brasilien, Chile, die Staaten am La Plata und die centralamerikanischen Republiken. „Ich selbst — sagt der Autor — habe acht Monate in Guatemala gelebt, dieses prachtvolle Land noch vor etwa zehn Jahren ein zweites Mal besucht und bekenne aus reinster Ueberzeugung, daß ich unter den vierundzwanzig Staaten der nordamerikanischen Union, welche ich von der Mündung des Sanct Lorenz-Stromes im Norden bis zum Ausflusse des Mississippi im Golfe von Mexico kennen gelernt, nicht Einen zu bezeichnen wüßte, welcher der deutschen Auswanderung größere Vortheile verspräche, als das wundervolle, fruchtbare und gesunde Tafelland von Guatemala".

Inhalt: Holländische Reiseskizzen. I. (Mit vier Abbildungen.) — Die Gebirgsstämme Vorder-Indiens. (Mit drei Abbildungen.) — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 24. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Holländische Reiseskizzen.

(Nach dem Französischen des Mr. Charles de Coster.)

II.

Vom Haag aus nach Monnickendam zurückgekehrt, hielt de Coster sich diesesmal nur vorübergehend in der alten Klosterstadt auf; das eigentliche Ziel der Reise war die kleine Insel Marken, die gegenüber von Monnickendam und nur durch eine schmale Wasserstraße, das sogenannte Goldmeer (Goudzee), vom Festlande getrennt, in der Zuidersee liegt. Die Reisegesellschaft auf dem Fischerkahne bestand ausschließlich aus Bewohnern der Insel, die mit allerhand in Monnickendam eingekauften Vorräthen heimkehrten. Es waren große kräftiggebaute Männer von entschlossenem Aussehen; eine junge schöne Frau in der fremdartigen, malerischen Tracht von Marken saß, ein Kind neben sich, am Maste. Eine etwas bleiche Gesichtsfarbe und jener ernste, fast strenge Ausdruck, der den meisten unserer nordischen Küstenbewohner eigen ist, charakterisirte sie alle. In auffälliger Weise unterschieden sie sich aber sämmtlich von den Bewohnern des holländischen Festlandes, und dies zwar weniger durch die alterthümliche Tracht, in deren Beibehaltung die Leute von Marken ihren Stolz setzen, als vielmehr durch ihre eigenartige, von der der heutigen Holländer in mehr als einer Beziehung abweichende Gesichtsbildung, welche die alte Annahme, daß die Bevölkerung von Marken und Hindeloopen ein unvermischter Ueberrest der ältesten Einwohner des Landes, der alten Bataver, seien, nicht gar so unglaublich erscheinen läßt. Heutzutage wenigstens halten sich die Bewohner von Marken streng von dem Volke des Festlandes gesondert: sie heirathen nur unter einander; und wie sie einerseits selbst mit schwärmerischer Liebe an ihrer kleinen, ewig vom Meere bedrohten Inselheimath hängen und festhalten, so wird sich auch andererseits schwerlich ein Fremder freiwillig dort niederlassen. Gewährt doch die kleine Insel selbst zur Sommerszeit, wenn üppiger Graswuchs ihren Boden bedeckt, und das niedrige Haselgebüsch in vollem Laube prangt, kaum einen einladenden Anblick mit ihren hohen, von einer dreifachen Reihe starker Pfähle gegen den Anprall der Wellen geschützten Deichen, mit den künstlichen Hügeln, auf denen die niedrigen, meist getheerten Holzhäuser der Fischer eng neben einander stehen, und mit den zahlreich überall sichtbaren Spuren von älteren und neueren Verwüstungen durch die zerstörende Gewalt des Meeres.

Auf sieben Hügeln, zwischen denen schmale grasbewachsene Thäler liegen, stehen die einzelnen Weiler der Insel, im Ganzen noch nicht hundert Häuser, in denen die 1100 Einwohner leben. Mit nur wenigen Ausnahmen (es sind zwei kleine Landwirthschaften auf der Insel vorhanden, in denen zusammen acht bis zehn Kühe und einige Schafe gehalten werden) beschäftigt sich die ganze männliche Bevölkerung von Marken mit dem Fischfange im Zuidersee. Und nicht früh genug können die Knaben das gefährliche und mühevolle Handwerk erlernen; es ist Regel, daß sie mit dem zwölften Jahre die Schule verlassen, doch sollen sie in den meisten Fällen schon mit acht und neun Jahren die Väter auf das Meer begleiten müssen. An sechs Tagen der Woche befindet sich keiner von den Fischern am Lande; denn regelmäßig an jedem Montage geht die ganze kleine Flotte der Insel, jetzt etwa 150 Boote (botters), in See, um erst Sonnabends mit ihrem Fange an Häringen, Schollen oder Anchovis heimzukehren. Zu dem sogenannten großen Fange in der

Unterwegs zwischen Monnickendam und Marken. Frau und Kind von Marken.

Nordsee ziehen ungefähr achtzig von den Fischern allsommerlich auf größeren, doggerau oder buiden genannten Kähnen aus, und auf dieser Expedition bleiben sie stets mindestens 25 Wochen von der Heimath entfernt. Trotz dieser angestrengten, unaufhörlichen Thätigkeit bringen es die Bewohner von Marken selten zu eigentlichem Wohlstande, nur wenige Familien sind auf der Insel, die mehr besitzen, als sie gerade für den täglichen Lebensbedarf brauchen. Dabei ist ihre Lebensweise die einfachste: den Haupttheil der Nahrung bilden natürlich Fische aller Art, Fleisch wird fast nie gegessen, dafür aber viele Erbsen, Linsen und andere Hülsenfrüchte. „Unsere Vorväter tranken viel holländisches Bier

Inneres einer Stube auf Marken.

und waren ein starkes Geschlecht," sagte ein Fischer von Marken zu de Coster; heutzutage sind Thee und Kaffee die Hauptgetränke; Bier, Wein oder Branntwein werden nur bei festlichen Gelegenheiten und auch dann äußerst mäßig genossen.

Der größte Weiler der Insel, Mannekenwerf oder Mönchsplatz genannt, enthält die von etwa 200 Kindern besuchte Schule, das Rathhaus und die kleine Kirche. Die beiden ersteren sind Holzhäuser, die sich von den Fischerhütten nur durch ihren größern Umfang und hellfarbigen Anstrich auszeichnen. Die Kirche, die an der Stelle einer ehemaligen, den Prämonstratensern von Monnickendam gehörigen Kapelle steht (die Inselbewohner gehören sämmtlich der

holländisch-reformirten Kirche an), ist ein ziemlich neues Gebäude aus dunkelgrauen Backsteinen; alle Fugen des Mauerwerkes sind nach gut holländischer Sitte blendendweiß. Der kleine Thurm und einige neben der Kirche stehende Bäume, die einzigen der Insel, lassen diesen Weiler schon von weitem als den Hauptort von Marken erkennen. Die entweder dunkelgetheerten oder mit grüner Oelfarbe angestrichenen Häuser der Fischer stehen zum großen Theile auf einem Unterbau von Pfahlwerk; die Dächer sind mit Rohr gedeckt; das untere Geschoß enthält den Wohnraum, der nur in den Häusern der Wohlhabenderen durch leichte Holzwände in mehrere Abtheilungen geschieden ist; darüber befindet sich der Boden, der zur Aufnahme des das allgemeine Feuerungsmaterial bildenden Torfes, sowie zum Trocknen der Netze bestimmt ist. In der Mitte des untern Raumes steht gewöhnlich ein großer Ofen aus Schwarzblech, der zur Erwärmung des Raumes dient und zugleich als Kochherd benutzt wird. Durch eine über dem Ofen in der Balkendecke des Zimmers befindliche Oeffnung wird der Rauch in den Bodenraum und hier wieder durch ein trichterförmiges Holzgestell geleitet, in dem die zu trocknenden Netze aufgehängt sind. Zweimal im Jahr, zur Zeit der regelmäßigen Ueberfluthung der Insel, dringt das Wasser in die unteren Räume der meisten Häuser, und die Bewohner müssen dann mit ihrem ganzen Hausrath auf die Böden flüchten. Und für ein glückliches Jahr wird es angesehen, wenn es hierbei bleibt, wenn nicht, wie so oft, die Gewalt der Wellen ganze Theile der Insel mit all den künstlichen und mühsam errich-

Vor einer Hausthür auf Marken.

teten Verschanzungen, und mit allen daraufstehenden Gebäuden wegspült. Es ist keine Frage, daß die Insel einst mit dem Festlande zusammengehangen hat und erst durch die gewaltigen Fluthen von demselben losgerissen worden ist: war doch auch der Zuiderzee bis zum Einbruch des Meeres im Jahre 1287 ein Binnensee. Die verheerendsten Ueberschwemmungen, die Marken im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte erlitten hat, waren die vom Jahre 1700, bei der vier Hügel mit etwa dreißig Häusern abgerissen wurden, die von 1775, die den ganzen nördlichen Theil von Mannekenwerf wegschwemmte, und die von 1825, wo in einer Nacht der ganze Weiler Kraienwerf mit zwanzig Häusern von den Fluthen begraben wurde. Bewundernswerth ist die Ruhe und Festigkeit, mit der das seegewohnte Fischervolk derartigen Katastrophen zu begegnen weiß. Die letztgenannte Ueberschwemmung machte nicht weniger als 300 Menschen obdachlos; sie trat im Dunkel der Nacht ein, und trotzdem verloren dabei nur drei Personen das Leben. Auf allen Spitzen der Hügel und Deiche, die noch aus dem Wasser emporragten, brannten in jener Schreckensnacht große Feuer, die den Mannschaften der rettenden Boote den Weg durch die Wasserwüste zeigten. Der größte Verlust für die von dem Unglück Betroffenen war die Einbuße ihrer Netze, die zum Theil weggespült, zum Theil, wenn gerettet, doch arg beschädigt waren.

Das Innere der meisten Fischerhäuser ist auf das Einfachste eingerichtet; doch fehlt in keinem das stattliche Prunkbett, das in einer Vertiefung der Wand steht, oft fünf Fuß hoch mit dicken

Polstern und Kissen belegt, über die bunte, häufig mit Gold gestickte Decken gebreitet sind. Die ovalen Kissen, die obenauf liegen, sind ebenfalls reich mit rothen und schwarzen Stickereien verziert. Mehr oder minder reichlich vorhanden, aber selbst im ärmsten Hause nicht ganz fehlend, ziehen die in Holland so beliebten Wandverzierungen an buntem Porcellangeräth aller Art, unter dem oft genug manch werthvolles Stück aus alter Zeit sich befindet, die Blicke auf sich. So trifft man, wenn die Sonne durch die Fenster scheint und all den bunten Schmuck an den Wänden hell erglänzen macht, oft eine überraschende Farbenpracht, die das Auge jedes Malers entzücken muß, im Innern der kleinen finster aussehenden Häuser, die, eng aneinander gebaut, die Seiten der schmalen abschüssigen Gassen bilden. Vor jeder Häuserreihe läuft ein grüngestrichenes Geländer entlang, das, wie die Häuser selbst, festgefügt und überall in vollkommen wohlerhaltenem Zustande ist. Für die Dauerhaftigkeit der Holzbauten trotz aller Angriffe durch das Wasser sprechen die Jahreszahlen, die wir als Erbauungsjahr über einigen Hausthüren lesen: 1701, 1748, 1752.

Eine willkommene Abwechselung in dem einförmigen Leben der Leute von Marken, für die vom November bis Mai der Fang des Härings, vom Mai bis Juli der der Anchovis, und vom Juli wieder bis zum November der der Schollen die Lebensfrage bildet, ist die Zeit der Heuernte, die von Allen als Festzeit betrachtet wird. Die Männer können ihre gewohnte Thätigkeit nicht unterbrechen; so liegt die Arbeit den Frauen allein ob, und die belebten Wiesen, von deren lichtem Grün die bunten Kleider der Heuerinnen sich anmuthig abheben, sollen dann den freundlichsten Anblick gewähren. Ein ganz besonders auffallendes Stück dieser merkwürdigen Tracht ist der großgemusterte Brustlatz,

Tanz der Kinder auf Marken.

der die schwarze ärmellose Jacke vorn bedeckt. Der obere Theil der Aermel besteht aus einem roth und weiß gestreiften, der obere Theil des meist dunkelblauen Rockes aber aus weiß und blau gewürfeltem oder gestreiftem Stoffe. Eine hohe weiße Haube bedeckt das Haar, von dem nur eine lange Locke an jeder Seite des Gesichtes herabhängt. Grobe Holzschuhe von grüner oder blauer Farbe, bei festlichen Gelegenheiten Lederschuhe mit großen silbernen Schnallen und blaue Strümpfe bilden die Fußbekleidung. Der Anzug der verheiratheten und der älteren Frauen unterscheidet sich von dem der Mädchen durch weniger grelle Farben. Für jedes der drei großen Kirchenfeste ist eine bestimmte Farbe der Kleidung vorgeschrieben, wie denn auch der Anzug der Bräute und ihrer Geleiterinnen ein ganz feststehender ist. In einigen Familien werden die glänzenden Stücke jahrhundertealten Brautstaates, der mit echtem Golde gestickte Brustlatz und die kostbare Brautmütze, heute noch bewahrt und bei jeder neuen Hochzeit angewendet. Leider ist eine Sammlung alter Schmucksachen, Kleidungsstücke und Waffen, die lange Zeit hier bewahrt worden ist, allmälig im Einzelnen verkauft worden und so verloren gegangen. Außer dem Feste der Heuernte giebt es in Marken noch mehrere Volksfeste, so den Nikolastag, den 30. April, an dem auf allen Deichen große Feuer angezündet und von den Kindern umtanzt werden; dann der Gedenktag eines vor Jahrhunderten glücklich abgewehrten Angriffes des Grafen von Geldern, der am Ostermontag von der ganzen Jugend von Marken durch feierliche Umzüge und Tänze auf den Deichen begangen wird; auch die Ernte der Haselnüsse wird von altersher hier als Gelegenheit zu einem fröhlichen Feste benutzt.

Ein eigenthümliches Bild gewährt ein Leichenbegängniß auf Marken, bei dem die ganze Bevölkerung in langem Zuge folgen muß. Der Kirchhof, ein eingezäunter Grasplatz auf einem Hügel, zeigt weder Kreuz noch Stein, noch überhaupt

ein eigentlich erhöhtes Grab: die Ueberschwemmungen würden eine derartige Bezeichnung der Gräber doch bald verwischen. Inmitten des Kirchhofs aber steht auf einem festen Unterbau ein kleines Holzhaus, für gewöhnlich fest verschlossen. Wenn, was oft genug geschieht, das Meer die Leiche eines Ertrunkenen an das Ufer spült, so wird dieselbe zwei Tage lang in dem Kirchhofshause ausgelegt; und erst, wenn in dieser Zeit keine Rekognoscirung oder Nachfrage stattgefunden hat, begräbt man sie in derselben einfachsten Weise, wie die Bewohner der Insel selber, unter dem Rasen.

Auf seiner weitern Reise nach dem auf der Ostküste des Zuidersee belegenen Kampen berührte de Coster die Insel Urk, deren Bewohner noch im Anfange unseres Jahrhunderts ein nicht unbeträchtliches Kontingent zu den europäischen Walfischfängern stellten. Seit dem Jahre 1818 haben sie diesen großen und gefährlichen Fang aufgegeben und begnügen sich mit dem Häringsfange in der Nordsee. Die Eigenart des Fischervolkes von Marken, dessen Leben, trotz aller Entbehrungen und Anstrengungen, durch das Festhalten an manch alter Sitte einen gewissen poetischen Reiz hat, trat de Coster durch den nachträglichen Vergleich mit dem gastfreien und freundlichen, aber in dem gröbsten Stile angelegten Volke von Urk noch einmal deutlich vor die Seele.

Einwohner der Insel Urk. (Nach einer Photographie.)

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

VI.

Die Farmer[1]).

Man versteht darunter in England in der Regel die Pächter. Der Grundbesitz ist dort in den Händen einiger wenigen, die ihr Land nicht selber bebauen. Sie ziehen es vor, ihr Besitzthum in kleineren Stücken zu verpachten. Dieser Zustand hat sich in Australien nicht wiederholt. Wohl bestand die Gefahr einer Vereinigung massenhaften

[1]) Vergl. „Globus" XXXVI, S. 10, 29, 42, 202, 298, 315.

Grundeigenthums in einer Hand, die in den Vereinigten Staaten nicht vermieden worden ist. Aber Nordamerika besitzt noch ungeheure Striche kulturfähigen Landes, welche der Bebauer warten. Australien ist nicht überreich an solchen Ländereien, auf denen der Ackerbauer gedeihen kann. Der Boden an sich ist nicht ungünstig, aber das Klima ist dem Anbau feindlich. Ein mehr oder minder schmaler Streifen an der Südostküste, ein noch weit unbedeutenderer Saum im Westen sind die Gebiete, auf welchen sich europäische Kulturen erzielen lassen. Hier allein ist ein Platz für den Ackerbauer.

Wir sind gewöhnt, dem Landbesitzer eine sehr wichtige Stellung im Gemeinwesen einzuräumen. Der Großgrundbesitzer ist stets ein Producent von Körnerfrüchten. Die Viehzucht nimmt erst die zweite Stelle ein; die eine oder die andere Industrie verknüpft sich nicht selten mit dem Betriebe der Landwirthschaft. In Australien stehen ländliche Industrien erst in den Anfängen, wo sie überhaupt existiren, und der Ackerbau befindet sich mit wenigen Ausnahmen in den Händen kleiner Leute.

In den ersten Zeiten machte die Regierung bedeutende Schenkungen, entlassene Sträflinge wurden mit kleinen Parzellen, Männer, welche sich um die Kolonien verdient gemacht hatten, mit großen Landstrichen bedacht. Der Preis des Landes war für lange Zeit ein sehr niedriger. Der Werth stieg eben erst allmälig.

Schon früh richteten sich die Augen englischer Kapitalisten auf das neue Land. Eine Gesellschaft bildete sich 1825 in der City von London, ein Kapital von einer Million Pfund Sterling wurde subskribirt, die englische Regierung cedirte eine Million Acres Land, ertheilte verschiedene Privilegien und Prärogative, unter denen ein Monopol auf die Gewinnung und den Verkauf von Kohlen für die Aktionäre am vortheilhaftesten und für die Kolonisten am schädlichsten war. Diese „Australische Ackerbaugesellschaft“ brachte bedeutende Summen ins Land, sie importirte Vieh, Geräthschaften ꝛc. und für eine Zeitlang drängte sich alles, ihrem Beispiele zu folgen und Land zu erwerben. Das Kolonialamt in London wurde mit Gesuchen um Landschenkungen bestürmt. In den Kolonien stieg der Preis ins Unglaubliche. Es schien alles darauf angelegt, den Mann von kleinem Kapital abzuschrecken.

Die Geschichte der australischen Landgesetze und Landverkäufe ist verwickelt und kann heute außerhalb der Kolonien von geringem Interesse sein. Aus einer oftmals abgeänderten, sich vielfach widersprechenden Gesetzgebung hat sich heute ein System entwickelt, das dem Großgrundbesitz entschieden feindlich ist. Die Besitzer großer Landkomplexe gelangten dazu in früherer Zeit; solche Erwerbungen sind heute bedeutend erschwert. Ein direkter Kauf von der Krone kann nur für ein mäßiges Areal abgeschlossen werden. Der Mann mit geringem Kapital ist in entschiedenem Vortheil gegenüber dem großen Kapitalisten.

Die Gesetze der Kolonien stimmen nicht überein; sie weichen vielmehr hinsichtlich verschiedener Bestimmungen wesentlich von einander ab. Aber in den Grundprincipien fallen sie zusammen. Das Land wird nach vorheriger Anzeige in dem Amtsblatt öffentlich an den Meistbietenden verkauft, aber nur in bestimmten Quantitäten. Mehr als dieses Quantum kann der Einzelne nicht erlangen, und obschon das Areal hinreichend groß ist, um den Eigenthümer zu ernähren, der sich nicht scheut, seinen Acker selber zu bebauen, bleibt es weit hinter den Ansprüchen zurück, welche der Kapitalist machen würde. Der Käufer erhält das Kaufgeld gestundet; gewisse Procente sind bei dem Abschluß des Kaufes niederzulegen und der Rest in Raten für eine Reihe von Jahren zu zahlen. Die Regierung besteht darauf, daß gewisse Verbesserungen angelegt werden, aber das entschiedenste Hemmniß für den Kapitalisten ist die Bestimmung, welche den Käufer zwingt, selber auf dem Lande zu wohnen. Ohne diese Klausel wäre es immer noch möglich, größere Landstriche zu erwerben, aber hier ist ein Riegel vorgeschoben. Natürlich ist dem großen Weidepächter diese Bestimmung ein Greuel, und er sucht sie zu umgehen. Zuverlässige Arbeiter vertreten nicht selten die Stelle ihres Brotherrn und kaufen das Land für diesen. Aber wenn die Sache bekannt wird, ist das Land verfallen. Die eingezahlten Gelder sind verloren.

Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit das Land dem Ackerbauer aufgeschlossen ist. Man behauptete, und gegen diese Behauptung wurde nur selten ein Zweifel erhoben, daß nur in der Nähe der Küste das Ernten von Körnerfrüchten möglich sei. Hier und dort pflügte man kleine Stücken Landes in der Nähe der Stationen und Buschstädte um und besäete sie mit Weizen und Hafer, um daraus ein vielgesuchtes Heu zu bereiten. Aber an ein Ernten von Körnern dachte man nicht. Die Squatters verlachten einen jeden, welcher diese Eventualität in Aussicht stellte. Aber es passirte einige Male, daß dem oder jenem das Abmähen seines Heufeldes unmöglich wurde, und daß man gewahr wurde, wie volle Aehren das Korn hier erzeugte. Wo es möglich war, erkaufte man Verschwiegenheit und Verleugnen des Thatbestandes. Auf alle Fälle stand das Ergebniß nur vereinzelt da, und es war erstaunlich, wie viele der Squatters bemüht waren, die Untauglichkeit ihrer Pachtungen für den Ackerbau zu beweisen. Aber ihre leidenschaftlichen Warnungen, sich vor Verführern zu hüten, welche sie nur in sicheres Verderben leukten, hatten den gewünschten Zweck nicht. Sie erregten Verdacht. Und endlich wurde die starke Squatterphalanx gebrochen. Das Land, das noch nicht verkauft war, wurde dem armen Mann erschlossen. Die Squatters hatten ohne Zweifel alles mögliche Gute verdient, und hatten es auch in der Regel genossen. Es war wohl Zeit, daß auch einmal ein anderer an die Reihe kam.

Diesen Grundsätzen folgten diejenigen, welche die Ackergesetze in den Kolonien trotz aller Opposition einführten. Sie behaupteten — und es ist kein Grund an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln —, daß sie die Ansiedelung des Landes wünschten. Ich glaube, es war Lord Brougham, welcher behauptete, daß es keine Parlamentsacte gäbe, sei sie noch so scharfsinnig abgefaßt, durch die sich nicht eine vierspännige Kutsche fahren ließe. Die australischen Kapitalisten haben bald gefunden, daß ihre Landgesetze ihnen einen breiten Weg ließen, auf dem sie bequem einherfahren können. Die Klasse, deren Interessen gewahrt werden sollten, hat sich selbst am bereitwilligsten gezeigt, dieselben zu schädigen, wenn ein augenblicklicher Gewinn zu erlangen war. Das Gesetz, was bestimmt war, dem Unbemittelten zu billigem Grundbesitz zu verhelfen und den Spekulanten auszuschließen, ist in das Gegentheil verkehrt worden. Statt dem Armen zu helfen, nützt es gerade dem Reichen. Südaustralien ist in seiner Gesetzgebung am vorsichtigsten gewesen; hier ist der Gefahr am besten vorgebeugt worden, aber aus Neu-Süd-Wales und Victoria kommen laute Klagen über die Unzweckmäßigkeit der Agrikultur-Gesetzgebung.

Ohne Zweifel ist gerade die Leichtigkeit, mit der Land erworben werden konnte, das Verderben vieler gewesen, welche sich auf die Landspekulation einließen. Denn eine Spekulation blieb es, wenn Personen, kaum mit dem nothdürftigsten Kapital für ihre ersten Einkäufe versehen, den Besitz von Land antraten, dessen Ertrag höchst unsicher war. Ein paar gute Ernten konnten dem angehenden Landmann aufhelfen, eine

einzige schlechte ihn ruiniren. Man ist nun in Australien so weit gegangen, sich zu fragen, ob es nicht gerathen sei, dem Anfänger von Staatswegen zu helfen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, den Landwählern, wie man sie in Victoria und Neu-Süd-Wales nennt, Gelder vorzuschießen. Dies soll der Staat besorgen. Denn nur zu oft fällt der Mann, welcher ohne genügende Mittel beginnt, in die Hände von Wucherern.

In einigen Kolonien steht es jedem frei, sich ein Stück Land zu wählen, wo es auch immer sei. Das Kreditsystem gilt auch hier. Und so suchen sich die Leute sehr oft einen Platz aus, welcher den großen Schafbaron möglichst inkommodirt, vielleicht in der Hoffnung, ein hübsches Stück Geld zu erhalten, um weiter zu ziehen. Der Squatter haßt diese Landwähler. Er behauptet, daß seine Herden das Fleisch für ihren Tisch liefern müssen. Und die Beschuldigung ist wohl nicht so ganz ungegründet. Wo keine Hirten die Herden bewachen, ist die Sache ohne Schwierigkeit. Aber im Princip ist die Erleichterung, welche den Minderbegüterten gegeben wird, festes Eigenthum zu erwerben, nur zu billigen. Nur durch solche Maßregeln können die Kolonien eine Bevölkerung gewinnen; ohne sie bliebe der Landbesitz in den Händen einiger wenigen Rindvieh- und Schafzüchter. Und damit wäre jede andere Entwickelung nahezu ausgeschloffen.

Indessen beweisen die Zahlen, daß der Ackerbau überall zunimmt. Allmälig besäet sich das Land mit einer Anzahl größerer und kleinerer Ackerhöfe in den verschiedensten Stadien des Wachsthums. Nicht wie bei uns in Dörfer zusammengeschart, sondern verstreut, ein jeder auf seinem Grundstücke, breiten sich die australischen Farmen über die Landschaft aus. Ueberall fällt die geringe Anzahl von Gebäuden ins Auge. Ein Wohnhaus und ein oder zwei Schuppen sind alles, was der Landmann gebraucht. Seine Pferde bedürfen nur geringen Schutzes, seine wenigen Ackergeräthe sind leicht untergebracht, Scheunen und Vorrathshäuser sind vollkommen entbehrlich.

In früheren Zeiten mähete man das Getreide oder man schnitt es mit der Sichel. Aber das verlangte viel Arbeitskräfte und diese waren kostspielig, oft nicht zu haben. Ein unternehmender Ingenieur ersetzte den Mangel durch die Erfindung der Erntemaschine, welche das Abernten und Ausdreschen zu gleicher Zeit besorgt. Der Mechanismus ist sehr einfach, Bedingung ist die völlig trockene Luft eines australischen Sommers, die Arbeit geht schnell und sicher von statten. Aber man verliert viel von dem Getreide und das Stroh bleibt auf dem Acker stehen, da die Maschine nur die Aehren abreißt. Es bleibt stehen, bis durch öffentliche Proklamation die Erlaubniß ertheilt ist, die Acker abzubrennen, und dann besorgt das Feuer die Arbeit der Sense.

Bei der australischen Ackerwirthschaft ist es natürlich, daß man auf diese Weise verfährt. Man kann das Stroh nicht verwerthen. Was wäre mit ihm anzufangen, da man keine Stallfütterung hat? Aber es ist klar, daß auf diese Weise der Boden sehr schnell ausgesogen wird. Man nimmt ihm fortwährend, aber man giebt ihm nichts zurück. Das System muß sich rächen und hat schon empfindliche Folgen gehabt. Der Farmer saugt das Land aus und zieht weiter, den Werth der unbedeutenden Verbesserungen erhält er leicht zurückerstattet. Denn der Squatter ist immer bereit, die ausgenutzten Ländereien aufzukaufen und zur Viehweide zu machen. Große Strecken, welche ehemals unter dem Pfluge waren, ernähren jetzt große Herden von Schafen, wie in den Anfängen der Kolonie. Der Squatter hat dem Landmann weichen müssen und nimmt wiederum die Stelle ein, die jener nicht mehr behaupten kann. Aber einmal muß dieses Ziehen ein Ende nehmen, denn allmälig wird alles Ackerland verkauft sein. Man wird sich an einen rationellen Modus der Landwirthschaft gewöhnen müssen.

Der australische Ackersmann ist ein sehr schlechter Landwirth. Seine Art der Bewirthschaftung wird sehr treffend durch den Spottnamen bezeichnet, den er in den Kolonien trägt. Der Titel „Kakadu“, welchen man ihm gegeben hat, soll andeuten, daß seine Thätigkeit sich nur aufs roheste Aufkratzen des Bodens, wie es jener Vogel thut, beschränkt. Und in der That ist der Vorwurf nicht ohne Berechtigung. Danach sind auch die Erträge. Nur in Tasmanien und in Neuseeland sind die Ernten lohnender. Aber auch dort sind sie gering, wenn wir mit unserm Maße messen. Und sie werden sich mindern, je länger man das Raubsystem fortsetzt.

Auch ist der Landbau nicht frei von allerlei Plagen. Getreidekrankheiten haben sich eingestellt und die Ernten zu Zeiten empfindlich geschädigt. Rother Rost und Heuschreckenschwärme haben dem Landmann nicht selten alle Hoffnungen auf einen Lohn für seine Thätigkeit geraubt. Gegen das erste Uebel hat man allerlei Mittel, wie das Beizen des Saatkorns mit Kupfervitriol, versucht und mit gutem Erfolge im Allgemeinen, aber gegen die Heuschreckenschwärme ist nichts gethan worden. Es wäre leicht, Millionen dieser Thiere zu vernichten, wenn sie, noch unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, in dichten schwarzen Haufen durch einander kriechen. Aber was jedermanns Aufgabe ist, wird von niemand gethan. Wer weiß, so sagt sich der Betheiligte, ob diese Heuschrecken, welche ich hier tödten könnte, meinen Weizen heimsuchen, und was nützt es mir, wenn ich einer Gefahr vorbeuge, die vielleicht nur meinen Nachbar trifft, von dem ich nicht weiß, ob er mir denselben Liebesdienst erweist? Also die jungen Heuschrecken mögen leben, wachsen und gedeihen! Der Tadel, daß nichts geschieht, trifft nur die Regierung. Damit ist der australische Bürger gleich bei der Hand. Es ist erstaunlich, wieviel er den Leitern seines Gemeinwesens zumuthet. Man sollte wohl meinen, daß in Kolonien, in welchen das politische Leben so lebendig ist, eine Selbstthätigkeit vor allem die Regel wäre. Aber gerade bei dem Landmann findet das Gegentheil statt: er richtet seine Blicke stets nach oben und erwartet, daß ein weises Parlament und eine energische Regierung eine Panacee für alle Uebel schaffen, welche sein Gedeihen hindern.

Mit allen diesen Nachtheilen ist das Loos des australischen Farmers kein trauriges. Seine Wohnung ist nicht schön, jedenfalls nicht überaus anmuthend, aber sie ist in der Regel behäbig, und der Tisch, wenn auch einfach, ist stets wohlbesetzt. Seine Schüsseln dampfen von Fleischspeisen und aus dem selbstgezogenen Weizen bäckt er sein Brot. Ist auch keine Mannigfaltigkeit der Genüsse, so ist doch eine Fülle da. Und die Arbeit ist nicht zu gewaltig. Die Natur stellt keine übermäßigen Hindernisse in den Weg und er wird durch die besten Werkzeuge und Maschinen unterstützt. Der Mangel an Hülfsarbeitern ist dadurch ersetzt und er ist unabhängiger.

Der Anfänger hat selbst bei den größeren Arbeiten, welche ihm die neue Besitzung auferlegt, viel freie Zeit. Die Arbeiten auf einer australischen Farm reduciren sich auf ein Geringes. Wenn das Haus gebaut und der Acker eingefriedigt ist — wozu der ausgerodete Wald anfangs das alleinige Material hergiebt —, so ist nur das Pflügen, Säen und Ernten zu besorgen. Das letztere ist, wie schon geschildert worden, sehr einfach. Das gewonnene Korn wird sofort abgefahren zur Mühle, zum Getreidehändler oder in die großen Lagerhäuser, wo es bis zum Verkaufe bleibt. Er ist also aller

Sorge enthoben und er kann sich manchen Nebenverdienst erwerben. Er hilft die Schafe des benachbarten Squatters scheeren, zieht auch wohl weit hinauf in den Busch des Verdienstes wegen; seine Ochsen bringen die Wolle zur nächsten Eisenbahnstation oder zum Hafen oder er geht für einen oder zwei Monate zu den Diggings.

Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands.

IV.

Indem wir hier in unserm Auszug Alles bei Seite lassen, was Herr Tschubinsky über die Feier- und Festtage der Juden sagt, wenden wir uns zu der Charakteristik der einzelnen Typen der Gesellschaft. Tschubinsky theilt die Juden in gesellschaftlicher (socialer) Beziehung einerseits und in religiöser Beziehung andererseits in Klassen.

In socialer Beziehung sind folgende Klassen zu unterscheiden: 1. Die Reichen („Gwir“ und „Nogid“), welche über bedeutende Kapitalien verfügen, große Handelsgeschäfte führen und mehr wenig luxuriös leben; sie stehen bei den anderen Juden in großer Achtung. 2. Die Gelehrten („Gaon oder Godol“), welche sich durch große Gelehrsamkeit auszeichnen; in Littauen und Großpolen finden sich derartige; in südwestlichen Provinzen treten die Zadiks an ihre Stelle. 3. Die dritte Klasse bilden die kleinen Handelsleute. 4. Die vierte Klasse die Handwerker. 5. Die Klasse der Armen, welche durch ihrer eigenen Hände Arbeit sich ernähren. Außerdem existirt unter den Juden ein beträchtliches Proletariat, dessen Mitglieder auf fremde Rechnung leben; eine bemerkenswerthe Stellung nehmen darin die Nachkommen einst berühmter Zadiks ein; sie bereisen alljährlich ein oder zwei Gouvernements und erheben von den Wohlhabenden Geldbeiträge.

In religiös-praktischer Beziehung theilt Tschubinsky die Juden der südlichen und südwestlichen Gouvernements in 1. fanatische Orthodoxe, 2. gemäßigte Orthodoxe und 3. Progressisten. Zu den ersten gehören die Chasidim, die Zadikim, die Talmudisten, welche den Talmud und alle Gesetze streng erfüllen; ihre Zahl vermindert sich immer mehr; während die gemäßigten Orthodoxen, welche neben der Gelehrsamkeit und der Gesetzeskenntniß auch die bürgerlichen Geschäfte zu schätzen wissen, weitaus die Mehrzahl aller Juden umfassen. Die Progressisten werden durch die eigentlich gebildeten, aufgeklärten Juden repräsentirt; hierher gehören diejenigen Juden, welche eine höhere oder mittlere Unterrichtsanstalt besucht haben, welche mehrere europäische Sprachen verstehen, neben der Kenntniß des Talmud auch philosophische und naturwissenschaftliche Kenntniß besitzen. Viele von ihnen sind fast ganz russificirt.

Eine besondere Klasse bildet der geistliche Stand. Dazu gehören die Rabbiner (More-goroe), Prediger (Magid), die Kantoren oder Vorsänger (Chasan), dann diejenigen Personen, welche die heilige Schrift kopiren, Kopisten (Sopher), und die Schächter (Schochet).

Die Rabbiner werden durch Wahl bestimmt; sie erhalten einen Gehalt aus der Gemeindekasse, oder wo keine Gemeindekasse besteht, aus bestimmten von der Gemeinde auferlegten Steuern, z. B. aus der Schächtsteuer; daneben erhält der Rabbiner für die verschiedenen von ihm ausgeführten Handlungen eine Bezahlung; er hat die Pflicht, die Beschneidung zu vollziehen, zu kopuliren, zu scheiden, zu beerdigen ꝛc.

Prediger existiren in den südlichen und südwestlichen Gouvernements nicht, ihre Stellen werden durch die Zadiks eingenommen.

Vorsänger pflegen nur in bedeutenden von Juden bewohnten Ortschaften zu existiren, sie werden aus den Mitteln der Synagoge oder Schule bezahlt, an welcher sie angestellt sind; dabei haben sie verschiedene Nebeneinnahmen bei Hochzeiten, Festen u. s. w.

Die Schächter erhalten entweder eine Zahlung für jedes einzelne geschächtete Stück Vieh, oder einen fixen Gehalt aus der allgemeinen Kasse.

Im Allgemeinen sind alle genannten Aemter sehr gering dotirt. Eine besondere Klasse bilden gewissermaßen die Lehrer (Melamed). Es bedarf keiner besondern Vorbildung und keines besondern Examens, um Lehrer zu werden. Wer zu keinem Handwerk taugt und zum Handel unfähig ist, wird Lehrer; das heißt er sammelt um sich einige 15 bis 20 Kinder, welche er unterrichtet. Eine solche Schule heißt „Cheder“. Es giebt niedere und höhere Schulen.

Beruf und Beschäftigung. Was der Verfasser über die besondere Neigung der Juden zum Handel nach allen Seiten mittheilt, können wir wohl übergehen; dagegen dürfte es nicht ohne Interesse sein, bei der Schilderung der von den Juden betriebenen Handwerke und Gewerbe etwas zu verweilen. Die Juden sind in größeren und kleineren Städten und Ortschaften Fleischer, weil sie Gelegenheit haben, das nicht „koschere“ Fleisch an die Christen des Ortes vortheilhaft zu verkaufen; diese jüdischen Fleischer gelten durchweg für grob und unzuverlässig. Ferner beschäftigen sie sich als Fuhrleute, indem sie Waaren und Passagiere von einer Stadt zur andern führen. Unter den Handwerken betreiben die Juden neben der Mützenmacherei die Schuhmacherei, vor allem aber die Schneiderei. Es widmen sich dem Handwerk aber nur die allerärmsten Individuen, meist arme Waisen, denn es wird einem jüdischen Vater nicht einfallen, seinen Sohn zu einem Handwerker in die Lehre zu geben, er läßt ihn „handeln“. Die armen Lehrjungen (jüdisch Lernjungen) haben ein hartes Loos; eine rohe Behandlung von Seiten des Meisters (baal-habus) und der Meisterin (baal-haboste) pflegt ihnen zu Theil zu werden. In den ersten Jahren müssen sie nur im Haushalte helfen und lernen nichts; erst nach einer bestimmten Zeit werden sie in die Geheimnisse des Handwerkes eingeweiht. Allmälig wird aus dem „Lernjüngel“ ein Gesell (poel), welcher Gehalt und Lohn für seine Arbeit bekommt. Bemerkenswerth ist, daß in einigen kleinen Orten die Handwerker ihre eigene Schule haben, welche nach dem Ueberwiegen der Schneider das „schneiderische Schülchen“ zu heißen pflegt, in größeren Orten hat jedes Handwerk seine eigene Schule. Nächst der Schneiderei ist die Mützenmacherei durch die Juden vertreten; die Schuhmacher nehmen der Zahl nach erst die dritte Stelle ein. Außerdem arbeiten die Juden als

Schmiede, Schlosser, Glaser, Zimmerleute u. s. w. In besondern Ansehen stehen die Uhrmacher, die Gold- und Silberarbeiter sowie die Juweliere. Obgleich die Juden die Musik als solche lieben, so erfreuen sich die Musikanten, insbesondere die jungen keiner besondern Achtung, man hält sie für leichtsinnige Menschen ohne Moral und Religion.

Eine ganz besondere Art des Gewerbes ist die des „Faktors", womit in den westlichen Provinzen ein Kommissionär oder Zwischenhändler, ein Mann, welcher Geschäfte vermittelt, eine Art Makler bezeichnet wird. Die Faktoren sind nicht beliebt; es beschäftigen sich damit Leute, welche durchaus nicht arbeiten wollen; in jenen Provinzen haben sie sich aber so fest eingewurzelt, daß ihre Existenz zu einem nothwendigen Uebel geworden ist. Ohne „Faktor" kann kein Geschäft gemacht werden.

Unter den Juden existirt nur ein Fabrikgewerbe, nämlich die Fabrikation jener wollenen Decken (Talis), welche beim Morgengebet verwandt werden. Sie werden ausschließlich in jüdischen Fabriken angefertigt; die Chasidims geben den in Versched (Gouv. Podolien) hergestellten den Vorzug vor den in Dubrowensk (Gouv. Mohilew) fabricirten, weil in Versched die Fabrikbesitzer Chasidim sind und die Arbeit von Menschenhänden verrichtet wird, während in Dubrowensk die Fabrikanten Anti-Chasidim sind und Maschinen zur Anwendung bringen.

Nur an einzelnen wenigen Orten beschäftigen sich die Juden mit grober Arbeit, z. B. als Träger, als Erdarbeiter, als Arbeiter beim Verladen von Waaren bei der Eisenbahn u. s. w. Im Allgemeinen sind die Juden als Arbeiter geschätzt wegen ihres Eifers und ihrer Anstelligkeit, allein nur wenige entschließen sich dazu, weil sie dabei zu sehr angewiesen sind mit Andersgläubigen in Gemeinschaft zu leben, was mit ihren sonstigen Anschauungen nicht übereinstimmt.

Mit der Gärtnerei, namentlich der Gemüsezucht (bei den Russen sehr beliebt), geben sich die Juden nicht ab. Das bleibt den Christen überlassen, wie viele häusliche Arbeiten, z. B. das Reinigen der Wäsche, das Wassertragen u. s. w., wozu in den jüdischen Häusern stets christliche Dienstboten benutzt werden.

Die Juden bilden in gewissem Sinne auch jetzt noch als besondere Gemeinde einen Staat im Staate. Freilich ist die abgesonderte Gemeindeverwaltung, der Kahal oder das Kahalamt, wodurch die Juden in jedem einzelnen Orte zu einem engen Verbande mit solidarischen Interessen verbunden waren, aufgehoben, aber der Kahal besteht doch noch fort. Seiner frühern Macht und seiner weittragenden Einflüsse beraubt, hat der Kahal jetzt nur die Aufgabe, die jüdische Gesellschaft in moralischer Beziehung zusammen zu halten, die dazu geeigneten Persönlichkeiten zu wählen und für ihre Besoldung zu sorgen, sowie besonderen Unordnungen unter den Juden vorzubeugen. (Ueber die Bedeutung des Kahals hat J. Brafmann ein interessantes Buch in russischer Sprache verfaßt, welches auch Französisch erschienen ist. Die französische Uebersetzung führt den Titel: Livre de Kahal. Materiaux pour etudier le Judaisme en Russie et son influence sur les populations parmi lesquelles il existe. St. Petersbourg chez Kechribardshi.) So großes Interesse auch das nähere Eingehen in das Einzelne der Kahals gewähren würde, so müssen wir hierbei davon absehen, weil die dieser Mittheilung gesteckte Grenze zu weit überschritten werden würde.

Unter den Juden existiren besondere bestimmten Zwecken gewidmete Genossenschaften und Brüderschaften. 1. Die Begräbnißbrüderschaft (Chewra-kadischa, wörtlich die heilige Brüderschaft); es ist ihre Aufgabe, für die gehörige Bestattung der jüdischen Gemeindemitglieder zu sorgen. 2. Die Brüderschaft „um den Armen Brod zu geben", „lechom ewionim" (Berlin in seiner ethnographischen Skizze der jüdischen Bevölkerung. Rußland 1861). 3. Eine Brüderschaft, deren Pflicht es ist, die Kranken zu besuchen, existirt fast in jeder jüdischen Gemeinde, sie führt den Namen „bikur-cholim". 4. In reichen Gemeinden existirt eine Genossenschaft (talmud-tory oder machsikei icsomim, Erziehung der Waisen), deren Zweck die Sorge um Erziehung von Waisen ist. 5. Eine Gesellschaft, welche armen Glaubensgenossen Geld ohne Zinsen leiht, führt den Namen „Gemilus-Chasodim". 6. Eine Brüderschaft, welche arme Bräute aussteuert und deshalb allen Armen das Eingehen einer Ehe ermöglicht, heißt „hachnosas-kala". 7. Die Brüderschaft „malbisch-arumim", d. i. Bekleidung der Nackenden, ist bemüht, die armen Juden, in sonderheit arme Frauen, zur Winterzeit mit wärmenden Kleidungsstücken zu versehen. 8. Die Brüderschaft „Paz" oder „Poale-zedek" (bedeutet rechtliche Arbeiter) hat an einzelnen Orten ein besonderes Bethaus; sie ist bemüht, einen gewissen Zusammenhang mit den einzelnen Gliedern eines und desselben Standes zu erhalten; sie stellt eine Art Zunftgemeinschaft dar und entscheidet geringfügige Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Meistern. 9. Die Brüderschaft „Chebra-mischnaiot" oder „Chebra-schass" (Brüderschaft der Mischna oder des Talmuds) ist gewissermaßen eine gelehrte: sie verwaltet die Schulbibliothek, bereichert dieselbe; die Mitglieder verpflichten sich, den Talmud und die Mischna eifrig zu studiren.

Alle die genannten Gesellschaften erhalten sich durch freiwillige Beiträge der Mitglieder.

Die Zadikim. Diese Sekte verdankt ihren Ursprung einem in der Moldau geborenen Rabbiner Israel-Bal-Schem-Tow, abgekürzt Besht. Besht trat 1720 in Podolien auf und nannte sich „Zadik"; er hielt sich für ausgerüstet mit einer höhern, wunderthätigen Kraft; seither ist diese Bezeichnung in einzelnen jüdischen Familien üblich geworden. Besht hinterließ ein Buch: „Sefer Hamidot", das Buch der Sitten, welches durch einen seiner Nachkommen, Rabbi Nachmann, später herausgegeben wurde. In dem Buche wird die moralische Seite des Lebens behandelt; ferner wird gelehrt, daß der Mensch fähig ist, eine höhere wunderthätige Kraft auszuüben — allein diese Kraft ist nicht bei allen zu finden, sie kommt nur den Auserwählten zu, d. h. denjenigen, welche durch Heiligkeit des Lebens sittliche Vollkommenheit und Reinheit erlangen; diese Eigenschaften besitzen vorzugweise Besht und seine Nachkommen und ersten Schüler: die Zadikim. Der Zadik ist der vollkommene Interpret des Talmud, er steht Gott am nächsten, und bemüht sich vor dem Thron Gottes für das Wohl seiner Glaubensgenossen. So steht der Zadik dem Volk gegenüber hoch da, er kann ohne Controle über Alles, was der „Chasid" besitzt, frei verfügen. Die Lehre Besht's, welche das Buch Sefer Hamidot predigt, wurde mit Enthusiasmus von den Nachkommen und Schülern aufgenommen; sie gab Anlaß zu der Bildung der Sekte der Zadikim. Man verschmolz die Lehre von den Zadikim mit den alten Lehren von den Lamed-wuf, die sogenannten Idealen der Heiligkeit, deren es in einer Generation nur eine bestimmte Anzahl (36) geben sollte; sobald einer stirbt, so wird ein anderer geboren; man weiß, daß sie existiren, aber ihre Person kennt Niemand. Deshalb kommt der Jude leicht zu der Anschauung, daß ein Zadik vielleicht ein Lamed-wuf ist. Das Gouvernement Kiew ist das Centrum des Zadikismus: Berditschew heißt Neu-Jerusalem. Die Chasidim

oder Frommen, die eigentlich blinden Anhänger der Lehre Beschi's sind über das ganze südwestliche Gebiet zerstreut; jeder Ort hat seinen eigenen Zadik, dem das Volk blindlings ergeben, dem es alles glaubt, von welchem es alles erhofft, dem es alles opfert.

* * *

In der Abhandlung Tschubinsky's folgt nun eine ausführliche Darlegung der juristischen Gebräuche auf Grundlage des mosaisch-talmudischen Rechts. Wir lassen dieselbe als zum Auszuge nicht geeignet bei Seite, und führen zum Schluß nur einige statistische Angaben über die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands an:

Man zählt Juden

	männl. Geschl.	weibl. Geschl.	im Ganzen
im Gouv. Kiew	126 288	137 171	263 459
im Gouv. Wolhynien	102 228	108 918	211 146
im Gouv. Podolien	120 888	125 847	246 735
in Summa	349 404	371 936	721 340

Die Zahl der Juden in den einzelnen Kreisen der Gouvernements schwankt zwischen 10 000 bis 60 000 (Kreis Berditschew, Gouv. Kiew). Das Verhältniß der Juden zu der übrigen Bevölkerung ist in den einzelnen Kreisen schwankend; unter 8 Proc. Juden finden sich nur in zwei Kreisen des Gouv. Wolhynien, mehr als 25 Proc. hat der Kreis Berditschew (Gouv. Kiew). In allen drei Gouvernements dagegen ist das Verhältniß annähernd gleich; im Gouv. Kiew bilden die Juden 13,09 Proc. in Podolien 12,08 Proc., in Wolhynien 12,37 Proc. der Gesammtbevölkerung oder, anders ausgedrückt, die Juden bilden etwa den achten Theil der ganzen Bevölkerung: auf sieben Christen kommt ein Jude.

Die stärkste jüdische Bevölkerung hat Berditschew mit 50 000, Kamenetz, Podolsk, Mohilew und Shitomir mit je 15 000 Juden.

Aus diesen einfachen Zahlen geht die große Bedeutung, welche das jüdische Element innerhalb der Bevölkerung der südwestlichen Gouvernements besitzt, ohne Weiteres hervor.

Wie sich daselbst einst die Judenfrage lösen wird, wer könnte das bereits heute voraussagen?

Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879.

(Nach dem officiellen Bericht über die dem Kaiser vorgelegten Arbeiten im Russischen Invaliden Nr. 85 bis 92.)

Im kaukasischen Militärbezirk wurde astronomisch bestimmt die geographische Breite von Batum; Pendelbeobachtungen fanden in Batum, Duscheti, Wladikawkaz und auf einem Punkte der grusinischen Militärstraße statt. Geodätisch wurden festgelegt in den Bezirken Kars und Batum im Anschluß an die transkaukasische Triangulation und die um Kars schon 1878 bestimmten Punkte 9 Dreieckspunkte 1. Ordnung, 78 Punkte 2. Ordnung, 24 Punkte 3. Ordnung, zusammen 111 Punkte.

Aufgenommen wurde 1) ein 3 bis 10 Werst breiter Streifen längs der neuen russisch-türkischen Grenze vom Kap Kopmusch am Schwarzen Meere im Bezirk Batum über Artwin und Olty bis in die Gegend von Noriman im Bezirk Kars. Die Feldarbeit endete erst im December, als auf dem 6000 Fuß hohen Grenzkamme schon tiefer Schnee lag. Von der Aufnahme in 1 : 42 000 (1 Werst = 1″) des 40,5 Werst langen Grenzstriches wurde sofort eine Karte der Grenzregulirungs-Kommission zur Verfügung gestellt. Der Umfang des aufgenommenen Gebietes ist, wohl irrthümlich, auf 20 845 Quadratwerst angegeben. 2) Im Oblast Batum das Gebiet südlich vom Tscholok und der Adshar-Achaltzych-Kette, also theilweise auf der frühern Grenze. Dem Meere zunächst erfolgten die Aufnahmen in 1 : 42 000 ganz mit Instrumenten (500 Quadratwerst), mehr landeinwärts halbinstrumental (2850 Quadratwerst). Die Arbeiten in dieser bergigen, waldreichen, aller Wegsamkeit baren Gegend endeten am 20. December (1. Januar). Im Ganzen nahmen 11 Topographen 3440 Quadratwerst auf. 3) Im Oblast Kars in den Kreisen Kars und Kagysman das Gebiet zwischen dem Parallel des Tschaldyr-göl im Norden, der Wasserscheide zwischen Aras und Euphrat im Süden, dem Laufe des Arpa-tschai, Aras und Zagran-tschai im Osten und dem Meridian von Kars im Westen. In dieses Gebiet fielen die türkischen Stellungen auf den Aladsha-Bergen, dem Awliar, dem Großen und Kleinen Jagni und in den Ebenen von Kars. Im Ganzen 5541 Quadratwerst in 1 : 42 000; Kars selbst mit Umgegend 15,5 Quadratwerst in 1 : 4200.

In dem transkaspischen Gebiete erfolgten halbinstrumentale Aufnahmen der Strecken 1) vom Fort Tschekischljar bis zum See Beum-Basch und weiter über Deli-dere nach der Furth von Gudri am Atrek, 61 Werst, dann längs des Atrek zurück nach Beum-Basch, 40 Werst; 2) von Tersakan am Sumbar bis zur Festung Karakal, 30 Werst; 3) vom Fort Bendesen über das Kopet-dag-Gebirge zum Fort Bami und weiter bis Fort Dengil-tepe, 127,5 Werst. Im Ganzen sind aufgenommen 2300 Quadratwerst in 1 : 42 000; außerdem aber noch ganz instrumental: ein Plan der Umgegend von Ters-akan 6 Quadratwerst in 1 : 8400; ein Plan des Fort Duzlu-Olum mit Umgegend und ein Plan des Fort Tschekischljar mit Umgegend in 1 : 4200, sowie ein Plan des Küstenstriches vom Hassan-Kuli-Busen bis zum „Weißen Hügel", 350 Quadratwerst, in 1 : 16 800.

Im Bereiche des Militärbezirks Orenburg bestimmte eine Chronometerexpedition unter Oberst Bousdorf im Kreise Iletzk des Oblast Turgai astronomisch 12 Punkte an den Flüssen Bolschaja Burtja, Burly, Kutschukbai, Kialy-Burtja, Alimbet, Ebeity, Berdjanka, Tjuje-tas und Kan-su als Grundlage für die ebenda stattfindenden Aufnahmen. Diese Aufnahme des Jahres 1879 in 1 : 42 000 umfaßte 2324 Quadratwerst an den Flüssen Ural, Burtja, Burly, Kutschukbai, Alimbet und Berdjanka.

Ferner erfolgte auf Grund eines geometrischen Netzes die halbinstrumentale Aufnahme eines neuen Theiles des Tentjak-Sor (vergl. „Globus" 1879, Bd. 35, S. 381). Schon 1878 war in diesem bisher ganz unbekannten Gebiete die Strecke längs des Nordufers des Kaspischen Meeres von der Sokolka bis zum „Proran" [1]) Altpys-ata und eine breite

[1]) Beim Zurückweichen des Meeres stehen gebliebener Wasserlauf.

Marschroute vom See Iskene bis zu den Brunnen Bljauli in 1 : 84 000 aufgenommen worden; 1879 hat man die Aufnahme dieser Route nach Osten bis Munaily und bis zum Proran Altpys-ata und nach Südosten bis Kugarna-Sagis fortgesetzt. Oestlich und nordöstlich von letzterm Punkte ist das Gebiet ganz ungangbar, jedes süße Wasser fehlt; man brach deshalb hier die Arbeiten ab und wandte sich nach Westen von der Marschroute von Bljauli zum Proran Alty-bai und untersuchte diesen Proran von seinem Ursprung aus dem Jaman-sor (in den der Uil sich ergießt) bis zu seiner Mündung ins Kaspische Meer. Im Tentjak-sor sind 1879 neu aufgenommen 1139 Quadratwerst.

Im Maßstabe 1 : 8400 erfolgte ferner die Aufnahme der Shilaja kosa an der Emba-Mündung, etwa 60 Quadratwerst, auf denen die Höhenlage von 65 Punkten instrumental bestimmt wurde. (Vergl. „Globus“ XXXVII, S. 367.)

An Kartenarbeiten sind zu erwähnen: 1) ein neuer Plan der Stadt Orenburg in 1 : 4200. Nach dem Brande, der im Jahre 1879 in 98 Häuservierteln 239 steinerne, 2726 hölzerne Gebäude ꝛc. zerstört hatte, waren im selben Jahre bereits wieder erbaut: 635 steinerne, 898 hölzerne Wohngebäude, 79 steinerne, 404 hölzerne nicht bewohnte Gebäude, 2 Kirchen ꝛc. 2) Die ersten drei Blatt einer berichtigten Ausgabe der 20-Werst-Karte des Orenburger Militärbezirks 1 : 840 000.

Im Militärbezirk Turkestan waren im Jahre 1878 vom Astronomen Schwarz im Großen Alai-Gebirge und dem angrenzenden chinesischen Gebiet 9 Punkte astronomisch bestimmt und war an 76 Punkten die Höhe barometrisch gemessen worden. Bei der Expedition des Oberst Matwäjew in das Gebiet von Buchara und Afghanisch-Turkestan bestimmte derselbe astronomisch die Punkte Rustak, Faizabad, Kunduz, Chulum und Mazar-i-Scherif, beobachtete an 9 Punkten die Abweichungen der Magnetnadel und ermittelte die Höhe von 95 Punkten. Zu gleicher Zeit hatte Lieutenant Zaljeski bei einer Rekognoszirung in den Gebirgen des Distrikts Zerawschan die astronomische Lage von Pendschekent und Magian, sowie die Höhe von 60 Punkten bestimmt. Das Jahr 1879 brachte Ortsbestimmungen in Semirjetschensk und im Rayon von Kuldsha. Drei Chronometerreisen wurden unternommen zur Feststellung der astronomischen Länge von Iliisk, Karatschekinsk, Altyn-imel, Aina-bulak, Borochudzir und Tschintschagoza im Verhältniß zu Wjernui und Kuldsha, von Kuldsha selbst, der Mündung des Tekes und von Jamatu; das Eintreten einer Kälte von 25° R. verhinderte die Fortsetzung der Expedition bis Schabat Talki und dem Passe von Tschaptschal.

Die Wege zwischen Wjernui und Kuldsha sind äußerst beschwerlich, schlechter wie im ganzen übrigen Bezirk Turkestan, und mußten größtentheils zu Fuß zurückgelegt werden. Die Ortsbestimmung war von magnetischen Beobachtungen begleitet namentlich in Kuldsha und dem Dorfe Jamatu.

Die im ebenen Theile von Ferghana vorgenommenen Triangulirungsarbeiten erstreckten sich 1878 auf beiden Ufern des Syr-darja über die Kreise Margelan, Andidshan, Namangan und Tschust, wo die nicht kultivirten Theile nur Punkte 2. Ordnung erhielten und in 1 : 84 000 aufgenommen werden sollen. Als Grundlage diente die Vermessung einer Basis von 1642 Sashen (3504 m) Länge. Im Ganzen waren 150 Punkte bestimmt, und auf 64 derselben Zenithdistanzen beobachtet worden. Im Jahre 1879 folgte die Netzlegung über 5000 Quadratwerst im reichsten Theile der Ebene von Ferghana in den Kreisen Osch und Andidshan, wo 54 Punkte 2. und 49 Punkte 3. Ordnung festgelegt wurden und wo jetzt auf jede Meßtischplatte der Aufnahme in 1 : 21 000 je 4 bis 6 trigonometrische Punkte entfallen. Eine Kontrolberechnung der Basis bei Andidshan ergab für die Länge nur einen Fehler von 0,17 Sashen (0,36 m). Im Ganzen sind in den letzten vier Jahren in Ferghana 400 Punkte bestimmt und 2 Standlinien (bei Chodshent und Andidshan) gemessen worden, 1880 wird die Triangulirung dieses Gebietes beendet werden.

Topographische Aufnahmen hatten 1878 stattgefunden in Ferghana (562 Quadratwerst in 1 : 21 000 und 1080 Quadratwerst in 1 : 84 000) und im Kreise Tokmak-Semirjetschensk (300 Quadratwerst in 1 : 21 000 und 2510 Quadratwerst in 1 : 84 000); im Jahre 1879 ist die Arbeit im kultivirten Theile von Ferghana in 1 : 21 000 zwischen Kokan, Margelan und Andidshan fortgesetzt worden. Dieser Kulturstreifen liegt etwa 20 Werst breit zwischen dem sandigen Gebiet im Norden und dem Gebirgsterrain des Oblast im Süden. Außer dieser Aufnahme fanden mehrfach Rekognoszirungen zur Berichtigung von Karten statt und sind auf Grund derselben Karten von Taschkent und Umgegend sowie von Margelan und Umgegend in 1 : 84 000 (für die Uebungen der betreffenden Garnisonen), ferner eine neue Karte von Turkestan in 1 : 210 000 in Arbeit.

Bemerkenswerth sind ferner die Untersuchungen längs des Jany-darja für ökonomische Zwecke und am alten Laufe des Amu-darja. An letzterm sind im Sommer 1879 auf beiden Ufern 5661 Quadratwerst rekognoszirt (in 1 : 84 000), und 200 Quadratwerst in 1 : 42 000 instrumental aufgenommen worden; eine Linie von 50 Werst wurde nivellirt.

In Westsibirien hatte man im Sommer 1878 telegraphisch den Längenunterschied zwischen Omsk und Semipalatinsk, sowie zwischen Omsk und Pawlodar am Irtysch bestimmt; 1879 fand eine Chronometer-Expedition statt zur Bestimmung der astronomischen Lage von Samarowsk, Surgut und Narym am Ob. Für die trigonometrischen Arbeiten war 1878 eine Basis gemessen worden im Thale des Flüßchen Espe 8 Werst von Bajan-Aul; 1879 ward ein Dreiecksnetz von der Seite Alybai-Buxarbai bis zum Piket Bal-agatsch gelegt. Die Triangulation von Bajan-Aul bis Pawlodar zur Verbindung der Arbeiten mit dem astronomisch bestimmten Punkte konnte nicht zur Ausführung kommen, weil hier wie an der bei Karkaralow vermessenen Basis die Kirghizen die Signale zerstört hatten, ehe noch die Basis in das Dreiecksnetz eingefügt war.

Aufgenommen wurden 1878 in dem am Irtysch belegenen Theile des Kreises Pawlodar 19 223 Quadratwerst und 1879 westlich von Karkaralow und Bajan-Aul 16 740 Quadratwerst, beides im Maßstabe 1 : 84 000. Auf jeder Meßtischplatte (1200 Quadratwerst) sind mindestens 80 Höhenpunkte bestimmt. Das Terrain ist durch Horizontalen von 10 Sashen (21,34 m) Abstand ausgedrückt.

Marschroutenaufnahmen in 1 : 210 000 erfolgten während der Expedition Päwzow's über Kobdo nach Kuku-choto (4070 Quadratwerst bei einer durchschnittlichen Breite von 10 Werst) und während Potanin's Expedition in der Mongolei auf einer Route von etwa 1400 Werst Länge (s. u. S. 382). Im Oblast Semipalatinsk wurden ferner die Pässe im Tarbagatai-Kamme (Chabar-asu und Sai-asu) aufgenommen und die Strecke, auf der die Poststraße von der Stadt Kokpekty zum Zaisan-Posten angelegt werden soll; auch wurde die 10 Werst lange Strecke von Semipalatinsk bis Sogra nivellirt. Im Norden des Gouvernements Tobolsk erforschte ein Topograph „durch Erkundigungen und Augenschein“ die Lage der Flüsse Polui, Nadym, Sandybei und Nyda sammt Zuflüssen, die in den Obi-Busen sich ergießen, und der Flüsse Turum-Jugan und Pim nebst Zuflüssen,

die in den Ob selbst fallen. In dem von ihm durchwanderten Gebiete ermittelte dieser Topograph auch die Grenzen der Waldungen und der Tundren sowie die Winterwege, auf denen die Eingeborenen nomadisiren; schließlich sammelte er Nachrichten über das Irtysch-Gebirge behufs Anlage eines Fahrweges und einer Telegraphenlinie von Tobolsk bis Samarow.

In Ostsibirien sind im Transbaikal-Oblast Tschita und Stijetensk durch Oberst Kulberg und Scharnhorst, andere 15 Punkte schon im Jahre 1875 durch Oberst Bolschew astronomisch bestimmt worden; 1879 legte eine Chronometer-Expedition unter Kapt. Poljanowski weitere 23 Punkte fest und zwar zwischen 50° und 53° der Breite und 83° bis 99° östl. Länge von Pulkowa. Für die Triangulation war 1878 bei Station Deljun, 30 Werst von Strjetensk, eine Basis gemessen und außerdem waren 7000 Quadratwerst in ganz unbewohnter, dicht mit Wald bedeckter, kaum zugänglicher von vielen Wasserläufen durchschnittener Gegend zwischen Nertschinsko-Zawod, Strjetensk und Stadt Nertschinsk triangulirt worden. Hier sind 48 Punkte bestimmt, die sich im Süden an die Triangulationen von 1875 und 1876 anschließen. Im Jahre 1879 ist in den Kreisen Nertschinsk, Nertschinsko-Zawod und Tschita ein Gebiet triangulirt worden, welches begrenzt ist im Norden vom Parallel der Basis von Deljun, im Osten von der Schilka bis zur Mündung der Ingoda in dieselbe, im Süden vom Onon bis zu dem astronomischen Punkte Tzugolski-Dotzan und im Westen von den Flüssen Unda und Kurenga. Der Landestheil ist bergig, mit dichtem Walde bedeckt, schwer zugänglich. Die Schilka ist die Hauptverkehrsader, die wenigen verhandenen Wege sind zum Transport nicht zu gebrauchen. Die hohen meist unbewaldeten Gipfel des Kammes der Wasserscheide zwischen dem Onon und der Ingoda sowie auch an der Unda erleichterten das Legen des Netzes, für welches 35 Pyramiden gebaut und 40 Signalstangen mit Unterbau errichtet wurden. An zwei Punkten der Schilka wurden Pegel angelegt. Winkelbeobachtungen fanden an 111 Punkten statt, die man in das Hauptdreiecksnetz von 1875 einreihte und mit den astronomischen Punkten Nertschinsk, Ust-Telenguisk, Tzugolsk-Dotzan, Semenow und Undinsk verband.

Topographisch aufgenommen waren 1878 im Maßstabe 1:42 000, jedoch ohne Höhenbestimmungen, 1457 Quadratwerst im Kreise Nertschinsko-Zawod zwischen Tarasow am Argun, diesen Fluß aufwärts bis Dorf Gorbunowaja im Osten, Pljusnin am Urjumkan und Jekaterinen-Bergwerk im Westen; im Jahre 1879 wurden im Anschluß an dieses Gebiet weitere 2000 Quadratwerst in dem genannten Kreise in 1:42 000 aufgenommen. Im Süd-Ussuri-Gebiete hatte man 1878 ein trigonometrisches Netz gelegt vom Orte Nikolskoje nach Süden bis zur Mündung des Suifun und vom Ufer des Amurbusens und von der chinesischen Grenze bis zum Flusse Tumen-ul (Gaulidzan). Langanhaltende Nebel und Mangel an Arbeitern beeinträchtigten 1878 wie 1879 den Fortgang der trigonometrischen Arbeiten. Die Aufnahmen, behufs dort zu gründender Ansiedelungen, deren Ergebniß für die beiden letzten Jahre gemeinschaftlich dem Kaiser vorgelegt wurden, sollten über 8000 Quadratwerst sich erstrecken, sie umfaßten jedoch im Jahre 1878 ungerechnet die Vermessung des Hafens von Wladiwostok nur 2349 Quadratwerst in 1:42 000, ferner 100 Quadratw. zwischen den Flüssen Ozernaja, Lomowataja, Jazewaja, Maly und Bolschoi Kas im Maßstabe 1:8400 und im Jahre 1879 weitere 1888, zusammen also 4237 Quadratwerst; außerdem ward nach Beendigung der Aufnahme in Wladiwostok die Umgebung der St.-Olga-Bai in 1:16 800 aufgenommen. Die Arbeiten in 1:42 000 lagen hauptsächlich an dem Wege von der St.-Olga-Bai zur St.-Wladimir-Bai und auf dem Gebiet, wo die Telegraphenlinie von Poststation Baranowskaja am Suifun bis Station Busse am Ussuri geht.

Der Bericht betont, daß die Aufnehmer der Zeitersparniß wegen im Winter 1878/79 nicht nach Irkutsk zurückgekehrt waren, daß aber Kälte, Mangel warmer Kleidung und geeigneter warmer Wohnungen, Entbehrungen und Krankheiten die Zeichnenarbeit unmöglich machten.

Unter den neuen Karten asiatischer Gebiete, welche in diesem Frühjahr dem Kaiser vorgelegt wurden, nennt der Bericht: 1) Drei Blatt der Karte von Persien in 1:840 000; 2) ein Uebersichtsblatt zur Karte von Persien in 1:5 880 000 (140 W. = 1″), beachtenswerth durch die von dem Orientalisten Herrn Gamazow angewandte Orthographie (dieselbe ist auch veröffentlicht in den Zapiski der k. russ. geogr. Ges. für 1879); 3) zwei Blatt der Karte des asiatischen Rußland nebst Grenzgebieten in 1:4 200 000 (100 W. = 1″); 4) eine Karte des asiatischen Rußland nach dem neuesten Standpunkt, 1:8 400 000 in vier Blatt; 5) die Karte der asiatischen Türkei auf fünf Blatt und zwei Klappen in 1:840 000 (noch ohne die Berichtigungen nach den neuesten Aufnahmen); 6) eine Karte der nordwestlichen Mongolei in 1:2 100 000 von Rafael auf Grund der Potanin'schen Expedition von 1876/77, freilich schon theilweise veraltet in Folge der neuen Erforschungen von 1878 und 1879; 7) die Karte der Marschroute der wissenschaftlichen Expedition von Säwertzow 1878 in 1:420 000, darstellend das Innere des Pamir mit dem Seegebiet des Rang-kul und Jaschil-kul nebst den Flüssen Ak-su, Al-baital, Alitschur ꝛc.; 8) die Karte des Pamir, berichtigte Ausgabe der Karte vom Oberlauf des Amu-Darja in 1:260 000 (30 W. = 1″); 9) Grodekow's Marschroute von Patta-Kisar (Pattak-hissar) nach Herat 1878 in 1:504 000 (12 W. = 1″), endlich 10) die Karte des Kriegstheaters in Afghanistan in 1:1 050 000 (25 W. = 1″), zweite berichtigte Ausgabe, und 11) eine Karte von Afghanistan und den Nachbargebieten, zwei Blatt in 1:210 000. Das östliche Blatt dieser Karte lag erst in Zeichnung fertig vor.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit Beginn der Reisezeit stellen sich jetzt neben den neuen Auflagen der alten eingebürgerten Reiseführer auch neue ein, solche, die auf ein enger begrenztes Gebiet und seine versteckteren Schönheiten aufmerksam machen und neben jenen allgemeineren Büchern mit vielem Nutzen zu gebrauchen sind. Der in den Alpen so trefflich bewanderte Heinrich Noë giebt bei Leon sen. in Klagenfurt „Kleine Führer" heraus, deren erste Ampezzo und seine Dolomite,

sowie Gastein und seine Nebenthäler behandeln. Bei seiner genauen Landeskenntniß ist es nicht zu verwundern, daß er auf zahlreiche Dinge aufmerksam macht, die andere übergehen; auch flicht er interessante sprachliche Bemerkungen und Züge aus dem Leben des Volkes und aus seinen Sagen ein. Mit Recht eifert er gegen die Verwelschung und Verdrehung deutscher Ortsnamen; ist doch aus „Höhleustein" ein ganz unsinniges Landro (statt l'antro), aus „beim Schluderbacher" Schluderbach, aus „Moosrain" Misurina geworden. Diese billigen Büchlein, denen sich baldigst ein weiteres über die herrliche, von Norddeutschen nur wenig besuchte Gegend zwischen Klagenfurt und Tarvis anschließen wird, werden sich bei den Besuchern der deutschen Alpen wohl bald einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Freunden von Alpenwanderungen wird es ferner von Interesse sein zu hören, daß der um die Erforschung und Zugänglichmachung der Ostalpen so verdiente „Oesterreichische Touristen-Klub" seit Anfang dieses Jahres neben seinem Jahrbuche eine „Alpine Chronik" erscheinen läßt, welche mindestens sechs Mal im Jahre außer Mittheilungen über das innere Leben des Klubs Nachrichten über alpine Vereine, über Führer-, Unterkunfts- und Verkehrsangelegenheiten, über Literatur, Panoramen- und Kartenwesen u. s. w., also zum Theil über Dinge von eminent praktischer Bedeutung für jeden Alpenreisenden bringen wird.

In ein anderes Gebiet führt uns Pieler's Buch „Der Astenberg" (Iserlohn, Bädeker), das eine Rundreise durch das südliche bergige Westfalen, im Quellgebiet der Ruhr und Lenne, schildert und dessen Ertrag mit zur Erbauung eines Aussichtsthurmes auf dem Astenberge, Westfalens höchstem Punkt, verwendet werden soll. Großartige landschaftliche Schönheiten erwarten den Wanderer dort nicht; wer aber Freude findet an dem vergleichenden Studium deutscher Stämme, an herrlichen Wäldern und an Straßen, welche selten eines Touristen Fuß betritt, wird auch, wie Schreiber dieser Zeilen, von einem Besuche des westfälischen Hochlandes manch angenehme Erinnerung und Belehrung mit heimbringen. Ihm sei Pieler's Astenberg und Natorp's Ruhr und Lenne zur Mitnahme empfohlen.

— Anfangs Juni soll die Katastral-Aufnahme in Bosnien und der Herzegowina begonnen werden.

— Während des ersten Vierteljahres von 1880 hat Roms Einwohnerschaft die Zahl 300 000 überschritten. Am 31. December 1879 belief sie sich auf 298 960, einschließlich 5995 Soldaten, und am 31. März 1880 auf 303 383, einschließlich 8534 Soldaten.

— Im Ganzen gewann man in den Bergwerken des Ural 1879 an Gold 624 Pud 34 Pfund 40 Zolotnik 79 Doli = 10 235,26 kg, an Platina 136 Pud 31 Pfund 35 Zolotnik 63 Doli = 1240,56 kg.

(Perm. Gubern. Wjed.)

— Das Feuilleton der „Schlesischen Zeitung" enthielt jüngst eine Reihe von Reiseschilderungen aus Bosnien, Serbien, Bulgarien 2c. von F. K., unter denen besonders die eines Ausfluges nach dem schon von Ami Boué und Heinrich Barth besuchten und geschilderten Rilo-Kloster von Interesse ist. Wir geben hier wieder, was dort von der bulgarischen Stadt Samakow gesagt wird: Ihre Lage (in 912 m Meereshöhe) nördlich von dem Rilo-Gebirge bringt es mit sich, daß in ihrer Umgebung Obstbäume nicht mehr fortkommen, während bei dem circa 100 m höher, aber südlich vom Gebirge gelegenen Rilo-Kloster in der betreffenden Jahreszeit noch Apfel- und Pflaumenbäume mit reifen Früchten zu sehen sind. Was die Natur jedoch versagt hat, haben die Einwohner dieser Stadt durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit zu ersetzen gewußt; denn Samakow ist eine der blühendsten und betriebsamsten Städte Bulgariens. Als Hausindustrie wird besonders die Tuchfabrikation betrieben, und die hiesigen Tschajaks (feine Tuchsorten) haben auf der ganzen Balkanhalbinsel einen Ruf. Die Herstellung des Aba, des groben bulgarischen Tuches, hat dagegen in der Neuzeit nachgelassen, weil Bosnien, der frühere Hauptabnehmer desselben, nach der Okkupation durch die Oesterreicher nur noch wenig bezieht. Als Ersatz dafür hat die Darstellung der Gaitans, der Wollschnüre zum Besatz der Männerkleidung, neuerdings bedeutend zugenommen, wozu lediglich die Mode Veranlassung gegeben hat, indem die bulgarische Tracht, die seit der nationalen Wiederherstellung des Staates Bulgarien in starke Aufnahme gekommen ist, mehr Besatz als die früher vorherrschende türkische Tracht erfordert. Unter Benutzung der überall vorhandenen Wasserkraft hat man daher neuerdings sogar mechanische Gaitanspinnereien angelegt, die recht gut rentiren sollen.

Asien.

— Die Marschrouten von Päwtzow und Potanin 1878 und 1879. (Nach dem officiellen Bericht über die dem Kaiser vorgelegten topographischen Arbeiten 2c. im Russ. Inval. 1880, Nro. 89. Vergl. „Globus" XXXVII, S. 15 bis 16.) Bei den Expeditionen der Genannten in die Mongolei waren russische Topographen zur Aufnahme der Marschrouten kommandirt, welche die Wege derselben im Maßstabe 1 : 210 000 und in einer ungefähren Breite von 10 Werst zu beiden Seiten der Straße aufzunehmen hatten.

Die Route von Päwtzow geht von Kobdo, am Ike-Aral-Nor vorbei, in der Richtung des südlichen Altai über den Fluß Dzabgan durch die Gobisteppe bis Kuku-choto. Sie ist etwa 2220 Werst lang. Außerdem wurde noch eine Karte der Route von Kuku-choto bis Kalgan (350 Werst) angefertigt, und auf dem Rückwege der Expedition auch von der Strecke von Urga über Uljassutai bis zur Grenzmarke Taptu-Dabag nahe dem Chak-Nor, etwa 1500 Werst; zusammen 4070 Werst. Als astronomische Grundlage für die Aufnahmen dienten Kobdo, Uljassutai und die vom Lieutenant Rafael während der Expedition selbst bestimmten Punkte.

Zu Potanin stießen zwei Topographen erst, als dieser sich schon in der Mongolei befand. Am 24. Juli (5. August) 1879 kamen dieselben in Kosch-agatsch an. Von da gingen sie am Flusse Boguzun aufwärts, überschritten in dessen Quellgebiet das Grenzgebirge Saimogen und gelangten zum Kindy-Kul. Von dort zogen sie zu den Quellen des Kartschi, der in den Bergen von Usungem entspringt und in den Urjuk-nor fällt. Bis zum See folgten sie dem Thale des Kartschi, wandten sich dann aber südwärts und kamen am 5. (17.) August nach Ulangom. Potanin befand sich damals in Kobdo, seine Rückkehr war erst in etwa zehn Tagen zu erwarten. Um keine Zeit zu verlieren, folgte der eine Topograph nach Kobdo, um die bis dahin noch nicht aufgenommene Straße Ulangom-Kobdo zu erforschen, der andere fertigte unterdessen eine Routenaufnahme rings um den Ubsa-See an und ging dann zu gleichem Zwecke an den Kirgiz-nor. Am 30. August (11. September) war Potanin wieder in Ulangom, am 5. (17.) September brach die Expedition in der Richtung auf den fern im Norden sichtbaren Kamm des Tannu-ola-Gebirges auf, dessen Gipfel bereits mit Schnee bedeckt waren. Im Quellgebiet des Tarchalik ward der Kamm überschritten, die Expedition betrat das schöne und fruchtbare Thal des Ulu-kjem und ging am Flusse aufwärts bis zu dessen rechtem Zuflusse, dem Flüßchen Chara-usu. Weiter oberhalb verengt sich das Thal des Ulu-kjem zu einem nur mühsam zu passirenden Engwege. Die Expedition stieg deshalb am Chara-usu aufwärts und ging dann am Nordfuße des Tannu-ola entlang, wobei sie die zahlreichen Flüsse und Bäche überschritt, welche ihre Wasser in den Ulu-kjem entsenden.

Dem Fuße des Tannu-ola folgte die Expedition bis zu den Ufern des Teri-nor (himmlischer See), von dem aus man beabsichtigte gerades Weges zu dem darchatischen Götzentempel am Flusse Schischkit zu gelangen; der

tiefe Schnee aber im undurchdringlichen Walde nöthigte die Expedition wieder auf den Südabhang des Tannu-ola hinüberzugehen, um am Flüßchen Telisu entlang erst in das Thal des Agari und dann in das Thal des Flusses Telgir-muren zu gelangen.

Während des Aufenthaltes in dieser hochgelegenen Gebirgsgegend, die tief eingeschneit und pfadlos war und gar kein Futter bot, verlor die Expedition über die Hälfte ihrer Saumthiere und die anderen waren so entkräftet, daß mit ihnen nicht mehr fortzukommen war. Potanin ließ deshalb einen Theil des Gepäcks und die noch vorhandenen Thiere unter Bewachung im Thale des Telgir-muren, und miethete für die Weiterreise bis zur Grenze (200 Werst) Pferde von den dort nomadisirenden Darchaten. So brach die ganze Expedition zum See Kosogol auf. Nochmals ward der Kamm des Tannu-ola überschritten, längs des Flüßchen Schischkit gelangte man zu dem darchatischen Götzentempel, und von dort zum Nordende des Kosogol. Am 27. November (9. December) erreichte man die russische Grenze nahe den Quellen des Irkut bei der Grenzmarke Obo und am 8. (20.) December traf die Expedition wohlbehalten wieder in Irkutsk ein.

Während der Expedition sind etwa 1400 Werst Marschrouten in 1 : 210 000 aufgenommen und mannigfache Nachrichten über die Orographie und Hydrographie der besuchten Gegend gesammelt worden. Astronomisch bestimmte Stabskapitän Orlow die Länge und Breite von Ulangom und Chanskai-churi am Kundulen sowie die Breite zweier Punkte am Uln-kjem. Er verfügte dazu über einen Pistorschen Kreis und drei Chronometer.

— Der englische Generalkonsul Treacher sagt in seinem kürzlich veröffentlichten Berichte über Borneo, daß sich der Boden der Insel wegen seiner geologischen Zusammensetzung nicht mit demjenigen Javas, Sumatras, der Sulu-Inseln und Philippinen, die sämmtlich vulkanischen Ursprungs sind, vergleichen läßt. Im Norden indessen und in den Ebenen um den großen Kinabalu-Berg ist das Land sehr fruchtbar, wie die Ernten der Eingeborenen an Reis, Tapioka, Indigo u. s. w. beweisen. Gegenwärtig ist der größere Theil der Insel noch mit dichtem Urwalde, der theilweise aus werthvollen Hölzern besteht, bedeckt, so daß es unmöglich ist, über den Mineralreichthum der Insel etwas Genaueres schon jetzt zu sagen; doch ist das Vorkommen von Kohle, Antimon und Gold im nördlichen Borneo nachgewiesen. Mr. Treacher's Bericht ist von einer Kartenskizze dieses Gebietes, das gerade jetzt die Aufmerksamkeit stark auf sich zieht, begleitet. (Nature.)

— Ein sehr abfälliges Urtheil über die englische Verwaltung von Cypern giebt Mr. Gabriel Charmes im Journal des Débats ab. Die Cyprioten, sagt er, erwarteten von der Ankunft der Engländer gerechtere und weniger drückende Steuern, aber sie täuschten sich; denn die Abgaben sind jetzt schwerer als je, und zu den Staatssteuern sind noch 28 verschiedene Gemeindeauflagen gekommen. Aber sie haben nicht einmal den Trost, daß dieselben gut verwendet werden. Bei seiner Ankunft in Larnaka war Charmes erstaunt über das Aussehen eines Kais, der in allen möglichen Stilen hergestellt war. Er hielt das für einen türkischen Blödsinn, aber erfuhr, daß es das Werk des ersten englischen Gouverneurs sei, der durch eine ganze Reihe von Unternehmern Proben ihrer Projekte ausführen ließ, die später insgesammt wieder abgerissen und durch die eine auszuwählende Kaimauer ersetzt werden sollten. Diese Proben kosteten indessen der Stadt Larnaka 300 000 Pf. St. und die Kosten waren so groß, daß ihr Kai schließlich doch unvollendet blieb. Dieses Beispiel ist typisch für die ganze englische Verwaltung der Insel. Nicht besser steht es mit der Handhabung des Rechts. Alles wird in englischer Sprache verhandelt, von der die Eingeborenen kein Wort verstehen; keiner weiß, was Gesetz ist, und verfällt in Strafe, weil er Bestimmungen verletzte, deren Existenz er gar nicht kannte. Im Legislative Council sitzen neben dem Gouverneur und zwei englischen Offizieren ein Europäer, ein Türke und ein Grieche; erstere haben stets die Majorität und können also thun, was sie wollen. Das Land wird von Offizieren verwaltet, welche weder die Sprache noch die Sitten der Eingeborenen kennen, ihre Eigenthümlichkeiten nicht schonen und ganz absurde Strafen verhängen. So wurde ein sehr angesehener Kaufmann zu mehreren Tagen Gefängniß verurtheilt, weil er Nachts Musik gemacht hatte, was durch eine englische, den Eingeborenen unbekannt gebliebene Ordonnanz verboten worden war; fünf Jahre Gefängniß erhielt ein anderer, der drei Apfelsinen gestohlen hatte. Gefängnißstrafe ist aber stets mit Zwangsarbeit verbunden: man kann sich das Erstaunen der Leute vorstellen, wenn sie ihre angesehensten Kaufleute im Sträflingsgewande und unter Bewachung von Polizeisoldaten Steine tragen sehen. Zwei Priester wurden verurtheilt, der eine, weil er ein Dokument, das er nicht verstand, nicht unterzeichnet hatte, der andere, weil er einen Baumast abgehauen und dadurch ein ihm total unbekanntes englisches Gesetz übertreten hatte; beiden wurden die Haare und der Bart abgeschnitten, was eine der schwersten geistlichen Strafen der griechischen Kirche vorstellt. Von dem Regierungswechsel in England versprechen sich nun die Cyprioten einen Wandel dieser, man kann sagen, unvernünftigen und barbarischen Verwaltungsmethode.

— In einem kürzlich veröffentlichten Hefte des Journals der Linnean Society theilt Sir J. D. Hooker mit, daß Sir Samuel Baker in Cypern eine Varietät der Libanon-Ceder aufgefunden hat. Es ist das die erste Erwähnung des Faktums, trotzdem die Flora der Insel öfters untersucht worden ist. Die Mönche des Trooditissa-Klosters gaben an, daß sich die Bäume nur in den Bergen zwischen dem Kloster Kikku und der Stadt Chrysochus in einer pfadlosen und fast unzugänglichen Gegend fänden. Nach Sir Hooker unterscheiden sie sich von den bekannten Cedrus-Formen durch die Kürze der Blätter und die Kleinheit der weiblichen Zapfen; er hält die jetzt weit von einander getrennten Cedern des Himalaya, Libanon, Taurus und Algeriens für Abkömmlinge eines früher weiter verbreiteten Baumes und glaubt, daß ihre Isolirung die Folge geographischer und klimatischer Veränderungen in ihrem Verbreitungsgebiete ist. Ihre Isolirung ist jetzt sehr groß; denn der dem Libanon nächste Punkt, wo man bis dahin Cedern gefunden hatte, war der Bulgar Dagh im kleinasiatischen Taurus, von wo sich Wälder der C. Argentea östlich bis Pisidien und nördlich bis zum Antitaurus hinziehen. Erst in einer Entfernung von 1400 engl. Miles und von denen des Taurus durch die ganze Breite des Mittelländischen Meeres getrennt finden sich in Algerien die nächsten Cedernwälder, von C. Atlantica gebildet, und ein ebenso großer Zwischenraum trennt die des Libanon von denen Afghanistans, welche von dort sich ununterbrochen nach Osten längs des Himalaya fast bis an die Grenzen von Nepal hinziehen. Diese Ceder (C. Deodara) hat vielleicht von allen dreien den bestimmtesten Habitus. Die cyprische nähert sich nach Hooker in der Größe der Zapfen und der Größe, Gestalt und Farbe der Nadeln weit mehr der algerischen, als denen im Taurus, Himalaya oder Libanon. (Mail.)

Afrika.

— Ueber den Gebrauch des „Fadi" oder des „In den Bann thun", der auf Madagaskar herrscht (vergl. oben S. 300, wo auf denselben die Bildung verschiedener Dialekte zurückgeführt wird), macht J. M. Hildebrandt in seiner schon erwähnten Reiseskizze „West-Madagaskar" einige interessante Mittheilungen. So wollte der Reisende der Königin Safi Mzungu in Kizimani einen Besuch abstatten; aber es war unglücklicher Weise ein Dienstag, welcher Wochentag der Königin „Fadi" ist, so daß sie Niemanden empfangen durfte. „Fadi" ist so viel wie verboten, unglückbringend, unantast-

bar, heilig. Ferner folgende Thatsache: Der jetzige Premierminister (und dadurch Gemahl der Königin) in Antananarivo war an einem Unglückstage geboren. Er hätte getödtet werden müssen, aber die Zauberpriester bestimmten gegen Geld und gute Worte, daß ihm nur ein Finger abgeschnitten würde, was auch geschehen ist. Auf der Insel Nosilava starb um das Jahr 1858 ein jugendlicher Sakalava-König mit Namen Rano (Wasser). Nach der Sitte der Sakalaven (welche ja auch in Ost-Afrika bei vielen Stämmen herrscht, sich aber auch bei den Malaien findet) durfte der Name des Verstorbenen fortan nicht mehr ausgesprochen werden; man mußte also für eines der gebräuchlichsten Wörter ein Aequivalent suchen und fand es in Maëtsaka (Feuchtigkeit). Seit dem Tode Rano's bis auf den heutigen Tag nennen wirklich alle Nord-Sakalaven, von Kap Amber bis Kap St. Andree, das Wasser maëtsaka. — Wenn die Sakalaven einen Verstorbenen erwähnen müssen, so bezeichnen sie ihn durch Umschreibung als den, der das und das Große da und dort gethan. Bei den Hova findet sich Aehnliches. Dort ändert der Herrscher bei Besteigung des Thrones seinen Namen. Die verstorbene Königin hatte den Namen Rasohèrina angenommen. Sohèrina ist nun die Bezeichnung für den Seidenfalter. Das Thier bekam einen andern Namen und heißt jetzt zànà dándy, „das Kind der Seide" ꝛc. — Den Einwohnern des Dorfes Behára an der Westküste sind Hühner „Fadi"; kein Huhn darf in ihren Distrikt kommen; auch ist es dort verboten Vögel zu schießen. — Bei seiner Inlandsreise hält es Hildebrandt in dem Dorfe Meruléfu für nöthig, den Häuptling zu fragen, was etwa in seinem Dorfe „Fadi" sei, damit er keinen Verstoß gegen seine Gebräuche mache. — Weiter landeinwärts war es ihm unmöglich, ein Sakalava-Grabmonument genau zu betrachten; denn es war nicht erlaubt, näher zu treten, weil der Ort „Fadi" war.

— Der Alexandria-Correspondent meldet den „Times", daß sich der Unternehmungsgeist in Aegypten mächtig zu rühren beginnt, daß sich die Ueberzeugung verbreitet, daß Aegyptens Entwickelung noch bevorsteht und das Land ein gutes Arbeitsfeld für müssigliegendes Kapital ist, welches zudem in den internationalen Gerichtshöfen den nöthigen Schutz findet. Allerlei Pläne werden geschmiedet, Banken und Gesellschaften gegründet, Ländereien gekauft u. s. w. So will man, um nur einiges von allgemeinerm Interesse anzuführen, die Sumpfseen längs der Küste des Deltas zwischen Alexandria und Port Said trocken legen, einen Theil des Hafens von Alexandria zuschütten und die Felsen an seiner Einfahrt beseitigen, ja den eigensinnigen Nil durch Anlegung und Ausbesserung von Dämmen und Reservoirs in Kontrole nehmen und ihn zwingen, mit seinen Wassermassen stetig dem Lande zu Diensten zu sein. Dagegen hat sich andererseits die ägyptische Regierung, um allen Konflikten mit anderen Mächten, namentlich der Türkei, vorzubeugen, entschieden geweigert, dem bekannten Kapitän Burton die von ihm geforderten zwei größeren erzreichen Gebiete in Midian abzutreten; sie fürchtet, daß den jährlichen Pilgerkarawanen nach Mekka durch Ansiedelung von Europäern in Midian Hindernisse bereitet werden, daß den Bergleuten von den Beduinen Schaden zugefügt und dadurch Reklamationen fremder Mächte hervorgerufen werden könnten und dergleichen mehr. Dagegen hat der neue Generalpostmeister Holten eine wöchentliche Dampferverbindung zwischen Sint, wo die Eisenbahn endet, und Assuan am ersten Katarakte eingerichtet. Die Dampfschiffe legen an 24 Punkten an und ermöglichen selbst Touristen, die an Mitteln und Zeit sehr beschränkt sind, einen Ausflug nach den Katarakten. Man kann jetzt Montags von Alexandrien abreisen und Donnerstags in einem Hotel bei den Tempeln Thebens schlafen, was 120 Mark für das Billet und täglich 8 Mark für Essen kostet; für 40 Mark mehr kann man bis Assuan fahren. Die Dampfer befördern natürlich auch die Post und sollen mit Korn, Kohle ꝛc. beladene Barken im Tau schleppen. Die Araber reisen gern und werden das neue Kommunikationsmittel viel benutzen; brachte doch schon Holten's Inspektionsfahrt ihre Kosten ein, weil zahlreiche Eingeborene dasselbe Boot benutzen, natürlich nicht in der ersten Klasse. Zu erwähnen ist schließlich eine Art der Selbsthülfe, welche alles Lobes werth ist. In Alexandria wird in Gestalt des Octroi eine schwere Lokalsteuer erhoben, von der aber der Stadt nichts selbst zu Gute kommt, weil die Staatsgläubiger davon befriedigt werden. Daneben aber bringen die fremden Exporthäuser eine ansehnliche Summe auf durch Selbstbesteuerung, indem sie von jedem Kantar Baumwolle, der ausgeführt wird, einen halben Piaster, von jedem Ardeb Korn einen viertel bezahlen. Im vergangenen Jahre hat das betreffende Comité nicht weniger als 33 000 Pf. St. auf diese Weise zusammengebracht, in den letzten elf Jahren zusammen etwa ¼ Mill. Pf. St., und dieselben verwendet, um sämmtliche Straßen der Stadt zu verbessern und namentlich zu pflastern. In diesem Comité liegt der Keim sowohl für einen Gemeinderath als für eine Handelskammer, die sich daraus entwickeln werden, wenn das Land erst einmal genügende Ruhe vor seinen finanziellen Nöthen erhält.

— Gegen die neulich erwähnte Besitznahme der Bai von Assab (am Golf von Aden) durch Italien hat der ägyptische Minister des Auswärtigen Protest eingelegt: er habe nichts gegen die Errichtung einer Handelsfaktorei in jener Bai, eine förmliche Besitzergreifung aber sei unstatthaft, da die Beduinen, welche das betreffende Land zuerst an die Gesellschaft Rubattino verkauften, dazu kein Recht besäßen, da sie ägyptische Unterthanen seien.

— Die „Mail" vom 24. Mai dieses Jahres enthält folgendes Telegramm aus Paris: Ein Brief des Cavaliere Naretti, Kammerherrn des Königs Johannes von Abessinien, an Signor Tagliabue von der Italienischen Afrikanischen Handels- und Erforschungs-Gesellschaft, meldet, daß König Menelek von Schoa, welcher seinem Oberherrn, König Johannes, in Debra Tabor einen Besuch abgestattet, dem Signor Blanchi eine Geleitmannschaft beigegeben hat, und daß letzterer von Schoa nach Enarea und anderen nie zuvor von Europäern besuchten Gebieten aufgebrochen ist.

— Heft 5 von Petermann's Mittheilungen bringt Karte und Beschreibung von Dr. Junker's Reise von Alexandrien nach den Natron-Seen (im Westen des Nil-Deltas) und eine Berechnung der Aneroïd-Ablesungen des Reisenden durch Prof. Zöppritz; danach besteht das wesentlichste Resultat hinsichtlich der Höhenverhältnisse der durchreisten Gegend in dem Nachweise, daß das Natronthal „eine ganz eng umschriebene Depression unter dem Meeresspiegel bildet". Und zwar liegt das Kloster Baramûs etwa im Meeresniveau (+ 1 m), die Seen etwa 2 bis 3 m tiefer.

Inhalt: Holländische Reiseskizzen. II. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. C. E. Jung: Australische Typen und Skizzen. VI. — Die Juden in den südwestlichen Provinzen Rußlands. IV. (Schluß.) — Die russischen Landesaufnahmen in Asien 1879. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 29. Mai 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

XXXVIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Achtunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1880.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutschland. Das Elsaß im 13. Jahrhundert. Von Dr. Bruno Stehle 8. 28. Zinkproduktion von Schlesien 191. Abnahme des polnischen Großgrundbesitzes in Posen 191. Merkwürdige Vogesenberge. Von Prof. G. Gerland. I. Donon 217. 233. II. Ungersberg. Climont 263. III. Hohnack 298. Waltenberger's Bayerisches Hochland und Salzburg 239. Geographische Gesellschaft in Baden 334. Der ehemalige Lauf der Mulde 334.

Oesterreich-Ungarn. Dampfschifffahrt auf der Drina 15. Reifnitz in Krain 109. Bevölkerung von Budapest 111. Bevölkerung Bosniens 176. Neue Volkszählung 176.

Belgien. Farbe der Augen und Haare 191.

Schweiz. Bücherproduktion 110. Baden in der Schweiz 239.

Skandinavien. Ein illustrirtes Werk über Skandinavien und Großbritannien 356.

Frankreich. Wissenschaftliche Missionen 15.

Italien. Das Val de Cogne in Piemont. Von W. Bertram 39. 55. Lucca und seine Umgebung 49. 65. 81. Die Ruinen von Metapontum 87. Bekämpfung der Malaria 110. Schulbildung der Rekruten 192. Das Aetna-Observatorium 239.

Griechenland. Die letzte Volkszählung 143. Trockenlegung des Kopais-Sees 143. Etymologien griechischer Namen 143. Dampfschiff-Verbindung des Piräus 192.

Europäische Türkei. Hungersnoth am Marmara-Meere und in Makedonien 15. Volkszählung in Ostrumelien 111. Das Waldgebirge von Bellova in Ostrumelien 166. Antikenmuseum in Konstantinopel 272. Skizzen aus Ober-Albanien. Von Sp. Gopčević. I. Durazzo 302. II. Tirana 329. III. Kruja 345. IV. Lesch 360. V. Drivasto 361. Kiepert's Karte der Unter-Donau- und Balkan-Länder 350. Rückgang Konstantinopels 367.

Škodra, das Herz Oberalbaniens. Von Sp. Gopčević. 377.

Bulgarien. Die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien 102.

Montenegro. Viehzucht 111.

Serbien. Geologische Landesaufnahme 219.

Rumänien. Ein- und Ausfuhr im Jahre 1879 111. Ueberbrückung der Donau 111. Zufrieren der Donau bei Galatz 272. Nationalitäten in der Dobrudscha 335.

Rußland. Wachsen des Ostseehafens Libau 15. Die Liven in Kurland 71. Expeditionen nach Lappland und dem Weißen Meere 126. 143. 335. Pferdeausfuhr 1879 126. Anzahl der Medicinalpersonen 126. Statistik des Grundbesitzes 126. Pferde im Don-Kazaken-Lande 126. Regulirung der Weichsel 176. Fabriken im Kreise Petersburg 176. Kronstädter Fort 176. Postkursbuch 192. Meliorationen im Gouvernement Rjazan 192. Die Entwässerungsarbeiten im Poläß 254. 366. Vertiefung der Dniepr-Mündung 254. Die Wolgabrücke der Orenburger Eisenbahn 254. Dampfschifffahrt nach Nowaja Zemlja 254. Geologische Untersuchung im Gouvernement Astrachan 272. Kalmyken-Schulen 272. Import von Wolle 335. Wiederbewaldungsarbeiten 335. Bewässernng der Steppen-Gouvernements 350. Export Finnlands 366.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Eisenbahn nach Tjumen 80. Bevölkerung von Tomsk 127. Goldminen im Gouvernement Jenisseisk 144. Schlechter Zustand der Wasserwege 159. Handel von Nikolajewsk 159. Chabarowka Hauptstadt der Küstenprovinz 159. Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet 173. 304. Nordenskjöld's projektirte Expedition nach den neusibirischen Inseln 223. Universität in Tomsk 223. Der Markt von Obdorsk 223. Jadrintzew's Expedition in den Altai 239. Statistisches 304. Der Kreis Karkalinsk 304. Telegraphen 318. Chandaschewski im Norden des Gouv. Tobolsk 383.

Mittelasiatische Gebiete. Postverbindung mit Europa 93. Dampfschifffahrt auf dem Ural 93. Die Flora von Turkestan 127. Untersuchung des oberen Irtysch 144. Ujfalvy's zweite Expedition nach Turkestan 144. 318. Bevölkerung von Russisch-Turkestan 159. Muschketow im Zerawschan-Gebiete 159. Ein neues Projekt zur Verbindung des Aralsee mit dem Kaspischen Meere 191. Telegraph im Transkaspischen Gebiete 223. Nothstand 223. Civilverwaltung von Ferghana 239. Die geologische Expedition zum Zerawschan-Gletscher 343. Viehverluste in Turkestan 383. Russische Truppen auf Alai 384.

Kaukasien. Reise in Daghestan 176. Karte der Unterrichtsanstalten 176. Die kaukasischen Juden 187. 199. Ossetische Grammatik 208. Reisen von Mitgliedern der kaukasischen Sektion der K. Russ. Geogr. Gesellschaft 208. Bewässerung der Milskischen Steppe 288. Trinkwasser für Baku 318. Naphtaquellen 318. Geologische Untersuchungen 384.

Türkisches Asien. Oliphant's Reise im Ostjordanlande 80. Midhat Pascha über die deutschen Kolonisten in Palästina 80. Schweizer Expedition nach den Küsten des Rothen Meeres 93. Roth in Armenien und Kurdistan 93. Das heutige Syrien. Nach Lortet 98. 113. 129. 145. 161. Humann über die Bevölkerung des vordern Kleinasien 223. Der deutsche Palästina-Verein 239. Lortet's Untersuchung des Tiberias-Sees 350.

Arabien. Schapira's Reise in Jemen. Von H. Kiepert 183. Huber in Dschof 318. Goldmine im Bezirke Sanâ 318.

Persien. Der russische Handel mit Persien 222. Kurdenunruhen 384.

Türkische Chanate. Einiges über die Turkmenen 220. 231.

Britisch-Indien. Elfenbeinproduktion 95. Vorkommen des Rhabarber im Gebirge nördlich und westlich von Indien 96. Vorbereitungen zur Volkszählnug 240. Wilde Thiere in Bengalen 240. Folgen der Hungersnoth in Kaschmir 318. Vorkommen von Diamanten 384.

Hinterindien. Elfenbeinproduktion 95. Im Innern von Hinterindien (Harmand's Reise) 177. 193. 209. 225. 241. 257.

China nebst Vasallenstaaten. Der Jaru-dsang-po in Tibet 45. Die Bevölkerung in dem Centralzuge des nordwestlichen Himalaya. Von Dr. Konrad Ganzenmüller 59. 74. Russische Handelsexpedition nach Kalgan 93. Rey Elias in Osttnrkestan 93. Prschewalski's Expedition 93. 159. 310. 350. Rhabarber im Gebirge nördlich und westlich von Indien 96. Die koreanische Insel Ollon-to 127. Reisen von Missionären 127. Russische Dampfschifffahrt 159. Die Füße der chinesischen Frauen 304. Die Wassermasse der nordchinesischen großen Ströme 350.

Korea. Ein verschlossenes Land. Reisen nach Korea. Von Ernst Oppert 25. Waarenverkehr in Gensanshin 144.

Japan. Küstenaufnahmen 127. Der Dampfer „Nordenskjöld" 240.

Inseln. Auf Java. Nach Désiré Charnay 1. 17. 33. Missigits in Niederländisch-Ostindien. Von v. Ruppecht 150. Die Erdbeben des Juli 1880 auf den Philippinen. Von F. Blumentritt 315.

Afrika.

Riebeck's Reiseprojekt 94. Afrikas Elfenbeinreichthum 95. Die Völkerverhältnisse Afrikas. Von A. Erman 157.
Marokko. Dr. O. Lenz' Uebersteigung des Atlas 88. Dr. O. Lenz' Reise von Tarudant nach Iler und Fum-el-Hossan 104. Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko 153. 167.
Algerien. Choisy's und Flatter's Vorunterſuchungen für die Transsahara-Bahn 30. Algeriens Entwickelung 93. Abnahme der Löwen 93. Straußenfarm 159. Telegraphen nach Wargla 192. Palmenkultur und Brunnenbohrungen der Franzosen in der Algerischen Sahara. Von Prof. Th. Fischer 330.
Tripolitanien. Handelsverkehr 111. Camperio über den Handel zwischen Tripolitanien und dem Sudan 335.
Sahara. Lenz in Arauan 319. Flatter's Expedition 319.
Aegyptisches Reich. Wiederaufleben des Sklavenhandels in Aegypten 64. Junker's Reise zu den Monbuttu 93. Emin-Bey am Albert-See 93. Fraccaroli in Darfur 94. Matteucci's Reise 94. 192. 319. Fraccaroli's Tod 144. Handelsverkehr 240. Befriedigende Lage des Landes 335. Volkszählung 336.
Abessinien. Rohlfs' Gesandtschaftsreise 64. 240. 351. Italienische Expeditionen in Schoa 94. 351. Des Franzosen Lombard Reise 254.
Ostafrika. Die Medschertin-Somali 44. 280.
Das Innere. Die dritte belgische Expedition unter Ramaekers 80. Buchner's Expedition 93. Thomson am Lukuga 94. Die neuesten Berichte von der Uganda-Mission 107. 367. Thomson's Rückkehr nach der Ostküste 128. 215. Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle 135. 151. Projektirte Missionsreisen am mittlern Congo 159. Carter's und Cadenhead's Ermordung 192. 255. 351. Fünfte belgische Expedition 192. 255. Thomson's Rückreise vom Lukuga nach Zanzibar 215. Neue deutsche Expeditionen (von Schoeler und Pogge) 240. 351. Casati nach dem Njamnjam-Lande 255. Katholische Missionen 351. Junker's Reise im Njamnjam-Lande 351. Protestantische Missionsreisen 367.
Der Süden. Dampferverbindung zwischen Natal und den Vereinigten Staaten 111. Die Jesuitenmission im Lande der Matabele 111. Phipson-Wybrants' Reise in das Gebiet zwischen Limpopo und Zambesi 255. Holub's neues Reiseprojekt 319. Sitten und Gebräuche der Ovaherero bei Geburten. Von E. Dannert 363.
Der Westen. Semellé nach dem Binuë 144. Flegel wieder nach dem Binuë 240. Gallieni's Expedition nach dem Niger 240. Die französische Station am Ogowe 255. Französische Regierungsexpedition nach dem Niger 352. Lenz' Ankunft in Medina 352. Semellé's Tod 367. Neuer Weinstock entdeckt 367. Quintin über die anthropologischen Verhältnisse des südwestlichen Sudan 367.
Inseln. Die Hova-Regierung auf Madagaskar 31.

Der Continent von Australien.

Fleischexport 111. Australische Typen und Skizzen. Von C. E. Jung. VII. Die Diggings 118. VIII. Im Busch 170. IX. Die Squatter 203. X. Bushranger 236. Arbeiternoth und chinesische Einwanderung 224.
Südaustralien. Die Port-Darwin-Ansiedelung an der Nordküste von Australien 91. Heuschreckenplage 128. Reiches Goldfeld in der Port-Darwin-Ansiedelung entdeckt 319.
Victoria. Batman-Denkmal 112.
Neusüdwales. Besuch der Ausstellung in Sydney 112.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Melanesien. Die religiösen Anschauungen der Bewohner der Neu-Hebriden. Von M. Eckardt 12. Lithographische Steine auf Neu-Kaledonien 32. Mythologie und Sagen auf den Banks-Inseln. Von F. Bingham 73. Mikluho-Maclay auf Neu-Guinea 144.
Mikronesien. Die Bewohner der Mortlock-Inseln 31. Segelkarten der Marshall-Insulaner 32.
Polynesien. Götter- und Helden-Sagen aus Hawaii. Von F. Bingham 72.
Neuseeland. Abnahme der Maori 128. Aerolith 128. Finanznoth 128.

Nordamerika.

Britisch-Nordamerika. Eisenbahn auf Newfoundland 112. Fredericton definitiv Hauptstadt von Neu-Braunschweig 128. Eingeborene in Canada 255. Der Name Rainy Lake 255. Petitot über die Etscha-Ottine 255. Newfoundlands Fischerei, Ackerbau, Erzreichthum 256.
Vereinigte Staaten. Baumanpflanzung in Kansas 15. Dall's neue Reise nach Alaska 32. Geographische Bibliothek in New York 32. Tiefenmessungen unterhalb des Niagara-Falles 32. Austern-Export 47. Ratzel's „Vereinigte Staaten von Nord-Amerika" 47. Der Ruby-See in Nevada ausgetrocknet 47. Gold- und Silberreichthum der Vereinigten Staaten 112.
Mexiko. Das neue Territorio de Sierra Mojada und dessen Mineralschätze 32. Charnay's archäologische Reise 47.
Inseln. Columbus' Leiche 112. F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln 247. 266. 282. 296. Die amerikanischen Tiefsee-Forschungen im Caribischen Meere. 251.

Südamerika.

Colombia. Crevaux' neue Reise 256. Panama und Darien. Nach A. Reclus 273. 289. 305. 321. 337. 353. 369.
Guayana. Eine Reise zu den Anca-Buschnegern in Holländisch-Guayana. Von Karl Müller-Mylius 121. 139.
Die zahmen Thiere bei den Indianern 160.
Brasilien. Missionäre am Purus 47. Wiener's Reise von Quito nach Para 368.
Paraguay. Besserung der Zustände 48.
Argentina. Straußenfarm 47. Lista's Reise in Patagonien 47. Neue Eisenbahnen 48. Weinproduktion 48. Erforschung des Rio Vermejo und Rio S. Francisco 128. Zeballos' Reise in den Argentinischen Pampas 368.
Feuerland. Fortschritte 256.
Chile. Aufnahme des „Alert" an den südlichen Küsten 48.
Ecuador. Sitten der Jivaros 160. Wymper zum zweiten Male auf dem Chimborazo 256.

Polar-Gebiete.

Dänische Expedition nach Grönland unter Holm 48. Dritte Nordpolexpedition des „Willem Barents" 48. 255. 320. Howgate's projektirte Station in Lady Franklin Bay 48. 255. 352. Nordenskjöld's Nordpolarreisen 48. Polarfahrt der „Eira" 64. 320. Nachsuchung nach der „Jeannette" 64. 255. 384. Nordenskjöld's neues Werk über die Umsegelung Asiens 94. Untersuchung der Dänemark-Straße durch den „Ingolf" 224. Ueberwinterung auf Nowaja Zemlja 254. Arktische Reise des „Corwin" 255. 320. Sibiriakow nach dem Jenisei 320. Schwatka's Expedition zur Aufsuchung von Ueberresten Franklin's 336. Mißglückte Fahrt der Gulnare 352. Die wissenschaftlichen Expeditionen der Dänen in Grönland 352. Sir Allen Young's projektirte antarktische Fahrt 384.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches.

Die geschwänzten Menschen 23. Ueber den Farbensinn der Naturvölker. Von R. Andree 155. Geruchssinn 160. Die Verbreitung der Albinos. Von Richard Andree 374.

Ethnologisches (soweit es nicht unter den einzelnen Ländern verzeichnet ist).

Kartographie der Naturvölker 32. Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen 252. 269. Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen. Von Richard Andree 286. 301. Die Frühlingsfeier der Slaven. Von F. Hubad 312. 326. 346.

Vermischtes. Tiefseeforschungen 64. Der Elfenbeinreichthum Afrikas und Indiens 95. Geographische Erbsünden 95. Die amerikanischen Tiefseeforschungen im Caribischen Meere 251. Die Meeresuntersuchungen im Golfe von Biscaya 256. Luftballonfahrt und Färbung des Meeres 272. Pferdebestand der Erde 272. Größte Höhe der Eisenbahnen 272. Eine Revision des Sargasso-Meeres 368.

Vom Büchertische.

H. J. Klein, Lehrbuch der Erdkunde 16.
E. Oppert, Ein verschlossenes Land 25.
Ratzel, Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 47.
Die Nordpolarreisen A. E. Nordenskjöld's 1858 bis 1879 48.
Meyer's Deutsches Jahrbuch 1879 94.
Humoristisches. Bruchstücke aus geographischen Lehrbüchern, 1733 bis 1760 95.
Gaston de Bezaure, Auf dem „Blauen" Flusse 128.
Dieffenbach, Völkerkunde Osteuropas 176.
Waltenberger, Bayerisches Hochland und Salzburg 239.
Europäische Wanderbilder 239.
Stanley's Reise durch den dunklen Welttheil 351.
Nordlandfahrten 357.
Annie Brassey, Sonnenschein und Sturm im Osten 367.
O. Peschel, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde 382.
O. Schneider, Typenatlas 384.

Biographisches. Personalia.

Todesfälle. Broca. 126. Cadenhead 192. 255. Carter 192. 255. Fortune 125. Fraccaroli 144. Horner 125. Macleod 125. Moß 126. Neumann 126. Petersen 125. de Semellé 367. Smith-Forbes 125. Swanzy 126. — Ballay 255. Bastian 224. Bayol 240. Bianchi 351. Braconnier 192. Buchner 93. Casati 255. Cecchi 94. 351. Charnay 47. Chiarini 94. Choisy 30. Colvile 153. 167. Crevaux 256. Dall 32. Depelchin 111. Dutrieux 255. Easton 127. Emin-Bey 93. Flatters 30. 319. Flegel 240. Fraccaroli 94. 144. Gallieni 240. Guppy 350. Hammer 352. Harou 255. Hildebrandt 31. Holm 48. 352. Holub 319. Howgate 48. Hüber 318. Im Thurn 160. Jadrinzew 239. Junker 93. 351. G. King 127. Kubary 31. Kuntze 368. Lecart 367. Lenz 88. 104. 319. 352. Lista 47. Litchfield 367. Lombard 254. Lortet 350. Matteucci 94. 192. 319. Michaelis 144. Mikluho-Maclay 144. Mison 255. Müller 208. Muschketow 159. Ney Elias 93. Nordenskjöld 223. Ober 247. 266. 282. 296. O'Flaherty 367. Oliphant 80. Palmer 367. Pavy 255. Pennazzi 94. Petitot 255. Phipson-Wybrants 255. Pogge 240. Potagos 135. 151. Prschewalski 93. 159 310. 350. Quintin 367. Ramaekers 80. Reşyek Polak 47. Riebeck 94. Riley 127. Rohlfs 64. 240. 351. Samsonow 272. von Schöler 240. 351. Schwatka 336. von Seidlitz 208. Semellé 144. Soleillet 352. Southon 351. Stecker 64. Steenstrup 352. Stein 176. 208. Stokes 367. Thomson 94. 128 215. Tjagin 254. Ujfalvy 144. Whymper 256. Wiener 368. Williams 367. Wookey 367. Zagurski 208. Zeballos 368.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.
R. Andree 155. 286. 301. 374.
W. Bertram 39. 55.
F. Birgham 72.
F. Blumentritt 315.
E. Dannert 363.
M. Eckardt 12.
A. Erman 157.
Th. Fischer 330.
K. Ganzenmüller 59. 74.
G. Gerland 217. 233. 263. 298.
Sp. Gopčević 302. 329. 345. 360. 377.
F. Hubad 312. 326. 346.
C. E. Jung 118. 170. 203. 236.
H. Kiepert 183.
K. Müller-Mylius 121. 139.
von Rupprecht 150.
H. v. Schlagintweit-Sakünlünski 96.
B. Stehle 8. 28.

Illustrationen.

Europa.

Italien.

Die Wasserleitung von Lucca 50.
Der Dom in Lucca 51.
Hauptthür des Doms in Lucca 52.
Ein Begräbniß in Lucca 53.
Fenster des Oratoriums Santa Maria della Rosa 54.
S. Michele in Lucca 66.
Das Rathhaus in Lucca 67.
Santa Maria Bianca in Lucca 68.
Die Kirche S. Frediano in Lucca 69.
San Agostino in Lucca 70.

Griechenland.

Cerigo 98.
Syra 98.

Norwegen.

Der Vöringfos 358.
Blick von Stalheim in das Närödal 359.

Asien.

Türkisches Vorderasien.

(Lortet's Reise.)

Smyrna 99.
Mersina 100.
Der Direlli-Tasch bei Mersina 101.
Meerbusen von Alexandrette 114.
Alexandrette 115.
Das Dorf Beilan 115.
Paß von Beilan 116.
Das Schlachtfeld von Issos 117.
Der Kasios 118.
Ansicht von Tripoli 130.
Eine Straße von Tripoli 131.
Frauen aus Tripoli 132.
el-Mina, der Hafen von Tripoli 133.
Capoeta fratercula, der heilige Fisch von Tripoli 134.
Der syrische Fischgott 134.
Schloß Raymond's de Saint-Giles in Tripoli 135.
Ansicht von Beirut und dem Libanon 146.
Juden von Beirut 147.
Scheich von Dêr-el-Kamr 148.
Drusenfürstin; Dame mit dem Tantur; Beiruterin im Putze 162.
Tantur, Kopfschmuck der Drusenfrauen 163.
Eine Wiege der Maroniten 164.
Der Maronite Hassan, ein Mukari oder Pferdeknecht 165.

Hinterindien.

(Harmand's Reise.)

Zug des Fürsten von Bassac zum Wasserfeste 178.
Der Me-chông zwischen Pack-mun und Kemmerât 179.
Lagerplatz laotischer Fischer zwischen den Felsen am Me-kông 180.
Besuch des Statthalters von Kemmerât 182.
Ankunft vor dem Dorfe La-khôn 194.
Lager unter Bambus am Fuße der Berge von La-khôn 195.
Lager im Walde am Fuße der Berge von La-khôn 196.
Felsen schwarzen Marmors in den Bergen von La-khôn 197.
Abreise von La-khôn 197.
Ansicht von Phu-Wâ 198.
Marsch durch Bambu-Dickicht 210.
Typen von Wilden in Nam-Nau 211.
Was die Khâs besonders interessirt 212.
Nachtlager 213.
Ein verwundeter Elephant 214.
Hütte von Wilden am Ufer des Se-banghieng 226.
Thor eines Dorfes der Wilden am Sebang-hieng 227.
Instrument, dessen sich die Khâs beim Ackerbau bedienen 228.
Flöte der Khâs 228.
Ein Waldbach während der Regenzeit 228.
Wilde, die ihr Reisfeld gegen die Vögel vertheidigen 229.
Aushöhlungen im Walde Dông-Kephô 230.
Plan einer Hütte der Khâs Duôns 242.
Betende Khâs Duôns 243.
Pirogen der Pu-Thays 244.
Fluß unter Bäumen 245.
Köcher der Stieng als Probe der Kunstfertigkeit der indochinesischen Wilden 246.
Pfeifen von indochinesischen Wilden 246.
Haus eines reichen Annamiten 258.
Vorderseite eines Hauses eines reichen Annamiten 258.
Das Fort von Cam-Lô 259.
Besuch des Mandarinen von Cam-Lô 260.
Reise im Palankin über die Dünen 261.
Die Mission Bo-Liêu 262.

Java.

(Charnay's Reise.)

Avenue in Batavia 2.
Haus in Batavia 3.
Ein Kampong 4.
Inneres eines malaiischen Hauses auf Java 5.
Allee von Feigenbäumen in Buitenzorg 6.
Corypha elata im Palmengarten von Buitenzorg 7.
Der Gamelan 18.
Der Mangku-Nagoro 19.
Lanzentanz 20.
Dolch- und Stocktanz 21.
Tanz der Frauen 22.
Gesammtansicht des Tempels von Boeroe-Boedor 34.
Relief des Tempels von Boeroe-Boedor 36.
Tempel von Brambanam 37.
Ruinen der Tausend Tempel 38.

Sumatra.

Missigit von Indrapoerie nach der Einnahme durch die Niederländer im März 1879 150.

Mittelamerika.

Panama und Darien.

Haus in Colon 274.
Statue des Columbus in Colon 275.
Front Street in Colon 276.
Kirche und Säule in Colon 276.
Straße in Chagres 277.
Panorama von Panama 278.
Kirche Santa Ana in Panama 290.
Kloster San Francisco in Panama 291.
Jesuitenkollegium in Panama 292.
Wäscherinnen am Chorillo 293.
Aus der Vorstadt von Panama 294.
Soldaten von Panama 306.
Chepigana 308.
Typen aus Darien 309.
Haarputz einer reichen Frau in Darien 321.
Wie man in Darien die Kinder trägt 322.
Real de Santa Maria 323.
Molinera 323.
Pinogana 324.
Kautschuksammler (caucheros) 325.
La Palma 338.
Die querida in ihrer Küche 339.
Begegnung mit Kautschuksammlern 340.
Der Pueblo Paya 340.
Hütten und Typen der Cuna-Indianer 342.
Fahrt auf dem Caquirri abwärts 354.
In den Sümpfen des Atrato 355.
Schiffslieutenant L. N. B. Wyse 356.
Wanderung der Affen 370.
Pisisi 371.
Ein Toldo 372.
Horizontale Lage in der Hängematte 373.
Garapates 373.
Reclus' Arbeitsplatz 374.

Anthropologisches.

Geschwänzter Fötus des anatomischen Museums in Erlangen 24.
Neugeborener Knabe mit schwanzartiger Vorragung in der Steißbeingegend 24.

Karten.

Lage der alten Stadt Metapont 88.
Die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien 103.
Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle 136.
Der Wald von Bellova in Ostrumelien 166.
Dr. Harmand's Routen zwischen Kemmerât, La-chôn und Hué 181.
Schapira's Route in Jemen 184.
Facsimile einer laotischen Zeichnung des Se-baug-hieng 212.
Karte des Isthmus von Panama 279.
Generalkarte des Südlichen Darien. Von L. N. B. Wyse 307.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 1.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

I.

Jeder Reisende, dessen Ziel der äußerste Orient ist, macht, gleichviel wohin er gelangen will, in Singapur Station, und das zu seinem Glücke: lernt er doch so eine der merkwürdigsten Städte der Erde kennen, die ihn mit ihrer wundervollen Lage, ihrem bunten Völkergemisch (obgleich erst 1819 gegründet, zählt sie heute bereits 150 000 Einwohner aller Nationalitäten!) und ihren entzückenden Umgebungen reichlich für einen achttägigen Aufenthalt entschädigt. Von dort gelangt der Reisende in zwei Tagen nach Batavia, wo ihm, nach einer prächtigen Fahrt zwischen Sumatras grünbelaubter Küste zur Rechten, und Banka und anderen Inseln, die in ihrer üppigen Vegetation wie Smaragden aus der Fassung des purpurnen Meeres hervorstrahlen, zur Linken, die einsame Rhede an niedriger und sumpfiger Küste eine Enttäuschung bereitet und ihn nicht im Entferntesten die Schönheiten ahnen läßt, die seiner harren.

Ein kleiner Dampfer bringt den Passagier ans Land, wo ihn, nach Erledigung der Douaneförmlichkeiten, ein Wagen zum Hotel, und zwar zuerst in die Hauptstadt, das alte Batavia, führt, welches mit seinen langen Straßen, seinen wenigen, ärmlichen öffentlichen Gebäuden und seinen an schmutzigen Kanälen gebauten holländischen Komtoren wenig Interesse gewährt. An einem Kali (Kanal) geht es entlang, den rechts Schuppen und Waarenlager, links eine Baumallee einfassen, während in der Ferne schon die Schattenrisse der Palmen erscheinen. Hier und da tauchen chinesische Wohnungen auf mit ihren wunderbaren Vorhallen und bizarren Friesen, Blumenvasen, grotesken Baumgruppen, Aquarien und Volièren; immer mehr entfaltet sich die Vegetation und zwischen kleinen Palästen und reizenden Villen hindurch gelangt man endlich zum Gasthof. Ein Malaie, der dem Reisenden als Bedienung gegeben wird, nimmt dessen Koffer und Kleider vor und macht seine Sache so gut, daß, ohne daß einer des andern Sprache auch nur im Geringsten kennt, beide sich vortrefflich verstehen. Bei Tische stellt er sich hinter den Stuhl, reicht die Speisen und bereitet den Kari. Es ist dies ein entsetzliches Gemisch von allen denkbaren Stoffen: Reis, Spiegeleier, Omelette, getrockneter und gekochter Fisch, Huhn, Hammel, Gurken, Beefsteak, das Ganze mit einer gelblichen, aus vier oder fünf furchtbaren Rachenbeißern zusammengepfefferten Sauce begossen — eine viel gerühmte Speise, die aber für den Gaumen eines Uneingeweihten nur ein ekelerregendes Allerlei ist. Um 7 Uhr ist es dunkel; alles eilt barhäuptig ins Freie, um sich in den dichtbelaubten Avenuen für die Nachtruhe zu erfrischen. Früh beginnt das Leben wieder, denn jeder will die kühlen Morgenstunden ausnutzen. Die lange Veranda des Hotels ist dicht besetzt von Leuten in leichten Gewändern, die ihre Glieder in großen Rotangfauteuils recken, die Männer in Cabajas, die Frauen mit herabhangendem Haar, in reichen Sarongs und barfüßig in goldgestickten Sandalen. Nun naht die Stunde der Promenade; Fußgänger, Pferde- und Ponygespanne beleben die Straßen; Malaien beiderlei Geschlechts steigen, wie die Hindus in den Ganges, zu Tausenden in

die Kalis hinab um die Waschungen vorzunehmen; hierbei herrscht der peinlichste Anstand: vollständig bekleidet tauchen die Frauen in die Fluth und lassen die nassen Kleider erst fallen, wenn sie sich mit frischen Gewändern bedeckt haben.

Ein leichtes Gefährt trägt den Fremden durch die Stadt; wie der Wind jagt das Pony: malaiische Quartiere, europäische Läden, zierliche Hütten, prächtige Paläste, Plätze, Brücken, Kampongs fliegen vorüber — es ist ein großartiges Panorama, ein entzückendes Kaleidoskop. Batavia ist ohne Frage eine der schönsten Städte der Welt, aber wohlverstanden, es ist keine eigentliche Stadt, sondern der riesigste und schönste Park, in dem Häuser und Paläste zerstreut liegen; anstatt der Straßen ziehen sich breite, von großen Bäumen umsäumte Avenuen in der herrlichsten tropischen Vegetation entlang, und die schönen Häuser mit ihren Säulen-Verandas, die sich weiß von dem dunklen Schatten der Palmen und Baringen abheben, ähneln griechischen Tempeln inmitten eines heiligen Haines.

Die Bevölkerung Batavias ist sehr gemischt. Außer dem Malaien und dem Javaner sieht man den Hindu, den Araber, und den beweglichsten aller Fremden, den unvermeidlichen Chinesen. Thätig, sparsam und ausdauernd, angestrengt arbeitend und noch mehr geldgierig treibt er sich, gleichviel zu welcher Zeit oder bei welcher Hitze, auf den Straßen oder den Hotelhöfen umher oder dringt auch in die Zimmer ein; als geschäftiger Zwischenhändler hat er sich des Kleinhandels der ganzen Insel bemächtigt und beutet als Makler, Kaufmann, Pfandleiher Malaien und Javaner in gleichem Maße aus; er ist der Jude des Orients; unveränderlich wie dieser in seinen Dogmen und Gewohnheiten,

Avenue in Batavia.

durchschreitet er alle Civilisationen und mischt sich in alle Racen ohne irgend etwas von ihnen anzunehmen; sehr religiös, wird er durch die Religion doch nicht von seinen Fehlern und Lastern geheilt und, um zu Vermögen zu gelangen scheut er keine Niedrigkeit, bebt er vor keinem Verbrechen zurück.

Die eingesessene Bevölkerung Javas besteht aus drei Racen: dem Sundaner im Westen und auf den Bergen, dem Javaner im Centrum und Osten und dem Malaien an der Küste und in den Städten. Alle drei sind gewöhnlich klein und gut gebaut, aber von wenig entwickelter Muskelkraft; sie sprechen verschiedene Dialekte und die Verschiedenheit ihrer Schädel entfernt sie beträchtlich von einander. Der Malaie hat einen breiten und platten Kopf, viereckige Stirn, europäisch wachsende Haare; der Javane langen Kopf, höhern Schädel, ovale Stirn und die Haare im Halbkreis; beide schwarze, etwas schräge Augen mit gelblicher Hornhaut, stumpfe Nase und vorspringende Backenknochen. Die Javaner sind seßhaft, Ackerbauer und Sklaven; seit 20 Jahrhunderten gehen sie von einem Joch unter das andere und nahmen nach einander die Lehren Brahma's, Buddha's und Mohammed's an. Wie alle schwachen und unterworfenen Racen sind sie sehr religiös und leben ohne Bedürfnisse und ohne Freude im alten Schlendrian dahin.

Einer stolzern Race gehört der Malaie an: er ist Krieger, Seemann, Pirat oder Kaufmann und läßt sich nie leicht unterdrücken; wo er aber, wie auf Madeira, Amboina, Makassar u. s. w., unterworfen ist, stellt er den Holländern die tüchtigsten und tapfersten Rekruten. In Batavia ist er gern Bedienter, und als solcher gefällig und dienstfertig, dabei aber mit Vorliebe faul und höchst empfindlich: der Weiße, der ihn verletzt, setzt sich seiner sichern Rache aus und man berichtet Fälle, in denen der Malaie seinen Herrn überfallen und mit spitzem Bambu erstochen hat.

Die Malaien leben in den Vorstädten am Ufer der Kalis, wo ihre Hütten aus Rohr im Schatten der Bambus einen sogenannten Kampong bilden. Ihre Weiber sind

Wäscherinnen oder Kleinhändlerinnen; vom frühesten Morgen an sieht man sie unter den großen Bäumen der Alleen mit ihrem Kram hocken, und Orangen, Pampelmusen, Bananen, Reis, Kari oder Thee feil halten. Sie sind häßlich, entbehren aber doch in ihrer an das Chinesische erinnernden Gesichtsbildung einer gewissen Anmuth nicht, wenn ihre zierlichen Formen im bunten Sarong stecken und die feinen nackten Schultern und Arme aus der hohen Verhüllung des Busens hervorschlüpfen.

Die weiße Race hat auf Java keine Kolonie gegründet, sondern nur eine Niederlassung, wie die Engländer in Indien; ebenso wenig wie dort giebt es hier einen einzigen Europäer, der sein Land bebaut und seinen Stamm fortpflanzen will. Man geht hin um ein Amt auszuüben, ein

Haus in Batavia.

Eigenthum zu verwalten, wenn möglich Vermögen zu erwerben und dann nach Europa zurückzukehren. Unter diesem verzehrenden Klima, wo jede Arbeit eine Anstrengung ist, wo die geringste Bewegung eine schwächende Transpiration nach sich zieht, könnte die europäische Race nicht gedeihen; sie siecht dahin und verkommt. Die erste Generation soll auf 7 Kinder 5 Mädchen hervorbringen, bei der zweiten die Familie aussterben. Die Männer zwar widerstehen länger, die Frauen aber müssen entsetzlich leiden, und die Kinder, bleich und blond wie ihre Mutter, ähneln kleinen Christusbildern aus Wachs. Weiber und Kinder gehen nur Morgens von 7 bis 10 Uhr an die Luft, und zwar stets zu Wagen; den Tag über schließen sie sich ein, um erst nach 5 Uhr wieder zu erscheinen. Wie viel Einwohner, die man um ihr vermeintliches Glück, in dieser herrlichen Gegend leben zu können, beneidet, sehnen sich nach den feuchten Ebenen und den Nebeln Hollands zurück! Die geringe Anzahl der europäischen Damen erklärt die ziemlich häufigen Verbindungen von Weißen mit Malaiinnen oder Mestizen (Nonnas). Diese meist freien Vereinigungen, die häufig aus

Gewinnsucht — denn es giebt reiche —, häufig aber auch aus wirklicher Liebe, denn es giebt auch schöne Malaiinnen, geschlossen werden, sind nie sehr angesehen, ja, die gewöhnliche Formel, ein solches Ereigniß zu verkünden, ist: „Herr N. N. heirathet die Mutter seiner Kinder.“ Trotzdem besitzt die Malaiin einen gefürchteten Einfluß auf ihren Gebieter und, legitim oder nicht, dürfte eine eingegangene Verbindung nicht ungestraft gebrochen werden. Ohne Erlaubniß seiner Frau soll es kein Gatte wagen, sich zu entfernen; trotzt er gar ausdrücklichem Verbot, so wacht die Rache über ihm; bei seiner Abreise zeigt das Weib weder Verzweiflung noch Zorn, ihr Schmerz wie ihr Groll ist geheim, aber ein langsames, unbekanntes und spurloses Gift rächt sie an dem Treulosen. Bei seinen Messungen im Hospital erfuhr Charnay, daß die weißen Soldaten, ebenso wie die Eingeborenen, mit malaiischen Frauen leben und nach Ablauf ihrer Dienstzeit meist sehr gern nach Europa zurückkehren würden, wenn sie nicht aus Furcht vor den Folgen auf immer an die Insel gefesselt wären.

Einen Ausflug muß jeder Reisende von Batavia aus machen: nach Buitenzorg (spr. Bentenforg). Charnay wurde dazu durch Zweierlei veranlaßt: eine Aufwartung beim Generalgouverneur, für den er eine Empfehlung hatte, und den Besuch des berühmten botanischen Gartens. Von allen Eisenbahnen, die sich auf Java auszudehnen beginnen, ist die von Batavia nach Buitenzorg die älteste; sie gewährt den großen Vortheil, 60 Kilometer in zwei Stunden durchfliegen zu können, während früher die Geschäftsleute wegen der weiten Entfernung dorthin gezwungen waren, in der versengenden Hitze der Stadt oder dem giftigen Hauche des alten Batavia auszuharren. Die Bahn durchschreitet die Stadt in ihrer größten Breite, ein neues Panorama, welches eine vollständige Idee von diesem wundervollen Park giebt. Außerhalb erstrecken sich ausgedehnte Vorstädte weithin; an reizenden, im Waldesgrün versteckten Villen, an Kampongs mit ihren reinlichen, sorgfältig gepflegten, aus schwarzen und weißen Bambusstäben quadratisch und rechteckig gezeichneten Hütten vorbei geht es ins offene Feld;

Ein Kampong.

rechts und links ist die Vegetation üppig: über Dickichte von Bananen-, Orangen-, Pampelmusen- und Mangelbäumen ragen die hohen Kokos- und die schlanken Stämme der Arekapalmen empor; Maniokfelder, deren breite, glänzende Blätter denen des Ricinus ähneln, fliegen vorüber; Tausende von Stangen erinnern mit ihren jungen zweiglosen Stämmchen an eine Hopfenpflanzung, aber anstatt der dicht belaubten Ranken umringt sie der Betel mit seinen mageren Stengeln und lanzenförmigen Blättern. Nun folgt die Bahn einem Kanal, dessen Wasser überall hingeleitet ist, um die umgebenden Reisfelder fruchtbar zu machen. Die Männer ackern, aber die Frauen stecken und ernten den Reis; in langer Reihe bis an die Knöchel in den Boden versunken, pflanzen sie ihn zu je drei Stengeln und so gerade und regelmäßig wie nach der Richtschnur, eine lange und mühsame Arbeit, und doch noch nicht so mühsam wie die Ernte, denn auf demselben Felde reift der Reis nicht auf gleiche Weise: während die eine Pflanze noch grün ist, ist die andere schon reif und Halm bei Halm, Aehre bei Aehre werden die Körner gesammelt. Nun erscheinen Berge am Horizont, unaufhaltsam geht es aufwärts, eine prächtige Kakaopflanzung hindurch und Buitenzorg ist erreicht.

Buitenzorg (d. h. Ohne-Sorge) ist die Residenz des Generalgouverneurs; am Fuße des Vulkans Salak, von zwei Flüssen bespült, mitten in der herrlichsten Landschaft, hat es stets frisches Wasser für seinen Park, seine Landhäuser und seine Bäder, die dem Europäer wie dem Malaien eine tägliche Nothwendigkeit sind; häufiger Regen reinigt die Luft und die Nächte sind fast kalt; dieser wunderbare Aufenthalt ist die Gesundheitsstation Batavias.

Eine dunkele, geheimnißvolle Allee von indischen Feigenbäumen führt vom Haupteingang zum Palast; doch ist sie nicht etwa, wie die etwas überschwängliche Phantasie eines Reisenden behauptet, in einem einzigen Baume geschnitten, sondern sie besteht aus einer Reihe von allerdings nur sechs Bananenfeigen auf jeder Seite, die sich durch Vervielfältigung ihrer Stämme genähert haben, ohne jedoch mit einander zu verwachsen. Das Gebäude ist in griechischem Stil erbaut, nur ein Erdgeschoß mit Säulengängen und Marmorfliesen; die hintere Seite, ebenso luxuriös wie die vordere,

Inneres eines malaiischen Hauses auf Java.

Allee von Feigenbäumen in Buitenzorg.

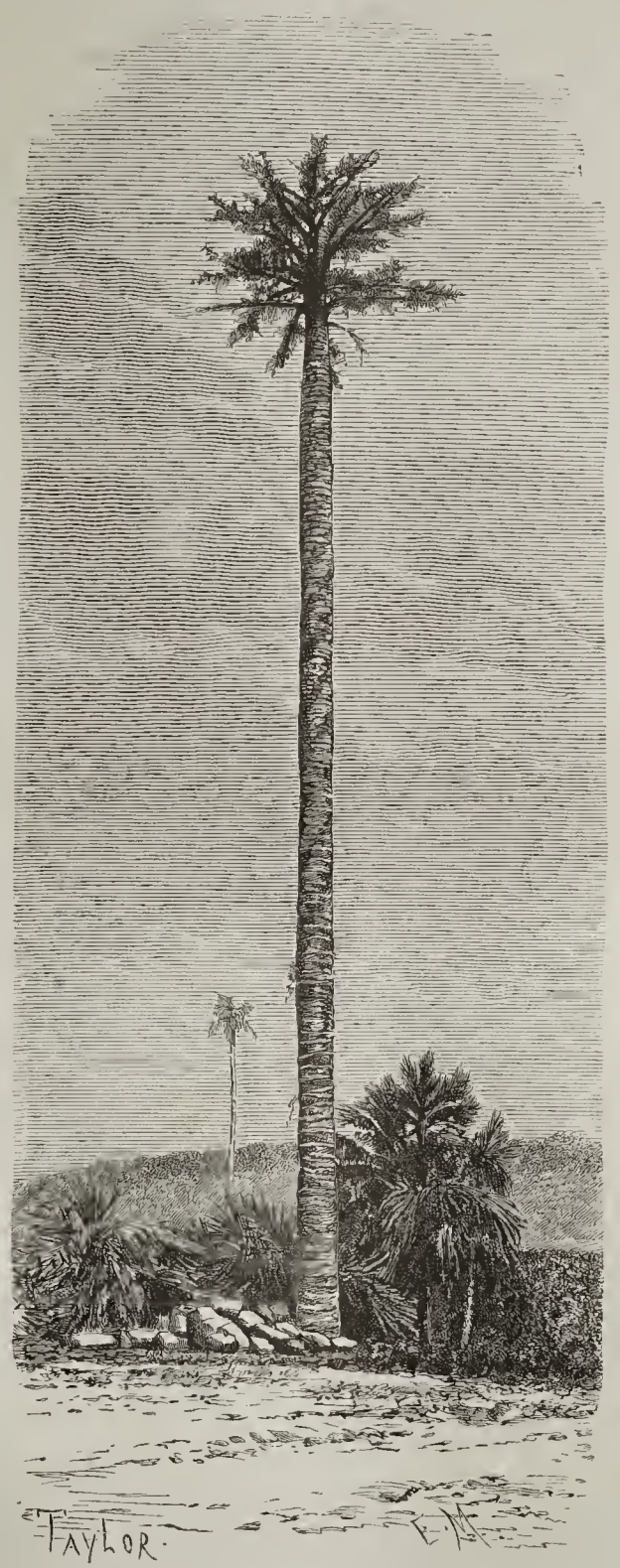
geht auf einen entzückenden Garten, in dessen zwei kleinen Seen sich die großen weißen Blüthenkronen und die kolossalen, über 6 Fuß im Durchmesser großen Blätter der Victoria Regia ausbreiten; riesige Bambu in verschiedenen Farben rauschen und flüstern im Winde; die Perle von Buitenzorg aber ist seine Palmensammlung; es ist dies die vollständigste der ganzen Welt.

Nach seiner Rückkehr nach Batavia und Beendigung seiner Messungen machte sich Charnay auf die Reise nach Samarang, von wo er nach Soerakarta oder Solo weitergehen sollte, eine Fahrt von 36 Stunden. Zu Lande ist die Reise bedeutend interessanter, aber auch viel theurer und viel länger, und da er nicht viel Zeit hatte, entschloß er sich, die Fahrt zur See zu machen. So fuhr er am 15. Juli ab und kam am 16. Nachmittags auf der Rhede von Samarang an. Wie in Batavia dieselben niedrigen und sumpfigen Ufer; die ganze Nordküste Javas bietet denselben Anblick dar, während im Gegentheil die südliche felsig ist und die Wogen des Indischen Oceans sich an den Strandklippen brechen.

Weniger groß als Batavia und weniger schön, ist Samarang doch eine recht hübsche Stadt; Alleen, Vegetation, Häuser, alles im selben Stile, nur etwas weniger majestätisch. Was aber bedeutend anders ist, das ist die Bevölkerung; hier trifft man viel mehr Araber, die an dieser Seite der Insel den Chinesen den Rang streitig machen. Bei den Männern ist durch den Sarong, das Tuchgewand und die geflügelte Kopfbedeckung die kleine Hose, die Cabaja und das platte Tuch des Malaien verdrängt; so angethan mit dem Kriß (Dolch) im Gürtel, schreitet der javanische Kaufmann oder Besitzer steif, abgemessen, schweigsam einher: eine traurige Natur, auf der ein Joch lastet.

Die Umgebungen von Samarang sind eben; ekle Düfte steigen aus den Sümpfen empor, die bei jeder Fluth die Meeresgewässer überschwemmen; die Stadt ist ungesund. Um die Eisenbahn nach Soerakarta zu erreichen, durchschreitet man eine schlammige Ebene und fährt eine halbe Stunde lang mitten durch niedrige, feuchte Gründe, die keinen Reiz haben als ihre großen Bambuhecken.

Fünf Stunden braucht man, um nach Soerakarta zu gelangen. Bald steigt der Weg, aber der unregelmäßig anschwellende Boden begrenzt den Blick; grünende Hügel, eine steinerne Mauer oder ein Bambugebüsch verdecken jeden Augenblick die Landschaft; endlich erreicht man einen ziemlich ärmlichen Wald von gleichen breitblättrigen Bäumen; es ist der Teakbaum, dessen Holz für Bauzwecke in den heißen Ländern sehr gesucht ist. Nun tritt die Bahn in die Ebene hinein; hier wird alles freundlicher; mit jedem Schritt wird die Kultur reicher; die Landschaft dehnt sich aus und in der Ferne tauchen die bläulichen Spitzen der drei Vulkane auf, die ungefähr den Mittelpunkt der Insel einnehmen: links der Lawoe, rechts der Merapi und der Merbaboe. Mit dem Eintritt in die Residenz Soerakarta öffnet sich ein Paradies von Reichthum und Wunder, wie es schwer zu schildern.



Corypha elata im Palmengarten von Buitenzorg.

Auf leicht gewellter Ebene leuchten aus dem reichsten Grün unzählige Dörfer hervor; gigantische Bambus bilden den Umkreis, während die einzelnen Gebäude von Brotbäumen, Kokos-, Bananen- und Arekapalmen beschattet werden. Ueberall ist der Boden durch Plateaus in allen Größen nivellirt, so daß nicht ein Zoll breit Erde unbenutzt bleibt und kein Tropfen Wasser, welches sich in Tausenden von Kanälen über diese großen und kleinen Flächen ergießt, verloren geht. Ueberall Reisfelder in den verschiedensten Stadien, dazwischen Zuckerrohr-, Taback-, Maniok- und Indigopflanzungen. Eine Unmenge Arbeiter beleben das Feld, Zuckerrohrschneider, Reispflanzerinnen, Wagenführer; schwarze Büffel und blonde Zebus tragen auf ihrem Rücken Kinder, die sie bewachen; kleine Mädchen in Evaskostüm hüten Gänse und bilden, in diesem reinen Lichte und dem saftgrünen Rahmen, Bilder, die man nie vergißt. Und das ist nicht etwa ein Punkt, sondern ein langes Panorama, welches sich auf mehr als 20 Stunden weit dem erstaunten Auge des Reisenden darbietet.

Solo oder Soerakarta ist die javanische Stadt im eigentlichen Sinne des Wortes, die heilige Stadt, die Residenz des Kaisers und Sultans von Java, des Nachkommen der Kaiser von Mataram. Es ist auch die Residenz des Mangku-Nagoro, eines ebenfalls — natürlich unter der Oberhoheit der Holländer — selbständigen Fürsten.

Der Bahnhof ist 3 Kilometer von der Stadt entfernt; auch diese Mühe wird überwunden und ein reizendes Hotel nimmt den Reisenden auf. Charnay's erster Besuch galt dem Residenten, für den er Empfehlungsbriefe hatte; sein Palast ist kaum 50 Meter vom Hotel entfernt, aber die Etikette verlangt, sich zu Wagen und schwarz gekleidet zu ihm zu begeben. Derselbe — er spricht Französisch wie ein Pariser — empfing ihn mit gewinnendster Liebenswürdigkeit, versprach ihm Hülfe und Schutz und stellte ihm zu Ausflügen in die Umgegend die Postpferde der Regierung zur Verfügung. Außerdem ließ er für ihn um eine Audienz

beim Mangku-Nagoro nachsuchen und verschaffte ihm Zutritt zu dem einige Tage später stattfindenden großen Feste, welches der Kaiser zur Feier der Beschneidung seiner Söhne veranstalten sollte.

Ins Hotel zurückgekehrt, beeilte sich der Reisende das lächerliche und bei der entsetzlichen Hitze geradezu unerträgliche Kostüm mit einem weißen zu vertauschen und sich aufs Gerathewohl in die Straßen von Solo zu stürzen.

Das Kaufmannsviertel ähnelt denen von Samarang und Batavia; wenn aber letztere Stadt den Eindruck eines riesigen Parkes macht, so erscheint Soeralarta geradezu inmitten eines wirklichen Waldes verloren; die Straßen sind in einen wahren Hochwald von Palmen, Brotbäumen und Baringen gehauen und die Häuser verschwinden hinter den mächtigen Laubgebüschen.

Wunderbar ist die Physiognomie der Straßen; während die eine wie eine Wüste daliegt, wimmelt die andere vom stärksten Leben, Kaufleute beiderlei Geschlechts nehmen, unter dem Schutze von Tuchlappen und Sonnenschirmen, das Trottoir ein und bieten den Vorübergehenden Kleider, Kupfergeräthe, Gemüse, Früchte, Getränke und Speisen an. Und doch wie wunderbar! in dieser wimmelnden und krabbelnden Bevölkerung hört man kein anderes Geräusch als das dumpfe Murmeln ruhiger Mengen; kein Lachen bei den Kindern, keine Unterhaltung bei den Erwachsenen; alle sprechen leise, ein schweigsames Volk. Obgleich in der verschwenderischsten Natur lebend, sind die Leute doch arm: sie haben keine Bedürfnisse, sagt man; hätten sie welche, sie würden sie nicht befriedigen können. Männer und Weiber tragen den Sarong, ein Stück Stoff in schreienden Farben und wunderbaren in der Schweiz gedruckten Zeichnungen, welches in losen Falten wie ein Weiberrock flattert; die Männer schließen ihren Oberleib in ein enges Wamms und die Weiber in dunklen Stoff, der sie verunziert. Die Kinder wälzen sich nackt im Staube umher.

In der Avenue des Kratons, d. h. der kaiserlichen Residenz, verkehren die officielle Welt und die Würdenträger des Palastes; in grellere Farben und feineres Tuch gehüllt als die gewöhnlichen Sterblichen, den Kopf in eine Mütze von weißer, blauer oder schwarzer Glanzseide gepackt, die wie eine Kuchenform aussieht, den Kriß im reichen Gürtel, so stolzieren diese Herrschaften langsam und würdevoll einher, den Diener mit gelbem, grünem oder braunem Sonnenschirm, je nach der Würde, hinter sich; für Prinzen von Geblüt ist der Schirm von Gold. Letztere haben übrigens, ebenso wie die hohen Würdenträger, außerdem noch ein Gefolge von Lanzenträgern und zwei Pagen oder jungen Mädchen, von denen die eine den kupfernen Spucknapf, die andere die goldene Betelbüchse trägt.

Diese Leute, und besonders die Frauen, sind häßlich. Doch muß man unterscheiden: dort, wie so vielfach, existirt eine unterworfene und eine unterwerfende Race, die eine durch die Knechtschaft verunstaltet, die andere durch das Wohlleben verfeinert; die Ackerbauer und Arbeiter haben einen andern Typus als die herrschende Klasse und sind vielleicht ein Gemisch von Malaien und Papuas, welche man mit dem Namen Kalanks bezeichnet und die noch in reiner Race auf gewissen Theilen der Insel existiren sollen.

Allmälig wurde es Nacht, und da Charnay nicht allein umherstreifen konnte, ohne sich in der vollständig unbekannten Stadt zu verirren, so ließ er anspannen und den Kutscher nach seinem Gefallen in die Alleen und Vorstädte hinausfahren.

Die Straßen sind belebt wie am hellen Tage; jeder Waarentisch hat seine Laterne; in den entfernteren Theilen muß jeder Mensch von Polizeiwegen eine solche haben, da die Stadt nicht erleuchtet ist; die Armen tragen nur ein an einem Ende angezündetes Stück trockenes Holz, welches sie beim Gehen schwingen, so daß sie in den dunklen Alleen wie große feurige Fliegen erscheinen, welche wunderbare Kreise beschreiben.

In den Vorstädten deckt tiefes, geheimnißvolles Schweigen den ungeheuren Wald; man könnte sich in der Wüste glauben; der Mond scheint voll hernieder, aber sein weißes Licht dringt kaum durch die Schatten der Bäume; es erhellt nur die Wipfel, wirft funkelnde Perlen auf die leuchtenden Blätter des Brotbaumes, hängt sich in Lichtstreifen an die langen Palmen der Kokosbäume und bricht sich in Feuergarben auf den hin- und herwankenden Bambugebüschen. Ein zauberhafter Anblick, ein bewältigender und unvergleichlicher Eindruck!

Das Elsaß im 13. Jahrhundert.

Von Dr. **Bruno Stehle.**

I.

In unserer mittelalterlichen Quellensammlung, den „Monumentis Germaniae“, ist einerseits ein großer Schatz für die Geschichte der Geographie enthalten, andererseits spiegeln diese Nachrichten die Anschauungs- und Denkweise jener Zeiten über geographisch-naturwissenschaftliche Objekte wieder. Die Baseler und Colmarer Geschichtsbücher von 1266 bis 1305 gewähren uns eine solche Fülle geographischer Notizen, daß aus ihnen nicht schwer ein Bild von dem Lande und den Bewohnern des Elsasses im 13. Jahrhundert zu gewinnen ist, und ich habe deshalb die für die Geschichte dieses Landes so wichtigen Annalen nach den angegebenen Gesichtspunkten untersucht und die zerstreuten Nachrichten in einer zusammenhängenden Darstellung bearbeitet. Nicht zum ersten Mal mache ich auf das Eigenartige dieser Geschichtsbücher aufmerksam. Jaffé hat in den „Monumentis Germaniae“, Pabst in der Vorrede seiner trefflichen Uebersetzung, Lorenz in „Deutschlands Geschichtsquellen“ darauf hingewiesen, daß der betreffende Verfasser ein scharfer Beobachter kleiner wie kleinster Umstände, ein Freund der Naturbetrachtung sei; ein Mann, der in der kritischen Auswahl von Bedeutendem und Unbedeutendem eben nicht sehr genau verfahre, aber alles in ausgezeichnetem Maße besitze, was die Dominikaner Erudition nannten, und worin sie ihren Zeitgenossen Albertus Magnus verehrten; und Pabst fügt hinzu, daß die Echtheit und Zuverlässigkeit der gebotenen Nachrichten fast überall, wo es möglich sei, durch einen Vergleich mit den Urkunden bestätigt werde. Trotzdem sind die Schätze in dem kleinen Büchlein noch nicht ge-

hoben und nur in einer Abhandlung [1]) finde ich die betreffenden Notizen ausgezogen, ohne daß sie aber zu einem vollständigen Ganzen verarbeitet wären.

Von dem Verfasser selbst ist wenig bekannt. Nach seiner eigenen Angabe ist er 1221 geboren, trat 17 Jahre alt in den Predigerorden, 1238, was er im Jahre 1287, seinem 50jährigen Mönchsjubiläum, der Mitwelt erzählt. Doch waren in dieser langen Zeit keineswegs die engen Klostermauern sein Lieblingsaufenthalt; vielmehr trieb es ihn hinaus in die weite, schöne Welt, und so finden wir ihn auf Reisen bald in der Schweiz, bald in Frankreich oder Deutschland, um überall mit wahrem Bienenfleiße den nöthigen Stoff für seine Arbeiten zu sammeln. Von ihnen kommen für uns folgende in Betracht: 1. Die Jahrbücher von Basel; 2. die größeren Jahrbücher von Colmar; 3. die Zustände des Elsasses im Beginn des 13. Jahrhunderts; 4. die Beschreibung des Elsasses; 5. die Beschreibung Deutschlands.

Sind diese Schriften für die Geschichte der Geographie wie für die Kenntniß der geographischen Verhältnisse des Elsasses im 13. Jahrhundert von großer Bedeutung, so hinterließ er ein zweites Denkmal, das Zeugniß von seiner Liebe zu diesen Studien ablegt. Er verwandte seine Kenntnisse praktisch und zeichnete 1265 einen Atlas auf zwölf Pergamenthäute. Dieses Werk, einmal verfertigt, ruhte nicht im Staube der Klosterbibliothek, vielmehr nahm er es elf Jahre nachher wiederum vor und unterzog es einer Verbesserung. Leider ist dieses kostbare Werk, das eine Perle unter unseren Antiquitäten sein würde, nicht auf uns gekommen, wenigstens wissen wir nichts mehr von ihm. Wenn auch aus dem Mittelalter verschiedene Erdgemälde erhalten sind, so ist doch der Verlust der zwölf Karten auf Pergamenthäuten, die demnach für die damalige Zeit einen stattlichen Atlas ausgemacht haben müssen, schwer für die Geschichte unserer Wissenschaft.

Das aus der mathematisch-astronomischen Geographie Mitgetheilte giebt die Beobachtungen an Sonne, Mond und den Gestirnen wieder. Wie sehr diese im Kloster zu Colmar gepflegt wurden, zeigt das Astrolabium, dessen sich die Colmarer Mönche bedienten, um die Höhenwinkel der Gestirne zu messen. Ende November 1303 erschien nach der letzten Abendandacht der Polarstern an dem Astrolabium im 62. Grade, nach der Frühmesse im 55. Die Sommersonnenwende erscheint im 68., die Wintersonnenwende aber soll im 17. Grade erscheinen. Sonnen- und Mondfinsternisse werden vielfach erwähnt und vorher verkündet. Auch von anderen auffallenden Phänomenen am Firmament giebt der Verfasser Kunde. 1267 Mitte Juli erschien bei Sonnenaufgang in der Nähe des Mondes ein großer, schöner Stern, der sich von hier aus mit reißender Schnelle gegen Osten bis in die Mitte des Horizontes bewegte. Hinter sich ließ er einen Schweif, eine weiße oder feurige Wolke, zurück, der fast eine Stunde lang sichtbar blieb. Der Stern selbst zerfiel in zwei Theile, einen größern, welcher vorauseilte, und einen kleinern, welcher nachfolgte; beide verschwanden zu gleicher Zeit. In manchen dieser Erscheinungen sieht der kindliche Glaube das direkte Eingreifen Gottes, sei es um die Menschen zu schrecken, sei es um den Worten seiner Diener mehr Nachdruck zu verleihen. So erschien zu Straßburg 1276 nach Palmsonntag eine rothe Wolke in der Form eines Kreuzes. Ebenso waren im Jahre vorher gegen Ostern um die Sonne zwei Kreise von der Farbe des Regenbogens sichtbar gewesen, welche sich gegenseitig schnitten und so zwei Kreuze zu bilden schienen; sie erschienen während der Predigt eines Minderbruders, der zu einem Kreuzzug über das Meer aufforderte. In der Nacht vom 7. August 1287 erschienen zwei Sterne, der eine sehr groß, der andere sehr klein; sie erhellten plötzlich die Nacht wie die Sonne und ebenso plötzlich verschwanden sie. Unter manchen von den Erscheinungen, welche der Chronist berichtet, können wir uns wegen der knappen, annalistischen Form wohl kaum etwas Bestimmtes denken. So wenn 1288 erzählt wird, daß eine Veränderung in der Nähe der Sonne vor sich gegangen sei.

Sind diese Nachrichten etwas dürftig, so fließen sie um so reichlicher auf dem Gebiete der physikalischen Erdkunde, und hierin liegt gerade die Bedeutung des Werkes, einer Quelle ersten Ranges, geeignet, wie keine andere, die physikalischen Verhältnisse des Elsasses im 13. Jahrhundert zu beleuchten.

Hoff [1]) giebt die Erdbeben in der oberrheinischen Tiefebene erst vom 14. Jahrhundert an. Ich kann dieselben aus dem 13. Jahrhundert durch folgende Zahlen vermehren: 1279; 1280 am 26. Oktober; 1289 geschahen an einem Tage fünf Erdstöße; 1295 Anfangs April wird ebenfalls ein sehr starkes Erdbeben gemeldet. Diese Zahlen werden um so interessanter, da wir den Herd dieser Erdbeben in der oberrheinischen Tiefebene kennen, nämlich die Gegend um Basel, die im Ganzen 120 Mal von Erdbeben heimgesucht wurde, die wir nachweisen können. Dasselbe Verhältniß wie im 13. Jahrhundert findet man bei einem Vergleich mit denjenigen Erschütterungen, die in neuerer Zeit aufgezeichnet sind. Nach Hoff hat Straßburg Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts mehrmals leichte Erschütterungen erlitten, wie 1755 (mit Lissabon), 1784, 1802, 1808. Ferner Colmar September 1801, Hagenau 1780 December und März 1805.

Gewitter, Blitze und Donner, zumal wenn sie in den ersten Monaten des Jahres eintraten, erregten ganz besonders die Aufmerksamkeit und wurden sorgsam niedergeschrieben, wie denn auch heute noch diese Erscheinungen im Februar oder März in manchen Gegenden als Zeichen eines unfruchtbaren Jahres angesehen werden. Zwei schwere Gewitter suchten das Elsaß in dem Jahre 1291 am 15. und 25. Januar heim. 1288 leuchteten heftige Blitze am 4. Februar, während 1280 und 1283 Gewitter aus Mitte und Ende März berichtet werden. Eine genaue Vergleichung mit den Beobachtungen in unserm Jahrhundert, die Herrenschneider in Straßburg 1801 bis 1836 angestellt hat, läßt sich schwer anstellen, da die Angaben unseres Chronisten nicht so genau sind, daß wir sie in die modernen Aufzeichnungen einreihen können. Aber wir finden Aehnliches, und dieses genügt vollständig, um die gleichen klimatischen Erscheinungen in den verschiedenen Zeitabschnitten durch die sich gleichbleibende geographische Lage des Landes zu erklären.

Ebensowenig können wir die Richtung, aus welcher die angeführten Winde und Stürme kamen, genau bestimmen, wenn freilich einzelne Andeutungen zu folgerichtigen Schlüssen berechtigen. 1288 kam ein Sturm am 2. Februar, der einen großen Wald beim Hohenack [2]) verwüstete. In derselben Zeit, fährt der Chronist kurz nachher fort, kam ein großer Sturm, der in Flandern das Meer aus seinem Bett drei große Meilen weit über das Land trieb und mehr als 50 000 Menschen tödtete. Daß damit einer der Meeres-

[1]) Bulletin de la Société d'histoire naturelle de Colmar 1870: Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges par M. Charles Grad.

[1]) Hoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche II.

[2]) Im Münsterthale, westlich von Colmar.

einbrüche gemeint ist, die von 1205 bis Ende jenes Jahrhunderts dauerten und denen die Zuydersee ihre Entstehung verdankt, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Es waren dies aber Nordwestwinde. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe Sturm, der in den Niederlanden so furchtbar wüthete, bis nach dem Elsaß hin sich fühlbar machte, und den Wald am Hohenack zerstörte. Nach der Lage und Beschaffenheit des Berges kann der Wald nur im Norden desselben gelegen haben, wo der Berg plateauartig sich allmälig in das Thal der Weiß senkt, während er im Süden aus dem Thal der Fecht oder dem Münsterthal ganz schroff ansteigt. Dieses Thal ist aber nach Osten, Süden und Westen völlig geschlossen, so daß Wälder, am Südfuße gelegen, höchstens von Lokalwinden, die aber nie mit einer solchen Heftigkeit auftreten, getroffen werden können. Bedeutende Stürme, die weiterhin Erwähnung finden, waren 1275 Ende Februar, 1291 Ende September, 1303 am 30. November, 1294 ohne Angabe des Tages; 1275 Anfangs August wüthete ein gewaltiger Sturm, der Weinstöcke und Bäume vernichtete. Zweige trieb er drei Meilen weit, und im Dorfe Hergheim entführte er einen Knaben sammt der Wiege.

Auch die Nachrichten über die jährlichen Temperaturverhältnisse und Niederschläge, so ungenau sie sind, geben im Großen und Ganzen ein Bild, das unserm heutigen sehr entspricht. Heiße Sommer, daneben manchmal sehr kalte Winter, plötzliche und starke Temperaturschwankungen, reichliche Sommerregen, ziemliche Feuchtigkeit der Luft, vorherrschende Südwest- und Nordostwinde, beträchtliche Barometerschwankungen sind die charakteristischen Eigenschaften des heutigen elsässischen Klimas [1]). Eine genaue Aufzählung und Schilderung der einzelnen Jahre aus dem Mittelalter verglichen mit unserm Jahrhundert zeigen, daß die eben angeführten Hauptzüge auch auf eine Zeit, die sechshundert Jahre hinter uns liegt, trefflich passen.

Unter den ganz heißen Sommern im Elsaß hebt Verfasser die Jahre 1283 (am 10. Mai fand man schon das erste neue Korn), 1293 und 1304 hervor. Das Jahr war heiß, berichtet der Chronist von letzterm, und ohne Regen, und es wuchs ein trefflicher Wein, „der die Zungen der Armen wunderbar löste“. Es herrschte eine so große Hitze, daß die alten Leute sämmtlich versicherten, zu ihrer Zeit sei nie ein so heißes Jahr gewesen. Kühle Sommer werden dagegen 1274 bis Ende Juni, 1286 (wo schon Mitte September im Wasgenwalde Schnee fiel) und 1290 erwähnt.

Aehnlich zeichnen sich die verschiedenen Winter bald durch auffallende Kälte oder ebenso große Milde aus. Als besonders streng werden z. B. hervorgehoben: das Jahr 1272, drei Wochen hindurch herrschte große Kälte, die stärkste drei Tage vor Weihnachten. 1276 war der Winter hart und lang; in den Bergen des Elsasses fiel der Schnee am 6. December, in der Ebene am 25. December; er dauerte bis zum 10. Februar. 1294 kam eine so starke Kälte, daß um Hagenau viele Weinstöcke zu Grunde gingen, die Linden und andere Bäume sich spalteten, die Fische im Wasser, Vögel und Menschen in den Wäldern umkamen. 1302 kam um den 13. December erträgliche Kälte; um den 21. December kam aber strenge Kälte, welche die Armen schwer drückte und bis zum Dreikönigstag anhielt. 1305 hielt der Winter lange an. Den Schafen und anderm Vieh wurde Stroh als Futter gegeben. Störche und viele andere kleine Vögel kamen vor Hunger und Frost um. Lerchen wurden viele gefangen.

Im Gegensatz dazu melden warme und angenehme Winter uns die Jahre: 1274, 1278; 1279 waren die wilden Gänse und Kraniche wegen der Milde des Winters nicht in das Elsaß gekommen. 1283, erzählt der Annalist, war der Winter warm. Am 25. März brachten die Weinstöcke Schößlinge und Blätter hervor. Acht Tage nach Weihnachten aber waren an mehreren Orten Getreideähren erschienen. Am 12. März kamen Schwalben in das Elsaß. An demselben Tage hielten die Kukuke und die Fledermäuse ihren Einzug in die Dörfer, blühte das Korn. 1289 bis 1290 war der Winter warm; noch vor Weihnachten trugen die Pflanzen Blüthen, die Bäume Blüthen und Blätter. Jäger fanden in der Zeit Erdbeeren im Elsaß; vor dem 6. Januar hatten schon Spechte und Hühner Junge; die Bäume behielten ihr altes Laub, bis neues an ihnen hervorsproß. Vor dem 13. Januar brachten die Weinstöcke Schößlinge, Blätter, Blüthen, badeten Knaben zu Egisheim [1]) in fließendem Wasser. Am 2. Februar 1290 hörte man Pfauen, sah man Störche; einzelne Hühner, Spechte, Tauben hatten bereits im Januar Junge. Durch Milde zeichneten sich ferner aus die Winter 1292, 1302 und 1304.

Solche milde Winter sind im Elsaß überhaupt nicht selten. Im vorigen wie in diesem Jahrhundert kamen sie vor und hängen von den Süd- und Südwestwinden ab, denen auch der rasche Temperaturwechsel, der so oft im Elsaß eintritt, zu verdanken ist. Dieser wirkt besonders auf den Fremden höchst empfindlich und ist ihm nicht minder auffallend, als unserm Chronisten, der im Jahre 1272 bemerkt: drei Wochen hindurch war große Kälte, die stärkste drei Tage vor Weihnachten. Am Weihnachtstage aber trat Thauwetter ein. Ja selbst solche Ausnahmefälle, daß nördlicher gelegene Gegenden sich einer milderen Temperatur erfreuten, als südliche, wie wir es im letzten Winter erlebten, finden sich im 13. Jahrhundert erwähnt. Ausdrücklich wird aus dem Jahr 1303 berichtet: Der Winter war in Rom kalt, im Elsaß dagegen warm.

Nicht selten kommen im April oder Mai, wenn das Frühjahr schon mit seiner ganzen Pracht in das Rheinthal eingezogen ist, recht empfindlich kalte Tage, Geschenke unseres zweithäufigsten Windes, des Nordost. Auch diese Erscheinung uns aus dem 13. Jahrhundert schon mitzutheilen hat der Chronist nicht unterlassen. Am 14. April 1279, am 15. April 1288, am 24. April 1284 gingen die Weinstöcke zu Grunde. Am 31. Mai fiel, „wie vielfach erzählt wird“, Reif in Egisheim.

Als ein wichtiges Moment für die Klimatologie werden heutzutage die Niederschläge in den einzelnen Ländern beobachtet. Wir würden uns wundern, wenn unserm scharfsichtigen Beobachter dieses entgangen wäre. Die regnerischen Sommer oder der, wenn auch vorübergehend, fußhochliegende Schnee in den Straßen, dazu langandauernde Nebel, die oft wochenlang uns jeglichen Blick auf den schönen Schwarz- oder Wasgenwald zu mißgönnen scheinen, sind gerade keine Gabe, für die wir uns bei Jupiter pluvius besonders zu bedanken brauchen. Doch trösten wir uns; vor sechs Jahrhunderten hat es auch nicht anders in unserm lieben Elsaß ausgesehen, wie uns der Colmarer Chronist mittheilt. 1271 war vom 18. August bis 12. Januar nebliges Wetter; selten nur zeigte sich die Sonne oder der Mond; die Temperatur war gemäßigt. 1275 gab es viel Schnee; bei Ruffach [2]) konnte kaum ein Pferd laufen, bei Bern und Granfelden lag er vier Fuß hoch. 1282 fiel so viel Schnee, daß Niemand sich erinnerte, seit 30 Jahren ihn jemals so

[1]) cf. Charles Grad l. c. p. 269.

[1]) Egisheim südwestlich von Colmar.
[2]) Zwischen Colmar und Mühlhausen.

hoch gesehen zu haben; auch sollen mehrere Menschen durch den Frost umgekommen sein. 1290 war der Sommer kühl und regnerisch. Mangel an Niederschlägen zeigen der Herbst 1273, Herbst 1284, wo über ein Vierteljahr die Luft schön, milde, angenehm und fast ohne Regen war.

Was der Verfasser aus dem Gebiete der Hydrographie berichtet, betrifft hauptsächlich den hohen oder niedrigen Wasserstand des Rheines und etwaige Ueberschwemmungen desselben wie in den Jahren 1274, 1275, 1290 und 1302; und es stehen deshalb diese Nachrichten in engem Zusammenhange mit all dem, was über die Niederschläge gesagt ist, da jene von diesen letzteren ja abhängig sind.

Die bedeutendste Ueberschwemmung von den eben angeführten war die vom Jahre 1302 Anfangs August. „Der Rhein beschädigte die Brücke zu Basel, zerstörte die zu Breisach, verdarb die Kornernte und that den Armen von Breisach den größten Schaden. In Straßburg trat der Strom (ein Arm desselben) in viele Keller; ein Bürger fing einen Hecht in seinem Keller. In Basel trat zu derselben Zeit der Rhein in die Pferdeställe und übergoß den Rücken der Pferde mit großen Wellen.“ Im Winter 1302 und in den Jahren 1304 und 1305 vermochte dagegen der Rhein wegen seiner Seichtigkeit die Lastschiffe nicht zu tragen. Im Jahre 1282 wird erwähnt, totum Rhenum Fryburgum et Brysacum proprio rivulo divisisse. Die Uebersetzung von Pabst: „wie der ganze Rhein Freiburg und Breisach nur in der Größe eines kleinen Baches getrennt habe“: ist gewiß unrichtig [1]). Der Sinn kann vielmehr nur der sein, daß ein besonderer Arm des großen Rheinstromes bei Hochwasser östlich an Breisach vorübergeflossen sei. Diese Erklärung wird gestützt durch eine zweite Stelle aus dem Jahre 1295: Der Rhein, welcher lange Zeit hindurch Breisach vom Elsaß getrennt hatte, wandte sich in diesem Jahre zum Theil auf die andere Seite des Berges [2]).

Von anderen Gewässern wird wenig berichtet. 1289 Januar überschwemmte die Ill die Flur von Herinkeim (Hergheim) [3]) und andere nahegelegene Dörfer. Es war im Januar, wie wir auch heute noch in den Wintermonaten den höchsten Wasserstand der elsässischen Flüsse finden. Von einer allgemeinen Ueberfluthung des Oberelsasses meldet der Chronist aus dem Jahre 1281: „Das Wasser überfluthete den Ort Sulz [4]) und that großen Schaden; ebenda erlitten viele auch durch den Sand Verluste. In Gebweiler stürzte ein großer Theil des Berges durch den Ansturm des Wassers zusammen; in den Bergen des Elsasses thaten die Sturzbäche den Leuten an Weinstöcken und Aeckern großen Schaden.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß hier ein Wolkenbruch gemeint ist, von dem das Elsaß heimgesucht wurde; und dieser verursachte möglicher Weise einen Durchbruch des Belchensees oberhalb Gebweiler, wie dieses wirklich in den folgenden Jahrhunderten mehrfach vorgekommen. Dadurch wäre der Einsturz eines Theiles von dem Berge zu erklären. In der Abhandlung „die Zustände des Elsasses im Anfang des 13. Jahrhunderts“ wird allgemein von den Gewässern gesagt: Bäche und Flüsse waren damals nicht so groß wie jetzt (am Ende des Jahrhunderts), weil die Wurzeln der Bäume die Feuchtigkeit des Schnees und Regens längere Zeit in den Bergen zurückhielten, ein Beweis zugleich dafür, daß der Wasgenwald wie das Elsaß damals bewaldeter gewesen sein müssen, als in späterer Zeit, worauf ich nachher hinzuweisen habe.

Unter den Erzeugnissen werden Korn, Gerste, Hafer, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Kirschen, Erbsen, Bohnen, Linsen, Erdbeeren, Himbeeren, Haselnüsse, Melonen, Trauben, Lein am meisten erwähnt. Einige Mal nennt der Chronist zur Unterscheidung die Obstarten mit deutschen Namen, wie „Regelsbiren“ und „Gigilsbiren“, zwei Birnenarten, die heute noch im Oberelsaß dieselben Namen führen. Ferner führt er „Gruonacher“ Aepfel an. Auch dieses Wort hat sich in dem Volke bis auf den heutigen Tag erhalten. In Sulz wurden hundert eingemachte „Kabisköpfe“ um zwei Solidi verkauft. Kabisköpfe, eine auch im übrigen Deutschland vielfach angewandte Bezeichnung für Kraut- oder Kohlköpfe, wurden im Elsaß immer viel angebaut und ausgeführt, weshalb auch die Elsässer seiner Zeit von den Franzosen den Spottnamen tête de choucroûte erhielten. Hier sei noch erwähnt, daß der gewöhnliche, saure Wein beim Chronisten „Rappes“ heißt, ein Ausdruck, der vom Volke auch heute noch gebraucht wird.

Blüthezeit wie Ernten, Quantität und Qualität der Früchte lernen wir aus den Annalen kennen. Freilich sind die Nachrichten auch hier nicht immer zu einer Vergleichung zu verwerthen, da besonders frühe Blüthe oder Reife des Getreides, Obstes und Weines angegeben ist; immerhin sind die Notizen sehr schätzenswerth, weil sie uns gerade in ihren Abnormitäten eine gewisse Regelmäßigkeit zeigen, an die auch unser Jahrhundert gewöhnt ist. 1284 fand man am Pfingstfeste oder den 24. Mai reife Erdbeeren, Erbsen und Kirschen in großer Menge, „was ich sonst selten gesehen,“ setzt der Chronist hinzu. Das Jahr 1304 ist oben als ganz ausnehmend heiß geschildert, und es ist so zu begreifen, daß man am 24. Juni schon reife Trauben sah. Sechs Mal ist die Reife der Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen Anfangs Juni erwähnt. Wenn schon Anfangs August 1297 reife Trauben auf den Tisch des Conventes kamen, so ist dabei wohl an Frühtrauben zu denken, die eigens für den Tisch des Klosters gezogen wurden. Mehrfach sind die Weinlesen im September angegeben, während in unserm Jahrhundert der Herbst erst im Oktober beginnt.

Von Interesse dürfte es endlich sein, die einzelnen Weinernten zu verzeichnen, da im 13. wie im 19. Jahrhundert von diesen vielfach das Wohl und Wehe der Bauern unserer Reichslande abhängt. Als günstig bezeichnet Verfasser folgende Jahre: 1279 war der Wein im Allgemeinen gut, aber es gab wenig, eine Weinlese gab es fast nicht. 1284 wuchs guter Wein in reichlicher Fülle, aber es schien nicht, als ob er Dauer haben werde. 1287: An den Stellen, wo sonst harter Wein wuchs, gedieh in diesem Jahre ein trefflicher Wein, dagegen wuchs harter in den Bergen, die sonst den vorzüglichsten Wein im Elsaß zu liefern pflegten. 1291 wuchs ein edler, trefflicher Wein. 1293 gab es, wie man allgemein sagte, guten Wein in Ueberfluß. 1297: Das Faß Wein wurde zu Colmar um einen Denar verkauft, damit nur die Fässer leer würden. Ein Faß „Rappes“ wurde den Armen für ein leeres Faß verkauft. Es wuchs eine Fülle trefflichen Weines. 1303 ist ebenfalls als ein günstiges Jahr bezeichnet; nicht weniger 1304, wo auf den Bergen ein trefflicher Wein in großer Fülle wuchs. Nur das Jahr 1302 wird als ein ungünstiges Weinjahr erwähnt. Im Elsaß wuchs ein geringer Wein, in Zürich und Worms dagegen sollte er gut gerathen sein. Die Straßburger Predigermönche kauften daher Wein in Worms und führten ihn zu Schiff nach Straßburg.

Wogende Kornfelder und wohlgepflegte Obstbäume zierten

---

[1]) cf. Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte 1867, 172.

[2]) Der „Bach“ Rhein bei Schlettstadt, der sich im Jahre 1301 in der Uebersetzung von Pabst findet, beruht auf falscher Uebersetzung. Rivus heißt auch an dieser Stelle „Arm“, „Rheinarm“.

[3]) Oestlich von Ruffach, südlich von Colmar.

[4]) Bei Gebweiler.

damals wie heute die Tiefebene, an den Bergen gedieh trefflicher Wein, während die Höhen des Wasgaues stattliche Wälder krönten, deren Bäume nicht selten eine Dicke von neun oder zehn Fuß erreichten. Diese Wälder schienen sich an einzelnen Stellen weit in das Tiefland hinein erstreckt zu haben, da der Chronist ausdrücklich berichtet: es gab damals im Elsaß viele Wälder, welche das Land unfruchtbar machten an Korn und Wein.

Die religiösen Anschauungen der Bewohner der Neu-Hebriden.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

Vielfach ist den Völkern, die noch nicht nach allen Richtungen hin erforscht, jede religiöse Regung abgesprochen, oft auf den Bericht eines Reisenden hin, der die Sprache des Volks, um das es sich handelt, schlecht oder gar nicht versteht. Bei Einzelnen zieht er vielleicht Erkundigungen ein, wie über Gott, über ein künftiges Leben u. s. w. gedacht wird; ein verneinendes Zeichen, da die betreffende Frage ihrem Sinne nach nicht verstanden ist, läßt ihn zum Schlusse kommen, daß die Befragten höherer Vorstellungen überhaupt nicht fähig sind. Der Stab wird gebrochen; das Volk zu den sogenannten „religionslosen“ geworfen. Nicht derartige oberflächliche Erkundigungen können diese Frage deshalb hinreichend beantworten; dazu bedarf es eines gründlichen und häufigen Verkehrs mit den Eingeborenen, des Studiums der Sitten und Gebräuche derselben, bei denen Auge und Kopf klar zu halten ist. Der Vorstellungskreis des „Wilden“ ist meistens ein völlig anderer, er begreift die gestellten Fragen oft nicht und macht durch die trotzdem verlangten und gegebenen Antworten die Verwirrung nur noch größer.

So ist es auch auf den Hebriden gegangen. Georg Forster berichtet (Cook's zweite Reise): „Ihre Religion ist uns ganz unbekannt geblieben!“ Darauf hin rechnete man die Stämme unter die Religionslosen. Später erfuhr man wenig mehr, nur soviel ward konstatirt, daß, wie bei allen rohen Naturvölkern, der Glaube an böse Geister, Zauberer u. s. w. sehr rege sei.

Die nachfolgenden Zeilen sollen nun, hauptsächlich gestützt auf Mittheilungen einzelner auf den Inseln wirkender und gewirkt habender Missionäre und anderer dort angesiedelter Europäer, zu dem Vorhandenen Neues hinzufügen, die so wenig gekannten religiösen Verhältnisse der Bewohner dieser umfangreichen und interessanten Inselgruppe eingehender schildern [1]). Vielfach sind die religiösen Elemente hier unter Sitten und Gebräuchen verborgen, die wir nicht ohne Weiteres als Aberglauben, Betrug ꝛc. verwerfen dürfen. Das Bestreben, das ihrer Meinung nach Wahre erkannt zu haben, ist da, steht diese Erkenntniß auch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe.

Der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer, ist auch auf den Hebriden verbreitet, deutlich spricht sich das in der Sage der Bewohner von Aneityum, der südlichsten Insel der Neu-Hebriden, aus. Vor der Einführung des Christenthums, das hier jetzt völlig Wurzel gefaßt hat, hieß der oberste Gott, der so heilig war, daß seinen Namen nur die Priester aussprechen durften, „Nugerain“. Er war der Schöpfer der Insel. Eines Tages bemerkte er nämlich beim Fischfang in seinem Netze einen außergewöhnlich großen und schweren Gegenstand, zog ihn mit Mühe empor und statt des erwarteten Fischsegens kam Aneityum zum Vorschein. In seiner Freude schuf er nun die Menschen, das „Wie“ ist nicht gesagt, gab ihnen Yams u. s. w. die Hülle und Fülle und beschloß, ihnen ein ewiges schönes Dasein zu gewähren. Doch seine Kinder verscherzten seine Gnade bald. Während der Abwesenheit Nugerain's durchbohrten sie eines Tages dessen große Muschelschalen, die er als Hülle stets zu benutzen pflegte, mit einem Palmblattstengel und verbrannten dieselben dann. Zur Strafe verurtheilte der erzürnte Gott das Geschlecht der Menschen zum Sterben.

Auf Vaté haben sich zwei Götter vereinigt die Welt zu schaffen. Es sind „Maitikitiki„ und „Tamakaiā“. In Eromanga ist es „Nabu“, der nach der Schöpfung der Erde zuerst die Frau erschuf. Diese gebar einen Sohn, von dem die Eromanger in direkter Linie abstammen. Die übrigen Inseln bevölkerte Nabu nun in ähnlicher Weise. Seltsamerweise ließ er jedoch die Menschen auf allen Vieren gehen, die Schweine dagegen aufrecht. Dies verdroß aber die Vögel und Reptilien derart, daß sie eine Versammlung beriefen, auf der vor allem die Eidechse eine Abänderung verlangte, die Bachstelze dagegen dieselbe lebhaft bekämpfte. Die Eidechse drang durch, kroch nach Schluß auf eine Kokospalme und sprang von oben auf den Rücken eines Schweines, so daß dieses auf die Vorderbeine sank, und von dem Augenblicke an sich nicht wieder erheben konnte. Die Schweine gingen nun sämmtlich auf allen Vieren, die Menschen dagegen aufrecht. Von dem Schutzgott und Schöpfer Aniwas und Futunas, „Maisiki“, erzählt man sich: Er habe vor langer, langer Zeit ein großes Canoe, voll von Männern, Weibern und Kindern, von den Tonga nach Aniwa und Futuna geleitet und sei dann in seine Heimath, den Ocean, zurückgekehrt. Gelegentlich besuche er jedoch seine Getreuen, meistens in Gestalt eines schönlockigen Mädchens, sie zu segnen oder zu strafen. (Die Bewohner von Futuna sind Polynesier, diejenigen Aniwas Melanesier, die einen polynesischen Dialekt, dem von Rarotonga ähnelnd, reden.) Der Glaube an ein Jenseits ist auf allen Inseln verbreitet. Fast durchgängig fehlt jedoch der Begriff des Paradieses, während die Hölle überall eine große Rolle spielt. Auf Aneityum heißt die Unterwelt „Imai“, eingetheilt war sie in zwei Abtheilungen. An einem Orte gab es Ueberfluß an Yams, Brodfrucht ꝛc., ferner ein reiches Jagdgebiet, an dem andern wurden die Verdammten, namentlich die verabscheuungswürdigsten, die Geizigen und die Mörder, über spitze Steine geschleppt, mit scharfen Gegenständen in der durchbohrten Nase, nebenbei Hunger und Durst leidend. Der Eromanger lebt in dem seiner Meinung nach im Westen belegenen Jenseits genau so wie auf seiner Insel, auch nimmt er dieselbe sociale Stellung wie hier ein. War er z. B. ein Häuptling,

---

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner nebst Segelanweisung für den Archipel vom Verfasser dieses erschien in den „Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg“, Band IV, 1877 (vergl. „Globus“ XXXV, S. 175). Im Anschluß daran behandelte in demselben Bande J. D. E. Schmeltz in eingehendster Weise „Die Thierwelt der Neu-Hebriden“, und Dr. R. Krause „Schädelformen der Neu-Hebriden“.

so wird er auch im Schattenreiche herrschen u. s. w. Dasselbe glauben auch die Bewohner von Nguna. Bei ihnen heißt dieses zweifelhafte Jenseits „Bokas“. Der Verstorbene hat hier jedoch noch keine Ruhe. Dieser Ort ist gewissermaßen das Wartezimmer. Nach einiger Zeit stirbt er zum zweiten Male, steigt tiefer hinab und leider auch zu einem Orte, an dem er sich in jeder Beziehung verschlechtert. Dieser heißt „Mangalululu“. Hier muß er abermals ein Weilchen hausen und zwar länger wie in Bokas. Endlich stirbt er zum dritten Male und nun hat die arme Seele in „Mangaseásea“ Ruhe. Es wird nichts wieder von ihr gehört und gesehen. Die Neugier und das Bewußtsein, ein besonders großer Zauberer und heiliger Mann zu sein, trieben einst einen Bewohner von Farelapa (einem Dorfe Ngunas) Namens Munnaifu dazu, eine Reise in diese Regionen und zurück zu unternehmen. Er schlug die Erde sechsmal mit einer Zauberruthe. Beim sechsten Schlage öffnete sie sich und unter furchtbaren Donnerschlägen stieg er zu Bokas hinab. Dort sah und erkannte er zahlreiche „natemates“ (Geister der Verstorbenen). Ohne Aufenthalt schritt er vorwärts, bis er sich unterhalb Tiklasoa, einem andern Dorfe, befand, um hier durch eine Quelle wieder an die Oberfläche zu steigen. Allein diese hatte ihren Ursprung oberhalb des Schattenreiches. Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als auf demselben Wege, den er gekommen, nach Farelapa zurückzukehren. Als Geschenk der Geister brachte er zahlreiche Proben ihrer Nahrung mit empor: ein Stück Schweinefleisch, ein Huhn, Yams und einige Bananen. Seine Zauberkraft und Heiligkeit wurden natürlich jetzt außerordentlich gefürchtet. Die Macht der Priester besaß er in ausgedehntem Maße, ja bestimmt glaubte man von ihm, daß er des Nachts, während Alles um ihn schlummerte, die Zunge zu enormer Länge hervorschnellte, die Geister derjenigen einzuziehen, denen er nicht wohl wolle.

In Vaté heißt die andere Welt „Cacinototo“; an ihrem Eingange sitzt Salatau, der jeden Eintretenden mit einer Keule auf den Kopf schlägt. Aehnliche Ideen herrschen auch auf den übrigen Inseln. Populär, wenn ich so sagen darf, werden Schöpfer, Unterwelt u. s. w. natürlich nicht. Es sind zu große, heilige Dinge und nur mit Furcht spricht man ihre Namen aus. Die in zweiter Linie stehenden nun folgenden Gottheiten sind weit mehr in Gebrauch, wenngleich sich auch noch die später aufgeführten Specialgötter einer größern Beliebtheit erfreuen. Vor allem verehrt der Eingeborene die Geister der Verstorbenen, die Natmas oder Natemates. Dann aber auch Sonne und Mond. Diese stellte man sich auf Aneityum als Mann und Weib vor, die vor langer, langer Zeit auf der Erde gewohnt hätten. Im Laufe der Zeit sei die Sonne zum Himmel emporgestiegen und habe dem Mond geheißen zu folgen, was dieser auch gethan. Die einzige Tochter Sina ist beim Vollmond in demselben sichtbar. (Diese Sina kennen auch die Samoaner als im Mond befindlich.) Zur Feier dieses Ereignisses fanden Tänze u. s. w. um rohe Holzblöcke mit geweihähnlichen Aesten an den Seiten statt. Auf geheiligten Steinen wurde Schweinefleisch, Früchte, selbst Kawa geopfert, von dem die Priester zum Zeichen, daß das Opfer willkommen geheißen sei, etwas nahmen und den reichen Rest dem Volke überließen, das sich daran delektirte. Auf Eromanga werden steinerne Nachbildungen des Neumondes und des Vollmondes, letztere einem großen Armringe ähnlich, verehrt. Diese Mondbilder sind der Sage nach nicht von Menschen gemacht; würde Jemand dieselben nachmachen, würden sie sofort vernichtet.

Die Geisterwelt ist eine sehr umfangreiche. Den Geistern der Verstorbenen werden auf dem sogenannten „Marum“ oder „Malavaran“, dem öffentlichen Versammlungsplatze der Dörfer, besondere Bildsäulen, hohle Baumstämme, auf die vielfach ein Gesicht eingeritzt ist, gesetzt. Auf Mallicollo, Nguna, krönt man die Stämme hier und da mit dem Schädel des Betreffenden, oder auch mit einer hölzernen Nachahmung desselben, auf die dann mit einem Brei aus Kokos und einer Schlingpflanze, sowie Lehm, oder auch einer harzigen Masse, Gesichter modellirt werden, deren Augen hier und da große Muscheln bilden. Das Innere des Kopfes ist mit Gras, Steinen ꝛc. gefüllt. (Nach Berichten Albertis' finden sich derartig zubereitete Schädel auch in Katau, 25 Miles von der Mündung des Fly River, auf Neu-Guinea.) Der etwa fünf Fuß lange, unten zwei Fuß starke Stamm, der sich nach oben verjüngt, trägt an diesem seinem dünnern Ende einige circa drei bei vier Zoll von einander entfernte Oeffnungen. Durch Schlagen mit einem Stocke lassen sich auf dieser seltsamen Trommel, die zugleich so heilige Zwecke verbindet, die verschiedenartigsten Töne hervorbringen. Bei allen religiösen Festen, die mit Vorliebe während des Vollmondes stattfinden, begleiten „heilige Männer“ mit dieser eigenartigen Musik die feierlichen Tänze und sonstigen Zeichen der Verehrung, die den in der Trommel wohnenden Geistern dargebracht werden. Als besonders geheiligte Bäume, die den Versammlungsort zieren, gelten Casuarinen. Zuweilen, wie unter anderen auf Ambrym, ist der „Tempelraum“ besonders durch Bambuspallisaden und Rohrwände eingefriedigt. Ein leichtes Dach schützt die darunter befindlichen, hier aus Baumfarrn gefertigten Idole, die, in roher Weise geschnitzt, einen roth und weiß bemalten Kopf darstellen. Commodore Goodenough sah unter diesen eine durch besonders ausgeführte Brüste als weiblich bezeichnete Gestalt. Die Mitte nahm die erwähnte Trommel ein. Opfersteine standen umher. Vor jedem Bild lagen eine Menge Opfergaben, so daß es schwer hielt, sich hindurch zu winden. Ratten und Vögel haben hier stets reiche Nahrung; räumen sie etwas darunter auf, so hat nach der Meinung der Gläubigen der Geist die Gabe dankbar angenommen.

Außer diesen verehrten Geistern existiren nun noch eine Menge Specialgottheiten. Ein Gott schützt das Haus, sein Bild dient daher vielfach als Stütze am Eingange oder steht vor demselben (unter anderen auf Vanua-Lava). Fast immer ist er aus Baumfarrn in der erwähnten Weise gefertigt [1]). Ein anderer Gott schützt die Quellen der Bäche und Flüsse; wieder einer die Pflanzungen. Auf Tanna errichtet man ihm inmitten derselben Gerüste, auf welche Opfergaben niedergelegt werden. Für Fischfang und Jagd ist gleichfalls ein gütiges Wesen; dann sogar auch für die Küche, dessen Pflicht es ist, dafür zu sorgen, daß die Mahlzeiten regelrecht und gesund zubereitet werden.

Auf Nguna besitzen die „Priester“ für jeden Specialgott eine entsprechende steinerne Nachbildung, „natatapu“ genannt. Die Natatapus für den Schweinegott, dem die Fruchtbarmachung dieser verbreiteten Thiere obliegt, stellen z. B. einen Theil desselben, gewöhnlich die Schnauze, dar, für den Gott der Yamspflanzung gilt eine Yamsnachbildung ꝛc. Auf Aurora (Maiwo) sah Bischof Selwyn 1878, daß die Eingeborenen eifrig Blätter auf einen derartigen, unter einem Baum befindlichen Stein streuten, bittend, daß die Schweine recht fruchtbar seien. Der Wechsel der Jahreszeiten sowie jede Witterungsänderung sind gleichfalls von Göttern verursacht. Auf Eromanga jedoch wird der Regen der Sonne zugeschrieben. Sobald das zu Zeiten erwünschte Naß nicht regel-

[1]) Zwei Exemplare dieses Idols besitzt das in seiner Art einzig dastehende Museum Godeffroy in Hamburg. Abbildung bei Eckardt, Archipel der Neu-Hebriden (Verh. d. V. f. n. U z. H. IV).

mäßig fällt, werden die Sterne zornig und werfen die Sonne so lange mit Steinen, bis sie zum Nachgeben gezwungen ist und wieder regnen läßt. Den officiellen Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln die Priester, die vielfach zugleich Häuptlinge sind, oder sogenannte „heilige Männer", denen übernatürliche Gaben zugeschrieben werden. Auf Aguna ist eine Priesterklasse, „Narifona" genannt, so mächtig, daß sie Regen und Sonnenschein nach Belieben verursacht; eine andere, „Naunmai" genannt, macht Krankheiten, heilt, läßt sterben, ruft Stürme hervor, treibt Teufel aus u. s. w. Ist Jemand vom Teufel besessen, resp. einem bösen Geiste aus Vokas, dem Orte, der, wie erwähnt, die erste Station zur Unterwelt bildet, von dem die Geister jedoch nach Belieben zurückkehren können, um die Lebenden zu quälen, so sieht der Naunmai mit seinen tief ins Innere blickenden Augen das genau. Er geht mit einigen Blättern in der Hand zu dem Unglücklichen, stellt ihm seine schreckliche Lage vor, läßt sich Geschenke zusagen und befiehlt dann dem unsaubern Geist, sich in einen Stein oder eine Eidechse ꝛc. zu verwandeln, natürlich war das Eine oder das Andere vorher unter den Blättern geschickt verborgen. Der Eingeborene trägt nun, um sich nach Kräften vor allen bösen Geistern zu schützen, im Armring oder dem Gürtel ein mit bunten Farben bemaltes Zweiglein eines gewissen Baumes. Vielfach verlegt man den Sitz der bösen Geister auch in die Vulkane. Die schwarzen Begleiter des Com. Wisemann von J. Br. M. S. „Curacoa" weigerten sich bei der Besteigung des Yasowa auf Tanna deshalb auch bis zur Kratermündung zu gehen, da der im Innern hausende sehr böse Geist sie verschlingen oder steinigen werde. Die „Krankheitsmacher" spielen auf den Hebriden eine große Rolle. Hat ein solcher einen bösen Geist veranlaßt Jemand krank zu machen, so läßt der Leidende nichts unversucht, beide zu versöhnen. Das Muschelhorn wird geblasen, je nach dem Grade der Schmerzen leichter oder stärker, daß nur der „nahak" nicht verbrenne. Der „Nahak" ist eine von dem Erkrankten berührte Speise oder dergleichen, deren Rest sich der Krankheitsmacher zu verschaffen gewußt hat; verbrennt er nun diesen, so ist das Leben unrettbar verloren. Stirbt der Betreffende trotz allen Blasens und aller Opfergaben, die dem Gefürchteten dargebracht werden, dennoch, so waren letztere einfach ungenügend. Rev. Geddie erhielt auf Aneityum einst diese hier „natmas" genannten Nahaks. In einem kleinen Bastsäckchen fand sich ein irdenes Gefäß, dann in einem zweiten Sacke eine Zinnschachtel mit einer schwarzen Masse, Reste eines Blattes einer den Geistern geheiligten Pflanze; ferner menschliche Haare, Fragmente eines weiblichen Schurzes aus Pandanusblättern, und Stückchen Zuckerrohr, aus denen der Saft gesogen war. Soll die Beschwörung vor sich gehen, so sucht sich der Krankheitsmacher irgend etwas von der zu schädigenden Person zu verschaffen, z. B. etwas Haar, angebrochene Nahrung, Stückchen der Kleidung, känt dazu eine Quantität Blätter der geheiligten Pflanze, rührt alles in den Topf und setzt ihn ans Feuer, zu den Natmas bittend, daß sie die betreffende Person krank machen. Je mehr nun dieser Mischmasch erwärmt wird, desto größer werden die Schmerzen des Betheiligten. Diese geheimnißvolle Prozedur heißt „naragess".

Die Bedeutung des Tabu, das auch hier gilt, ist bekannt, und will ich daher nicht näher darauf eingehen. Belegt der Priester oder Häuptling etwas mit dem Tabu, so ist es heilig, unantastbar. Wird das Tabu gebrochen, so wird der Betreffende mit dem Tode bestraft; gelingt es ihm zu entkommen, so strafen ihn die Götter sicherlich. Das Zeichen des Tabu ist gewöhnlich ein an einer Stange befestigter Büschel.

Die Schilderungen der Schließung der Ehe, der Beschneidung, Leichenfeier und ähnliche Gebräuche unterlasse ich, als hierher nicht gehörig; Näheres darüber in meiner erwähnten Abhandlung. Versagen kann ich mir jedoch nicht die Darstellung eines größern religiösen Festes zu geben, dem Rev. Gordon auf Espiritu Santo beiwohnte, und das in seinen Hauptzügen den auf den übrigen Inseln gebräuchlichen sehr ähnelt. Anwesend waren auf dem umfangreichen Festplatz einige Tausend Eingeborene. Zu Beginn trat eine hervorragende Persönlichkeit an die vorhin erwähnte Trommel und begann diese geschickt zu bearbeiten. Im Takte bald den Körper vorwärts, bald rückwärts biegend, tanzten dazu eine Anzahl junger Leute. Das Fest war eingeleitet. Nun begab sich der Priester zu einem der unter prächtigen Casuarinen errichteten Opfersteine, der augenscheinlich neu errichtet war, während ein anderer, etwa 5 Fuß langer, 3 Fuß breiter, 1 Fuß dicker auf vier starken 1 Fuß hohen Pfeilern ruhender, Altar dem vorigen Jahre anzugehören schien, legte unter gewissen Bewegungen seinen Zauberstab auf denselben, um ihn, als die beiden Häuptlinge zweiten und dritten Grades hervortraten, jeder eine grüne ungefähr 6 Fuß lange blätterreiche Weinrebe senkrecht über dem Kopfe haltend, mit der rechten Hand zu ergreifen und hinter den nun in gewandten bestimmten Sprüngen über den Platz Davoneilenden heftig hin und her zu schwingen, ihnen in derselben Weise folgend. Allmälig näherten sich diese drei von oben bis unten roth bemalten, mit Zweigen gewisser Pflanzen phantastisch geschmückten wunderlichen Heiligen wiederum dem Altar, auf den nun der Priester sprang, in der Linken den Sack haltend, mit der Rechten einen etwa 15 Zoll langen Stab ergreifend. Noch war dieses nicht geschehen, als eine Anzahl der Anwesenden sich bemühte, Ferkel in Säcke und Körbe zu stecken, je 20 wanderten mit fabelhafter Geschicklichkeit in einen Sack; die Vorbereitung auf den nun folgenden zweiten Akt, „apromos" genannt. Eine Anzahl junger Leute vertheilte sich zu Beginn desselben, etwa 2 bis 3 Yards von einander entfernt, in zwei Reihen auf den Festplatz, jeder in seiner rechten Hand eine 2 Yards lange Ruthe, der Mittelrippe eines Kokosblattes ähnlich, haltend. Auf jedem Ende stand ein Mann, der nach einem gegebenen Zeichen durch die Reihen zu laufen begann, von jedem der Jünglinge einen Schlag mit der Gerte um die Brust empfangend, und selber mit den über dem Kopfe emporgehaltenen Armen einen klatschenden Ton hervorbringend. Am Ende der Reihe rieb sich jeder dieser Büßer mit Taro ein, dem Körper die Schläge weniger empfindlich zu machen, die Jünglinge tauschten die einmal benutzte Ruthe gegen andere und die Scene begann von Neuem. Bald war der Platz dicht mit Ruthen bedeckt. Die Opfer schienen wild vor Erregung oder Schmerz zu sein. Ein Zeichen und wieder änderte sich die Scene. Vier bis fünf Tänzer traten auf; die Säcke mit den Ferkeln wurden herbeigeschleppt, eines nach dem andern herausgezogen und in die Luft geschleudert. Jeder Tänzer suchte diese sonderbaren Bälle zu fangen und brachte die schrecklich schreienden zur Erde fallenden zu dem noch immer auf dem Altar nach dem Klang der Trommel tanzenden Priester, der jedes Ferkel mit dem erwähnten Stab durch einen Schlag auf die Schnauze tödtete. So wurden an 200 Thiere getödtet, um am Abend, nebst einigen nachträglich geschlachteten großen Schweinen, gekocht und gegessen zu werden. Bevor die schauerliche Mahlzeit begann, verließen noch etwa hundert Frauen, je vier in einer Reihe, den Busch. Die Gesichter mit verschiedenen Farben in Streifen bemalt hielten die äußeren Glieder in ihren Händen Speere oder Ruthen, die übrigen kurze gebogene Stäbe oder Keulen, auf die sie sich, nach vorn geneigt, beim Vorwärtsgehen zu

stützen schienen. Um die Knöchel trugen Alle Schnüre getrockneter, Kastanien ähnelnder, Nußschalen, die ein seltsames Getöse hervorbrachten. Nach dem Takte der, von den vier den Reigen eröffnenden Frauen geschlagenen, 15 Zoll langen Bambustrommel stampften sie etwa 3 Fuß vorwärts, dann, ohne die Haltung zu ändern, 2 Fuß zurück und bewegten sich so, in der Geschwindigkeit von 100 Yards in der Stunde, über den ganzen Platz. Nun war der offizielle Theil beendet, das ersehnte Mal begann.

Die Stellung der auf den Hebriden wirkenden Missionäre ist eine sehr schwierige und gefahrvolle, und nur langsam gewinnen sie Terrain. 1878 waren 11 europäische Missionäre, 89 eingeborene Lehrer auf 50 Stationen vertheilt; 86 Schulen wurden von 2433 Schülern besucht. Die kirchliche Gemeinde betrug in Summa 2644. Die 1279 Seelen starke Bevölkerung von Aneityum ist ganz zum Christenthum übergetreten, ebenso die 192 Seelen zählende kleine Insel Aniwa, das „Madeira“ der Hebriden. Von den circa 10000 Bewohnern von Tanna nehmen nur circa 120 am öffentlichen Gottesdienst Theil. Auf Nguna (500 Einwohner) und den unter der Obhut zweier europäischer Missionäre und vier eingeborener Lehrer stehenden Nachbarinseln Pele (150 Einwohner), Metaso, Makuru, Tongoa ꝛc. sind circa 100 Gläubige. Auf Vaté (3000 Einwohner) circa 500. Schlimm sind die Bewohner Mallicollos (10000), dann Santos (20000) ꝛc. Einzelheiten werde ich in einem in Vorbereitung befindlichen Nachtrag zu meiner früheren Abhandlung bringen. Erwähnen möchte ich noch, daß die durchweg evangelischen Sendlinge durchaus nicht in der tadelnswerthen Weise der, namentlich in der Südsee vielfach vorkommenden, blutsaugenden Bekenner Christi vorgehen, die kein Mittel unversucht lassen, sich oder die Kirche zu bereichern, nein, auf dornigem Pfad, umdroht von Gefahren aller Art, vom schrecklichsten Tode oft ereilt, wirken sie. Der Kuriosität halber erwähne ich noch, daß ein Mr. de Fonvielle in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 6. Juni 1879 mittheilte, daß sämmtliche Einwohner des Archipels, 250000 bis 300000 (in Wahrheit etwa 70000), Katholiken und im Herzen Franzosen seien, die nur darauf warteten, daß die französische Flagge aufgehißt werde. Ob Mr. de Fonvielle wohl einmal in Vaté die Meinung der Eingeborenen über die Wee, Wees (Oui, Oui), wie sie die Franzosen heißen, gehört hat? Dann würde er sicherlich nicht so Wunderbares berichten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft beabsichtigt, den von ihren Schiffen befahrenen Stromlinien nun auch die Drina, den vielgenannten bosnisch-serbischen Grenzfluß, hinzuzufügen. Zu diesem Zwecke wird sie zunächst im Laufe des gegenwärtigen Sommers diesen Fluß durch einen Dampfer von geringem Tiefgange untersuchen lassen. Die serbische Regierung hat ihre Grenzbehörden angewiesen, dem Unternehmen keine Hindernisse in den Weg zu legen.

— Neuerdings sind unter anderen vom französischen Unterrichtsminister folgende wissenschaftliche Missionen vergeben worden: an René Bréon eine geologische Studienreise nach Island, an Gustave Lombard eine Mission nach Abessinien und Schoa, um Untersuchungen über die Statistik, Topographie, Verfassung und Regierung dieser Länder anzustellen.

— Der russische Ostseehafen Libau in Kurland, welcher nach officieller Angabe vom September 1875 erst 10767 Einwohner zählte, soll jetzt deren 29300 besitzen. Daß dort in Folge der deutschen Zollpolitik große Hafenbauten in Angriff genommen worden sind und ein lebhafter Unternehmungsgeist sich fühlbar machte, berichteten wir früher („Globus“ XXXVI, S. 47); zu verwundern ist es darum doch, wenn die Stadt in so kurzer Zeit fast um das Dreifache ihrer Einwohnerzahl sich vergrößert haben sollte.

— An der Nordküste des Marmara-Meeres herrscht ebenso Hungersnoth, wie in Kleinasien und Armenien. Nach der „Allg. Z.“ sind im Bezirke von Gallipoli, Myriophyton, Ganos u. s. w. während der letzten Monate fast sämmtliche Kinder und älteren Leute verhungert. Von den Feldern ist kaum der dritte Theil bestellt worden, zum Theil weil das Saatkorn vom durchziehenden Militär verzehrt worden ist. Die Dörfer, welche von den Russen während der Okkupation niedergebrannt wurden, sind noch nicht wieder aufgebaut worden, und seit drei Jahren liegen die Aecker ohne Bestellung. Etwa 20000 sogenannte Flüchtlinge durchziehen unstät den ganzen Bezirk um Nahrung zu suchen. In Macedonien in den Kazas von Drama, Serres, Newrekop (am Mesta oder Karasu) herrschen ähnliche Verhältnisse: in einzelnen Dörfern, wie z. B. Makros, waren die Einwohner gezwungen, eine kreideartige Erde zu essen, in Folge dessen viele zu Grunde gingen. Der Sanitätsarzt Leontios, welcher diese Dinge berichtet, mußte seine Inspektionsreise wegen der herrschenden Anarchie und des Räuberunwesens halber unterbrechen.

Nordamerika.

— In den Prairie-Staaten herrscht ein allgemeines Interesse für Anpflanzung von Bäumen, welche Nutz- und Brennholz geben und dem dürren, verbrannten Boden wieder die nöthige Feuchtigkeit verschaffen. Der Eisenbahnbau und die neuen Ansiedelungen im fernen Westen machen immer größere Ansprüche an Holzverbrauch, und der Holzmangel macht sich drückend fühlbar und nöthigt zu großen Ausgaben. Die Eisenbahnen, die dort im Jahre 1879 gebaut wurden, bedurften allein 10 Mill. Holzschwellen. Schon vor 1873 sind Versuche zum Anpflanzen von Bäumen Seitens der Eisenbahn-Compagnien gemacht worden, aber ohne großen Erfolg, woran theils die Wahl ungeeigneter Lokalitäten, theils die schlechte Pflege der Pflanzungen die Schuld tragen mag. Hier und da waren die Bäume allzu nahe an die Bahnen gepflanzt worden, wodurch sie dem Niederbrennen durch Funken der Lokomotiven ausgesetzt waren. In den letzten Jahren ist jedoch das Anpflanzen der Bäume durch die Anstrengungen der Havard Baumschule zu West Rockbury, Mass., befördert worden, namentlich in Kansas an der Fort Scott und Golf-Eisenbahn. Dort sind bereits mehrere hundert Acker Land mit Bäumen bepflanzt und Kapitalisten von Boston haben im letzten Winter die Bepflanzung von weiteren 560 Ackern mit Bäumen in Kontrakt gegeben.

Dieser letztere Kontrakt ist an die Firma von Robert Douglas und Söhne zu Waulegan, Ills., vergeben, welche das größte Geschäft im Lande für Baumzucht betreibt. Diese Firma hat es übernommen, jene 560 Acker zu pflügen

und auf jedem Acker 2720 Bäume zu pflanzen und sie zu verpflegen, bis sie Schatten geben, was etwa in zehn Jahren der Fall sein wird. Alsdann werden sie an die Eigenthümer des Landes übergehen und für jeden Baum unter der Zahl von 2000 auf den Acker wird ein Cent abgezogen, und nur Bäume, die mindestens 6 Fuß hoch sind, werden gezählt.

Die ganze Anzahl der akkordirten Bäume beträgt über 1½ Millionen und der Ausfall von Zehntausenden von Bäumen, wenn auch nur ein Cent per Stück verloren geht, würde für die Kontraktoren doch einen Verlust von Tausenden von Dollars machen. Diese Bestimmung genügt, um die richtige Pflanzung und Pflege durch tüchtige Leute zu garantiren. Daß der Profit aus diesen Waldanpflanzungen sich nach Jahrzehnten auf viele Millionen belaufen wird, liegt auf der Hand. Es ist freilich keine Spekulation von heute auf morgen, aber sie ist nicht bloß eine gewinnbringende, sondern auch eine höchst verdienstliche, die weit und breit jener Gegend ungeheure Vortheile bringen und ihre Kulturfähigkeit außerordentlich erhöhen wird.

Die Bäume, welche man anpflanzen wird, sind vorzugsweise der Catalpabaum (300 Acker) und der Ailanthus (200 Acker), auf den übrigen 60 Ackern wird man Versuche mit verschiedenen Baumarten anstellen. Der Catalpa und der Ailanthus wachsen sehr schnell; der erstere liefert ein weicheres Holz für Zäune, Eisenbahnschwellen ꝛc., der letztere dagegen giebt ein hartes Holz für Bauten, Möbel und zum Brennen. Man erwartet, daß diese Pflanzung bald Nachahmung in anderen Prairie-Staaten finden wird.

(Amerik. Schweizer-Zeitung.)

Vom Büchertische.

H. J. Klein's Lehrbuch der Erdkunde für Gymnasien, Realschulen und ähnliche höhere Lehranstalten (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1880) verdient an dieser Stelle eine Erwähnung, weil der als naturwissenschaftliche Autorität bekannte Verfasser den Hauptnachdruck beim Lehren der Geographie auf die Behandlung der natürlichen Gestaltung der Erdoberfläche gelegt wissen will und sein Werk von diesem Gesichtspunkte aus abgefaßt hat. Und das ganz mit Recht! Denn wenn in neuerer Zeit im Unterrichtsplane der höheren Lehranstalten der Geographie ein größeres Gewicht beigelegt wird, so kann diese Disciplin ihre bildende Kraft doch nur voll entfalten, wenn sie nicht, wie früher, lediglich in den Geschichtsstunden als unumgänglicher Anhängsel vorgetragen, oder wenn dabei nur eine größere Menge von Namen und Zahlen, die doch nur verwirren, den Schülern eingeprägt wird, sondern wenn die großen dauernden Verhältnisse der Länder und Meere vorgeführt, wenn anstatt auf einzelne Fakta, auf das Gesetzmäßige und allgemein Gültige der Hauptnachdruck gelegt wird. Dr. Klein hat, von diesem richtigen Grundsatze ausgehend, das topographische Detail, welches in ähnlichen Lehrbüchern oft überwuchert, auf das unumgänglich erforderliche Maß beschränkt und dadurch Raum für eine ausführlichere Behandlung der physischen und astronomischen Erdkunde, welche letztere in ähnlichen Büchern meist fehlt, der Oceanographie u. s. w. gewonnen, kurz für Dinge, welchen jeder Unbefangene eine größere Bedeutung für den Unterricht beimessen wird, als den wechselnden staatlichen und administrativen Einrichtungen, schwankenden Bevölkerungsziffern und dergleichen. Für den Politiker, Gelehrten und Geschäftsmann hat so etwas wohl großes Interesse; dem Schüler aber kommt es z. B. mehr, die allgemeine Bevölkerungsdichtigkeit der Länder kennen zu lernen, als die Einwohnerzahlen von so und so viel Städten auswendig zu wissen, nur um nach fünf Jahren zu erfahren, daß dieselben sich bedeutend geändert haben. Auch halten wir es für recht wichtig, daß die Schüler einen Begriff von dem Wesen und Wirken der Quellen und Wasserfälle, der Deltas und Seen, der Vulkane und Gletscher erhalten und möchten ihnen gern dafür eine Menge von Jahreszahlen und Königsreihen erlassen.

Das Wichtigste über jene Dinge, über die Oberflächengestaltung und die klimatischen Verhältnisse der Erdtheile ꝛc. behandelte Klein in durchaus ansprechender, leicht verständlicher Weise und unterstützt seine Darlegungen durch eine Fülle von gut gewählten charakteristischen Abbildungen (im Ganzen 86) und Kartenskizzen (55 an Zahl). Auch das ist nur anzuerkennen. Denn — sagt er in der Vorrede — „gerade in der Erdkunde kann das Wort den Mangel der Anschauung am wenigsten ersetzen. Für das Verständniß der individuellen Eigenthümlichkeiten und deren Rückwirkung auf die Kulturentwickelung ist es von Wichtigkeit, daß der Schüler eine bestimmte Vorstellung gewinne, wie sich beispielsweise das deutsche Mittelgebirge auch in seinen äußeren Formen von den Alpen oder den Gebirgen der Auvergne unterscheidet, oder wie ungleich der Anblick der Pampas und der Flächen Südafrikas ist. In dieser Beziehung sind gute Abbildungen ganz unersetzlich." Was die Karten anlangt, so sind dieselben mit Absicht leer und skizzenhaft gehalten: sie sollen den Atlas nicht überflüssig machen, sondern nur rasch orientiren. Theilweise sind es rohe Höhenschichtenkarten, und diese Darstellungsweise des Terrains erscheint uns für solche Skizzen durchaus die richtige. Ja, wir würden es mit Freude begrüßen, wenn sich dieses vorzügliche Mittel, das Terrain zu veranschaulichen, mehr und mehr einbürgerte. Nur wäre die erste Bedingung, daß von Fachleuten mehr Länder in dieser Weise nach den Originalquellen bearbeitet resp. solche Karten mehr veröffentlicht würden; eine bei der Weitschichtigkeit und Zersplitterung des Materials überaus zeitraubende, mühselige, aber auch interessante und lohnende Arbeit. Alsdann gewännen die Karten von Italien z. B. oder der sogenannten Balkanhalbinsel und andere theilweise ein anderes Aussehen, als in den vorliegenden Skizzen. Wir möchten dies dem Verfasser für eine zweite Auflage recht aus Herz legen, ihm auch empfehlen, diese Darstellungsweise später in noch weiterm Umfange als jetzt anzuwenden.

Zum Schlusse können wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Klein'sche Lehrbuch durch größern und kleinern Druck das Pensum für eine niedere und höhere Stufe des Unterrichts unterscheidet und deswegen den Schüler durch die ganze Anstalt begleiten kann. Der Geographie sind zwar unseres Wissens in den höheren Gymnasial- ꝛc. Klassen keine besonderen Unterrichtsstunden eingeräumt, vielleicht trägt dieses Lehrbuch dazu bei, daß es hier und da geschieht.

a.

Inhalt: Auf Java. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Bruno Stehle: Das Elsaß im 13. Jahrhundert. I. — M. Eckardt: Die religiösen Anschauungen der Bewohner der Neu-Hebriden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Nordamerika. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 6. Juni 1880.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 2.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

II.

Am nächsten Tage um ein Uhr wurde Charnay von dem Dolmetsch der Residenz zu Wagen in den Palast abgeholt. Dieser Palast ist eine Stadt in der Stadt; von Mauern eingeschlossen, von Kasernen umgeben, von Höfen und Gärten durchschnitten, beherbergt er eine ganze Bevölkerung von Beamten, Dienern und Schützlingen. Den innern Dienst versehen nur Frauen.

Man tritt in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich zwei riesige Hallen hinter einander erheben; die erste, der Dalem, dient als Audienzsaal; ihr vorauf geht ein Peristyl mit einem Giebel, an dem das Wappen des Mangku-Nagoro prangt; sie ruht auf 34 Pfeilern mit vergoldeten Rundstäbchen, ist mit Kunstgegenständen, Fauteuils und Tischen ausgestattet, mit Marmor gepflastert und wird Abends mit Fackeln und 25 großen Petroleumkronenleuchtern erhellt. Von irgend welchem Lokalkolorit keine Spur: Möbel, Bronzen, Divans, alles kommt aus Paris; aber dieser nach allen vier Seiten hin offene Palast bildet einen frischen und für das sengende Klima Javas höchst geeigneten Saal.

Die zweite Halle hinter der ersten ist nicht so umfangreich, aber traulicher. Die Ausstattung ähnelt derjenigen der ersten, ist aber reicher: ein schöner Smyrnateppich bedeckt die Mitte; japanische Bronzevasen, große chinesische Töpfe, Divans, Spiegel, Gemälde und Statuen bilden das Mobiliar. Den Hintergrund nehmen drei Zimmer mit großen Fenstern ein, von denen die beiden zur Seite höchst einfach sind, das mittlere aber, ganz von Gold starrend, ein Meisterwerk javanischer Tischlerkunst ist; es zu betreten ist untersagt: es dient den Söhnen des Mangku-Nagoro zum Aufenthaltsort in der Hochzeitsnacht und entspricht somit dem amerikanischen bridal room.

Ein ziemlich häßlicher, aber freundlich aussehender Greis empfängt den Fremden und den Dolmetsch mit einem Lächeln, drückt ihnen die Hand und ladet sie zum Sitzen ein. Es ist der Fürst, was man übrigens seiner Kleidung nicht anmerkt, da er hierin dem untersten Javaner gleicht. Diener kriechen hinter ihm her und zwei reizende kleine Mädchen in niedlichen Gewändern hocken an seiner Seite nieder, den Spucknapf und die Beteldose in den Händen.

Die beginnende Unterhaltung ist banal, wie eine jede, die mit Hülfe eines Dolmetsch geführt wird; Charnay spricht von dem schönen Lande, welches er bewundert, der Fürst von Europa, das er bedauert nicht gesehen zu haben, dessen Erfindungen, Kunst und Politik er jedoch ungefähr kennt. „Warum haben Eure Hoheit (dies ist der Titel) die Weltausstellung nicht besucht?“ — „Ja, wenn ich erst 50 Jahre alt gewesen wäre, hätte ich es sicher nicht unterlassen, aber ich zähle 70, und das ist zu spät!“ Mittlerweile reichen Diener auf kostbaren Tellern Ingwer und Thee umher. Dann stellt der gutmüthige Alte seinen ältesten Sohn vor, der sich auf Knien nähert und erst nach vielen Kniebeugungen erhebt. Der Fürst hustet, speit aus und lächelt, um seine langen schwarzen Zähne zu zeigen; der Gebrauch des Betels allein könnte sie nicht so färben, sondern die Javaner

der bevorzugten Klassen benutzen eine Tinktur, um ihnen diese Ebenholzfarbe zu geben, auf die sie stolz sind, denn, sagen sie, weiße Zähne zu haben, heißt das nicht Affen und Hunden nachahmen?

Die Besichtigung des Palasts zeigt noch mit Gallerien umgebene Höfe und Wohnzimmer für die Frauen; doch sieht man letztere nur als Dienerinnen mit Scheuren, Waschen und Putzen beschäftigt, da der Fürst trotz der Sitte nur eine Lebensgefährtin und keinen Harem hat. Die inneren Höfe sind mit Pflanzen und Blumen in chinesischen und japanischen Töpfen, Vogelkäfigen, armseligen Kiosks und verkrüppelten Bäumen geziert, die grell gegen die prächtige Vegetation der Umgebung abstechen. Ein Hauch von Verkommenheit weht über diesen zurückgezogenen Höfen; alles ist zu europäisch, zu modern. Noch wurden die Marställe, darin besonders Ponies aus Timor, besichtigt und die Garden gezeigt, denn der Fürst hat ein eigenes Regiment und den Rang eines Obersten in der holländischen Armee, ein Titel, auf den er stolzer ist als auf seine Würde als javanischer Fürst.

Die Spazierfahrt des nächsten Vormittags bot an sich mehr Genuß als der Endzweck, dem sie eigentlich galt: der Besuch einer der Zuckerfabriken des Mangku-Nagoro, wozu dieser den Reisenden eingeladen; denn so interessant auch eine Fabrik ist, so war es doch für einen Freund landschaftlicher Farben und Schönheit eine etwas harte Zumuthung; doch gewährte diese windesschnelle Fahrt im sechsspännigen Wagen, der chinesische Kirchhof zur Linken, die Flußübergänge auf Fähren, die Kampongs und ihre Bewohner eine reichliche Entschädigung für die Mühe. Und überdies war der Empfang höchst schmeichelhaft; ein Sohn des Fürsten war ausdrücklich dazu anwesend und setzte ihm ein angenehmes Frühstück vor, bei dem ein guter Rheinwein keine zu verachtende Würze war. So gestärkt, ließ man die Fabrikation des Zuckers vom Zerstampfen des Rohres an bis zur Verladung in Säcke am Auge vorübergehen und kam noch

Der Gamelan.

zeitig genug in Soerakarta wieder an, um im Palaste einem Bajaderentanze beizuwohnen. Der mächtige Saal war tageshell erleuchtet; der Fürst nahm in der Mitte Platz, der Dolmetsch zur einen, Charnay zur andern Seite. Links hocken zwölf Jünglinge mit nacktem Oberkörper, aber reichen Untergewändern, inmitten zahlreicher Dienerschaft; rechts sitzen, in dunkele Stoffe eingewickelt, fünf Javaninnen auf der Erde, und hinter ihnen regungslos 60 Javanen in schwarzen Kleidern und Hüten bei einer Sammlung der seltsamsten Instrumente. Es ist dies das Orchester des Fürsten, der „Gamelan", welcher in Java großen Ruhm genießt. „Dieses Orchester ist vom ersten Mangku-Nagoro geschaffen worden, und ich bin der vierte," äußerte der alte Herr.

Diese Musik besteht aus kupfernen Instrumenten und Arten von Kochtöpfen in allen Formen und Größen, von der zweilöchrigen Spiegeleierpfanne bis zum riesigsten Steinbuttenkessel; aus Reihen von Kupferplatten, von zwei Zoll bis fast ein Meter Länge, die auf kleinen und großen Bronzegestellen ruhen; aus Täfelchen von tönendem Holz, die, in derselben Anordnung, an die afrikanische Marimba erinnern; aus kleinen und großen Gongs von 10 Centimeter bis 6 Fuß Durchmesser; endlich aus zweisaitigen Geigen unbekannter Form. Jeder Musiker ist mit Stöcken und Stäbchen bewaffnet, an denen Gummikugeln sitzen, um damit die Instrumente zu schlagen.

Auf ein Zeichen des Gebieters setzt sich das Orchester in Bewegung; ein Wirrwarr von seltsamen Tönen wird laut, zum Theil höchst sanft, silbern, klagend, und dazwischen das Brausen der Gongs; manchmal taucht ein reizendes Motiv auf, aber im Allgemeinen schlägt es ans Ohr wie ein Kakophonie sonder Gleichen. Von Zeit zu Zeit begleitet die durchdringende, schreiende Stimme der Weiber diese klagende Musik und man fühlt sich geneigt, diese schwarzgekleideten Männer für Todtengräber zu halten und sich eher in eine Leichenfeier als in ein Freudenfest versetzt zu wähnen.

Vom ersten Tone an lösen sich vier junge Leute von dem Haufen ab; sie stecken in rothen Hosen, die Hüften in grellfarbigen Sarongs; im Gürtel haben sie schöne, reich mit Silber eingelegte Dolche und auf der Brust eine goldene Tafel; ihre Kopfbedeckung, aus einem steif gestärkten javanischen Tuch, welches ihnen den Kopf einzwängt und hinten zwei große Flügel stehen läßt, ist höchst originell; die Ober-

lippen sind mit Kork geschwärzt, um Schnurrbärte vorzustellen. Sie nähern sich kriechend, werfen sich mit gefalteten Händen vor dem Fürsten nieder, stehen auf und grüßen. Diener bringen ihnen Lanzen, und der Lanzentanz beginnt: sie gruppiren sich, entfernen sich, drohen und kämpfen; aber alles das mit so abgemessenen Bewegungen und in so langsamem Rhythmus, daß man schwerlich einen kriegerischen Tanz darin entdecken könnte; sie heben die Füße, drehen sich um und treten auf, als ob sie auf Eiern gingen; diese Bursche werden sich nie ein Leides anthun, und die Lufthiebe, die sie austheilen, werden nie Jemand treffen.

Nun geht es zum Krißtanz. Die vier neuen Künstler kommen in derselben Weise und ebenso kostümirt vor, nur anstatt des Kopftuches haben sie einen prächtigen javanischen Helm in Form eines Diadems und am linken Arm eine Art Schild von ausgeschnittenem und vergoldetem Leder, welcher einen zweiköpfigen Adler vorstellt. Kampf, Parade, Bewegungen weniger langsam; die Kriß treffen sich, schlagen los, ertönen beim Klange der Musik, die ihren Gang etwas beschleunigt; man sieht doch etwas; ein Lob für den Krißtanz!

Noch mehr Beifall ist der Tanz mit Stöcken werth. Von den vorigen unterscheiden sich die Tänzer durch eine ganz wilde Kopfbedeckung und den goldenen Schild in der Hand; hier wird die Bewegung bestimmter: Hieb, Nachhieb, Parade; sie schlagen wirklich drauf los, man hört Holz gegen Holz, und die Schilde erdröhnen unter den Schlägen der Kämpfer. Das Orchester läßt kriegerische Klänge hören, die Geigen kreischen, die Gongs donnern und die Kasserollen gerathen in Aufruhr; der Fürst wird lebendig, schlägt den Takt, macht ein glückliches und stolzes Gesicht und sieht den Fremden mit einem Ausdruck an, der sagen will: „Was meinen Sie? haben Sie je Aehnliches gesehen?“ Dieser verbeugt sich zum Zeichen der Zustimmung, beglückwünscht ihn und bedankt sich für das große Vergnügen; Weine und Erfrischungen werden umhergereicht; der Fürst trinkt Wasser.

Der Maugku-Nagoro.

Jetzt kommt die Reihe an die Weiber, die sich ihrer Verhüllung entledigen; die Hoffnung aber, sie alle zusammen eine Art Ballet tanzen zu sehen, wird getäuscht: einzeln sollen sie ihre Kunst zeigen. Die erste schreitet vor mit nackten Schultern und Armen, den Busen mit einer Schärpe bedeckt, die ihn wie ein Brett einquetscht; unter dem an der Hüfte offenen Sarong trägt sie eine Hose, und an jeder Seite flattern zwei kleine blaue Enden, mit denen sie ihre Gesten begleitet. Der Kopfputz ist der in Java gebräuchliche: auf dem Hinterkopf zusammengewundene und -geknotete Haare mit Blumen dazwischen.

Wie soll man von diesem Tanze sprechen, der des Charakters entbehrt und den man nicht begreifen kann? Was meint dieses ausdruckslos blickende Mädchen mit ihren schläfrigen Gesten? Sie reckt sich aus, verschränkt die Arme, windet die Hände aus einander, alles mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit; sie spielt die Besiegte und zu Boden Geworfene, während man bis 100 zählen könnte. Ihre Hüften sind unbeweglich; der Tanz ist züchtig, man sieht kaum die Füße der Künstlerin; nur ihre Extremitäten bewegen sich wie die Fühlfäden kranker Insekten oder die Füße sterbender Spinnen, ohne daß man eine Ahnung von den Gefühlen hat, die sie ausdrückt. Von Zeit zu Zeit stoßen ihre Gefährtinnen einige klagende Töne aus, als ob Katzen heulten, und sie selbst murmelt, wie einen Todtengesang, unverständliche Worte.

Welch wunderbarer Volksgeist, der in Spielen, die jeden andern zur Ausgelassenheit hinreißen, für seine Gesänge nur tödtliche Trauer, für seine Tänze nur die tiefste Melancholie findet! Es scheint, als ob dies entkräftete Volk nur noch Entsagung und Schmerz ausdrücken und in Gesang und Tanz nur Abscheu vor dem Leben und die Trauer einer seit 20 Jahrhunderten in Knechtschaft und Demüthigung zugebrachten Existenz darstellen kann! Wie dem auch sei, wahrscheinlich haben diese Art Genüsse für den Javanen denselben Reiz wie für uns das beredteste Ballet, und sicherlich würden sie ihre Tänzerinnen nicht gegen die unserigen vertauschen, denn auf Charnay's Frage, ob er jemals europäische Tänzerinnen gesehen, verhüllte Seine Hoheit das Gesicht mit einem Ausdruck des Abscheues, der des heiligen Antonius in der Wüste würdig gewesen wäre.

Um 11 wurde die Sitzung aufgehoben und Charnay bedankte sich bei dem Fürsten, der sich in der größten Liebenswürdigkeit zeigte und ihm sogar die Tänzer, den Gamelan und den Palast zu photographiren gestattete, was denn auch am nächsten Tage geschah.

Der Hauptzweck von Charnay's Reise nach Java war gewesen, die Aehnlichkeit gewisser buddhistischer Ruinen mit denen Central-Amerikas zu konstatiren. Die wichtigsten dieser Ruinen liegen bei Boeroe-Boedor und Brambanam am Dieng, zwei Tagereisen von Samarang und im Kediri, dem östlichen Theile der Insel. Boeroe-Boedor sollte den Schluß der Excursion bilden. Andere Ruinen befanden sich auch auf dem Lawoe, 18 Stunden von Soerakarta, und der Reisende beschloß, sie zu besuchen. Zwar sollte die Reise beschwerlich sein: die Straße hörte am Fuß des Berges auf, von da bis zum Dorfe Soekoe mußte geritten und der Rest zu Fuße abgemacht werden; trotzdem wollte er es versuchen, und so bestellte er zwei Postpferde und fuhr eines Morgens um 4 Uhr, mit seinen photogra-

phischen Geräthschaften versehen, ab. Zuerst ging Alles glatt, aber nach circa achtstündiger Fahrt brach der Wagen entzwei und er mußte die Nacht in einem Kampong zubringen; doch benutzte er sein Mißgeschick um verschiedene Aufnahmen zu machen. Ziemlich niedergeschlagen kam er wieder nach Soerakarta zurück.

Man tröstete ihn damit, daß die Ruinen von Sockoe nur ein Restaurationsversuch einer Epoche des Verfalles seien und aus dem 14. Jahrhundert stammten. Nach Raffles wären sie noch jünger und gingen nicht über das 15. Jahrhundert hinaus, 1435 bis 1440, weniger als 40 Jahre vor dem Aussterben der Hindureligion auf Java. Nach demselben Autor wären die Denkmäler von Sockoe die gröbsten und gewöhnlichsten der Gebäude, die in der Insel zerstreut liegen und gehörten einer entarteten Sekte des Brahmanismus an. Die interessanteste Seite dieser Ruinen

Lanzentanz.

ebenso wie der Denkmäler der letzten javanischen Epoche wäre ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit den Gebäuden Mexikos und Yukatans. Das kann ein reiner Zufall sein, fügt Fergusson in seinen Abhandlungen hinzu, aber die Aehnlichkeit ist erstaunlich. Uebrigens nehmen die Ethnologen ohne Anstoß an, daß die malaiische Race sich von der Osterinsel bis Madagaskar habe erstrecken können; in diesem Falle widersteht nichts, daß diese oder eine verwandte Race sich bis nach dem amerikanischen Kontinent ausgebreitet hat. Charnay, der beide Länder, Java und Central-Amerika, gesehen, war von der Aehnlichkeit der Denkmäler ganz überrascht. Fergusson sagt, daß die Javanen ebenso wenig wie die Amerikaner sich gegenseitig die Baukunst haben lehren können; daß aber vielleicht ein alter, gemeinsamer Glauben, das Blut, die Erbinstinkte mit einem Wort, bei beiden Völker überleben, wieder aufwachen und dieselben Wirkungen in so großer Entfernung hervorgebracht haben.

Charnay versuchte nicht noch einmal nach Sockoe zu gelangen, um so mehr, als am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Soerakarta, am 24. Juli, das Fest bei dem Kai-

ser stattfinden sollte; er wohnte diesem bei und hatte nicht Ursache es zu bereuen. Um 6 Uhr Morgens fanden sich bei dem Residenten die hervorragendsten holländischen Kaufleute, die oberen Beamten und die javanischen Prinzen ein; letztere in Uniform, die Civilisten in Schwarz, und begaben sich von dort zu Wagen nach dem Kraton.

Wie der Palast des Mangku-Nagoro, ist auch der des Kaisers eine kleine Stadt für sich, aber er hat das Ansehen einer Festung, was dem andern fehlt. Der erste Hof ist in der That von zwei dicken Ringmauern umgeben und man durchschreitet einen langen Gang, der dem Eintritt in eine Citadelle gleicht. Ein reichgekleideter, jovial aussehender Greis von 75 Jahren empfängt die Gesellschaft: es ist der Onkel des Kaisers. Dann öffnet sich ein riesiger Hof und mit ihm eins der wundervollsten Bilder. Mitten im Hof umfaßt eine mächtige Halle eine Menge in glänzenden Ge-

Dolch- und Stocktanz.

wändern: rechts, links, überall, wohin man blickt knien Tausende von Menschen in tiefer Andacht. Die Brust ist nackt, der untere Körper steckt in grellfarbigen Röcken und enorme goldene Ketten heben sich glänzend von ihrem bronzenen Teint ab. Auf dem am Hinterkopf zusammengezwängten Haar sitzen hohe weiße, blaue und schwarze Mützen. Der ganze hintere Theil des Hofes ist mit ebenfalls hockenden Weibern angefüllt.

Links befindet sich der Gamelan des Kaisers und etwas weiter entfernt ein europäisches Militärmusikcorps. Der Sultan thront in der Mitte des Dalems auf vergoldetem Sessel; links von ihm sein Onkel auf einem Polster, einen mächtigen Betelpriem kauend; näher bei ihm der Erbprinz, ein reizender zehnjähriger Knabe mit gekreuzten Beinen, während rechts von ihm der Resident auf erhöhtem Fauteuil Platz nimmt. Ebenfalls rechts sind Reihen von Sesseln für die europäischen Gäste aufgestellt, die sich nach dreimaligem Gruß darauf niederlassen.

Auf ein Zeichen des Kaisers nähert sich ihm kriechend ein blaubemützter Javane und harrt vor ihm mit gefalteten

Händen; das ist der erste Minister. Wie Charnay von dem Onkel des Kaisers erfährt, bezeichnet die einfache schwarze Mütze die unteren, die weiße die Palastbeamten, die blaue den ersten Minister und die Mitglieder der königlichen Familie; aber die schwarze goldeingefaßte und edelsteinbesetzte ist nur ein Vorrecht des Kaisers.

Nach Empfang des Befehles begiebt sich der Minister auf seinen Platz zurück; der Gamelan beginnt eine javanische Weise, Kanonendonner ertönt und jedermann erhebt sich. Der Sultan führt die Spitze, indem er dem Residenten den Arm bietet, Alles folgt und man begiebt sich in einen niedlichen mit Laubgewinden und Teppichen geschmückten Pavillon.

Hier erscheinen die Söhne des Sultans, sieben in ungefähr gleichem Alter von 12 bis 14 Jahren: obgleich illegitim sind sie doch Prinzen; nach ihrer kleinen, zart und fein gebauten Figur, den Blumenkränzen, den goldenen Ketten

Tanz der Frauen.

und Schmucksachen, die ihre nackten Oberkörper, Arme und Hände zieren, dem Schildpattkamm, der ihre Haare festhält, zu urtheilen, könnte man sie für schöne junge Mädchen halten. Bei ihrem Eintritt ertönt Musik und Gamelan und Militärorchester geben abwechselnd ihre schönsten Weisen zum Besten. Nach Beendigung der Ceremonie nimmt jeder wieder in derselben Reihenfolge seinen Platz ein; Erfrischungen und spanische Weine werden herumgereicht, und jedesmal, wenn der Resident sein Glas erhebt, bringt er unter dem Beifall der Menge einen Toast auf den Sultan und den Thronfolger aus. Träger schreiten vorüber mit Speise- und Blumenspenden für die Moscheen. Beim Abzug dieselben Förmlichkeiten wie bei der Ankunft; die Musik schwelgt in Kupfertönen, die Kanonen donnern und die Gesellschaft setzt sich in Bewegung.

Damit war der erste Theil der Feier beendet; am Nachmittag fand ein „Rampok“ statt. Um 2 Uhr war Alles für die Vorstellung bereit. Auf dem Platze des Kratons bildeten mit starken Lanzen bewaffnete Javanen ein Carré von 50 bis 60 m Seitenlänge in vier Reihen, von denen

die ersten beiden auf den Knien lagen und die dritte und vierte standen, eine undurchdringliche Hecke von haarscharfen Spitzen, in deren Mitte ein mit Stroh bedeckter Bambukäfig, dessen Thür nur durch eine schwache Schnur zugehalten war, einen Tiger einschloß. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Gamelan eine ziemlich langsame, kriegerische Weise und zwei Männer stecken das Stroh mit einer Lunte in Brand. Die niederregnenden Feuergarben setzen den Tiger in Wuth; er sucht zu fliehen, brüllt, springt empor und rüttelt an seinem Käfig, bis die Flamme das Seil erreicht und die aufspringende Thür ihm gestattet, hinauszustürzen. Wie der Stier in der Arena weiß er zuerst nicht, wohin; er bleibt stehen und zaudert, da erblickt er die beiden Männer, die sich immer noch nach dem Takte der Musik zurückziehen, und springt auf sie los; diese jedoch flüchten hinter die Lanzenreihe, die sich hinter ihnen sofort wieder schließt; nun geht er nochmals rückwärts, duckt sich und versucht mit verzweifelter Anstrengung in großartigem Sprunge die lebende Mauer zu durchbrechen; aber vergebens, wohl zwanzig Spitzen bohren sich ihm in die Brust und ein wilder Aufschrei, der das Beifalljauchzen der Menge übertönt, entringt sich ihm; wehe denen, die im Todeskampfe seine furchtbaren Tatzenschläge treffen sollten: die Lanzenschäfte zersplittern davon wie Glas.

Das Schauspiel ist schön, grandios, wild aufregend; ein neuer Käfig wird gebracht und ein zweiter Tiger erleidet dasselbe Schicksal wie sein vorangegangener Bruder. Häufig indessen ereignet sich hierbei auch Unglück: manchmal ist des Thieres Sprung so gewaltig, daß er nur die äußersten Lanzenspitzen streift, jenseits auf den Platz stürzt und bis unter die Wagen hin verfolgt werden muß, unter die er flüchtet zum großen Schrecken der Pferde, die, toll vor Angst, wiehern, ausschlagen und durchgehen.

So endete dieser großartige Tag. Zum Schlusse führen wir die Titel der Personen an, die dabei eine Hauptrolle spielten. Der Sultan heißt: „Seine angebetete Hoheit, der Gegenstand der Verehrung, der Nagel der Welt, der Oberkommandant des Kriegsheeres, der Diener des Barmherzigen, der Herr des Glaubens, der Erhalter der Religion, welcher der Neunte ist."

Sein Sohn: „Seine Hoheit, der Gebieter, dem man dient, der ausgezeichnete junge Herr, der die Provinz auf seinen Knien trägt, der göttliche Monarch, der Sohn des Herrschers von Maharam."

Der Mangku-Nagoro endlich macht es verhältnißmäßig kurz: „Seine Hoheit, der Gebieter, dem man dient, der ausgezeichnete Herr, der Kavalier, der die Provinz auf seinen Knien trägt, der da ist der Vierte."

Die geschwänzten Menschen.

α. Die Frage nach „geschwänzten Menschen" wird neuerdings in den anthropologischen Vereinen und Zeitschriften Deutschlands lebhaft erörtert und vom Embryo bis zum erwachsenen Manne verfolgt, so daß es wohl gerathen erscheinen mag, darüber einen kurzen Bericht hier zu erstatten. Zunächst ist ein im 12. Bande des „Archivs für Anthropologie" enthaltener Aufsatz des Freiburger Anthropologen A. Ecker hier zu erwähnen, der eine große Menge neuer Thatsachen über die anatomischen Verhältnisse der Steißgegend beibringt und für das Vorhandensein von Schwanzbildungen eintritt. Er weist darauf hin, daß so etwas freilich bei gewissen Leuten Anstoß erregen könne, die von einer Verwandtschaft des Menschen und Affen nicht gern reden hören, fügt aber sehr treffend hinzu: „Es scheint, daß es immer nur die näheren Verwandten sind, die den in die Höhe gekommenen Vetter geniren, der entfernteren schämt er sich nicht. Ich sollte aber denken, wenn der Morallehrer bereitwillig anerkennt, daß der Mensch die Bestie in sich trägt, wofür leider die Exempla odiosa sich häufen, so sollten wir Naturforscher nicht prüder sein und zugestehen, daß er sie auch an sich trägt."

Was zunächst den menschlichen Embryo betrifft, so ist es eine längst bekannte Thatsache, daß derselbe in früher Zeit in einen schwanzförmigen Anhang ausläuft. Ecker's Icones physiologicae (Leipzig, 1851 bis 1859, Taf. XXV, Fig. 7 b, Taf. XXVI, Fig. 1 bis 4, 7, 9, 12, und XXX, Fig. 2) geben davon Abbildungen, ebenso Kölliker in seiner „Entwicklungsgeschichte", und der angeführte Aufsatz im Archiv für Anthropologie Taf. II, 19 bis 28. Nur über die Größe und die anatomische Beschaffenheit dieses Embryoschwänzchens sind die Forscher nicht einig gewesen und Ecker bringt daher die Sache ins Klare. Die Größe betreffend, so finden sich bei menschlichen Embryonen von 9 bis 12 mm Länge Schwänzchen von 1 bis $1\frac{1}{2}$ mm Länge. Die Form ist die eines sich allmälig verjüngenden gekrümmten Kegels, dessen Spitze bisweilen nochmals umgebogen ist. Ueber den anatomischen Bau dieser schwanzartigen Verlängerungen sind die Untersuchungen gegenwärtig noch im Gange; nur soviel steht fest, daß derselbe sich zurückbildet und allmälig in einen bloßen Höcker, den Steißhöcker, übergeht.

Indem wir hier auf anatomische Einzelheiten nicht weiter eingehen können, heben wir nur noch hervor, was Professor His im Leipziger anthropologischen Verein über denselben von ihm bearbeiteten Gegenstand bemerkte (Sitzung vom 20. Februar 1880). Unter „Schwanz" versteht er einen gegliederten, von der Fortsetzung der Wirbelsäule durchzogenen und von Theilen der animalen Leibeswand gebildeten Körperanhang, der den After überragt [1]). Beim menschlichen Embryo glaubt also His das hintere Körperende nur insoweit Schwanz nennen zu sollen, als es den After überragt. Hinsichtlich der von Ecker erwähnten Rückbildung hat man sich zu vergewissern, ob zu einer Zeit des embryonalen Lebens die Wirbelsäule mehr Glieder besitzt, als dem bleibenden Zustande entspricht. Bei Embryonen aus dem ersten Monat bestimmte His die Körpersegmente von der untern Kopfgrenze ab bis zur Steißspitze hin auf 35. Da die Segmente zwischen den Wirbeln liegen, so entspricht dies 34 Wirbeln, einer Zahl, die auch anderweitig bestätigt wird.

---

[1]) Mit dieser Definition kann, wie Leuckart hervorhebt, der vergleichende Anatom sich nicht einverstanden erklären, denn beim Huhn z. B. liegen die Schwanzwirbel im Innern. Andererseits ist die Lage des Afters nicht unbedingt entscheidend, da derselbe beim Zitteraal z. B. an der Kehle liegt, so daß dieser Fisch nach der obigen Definition nur aus Kopf und Schwanz bestehen würde. Die Insertion des Beckens an die Wirbelsäule muß daher der vergleichende Anatom zum Kriterium nehmen; wo, wie bei den Fischen, Beckenwirbel fehlen, ist eine scharfe Sonderung zwischen Rumpf und Schwanz überhaupt nicht möglich.

Daraus ist zu schließen, daß auch bei den sehr jungen Embryonen, die His benutzte, bis zur Steißspitze hin genau so viel Segmente waren, als der spätern Anzahl von Wirbeln entspricht. Es bildet sich also kein gegliederter Abschnitt der Wirbelsäule zurück.

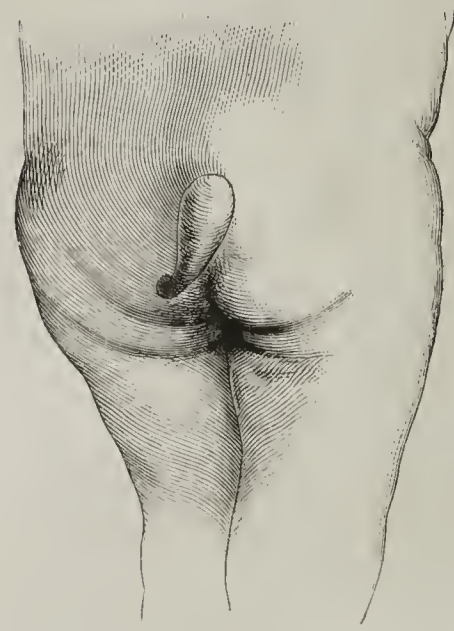
In Betreff des innern Baues ergiebt sich aus den Durchschnitten der Embryonen, daß in dem nach vorn in die Höhe geschlagenen Körperabschnitt die Kloake bis nahe zur Schwanzspitze reicht, und etwa $1^1/_2$ bis 2 Wirbelhöhen unterhalb dieser sich öffnet. Der kurze überragende Endabschnitt aber hat die Charaktere eines echten Schwanzes. His kam danach zu dem Schlusse, daß der menschliche Embryo einen kurzen, höchstens zwei Wirbelhöhen umfassenden Schwanzstummel besitzt, der auch der Rückbildung nicht anheimfällt. Für diesen Stummel genügt der Ausdruck „Steißhöcker".

Wenn nun auch ganze geschwänzte Völker in das Bereich der Fabel zu verweisen sind, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß das nachgewiesene embryonale Verhältniß bei einzelnen Individuen als nicht erbliche Bildung fortbestehen könne. Und hierfür liegen in der That unanfechtbare Beweise vor. Sieht man ab von älteren Fällen dieser Art, die Meckel (Handbuch der pathologischen Anatomie, Leipzig 1812, I, 385) und Forster (Die Mißbildungen des Menschen. Jena 1861) anführen, so hat ganz neuerdings L. Gerlach in Erlangen einen geschwänzten Fötus von 77 mm Länge mit haarfein auslaufendem schwanzähnlichen Anhange beschrieben (Fig. 1); ferner giebt Dr. Neumayer in Cincinnati die Abbildung eines neugeborenen Knaben, der in der Gegend des Steißbeines eine mit normaler Haut überzogene und noch eine etwas härtlich anzufühlende $1^1/_2$ Zoll lange, an der Basis mehrere Linien dicke, nach dem Ende zu allmälig schmäler werdende Cauda besaß, die auch bei geringen Reizungen sich bewegte (Fig. 2).

Fig. 1.

Geschwänzter Fötus des anatomischen Museums in Erlangen.

Fig. 2.



Neugeborener Knabe mit schwanzartiger Vorragung in der Steißbeingegend.

Den interessantesten Fall endlich beschrieb neuerdings der Chefarzt der griechischen Armee Dr. Ornstein in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1879, S. 303. Im Juli vorigen Jahres wurde ihm ein 26jähriger aus Livadia gebürtiger Grieche Namens Nikolaus Agos vorgestellt, über dessen Militärtüchtigkeit er entscheiden sollte. „Als der durch Stimmenmehrheit für tauglich befundene Mensch uns beim Abtreten den Rücken zukehrte, machte sich unterhalb der Kreuzbeingegend eine zapfenartige Verlängerung derselben ohne irgend eine Veränderung der normalen Hautfarbe in auffallender Weise bemerkbar. Bei näherer, sogleich an Ort und Stelle, später im Atelier des Photographen vorgenommener Untersuchung ergab sich, daß es sich um einen anscheinend senkrecht vom Kreuzbein herabsteigenden rundlichen Fortsatz des untern spitzen Theils dieses Knochens handele, welcher sich indessen bei sorgfältiger Besichtigung als ein wenig gegen das Becken zu konkav gekrümmt herausstellt. Der Form nach dem obern Abschnitt eines gestützten, umgekehrten und der Längenachse nach in der Mitte durchschnittenen Kegels nicht unähnlich, dessen Umfang nur am Rande seines frei herabhängenden, rundlich stumpfen Endes unerheblich abnimmt, reicht derselbe nach oben in Gestalt einer gleichförmigen, konvexen Erhabenheit bis nahe an die Symphysis sacro-coccygea. Die ganze Länge dieses nach hinten halbcylinderförmigen Fortsatzes, welcher an der Oberfläche aus einer glatten, festen, 2 bis $2^1/_2$ mm dicken Haut besteht und im Innern bei angewandtem Druck sich knorpelig anfühlt, beträgt ungefähr 5 cm, von denen etwa $2^1/_3$ auf den freien und $2^2/_3$ auf den unter der Haut fortlaufenden Theil desselben kommen. Er erscheint an seinem frei herabhängenden Theile ungeachtet seiner derben, ungegliederten Struktur etwas beweglich — —. Die Breite dieser Steißbeinverlängerung giebt ihrer Länge nur wenig nach, die des freien Endes ist etwas geringer und dürfte der eines mittlern Mannesdaumens gleichkommen."

Eine Abbildung dieses merkwürdigen „Schwanzmenschen" ist nach der Photographie in der Zeitschrift für Ethnographie 1879, Tafel 17, mitgetheilt.

Wie gewöhnlich häufen sich in der Wissenschaft die interessanten Fälle, wenn erst einmal einer oder ein paar bekannt geworden sind und so hat denn neuerdings Dr. Max Bartels in Berlin seine Beobachtungen über „eine besondere Art von geschwänzten Menschen" in der dortigen naturforschenden Gesellschaft mitgetheilt. Er unterscheidet fünf Arten von Menschenschwänzen, über welche er im Archiv für Anthropologie berichten wird. Der Vortragende wollte nur eine derselben in der Gesellschaft naturforschender Freunde zur Besprechung bringen, weil sich ihm Gelegenheit geboten hatte, selbst einen solchen Fall zu beobachten. Es handelt sich hier um einen dreitägigen kräftigen Knaben, zu dem Dr. Bartels vor einigen Jahren gerufen wurde und an dessen Kreuzsteißbeingegend „sich ein erhabenes dreieckiges Hautfeld von bilateral-symmetrischem Bau mit nach oben gekehrter Basis und nach unten gerichteter Spitze markirte." Wie der Vortragende durch eine Abbildung erläuterte, bot das Gebilde einen Anblick dar, als wenn ein kurzer, an der Wurzel breiter Schwanz dem Körper unmittelbar am Ende der Rückenwirbelsäule aufliegt. Wohlbemerkt war die Unterfläche dieses schwanzartigen Gebildes nicht frei, sondern derartig mit der Körperoberfläche fest verwachsen, daß die Seiten desselben durch deutlich markirte Furchen von der Nachbarhaut abgegrenzt waren, während die Basis des Dreiecks, das die Umgegend um mehrere Linien überragte, ohne merkliche Grenze in die Haut des Rückens überging.

Der Vortragende erblickt in dieser Bildung eine der fünf oben angedeuteten Formen, und bezeichnet im Gegensatz zu den „freien" Schwänzen diese Form als „angewachsene Schwänze". In der medizinischen Literatur findet sich nur noch ein ähnlicher Fall, der im Jahre 1808 von Labourdette veröffentlicht wurde.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Korea. Von Ernst Oppert[1]).

Unter allen Ländern Asiens, man könnte fast sagen der Erde, nimmt Korea eine gesonderte, eigenthümliche Stellung ein. Durch seine Lage als eine lang gestreckte, an drei Seiten vom Weltmeere bespülte Halbinsel mit mächtiger Küstenentwickelung und nicht minder durch ein herrliches Klima wie wenige Gebiete begünstigt, ist es auf einer überaus tiefen Stufe der Kultur stehen geblieben, hat allen Versuchen, die gemacht wurden, es mit neuem Leben zu erfüllen, erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, und ist noch heute eines der am wenigsten bekannten Länder. Während es der Thatkraft russischer und englischer Reisenden gelungen ist, den Kern des asiatischen Festlandes, Pamir und Lob-nor, Tibet und das Land der Tanguten, zu erforschen — an Korea und dem Widerstande seiner Regierung sind europäischer Witz und europäische Macht bis jetzt stets gescheitert. Kein Forschungsreisender kann sich rühmen, die verhältnißmäßig schmale Halbinsel durchkreuzt, von ihr mehr als einige Küstenstriche gesehen zu haben; ja nicht einmal die Küstenlinie ist durchweg erforscht, und man stößt auf große, vor der Hand unlösbare Schwierigkeiten, wenn man versucht, die verschiedenen Küstenaufnahmen europäischer Kriegsschiffe mit den Umrissen einheimischer resp. chinesischer Karten in Uebereinstimmung zu bringen.

Bezeichnend ist es, daß sich schon in dem Titel des vorliegenden, zu gleicher Zeit englisch und deutsch erschienenen Buches das Mißglücken der Oppert'schen Expeditionen ausspricht: es sind Reisen nach Korea, nicht solche in Korea, die er uns schildert. Denn es ist ihm nicht besser ergangen, als anderen vor ihm: in das Innere des Landes einzudringen gelang ihm nicht und bei seinen wiederholten Versuchen, Verbindungen mit dessen Einwohnern anzuknüpfen, hat er sich stets in der Nähe seines Dampfers und der Seeküste halten müssen.

Herr Oppert hat der verschlossenen Halbinsel von China aus im Ganzen drei Besuche abgestattet, die beiden ersten, nur durch einen Zwischenraum von wenigen Monaten getrennten im Jahre 1866, den dritten und letzten zwei und ein halb Jahr später, also 1868 oder 1869. Genau giebt er den Zeitpunkt nicht an, wie er überhaupt über mancherlei äußere Umstände, die zu erfahren den Leser interessiren muß, Stillschweigen beobachtet, z. B. darüber, ob er bei seinen Versuchen, die Regierung von Korea zur Oeffnung ihres Landes und zu freundschaftlichem Verkehre mit fremden Nationen zu veranlassen, lediglich aus eigener Initiative oder im geheimen Auftrage irgend einer Macht gehandelt hat. Denn für einen Privatmann muß ein solches Unternehmen fast zu großartig und kühn erscheinen. Der erste Besuch der koreanischen Küste war eine Art Rekognoscirung: während einer Fahrt nach Niu-tschwang hielt Oppert sich fünf Tage lang in einer Bucht des Golfes Prince Jérôme auf und unterhielt mit den Bewohnern der Nachbarschaft und selbst mit den Beamten so freundlichen Verkehr, daß er baldigst eine zweite Reise unternahm mit der Absicht, den nach der koreanischen Hauptstadt Se'ul führenden Fluß, den Kan-kiang, aufzufinden, in Folge dessen mit der dortigen Regierung in direkte Verbindung zu treten und die Eröffnung des Landes zu veranlassen. Ersteres glückte ihm nach einiger Anstrengung in der That: im August fand er die westliche oder Hauptmündung des Kan-kiang, fuhr dieselbe eine Strecke bis zur Stadt Kan-wha-su hinauf und nahm sie auf, was sofort für die unmittelbar darauf stattfindende, übrigens resultatlos verlaufene französische Expedition unter Admiral Roze von Nutzen war, aber der Hauptzweck, die Eröffnung des Landes, wurde von der koreanischen Regierung natürlich mit allerlei Ausflüchten, höflich zwar, aber bestimmt abgelehnt. Das Mißglücken der Roze'schen Expedition (vergl. über dieselbe „Globus" XXIV, S. 129 und 145), welche wegen der Ermordung französischer Missionäre unternommen worden war, hatte nur eine Verschärfung der althergebrachten Abschließung Koreas und neue Christenverfolgungen zur Folge. So überaus elend der Zustand des Heeres, der Flotte und der Befestigungen in Korea ist, so jämmerlich die Bewaffnung der Soldaten und die Mannszucht, so mächtig war durch den erfolglosen Angriff der Franzosen der Regierung der Kamm geschwollen; da sie selbstverständlich auch nicht die leiseste Idee von europäischer Macht hatte, so glaubte sie nun der ganzen Welt, zu Lande wenigstens, die Spitze bieten zu können.

Durch einen geflüchteten Missionär wurde Herr Oppert zu seiner dritten Fahrt veranlaßt, die nicht so friedlich verlief, wie die früheren. Es handelte sich dabei um ein höchst seltsames Unternehmen, zu welchem christliche Koreer den Plan entworfen hatten: nämlich darum, sich gewisser Reliquien, an deren Besitz das Glück des Regenten und seiner Familie hängen sollte, und welche an einem wohlbekannten Platze südlich von Se'ul aufbewahrt wurden, zu bemächtigen und dadurch den Regenten zum Nachgeben d. h. zur Eröffnung seines Landes zu zwingen. Man mußte, um an jenen Platz zu gelangen, mit einem Dampfer einen Arm des Prince-Jérôme-Golfes hinauffahren, welcher sich fast 30 Meilen (wohl nautische) ins Innere des Landes erstreckt, und dies war nur einmal im Monate während 30 Stunden zur Zeit der Springfluth möglich, wo dieser sonst fast trocken liegende Arm eine Tiefe von höchstens drei Fuß erreicht. Muthig ging Oppert an diese gewiß abenteuerliche Unternehmung; allein das Unglück wollte, daß sich sein Dampfer verschiedentlich verzögerte, und obwohl er den bewußten Platz ohne Anfechtung erreichte und denselben ohne Bewachung antraf, so fehlten ihm doch die Werkzeuge, den durch einen großen Steinblock versperrten Zugang zu den Reliquien zu öffnen, und er mußte, um nicht mit seinem Dampfboote auf dem Trockenen sitzen zu bleiben, unverrichteter Sache abziehen, erhielt sogar noch Feuer von koreanischen Soldaten, und Korea blieb den Europäern verschlossen wie bisher.

Die Erzählung dieser hier kurz skizzirten drei Fahrten bildet den zweiten Theil des Buches (Kapitel 7 bis 9, Seite 160 bis 292), welchem sechs Abschnitte über koreanische Geographie und Ethnologie, Staatsverfassung und Regierungsform, Geschichte, Sitten, Gebräuche und Religion, Sprache und Schrift, Produkte, Naturgeschichte, Handel u. s. w. vorangehen. Es ist begreiflich, daß der Verfasser während dreier so flüchtiger Besuche nicht viel Gelegenheit gefunden haben wird, sich eingehend über alle jene

[1]) Deutsche Originalausgabe. Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1880.

Gebiete des Wissens selbst zu unterrichten. Indessen hat er sich fleißig in der vorhandenen Literatur umgesehen, hat in Schanghai mehrfach Gelegenheit gehabt, mit geflüchteten christlichen Koreern und Missionären, die im Lande selbst gewirkt hatten, zu verkehren, und hat endlich gewiß bei seinen drei Expeditionen darauf geachtet, seine durch Lesen und Erkundigungen gewonnenen Kenntnisse durch eigenes Anschauen zu prüfen. Auf solche Weise ist es ihm gelungen, ein immerhin interessantes Buch zu schreiben (lesenswerth sind namentlich das erste, zweite, vierte und sechste Kapitel); wir glauben, daß der Verfasser schon zufrieden ist, wenn er durch sein Werk nur die Aufmerksamkeit auf Korea lenkt. Schon dies wäre ein Fortschritt zum Bessern: denn ist die Welt erst einmal auf das Land und seine Vorzüge aufmerksam geworden, so hat sicherlich die Absperrung desselben die längste Zeit gedauert; diese Wahrheit haben in unseren Tagen Länder von ganz anderer Bedeutung fühlen und anerkennen müssen.

Manches in der Charakterisirung der Koreaner und ihrer Regierung — die übrigens nicht oder wenigstens nicht mehr, wie allgemein angenommen wird, von China abhängig ist (S. 73) — erinnert sehr an türkische Zustände. Hier wie dort ein ehrliches, treues, gutmüthiges Volk und eine korrupte Regierung und Beamtenwirthschaft. Folgender Passus (S. 35) könnte fast ohne Aenderungen ebenso gut in einem Buche über das türkische Reich wie über Korea stehen:

„Eine eigenthümliche, für die Wohlfahrt und gute Verwaltung des Landes indeß schwerlich zuträgliche Einrichtung ist die, daß sämmtliche Beamte, vom Gouverneur abwärts bis zum niedrigsten Polizeisoldaten, zu ihren Stellen nur auf zwei Jahre ernannt werden und ihre Funktionen an einem und demselben Orte für diese kurze Frist ausüben; nur in seltenen und ausnahmsweisen Fällen wird die Amtsdauer auf ein ferneres Jahr verlängert. Nach Ablauf dieses Zeitraums erfolgt ihre Versetzung an einen andern Platz, wofür jedesmal eine neue, und nach den Verhältnissen ziemlich bedeutende Kaufsumme erlegt werden muß. Die natürliche Folge hiervon ist, daß den Beamten bei diesem beständigen Wechsel gar keine Zeit gegeben ist, sich in den Gang der Geschäfte und in die verschiedenen Lokalverhältnisse hineinzuarbeiten, und während sie gar kein Interesse für das Wohlergehen der ihnen nur auf kurze Dauer anvertrauten Provinzen, Distrikte u. s. w. gewinnen können, sind sie im Gegentheil hauptsächlich nur darauf bedacht, sich während ihrer Amtsdauer durch Erpressungen auf möglichst schnelle Weise für den von ihnen erlegten Preis mit Nutzen bezahlt zu machen. Die Stellen werden eben nur als Einnahmequellen betrachtet, die so schnell und so weit ausgesogen werden müssen, wie der kurze Aufenthalt einem jeden gestattet; daß das unglückliche Volk dadurch einer beständigen systematischen Ausraubung überliefert wird, thut dabei wenig zur Sache — die Regierung befolgt und erreicht dabei zwei Zwecke, den einen, indem sie durch den häufigen Verkauf der Aemter ihren Seckel füllt, den andern, indem sie eine Annäherung der Beamten an das Volk von vornherein verhindert, und zwischen beiden gleichsam eine beständige Schranke aufrichtet."

Oder man lese Folgendes (S. 19): „Die letzte officielle Zählung der Bevölkerung Koreas ergab ein Resultat von $7^1/_2$ bis 8 Mill. Einwohnern, wobei jedoch zu bemerken ist, daß auf die Richtigkeit eines solchen Census nicht der geringste Werth gelegt werden kann. Da nämlich ein jeder Ort seine Steuerquote nach der Zahl seiner Bewohner zu berechnen hat, so liegt es im Interesse der Ortsbehörden, soweit dies irgend möglich ist, die wirkliche Anzahl zu verheimlichen und geringer anzuschlagen, um die Steuerlast nach Kräften zu verringern, oder wenigstens der Centralregierung so gering als möglich anzugeben, wovon allerdings nicht die Bevölkerung, sondern sie selbst den Nutzen ziehen." U. s. f.

Im Jahre 1864 starb der letzte Nachkomme der Könige aus der Ni-Dynastie, worauf seine Wittwe einen entfernten Verwandten, einen Knaben von vier Jahren, adoptirte, dessen Vater als Regent alle Macht an sich gerissen hat (wenigstens damals in den sechsziger Jahren) und mit der größten Grausamkeit ausübt. Von diesem Zeitpunkte an datirt eine Aera des Despotismus und des Schreckens, wie sie selbst von den an ein absolutes Regierungssystem gewöhnten Koreern bisher nicht erfahren worden war. Schwere Verbrechen kommen bei diesem ehrlichen, gutmüthigen Volke selten vor; Diebstahl wird sehr streng bestraft. Während nun früher die Todesstrafe sehr selten vollzogen, die Verbrecher dagegen nach abgelegenen Inseln verbannt wurden, ist jetzt die Enthauptung eine sehr gewöhnliche Strafe geworden, der namentlich Keiner entgeht, welcher auch nur den leisesten Schatten des Verdachtes einer schlechten Gesinnung gegen die herrschenden Machthaber, den Regenten und seine Genossen, auf sich geladen hat.

Der Koreer unterscheidet sich nach Oppert (S. 115), der hierfür sich auf eigene Erfahrung berufen kann, im Charakter vortheilhaft von seinen Nachbaren, sowohl im Auftreten wie durch die Offenheit seines Benehmens. Er ist, selbst in den unteren Ständen, von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen werden, die bei näherer Bekanntschaft mehr zu Tage treten. Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmüthig und schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen auch an Fremde an. Bei den Beamten, namentlich den höheren, liegt die Sache freilich anders.

Im Gang fest, sicher und behende, verräth die Körperbildung der Koreer eine größere Selbständigkeit und freiere Bewegung als die der Japanesen, denen sie, wie den Chinesen, an Größe und Stärke überlegen sind; auch zeigt ihre ganze Haltung mehr Thatkraft und Energie und einen entwickeltern kriegerischen Geist, als man bei diesen findet. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß sie trotz aller ihrer Körper- und Charaktervorzüge an geistiger Ausbildung und Sittenfeinheit bedeutend hinter denselben zurückstehen; meistens plump von Manieren und ohne wirkliche Lebensart, geben sie sich ganz, wie sie sind, und es fehlt ihnen der Schliff, den man selbst bei den geringeren Klassen in China und Japan nie ganz vermissen wird. Auch bei den höheren Ständen und Beamten, denen man eine gewisse ernste Würde und Grandezza in ihrem Auftreten nicht absprechen kann, tritt dieser Mangel an feinerer Gesittung hervor, sobald sie ihren amtlichen Charakter bei Seite setzen und sich gehen lassen — der rohe Naturmensch tritt dann ganz unverhüllt hervor. Eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Regel ist vielleicht allein für diejenigen in Anspruch zu nehmen, die im Gefolge einer Gesandtschaft sich einige Zeit in Peking aufzuhalten genöthigt gewesen sind und die dort etwas von dem feinen Tone der höhern Beamtenwelt sich haben aneignen können.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die niedrige und verachtete Stellung, welche die Priester in Korea einnehmen. Die officielle Religion, wenn überhaupt von einer Religion die Rede sein kann, ist der Buddhismus, der um das Jahr 372 n. Chr. von China aus Eingang im Lande fand und sich allmälig ausbreitete. Im Punkte der gänzlichen Mißachtung aller ihrer religiösen Gebräuche und Förmlichkeiten aber stehen die Koreer kaum über dem Niveau ganz wilder Völkerschaften, gewiß nicht auf der Stufe, wie man sie bei einem Volke, das doch nicht aller Kultur fremd ist, voraus-

setzen könnte, und tief unter der, zu welcher sich selbst die Chinesen und Japanesen erheben. Die Priester bilden in Korea die letzte unter den sogenannten verächtlichen Kasten, zu welchen außerdem die Beamten der Präfekturen, die Schlächter und Lederarbeiter gehören und welche erst hinter dem eigentlichen Gros des Volkes, den Landbewohnern, Ackerbauern, Hirten, Jägern, Fischern u. s. w., und eben über den Leibeigenen rangiren. Oppert hält diese gewiß seltene Mißachtung der Priester und damit der Religion und aller religiösen Gebräuche für eine Folge der moralischen Verkommenheit und unziemenden Lebensweise der Priester, gegen welche die Regierung schon wiederholentlich hat einschreiten müssen, ohne jedoch damit etwas zu erreichen. Schon vor Jahrhunderten, wie noch heute, ist es ihnen nur gestattet, ihre Bet- und Wohnhäuser außerhalb der Städte und an den Ausgangspunkten der Ortschaften zu errichten.

Diese Mißachtung der Priester ist vielleicht eine der Ursachen, welche die Einführung des Christenthums seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erleichterten; eine andere muß in dem Charakter des Volkes selbst gesucht werden. Kein anderer asiatischer Volksstamm ist mehr befähigt, wie die Koreer, aus wirklich innerm Gefühl die christliche Lehre anzunehmen. „Der Chinese läßt sich taufen, wenn er dadurch einige weltliche Vortheile zu erlangen glaubt — der Koreer hat nicht allein solche nicht zu erwarten, sondern nur Verfolgungen, Martern und häufig den Tod. Er wird Christ aus Ueberzeugung, nicht aus pecuniären Rücksichten . . . Es ist eine nicht fortzuleugnende Thatsache, und jeder, der nur einigermaßen mit den Verhältnissen, speciell in China, bekannt ist, wird dieser Behauptung beipflichten, daß, wenn überhaupt dort von einem Erfolge die Rede sein kann, ein solcher nur von katholischen Missionären erzielt worden ist. Ganz abgesehen davon, daß dieselben sich weit mehr mit der Sache identificiren, indem sie sich durch Annahme der Kleidung, der Sitten und der ganzen Lebensweise der Eingeborenen diesen mehr assimiliren als ihre protestantischen Kollegen, bietet der katholische Ritus dem dem äußerlichen Sinnesreiz zugänglichen asiatischen Charakter weit mehr Nahrung als der einfachere der protestantischen Kirche. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die leichtempfänglichen Koreer sich der neuen Lehre, die ihnen in so zusagender Form gebracht wurde, zuwandten, und dieselbe bald viele Tausende von Bekennern gewonnen hatte."

Was das Loos der koreischen Frauen anlangt, so ist es wenig von demjenigen der chinesischen verschieden. Die Anzahl derselben in einem Hause richtet sich nach der Stellung und dem Vermögen des Mannes; da aber die mittleren und unteren Stände meist arm sind, so findet man dort selten mehr als eine Frau. Feierlichkeiten beim Eingehen einer Ehe finden nicht statt, und der Mann kann mit dem Weibe wie mit seinem übrigen Eigenthume nach Belieben schalten und walten. Die Frauen müssen sich im Hause in den ihnen bestimmten Gemächern aufhalten und werden bei den höheren Ständen noch mehr von der Außenwelt abgesperrt, als in China. Nur auf dem Lande, wo sie einen Theil der Feldarbeit zu verrichten haben, genießen sie etwas mehr Freiheit. In den Städten aber und größeren Ortschaften verstößt es entschieden gegen die gute Sitte, wenn sie sich bei Tage auf der Straße sehen lassen. Dafür werden im Sommer um 9 Uhr Abends, im Winter noch früher, in der Residenz und den anderen Städten auf ein gegebenes Zeichen die Thore geschlossen, worauf sämmtliche Männer die Straßen verlassen müssen und sich nun die Frauen allein mehrere Stunden lang in der frischen Luft ergehen können. Hat sich ein Mann verspätet, so wird er ohne aufzublicken so schnell als möglich seiner Wohnung zueilen, und keinem wird es beikommen, das strenge Verbot zu übertreten und einer Frau auch nur im Geringsten beschwerlich zu fallen. Die gute Sitte erfordert sogar, daß jeder Mann, der einer spazieren gehenden Dame begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht hält, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die andere Seite der Straße begiebt.

Bei allen guten Charaktereigenschaften, welche Oppert den Koreern nachrühmt, fehlt ihnen jedoch der Trieb weiter zu kommen, und dies zusammen mit der Nachlässigkeit und Absperrungspolitik der Regierung ist die Ursache, daß die reichen Hülfsmittel des Landes unbenutzt und brach liegen. Das Klima ist ein gemäßigtes, durchgängig schön und gesund, im Sommer wegen der Nähe des Meeres nicht allzu heiß, im Winter nur im Norden sehr kalt; seine Zuträglichkeit zeigt sich schon in der großen Menge steinalter Leute, denen man überall begegnet. Die Vegetation ist außerordentlich reich, weist viele heilkräftige Kräuter und Nutzhölzer auf, darunter im Süden den Kork-, Maulbeer- und Firnißbaum, die Theepflanze, den Bambu, den Weinstock, allerlei Obstbäume; aber nichts davon wird gepflegt und von keiner Art verstehen die Bewohner sonderlichen Nutzen zu ziehen. Es gedeihen zwar allerlei Getreidearten, wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen und Hirse, ferner Hülsenfrüchte, Kohlarten und andere Gemüse; doch die Hauptnahrung des Volkes bildet der Reis. Auch Hanf, Flachs, Tabak, Krapp, Indigo und der in China hochgeschätzte Ginsing wächst, wie er eben wachsen will. Von Viehzucht ist kaum die Rede; schon um nicht den gefährlichen Verdacht des Reichthums auf sich zu ziehen, vermeiden die Leute, mehr als ein Paar Ochsen zu halten; Schafe zu halten soll ausschließlich Vorrecht des Königs sein. Dagegen finden sich Gänse, Enten und Hühner in Menge. Flüsse und Meer sind reich an Fischen, im Westen und Südosten besonders an Häringen und Sardellen, die in Massen in das Innere des Landes geschickt und außerdem noch als Dünger verwendet werden. Von feineren Meeresprodukten sind Perlen und Austern zu nennen. Weit wichtiger aber sind die unterirdischen Reichthümer des Landes. Oppert ist der festen Ueberzeugung, daß kein anderes Land des asiatischen Kontinentes Korea an Mineralreichthum gleichkommt; es finden sich Gold, Silber, Kupfer, Steinkohlen, Schwefel, Arsenik, Quecksilber, Blei, Zinn, Eisen und schöne Marmor- und Granitsorten. Allein abgesehen von einigen wenigen Gruben, welche die Regierung in oberflächlicher Weise ausbeuten läßt, verbietet sie auf das Strengste alles Nachgraben und Suchen von Edelmetallen und bestraft die Zuwiderhandelnden selbst mit dem Tode. Nur im Verstohlenen wird Goldstaub aus dem Sande mehrerer Flüsse gewonnen und über die chinesische Grenze geschmuggelt.

Es lohnte sich in der That, ein solches Land dem Verkehre und Handel zu erschließen, und man muß es bedauern, daß des Verfassers Bemühungen nach dieser Richtung hin so gar nicht von Erfolg gekrönt gewesen sind.

Das Elsaß im 13. Jahrhundert.

Von Dr. **Bruno Stehle.**

II.

Ueber den Bergbau des Elsasses, der schon unter Otto dem Großen in Blüthe war, erfahren wir sehr wenig. 1295 wurden in dem elsässischen Dorfe Türkheim [1]), wo wenige Jahre zuvor arme Leute Gyps gefunden, Blei und Silberadern entdeckt. Auch die Erde, welche man „Margil" (Mergel) nennt, und mit welcher die Aecker von den Landleuten gedüngt werden, wurde erst nach dem Jahre des Herrn 1200 gefunden. Ferner wird erwähnt, daß bei Heidelberg 1293 eine Goldmine und bei Schaffhausen und Basel kostbare Steine (wohl Rheinkiesel) gefunden worden seien.

Mit den mannigfaltigsten Nachrichten über die Thierwelt des Elsasses erfreut uns der Chronist. Wölfe, die 1271 in Uffholz [2]) mehrere Kinder und 1272 in Wattweiler [2]) und in den nahegelegenen Dörfern mehr als 40 Kinder fraßen, hausten im Wasgenwald, wie Bären, deren letzter im Jahre 1760 im Leberthal geschossen wurde. Etwas unglaublich klingt die Bärengeschichte aus dem Jahre 1296: „In den Bergen des Elsasses wurde ein Knabe, der Ziegen hütete, von einem Bären geraubt und blieb zwei Jahre unter den Bären. Dies geschah um das Jahr 1265, und noch wird dieser Hirt im Elsaß umhergehen. Dieser Hirt ging, da ihn der Hunger trieb, in eine Bärenhöhle und wäre gern daselbst geblieben, um sich der Hungersgefahr zu erwehren; als er aber keine Bären fand, kehrte er voll Schmerz zu den Seinen zurück." Auch Adler horsteten in den Hochvogesen, wie aus einer Notiz von 1292 hervorgeht, nach welcher ein Adler zu Rappoltstein zwei Störchen ihr Nest beraubte und die jungen Störche in den Klauen davontrug. Daß diese letzteren ebenso wie heute die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und nicht minder als die eigentlichen Frühlingsboten galten, sehen wir aus den zahlreichen Nachrichten über ihre Ankunft, Wegzug, Brutzeit und anderes mehr. Der Tag, an welchem man ihre Ankunft erwartete, war Petri Stuhlfeier oder der 22. Februar, was mit unseren heutigen Beobachtungen stimmt. Von diesem Tag an, entweder zurück- oder vorwärtsgerechnet, wird meist ihr Eintreffen gemeldet. 1281 kamen nur wenige am 22. Februar, die meisten am 12. März; 1283 am 8. Februar, 1287 am 8. Februar, 1290 am 2. Februar, 1291 am 1. Februar, 1292 am 12. März. Die Zeit ihres Wegzugs fällt heute zwischen den 10. und 15. August. Auch für das dreizehnte Jahrhundert müssen wir diesen Monat annehmen, da der Verfasser es für nöthig gefunden hat, den ausnahmsweise frühen Wegzug vor dem 25. Juli 1280 besonders zu verzeichnen.

Von Fischen wird eine Art im Jahre 1286 genannt. Während der Wintermonate waren im Elsaß die Fische, die man „Nuovolkin" nennt, im Ueberfluß. Der Name „Nuovolke" hat sich im Munde des Volkes bis auf unsern Tag erhalten. Es ist die Quappe oder Lota, sonst in Süddeutschland meist Dreische genannt. Auf eine ausgedehnte Bienenzucht läßt eine Stelle von 1274 schließen, wo die Fülle von Wachs und Honig die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Verfassers erregt. Weniger erfreulich war 1269, 1270 und 1271 die Menge der Raupen, deren Unwesen ein Priester mit Weihwasser Einhalt that; 1286 war das Land von einer ähnlichen Plage, Heuschreckenschwärmen, heimgesucht.

Einige interessante Notizen finden sich über die Einführung verschiedener Thiere in das Elsaß. So wird von den Hühnern erzählt, daß nur eine Art von kleinen Hühnern gehalten worden sei; erst später wurden große Hühner mit Bärten und Kämmen, ohne Schwänze und mit gelben Beinen durch Fremde aus entfernten Gegenden eingeführt. Wir werden nicht irren, wenn wir darunter die Cochinchinahühner verstehen. Der Chronist erzählt weiter: „Es gab nur eine Gattung von Ringel- und Holztauben; die griechischen Tauben, die Federn an den Füßen haben, und mehrere andere Sorten wurden erst später in das Elsaß eingeführt. Fasanen brachte zuerst ein Kleriker aus den überseeischen Ländern mit. Weiße Bären, weiße Eichhörnchen, weiße Hasen, Vögel, Kameele und Löwen wurden erst später in das Elsaß eingeführt." Diese Thiere kamen nicht selten in damaliger Zeit durch die Verbindung des Abend- und Morgenlandes in Folge der Kreuzzüge in unsere Gegenden.

Sind die Nachrichten, die wir über das Land Elsaß gesammelt, reichlich genug, um uns ein Bild zu entwerfen, das sich einer gewissen Vollständigkeit erfreut, so würden wir wohl mehr wünschen über die Leute, die damals das herrliche Land bewohnten.

Wie heute war schon damals die Fischerei in der Ill ein bedeutender Erwerbszweig. Nach einer Mittheilung aus dem Jahre 1275 wohnten von Straßburg bis Mühlhausen 1500 Fischer. Sonst wird nur noch an einer Stelle von einem Handwerker gesprochen, einem Töpfer, der in Schlettstadt zuerst thönernes Geschirr mit Glas verkleidete. Allgemein spricht sich über diese Verhältnisse Verfasser in den „Zuständen im Beginn des 13. Jahrhunderts" aus und zwar mit folgenden Worten: „Kaufleute gab es nur wenige; und alle wurden für reich gehalten. Meister in den mechanischen Künsten waren selten, und auch sie galten für reich. Es gab nur wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte für innere Krankheiten, wenige Juden. Ketzer waren an vielen Orten in großer Menge: diese haben die Predigermönche, unterstützt durch die Macht der Herren (d. h. des Adels), „löblich" ausgerottet. Diejenigen, welche mechanische Künste trieben, waren in denselben weit zurück, nachmals aber machten sie darin höchst bedeutende Fortschritte." Als Beweis dafür dient uns eine Nachricht, die an einer andern Stelle gegeben wird: Ein Techniker erfand eine Maschine, das Wasser durch die Straßen von Straßburg zu leiten. 1293 heißt es von ihm: Der Erfinder und Meister der Maschine, der zu Straßburg die Brunsch durch die Straßen leitete, fiel von der Maschine und gab den Geist auf. „Karren waren selten und die Wagen, welche man gebrauchte, ohne Eisen. Eiserne oder mit Eisen beschlagene Wagen kamen erst später von Schwaben aus nach dem Elsaß."

---

[1]) Westl. von Colmar.
[2]) Bei Cernay.

Was Verfasser von dem Priesterstande, was er von den damaligen Gelehrten, unter denen er neben Albertus Magnus Johannes von Sacrobusto, der ein Buch zur Berechnung des Kirchenjahres schrieb, ganz besonders erwähnt — dieses Buch war später sehr verbreitet und fand also schon in diesem Jahrhundert aus Paris seinen Weg in die einzelnen Klöster —, was wir ferner von den Orden und der Gründung neuer Ordenshäuser erfahren und anderes mehr: dieses alles würde uns zu weit führen und liegt außer dem Bereich der uns gestellten Aufgabe. Die mitgetheilten Spiele dagegen sind ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Charakteristik des Lebens und Treibens des Volkes. 1286 am 1. Mai hielten die Bürger von Straßburg Spiele auf dem Wasser in Schiffen. Als aber die Menge, welche zu dem Schauspiel gekommen war, sich über die Brücke zurückzog, brach diese, und mehrere Menschen kamen jämmerlich um das Leben.

Höchst ergötzlich sind die Spiele aus dem Jahre 1304, die den derben Witz der Bauern wiederspiegeln. Am Tage der Beschneidung des Herrn ließen die Bauern von Wintzenheim[1]) ihren König mit seinen dreizehn Würdenträgern, dem Bienentruchseß und den übrigen nahe der Mühle im bloßen Hemde unter der Brücke durch das Wasser ziehen, um so zu erproben, ob er der königlichen Ehren werth sei. Alle gingen mit ihrem König frohen Muthes unter der Brücke durch bis auf einen. Ein anderer hatte aus Geringschätzung freiwillig auf seine Würde verzichtet. Den verspotteten die jungen Burschen: mit lautem Geschrei beklagten sie ihn, wie einen ihrer Verwandten, läuteten die Todtenglocken, verkündeten seinen Tod. Am folgenden Tage legten sie einen Besen auf die Bahre und trugen denselben wie den Leichnam eines Gestorbenen in die Kirche: hier hielten sie die Todtenfeier, dann trugen sie den Besen an das Wasser und warfen ihn hinein.

An theatralischen Aufführungen zur Belustigung des Volkes fehlte es im 13. Jahrhundert in den elsässischen Dörfern nicht; der Chronist fährt an dieser Stelle mit den Worten fort: „In verschiedenen Dörfern führten die Armen verschiedene Spiele auf. Einige stellten den Papst und die Kardinäle dar; andere spielten öffentlich in den Dörfern und auf den Straßen Kaiser und Könige."

Dieses sind die einzelnen Nachrichten, die zerstreut und mit historischen Notizen vermischt zu den verschiedenen Jahren sich finden. Die gegebenen dürften wohl genügen zu einer geographischen Skizze des Elsasses vor 600 Jahren und zeigen zugleich, daß sich der Charakter des Klimas unseres Landes im Wesentlichen nicht geändert hat, daß vielmehr nicht selten ganz überraschende Uebereinstimmung getroffen wird. Zum Schlusse gebe ich die Beschreibung des Elsasses und Deutschlands vollständig, da ich glaube, daß eine derartige Schilderung, vor 600 Jahren niedergeschrieben, wegen der Eigenart der Darstellung, der Auffassung naturwissenschaftlicher Objekte und des positiv Gebotenen von allgemeinem Interesse sein wird.

1. Beschreibung des Elsasses.

In Deutschland liegt eine Landschaft, Elsaß genannt, von der Nordsee etwa 61 oder 70 Meilen entfernt, eine Strecke, die ein Mensch in 3 Wochen mit Leichtigkeit zurücklegen kann. Diese Landschaft erstreckt sich zwischen den Städten Straßburg und Basel 16 Meilen in der Länge und 3 Meilen in der Breite, wie gewöhnlich gerechnet wird. Sie enthält 90 Konvente von Nonnen und Mönchen.

In Europa liegt eine Landschaft von mäßiger Größe, welcher der Südpol völlig unbekannt ist; den Nordpol aber hat sie, wie man glaubt, im 50. Grade über sich. Das ist das deutsche Land Elsaß. Dasselbe hat Konstantinopel, die Stadt der Griechen, welche nach dem Atlas unter der südlichen Linie liegt, im Osten; von da bis in das Elsaß kann ein gesunder starker Mann bequem in 8 Wochen gelangen. Auch im Westen von ihm liegt eine Stadt, Cordova genannt, und dorthin kann ein Mann bequem in 7 Wochen gelangen.

Das Elsaß liegt am Rhein. Der Rheinstrom aber entspringt im Süden und fließt gen Norden. Er ist bei Constanz drei Tagereisen vom Elsaß entfernt und fließt mitten durch Deutschland. Er entspringt auf dem Berge... und ergießt sich bei Utrecht in das große Meer. Er wird auf eine Länge von 150 Meilen geschätzt.

Der Rhonefluß entspringt in den Schweizer Alpen und ergießt sich in das Mittelländische Meer.

Die Donau entspringt in Schwaben, vier Tagereisen vom Elsaß entfernt. Sie durchströmt Deutschland, Ungarn und nachher barbarische Länder und fließt endlich bei Konstantinopel in das Pontische Meer. Sie hat eine Länge von 560 Meilen, die ein Mann in 8 Wochen zurücklegen kann.

Es durchfließt Deutschland auch der Elbstrom, der in Böhmen seine Quelle hat und in den Oceanus münden soll.

Von Freiburg im Uechtland bis nach Wien sind 150 Meilen und von Wien bis an die Nordsee sind 150 Meilen; dies ungefähr wird die Länge und Breite (Deutschlands) sein.

Gelegen ist dies Land unter der siebenten Breite; sein längster Tag hat 18, sein kürzester 6 Stunden.

Im Elsaß sind trinkbare Wasser der Rhein und die Ill, außerdem viele Bäche, Quellen und Brunnen. Einige von diesen sind 50, andere 40, andere 30, andere 20, andere 15, andere 10, noch andere 5 oder weniger Fuß tief. Das Wasser der Brunnen ist im Winter warm, im Sommer kühl; das der Bäche dagegen im Sommer warm und im Winter kalt. Ja es ist so kalt, daß das Wasser in einer Nacht zu festem Eise wird.

Dies Land wird durch häufigen Regen bewässert. Der Schnee fällt bis zur Höhe eines Fußes. Er hält zuweilen nur eine Stunde an, dann wieder einen Tag, eine Woche, auch mehrere Wochen lang; in einigen Oertern und Bergen dauert er bis zur Sommersonnenwende.

Im Elsaß wächst ein trefflicher Weißwein in reichlicher Fülle. Die Stöcke aber werden durch Stangen sorgsam gestützt. Es giebt dort auch reichliches Brennholz und viele Fruchtbäume werden daselbst gepflanzt.

Das Elsaß ist zum Theil eben, zum Theil bergig. Es giebt in demselben Wiesen und Fruchtgefilde, Wälder und Felder. Zum Säen des Getreides werden sechs oder vier kleine Pferde gebraucht. Es wächst daselbst Korn, Spelt, Gerste und Hafer; es gedeihen auch Hülsenfrüchte, Bohnen, Erbsen, Wicken, Linsen, und vieler Kräuter Samen ersprießt daselbst.

Es giebt dort große und kleine Pferde, auch Schlachtrosse, welche gerüstete Ritter mit Gewalt gegen die Feinde und von denselben zurücktragen. Es giebt dort Rinder und Schafe, Ziegen und Schweine, Esel und Maulthiere, von Hunden viele, von Wölfen mehrere Arten; dazu Hirsche, Bären, Füchse und mancherlei andere Arten, welche hier nicht alle aufgezählt werden können. Es giebt dort Vögel, welche zur Sommerzeit kommen und im Winter wieder davon fliegen, und zwar folgende Arten: Störche, Ringeltauben, Turteltauben, Kukuke, Wachteln, Gänse, Schwalben und Fledermäuse. Es giebt dort Gänse und Enten

[1]) Westl. von Colmar.

und mehrere Arten von Hühnern. Waldvögel sind daselbst vielerlei Art.

In den Bergen wie in der Ebene liegen Burgen. Auch starke Städte sind daselbst, starke und zahlreiche Dörfer, und volkreich ist das Land.

Beschreibung Deutschlands.

An den Küsten des Oceans liegt ein Land, das Theutonia, Alemannia oder Germania genannt wird. Dasselbe liegt, wie man sagt, in der Nähe des Seesterns oder des Nordpols: von den Einwohnern wird erzählt, daß der Nordstern oder der Wagen es umkreise. Dies Land heißt Theutonia von dem Riesen Theuto, der darin hauste, und dessen Grabmal bei Wien dem Wanderer gezeigt wird. Alemannien wird es von dem Alemannischen See genannt, an dem die Stadt Konstanz liegt. Germanien endlich heißt es, weil es so viele Menschen erzeugt; denn kein Land der Erde, behauptet man, enthalte bei einem solchen Umfange so viele Menschen. Und zwar gelten diese Menschen als treu, arbeitsam, bei den barbarischen Nationen geschätzter als andere.

In der Länge erstreckt sich dieses Land von Utrecht oder von der Stadt Lübeck, welche an dem Gestade des Oceans gelegen ist, wo es das Meer berührt, bis an die Alpen, das sind die Berge, welche Alemannien von Italien oder Longobardien trennen. Vom Ocean bis zu den Alpen sind 120 oder 240 Meilen [1]), die ein Mann in 4 Wochen bequem nach Süden zurücklegen kann.

In der Breite erstreckt sich das Land von der Stadt Freiburg, die Burgund benachbart ist, gegen Osten bis zur Stadt Wien, die an den Grenzen Ungarns liegt. Diese beiden Städte sind nach der Schätzung mehrerer Leute 120 Meilen von einander entfernt; ein Mann kann den Weg bequem in 4 Wochen zurücklegen.

Durchströmt wird das Land vom Rhein, der in den Alpen, das ist in den Bergen, welche Italien von Alemannien scheiden, und zwar auf dem Berge Septimus entspringt und durch den Alemannischen See fließt, an welchem die Stadt Konstanz liegt. Außerdem liegen am Rhein die Städte Basel, Straßburg, Mainz, Köln und viele andere, deren Aufzählung nicht hierher gehört.

Es sind aber in diesem Lande Theutonia vier weltliche Fürsten, welche das Recht haben, den römischen König zu küren. Einer ist der Herzog von Sachsen mit 2000 Mark Einkommen; einer der Pfalzgraf, das ist der Herzog von Baiern, mit 20 000 Mark Einkommen, 5000 von der Pfalzgrafschaft und 15 000 vom Herzogthum, einer der Markgraf von Brandenburg mit 50 000 Mark; einer der König von Böhmen, der zuverlässig auf 100 000 Mark geschätzt wird. Es sind auch drei Regulärfürsten, das heißt solche, die unter den Regeln des Papstes stehen, Wähler der römischen Könige, nämlich der Trierer, der drei Suffragane und 3000 Mark als Einkommen für seinen Unterhalt hat, der Mainzer, der 17 Suffragane und nach zuverlässiger Rechnung 7000 Mark Einkommen hat, der Kölner, der nur 5 Suffragane hat und doch auf ein Einkommen von 50 000 Mark geschätzt wird.

Außer diesen drei Erzbischöfen giebt es noch vier andere: den Rigaer mit 7 Suffraganen und 1000 Mark Einkommen; den Magdeburger mit 7 Suffraganen und 4000 Mark nach der gewöhnlichen Schätzung; den Bremer, der ebenfalls 7 Suffragane hat, und dem von seinen Getreuen 5000 Mark Einkommen zugeschrieben werden; endlich der Salzburger, der 7 Suffragane hat und auf 20 000 Mark oder mehr Einkommen geschätzt wird. Im Ganzen hat Deutschland an Bischöfen und Erzbischöfen 60.

Gelegen ist Deutschland an den Küsten des Oceans zwischen dem Rhein und dem Elbstrom, wie es auf der Karte dargestellt ist; es liegt in der Richtung des Windes, der Circius oder Tracia genannt wird; es erstreckt sich bis an die Alpen, die Italien und Germanien trennen und höher sind, als die übrigen Berge.

In Deutschland liegt eine Gegend, die das Elsaß genannt wird. Dieselbe soll von dem Ocean in der Richtung der Achse oder des Nordpols etwa 90 Meilen entfernt sein, die ein Mann in drei Wochen mit Leichtigkeit zurücklegen kann. Genannt wird diese Gegend auf lateinisch Alsatia von dem Bach oder Fluß Alsa, zu deutsch aber heißt sie „Elsaße“, und so wird sie von den Einwohnern genannt. Die Alsa entspringt bei einer stattlichen Burg Namens Pfirt, nahe dem trefflichen, großen, schönen, wohlgebauten, an Besitzungen, Einkünften und guten Mönchen reichen Cisterzienserkloster Lützel. Jene Gegend erstreckt sich zwischen den großen, schönen, edlen Städten Straßburg und Basel, die, wie man sagt, 16 Meilen von einander entfernt sind, doch könnte ein starker Mann diese Strecke ohne allzugroße Mühe wohl in einem [1]) Tage zurücklegen. In der Breite werden vom Rhein bis an die Berge drei oder vier Meilen gerechnet.

[1]) Mit dieser zweiten Zahl sind unzweifelhaft gemeine Meilen d. h. Wegstunden gemeint, deren 10 auf 6 elsässische gerechnet werden.

[1]) Mit Recht vermuthet Jaffé in dieser Zahl einen Schreibfehler.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Eine der Expeditionen, die zu Voruntersuchungen für die projektirte Transsahara-Bahn in die algerische Sahara abgeschickt worden sind, die unter Führung des Ingenieurs Choisy gestellte, ist Ende März nach Tuggurt zurückgekehrt, nachdem sie zwischen Ued Rhir und El-Golea ausgebreitete Untersuchungen vorgenommen hatte. Den Weg von El-Aghuat bis El-Golea hat sie topographisch und geologisch aufgenommen, die Länge des zuletzt genannten südlichsten Ksars der französischen Sahara sorgfältig bestimmt, die Wege durch die Sanddünen im Süden von El-Golea, welche die Eisenbahn nach Insalah hier zu passiren haben würde, rekognoscirt und auf dem Rückwege nach Uargla die Zuflüsse des Ued Mia nach ihrer geographischen Breite festgelegt. (Peterm. Mitth.)

— Aus Algerien kommt die Nachricht, daß Oberstlieutenant Flatters, welcher von Wargla aus durch das Gebiet der Tuareg nach dem Süden vordringen sollte, um eine Trace für die „transsaharische“ Eisenbahn ausfindig zu machen („Globus“ XXXVII, S. 223), aus Mangel an Mitteln und wegen zu großer Schwierigkeiten nach Alge-

rien hat zurückkehren müssen. Er gedenkt dort die heiße Jahreszeit zu verbringen und im kommenden Oktober seine Reise wieder aufzunehmen.

— Die Hova-Regierung auf Madagaskar. Im Nachstehenden stellen wir nach J. M. Hildebrandt (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin XV, Heft 2) einiges über die malaiische Herrschaft auf der afrikanischen Insel zusammen. Der Reisende sagt, daß er sich des Gedankens nicht erwehren könne, daß die Hova durch Nachäffung europäischer Civilisation und Frömmelei, durch tief eingefleischte Immoralität mit ihren schlimmen Folgen, durch Trunk und andere Laster in der jetzigen Generation ungemein geschwächt sind und wohl in Zukunft noch mehr geschwächt werden. Es wird für sie sehr schwer sein, ohne Hülfe von europäischen Truppen die gesammte Insel Madagaskar zu unterwerfen. Der ganze Norden und Westen, mit Ausnahme einiger Handelsplätze an der Küste, ist noch unabhängig, der Süden und Südosten ebenfalls. So fand Hildebrandt an der Bai von Baly (Westküste) zwei Dörfer, das eine Residenz einer Sakalava-Königin, das andere von mohammedanischen Händlern bewohnt, welche die rothe Flagge Zanzibars resp. des Islam führen. Die Hova haben hier keine Macht mehr, ja nicht einmal Verkehr unterhalten sie mit den Süd-Sakalaven, wenn sie dieselben auch als ihre Unterthanen betrachten. In Mojanga z. B. haben sie dieselben nur durch einen Kunstgriff sich unterworfen. Radama I. griff diesen wichtigen Platz im Jahre 1824 an und kam nach langen Kämpfen angeblich durch Verrath in seinen Besitz. Aber die Sakalaven standen immer und immer wieder auf, bis Jemand Radama rieth, die heiligen Gebeine der alten Sakalava-Könige, welche auf einem nahen Hügel beigesetzt waren, in das Fort zu bringen. Das geschah, und nun erklärten die Sakalaven ihre Unterwürfigkeit; denn gegen die Besitzer ihrer größten Reliquien konnten sie nicht streiten. Die Hova erlaubten ihnen nun, jedes Jahr den alten Kultus bei den Gebeinen zu verrichten; in der letzten Zeit strebten aber die englischen Missionäre danach, diesen Gebrauch als heidnisch zu unterdrücken. Die Hova-Regierung ertheilt keine Erlaubniß zur Ausbeutung von Metallen (Kupfer, Zinn, Kohlen 2c. kommen vielfach vor), denn sie weiß sehr wohl, daß wenn erst einmal ein Strom europäischer Goldsucher sich über Madagaskar ergösse, ihr Reich baldigst zu Ende wäre. So wurden in den fünfziger Jahren an der Vavatobe-Bucht (Westküste) Steinkohlen entdeckt, und es bildete sich eine französische Gesellschaft, um dieselben auszubeuten. Man hatte 200 bis 300 Schwarze und 10 Europäer angestellt, die Arbeiten waren schon in vollem Gange, da sandte die Regierung Truppen, und als die Franzosen auf dreimalige Aufforderung, die Arbeit einzustellen, nicht achteten, kam es zum Kampfe. Mehrere Weiße fielen, die Schwarzen flohen und man mußte die Sache aufgeben.

Von allen eingeführten und von vielen ausgeführten Artikeln werden 10 Procent in natura, seltener in Geld erhoben; vom Ebenholz, gegen dessen Export sich die Hova lange sträubten, sogar die Hälfte. Keiner der Zollbeamten an der Küste, nicht einmal die Kommandanten, welche in den Forts der Küstenplätze stationirt sind, beziehen irgend welchen Gehalt und sollen dennoch gesetzlich den ganzen Zollerlös an die Regierung abführen. In stillschweigender Uebereinkunft begnügt man sich aber in Antananarivo mit einem raisonablen Antheile, welcher theils der Königin, theils den Ministern und anderen einflußreichen Personen ab und zu gesandt wird; das Uebrige theilen die Zollbeamten mit dem Kommandanten. Ueberhaupt wird jeder Regierungsdienst unentgeldlich verrichtet. Die Soldaten erhalten, auch auf dem Marsche, keine Löhnung oder Verpflegung; es wird ihnen aber manchmal ein Stück Land zur Reiskultur angewiesen. Die 1877 „befreiten" afrikanischen Sklaven müssen jetzt fast alltäglich „für die Königin" oder für die Kirche umsonst arbeiten; nach Sonnenuntergang mögen sie dann sehen, wo und wie sie ihren Hunger stillen. — Jene Kommandanten der Forts dürfen unter keinen Umständen dieselben verlassen, besonders nicht nach Sonnenuntergang; zur Zeit Radama's I. stand Todesstrafe darauf. Ueberhaupt ist es allen Malagassen bei Todesstrafe oder lebenslänglicher Zwangsarbeit verboten, die Insel zu verlassen, um in ein anderes Land, z. B. europäische Kolonien, zu gehen.

Eine merkwürdige Steuer wird im Hova-Reiche erhoben in Gestalt des Schwanzstückes — vody ondry — eines jeden geschlachteten Ochsen; dasselbe wird stets der Königin oder deren Stellvertreter übergeben, und diese Sitte findet sich auch bei den unabhängigen Sakalaven, wo es nebst den Unterschenkeln eines Vorderbeines der Dorfobere erhält. Man erzählt, daß in alter Zeit vor einem der Hova-Könige ein Ochse geschlachtet wurde. Bei der Vertheilung des Fleisches wollte Niemand das Schwanzstück. So gebt es mir, sagte der König. So geschah es und geschieht noch heute. Vor etwa zwei Jahren beanspruchte die Königin, daß man an diesem Stücke, wie in alter Zeit (und noch heute bei den Sakalaven) Sitte war, die Haut belasse. Natürlich wurden durch dies Gesetz die Rindshäute Antananarivos stark verstümmelt, und die Kaufleute wollten sie nicht mehr annehmen. Da wurde denn das Gesetz aufgehoben. Die Häute der vielen tausend Ochsen, welche am Neujahrsfeste in der Hova-Provinz geschlachtet werden, beansprucht ebenfalls die Regierung. Jenes Schwanzstück spielt auch sonst noch eine Rolle in den Sitten der Hova. Keine Heirath gilt für gesetzlich und rechtlich geschlossen, bei welcher nicht die Eltern der Braut das vody ondry vom Bräutigam angenommen haben, wodurch sie ihre Zustimmung zu der Verbindung kund thun. Uebrigens wird es in letzter Zeit durch andere Geschenke ersetzt, die dann aber den alten Namen behalten. Das Rindvieh spielt überhaupt eine große Rolle bei den Hovas, und die Königin wie ihre Minister besitzen große Herden davon, die von den Fort-Kommandanten bewacht werden. Früher wurde viel Schlachtvieh aus den Hova-Küstenplätzen nach Mauritius und Bourbon ausgeführt, bis sich die Regierung diesen Handel durch einen hohen Exportzoll verdarb. Um nun diesen Schaden einigermaßen zu decken, erließ sie an alle Küstenplätze den Befehl, daß (zur Vertheuerung des Fleisches) täglich nur eine bestimmte Anzahl aus den officiellen Herden geschlachtet werden sollten. Auch bestand das kleinliche Verbot, Geflügel zu verkaufen und Fische zu fangen. Ein strenges Gesetz verbietet überdies seit Alters den Hovas jegliche Ausfuhr von Kühen. An alles das kehren sich die Sakalaven natürlich nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der an Umfang und Bedeutung hervorragendste Artikel im 2. Hefte der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für die Jahre 1878 bis 1879 ist der von J. Kubary über „Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Karolinen-Archipel)", eine ausführliche mit Abbildungen versehene anthropologische und ethnologische Beschreibung derselben, welche eine Fülle neuen und interessanten Materials enthält. Wir können hier unmöglich Einzelheiten daraus mittheilen, machen aber darauf aufmerksam, daß Kubary für Mortlock, das G. Gerland auf seiner „Ethnographischen Uebersicht" des Großen Oceans (Petermann's Mitth. 1872, Tafel 8) zu Mikronesien zieht, eine polynesische Bevölkerung anzunehmen Gründe hat. Er fand nämlich besonders auf der Insel Satóan einen Typus mit ziemlich dichtem und langem Bartwuchse, wie er auf sämmtlichen Karolinen nur als vereinzelte Ausnahme vorkommt. Die Möglichkeit einer von Süden, von den Nukuor-(Monteverde-)Inseln ausgehenden Vermischung der Typen erscheint ihm zweifellos; denn außer dem starken Bartwuchse dieser Insulaner und zahlreichen anderen ethnologischen Momenten besagt auch die Tradition der Mortlocker, daß früher ein Verkehr zwischen Mortlock und Nukuor existirte. Da nun

die Bewohner von Nukuor aber reine Polynesier sind (auch sie bezeichnete Gerland als Mikronesier), so schließt Kubary, daß die Mitte der Central-Karolinen von einem Menschenschlage bewohnt ist, der aus einer Vermischung eines mehr malaiischen und eines polynesischen Elementes entstand. Das wird durch mancherlei die polynesische Race charakterisirenden Momente bestärkt, welche sich auf Mortlock bis heute erhalten haben. So sind z. B. die mortlockschen Kriegswaffen, besonders die Keulen, in Form und Namen mit den schon verschwindenden samoanischen übereinstimmend; auch ist der mortlocksche Eažol bloß das zum Segelführen umgearbeitete nuknorsche Canoe und dieses wieder das Modell des samoanischen Fangota-Canoes. Ferner spricht für diese Vermischung der Typen die Sprache, welche eine Reihe Wörter gemeinsamen Stammes aufweist. Von großem Interesse ist auch, was Kubary über die Seefahrten der Mortlocker mittheilt und über die dieselben leitenden Sternkenner (palláuu), die ihre Wissenschaft im Geheimen von Generation zu Generation vererben und eifersüchtig bewahren. Da nur ein solcher den Zusammenhang der Erscheinungen der Elemente mit der Jahreszeit durch Erfahrung kennen gelernt hat, so bestimmt er die Zeit der Reise: er ist also der Kalender der Insulaner. Auf See leitet er das Fahrzeug nach gewissen Sternen, aber nicht blind und ohne Berechnung, sondern je nach dem Winde und dem Strome verschieden, das Gelingen der Reise beeinflussende Kursänderungen vornehmend. Er ist also Sternkenner und Seeführer. Hat trotz der größten Vorsicht das Fahrzeug getrieben und ist das gesuchte Land verfehlt worden, oder hat ein Sturm die Segler verschlagen, so berechnet der palláuu vermittels seiner Kenntniß aller zur Karolinen-Gruppe gehörigen Inseln und deren Leitsterne die Möglichkeit, eine derselben zu erreichen. Demnach sind in seiner Person drei Eigenschaften vereinigt, nämlich die eines Astronomen, eines Navigateurs und eines Geographen.

Bei diesem Anlasse erklärt L. Friederichsen jene Segelkarten der Marshall- (und wahrscheinlich auch der Karolinen-) Insulaner, welche Hernsheim (s. „Globus" XXXVII, S. 224) neuerdings abgebildet, aber nur unzureichend erklärt hat, und von denen das Museum Godeffroy fünf Exemplare besitzt. Diese Karten sind aus dünnen Bamburohrstäben zusammengesetzt, und darauf sind kleine Muscheln befestigt, welche die Lage der Inseln andeuten. Die Rohrstäbe sind unter verschiedenen Winkeln zusammengebunden, deren Richtung die durch die Meeresströmungen verursachte Dünung bezeichnen sollen, während wiederum gebogene Stäbe den zu segelnden, vom Winde bedingten Kurs vorstellen. Friederichsen gedenkt dieselben bald eingehender zu beschreiben.

Nebenbei sei als Nachtrag zu Richard Andree's Aufsatz „Die Anfänge der Kartographie" („Globus" XXXI, S. 24) bemerkt, daß das gleiche Heft der Hamburger Mittheilungen auf S. 306 zwei vom Könige von Kororofa (am Binuë) in den Sand gezeichnete Karten und das 1879 in Washington erschienene Prachtwerk „Narrative of the second arctic expedition made by Charles F. Hall" acht von Eskimos gezeichnete Küstenkarten enthält.

— Auf der Halbinsel Ducos auf Neu-Caledonien hat M. Albert Lavigne an dem Berge Kumurn Lager vortrefflichen lithographischen Steines entdeckt, welcher nach in Sydney angestellten Versuchen demjenigen von Solenhofen nichts nachgeben soll. Der Gouverneur der Insel hat dem Entdecker das Ausbeutungsrecht von zweien der sieben Brüche, welche er in den letzten drei Jahren bloßgelegt hat, auf 18 Jahre ertheilt.

(Bulletin de la Société Commerciale de Paris.)

Nordamerika.

— Zu Anfang Mai hat W. H. Dall eine neue wissenschaftliche Fahrt nach Alaska angetreten, die gleich jener von 1873 und 1874 im Auftrag der U. S. Coast Survey auf einem Segelkutter unternommen wird. Zunächst beabsichtigt er, in den inneren Passagen des Sitka-Archipels einige hydrographische Arbeiten vorzunehmen, dann längs der Küste an verschiedenen Stellen bis Cooks Inlet und Unalaschka magnetische Beobachtungen anzustellen, ferner nördlich von der St. Lawrence-Insel vorzugsweise den Strömungen und Seetemperaturen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, endlich durch die Bering-Straße und bis Point Barrow hinauf zu gehen. Als astronomischer Assistent begleitet ihn wie auf den früheren Reisen M. Marcus Baker.

(Dr. Behm in den „Mittheilungen".)

— Unter dem Namen „New York Geographical Library Society" hat sich in Newyork eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck es ist, eine freie Bibliothek geographischer Werke, Karten, Instrumente ꝛc. zu errichten und zu unterhalten. Eine solche Bibliothek ist für eine Weltstadt wie Newyork nahezu unentbehrlich und deren freie Benutzung wird sicherlich segensreiche Folgen haben.

— Eine Abtheilung von Vereinigte-Staaten-Ingenieuren hat kürzlich unterhalb des Niagara-Falles Tiefenmessungen vorgenommen. Es war höchst schwierig, sich dem Falle in einem kleinen Boote zu nähern. Große Wassermassen wurden weit von den Fällen weg in den Strom geschlendert, und das Getöse war so schrecklich, daß kein anderer Laut zu vernehmen war. Nahe am Ufer fand man 83 Fuß Tiefe, weiter stromab 100 und bei der geneigten Eisenbahn 192 Fuß. Die durchschnittliche Tiefe der Swift Drift, wo der Fluß plötzlich sich verengert, und seine Schnelligkeit zu groß ist, um gemessen zu werden, beträgt 153 Fuß. Unmittelbar unterhalb der untern Brücke, wo die Wirbel beginnen, ergab sich eine Tiefe von 210 Fuß.

— Die Goldminen der Sierra Mojada im nördlichen Mexiko, über welche auf S. 159 des 37. Bandes des „Globus" berichtet wurde, haben so viel Leute angezogen, daß, wie wir in Petermann's Mittheilungen (Bd. 26, S. 198) lesen, sich daselbst schon eine Stadt von 1500 bis 2000 Einwohnern gebildet hat. Dieselbe liegt am Nordabhange jenes Gebirges unter 27° 30′ nördl. Br., ungefähr auf der Grenze der beiden Staaten Chihuahua und Coahuila, und zählt in ihrer Umgebung bereits an 150 Minen. Im Oktober 1879 hat die Regierung die Umgegend dieser Stadt Villa de Sierra Mojada zu einem besondern Territorium, „Territorio de Sierra Mojada", erhoben, so daß Mexiko jetzt aus 27 Staaten und 2 Territorien (außer dem erwähnten noch Unter-Californien) besteht. Doch lesen wir in der „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Mai dieses Jahres, daß „sich die Aussichten nicht verwirklicht haben, welche man sich von den Reichthümern der Sierra Mojada versprach, wohin Tausende geströmt waren, und welche man für ein zweites Californien ausgab". Vielleicht wird demnach das neue Territorium ebenso bald wieder verschwinden, als wie es entstanden ist.

Inhalt: Auf Java. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Die geschwänzten Menschen. (Mit zwei Abbildungen.) — Ein verschlossenes Land. (Reisen nach Korea. Von Ernst Oppert.) — Dr. Bruno Stehle: Das Elsaß im 13. Jahrhundert. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 13. Juni 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend Einladung vor Ziehung der 1. Klasse 89. Braunschweigischer Lotterie. Von R. Reiß in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

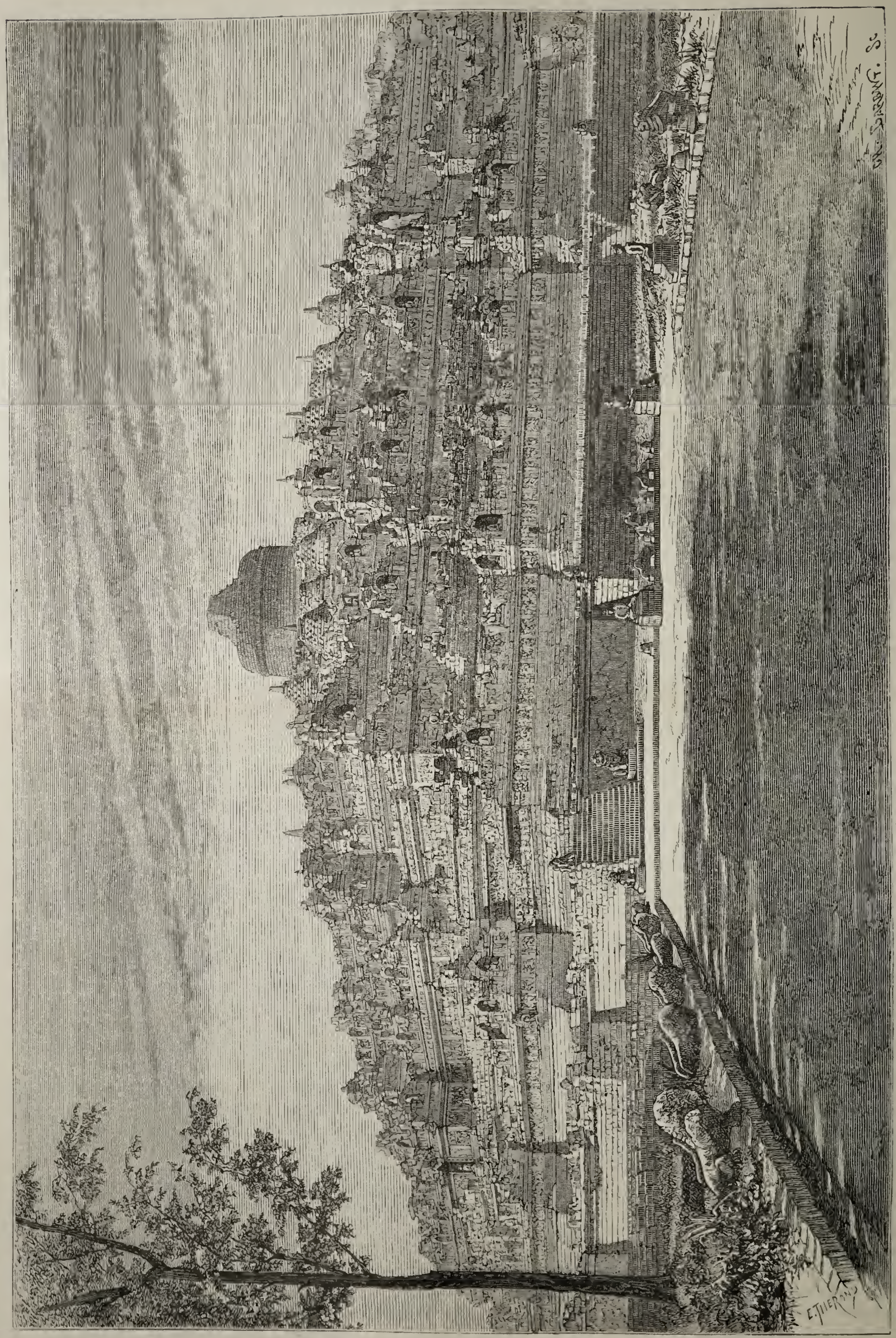
III.

Am 26. Juli fuhr Charnay mit der Eisenbahn nach Djokdjokarta; es ist dies eine dreistündige Fahrt durch eine ähnliche Gegend wie bei Solo, ja vielleicht noch schöner durch die rosaschimmernden Berge, welche den Horizont begrenzen. In diesem Theile der Insel herrschen die Zuckerfabriken vor, jeden Augenblick verderben hohe Schornsteine die Landschaft. Brambanam, dessen herrliche Ruinen auf dem Rückweg besucht werden sollten, bleibt rechts liegen, und um 10 Uhr ist das Ziel erreicht.

Djokdjokarta ist wie Solo eine ganz javanische Stadt, allerdings nicht so wichtig, doch ist auch sie der Sitz eines unabhängigen Fürsten und eines Provinzresidenten, dessen Palast mit seiner Front nach der dem Fürsten zu Ehren erbauten holländischen Festung blickt; auch hier finden wir eine Waldstadt, einen großen Platz vor dem Kraton und, wie dort einen Tiger-, so hier einen Leopardenzwinger.

Unser Reisender ließ es seine erste Sorge sein, sich Postpferde zu verschaffen, denn die Eisenbahn hört hier auf und wer nach Boeroe-Boedor will, muß die Reise zu Wagen machen, eine angenehme Abwechselung, die noch dazu das Gute hat, daß sie dem Touristen mehr Zeit zum Sehen gewährt. Die schönen Ruinen sind 15 Stunden von Djokdjokarta entfernt, in der prächtigen Residenz Kadoe. Der gemiethete Wagen war eine schwarze viersitzige und sechsspännige Kalesche; zum Glück aber traf Charnay noch zwei Landsleute, die dasselbe Reiseziel im Auge hatten und durch deren Gesellschaft die Kosten getheilt und das Vergnügen verdoppelt wurde.

Bei der Abfahrt sahen die Reisenden zu ihrer großen Ueberraschung zwei Javanen hinter dem Kutscherbock stehen, deren Zweck bald klar werden sollte; denn kaum entfernt sich der Wagen aus der Stadt, so heulen sie, springen abwechselnd herunter und bearbeiten die armen Pferde mit Peitschenhieben und kräftigen Flüchen, während der Kutscher ruhig auf seinem Sitz bleibt und sich damit begnügt, die Zügel zu halten und zu lenken. Die begütigenden Einreden der Franzosen nützten nichts, ja die Rasenden verdoppeln noch ihre Anstrengung, indem sie die unglücklichen Gäule mit Steinwürfen anstacheln. Der Weg ist schön und gut erhalten; gelb blühende Tulpenbäume säumen ihn ein; Büffelwagen, Lastponies und eine große Anzahl Männer und Weiber beleben ihn wie die Straßen einer großen Stadt; fast ohne Unterbrechung geht die Fahrt im Galopp aus einem Dorf ins andere, bis endlich die erste Station erreicht wird. An großen Schuppen, die den Regierungspostpferden zu Ställen dienen, ist ein riesiges Schutzdach befestigt, welches die ganze Straße überdeckt; unter demselben tummeln sich zu Hunderten Javanen beider Geschlechter, die mit Früchten, Eßwaaren und Getränken handeln; aber ach! über dieser Menge weht ein Hauch trostlosen Elends; Lumpen bedecken ausgemergelte, vor der Zeit verwelkte Gestalten, nicht minder unappetitlich sind die feilgebotenen Waaren, und um die Jammerscene voll zu machen, lungern wahre Herden von schwindsüchtigen, räudigen, ekelhaften Hunden umher! Fort von dieser Stätte des Elends! Zum Glück ist der neue Vorspann fertig, Heuler und Kutscher stehen mit freundlich



Gesammtansicht des Tempels von Boeroe-Bodor.

grinsendem Gesicht und ausgestreckten Händen da — eine Sprache ohne Worte, die in allen Ländern verstanden wird — das Trinkgeld wird gezahlt, andere treten an ihre Stelle und weiter gehts im Fluge. Sobald aber eine kleine Anhöhe kommt oder ein Fluß, den selbst Fußgänger durchwaten können, versagen die Pferde den Dienst und weder Peitsche noch Steinwürfe bringen sie aus ihrer Widerspenstigkeit; im erstern Falle werden zwei Paar Büffel requirirt, im andern hilft eine Schar von 50 bis 60 Javanen, beide Male natürlich auf Extrakosten der Reisenden. Beim letzten Relais endlich tritt an die Stelle der schweren Kalesche ein leichterer Wagen, der nur vier Pferde bedarf. Gleich hinter der Station wird die Hauptstraße verlassen und auf einem Nebenwege geht es direkt südwärts dem Ziele zu. Eine herrliche Allee wird durchfahren und vor den erstaunten Augen der Reisenden steht auf einem Hügel mitten in einer entzückenden Landschaft eins der schönsten Denkmäler der Welt, der Tempel von Boeroe-Boedor.

Vor dieser Riesenschöpfung steht man zuerst rathlos; das Auge empfängt nur den überwältigenden Eindruck eines enormen Ganzen; nur allmälig wird es Licht; die einzelnen Theile lösen sich, wie ebenso viele wunderbare Bauten, wie eine lange Reihe von Meisterwerken ab; die herrliche Vegetation, die Großartigkeit des Gebäudes, das strahlende Licht, alles vereinigt sich um den Beschauer in Entzücken zu versetzen und eine Wirkung auf ihn hervorzubringen, die er nie vergißt!

Der gelehrte Direktor des Leydener Museums, Doktor Leemans, hat im Auftrage der holländischen Regierung eine Monographie über diesen Tempel veröffentlicht, deren Zeichnungen allerdings den Photographien bedeutend nachstehen, deren Text aber höchst lehrreich und interessant ist; ihm entnehmen wir die nachfolgenden Erklärungen der Details.

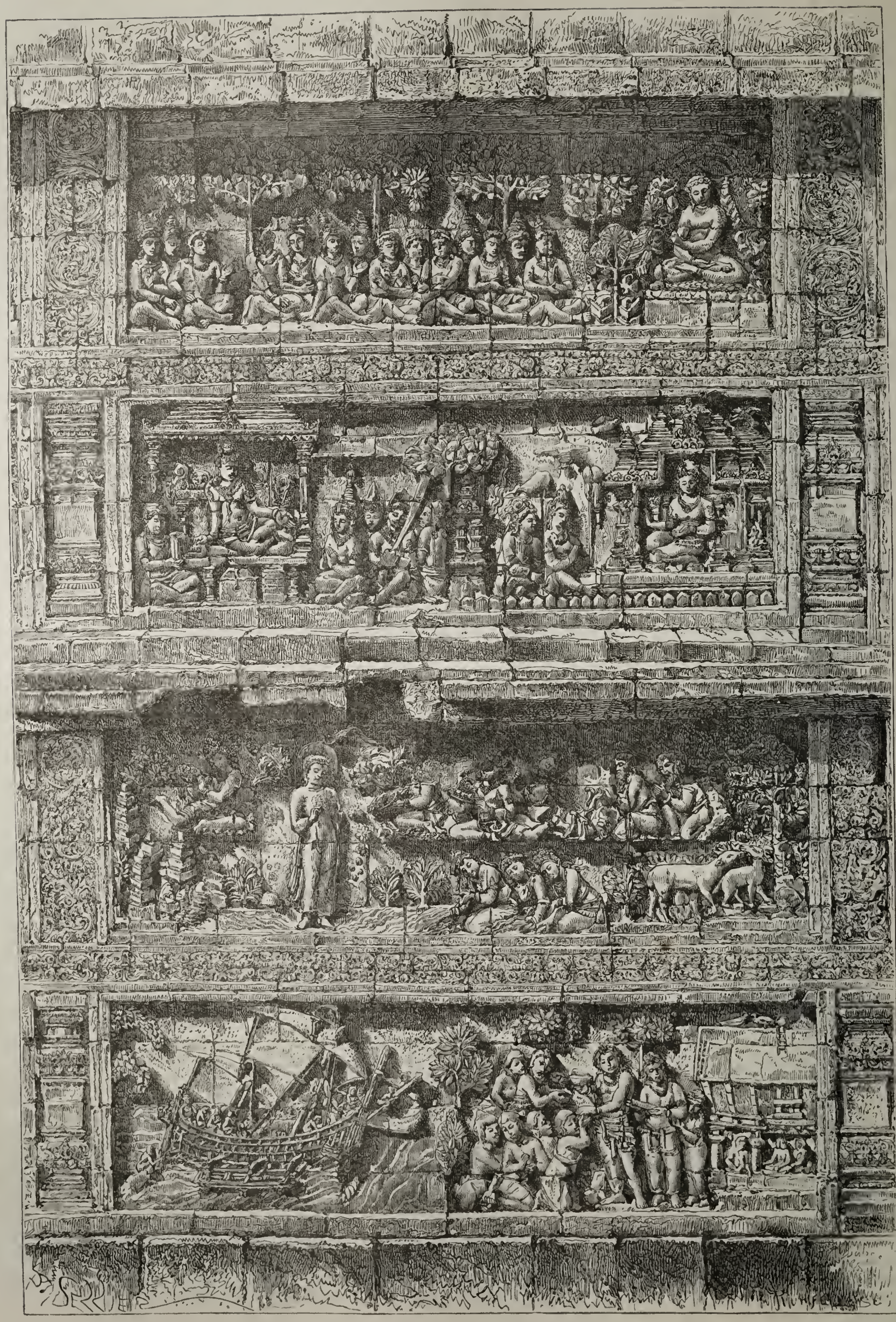
Der Tempel von Boeroe-Boedor, nach Leemans dem achten Jahrhundert angehörig, ist unter allen Denkmälern Javas die glänzendste Manifestation des buddhistischen Geistes. Er erhebt sich auf einem natürlichen Hügel, der ihm in seinem untern Theile als Basis dient, während der obere, mit Steinen bekleidet, das eigentliche Gebäude bildet, welches nicht ein Monument in unserm Sinne ist, da es kein offenes Innere hat, sondern der Hügel, auf den es sich stützt, eine volle Masse ist. Er besteht aus einer enormen Gruppe von fünf in gebrochenen Linien laufenden, mit Nischen für die Buddhabilder versehenen Gesimsen, welche ziemlich schmale Rundwege oder Gallerien bilden, an denen sich die denkbar schönsten Basreliefs bis ins Unendliche hinziehen. Diese Gesimse springen hinter einander zurück und bilden so eine abgestumpfte Pyramide, auf deren obersten Terrasse eine Menge durchbrochener Rotunden (im ganzen Gebäude zusammen 555!) Buddhas in natürlicher Größe enthalten, während in der Mitte sich eine riesige Kuppel über einem kolossalen Buddha wölbt. Das Denkmal mißt ungefähr 120 m in der Basis auf 40 in der Höhe; einen bessern Begriff von den riesigen Dimensionen aber wird man sich machen können, wenn man weiß, daß alle Basreliefs hinter einander eine Linie von über 5 km Länge bilden würden!

Diese Reliefs stellen die Legende der Familie des künftigen Buddha dar, die Geschichte seines Vaters Suddhodana und seiner Mutter Maya (Blume der Schönheit, der Tugend); die göttliche Verkündigung, daß der Gott Bodhisattva in ihr Fleisch werden wird: sie wird den Prinzen Siddartha gebären, der den Hof seines Vaters verlassen, alle Freuden und Reichthümer, ja die königliche Würde aufgeben soll, um, 29 Jahr alt, das Einsiedlergewand anzuthun und Sakya-Muni, der große Reformator, zu werden; sie zeigen somit die ganze Epopöe des Buddha, wo in 136 Bildern 25 000 Personen die wunderbare Geschichte des Gottes tanzen, sprechen und singen; und bei alledem ist nichts Groteskes darin, wie bei den meisten Tempeln Indiens, nein, die vollendetste Kunst hat diese Kompositionen geschaffen und allen Figuren Leben eingehaucht.

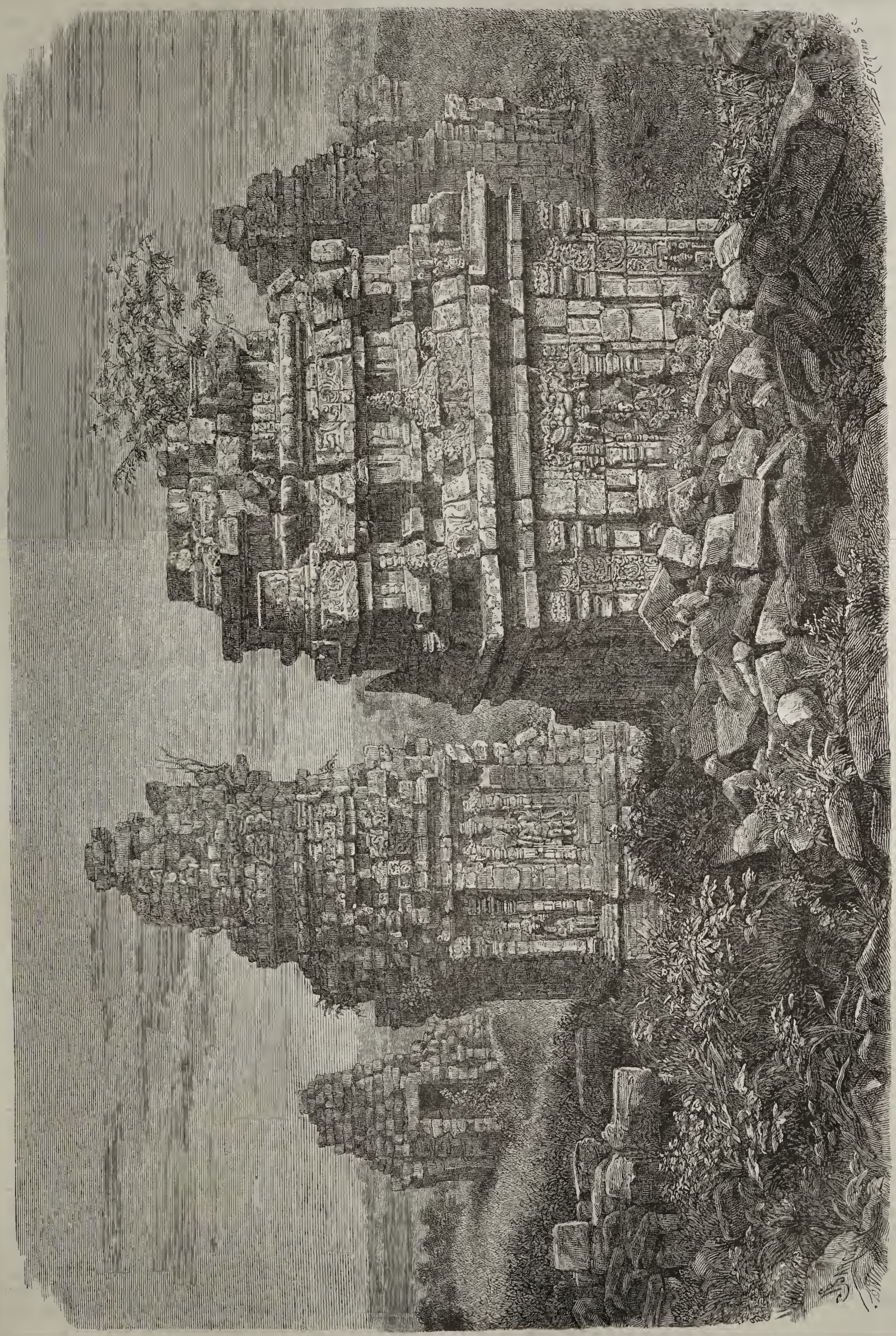
Betrachten wir dasjenige Relief etwas näher, von dem wir umstehend eine Abbildung gegeben haben. Der oberste Theil stellt Sakya-Muni dar, wie er sich in einer Gesellschaft vornehmer Männer, vielleicht Fürsten, wie aus ihrer Kopfbedeckung zu schließen, unterhält. Im zweiten gewähren ein Fürst und eine Fürstin in ihren Palästen angesehenen Leuten Audienz. Die dritte Abtheilung drückt symbolisch folgende Idee aus: Sakya-Muni, der zukünftige Buddha, empfängt die Huldigungen mächtiger göttlicher Wesen; auf einem Lotuskissen durchschreitet er das Meer, dessen Ufer in einiger Entfernung durch Bäume und konventionelle Felsen angedeutet sind; rechts von ihm heben zwei große Schlangen oder Nâgas ihre Köpfe aus der Tiefe des Oceans; links reichen drei Meergeister, auf den Wogen knieend, Schätze ihres Landes dem Frommen dar, der ihr Reich durchzieht; endlich schmücken ihn auf Wolken getragene himmlische Geister, unter ihnen auch zwei fromme Brahmanen, mit Blumen und Kränzen; unklar bleibt die Bedeutung des halbkreisförmigen Gegenstandes hinter Sakya-Muni; doch ist das für das Verständniß des Ganzen nicht erheblich. Sicherlich ist dieses Relief eins der schönsten von Boeroe-Boedor, sowohl in Bezug auf die Idee als auf die Ausführung, ja, kompetente Kritiker behaupten, daß das Original mit den schönen Werken der griechischen Kunst verglichen werden kann. Die letzte Abtheilung derselben Tafel stellt ein Schiff dar, welches Wind und Wogen auf Klippen treiben; von der Bemannung hat sich einer unten an das Steuerruder festgeklammert; ein Königspaar mit einem Kinde steht am Ufer und vertheilt Gaben an zwei alte und vier junge Leute, vielleicht die gerettete Mannschaft des Schiffes; etwas entfernt erblickt man ein auf Pfählen erbautes Haus, wie man sie noch in gewissen Theilen von Holländisch-Ostindien sieht.

Das Gesammtgefüge des Tempels ist wesentlich buddhistisch und erinnert in seiner Form an die Topen Indiens, deren älteste aus der Zeit Asoka's, den man als den Konstantin des Buddhismus betrachten kann, herstammen. Er war es, der im Jahre 250 v. Chr. diese Religion zur Staatsreligion erhob, während sie bis dahin, ebenso wie das Christenthum vor Konstantin, nur die Armen und Elenden zu ihren Bekennern gezählt hatte, und von der Regierung nur geduldet worden war. Die bedeutendsten dieser Topen sind zu Sanchi in Bhopal, zu Sarnath bei Benares, zu Gandhara in Afghanistan und zu Manikyala im Pendschab zwischen Indus und Hydaspes. Sie waren dazu bestimmt, in ihrer Mitte Reliquien des Buddha in einem Dagoba, einer Art Reliquienschrein, zu bewahren.

Diese Denkmäler hatten im Allgemeinen die Form eines Kegels oder einer halbkugelförmigen Kuppel; sie waren massiv, und da nun jeder König, welcher neue Reliquien niederlegte, zugleich den alten Bau mit einer neuen Schicht dicken Mauerwerkes umhüllte, so erreichten diese Gebäude jene beträchtlichen Dimensionen. So war durch stete Neubauten der Durchmesser der Tope von Manikyala, die am meisten an den Tempel von Boeroe-Boedor erinnert, allmälig bis auf 127 Fuß, die Peripherie aber auf circa 400 Fuß gewachsen; außerdem hatte sie noch für die gläubigen Wallfahrer zwei äußere Gallerien, die ihren Durchmesser auf 159 Fuß und den Umfang auf 500 Fuß erhöhten. Die fünf Gallerien von Boeroe-Boedor, welche ebenfalls für die Processionen der Gläubigen bestimmt sind, entsprechen genau



Relief des Tempels von Boeroe-Boedor.

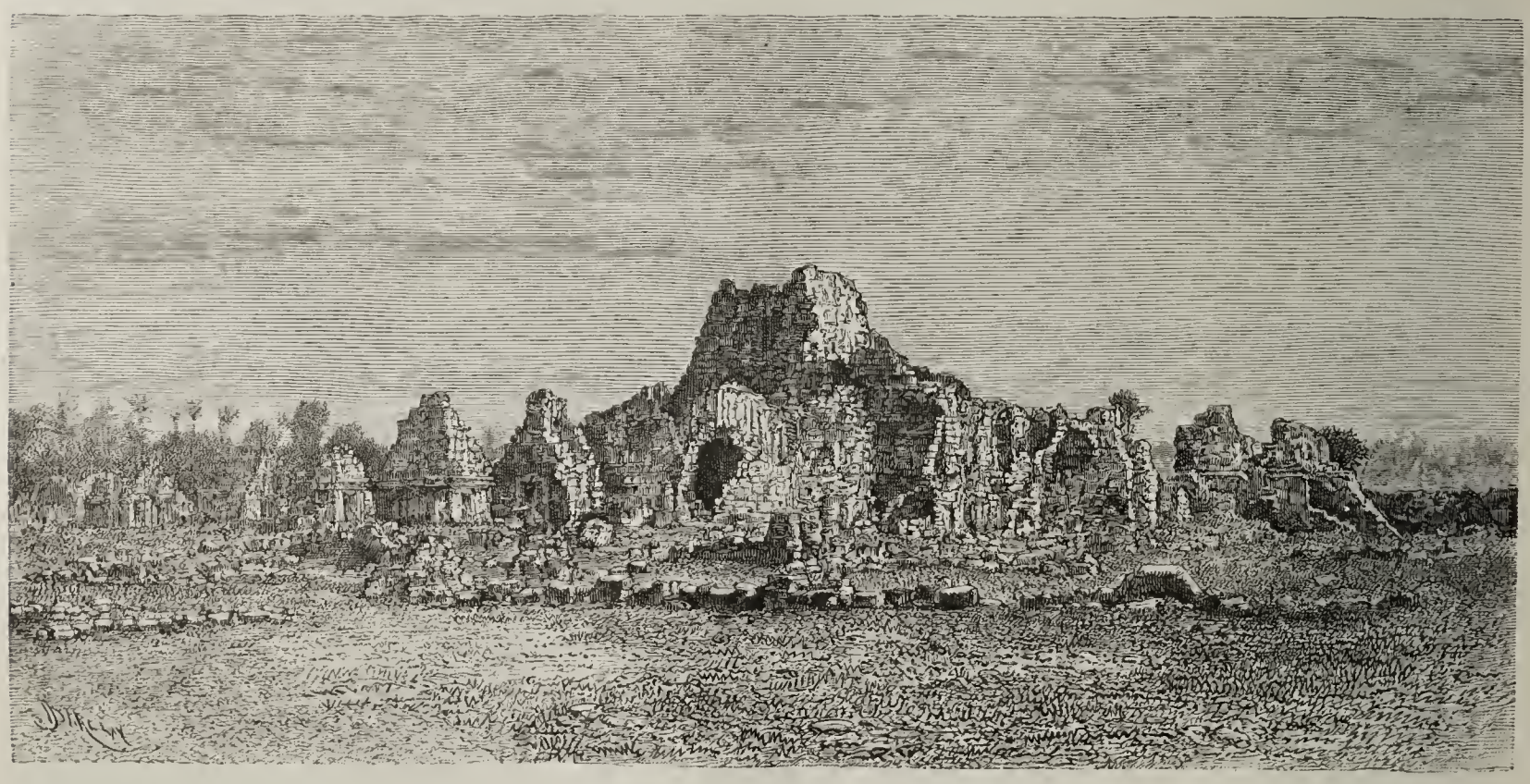


Tempel von Brambanan.

dieser alten Tradition; nimmt man dazu die Form, das massive Innere, die Dagobas, die Skulpturen, so wird man kaum an seinem rein buddhistischen Ursprung zweifeln können. Zu Mengûn in Birma existirt eine Pagode ganz modernen Ursprungs, die ebenfalls fünf Rundgänge aufweist — ein beachtenswerthes Zeichen, wie dieselbe Tradition und dieselbe Bauart sich zwei Jahrtausende hindurch erhalten hat und in von einander so entfernten Ländern sich wiederfindet.

Die Besichtigung war beendet; aber erst wurden noch mehrere Photographien angefertigt, dann erfrischte ein ausgezeichnetes, mit guten Weinen gewürztes Mahl unter dem Schatten der großen Bäume vor dem Tempel selbst die Reisenden. Die Nacht ist da und mit ihr der Abschied; das Wetter ist milde, die Straße gut, der Himmel blitzt von Sternen; aber nicht er allein leuchtet zur Fahrt: Milliarden von Leuchtkäfern lassen ihre Funken sprühen und erhellen mit ihrem zauberischen Lichte Wasserflächen, Reisfelder, Palmen; mit Feuerbränden zum Schutz gegen Tiger bewaffnete Wanderer beleben die Straße; Alles aber überstrahlt der Mond, der nun aufgeht und sein weißes Licht über die ganze Landschaft ergießt. Todtmüde, aber trunken vor Wonne, kamen Charnay und seine Gefährten um Mitternacht in der Stadt wieder an.

In Brambanam, wo sie am nächsten Vormittag um 11 Uhr mit der Eisenbahn anlangten, bestehen die Ruinen erstens aus einer Gruppe von Tempeln auf Pyramiden, die, nach dem Trümmerhaufen zu urtheilen, recht beträchtlich gewesen sein müssen. Ein einziger steht noch; seine vier kleinen Kapellen enthalten unter anderen einen Ganesa und eine Göttin Lakshmi; ersterer, der Gott der Weisheit, der auch die Heirathen und sonstigen wichtigsten Handlungen leitete, ist unter der Gestalt eines Elephanten dargestellt, aber nur mit einem Stoßzahn, da er den andern im Kampfe mit Wischnu verloren. Vor jedem Idol befindet sich ein kleines unterirdisches Behältniß, aus dem heraus ein versteckter Priester seine Orakel ertheilte. Die Umgebung ist mit Fliesen, Statuentrümmern und gemeißelten Steinen übersäet; auch sieht man noch die Unterbauten, auf denen sich



Ruinen der Tausend Tempel.

andere Tempel und der Palast der Priester erhob, doch erlaubt der beklagenswerthe Zustand dieser Ruine nicht, ihre genauen Verhältnisse auszumessen; wohl nur ein Erdbeben war im Stande, eine solche Verwüstung zu bewirken, Menschen möchten sich schwerlich die Mühe gegeben haben, Alles dermaßen zu zerstören.

Nach Besichtigung der Ruinen schickte sich der Führer an, den Rückweg nach dem Bahnhof anzutreten. Doch wie? sollte das Alles sein, was von den gerühmten Tausend Tempeln übrig geblieben? Ob aus Unwissenheit oder Faulheit, der Cicerone beharrte dabei, so daß die Reisenden beschlossen, auf eigene Hand Nachsuchungen anzustellen. Und zu ihrem guten Glück! denn nicht allzuweit und entfernt finden sie eine zweite Gruppe Tempel, die um einen größern in der Mitte in Form eines Quadrats liegen, dessen Seiten je fünf Gebäude zeigen: im Ganzen also ein Komplex von 17 Tempeln.

Doch weiter noch! Fünf Meter davon, auf einem mächtigen Erdwall, mit vier von Ungeheuern bewachten Eingängen, erhebt sich die ausgedehnteste dieser Tempelgruppen, der Schandi-Siva: 300 Gebäude, die sich quadratisch um das beträchtliche Mittelheiligthum reihen und so drei breite Alleen bilden. Alle diese Tempel, reizende Pavillons von eleganter Bauart mit drei Meter Seitenlänge auf acht Meter Höhe und überkragendem Innern, sind sich ähnlich und unterscheiden sich nur durch die Basreliefs, die sie, allerdings minder schön und vollendet als die von Boeroe-Boedor, schmücken; sie enthielten und enthalten zum Theil noch Buddhas, die, sowohl in Lebensgröße wie in Miniatur, stets dieselbe stereotype traditionelle Form zeigen.

Die Ruinen zu Brambanam sollen bis ins 4. Jahrhundert hinaufgehen, eine Annahme, für die man keine Stütze hat. Ueberdies geht aus der Gestalt der Tempel und ihrer Idole ohne Zweifel ihr dschaïnistischer Ursprung hervor: es sind Buddhas, oder vielmehr Tirthankars, d. h. dschaïnistische Götter und Heilige in Vermischung mit dem brahmanischen Olymp. Da nun der Buddhismus, der Nachfolger des Brahmanismus, sich erst später in den

Dschaïnismus, eine Fusion der beiden voraufgehenden Lehren, verwandelt hat, so folgt daraus natürlich, daß die Denkmäler von Brambanam, welche dieser letzten Religion angehören, jünger sind als der Tempel von Boeroe-Boedor; und so wird Sir Stamford Raffles Recht haben, wenn er den Ursprung von Brambanam erst in das 11. Jahrhundert setzt.

Es existirt nur ein sehr altes literarisches Denkmal, welches von Java spricht, nämlich ein Bericht über die buddhistischen Länder von dem chinesischen Priester Fa-hian aus dem Jahre 415. Derselbe war im Jahre 400 von China nach Indien gereist, um dort nach heiligen Büchern zu forschen, und wurde bei seiner 15 Jahre später erfolgenden Rückkehr durch den Sturm oder den Strom an die Küste Javas verschlagen. Er erzählt, daß die Brahmanen daselbst blühten, aber daß Buddha's Lehre nicht sehr in Ehren stehe; ein Beweis, daß der Brahmanismus dem Buddhismus vorangegangen, und daß die Denkmäler, von denen die Rede ist, im 4. Jahrhundert noch nicht existirten. Nach ihm verdankt Java den Reis der Einfuhr durch die Indier an Stelle der Hirse, welch letztere als Haupterzeugniß der Insel den Namen gegeben; von den Chinesen bis ins 6. Jahrhundert Ka-ling genannt, erhielt sie von da an den Namen Dschava.

Charnay's Zweck war erreicht: er hatte sich von der Aehnlichkeit und Verwandtschaft überzeugt, die er zwischen den brahmanischen und buddhistischen Denkmälern Javas einer- und denen von Palenque und Yukatan andererseits vermuthet hatte.

Die Hauptpunkte, in denen die Uebereinstimmung zu Tage tritt, sind folgende: Die rohen Idole von Artza-Domas bei Buitenzorg, die an die von Mexiko und von Copan in Guatemala erinnern; die stete Pyramidenform des Tempels mit ähnlicher Treppe wie in Palenque und Yukatan; die Anordnung der Tempel, eine Art Oratorium, dessen ganzer Inhalt ein Idol bildet, mit unterirdischer Orakelertheilung; dieselbe innere Konstruktion: überkragendes Gewölbe; Einzelheiten der Ornamentation, Terrassen, Vorplätze; endlich Anhäufung der Tempel zu religiösen Centren, die, fern von Städten, Wallfahrtsziele bilden, wie in Palenque, Chichenitza und später, zur Zeit der Eroberung, in Cozumel.

Somit war die Aufgabe des Reisenden erfüllt. Er kehrte nach Batavia zurück, von wo er sich einige Tage später nach Australien einschiffte.

Das Val de Cogne in Piemont.

Von **W. Bertram**, Pastor zu Braunschweig.

I.

Wenn man von Courmajeur, dem piemontesischen Interlaken, das schöne Thal der Dora baltea abwärts gen Aosta wandert und hinter jenem romantischen Felsenpasse, Pierre taillée genannt, die höhere Thalstufe, das Valdigne, verlassen und zugleich dem bis dahin uns begleitenden, weithin leuchtenden Montblanc Lebewohl gesagt hat, dann öffnen sich auf einer kurzen Strecke Weges, den schroffen mit Weinreben und alten Burgruinen geschmückten Felsenhängen zur Linken gegenüber, vier Thäler, welche ihre schäumenden Gießbäche in die rasch dahin eilende Dora ergießen. Unvergleichlich schön und eines geschickten Pinsels würdig ist der Einblick in das erste derselben, das Val Grisanche, unmittelbar hinter dem kleinen Orte Liverogne, denn während aus der Ferne die blendend weißen Firnmassen des mächtigen Ruytor herüberleuchten, schiebt sich zur Rechten in die Thalöffnung ein dunkler Felskegel, dessen Gipfel von einem Kirchlein mit weithin schimmerndem Thurm gekrönt ist, eben weit genug entfernt, um sich lieblich von den im Vordergrunde malerisch gruppirten Wald- und Felspartien abzuheben. Der Eingang der beiden folgenden Thäler, des Val de Rheme und des Valsavaranche, die hinter Arvier sich öffnen und kurz vor den Eisenhütten von Villeneuve ihre Gießbäche vereinigen, ist weniger auffallend und bietet, der niedrigeren Berge und des eintönigen Vordergrundes wegen, wenig an landschaftlicher Schönheit. Fast vollständig versteckt ist dagegen das Thor des vierten Thales, des Val de Cogne, welches dem auf stolzem Felsen liegenden Schlosse von St. Pierre gegenüber mündet und das der Tourist vergeblich suchen würde, wenn nicht das Wahrzeichen des Thals, die weithin leuchtende Schneepyramide der stattlichen Grivola, über die Seitenwand des Thales hervorragte, und wenn nicht die gewaltig brausende Granteivie, die rechts von dem Dorfe Aimavilles unmittelbar aus der Tiefe des schroffen Felsens hervorzubrechen scheint, hinter jenen steilen Höhen ein größeres Thal vermuthen ließe, das solch' wilde Wassermassen herabzusenden im Stande ist. Gerade bei St. Pierre erweitert sich das Thal der Dora bedeutend, um bis Chatillon in südöstlicher Richtung zu ziehen, und gern gönnt sich der Wanderer nach dem langen Marsche vom Fuße des Montblanc her eine kurze Rast, um sich in den Anblick des sonnigen Thalbeckens zu versenken, in welchem das Auge immer wieder an der zur Rechten sich aufbauenden imposanten Becca di Nona und dem halb von ihr verdeckten Mt. Emilius haften bleibt, um dann flüchtigen Fußes die noch $1^1/_4$ Stunde entfernte alte Römerstadt Aosta zu erreichen, wo er gewiß ist, in dem anmuthig vor dem Thore gelegenen Hôtel du Montblanc eine freundliche Aufnahme und ein behagliches Unterkommen zu finden. Gilt es doch, zu tüchtigen Gebirgswanderungen Kräfte zu sammeln, und weiß man es aus Erfahrung, daß es in einem Hochgebirge, an dem der Strom der Reisenden bislang vorbeigefluthet ist, mit dem Comfort der Gasthäuser oft nicht sonderlich bestellt ist. Monsieur Tairaz macht aber seinem Rufe alle Ehre; seine Zimmer sind luftig und wohnlich, seine Küche befriedigt auch einen verwöhnten Gaumen und sein Asti spumante ist vortrefflich. Bereitwillig giebt er uns jede Auskunft und verspricht, zur rechten Zeit Maulthier und Führer bereit zu haben, unser Gepäck auf dem Saumpfade nach dem sechs Stunden entfernten Cogne zu schaffen, und da wir in dem Eßzimmer das bezügliche Blatt der italienischen Generalstabskarte aufgehängt erblicken und außerdem ein „rother" Guide durch das Thal von Aosta daselbst ausgelegt ist, so lassen wir uns behaglich auf dem anstoßenden, geräumigen Balkon nieder, hoch erfreut, unsere Wißbegierde über dies Eldorado Piemonts, zu dessen

Besuch uns die Lektüre der Tuckett'schen Hochalpenstudien [1]) verlockt hat, endlich befriedigen zu können. Allein getäuscht legen wir alsbald das Reisehandbuch zur Seite, weil es von dem, was wir wissen möchten, nichts enthält, und vertiefen uns statt dessen in den Anblick des köstlichen Panoramas, das sich bis zu dem Montblanc hin vor unseren Blicken ausbreitet, und versuchen, uns einigermaßen auf der Karte über die hinter der Becca di Nona liegende, nur wenigen Reisenden bis jetzt bekannte Gegend zu orientiren.

Das Val de Cogne liegt genau südlich von Aosta, zwischen der Dora baltea und dem Flüßchen Orco im Val de Locana, der bei Chivasso in den Po mündet, und bildet eine Hochalpengegend, die sich dreist den schönsten der ganzen Alpenkette, dem Ampezzaner-Thal und dem Engadin, an die Seite stellen kann. Der Orco trennt die das Cogner-Thal im Süden und Westen bildende Hochgebirgsmasse, die man nach dem höchsten Punkte derselben die Grand-Paradiskette nennen kann, von dem Höhenzuge, welcher vom Mt. Iseran fast östlich bis Castellamonte zieht, während das Valsavarauche dieselbe von den nach Nordost sich erstreckenden Contreforts der grajischen Alpen scheidet. Die Grand-Paradiskette ist über und über vergletschert, dagegen führen die nach der Dora baltea, also nach Nord und Nordost zu liegenden, immer noch bedeutenden Höhenzüge nur wenige, unbedeutende Gletscher, ja sind im Hochsommer theilweise ohne Schnee. Das Hauptthal erstreckt sich in südöstlicher Richtung, wird von der Grauteivie durchflossen und hat von St. Pierre (628 m) an, wo dieselbe in die Dora mündet, bis zum Col de Fenêtre (2831 m), der die Grenze im S.-O. nach dem Val Champorcher bildet, eine Länge von 32 km. Während eine Anzahl zum Theil sehr steiler und beschwerlicher Pässe (der niedrigste 2570 m) in das Herz des Thals führen, giebt es nur einen auch für Maulthiere und Karren geeigneten Weg nach Cogne, welcher von Aimavilles, resp. von St. Pierre meist der Grauteivie entlang läuft, einen steilen Hügel abgerechnet sehr bequem und völlig gefahrlos ist und auch rüstigen Damen, welche einen 6- bis 7stündigen Marsch nicht scheuen, empfohlen werden kann. Da der Reisende aber aus Mangel an anderweitigem, nur einigermaßen erträglichem Unterkommen fast stets von Aosta aus seinen Marsch antreten wird, so werden wir den ganzen Weg von Aosta zunächst ins Auge fassen.

Wer von Courmajeur kommt, wird, um nicht zum zweiten Male die staubige Chaussee zu passiren, den $1^1/_2$ Stunden langen Saumpfad auf dem rechten Ufer der Dora wählen, indem er, Aosta durchschreitend, über den Pont Suaz (570 m) geht, sich dann westlich wendet, eine alte vor ihm liegende Moräne, Côte de Gargantua, links liegen läßt und, immer dem breitesten und betretensten der verschiedenen, theilweise zwischen Gärten und Häusern hinlaufenden Wege folgend, endlich das schöne Schloß Aimavilles erreicht, an dessen Nordseite vorbei ihn der holprige Pfad nach dem Dorfe Aimavilles führt. Wer dagegen von Chatillon oder vom Gr. St. Bernhard kommt, möge die interessantere und aussichtsreichere Chaussee nach St. Pierre auf dem linken Dora-Ufer wählen, welche ihn bei La Sarre, dem ehemaligen Jagdschlosse Victor Emmanuels, von wo aus derselbe seine glänzenden Jagdzüge nach Cogne zu unternehmen pflegte, vorbeiführt [1]) und in $1^1/_4$ Stunden ebenfalls nach Aimavilles bringt, wo beide Wege sich vereinigen.

Von hier aus ist man gezwungen zu Fuß zu gehen oder zu reiten; auch ist sobald keine Aussicht auf Erbauung einer Fahrstraße vorhanden. Der anfangs sehr steinige und holperige Pfad führt bei der Schule und zwei Kirchen vorbei steil bergan bis zum Weiler la Poya (850 m); links hat man die Rochers d'Arberio (1004 m), rechts hört man in tiefer Schlucht die wilde Grauteivie brausen. Nachdem man $^1/_4$ Stunde ziemlich eben neben einem offenen, zur Bewässerung der Felder dienenden Kanale gewandert ist, eröffnet sich plötzlich der erste Blick auf die prachtvolle Schneepyramide der Grivola (4011 m), während rechts zu unseren Füßen ein alter römischer Aquadukt, Pont d'Ael, inmitten eines gleichnamigen Weilers auftaucht. Sobald sich nach wenigen Minuten bei einer Biegung ein Theil des Thals uns erschließt, führt der Weg steil hinab, an einigen Häusern und an einem wundervollen, überdeckten Quell vorbei, über den Pont du Chevrit (953 m), neben welchem man noch die Rudera von drei älteren Brücken gewahrt, auf das linke Ufer der in prachtvollen Kaskaden herabsteigenden Grauteivie. Hier beginnt der schönste Theil des Thals, das eng und schluchtig, mit immer neuen Bildern bei jeder Wendung, zu beiden Seiten von schroffen oft bewaldeten Felsenwänden oder Geröllhalden begrenzt, sich einige Stunden lang hinzieht, bis es bei Epinel sich wieder erweitert.

Nachdem der Pfad sich etwas aufwärts gewunden hat, erblickt man vor sich den Weiler Vieyes (1178 m), wo ehemals eine elende Kneipe mit dem verlockenden Schilde Vin sans pain dem durstigen Wanderer eine Erquickung bot, jetzt aber mit der fortschreitenden Kultur sogar Kaffee, Milch, Eier und Käse zu haben sind, vorausgesetzt, daß man das Glück hat, den Wirth zu Hause zu treffen und in der mit anheimelnden Neu-Ruppiner Genoseva-Bildern und dem in keinem piemontesischen Gasthause fehlenden, lebensgroßen Bilde Victor Emmanuel's geschmückten, sonst aber höchst primitiven Gaststube Einlaß zu erhalten. Hinter Vieyes gelangt man zu einem ganz ansehnlichen Wasserfalle, Kaskade de Lalex (1299 m), der rechts vielleicht an 100 m herabstürzt, sodann an Ruinen alter Häuser, la Nuova genannt (1335 m), und endlich an einem mit riesigen Felsblöcken übersäeten Abhange vorbei zu dem hölzernen Pont de Laval (1384 m), der uns wieder auf das rechte Ufer des Flusses führt. Hier erweitert sich das Thal, die ersten Schneeberge werden sichtbar und vor uns liegt links am Hange das Dorf Epinel (1478 m), der erste zu Cogne gehörende Ort. Nun am Rande eines links sich erhebenden Hügels hin, wo selbst dem Nichtbotaniker die Büsche des stattlichen Astragalus alopecuroides L. in die Augen fallen, dann durch Getreidefelder nach dem Dorfe Crétaz (1505 m) und wir stehen jenseits desselben hart am Ziele unserer Wanderung, denn hinter der steinernen Brücke über die Grauteivie erblicken wir am Ende der vor uns sich ausbreitenden, köstlich duftenden Wiesenfläche, dem Pré St. Ours, den Hauptort des Thals, das Dorf Cogne (1536 m), in welchem zwei Gasthöfe uns ihre wirthlichen Räume öffnen, von denen wir das rechts an der Straße gelegene, fast in die Wiese hineingebaute Hôtel de la Grivola wählen, wo-

[1]) Tuckett's Hochalpenstudien (Leipzig 1873) enthalten nur eine flüchtige Schilderung eines Marsches von der Becca di Nona über den Col de Tza-sèche durch das Cogner-Thal bis nach Campiglia und Pont im Val de Locana, dagegen eine ausführliche Beschreibung einer Besteigung der Grivola von Valsavarauche aus. Die Notizen der Reisehandbücher, selbst des erwähnten Guide, sind außerordentlich dürftig; das Beste über das Thal von Cogne mir Bekannte ist in den Abhandlungen des italienischen Alpenklubs zu finden, welchem auch die meisten der unten angegebenen Höhenangaben entlehnt sind. Reisenden, welche dies schöne Thal gründlich kennen lernen wollen, ist Blatt 30, Aosta, der italienischen Generalstabskarte (in Turin erschienen) zu empfehlen; zu einem flüchtigen Besuche genügt Blatt IV von Mayr, Atlas der Alpenländer (Gotha, Perthes).

[1]) In alten Zeiten von den in Aostas Geschichte berühmten Edlen von Challant bewohnt, jetzt dem Grafen Castiglione gehörig.

selbst eine außerordentlich zungenfertige Wirthin uns freundlich willkommen heißt.

Suchen wir uns nun etwas genauer über das Thal zu unterrichten, so ergiebt ein Blick auf die Karte [1]), daß die Südgrenze durch den vom Grand Paradis erst O., dann N.-O. laufenden Grat am Nordhange des Thals von Locana, die Westgrenze dagegen von dem bedeutenden Höhenzuge gebildet wird, welcher vom Grand Paradis über die Grivola an der Ostseite des Valsavarauche nach St. Pierre im Aostathale sich hinzieht. Die Nord- und Nordostgrenze bildet ein bei Aimavilles beginnender, anfangs die Granteivie begleitender Höhenzug, der aber bald genau O. bis zu den Grandes Noises läuft, dann SO. sich wendet und bei dem Col de Fenêtre mit dem Südzuge zusammentrifft. Das also von den angegebenen Höhenzügen umschlossene Gebiet besteht aus dem von der Granteivie durchflossenen Hauptthale von Cogne und aus vier Seitenthälern, welchen, abgesehen von den kleineren, im Hochsommer meist trockenen Bächen, vier größere Gießbäche entsprechen.

In dem Hauptthale von Cogne kann man recht wohl drei Abtheilungen oder Stufen unterscheiden: 1. das untere Thal von Aimavilles (620 m) bis Lilaz (1630 m), in welches drei Seitenthäler, nämlich das Valnontey und Valeille von Süden und das Val de Grauson von Norden her münden; 2. die nächst höhere Stufe, von Lilaz bis zur Alp von Chávanis (1830 bis 2200 m), welcher ein südliches Seitenthal, das Val de Bardonnay, angehört, und 3. die höchste Stufe, von Chavanis bis zum Col de Fenêtre, das überall höher als 2350 m liegt. Die beiden letzten zusammen werden Vallon d'Urtier genannt.

Das Hauptthal wird bis Crétaz im Südwesten von dem nach dem Valsavarauche zu liegenden Höhenzuge begrenzt, der südlich mit der höchsten Spitze der ganzen Gruppe, dem Grand Paradis (4178 m), endigt [2]). Auf diesem Zuge liegt etwa über dem Pont de Laval die schöne Pyramide der Grivola (4011 m) und weiter südlich neben dem Grand Paradis die elegante Aiguille de l'Herbettet (4000 m), beide jedoch vom Thale aus nicht zu sehen, so wenig als die vier nach dem Coguerthale sich herabziehenden Gletscher, von denen der bedeutendste der Glacier di Stragio (du Trajo) ist. Südlich von der Grivola führt über den Grat (Col de Lauzon, 3325 m) die Route royale, ein beschwerlicher Paß, in das Valsavarauche. Bei Crétaz erweitert sich plötzlich das Thal zu der schönen Wiesenfläche, an deren Ostende Cogne liegt. In dem südwestlichen Winkel dieser Wiese befindet sich der Eingang in das erste und bedeutendste Seitenthal, das 2 bis $2^1/_2$ Stunden lange Valnontey, in welches man von Cogne gerade so hineinsieht, wie von Pontresina in das Roseggthal, und das sich prachtvoll von dem Cogne gegenüberliegenden Dorfe Gimillan (2500 m) ausnimmt. Der überaus schöne Hintergrund dieses Thals wird durch die kolossalen Höhen gebildet, welche sich vom Grand Paradis östlich bis zum Tour du Grand St. Pierre (3674 m) hinziehen und welche La pointe de la Lune, la Tête de la Tribulation, la Tête du Grand Crou und Roccia viva heißen. Unter den Gletschern ist der bedeutendste der von Cogne schön zu übersehende Glacier du Grand Crou; nördlich liegt der Glacier de l'Herbettet und östlich der Glacier de Money. Der Uebergang über die Cols in die Gemeinden Noasca und Locana ist höchst beschwerlich und kann nur von tüchtigen Bergsteigern unternommen werden. Vom Tour du Grand St. Pierre zieht sich an der Ostgrenze des Valnontey ein mächtiges Contrefort zur Granteivie hin, das ziemlich steil zwischen Cogne und Champlong endet und unmittelbar über Cogne Silvenoire heißt. Zwischen Cogne und Lilaz ist das Thal wieder sehr enge, so daß die Granteivie sich oft mit Mühe durch die Felsen hindurchzwängt; bei letzterm Orte, eine gute Stunde von Cogne, erweitert es sich wieder etwas, und gewährt einen freilich durch einen vorstehenden Felsen verdeckten Einblick in das zweite südliche Seitenthal, das Valeille, dessen Hintergrund ebenfalls von Gletschern ausgefüllt wird, welche theils vom Tour du Grand St. Pierre und dem Pic d'Ondezana (Glacier du St. Pierre), theils von der Pointe des Sengiers und der Grande Arola (Glacier du Valeille) überragt werden. Von der Arola zieht sich abermals ein felsiges und steiles Contrefort nach Norden, das Valeille vom Val de Bardonnay scheidend und östlich von Lilaz in mächtigen Felsrücken das Thal der Granteivie durchsetzend und die erste Thalstufe abschließend. In schauriger Schlucht hat der Fluß sich durch diesen Rücken Bahn gebrochen, jedoch nicht so tief sein Bett ausgewaschen, daß er nicht genöthigt wäre, eine Viertelstunde oberhalb Lilaz in einem prächtigen Wasserfalle die tiefere Thalsohle zu erreichen.

Die nördliche Seite des untern Hauptthals enthält wenige Schneeberge und nur kleine Gletscher. Der oberhalb Aimavilles mit den Rochers d'Arberio beginnende und anfangs die Granteivie in südlicher, dann mehr östlicher Richtung begleitende Höhenzug erhebt sich bald ziemlich bedeutend und bildet einen leichten Grat, auf welchem nordöstlich von Vieyes der Pic de la Trombe (2660 m) liegt und über welchen zwei Pässe in die Gemeinde Gressan und weiter nach Aosta führen, der eine, von Epinel ausgehend, über den Col du Drinc (2572 m), unmittelbar östlich vom Pic de la Trombe, und der andere, von Crétaz ausgehend, über den Col de Tza-sèche (2790 m). Vom Col du Drinc ab entfernt sich der Kamm etwas von der Granteivie und zieht östlich und nordöstlich über die Pointe de la Valette (3120 m) und den Pic Garin (3447 m) bis zur Pointe Rousse. Nördlich liegt nach Aosta zu die Gemeinde Charvensod und die imposante Pyramide des Mont Emilius, daneben die Becca di Nona. Nach Süden laufen vom Pic Garin zwei Contreforts aus, deren westliches in einem Bogen in der Richtung nach Cogne zu zieht, über dem Weiler Gimillan in der Pointe de Vacheuse endet und die Westgrenze des einzigen aber bedeutenden Seitenthals des rechten Ufers der Granteivie, das Val de Grauson, bildet, welches von dem Gießbache gleiches Namens durchflossen wird. In seinem untern Theile außerordentlich wild und schluchtig, erweitert es sich oben zu einem ausgedehnten Kessel, in welchen das zweite Contrefort vom Pic Garin hineinragt, das in dem Tour de Grauson seinen Abschluß findet. Die Nordgrenze bildet der Höhenzug, welcher von der Pointe Rousse über den Col des Laures (3063 m, Paß nach Brisogne) zu der Grande Noise (3340 m) führt; hier wendet sich der Kamm scharf nach Südosten und läuft über den Col du Coronas (2900 m, Paß nach St. Marcel) nach der Pointe de Tessonet (3341 m) und der Pointe Tersiva (3563 m). Die Südgrenze des Thals bildet ein Felsengrat, welcher von der Pointe Tersiva westlich, fast parallel mit der Granteivie zieht und nicht weit von Cogne steil über dem Weiler Molina endet. Im obern Theile des Thals liegen eine Menge kleiner Seen, ziemlich in der Mitte das

[1]) Sehr schön sind die in Folgendem dargestellten Verhältnisse an einem von dem Abbé Carrel in Cogne im Maßstabe der Generalstabskarte gefertigten Relief zu sehen, welches der genannte Herr sehr zuvorkommend jedem sich dafür Interessirenden in seinem Hause zeigt.

[2]) Auf der Mayer'schen Karte ist die Lage des Grand Paradis falsch angegeben; derselbe ist identisch mit der Becca di Montandeni; der Grand Paradis genannte Berg ist mit dem Tour du Grand St. Pierre und dieser mit der Pointe des Sengiers verwechselt.

größte Châlet des Thals, des Châlet de Grauson, wo ein vortrefflicher Käse bereitet wird.

Die zweite Thalstufe beginnt oberhalb Lilaz (1630 m), wo sich ein schrosser Felsen erhebt, der die untere Stufe nach Osten abschließt, und erstreckt sich etwa $1^1/_2$ Stunden lang bis an das Delta von Chavanis, da, wo der schrosse Felsen nördlich zu Ende geht. Der Weg führt nördlich von Lilaz in steilem Zickzack den Felsen (la Balme, 1833 m) hinauf, auf dessen Höhe man diese ganze Stufe überblickt, und bleibt stets in bedeutender Höhe über der rechts in der Tiefe brausenden Granteivie. Zur Linken (nördlich) erhebt sich eine der Südgrenze des Val de Grauson parallel laufende Felsenwand, oberhalb deren sich schöne Alpweiden und eine Anzahl Châlets befinden, gerade aus sieht man neben elenden Hütten (le Crêt) die Chapelle de Notre Dame des Neiges an Crêt (2027 m), rechts davon, jenseits der Granteivie, einen steilen mit Fichten bewachsenen Hang, durch welchen sich der aus dem Vallon de Bardonney kommende Gießbach eine malerische Schlucht gebrochen hat, und über welchen von den rechts unten im Thale liegenden Hütten (les Pianés) aus der Weg in das dieser Stufe angehörende Thal von Bardonney führt. Dasselbe ist das kleinste der Nebenthäler, liegt dem Valeille fast parallel, ist ziemlich öde und wird ebenfalls im südlichen, obern Theile von Gletschern abgeschlossen. Ueber den dasselbe im Südosten begrenzenden Kamm, welcher nordöstlich von der Arola bis zur Grand Pointe de Lavina (3330 m) zieht, führt ein häufig begangener Paß (Col de Bardonney) nach Forzo im Val Soana; ein anderer führt aus dem Thale östlich die Höhe hinauf zum Col de Scaletta in das Val Campiglia.

Die dritte Thalstufe beginnt bei dem Delta von Chavanis, da wo der Paradza von Norden her in die Granteivie fällt und zieht sich östlich bis zum Col de Fenêtre (2831 m), über welchen der Saumpfad ins Val Champorcher führt. Dieser Theil enthält schöne Alpenweiden, die nach Süden und Osten in Geröllhalden übergehen, welche von Gletschern überragt werden, und breitet sich nach Osten amphitheatralisch aus. Es wird nach Süden, dem Val Campiglia zu, von einem Kamm begrenzt, welcher von der Pointe de Lavina in einem Bogen zum Col de Paradza zieht und wegen der Gletscherfelder und des steilen Südabhanges einen sehr beschwerlichen Uebergang (über den Col Arietta oder Col des Eaux-rousses) bietet. Vom Col de Paradza wendet sich der Kamm in scharfem Winkel nordwestlich über die Becca Costasse zum Tour de Ponton (3129 m), worauf er nordwestlich von demselben bei der Pointe Tersiva mit dem oben beschriebenen Höhenzuge zusammentrifft.

In dem ganzen Thale liegen sieben zu Cogne gehörige Ortschaften, Epinel (312 Einwohner) nordöstlich von der Grivola, Crétaz (196 Einw.) am Nordwest-Ende des Pré St. Ours, Cogne (640 Einw.) am Südost-Ende desselben, Gimillan (282 Einw.) nördlich von Cogne, 2500 m hoch, mit prachtvoller Aussicht in das Valnontey, Molina östlich von Cogne, in dem Winkel, wo der Gießbach Grauson in die mit schöner steinerner Brücke (Pont de la Tine) versehene Granteivie steigt, Champlong (40 Einw.) weiter aufwärts im Thale, wo der Gießbach Licone herabkommt (1604 m), und Lilaz (190 Einw., 3700 m) am Ostende der untern Thalstufe.

Mit Ausnahme von Cogne, welches durch seine Kirche mit weithinschimmerndem Thurme und einige anständigere Gebäude einen wenigstens einigermaßen freundlichen Eindruck macht, haben sämmtliche Ortschaften ein äußerst ärmliches, düsteres Ansehen, welches sowohl durch die monotone Bauart als auch durch die graue Farbe der Steine und des Holzes hervorgerufen wird, ja eine Menge Häuser gleichen eher Ruinen als Wohnstätten lebendiger Wesen. Auf einem steinernen Unterbau erhebt sich das blockhausähnliche Gebäude, dessen Dach aus schweren, grobbehauenen Steinplatten gebildet und oft noch mit größeren Steinen belastet ist und in welches sehr kleine Fenster nur einem kümmerlichen Lichte Einlaß gestatten. An der einen Ecke befindet sich nach außen zu der gemauerte Schornstein; eine Art hölzerner Brücke, zuweilen auch ein gepflasterter Weg, führt in die hoch gelegene Thür, die meist weit genug ist, um einem mit Heu hoch beladenen Maulthiere Einlaß zu gewähren, und einige roh behauene Balken der äußern Wand entlang dienen als Sitzplatz, auf dem Alt und Jung Abends nach vollbrachter Arbeit sich niederläßt. Wie die Mehrzahl der Häuser im Innern eingerichtet ist, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls werden sie, da sie hauptsächlich zur Heuaufnahme eingerichtet sind und zugleich den Viehstand beherbergen, den Bewohnern keine übergroße Bequemlichkeit bieten. Cogne selbst macht, wie schon gesagt, eine Ausnahme. Die beiden Gasthäuser mit ihrem Kalkverputz bilden eine angenehme Unterbrechung des grauen Einerlei; hier und da sind noch andere Häuser massiv erbaut, und besonders fällt ein großes massives, mehrstöckiges Wohnhaus in der Nähe der Kirche ins Auge, welches Viktor Emmanuel nebst seinem männlichen und weiblichen Jagdgefolge, das oft sehr zahlreich war und wohl an 40 Pferde mit sich führte, alljährlich zum Absteigequartier diente. Als besondere Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß hinter dem Hôtel Grivola, wo sich die Maulthierpost befindet, ein Laden etablirt ist, dessen Besitzer tausenderlei Dinge in wahrhaft bewundernswürdiger Unordnung feilbietet und sich sogar damit befaßt, einen Trunk schäumenden Bieres aus Aosta kommen zu lassen. An die Zeiten königlichen Besuchs erinnern auch die theilweise chaussirten und mit wunderlichen Namen versehenen Straßen, wie man denn auf großen Schildern an den Ecken z. B. lesen kann: Rue de Lieutenant, Rue de Linée boreale, letztere zu Ehren einer kleinen rosablühenden, hauptsächlich nordischen Pflanze so benannt, welche für Italien zuerst auf der in der Richtung der Straße liegenden Höhe, Silvenoire genannt, entdeckt sein soll und die sich auch rechts am Wege von Vieyes nach Epinel findet.

Nach dem Gesagten kann man sich nicht wundern, wenn die ziemlich zahlreich auf den hohen Alpweiden liegenden Châlets eben keine architektonische Schönheiten zeigen. Sie gleichen im Ganzen und Großen den Sennhütten der Schweiz, enthalten außer der Schlafstätte für die Sennen Keller oder Kammer zur Aufbewahrung des Käse und lassen an Schmutz nichts zu wünschen übrig. Wer nicht nöthig hat, etwa wegen einer Bergbesteigung die Gastfreundschaft eines Sennen für die Nacht in Anspruch zu nehmen, thut jedenfalls besser, allabendlich die sehr großen, von Maisstroh elastischen, unendlich hohen aber bequemen und sehr reinlichen Betten im Hôtel Grivola aufzusuchen, wo er sicher ist, nicht von jenen blutgierigen Springern belästigt zu werden, welche dem müden Wanderer die Nacht unter dem Dache eines dagegen abgehärteten Sennen zur Höllenqual machen. Bei Tage und während einer tropischen Hitze ist dem durstigen Bergsteiger das plötzliche Anstauchen eines Châlet dagegen stets eine angenehme Ueberraschung, weil er sicher ist, falls er zur rechten Zeit kommt und nicht allzu prüde ist, einen Napf köstlicher Milch, jedenfalls aber in der Nähe gutes Wasser zu finden.

Was nun die Bewohner des Thals betrifft, so gleichen sie zwar den Gebirgsbewohnern jener Gegend, machen aber doch einen etwas absonderlichen Eindruck, der vielleicht durch die eigenthümliche Kleidung, zumal die weibliche, hervorgerufen wird, vielleicht aber auch tiefer begründet ist. Jeden-

falls ist es schwer für einen Touristen, der eine Woche dort verkehrt, darüber ein richtiges Urtheil abzugeben. Während man ganz stattliche Bursche sieht, die sammt den älteren Männern meist in einem grobwolligen, braunen Frack einhergehen, ist der weibliche Theil der Bevölkerung verhältnißmäßig etwas kleiner gerathen, wenn nicht etwa die außerordentlich unvortheilhafte Tracht die Damen bedeutend kleiner erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind. Frauen und Mädchen tragen einen sehr falteureichen Rock von grobem Tuch, der sich fast bis unter die Arme hinaufzieht und sie entsetzlich dick macht. Den Oberkörper bedeckt ein äußerst kurzes Mieder, aus welchem oben ein weißer, gefalteter, stehender Kragen und unten ein über den halben Rock fallender weißer Ueberwurf von Leinen oder Baumwolle hervorquillt. Nimmt man nun noch weiße Hemdsärmel und plumpe Holzschuhe hinzu, so ist die Toilette fertig, welche eben nicht geeignet ist, ein von nur spärlichem, kurzem und strassem dunklem Haar umrahmtes Gesicht in ein vortheilhafteres Licht zu stellen, selbst wenn der Kropf fehlt, der bei den Thalbewohnern von Cogne wie im ganzen Aostathale keine seltene Erscheinung ist. Es ist leicht möglich, wie vermuthet wird, daß die Bewohner von Cogne von den Salassern abstammen. Finden wir doch öfter, daß in abgeschlossenen Thälern der Menschenschag viele Jahrhunderte lang seine Eigenthümlichkeiten bewahrt und es nur äußerst selten vorkommt, daß er mit fremdem Blute sich vermischt. Sicher ist, daß die Salasser nach der letzten Unterjochung durch die Römer sich in die unwirthlichen Gebirge zurückzogen, und durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das Thal von Cogne, in welchem sie seit Jahrhunderten reiche Eisensteinminen bebauten, ihr Mittelpunkt wurde. Interessant wäre es zu erfahren, wie die Bewohner der westlichen, in das Thal von Aosta mündenden Thäler, vom Valsavarauche bis zum Val Grisanche, sich zu den Cognern verhalten; die südlich und östlich gelegenen Thäler von Locana und Champorcher dürften ihrer Lage nach einen andern Menschenschlag bergen [1]).

Fast sämmtliche Bewohner, ausschließlich Katholiken, nähren sich von Ackerbau und den Erträgen ihrer Viehherden, die innerhalb der guten Jahreszeit auf die Alpen getrieben werden. Während die ebeneren Partien des Thales, wo es nur irgend möglich ist, zu ausgezeichneten Wiesen umgeschaffen sind, ist jeder kultivirbare Fleck an den Bergen mit unsäglicher Mühe zu Ackerland umgewandelt, auf welchem vorzügliches Getreide, Weizen und Roggen, gebaut wird. Bei der warmen Lage zieht sich die Grenze des Getreidebaues sehr hoch hinauf und kann man noch unterhalb der Chapelle de Notre Dame in einer Lage, die fast dem öden Kessel des Weißenstein auf dem Albulapasse gleichkommt (also bis 2000 m hinauf), vortreffliche Weizenfelder erblicken. Es würde freilich weder Wiesen- noch Getreidebau möglich sein, wenn die Menschenhände nicht der Natur durch ein complicirtes Berieselungssystem und eine unausgesetzte Düngung zu Hülfe kämen. Nicht nur die Wiesen sind von zahllosen kleinen Rillen, größeren Gräben und Hauptkanälen durchschnitten, sondern auch dem Ackerlande wird in regenarmen Zeiten täglich das nöthige Quantum Wasser zugeführt, und man kann Männer und Weiber täglich mehrere Male die steilen Höhen hinaufklettern sehen, um durch das Aufziehen der Schütte und das Abstellen der Gräben die Berieselung zu reguliren. Daß zur Instanderhaltung der langen Kanäle, welche das Wasser oft aus sehr fernen, höher gelegenen Gegenden herbeiführen und zuweilen sehr künstlich auf Aquadukten über Schluchten geführt sind, viel Arbeit erforderlich ist, leuchtet ein; die Cogner wissen aber, daß der ganze Ertrag ihrer Felder und Wiesen und somit ihre Existenz davon abhängt und lassen sich deshalb weder Zeit noch Mühe verdrießen. Man kann den fleißigen Leutchen nicht zusehen, ohne mit Bedauern an manche Partien des nahen Thals von Aosta zu denken, dessen einst so fruchtbare Hänge durch den Unverstand und die Trägheit der Bewohner meist in öde Wüsten verwandelt sind. Man sieht daselbst noch jetzt die Spuren der alten Kanäle, dieser Lebensadern der südlichen Kultur, aber sie liegen längst trocken und zerfallen da. Nur bei heftigen Gewittern und anhaltendem Regen füllen sie sich mit Wasser, während in trockener Zeit durch das Ausrotten der Wälder auf den Felsen und Höhen die Quellen, die sie regelmäßig speisen sollten, versiegt sind. Mühsamer noch als die Bewässerung ist die Beackerung und Düngung. Der höchst primitive Pflug kann natürlich nur auf ebeneren Stellen gebraucht werden, während an den Hängen Hacke und Spaten an seine Stelle treten. Der Dünger wird ausnahmslos in großen Körben auf dem Rücken der Maulthiere oft 300 bis 400 m hinaufgeschleppt, wie denn auch die Ernte wiederum auf Maulthieren heimgebracht wird. Man sieht auch hier, wie eingewurzelte Gewohnheiten sich schwer ausrotten lassen und wie die Kinder an den Sitten der Väter hängen: obgleich der Pré St. Ours bei Cogne vollkommen eben ist und schöne, breite Wege hindurchführen, quält sich Alt und Jung ab, die ganze Heuernte auf dem Kopfe heimzutragen, während die ganze Arbeit in der Hälfte Zeit und weit weniger anstrengend vollbracht werden könnte, wenn in Cogne der Schubkarren bekannt wäre!

---

[1]) Die Geschichte der Salasser, der Urbewohner des Thals von Aosta und seiner Nebenthäler, ist eine höchst tragische. Es hatte dies freiheitsliebende Volk, welches sich mit Ackerbau, namentlich aber mit Bergbau beschäftigte, der bei den zahlreichen Minen der Gegend und dem einstigen Holzvorrathe sehr lohnend war, schon früh die Aufmerksamkeit und Eifersucht der Römer erregt. Durch die zahlreichen Kanäle, die nicht nur ihren Hochöfen und Schmieden, sondern auch ihren Aeckern das Wasser zuführten, wurde den Bewohnern der untern Ebene viel Wasser entzogen, und als diese sich bei dem römischen Senate darüber beklagten, ließ sich derselbe die erwünschte Gelegenheit, mit den Salassern anzubinden, nicht entgehen. Der Konsul Appius Claudius wurde 143 v. Chr. beauftragt, den Bewohnern der Ebene Recht zu verschaffen, wurde aber von den Salassern in blutiger Niederlage zurückgewiesen. Ein neuer Feldzug endete glücklicher für die Römer; die Salasser wurden in die höheren Seitenthäler zurückgedrängt und behielten bloß das Recht, das Wasser an die Sieger zu verkaufen, welche nun selbst die Minen zum Nutzen der Römer ausbeuteten. Als diese sich aber in ihrem Uebermuthe bald weigerten, das Wasser zu bezahlen und die ihrer Reichthümer und Erwerbsquellen beraubten Salasser den Tribut nicht pünktlich zu zahlen vermochten, entstanden fortwährende Reibereien. Um die kühnen Bergbewohner in Schach zu halten, gründeten die Römer die Stadt Eporedia (Ivrea) am Ausgange des Thales und legten dort eine Streitmacht hin. Im Jahre 34 v. Chr. empörten sich endlich die Salasser, kündigten den Tribut und fielen in das ihnen von den Römern geraubte Land ein, welchen Aufstand sie in furchtbarer Weise 25 v. Chr. wiederholten. Da gab Kaiser Augustus seinem Feldherrn Terentius Varro Murena strengen Befehl, diesen Empörungen ein Ende zu machen. Dieser wußte sich endlich mit Gewalt und List der Salasser zu bemächtigen; 36 000 wurden in Ivrea sub hasta verkauft, um in entfernten Gegenden als Sklaven zu dienen; 8000 wurden in die römischen Legionen eingereiht und in fremde Erdtheile hinweggeführt; ein kleiner Rest zog sich in die unzugänglicheren Seitenthäler zurück. Das Thal von Aosta wurde unter 2000 Prätorianer vertheilt und aus dem einstigen Lager des Varro am Zusammenfluß des Buthier und der Dora erblühte bald die dem Sieger Augustus zu Ehren benannte Stadt Augusta Prätoria, das heutige Aosta.

Die Medschertîn-Somali.

Noch bis vor Kurzem gehörte die Ostspitze des afrikanischen Continentes, das Somali-Land, zu den unbekannteren, von den Reisenden vernachlässigten Theilen desselben. Die Routen von Cruttenden (1847), Burton (1854) und von Heuglin (1857) beschränkten sich auf das schmale Küstengebiet und nur Speke drang 1854 bis 1855 ein Stück über das der Küste parallele Singeli-Gebirge im Gebiete der Wersingeli südwärts vor, ohne jedoch sich je mehr als zehn deutsche Meilen von dem Meere zu entfernen. Seitdem ruhte die Erforschung des Landes länger als anderthalb Jahrzehnte, bis sie im Jahre 1874 durch den Aargauer Kaufmann Gustav Adolf Haggenmacher, Munzinger's Freund, Gehülfen und Todesgefährten, wieder aufgenommen wurde. Auf seiner im Auftrage des Chedive unternommenen Reise drang er von Berbera südlich bis Libaheli vor, welche Orte in der Luftlinie 28 deutsche Meilen von einander entfernt sind, und hat uns, als er im Oktober 1875 von den Gallas unweit Tedschurra ermordet wurde, einen sehr interessanten Bericht über das Land und Volk der Somali hinterlassen (Ergänzungsheft Nr. 47 zu Petermann's Mittheilungen). Klärte uns derselbe über die westlichen Somali auf, so haben wir neuerdings von zwei Seiten Nachrichten über die östlichen, die Medschertîn, erhalten, erstlich von dem französischen Kaufmanne Georges Révoil (s. „Globus" XXXVI, S. 78, und XXXVII, S. 256), auf dessen eben erschienenes Buch: „Voyages au Cap des Aromates" wir noch zurückzukommen gedenken, und sodann von Oberst Graves-Bey, der im Auftrage des Generals Stone-Pascha, des ägyptischen Generalstabschefs, eine Reise nach dem Kap Guardafui unternommen und darüber einen Bericht erstattet hat, aus welchem die „Proceedings of the R. Geographical Society" (June 1880) u. a. Folgendes entnehmen.

Das Volk der Somali bewohnt das Land von Kap Guardafui bis an die Küsten des Rothen Meeres (genauer der Bai von Tedschurra) und gegen Süden bis zum 7. (?) Grade n. Br. [1]). Sie zerfallen in vier Hauptstämme, nämlich die Medschertîn, Ursangalli (Wersingeli), Ischak und Isa [2]); die bei Weitem zahlreichsten und zugleich uncivilisirtesten derselben sind die Medschertîn, welche das Land von Ziadeh (Bender Ziada in 48° 55′ ö. L. Greenw.) bis zum Kap Guardafui und südwärts bis 7° n. Br. inne haben; die anderen Stämme sitzen westlich von ihnen in der oben angegebenen Reihenfolge. Das Land der Medschertîns besteht zum größten Theile aus einem Hochplateau, welches felsig und steinig ist, von tiefen, engen Thälern durchschnitten wird und in Stufen oder Terrassen zerfällt, deren Höhe von 1000 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel ansteigt. Der Anblick des Landes von den Küstenbergen aus ist ein sehr auffallender: eine Folge von Bergketten, deren Kämme dem Auge als horizontale Linien erscheinen, nur selten aber, wenn überhaupt je, Gipfel haben. Die geologische Formation nahe der Küste besteht im Großen und Ganzen aus Kalk, daneben etwas Sandstein und hier und da vulkanischen Felsen; stellenweise findet man ein rosenfarbenes Gestein, welches eine vorzügliche Politur annimmt und offenbar marinen Ursprungs ist. Die Oberfläche des Landes ist unfruchtbar und felsig, die Erdkrume steinig und von geringer Tiefe und bringt nichts hervor außer Gestrüpp, Schlingpflanzen und dickes buschiges Gras. In den Thälern giebt es größere Bäume und auf den hohen Bergen an der Nordküste finden sich prächtige Weihrauchbäume, von denen manche 2 bis 3 Fuß im Durchmesser halten. Der Giftbaum, aus dessen Wurzeln die Eingeborenen eine schwarze pechartige Substanz zum Vergiften ihrer Pfeile gewinnen, kommt im ganzen Lande häufig vor und wächst besonders an den Rändern der Schluchten. Ueberall finden sich Spuren starken Regenfalles während der Regenzeit, über deren Periode die Angaben der Eingeborenen sich widersprechen; wahrscheinlich aber stimmt sie ziemlich mit derjenigen des Nordostmonsuns überein, wie die trockene Jahreszeit mit der Periode des Südostmonsuns. Die schwersten Regen fallen zu Ende des Winters und Anfang des Frühlings. Die Temperatur beträgt im Mai und Juni zwischen 85° und 95° F. und steigt mit den Südwinden auf 105° bis 108°.

Die Medschertîn behaupten von einem fanatischen Araber Namens Darot oder Tah-rud abzustammen, der unter der Regierung des el-Hadschag Ebn Jussuf (75 bis 95 der Hedschra) aus seiner Heimath vertrieben wurde, und leiten ihren Namen von dessen Urenkel ab. Wie alle Somali, haben sie ein angenehmes Aeußere, nur sind sie vielleicht etwas zu dünn, und besitzen kleine zierliche Hände und Füße, wohlgeformte Köpfe, ovale Gesichter, schmale Lippen und weite Nasenlöcher. Ihr Auge ist hell und intelligent, die Haut schwarz mit röthlichem Schimmer und durchaus verschieden vom Blauschwarz der Neger, das Haar wollig. Mit diesen Ausnahmen stehen sie dem Negertypus so fern als die besten Vertreter der weißen Race. Junge Leute tragen ihr Haar lang und schmieren eine Mischung von Lehm und Kalk hinein, wodurch dasselbe sein wolliges Aussehen verliert und zu langen Locken gedreht werden kann; ältere Leute rasiren sich dagegen den Kopf. Die Weiber tragen lange Röcke von weichem Leder oder buntem Kaliko, sowie ein Stück von letzterm Stoffe quer über die Schultern. Ein blaues Tuch auf dem Kopfe ist das Abzeichen einer verheiratheten Frau, während die Mädchen ihr Haar in kleinen von Butter glänzenden Löckchen tragen und es mit Schnüren weißer und rother Perlen schmücken. Die Männer pflegen um den Hals einen Streifen Leder zu tragen, an welchem zwei Stücke Bernstein von der Größe eines Hühnereies befestigt sind.

Die Medschertîn scheinen stets in Furcht vor ihren Nachbarn zu leben; denn nie gehen sie ohne Waffen aus und Jedermann führt einen Wurfspeer und eine Lanze, mitunter auch ein zweischneidiges Schwert, statt des letztern aber gewöhnlich einen schweren Knüttel bei sich. Die mit Widerhaken versehene Lanze werfen sie mit außerordentlicher

---

[1]) Oberst Graves hält irrthümlicher Weise die Medschertîn, welche allerdings südlich bis zu 7° n. Br. sitzen, für die südlichsten Somali, es wohnen aber noch südlich von ihnen die Hawijah und Abgal, und außerdem wissen wir durch Dr. Fischer („Globus" XXXIII, S. 364), daß die Somali jetzt südwärts bis zu 1° s. Br. vorgedrungen sind, während sie vorher nur bis an die Mündung des Juba, also etwa bis an den Aequator reichten.

[2]) Nach F. Müller, Allgem. Ethnographie, S. 503, in drei Stämme: die Adschi, zu welchen neben anderen als Unterabtheilungen die oben als selbständige Stämme angeführten Medschertîn und Wersingeli gerechnet werden, ferner die Hawijah und Rahanwin.

Kraft und Geschicklichkeit etwa 25 Yards (à 3 Fuß) weit; hat sich dieselbe in den Leib eines Feindes eingebohrt, so ist es unmöglich, sie aus der Wunde herauszuziehen, ohne das Fleisch ringsum in fürchterlicher Weise zu zerreißen. An Stelle der Lanze treten sehr oft Bogen und vergiftete Pfeile. Fast die einzige Beschäftigung des Volkes besteht in dem Abwarten ihrer Herden, und nur wenige beschäftigen sich mit dem Einsammeln des Weihrauchs und anderer Gummisorten; in den Dörfern giebt es außerdem einige Kaufleute und Haifischfänger. Ackerbau ist vollständig unbekannt, und nirgends findet man Gemüse und Früchte außer in einem kleinen Garten im Wadi Fahumme, den ein Araber sich angelegt hat. Man theilte dem Obersten Graves ferner mit, daß sich im ganzen Lande kein Korn irgend welcher Art findet; für diesen Umstand macht er die Faulheit und den Stolz der Leute verantwortlich, da die Männer Handarbeit als eine Schande ansehen. Die Weiber indessen arbeiten schwer, und alles, was in dem Lande geschafft wird, geschieht durch sie. Die einzigen Industriezweige sind das Weben von Matten, hauptsächlich für den Export, und die Anfertigung von Lanzenspitzen, womit sich in jedem Stamme eine kleine Anzahl Männer beschäftigen.

Gegenwärtig zerfallen die Medschertîn in etwa 30 Unterstämme, deren jeder seinen besondern Häuptling und seinen Kadi hat; alle aber erkennen die Oberhoheit des Osman Mohammed Jussuf an, der den Titel „Boghor“ oder Sultan führt. Die Bevölkerung zerfällt in Dörfler, Halbnomaden und Nomaden. Die ersteren leben in den etwa 20 Dörfern an der Küste und umfassen die Kaufleute, Gummisammler und Haifischfänger. Die Halbnomaden wohnen gleichfalls in den Dörfern und in deren Umgebung, da sie aber Kameele, Schafe und Ziegen besitzen, so müssen auch sie umherziehen, um Weideplätze zu suchen; sie halten sich an der Küste zwischen September und März auf und ziehen mit dem Nahen des Südwestmonsuns in die Berge. Die echten Nomaden besuchen die Küsten selten und bleiben dann nur wenige Tage dort, um Schafe, Butter, Felle und Gummi gegen Kaliko, Reis, Datteln, Mais, Glaswaare und Eisen auszutauschen. Im Innern giebt es weder Städte noch Dörfer. Die Küstendörfer enthalten etwa 38 000 Einwohner, einschließlich der Halbnomaden, deren Zahl sechs- bis achtmal stärker ist als diejenige der eigentlichen Dörfler. Die nomadische Bevölkerung, welche die Plateaus im Norden bewohnt, soll etwa ebenso zahlreich sein. In den Bergen gegen die Süd- und Südwestgrenze hin, zu beiden Seiten des Wadi Nogal, leben elf Stämme, welche nie an die Küste kommen und mit den übrigen Medschertîn sehr wenig Verkehr unterhalten. Mit ihnen zusammen beläuft sich die ganze Bevölkerung auf etwas mehr als 105 000 Köpfe.

Das wichtigste der Dörfer ist Alluleh an der Nordküste, etwa 30 engl. Meilen westlich vom Kap Guardafui; dasselbe enthält mehrere steinerne Häuser und etwa 350 über eine schmale Landzunge zerstreute Hütten; diese Zunge liegt zwischen dem Meere und einer kleinen Bucht, dem einzigen stets sichern Ankerplatze für die kleinen Schiffe, welche die Küste der Medschertîn besuchen. Das weiter westlich gelegene Marejeh (bei Révoil „Bender Miraiah“) ist gleichfalls ein wichtiges Dorf, welches eine starke Ausfuhr von Myrrhen und Weihrauch hat. Von den fünf Forts, welche angeblich den Ort decken sollen, fand Oberst Graves keine Spur. Der Sultan, jetzt ein junger Mann von 19 Jahren, lebt jährlich zwei bis drei Monate in Marejeh und scheint die übrige Zeit im Lande umherzuziehen, um Tribut einzusammeln. Der größere Theil seines Besitzes sowie der seiner Unterthanen rührt von der Plünderung gestrandeter Schiffe her; Oberst Graves behauptet wenigstens, daß zur Zeit seines Besuches sich innerhalb eines Umkreises von 75 engl. Meilen um Cap Guardafui keine einzige Hütte befand, welche nicht irgend einen Gegenstand enthielt, der von einem im vorhergehenden Jahre gestrandeten Schiffe gestohlen war.

Der Jaru-dsang-po in Tibet.

Seitdem durch die große Reise des Panditen Nain Singh von Katmandu nach Lhassa und von da nach den Quellen des Satledsch (1865 bis 1866) im Auftrage des unvergessenen Kapitän F. G. Montgomerie die Erforschung des tibetischen Hochlandes in neuerer Zeit so glänzend wieder aufgenommen worden ist, hat dieselbe nicht wieder geruht, und wenn auch nicht alljährlich, so werden wir doch häufig genug mit neuen Ergebnissen, welche durch Eingeborene in englischen Diensten auf tibetischem Boden erzielt wurden, überrascht. Um hier nur das Wichtigste zu rekapituliren, so erinnern wir an desselben Nain Singh Reise nach den Goldfeldern von Thok-Dschalung und seine Erforschung des obern Indus und des Gartoktschu im Jahre 1867; an den Marsch des als „Nro. 9“ bezeichneten Eingeborenen von Nepal nach Schigatze am Jaru-dsang-po und zurück nach Katmandu 1871, wobei er den höchsten Gipfel des Himalaja, den 29 002 Fuß hohen Gaurisankar, in weiten Bogen umzog; an die Umwanderung des nördlich von Lhassa in 15 190 Fuß über dem Meere gelegenen Sees Tengri-Nor durch einen Halb-Tibetaner im Jahre 1871; an die letzte großartige Reise Nain Singh's im Jahre 1874 durch das tibetische Hochland von dem Pangkong-See zum Tengri-Nor und über Lhassa und Tschetang am Jaru-dsang-po nach Assam, nachdem er zuvor 1873 Sir Douglas Forsyth's Gesandtschaft nach Ost-Turkestan begleitet hatte, und schließlich an die Reise von N — u — g, welcher 1878 den Jaru-dsang-po von Tschetang etwa $2^1/_2$ Längengrade (circa 200 engl. Meilen) stromabwärts verfolgt und dessen großen nördlichen Bogen zwischen 93^0 und 95^0 östl. L. Gr. entdeckt hat (s. „Globus“ XXXV, S. 271; die Karte reproducirt in Petermann's Mittheilungen 1880, Tafel 2 [1]). Jetzt enthält der letzt erschienene Indian Sur-

[1]) Wie man in den letzten Jahren ziemlich allgemein annahm, und wie es auch auf der erwähnten Karte dargestellt ist, tritt der Jaru-dsang-po, der große Fluß von Tibet, als Dihong in die Ebene von Assam ein und bildet somit den Oberlauf des Brahmaputra. Noch hat freilich Niemand den Zusammenhang beider Ströme durch Augenschein nachgewiesen und noch immer trennt ein unerforschter Strich von 20 deutschen Meilen Länge den untersten bekannten Punkt des Jaru-dsang-po von dem obersten des Dihong. Neuerdings ist denn auch R. Gordon in seinem „Report on the Irrawaddy River“ (Rangoon 1879) gegen jenen Zusammenhang des tibetischen Stromes mit dem Brahmaputra aufgetreten und behauptet, daß der Jaru-dsang-po vielmehr den Oberlauf des Irawadi bilde, daß der

vey Report (für das Jahr 1878 bis 1879) einen interessanten Bericht über eine Reise eines eingeborenen Forschungsreisenden, L— genannt, welcher bereits vor fünf Jahren einen bis dahin unbekannten Theil des Jaru-dsang-po (in dem englischen Originale kurz als Sanpo bezeichnet) näher erforscht hat. Wir theilen daraus nach den Proceedings of the Royal Geographical Society (June 1880, p. 370) Folgendes mit. Im März 1875 brach der Reisende von Dardschiling in Britisch-Sikkim auf, durchzog das unabhängige Sikkim und überschritt den Himalaja in dem Kangra-lama La (d. i. Paß), jenseit dessen er im Fort Ganpa Dschong festgehalten, aber schon am nächsten Tage unter Eskorte ein kleines Stück weiter geschickt wurde. Allein erst fünfzehn Tage später wurden er und seine Gefährten endgültig losgelassen und ihnen erlaubt, ihre Reise nach Schigatze, der wohlbekannten Stadt unweit des Tsang-po, fortzusetzen. Sie langten dort um die Mitte des Mai an; wiederum wurde der Reisende L— von dem dortigen Gouverneur verhört und durfte nicht eher abreisen, als bis einige Kaufleute eintrafen, die er überredete, für ihn Bürgschaft zu leisten. Während er sich in Schigatze aufhielt, herrschte unter den dortigen Einwohnern die größte Bestürzung in Folge der Nachricht, daß sich der Statthalter (Lieutenant-Governor) von Bengalen und Commissioner von Dardschiling in Sikkim befände. Sofort wurden Truppen zur Bewachung der Sikkim-Pässe abgesendet, und von Lhassa wurden 13 Kompagnien tibetischer Soldaten, die aber zusammen nur 350 Mann stark waren, nach Schigatze in Garnison gelegt. Dieselben führten Schwerter und für je zwei Mann eine Flinte. Neben dem Bazar von Schigatze liegt das von 380 Mönchen bewohnte wohlbekannte Kloster Taschilumbo. Trotzdem die Straße zwischen Schigatze und Dardschiling über Ganpa Dschong vortrefflich ist, herrscht doch sehr wenig Verkehr auf ihr wegen der Absperrungspolitik der Chinesen; während seines 15tägigen Aufenthaltes in der Nähe von Ganpa Dschong passirte dort nicht ein einziger Kaufmann.

Auf einer 80 Schritte langen Brücke aus großen Balken, die auf vier mächtigen Pfeilern ruhen, überschritt L— den fischreichen Paina-Tschu (Penanang Tschu; rechter Zufluß des Tsang-po unweit östlich von Schigatze), folgte demselben abwärts bis zu seiner Mündung und dann dem Tsang-po selbst etwa 50 engl. Meilen weit, eine Strecke, die früher noch nicht erforscht worden war. Die mittlere Breite des Stromes konnte er hier nicht gut bestimmen, da sich derselbe an manchen Stellen in verschiedene Arme theilt, an anderen sich mit kaum wahrnehmbarer Strömung weit ausbreitet. Zwischen Schigatze und Dschagsa (Tschaksa, wo eine eiserne Kettenbrücke über den Tsang-po nach Lhassa führt), wo der Weg südöstlich nach Jasi am Ufer des Jamdok-tscho, des berühmten „ringförmigen Sees“, abgeht, findet Bootsverkehr statt und zwischen Schigatze und Jasi beträchtlicher Handelsverkehr: der Reisende begegnete oder überholte täglich 300 bis 400 Leute mit Lasten und reiste etwa drei Tage lang mit etwa 30 Kaufleuten aus Nepal, die sich mit Tuch und Metall nach Lhassa begaben, während er einigen, von dort mit Ziegelthee zurückkehrenden Kaschmiris begegnete. Der Jamdok-tscho ist nach Angabe des Reisenden keineswegs ein ringförmiger See, wie er in so markanter Form auf allen Karten Tibets seit d'Anville's Zeit dargestellt worden ist; man theilte ihm mit, daß die Jaks und Schafe, welche er auf den Bergen der angeblichen großen Insel im See weiden sah, dorthin gelangt seien, ohne Wasser zu passiren, nämlich über eine Landenge von Süden her.

Nachdem L— den Paß Chamba La (zwischen dem Jamdok-tscho und dem Tsang-po) überschritten, erforschte er einen zweiten, noch nicht aufgenommenen Abschnitt des großen Stromes, den zwischen Tschak-dschawe-tschuri, jener eisernen nach Lhassa führenden Hängebrücke, und der Stadt Tschetang (91° 43′ östl. L. Gr.), wo Nain Singh 1874 den großen tibetischen Fuß überschritten hatte. Unterwegs kam er bei Dörfern und Klöstern vorbei; bei letzteren achtete er darauf, stets zu Fuß und den Hut in der Hand nach orthodoxer tibetischer Sitte zu passiren; manche Leute sah er, welche aus großer Frömmigkeit auf ihren Knien vorbeirutschten und sich selbst platt auf die Erde legten. In Tschetang konnte er den Strom in einem breiten Thale in der Richtung Ost zu Nord bis zum Horizonte fließen sehen; eine weit entfernte schneebedeckte Kette versperrte den weitern Blick. Der Weg führt am rechten Ufer des Tsang-po jenseits Tschetang weiter, aber L— wurde vor demselben gewarnt, falls er nicht in Begleitung einer großen Gesellschaft von Kaufleuten reiste, da dort Räuber und wilde mit Pfeil und Bogen bewaffnete Stämme in der Gegend von Tschari wegelagerten. (Drei Jahre später hat dann, wie bekannt, der Reisende N—m—g diesen Weg wirklich eingeschlagen und den Tsang-po abwärts bis Gjala-Singdong verfolgt.) Nachdem sich L— deshalb sechs Tage in Tschetang aufgehalten, verließ er, da er fürchtete, daß seine Mittel ausgingen, um die Mitte Decembers die Stadt und wandte sich südwärts in der Absicht, Nain Singh's Weg von 1874 nach Assam einzuschlagen. Bis Tangschoch (Tangschu) scheint er aber davon abgewichen und erst von dort bis Tawang seinem Vorgänger genau gefolgt zu sein. An letzterm Orte, der dicht an der Grenze Bhutans und nur noch circa 50 engl. Meilen von der Grenze Assams entfernt liegt, wurden er und seine Begleiter vor die Behörden geführt, welche ihnen die Erlaubniß zur Weiterreise verweigerten und sie in die öffentliche Mühle einsperrten. Gleichzeitig mit ihnen wurden 300 Kaufleute festgehalten, und zwei junge Männer, welche sich über dieses willkürliche Verfahren etwas allzu frei äußerten, wurden sofort eingekerkert und ihrer Waaren beraubt, die verkauft wurden. Zuletzt sollten drei berittene Soldaten unsern Reisenden und jene beiden jungen Leute nach Lhassa transportiren. Glücklicherweise fand der Befehlshaber eines Forts unterwegs in dem Dokumente, welches die Soldaten bei sich führten, einen Formfehler, sandte letztere nach Tawang zurück und gab den Reisenden die Freiheit, worauf L— nach Schigatze zurückkehrte, nicht ohne unterwegs sehr von der heftigen Kälte zu leiden. Gegen Ende März 1876 traf er dort seine letzten Vorbereitungen und kehrte dann auf demselben Wege, wie Kapitän Turner im Jahre 1783, nach Dardschiling zurück. In Phari, wo drei chinesische Beamte und 30 berittene Soldaten stationirt sind, wurde er wieder einen Monat lang festgehalten, aber zuletzt Dank der Intervention eines der angesehensten Männer im Orte freigelassen; nun stieg er das Thal des Ammotschu jenseits Tschumbi, der Sommerresidenz des Radscha von Sikkim, hinab und erreichte den Paß Dschiliph La, von wo der Weg 15 engl.

Irawadi durch keinen andern großen tibetischen Fluß gespeist werde und daß der Jaru-dsang-po mit keinem andern großen Flusse, als mit dem Irawadi, zusammenhänge, wie dies schon von d'Anville angenommen worden ist. Bei der Kleinheit seiner Zuflüsse und der Mächtigkeit seines Hochwassers sei für den Irawadi ein gewaltiger Oberlauf erforderlich, und dieser sei kein anderer, als der Jaru-dsang-po. (Vergl. Proceedings of the Royal Geographical Society, June 1880, p. 390.) Uns sind die speciellen Daten über die Wassermenge der in Rede stehenden Ströme und die Gordon'schen Ausführungen nicht zur Hand, so daß wir über diese Frage nicht zu entscheiden vermögen. Voraussichtlich wird aber die einfachste Lösung des Räthsels, diejenige durch Okularinspektion Seitens eines eingeborenen Explorers, nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Meilen weit sehr eben, dann aber 9 Meilen weit außerordentlich steil und schwierig ist; es war das die schlimmste Stelle, welche L— zu passiren hatte, seitdem er Indien verlassen. Von Schigatze bis zu diesem Abstieg ist die Straße sehr bequem und ohne alle natürliche Schwierigkeiten, nur ist stellenweise nördlich von Phari das Futter für die Saumthiere spärlich. L—'s Abwesenheit von Indien hatte im Ganzen ein Jahr und vier Monate gedauert.

Aus allen Erdtheilen.

Nordmerika.

— Zu den Handelszweigen, welche in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten einen wesentlichen Aufschwung aufzuweisen haben, gehört auch der Austernexport. So wurden in den letzten vier Jahren, von 1875 bis 1879, 264 230 Faß Austern im Werthe von 1 321 183 Doll. nach Europa verschifft. Während der mit dem 31. März d. J. beendeten sechs Monate wurden 59 643 Faß Austern im Werthe von 298 318 Doll. nach Europa versandt, allerdings eine Abnahme gegen dieselbe Periode des Vorjahrs, was aber wohl hauptsächlich auf Rechnung des milden Winters zu setzen ist, der eine Verschiffung von Austern in größerm Maßstabe nicht rathsam erscheinen ließ. Immerhin dürften die Zahlen für den Aufschwung Zeugniß ablegen, welchen dieser Handelszweig innerhalb einer so kurzen Periode genommen. (A. Z.)

— Mit dem im Frühling d. J. erschienenen zweiten Bande von Prof. Friedrich Ratzel's „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (München, R. Oldenbourg) ist ein Werk vollendet, welches eine erstaunliche Fülle von Material verarbeitet bietet, und das von der als geschickt bekannten Hand eines Mannes, dem die eigene Anschauung der zu schildernden Verhältnisse zu Statten kommt.

Der zweite Band des Werkes schildert die kulturgeographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten. Dieselben sind zwar in möglichster Vollständigkeit dargestellt, immerhin aber waltete dabei die Rücksicht auf ihre allgemeinen Eigenschaften, ihre Beziehungen zu den natürlichen Daseinsbedingungen, zum Leben und zur Zukunft des nordamerikanischen Volkes, endlich ihre geschichtliche Entwickelung mehr vor als das Streben nach Darbietung von möglichst vielen Einzelheiten. So wie im ersten Band die Naturverhältnisse, so sollten hier die Kulturzustände des großen Reiches zu einem Gesammtbilde vereinigt werden, und in demselben sollten die großen Züge nicht durch unnöthige oder gar ungeordnete Anhäufung von minder wichtigen Thatsachen ihrer natürlichen Deutlichkeit beraubt werden. Jede Seite des Kulturlebens der Nordamerikaner sollte aber eingehende Behandlung finden und jede einzelne auch nach dem Maße der Wichtigkeit, welche sie für uns Außenstehende besitzt. Selbstverständlich ergab sich dabei eine vorwiegende Berücksichtigung der wirthschaftlichen Zustände und Entwickelungen, welche ja in jedem Volke als breites Fundament dem ganzen übrigen Kulturbaue zu Grunde liegen, eine besondere Beachtung aber verdienen bei einem so jungen und daher so sehr noch mit der Entfaltung der materiellen Möglichkeiten seines Landes beschäftigten Volke, wie den Nordamerikanern. Voraussichtlich werden die Nordamerikaner fortfahren, in den nächsten Jahrzehnten ihre Stellung als das in allen wirthschaftlichen Beziehungen hervorragendste Volk der außereuropäischen Länder immer mehr auszudehnen und zu verstärken, und ihr Wirthschaftsleben wird von immer größerer praktischer Bedeutung für alle anderen Völker werden. Es schien daher sowohl aus wissenschaftlichen als aus praktischen Gründen wünschenswerth zu sein, dasselbe ausführlich darzustellen. Die beigegebenen Karten und Figuren werden zur Verständlichkeit der einschlägigen Verhältnisse sich dienlich erweisen.

— M. Desiré Charnay, dessen Reise in Java in Nro. 1 ff. dieses Bandes des „Globus" geschildert wird, befindet sich auf Kosten der französischen Regierung und des M. Pierre Lorillard jetzt in Mexico, um die alten Denkmäler und Inschriften des Landes photographisch zu kopiren und abzuformen. Die Kopien und Abklatsche sollen später unter dem Namen Lorillard-Museum in Paris besonders aufgestellt werden. Die Expedition ist auf zwei, vielleicht auch drei Jahre veranschlagt, wovon eines ausschließlich auf Yucatan zu verwenden ist. Charnay war bereits 1857 in Mexico und Mittelamerika, photographirte damals die Tempel, Gräber und Monumente von Mitla, Palenque, Chichen-Itza u. s. w. und veröffentlichte darüber seine „Cités et Ruines Américaines". Die Kosten seiner Reise sind auf 300 000 Francs veranschlagt; das Journal derselben soll später in der „North American Review", ein detaillirter Plan der Expedition aber baldigst und zwar gleichzeitig in Frankreich, Deutschland, England und Amerika erscheinen. Obwohl die Mexicaner, wie leicht erklärlich, sehr dagegen sind, daß die Reste der früheren Kulturstufen ihrer Heimath entführt werden, so will Charnay doch versuchen, daß er von der Regierung wenigstens einen Antheil an den zu entdeckenden Alterthümern erhält.

— Wo früher, schreibt der „Leader" in Eureka, sich der Ruby-See ausdehnte, findet sich jetzt kein Tropfen Wasser mehr. Vor sieben bis acht Jahren war er 18 bis 20 Miles lang, seine Breite wechselt von ½ bis 2 oder 3 engl. Miles, und an mehreren Stellen war er sehr tief. Zahllose Quellen, die am Fuße des Ruby-Gebirges entsprangen, speisten ihn, so daß er die größte Wasseransammlung im östlichen Nevada war. Während einer Reihe von Jahren ist er nun allmälig aufgetrocknet und endlich ganz verschwunden. Der Grund davon ist räthselhaft; denn das Ruby-Gebirge gilt als das größte und schönste zwischen dem Felsengebirge und der Sierra Nevada, ist gut bewaldet und ist das wasserreichste in ganz Nevada. (Nature.)

Südamerika.

— Seitens der „South American Missionary Society" sind zwei Missionäre, Resyek Polak und Mc Caul in São Pedro de Caxoeira am Purûs, dem großen südlichen Nebenflusse des Amazonenstromes, stationirt, welche sich die Erforschung der Umgegend angelegen sein lassen. In nächster Zeit gedenken sie einige noch unbekannte Zuflüsse des Purûs zu besuchen, wobei ihnen von Nutzen sein wird, daß Mr. Polak die Sprache der Hypurina-Indianer versteht. Auch haben sie ihrer Gesellschaft versprochen, bald eine neue Karte eines Theiles des Purûs einsenden zu wollen.

— Ein Engländer, Mr. George Beaumont, beabsichtigt, in der argentinischen Provinz Buenos Ayres eine Straußenfarm zu errichten und hat zu diesem Zwecke 101 Strauße aus Afrika eingeführt.

— Don Ramon Lista, welcher jetzt Patagonien bereist, erklärt, daß die Küste zwischen Bahia Rosas und dem Hafen San Antonio keine Zukunft besitze. An letzterm Punkte besteht die Umgebung durchweg aus Sand ohne Gras oder Wasser, und beim Graben erhielt man nur salziges Wasser. Am 10. April schrieb der Reisende aus Bahia Blanca, daß

er zur Umkehr gezwungen worden wäre, hätte er nicht von dem ihn begleitenden Kutter Wasser für die Pferde erhalten.

— Während des vergangenen Jahres hat das bekannte englische Schiff „Alert" zuerst unter Sir G. S. Nares, dann unter Kapitän Maclear die Kanäle an der Westküste von Südamerika etwa unter 50° südl. Br. untersucht und aufgenommen, besonders den Trinidad Channel, welcher auf 150 Seemeilen nordwärts von der Magelhaens-Straße eine freie Durchfahrt nach dem Stillen Ocean darbietet, so daß die Schiffe die oft stürmische Fahrt über das offene Meer vermeiden können. Auch besuchte der „Alert" die Inseln S. Feliz und S. Ambrosio (etwa unter 26° südl. Br.), welche, nach den in ihrer Umgebung gefundenen Seetiefen, weder mit dem Festlande von Südamerika noch mit der Juan-Fernandez-Gruppe einen Zusammenhang zu haben scheinen. Maclear beschreibt die Insel S. Ambrosio als vulkanisch und aus horizontal geschichteten Laven bestehend, welche senkrecht von Basaltmassen durchsetzt werden. Vegetation ist nur spärlich vorhanden, Wasser gar nicht, und obwohl sich Seevögel dort aufhalten, sind die Küsten doch zu steil und abschüssig, als daß man dort Guano sammeln könnte. Den Tiefseelothungen zufolge scheint die Insel als ein vereinzelter Berg von einem unterseeischen Plateau aufzusteigen. (Nature.)

— In der Argentinischen Republik hat soeben das Eisenbahnnetz mehrfache Erweiterungen erfahren: die Westbahn von Buenos Ayres nach Pergamino ist bis Giles eröffnet worden; ferner hat sich der Finanzminister nach Villa Mercedes begeben, um die Eröffnung der Bahn bis San Luis vorzunehmen, und der Minister des Innern ist nach Tucuman abgereist, um den Bau der Eisenbahn von dort bis Salta feierlich in Angriff zu nehmen.

— Briefe aus dem Innern der Argentinischen Republik melden, daß mehrere Tropas (Maulthier-Karawanen) mit Weiß- und Rothweinen beladen, von San Juan nach Rosario abgegangen sind. Man knüpft daran die Hoffnung, daß in Zukunft mehr einheimische Weine in Buenos Ayres getrunken und durch sie die bisher aus Frankreich und Spanien eingeführten verdrängt werden.

— Nach dem in London erscheinenden „South American Journal" scheinen sich die Verhältnisse Paraguays, welches durch den Krieg gegen Lopez so jämmerlich heruntergekommen war, allmälig etwas zu bessern. Die Bevölkerung nimmt, besonders durch Einwanderung, zu: es herrscht Ruhe und Frieden; die Einnahmen sind zwar gering, werden aber gewissenhaft und zu nützlichen Dingen verwendet. Während Ende April 1878 in London 505 Ballen Tabak aus Paraguay lagerten, stieg die Zahl 1879 auf 858, 1880 auf 2760 Ballen. Die englischen Gläubiger der Republik fangen wieder an zu hoffen, daß sie vielleicht doch noch einmal zu einem Theil des Ihrigen kommen.

Polargebiet.

— Zu Anfang April d. J. ist eine neue dänische Expedition nach Grönland abgegangen, unter Marinelieutenant G. Holm, der 1876 mit Steenstrup einen Theil des Distriktes Julianehaab untersuchte, und den der Architekt Groth und der Cand. polyt. C. L. Petersen begleiten. Sie soll Ausgrabungen im Distrikt Julianehaab vornehmen, wo sich Ruinen des alten Bischofssitzes Garde befinden, und auch mit Voruntersuchungen zu einer spätern Expedition nach der Ostküste Grönlands sich beschäftigen. Herr Prof. Fr. Johnstrup in Kopenhagen schreibt darüber an Dr. Behm: Bekanntlich ist man verschiedener Meinung gewesen, wo der sogenannte „Osterbygd", d. h. die östliche Niederlassung, gelegen habe, ob es auf der westlichen oder östlichen Küste gewesen sei, und man ist jetzt gesonnen, so viele Beiträge zur fernern Beleuchtung der Frage wie möglich einzusammeln. In Verbindung hiermit hat die Expedition deshalb auch den Auftrag, eine für ein folgendes Jahr beabsichtigte Bootexpedition nach dem südlichen Theil der Ostküste Grönlands vorzubereiten, da hier keine Untersuchung vorgenommen worden ist, seitdem Graah seine bekannte Reise in den Jahren 1829 bis 1830 unternahm. (Petermann's Mitth.)

— Am 3. Juni d. J. hat das holländische Schiff „Willem Barents" seine dritte Nordpolexpedition angetreten.

— Die englische Admiralität hat der unter Kapitän Howgate auszusendenden amerikanischen Nordpolexpedition, welche in Lady Franklin Bay eine Station anlegen will, die Lebensmittel-Depôts zur Verfügung gestellt, welche Sir G. Nares in den Jahren 1875 und 1876 an der Westküste des Smith Sund errichtet hat. Zum Expeditionsschiffe ist der Dampfer „Gulnare" von 230 Tonnen bestimmt; die Bemannung wird aus 15 Offizieren und Matrosen bestehen, die Observations-Abtheilung für die Station aus 25 Mann, einschließlich die Gelehrten.

— Den ersten ausführlicheren Bericht in deutscher Sprache über Nordenskjöld's Umschiffung Asiens bringt uns das eben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene Werk „Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858 bis 1879" (mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten). Dasselbe ist der Hauptsache nach eine Uebersetzung von Alexander Leslie's „Arctic Voyages of A. E. Nordenskjöld", einer nach den Quellen sorgfältig zusammengestellten Uebersicht sämmtlicher Polarreisen des berühmten schwedischen Geologen. Diese größtentheils streng fachwissenschaftliche Quellenliteratur, deren 193 Nummern umfassendes Verzeichniß dem Buche beigegeben ist, beläuft sich nach Leslie's Berechnung auf 6000 Druckseiten mit 150 Abbildungen und wurde für die Abfassung des vorliegenden Buches, speciell für die Darstellung der schwedischen Polarexpeditionen von 1858, 1861, 1864, 1868, 1872 bis 1873, der Reise nach Grönland 1870 und der beiden Fahrten nach dem Jenissei 1875 und 1876 durchgearbeitet. Das letzte Kapitel jedoch, „Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt 1878 bis 1879", hat in der deutschen Ausgabe auf Grund neuerer ausführlicher Berichte, besonders der Briefe Nordenskjöld's an den Mäcen der Polarforschung, Oskar Dickson, eine beträchtliche Ergänzung und Erweiterung erfahren. Vornehmlich möchten wir noch auf das hochinteressante erste Kapitel, „Die Familie Nordenskjöld: autobiographische Skizze", hinweisen, sowie auf Anhang I, den medicinischen Bericht des Dr. Envall, welcher einerseits das Bild der Ueberwinterung in der Musselbai 1872 bis 1873 in wünschenswerther Weise ergänzt, andererseits aber so manche Veränderung in den betreffenden Einrichtungen und der Ausrüstung der späteren Expeditionen veranlaßt hat, für deren Zweckmäßigkeit der vortreffliche Gesundheitszustand bei der Ueberwinterung der „Vega" das beste Zeugniß ablegen sollte.

Inhalt: Auf Java. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — W. Bertram: Das Val de Cogne in Piemont. I. — Die Medschertîn-Somali. — Der Jaru-dsang-po in Tibet. — Aus allen Erdtheilen: Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. — (Schluß der Redaction 20. Juni 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 4.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

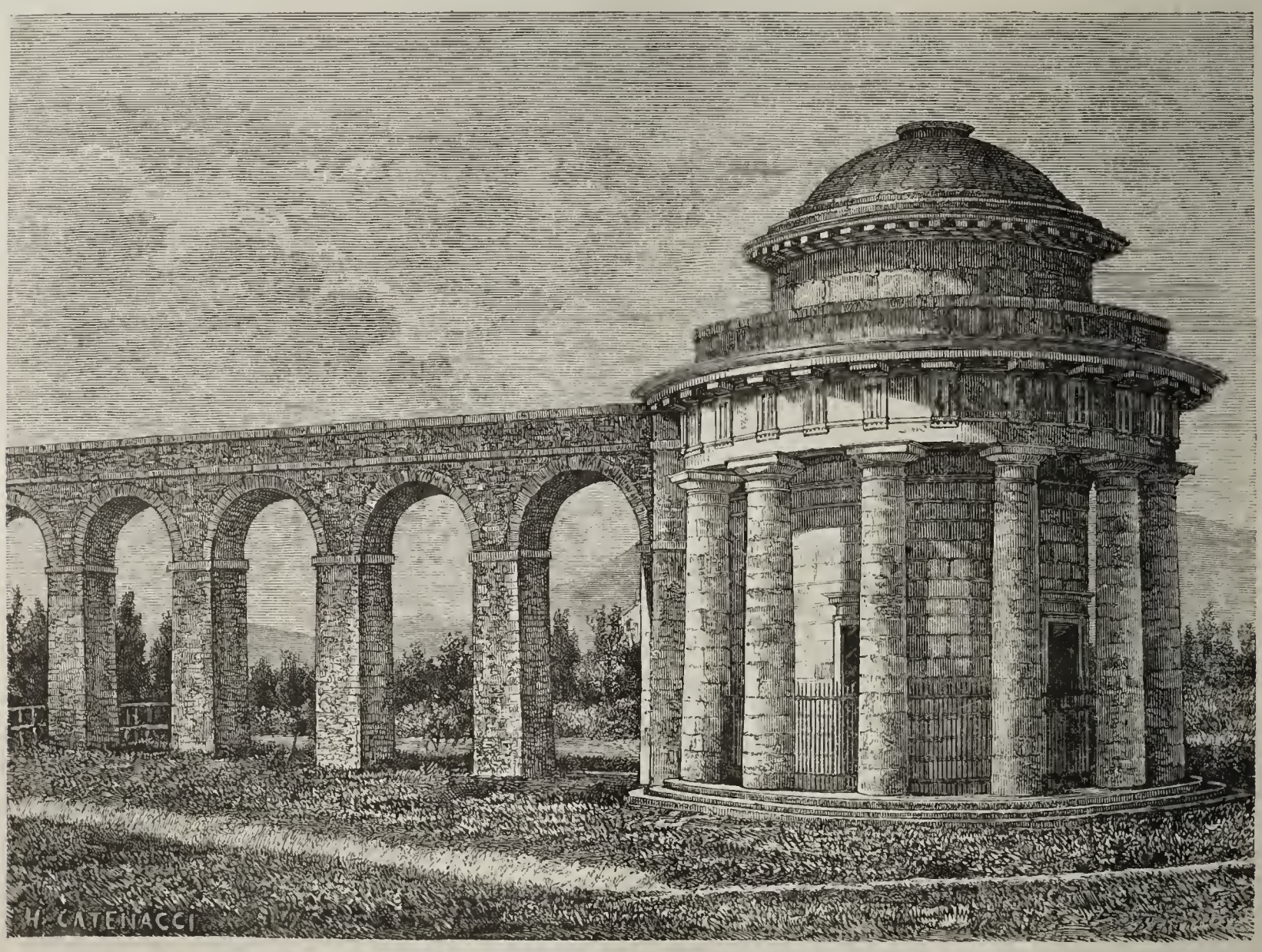
Fährt man auf der Eisenbahn von Florenz über Prato nach Lucca, so erblickt man unfern seines Zieles und bald hinter der Station Altopascio zur Linken, im Süden, den Wasserspiegel des Sees von Bientina, welcher den letzten Rest der Sümpfe darstellt, welche einst Arno und Serchio durch ihre Vereinigung bei Hochwasser gebildet haben. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dieses ganze schöne Thal von Sümpfen verpestet und die Einwohner vom Fieber decimirt. Zur Zeit des Hochwassers ergoß sich von Norden und Süden, von Serchio und Arno her gleichzeitig die Fluth in den See und bildete dort ein wahres Binnenmeer. Man dämmte nun den Serchio und Arno ein, und geschickt angelegte Schleusen dienten dazu bald den Gewässern des Bientina-Sees Abfluß zu gewähren, bald denen jener beiden Flüsse den Zutritt zu verwehren. Aber die kleinen Bäche, die von den Pisaner Bergen herabkommen, und die starken Winterregen, welche keinen Abfluß mehr fanden, nachdem die Schleusen geschlossen waren, setzten nichtsdestoweniger einen Theil des Landes unter Wasser: 10000 Hektaren fruchtbaren Bodens waren alljährlich mehrere Monate lang überschwemmt. Da entwarfen toskanische Ingenieure, Meister in der Wasserbaukunst, den Plan, dem Bientina-See Abfluß zu verschaffen, indem sie einen Tunnel unter dem Arno hindurch führten und ein ehemaliges Strombett herrichteten, daß es den Ueberfluß des Sees direkt ins Meer leitete. Damit war der „flüssige Feind“ besiegt; ohne mehr schaden zu können, wälzten sich nun die gelben Wogen des Arno zwischen hohen Dämmen hin, in einem Niveau, welches höher liegt, als das des Bientina-Sees. Toskana kann auf die Namen seiner großen Ingenieure, eines Fossombroni und Zendrini, welche ihm in unblutigem Kampfe Provinzen gewannen, fast stolzer sein, als auf die seiner berühmtesten Kriegshelden.

Jenes so eroberte Thal hat den Beinamen „der Garten Toskanas“ erhalten; „Obstgarten“ oder „Baumgarten“ wäre richtiger. Wohin man blickt, Gehänge von Weinreben, Bäche von hohen Pappeln oder blühenden Hecken eingefaßt, weiße oder hellroth angestrichene Häuser mit langen Bogengängen und ganze Dörfer im Grün verstreut, alte Kastelle und Kirchthürme auf den bewaldeten Hügeln und im Hintergrunde von blauem Nebel umhüllten Felsenkämme der Apenninen, die acht Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind. Man meint, die Bewohner dieser entzückenden Landschaft müßten glücklich sein; aber die Thatsachen entsprechen dem Anscheine nicht. Denn die Landleute hier sind nur Halbbauern oder Pachtmeier, d. h. sie bewirthschaften das Land eines andern, der die Hälfte des Ertrages erhält, und die Pachtung (il podere) ist meist so klein, daß der Mann darauf kaum seine Nahrung findet, so unendliche Mühe und Sorgfalt er auch auf die Bewirthschaftung des Bodens verwendet. Deshalb wandern viele nach auswärts und suchen sich lohnendere Arbeit; zu zehn oder fünfzehn thun sie sich zusammen, und wählen sich einen Anführer, dem es obliegt, gute Arbeit ausfindig zu machen, den Lohn einzuziehen und

ihn zu vertheilen und die Interessen seiner Gesellschaft gegen die Arbeitgeber und Behörden zu vertreten. Zu Tausenden landen diese Arbeiter um die Mitte des Juni in Bastia auf Korsika, auf dessen Westküste ohne ihre kräftige Hülfe die Ernte nicht rechtzeitig eingebracht werden könnte. Für sie ist das kein Exil: denn man spricht dort ihre Sprache, und am Horizonte sehen sie stets die heimathlichen Berge von Lucca.

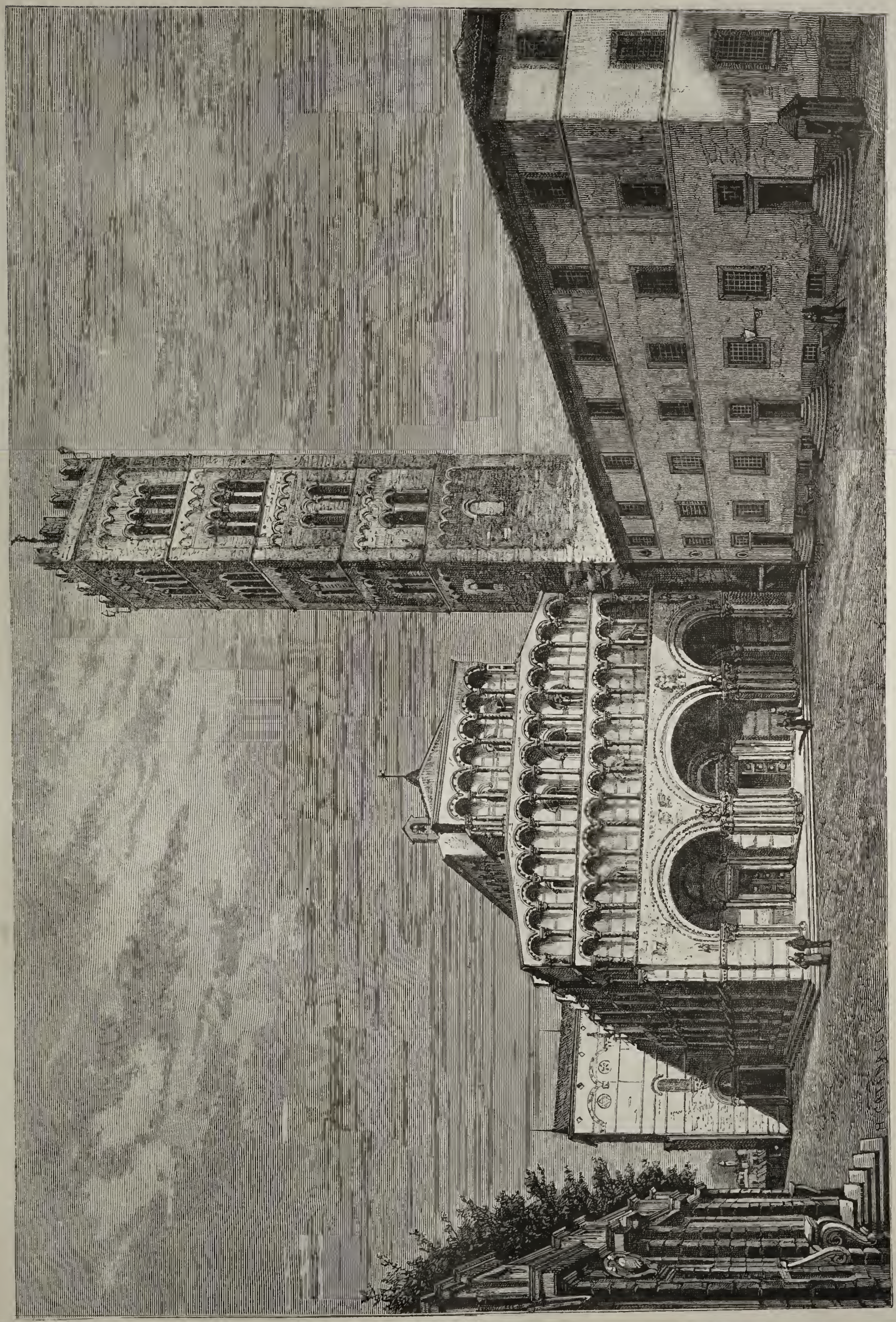
Der Bahnzug nähert sich nun der Stadt Lucca: wie ein riesiger Circus steigen die Berge rings an und schauen herab auf das malerische originelle Städtchen in ihrer Mitte, mit seinen wohlerhaltenen Befestigungen in Vauban'scher Art, die mit prächtigen Bäumen bepflanzt sind, über welche die Glockenthürme herüberragen. Ehe man in den Bahnhof fährt, sieht man zur Linken eine lange Reihe von Bogen — es sollen 459 sein —, welche in der Ferne bei den Bergen von Pisa anheben und nahe der Stadt Lucca in einer Rotunde dorischen Stiles ihren Abschluß finden; diese schöne Leitung bringt täglich 8000 Liter klaren gesunden Wassers von Vorno und Guamo zur Stadt und ist ein Werk des luchesischen Ingenieurs Nottolini, der es 1823 auf Befehl der Herzogin Marie Louise von Bourbon ausführte.

Lucca rühmt sich mit Recht, eine der ältesten Städte Toskanas zu sein; ehe noch von Florenz die Rede war, war es bereits eine alte Ansiedelung. Ob es indessen eine etruskische Stadt war, ist nicht ausdrücklich bezeugt; auch



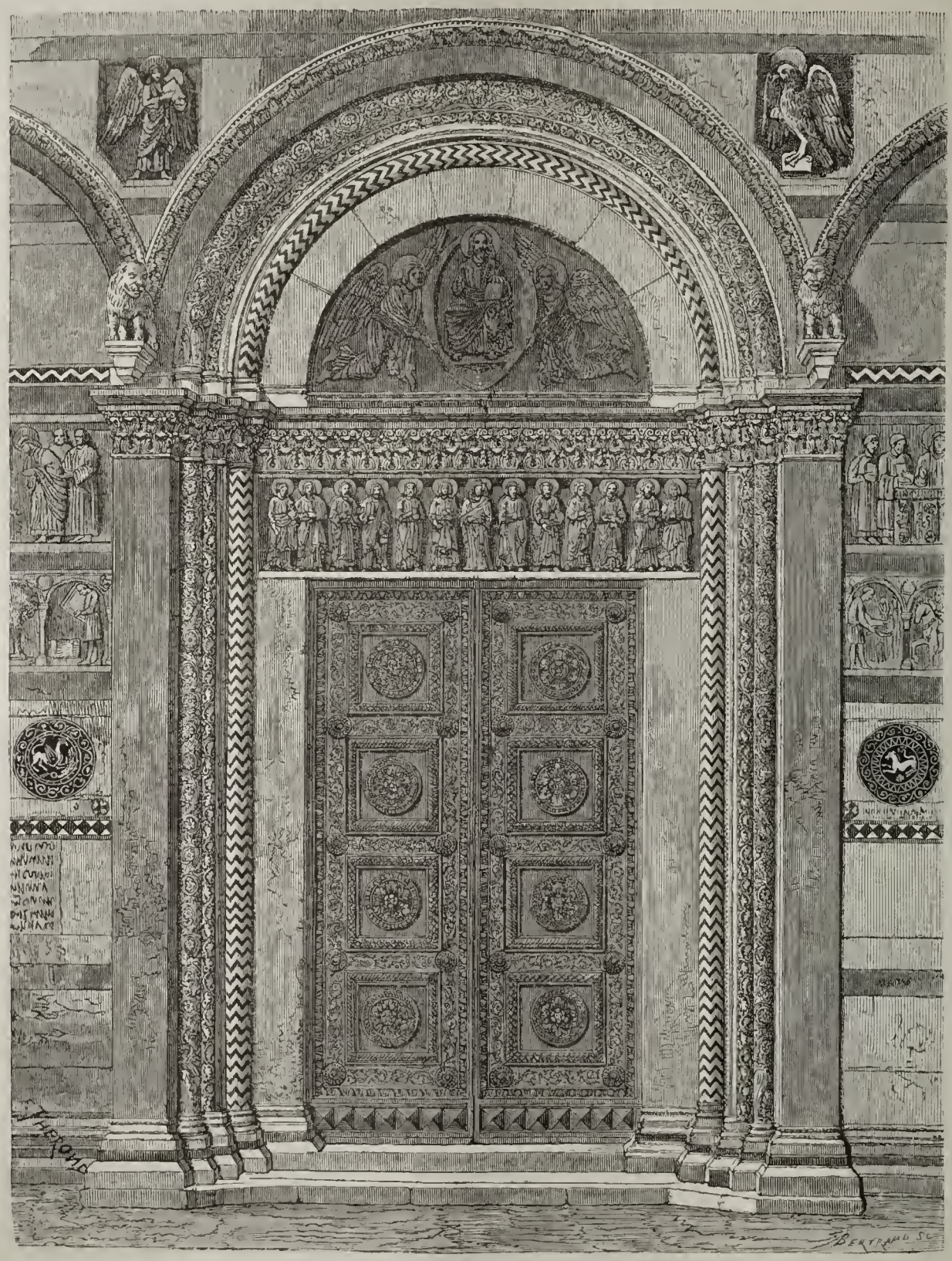
Die Wasserleitung von Lucca.

haben sich dort keine etruskischen Denkmäler gefunden. Später bemächtigten sich die Ligurer des Ortes, der bis in das Augusteische Zeitalter hinein als ligurisch angesehen wurde. 218 kommt er zum ersten Male in der Geschichte vor, als sich der Konsul Sempronius Longus nach seiner Niederlage an der Trebia dorthin zurückzog. Im Jahre 177 v. Chr. wurde er römische Kolonie und muß besonders in der Zeit Julius Cäsar's von Bedeutung gewesen sein, da derselbe dort wiederholt mit seinen politischen Freunden Zusammenkünfte abhielt. In der Kaiserzeit wird die Stadt wenig genannt, war aber während des Gotheneinfalles eine wichtige Festung, die dann von den Langobarden schwer zu leiden hatte. Einen besondern Aufschwung nahm die schon früher von der Gräfin Mathilde, den deutschen Kaisern und den Markgrafen von Toskana mit Privilegien ausgezeichnete Stadt durch ihren Handel im 11. und namentlich im 12. Jahrhundert, wo sie sich unter gewählten Konsuln selbst verwaltete. Ihre Münzen circulirten in ganz Italien; sie konnte mehrere tausend Bewaffnete stellen und nahm mit Galeeren an den Kreuzzügen Theil. Dann aber folgten, wie in sämmtlichen italienischen Städten, wilde Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen: ein Haupt der letzteren, Castruccio Interminelli, lieferte im Jahre 1314 Lucca den Pisanern aus, welche drei Tage lang plünderten, brannten und mordeten; deren Anführer Uguccione della Faggiuola herrschte nun als wahrer Tyrann, bis er dem, der ihn gerufen, weichen mußte und Castruccio von Ludwig dem Baiern zum Herzog von Lucca, Pistoja, Volterra u. s. w. erhoben wurde. Für Geld wanderte dann Lucca nach Castruccio's Tode 1328 aus einer Hand in die andere, wobei ihr Preis stets stieg, ihr Werth



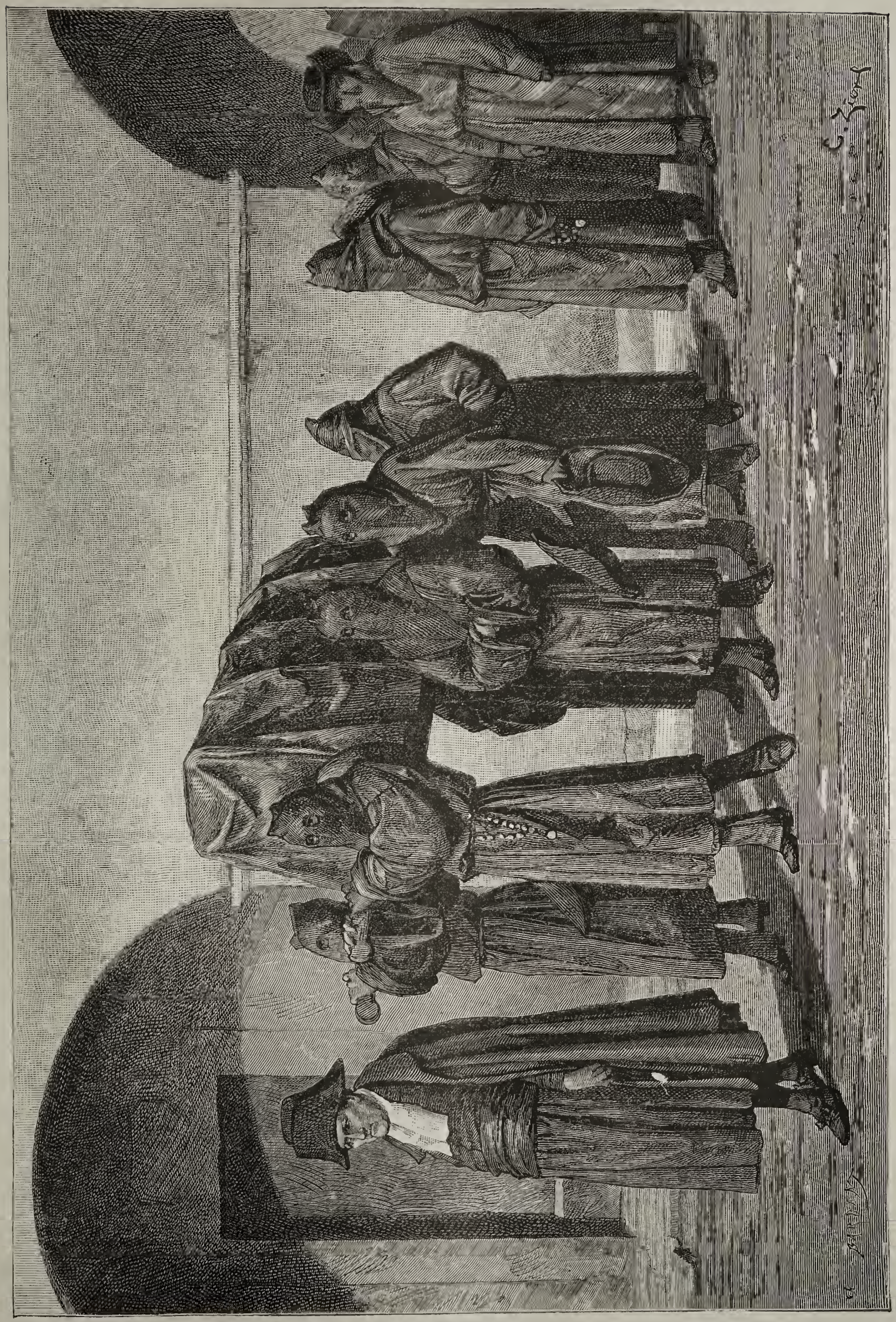
Der Dom in Lucca.

aber ebenso stätig abnahm: nach einander besaßen sie Castracani, Gherardo Spinola, Johann von Böhmen, die Brüder Rossi von Parma, Mastino und Alberto della Scala und endlich die Pisaner, welche sie 26 Jahre lang entsetzlich knechteten. Diese Periode lebt in der Erinnerung fort als „schiavitù babilonica“ (babylonische Knechtschaft), und bis auf den heutigen Tag hat sich als Spur jener Tage, wenn auch halb unbewußt, ein Gefühl der Feindschaft zwischen Lucchesen und Pisanern erhalten. Erst Kaiser Karl IV. gab der Stadt im Jahre 1369 gegen eine Summe von 100 000 Goldgulden, die ihr vom Papste, dem Marchese von Este und anderen Großen vorgestreckt wurde, die Freiheit wieder. Allein von Neuem begannen innere Fehden, bis die durch Handel und Bankgeschäfte reich gewordene Familie der Guinigni, ähnlich den Medici in Florenz, in zwei Generationen die oberste Gewalt an sich riß. Nach dem



Hauptthür des Doms in Lucca.

Sturze Paolo Guinigui's, der 30 Jahre lang geherrscht hatte, wurde von Neuem die Demokratie eingesetzt, die immer aristokratischer wurde, bis 1799 die Franzosen die im 18. Jahrhundert sehr gesunkene Stadt besetzten. 1805 schenkte Napoleon sie mit dem Prinzessinnentitel an seine Schwester Elisa Bacciocchi, welcher die Lucchesen ein gutes Gedächtniß bewahrt haben, weil sie Straßen baute, den Unterricht, die Künste und Gewerbe förderte, die Gefängnisse verbesserte und viel für die Verschönerung und die Gesundheitspflege der Stadt that. Als deshalb Napoleon gestürzt war und seine großen und kleinen Satelliten mit ihm, war es nicht das Volk, welches Elisa verjagte, sondern die österreichischen Bajonnette. Marie Louise, die ehemalige Königin von Etrurien, erhielt das Ländchen durch den Wiener Kongreß zugesprochen, und nach ihrem Tode (1824) folgte ihr ihr Sohn Karl Ludwig, der sich die Erbauung von Deichen, Fahrstraßen, Brücken u. s. w. gleichfalls angelegen sein ließ. Er hätte vielleicht noch mehr Gutes geleistet, wenn ihn nicht

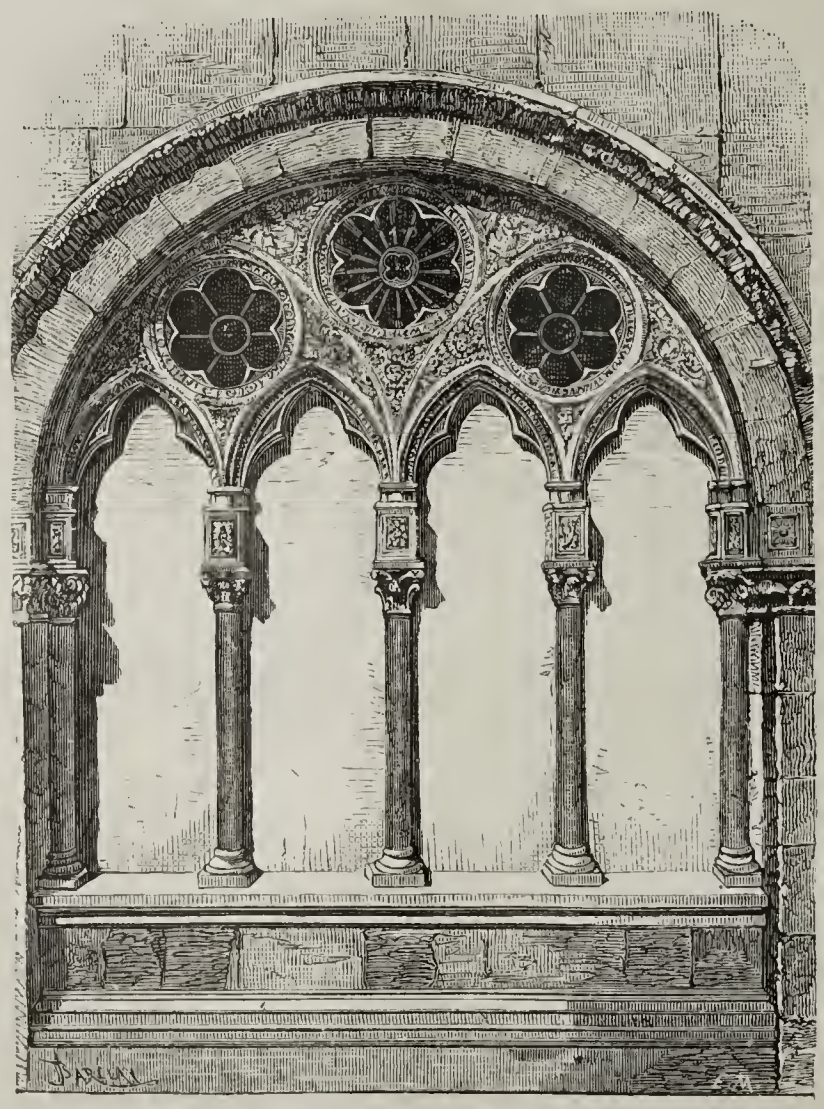


Ein Begräbniß in Lucca.

seine österreichischen Vettern daran gehindert hätten; sein Gemüth war aber so furchtsam, daß er, als seine getreuen Unterthanen 1847 von ihm eine Verfassung verlangten, flüchtete und sein Land an Toskana abtrat, mit dem es 13 Jahre später an Victor Emmanuel fiel.

Heute ist die frühere Republik nur eine schlichte Provinzialstadt, die innerhalb ihres Festungsgürtels thatenlos schlummert, die aber mit ihren Denkmälern, ihren alten Kirchen und Palästen für den Reisenden einen lohnenden Anziehungspunkt bildet; man erfährt hier wieder einmal, wie sehr durch die politische Zersplitterung des Mittelalters in Italien das Aufblühen und die Verbreitung der Kunst befördert worden ist.

Betritt man vom Bahnhofe aus durch die Porta S. Pietro die Stadt, so erblickt man gleich rechter Hand den Dom und wird gefesselt von seiner reichen originellen Façade, die eine Mischung verschiedener Stilgattungen darstellt, aber in ihrem Ganzen an die Gothik der französischen Kathedralen aus dem dreizehnten Jahrhundert erinnert. Eine Inschrift in der Vorhalle meldet, daß das Gebäude eine Gründung des Bischofs Anselmo Badagio, nachmaligen Papstes Alexander II. (1061 bis 1073), aus dem Jahre 1060 ist; doch haben sich von der ursprünglichen Anlage nur die Grundmauern erhalten, und dieselbe ist nicht nur restaurirt, sondern während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts vollständig neu gebaut worden. Ihre Stelle nahm vorher eine Basilika ein, die der heilige Frediano, Bischof von Lucca 560 bis 588, erbaut hatte, und in deren Krypta im Jahre 708 die Reliquien des afrikanischen Bischofs S. Regulus übertragen worden waren. 1060 wählte man anstatt der Basilikenform als Grundriß das lateinische Kreuz mit drei Schiffen und vergrößerte den Chor; die Façade aber blieb damals unvollendet und die Arbeiten an derselben wurden erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch Meister Guidetto von Como wieder aufgenommen. Von ihm rührt der reiche Portikus vom Jahre 1204 her, welcher Anklänge an den damals beliebten byzantinischen Geschmack zeigt; da der Meister den alten Glockenthurm neben der Kirche erhalten sollte, war er gezwungen, den einen Bogen schmaler zu machen, als die übrigen. Die innere Ausschmückung wurde 30 Jahre später von den lombardischen Künstlern Bolenato und Aldibrando ausgeführt. Wiederum wurden im Jahre 1308 Aenderungen vorgenommen und der Bau fortgeführt; Ser Matteo Campanari vergrößerte damals die Arme des Kreuzes, erhöhte die Mauern und erbaute die Tribuna. Später werden als Baumeister, denen man die Fenster des Chors verdankt, Bonaventura Nolenzi von Lucca, Lippo Pucci von Florenz (1336) und Meister Nikolas von Siena (1363) genannt. Im Innern ist es schwerer, sich von dem allgemeinen Bauplane Rechenschaft abzulegen. Man wollte, wie es scheint, das Gewölbe mit Spitzbogen abschließen, die auf viereckigen Pfeilern ruhten; als aber um 1372 die Mauern auswichen, fürchtete man ernstlich für den ganzen Bau und zog die berühmtesten Architekten und Ingenieure Toskanas zu Rathe. Auf ihren Rath errichtete man die noch heute vorhandenen schönen achteckigen Pfeiler, deren Kannelüren als Fortsetzungen der Rippen und Bogen erscheinen. Auch die äußeren Strebepfeiler wurden damals neugebaut oder verstärkt. Um 1400 fing man an das Aeußere des Gebäudes mit seinem reichen Schmucke an verschiedenfarbigem Marmor, Skulpturen und herrlichem Netzwerk zu versehen. Leider reichten aber die Mittel nicht aus, um die wunderbare Ausschmückung, welche man geplant hatte, auf der dem Blicke besonders ausgesetzten Südseite auszuführen. Man legte zwar noch die Häuser, welche an den Dom angebaut waren, nieder und rasirte die Gärten, um einen schönen Platz zu gewinnen; aber die Kriege, welche auf den Sturz Paolo Guinigi's folgten, machten diesen Verschönerungen eine Ende. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde dann der Dom mit allen jenen Kunstwerken geschmückt, welche man noch heute darin bewundert, und die wir hier nur aufzählen, nicht beschreiben können. Da ist im rechten Querschiffe das schöne Marmordenkmal des päpstlichen Sekretärs Pietro da Noceto vom Jahre 1472, ein Werk des lucchesischen Künstlers Matteo Civitali, von welchem auch das daneben befindliche Grab des Domenico Bertini di Gallicano von 1479, zwei anbetende Engel in der Cappella del Sagramento, der mit schönen Basreliefs geschmückte Altar des H. Regulus vom Jahre 1484 und die aus zum Theil vergoldetem Marmor bestehende Kapelle des Volto santo im Hauptschiffe (1482 bis 1484), welche ein altes Kruzifix aus Cedernholz, angeblich ein Werk des H. Nicodemus, umschließt, herrühren. Ferner sind zu nennen die prächtigen Glasfenster von Pandolfo di Ugolino aus Pisa (1485), die äußeren Verzierungen an den Fenstern (1476), die Fresken im Gewölbe des Mittelschiffes (1476), das farbige inkrustirte Marmorpflaster (1475 bis 1478), die marmorne Ausschmückung der doppelten Bogenstellung der obern Gallerie (1476 bis 1481), die Chorbalustrade mit bunter Marmorinkrustation und Basreliefs (1478), die Chorstühle in der Sakristei mit ihren Figuren und Perspektiven aus eingelegtem Holze (1490), die Holzthüren der Façade (1497) und die Kanzel



Fenster des Oratoriums Santa Maria della Rosa.

(1498), alles Werke von Nikolas da Noceto und der beiden Lucchesen Jacopo da Ghivizzano und Domenico Bertini.

Im 16. Jahrhundert gab es nur wenige Leute von Geschmack; damals behandelte man die wunderbaren Schöpfungen früherer Jahrhunderte wie alten Plunder, den man zerstören konnte. So durchbrach man 1521, um eine Kapelle del Sagramento herzustellen, die Mauern des rechten Querschiffes und dabei verschwand das schöne Tabernakel Bertini's, ganz abgesehen davon, daß dadurch der Generalplan des ganzen Baues gestört wurde und der geschnörkelte Barockstil der Kapelle nicht zu der leichten zierlichen Bauart des Domes paßt. Eine ganze Anzahl von Architekten und Dekorateuren haben hier ihre Erfindungsgabe angestrengt, um das, was ihre Vorgänger geschaffen, umzugestalten oder zu zerstören. Ein Bischof ließ sich, um direkt aus seinem Palaste in die Kirche gelangen zu können, einen Gang errichten und die Arkaden des Porticus zumauern, wodurch er das ganze Aeußere des Gebäudes schimpfirte; ein anderer folgte ihm darin, indem er zum Besten seiner Familie schmutzige Baracken an dasselbe anklebte, und in der schönen Tribuna Campanari's nisteten sich Magazine und Fruchthändler ein. Erst seit der Annexion und besonders seit dem Jahre 1870 ist eine Kommission ausschließlich damit beschäftigt, das ganze Gebäude wieder in denselben Zustand wie im 16. Jahrhundert zu setzen; leider verfügt dieselbe über zu wenig Mittel, um ihren mit Geschick und Verständniß entworfenen Plan so bald ausführen zu können.

Außer den oben genannten könnte noch manch anderes Kunstwerk hier angeführt, noch so mancher lucchesischer Künstlername hier genannt werden, wenn nicht der Raum hier fehlte. So findet sich im linken Querschiffe von Jacopo della Quercia der herrliche Sarkophag mit der liegenden Gestalt der Ilaria des Carretto, der 1405 gestorbenen zweiten Gemahlin des oben erwähnten Paolo Guinigui, des Herrn von Lucca. Auch einige große Florentiner Meister sind vertreten; Fra Bartolommeo durch eine seiner schönsten Kompositionen, die „Vergine del Santuario" vom Jahre 1509, Domenico Ghirlandajo durch ein Hauptwerk in der Sakristei. Gemeinden, Bischöfe, Adlige und Korporationen wetteiferten damals, die Kathedrale zu schmücken und ihre Kapellen zu bereichern; in Folge dieser Lebenskraft der italienischen Gemeinden im Mittelalter, dieser Gläubigkeit und diesem Eifer der Gemüther nahmen die Künste fast überall jenen Aufschwung und jene Entwickelung, deren Spuren uns noch heute mit hoher Bewunderung erfüllen und uns zum Beispiele dienen sollten.

Als Belle die Besichtigung des Domes vollendet hatte, und schon abendliche Dunkelheit dessen Inneres erfüllte, trat ein Leichenzug in denselben ein; barmherzige Brüder, das Gesicht mit ihrer schwarzen Kapuze verhüllt, so daß nur die beiden Augen zu sehen waren, trugen den Sarg, die Fackeln warfen ihr phantastisches Licht bald hierhin, bald dorthin auf das Gewölbe und die Denkmäler an den Wänden, und wie die Todtenglocke dazu ertönte, konnte man sich in das Mittelalter versetzt glauben. Man vergißt dann eben, daß man keine Mönche vor sich hat, sondern brave Bürger, die nach vollbrachter Arbeit sich im Café Garibaldi wieder zusammenfinden und über das allgemeine Stimmrecht debatiren.

Lucca besitzt an funfzig Kirchen, welche fast alle aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera datiren und dem Künstler wie dem Archäologen hochinteressante Studienobjekte bieten. Sie alle zu beschreiben ist unmöglich; nur einige der hervorragendsten können wir anführen.

Unmittelbar hinter dem Dome liegt das Oratorium Santa Maria della Rosa, so benannt nach einem alten Freskobild der Madonna, welche drei Rosen in der Hand hält; man fand dasselbe im 14. Jahrhundert unter den Ruinen einer früher dort zu Ehren des H. Paulus errichteten Kapelle. Das zierliche Bauwerk hat zahlreiche Ausbesserungen und Umänderungen erlitten und dabei seinen einheitlichen Charakter vollständig eingebüßt; aber manche Einzelheiten sind herrlich, wie die Fenster aus dem 13. Jahrhundert und die von Civitali's Schülern gemeißelte äußere Thür der Südseite. 1873 hat ein Privatmann eine Restauration der Nordseite unternommen, welche durch ein gewöhnliches modernes Fenster ganz entstellt war. Es wäre zu wünschen, daß man auch die schlechten Fresken in den Gewölbekappen beseitigte.

Das Val de Cogne in Piemont.

Von **W. Bertram**, Pastor zu Braunschweig.

II.

Kehren wir nun im Hôtel de la Grivola ein und schauen uns dort etwas um, so führt uns eine steinerne Treppe abwärts in die Küche und sonstigen Wirthschaftsräume, aufwärts hingegen auf nur wenigen Stufen in den mäßig großen Salon, während die meisten Logirzimmer noch eine Etage höher liegen. Auf der Südseite befindet sich, nach der bedeutend höher gelegenen Straße zu, jener breite, bereits oben erwähnte Eingang, welcher von Maulthieren passirt werden kann und zu den Heunagazinen führt. Die Zimmer sind meist mit Holz bekleidet, haben kleine Fenster (der Salon sogar Doppelfenster), sind reinlich, entbehren aber alles Luxus, wie man ihn in den Schweizer Hôtels zu finden gewohnt ist. Ein Sopha, und zwar ein bereits ziemlich abgenutztes, befindet sich nur im Salon; die Gastzimmer begnügen sich mit Stühlen, Waschtisch, Nachttisch und den bereits oben gewürdigten hohen, kolossalen Betten, welche nur von zwei Personen regiert werden können.

Aus dem Salon tritt man durch eine Kammer auf einen auch vom Flur aus zu erreichenden, das Haus an der Nordwest- und Südwestseite schmückenden, schmalen, hölzernen Balkon, von welchem sich eine wahrhaft entzückende Aussicht eröffnet. Zu unseren Füßen ein kleiner Küchengarten, dahinter der im frischesten Grün prangende Pré St. Ours und jenseits desselben ein wundervoller Blick in die Hochalpenwelt! Zur Rechten sieht man die schwarzen Hütten von Gimillan hoch auf den Matten liegen, von wo aus man, um die Pointe de Vacheuse herum, zum Col Tsa-sêche aufsteigt, und welche weiter nach links in jenen Felsengrat auslaufen, der die gerade vor uns über Cretaz sich öffnende dunkele Schlucht begrenzt und scheinbar mit dem Pic de la Trombe

endigt. Während im Hintergrunde der blendendweiße Montblanc die Schlucht abschließt, erheben sich zur Linken derselben die von der unsichtbaren Grivola auslaufenden Contreforts, auf welchen man theilweise zwischen Fichten versteckt die Châlets von Vermiana und die du Pucet am Fuße der Pyramide du Pucet (3273 m) erblickt. Nach S.-W. schaut man direkt ins Valnontey hinein, aus welchem besonders der Grand-Cron-Gletscher und die ihn überragenden Schneeberge hervorleuchten, bei Mondschein ein ganz unübertreffliches Bild. Um nach N.-O. Aussicht zu haben, muß man etwas in die Wiese hineintreten, von wo man über Cogne hinweg rechts von Gimillan die Schlucht erblickt, durch welche der Grauson herabkommt, während rechts davon der Grat beginnt, der die Granteivie bis zur Pointe Tersiva begleitet und auf dessen Matten man das Châlet Taverona erblickt. Die Aussicht in das Hauptthal hinauf wird durch das mit Silvenoire endende Contrefort gehemmt.

Der Aufenthalt im Hôtel Grivola an sich ist leidlich und würde noch mehr zu empfehlen sein, wenn die Verpflegung eine bessere wäre. Der Reisende muß mit Milch- und Mehlspeisen, die oft wunderbar zubereitet werden, mit Salami und gebratenen Hühnern vorlieb nehmen. Der sogenannten Bouillon, die aber mit Fleisch keine Bekanntschaft gemacht hat, kann man durch geriebenen Käse einen etwas pikanteren Geschmack geben, wenn man nicht Vorsichts halber selbst etwas Fleischextrakt bei sich führt. Ganz vorzüglich ist der in Grauson bereitete Käse. Während der Reisende nur Weißbrot zu essen bekommt, giebt es „pour les paysans“ auch Roggenbrot, über dessen Beschaffenheit ich leider kein Urtheil abgeben kann. Der gewöhnliche Rothwein ist gut; der Vino d'Asti, der in Aosta vorzüglich ist, war hier durch das Alter verdorben. Die Preise (8 Fr. Pension) sind mäßig; man darf nicht vergessen, daß sehr viel von Aosta hertransportirt werden muß.

Was nun die von Cogne aus zu machenden Excursionen betrifft, so richten sich dieselben natürlich danach, ob man einfach Tourist ist oder wissenschaftliche Zwecke damit verbindet. Wer von Aosta bloß bis Cogne wandert und nach einiger Rast auf demselben Wege wieder zurückkehrt, der hat mit Ausnahme des lieblichen Blicks ins Valnontey von der eigentlichen Pracht und Herrlichkeit des Thales nichts gesehen. Man sollte mindestens eine halbe Tagestour daran wenden und über den Pont de la Tine bei Molina den freilich nicht besondern Weg zu den Matten von Gimillan hinaufsteigen; wer aber wirklichen Genuß haben will und ein paar tüchtige Tagestouren nicht scheut, dem sei gerathen, den ganz ungefährlichen Pic de la Trombe zu besteigen, und wenn er Zeit hat, nach Chavanis hinaufzugehen und über la Susse und Taverona zurückzukehren.

Wer dagegen direkt mit der Gletscherwelt in Berührung kommen will, pilgere ins Valnontey hinauf zum Châlet du Money oder zum Col de Lauzon zwischen Grivola und Grand Paradis, oder ins Valeille oder Bardonnay. Höchst interessant, aber weniger aussichtsreich ist ein Ausflug ins Val de Grauson.

Zu allen Tagestouren ist es nöthig, sich mit Proviant zu versehen, weil unterwegs nirgends etwas zu bekommen ist, als vielleicht zu guter Stunde in einem Châlet etwas Milch. Eigentliche Führer giebt es in Cogne nicht; indeß besorgt die Wirthin gern für wenige Francs irgend jemand zum Tragen des Proviants, allenfalls auch, falls der Weg dies überhaupt gestattet (z. B. nach Chavanis, Aosta), ein Maulthier zum Reiten. Man verlasse sich übrigens bei unbekannteren Partien nicht allzusehr auf solch einen Führer, wenn er nicht ganz bestimmt erklärt, den Weg genau zu kennen; man macht oft böse Erfahrungen damit und steht sich meist bei einer guten Karte ebensogut. Für den Pic de la Trombe wende man sich wegen Besorgung eines kundigen Burschen an den sehr gefälligen Abbé Carrel, der in den oberen Regionen sehr zu Hause ist und außerdem manchen guten Rath ertheilen kann [1]).

Um den Pic de la Trombe zu erreichen (etwa vier Stunden bis hinauf), geht man nach Epinel hinab, biegt bei den ersten Häusern des Dorfes rechts ab, windet sich durch einige Gassen und zwischen Gärten hindurch und gelangt, nachdem man einen steilen Abhang zur Rechten hinaufgeklettert ist, in einem Bogen an den nördlich von Epinel liegenden, steilen, mit Fichten bewachsenen Hang, an dessen Fuße ein zwischen Hecken befindlicher Quell zum stärkenden Trunke ladet. Nun beginnt das Steigen an dem abschüssigen Berge hinauf; es folgt eine zu umgehende Schlucht, an deren jenseitiger Wand ein loses Geröll das Klettern erschwert, worauf es über grüne Matten zu einem einsamen, verfallenen und meist verlassenen Châlet (Tavalion) geht, bei welchem ein dünner Röhrenstrang ein freilich nur am Morgen genießbares Wasser liefert. Man befindet sich hier unmittelbar über dem Pont de Laval und hat bereits einen köstlichen Blick auf die gerade gegenüberliegende Grivola und den von ihr sich herabziehenden Glacier de Nemenon, welcher durch eine kolossale Moräne gleichsam in seinem Sturze aufgehalten wird. Hinter dem links vom Gletscher sich befindlichen Contrefort, das auch la Petite Grivola genannt wird, liegt der Glacier du Trajo (Stragio). In der Tiefe zu unseren Füßen braust in dunkeler Schlucht die Granteivie, rechts tauchen die Hütten von Vieyes auf, zur Linken, über Epinel und Crétaz, leuchten die hellen Häuser von Cogne. Nachdem man abermals eine Schlucht umgangen hat, erreicht man über eine mit Felsblöcken bedeckte Mulde ein Plateau, von welchem ein schwer zu findender Zickzackpfad direkt auf die Höhe zur Rechten führt, worauf man, eine Zeitlang ziemlich eben fortschreitend, bald die Einsattelung, den Col du Drinc, vor sich liegen sieht, der in kurzem Anlauf gewonnen wird. Den Kamm überschreitend eröffnet sich mit einem Schlage ein überraschender Blick in das Thal von Aosta und auf die Walliser Alpen, wie er schöner kaum gedacht werden kann. Nun gilt es die nordwestlich etwa noch $^1/_2$ Stunde entfernte felsige Kuppe zu erreichen, welche man gewinnt, indem man an der linken Seite des Felsengrats emporklimmt, eine Zeitlang auf dem Kamme selbst hinschreitet, dann dicht vor der höchsten Spitze an der Nordseite hinab- und über Geröll und Grashalden endlich wieder emporklettert. Die sanft gewölbte Kuppe, welche nach allen Seiten einen freien Rundblick gewährt und auf der Generalstabskarte als Pointe du Drinc bezeichnet ist, hat von dem Abbé Carrel den charakteristischen Namen Pic de la Trombe von den zahlreichen daselbst beobachteten Windhosen oder Tromben erhalten, die interessant genug sind, um die Aufmerksamkeit der Reisenden in hohem Grade zu fesseln. Während ringum sich kein Lüftchen regt, hört man plötzlich ein eigenthümliches Sausen, welches aus dem nach dem Cognerthale zu liegenden zerklüfteten Gestein zu kommen scheint. Neugierig blickt man sich um und gewahrt mit einem Male eine kleine einige Fuß hohe Windhose, welche langsam über das Plateau hinschreitend alle kleineren Gegenstände, die in ihrem Bereiche liegen, erfaßt und in raschem Wirbel hoch in die Luft führt, bis sie jenseits des Plateaurandes wieder verschwindet. Vielleicht verdanken diese Tromben der aus dem kalten Thale der Granteivie in das warme Thal von Aosta herüberwehenden Luft ihren Ursprung. Während wir Gelegenheit hatten, in einer halben Stunde wohl an sechs derselben zu gewahren, sind sie nach Carrel's

[1]) Derselbe hält in Cogne eine meteorologische Station.

Aussage an anderen Punkten des Höhenzuges noch nicht beobachtet. Der Pic de la Trombe (2660 m) zählt entschieden zu den schönsten Aussichtspunkten der Alpen und würde unvergleichlich genannt werden müssen, wenn ihm nicht die Zierden des Rigi und Generoso, die Seen, mangelten. Man übersieht mit einem Blicke das Thal von Cogne bis zum Col de Fenêtre hinauf, die ganze Grand-Paradis-Gruppe, den Ruytor, den Montblanc und die Walliser Alpen bis zum Monte Rosa hin und davor das sonnige Thal von Aosta bis zu seiner untern Biegung bei Chatillon. Den Glanzpunkt bildet die mächtig aus dunkelem Thalgrunde sich zum Himmel emporthürmende Grivola mit ihrem prachtvollen, reinweißen Schneegrat und der in seiner ganzen Riesengestalt in blendendem Glanze daliegende Montblanc, während auf den Walliser Alpen es besonders der Mont Velan, Mont Combin, das Matterhorn und der Mont Rosa sind, welche unsere Blicke fesseln. Das duftige Thal der Dora, in welchem wir St. Pierre und Aosta unmittelbar zu unseren Füßen erblicken, und in welches man in fünf Stunden über Gressan hinabsteigen kann, findet im Osten einen großartigen Abschluß durch die in größter Nähe liegende Becca di Nona und die grotesken Kuppen des Mont Emilius und Pic Garin, welche durch grüne mit einzelnen Schneehalden bedeckte Matten von uns getrennt sind.

Eine überaus lohnende, wenn auch etwas anstrengende Tagestour, auf der sich uns ein prachtvoller, höchst instruktiver Blick auf die ganze Grand-Paradis-Kette erschließt, ist eine Exkursion in das obere Vallon d'Urtier mit dem Rückwege über das Châlet Taverona. Man geht an der Granteivie hinauf, indem man dicht hinter Cogne den nach Molina führenden Weg links liegen läßt, und tritt bei Champlong auf das rechte Ufer bis Lilaz, wo die Wege sich theilen. Ehe man den Felsenpfad zur Linken ersteigt, versäume man nicht, noch etwa eine Viertelstunde weiter im Flußthale aufwärts zu gehen, um den schönen Wasserfall der Granteivie zu beobachten, die dort aus der zweiten Thalstufe sich brausend herabstürzt. Rüstige Fußgänger brauchen nicht ganz wieder zurückzugehen, sondern suchen halbwegs sich einen Weg nach dem sich den Felsen hinaufwindenden Zickzackwege zu bahnen. Auf der Höhe (la Balme) hat man einen prachtvollen Einblick in das Valnontey mit seinen ziemlich hoch hängenden Gletschern, welche links von der Pointe de Lavina, rechts durch den nun in seiner ganzen Majestät sich präsentirenden Grand Tour de St. Pierre gekrönt werden. Nach N.-W., in der Richtung nach Cogne zu, füllt der schimmernde Montblanc den ganzen Thalspalt aus, neben uns in schwindelnder Tiefe rüstet sich die Granteivie zu ihrem großen Salto mortale, während vor uns die ganze zweite Thalstufe sich entfaltet, zur Linken eine steile Felsenwand, welche die prächtigen Alpenweiden von Taverona bis Gneula stützt, gerade vor uns neben den elenden Hütten von le Crêt die Chapelle de Notre Dame du Neige au Crêt und dahinter, den Horizont begrenzend, das grüne Delta von Chavanis. Der Weg führt nun weiter durch Getreidefelder, an einzelnen Hütten und an einem schönen Quell vorbei, erst mäßig, dann immer schärfer ansteigend, zur Kapelle, von wo ab er in dem nun enger werdenden Thale eine tüchtige halbe Stunde lang hoch an dem Felsen zur Linken hinführt, bis er sich über dem Einfluß des Paradza in die Granteivie eine Zeitlang nördlich wendet und, durch schöne Alpenwiesen aufwärts leitend, in einem großen Bogen die rechts auf den Höhen am linken Ufer des Paradza liegenden Châlets von Chavanis erreicht ($3^1/_2$ Stunden von Cogne). Wenn man von hier aus noch ein halbes Stündchen weiter östlich bis zum Châlet le Brouillot geht, so hat man ziemlich den höchsten Punkt in der Mitte des großen Amphitheaters erreicht und wird sich leicht orientiren können. Gegen Norden hat man den Kamm, hinter welchem das Val de Grauson liegt und an welchem, von links nach rechts, die Châlets von Gueula, in der Tiefe, links von dem kleinen oft ausgetrockneten See, Pianas, etwas rechts darüber Ivergneux, und zuletzt über den dicht vor uns auftauchenden Hütten von la Manda die von Ponton am Fuße der Tersiva liegen. Bei Ivergneux sieht man den Pfad sich den Hang hinaufschlängeln, welcher über den Grat in das Val de Grauson führt. Im Osten fallen sofort der Tour de Ponton und rechts davon die Becca Costasse ins Auge, zwischen denen der Col du Fenêtre liegt. Im Vordergrunde sieht man das Châlet du Paradza. Der Südhang wird links vom Col du Paradza, rechts von der Lavina abgeschlossen, und stellt eine öde Halde mit Gletschern und ungeheuren Gerölhalden dar. Im S.-W. erheben sich die übrigen schimmernden Schneegipfel der Paradis-Kette. Um nun über das bereits erwähnte Taverona zurückzukehren, steigt man zu den Hütten von Pianas hinunter und den jenseitigen Hang hinauf, bis man auf einen sogenannten Weg stößt, welcher westlich nach Gueula führt. Man hüte sich jedoch, irgend einen der links sich abzweigenden Pfade einzuschlagen, indem dieselben zu unübersteigbaren Schluchten führen, sondern halte sich stets auf dem höchstliegenden Wege, der in großen, durch die an dem Felsengrat sich zur Granteivie herabziehenden Schluchten bedingten Bogen nach den Châlets von la Suisse und endlich nach dem von Taverona führt, welches etwa oberhalb Lilaz liegt. Der ganze Weg über die schönen Alpweiden, auf denen man großen Viehherden begegnet, ist unbeschreiblich schön, weil man beständig in der höchsten Vollständigkeit die sämmtlichen Gipfel der Grand-Paradis-Kette bis zur Grivola vor sich hat, und durchaus nicht beschwerlich. Anstrengend, besonders nach langer Wanderung, ist dagegen der Abstieg nach Cogne. Bald hinter Taverona scheint sich der Weg zu verlieren; bei einiger Aufmerksamkeit wird man jedoch den sich den Abhang hinabziehenden Pfad, welcher sich bald mit dem von der Eisengrube Licone kommenden Wege vereinigt, gewahr werden, der nun steil in großem Zickzack und größtentheils auf losem Geröll sich ins Thal von Cogne hinabwindet und schließlich zur Seite eines meist trockenen Gießbaches in fast schnurgerader Linie auf die Brücke zwischen Champlong und Molina ausmündet.

Um das Val de Grauson zu erreichen, geht man über den Pont de la Tine, läßt, wenn man nicht zuvor dem schönen Wasserfalle des Grauson dicht hinter Molina einen Besuch machen will, den Weiler rechts liegen und steigt zwischen Getreidefeldern und Mauern den Weg nach Gimillan hinauf, bis ein Weg nach einer rechts sich zeigenden Kapelle abbiegt. Denselben verfolgt man zwischen Wiesen hindurch immer zur Linken des in der Tiefe brausenden Grauson. Sobald aber die Wiesen aufhören, muß man, statt rechts zum Flusse hinabzusteigen, auf einem Zickzackpfade den Berg zur Linken hinaufklettern, den eine kleine Kapelle krönt, um so die enge Felsenschlucht des Grauson zu umgehen. Nachdem man eine Biegung des Weges erreicht hat, wird der schöne Rückblick in das Thal von Cogne abgeschlossen und man sieht vor sich in einen tiefen Kessel mit einigen Wiesen und elenden schwarzen Hütten, in welchem links von dem Châlet Pilaz (oder Pila) ein schöner Wasserfall das Auge fesselt. Nach kurzer Zeit wird der Gießbach überschritten und man wendet sich durch die Wiesen dem schroffen Felsen zur Rechten des Wasserfalls zu, dessen Höhe durch eine eingehauene Treppe erreicht wird. Jenseits desselben beginnt ein enges Defilé, in welchem der Weg oft steil aufwärts führt und an dessen Ende endlich der kesselförmige obere Theil des Thals sich öffnet, dessen größtes Châlet das am Fuße des

Tour de Grauson liegende Châlet du Grauson ist und in welchem man sich nach der oben gegebenen Beschreibung leicht zurecht finden wird.

Die drei südlichen Thäler werden für den das meiste Interesse haben, welcher direkt mit den prächtigen in dieselben sich hinabziehenden Gletschern in Berührung zu kommen wünscht und ein Freund wilder Hochgebirgsscenerie ist. Sie sind leicht und ziemlich bequem zugänglich, während die aus denselben nach Süden führenden Pässe nur mit großen Beschwerden und unter Leitung eines kundigen Führers zu begehen sind. Der am häufigsten benutzte ist der königliche Jagdweg über den Col de Lauzon, der von Valnontey aus in großem Zickzack die Felswand hinauf, dann mäßig ansteigend endlich in das Valsavaranche hinüberführt. Um den Grand-Cron- und Money-Gletscher in der Nähe zu sehen, muß man von Valmiana im obern Valnontey nach den Châlets du Money hinaufsteigen oder gegenüber zu den Hütten von Herbettet emporklimmen.

Alle drei Thäler, wie überhaupt der ganze südliche Höhenzug, beherbergen noch eine ziemliche Zahl des im übrigen Europa so ziemlich ausgerotteten Steinbocks, zu dessen Jagd der vormalige König Victor Emmanuel fast alljährlich nach Cogne oder nach Ceresole in Val d'Orca (südlich vom Grand Paradis) zu gehen pflegte. Die noch vorhandenen sogenannten königlichen Jagdwege, die aber seit des Königs Tode mehr und mehr in Verfall gerathen, und die von demselben an mehreren Orten ausdrücklich zum Schutz des Steinbocks angestellten Wildhüter zeugen noch heute von dem lebhaften Interesse, welches der Ré galantuomo einst für dies edle Wild hegte. Auf die Tödtung eines Steinbocks von der Hand Unberufener, selbst der Wildhüter, war eine hohe Strafe gesetzt, und hatte der muthige Schütz nach Tuckett's Bericht nicht nur 600 Francs zu erlegen, sondern außerdem neun Jahr Galeeren zu erwarten. Uebrigens müssen vor noch nicht langer Zeit auch hier die Steinböcke noch häufiger gewesen sein, denn man hat verschiedentlich mit Erfolg gekrönte Versuche gemacht, sich der Jungen zu bemächtigen und in zoologische Gärten überzuführen. Letzteres ist jedoch meines Wissens nicht gelungen; der letzte Transport gelangte nur bis Chamouny, wo sämmtliche Thiere starben. Der Reisende darf übrigens von Glück sagen, wenn er einen lebenden Steinbock zu sehen bekommt; Tuckett ist auf seinen vielen Wanderungen nur einige Male diesem interessanten Thiere begegnet.

Ist nun das Thal von Cogne jedem Reisenden, der ein Freund großartiger Scenerie ist, angelegentlichst zu empfehlen, so bietet es besonders dem Botaniker eine reiche Fülle schöner und seltener Pflanzen, deren er anderswo nur höchst einzeln oder nur mit großer Mühe habhaft werden kann, ja einzelne Pflanzen, wie das Aethionema Thomasii Gay, sind bis jetzt bloß hier gefunden worden. Schon auf dem Wege nach Cogne begegnet er einer Anzahl seltener Sachen, wie Galium rubrum, Echinospermum deflexum, Sisymbrium strictissimum (vor Vieyes), Achillea tomentosa, Alsine Jacquini, Geranium lividum, Astragalus alopecuroides (zwischen Epinel und Crétaz), Campanula spicata, Linnaea borealis, Digitalis media, Ajuga Chamaepitys, Nepeta Nepetella, Festuca flavescens Bell. (bei Vieyes).

Eine außerordentlich reiche Ausbeute liefert das Flußbett der Grantcivie, in dessen Gries sich eine Menge Hochgebirgspflanzen angesiedelt haben. Man thut jedoch wohl, dasselbe vor Mittag zu besuchen, ehe die Gletscherwasser die interessantesten Stellen unzugänglich gemacht haben. Hier, besonders bei Epinel und vor dem Eingange ins Valnontey, finden sich unter vielen anderen Sachen Astragalus aristatus und exscapus, Artemisia Mutellina und glacialis, Achillea herba rota, Asperula longiflora, Epilobium Fleischeri, Juncus alpinus, Trifolium saxatile und caespitosum, Equisetum variegatum; im Gries bei Lilaz: Herniaria alpina, Hieracium pilosissimum Koch, Pelecterianum und farinaceum, Poa nemoralis glauca. Ein Hügel bei Crétaz beherbergt Armeria plantaginea, Androsace septentrionalis und diverse Rosa; auf dem Pré St. Ours steht Rumex arifolius (dicht beim Gasthofe), Colchicum alpinum, Bulbocodium vernum, Rosa montana, graveolens, pimpinellifolia, coriifolia und cinnamomea. An den Felsen rechts am Eingange ins Valnontey wächst Sempervirum Wulfeni, Peucedanum Oreoselinum, Hieracium pallescens und amplexicaule, gegenüber auf Felsen das prachtvolle Hieracium lanatum, weiter aufwärts auf einer Wiese Phyteuma Halleri, Carex aterrima, Juncus Jacquini; am rechten Ufer Pinguicula grandiflora, Thalictrum foetidum, Alsine recurva, setacea und laricifolia, Sagina saxatilis, Silene Vallesia, Astragalus leontinus, Epilobium Fleischeri und collinum, Bupleurum stellatum, Gentiana lutea. An den Abhängen über Cogne nach Silvenoire findet man Orchis ustulata und unter den Fichten Linnaea borealis. Im Valeille kommen vor z. B. Sinapis Cheiranthus, Cerastium glaciale, Phaca alpina, Gnaphalium Leontopodium, Achillea herba rota, Gentiana tenella, obtusifolia und nivalis, Pedicularis rostrata forma glabrata, Ajuga pyramidalis, Salix Lapponum und Juncus filiformis. Im untern Theile des Val de Grauson: Aethionema Thomasii (auf Geröll hinter der Kapelle), Lotus villosus, Oxytropis lapponica, Astragalus aristatus und monspessulanus (linkes Ufer), Crepis grandiflora, Artemisia nana, Podospermum laciniatum und calcitrapifolium (bei Molina am Wege), Pirola chlorantha, Linaria italica, Pedicularis rostrata, Scutellaria alpina, Colchicum alpinum, Carex frigida und Avena distichophylla. Die Strecke zwischen Lilaz und dem Delta von Chavanis bietet Sempervirum Wulfeni, Androsace septentrionalis, Hieracium lanatum, villosum und villosissimum (20 Minuten vor der Kapelle), Aethionema Thomasii, Matthiola varia, Helianthemum alpestre, Silene Vallesia, Potentilla alpestris, Athamantha cretensis, Laserpitium hirsutum, Artemisia glacialis, Campanula Allionii, Pedicularis gyroflexa und tuberosa, Oxyria digyna, Elyna spicata, Carex sempervirens und andere, Avena distichophylla. Der größte Reichthum entfaltet sich auf dem Delta von Chavanis bis nach le Bronillot hin, sowohl auf der Höhe, als in dem Winkel zwischen Grantcivie und Paradza, wo man unter vielen anderen Pflanzen findet: Ranunculus rutaefolius und pyrenaeus, Hugueninia tanacetifolia, Thlaspi alpinum, Viola pinnata, Saponaria lutea (massenhaft), Lychnis alpina, Geranium aconitifolium, Phaca astragalina, Oxytropis Halleri, Alchemilla pentaphyllea, Epilobium origanifolium und alpinum, Rhodiola rosea, Hieracium glanduliferum, Leontodon pyrenaicus, Gnaphalium norvegicum, Scorzonera austriaca, Centaurea axillaris (?) und nervosa, Valeriana celtica (massenhaft), Gentiana tenella, excisa, aestiva, brachyphylla und nivalis, Pedicularis gyroflexa, cenisia, incarnata, Armeria alpina, Primula pedemontana, Salix Arbuscula, Lloydia serotina, Elyna spicata, Juncus trifidus, Jacquini und triglumis, Luzula lutea und flavescens, Carex atrata, nigra, foetida, capillaris und andere, Agrostis rupestris.

Auf den Matten von Gueula nach Taverona zu: Petrocallis pyrenaica, Oxytropis foetida, Paronychia argentea, Adenostyles alpina, Campanula Allionii, Betonica

hirsuta, Tofjeldia capitata, Avena sempervirens und Aethionema Thomasii (beide im Geröll über Champlong). Fast ebenso lohnend ist die Ausbeute einer Excursion nach dem Pic de la Trombe; hier wachsen unter vielen anderen Pflanzen, besonders um den Col du Drinc herum: Anemone baldensis, Arabis coerulea, Draba Johannis, Erysimum pumilum, Saponaria lutea, Arenaria biflora, Oxytropis lapponica und cyanea, Sibbaldia, Geum montanum, Herniaria alpina, Saxifraga diapensoides, adscendens und andere, Artemisia spicata, Erigeron uniflorus, Valeriana saliunca, Pedicularis rosea, Androsace carnea, Salix reticulata, retusa und herbacea, Luzula spicata und lutea, Carex frigida, curvula, nigra, capillaris und andere, Festuca violacea Gaud. und pumila, Poa laxa, Avena sempervirens. Außer den genannten Touren würden dem Botaniker die Abhänge über Gimillan, der obere Theil des Val du Grauson, die Matten über Valnontey zum Col de Lauzon hinauf, und das linke Ufer der Granteivie der zweiten Thalstufe, von les Pianés ins Bardonnay hinauf, vielleicht auch die Abhänge über Crétaz, unterhalb der Châlets du Poucet, zu empfehlen sein.

Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya.

Mit einleitenden allgemeinen Bemerkungen. Von Dr. **Konrad Ganzenmüller.**

I.

Die größte Massenerhebung der Erdrinde im östlichen Asien wird durch das erhabenste Gebirgssystem der Erde begrenzt. Das majestätische Randgebirge des Himalaya erstreckt sich im Norden von Vorder-Indien zuerst von Osten nach Westen, dann von Südost nach Nordwest und hat eine Länge von 2400 km oder 320 geographischen Meilen, was der Entfernung von Cadiz bis Hamburg gleichkommt. Wenden wir einen aufmerksamen Blick auf die Flußläufe in demselben, so zeigt sich uns eine merkwürdige Region, welche die Wasserscheide zwischen drei nach verschiedenen Seiten gerichteten Stromsystemen und einen gewissen Mittelpunkt bildet: es ist dies das Quellgebiet des Indus (mit dem Setledsch), des Ganges und des Brahmaputra, und das Hochgebirge wird daher naturgemäßerweise in den östlichen und den nordwestlichen Himalaya geschieden.

Die zusammenhängende gewaltige Gebirgsmasse, welche von der bezeichneten Wasserscheide nach Nordwesten sich hinzieht und den Indus im Nordosten und im Westen, sowie den Setledsch, den Spitifluß, den Tschinab und den Dschilum im Südwesten zur Grenze hat, kann als Centralzug des nordwestlichen Himalaya bezeichnet werden [1]). Die durchschnittliche Gipfelhöhe beträgt hier zuerst 6000 bis 6400, im weitern Verlauf 4600 bis 4900 m, im äußersten Westen aber erhebt sich unter 35° 14′ nördlich, 74° 34′ östlich Gr. der Nanga Parbat oder Diyamir auf 8115 m oder 26 692 engl. Fuß. Die Paßhöhe beträgt im Südosten etwa 5200 und senkt sich weiterhin im Allgemeinen auf 4300 m. Die niedrigste Stelle des ganzen mächtigen Gebirgszuges bildet der nordwärts von Kaschmir unter 34° 21′ nördlich, 75° 30′ östlich Gr. gelegene 3463 m hohe Dras- oder Tsodschipaß, welchen der 3674 m hohe Gipfel des Groß-Venedigers in den europäischen Alpen nur um 211 m überragt [2]).

Der Indus oder Sindhu entsteht aus drei Quellflüssen. Von diesen entspringt der längste und wasserreichste, der Singhi-tschu (Löwenstrom), der als Hauptquellfluß zu betrachten ist, am Nordost- oder Ostabhang des 6700 m hohen Kailas-Parbat (auch Tise-Pik genannt [1]), fließt zuerst nördlich, hat bei dem Sommerdorf Dschiatschan eine Meereshöhe von 4835 m und wendet sich später nach Nordwesten und Westen. Oberhalb Taschigang vereinigt er sich mit dem von Südost kommenden Langtschu und bald darauf mit dem aus derselben Gegend herfließenden Gartung-tschu. Unterhalb jenes Ortes ist der Lauf des Indus zuerst in einem weiten Thale, dann in einer engen Schlucht zwischen Bergketten hin gegen Nordwesten gerichtet. Unter 33° nördlich, 79° 15′ östlich Gr. nimmt er den von Süden kommenden Koyul auf. Bei Dora wird sein Thal bis 3 km breit. Eine kleine Strecke westwärts vom 79. Grade östl. Gr. wendet er sich nach Südwesten und durchbricht eine Granitkette, welche sich weiter nach West auf der rechten Seite des Flusses hinzieht. Bevor derselbe sich wieder west- und nordwestwärts wendet, ergießt sich in ihn der Hanle. Bald darauf bildet das Thal eine Ebene bis zu einer Breite von $6^1/_2$ km. Das Wasser hat einen langsamen Lauf und breitet sich zuweilen 1 km weit aus. Weiter abwärts treten die Berge wieder näher heran. Dann mündet der von Südwest kommende Nidar- und später, gegenüber von Maya, der Pughafluß. Bei Upschi, wo der Gyafluß auf der linken Seite sich mit dem Indus vereinigt, wird das Thal wieder breiter, bis es in der Gegend um Le, der Hauptstadt von Ladak, eine Ausdehnung von 9 km erreicht. Der Indus hat hier eine Meereshöhe von 3200 m. Im Anfang des Juli 1856 fand ihn Schlagintweit 22 m breit und in der Mitte 2,75 m tief. Von den begrenzenden Felsen am linken Thalrande bis zum Niveau des Flusses ist eine breite, sanft abfallende Fläche, welche gut bewässert werden kann und mit zahlreichen Dörfern und wohlbebauten Feldern bedeckt ist. Weiter nordwestwärts, nachdem die Berge wieder nahe an

---

[1]) Der Karakorum wird am besten zu dem Himalayasystem gerechnet. Vergl. Markham, Bogle and Manning pp. XXIII, XL.

[2]) Vergl. Petermann, Indien und Innerasien (nördliches Blatt) in Stieler's Handatlas Nro. 64, Gotha 1876. (Auf dieser Karte finden sich die meisten der im Folgenden angegebenen geographisch wichtigen Punkte.) Vergleiche ferner Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien III. Karte, und Petermann, Mittheilungen XVII (1871), Tafel 20; XXI (1875), Tafel 8. Mit größter Genauigkeit ist fast der ganze nordwestliche Himalaya dargestellt auf der Drew's Werk über Dschemu und Kaschmir beigegebenen Karte: The Territories of the Maharadja of Jummoo and Kashmir. With Portions of the adjoining countries. Compiled chiefly from the Maps of the Great Trigonometrical Survey of India. London 1876.

[1]) Nicht weiter im Osten, wie auf Nro. 64 in Stieler's Handatlas angegeben. Vergl. Petermann, Mittheilungen XVII (1871), Tafel 20.

den Indus herangetreten sind, wird derselbe nicht unbedeutend durch den Tsanskhar verstärkt. Dessen Gebiet besteht aus zwei Hochthälern, dem Tscharapa- (im Südosten) und dem Pentse-Thal (im Nordwesten), welche beide in einer Linie liegen, aber entgegengesetztes Gefälle haben und in das weite nun entleerte Seebecken einmünden, in dem die Hauptstadt Padun gelegen ist. Der vereinigte Fluß nimmt nordnordöstliche Richtung an und sein Thal wird bald so schmal, daß man nur zur Winterszeit, wenn er gefroren ist, auf dem Eise durch dasselbe nach dem Indus und nach Le gelangen kann. Auch das Industhal ist weiter nach Nordwesten fast immer sehr enge und bildet vielfach einen tief eingeschnittenen Felsenkanal, der unten nicht mehr als 20 m breit ist. Auf der linken Seite erheben sich die Felswände steil bis 600 m, die Berggipfel sind etwa 2000 m über dem Fluß oder 5000 m über dem Meere erhaben. Der beschwerliche Verkehrsweg führt zum Theil über die Bergrücken hin. Es kommt hier von Süden der Waula-, dann bei Atschinathang der Kandschi- und bei Maral der nicht unbedeutende Suru-Fluß. Der letztere hat seine Quelle nicht fern von der des Pentse und nimmt unweit Kargil den von Nordwesten von dem Deosaiplateau kommenden Schigar mit dem Dras-Fluß auf. Zwischen Kartakscho und Skardo wird der Indus in einer Meereshöhe von 2338 m auf der rechten Seite sehr bedeutend durch den Schayok verstärkt. Erst um Skardo, der Hauptstadt von Balti, erweitert sich das Industhal wieder und bildet eine Ebene von 32 km Länge und 1 bis 8 km Breite. Unterhalb derselben wird der Strom abermals von Bergen eingeengt und jenseits Rondu wird er so wild, daß die Straße sein ödes fast ganz unbewohntes Thal verläßt und seitwärts über die Höhen führt. Bei Haramosch erreicht er seinen nördlichsten Punkt, durchbricht dann das Gebirge und wendet sich nach Süden. Hier nimmt er auf der rechten Seite den von Nordwest kommenden Gilgit und weiterhin auf der linken den von Südost herfließenden Astor auf. Darnach verfolgt er eine Zeitlang westliche und dann weithin durch wenig bekanntes Land im Allgemeinen südsüdwestliche Richtung.

Im Süden von dem Kailas Parbat liegen 4650 m über dem Meer die beiden heiligen Seen: der von Norden nach Süden 24 km lange und von Osten nach Westen 17 km breite Mansarowar oder Mapang-tso und westlich von diesem der wohl doppelt so große tiefblaue Rakus-tal, welche als Quellbecken des Setledsch betrachtet werden. Dieser hat westnordwestliche Richtung, nimmt unter anderen den von Norden kommenden Fluß von Tschemerti auf und wendet sich unterhalb Schipki nach Südwesten, das Gebirge in wildem Laufe durchbrechend. Er wird hier durch den Spiti verstärkt, welcher aus dem Laro-tschu und dem Todi-tschu entsteht und gegenüber von Schalkhar den Parang-Fluß aufnimmt. Der Spiti setzt die allgemeine Thalrichtung nach Nordwest hin weiter fort. Von ihm führt der 4450 m hohe Kunzum- oder Kulzumpaß hinüber in das nächste Längenthal, in das des Tschinab. Von dessen zwei Quellflüssen entspringt der Tschandrabhaga (Mondesgabe) am Südostabhang des Baralatschapasses, nimmt zuerst auf eine Strecke von 88 km südöstliche, dann südliche Richtung, wendet sich aber plötzlich nach Westen und Nordwesten, und vereinigt sich mit dem Suryabhaga (Gabe der Sonne), fließt als Tschinab nach Nordwesten meist in einem tiefen Felsenkanal und empfängt verschiedene Sturzbäche aus den Bergen und den Gletschern. Bei Atholi erweitert sich das Thal im Norden zu einer sandigen Fläche. Der Fluß hat hier eine Meereshöhe von 1939 m und nimmt den von Norden kommenden Bhutna, sowie später, etwas oberhalb Kischtwar, den Maru Wardwan auf. Die Länge von der Quelle bis hierher beträgt etwa 520 km, das Gefälle 3500 m. Dann wendet sich der Fluß nach Süden, Westen und Südwesten. Die Quelle des Dschilum liegt unter 35° 30′ nördlich, 75° 21′ östlich Gr. bei Verunag; er fließt in nordwestlicher Richtung und in langsamem Laufe durch das „herrliche Hochthal von Kaschmir“ und an dem Wullersee vorbei. 28 km unterhalb desselben wird der Charakter des Flusses, mit dem sich bis dahin alle Wasser von Kaschmir vereinigt haben, und der dort eine Breite von 128 m hat, plötzlich ein anderer. Er stürzt, das Gebirge durchbrechend, über Felsen in wildem, raschem Laufe dahin, und ist zur Schifffahrt nicht mehr wie früher tauglich; er verfolgt zuerst westsüdwestliche, dann westliche und zuletzt nordwestliche Richtung bis in die Gegend von Mosefferabad, unweit welcher Stadt er den von Nordosten kommenden Kischenganga aufnimmt, worauf der Dschilum sich endlich nach Süden wendet.

Nach Uebersteigung der von den heiligen Seen südwärts gelegenen Himalayaregionen bietet sich auf einmal ein anderes Land den Blicken dar, denn es beginnen nun die Hochflächen. Ungeachtet der bedeutenden Höhe dieser Gegend ist die topographische Gestaltung jedoch keineswegs die einer vollkommenen Ebene, da in nicht geringer Entfernung von hier nach allen Richtungen hin Kämme und Berge 200 bis 300 m hoch dieselbe überragen. An den Kailas, welcher nach den Vorstellungen der Inder als Götterberg Mern den Mittelpunkt der Welt bildet, schließt sich im Nordwesten der Tise Gangri an. Am höchsten wird derselbe in dem Gebirgsrücken, der sich im Südwesten des Gartung-tschu hinzieht — so erreicht der Tschiblen-Pik unter 31° 29′ nördlich, 80° 10′ östl. v. Gr. 6250 m — und wird meistens auf dem 5353 m hohen Tschako-la überschritten. Die ganze Gegend von 31 bis 33° nördlich und 79½ bis 81½° östl. v. Gr. bleibt fast durchweg auf einer Höhe von 4000 m[1]). Von der Wendung des Setledsch bei Schipki zieht nach Norden der Porgyalkamm mit dem 6700 m hohen Porgyalgipfel. Nicht weit davon beginnt ein außerordentlich gewaltiger (im Einzelnen wieder sehr mannigfach gegliederter) zusammenhängender Gebirgszug, der im Allgemeinen weithin Nordwest-Richtung beibehält, zu dem Großartigsten gehört, was der Himalaya überhaupt bietet, und die Wasserscheide bildet zwischen dem Indus im Norden einerseits und dem obern Setledsch, Tschinab und Dschilum andererseits. Im Südosten liegt zunächst unter 32° 22′ nördl., 78° 28′ östl. v. Gr. der 7612 m hohe Gya-Pik, westlich von diesem der 7534 m hohe Paranggipfel. Hier führt ein Weg vom Setledsch das Spitithal aufwärts über den 5639 m hohen Parangpaß nach dem 4540 m[2]) hoch gelegenen 24 km langen, 6 bis 8 km breiten Bergsee Tso Moriri und nach dem Industhal. Die günstigste Uebergangsstelle in diesem Theil des Hochgebirges bildet der weiter nordwestlich unter 32° 43′ nördl., 77° 21′ östl. Gr. liegende 4330 m hohe Baralatschapaß, auf dem sich die Wege nach Spiti (im Südosten), nach Ladak (im Norden) und nach Lahol (im Süden) kreuzen. Nordwestlich von dem Paß beginnt eine Reihe von ungeheuer mächtigen Gletschern und Schneefeldern. Der Hauptkamm des Gebirges zieht längs des Tsanskhar- und Pentsethales hin, er sendet aber verschiedene Seitenrücken aus, welche ebenfalls zum Theil mit Schnee bedeckt und

---

[1]) Der Eiger in den Berner Alpen ist 3975 m, das Schreckhorn 4080 m hoch.

[2]) Die Mischabelhörner erreichen eine Höhe von 4554 m.

durch größere oder kleinere tief eingeschnittene Querthäler geschieden sind. Besonders weit ausgedehnt und mächtig ist der eine Strecke nordwestlich von dem Umasi oder Bhar-dar-Paß liegende Durang-Drang-Gletscher, und weiterhin, südostwärts von Suru, erreichen die beiden Nun-Kun-Piks die Höhe von 7054 m; dann senkt sich das Gebirge allmälig zu dem schon genannten Dras- oder Tsodschi-Paß, welcher eine verhältnißmäßig bequeme und einen großen Theil des Jahres zu passirende Uebergangsstelle von Kaschmir nach Balti darbietet, erhebt sich aber südwärts vom Kischenganga zu dem 5125 m hohen Haramuk-Pik und steigt zwischen dem Kischenganga- und Astorgebiet immer höher und höher an, bis es in der ebenfalls schon erwähnten, aus kolossalen Felsenmassen bestehenden Berggruppe des Nanga Parbat eine Gipfelhöhe von über 8000 m erreicht, und auf 16 km Länge auch nicht ein Punkt unter 6000 m liegt.

Alles Land zwischen dem obern Indus bis Koyul und dem obern Setledsch bis Schipki gehört zu der tibetischen Provinz Gnari Khorsum. Hier liegt unter Anderem auf der rechten Seite des Singhi-tschu in einiger Entfernung von demselben, nördlich von dem Sommerdorfe Dschiatschan, das Hirtenlager Giatscharuff in einer Höhe von 4794 m [1]) und am Gartung-tschu unter 31° 44′ nördlich, 80° 23′ östl. v. Gr., 4343 m über dem Meer [2]) die Handelsstadt Gartok, in welcher im August und September eine große Messe abgehalten wird. Von der Westgrenze Tibets an umfaßt das Land zu beiden Seite des Industhales die dem Maharadscha von Dschemu und Kaschmir: Rambir Singh [3]) gehörenden Gouvernements von Ladak, Balti und Gilgit. Ruptschu, zunächst im Westen von Gnari Khorsum liegend, ist eine Provinz von Ladak. Die niedrigsten Gründe haben eine Meereshöhe von 4100 bis 4500, die Berge eine solche von 6000 bis 6400 m. In dem ganzen Lande, welches etwa 188 geographische Quadratmeilen groß ist, sind vielleicht 500 Bewohner. Dieselben leben in Zelten, deren Gesammtzahl etwa 100 beträgt (ein Zelt für jede Familie). Diese Zelte sind von Zeug aus Yaks- oder Ziegenhaaren und ungefähr 4 m lang, 3 m breit und 2 m hoch; sie sind mit kleinen Flaggen aus Yaksschweifen verziert. Der wichtigste Ort ist das unter 32° 48′ nördlich, 78° 56′ östl. v. Gr., 4351 m hoch gelegene und von 20 Lamas bewohnte Kloster Hanle, welches als der „Große St. Bernhard“ [4]) des Himalaya bezeichnet werden kann. Unter Ladak versteht man alles Land zu beiden Seiten des Indus von Upschi (28 km oberhalb Le) auf eine Länge von 160 km bis an die Grenze von Balti. Es umfaßt 186 geographische Quadratmeilen. Die Bevölkerung beträgt nach einer auf Befehl des Maharadscha von Deschemu und Kaschmir im Jahre 1873 veranstalteten Zählung 20 621 Seelen (11 106 männlichen, 9515 weiblichen Geschlechts). Die Hauptstadt ist Le, dieselbe liegt unter 34° 9′ nördlich, 77° 36′ östl. v. Gr., 3515 m über dem Meere [5]), auf der rechten Seite des Indus, 4 km von demselben entfernt, und 246 m über dem Spiegel des Flusses; sie hat etwa 1000 Häuser (mit 3000 Einwohnern), darunter ist ein Palast und ein bedeutender Bazar; denn obgleich weder reich an Rohstoffen noch an Manufakturwaaren, ist Le doch der Sitz eines sehr belebten Transithandels, zumal als das Emporium für Schalwolle oder Paschmina zwischen Gartok und Kaschmir. Südlich vom Indus liegt 4128 m über dem Meere [1]) das aus 40 Häusern bestehende Dorf Gya an dem Flusse gleichen Namens, wo die Gebrüder Schlagintweit im Juni 1856 durch den Anblick von blühenden Saaten überrascht wurden. Tsanskhar ist ein Distrikt, welcher sich von Ladak bis zur Wasserscheide auf den Centralzug des nordwestlichen Himalaya erstreckt und fast genau mit dem Gebiet des gleichnamigen Flusses zusammenfällt. Es stimmt ganz mit Ladak überein sowohl durch den landwirthschaftlichen Charakter, als auch durch Race, Sprache und Sitten der Bewohner, gehört aber zu dem Gouvernement Udampur (weiter im Süden). Die Größe beträgt 145 geographische Quadratmeilen. Die Zahl der Bewohner ist gering. Dem Engländer Drew wurden 43 Dörfer bekannt, von denen jedes 10 bis 12 Häuser zählt; so mag die Summe aller Wohnungen 500 und die der Bevölkerung 2000 Seelen betragen. Der Hauptort ist Paduu, 3461 m über dem Meere, am linken Ufer des Tsanskhar; es ist der Sitz eines Thanadars oder Kreishauptmanns und einer Garnison. Das Land am Indus westlich von Ladak wird Balti (oder auch von den benachbarten Völkerstämmen nach persischer Weise Baltistan) genannt. Es zerfällt in verschiedene Gebietstheile. Längs des Indus liegt Kharmang oder Kartakscho, Skardo und Rondu, südwärts von dem Stromthal (südlich von Kartakscho): Kargil, südlich von diesem Kartse und noch weiter südlich Suru; im Süden von Skardo das Deosai-Plateau und südostwärts Dras. Zu den auffallendsten Eigenthümlichkeiten von Balti gehören die steilen hohen Felswände der Thäler und die Kahlheit der Abhänge. Die Thalsohlen der großen Flüsse liegen nur 2100 bis 2400 m über dem Meere. Dras, Kargil, Suru und Skardo (zusammen mit Tsanskhar) hatten bei der Zählung im Jahre 1873: 58000 Bewohner (29 881 männlichen, 28 119 weiblichen Geschlechts). Von Sandschak und Dah an der Grenze von Balti gegen Ladak finden sich abwärts im Indus-Thale verschiedene kleine Ortschaften. Die Hauptstadt Skardo liegt in einer Meereshöhe von 2267 m [2]) auf der linken Seite des Indus, 45 m über dem Flusse, unter 35° 20′ nördl., 75° 44′ östl. v. Gr. und besteht aus verschiedenen Häusergruppen oder kleinen Flecken, welche über die weite Fläche zerstreut sind. Sie war einst der Sitz des Königs von Balti; mehrere Ruinen deuten auf frühern Glanz. Die Verbindung mit der Hauptstadt von Ladak bleibt den ganzen Winter offen. Unterhalb Rondu, welches auf der linken Seite des Indus liegt, fließt der Strom zwischen vertikal aufsteigenden Gneißfelsen; an der schmalsten Stelle ist er mit einer Seilbrücke überspannt, welche 113 m lang ist. Kargil am Suru-Fluß besteht aus einer Vereinigung von verschiedenen kleinen Dörfern. Die Häuser von Dras, 2994 m [3]) über dem Meere, sind schlecht gebaut. Eine Oeffnung in der Mitte des Daches dient als Kamin und das Feuer wird in der Mitte des Wohnraumes angezündet. Das 3650 bis 3950 m hoch gelegene Deosai-Plateau ist gänzlich unbewohnt. Westwärts von Balti liegt Astor oder Hasora. Hier sind nur die Thäler des Astor-Flusses und des Indus-Stromes bevölkert. Astor, ein Dorf mit einem Fort, ist gegenwärtig die Hauptstation der „Gilgit-Brigade“, von welcher sich 1200 Mann daselbst befinden. Südwärts von Ruptschu, gleichfalls an der Grenze von

---

[1]) Der Montblanc ist 4810 m hoch.
[2]) Das Finsteraarhorn 4275 m.
[3]) Sein Vorgänger hieß Gulab Singh. Nach diesem ist das „Reich“ auf Petermann's Karte (Indien und Inner-Asien) bezeichnet.
[4]) Das im Jahre 1762 gegründete Hospiz auf dem Großen St. Bernhard liegt 2472 m über dem Meere.
[5]) Die Dreiherrenspitze ist 3505 m hoch.

---

[1]) Die Jungfrau 4167 m.
[2]) Der Julier-Paß, welcher von Bivio südostwärts ins obere Engadin führt, ist 2287 m hoch.
[3]) Die Zugspitze 2960 m.

Gnari Khorsum, ist das 100 geogr. Quadratmeilen große Spiti. Dieses haben bei der Aufstellung von Gulab Singh als Herrscher von Dschemu und Kaschmir im Jahre 1846 die Engländer beansprucht; es war die erste ihrer Besitzungen, welche von rein tibetischer Race bevölkert ist. Der Hauptort ist Drangkhar, 3892 m über dem Meere am rechten Ufer des Todi-tschu oder des Spiti-Flusses. Weiter nach Westen liegt das Gebiet von Lahol; es umfaßt $87^1/_2$ geogr. Quadratmeilen. Der östliche Theil steht unmittelbar unter britischer Herrschaft und heißt daher auch Britisch-Lahol, der westliche wird, wie Tschamba mit Pangi (und noch andere Gebiete in jener Gegend), von einem einheimischen kleinen Fürsten beherrscht, der aber den Engländern tributpflichtig und ganz von demselben abhängig ist. In Lahol findet man bedeutende Abnahme der Regenmenge und den Uebergang zu dem trockenen Klima von Ladak. Der bedeutendste, indeß nur aus einer geringen Anzahl von Häusern bestehende Ort ist Kardong, 3120 m über dem Meer, am linken Ufer des Suryabhaga nicht weit von dessen Vereinigung mit dem Tschandrabhaga (bei Tendi); es ist daselbst die nördlichste Missionsstation, in welcher sich eine Zeitlang die drei deutschen Missionäre Jäschke, Heyde und Pagel aufhielten. In Tschamba-Lahol liegt Triloknath am linken, in Pangi: Kilar am rechten Ufer des Tschinab. Weiter abwärts an demselben Fluß liegt Padar mit Atholi, westlich davon Kischtwar, nördlich von diesem Wardwan und westwärts von diesen beiden am Dschilum: Kaschmir mit der Hauptstadt Srinager.

Der nordwestliche Himalaya hat eine schmale Achsenzone von Gneiß, welche zum Theil mit seinen höchsten Erhebungen zusammenfällt. Silurische und wahrscheinlich auch vorsilurische Gebilde sind zu beiden Seiten der Achsenzone in großer Mächtigkeit und Ausdehnung, sowie in großer Mannigfaltigkeit der Gesteine entwickelt. Von der devonischen Formation ist bisher noch nichts vorgefunden worden. Die Steinkohlenformation und zwar mit Ausschluß von deren produktivem Theile füllt weite innere Becken. Sie erlitt beträchtliche Zusammenfaltungen und in Folge dessen bedeutende Zerstörung, ist daher jetzt spärlich verbreitet. Die permischen Gebilde und die untere Trias fehlen. Die Schichtgebilde der obern Trias und der rhätischen Stufe sind innig vereinigt in ähnlicher Weise entwickelt wie in den europäischen Alpen und nehmen große Räume ein. In einigen Theilen, welche einer Erhebung lange nicht unterlagen, fand eine regelmäßige Fortentwickelung der Sedimentformationen statt; in den Jurabecken von Spiti und Ruptschu reicht sie bis in die Kreideformation hinein. Die Nummulitenformation ist nur am äußersten Südwestrand, entlang dem Abfall gegen die indische Ebene und im Nordosten, entlang dem linken Ufer des Indus vom Haule- bis zum Tsanskhar-Fluß entwickelt, in letzterer Gegend in Meereshöhen von 3300 bis 3600 m. Sie erreicht hier eine Mächtigkeit von 1500 m und besteht zumeist aus rothen und grünen Schieferthonen, die mit Sandsteinen und zuweilen mit losen Konglomeraten wechseln.

In Bezug auf die größere oder geringere Menge atmosphärischen Niederschlags können wir im nordwestlichen Himalaya überhaupt vier Regionen unterscheiden: 1. Die Region, in welcher periodischer Regen fällt (im Allgemeinen bis zu dem Centralzug sich erstreckend); 2. die Region, in welche der periodische Regen nicht mehr hinreicht, wo aber noch Regen genug fällt, um den Reisbau und das Wachsthum der Sträucher zu ermöglichen (Kaschmir und die Gebiete bis zur Wasserscheide in dem Centralzug umfassend); 3. die Region, in welcher nur wenig Regen fällt und Sträucher ohne künstliche Bewässerung nicht wachsen (Theile von Balti und Astor einschließend); 4. die regenarme Region (zu welcher Gnari Khorsum, fast ganz Ladak mit Ruptschu und der größte Theil von Balti gehört). Das Klima von Tibet und Ladak wird bedingt durch das Zusammenwirken der größten mittlern Erhebung der Erdrinde und der größten mittlern Trockenheit der Luft in der Breite von 28 bis 36° nördlich. Man kann im Himalaya für 260 m Erhebung eine Wärmeabnahme von 1° C. rechnen. In mittelhohen Lagen von Lasa in Tibet bis Le in Ladak kann es vorkommen, daß ein ganzes Jahr hindurch der atmosphärische Niederschlag kaum einen Zoll beträgt. Die niedrigste Lage, in welcher Schneefall im Winter im Himalaya beobachtet wurde, war 760 m über dem Meer. Erst über 1500 m kommen häufiger Schneefälle vor, und 1800 m mag als die Grenze bezeichnet werden, wo regelmäßig im Winter Schnee fällt und wo derselbe eine Zeitlang liegen bleibt. Als die „Grenze des ewigen Schnees“ im Himalaya zuerst genau gemessen wurde und sich das Resultat ergab, daß dieselbe im Norden höher liege als im Süden, entstanden Zweifel, bis das Gesetz gefunden wurde, daß in den südlicher gelegenen Zügen die Isotherme, welche mit der Schneelinie coincidirt, einen höhern Temperaturgrad aufweist, als dies weiter im Norden der Fall ist, und daß die Ausnahme und Unregelmäßigkeit nicht im Süden liegt, weil zu nieder, sondern im Norden, weil zu hoch, und daß hier die Ursache in der geringen Menge des atmosphärischen Niederschlags zu suchen und zu finden ist. Die Schneegrenze liegt auf der südlichen (indischen) Seite des Hochgebirges von Bhutan bis Kaschmir — $27^1/_2$ bis $34^1/_2{}^0$ nördlich — mit einer Mitteltemperatur von + 0,6° C. bei 4950 m, auf der nördlichen (tibetischen) Seite mit einer Mitteltemperatur von — 2,8° C. bei 5675 m. Die Gletscher oder mehr „die hartgefrorenen Schneebetten“ reichen im Allgemeinen bis 3350 m herab [1]). Fast alle zu dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya gehörenden Gebiete sind von einer solch mächtigen Erhebung, daß nur in Balti Dörfer und in Kaschmir Dörfer und Städte unter 1800 m oder 6000 engl. Fuß gefunden werden [2]). Der größte Theil der Bewohner lebt auf Höhen zwischen 2750 bis 3350 m [3]), in Gnari Khorsum und Ruptschu im Allgemeinen noch höher, wie z. B. das Kloster Haule und das Dorf Gya das ganze Jahr hindurch, Norbu (am obern Para, 4859 m), Kordzog (nicht weit vom Westufer des Tso Moriri, 4676 m), Pugha (4651 m) im Sommer bewohnt ist. Die Heerden werden im Himalaya in Tibet und Ruptschu bis auf Höhen von 4600 bis 4900 m hinaufgetrieben und bleiben daselbst vom Juni bis zum September. Die Hirten errichten kleine steinerne Wälle, hinter welchen sie sich gegen die rauhen Winde schützen [4]). In der Höhe von 5650 m ist der Druck der Atmosphäre nur 50 Proc. oder die Hälfte von dem Druck auf dem Meeresspiegel. Die menschliche Natur gewöhnt sich indessen an diese Verminderung des Luftdrucks, wie an die Abnahme der Wärme. Das Klima von Gnari Khorsum ist sehr kalt und sehr

---

[1]) Die extremste Schneegrenze in den Alpen unter $46^1/_2{}^0$ nördlich liegt mit einer Jahrestemperatur von — 4,4° C. an den südlichen Abhängen bei 2800 m, an der nördlichen bei 2770 m.

[2]) Der Rigi ist 1780 m hoch.

[3]) Der Watzmann 2740 m.

[4]) Die Viehweiden in den Alpen sind bis 2450 m, mitunter auch noch etwas höher zu finden.

trocken. Der Tso Moriri ist vom Ende Oktober bis Anfang Mai fest zugefroren. In der Gegend um Le beginnen die Fröste schon zu Anfang September und dauern mit wenig Unterbrechung bis Anfang Mai, so daß nur vier Monate zur Bestellung des Ackers frei sind. Die mittlere Jahrestemperatur betrug 1856 daselbst + 5,6° C. [1]). Auch in Balti ist die Trockenheit noch sehr groß; nur die Höhen unter 3000 m empfangen etwas mehr atmosphärischen Niederschlag. Skardo hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 10,6° C. [2]). In Tsanskhar ist es sehr rauh. Um Dras fällt im Winter viel Schnee. Das obere Spiti-Thal ist sehr regenarm, im untern wird es etwas feuchter und auch milder. Die mittlere Jahrestemperatur von Kardong in Lahol beträgt + 6,7° C. [3]).

Der größte Theil des Centralzuges erhebt sich so hoch über den Spiegel des Meeres, daß zusammenhängender Wald von demselben gänzlich ausgeschlossen ist. Wenn indeß auch an den Flüssen der großen Hochthäler Bäume nur vereinzelt vorkommen, so werden doch zuweilen die Gesträuche baumartig. Der Charakter der Flora beruht auf Vermischung von arktischen und Steppenformen. Der Getreidebau überschreitet selten 3600 m; vereinzelt findet er sich in Balti bis 4200, in Tibet bis 4480 m [4]). Die obere Grenze der Grasvegetation ist bei 4700 m; in Ladak finden sich aber Viehweiden bis 5030 m. Der größte Theil der Höhen zwischen dem obern Setledsch und Indus, welche der indische Reisende Nain Singh 1867 überschritt, ist kahl und öde. Nur an den Seiten der Flüsse findet sich Graswuchs: so am Singhi- und Gartung-tschu. „Das etwas tiefer gelegene Setledsch-Thal bei Tirtapuri giebt reichliches Futter für die Heerden.“ Bei Tholing findet man Getreidebau. Die Vegetation von Ruptschu ist im Allgemeinen äußerst spärlich. Nur um Dorah am Indus, bei Kordzog, im Westen des Tso Moriri, sowie am untern Nidar-Fluß wächst Gras. „Der Hauptcharakter von Ladak ist extreme Unfruchtbarkeit und nur wie Oasen sind die kleinen fruchtbaren Gebiete an den Flüssen zerstreut.“ Um Gya wird Gerste gebaut; ungeachtet der bedeutenden Höhe stehen hier einige Pappeln. Fast alles Land um Le wird gepflügt und mit Weizen, Gerste und Lucerne besäet; es wachsen hier auch mitunter Pappeln und einige Weiden- und Tamariskenarten. Die Lonicera tatarica, die Heckenrose, die Stachel- und Johannisbeere findet sich am Fuß niederer Felsen. Weiter trifft man Anbau unweit der Mündung des Tsanskhar, sowie im Wanla-Thal. „Mit der Kahlheit der steilen felsigen Thalgehänge contrastirt aufs Angenehmste das schöne Grün der Fruchtbäume, mit welchen alle Balti-Dörfer umgeben sind.“ Um Skardo wird ziemlich viel Weizen und Gerste gebaut. Bei dem Orte Roudu stehen viele Fruchtbäume; Anbau von Gerste findet man auch um Padun und Dras. Das Deosai-Plateau dagegen ist trocken und steinig und nur an den wenigen Flüssen finden sich einige kleine Weideplätze. Im Astor-Thal ist der anbaufähige Boden sehr beschränkt. „Im obern Spiti- wie im Larotschu-Thale findet sich vereinzelte Feldcultur nur da, wo etwas mehr als gewöhnlich Befeuchtung eintritt, sei es durch kleine Bäche oder durch einige der wenigen Quellen.“ Auch künstliche Bewässerung durch Gräben von bedeutender Länge sieht man in einzelnen Theilen angewendet, und an manchen Orten steigen die Felder in drei bis sechs Fuß hohen Terrassen die Höhen hinan. Es wächst namentlich Weizen, Gerste, Buchweizen und Hirse. Reicher wird die Vegetation im Gebiet des Tschinab. Im untern Bhutna-Thal sind zu beiden Seiten die Berge mit Eichenwäldern bekleidet und an den Ufern findet sich Feldbau. Die Höhen rechts und links vom Tschinab unterhalb Atholi zeichnen sich durch ihre schönen Deodara-Cedern aus, deren festes Holz, welches am wenigsten von Insekten, wie Ameisen, zu leiden hat, im Pendschab ganz besonders geschätzt wird. Im Maru Wardwan-Thal sind Wälder sehr häufig. Die Dörfer in Kischtwar sind von Platanen und von Fruchtbäumen beschattet.

Unter den Thieren ist die zahme Katze allgemein in Tibet, Ladak und Balti verbreitet. Die Hunde sind die steten Begleiter der tibetischen Schäfer und folgen diesen über 5500 m hohe Pässe ohne merkliche Anstrengung. Der tibetische Hase (Lepus pallipes), sowie das tibetische Murmelthier (Arctomys bobac) sind weit verbreitet; letzteres besonders auf dem Deosai-Plateau. Ferner begegnet man wilden Schafen, wilden Pferden oder Kyangs, wilden Ochsen oder Yaks und Antilopen in großen Heerden auf den höchsten Plateaus. Am obern Indus und Setledsch, wie überhaupt in den hochgelegenen Gebieten des Himalaya, haben nicht nur die Schafe einen sehr dicken und schweren Pelz als Winterkleid erhalten, sondern auch die Ziegen haben an der Wurzel ihrer langen Haare jene „Dunen“, welche die „Paschmina“ zu den Geweben Kaschmirs liefern. Hühner wurden in Ladak und Balti erst durch Gulab Singh eingeführt. Adler und Geier erheben sich bis auf Höhen von 6700 bis 7000 m. Nach diesen mögen die tibetischen Raben am höchsten vorkommen. Ueber das Gebiet von Ruptschu und Spiti ist das tibetische Rebhuhn oder der Tschakor (Perdix rufa) verbreitet. An den Ufern der Seen finden sich überall Wasservögel in Menge, darunter große wilde Gänse. Trotz ihrer Kälte enthalten die Wasser im Himalaya Fische in großer Zahl; in einzelnen kleinen Bächen wurden dieselben bis in Höhen von 4600 m gefunden [1]). Schmetterlinge sieht man im Allgemeinen bis 3950, in Ladak und Balti sogar bis 4870 m. An den Ufern des Mansarowar sind die großen Schwärme schwarzer Mücken sehr lästig. Am Tso Moriri fand Hermann von Schlagintweit eine kleine Krabbenart vom Genus Apus von 3/4 bis 1 Zoll Länge. Das Vorkommen von Infusorien scheint im Himalaya ebensowenig von irgend einer Höhe begrenzt zu sein wie in den Alpen.

[1]) Christianssund (63° nördl.) hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 6° C.
[2]) Würzburg: + 10,4° C.
[3]) Bergen: + 7° C.
[4]) In den Alpen: 1525 m.

[1]) In den Alpen nur bis 2150 m.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Als der Rücktritt Oberst Gordon's von der Generalstatthalterschaft des Sudan bekannt wurde, befürchtete man allgemein, daß die dort errungenen Fortschritte wieder rückgängig gemacht werden, und namentlich der Sklavenhandel in Aegypten aufblühen würde. Diese letztere Vermuthung ist schneller bestätigt worden, als selbst der größte Pessimist befürchtete; die authentischen Aktenstücke darüber Seitens der Herren G. Schweinfurth, G. Roth und Gessi veröffentlicht jetzt die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient" (1880, Nr 6). Schweinfurth schreibt: „Auf die erste Nachricht hin, daß die Rückkehr Gordon's auf seinen Posten oder die Besetzung des letztern durch einen europäischen Nachfolger nicht mehr zu befürchten stände, haben die Händler von Darfur sofort ihre seit langer Zeit daselbst aufgespeicherte Waare vom Stapel laufen lassen, indem sie dieselbe direkt nach Sint expedirten, auf dem alten Handelswege, der Aegypten mit dem Gebiete des centralen Sudans in Verbindung setzt. Das geschah unbekümmert um ein eigenes, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Sint errichtetes Amt, an dessen Spitze Achmed Pascha Dasamali stand. Als die erste Abtheilung der Karawane gegen Ende April in Sint anlangte, entwickelte sich unmittelbar vor den Thoren der Stadt ein lebhafter offenkundiger Handel. Jedermann aus der Stadt ging nach dem Lager der Karawane, um sich daselbst die Sklaven anzusehen und seine Einkäufe zu machen. Ungescheut währte dieses Treiben mehrere Tage, da weder der Mudir noch der Direktor des Amtes der Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels sich um die Sache zu kümmern schien. Die Welt hätte vielleicht von dem Ereignisse gar nichts erfahren, wenn nicht ein Lehrer der amerikanischen Missionsschule, Herr G. Roth, aus eigenem Antriebe nach Cairo gereist wäre und den Fall hier selbst zur Anzeige gebracht hätte. — — Der Mudir von Sint, sein Stellvertreter und der Direktor des Sklavenamtes sind ihres Amtes entsetzt und hier vor ein Kriegsgericht gestellt worden (und 160 Sklaven wurden in Freiheit gesetzt). Graf della Sala, ein ehemaliger österreichischer Offizier, ist auf Verlangen des englischen Generalkonsuls zum Direktor des Sklavenamtes in Sint ernannt worden, und da er mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde, so erwartet man von dem energischen Auftreten dieser für den Posten geeigneten Persönlichkeit den besten Erfolg."

Hat nun auch in diesem Falle Remedur stattgefunden, so doch noch nicht bei den Scheußlichkeiten, welche Gessi ebenda aus Meschera-el-Rek berichtet. Danach hat ein gewisser Jussuf, jetzt Pascha und Gouverneur des Senaar, den aus Schweinfurth's Reisewerk wohl bekannten Monbuttu-Fürsten Munsa hinterlistig ermorden lassen, dessen Frauen und Töchter sich angeeignet und etwa 30 Monbuttuknaben, darunter einen Bruder des Erschlagenen, zu Eunuchen gemacht. Und solche Bestie bekleidet ein hohes Amt unter der ägyptischen Regierung!

„Es ist zu beklagen — schreibt Gessi — daß Gordon sich gerade in dem Momente zurückgezogen hat, wo er die Früchte seiner Anstrengungen ernten konnte. Der Vicekönig hat wohl die besten Absichten, aber ich beginne zu verzweifeln und Alles, was geschehen, als das Vorüberziehen eines Meteors zu betrachten. Diese Völker werden nun wohl noch mehr von den Arabern gequält werden, denn zuvor, da letztere nie vergessen werden, daß sie mit mir gemeinsame Sache gemacht haben" (eben gegen die arabischen Sklavenhändler).

— Der König von Abessinien hat an den deutschen Kaiser einen Brief gerichtet, auf welchen die Antwort in der nächsten Zeit abgehen soll. Mit Ueberbringung derselben und von Geschenken ist Gerhard Rohlfs beauftragt worden, welcher mit dem Könige persönlich bekannt ist. Rohlfs wird nach Ausführung seines Auftrages zurückkehren, während sein Begleiter auf der Reise nach Kufra, Dr. Stecker, welcher ihm auch nach Abessinien folgt, versuchen wird, von dort nach Süden vorzudringen. Danach zu schließen, hat Dr. Stecker seine Reise über Murzuk nach dem Sudan, welche er im Einverständnisse mit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" bereits angetreten hatte („Globus" XXXVII, S. 158), aufgegeben und scheint sich auf die Heimreise gemacht zu haben. Man darf mit Recht gespannt sein zu erfahren, was ihn zu diesem sonderbaren Entschlusse bewogen hat.

Polargebiet.

— Am 19. Juni ist der Dampfer „Eira" von Peterhead zu einer Entdeckungsreise nach den arktischen Gebieten abgegangen. Er hat eine Bemannung von etwa 25 Leuten, einen Photographen, denselben, welcher Kapitän Nares begleitete, und einen Arzt an Bord und ist auf zwei Jahre mit Kohlen und Lebensmitteln versehen, obwohl er nicht so lange Zeit fortbleiben soll.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten läßt in S. Francisco eine Expedition ausrüsten, um nach dem Nordpolarschiffe „Jeannette" Nachsuchung zu halten. Es ist dafür der Zollkutter „Corwin" bestimmt, der mit Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr versehen wird und zugleich die Aufgabe hat, nach zwei vermißten Walfischfahrern zu forschen. Kapitän Markham befürwortet, daß jedes Jahr, so lange die „Jeannette" abwesend ist, ein solches Schiff nach ihr ausgesendet werde, um je nachdem Nachrichten von ihr heimzubringen oder ihr respective ihrer Besatzung Hülfe zu bringen.

Vermischtes.

— Die Franzosen wollen in der Tiefseeforschung nicht hinter den Seemächten germanischen Stammes, Engländern, Deutschen und Nordamerikanern, zurückbleiben. Am 15. Juli soll der große Regierungsdampfer „Le Travailleur" von Bayonne aus eine Fahrt längs der atlantischen Küsten von Spanien antreten, an welcher Professor Milne-Edwards und der Marquis de Folin sich betheiligen. Auch die Niederländer treffen Vorbereitungen für eine Expedition nach Westindien, wo mit dem Schleppnetze gearbeitet werden soll. (Nature.)

Inhalt: Lucca und seine Umgebung. I. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Bertram: Das Val de Cogne in Piemont. II. (Schluß.) — Dr. Konrad Ganzenmüller: Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 26. Juni 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 5.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

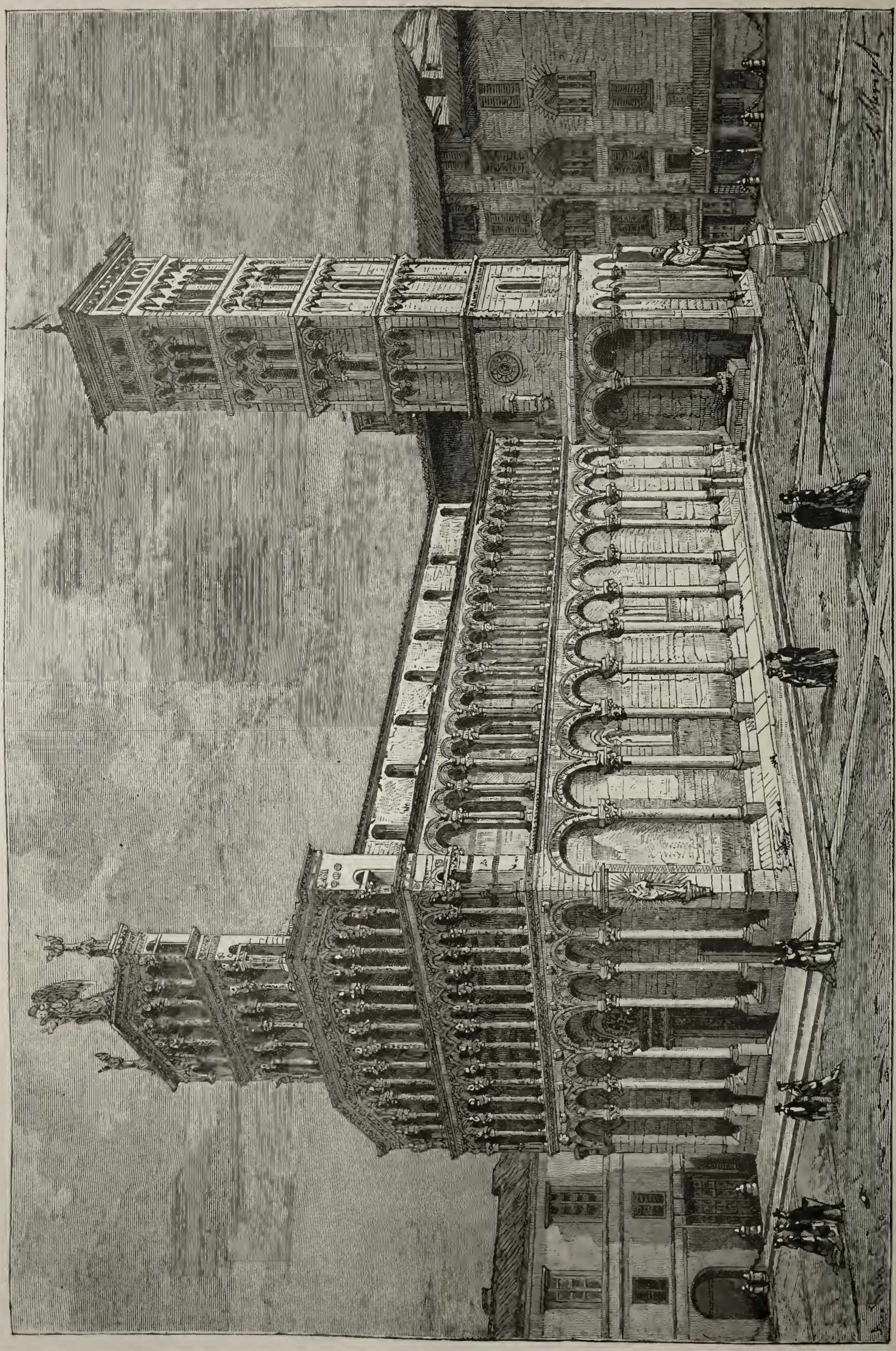
II.

Diejenige Kirche Luccas, welche nächst dem Dome die Blicke am meisten auf sich zieht und in der Erinnerung des Reisenden am besten haften bleibt, ist unstreitig San Michele, deren prächtige Façade den schönsten Schmuck des gleichnamigen Platzes bildet. Im ersten Augenblicke kann man nicht umhin, den Bauplan sonderbar zu finden; denn die Façade steht außer jedem Verhältnisse zum Schiffe, und die eine Seite ist höher als die andere. Diese Anomalien werden jedoch erklärlich, wenn man erfährt, daß der Bau, so wie er heutigen Tages dasteht, das Ergebniß von drei auf einander folgenden Restaurationen ist, welche zu sehr verschiedenen Zeiten stattfanden und nicht zu Ende geführt wurden. Die Gründung der Kirche reicht bis in das achte Jahrhundert zurück; mehrere Urkunden aus jener Zeit bezeichnen sie als eine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle, welche auf der Stelle des altrömischen Forum errichtet worden war. Von letzterm blieb nur ein Abzugskanal, etwas Pflaster und am Rande Reste von Säulenhallen übrig, auf welchen die adeligen Familien der Martini, Bulgarini, Orlandi, Strambi und Paganelli, welche insgesammt in den Blutfehden des Mittelalters ihre Rolle gespielt haben, ihre Häuser und Paläste erbauten. Im 12. Jahrhundert wurde die Kirche neu gebaut und vergrößert, um den städtischen Rathsversammlungen, die sich in der kleinen Kirche San Alessandro zu eng fühlten, zu den Sitzungen zu dienen.

Der Name des Baumeisters ist verloren gegangen; keine Inschrift, keine Urkunde nennt ihn; zahlreiche Anklänge jedoch an die Kirche San Cristoforo und an den untersten Theil des berühmten Baptisterium zu Pisa, die Identität verschiedener Architekturstücke und Theile der Ausschmückung berechtigen zu der Vermuthung, daß alle drei Gebäude Werke deffelben Künstlers sind, nämlich des Diotisalvi, dessen Namen auf einem Denksteine in San Cristoforo eingegraben ist. Zudem sind Beispiele genug bezeugt, daß trotz des politischen Haders zwischen Lucca und Pisa Künstler aus der letztern Republik an den Bauten der erstern während des 13. bis 15. Jahrhunderts thätig gewesen sind.

Gegen Ende des 12. oder zu Beginn des 13. Jahrhunderts beschloß man, San Michele gänzlich zu erneuern und mit einer Façade zu versehen, welche alles bisher Geleistete an Schönheit und Zierlichkeit übertreffen sollte, vielleicht weil die erste zu einfach erschien oder weil sie, was glaublicher ist, unvollendet geblieben war und nur die rings um das Gebäude herum laufenden Arkaden existirten. Guidetto, der Dombaumeister, wurde auch mit dieser Arbeit betraut, bei welcher es galt, Vorhandenes weiter zu führen und die eigene Phantasie zu zügeln.

Ursprünglich hatte man, wie die Kämpfer der Bogen und Konsolen beweisen, nach altem Gebrauche eine Säulenhalle geplant; allein Guidetto ging davon ab und begnügte sich damit, über der schon stehenden Bogenstellung noch vier weitere mit überaus reichen und auf die mannigfaltigste Weise mit Laubwerk und phantastischen Thierköpfen geschmückten Säulchen zu errichten. Dabei aber gab er seiner Façade



S. Michele in Lucca.

eine solche Höhe, daß sie die Dachgiebel der Kirche um ein Bedeutendes überragt und wie eine isolirte dünne Mauer erscheint, der die vom Gebirge her wehenden heftigen Winde Schaden zufügen könnten. Allerdings beabsichtigte er, wie die Rosettenfenster im vierten Stockwerke der Façade deutlich beweisen, auch die Mauern der drei Schiffe höher zu machen; aber er fand keine Zeit sein Werk zu vollenden, und erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts ging man daran, das Dach der Kirche der Façade entsprechend zu erhöhen. Allein man führte das nur an dem südlichen Seitenschiffe durch, während das Mittelschiff wegen Geldmangels unvollendet blieb und das nördliche Seitenschiff gar nicht in Angriff genommen wurde, wodurch man die Harmonie des Ganzen störte. Auswärtige und innere Kriege verhinderten während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts die Wiederaufnahme der Arbeiten, und erst im sechszehnten, wo man viel Geld auf Ausbesserung der Kirchen verwandte, geschah etwas — leider das Falsche: Guidetto's Plan wurde nicht zu Ende geführt, sondern die schon vorhandene Erhöhung des halben Mittelschiffs der Symmetrie halber durch ein Gewölbe verdeckt, die schön proportionirten Fenster zerstört und dafür große rechteckige Löcher in die Mauer gebrochen, die hohen Bogen, welche den Glockenthurm tragen, zugemauert und das Innere mit scheußlichen Altären und Kapellen verunstaltet. Später zerstörte man den Chor vor dem Hauptaltar, die beiden Ambonen, die Krypta, kurz alles, was sich noch von

Das Rathhaus in Lucca.

der alten Kirche erhalten hatte, und baute von außen an die Reste der Apsis Buden und Läden an, die an Handwerker und kleine Kaufleute vermiethet wurden.

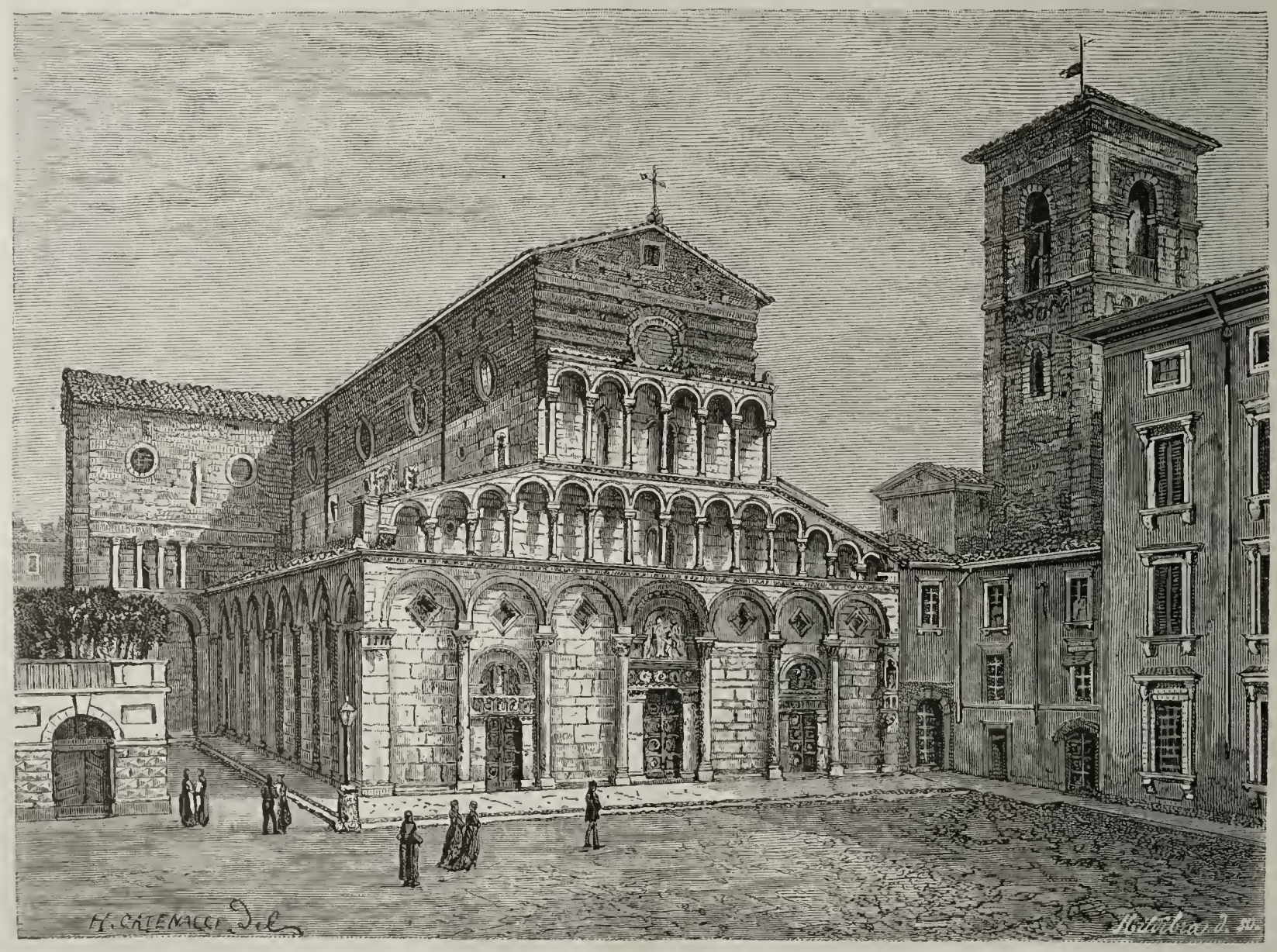
Erst in unserer Zeit war der gute Geschmack und die Achtung vor Kunstwerken und historischen Erinnerungen groß genug, daß sich Mittel fanden, die inzwischen ziemlich baufällig gewordene Façade von Grund aus wiederherzustellen, den Fenstern des Schiffes ihre ursprüngliche Gestalt und der Apsis die zierliche Einfachheit wiederzugeben. Es gereicht dem Baumeister Pardini, welcher die Renovation leitete, zu hohem Lobe, daß er den anmuthigen, harmonischen Stil Guidetto's wieder gefunden und belebt, sich in den Geist des zwölften Jahrhunderts so tief versenkt und die schöne Façade, welcher die beiden letzten Jahrhunderte so übel mitgespielt hatten, mit so viel Geschick und Zartgefühl wieder hergestellt hat.

Das Innere der Kirche bietet außer einem werthvollen Gemälde Filippino Lippo's, von welchem aber wegen der Dunkelheit der Kapelle und den Leuchtern und dem Flitterstaat des Altars fast nichts zu erkennen ist, nur sehr wenig. Erwähnung verdient eine schöne Madonnenstatue von Matteo Civitali am südlichen Eckpfeiler der Façade, welche im Jahre 1480 zum Andenken einer schrecklichen Pest errichtet wurde, welche die Einwohner der Stadt decimirte und erst in Folge öffentlicher Gebete, Processionen und Gelübde der Adelsfamilien gewichen sein soll.

Gegenüber der Kirche San Michele erhebt sich das Rathhaus. 1370 hatte man auf dieser Stelle eine offene Säulenhalle erbaut, in welcher sich das Gericht unter Vorsitz des Podesta versammelte. 1492 beschloß man dann, dort einen Palast zu errichten, in welchem der Bürgermeister wohnen und der große und kleine Rath zusammentreten sollte.

Wahrscheinlich leitete Matteo Civitali und sein Sohn Nicola den Bau, welchen einer seiner Urenkel, Vincenzo mit Namen, vergrößerte und zu Ende führte. Heute hat darin ein Gerichtshof erster Instanz seinen Sitz aufgeschlagen.

An einem kleinen Platze in der Nähe steht die Kirche Santa Maria fuori le mura (d. i. außerhalb der Mauern), auch Santa Maria Bianca genannt. Im elften Jahrhundert befand sie sich wirklich, wie ihr Name besagt, außerhalb der Mauern und nahe bei einem der Stadtthore, und erst 1260 wurde sie in die neue Ummauerung aufgenommen, auf deren Fundament man kürzlich beim Neubau einiger Häuser der Nachbarschaft gestoßen ist. Auch sie stammt aus den ersten christlichen Jahrhunderten, wurde aber wie alle alten Lucheser Kirchen im 11. und 12. Säculum neugebaut; von dem ursprünglichen Gebäude hat sich nur eine ganz byzantinische Skulptur der Madonna erhalten, welche jetzt über der kleinen Seitenthür zur Linken eingemauert ist. Ihre Façade besteht, wie die dritte Abbildung zeigt, aus einem untersten Stocke von sieben Bogen mit drei Thüren, deren Architrave reich verziert sind, und darüber zwei Bogenstellungen, wie bei San Michele, nur daß die kleinen Säulen derselben einfacher sind. Ganz oben erhebt sich noch nackt und kahl eine Ziegelmauer, ein Beweis, daß man die Front im 16. Jahrhundert erhöhen wollte, um dann auch das Innere, wie bei San Michele, aufzumauern; da dies aber nicht ausgeführt wurde, so erscheint jetzt die Vorderseite um so



Santa Maria Bianca in Lucca.

gedrückter, als auch durch Aufhöhung des Bodens etwa $1^1/_2$ m des Fundamentes verborgen worden sind. Das innere Gewölbe wird von granitenen Säulen getragen, deren antike Kapitelle von einem altrömischen Tempel, welcher vielleicht auf demselben Platze gestanden hat, herrühren. Der ganz aus weißem Marmor bestehende Hauptaltar, in Gestalt eines Triumphbogens, ist ein Werk des Vincenzo Civitali — die im 18. Jahrhundert hinzugefügte Attika entstellt ihn gänzlich.

San Francesco, im östlichen Theile der Stadt, enthält die Grabmäler des Paolo Guinigui, des Herrschers von Lucca, und des großen Condottiere Castruccio Antelminelli, aber sie ist unzugänglich, weil sie in ihrem Innern ein Militärmagazin birgt.

Wenn man sich von hier nach der Nordseite Luccas zur Kirche San Frediano, einer der merkwürdigsten und interessantesten von allen, begiebt, kommt man durch eine kleine dunkele und schmutzige Gasse, deren Häuser eine auffallend gebogene Linie bilden. Hier und da bemerkt man Reste eines massiven Ziegelbaues, auch ein halb vergrabenes mächtiges Thor im Rustika-Stil. Das war der Eingang zu einem römischen Amphitheater, dessen äußere Bogenstellungen zugemauert sind und jetzt Häuser und elende Buden bilden. Nach dem plumpen Stile der Bogen im zweiten Stocke und der schwerfälligen Bauweise zu schließen gehört das Bauwerk der Zeit des Verfalles an. Im Jahre 553 befestigten sich die Gothen darin und hielten dort drei Jahre lang eine Belagerung durch die Griechen unter Narses aus. In späteren Zeiten verwandelten sich die Gallerien und Bogen in Magazine, Gefängnisse und dergleichen, ja selbst ein Palast wurde daraus gemacht, und wo sich früher Gladiatoren umgebracht hatten, wuchsen nun Gemüse und Obstbäume. Im Jahre 1819 ordnete die Herzogin

Marie Louise Ausgrabungen an, welche ergaben, daß das Amphitheater 54 Bogen zu zwei Stockwerken zählte. Auch deckte man mehrere Reihen Stufen und 3 m unter dem heutigen Boden das antike Pflaster auf. Die größte Axe des ganzen Baues mißt 121 m, die der Arena 78, die Bogen sind über 7 m hoch. Es ist zu bedauern, daß die interessante Ruine nicht auf Kosten der Gemeinde gänzlich freigelegt und im Stande erhalten wird.

Von der Arena, welche jetzt der Marktplatz einnimmt, tritt man auf einen langen schmalen Platz, an dessen Ende sich die graue ernste Façade der Kirche San Frediano mit ihrer großen byzantinischen Mosaik auf Goldgrund erhebt. Auf den ersten Blick macht die enorme Breite der Front (siehe die vierte Abbildung) im Verhältnisse zu ihrer Höhe einen unangenehmen Eindruck; man bedenke aber, daß die beiden Seitenflügel erst Zuthaten einer sehr späten Zeit sind und nur die drei mittleren Abtheilungen dem ursprünglichen Baue angehören. Diese Basilika ist eine der interessantesten in Mittelitalien, wenn sie auch keineswegs den viel gesuchten echten Typus lombardischer Baukunst vorstellt, wie passionirte Archäologen behaupteten, sondern nur einen Neubau aus dem Beginne des zwölften Jahrhunderts. Ueber den ursprünglichen Grundriß und die Orientirung der Kirche ist eine Fluth von Abhandlungen für und wider verfaßt worden, die gedruckt oder handschriftlich in der Luccheser Akademie aufbewahrt werden und jedenfalls die Geschichte des Bauwerkes klargestellt haben.

Im sechsten Jahrhundert ließ der Irländer Frediano

Die Kirche S. Frediano in Lucca.

(Frigidianus), welcher von 560 bis 578 den bischöflichen Stuhl von Lucca einnahm, am Ufer des Serchio, der damals in der Nähe der Stadt floß, eine Kirche zu Ehren der Heiligen Stephanus, Laurentius und Vincentius erbauen, welche, als der fromme Bischof in ihr begraben wurde, dessen Namen annahm. (Nach anderer Lesart gründeten sie die langobardischen Könige Bertharic und Cunibert zu Ehren des Frigidianus.) Die Apsis dieser Kirche befand sich auf der Stelle der jetzigen Façade von 1112, wie man 1844 durch Ausgrabungen festgestellt hat. Daneben befand sich ein Kloster, das in Urkunden vom Jahre 685 und 686 erwähnt wird; es wurde von Faulone, dem Majordomus Cunibert's, restaurirt und reich beschenkt. Im Jahre 1112 ließ der Prior Rotone die Basilika umbauen, zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen des Serchio um etwa 3 m höher legen und vergrößern, und 1147 weihte sie Papst Eugen III. feierlich ein, als er auf einer Reise nach Frankreich die Stadt Lucca berührte. Der Glockenthurm wurde erst später hinzugefügt, wie denn der ganze Bau erst im Jahre 1223 vollendet wurde. Bis in das 15. Jahrhundert blieb nun die Basilika unberührt; dann aber begann eine Zeit, in welcher eine wahre Manie herrschte, Kapellen und Altäre zu bauen, außen anzuflicken, ja eine über die andere zu setzen und dadurch den Grundplan ganz zu verändern. Chor und Ambonen wurden außerdem zerstört, der Hauptaltar in veränderter Gestalt auf eine andere Stelle gerückt und das kostbare Mosaikpflaster des Schiffes regel- und symmetrielos in die Apsis verlegt. Erst neuerdings, in den Jahren 1844

bis 1858, hat der Baumeister Pardini eine Restauration durchgeführt und, so viel als möglich war, dem Denkmale seinen ursprünglichen Charakter wiedergegeben.

Die Façade ist weit einfacher, als diejenige aller anderen Kirchen in Lucca, und entbehrt der sonst beliebten Bogenreihen, der Mäander und des Schmuckes an phantastischen Thier- und Menschenköpfen. Eine einfache Säulenstellung, deren Gesims in der gleichen Höhe mit den Seitenschiffen liegt, theilt sie in zwei Hälften, in deren obere ein großes, 1829 ausgebessertes Mosaik, Christi Himmelfahrt darstellend, eingelassen ist. Offenbar war auch beabsichtigt worden, die Lünetten über den Thüren in gleicher Weise mit goldgrundigem Mosaik zu füllen, wodurch die Façade ein viel reicheres Aussehen erhalten hätte, und ihre unteren Theile mit den oberen mehr in Zusammenhang gebracht worden wären.

Im Innern erstaunt man über die Kühnheit des Baues,

San Agostino in Lucca.

besonders des Mittelschiffes, das von dünnen Säulen getragen wird: ernst in seinen Linien, wie in der Farbe des Marmors, die hohen Wände ohne jegliche Verzierung, ausgenommen ein einfaches Gesims unter den Fenstern. Die Bogen, zwölf an jeder Seite, werden von antiken Säulen getragen, die vielleicht aus dem Amphitheater herrühren; sie sind theils von Granit, theils von Cipollino, von verschiedenem Durchmesser und ungleicher Höhe, was natürlich auf die Dicke der gleichfalls antiken Basen von Einfluß war. Auch die Kapitelle korinthischen Stiles gleichen sich nicht, aber diese Unregelmäßigkeiten thun dem Gesammteindrucke keinen Abbruch und fallen erst bei genauem Studium auf. Die Rundbogenfenster, welche von innen aus in eine Art viereckiger Nischen eingesetzt sind, sind hoch und oft, besonders an der Südseite, mit Skulpturen, Thiere darstellend, einige auch mit bunten Glasmalereien geschmückt.

Das Innere umschließt mancherlei Kunstwerke, wie den großen alten marmornen Taufbrunnen mit Reliefs von Meister Robertus aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die merkwürdig sind wegen der Trachten der dargestellten Personen; ein neueres Taufbecken von dem fruchtbaren Matteo Civitali; in der Cappella del S. Sacramento die Reliefs der Madonna mit vier Heiligen, ein Meisterwerk des Jacopo della Quercia; ferner alte Fresken des Lucchesер Malers Amico Aspertini und anderes.

Es wäre in dieser und den anderen Kirchen der Stadt, in S. Salvatore, S. Andrea, S. Anastasio, S. Cristoforo und S. Agostino, die von 1324 datirt (s. Abbildung auf S. 70) noch mancherlei zu erwähnen und zu beschreiben — es wäre das aber eine den Leser ermüdende Aufzählung. Erwähnt sei nur noch, daß in S. Cristoforo der Bildhauer Matteo Civitali seine letzte Ruhestätte gefunden hat, als er 1501 im Alter von 65 Jahren starb. Doch meldet nur eine einfache Inschrift seinen Namen und seinen Beruf — die Stadt, welche er mit so vielen Bauten und Kunstwerken schmückte, hat ihrem berühmten Sohne nie auch nur das bescheidenste Grabdenkmal errichtet.

Die Liven in Kurland.

Professor L. Stieda in Dorpat erwirbt sich ein großes Verdienst dadurch, daß er jüngere Mediciner in die anthropologische Laufbahn hinüberführt und zur Verarbeitung des reichen lebenden Materials der baltischen Provinzen veranlaßt. Hier gerade kann im finnisch-lettisch-slavisch-deutschen Völkergewirr eine gut und exakt durchgeführte Anzahl von anthropologischen Messungen die wünschenswerthe Klarheit in die ethnischen Verhältnisse bringen und die Resultate der Sprachwissenschaft unterstützen. Es ist daher jeder Beitrag willkommen. O. Grube gab uns 1878 „Anthropologische Untersuchungen der Esten“; es folgte dann O. Waeber mit „Beiträgen zur Anthropologie der Letten“ und schließlich Ferdinand Waldhauer mit seiner Inaugural-Dissertation „Zur Anthropologie der Liven“ (Dorpat, Schnakenburg 1879). Auf die letztere Schrift wollen wir hier eingehen.

Waldhauer giebt zunächst eine Aufzählung der Literatur über die Liven, welche mit der Historia lettica des bekannten Paulus Einhorn 1649 beginnt, in welcher wir jedoch die sehr interessanten Berichte A. J. Sjögren's über seine im Auftrage der russischen geographischen Gesellschaft im Jahre 1846 nach Livland und Kurland unternommene Reise zur genauen Untersuchung der Reste der Liven und Krewingen (Denkschriften der russ. geogr. Ges. Bd. II, S. 253 bis 266) vermissen, und gerade diese Arbeit hätte dem Verfasser manches hochinteressante ergänzende Material liefern können.

Dann wird die geographische Verbreitung des kleinen zum finnischen Stamme gehörigen Völkerrestes angegeben, der die Urbewohner des größten Theiles von Liv- und Kurland seine Vorfahren nannte. Die Liven sitzen heute nur noch an der Nordspitze Kurlands, am Riff von Domesnäs, dem Rigischen Meerbusen und am Strande der Ostsee. Sie wohnen in Dörfern, deren Waldhauer im Ganzen noch 12 zählt. Drei davon gehören zum Gute Popen, die übrigen zu Dodangen. Die Anzahl aller noch als Liven angesehenen Personen beträgt etwa 2400, welche auch jetzt noch fast gar nicht mit den Letten sich vermischen, sondern sich aus Nationalstolz rein erhalten. Fischerei ist der Haupterwerb der Liven, außerdem sind sie tüchtige Seeleute, die in ihren Booten nach Finland, Schweden, Preußen und Riga hin handeln.

Die Liven kennen in ihrer Sprache diese Bezeichnung für ihr Volk nicht, sie nennen sich selbst randalist (Strandbewohner) oder Kala mied (Fischer). Davon, daß sie mit den Esten zusammen einen Volksstamm der finnischen Familie ausmachen, wissen sie nichts. Bis zum achten oder neunten Jahre spricht das Kind nur Livisch, dann erst lernt es die Kirchen- oder Schulsprache, das Lettische.

Hauptaufgabe Waldhauer's waren die bisher vernachlässigten Körpermessungen an Liven; er hat dieselben nach dem Broca'schen Schema angestellt, das nicht weniger als 60 verschiedene Messungen verlangt, welche in den Tabellen niedergelegt sind. Danach ergiebt sich folgendes anthropologisches Bild des Liven: Er ist von hohem, schlankem, kräftigem Wuchs, durchschnittlich 1736 mm hoch; die meisten haben eine athletische Muskulatur. Verkümmerte Individuen sind selten und korpulente Menschen sieht man niemals. Das Kopfhaar ist gewöhnlich braun oder dunkelbraun, in einzelnen Fällen schwarz, blonde Haare sind außer bei den Kindern höchst selten zu beobachten. Gewöhnlich tragen die Liven das Haar zu beiden Seiten schlicht herabgekämmt, doch ist lockiger Haarwuchs nicht selten. Rothes Haar sah Waldhauer nicht. Am übrigen Körper ist der Haarwuchs stark, besonders an den Extremitäten. Die Farbe der Augen ist fast nie blau, meist grau, graubraun oder braun. Der Kopf ist mäßig lang und ziemlich breit; der Kopfindex 79,9. Das Gesicht ist lang und schmal, ohne stark vorstehende Backenknochen. Die Stirn hoch, der arcus supraorbitalis stark vorspringend. Die Nase von mittlerer Länge und nicht spitz, meist gerade mit ein wenig hervortretender Spitze. Der Mund mittelgroß, die Lippen schmal. Die Richtung der Zähne ist meist von geringer Neigung nach vorn. Gemessen hat Waldhauer 100 Männer, die fast durchweg deutsche Namen führen, die ihnen von ihren deutschen Herren gegeben wurden.

Seine Ergebnisse hinsichtlich der somatischen Verhältnisse der Liven faßt der Autor in folgende Worte zusammen: „Der Live steht seiner Körperbildung nach zwischen dem Esten- und dem Finnen, und zwar schließt er sich dem Carelier näher an, als dem Esten. Dieses Resultat scheint mir deshalb von Bedeutung zu sein, weil es mit den Resultaten der Sprachforschung stimmt. Nach Wiedemann nimmt die livische Sprache ihre Stellung zwischen Estnisch und Carelisch ein, nach Koskinen aber steht die livische Sprache unter allen finnischen Dialekten dem Carelischen am nächsten.“

Südsee-Sagen[1]).

Von **F. Birgham.**

3. Götter- und Heldensagen aus Hawaii.

Im Jahre 1875 erschien in Honolulu eine Wochenschrift unter dem Namen „The Islander", die jedoch schon nach der 35. Nummer einging, so daß vollständige Exemplare derselben nicht allein am Publikationsorte selten sind, sondern das mir vorliegende wohl auch das einzige in Europa sein dürfte. Auf den 244 Seiten dieser Zeitschrift findet sich nun eine Fülle von bisher unveröffentlichten Mittheilungen über die Hawaii-Gruppe und ihre Bewohner, aus welchen in Folgendem einige der auf Sage und Tradition der alten Hawaiier bezüglichen zusammengestellt wurden.

Die hawaiischen Kahunas (Priester, und zugleich Aerzte, wie bei vielen Naturvölkern) sind, seit Einführung des Christenthums vor nun 60 Jahren, verschwunden; sie allein waren es, die durch mündliche Ueberlieferungen von einer Generation zur andern die Tradition ihrer Götter und die Geschichte und Genealogie der Könige vor der Vergessenheit bewahrten. Vieles wird mit ihnen auf immer verloren sein, die jetzigen Generationen kümmern sich wenig um die Traditionen ihrer heidnischen Vorfahren, und um so wichtiger scheint es deshalb, so viel als möglich zu retten und zu erhalten, ehe die ganze eingeborene Race dahin sein wird.

Die Mythologie der alten Hawaiier war keine einheitliche, abgeschlossene; gleich derjenigen ihrer Stammesbrüder auf allen Südsee-Inseln bestand sie aus zahlreichen einzelnen, oft sich widersprechenden Sagen und Traditionen, deren geregelte Zusammenstellung deshalb unmöglich ist.

Kane und Kaneloa, die fast immer zusammen erwähnt werden, waren die obersten Götter und Erschaffer; die Zahl der Neben- und Untergötter ging ins Unendliche, denn gleich dem Indianer Nordamerikas sah der Kanaka überall eine Gottheit: in den Sternen, im Blitz und Donner, in den Winden, auch konnte er in jedem Thiere, Fische, Vogel oder jeder Frucht sich selbst einen Gott wählen. Kane und Kaneloa waren nach der Sage fremde Götter, d. h. sie kamen aus Kahiki, einem fernen Fabellande (vielleicht die räthselhafte Urheimath der Polynesier), von wo sie über die Oberfläche des Meeres nach Hawaii wanderten; sie brachten den Pisang, die Kokospalme und den Brotfruchtbaum zur Ernährung der ersten Menschen mit. Die hawaiische Version der Erschaffung des Menschen zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem biblischen Berichte: Kane machte den ersten Menschen, Hulihonua, aus der Erde am Meeresufer; sein Weib Keaka-hulilani, die hawaiische Eva, wurde aus dem Geiste (aka) des Mannes erschaffen, während dieser schlief.

Maui war ein Abkömmling Kane's, und ihm verdankt nach einer andern Tradition die hawaiische Gruppe ihr Dasein: er nahm seine Angel und warf den Haken an langer Schnur in das Meer, so daß er sich in den flachen Meeresboden einbohrte. Als nun aber Maui den letztern heraufziehen wollte, brach derselbe in viele Stücke, so daß der Gott nicht, wie er vorhatte, eine einzige große Insel, sondern die verschiedenenen Eilande des heutigen Archipels über den Meeresspiegel emporhob. Dieselbe Sage findet sich unverändert bei den Maoris: auch hier zog Maui mit dem Angelhaken die Insel aus dem Meere herauf, und noch heute heißt die nördliche Hälfte der neuseeländischen Doppelinsel bei den Eingeborenen „te ika a Maui", d. h. der Fisch des Maui. Die Frau des hawaiischen Maui hieß Hina, und ihren vier Söhnen wurde der Ursprung des Feuers zugeschrieben [1]).

Außer Kane und Kaneloa wurden noch Ku und Lono zu den Hauptgöttern Hawaiis gerechnet. Durch Kapitän Cook's Tod ist die Sage von Lono allgemeiner bekannt geworden, doch verdient die Uebersetzung der alten Tradition noch Interesse. — Lono-akua, wohl ursprünglich ein hoher, nach seinem Verschwinden vergötterter Häuptling, wohnte auf der Insel Hawaii; seine Frau war die schöne Kaiki-lani. Ein sterblicher Mann wagte es, sich ihr zu nähern; Lono belauschte seine Liebeserklärung und voller Wuth und Eifersucht erschlug er sein Weib. Aber sogleich von Reue ergriffen, verfiel er in völlige Raserei; nachdem er die Leiche in seinen heiau (Tempel) gebracht, wanderte er kreuz und quer durch die Insel, indem er Jeden, den er antraf, zum Zweikampfe herausforderte und vermöge seiner übernatürlichen Kraft besiegte. So kam er auch nach der Kealakeakua-Bay, und nachdem er zum Andenken an sein ermordetes Weib jährliche Kampfspiele (daher makahiki, d. h. das Jahr, genannt) im Ringen, Laufen und Speerwerfen eingeführt, bestieg er sein dreieckiges Kanu und fuhr auf das hohe Meer hinaus. Daher hat diese Bay auch ihren Namen, denn ke-ala-o-ke-akua bedeutet „Der Weg des Gottes". Vor seiner Abfahrt versprach er jedoch dem Volke, einst wiederzukehren „auf schwimmenden Inseln mit Hainen von Kokospalmen und voll fetter Schweine und Hunde". Als nun „sechs Generationen später" Cook's Schiffe in die Kealakeakua-Bay einliefen, wurden sie natürlich für Lono's schwimmende Inseln gehalten; noch heute bedeutet das hawaiische moku sowohl Schiff als Insel. Cook's Tod auf derselben Stelle, wo nach der Sage der Gott sein Land verließ, könnte fast als gerechte Strafe für die geduldete Vergötterung des Seefahrers durch die Eingeborenen betrachtet werden [2]).

Eine andere Sage nennt Lono den Gemahl der Vulkangöttin Pele, mit dem sie zusammen von Kahiki nach Hawaii kam [3]); aber das Paar lebte im Streit mit einander, bis Lono seine fürchterliche Gattin in ihren Kratern und Lavaseen zurückließ und seine Wanderung nach fremden Ländern antrat. Ein anderer Gemahl der Pele war Kamapuaa, der von der Insel Oahu herstammte; er war ein bösartiger Gott, auch hatte er die Macht, nach Belieben die Gestalt eines Menschen oder eines Ebers anzunehmen (daher die zweite Hälfte seines Namens: puaa = Schwein). Ueber ihn berichtet folgende Tradition: Olopana, der König von

---

[1]) Nro. 1 und 2 s. „Globus" Bd. XXXVII, S. 316.

[1]) Vergl. „Der Ursprung des Feuers; eine hawaiische Sage", „Globus" Bd. XXXV, S. 287.

[2]) Vergl. „Der hundertjährige Todestag Kapitän Cook's", „Globus" Bd. XXXV, S. 185.

[3]) Vergl. „Die Vulkangöttin Pele und die Sintfluth", „Globus" Bd. XXXVII, S. 316.

Oahu, hatte einen heiligen Hahn, den er sehr hoch schätzte. Als nun Kamapuaa diesen Hahn wegnahm und verschlang, sandte der König 400 seiner Krieger aus, um den Frevler zu bestrafen. Aber der Gott erschlug sie alle bis auf einen, der dem König die Nachricht brachte. Nun sandte Olopana 4000 Mann, denen es aber nicht besser ging, denn auch sie fielen alle vor der übermenschlichen Kraft Kamapuaa's. Hierauf sammelte der König ein ungeheueres Heer, um endlich den Tod seines Hahnes und seiner Krieger zu rächen. Diesmal gelang es auch, den Gott mit seinen Eltern zusammen in das Thal Keliiwaa bei Kaunla auf Oahu einzuschließen; die zahllosen Krieger des Königs hielten den Eingang zu dem Thale besetzt, während auf den anderen Seiten senkrechte und hohe palis (Felsabhänge) den Ausweg versperrten. Umsonst bemühten sich Kamapuaa und seine Eltern, an denselben emporzuklettern, aber alle Anstrengungen waren vergebens. Da verwandelte der Gott sich in einen Eber, und als solcher wühlte er rasch eine Rinne oder Furche in den Abhang, in welcher alle hinaufkletterten und so der Rache des Königs entgingen. Die Furche aber besteht noch heute in dem Pali von Keliiwaa und ist als Kawaa o Kamapuaa bekannt.

Eine ähnliche Tradition spielt auf der Insel Molokai. Um den Besitz derselben kämpften der Gott Kana und sein Bruder Niheu, der, obgleich er von sehr kleiner Gestalt war, eine ungeheuere Kraft besaß. Als nun eines Tages beide Brüder in einen Ringkampf geriethen, zertraten sie mit solcher Wuth und Kraft einen Hügel am Meeresufer, daß große Stücke desselben ins Meer flogen, wo sie noch heutigen Tages die kleinen Inseln in der Nähe des Ufers bei Pelekunu bilden, und an Stelle des Hügels die jetzige tiefe Schlucht in jenem nördlichen Theile der Insel entstand.

Ein Nachkomme Niheu's war der König Ku-alii, ein Hauptheros der alten Hawaiier; er soll um das Jahr 1500 bei Kalapawai auf Oahu geboren worden sein, wo sich noch Spuren seines Heiaus finden. Er war als gewaltiger Läufer berühmt, denn nach der Tradition konnte er in einem Tage fünf Mal um die ganze Insel Oahu laufen, obgleich ihr Umfang gegen 100 engl. Meilen beträgt. Er trug immer das Idol seines Gottes Kuhooneenuu um den Hals; dies soll ein fremder Gott gewesen sein. Unter dem Schutze desselben vollbrachte Ku-alii große Thaten, und in blutigen Kämpfen besiegte er die anderen Häuptlinge der Insel. Auf dem Wege nach Waianae wird noch die Stelle gezeigt, wo er mit einem Satze über eine 20 Klafter breite Schlucht sprang, und so seinen Feinden entkam. Er soll 175 Jahre alt geworden sein („vier Vierzig und fünfzehn", nach hawaiischer Rechnung); da er nun lange vor seinem Tode vor Schwäche nicht mehr gehen konnte, wurde er von seinen Leuten in einem koko (Netze) getragen, um noch die Krieger in der Schlacht befehligen zu können. Als sein Tod herannahte, wurden von seinen Häuptlingen verschiedene Pläne vorgeschlagen, auf welche Weise die Knochen des Königs, dem Gebrauch gemäß, nach dem Tode zu verbergen seien, damit kein böser Geist oder Zauberer mit denselben Unfug treiben könne; aber keiner der Vorschläge gefiel dem König. Da deutete sein kahu (Leibdiener) auf seinen Mund, und Ku-alii nickte mit dem Kopfe und starb. Darauf wurden seine Knochen zu Pulver zerrieben und heimlich in die Speise der Häuptlinge gemischt; „und so blieben sie auf ewig verborgen".

Eine seltsame Sage ist diejenige von dem Gotte Kanokahi: gleich der Minerva der Alten sprang er aus dem Haupte seine Vaters Haumea (hu ka lolo ke poo o Haumea).

Kaïli war der große Kriegsgott der Hawaiier und als solcher der besondere Schutzgötze des Königs Kamehameha I., der alle Inseln des Archipels unter seinem Szepter vereinigte. Im Jahre 1792 ließ er seinem Gotte ein Hauptheiau bei Kawaihae auf Hawaii erbauen, in welchem der große Holzgötze mit Kriegshelm und rothem Federmantel stand. Am Tage der Vollendung des Tempels wurden 11 Menschen, viele Hunde und Schweine dem Gotte geopfert. Auch im Mittelpunkt der Insel stehen auf dem Hochplateau noch die Ruinen des großen Heiaus, den der vor Jahrhunderten dort herrschende, fabelhafte König Umi nach Eroberung der ganzen Insel dem Kriegsgotte weihte [1]).

---

4. Mythologie und Sagen auf den Banks-Inseln.

Vor der Anthropologischen Gesellschaft in London hielt der Missionär R. H. Codrington am 8. Juni einen Vortrag über religiöse Gebräuche und Glauben in Melanesien, mit besonderer Berücksichtigung der Banks-Inseln, welche den nördlichen Theil des Neuhebriden-Archipels bilden, und der nordwestlich derselben gelegenen Salomon-Gruppe Unter allen Melanesiern waren die Eingeborenen der Banks-Inseln die einzigen, welche keine Kleidung trugen und nicht der Anthropophagie anhingen. Doch giebt es keine Beweise, daß sie je durch polynesische Einwanderung oder Nachbarschaft beeinflußt wurden, obgleich noch heute Eingeborene leben, welche sich eines Besuches von Doppelkanus aus Tonga erinnern.

Die Mythologie der Banks-Insulaner unterscheidet genau zwei Arten von übernatürlichen Wesen, nämlich die nach dem Tode fortlebenden Seelen der Verstorbenen und die eigentlichen Götter, welche nie Menschen waren. Letztere werden Wuis genannt und zerfallen in zwei Klassen: körperliche und unkörperliche. Von ersteren, welche dennoch vielleicht nur vergötterte Nationalhelden sein mögen, ist Qat der hervorragendste; die Legenden über denselben entsprechen denjenigen über Maui oder Tangaroa bei den Maoris, Hawaiiern und anderen polynesischen Stämmen. Die Tradition von Qat's Verschwinden von den Inseln erinnert sehr an diejenige des hawaiischen Lono, doch sollen seit Ankunft der Missionäre manche Ausschmückungen aus der Bibel, z. B. aus der Geschichte von Noah und der Fluth, hinzugekommen sein. Die Brüder des Gottes Qat heißen alle Tangaroa, welchen Namen auf den nördlichen Neuhebriden alle Wuis führen, während auf den Banks-Inseln auch die als Amulete oder Fetische benutzten Steine so genannt werden. Zu derselben Klasse wie Qat und seine Brüder, aber mit viel geringerem Rang, gehören auch gewisse Wuis, welche mehr die Natur unserer Feen oder Elfen haben. Manche derselben, die Nopitu heißen, können sich unsichtbar machen und fahren dann in die Körper der Menschen. Solche Besessene, die selbst Nopitu genannt werden, würden z. B. eine Kokosnuß zum Trinken ansetzen, aber statt der Milch würde das Muschelgeld der Eingeborenen herauslaufen und gegen ihre Zähne rasseln; oder sie würden Muscheln erbrechen oder sich auf einer Matte kratzen und schütteln, während das Geld aus ihren Fingerspitzen herausfällt, alles Thaten der Nopitu.

Die andere Klasse der Wuis, diejenige der körperlosen, nimmt einen viel höhern Rang im Pantheon der Banks-Insulaner als Qat und seine verkörperten Nebengötter ein. Sie haben weder Form, Gestalt noch Namen, und es werden keine Legenden über sie erzählt. Doch sind sie sehr zahl-

---

[1]) Vergl. „Eine Besteigung des Hualalai auf der Insel Hawaii", „Globus" Bd. XXIX, S. 145.

reich und haben Macht denjenigen Menschen beizustehen, die sich mit ihnen in Verbindung setzen können. Dies kann gewöhnlich mit Benutzung von Steinen, Schlangen, Eulen und Haifischen geschehen, doch hat nicht Jeder die Gewalt dazu, sondern nur die Mitglieder einer besondern Priesterklasse. Wenn einer derselben seinen Stein oder seine Schlange hat, mit welchen er den Beistand seines Wui erlangen zu können glaubt, so kann er seinen Sohn oder andere Verwandten belehren und ihn an seine Stelle treten lassen. Das einzige Opfer für die Götter scheint bei den Banks-Insulanern das gebräuchliche Muschelgeld zu sein.

Ueber den Ursprung des Todes berichtet eine seltsame Tradition, welche sich ohne Veränderung auf den Banks-Inseln sowie den Salomon-Inseln findet. Vor langen Zeiten starben die Menschen nicht, sondern wenn sie ein hohes Alter erreicht hatten, streiften sie ihre Haut ab, wie die Schlangen oder Krabben, und kamen in erneuter Jugend hervor. Einst ging auch ein altes Weib an das Bachufer, um ihre Haut zu wechseln; darauf warf sie die alte Haut in den Bach, wo sie an einem Baumzweige hängen blieb. Nun kehrte das Weib, jetzt in Gestalt eines jungen Mädchens, in ihre Hütte zurück, wo sie ihr Kind gelassen hatte. Aber dieses erkannte natürlich seine Mutter nicht wieder und fürchtete sich vor der Fremden. Um endlich das Kind zu beruhigen, ging die Mutter wieder an den Bach, holte die abgeworfene Haut und zog sie wieder an. „Und seit jener Zeit müssen alle Menschen sterben!“

(Berichtigung: „Globus“ Bd. XXXVII, S. 318 „Südsee-Sagen“, Spalte rechts, Zeile 18 und 25 von oben, lies „Fächer“ statt „Tücher“.)

Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya.

Mit einleitenden allgemeinen Bemerkungen. Von Dr. **Konrad Ganzenmüller**[1]).

II.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung[2]) ist im nordwestlichen Himalaya etwas größer als im östlichen, jedoch immer noch gering, verglichen mit der in den Ebenen und Mittelgebirgen. Sie ist beschränkt durch die nicht unbedeutende Fläche der ihrer Höhen wegen unbewohnbaren Gebiete, wie durch die Schwierigkeit des Verkehrs. In den bewohnbaren Regionen des Centralzuges gehört die Bevölkerung theils zur mongolischen (tibetischen), theils zur kaukasischen (arischen) Race. Die zur erstern zählenden Stämme finden sich hauptsächlich auf der Nordostseite des wasserscheidenden Kammes in den Ländern, die vom Indus und seinen Nebenflüssen durchströmt werden.

Rein tibetisches Volk[3]) bewohnt Gnari Khorsum.

In den hochgelegenen Gegenden weiter im Westen leben die Tschampas[4]), welche sich ethnographisch weder von der Bevölkerung im Südosten, noch von den Ladakhis im Nordwesten unterscheiden. Sie bewohnen die beiden Seiten des Indus-Thales, einige Kilometer unterhalb Demtschok bis Maya, ferner das Hanle-Thal, das obere Parang-Thal an der Grenze gegen Spiti, die Gegend um den Tso Moriri, nördlich davon das Pugha-Thal, westlich von diesem die Umgebung der Salz-Seen, einen kleinen Theil des obern Tscharapa- (Tsanskhar-) Thales, das obere Kharnak-Thal (und im Norden des Indus die Gebiete am Tschangtschenmo nördlich vom Pangkong-See[1]) Die Tschampas sind Hirten und leben in Zelten, welche sie in Höhen von 4800 m (15 700 Fuß) bis herab zu 4200 m (13 700 Fuß) aufschlagen; tiefer herab kommen sie nicht. Das Nomadenleben hat ihnen einige Eigenthümlichkeiten aufgeprägt. Sie haben ein mehr hervorragendes Kinn, einen ausdrucksvollern Mund und eine mehr abgehärtete Natur als die Ladakhis und sind stets wohlgemuthen und heitern Sinnes. Wenn sie um das kleine Feuer sitzen, welches ihr frugales Mahl wärmt, erschallt fröhliches Gelächter. Statt der Wollkleider der Ladakhis tragen manche von ihnen lange Gewänder aus Lammfellen[2]). Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 500 Seelen. Sie sind in zwei Lager getheilt, welche sich im Sommer trennen und verschiedene Weiden beziehen, aber im Winter sich wieder vereinigen. Die Zeltlager werden regelmäßig im Jahre viermal geändert, so daß sie ungefähr immer drei Monate auf einem Platze bleiben[3]). Es findet sich bei ihnen, wie bei den Tibetern und Ladakhis, Polyandrie. Ihre Sprache ist die tibetische; sie lernen selten schreiben[4]). Ihrer Religion nach sind sie Buddhisten, doch wird niemals ein Tschampa ein Lama[5]). Die Bewohner von Ruptschu werden gern gebraucht zum Befördern der Waaren von Central-Ladak nach Gartok oder nach Lahol und den britischen Territorien; sie werden dafür theils mit baarem Gelde, theils mit Getreide gut bezahlt. Leicht ertragen sie die ungemein strenge Winterkälte in ihren Zelten und betrachten Le als eine Stadt, der man nur im Winter nahen dürfe, und Kaschmir als ein „heißes“ und „ungesundes Land“[6]). —

Die Ladakhis, welche sich selber Bhots nennen, bei ihren Nachbaren aber den erstern Namen führen, sind eben-

---

[1]) Abkürzungen in den Noten.
Cunningh. Lad. . . . = Cunningham Ladak.
Drew, J. a. K. . . . = Drew, the Jummoo and Kashmir Territories.
G. Tib. . . . . = Ganzenmüller, Tibet.
R. . . . . = Ritter, Erdkunde.
Schl. Reis. . . . . = Schlagintweit, Reise in Indien und Hochasien
Schl. Res. . . . . = Schlagintweit, Results.

[2]) Ein Abschnitt aus einer eingehenden Behandlung des Himalaya-Systems.

[3]) Ausführlich besprochen in: Ganzenmüller, Tibet nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit. (Stuttgart, 1878.) S. 79 bis 104.

[4]) Tschang oder Tschang-pas bezeichnet im Tibetischen „Hirten“ oder „Viehbesitzer“. Vigne, Travels in Kashmir II, p. 343.

[1]) Drew, J. a. K. Race Map.
[2]) Ib. pp. 242, 473. 489.
[3]) Ib. p. 238.
[4]) Ib. p. 491.
[5]) Ib. p. 242.
[6]) Ib. p. 290.

falls tibetischer Race. Sie haben sich unterhalb der Tschampas überall da angesiedelt, wo der Boden anbaufähig ist; ihre höchsten Dörfer liegen 4300 m (14000 Fuß) über dem Meere und sie gehen herab bis 2700 m (9000 Fuß [1]). Außer dem Indus-Thal von Maya bis Dargu um Atschinathang (und dem Thal des mittlern Schayok) ist von ihnen ganz Tsanskhar bevölkert; sie haben auch kleine Ansiedelungen am obern Bhutna; an der Grenze gegen die Baltis bewohnen sie einige Dörfer gemeinschaftlich mit diesen [2]). Die Körperform der Ladakhis tritt als rein mongolisch hervor. Die Backenknochen sind hervorstehend; der untere Theil des Gesichtes ist schmal; das Kinn ist klein und gewöhnlich zurückstehend; die Stellung der Augenlider ist schief, die Farbe der Augen braun; die Nase ist meist breit gedrückt;. die Lippen sind hervorragend, aber nicht sehr dick. Das schwarze Haar ist vorn und an der Seite des Kopfes kurz geschnitten; hinten ist es lang und in eine Art Zopf vereinigt, welcher auf den Rücken reicht. Die Frauen haben die Haare in der Mitte getheilt und auf jeder Seite in einen Zopf geflochten. Bei den Männern findet sich fast durchgängig ein kleiner Schnurrbart. Der Bartwuchs ist aber im Allgemeinen ein sehr spärlicher [3]). Die durchschnittliche Körpergröße beträgt für die Männer 1,57 m (5'2"), für die Frauen 1,447 m (4'9¼"). Schön von Aussehen sind die Ladakhis nicht; aber sie sind sanft und von guter Gemüthsart, nichts weniger als kriegerisch, auch nicht zänkisch, obwohl sie sehr viel geistige Getränke zu sich nehmen. Mord, Raub und Gewaltthaten sind bei ihnen so gut wie unbekannt; Unbefangenheit und Unbehülflichkeit sind charakteristisch. Doch sind sie nicht unfähig, Verschiedenes zu lernen, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet. (Es giebt kaum mehr einander entgegengesetzte Charaktere, als die Ladakhis und Kaschmiris) [4]).

Die Kleidung ist sehr einfach; sie ist wollen, grob und dick; die Wolle wird von Männern, Frauen und Kindern gesponnen. Die Männer tragen ein weites und langes vorn über einander geschlagenes und um die Lenden mit einem Gürtel zusammengehaltenes Gewand. Als Kopfbedeckung haben sie entweder sehr große Kappen, welche über das Hinterhaupt herabreichen, oder kleinere von Lammfellen mit Ohrenlappen, die im Sommer aufwärts gestellt sind. An den Füßen haben sie feste Stiefel. Die Sohle und der untere Theil derselben besteht aus Leder, der obere aus Filz oder Wollenzeug. Diese Art der Fußbekleidung ist gut gegen die Kälte und eignet sich zum Erklimmen von Felsen, wo der Grund sehr trocken und scharf ist. Die Frauen tragen ebenfalls ein langes wollenes Gewand von blauer oder rother Farbe [5]). Ueber die Schulter werfen sie eine Art Schal, ein längliches mit Pelz gefüttertes Tuch, das vom Hals bis an die Knie reicht und auf der Brust mit einer Schnur und einer metallenen Schnalle zusammengehalten wird; dasselbe hat gewöhnlich zwei grelle Farben, z. B. grün mit breitem, rothem Rand [6]). Als Schmuck des Hauptes findet sich bei ihnen ein Band mit Muscheln oder rauhen Türkisen und Perlen verziert, welches von der Stirn aus nach dem Hinterhaupt gelegt wird. Die Stiefel gleichen denjenigen der Männer. Zuweilen wird von den Frauen ein sehr entstellendes Bemalen ihres Gesichtes ausgeführt, das ihre Reize statt des Schleiers gegen die Augen der Männer schützen soll. Die Kleidung beider Geschlechter bleibt Jahr aus Jahr ein dieselbe. Die Lamas von der Sekte Geluk-pa oder Galdan-pa, die in Ladak zahlreich vertreten sind, tragen gelbe Röcke, die anderen rothe [1]).

Die allgemeine Nahrung bildet Gerstenmehlbrei, mit Fleisch zubereitet. Es finden gewöhnlich drei Mahlzeiten statt: Morgens, Mittags und Abends. Als Getränk dient Tschang, ein leichtes Bier, ohne Hopfen gebraut, in der Regel von saurem Geschmack. Es wird auch Branntwein bereitet, doch ist der Genuß desselben durch das Gesetz verpönt. Ein sehr beliebtes Getränk ist Thee; doch sind Viele zu arm, um sich dieses gestatten zu können. Es herrscht bei den Ladakhis überhaupt eine sehr große Frugalität [2]).

An Bau- und Brennholz ist großer Mangel. Weiter im Süden trifft man Häuser vorherrschend aus Holz gebaut mit schiefen Dächern, im Norden sind sie meist aus getrockneten Backsteinen, haben zwei oder auch mehrere Stockwerke und flache Dächer, also tibetische Form [3]).

Die Ladakhis sind fast alle Ackerbauer; die Zahl der Handwerker und Handelsleute ist gering; die Kaufläden-besitzer in Le sind zur Hälfte Fremde. Eine Familie bebaut 2 bis 4 Acres. Die Söhne theilen das Erbe nicht, sondern bewirthschaften es gemeinschaftlich. Das Feld wird mit Hülfe des Yak und der gewöhnlichen Kuh gepflügt, das reife Getreide entweder mit der Sichel geschnitten oder mit der Wurzel ausgerauft. Der Yak eignet sich auch vorzüglich zum Ziehen von Lastwagen, wozu er von den Ladakhis fleißig benutzt wird; denn einen Theil ihres Lebensunterhaltes erwerben sie sich als Fuhrleute von Handelsgütern [4]).

Männer wie Frauen sind sehr ausdauernd im Tragen von schweren Lasten. Sie befördern unter lustigem Gesang 60 Pfund an einem Tag bis 30 km weit. Gegen Kälte sind sie nicht empfindlich; sie sind im Stande, durch nichts als ihre Kleider geschützt, in einer kalten Nacht ohne Schaden auf dem steinigen Boden im Freien zu schlafen. Alle haben eine tiefgewurzelte Abneigung gegen das Waschen; doch sollen sie jährlich einmal ein Bad nehmen. Obwohl im Mittel die Bewohner Ladaks zu den kräftigsten und arbeitsamsten Menschen gehören, findet sich doch auch hier jene für die Tibeter eigenthümliche Unterleibskrankheit hartnäckiger bis zu Lebensgefahr sich steigernder Constipation [5]).

Polyandrie ist allgemein. Diese Sitte läßt sich wohl am besten aus der Armuth des Landes an fruchtbarem Boden erklären. Es leben mitunter vier Brüder mit einer Frau [6]); die jüngeren bleiben in einer untergeordneten Stellung; dem ältesten Bruder fällt die Sorge für die Kinder zu. Diese sprechen von dem „ältern" und von dem „jüngern Vater" [7]).

---

[1]) Drew, J. a. K. pp. 231, 489.
[2]) Ib. Race Map.
[3]) R. III, S. 623. Schl. Reis. II, S. 42. Cunningh. Lad., Plates X — XIV, Abbildungen von Ladakhis.
[4]) Drew, J. a. K. p. 239.
[5]) Ib. p. 240.
[6]) Cunningh. Lad. pp. 297, 298.

[1]) Cunningh. pp. 299, 303 — 305 und Plates XV — XIX. Schl. Reis. II, S. 454. Drew, J. a. K. p. 240.
[2]) Ib. p. 247. R. III, S. 620.
[3]) Drew, J. a. K. p. 249.
[4]) Ib. p. 246.
[5]) Schl. Reis. III, S. 287. G. Tib. S. 85.
[6]) Vergl. Wei tsang thou chy (Chinesische Geographie) in Nouveau Journal Asiatique I. serie, tome III (1829), p. 253: „Dans le Tubet les femmes sont plus robustes que les hommes; ceux ci sont au contraire d'une constitution plus délicate. C'est aussi pour cette raison, que quelquefois trois ou quatre frères de la même famille ne prennent qu'une seule femme."
[7]) Bei der Ankunft der Spanier auf der Canarischen Insel Lancerota hatte daselbst „eine Frau mehrere Männer, welche in der Ausübung der Rechte des Familienhauptes wechselten. Der eine Ehemann ward als solcher nur während eines Mondumlaufes anerkannt; sofort übernahm ein anderer das Amt und jener trat in das Hausgesinde zurück." (Alex. v. Humboldt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff, Stuttgart 1874, I, S. 35.) Etwas Aehnliches scheint bei den

Auf die Frage, was aus der Ueberzahl der weiblichen Wesen werde, konnte Drew keine genügende Antwort erhalten; er fand auch nicht, daß es viele alte Jungfrauen gebe, und die Zahl der Nonnen ist geringer, als die der Mönche. Nach seiner Ansicht ist es nicht unwahrscheinlich, daß in Folge der Polyandrie die Zahl der weiblichen Geburten vermindert wird. Die Frauen Ladaks haben im Verhältniß zu denen Indiens große Freiheit; sie gehen stets unverschleiert. Bei dem Feldbau verrichten sie in Gemeinschaft mit den Männern ihren Theil der Arbeit [1]).

Als Drew nach Ladak kam, um den Maharadscha zu besuchen, wurde er überall mit Musik von Flageolet, Cimbeln und Trommeln empfangen. Zur Zeit der großen Messe in Gartok ließen sich drei Musiker von Ladak in Moorcroft's Behausung auf Hautboi und Trommel mit Gesang und Tanz hören. Die Hautboi glich ganz einer schottischen Sackpfeife und auch der Gesang erinnerte an die Lieder der Bergschotten [2]).

Die meisten Ladakhis verstehen ihre Sprache — das Tibetische — mit tibetischen Charakteren schön und ungezwungen zu schreiben. Die Schriftzeichen sind dem Devanagari oder Schastri entlehnt, in welchem das Sanskrit dargestellt wurde, und — nach den Forschungen von Csoma de Körös — in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. aus Kaschmir nach Ladak gekommen [3]).

Die Zeit wird ähnlich wie bei Tibetern und Mongolen nach Cyklen von 12 oder 60 Jahren gerechnet. Jedes Jahr trägt den Namen eines Thieres: 1. Mause-, 2. Ochsen-, 3. Tiger-, 4. Hasen-, 5. Drachen-, 6. Schlangen-, 7. Pferde-, 8. Schaf-, 9. Affen-, 10. Vogel-, 11. Hunde-, 12. Schweine-Jahr. Der erste 60jährige Cyklus beginnt 1026 n. Chr., der 15. im Jahre 1876. Während die Inder für jedes der 60 Jahre einen besondern Namen haben, nahmen die Tibeter und Ladakhis die Nomenklatur der Chinesen an, welche die 12 Thiernamen mit den Benennungen der „fünf Elemente": Holz, Feuer, Erde, Eisen, Wasser, verbinden, z. B. 1. Holz-Mause-Jahr, 2. Holz-Ochsen-Jahr, 3. Feuer-Tiger-Jahr, 4. Feuer-Hasen-Jahr u. s. w., 11. Holz-Hunde-Jahr, 12. Holz-Schweine-Jahr, 13. Feuer-Mause-Jahr, 14. Feuer-Ochsen-Jahr u. s. w. [4]).

Die alte Ladakhi-Silber-Münze, die bisweilen noch vorkommt, ist der Dschad oder Dschao; aber als die allgemeinste Handelsmünze wird jetzt, selbst in Le, die indische Rupie (1,90 M. bis 2 M.) betrachtet. In den Bazars von Ladak und Balti findet man im gewöhnlichen Verkehr auch häufig Silberklumpen, Yambus genannt, sowie europäische und amerikanische Münzen mit Privatstempeln. Von Kupfergeld wird mit Vorliebe das chinesische von quadratischer Form gebraucht [5]).

Einen Ständeunterschied kennen die Ladakhis nur insoweit, als Grobschmiede und Musiker am tiefsten zu stehen scheinen und sich die höher stehenden Frauen mit solchen nicht verheirathen. Die Priester bilden keine besondere Kaste; ihre Stellen sind nicht erblich [1]).

Die herrschende Religion ist der Buddhismus [2]). Aus jeder Familie verläßt einer der Söhne die weltlichen Angelegenheiten, d. h. er wird Lama. Fast in jedem Dorfe ist ein Kloster, an den Eingängen in dasselbe sind Gebetcylinder; der Hof ist geschmückt mit Glocken, Lampen, Sceptern, Flaggen. In dem Hauptschiff der Tempel steht ein Altar, in den Seitenschiffen werden musikalische Instrumente, verschiedene in Ehren gehaltene Objekte und die heiligen Bücher aufbewahrt. Von der Decke hängen zahlreiche Gebetflaggen herab [3]). Das Studium der Priester wird in Lasa vollendet und dort die Weihe erlangt. In Ladak ist die rothe Sekte (Duk-pa) vorherrschend. Zur Erntezeit erhalten die Lamas einen Theil des Ertrags; sie sind mit dem Erhaltenen stets freigebig gegen Reisende. Pferde- und Kameelfleisch zu essen, ist ihnen verboten, doch genießen sie Fleisch von Ziegen, Schafen, Rindern. Sie verheirathen sich nicht und sind die „geistlichen Vorstände" der übrigen Volksklassen. Am 25. December, „wann die Sonne am fernsten steht", haben sie ihr Hauptfest. An einigen Stellen im Lande sieht man kolossale in Felsen gehauene Figuren, welche Götter darstellen [4]); überall finden sich (ähnlich wie in Tibet) Manis (Gebetmauern) und Tschortens (Opfer- oder Reliquienbehälter), sowie Gebetflaggen, welchen die heiligen Gebetsworte: „ Om mani padme, hum!" aufgeprägt sind [5]).

Die rein tibetische Race der Bewohner von Ladak beginnt sich mit dem Auftreten des Islam zu ändern. Schon 70 bis 80 km (40 bis 50 Meilen) westlich von Le werden die Muselmänner sehr häufig. Christliche Missionäre sind bis Ladak noch nicht vorgedrungen. Die der Grenze nächste Station ist jene zu Kardong in Lahol [6]).

Die Ladakhis, welche Tsanskhar bewohnen, haben unter allen die besten Eigenschaften. Dieselben bewahrten die alte Einfachheit der Sitten und ihre Ehre ohne Flecken. Ihre Sprache hat einige dialektische Abweichungen von der zu Le gesprochenen [7]). —

Die Baltis [8]) sind von derselben Race wie die Ladakhis und unterscheiden sich im Allgemeinen von diesen weniger, als dieselben mitunter von einander selbst verschieden sind [9]). Sie bevölkern die südlichen Seitenthäler des Indus, namentlich das untere Suru-Thal, dann das Indus-Hauptthal selbst an der Mündung des Suru und von oberhalb Kartakscho bis Tulu (unterhalb Roudu), und im Norden die unteren Thäler des Schayok und des Schigar bis herab zu 1800 m (6000 Fuß) [10]). Die Baltis haben eine ausgeprägte turanische Physiognomie mit hohen Backenknochen und kleinen schiefen Augen, aber meist einer weniger eingedrückten Nase als die Tibeter; auch zeigt sich bei ihnen etwas stärkerer Bartwuchs. Der Statur nach sind sie größer und stärker, als die Ladakhis, was von dem mildern Klima herrühren mag; doch haben sie nicht dieselbe Ausdauer im Tragen, sind aber dafür geschickt, Waa-

---

alten Britanniern Sitte gewesen zu sein. Es hatten immer zehn oder zwölf Männer — meist Brüder — Frauen gemeinschaftlich und die Kinder wurden als demjenigen angehörend betrachtet, welchem die Jungfrau zuerst zugeführt worden war. Vergl. Caesar, de bello Gallico V, 14 (Ed. Dübner I, p. 141): „Uxores habent deni duodenique inter se communes, et maxime fratres cum fratribus, parentesque cum liberis; sed si qui sunt ex his nati, eorum habentur liberi, quo primum virgo quaeque deducta est."

[1]) Drew, J. a. K. pp. 250, 251.
[2]) Ib. p. 254. R. III, S. 473.
[3]) Drew, J. a. K. p. 473. Cunningh. Lad. p. 5, not. 1.
[4]) Ib. p. 394.
[5]) Ib. p. 306.

[1]) Drew, J. a. K. p. 241.
[2]) G. Tib. S. 93 bis 101.
[3]) Vergl. Schl. Atlas to the Res. Vol. II, Panoramas and Views Nro. 12: Interior of the Buddhistic temple of the monastery Mangnang, in Gnari Khorsum.
[4]) Vergl. Abbildung: Drew, J. a. K. p. 257.
[5]) Ib. pp. 256 — 259. G. Tib. S. 98.
[6]) Schl. Reis. III, S. 256.
[7]) Drew, J. a. K. p. 284.
[8]) Vergl. Ptol. Geogr. VI, 13 (Ed. Wilberg, p. 424): *ὑφ' οὓς παρὰ τὸ Ἴμαον ὄρος Βῦλται.*
[9]) Drew J. a. K. p. 356.
[10]) Ib. p. 490 und Race Map.

ren und leichtere Lasten auf Bergpfaden weiter zu befördern, die ein anderer belasteter Mann nicht zu gehen wagen würde [1]). Im Vergleich zu den Kaschmirern sind sie unschön; so gewöhnlich Frauenschönheit in Kaschmir angetroffen wird, ebenso selten ist sie in Balti [2]). Die Gesichtsfarbe der Baltis ist gewöhnlich gelb [2]). Sie sind gut geartet und von heiterer Gemüthsstimmung [3]).

Ihre Kleidung ist aus demselben Stoff wie die der Ladakhis; aber sie tragen nur kurze bis an's Knie reichende Röcke und auf dem Haupte kleine runde Kappen, (der Oberste in einem Dorfe hat über dieser Kopfbedeckung noch eine Art Turban). In der wärmern Jahreszeit geht das Volk zu einem Theil barfuß; im Winter werden Stiefel angezogen von weichem Leder oder von Ziegenfellen mit nach innen gekehrtem Haar. Die Baltis scheeren nach mohammedanischer Sitte die Haare kurz und lassen nur an den Schläfen Seitenlocken stehen.

Als Mohammedaner haben sie die Polyandrie verlassen und Polygamie angenommen, obschon sie dieselben ökonomischen Gründe für die erstere hätten, wie die Tibeter und Ladakhis; denn der anbaufähige Boden ist sehr beschränkt. Das Land ist verhältnißmäßig arm und bietet keine Mittel für eine dichte Bevölkerung. Die Bewohner wandern daher gern aus und gründen Ansiedelungen in besseren Gegenden. So finden sich viele Baltis in Yarkand und Kaschmir, ja sogar in Dschemu. Hunderte gehen in den Militärdienst des Maharadscha und es ist ein eigenes „Balti-Regiment" formirt. Am liebsten suchen sie in neuester Zeit die britischen Territorien auf; an ein heißeres Klima sind sie in ihren engen niedriger gelegenen Thälern schon gewöhnt. Trotz der Auswanderung erzeugt indeß das Land mehr Leute, als es hinreichend ernähren kann, und die Folge davon ist eine schwächliche Bevölkerung; die körperlich kleineren Ladakhis sind viel robuster und ausdauernder als die Baltis [4]).

Ihre Sprache ist ein Dialekt der tibetischen; sie ist ohne ein besonderes Alphabet — bei den Eigennamen werden oft arabische Schriftzeichen angewendet — und wenig von der Ladaks verschieden [5]).

Während es früher hier nur Buddhisten gab, sind jetzt alle Baltis Mohammedaner und gehören der Sekte der Schiiten an, mehrere aber auch der zwischen Schiiten und Sunniten stehenden, Namens Nur Baksch. Der Islam war in jenen Gegenden lange immer im Fortschreiten begriffen; erst in neuester Zeit ist in der weitern Ausbreitung desselben ein Stillstand eingetreten, da der Maharadscha von Dschemu und Kaschmir dem Buddhismus als einer der seinen verwandten Religion die größte Aufmerksamkeit zuwendet [6]). —

Die Dards [7]) bewohnen einige Theile am Indus ober- und unterhalb Dah von Sandschak bis Marol zwischen Ladakhis und Baltis, sowie das Indus-Thal unterhalb Tulu und an dessen Wendung nach Süden, ferner das Dras-Thal, das Thal des mittlern, und unter Schingo, des mittlern und untern Schigar (eines Zuflusses des Suru), das Gebiet des obern Kischenganga-Thales und jenseits des Indus das Gebiet des Gilgit-Flusses. Sie sind nach Sprache und Physiognomie arischer Race. Dr. Leitner ist der erste gewesen, der sie näher erforscht hat [1]). Die Dards sind breitschulterige wohlproportionirte Menschen [2]); sie sind thätig und ausdauernd, tüchtige Bergsteiger und vortreffliche Lastträger; ihre Gesichtsbildung ist ziemlich schön; das Haar ist gewöhnlich schwarz, manchmal auch braun; die Gesichtsfarbe ist meist, wenn auch nicht immer, so licht, um die Röthe der Wangen durchscheinen zu lassen; die Augen sind braun. Wenn sie auch geistig nicht so geweckt sind, wie die Kaschmiris, so sind sie doch von klarem Verstand und von lebhafter Auffassungsgabe. Sie kämpfen für ihre Rechte und erwehren sich der Unterdrückung so lange als möglich. Sie sind nicht gerade von besonders sanfter Gemüthsart, aber auch nicht unhöflich, wenn ihnen nicht Unrecht geschieht. Dies sind Eigenthümlichkeiten, welche ihnen Sympathien erwerben. Völkerstämme, die wie die Dards, ohne Schmeichelei und Furcht auf der einen und ohne impertinente Selbstüberschätzung auf der andern Seite dem Fremden begegnen, sind im Oriente nur selten anzutreffen. Die Frauen sind nicht schön; erst die Gegend jenseits des Indus soll wieder schmuckere Gestalten aufzuweisen haben.

Die Kleider der Dards sind wollen; nur die Angehörigen höherer Klassen tragen im Sommer baumwollene Gewänder, soweit sie solche bekommen können. Das lange lose Kleid wird von einem Gürtel zusammengehalten. Die Kappe hat eine eigenthümliche Form. Man rollt ein Stück wollenen Tuches (etwa eine halbe Elle lang) so zusammen, daß in der Mitte eine Vertiefung für den Kopf entsteht und ringsherum eine Art Krämpe zum Schutze gegen die Kälte oder gegen die Sonnenstrahlen. Diese Kopfbedeckung ist charakteristisch, da die Dards dieselbe überall beibehalten, wo sie auch zerstreut leben mögen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche sich zum Buddhismus bekennen. An den Füßen tragen sie Lederstreifen, welche mit einem langen vielfach herumgewickelten Riemen zusammengehalten werden, der den Fuß zugleich gegen die Kälte schützt [3]).

Die Dards zerfallen in bestimmte Klassen, welche als Kasten bezeichnet werden können, und welche nicht unter einander heirathen. Man kann deren vier unterscheiden.

Am niedrigsten stehen die Dums, welche die Musik pflegen (gleich den niedrigen Marasis im Pendschab, den Domes in verschiedenen Theilen Indiens, den Bems in Ladak, den Batals in Kaschmir. Auch die niedrigste Kaste in Dschemu heißt Dum, obwohl die Musiker und Tänzer nicht aus derselben genommen sind). Ihre Zahl ist nicht groß. Da sie sich in Gestalt und Gesichtszügen mehr oder weniger von den Angehörigen höherer Klassen unterscheiden, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie von den früheren durch die einwandernden Arier verdrängten Bewohnern Indiens abstammen.

Die Kremins scheinen mit den Kahars in Indien, den Dschiwars im Pendschab identisch zu sein. Sie sind Handwerker und ebenfalls wenig zahlreich. Ihrer Abstammung nach sind sie wohl Mischlinge von früheren Bewohnern und den ersten Einwanderern.

---

[1]) Drew, J. a. K. p. 357.
[2]) Vigne, Travels in Kashmir II, pp. 235, 236, 271.
[3]) Drew, J. a. K. p. 358.
[4]) Ib. p. 359.
[5]) Ib. p. 473. Vigne, Travels in Kashmir II, p. 267.
[6]) Drew, J. a. K. p. 360. Schl. Reis. III, S. 265.
[7]) Wohl die *Δαδίκαι* des Herodot (III, 91; VII, 66). Die Dards sind die *Δέρδαι* des Strabo (XV, 1. — Ed. Kramer III, p. 214 —: *φησὶν ὅτι ἐν Δέρδαις* [im Sanskrit: Daradacas] *ἔθνει μεγάλῳ τῶν προσεῴων καὶ ὀρεινῶν Ἰνδῶν*), die *Δαράδραι* des Ptolemäus (VII, 1. — Ed. Nobbe II, p. 149 —: *ὑπὸ δὲ τὰς τοῦ Ἰνδου Δαράδραι*), die Dardae des Plinius (Nat. hist. XI, 31. — Ed. Sillig II, p. 281 —; in regione septentrionalium Indorum, qui Dardae vocantur).

[1]) The Languages and Races of Dardistan by Dr. G. W. Leitner.
[2]) Photographie von drei Dards aus der Gegend von Dras. Drew, J. a. K. p. 424.
[3]) Drew, J. a. K. p. 425.

Die Yaschkuns sind am zahlreichsten; in Astor und Gilgit bilden sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, deren Beschäftigung vorzüglich in Ackerbau besteht. Leitner redet von ihnen als „Mischlingen von den höher stehenden Schins und einer andern Klasse“ [1]; Drew dagegen spricht die wahrscheinlicher klingende Ansicht aus, daß die Yaschkuns und Schins, welche sich in Körpergestalt und Physiognomie fast ganz gleichen, den eigentlichen Volksstamm ausmachen, den man Dards nennt, und daß diese einst in das Land einfielen und es den ursprünglichen Bewohnern nahmen, von denen noch Ueberreste in den niederen Kasten zurückgeblieben sind. Wie die Eintheilung in Yaschkuns und Schins entstanden sein mag, läßt sich kaum erklären. Eigenthümlich ist, daß (nach Leitner) ein Schin eine Frau aus der Yaschkun-Kaste, nicht aber umgekehrt ein Yaschkun eine Frau aus der Schin-Kaste nehmen kann [2].

Die Schins stehen am höchsten. An einigen isolirten Plätzen bilden sie die Mehrheit der Bewohner; in Astor und in Gilgit sind die Yaschkuns überwiegend. Eine Eigenthümlichkeit von ihnen ist, daß sie einen eben so großen Abscheu vor der Kuh haben, wie die Mohammedaner vor dem Schwein, daß sie weder Kuhmilch trinken, noch Butter genießen, noch auch getrockneten Kuhmist brennen. Rinder müssen zum Pflügen der Aecker gehalten werden; sie suchen aber mit denselben, wenn irgend möglich, in keine nähere Berührung zu kommen. Ein größerer merkwürdiger Kontrast zwischen solchem Abscheu vor der Kuh und der hohen Verehrung, welche die Hindus diesem Thiere zollen, wird kaum irgendwo zum zweitenmal so nahe beisammen zu finden sein. In Daschkim (21 km oder 15 Meilen unterhalb Astor) vermeiden die Schins Geflügel zu essen oder zu berühren. Wahrscheinlich haben sich dergleichen Absonderlichkeiten aus früherer Zeit erhalten, als diese hohe Kaste streng abgetrennt von den übrigen Bewohnern lebte. Die Schins sind mit Yaschkuns untermischt längs des Indus-Thales und in den Seitenthälern, welche sich unmittelbar in das Hauptthal öffnen. Yaschkuns ohne Schins wohnen in den höher gelegenen Gegenden, namentlich in Nagar, Hunsa, Ischkoman, Yasin und Tschitral [3].

Die Dards bekennen sich zum Islam. Von ihrer frühern Religion wissen wir nichts; ebensowenig ist bekannt, wann sie bekehrt wurden. Als die Sikhs in jene Länder eindrangen, waren sie noch „laue Bekenner der Lehre des Propheten“. Erst durch den Anführer der Sikhs, Nathu Schah, wurden sie „gute Mohammedaner“. Nun sind sie theils Schiiten, theils Sunniten, theils Molai (eine Modifikation der Sekte der Schiiten), welche in Bezug auf Beten und Fasten den Sunniten, in Bezug auf Anerkennung der wahren Nachfolger Mohammed's den Schiiten folgen. Molais und Schiiten trinken Wein, die Sunniten enthalten sich desselben. Diese religiösen Unterschiede fallen keineswegs mit den Kastenunterschieden zusammen. In einigen Theilen des engen Industhales, welche zu Central-Ladak gehören, wohnen Dards, welche sich zum Buddhismus bekennen, so in Grugurdo, Sanatscha, Urdus, Dartschik, Gaskon, Dah, Phindur, Baldes, Hanu [4]. Ihre Sprache, wie auch ihre Sagen weisen darauf hin, daß sie von Gilgit her eingewandert sind, doch muß dies schon seit lange geschehen sein. Sie sprechen meist das Dardi, in dem Seitenthale von Hanu dagegen haben sie das Ladakhi angenommen. In ihren Gesichtszügen haben sie gar nichts mit den Bewohnern von Ladak gemein und diese beiden Racen haben sich gar nicht oder nur sehr wenig vermischt. Die Dards sind größer und stärker als die Ladakhis, aber nicht so schön wie ihre Stammesangehörigen in Astor und Gilgit. Ihre Kleidung ist derjenigen der Ladakhis ähnlich. Sie sind sehr schmutzig und die Frauen übertreffen in dieser Hinsicht noch die Männer. Das Gesicht scheint niemals gewaschen zu werden. Man findet bei ihnen Polyandrie. Die religiösen Gebräuche beobachten sie nicht mit derselben Aufmerksamkeit wie ihre Nachbarn; auch werden keine jungen Männer Lamas. Die Leichname verbrennen sie [1].

Die Sprache der Dards, von der zuerst Leitner in seinem Werke über Dardistan ein Wörterverzeichniß und eine kurze Grammatik gegeben hat, und welche mit dem im südlichen Himalaya zwischen Nawi und Tschinab herrschenden Dogri verwandt ist [2], zerfällt in mehrere Dialekte. Diejenigen, welche auf der linken Seite des Indus gesprochen werden, sind der von Astor und der von Dah; dieselben werden nicht schriftlich dargestellt [3].

Von Noth, von Bedrückung oder von anderen Ursachen gezwungen, sind die Dards vielfach aus ihrem eigenen Heimathslande zerstreut worden. In Rondu leben sie nahe zusammen mit den Baltis. Die beiden verschiedenen Stämme vermeiden hier aber streng, unter einander zu heirathen. Um Baschо leben sie gemischt und gehen auch Ehen ein, so daß die Verschiedenheit mehr und mehr verschwindet. In Dras sind die Dards Sunniten, und die eben daselbst wohnenden Baltis Schiiten. Wo die Dards in Verbindung mit den Batis kommen, werden sie von diesen — gleichviel ob sie Mohammedaner oder Buddhisten sein mögen — Brok-pa oder Blok-pa genannt. Brok bezeichnet aber im Tibetischen einen hochgelegenen Weideplatz und Brokpa sind daher „Hochländer“. Sie scheinen mit den Baltis bekannt geworden zu sein, indem sie über die Hochpässe vordrangen und die höchsten, vielleicht zuvor bewohnt gewesenen Theile oder Thäler in Besitz nahmen [4]. —

Die majestätische Gebirgsmasse des Nanga-Parbat oder der Diyamir bildet die Grenze von Balti und von dem Reich des Maharadscha von Kaschmir und Dschemu. Die westlich davon liegenden Gebiete haben die Tschilasis in Besitz. Dieselben gehören zu der Race der Dards. Bis 1850 pflegten sie oft plündernd und raubend in das Astor-Thal einzufallen, das Vieh wegzutreiben und die Einwohner als Sklaven mit sich fortzuschleppen. Eine auf Befehl des Maharadscha 1851 gegen sie ausgesendete militärische Expedition hat sie so erschreckt, daß sie seit jener Zeit nicht mehr über die Grenze gekommen sind. Es ist sogar ein friedlicher Verkehr mit ihnen angebahnt. Auffallend ist, daß während die Bewohner von Astor alle Reiter sind und viele Ponies ziehen, die Tschilasis die Pferde und deren Gebrauch wie deren Nützlichkeit für den Menschen nicht kennen [5].

Weiter gegen den hier zuerst nach Westen, dann nach Südwesten und Süden fließenden Indus liegt terra incognita oder „unexplored country“ [6]. Noch niemals ist es einem Europäer gelungen, in dieses Gebiet vorzudringen. Von allen Seiten schwer zugängig, ist dasselbe von einer Anzahl unabhängiger, einander gegenseitig feindlich gesinnter Bergvölker bewohnt. Im Ganzen

[1] Leitner, Dardistan II, p. 25; III, p. 48.
[2] Drew, J. a. K. pp. 427 — 429.
[3] Ib. p. 429.
[4] Ib. Race Map.

[1] Drew, J. a. K. pp. 430 — 432.
[2] Die Zahlen von 1 bis 5 heißen im Dogri: ek, do, tre, tschar, pandsch; im Dardi: ek, duh, tre, tschar, pusch; in beiden Sprachen: Hand = hath; Auge = (im Dogri) akhi, (im Dardi) atschi u. s. w. Drew, J. a. K. pp. 516 — 521.
[3] Ib. pp. 468 — 473.
[4] Ib. p. 433.
[5] Ib. pp. 398 — 399.
[6] Ib. General Map.

genommen wurde es noch niemals und von keiner der angrenzenden Mächte förmlich unterworfen. Jede Gemeinde erwählt selber ihr Oberhaupt und verkehrt wenig mit den Nachbarn. Mit der Außenwelt steht es nur durch einige wenige Individuen in Verbindung, die das Vorrecht besitzen, als Handelsleute die Gegend zu bereisen. Ein Mullah, Mitglied der indischen Landesvermessung, in Besitz dieses Privilegiums, durchstreifte in der doppelten Eigenschaft als Handelsmann und Forschungsreisender in neuester Zeit das Indus-Thal mit mehreren seiner Nebenthäler [1]). —

Zwischen den Wohnsitzen der bis jetzt eingehender betrachteten Volksstämme und der Bevölkerung im Süden des wasserscheidenden Centralzuges des Himalaya liegen weite Strecken gänzlich unbewohnten Landes. Dasselbe umfaßt von Südosten nach Nordwesten folgende Theile: In Ruptschu: die Hochgebirgsrücken zwischen dem Koyul- und Hanle-Thal, zwischen dem Hanle-Thal und dem Tso Moriri, zwischen dem Sumkiel und dem Tscharapa; in Central-Ladak: die Bergrücken zwischen Indus und Markha, zwischen Gya, Markha und Sumkiel einerseits und dem Kharnak andererseits; in Tsanskhar: die ausgedehnten Regionen des Hochgebirges zwischen dem Kharnak- und dem mittlern Tsanskhar-Thal, zwischen diesem und dem Pentse- sowie zwischen dem mittlern Tsanskhar- und dem Wanla-Thal; in Balti: die weiten Gebiete zwischen dem Pentse und Tsanskhar einer- und dem Suru andererseits, die Hochgebirgsrücken zwischen dem obern Schingo-, dem Dras- und dem obern Kischenganga-Thal, ferner das ganze Deosai-Plateau; in Astor: die Gegend westwärts vom Astor- bis zum Kischenganga-Thal; weiter im Süden in Spiti und Lahol, sowie in dem zum Reich des Maharadscha von Dschemu und Kaschmir gehörenden Gouvernement Udampur: die zum größten Theil mit ewigem Schnee bedeckten gewaltigen Hochgebirgsregionen zwischen dem Tsanskhar-, Pentse- und Suru-Thal im Norden und dem Tschinab- und Maru-Wardwan-Thale im Süden [2]). —

Die Provinz Spiti im Westen von Gnari-Khorsum ist von „rein tibetischer Race“ bevölkert.

Weiter westwärts in Lahol zeigt sich auch noch viel Tibetisches. Jenes Gebiet wird von einer Mischrace zwischen Tibetern und Hindus, von den Kanets, bewohnt. Diese sind in Körperform und Kultur weniger von der entsprechenden Stufe der Hindus, welcher sie sich zurechnen, entfernt, als die Bhot Radschputs, die in Kamaon und Gerhwal am zahlreichsten sind, und wenn sie keine höhere Stelle als jene einnehmen, so ist dies als Folge davon zu betrachten, daß es ihnen niemals gelang, gleiche politische Macht sich zu verschaffen. Sie finden sich als die herrschende Bevölkerung in (Kamaon, Tschamba, Kulu und) Lahol. Auch in Kischtwar kommen sie noch vor, dort aber mit Muselmännern vermischt, während in den anderen Provinzen, am deutlichsten in Lahol, jene ihrer Mitbewohner, die nicht als reine Kanets sich zeigen, in Race, Sprache und Lebensweise den Tibetern mehr verwandt sind. Das Haar tragen die Kanets zu beiden Seiten weit herabhängend und auf dem obern Theil des Kopfes kurz geschoren; an der Stirn ragt meist etwas Haar unter dem kleinen leichten Turban hervor. Man sieht bei ihnen wie bei den Bhot Radschputs, daß sie hohen Werth auf Schmuckgegenstände legen; so tragen auch die Männer gern Ohrringe, Armbänder und Gehänge aller Art. Der einfachste Schmuck, den selbst die Kulis selten vergessen, ist eine frische Blume über dem einen Ohr ins Haar gesteckt [3]).

Im Suryabhaga-Thal sprechen die Bewohner einen Hindu-Dialekt, welcher dort Gari (in Tschamba: Gadi) genannt wird. Im übrigen Lahol bedient sich das Volk zweier Sprachen: des Tibetischen und des Baten. Das Letztere erstreckt sich dem Tschandrabhaga-Thal entlang ziemlich weit abwärts. In den mittleren Theilen Lahols finden sich nach den sehr gründlichen und lange fortgesetzten Untersuchungen von Jäschke auch noch das Bu-nan und das Ti-nan als älteste Sprachreste aus der Zeit vor der arischen Einwanderung, die auch deutlich als vom Tibetischen getrennt zu erkennen sind. Die Schrift der Bewohner von Lahol (und Kulu) ist eine Mittelform zwischen Sanskrit und Tibetisch. Es wird, wie im Bengali und in dem ebenfalls auf das Sanskrit (aber in sehr veränderter Form) basirten Tibetischen von links nach rechts, nicht, wie im Hindustani, von rechts nach links geschrieben [1]). —

Die Pahari, d. h. „Bergbewohner“ — von ihren Nachbarn im Süden, den Dogras, also genannt —, bevölkern Padar, im Westen von Lahol, und Pangi, Kischtwar (und Badarwa, sowie weit im Westen Budil, zu beiden Seiten des Ans-Flusses). Sie sind ein sehr abgehärteter Volksstamm, von kräftiger Körpergestalt und haben eine gerade aufsteigende Stirn, dichte Augenbrauen und eine gebogene Nase; ihr langes schwarzes Haar fällt bis auf die Schultern herab; der Bart ist etwas dicht, wird aber nicht sehr lang. Die Männer tragen lichtgraue wollene Röcke, diese werden in jedem Hause selbst verfertigt und haben in einigen Theilen etwas längere, in anderen etwas kürzere Gestalt; sie werden stets mit einem Gürtel oder einem Bande um die Lenden zusammengehalten. Die Kappen sind von verschiedener, manchmal von spitziger Gestalt, zuweilen sind sie mit Seitenlappen versehen. Auf Reisen werden vielfach wollene Decken, von demselben Stoff wie der Rock, mitgenommen, um sich mittels derselben gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Die Frauen haben ein langes Gewand ebenfalls meist von hellgrauer, manchmal auch von schwarzer Farbe, das, gleich dem Rock der Männer, durch einen Gürtel zusammengehalten wird; außerdem tragen sie niedere runde Kappen. Die überwiegende Kaste unter den Paharis sind die Thakars. Diese sind fast die alleinigen Besitzer des Landes; sie sind die „Bauern der Berge“. Die niederen Kasten der Dum und Megh sind überall zerstreut; die denselben Angehörenden sind wie die Thakars gekleidet, aber gewöhnlich nicht so groß von Körpergestalt und von weniger gutem Aussehen [2]). Das Pahari, welches schriftlich nicht dargestellt wird [3]), bildet den Uebergang von dem mit den Hindu-Dialekten in der Ebene sehr verwandten Dogri zum Kaschmiri [4]). Ihrer Religion nach sind die Paharis größtentheils Hindus [5]).

Weiter nach West hin wohnen die Kaschmiris und Tschibhalis. —

In den näher betrachteten Gebieten bewohnt die turanische Race: Gnari Khorsum und Spiti (Tibeter), Ruptschu (Tschampas), Ladak und Tsanskhar (Ladakhis), Balti (Baltis).

Die arische Race: Astor — nebst Gilgit — und Theile von Balti (Dards), Padar und Kischtwar (Paharis), Kaschmir (Kaschmirer und Tschibhalis) [6]).

Die Mischrace der Kanets: Lahol.

Turanische Sprachen und Dialekte werden gesprochen in: Gnari Khorsum und Spiti (das Tibetische),

---

[1]) Geographical Magazine 1878, p. 12. Mit Karte.
[2]) Drew, J. a. K. Race Map.
[3]) Schl. Reis. II, S. 449, 450.

[1]) Schl. Reis. S. 453.
[2]) Drew. J. a. K. pp. 106, 107 und Race Map.
[3]) Ib. p. 472.
[4]) Ib. p. 467.
[5]) Ib. p. 106.
[6]) Ib. Race Map.

in Ladakh und Tsanskhar (das Ladakhi), in Balti (das Balti).

Arische Sprache in: Astor — nebst Gilgit — und einigen Theilen von Balti (das Dardi), in Padar und Kischtwar (das Pahari), in Kaschmir (das Kaschmiri und Tschibali) [1]).

Der Buddhismus ist verbreitet über Guari Khorsum, Spiti, Ruptschu, Ladak und Tsanskhar.

Der Mohammedanismus über Balti, Astor — nebst Gilgit — sowie über Kaschmir.

Der Hinduismus über Padar und Kischtwar [2]).

[1]) Drew. J. a. K. Language Map.
[2]) Ib. Faith Map.

Es ist schwierig, bei diesem Gemisch von Sprachen und Dialekten die Befehle der Regierung zum allgemeinen Verständniß zu bringen. Die officielle Sprache in dem Reich des Maharadscha von Dschemu und Kaschmir ist das Persische; in demselben werden alle Erlasse abgefaßt. Der Gebrauch dieser Sprache, deren Schrift auch in den britischen Provinzen des Pendschab für das Hindustani adoptirt ist, und welches von den Reisenden und Handelsleuten von Kabul und Yarkand in Dschemu und Kaschmir gesprochen und verstanden wird — daher auch als das „Französische Asiens" bezeichnet werden kann —, ist auf die Herrschaft der Großmogulen in Delhi zurückzuführen [1]).

[1]) Drew. J. a. K. p. 470.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Mr. Laurence Oliphant ist kürzlich von einer Forschungsreise im Ostjordanlande nach England zurückgekehrt und jetzt nach „Nature" mit der Ausarbeitung seiner Resultate beschäftigt.

— Jedem Leser von F. Kanitz' Werke „Donau-Bulgarien und der Balkan" wird erinnerlich sein, mit wie großer Anerkennung derselbe überall von dem rastlosen und zielbewußten Wirken Midhat Pascha's für sein damaliges Wilajet spricht. Er ist so recht eigentlich ein weißer Rabe unter der bodenlos versumpften türkischen Beamtenschaft und weiß, was dem Lande frommt und wo der Krebsschaden sitzt, der an dessen Marke zehrt — allein was vermag ein einzelner Mann zu thun, wo es sich um ein so gewaltiges Reich und so verschiedenartige Nationen und deren Bestrebungen handelt! Wir finden in der „Warte des Tempels" eine ausführliche Schilderung eines Besuches, den Midhat, jetzt Generalstatthalter (Wali) von Syrien, von Tiberias und Nazareth kommend der deutschen Templer-Kolonie bei Haifa abgestattet hat. Er erkundigte sich sehr eingehend nach den Bedürfnissen und den Verhältnissen der Kolonie, bewunderte den Fleiß und die Leistungen der deutschen Bauern und versprach ihnen seine ernstliche Unterstützung. Die „Warte des Tempels" schreibt darüber: „Während der Mahlzeit trank der Wali auf das Wohl und Gedeihen unserer Kolonie, wobei er, der auch gewählt und geläufig Französisch und Arabisch spricht, in einem längern, in türkischer Sprache gehaltenen Trinkspruch auseinandersetzte, daß die Türkei in ihrer Entwickelung stillgestanden sei und deshalb sich habe an Europa wenden müssen. In Militäreinrichtungen und Marine, in Fabriken und Handel, überall seien die Europäer ihre Lehrmeister; so seien ihnen aber auch europäische Lehrmeister in der Bearbeitung des Bodens, in der Agrikultur, ein Bedürfniß. Er freue sich nun sehr, hier eine Kolonie zu finden, die diesem Bedürfniß entgegenkomme, und er wünsche ihr nicht allein das beste Gedeihen, sondern werde ihre Bestrebungen auch mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln unterstützen. Hierzu forderte er auch die anwesenden Beamten, den Pascha von Acca und Kaimakam von Haifa, auf, indem er sie direkt darauf aufmerksam machte, daß es ihre Pflicht sei, anstatt, wie bisher oft geschehen, erschwerend den Unternehmungen der Kolonisten entgegenzutreten, denselben alle mögliche Erleichterung und Unterstützung angedeihen zu lassen.

Midhat Pascha ist also der erste höhere türkische Beamte, der unsere Mühe und Arbeit und ihre Erfolge anerkennt und würdigt; wir sind gleichsam erst jetzt vom türkischen Staat anerkannt, indem der Pascha und Kaimakam von höhern Orts die Weisung bekommen haben, das Werk nach Kräften zu unterstützen."

Wenn es nur nicht auch hier wieder so geht, wie in Bulgarien, wo Midhat bald abberufen wurde und seine Nachfolger sich beeilten, die von jenem angefangenen Verbesserungen zu vernichten, oder sie verfallen ließen!

(Nachschrift: Ende Juni ist die Nachricht eingetroffen, daß in Haifa ein blutiger Zusammenstoß zwischen Beduinen und den deutschen Kolonisten stattgefunden hat. Man glaubt, daß die von Midhat getadelten türkischen Beamten die Anstifter der Beduinen gewesen sind.)

— Im russischen Kommunikationsministerium soll man die Erbauung eines förmlichen Eisenbahnnetzes in Sibirien beabsichtigen und zwar zuerst diejenige einer 350 Werst langen Bahn von Jekaterinenburg im Ural nach Tjumen. Wenn es aber heißt, daß diese erst noch zu erbauende Bahn im Falle eines Krieges mit China zur schnellen Truppenbeförderung dienen soll, so genügt ein Blick auf die Karte, um zu begreifen, wie geringe Vortheile diese verhältnißmäßig kurze Strecke nur zu bieten vermag.

Afrika.

— Am 7. Juni d. J. hat sich die dritte belgische Expedition nach Innerafrika in Brindisi nach Aden und Zanzibar eingeschifft. Dieselbe wird von dem Genie-Hauptmann Ramaekers befehligt und besteht außerdem aus den Lieutenants Belem und Becker und dem Photographen Demense.

Inhalt: Lucca und seine Umgebung. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Liven in Kurland. — F. Birgham: Südsee-Sagen. — Dr. Konrad Gauzenmüller: Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya. II. (Schluß). — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 3. Juli 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVIII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Die flüchtige Musterung der Luccheser Kirchen wäre unvollständig, wenn wir nicht zum Schlusse der kleinen Kirche San Giusto Erwähnung thäten, welche schon in Urkunden des elften Jahrhunderts als neben dem königlichen oder herzoglichen Hofe, d. h. dem Palaste der lombardischen Herzoge und später der Grafen und Markgrafen von Toscana, gelegen erwähnt wird. Ihre Façade, welche gewiß aus dem 13. Jahrhundert datirt, entbehrt in den Einzelheiten nicht der Zierlichkeit; namentlich fällt die reich verzierte Mittelthür auf. Seitenwände und Apsis sind leider durch anstoßende Gebäude verdeckt. An der Vorderwand sieht man in zwei Höhlungen des Steines zwei Lilien (italienisch gigli), welche man stets für das Florentiner Wappen (rothe Lilie auf silbernem Grunde) genommen hat. Wie aber wäre dasselbe nach Lucca gekommen, wo jene Stadt dermaßen verhaßt war, daß schon der bloße Name „Florentiner“ für eine tödtliche Beleidigung galt? Nun steht auf demselben kleinen Platze, wie die Kirche, ein alter Palazzo mit großartigem Thor, welcher im Stile Matteo Civitalis gehalten ist. Derselbe gehört heutigen Tages dem Marchese Lucchesini, war aber einst Eigenthum der jetzt erloschenen adeligen Familie der Gigli — offenbar stehen also jene Lilien an der Façade von S. Giusto mit dieser Familie, welche wohl Gründer oder Beschützer der Kirche war, in Zusammenhang, sind ein redendes Wappen und haben mit der Arnostadt nichts zu schaffen. Die Gigli waren übrigens ein mächtiges Geschlecht, von welchem verschiedene Mitglieder hohe Posten in der Regierung und Verwaltung der Republik Lucca sowie im Klerus bekleidet haben. So wurde im 16. Jahrhundert Silvestro Gigli, Prior von S. Michele, welcher diese Kirche 1501 durch den Baumeister Marti restauriren ließ und in derselben später auch begraben wurde, Bischof von Worcester. Im Jahre 1518 übertrug Papst Leo X. das Patronat von S. Michele an die Familie Gigli, und noch 1590 kommt ein Martino Gigli als Kanonikus an der Kathedrale vor.

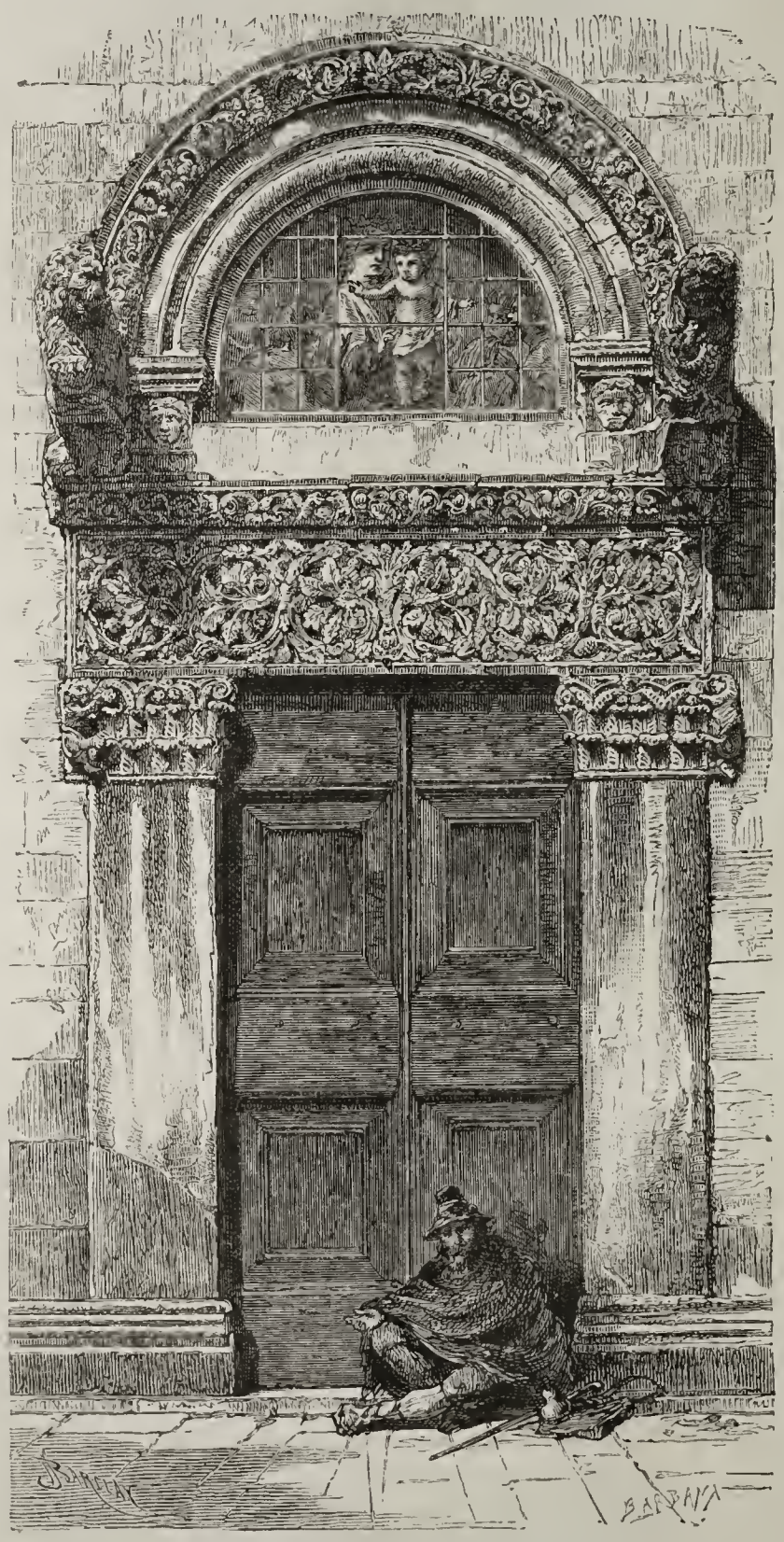
Das Innere von S. Giusto hat, wie die meisten Kirchen Toscanas, im 17. Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren, natürlich nicht zu seinem Vortheile: prätentiöse Schnörkel, schwere häßliche Gesimse, gewöhnliche Malereien, kurz der ganze Kram, welcher den Verfall bezeichnet, wurden darinnen angebracht.

S. Giusto diente übrigens dem Rathe der Luccheser Kaufleute als Versammlungsort; dieselben waren als Curie organisirt, übten einen starken politischen Einfluß aus und redeten durch ihre erwählten Konsuln bei den Verträgen, welche die Republik mit anderen Staatsgemeinden abschloß, ein Wort darein. 1214 ergriff die Korporation sogar die Waffen gegen die Adeligen, wurde aber später gezwungen, in ihren Verhandlungen die Politik ganz bei Seite zu lassen und sich nur mit rein kommerciellen Dingen zu befassen. In letzteren aber entschied sie mit voller Freiheit und ohne Appellation. Ihre meisten Mitglieder waren Seidenspinner und -weber, sowie Banquiers. Sie hatte ihr eigenes Gesetzbuch, ihre eigenen Beamten, Siegel und Fahnen; sie

gründete das Spital S. Luca und errichtete die barmherzige Brüderschaft, deren Mitglieder Kaufleute oder Handwerker sein mußten und in der ersten Zeit ansehnliche Privilegien genossen. Napoleon unterdrückte im Jahre 1807 die ganze Organisation und errichtete an ihrer Stelle eine Kommission zur Beförderung des Ackerbaues und der Gewerbe, welche direkt vom Fürsten ernannt wurde und nie etwas Besonderes geleistet hat.

Lucca zeichnet sich außer durch seine Kirchen auch durch seine Paläste aus, welche an Wichtigkeit und Größe nur in einigen italienischen Städten ihres Gleichen haben. Während in den übrigen kleineren Orten Toscanas die adligen Familien nach den Bürgerkriegen des 13. und 14. Jahrhunderts ihre nur noch nothdürftig im Stande gehaltenen Paläste alljährlich nur einige Wochen hindurch bewohnten und sonst in Florenz an den Festen und dem reichen üppigen Leben sich vergnügten, setzten sie in Lucca ihren Stolz darein, von außen imponirende und drinnen prächtig ausgestattete Wohnsitze sich zu erbauen und ihre enge Heimath nicht zu verlassen. Die meisten dieser Paläste, wie z. B. der Palazzo Micheletti, datiren also aus jener Zeit, wo die Luccheser Aristokratie ihre Macht im Staate wieder erlangt hatte. Nur zwei stammen aus älterer Zeit und beide gehören noch heute, wie vor fünfhundert Jahren, der Familie Guinigui, welche in der Geschichte der Stadt eine so ansehnliche Rolle gespielt hat. Dieselben, einander gegenüber gelegen, sind aus rothen Ziegeln erbaut und mit großen Bogenstellungen geschmückt, deren jede in vier kleinere, von Marmorsäulen getragene Bogen getheilt wird. Die großen Thüren haben maurische Formen, Anklänge an die Moscheen und Paläste, welche die Luccheser während der Kreuzzüge im Oriente kennen lernten. Der eine Palast wurde um 1384 erbaut; später, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, mauerte man die offenen Loggien (Gallerien) zu, um sie bewohnbar zu machen, und brachte die Fenster an, wie sie noch heute zu sehen sind. Zwei Säle des einen Gebäudes enthalten das Archiv der Familie, dessen ältestes Diplom vom Jahre 916 datiren soll; außerdem enthält es noch vier Urkunden aus dem 10. und neun aus dem 11. Jahrhundert. Wohlgeordnete und numerirte Stöße enthalten eine enorme Menge Briefe von Fürsten, Päpsten und berühmten Personen aller Stände und Jahrhunderte. Vielleicht ließe sich dort noch mancher interessante historische Fund thun.

Nicht weit davon steht der Palast Michel und der Palazzo Trenta, ein schöner Bau des 15. Jahrhunderts, nur leider in der Neuzeit durch vier Läden, die man im Erdgeschosse ausgebrochen hat, arg entstellt. Dieser Palast war einer von jenen, in welchen, ehe es noch ständige Theater gab, während des Karnevals Komödie gespielt wurde; und in ihm soll König Karl VIII. von Frankreich gewohnt haben, als er 1494 zur Eroberung des Königreiches Neapel durch Italien zog.

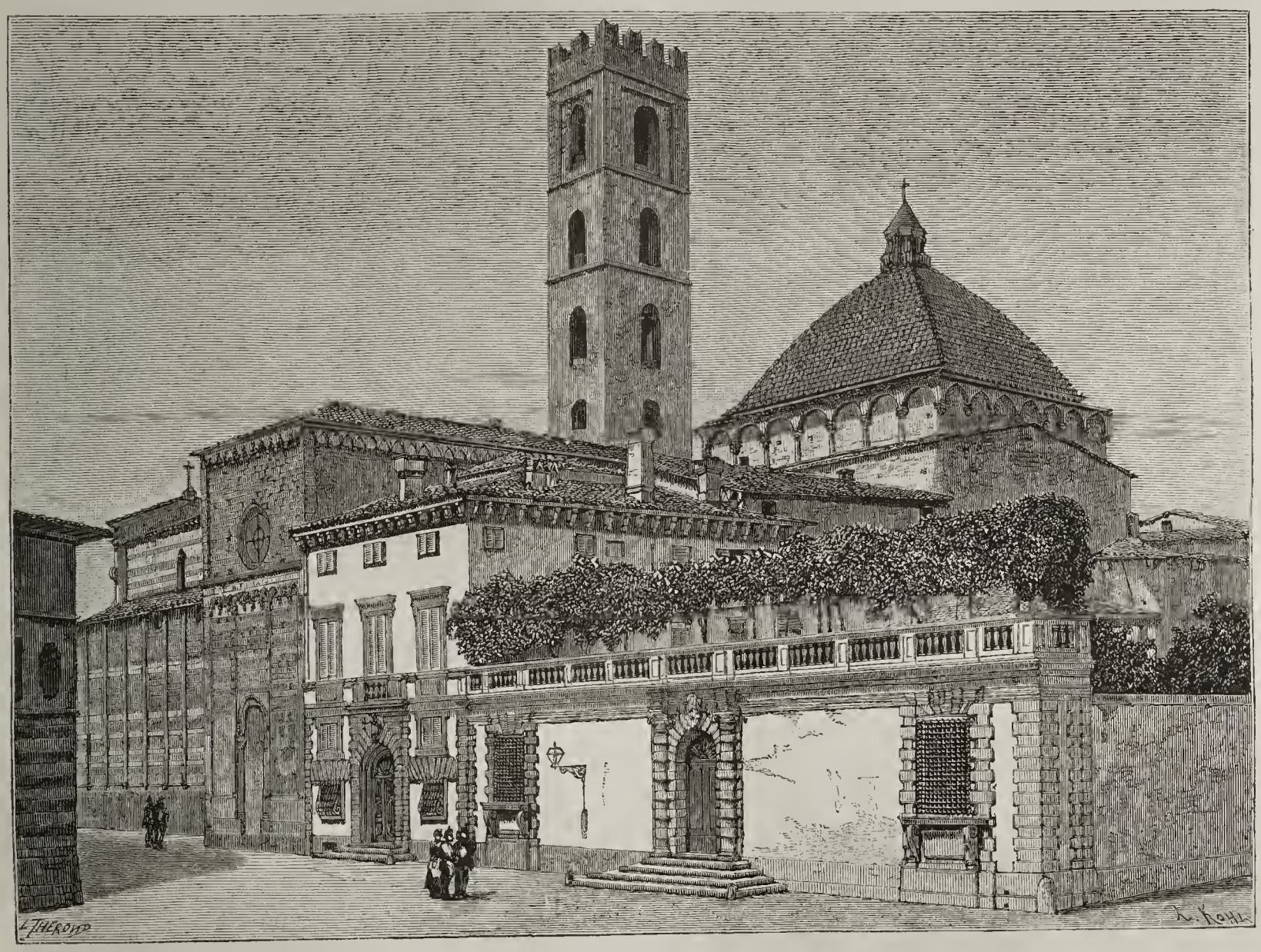


Hauptthür der Kirche S. Giusto.

In der Via San Giorgio fällt die große, originelle, reich verzierte Façade des Palastes Bernardini ins Auge, nicht wegen ihres neuen Stiles, wohl aber durch ihre Wucht und Pracht: die Fenster des Erdgeschosses haben Sockel mit Konsolen, die bis auf die Erde herabreichen und mit Früchten, Bändern und Löwenklauen verziert sind, über dem Thore im Rustica-Stile springt ein von zwei Sphinxen getragener Balkon vor, über den Fenstern des zweiten Stockwerkes sind riesige Fratzengesichter ausgehauen u. s. f. Den Palast Buonvisi, ein gutes Bauwerk aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, erwähnen wir weniger wegen seiner Architektur, als wegen seiner Besitzer, die durch Handel und Bankgeschäfte in die Höhe kamen, selbst in England Komptore besaßen, Königen und Kaisern zu hohen Zinsen Geld vorschossen und ihre Tuche und Seidenzeuge, die sie in Lucca fabricirten, bis an die Küsten des Atlantischen Oceans und der Ostsee verführten. Mit dem Gelde kamen auch die Ehren; ein Mitglied der Familie brachte es bis zum Kardinal, und dieser war es, welcher den Palast erbaute. Außerdem besaß die Familie noch ein einfaches, aber zierliches und reich mit Deckengemälden geschmücktes Gartenhaus; es steht unfern des Thores San Gervasio. Bemerkenswerth durch seine schönen Verhältnisse und die kräftige strenge Architektur ist ferner der Palazzo Bernardini, ein Werk des Nicola Civitali, 1512 vergrößert, bis zu den Fenstern des ersten Stockes ganz aus Hausteinen aufgeführt. Die mit großem Luxus ausgestatteten Zimmer enthalten Gemälde von großem Werthe,

darunter einen Fra Bartolomeo, Möbel, Waffen, Fayencen, selten schöne Stoffe und andere Werthgegenstände aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Der kleine Platz vor diesem Palaste wurde im vorigen Jahrhundert vergrößert, wobei man unter den Grundmauern einer kleinen weggerissenen Kirche antike Fresken, Tänzerinnen darstellend, auffand; dieselben gehörten möglicher Weise zu irgend einem etruskischen Monumente, einem Grabmale oder Tempel, der in alten Zeiten den Platz jener Kirche Santa Maria in Via eingenommen hatte. Leider sind auch diese Fresken damals mit zerstört worden.

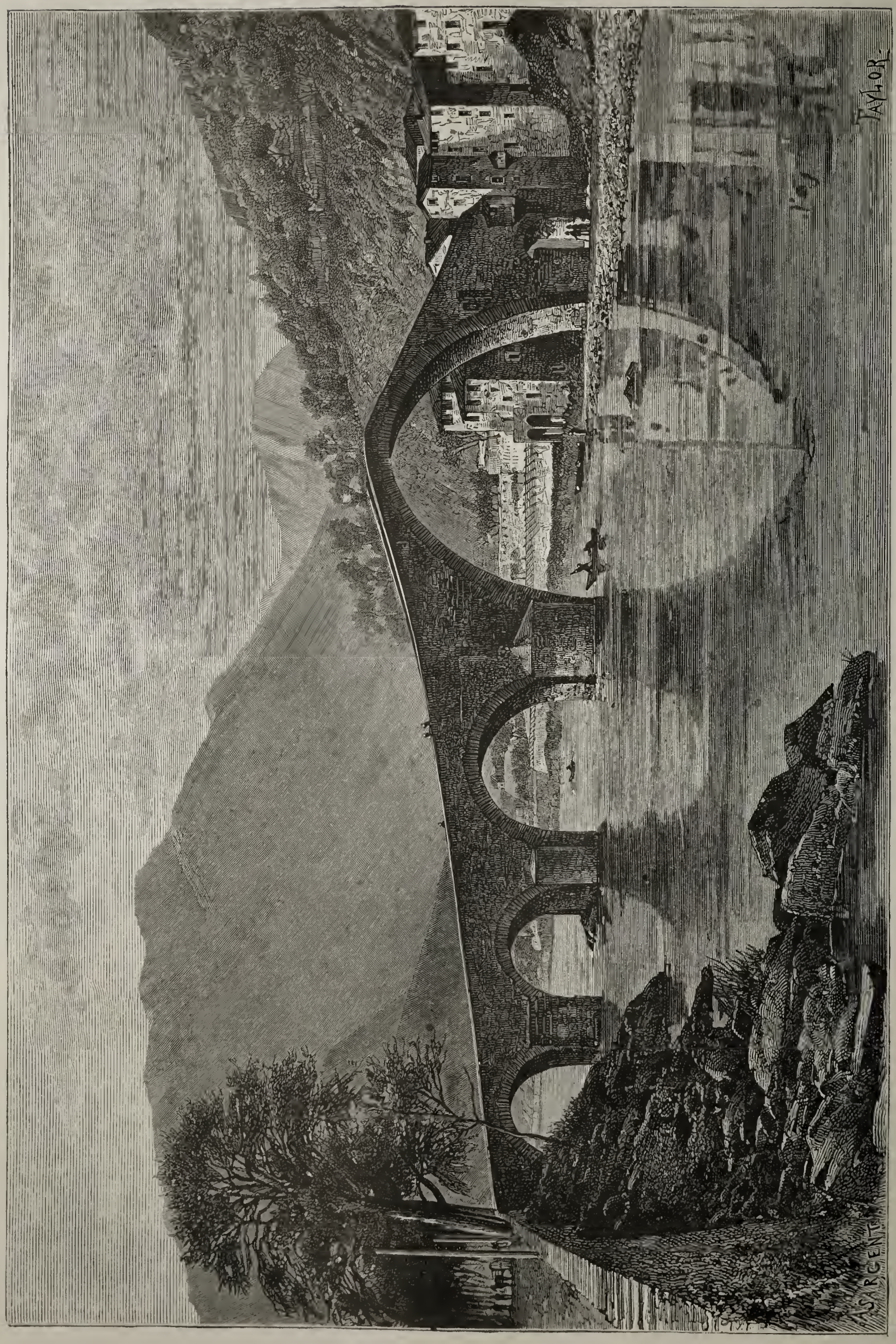
Wir schließen unsern Rundgang durch die Paläste Luccas mit dem Regierungspalaste ab, weil er der jüngste von allen ist. Einst erhob sich an seiner Stelle eine in der Geschichte der Stadt berühmte Feste, die „Augusta“, deren dicke Mauern und hohe Thürme der Condottiere Castruccio Antelminelli 1322 zu seiner und seiner Söldner Sicherheit bauen ließ. Er verwendete dazu die Steine von den Häusern derjenigen Bürger, die er getödtet oder verbannt hatte, und das Geld derer, welche er am Leben ließ. Giotto selbst soll nach Vasari und anderen glaubwürdigeren Quellen den Plan dazu entworfen haben. Nach Castruccio's Zeiten hatten die Pisaner die Burg in Besitz und knechteten von da aus die Stadt. Als dann der Kardinal Guidone, Karl's IV. Statthalter in Toscana, die Stadt frei gab, stürzte sich die ganze Bevölkerung, ohne Unterschied des Alters, Standes



Palast Micheletti und Kirche San Giovanni.

und Geschlechtes, auf die Zwingburg und zerstörte sie von Grund aus. Im Jahre 1577 wollte die aristokratisch regierte Republik einen ihrer würdigen Palast haben und berief dazu den großen Baumeister Bartolomeo Ammanati von Florenz, welcher ein Projekt entwarf und dasselbe in fünf Jahren auszuführen versprach. Doch vollendete er nur einen Theil des Ganzen, von dem schönen Südportal bis zu dem Thore in der Mitte der heutigen Façade, und einen Theil des großen innern Hofes mit seiner ionischen Säulenhalle. 1728 wurde dann der Bau wieder aufgenommen; damals fügte der Lucheser Francesco Pini seine Rococozuthaten hinzu. Die Baciocchi änderten wenig; doch schufen sie im Osten des Gebäudes durch Niederlegung einer Kirche und mehrerer Häuser einen freien Platz und verlegten seine Hauptfaçade dorthin. Sie ist regelmäßig, aber nüchtern und kalt und gewährt kein Urtheil über das, was bei Ausführung von Ammanati's schönem Plane zu Stande gekommen wäre.

Jener große Platz (Piazza Grande), der den Namen Napoleon's behalten hat (?), ist mit Bäumen bepflanzt und jetzt der bevorzugte Spaziergang der Offiziere und der bessern Gesellschaft. Unter Baciocchi's Regierung sollte er mit einem Denkmal Napoleon's geschmückt werden, welches schon entworfen war, als das Jahr 1815 Marie Louise auf den Thron von Lucca setzte, und der Bildhauer den Befehl erhielt, aus dem Napoleon einen Karl III. zu machen. Als dann die Stadt im Jahre 1843 der Herzogin aus Dankbarkeit für die Errichtung der Wasserleitung ein Denkmal errichten wollte, wurde dieser Karl III. nach einer der Außenbastionen versetzt und an seiner Stelle die noch vorhandene Gruppe, ein Werk Bartolini's, errichtet.



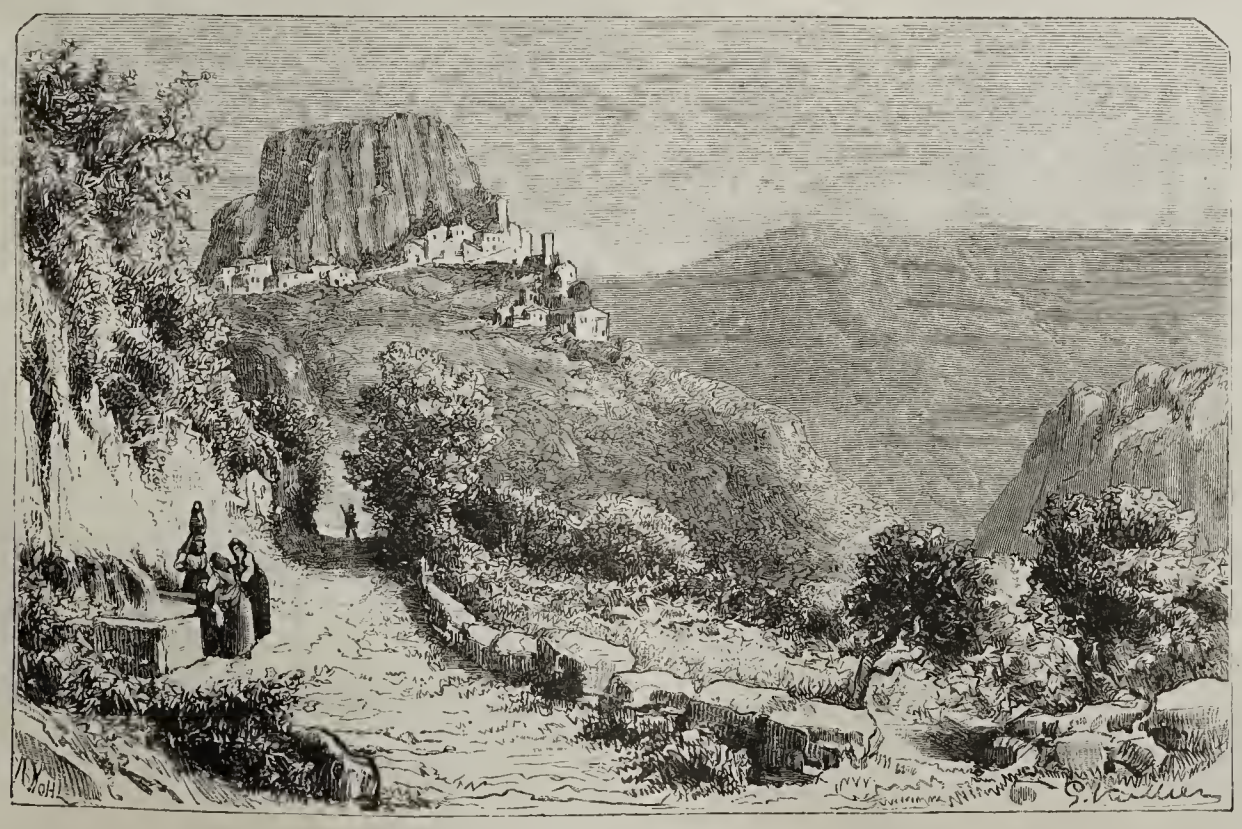
Die Brücke della Maddalena oder del Diavolo.

Der reizendste Platz Luccas, sich gegen Abend, bei Sonnenuntergang, von den Strapazen einer Besichtigung von Kirchen und Palästen zu erholen, sind die großen mit Bäumen bepflanzten Wege auf den Wällen und Bastionen. Lucca hat nach einander drei Ummauerungen gehabt. Die erste derselben umschloß nur ein Drittheil der heutigen Stadt; die von den Römern unter dem Konsulate des C. Flaminius und von dem Langobardenkönige Desiderius erbauten

Cocciglia bei den Bagni di Lucca.

Mauern bestanden aus großen Blöcken harten Kalksteines und waren mit viereckigen Thürmen versehen. Noch heute findet man hier und da Spuren derselben in den Grundmauern moderner Gebäude z. B. gegenüber dem Oratorium Santa Maria della Rosa.

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts machte sich dann



Lucchio bei den Bagni di Lucca.

die Nothwendigkeit fühlbar, die beträchtlich angewachsenen Vorstädte gegen feindliche Handstreiche zu schützen, und man beschloß, eine zweite Mauer zu errichten. Diese bestand aus kleinen, mit Mörtel verbundenen Steinen; an den Ecken waren halbrunde Thürme errichtet, die Thore wurden durch vorgeschobene Werke geschützt, und um das Ganze zog sich ein breiter Graben. Zwei der alten Thore haben sich bis heute erhalten. Als dann die Erfindung der Feuerwaffen die Kriegsführung völlig veränderte, galt es wiederum, neue Befestigungen zu schaffen. Zu denselben entwarf den Plan Matteo Civitali, der, wie viele Männer jener Zeit — man denke an Michelangelo, Dürer, Cellini —, ein ebenso tüchtiger Ingenieur wie großer Künstler war. Sechszig Jahre später brachte Paciotti die nöthig gewordenen Verbesserungen

an, und die ganze Arbeit, so wie man sie noch heute sieht, wurde dann im Jahre 1645 vollendet. 124 Bronzekanonen, deren jede 4000 kg wog, wurden auf den Wällen aufgepflanzt; 1799 führten sie die Oesterreicher fort, zugleich mit dem Schwerte Castruccio's und dem Sattel und der Muskete Piccinino's, den kostbaren historischen Reliquien der Armeria.

Von jener Zeit an war Lucca nur noch ein Fürstenthümchen, das die Nachbarmächte duldeten, so zu sagen ein Happen für die großen europäischen Heere — eine anmuthige Residenz zwar, aber kein fester Platz mehr. Baciocchi und die Bourbonen pflanzten statt der Kanonen Bäume auf die Wälle und schufen prächtige terrassenartige Spaziergänge, von denen aus man die Ebene und die mit Dörfern und Villen besäeten Hügel der Umgebung überschaut. Bei San Concordio, dessen Kirche schöne Fayencen der della Robbia besitzt, schauen zwischen Oelbäumen und immergrünen Eichen weiße Villen hervor, die durch die Berge vor den Sonnen-

Frau aus der Campagna von Lucca.

Landmann von den Luccheser Bergen.

strahlen geschützt werden. Meist sind es schöne Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert mit geräumigen Gallerien, wie sie so recht für das leichte, bequeme Leben des Südens passen. Manche sind auch ältern Ursprungs und haben noch Thürme und Zinnen, mitunter sogar einen Thurm an jeder Ecke, wie jene, in welcher die Söhne Castruccio's am 18. Mai 1355 Messer Francesco Castracani meuchlings erschlugen.

Von der Ostbastion aus übersieht man die weite Ebene von Altopascio und Fucecchio und die Kanäle, welche sie durchschneiden und zum See von Bientina auslaufen. Weiterhin zeigt sich der graue Thurm von Porcari und die Hügel von Montecarlo mit ihren alten Befestigungen, dann die von Montecatini mit seinem amphitheatralisch angelegten Schlosse, das malerische Gelände von Valdinievole, reich an Weinbergen und Oelbaumpflanzungen, an weißen, gel-

ben, rosafarbenen Häuschen, Pachthöfen mit Säulenhallen und großartigen Villen, wie die Villa Collodi z. B., welche sowohl durch ihre schöne Lage, als auch durch ihren mit Statuen und seltenen Pflanzen geschmückten Garten ausgezeichnet ist, oder in noch höherm Grade der Landsitz der Torrigiani, der den Beinamen Königin der Luccheser Villen führt. Man findet kein Ende, wollte man alle diese Schlösser mit ihren Parks, diese alten Thürme, Klöster und Kirchen aufzählen.

Die schönste Aussicht genießt man aber oberhalb des Thores Santa Maria, wo man jene große malerische Spalte in den Pizzorna-Bergen sich gegenüber hat, durch welche der Serchio in die Ebene tritt. In schier endloser Folge baut sich eine Landschaftscoulisse hinter und über der andern auf, von den leichten Hügeln im Vordergrunde bis zu den höchsten Gipfeln der Apenninen, deren wilde phantastische Umrisse sich von dem blauen Himmel abheben. Und auch hier wieder dieselbe heitere Staffage von kleinen Häusern, ansehnlichen Villen, Glockenthürmen und arkadenreichen Klöstern, und in der Ebene mit Pappeln besäumte Bewässerungskanäle. Kein Landschaftsmaler hat je einen reichern, edlern und lachendern Hintergrund ersinnen können.

Am Serchio aufwärts führt die malerische Straße nach den Bagni di Lucca vorbei bei Borgo a Mazzano und dem Ponte della Maddalena, auch Teufelsbrücke genannt, einem ungeheuren Rundbogen, der die höchsten Häuser in der Nähe überragt, und so steil und eng ansteigt, daß er für Wagen fast unpassirbar ist. Dieses kühne, luftige Bauwerk wurde vor länger als einem halben Jahrtausend auf Castruccio's Befehl erbaut.

Die Bäder von Lucca sind vielleicht weniger wegen ihrer Heilkraft, als wegen ihrer anmuthigen, reizenden, mit Kastanienwäldern bedeckten Umgebung berühmt. Im obern Thale des Serchio liegt inmitten eines wunderbaren Panoramas auf der Spitze eines Felsens die kleine Stadt Barga, die einen Besuch verdient wegen ihrer alten Kathedrale und ihrer zahlreichen bunten Basreliefs della Robbia's. Durch das Thal der Lima wiederum steigt man hinauf zu den wildesten Schluchten und steilsten Gipfeln des Apennin, zu dem Gebiete der Nadelhölzer und Alpenweiden. Dort herrscht nicht mehr das leichte, fröhliche Leben, wie in der Ebene (daß auch dort nicht alles Gold ist, was glänzt, sahen wir oben); die Leute in den Dörfern Cocciglia und Lucchio, deren Abbildungen wir geben, haben die Tracht und das Wesen von Gebirgsbewohnern, die mit der Rauhheit des Klimas und der Unfruchtbarkeit des Bodens zu kämpfen haben. Sie sind in dickes dunkles Tuch gekleidet, sind wenig mittheilsam, und selten gleitet ein Lächeln über ihr Gesicht, das ein riesiger Bart oft zur Hälfte bedeckt. Ihre Nahrung besteht fast nur aus Schwarzbrot und dem Mehle der echten Kastanie. Wann die Hälfte des Vorrathes erschöpft und kaum noch genug vorhanden ist, um Frau und Kinder den Winter über zu erhalten, ziehen die Männer fort und suchen in Corsica oder Algerien auf sechs Monate Arbeit. Darum findet man auch nicht selten in irgend einem abgelegenen Thal einen armen Köhler z. B., der, so gut es eben geht, Französisch spricht.

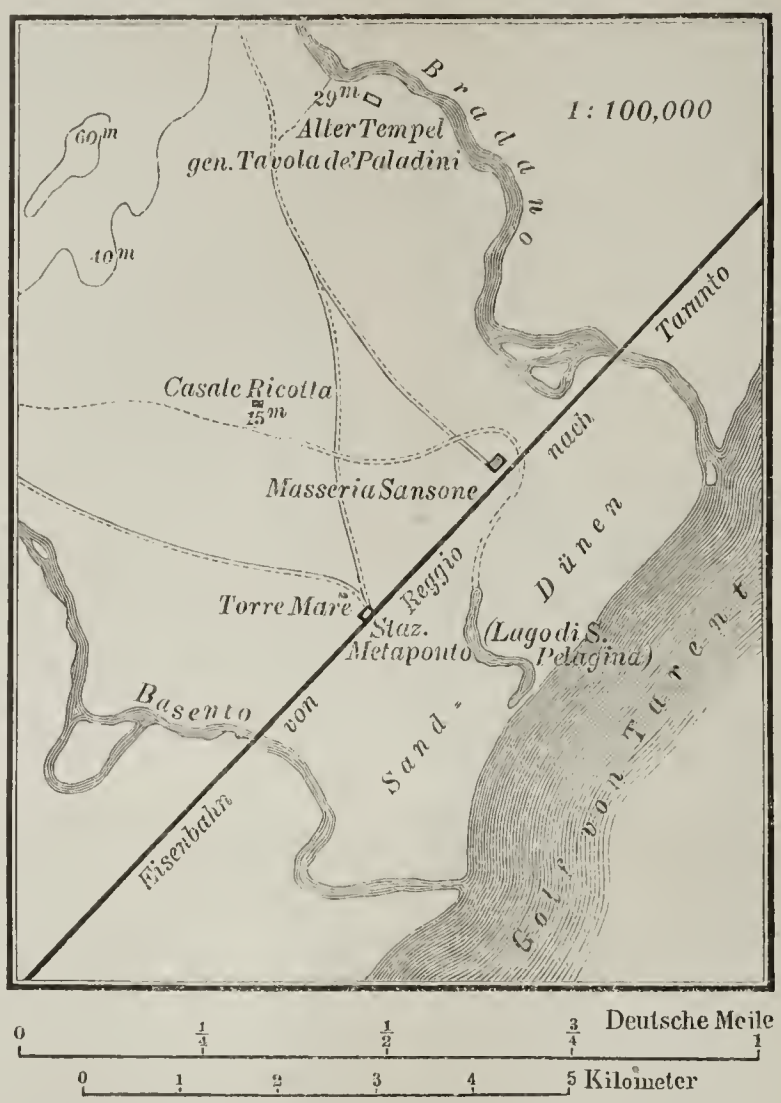
Manche ziehen auch noch weiter fort, nach Amerika an die Ufer des Parana oder des Uruguay, und kommen dort zum Theil im Elend um. Andere aber haben drüben Reichthum erworben, und dann ist ihre Heimathsliebe so mächtig gewesen, daß sie sich in ihren schmutzigen Dörfern, in ihren wilden einsamen Thälern stattliche, fast luxuriöse Häuser haben erbauen lassen, um an der Stätte ihrer Kindheit auch ihre letzten Lebensjahre zu verbringen.

Die Ruinen von Metapontum.

In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage Nro. 188, Dienstag 6. Juli 1880) berichtet ein Anonymus aus Rom über die Aufdeckung eines neuen Tempels der antiken Stadt Metapontum, welche, wie unsere Kartenskizze zeigt, am Meerbusen von Tarent zwischen den Mündungen der Flüsse Bradanus und Casuentus (heute Bradano und Basento) gelegen war. Eine einstündige Fahrt von Tarent aus bringt den Reisenden nach der Eisenbahnstation, welche bis vor kurzer Zeit Torre Mare hieß, jetzt aber in Metaponto umgetauft worden ist. Die Gegend beschreibt der Korrespondent folgendermaßen: „Landschaftliche Reize besitzt dieselbe gerade nicht; sie stellt sich dar als eine weite, hier und da etwas gewellte Fläche, die, wie vor Alters, so noch heute zum größten Theile mit Getreide bebaut ist. Man begreift bei diesem Anblick, warum die Metapontiner eine Aehre als Wappen auf ihren Münzen führten, und erinnert sich des „goldenen Sommers“, den sie dem delphischen Apoll als Opfer sandten. Vereinzelte Meiereien, in ziemlich großen Distanzen von einander liegend, und einige kleine Ortschaften gewähren der spärlichen Bevölkerung, welche die Feldarbeit besorgt, ein meist recht armseliges Obdach. Die niedrigen Bergketten der Basilicata, die im Norden und Nordosten die Ebene begrenzen, und noch mehr die hohen, zum Theil schneebedeckten calabrischen Berge, die im Südwesten dem Blick sich darbieten, liegen zu entfernt, um bei dem landschaftlichen Gesammteindruck der Gegend mitwirken, denselben steigern zu können.“

Metapont wurde zu Beginn des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts von Achäern unter Leukippos gegründet und entwickelte sich rasch in Folge der Fruchtbarkeit seiner Umgebung, wenn auch die Stadt während der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens wenig genannt wird. Bekannt ist, daß der von Kroton vertriebene Pythagoras in Metapont Zuflucht fand und bis zu seinem späten Tode dort lebte. Die Bürger ehrten sein Andenken so hoch, daß sie sein Haus zu einem Tempel ihrer Hauptgöttin Ceres weihten und der Straße, in welcher es lag, den Namen Museum gaben. Noch zu Cicero's Zeiten wurde sein Grab dort gezeigt. Die Stadt, deren Einwohner später von sprichwörtlicher Verweichlichung waren, hielt zum König Alexander von Epirus in dessen Kämpfen gegen die Lucanier und Bruttier, später zu Pyrrhos, endlich zu Hannibal, und als letzterer 207 v. Chr. durch die Schlacht am Metaurus gezwungen wurde, Unteritalien zu räumen, zog er seine Truppen aus der Stadt, führte aber gleichzeitig ihre sämmtlichen Einwohner hinweg, um sie vor der Rache Roms sicherzustellen. Damit verschwindet sie aus der Geschichte; ihr Name wird zwar noch ab und zu genannt, aber mit der Blüthe einer der reichsten und mächtigsten Städte Großgriechenlands war es für immer vorbei.

Die Stätte, wo dieselbe gestanden, wurde vom Herzoge von Luynes näher untersucht, welcher 1833 ein Werk darüber in Paris erscheinen ließ. Die Mauern der Stadt und das Theater, von welchem Pausanias als den einzigen Ueberresten des Ortes zu seiner Zeit (zweites nachchristliches Jahrhundert) spricht, sind jetzt völlig verschwunden. Die wichtigste Ruine ist die eines dorischen Tempels, 5 km in der Luftlinie von der Mündung des Bradano entfernt, vom Volke als Tavola de' Paladini bezeichnet, von welchem noch 15 Säulen stehen, 10 an der rechten, 5 an der linken Langseite. Dieselben scheinen ihrer Form nach dem 6. Jahrhundert anzugehören. Auf Anordnung der italienischen Regierung sind die Fundamente dieses Bauwerkes zum Theil freigelegt, und das Ganze durch eine hohe Mauer gegen Zerstörungslust geschützt worden. Außerdem hatte man bisher nur noch Gräber etwas südlich vom Tempel und einige Reste von antiken Gebäuden [1]), etwa eine halbe Stunde nordöstlich von der Station nahe der Eisenbahn aufgefunden. An letzterer Stelle, wo vor einiger Zeit die Masseria Sansone erbaut worden ist, war eine offenbar künstliche, ansehnliche Bodenerhöhung vorhanden, welche den Namen Chiesa di Sansone [2]) führte und für den Ueberrest eines Tempels galt, was gelegentlich dort an den Tag gekommene Säulentrommeln und andere Werkstücke bestätigten. Kürzlich sind hier nun Ausgrabungen vorgenommen worden, durch welche ein zweiter alter Tempel (bisher nur theilweise) aufgedeckt wurde. Er gleicht im Stile und Materiale ganz dem andern, datirt also wohl aus derselben Zeit. Seine Säulen zeigen die gleichen kräftigen Verhältnisse, haben dieselben stark über den Schaft ausladenden alterthümlichen Kapitelle, welche unten mit einer kehlförmigen Einziehung und zwei Ringen versehen sind, und bei beiden ruhen die Säulen auf einem Stylobat von fünf Schichten. Nur ist der neue Tempel viel größer als der alte, seine Säulen sollen gerade die doppelten Dimensionen von jenen haben. Von denselben befinden sich wenigstens die untersten, je eine oder zwei Trommeln, die mit feinem weißen Stuck überzogen waren, noch an Ort und Stelle. Im Juni dieses Jahres war ein Raum von etwa 41 m in der Länge und 31 m in der Breite, auf welchem etwa 45 Säulentrommeln und 22 Kapitelle gezählt wurden, aufgedeckt; doch dürfte noch mehr als die Hälfte des Tempelareals von Erde bedeckt sein.



Lage der alten Stadt Metapont nach der neuen italienischen Generalstabsaufnahme in 1:50000 auf die Hälfte reducirt.

Bei der Ausgrabung hat man auch eine Anzahl kleinerer Objekte gefunden, namentlich viele Terracotta-Stücken, welche einst zur Sima (Rinnleiste, Dachtraufe) des Tempels gehörten, ferner Terracotta-Figuren, Bronzen, Münzen und besonders eine dreizeilige, in der dritten Zeile von rechts nach links laufende alterthümliche Inschrift, nach welcher der Tempel dem Apollon geweiht gewesen zu sein scheint. Alle diese Funde beabsichtigt man jetzt in einem kleinen, dicht bei dem Stationsgebäude aufzuführenden Museum aufzustellen; auch macht bereits ein Photograph im Auftrage der Regierung Aufnahmen vom Tempel und von den interessanteren Fundstücken.

[1]) Weil man diese Reste für die der Stadt selbst halten muß, die Tavola de' Paladini aber von hier volle 4 km entfernt liegt, so hat man geschlossen, daß letztere vielleicht nie innerhalb der Stadtmauern gelegen hat. Andererseits spricht aber die Nähe von Hügeln (s. die Skizze, welche einen solchen von 60 m angiebt) dafür, daß nahe diesem Tempel die keiner griechischen Stadt fehlende Akropolis zu suchen ist und vielleicht auch noch gefunden wird, daß das Heiligthum also recht wohl innerhalb der Stadt gelegen haben kann. Nimmt man, wie manche wollen, den brackischen See unmittelbar östlich von der Station, den Lago di Santa Pelagina, für den Ueberrest des einstigen Hafens von Metapont, so hat die Stadt einen Durchmesser von etwa einer deutschen Meile gehabt.

[2]) Der Korrespondent der „A. Z." nennt die Stätte des Tempels speciell „Pesca di San Vito".

Dr. O. Lenz' Uebersteigung des Atlas.

Das zweite Heft des zweiten Bandes der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" enthält die zum Theil schon seit Monaten eingetroffenen Berichte des Dr. O. Lenz über seine so erfolgreich begonnene marokkanische Reise. Während die ersten Briefe bekanntere Gebiete behandeln, nämlich einen Ausflug von Tanger, wo der Reisende am 13. November 1879 landete, nach Tetuan, dann die Route von Tanger nach Fês, weiter über Mekines nach Selâ-Rabat an der atlantischen Küste und weiter landeinwärts nach Marrakesch, so beschreiben seine letzten drei

Briefe vom 18. März, 3. und 13. April dieses Jahres Gegenden, welche zwar schon von einigen Europäern besucht, aber nicht ausführlich geschildert worden sind. Wir entnehmen denselben das Nachstehende.

Tarudant im Wad Sus, 18. März 1880.

Es ist ein gewisses Gefühl der Befriedigung, womit ich den nachstehenden kurzen Bericht beginne. Habe ich doch einen Theil meines Vorhabens, und zwar nicht den leichtesten, die Ueberschreitung des hohen Atlas, hinter mir, und zwar durchquerte ich das Gebirge an einer Stelle, die meines Wissens von anderen Reisenden nicht gewählt worden ist [1]). Rohlfs' erste Reise ins Wad Sus ging von Agader aus, und den Atlas überschritt er weiter östlich als ich, auf der Straße von Fes nach Tafilet, und wenn ich auch diesen gewaltigen Gebirgszug nicht in seinen höchsten Theilen durchkreuzen konnte (die Paßhöhen auf meiner Route überschritten nicht 4000 Fuß, die umgebenden Gipfel nicht 7000 Fuß), so boten sich doch auch auf meinem Wege recht bedenkliche Schwierigkeiten der verschiedensten Art.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Marrakesch, dessen Lage eine ganz wunderbare ist, konnte ich endlich am 6. März von dort aufbrechen. Ich hatte viel Gepäck, da ich, in Hinblick auf die beabsichtigte Reise nach Timbuktu schon hier eine große Anzahl Gegenstände kaufen mußte, die unterwegs gar nicht oder nur sehr theuer zu haben sind. Zu unserer Karawane gehörten außer mir folgende Personen: mein Begleiter und Dolmetsch Sidi Hadsch Ali; mein erster Diener und Dolmetsch Cristophal Benitez aus Tetuan, von spanischen Eltern, aber fertig arabisch sprechend und ein recht gebildeter, brauchbarer Mensch; ich habe denselben, der hier den Namen Abdullah führt und allgemein für einen Araber gehalten wird, bereits seit meiner ersten Tetuaner Reise engagirt. Ferner hat sich uns in Marrakesch ein junger Scherif angeschlossen, ein Verwandter des Sultans, und wie dieser ein aus Tafilet gebürtiger Schürfa, Muley Achmid, der sich bisher im Gefolge Muley Ali's, des Onkels des regierenden Sultans, aufhielt und aus bloßer Reiselust ein Stück mit uns geht, vielleicht die ganze Tour mitmacht. Wir vier Personen bilden die Herren der Karawane und speisen gemeinsam. Als Koch fungirt Sidi Muhammed ben Dschilul, den ich in Fes engagirt habe. Zwei junge Burschen, Muhammed und Amhamid Faradschi, stehen ihm zur Seite und haben den Dienst in den Zelten; für die Pferde und Kameele endlich sorgen Muley Ali, Hadsch Muhammed und Akkadur. Das Gepäck ist vertheilt auf zwei Kameele, zwei Pferde, ein Maulthier und zwei Esel; ich und Hadsch Ali sind beritten, die übrigen müssen zusehen, wie sich auf den Tragthieren ein Sitz herrichten läßt. Alle Leute sind wohl bewaffnet, so daß wir in unsicheren Gegenden selbständig uns vertheidigen können; ich habe zu dem Zweck eine Partie der hier üblichen Gewehre gekauft und meine Revolver vertheilt; ebenso finden die Bajonette Anklang, die ich von Berlin mitgenommen habe.

6. März. Am ersten Reisetage kamen wir nur bis zu der vier Stunden südwestlich von Marrakesch gelegenen Stadt Tameslocht, einer Sauia, besonders für Frauen, wie wir denn auch, da gerade Festtag war, zahlreichen Gruppen von Weibern und Kindern begegneten, die zu jenem Ort gewallfahrtet waren.

Der Weg führte anfangs durch die mit zahllosen Geröllen bedeckte Ebene, weiterhin kamen kleine Platten von dem schon oft beobachteten, horizontal liegenden und in Schalen abgesonderten Kalkstein, die sich bis zu 10 m über die umliegende Ebene erheben. Einige kleine, wasserlose Wads, dem System des Tensift angehörig, wurden passirt und etwas nach 12 Uhr hielten wir in der von Palmen- und Olivengärten umgebenen Sauia und schlugen unsere Zelte auf einer Wiese im Westen der Stadt auf. Der Tag war heiß, das Thermometer stieg im Schatten auf 28° und der Weg durch die schattenlose Gegend war recht ermüdend.

Da hier ein Beamter des Sultans nicht existirt, so erhielten wir nicht nur die üblichen officiellen Gastgeschenke (muna) nicht, sondern mußten auch selbst für unsere Sicherheit sorgen, zu welchem Zweck die eine Hälfte meiner Leute beständig wachte. Die Bevölkerung in einer Sauia ist immer fanatischer als anderswo, und man hatte mich dort sofort als Kafir und Rumi (jeder Reisende wird in Marokko als Rumi, Römer, bezeichnet) erkannt. Meine Leute waren sehr mißtrauisch gegen die Bewohner des Ortes und genossen selbst die vom Scherif geschickte Milch nicht eher, als bis dieselbe von den Ueberbringern gekostet war; auch meinem Hunde gaben sie erst davon zu trinken, um die Wirkung abzuwarten. Man hatte nicht lange vorher hier einen Araber vergiftet, und es war deshalb das Mißtrauen meiner Leute, die in Gesellschaft eines Ungläubigen den heiligen Ort besuchten, völlig gerechtfertigt.

7. März. Ein langer Marsch von früh $^1/_2$8 bis Abends 6 Uhr brachte uns nach Amsmis, am Fuße des hohen Atlas, bereits in einer Seehöhe von 3400 Fuß gelegen (3382 Fuß nach Hooker und Ball), wo sich ein Amil des Sultans befindet und wir im Allgemeinen gut aufgenommen wurden [1]).

Der Weg führte anfangs südwestlich, dann passirten wir das breite Thal des Wad Nfys, in welchem wir ein altes Fundak (ärarisches Einkehrhaus) und eine kleine Ortschaft berührten, und zogen dann direkt südlich dem Nfys parallel aufwärts bis zur Quelle, wo sich eine Anzahl kleiner Orte, dem Amil von Amsmis gehörig, befindet. Der ganze Weg war sehr felsig und schwierig zu passirende Stellen gab es genug. Im Flußthal fand ich anstehend einen blauen Thonschiefer mit senkrecht stehenden Schichten, die ungefähr S.-W. nach N.-O. streichen, also dem Atlassystem angehören. Dann bestiegen wir eine ausgedehnte Hochebene, die sich bis

[1]) Wenn Dr. Lenz sich auch in der Annahme seiner Priorität irrt, so bleibt seine Reise über den westlichen Atlas doch von erheblichem Werthe, da, soviel ich sehe, keiner seiner Vorgänger in einigermaßen genügender Weise über seine Wahrnehmungen berichtete. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit machen zu wollen, erwähne ich hier drei Ueberschreitungen des Atlas westlich von Marokko: Der Däne Georg Höst, durch langjährigen Aufenthalt ein gründlicher und noch immer beachtenswerther Kenner des Landes, ist u. a. auch von Agader nach der Hauptstadt „über die Berge" gereist, und theilt sein Itinerar mit Angabe der Entfernungen, leider aber nicht der Richtungen zwischen den einzelnen Stationen mit, so daß eine Konstruktion der Route unmöglich ist (Nachrichten von Marokko und Fes. Kopenhagen 1781, S. 95). Der englische Arzt William Lemprière reiste vom 30. November bis 4. December 1789 von Tarudant nach Marokko und überschritt das Gebirge auf einem Paß, „den die Mohren wegen seiner jähen und winklichten Drehungen Kameelnacken nennen," erwähnt aber sonst nicht einen einzigen Ortsnamen auf seiner Route (Reise von Gibraltar nach Marokko. Berlin 1798, S. 97 ff.). Endlich hat James Grey Jackson während seines 16jährigen Aufenthaltes in Marokko auch einmal eine Armee über diesen Theil des Atlas begleitet. Der Weg führte über den Paß Bebawan, dessen Gefahren er in etwas grellen Farben schildert. Der Pfad sei an manchen Stellen nur 15 Zoll breit und führe zwischen fast senkrechten Bergwänden einerseits und tiefen Abgründen andererseits, welche letztere an Steilheit Dover Cliff nichts nachgeben, aber zehnmal so tief seien (Account of Marokko, 2 ed. 1811, p. 11). (Anmerkung des Dr. W. Erman.)

[1]) Vergl. „Globus" XXXVI, S. 328.

an den Fuß des eigentlichen Gebirges erstreckt und langsam von Süden nach Norden ansteigend bei Amsmis eine Höhe von 3400 Fuß erreicht. Sie besteht, wie zahlreiche Einrisse und Schluchten zeigen, bis tief hinab aus Gebirgsschutt, der geschichtet und nach unten hin zu einem sehr groben Konglomerat verkittet ist. Wo sich dem steinigen Boden etwas Terrain für Feldbau abringen läßt, befinden sich Gerstenfelder und Olivengärten; ebenso wird von der im Allgemeinen nicht wohlhabenden Bevölkerung etwas Viehzucht getrieben. Die kleinen Ortschaften selbst sind festungsartig mit einer Lehmmauer umgeben und auch die Häuser bestehen nur aus gestampftem, gelbem Lehm ohne Anputz.

Von Amsmis führt ein Weg durch den Atlas ins Wad Sus, aber die Pässe sind für Tragthiere zu schwierig zu passiren.

8. März. Der heutige Weg führte vorherrschend in westlicher Richtung, später mit einer Neigung nach Norden, parallel dem Gebirge bis zu der kleinen, am rechten Ufer des Nfys gelegenen und noch zur Kabyle Amsmis gehörigen Ortschaft Darakimacht. Ein großer Theil des durchzogenen Gebietes war angebaut, Olivengärten und Gerstenfelder wechselten ab und zahlreiche künstliche Kanäle durchzogen nach allen Richtungen die Ebene. Einige kleine Ortschaften, darunter der Soko Chmis Tiskin, wurden passirt, bis wir ein sehr steiniges Plateau erreichten, welches das rechte steile Ufer des Flusses bildet, auf dem wir in nördlicher Richtung bis zu der erwähnten Ortschaft zogen, wo wir um drei Uhr Halt machten. Die ermüdeten und stark beladenen Lastthiere konnten nicht mehr weiter und wir mußten in dem kleinen Dorfe in ziemlich dürftiger Weise die Nacht verbringen. Die Bevölkerung besteht durchgängig aus Schlu (Berbern), die bekanntlich in steter Feindschaft mit ihren Unterdrückern, den Arabern, stehen.

9. März. Gestern war es uns nicht gelungen, den Sitz des Kaid der großen Kabyle Mzudi zu erreichen; heute führte uns ein einstündiger, sehr anstrengender Marsch an den genannten Ort, der westsüdwestlich von unserm gestrigen Nachtquartier liegt. Nach Ueberschreitung des Nfys, dessen steile hohe Ufer für die beladenen Thiere sehr schwer zu passiren waren, stiegen wir auf eine gegen 2000 Fuß über dem Meer gelegene Ebene hinab, auf der wir, in S.-W.-Richtung fortziehend, bereits Mittags unser Ziel erreichten und die Zelte auf einem großen freien Platz vor der von hohen Mauern umgebenen Ortschaft aufschlugen. Der Kaid schickte die übliche Muna, so daß wir uns im Allgemeinen wohl befanden. Ich selbst übrigens muß mich möglichst viel im Zelte aufhalten und darf mich wenig zeigen; den neugierig Fragenden erzählt Sidi Hadsch Ali, ich sei ein türkischer Arzt, den er in Stambul kennen gelernt und engagirt habe.

10. März. Heute führte unser Weg in südwestlicher Richtung durch eine unbebaute, steinige Ebene in die gastliche Burg des Kaid von Sekfana, wo wir eine ganz treffliche Aufnahme fanden, obgleich der Pascha mich sofort als Christen bezeichnete. Es fehlte uns hier an nichts; ich und Hadsch Ali speisten mit dem Kaid, meinen Leuten schickte er ein Schaf und reichlich Kuskus ꝛc., so daß alle befriedigt waren. Der Ort, nur eine Stunde von dem etwas größern Duerani entfernt, liegt dicht am Gebirge und führt auch hier ein Weg ins Wad Sus, der aber für Tragthiere, besonders Kameele, unpassirbar ist. Tiefer im Gebirge befinden sich übrigens zahreiche, kleine Ortschaften, durchgängig von Schlu bewohnt, die sich, von den Arabern verdrängt, in die unzugänglichen Gebirge zurückgezogen haben, wo sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit bewahrt haben.

11. März. Heute endlich betraten wir das eigentliche Atlasgebirge und zwar beim Orte Imintjaunt, nur eine Stunde südwestlich von unserm gestrigen Nachtquartier. Der Ort ist wichtig, da von hier aus die meisten Karawanen, die zwischen Marrakesch und Wad Sus verkehren, den Uebergang über die Berge bewerkstelligen. Der Weg führte zuerst eine gute Stunde südlich und durchkreuzten wir dabei eine Kette von lichten Kalken und Mergeln; dann bog sich der Weg westlich in ein schönes Thal, in welchem sich zahlreiche Gärten von Mandelbäumen befanden, und dem wir zu seinem Ursprung aufwärts folgten.

Von da theilten sich die Wege: rechts führt ein schmaler Fußweg zu einer kleinen Ortschaft, von wo ein Weg nach Agader geht, während wir links in südlicher Richtung weiter gingen, bis an den Nordabhang des Dschebel Tissi, wo wir in der Nähe einiger von Schlu bewohnter Meierhöfe die Zelte aufschlugen.

12. März. Heute hatten wir einen fürchterlichen, von früh 7 Uhr bis Abends 6 Uhr währenden Marsch. Die Passage des Dschebel Tissi, der aus rothem harten Sandstein besteht und sehr steile Felsen bildet, war für meine schwer bepackten Thiere kaum durchzuführen und besonders die beiden Kameele blieben häufig liegen. Die Hauptrichtung war eine südliche, aber in Zickzacklinien, so daß die wirklich zurückgelegte Wegstrecke nur eine kurze war. Einige Schlu-Scheiks begleiteten uns; später erfuhren wir, daß man uns an einer besonders schlimmen Stelle hatte angreifen wollen, und nur der Vermittelung eines dieser Schlu-Chefs ist es zu verdanken, daß wir ungefährdet passirt sind.

An einer Quelle mit gutem Wasser trennten sich die Schlu von uns und hier holte uns eine andere Karawane aus Marrakesch ein, deren Führer wir kannten; es war uns das sehr lieb, denn wir waren nun bedeutend stärker und konnten einem Angriff ruhig entgegen sehen.

Wir passirten Dar Sultan, die Ruine eines alten Kastells, das von einem frühern Sultan an einer schwer zugänglichen Stelle erbaut worden war; ein Berg mit einigen rohen Lehmmauern wird als Kasr-er-Rumi (Römerburg) bezeichnet, und es sollen dort enorme Schätze in der Erde vergraben sein.

Die Leute im heutigen Nachtquartier waren gefälliger als sonst und lieferten uns sogar, natürlich gegen gute Bezahlung, zwei Maulthiere, da meine Thiere nicht mit dem ganzen Gepäck das Gebirge überschreiten können. Wir waren auf diese Weise wieder um zwei Mann stärker, da jedes Thier einen Treiber erfordert; und da die Schlu selbst für ihr Eigenthum sehr besorgt sind, so konnten wir die weiteren Touren mit ziemlicher Beruhigung antreten.

13. März. Heute dauerte unser wieder sehr beschwerlicher Marsch bis Abends 5 Uhr. Der Weg führte im Allgemeinen in Süd-West-Richtung durch ein von zahlreichen Felsen und steilen Hügeln durchsetztes Plateau bis zur Landschaft Aglau, wo sich die Ruinen mehrerer großer Ortschaften befinden. Die Bewohner sind fast alle getödtet worden auf einer Razzia, die der Kaid von Mtuga unternahm, um dem Räuberunwesen zu steuern. Wir haben heute im Distrikt Ait Musa einen großen Freitags-Soko passirt.

In unserm heutigen Nachtquartier fanden wir keine Gerste für die ermüdeten Thiere, die sich deshalb mit Gras begnügen mußten. Der Platz liegt ziemlich hoch, das Aneroid zeigte 675 mm bei 25° C. Die Gegend ist übrigens eine wunderschöne, großartige Gebirgslandschaft, in der sich besonders nach Osten hin die schneebedeckten Gipfel im Glani-Gebiet prächtig ausnehmen.

14. März. Heute hatten wir die schwierigste Tour zu-

rückzulegen, den Abstieg von der Wasserscheide ins Wad Sus, zunächst bis zum Städtchen Misla, das am Eingang in das Gebirge von Süden her liegt, sowie Imintjanut den Eingang von Norden her bezeichnet. Der Abstieg, der ungemein schwierig ist, so daß wir von großem Glück sagen können, daß er ohne Unfall gelang, führt den Namen Bibaun. Von der 4000 Fuß hohen Wasserscheide führt ein schmaler ungemein steiler Weg in zahllosen Serpentinen und Zickzacklinien hinunter, an tiefen Abgründen vorüber, wobei man nur die Sicherheit der Tragthiere bewundern muß. Meine Kameele blieben unterwegs liegen, und ich mußte einige Leute als Wache zurücklassen; in Misla angelangt, schickte ich dann einige Maulthiere, um das zurückgelassene Gepäck zu holen.

In Misla hatte ich den Atlas durchkreuzt und die Ebene des Wad Sus erreicht. Das Gebirge besteht auf dem von mir gewählten Durchschnitt aus vier Gliedern und zwar folgen, von Norden angefangen, 1. eine niedrige, 3000 bis 4000 Fuß hohe Kette von flachen, aus lichten, weißen Kalken und Mergeln bestehenden Bergen, die, wie überhaupt das ganze Gebirge, von S.-W. nach N.-O. streichen; 2. ein sehr breites und parallel dem Gebirgsstriche sich erstreckendes, gegen 2000 bis 3000 Fuß über das Meer sich erhebendes Plateau, das aber von zahllosen, kleinen isolirten Bergen von rothem Sandstein nach allen Richtungen hin durchsetzt wird, so daß die Passage sehr schwierig ist; 3. ein Zug hoher steiler Berge von rothen, harten Sandsteinen, an den sich dicht anschließt 4. ein gleichfalls 7000 bis 8000 Fuß hoher und sehr steile Berge bildender Zug von Thonschiefern und Quarziten; letztere, die Lager von Brauneisenstein sowie silberhaltigen Bleiglanz führen, fallen dann sehr steil nach Süden ab.

15. März. Eine fünfstündige Tour brachte uns von Misla nach Tarudant. Der Weg führte beständig in der Ebene durch einen ausgedehnten Wald von Arganbäumen [1]), erst in südlicher, dann in südöstlicher Richtung. Die Reise von Misla nach Tarudant, so kurz sie ist, gehört mit zu den gefährlichsten Unternehmungen, denn das ganze Gebiet wird von der Araber-Kabyle der Howara beherrscht, die durchgängig Straßenräuber sind und jede Karawane, mag sie aus Juden, Christen oder Mohammedanern bestehen, angreifen, sofern nicht eine große Anzahl gut bewaffneter Leute mitgehen. Wir waren eine ziemlich starke Karawane, da sich uns mehrere Maulthiertreiber, die Ladungen für Tarudant hatten, anschlossen, und so erreichten wir ohne Anstand unser Ziel; aber es war ein unheimliches Gefühl, beständig in der Gefahr zu sein, aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden, und ich war herzlich froh, als sich die hohen Mauern von Tarudant hinter mir schlossen.

Die Freude währte aber nur kurze Zeit, denn es folgten nun allerhand Schwierigkeiten in der Stadt selbst. Zunächst verweigerte uns der Khalif der Kasbah, unsere Zelte daselbst aufzuschlagen, und wir mußten in einem Fundak absteigen. Kaum hatten wir uns daselbst etwas eingerichtet, als wir durch einen wüsten Lärm aufgeschreckt wurden: eine tobende Volksmenge hatte sich vor dem Thore gesammelt und wollte dasselbe sprengen, sie wollte keinen Christen in der Stadt! Wir griffen alle zu den Waffen, Hadsch Ali und meine Diener waren fest entschlossen, mich aufs Aeußerste zu schützen, und es wäre zu einem sehr bedenklichen Rencontre gekommen, wäre nicht zu rechter Zeit der Scherif der Stadt erschienen, an den wir ein Empfehlungsschreiben hatten, der denn auch das Volk beruhigte. Es wurde uns dann später gestattet, unsere Zelte in der Kasbah aufzuschlagen, wo wir wenigstens vor Pöbelexcessen etwas gesichert sind; in die Stadt aber kann ich nicht gehen.

Seitdem hat sich nun unser Verhältniß wenigstens zum gebildetern Theile der Stadt gebessert und wir erhalten häufig Besuche. Es herrscht aber hier völlige Anarchie, die Vertreter des Sultans genießen kein Ansehen, der Pascha, unter dessen Botmäßigkeit die Sus-Landschaft gehört, ist derjenige der großen Kabyle Mtuga, die am Nordabhange des Atlas wohnt, und so ist im Lande selbst keine Obrigkeit. Außerdem ist dieser Pascha ungemein verhaßt, da er mit großer Strenge dem Räuberunwesen im Gebirge, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, ein Ende gemacht hat.

In einigen Tagen denke ich von hier aufzubrechen, um nach Süden zu in das Gebiet des Sidi Heschem zu reisen, wo Ende März ein großer Jahrmarkt stattfindet. Dort denke ich Kameele zu kaufen und hoffe Karawanen zu finden, die nach Timbuktu gehen und denen ich mich anschließen kann.

[1]) Vergl. über diesen interessanten, Marokko eigenthümlichen Baum: „Globus“ XXXVI, S. 296.

Die Port-Darwin-Ansiedelung an der Nordküste von Australien.

H. G. Ein uns aus Palmerston — wie die in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr. gelegene Haupt- und Hafenstadt der jetzt zehn Jahre alten Ansiedelung um Port Darwin, an der Nordküste von Australien, heißt — zugegangenes Schreiben schildert die dortigen Zustände in sehr düsteren Farben. Anstatt Fortschritt wird Rückschritt konstatirt. Die weiße Bevölkerung, welche sich nach dem Census vom 26. März 1876 auf 743 belief, war am Schlusse des Jahres 1879 auf 431 gesunken. Ein großer Theil davon bestand aus Telegraphisten und anderen Regierungsbeamten. Die eingewanderten Chinesen zählten 2770 und die von der Regierung vor etlichen Jahren importirten Malaien 30 Seelen. Der Geschäftsverkehr war gleich Null. Das Geld, welches cirkulirte, floß fast nur aus der Regierungskasse. Was an Arbeit vorkam, fiel meist den Chinesen zu. Bei ihren geringen Lebensbedürfnissen können sie um den halben Preis arbeiten, und das um so mehr, als sie alle sieben Tage der Woche und auch täglich mehr Stunden bei der Arbeit sind, als Europäer in einem tropischen Klima vermögen. Es nimmt daher nicht Wunder, daß die letzteren, wenn sie nur die Reisekosten aufbringen können, Port Darwin den Rücken kehren. Wer bleiben muß, ohne Angestellter zu sein, hat mit Noth und Sorgen zu kämpfen. Die wenigen Kauf- und anderen Geschäftsleute, welche sich etablirt hatten, wurden gezwungen, sich insolvent zu erklären.

Das Northern Territory gehört bekanntlich zu Süd-Australien. Es begreift das große Gebiet dieser Kolonie, welches zwischen 26° südl. Br. und der Nordküste liegt, und umfaßt ein Areal von 523 620 englischen oder 24 626 deutschen geographischen Quadratmeilen. Der jetzige Gou-

verneur von Süd-Australien, Sir W. F. Jervois, prophezeiete der Ansiedelung des Northern Territory, womit bis jetzt erst bei Port Darwin der Anfang gemacht ist, aus einer zahlreichen Einwanderung von Chinesen eine glänzende Zukunft. Aber was ist aus dieser Prophezeiung geworden?! Die Kapitalisten, welche die Arbeitskraft der Kulis ausnutzen sollten, sind ausgeblieben. Die Chinesen sind auf die 135 bis 148 Miles von Port Darwin entfernten Goldfelder angewiesen. Diese können jedoch bloß in der Regenzeit von November bis gegen Ende April bearbeitet werden, weil es später an dem nöthigen Wasser fehlt. Schon im April dieses Jahres war auf den Pine-Creek-Diggings das Elend unter den Chinesen so entsetzlich, daß allwöchentlich viele dem Hungertode und den übergroßen Anstrengungen erlagen. Dazu kommt, daß das Alluvium überhaupt nur sehr arm an Gold ist und daß die Arbeit darauf im glücklichen Falle nicht viel mehr abwirft, als der sehr kostspielige Unterhalt erfordert. Um die goldhaltigen Quarzriffe zu bearbeiten, bedarf es größerer Kapitalien, an welchen es, da ein lohnender Erfolg ebenfalls sehr unsicher ist, noch immer fehlt. Bis Ende 1879 hatten die Goldfelder des Northern Territory einen Gesammtertrag im Werthe von ungefähr 68 000 Pf. St. geliefert. Die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse müssen von dem an einem südlichen Arme des Port Darwin gelegenen Southport aus auf Wegen, welche durch die heftigen tropischen Regen (in Palmerston fielen in der letzten Saison 75 Zoll Regen!) fast grundlos geworden sind, herbeigeschafft werden und vertheuern sich dadurch in enormer Weise [1]). Es ist nichts Ungewöhnliches, 20 bis 30 Chinesen, genannt packers, mit Lasten von 110 bis 120 Pfund beladen, nach den Goldfeldern traben zu sehen. Aber schon nach einigen Monaten solcher schwerer Arbeit schwellen ihnen die Füße an und es stellen sich die heftigsten Schmerzen ein. Sie werden dann in herzloser Weise von den Ihrigen verlassen, bleiben hülflos in der Wildniß liegen und krepiren wie das Vieh.

Das Klima des Northern Territory ist ungefähr dasselbe wie im nördlichen Queensland. Zur Regenzeit herrschen Fieber, sind aber gerade nicht gefährlich, wenn man große Vorsicht beobachtet. Der durchschnittliche jährliche Regenfall in Palmerston von 1872 bis Ende 1879 war folgender: im Januar 14,417; Februar 10,265; März 13,418; April 5,738; Mai 0,470; Juni, Juli, August, September 0; Oktober 2,336; November 2,350; December 10,700 Zoll. Der jährliche Durchschnitt betrug 60,65 Zoll und davon fielen 48,80 von December bis Ende März. Der Regen nimmt ab, wie man von der Nordküste nach Süden vorrückt.

Wenn in der trockenen Jahreszeit, wegen des fehlenden Wassers, das Goldsuchen eingestellt werden muß, ist ein anderer Dienst schwer zu finden. Um der Hungersnoth und den daraus resultirenden Krankheiten vorzubeugen, mußte die Regierung im letzten Jahre für eine große Anzahl von Chinesen Rath schaffen. Es wurde an der Fannie Bay eine Versuchsstation für tropische und semitropische Gewächse angelegt, und die Regierung zahlte den dabei beschäftigten Chinesen den sehr geringen Tageslohn von 1 Sch., welchen sie bei Accordarbeit auf 1 Sch. 9 P. bringen konnten. Anstatt also die Ansiedelung zu fördern, sind die Chinesen viel mehr zur Last geworden.

Für Schafzucht eignet sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, das Northern Territory nicht, das Gras ist dafür viel zu grob und derb. Dagegen gedeihen Rindvieh und Pferde recht gut, und man nimmt an, daß, wenn das Land mit letzteren bejagt wird, das Gras sich allmälig verfeinern und sich auch für Schafe qualificiren werde.

Das Northern Territory hat der Kolonie Süd-Australien bis jetzt schon gegen 500 000 Pf. St. gekostet, ohne daß ein Gegenertrag von Belang eingegangen wäre. Bei möglichster Beschränkung bewilligte das südaustralische Parlament für das Finanzjahr 1879/80, von Juli zu Juli gerechnet, die Summe von 41 619 Pf. St. zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben in der Port-Darwin-Ansiedelung. Alle Lobpreisungen, welche über die außerordentliche Produktionsfähigkeit desselben verbreitet wurden, haben Niemanden angezogen und am allerwenigsten die, von denen sie ausgingen. Was sollte da nicht Alles gedeihen! Aber, um nur einen Fall anzuführen, die Kulis, welche auf der Versuchsstation an der Fannie Bay die Zuckerrohrpflanzungen zu pflegen haben, sind umsonst bemüht, dieselben am Leben zu erhalten.

„Es ist traurig (so endet das Schreiben unseres Freundes), daß Horden von Chinesen auf Kosten unserer Kolonie gefüttert werden müssen. Wir sind allen Ernstes der Ansicht, es wäre das Beste, bei Port Darwin eine Verbrecherkolonie, wie einst an der Ost- und Westküste dieses Kontinents, anzulegen. Der moralische Ton der Gesellschaft würde hier nicht weiter durch sie inficirt werden, und auch ein Davonlaufen wäre kaum möglich. Die kräftigeren unter den Deportirten könnten bei dem Bau von Straßen, Brücken u. s. w. und die schwächeren auf den Versuchsstationen für tropische und semitropische Erzeugnisse verwendet werden."

Wir selber erlauben uns noch folgende Bemerkung hinzuzufügen. Es ist kein Fall nachzuweisen, daß Europäer im Stande waren, in einem tropischen Klima andauernd zu leben, zu arbeiten und sich fortzupflanzen. Nur kurze Zeit vermögen sie dort zuzubringen. Als Kaufleute, Pflanzer, Oberaufseher u. s. w. mögen sie sich Geld verdienen und unter Beobachtung großer Vorsicht sich auch die Gesundheit erhalten, aber schwere Arbeit können sie auf alle Fälle unter den Tropen nicht verrichten. Dazu sind nur die Indier, Mongolen und Neger befähigt. Schon aus diesem Grunde prophezeien wir der Ansiedelung um Port Darwin keine große Zukunft.

---

[1]) Man hat im südaustralischen Parlamente den Antrag gestellt, von Palmerston oder wenigstens von Southport aus eine Eisenbahn nach den 120 bis 150 Miles entfernten Goldfeldern zu bauen. Allein die Kosten sind auf weit über eine Million Pfund Sterling berechnet worden und darum ist an einen derartigen Bau nicht zu denken.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer Bekanntmachung des russischen Postdepartements zufolge ist seit Mitte Mai 1880 nach Verstärkung des Pferdebestandes der Stationen auf der Poststraße Orenburg-Omsk eine regelmäßige tägliche Postverbindung zwischen dem europäischen Rußland und Turkestan hergestellt worden und zwar geht dieselbe über Wjernyi, Semipalatinsk, Omsk, Petropawlowsk, Werchne-Uralsk, Orsk und Orenburg.

— Die Kaufleute Gebr. Wanjuschin, welche in Uralsk Handel treiben, waren um Erlaubniß zur Einrichtung einer Dampfschifffahrt auf dem Ural-Flusse eingekommen. Am 3. (15.) Mai dieses Jahres ist der erste Dampfer mit drei Barken, die mit Getreide beladen waren, nach Uralsk abgegangen.

— Der Zeitung „Sibir" schreibt man aus Biisk: Die Herren Kotelnikow und Antropow haben eine äußerst vortheilhafte Handelsexpedition ins Innere Chinas bis Kalgan ausgeführt und den Nutzen des Handels auf dem westlichen Wege aufs Neue gezeigt. Der Verkauf der Waaren ergab 93 Proc. Gewinn und der Verkauf der abgemagerten Kameele in Kuku-Choto deckte alle Reisekosten. Nach Biisk meint man Seide und Thee mit Vortheil einführen zu können, doch ist bis jetzt die Theeausfuhr vertragsmäßig auf Urga beschränkt. Nach China ist mit Vortheil auszuführen Leder, Eisen- und Kupfergeräth, Plüsch und Vieh. Die Kaufleute von Biisk beantragen die Errichtung eines Konsulats in Kuku-Choto.

— Der wohlbekannte Reisende und jetzige politische Grenzbeamte Ney Elias, welcher im vergangenen Jahr in nicht officieller Eigenschaft in Jarkand war, befindet sich wiederum in Ost-Turkestan, um im Auftrage der indischen Regierung die wahre Lage der Dinge dort kennen zu lernen und größere Erleichterungen für den Handelsverkehr durchzusetzen.

— Prschewalski's Expedition soll von den Chinesen gefangen genommen worden sein.

— Wie rührig die Schweiz ist, ihrem Handel immer weitere Ausbreitung zu geben, zeigt der Beschluß der „Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen", die Küsten des Rothen Meeres dem direkten Schweizer Handel zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke will sie eine Explorations-Reise veranstalten, die das Ziel verfolgt, durch eigene Anschauung den Handel an den verschiedenen Küstenplätzen zu studiren, um eine genaue Kenntniß des wirklichen und des voraussichtlichen Imports nach diesen Häfen zu erwerben. Zum Leiter dieser Expedition, deren Kosten auf circa 20 000 Francs veranschlagt sind, ist Herr Arnold Küfer aus St. Gallen ins Auge gefaßt, welcher bei seinem langjährigen Aufenthalte in England und Süd-Amerika reiche Erfahrung in dieser Beziehung gesammelt hat.

— Die Ernteaussichten in den europäischen wie asiatischen Provinzen des Türkischen Reiches sind zufriedenstellend, so daß man auf ein Aufhören der überall herrschenden Theuerung und selbst Hungersnoth hofft. Nur in Armenien und Kurdistan ist nach Berichten der „Times" und der „Allgemeinen Zeitung" die Lage noch verzweifelt. In Mosul z. B. stieg der Weizen auf das Dreißigfache des frühern Preises und war selbst dafür nicht zu haben. Das arme Volk nährte sich mit Baumwollsamen und dem Blute und Fleisch gefallener Thiere; Weiber boten ihre Kinder zum Verkaufe an, fanden aber keine Abnehmer. In den Dörfern der Umgegend starben täglich 50 bis 100 Personen, in der Stadt 5 bis 10. In el Kosch (nördlich von Mosul) verkauften die Kurden Hunderte von Mädchen zum Preise von 30 bis 40 Mark und erstanden für den Erlös je einer Seele einige Maß Weizen. Aehnliche Noth wird aus Mardin berichtet, wo die englischen Missionäre helfend eingriffen. Um Wan in Armenien ist nur der vierte Theil der Felder bestellt worden; im Bezirke von Baschkala (s. o. von Wan) und an der persischen Grenze sind mehrere tausend Personen verhungert und es herrscht dort jetzt Flecktyphus und Dysenterie in schwerster Form. In Suleimanieh (östlich von Kerkuk) und Umgegend verhungerten im Mai 618 Personen; die tägliche Sterblichkeit beträgt immer noch 20 bis 30.

Afrika.

— Aus S. Paulo de Loanda wird gemeldet, daß Neger aus dem Innern mit der Nachricht eingetroffen sind, Dr. M. Buchner habe nicht allein die Residenz des Muata Jamvo erreicht, sondern das Lunda-Reich sogar schon wieder verlassen. Sollte sich das Gerücht bestätigen, so ginge seine Reise mit ungeahnter Schnelligkeit von statten.

— Am 15. Juni d. J. ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem das französische Eroberungsheer in Algerien landete. Damals war es ein zum größten Theil wüstes Land, jetzt besitzt es allein über 3 Millionen Hektaren, die mit Getreide bestellt sind; damals betrug Ein- und Ausfuhr zusammen jährlich etwa 2 Millionen Francs, jetzt deren 365 Millionen. In den ersten zwanzig Jahren nach der Besitzergreifung galt es als ausgemacht, daß europäische Kinder in Algerien nicht groß werden könnten; jetzt stellt sich heraus, daß die Ehen in Algerien fruchtbarer sind als in Frankreich, daß dort 3,67 Kinder, hier nur 3,07 auf jede Ehe entfallen. 1830 lebten 600 Europäer in Algerien, 1840: 27 000, 1850: 125 000, 1860: 200 000, 1870: 271 000. In diesem Jahre wird ihre Zahl etwa 400 000 betragen — die genaue Ziffer ist noch nicht bekannt, doch betrug sie für 1876: 323 000.

— Die Zahl der Löwen in Algerien vermindert sich so rasch, daß man ihr baldiges Verschwinden voraussieht. Da sich aber andererseits die Nachfrage nach den Thieren Seitens der Menagerien und zoologischen Gärten zusehends steigert, so hat ein Privatmann in Bona eine Anstalt zur Züchtung der gesuchten Bestien errichtet.

— Dr. Junker schreibt von der Meschera-el-Req unter dem 14. März (s. Petermann's Mitth. 1880, S. 261), daß er den Bachr-el-Ghazal bis dorthin aufgenommen hat, und mit Hülfe Gessi-Pascha's westlich von der Schweinfurth'schen Route in das Land der Njamnjam einzudringen hoffe. Im Jahre 1881 denkt er bei den Monbuttu sein Standquartier aufzuschlagen. Auch er bestätigt, daß die ägyptische Regierung die Stationen südlich von Dufilé (unter $3\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) aufgegeben hat, weil dieselben weniger einbrachten als kosteten, und ihre Herrschaft jetzt über die ergiebigeren Länder im Westen und Süden, Makaraka, Monbuttu und Njamnjam, ausdehnen will. (Nach einem Briefe Gessi's an „L'Esploratore" haben sich bereits die großen Njamnjam-Häuptlinge Mdaramŭ, Mbio und Mofio der ägyptischen Regierung unterworfen.) Ebendort findet sich ein Brief des Dr. Emin-Bey (Schnitzler) abgedruckt, worin derselbe seine Rückkehr von einem Ausfluge nach der West-

küste des Albert-Sees (Mwutan Nzige) meldet. Er hat den See aufgenommen (vor ihm geschah das theilweise durch Sir Samuel Baker, ganz durch Gessi und Mason) und mancherlei Sammlungen zurückgebracht, was um so schätzbarer ist, als es nun nach dem Zurückweichen der ägyptischen Herrschaft im Seengebiete mit der Leichtigkeit des Reisens dort ein Ende haben wird.

— Die günstigen Nachrichten über die italienische Expedition in Schoa, welche auf S. 336 des vorigen Bandes des „Globus" mitgetheilt wurden, werden jetzt leider widerrufen. Nach Berichten Antinori's (dessen jüngstes Schreiben datirt vom 7. Mai) ist es Cecchi und Chiarini keineswegs gelungen, Kaffa zu erreichen und von dort die Reise nach den Aequatorial-Seen fortzusetzen, sondern Chiarini ist, kaum 30 Jahr alt, den Anstrengungen und Entbehrungen der Reise erlegen, noch ehe sie Kaffa erreichten. Er starb am 5. Oktober v. J. in Tschalla im Lande der Ghera, einem dem Könige Menelik von Schoa tributpflichtigen kleinen Staate. Die „Königin" desselben hatte die Reisenden schon seit August 1879 gefangen gehalten und beraubt und ließ nach Chiarini's Tode den überlebenden Cecchi so streng bewachen, daß alle Versuche desselben, den Marchese Antinori von seiner Lage zu verständigen, scheiterten. Sein nunmehr angelangtes, in Schoa am 10. April d. J. eingetroffenes Schreiben datirt vom 22. December 1879. Cecchi brachte die Absendung desselben nur durch List in der Art zuwege, daß das in die kleinste Form gefaltete Briefchen in ein Säckchen von schwarzem Tuch eingenäht und einem Neger als Amulet um den Hals gehängt wurde. Antinori meldet nun, daß er bei Menelik Schritte zur Befreiung Cecchi's gethan habe und dieselbe zu erlangen hoffe. Die geographische Gesellschaft in Rom hatte von drei verschiedenen Seiten aus Nachforschungen nach dem Schicksale ihrer Reisenden anstellen lassen, durch Piaggia von Chartum aus, durch den Kapitän Martini von Osten her und schließlich durch Greffulhe in Zanzibar von Süden aus. Am 2. Juli wurde von Rom aus Piaggia telegraphische Contreordre ertheilt für den Fall, daß er seine Reise noch nicht angetreten hat.

— Aus Zanzibar kommt die Nachricht, daß Mr. Thomson, der Befehlshaber der von der Royal Geographical Society ausgesandten Expedition (s. „Globus" XXXVII, S. 93, 144, 218, 344 und sonst) seinen Plan, den Lukuga, den Ausfluß des Tanganjika-Sees, näher zu erforschen, ausgeführt hat. Er ist dem Strome viele Tagereisen abwärts gefolgt, wurde aber durch das feindselige Verhalten der Eingeborenen daran gehindert, seine Mündung in den Kongo zu erreichen. Dann kehrte er nach Mtowa, der neuen Station der London Missionary Society an der Westküste des Tanganjika (s. „Globus" XXXVII, S. 288), zurück und entließ daselbst eine ganze Anzahl seiner eingeborenen Begleiter, welche nach Zanzibar zurückkehrten. Dann trat er mit kleinem Gefolge seine weite Rückreise an, welche ihn über das südliche Ende des Tanganjika nach Kiloa an der Küste des Indischen Oceans führen soll.

— Mitte August dieses Jahres gedenkt Dr. Emil Riebeck aus Halle a. S. eine dreijährige Reise um die Erde anzutreten und speciell sich mit Anthropologie, Ethnographie und Prähistorie zu befassen. Sein nächstes Arbeitsfeld ist die Gegend am Todten Meere und Aegypten, weiterhin Zanzibar, Madagaskar und das Kapland. Seine Begleiter sind die bereits auf afrikanischem Boden bewanderten Dr. F. Mook und Karl Rosset, ein Bruder des vor zwei Jahren in Fascher verstorbenen Gouverneurs von Darfur.

— Ein Sendling der seit dem vorigen Jahre in Mailand bestehenden geographisch-kommerciellen afrikanischen Gesellschaft, Signor Fraccaroli, hat jüngst in Gesellschaft von Emiliani Bey Darfur besucht und es in Folge des letzten Krieges sehr verwüstet gefunden. Er versuchte, den Dschebel Si, einen einzelnen Gipfel des Marra-Gebirges, zu besteigen, fand es aber schwieriger, als bei vielen Schweizer-Bergen. Auf halber Höhe findet sich ein Plateau, das 200 bis 250 Menschen aufnehmen kann und den Eingeborenen in Kriegszeiten zum Zufluchtsorte dient. Durch eine enge Felsspalte steigt man hinauf; an deren oberm Rande sind mächtige Steine aufgehäuft, um etwa andringende Feinde damit zu zerschmettern. Fraccaroli suchte vergeblich den letzten Theil des Gipfels zu ersteigen.

Er kehrte nach Chartum zurück und begiebt sich von da an den Bahr-el-Ghazal.

Matteucci (s. „Globus" XXXVII, S. 223) befindet sich augenblicklich wohlauf in Darfur, in dessen Bergen er vielleicht die heißeste Jahreszeit über verweilen wird.

Nach den Gebieten im Südwesten von Abessinien richtet ein anderer Italiener, der Graf Louis Pennazzi, seine Schritte; er will im Verfolg seiner Reise zu Gessi stoßen. Nach Enarea und Kaffa ist Bianchi unterwegs, und die Herren Saccardi und Caprotti überbringen dem Negus Johannes von Abessinien Geschenke des Königs von Italien. Italiener genug im nordöstlichen Afrika, doch, wie es scheint, reisen dieselben zum größten Teile mehr in praktischen als in wissenschaftlichen Interessen.

Polargebiete.

— Unlängst erst (s. oben S. 48) zeigten wir das Erscheinen von Nordenskjöld's „Nordpolarreisen" an, ein Buch, welches besonders die früheren Expeditionen des schwedischen Forschers behandelte. Jetzt erfahren wir, daß derselbe sofort an die Ausarbeitung des Berichtes über seine ruhmreiche Nordostpassage gegangen ist, der in acht Sprachen erscheinen soll und zwar zuerst in deutscher. Das Werk erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880. Von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskjöld", und zwar in Lieferungen, womöglich vom August d. J. ab, und soll noch im Laufe des kommenden Winters zum Abschluß gelangen. Das Werk wird ungefähr 60 Bogen umfassen und mit zahlreichen Abbildungen und Karten ausgestattet sein. Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Expedition und ihre Ausrüstung enthält es in 29 Kapiteln eine fortlaufende Schilderung der Reise, ist also für den großen Kreis der Gebildeten bestimmt, keineswegs ausschließlich für Gelehrte, obwohl es auch die wichtigen Ergebnisse der Reise für die Wissenschaft darlegt.

Vermischtes.

— Wer nach einer bündigen und zuverlässigen Uebersicht über die politische Lage der Welt, über das Verkehrswesen, über den Stand der Erforschung der Erde und dergleichen verlangt, nehme „Meyer's Deutsches Jahrbuch 1879 bis 1880" zur Hand, wo diese Dinge von Fachleuten, zumeist Mitarbeitern des „Globus", behandelt sind (E. Schlagintweit, R. Andree, F. Ratzel, C. E. Jung, Pechuel-Lösche und Andere). Außer den Ländern der Balkanhalbinsel finden besonders Afghanistan, Birma, Aegypten, Südafrika und viele amerikanische Staaten Berücksichtigung; die neuere Entdeckungsgeschichte Afrikas bespricht Andree, die von Asien R. Kiepert, die von Amerika Ratzel, von Australien und Neuguinea Jung; Andree behandelt außerdem die nordamerikanischen Indianer und die geographische Literatur, Pechuel-Lösche die Nordpolarexpeditionen der Neuzeit, andere Fachmänner die Samoa-Inseln, die neuen Niederlassungen in der Südsee, den Stand der topographischen Landesaufnahmen und die Alpenvereine. Die Politische Umschau und die Erdkunde nimmt nahezu ⅓ des Buches ein, welches außerdem die neuesten Daten über Staatsfinanzen und Heerwesen, Literatur, Künste, Alterthumskunde, Theater und Musik, Unterrichtswesen, Rechtspflege, Volkswirthschaft, Handel und

Verkehr, Land- und Forstwirthschaft, Heilkunde und Naturwissenschaften bringt.

— Das eben erschienene zweite und Schlußheft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1878 bis 1879 enthält neun verschiedene Beiträge, unter welchen wir „Der geographische Standpunkt Afrikas Ende 1879 von L. Friederichsen", „Die Bewohner der Mortlok-Inseln von J. Kubary", auf welchen wir S. 31 d. B. näher eingegangen sind, Flegel's „Städtebilder aus West- und Centralafrika" und Westendarp, „das Gebiet der Elephanten und der Elfenbeinreichthum Indiens und Afrikas" hervorheben. Aus letzterm theilen wir in Folgendem einige Daten mit, welche der Autor seit einer längern Reihe von Jahren während seiner täglichen Beschäftigung im Elfenbeinhandel und auf seinen größeren Reisen zum Zwecke desselben gesammelt hat.

Was zunächst das fossile Elfenbein, die Mammuthzähne, anlangt, so scheint dasselbe zu reichlich zwei Drittheilen unbrauchbar zu sein, und nur Neulinge, die solches Material nicht kennen, kaufen es zu den von den Russen geforderten Preisen. Unter einer besonders großen Partie solcher Zähne fand Westendarp circa 14 Proc. gute, 17 Proc. noch brauchbare, 54 Proc. schlechte und 15 Proc. ganz schlechte. Die jetzt lebenden Elephanten sind auf Asien und Afrika beschränkt. Der indische Elephant bewohnt hauptsächlich den Nordwesten Vorderindiens, Bengalen, Assam, Birma, Siam, das südliche Annam, die Halbinsel Malaka und Sumatra; er ist ein zahmes Haus- und Luxusthier geworden und unterscheidet sich besonders hierdurch und seine gewundeneren Zähne von dem afrikanischen. Indiens Elfenbein-Produktion betrug in den Jahren 1875 bis 1877 nur 4000 bis 7000 kg jährlich, welche zumeist von Rangun, Chittagong, Akyab und Maulmain, sehr wenig nur noch von Madras und Ceylon nach Calcutta und von da zum größten Theile wieder nach Bombay und China verschifft wurden. Auch hat sich Westendarp davon überzeugt, daß der größte Theil der von Bombay nach England verschifften Zähne von der Mozambique-Küste stammen. Dagegen verbraucht Indien sehr viel Elfenbein besonders zu Armringen, welche als Hochzeitsgeschenke für Frauen dienen, und bezieht dasselbe durch indische Kaufleute aus Ostafrika. Westendarp schätzt den jährlichen Konsum auf durchschnittlich 90000 bis 110000 kg, wozu aber in früheren Jahren wenigstens das 2- bis 3fache Quantum an Zähnen nöthig war, um eine entsprechende Quantität passenden Ringmaterials zu erhalten. Der sonstige Verbrauch an Elfenbein in Asien ist verhältnißmäßig sehr gering, da keiner der drei europäischen Hauptartikel, Kämme, Messerhefte und Billardbälle, dort fabricirt oder in nennenswerther Weise gebraucht wird. China importirte in den Jahren 1874 bis 1877 durchschnittlich circa 27000 kg, die zum großen Theile wieder als geschnitzte Elfenbeinwaaren im Werthe von 200000 bis 300000 M. pro Jahr exportirt wurden. In Afrika leben die Elephanten in dem ganzen centralen Gebiete, soweit es wasserreich und fruchtbar ist, von der südlichen Grenze der Sahara bis zum Kaplande, und zwar in solcher Anzahl, daß man einstweilen noch keine Besorgniß vor ihrem Verschwinden zu hegen braucht. Doch wird in nicht allzu ferner Zeit die Ausbeute abnehmen, wie dies mit Aegypten schon der Fall ist, welches in den zehn Jahren 1857 bis 1866 durchschnittlich jährlich 148000 kg Elfenbein auf den europäischen Markt lieferte, dagegen in den Jahren 1867 bis 1876 nur noch 133000 kg. Ganz Afrika hat in den 20 Jahren von 1857 bis 1876 durchschnittlich jährlich etwa 614000 kg Elfenbein nach Europa geliefert (abgesehen von dem nach Indien gehenden und von circa 60000 kg, die direkt nach Amerika gehen), und zwar in dem ersten Decennium durchschnittlich 588000, im letzten 640000 kg. Der Gesammtexport beläuft sich somit durchschnittlich auf circa 774000 kg im Jahre im Werthe von 12000000 bis 15000000 M., und um diese zu beschaffen, müssen jährlich mehr als 51000 Elephanten ihr Leben verlieren.

— Die „Zeitschrift für Schul-Geographie", welche seit Oktober 1879 unter Redaction von A. E. Seibert bei Hölder in Wien erscheint, hat eine Rubrik „Erbsünden" eröffnet, unter welcher „falsche Angaben, die in zahlreichen Lehrbüchern oder Atlanten zu finden und sich von Buch zu Buch, von Auflage zu Auflage fortschleppen", richtig gestellt und so zu deren Ausmerzung beigetragen werden soll. Prof. von Klöden eröffnet diesen Kampf mit einigen Angaben, die von jedem als richtig anerkannt werden müssen; daß es z. B. falsch ist „Caraïbisches" anstatt „Caribisches Meer", „Porto-Rico" anstatt „Puerto Rico", der Mälarn-, Wenern-See (anstatt der Mälar-, Wener-See) zu sagen. Die Südspitze Südamerikas, welche von der holländischen Stadt ihren Namen empfangen, heißt Kap Hoorn (nicht Horn), die afrikanische Insel im spanischen Besitze Fernando Poo (nicht, wie die Portugiesen schreiben, Fernão do Po). Dora Ripera, das von Klöden verwirft, ist wohl nur französische Aussprache des schriftmäßigen Riparia, wofür ebenso oft und ebenso gut Ripaira sich findet. Von besonderm Interesse ist aber der Nachweis, daß der Name Haarstrang oder Hardstrang in Westfalen gar nicht existirt, sondern daß es „Die Haar" heißt, und daß der Name „Rothhaar-Gebirge" oder „Rothlager-Gebirge" in der damit auf Karten bezeichneten Gegend im Quellgebiete der Ruhr und Lenne völlig unbekannt ist. Beides wird durch Stellen aus von Dechen's Schriften belegt. Dazu sei hinzugefügt, daß nachweisbar erst im zweiten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts der bei Ptolemäus erhaltene Name des Harzes „Melibŏcus" noch dazu mit falscher Betonung Melibōcus ganz willkürlich auf den Malchenberg im Odenwald übertragen worden ist und den echten Namen nahezu verdrängt hat (H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 536, Note 4) und daß die Bezeichnung „Vogesen" für den Wasgenwald eine abscheuliche Verdrehung ist. „Die Form Vogesus in schlechten Handschriften der Alten, aus welcher irgend ein Pedant des 17. Jahrhunderts das jetzt sogar in den Schulunterricht eingedrungene Wortungeheuer Vogêsen (mit Anhängung der deutschen Pluralendung an die französische des richtig gebildeten Vosges, als wenn man Alpesen statt Alpen sagen wollte!) ausgeheckt hat, ist ohne alle Autorität, Vosăgus durch die besten Handschriften und durch Inschriften beglaubigt." (H. Kiepert a. a. O. S. 501, Note 5.)

— Ein unterhaltendes Curiosum ist unlängst von einem Ungenannten unter dem Titel: Humoristisches. Aus der guten alten Zeit. Bruchstücke aus geographischen Lehrbüchern 1733 bis 1760 (Hamburg J. Kriebel. 1877) herausgegeben worden. Es ist schon an und für sich interessant, zu sehen, was damals für Geographie angesehen wurde; außerdem ist die Ausdrucksweise, die Fragestellung und das Antworten oft von der drolligsten Wirkung. Man nehme nur gleich den Anfang der Endesfelder'schen Kinder-Geographie:

Die Geographie ist sehr alt.

„Anaximander, ein Philosophus und Heyde in Griechenland, ist der erste gewesen, der die Geographie erfunden hat, 400 Jahr vor Christi Geburt.

Plinius meldet, daß sich Alexander Magnus der Geographie bey Eroberung der Länder bedient hätte. Einige geben vor, daß Josua durch Hülfe der Geographie das gelobte Land eingenommen hätte.

Wer die Geographie verstehet, der bringt in der Gesellschaft nichts ungereimtes vor. U. s. w."

Oder S. 10.

Frage: Wodurch wollte der Satan den HErrn Christum zur Abgötterey verleiten?
Antwort: Durch eine Land-Charte.
Frage: Wer suchet diese Meynung zu verbreiten?
Antwort: Hugo Grotius, ein sehr gelehrter Mann.

Frage: Was zeigete er dem HErrn Christo auf derselben?
Antwort: Alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.
Oder S. 17.
Frage: Welches sind die berühmtesten Berge in Europa?
Antwort: 1. Der Parnassus in Griechenland.
„ 2. Der Fichtelberg in Franken an der böhmischen Grenze.
„ 3. Der Blocksberg in Nieder-Sachsen.
„ 4. Der Hörselberg auf dem Thüringer Wald.
„ 5. Der Koppelberg in Hannover.
„ 6. Der Zottenberg in Schlesien.
„ 7. Der Berg Krapack zwischen Polen und Ungarn.

Sehr lustig ist auch der Abschnitt „Von curiösen Sachen in Spanien" (S. 23), obwohl keineswegs für eine Kinder-Geographie, für welche er doch bestimmt ist, geeignet: es heißt dort unter anderen:

1. Wie weisen die Spanier einen Bettler ab, wenn sie von ihm auf der Gasse um ein Almosen angesprochen werden?
Mein Herr, vergebet mir, ich habe keine Münze bei mir.
2. Wer trinket in Spanien keinen Wein?
Die Frauen und Jungfrauen.
3. Wo trifft man keine heimliche Gemächer an?
In Spanien.
4. Worin sammeln sie den Unflath?
In große Scherben und Nachttöpfe, die sie des Nachts auf die Gasse schütten.
5. Welcher Wein hat seinen Namen von den ledernen Säcken bekommen?
Der Sekt.
6. Warum denn?
Weil er in ledernen Säcken verführt wird.

Nahezu drei Seiten sind den deutschen Bieren gewidmet, und wir heben aus ihrem Verzeichnisse folgende Namen hervor: Cacabulle (Ecklenförder Bier), Schweinepost (Straßburg), Hosen-Milch (Dransfeld), Kuh-Schwanz (Delitz), Dorf-Teufel (Jena), Rummeldeus (Ratzeburg).

Diese Proben mögen genügen und unsere Leser veranlassen, sich durch Lektüre des Ganzen eine heitere Stunde zu verschaffen.

— Notiz über das Auftreten einiger Rhabarber-Arten in den Gebirgsregionen nördlich und westlich von Indien[1]). Von Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski. In Hochasien, wo längs unser eigenen Wege das Genus Rheum oder Rhabarber an zahlreichen Standorten sich fand, zeigte es sich in seiner Verbreitung deutlich durch zunehmende Wärme begrenzt; die untere Grenze kann gleich jener unserer Weinrebe angenommen werden. Es ergab sich für letztere für die cultivirte Species Vitis vinifera L.[2]), im nordwestlichen Himalaya und auf dessen indischer Seite ein Absteigen bis gegen 5000 Fuß (engl.).

Nördlich von der Himalaya-Kammlinie hat das Genus Rheum innerhalb Hochasiens eine Begrenzung nach abwärts nur in den untersten Stufen des Dihóng-Gebietes. Die allgemeine Massenerhebung der Thalgebiete Tibets zwischen dem Himalaya und der Karakorúm-Hauptkette, ebenso die Erhebung der Strecken zwischen dem Karakorúm und dem Künlün senkt sich nirgend zu entsprechender Tiefe; nördlich von Künlün, bei einer Höhe von 2000 Fuß in bedeutender Entfernung erst, in den Umgebungen des Sees Lop, ist auch der Unterschied der geographischen Breite, welche von Lása bis zu jenem See 10° oder 150 geographische Meilen gegen Norden beträgt, so groß geworden, daß schon dieser eine Beschränkung durch zu große Wärme ausschließt.

Als Begrenzung durch Abnahme der Wärme, als obere Höhengrenze, ist für die mittleren Lagen in Tibet und auf der indischen Seite des Himalaya 12000 Fuß anzunehmen. Dabei ist die Grenze von Bäumen als oberste Bewaldung stets mehrere hundert Fuß tiefer; aber vereinzelte cultivirte Bäume, wie jene in den Umgebungen tibetischer Wohnstätten, steigen nicht selten noch mehr als 1000 Fuß höher an.

In Indien ist auch jeder Culturversuch von Rheum bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Was als indisches Rhabarber im Handel vorkommt, sind Wurzeln aus den angrenzenden Gebieten Hochasiens, aber in ihrer Verbreitung als Waare ziemlich beschränkt; wenig mehr verbreitet scheint das persische Produkt zu sein. Was auf dem Kiachta-Markte türkisches Rhabarber genannt und von Chinesen geliefert wird, schätzte man als das beste Material; als Verbreitungsgebiet seines Auftretens gilt das südöstliche Innerasien in verhältnißmäßig niederen Lagen mit etwa 35° nördl. Br. und 95° östl. L. (v. Gr.) als centraler Region. Die „chinesisches Rhabarber" genannte Waare kommt aus ähnlicher Entfernung gegen Osten, aber in etwas höherer Breite.

Von welchen Species die besten Handelsartikel sind, ist, wie ich glaube, mit Bestimmtheit noch nicht bekannt.

Für die indische Himalaya-Seite und für Tibet kann ich folgende Species nach direkten Beobachtungen angeben.

Rheum Emodi Wallich. Eine große Pflanze mit einem am untern Ende sehr starken Stamme. Diese Species ist wohl die am meisten verbreitete; sie findet sich von Bhután und Sikkim bis nach Kaschmir auf der indischen Seite des Himalaya, zeigt in günstigen Lagen über 6 Fuß Höhe, und hat selbst nahe der Baumgrenze 3 Fuß Höhe stets erreicht, mit kräftiger Blattentwickelung. Ebenso ist sie mir bekannt aus dem westlichen Tibet, aber mit starker Beschränkung der Häufigkeit in Folge der Trockenheit. In den meisten Lagen des Nordwestens und des centralen, trockenen Hochasiens gilt ihre Wirkung als ganz günstig, aber in den feuchtwarmen Gebieten von Sikkim und Bhután ist ihre Wurzel als wirkungslos zu betrachten. Die säuerlichen Stengel und Sprossen werden gern gegessen, gekocht[1]) und roh. Die Blätter werden in Tibet getrocknet und geraucht, auch im östlichen Himalaya, wo die turanische Race nach Süden sich über die Kammlinie vorschiebt.

Rheum leucorrhizum Poll. (Rh. tataricum L.). Wenn in Blüthe, meist 2 Zoll hoch; dann bis zu 1 Fuß Verbreitung auf die trockenen Gebiete beschränkt; dort häufig. Die Wurzel soll sehr wirksam sein; von dieser Species werden die Blätter noch allgemeiner geraucht als von anderen.

Mehr vereinzelt zeigten sich:

Rheum Webbianum Royle. In den Umgebungen von Simla, über 12 000 Fuß hohe Standorte; in nahezu gleicher Höhe östlich davon in Kamáon, auf dem Paßwege über den Niti Ghat nach Gnári Khórsum, aber ebenfalls noch südlich, auf der feuchten Himalaya-Kette (Paßhöhe 16 814 Fuß).

Rheum Moorcroftianum Royle. In Kamáon und Garhwál; in Lagen bis 12 000 Fuß, doch sehr kleinstämmig.

Rheum spiriforme Royle. Wurzel heller und härter als sonst, Blätter dick und zähe. Nordwestliches Tibet.

---

[1]) Nach Mittheilung an den allg. österr. Apotheker-Verein, in dessen „Zeitschrift" 1880, Nro. 11.

[2]) Die Species Vitis indica L., für welche sogar die Präcedenz in wilder Form wahrscheinlich ist, hat sich dagegen bis Travankór im Süden Indiens gezeigt.

[1]) In Europa verwendet man als Gemüse meist das Rheum undulatum L., welches nebst mehreren anderen Species zunächst als Zierpflanze der Kultur bei uns aus China und Sibirien gekommen ist.

Inhalt: Lucca und seine Umgebung. III. (Schluß). (Mit sieben Abbildungen.) — Die Ruinen von Metapont. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Lenz' Uebersteigung des Atlas. — Die Port-Darwin-Ansiedelung an der Nordküste von Australien. Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 10. Juli 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

I.

Im Frühling des Jahres 1875 wurde M. Lortet, Dekan der medicinischen Fakultät von Lyon, von der französischen Regierung zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen nach dem Orient, vorzugsweise nach Syrien, gesandt. Ueber diese Reise, die er bis zum Jahre 1878 ausdehnen durfte, veröffentlicht Lortet jetzt einen für weitere Kreise bestimmten Bericht, der viel Interessantes enthält, und, da er manchen Einblick in die türkische Mißwirthschaft in Asien gestattet, ganz besonders zeitgemäß erscheint. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus diesen Reiseschilderungen des französischen Forschers.

Mit allem für seine wissenschaftlichen Unterfuchungen nothwendigen Material reich versehen, begab sich Lortet am 19. März 1875 in Marseille an Bord des Dampfers „Scamandre“, desselben, auf dem er zwei Jahre zuvor eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland angetreten hatte. Gegen Sonnenuntergang lichtete der „Scamandre“ den Anker, und in der Frühe des nächsten Morgens hatte man die Küste von Corsica in Sicht: die schneebedeckten Berge hoben sich klar vom blauen Himmel ab, auf der Ebene am Meere lag noch dichter Morgennebel. An der Mündung der Straße von Bonifacio vorbei ging die Fahrt bald durch die schmale Wasserstraße, welche die Insel Caprera von Sardinien trennt. Die Wellen gingen hoch und brachen sich mit wüthender Gewalt an den zahlreichen Klippen, die hier aus dem Meere emporragen und die, ebenso wie die vielen nur bis zum Wasserspiegel reichenden, mit Warnungszeichen für die Schiffer versehen sind. An der einen dieser unterseeischen Klippen, dem berüchtigten Felsen von Lavezzi, scheiterte im Jahre 1856 das große französische Kriegsschiff „La Sémillante“, das Truppen nach Sebastopol bringen sollte; von der großen Zahl der auf dem Schiffe Befindlichen wurde auch nicht ein Mann gerettet, das Schiff selbst zerschellte an den Felsen in tausend Trümmer. Die mäßig hohen Berge der sardinischen Küste zeigten sich hier allenthalben mit niedrigem Gestrüpp bewachsen; dazwischen standen hin und wieder vereinzelt die elenden Hütten der Ziegenhirten. Zur Linken steigt die Insel Caprera aus den Wellen auf, im Hintergrunde einer kleinen Bucht erblickte man das vielbeschriebene weiße Haus Garibaldi's. Im Hafen von Palermo ging der Dampfer zu mehrstündigem Aufenthalt vor Anker; Lortet und seine beiden Begleiter begaben sich ans Land, wo in allen Gärten schon der herrlichste Frühling grünte und blühte. Von der beabsichtigten Besteigung des 2 km von der Stadt entfernten Monte Pellegrino mußten die Reisenden leider auf den Wunsch der palermitanischen Polizeibehörde abstehen, da gerade in letzter Zeit die Briganten dicht vor den Thoren der Stadt einige Fremde angefallen und gebrandschatzt hatten. So wurde die Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers mit der Besichtigung Palermos ausgefüllt. In der Frühe des folgenden Morgens befand man sich schon in Messina, von wo nach kurzem Aufenthalte die Fahrt in südöstlicher Richtung fortgesetzt wurde. In nebliger Ferne zur Linken zeigte sich Kap Spartivento, und noch lange sah man hinter dem Schiffe am westlichen Horizont den Riesenkegel des Aetna emporragen.

Den schärfsten Kontrast zu dem so oft geschilderten und doch unbeschreiblich schönen Landschaftsbilde, das man bei Mes-

Cerigo. (Nach einer Photographie.)

Syra. (Nach einer Photographie.)

sina bewundert hatte, bildete die Küste der Peloponnes, die man, nach einer durch hochgehende See verzögerten, vierzigstündigen Fahrt endlich zu Gesicht bekam. Der Taygetos erhebt sich am Horizont, eine traurig-kahle, öde Gebirgsmasse von röthlichem Aussehen, wie eben alle Berge in diesem Theile der Peloponnes, die durch das verderbliche Ab-

Smyrna. (Nach einer Photographie.)

brennen des Waldes durch die Hirten vollständig verwüstet und ausgedörrt sind. Bei Kap Matapan näherte sich das Schiff dem Ufer, man konnte die Küstenlandschaft bis in ihre Einzelheiten deutlich erkennen, die spärlichen Cistussträucher, den Lavendel und Thymian, die zwischen den Felsen wuchsen und einigen herumkletternden Ziegen zur Nahrung dienten. Das Meer, das hier sehr tief ist, bricht sich mit Gewalt gegen das Vorgebirge, auf dessen östlicher Seite sich der weite Golf von Kolokythia oder Marathonisi, der Sinus Laconicus, öffnet. Vor der Halbinsel Helos oder Lakonien, die denselben im Osten begrenzt, liegt die Insel Cerigo, das der Aphrodite geweihte Kythera der Alten, heute ein steriler, öder Felsen. Die Sorglosigkeit der Einwohner und das Feuer der Hirten haben alle diese ehedem so reichen und fruchtbaren Inseln des Mittelmeeres in traurige Felsenwüsten verwandelt. Die Vernichtung der Wälder hat die gänzliche Regenlosigkeit des Sommers zur Folge, und die heftigen Regengüsse des Winters spülen nun das Erdreich weg und haben allenthalben schon den Felsen bloßgelegt.

Am Kap Mali vorbei, auf dessen unwirthlicher Höhe ein Einsiedler wohnt, der beim Vorüberfahren des Schiffes aus seiner Hütte trat und mit hocherhobenen Händen dem Dampfer seinen Segen ertheilte, ging die Fahrt in nordöstlicher Richtung weiter bis Syra, der mittelsten der Kykladen, in deren Hafen man zu längerm Aufenthalte vor Anker ging. Die Insel Syra, die in Gestalt eines Dreiecks aus dem Meere emporragt, hat etwa 23 km im Umfange. Bei Homer schon finden wir sie (Odyssee XV, 402 bis 413) als Heimath des Eumäos, des „göttlichen Sauhirten", beschrieben, fruchtbar und reich und nie von Krankheiten heimgesucht — und noch heute ist das kleine Syra eine der wenigen reichen Inseln des Archipels. Ihr Hafen ist einer der besuchtesten des Mittelmeeres; er bildet für fast alle Dampferlinien des Orients und des Schwarzen Meeres einen Stationsort und dient außerdem als Zwischenstapelplatz für

Mersina. (Nach einer Photographie.)

viele der nach Marseille, Triest oder Brindisi bestimmten Waaren. Der heutige Reichthum Syras stammt vornämlich aus der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes; damals stand die Insel unter dem Schutze Frankreichs, und da sie durch denselben gegen die Vergewaltigungen der Türken gesichert war, wurde sie der Zufluchtsort vieler wohlhabender Familien von dem griechischen Festlande und den größeren Inseln. Die Hauptstadt Hermupolis baut sich mit ihren zumeist aus weißem Marmor bestehenden Häusern amphitheatralisch an zwei durch eine tiefe Schlucht getrennten Hügeln auf. Ungemein malerisch sind ihre im Bogen laufenden Straßen, die steilen Absätze, die Terrassen und Marmortreppen, die bis hinauf zur alten Stadt führen, in der die berühmte alte Kirche des heiligen Georg, heute ein römisch-katholisches Gotteshaus, sich erhebt. Die Aussicht von ihrer Plateforme ist unvergleichlich schön, zunächst über die Stadt und den von Schiffen aller Nationen bevölkerten Hafen, dann weiter hinaus auf das herrlich blaue Meer, aus dem die Inseln der Kykladengruppe deutlich erkennbar aufsteigen: nach Norden erblickt man Gioura, Andro und die Südspitze von Euböa; nach Osten Kea, Thermia und Serpho; nach Süden Paro, Antiparo, Naxo, Siphani und bei klarem Wetter auch Santorin und Anaphi, im Westen aber Mikono und die Insel des Apollon, Delo. Syra ist fast ganz baumlos; nur an dem kleinen Hafen des Poseidon an der Nordküste befinden sich einige Gärten, in denen Palmen und Orangen stehen. Von der St. Georgskirche durch einen enggebauten Stadttheil hinabsteigend kommt man an die einzige bedeutende Quelle der Insel, ihre eigentliche Lebensader; denn die wenigen anderen außer ihr noch vorhandenen Wasserrinnen sind durchaus unzureichend für den Bedarf der Bevölkerung. So ist denn auch die Quelle vom Morgen bis zum Abend von wasserholenden Matrosen, Frauen und Kindern umringt, die das Wasser in großen amphorenartig gestalteten Krügen zum Hafen hinab oder hinauf in die Stadt tragen. Syra hat eigentlich nur eine Industrie, die von Wichtigkeit ist: hier werden die bei allen Völkern des Orients so beliebten halbfesten, halbflüssigen Confitüren verfertigt und in bedeutender Menge und nicht weniger als 50 verschiedenen Sorten, von den allergewöhnlichsten, die nur aus gefüßtem und mit Rosenwasser parfümirtem Fischleim bestehen, bis zu dem feinsten Fabrikat, dessen sich kein

französischer Confiseur zu schämen brauchte, alljährlich von hier ausgeführt.

Von Syra setzte man in nordöstlicher Richtung die Fahrt fort bis zu der Meerenge, die Chios von der Halbinsel Karaburun trennt; gegen acht Uhr Abends warf der Dampfer in dem weiten, durch die vorspringende Halbinsel gebildeten Golf von Smyrna, einem der sichersten und schönsten Häfen des Mittelmeeres, den Anker aus. Derselbe, der eine Länge von 54, eine Breite von zwischen 8 und 24 km hat, wird in seiner Mitte durch die Insel Chustan [1]), das Makroniſi der Griechen, in zwei Theile getheilt. In seiner östlichen Ecke breitet sich die Stadt Smyrna aus, die in mancher Beziehung im Laufe der letzten Jahrzehnte bedeutende Veränderungen erfahren und heute, vom Hafen aus gesehen, fast den Eindruck einer europäischen Stadt macht. Die Eisenbahn, die nach Ephesus und weiter nach Aïdin gebaut worden ist, hat einen gewaltigen Umschwung in der Stadt hervorgebracht [2]). Selbst der Hafen ist kaum noch wiederzuerkennen; anstatt der zierlichen auf Pfahlwerk gebauten Wohnhäuser, der weit über das blaue Wasser hinausragenden Cafés umschließen ihn heute die festgefügten Mauern eines stattlichen Quais, sehr viel zweckentsprechender ohne Zweifel, aber dem Auge weniger erfreulich. Das eigentliche Innere der Stadt hat sich nicht so merklich verändert: da sind noch dieselben alten labyrinthartig ineinandergebauten engen Gassen, die Chane und die Bazare mit den zum Verkauf ausgestellten Teppichen, alten Waffen und allen Produkten asiatischer Industrie neben abendländischen Quincailleerien, französischen Parfümerien, den Confitüren von Syra neben russischem Kaviar, u. s. w.

In langen Reihen aneinandergebunden ziehen die hoch bepackten Kameele der aus dem Innern Kleinasiens und weiterher kommenden Karawanen durch die Straßen; gewöhnlich ist ein Esel den langen Kameelzügen als Leiter vorgespannt. Dicht bei der Stadt erhebt sich der etwa 100 m hohe Berg Pagus, auf dessen Gipfel eine alte Festung der Genuesen sich befindet, die von den Türken restaurirt worden ist. Die Grundmauern datiren augenscheinlich aus dem frühesten Alterthum; einige Theile derselben sind von kyklopischer Bauart, andere stammen vielleicht aus der Zeit Alexander's des Großen. Der Berg selber besteht aus grauem und rothem trachytischem Gestein, in dem große Feldspathkrystalle vorkommen. Die ganze Ebene um Smyrna, die man von hier aus übersieht, ist gut angebaut und mit üppiger Vegetation bedeckt. Leider war das Wetter einer weiten Umschau nicht günstig, der immer heftiger werdende Wind brachte einige Schneeflocken mit sich, und es währte nicht lange, so fielen dieselben dichter und hüllten die auf der gegenüberliegenden Seite des Golfs aufsteigenden Gipfel des Jamanlar-Dagh in ein leuchtend weißes Gewand. Zur Stadt hinabsteigend passirte man die weitläufigen von hohen Cypressen beschatteten Kirchhöfe und begab sich dann in die schönste Straße der Stadt, die „Straße der Rosen", das vorzugsweise von den reichen Levantinern bewohnte Quartier. Die sämmtlich nach einem Stil gebauten Häuser desselben zeigen an der Straßenfront nur eine große, im Winter mit Glasscheiben verschlossene Thüröffnung, durch die man in den geräumigen innern Hof gelangt, der, mit Fliesen gepflastert oder mit künstlichem Mosaik ausgelegt, in seiner Mitte den Springbrunnen mit weißmarmorner Schale und um denselben Ruhebänke und Polster enthält. Hier sieht man an Sonn- und Festtagen die schönen phlegmatischen ionischen Griechinnen in ihrem reichen bunten Schmuck dem süßen Nichtsthun sich hingeben. Der Exporthandel von Smyrna an Baumwolle, Droguen, Teppichen, Seide und Früchten ist sehr bedeutend; im Jahre 1875 liefen 5002 Schiffe von 900 000 Tonnen ein und aus.

Der Direkli-Tasch bei Mersina.

Das stürmische Wetter dauerte am folgenden Tage, als der „Scamandre" Smyrna verließ, noch fort, die See ging hoch, und als man gegen Abend Rhodos erreichte, zeigte es sich zur größten Enttäuschung der Reisenden, daß von einem Landen nicht die Rede sein konnte. So konnte man nur aus der Ferne sehnsüchtige Blicke werfen nach der zinnengekrönten Mauer, dem stolzen hohen Thurme, der eine so wichtige Rolle in den zahlreichen Belagerungen der alten Ritterfeste gespielt hat. Das Land rings um die Stadt ist gut angebaut; überall ziehen sich große Gärten mit Oliven-, Orangen- und Citronenbäumen hin. Weithin sichtbar ragt in der Mitte der Insel der 2620 Fuß hohe Eliasberg empor.

An der kleinasiatischen Küste entlang ging die Fahrt des nächsten Tages; das Wetter besserte sich allmälig; nach kurzem Aufenthalt in der westlich vom Kap Chelidonia befindlichen kleinen Bucht von Phinekakoi, wo ein dichter Wald von Abies Cilicica sich bis zum Meere hinabzieht, wurde das Vorgebirge umschifft. Bei wieder ganz klarer Beleuchtung konnte man vom Schiffe aus mit dem Fernrohr deutlich alle Einzelheiten der nun folgenden interessanten Küstenstrecke, des alten Kilikiens, erkennen, die für die archäologische Forschung noch ein so reiches Feld der Thätigkeit darbietet. Seleukia, Korykus, Eleusa, die herrlichen Ruinen von Pompeiopolis mit deren aus 50 korinthischen Säulen bestehendem Portikus, der von der Stadt zum Meere hinabführte, wurden passirt, ehe man um Mittag des zweiten Tages nach dem Verlassen von Rhodos die kleine Stadt Mersina erreichte. Dieselbe besteht aus etwa 30 zum Theil elenden Gebäuden, von denen die meisten als Magazine für die Waaren dienen, die von den aus dem Innern kommenden Karawanen zur Verschiffung hierher gebracht werden. Mersina hat keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine Rhede, in der aber zwei langhinausgebaute Dämme das Aus- und Einladen der Schiffe erleichtern. Hinter den Häusern befinden sich Obstgärten, deren Früchte, besonders Birnen und Aprikosen, in Rhodos und Beirut einen guten Absatz finden.

---

[1]) Dieses Wortungeheuer, welches sich auf der betreffenden englischen Admiralitätskarte zuerst findet, ist ein Mißverständniß des türkischen „usun ada", d. i. lange Insel. (Red.)

[2]) Ob die beiden, doch verhältnißmäßig nur kurzen Bahnen nach Aïdin und Alaschehr wirklich im Stande gewesen sind, solche Veränderungen hervorzurufen, erscheint uns doch fraglich.

Neben den Karawanenwaaren wird hier auch Wolle und Baumwolle, die in der Küstengegend von Tarsus gewonnen wird, ausgeführt. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch von Türken, Syriern, Arabern, Negern, Ansariern u. s. w. Die Umgebung der Stadt, eine niedrige, zum Theil sumpfige Ebene, ist meist gut angebaut; bei zweckmäßiger Entwässerung, an die freilich unter dem jetzigen Regiment nicht zu denken ist, könnte sie das Zehnfache von dem hervorbringen, was jetzt gewonnen wird. Weit landeinwärts erheben sich die hohen schneebedeckten Gipfel des Dombelek, des Bulgar-Dagh und des Allah-Dagh, davor stufenweise niedrigere Hügelreihen. Bei einem botanischen und Jagd-Ausflug, den Lortet von Mersina aus unternahm, und der seiner Sammlung viele interessante Stücke einbrachte, kam er an dem etwa 6 km von der Stadt entfernten Direkli-Tasch (d. i. säulenartiger Stein) vorbei, einem merkwürdigen, megalithischen Denkmal der Vorzeit, das mit den keltischen Menhir die größte Aehnlichkeit hat. Der roh bearbeitete sieben Meter hohe Stein hat die Gestalt eines dreiseitigen Prisma. Ohne Zweifel würden Nachgrabungen an dieser Stelle manchen wichtigen Fund thun lassen.

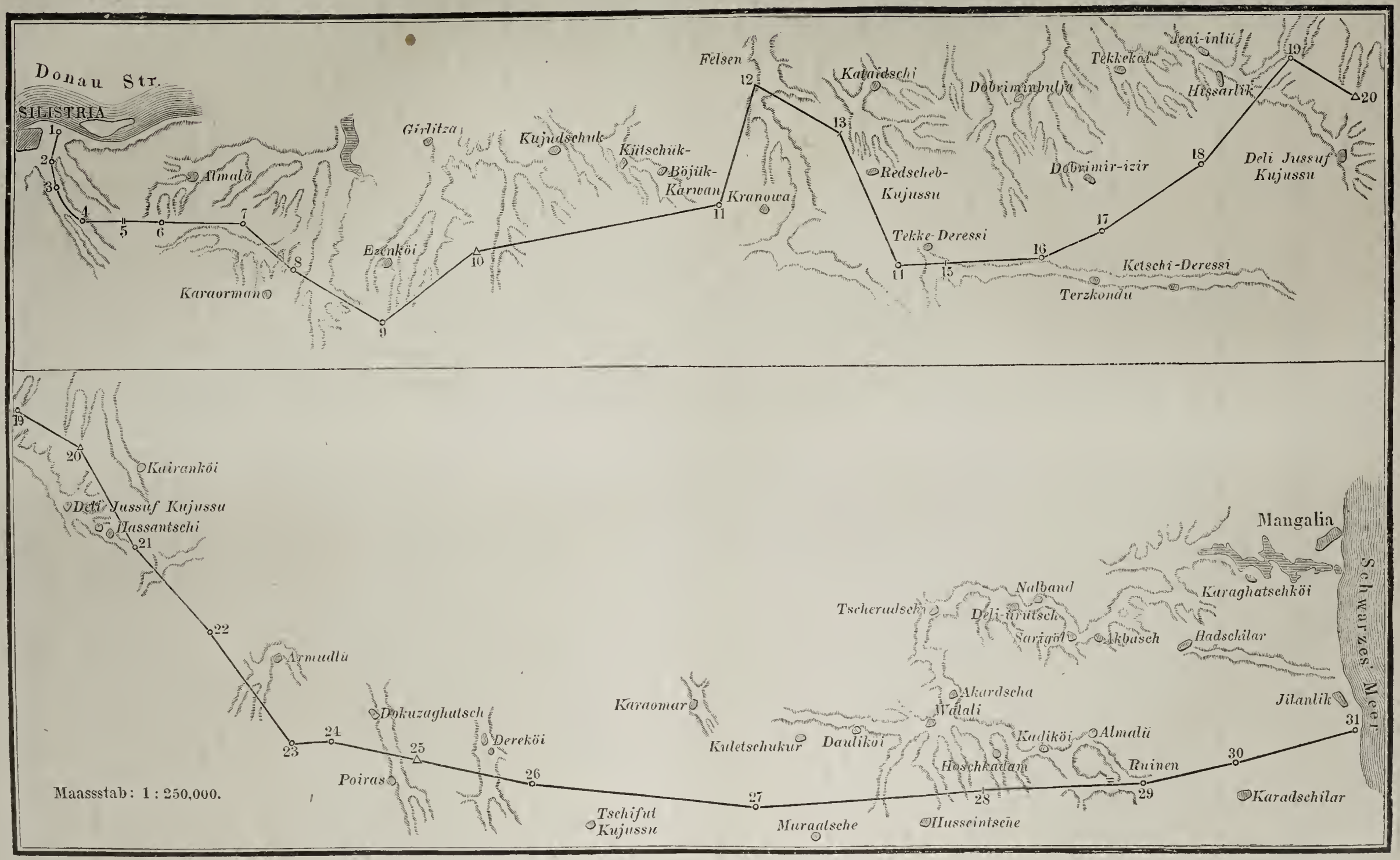
Die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien.

Der Artikel 2 des Vertrages von Berlin bestimmt über die nördliche Grenze Bulgariens Folgendes: „Die Grenze folgt im Norden dem rechten Donauufer von der alten serbischen Grenze bis zu einem Punkte, welcher von einer europäischen Kommission östlich von Silistria bestimmt werden soll, und richtet sich von dort nach dem Schwarzen Meere im Süden von Mangalia, welches in das rumänische Territorium eingeschlossen wird.“ Und damit übereinstimmend lautet der Artikel 46: „Die das Donaudelta bildenden Inseln, ebenso wie die Schlangen-Insel, das Sandschak von Tultscha, welches die Distrikte (Kazas) von Kilia, Sulina, Mahmudieh, Isaktscha, Tultscha, Matschin, Babadagh, Hirsova, Köstendsche und Medschidie begreift, werden mit Rumänien vereinigt. Das Fürstenthum erhält außerdem das im Süden der Dobrudscha gelegene Territorium bis zu einer Linie, welche von einem Punkte im Osten von Silistria ausgeht und am Schwarzen Meere im Süden von Mangalia endet. Die Grenzlinie wird an Ort und Stelle durch die für die Grenzberichtigung Bulgariens eingesetzte europäische Kommission bestimmt.“

Wie man sieht, ist der Verlauf der Grenze in den beiden angeführten Artikeln nur in höchst allgemeiner Weise angegeben und es sind nur der Anfangs- und Endpunkt derselben bestimmt worden. Während die übrigen, im Berliner Vertrage festgesetzten Grenzen Serbiens, Bulgariens und Ostrumeliens hinlänglich genau beschrieben waren, um sie wenigstens provisorisch auf der Karte eintragen zu können [1]), mußte sich der Kartograph in der Dobrudscha begnügen, einen nicht näher zu bestimmenden Punkt östlich von Silistria mit einem zweiten südlich von Mangalia durch eine gerade Linie zu verbinden. Aus Heinrich Kiepert's Karte der „Neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel“ (Berlin 1878, D. Reimer) ist dieselbe denn auch vor zwei Jahren in alle übrigen Karten der sogenannten Europäischen Türkei übergegangen, um erst jetzt der definitiven Grenzlinie, wie wir sie nach der officiellen Aufnahme in 1 : 30 000 auf den Maßstab von 1 : 250 000 reducirt auf der folgenden Seite geben, Platz zu machen. Es wird Jedem möglich sein, danach die neue Grenze auf Karten kleineren Maßstabes einzutragen — auf detaillirteren werden sich zwar kleine Abweichungen in der Lage einzelner Dörfer ergeben; doch sind dieselben nur sehr unbedeutend, wie wir uns bei Eintragung der Grenze auf H. Kiepert's „Neue Karte von Bulgarien“ (Berlin 1877) überzeugten.

Durch diese Grenzbestimmung ist übrigens keineswegs die ganze Dobrudscha an Rumänien gefallen, wie man vielleicht aus dem Wortlaute des oben angeführten Artikels 46 schließen könnte („das Fürstenthum erhält außerdem das im Süden der Dobrudscha gelegene Territorium bis zu einer Linie, welche“ u. s. w.). Vielmehr reicht Dobrudschaboden — der Bulgare nennt alles wasserlose Land dobriča; auch bei Nisch giebt es eine solche (Kanitz, Donau-Bulgarien III, S. 222) — über die neue Grenze hinaus bis zu einer Linie, welche die Orte Silistria, Hadschi-Oghlu-Bazardschik und Baltschyk am Schwarzen Meere mit einander verbindet, so daß das von dieser Linie, der Küste des Schwarzen Meeres zwischen Baltschyk und Mangalia und der neuen Grenze gebildete Dreieck, welches an Bulgarien gefallen ist, aus physikalischen Gründen noch hinzuzurechnen ist. Erst jene Linie Silistria-Baltschyk scheidet den baum- und wasserreichen Deli Orman (d. i. Toller Wald) von der trockenen Dobrudscha. Letztere ist nach Kanitz zu einem Drittheile mit verwildertem Eichengestrüpp bedeckt und besteht sonst zum größten Theil aus Weideboden; sie ist keineswegs eben, sondern stark wellig, dabei eine Steppe ohne Baum und Quelle (auf unserer Karte ist nicht ein Bach oder Fluß verzeichnet). Die Wasserläufe liegen insgesammt trocken und sind zum Theil angebaut und besiedelt; die Dörfer verstecken sich in den Schluchten derselben und sind oft nur an den hoch gelegenen Windmühlen zu erkennen und aufzufinden. Aber nur in ausnahmsweise feuchten Sommern ist der Boden in den Thalrissen zum Ackerbau tauglich; sonst muß künstliche Bewässerung eintreten, und die ist nur durch tiefe Göpelbrunnen zu beschaffen, zu deren Anlegung sich immer ganze Dörfer zusammenthun. Im Hochsommer wird die Steppe zur Wüste und zum Fieberherde, im Winter wüthet Sturm und Kälte. Dafür ist aber die Dobrudscha ein Land der Viehzucht: „Rinder, Büffel und Pferde von schönem Schlage, namentlich aber riesige Schafherden bilden nebst zahllosen Bienenstöcken den einzigen Reichthum seines in wahrhaft patriarchalischen Verhältnissen lebenden Völkergemenges.“

[1]) Eine genaue Vergleichung der in 66 Sektionen uns vorliegenden Aufnahmen der verschiedenen Grenzkommissionen mit den besten bisherigen Karten ergiebt, daß letztere an verschiedenen Stellen sehr bedeutend berichtigt werden müssen, daß z. B. einzelne als Grenzen vorgesehene Wasserscheiden eine ganz andere Lage haben, als wie man früher annahm. Darum reicht das Interesse, welches sich an diese Aufnahmen knüpft, auch weit über deren augenblickliche, politische Bedeutung hinaus und darf ein rein wissenschaftliches genannt werden, weil wir damit eine Anzahl fester Linien für die zusehends richtiger und genauer werdende Karte der Balkanhalbinsel erhalten.


Donau Str.
SILISTRIA
Almalü
Girlitza
Kujudschuk
Kitschük-Böjük-Karwan
Kranowa
Felsen
Kataidschi
Dobrimirbulja
Tekkekoi
Jeni-inlii
Hissarlik
Deli Jussuf Kujussu
Dobrimir-izir
Redscheb-Kujussu
Tekke-Deressi
Ketschi-Deressi
Terzkondu
Ezenköi
Karaorman
Kairanköi
Deli Jussuf Kujussu
Hassantschi
Armudlü
Dokuzaghatsch
Dereköi
Poiras
Tschifut Kujussu
Karaomar
Kuletschukur
Dauliköi
Muraatsche
Tscheraltschi
Nalband
Deli-Orutsch
Sarigöl
Akbasch
Akardscha
Walali
Hoschkadam
Hussejntsche
Kadiköi
Almalü
Ruinen
Karaghatschköi
Hadschilar
Jilanlik
Karadschilar
Mangalia
Schwarzes Meer
Maassstab: 1 : 250,000.

Dr. O. Lenz' Reise von Tarudant nach Iler und Fum-el-Hossan[1]).

Iler, den 3. April 1880.

Zwölf Tage mußte ich in Tarudant warten, ehe alle die Verhandlungen über die Art und Weise meiner Abreise geregelt waren. Dieselbe verursachte deshalb Schwierigkeiten, weil der Weg durch das Gebiet der Araber-Kabyle Howara führt, die durchgängig Straßenräuber sind, so daß selbst die allernächste Umgebung der Stadt im höchsten Grade unsicher ist. Freilich waren einige Howara-Chefs in die Stadt gekommen, um meinem Begleiter, dem Scherif Hadsch Ali, ihre Huldigungen darzubringen; aber diesen Leuten ist durchaus nicht zu trauen, und so wollte der Kadi nicht die Verantwortung auf sich nehmen, uns ziehen zu lassen, war aber auch nicht geneigt, uns eine Eskorte zu geben. Schließlich hieß es, ich könne Samstag den 27. März abreisen. An diesem Tage nämlich brach die Karawane auf, die zu dem großen dreitägigen Markte nach Hamed ben Musa im Gebiet des Sidi Hassein (Sohn von Sidi Hefcham) zieht und die selbst von den Howara nicht angegriffen wird, da dieser einflußreiche Scheich für die zu seinem Markte kommenden Händler garantirt. Wird z. B. die von Tarudant kommende Karawane beraubt, so ersetzt er ohne Weiteres den Verlust, schickt aber gleich darauf einige hundert Reiter in das Howara-Gebiet, welche dann die Auslagen mit Zinsen heimbringen. Es ergab sich aber, daß die Tarudanter Kaufleute nicht leiden wollten, daß ein Christ mit ihnen zöge, und so wurde denn endlich ein anderes Arrangement getroffen. Einige Howara-Chefs übernahmen, gegen gute Bezahlung, die Garantie, mich auf einem von der Hauptroute etwas abweichenden Wege durch ihr Gebiet bis in das der Schlu-Kabyle Schtuga zu bringen. Den einflußreichsten Scheich der letztern, Sidi Ibrahim, hatten wir bereits in Emnislah kennen gelernt, und er hatte uns die beruhigende Versicherung gegeben, daß wir durch sein Gebiet ungefährdet ziehen könnten. Ich konnte demnach doch noch am 27. März aufbrechen und war herzlich froh, dem Gefängniß (denn anders kann ich Tarudant nicht bezeichnen) den Rücken kehren zu können.

Es hält sich gegenwärtig ein Sekretär des Sultans in Tarudant auf, um die Verhältnisse zu untersuchen, da der Sultan Willens scheint, endlich mit Gewalt sich in wirklichen Besitz des Wad Sus zu setzen und demnächst Truppen von Agadir aus schicken wird. Die Unsicherheit in diesem schönen, gesegneten Landstrich, in dem eine zahlreiche Bevölkerung reichlich leben könnte, ist ganz unglaublich; jeder Mensch ist bis an die Zähne bewaffnet, Raub und Mord sind an der Tagesordnung; dazu kommt noch der religiöse Fanatismus, so daß der Aufenthalt für Christen unmöglich, das Durchreisen im höchsten Grade gefährlich ist.

27. März. Es wurde etwas nach 3 Uhr, ehe wir aufbrachen. Der Khalif der Stadt, sowie der Scherif nebst einer Eskorte von einigen zwanzig Menschen, alle wohl bewaffnet, gaben uns das Geleite bis zum nächsten Howara-Scheich, etwa zwei Stunden Weges. Der Weg bis zu diesem Platze, Soko Tleza (Dienstag-Markt) Ulad Sed, Kabyle Howara, führte in westlicher Richtung durch wohlbebautes Land; die Gerstenfelder und Olivengärten waren durch Hecken eingezäunt und zahlreiche künstliche Kanäle bewässerten das Land.

Hier verließ uns die Eskorte von Tarudant, und wir wurden einem Trupp Reiter übergeben, die sämmtlich Straßenräuber waren und infolge dessen die Verstecke sehr gut kannten. Wir zogen langsam vorwärts, jeder Busch wurde vorher von meiner Begleitung sorgfältig untersucht und es war ein höchst unheimlicher Marsch. Der Weg führte etwas mehr südlich und bald erreichten wir den eigentlichen Wad Sus, der ein sehr breites, aber flaches Bett hat. Er führte zur Zeit nur einen schmalen Wasserstreifen, 10 Fuß breit und nicht viel über 1 Fuß tief. Das Unangenehme des Weges wurde noch erhöht durch einen starken Platzregen; dem folgte dann ein heftiger Westwind, der uns dichte Wolken feinen Sandes aus dem Bett des Flusses Sus ins Gesicht trieb.

Am andern Ufer angelangt, kam wieder ein großer Wald von Arganbäumen, der mit größter Vorsicht passirt werden mußte. Das Gebiet hier gehört den Ulad Hafeia. Nachdem wir dasselbe passirt hatten, verließ uns die Eskorte und zwei Leute der Ulad Said er Rumla (sämmtlich noch Howara) stießen zu uns, die uns bis zu einem Komplex von einzelnen Meierhöfen führten, wo wir die Nacht zubrachten. Der Khalif von Tarudant hat hier einen Verwandten und dieser überließ uns ein Haus.

28. März. Heute wieder ein langer Marsch von früh 7 Uhr bis Abends 5 Uhr durch unsicheres Gebiet, bei kaltem, regnerischem Wetter. Erst ging es ein Stück westlich bis Ida Mennun, durch bebaute Felder und Argangebüsch; dann stieß eine Eskorte zu uns, die uns in südwestlicher Richtung durch einen ausgedehnten Arganwald brachte. Wir passirten hierauf in S.-W.-Richtung eine Hügelkette, bestehend aus Kalkstein, darauf ein schönes, weites, rings von Bergen umgebenes Thal, mit zahlreichen kleinen Ortschaften und Meierhöfen; diese Gegend heißt Konga. Darauf ging es in westlicher Richtung wieder durch gebirgiges Gebiet; der Platz, wo wir in die Ebene eintraten, heißt Ida Augaran; hier stießen wir auf die von Tarudant zum Markte ziehende Karawane, wir schlugen aber einen andern, mehr westlichen Weg ein. Es ging nun in südlicher Richtung weiter, parallel den westlichen Abhängen des Gebirges, zur Rechten in weiter Ferne das Meer, bis zu einer Gruppe von Ortschaften und Meierhöfen, die den Namen Ida Bussian führen. Hier verbrachten wir die Nacht mit großer Beruhigung, denn die schlimmste Partie lag hinter uns und wir näherten uns dem Terrain von Sidi Heschaun.

29. März. Langer Marsch von früh 7 Uhr bis Abends 8 Uhr; aber wir sind auch im Gebiet Sidi Heschaun's angekommen und in relativer Sicherheit. Die Richtung war im Allgemeinen eine südwestliche. Wir passirten eine Reihe von gut bevölkerten Stellen, Ait Wadrim, Ait Midik mit der Sauia Sidi Said ben Meza, Ait Lugan mit einem Marktflecken, überschritten hierauf den Wad Bogara, passirten in südlicher Richtung einen Arganwald und kamen gegen Abend am Wad Naz an, der die nominelle Südgrenze des marokkanischen Reiches bildet. Im Thale dieses Flusses war eine herrliche, üppige Vegetation, wie ich sie nie vorher gesehen hatte. Es hatte kurz vorher in den um-

[1]) Aus Heft 2 des 2. Bandes der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland".

liegenden Bergen geregnet und der Fluß war sehr angeschwollen und reißend; er mußte aber heute noch passirt werden, da er möglicherweise während der Nacht noch mehr steigt und wir dann mehrere Tage warten müßten. Die Passage mit den Kameelen und Pferden war sehr schwierig und gefährlich, und ich war recht froh, als wir schließlich, freilich bei völliger Dunkelheit, ohne Verluste am andern Ufer angelangt waren. Wir zogen nach einer halben Stunde weiter landeinwärts und schlugen dann auf einer hübschen Ebene unsere Zelte auf; die ganze Gegend ist unbewohnt.

30. März. Wieder eine lange Tour, aber auch Ankunft in Sidi Hassein's Residenz Abends 6 Uhr, bei strömendem Regen und völlig durchnäßt und durchfroren.

Der Weg führte zuerst ein Stück längs des Wad Raz, an einer alten „römischen" Brücke vorüber, dann bog er sich nach S.-W. und wir bestiegen eine schöne, wohlbebaute Hochebene mit zahlreichen Meierhöfen, stiegen dann abwärts in eine tiefere Ebene, dann kam wieder ein Plateau, darauf senkte sich der Weg wiederum, bis wir an den Fuß eines langen Gebirges kamen, das wir in Serpentinen durchkreuzten; Hauptrichtung Süd. Darauf ging es in S.-W.-Richtung durch wenig bebautes, hügeliges Gebiet; etwas nach 4 Uhr verließen wir den großen, zum Soko führenden Weg und gelangten auf einem Seitenweg nach Iler, dem Wohnort des jetzigen Herrschers. Ich durfte als Christ den Soko Hamid ben Musa nicht passiren, da es eine große Sauia ist. Iler ist ein kleines Städtchen, inmitten einer weiten, rings von Bergen umgebenen Hochebene gelegen.

Sidi Hassein, der jetzige Regent, ein schon alter Herr, gestattete uns, die Zelte auf einem Platz vor der Moschee aufzuschlagen; auch schickte er Gerste für die Thiere, im Allgemeinen ein günstiges Zeichen. Jährlich dreimal findet in der eine gute Stunde von hier entfernten Sauia Hamid ben Muta, so benannt nach dem Großvater des jetzigen Scheich, einem großen Heiligen, ein dreitägiger Markt statt, zu welchem aus großer Ferne viele Menschen herbeiziehen; selbst von Marrakesch kommen Kaufleute herbei. Aber auch die Scheichs der Umgebung kommen mit stattlichem Gefolge an und mit uns zu gleicher Zeit zog Scheich Dahman von Wad Nun (Ogulmin) in die Stadt ein.

Die Bewohner sind Schlu (Schuluh oder Berber), doch finden sich auch einzelne Araberfamilien; unter den Sklaven aber trifft man alle möglichen Sudanneger; auch Fulani (Fulbe) giebt es darunter. Hier herrscht schon der blaue Stoff als Kleidung vor, wie er im Sudan gebräuchlich ist, und die bisher gewohnten weißen Farben treten zurück. Ich wurde während meines Aufenthaltes viel geplagt mit ärztlichen Konsultationen, besonders von den Frauen, die übrigens meistens nur die Neugierde in mein Zelt trieb; waren doch nie vorher Christen hier gewesen.

Ich wurde auch hier als Türke ausgegeben; gegen Engländer, Franzosen und Spanier ist man sehr mißtrauisch, da man von dieser Seite immer etwas fürchtet. Der Scheich schickte einen Juden zu mir, der etwas Englisch und Spanisch sprach, um mich auszufragen, was ich wolle, woher ich sei ꝛc. Ich that, als verstände ich ihn nicht und ließ ihm sagen, ich spräche nur Türkisch und Deutsch.

Ich hielt mich vier Tage in Iler auf, da ich auf dem benachbarten Soko Kameele für die Wüstenreise kaufen mußte. Ich erstand auch acht aus Tazerkant stammende Thiere, für 32 bis 35 Duros (à 5 Francs) das Stück, verkaufte die Pferde und Maulesel, erhielt aber für die abgetriebenen Thiere sehr wenig. So wollte z. B. Niemand meine beiden Maulthiere nehmen, die freilich nichts mehr taugten; schließlich vertauschte ich dieselben gegen mehrere Dutzend Paar Pantoffeln, die ich späterhin für 17 Duros verkauft habe.

Währenddem verhandelte Hadsch Ali mit dem Bruder und dem Sekretär des Scheich über meine Weiterreise, und letzterer erklärte sich endlich bereit, mir bis zur Grenze seiner Herrschaft einen Mann mitzugeben; dafür müsse ich ihm schriftlich bestätigen, daß er innerhalb seiner Machtsphäre mich beschützt habe. Der Brief des Sultans, den Sidi Hassein gelesen, wirkt selbst hier noch etwas.

Fum-el-Hossan, 13. April 1880.

Nachdem ich Sidi Hassein eine schriftliche Erklärung gegeben, daß er für meine Weiterreise nach Süden keine Verantwortung übernehmen könne, gab er endlich die Erlaubniß zur Abreise; auch schickte er einige Empfehlungsbriefe an die Scheichs von Ischt und Temenet, sowie den Scheich Ali der Araber-Kabyle Maribda; ebenso einen Mann als Begleiter. Ich war sehr froh, daß ich auf diese Weise los kam, denn ich hatte ernstlich Angst, daß ich hier zurückgehalten werden möchte. Die großen Scheichs sind ja schließlich auch nichts anderes als Räuber, nur treiben sie das Geschäft mehr en gros. Der Scheich von Wad Nun, Bruder des jetzigen Scheich Dahman, hatte vor einigen Jahren einen dort Handel treibenden Spanier gefangen genommen und verlangte 50 000 Francs Lösegeld; die spanische Regierung hat auch diese Summe zahlen müssen.

Am 4. April brach ich auf. Es wurde 10 Uhr, ehe wir fortkamen, da wir mit den Kameelen allerhand Scherereien hatten. Das Reiten auf Maulthieren ist nun zu Ende und ich muß mich ans Kameel gewöhnen; das Auf- und Absteigen machte mir anfangs große Schwierigkeiten.

Der Weg führte während zweier Stunden durch die Hochebene von Iler, im Thal des Flusses gleichen Namens, in südlicher Richtung bis an den Fuß einer hohen Bergkette, die S.-W. bis N.-O. streicht, und vorherrschend aus Granit und Schiefern besteht. Der Nordabhang ist ein steiler Abbruch und jüngere Eruptivgesteine treten daselbst auf. Dieselben bilden eine Reihe isolirt stehender, steiler, spitzer Kegel; auf dem höchsten derselben hat Sidi Hescham ein Kastell errichtet, Agadir, das einen höchst pittoresken Anblick gewährt. Es mußte nun das Gebirge überschritten werden, was mit den beladenen Kameelen nur sehr schwierig und langsam von Statten ging. Um drei Uhr endlich hatten wir die Wasserscheide erreicht; dieselbe ist gegen 4000 Fuß hoch, die umgebenden Spitzen nicht über 5000. Nach Süden zu löst sich das Gebirge in eine Reihe flacher Hügelketten auf, die vielfach mit Gerstenfeldern bedeckt sind. Wir wandten uns dann etwas östlich und hielten gegen Abend bei den letzten Meierhöfen der Kabyle Tazerult.

Zwei meiner Diener haben mich in Iler verlassen, Ibn Schelul und Kaid Muhammed; sie haben Furcht und kehren nach Marrakesch resp. Fas zurück. Ich habe übrigens für uns alle (außer Hadsch Ali) weite blaue Hemden machen lassen, wie sie hier üblich sind, ebenso wird Kopf und Gesicht mit einem blauen Tuch bedeckt.

5. April. Früh 6 Uhr war bereits alles gepackt, was bei 8 Kameelen und nur einigen wenigen Leuten viel sagen will. Wir ritten zwei Stunden lang in S.-O.-Richtung über die steinige Hochebene, bis wir einen Komplex von Häusern erreichten. Hier verließ uns bereits der Führer des Sidi Hescham, und nach vieler Mühe gewannen wir einen andern, einen Berber-Scheich, der mit uns bis Fum-el-Hossan gehen will. Gestern hat sich uns ein Mann angeschlossen, der eine Ladung Leder nach Teudus bringt, und heute trafen wir mit einer kleinen Karawane zusammen,

bestehend aus vier Mann, einigen Kameelen und einer Herde Schafe, die der Araber-Kabyle Maribda angehören, an deren Scheich Ali wir einen Brief haben. Es war uns dies sehr angenehm, da die Gegend wieder sehr unsicher ist und einige Mann Verstärkung, besonders solcher, die Land und Leute genau kennen, stets willkommen sind.

Wir kamen heute an den Abstieg des gestern überschrittenen Gebirgszuges; derselbe ist nicht so steil, aber desto länger. Wir folgten einem breiten Flußthal, Wad Udeni (weiter abwärts Wad Nun), ohne Wasser und hielten um vier Uhr auf einem Plateau bei einer Schwefelquelle. Das Aneroid zeigte 695 mm bei 18° C. Die ganze Gegend ist unbewohnt, aber sehr unsicher, und in den zahlreichen Schluchten stecken Straßenräuber und allerhand Gesindel.

Das Wasser der Quelle ist schwefelhaltig und giebt einen starken Geruch; es dürfte dasselbe sein, wie es sich in den altberühmten Bädern von Muley Ali, im Gebirge Sarhun, zwischen Fas und Mekines findet. Im Allgemeinen ist übrigens das durchzogene Gebiet wasserarm und steril; wir mußten uns für den heutigen Marsch Wasser in Schläuchen mitnehmen.

6. April. In der Nacht um 1 Uhr wurde bereits aufgestanden, gegen 3 Uhr waren die Kameele bepackt und weiter ging es bei völliger Finsterniß. Der Weg bis zu unserm Ziel ist sehr lang, die Gegend sehr unsicher und so war es nöthig, so zeitig aufzubrechen. Der Weg führte beständig in Zickzacklinien durch ein sehr gebirgiges, unbewohntes, ödes Gebiet; gegen 11 Uhr betraten wir das breite Thal des Wad Temenet, der einige Stunden unterhalb Fum-el-Hossan in den Wad Draa einmündet, und jetzt hatten wir wenigstens beständig glatten Weg. Um 12 Uhr passirten wir einen kleinen Schlu-Ort, der aber jetzt unbewohnt ist, und gegen 3 Uhr erweiterte sich plötzlich das Thal zu einer ausgedehnten Ebene, große Palmenwälder erschienen und wir passirten das malerisch am Berge gelehnte Städtchen Kasba Temenet, wo sich der Scheich aufhält; die Bewohner sind vorherrschend Schlu, mit einigen Araberfamilien.

Eine kleine Stunde südlich davon, mehr in der Ebene, liegt ein zweites Städtchen, Gard; dort öffnet sich das Gebirge und man sieht bereits hinaus in die weite Steinwüste. Eine Stunde östlich davon, hinter einem Bergrücken, liegt dann der Ort Isch t, von wo man in einer starken Tagereise in nordöstlicher Richtung nach Akka kommt, der Heimath des bekannten Rabbi Mardochai.

Kurz vor Gard wandten wir uns etwas westlich in die Berge, bald erblickten wir Palmenwälder, überschritten den breiten, aber wasserlossen Wad Temenet, kamen an eine Quelle mit köstlichem frischen Wasser, die in Kanäle gefaßt und in die Palmengärten geführt ist, und erreichten endlich um 5 Uhr, nach einem 14stündigen, sehr ermüdenden Ritt, Fum-el-Hossau, den Wohnsitz des Scheich Ali, in der Araber-Kabyle Maribda.

Es wurde uns ein Haus angewiesen, womit ich freilich nicht zufrieden war; ich hätte vorgezogen, die Zelte in den Gärten von Dattelpalmen aufzuschlagen. Aber man hielt das nicht für sicher, Räuber und Diebe aus den benachbarten Gebirgen treiben sich auch hier herum; außerdem hatte sich schon das Gerücht von der Ankunft eines Christen verbreitet und eine Menge Menschen sammelten sich vor dem Hause an; aber sie verhielten sich ruhig.

Scheich Ali war abwesend, auf den Feldern in der Umgebung, um den Schnitt der Gerste zu inspiciren, der jetzt bereits vorgenommen wird. Sein Bruder, Scheich Muhammed, aber und sein Neffe nahmen uns sehr freundlich auf; man schickte am nächsten Tage einen Boten, und am dritten Tag nach unserer Ankunft erschien Scheich Ali, ein Mann in den Funfzigern, von überaus sympathischem und Vertrauen erweckendem Benehmen.

Scheich Ali treibt seit langen Jahren einen bedeutenden Handel mit Timbuktu und schickt jährlich Karawanen dahin. Er bezieht die Waaren von Mogador; ein Bruder von ihm lebt beständig in Timbuktu. Scheich Ali ist nun unseren Plänen nicht abgeneigt; er leitet selbst alle Vorbereitungen, sorgt für einige erkrankte Kameele, kurz, hilft überall. Es scheint sogar, daß er selbst eine Karawane ausrüstet und dieselbe unter Leitung seines Bruders abschickt; er hält das aber sehr geheim, wie er überhaupt wortkarg ist. Ich bin auch ihm gegenüber als Türke ausgegeben, aber es scheint, ihm fehlt der Glaube; er weiß wohl, daß ich Christ bin, ignorirt es aber vornehm. Wenn mich dieser Mann nicht täuscht, so habe ich eine sehr günstige Gelegenheit zur Reise nach dem vielerstrebten Timbuktu gefunden.

In kurzer Zeit verlasse ich den Ort, um mit Scheich Ali einige Tage auf dem Lande zu kampiren; er will nicht, daß alle Welt sieht, wann wir abreisen. Von hier wird zunächst der Weg nach Tenduf[1]) eingeschlagen (Araber-

[1]) Ueber Tenduf und seinen Handelsverkehr mit Timbuktu entnehmen wir den Geogr. Mittheilungen, 1880, S. 274, folgende Angaben, die auf Veröffentlichungen von A. Colas in Oran und Dr. Ollive, Arzt des französischen Konsulats in Mogador, im Bulletin de la soc. de géogr. de Marseille, 1880, Nro. 1—3, beruhen: Tenduf, sagt Colas, ist eine wichtige Stadt mitten im Lande der Tadjakant, ihr gegenwärtiges Oberhaupt heißt El Hartani Uld Merabet und führt den Titel Scheich. Seine zugleich religiöse und politische Autorität beschränkt sich nicht auf die Stadt, sondern erstreckt sich über alle Stämme der Tadjakant, und obgleich seine Machtbefugnisse nur unbestimmt festgestellt sind, übt er doch eine ansehnliche Macht aus. Die Beschlüsse der Djemaa des Landes kommen erst zur Ausführung, wenn er sie sanctionirt hat. Der Handel von Tenduf ist von großer Bedeutung, die Stadt dient als Entrepôt und Transitplatz für die aus der Sahara und dem Sudan kommenden Waaren. Dieser Handel wird ausschließlich von den nomadischen Tadjakant betrieben, thätigen und kühnen Händlern, die mit ihren Karawanen in den marokkanischen Tell ziehen, um Getreide, Datteln, Theer, Pulver, Tabak, Baumwollenstoffe ꝛc. zu kaufen, dann nach Tenduf zurückgekehrt und hier den für den eigenen Gebrauch nöthigen Theil dieser Waaren zurücklassend, den direkten Weg durch die Sahara nach Timbuktu einschlagen. Die Reise dahin wird durch einen mehr oder weniger langen Aufenthalt in Taudenni ($5\frac{1}{2}$° westl. von Paris, 22° nördl. Br.) unterbrochen, einer großen Sebcha, die einen bedeutenden Theil Central-Afrikas mit Salz versorgt. Die Ausbeutung dieses Salzlagers befindet sich in den Händen der Tuaregs, welche die Preise nach ihrem Belieben stellen. Nachdem die Tadjakant hier einen Theil ihrer Waaren gegen die genau eine halbe Kameelladung ausmachenden Salzstücke vertauscht haben, ziehen sie weiter nach Timbuktu, verkaufen dort mit bedeutendem Vortheil den Rest ihrer Waaren gegen Gold, Sklaven, Straußenfedern und Kleidungsstücke und kommen nach etwa drei Monaten nach Tenduf zurück, von wo die mitgebrachten Produkte des Sudan durch andere Karawanen ins Innere von Marokko und bis in die atlantischen Häfen weiter geschafft werden.

Diese Timbuktu-Karawane der Leute von Tenduf, Akbar, die große, genannt, wird in der Regel nur einmal des Jahres unternommen, aber selten zählt sie weniger als 300 bis 400 gut bewaffnete Leute und 1000 bis 1200 Kameele. Sie geht nach Dr. Ollive's Angaben von Timbuktu nach Araoan in 20, von da nach Tenduf in 35, von Tenduf nach Ait Baha in 8 und weiter nach Mogador in 5 Tagen, daher von Timbuktu bis Mogador in 68 Tagen. Die Transportkosten betragen für eine Ladung von 3 Centnern oder 162 Kilo von Timbuktu bis Tenduf 375 Frcs., von Tenduf bis Mogador 40 Frcs. Der Werth der Waaren, die eine solche Karawane aus dem Sudan bringt, beläuft sich im Ganzen auf etwa 775 000 Frcs., und zwar sind dabei vertreten die Straußenfedern mit 400 000, Goldwaaren und Goldstaub mit 100 000, Elephantenzähne mit 150 000, Negersklaven (circa 500) mit 125 000 Frcs. Die Straußenfedern, welche den hauptsächlichsten Artikel ausmachen, gehen zum größten Theil nach London, das Elfenbein darf

Kabyle Tazerkant), dem Sammelpunkt für die nach Timbuktu ziehenden Karawanen. Wenn alles glatt geht und wenn ich nicht von Scheich Ali hintergangen werde, kann ich Ende Mai in Timbuktu sein. Von da werde ich natürlich versuchen, nach St. Louis am Senegal zu kommen, obgleich mein Begleiter Hadsch Ali nicht ganz damit einverstanden ist. Jedenfalls wäre es gut, wenn der Gouverneur von Senegambien verständigt würde, daß möglicherweise ein deutscher Reisender dort ankommt. Sollte es mir glücken, so würde ich jedenfalls völlig mittellos das Meer erreichen, denn die Ausgaben sind doch bedeutender, als ich dachte.

nicht aus Marokko ausgeführt werden; es verkauft sich im Sus, so wie in den Städten Marokko und Fas, wo es hauptsächlich zu Flintenkolben verwendet wird; auch die Sklaven bleiben in Marokko. Der Hauptartikel, der nach Timbuktu gebracht wird, ist Baumwollenzeug, und zwar ausschließlich englisches, außerdem Zucker aus Marseille, Thee aus London. Seit sechs Jahren hat die große Karawane ihre Reise ohne feindliche Angriffe und andere üble Zufälle zurückgelegt, wogegen sie vor dieser Zeit durchschnittlich einmal in zwei Jahren von den Wüstenbewohnern beraubt wurde.

Die neuesten Berichte von der Uganda-Mission.

Das Juliheft des „Church Missionary Intelligencer“ bringt unter der Rubrik: „Letters from the Nyanza Mission“ ebenso überraschende wie wenig erfreuliche Nachrichten aus Uganda, dem Lande des von Speke, Grant und Baker schon so hoch gerühmten, von Stanley neuerlich noch als „die Hoffnung Centralafrikas“ bezeichneten Königs Mtesa. Unsere Leser werden sich erinnern, daß die seit nunmehr $2^1/_2$ Jahren in Uganda am nördlichen Ufer des Victoria Njanza thätige englische Mission, die auf des Königs eigenen Wunsch und mit so großen Erwartungen in das Land gekommen war, anfangs gar schwere Zeiten durchzumachen hatte. Die Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten und gegen die sie sich kaum behaupten konnte, bestanden nicht sowohl in feindseligem Verhalten der Eingeborenen, als vielmehr in der fanatischen Eifersucht der mohammedanischen arabischen Händler, die bisher eine große Rolle in Uganda gespielt und den König ja auch zur Annahme des Islam zu bewegen gewußt hatten, sowie in dem nicht minder eifersüchtig-feindlichen Entgegenarbeiten der Jesuitenmissionäre. Es gehörte die ganze Geduld, der ganze Eifer der für die „gute Sache“ begeisterten englischen Missionäre dazu, um gegen diese beiden Elemente Stand zu halten, die immer von Neuem den König gegen sie einzunehmen und dadurch jeden ihrer Schritte zu paralysiren wußten. Endlich schien es jedoch, als sollte ihrem ausdauernden Bemühen der gewünschte Erfolg werden. Die Briefe der Missionäre, sowie der mündliche Bericht zweier nach England zurückgekehrten Mitglieder der Mission, die im Herbste vorigen Jahres Uganda verlassen hatten, konnten von einem merkbaren günstigen Umschwunge in dem Verhalten des mit seinem Hofe officiell zum Christenthum übergetretenen Königs, und von dem dadurch veranlaßten weitern Fortschreiten ihres civilisatorischen Werkes erzählen. In der Begleitung der Heimgekehrten befanden sich drei Waganda-Häuptlinge, Abgesandte Mtesa's, die der Königin Victoria Geschenke und Freundschaftsversicherungen überbringen sollten.

So schien Alles einen guten Ausgang zu versprechen; da brachte die am 26. Mai dieses Jahres eintreffende Post Nachrichten über abermalige Wechselfälle in dem Geschick der Mission nach England; Nachrichten, die um so ernster genommen werden müssen, als sie uns die Mission zum erstenmale nicht gegen die Rivalität der katholischen Priester oder den Fanatismus der Mohammedaner, sondern gegen den altheidnischen Aberglauben der Waganda selber im Kampfe zeigen. Es waren drei Briefsendungen von verschiedenem Datum (2. November; 23. November 1879; 9. Januar 1880), die zu gleicher Zeit an die Ostküste gelangt und mit demselben Dampfer von Zanzibar befördert worden waren. Die ersten Briefe des Mr. Mackey und des Rev. Mr. G. Litchfield, aus Rubaga vom 2. November datirt, lauteten hoffnungsvoll genug: der König und auf seinen Wunsch auch die Häuptlinge und viele aus dem Volke bezeigten das lebhafteste Verlangen nach Unterweisung, zunächst in der Kunst des Lesens. Die kleine Buchdruckerpresse der Mission war in fortwährendem Gebrauch, und die Alphabete und Leseübungen, die Bibelsprüche und Gebete in Kiganda und Kisuaheli (Uganda- und Suahelisprache) konnten kaum so rasch gedruckt werden, wie sie auch schon ihren Absatz fanden.

Die Briefe der Herren Litchfield und Pearson vom 23. resp. 24. November bestätigten diese erfreulichen Mittheilungen; danach hatte Mtesa versprochen, den Engländern eine Schule erbauen zu lassen, da die Zahl der lernbegierigen Waganda von Tag zu Tag zunahm; sein durch die Araber genährtes Mißtrauen gegen die Missionäre, die er lange Zeit im Verdachte heimlichen Einverständnisses mit Aegypten gehabt hatte, schien gewichen; sie wurden weniger bewacht, durften sich freier bewegen und hatten die bisher verweigerte Erlaubniß erhalten, die Häuptlinge in ihren Behausungen aufzusuchen. Mr. Pearson, der auf einer Reise nach Kagehji am südlichen Ufer des Victoria Njanza $4^1/_2$ Monat von Uganda entfernt gewesen war, sprach sein freudiges Erstaunen aus über diese während seiner Abwesenheit eingetretene günstige Wandlung in den Verhältnissen der Mission. Sein Brief enthält daneben noch den Bericht über seine an Strapazen überreiche Reise nach Kagehji; wir geben hier eine Stelle aus demselben wieder, die im Hinblick auf die später eintretenden Ereignisse von Wichtigkeit ist. „Bei meiner Ankunft in Buganga,“ erzählt Mr. Pearson, „bat ich um die Erlaubniß, meinen Weg nach Rubaga, der Hauptstadt, fortsetzen zu dürfen; die Eingeborenen aber erklärten alle, daß der Theil des Sees zwischen Ntebi und Buganga augenblicklich in der Gewalt des „Lubari“ des Njanza, Mukassa, sei (eines Mannes, der vorgiebt, übernatürliche Macht zu besitzen) und daß dieser uns, wenn wir jenen Weg wählen würden, im See begraben werde. Mtesa hatte augenscheinlich die Hand hierbei im Spiele oder ließ es wenigstens geschehen, daß wir bis zum 30. Oktober dort aufgehalten wurden, wo wir endlich, und auch dann nur noch zu Lande, uns auf den Weg nach Rubaga machen durften.“

Zum erstenmale in diesen Briefen finden wir hier eine Erwähnung des „Mukassa“, des geheimnißvollen „Lubari“ oder Seegeistes, dessen Wiederauftreten dem Missionswerke

verhängnißvoll geworden ist. Mr. Pearson nennt das Individuum, in dem die Gottheit des Sees sich jetzt wieder verkörpert haben soll, einen Mann; doch ist dasselbe wahrscheinlich ein Weib, das sich als Mann verkleidet, weil der Tradition nach der Lubari oder Seegeist männlichen Geschlechtes sein soll. Auf jeden Fall zeigte es sich hier deutlich, wie groß die Macht des alten Volksglaubens noch war, der dem Reisenden die Fahrt über den See unmöglich machte, und ihn zwang, auf dem westlichen Ufer denselben mühevollen Weg zu gehen, den Speke und Grant im Jahre 1862 verfolgt hatten.

Ehe wir auf die Briefe der Missionäre vom 7. und 9. Januar 1880 eingehen, in denen wir die Erzählung von dem neuen Auftreten des Lubari und seinen Folgen finden, sei hier noch einer Stelle aus Speke's Bericht über seinen Aufenthalt in Uganda im Jahre 1862 Erwähnung gethan, in welcher von dem Geiste die Rede ist. Bei Stanley findet sich nirgends eine Andeutung über diesen wahrscheinlich schon sehr alten Glauben der Waganda; aber Speke beschreibt eine Insel, die von dem Mgussa, dem „Neptun" des Njanza, bewohnt werde; d. h. nicht von dem Mgussa in eigener Person (denn derselbe sei ein Geist), sondern von seinem Vertrauten oder Gesandten, dem großen Medium, das dem Könige von Uganda die Geheimnisse der Tiefe übermittelt. Seinen Besuch bei demselben in der Begleitung Mtesa's schildert Speke folgendermaßen: „Unter den Bäumen dieser schönen Insel entlanggehend, kamen wir an die Hütte von Mgussa's Vertrauten, die an ihrer Rückwand mit vielen mystischen Symbolen, unter anderen mit einem Ruder, dem Zeichen seiner hohen Würde, verziert war; eine Weile saßen wir plaudernd in der Hütte, bis Pombe (eine Art Bier aus Bananen) gebracht wurde und das Medium oder der Vertraute des Geistes erschien. Er war nach Art der Wischwezi (einer Bande von Zauberinnen, deren Anführerin in dem „Palaste" der Königin-Mutter ihre Wohnung hat) mit einem kleinen Schurz von weißem Ziegenfell bekleidet, mit vielen Amuleten behängt, und trug ein Ruder als Keule oder Spazierstock. Er war noch kein alter Mann, bemühte sich aber, so zu erscheinen, indem er langsam und schwerfällig ging, asthmatisch hustete, mit den Augen blinzelte und wie ein altes Weib murmelte. Mit angenommener Schwerfälligkeit setzte er sich hinten in der Hütte neben den erwähnten Symbolen nieder und fuhr wohl eine gute halbe Stunde fort zu husten, bis seine Frau in derselben Weise, ohne ein Wort zu sprechen, eintrat und dieselbe Komödie aufführte. Der König sah lachend bald mich, bald wieder diese sonderbaren Wesen an, als wollte er fragen: „Was hältst Du von ihnen?" Aber niemand von uns sprach ein Wort, bis auf das alte Weib, die mit quäkender Stimme nach Wasser verlangte, und als es ihr gebracht wurde, wieder krächzte, weil es nicht klar genug war — der erste Becher mußte fortgenommen werden, mit dem zweiten befeuchtete sie sich nur eben die Lippen, und dann hinkte sie wieder fort, wie sie gekommen war. Nun winkte des Mgussa's Vertrauter den Kamraviona und mehrere Beamte zu sich, gab ihnen mit sehr leiser Stimme alle Befehle der Tiefe und zog sich dann zurück. Seine Offenbarungen mußten ungünstiger Natur gewesen sein; denn wir begaben uns unverzüglich nach unseren Booten und kehrten heim."

Auch der Name Lubari findet sich zweimal in Speke's Bericht vor: einmal, als er den Frauen Mtesa's seine Uhr zeigt, ruft eine derselben, durch das Gehen der Räder und das Ticken erschreckt, aus: „O! furchtbar! verhüllt eure Gesichter; das ist der Lubari!" Und als er den Nil unweit seines Austritts aus dem See erforschte, kommt Speke an ein Gebiet, welches er das „Kirchenland" nennt, „da es in irgend einer geheimnißvollen Weise dem Lubari geweiht ist." „Der König," sagt er, „schien zwar über einige von den Einwohnern eine gewisse Autorität zu besitzen, andere dagegen hatten eine geheiligte Stellung, die sie von der weltlichen Macht eximirte; auch besaß er kein Recht, über das Land selbst zu verfügen."

Mr. Wilson, der anderthalb Jahre lang in Uganda bei der Mission thätig gewesen ist, bestätigt aus eigener Anschauung diese Angaben Speke's; er erwähnt als die drei Hauptgötter der Waganda Tschiwuki, Nendi und Mukasa, die beiden ersteren sind Waldgötter, der letztere ist der Neptun des Njanza, dem von den Fischern und Schiffern Opfer an Bananen und dergleichen dargebracht werden. Außer diesen Dreien giebt es noch viele andere niedere Lubari, die an verschiedenen Orten wohnen und das Land durch Krankheit, Hungersnoth und andere Plagen heimsuchen können. So soll auf dem Gipfel des Berges Gambaragara ein Lubari wohnen, der die Blattern in das Land schickt. Ueber die von Zeit zu Zeit stattfinden sollende Verkörperung des Lubari Mukasa sagt Mr. Wilson unter anderen: „Die Person, in welcher der Gott dann wohnen soll, wird sehr gefürchtet und geehrt und übt einen ungeheuren Einfluß auf das Volk aus. In dem jetzt vorliegenden Falle hat das alte Weib, in dem er erschienen sein soll, von der Furcht getrieben, daß die Anwesenheit der Europäer im Lande wahrscheinlich ihren Einfluß allmälig untergraben und schließlich ganz beseitigen würde, wahrscheinlich auch von den anderen „Medicinmännern" angespornt, eine letzte große Anstrengung gemacht, die die Vertreibung aller Europäer bewirken sollte." Und wie gut dieser Versuch gelungen ist, davon geben die jüngsten Ereignisse in Uganda Zeugniß. „Seit mehreren Monaten schon," schreibt Mr. Mackey, „habe ich das Wort Lubari mehr oder minder häufig hier aus jedem Munde vernommen. Viele sprachen den Namen mit Ehrfurcht aus, während andere weder Gutes noch Böses von jenem Wesen sagen wollten." Anfangs hielten die Missionäre die Sache für nicht so bedenklich, da der König mehr als einmal ihnen erklärt hatte, daß er alle diese Mandwa, Zauberer und Vertreter der Götter für Betrüger halte und nichts mit ihnen zu thun haben wolle. Bald aber verbreitete sich die Nachricht, der Lubari sei auf dem Wege nach der Hauptstadt, um den König von seiner Krankheit zu heilen, an der er zwei Jahre schon litt, die unter der Behandlung des Missionsarztes sich bedeutend gebessert hatte und wohl längst beseitigt gewesen wäre, wenn Mtesa sich den Anordnungen des Arztes gefügt hätte. Es hieß, daß die Verwandten des Königs sowie die meisten Häuptlinge, die nur widerwillig sich dem Wunsche Mtesa's gefügt und erst den Islam, dann das Christenthum angenommen hatten, diesen Schritt befürwortet und nach dem Lubari gesandt hätten. Jetzt traten die Missionäre entschieden gegen diese Rückkehr zum alten heidnischen Aberglauben auf; immer wieder suchten sie die Häuptlinge und den König zu überzeugen, immer wieder schien auch der letztere ihre Ansicht zu theilen; er gab in ihrer Gegenwart Befehle, das Eintreffen des Lubari zu verhindern und ließ doch alle Vorbereitungen zu seinem Empfange treffen, neben seinem eigenen Palaste drei Häuser für ihn errichten.

Am 23. December wurden die Missionäre plötzlich zu Mtesa entboten; sie fanden ihn von seinen Häuptlingen umgeben, die zahlreicher zur baraza oder Versammlung erschienen waren, denn je. Neben dem König saß eine Frau, die er seine „Verwandte" nannte. Das Aussehen der Versammlung war ein entschieden feindseliges. Mr. Mackey, von Mtesa aufgefordert, sich zu der Königin-Mutter Namasole und zu den Hütern der königlichen Gräber zu begeben, die

weit von der Hauptstadt entfernt wohnen, um ihnen selber seine Gründe gegen die Aufnahme des Lubari am Hofe auseinanderzusetzen, weigerte sich, dies zu thun. Es wäre unter den obwaltenden Verhältnissen ein mehr als gewagtes Unternehmen gewesen, sich aus der Hauptstadt zu entfernen, um sich in den Bereich jener den Missionären offenkundig feindlich gesinnten Personen zu begeben. Mackey's Weigerung rief nun aber eine heftig aufgeregte Erörterung hervor, an der die sämmtlichen Häuptlinge sich betheiligten, und in deren Verlauf der König ausrief: „Wir brauchen Eure Belehrung nicht; die Araber mögen ihre Religion haben, und Ihr die Eurige, aber wir wollen die unserer Väter behalten." Und weiter fügte er hinzu: „Ihr wollt mein Land nur auskundschaften, um zu sehen, ob hinter dem Njanza ein großes Meer ist; dann wird Eure Königin ihre Schiffe schicken und es erobern." Die Versicherungen der Missionäre, daß sie nur gekommen seien, das Wort Gottes zu lehren und das Volk in nützlichen Gewerben zu unterweisen, waren von keinem Erfolg — die Versammlung wurde geschlossen, ohne daß der König ihre Frage, ob sie im Lande bleiben oder dasselbe verlassen sollten, beantwortet hätte; aber mit großer Strenge wurde ihnen das Lehren und Predigen sowie der Besuch an Mtesa's Hofe untersagt. Es war unverkennbar, daß Mtesa wieder unter der Einwirkung Anderer handelte, und wie Mr. Pearson späterhin erfuhr, hatten auch vier oder fünf der angesehensten alten Häuptlinge ihm einige Tage zuvor gedroht, sie würden, wenn er den Lubari nicht aufnehmen und den alten Glauben nicht wieder einführen wolle, seinen Sohn zum Könige machen.

Am nächsten Tage, dem 24. December, wurde der Lubari, von einer ungeheuren lautschreienden Menge begleitet, unter dem Getöse von Hörnern, Trommeln und Rohrpfeifen zu Mtesa geführt. Nur zwei oder drei von den Häuptlingen durften bei der Zusammenkunft des alten Weibes mit dem König zugegen sein, aber einen ganzen Tag lang saß sie mit ihren Begleitern bei ihm, prophetische Gesänge singend und Pombe trinkend. Es hieß, daß sie Krieg prophezeiet habe, weil Mtesa die weißen Männer in sein Land aufgenommen hätte. Die Heilung des Königs war nur durch Zauberkünste und Beschwörungen versucht worden, nach denen das Medium, reich mit Geschenken an Vieh, Sklaven und Frauen belohnt, wieder von dannen gezogen war.

Noch ein anderer Lubari, Wamla, traf nach einigen Tagen von Unyoro, wo er seinen Wohnsitz hat, bei dem König ein, um seinerseits die Heilung durch Opfer und Zauberkraft vorzunehmen. Er blieb nur kurze Zeit — natürlich hat sich in Mtesa's Zustand nichts geändert, aber diese Thatsache erschüttert den Glauben an die göttliche Kraft der Lubari bei dem Volke nicht im mindesten.

So ist fürs erste das während zwei und einem halben Jahre unablässig und mit den größten Opfern erstrebte Ziel, kaum erreicht, wieder in weite Ferne hinausgerückt. Ob es sich hier nur um einen vorübergehenden Rückschlag handelt, wie die Missionäre vertrauensvoll hoffen, oder ob das ganze Missionswerk in Uganda als unausführbar aufzugeben sein wird, das muß die nächste Zukunft lehren.

Reifnitz in Krain.

Die Reifnitzer gelten bei den übrigen Krainern für dumm, und der schöne, reinliche, betriebsame Marktflecken, zwei Meilen von Gotschee, acht Meilen von Laibach entfernt, steht in dem Renommée wie etwa unser Schilda. Es gehen von den Ribničani (den Reifnitzern) in dieser Hinsicht eine Unzahl Anekdoten um. Hier eine für alle.

Die Bewohner des Thales der Reifnitz (slovenisch Ribnica, von riba, Fisch) fabriciren Siebe und führen sie in aller Herren Länder, bis Stuttgart und Belgrad, nach Italien und Ungarn. Einer von ihnen erblickte in Triest bei einem Specereigewölbe einen geräucherten Häring ausgehängt; solch ein Thier hatte er noch nie gesehen. Er trat ein, um es zu kaufen, und traf zu seiner Freude in dem Commis einen Slovenen. Diesen fragte er nach dem Preise des Häringes. „Je nu," antwortet ihm der Commis, „der Häring kostet eigentlich einen Kreuzer, aber Euch gebe ich ihn um zwei, weil Ihr mein Landsmann seid." Seelenvergnügt über den guten Kauf zahlte der Reifnitzer die zwei Kreuzer und sprach beim Hinausgehen zu sich selbst: „Schau, Krota, es ist doch gut, wenn man in der Welt einen Landsmann findet."

Mit Krota, Kröte, bezeichnen die Reifnitzer Anekdoten, von denen Professor Lefar viele in einem Laibacher Realschulprogramme veröffentlicht hat, spöttisch sowohl Personen als auch Sachen.

Die Reifnitzer lächeln in ihrem Phlegma zu der absprechenden Meinung, welche ihre lebhafteren Landsleute von ihrem Verstande haben und lassen sie ruhig bei ihr. Einer erzählte mir, es war auf einer Fahrt von Marburg nach Cilli, mit pfiffigem Gesichte, das mir sehr drollig vorkam, für dumm gehalten zu werden nütze den Reifnitzern; denn von diesen übervortheilt zu werden, sei nach der Meinung der übrigen Slovenen geradezu unmöglich. Und doch habe er soeben von einem Bauer für ein Sieb 25 Kreuzer mehr eingenommen, als es werth sei, während der Käufer sich etwas darauf eingebildet habe, der Reifnitzer Krota 5 Kreuzer abgezogen zu haben.

Das wackere, gutmüthige, geschickte und fleißige Völklein der Ribničani mag wohl durch seinen eigenthümlichen Dialekt in den Ruf des Krähwinklerthums gekommen sein. Während nämlich das Slovenische in der Gegend von Lack am schnellsten gesprochen wird, dehnen die bedächtigen Bewohner des Reifnitzthales die Wörter auf eine Weise, daß e wie aj oder ej, u wie uj klingt. Historisch merkwürdig ist, daß zur Zeit der Reformation die protestantischen Schriften des Superintendenten Franz Truber, eines Krainers, im Reifnitzer Dialekte abgefaßt wurden. Leider erlebte derselbe nach der Unterdrückung des Protestantismus keine Weiterbildung, und erst in unserm Jahrhunderte begann auf dem Gebiete der slovenischen Literatur sich ein neues Leben zu entfalten.

Charakterzüge der Reifnitzer sind ferner Gastfreundlichkeit und Nüchternheit. Jene theilt er mit den Südslaven. Valvasor, der Topograph und Historiograph des Landes Krain († 1693), sagt in seinem umfangreichen Werke „Die Ehre Krains", die Bewohner von Reifnitz kleideten sich halb kroatisch. Heutzutage treten die Nationaltrachten auch in Krain hinter die fränkische Mode. Während die Klagen

über zunehmende Trunkfucht, besonders das Branntweintrinken, allgemein und leider berechtigt sind, wirst Du Dich in Reifnitz vergebens nach einem Betrunkenen umsehen. Auf riesig hoch beladenen Wagen führt der Reifnitzer seine Siebe und sonstigen Holzwaaren, wie sie in der Küche unentbehrlich sind, in die Welt, und den Verdienst bringt er zurück in sein liebes Thal, in welchem deshalb der Wohlstand und mit ihm die Bildung immer höher steigt. Um in der Fremde Geschäfte zu machen, lernt er von der Sprache jener Länder, in die er zieht, jene 200 bis 300 Wörter, die ihm für das Verkaufen unentbehrlich sind; in die Heimath zurück bringt er einen größern Wörtervorrath. Im Städtchen spricht man krainerisch und deutsch.

Im Reifnitzthale erzeugt man nicht nur Siebe und hölzerne Küchengeräthe, sondern auch Kinderspielzeug, in dessen Schnitzerei selbst die Jugend sehr geschickt ist. Während in der untern Hälfte des Thales diese Holzindustrie blüht, erzeugt die obere Hälfte desselben, welche sich gegen das Gotscheerländchen hinaufzieht, Töpferwaaren. Und wieder zeigt sich auch hier neben der Befriedigung des praktischen Bedürfnisses eine Bethätigung des Kunstsinnes: schon die Kinder verstehen es, sehr nette Pferdchen, Schäfchen und dergleichen aus Thon zu verfertigen. Wenn Du irgendwo einen Slovenen mit Sieben handeln siehst, so weißt Du, daß er ein Reifnitzer ist; denn nur die Reifnitzer machen in Krain Siebe und verführen sie selbst in die Ferne.

Die Reifnitzer müssen wohl auch fleißig und vernünftig sein, denn ihr Ländchen ist wie das benachbarte Gotscheer unfruchtbar und für die zahlreiche Bevölkerung zu klein. Auf ein Individuum kommen nur 2,7 Joch; das Thal zählt nämlich etwas über 27 133 Joch und, nach der Zählung von 1869, 10165 Bewohner, welche in 50 Dörfern und den Flecken Reifnitz und Soderschitz wohnen. Reifnitz hat 1900, Soderschitz 1200 Einwohner, auf je ein Dorf kommen demnach im Durchschnitte 141 Seelen. Reifnitz zählt jetzt 160 Häuser, aus welchen eine vor 12 Jahren erbaute, schöne Kirche mit zwei Thürmen emporragt. Ein schönes Schloß mit einem Parke erinnert an die Feudalherrschaft der „Herren von Reifnitz“, deren letzter nach Valvasor 1529 noch gelebt hat. Uebrigens gehörte Reifnitz bald den Auersbergen, den Ortenburgern, den Grafen von Cilli und wechselte seine Besitzer sehr oft.

Am fruchtbarsten ist das Reifnitzthal noch in der Nähe des Berges Vélika gora (Großer Berg). Dort wachsen alle Getreidearten, außer dem Heiden. Und gerade der Heiden oder Buchweizen ist für den Krainer neben Bohnen, Kraut und Erdäpfeln von der größten Bedeutung. Die genannten Gewächse bilden nämlich vorzugsweise die Nahrung der Landbevölkerung. Nun wird aber der Heiden als zweite Frucht gebaut, und das Reifnitzthal ist zu rauh, um eine zweite Anfaat zu gestatten, und als erste wählt man, dem verhältnißmäßig geringen Preise des Heidens gegenüber, doch lieber eine werthvollere Getreidegattung.

Der Ackerbau steht im Reifnitzthale auf keiner geringen Stufe. Fischerei und Jagd liefern ziemliches Erträgniß. Denn die Gegend ist rings von Gebirgen eingeschlossen, von welchen auf der einen Seite Flüsse herunter kommen, um auf der andern sich wieder in der Erde zu verlieren. Wald bedeckt die Höhen, von welchen im Winter Wölfe und Bären oft bis zu den menschlichen Wohnungen niedersteigen. Eine große Freude bereitet der Fang des Bilches (Siebenschläfers, der Nellmaus), welcher in unzähliger Menge die Wälder bevölkert. Man fängt die Bilche des Nachts in Fallen; dabei macht man Feuer an und vergnügt sich auf mancherlei Art. Den alten Römern war der Bilch (oder auch Billich genannt) eine Leckerspeise; die Kroaten essen ihn nicht, er sei eine Maus; die Reifnitzer halten es aber wie die Römer. Und in der That, mit Reis zubereitet schmeckt der fette Nager sehr gut. Aus seinem Felle näht man warme und wohlfeile Mützen, zu deren einer 6 bis 8 Felle nöthig sind.

Im Südwesten des Marktfleckens ragt die oben genannte Vélika gora 3500 Fuß in die Höhe; ihr Rücken dehnt sich tafelartig aus. Mit ihrem Wald- und Quellenreichthum blickt sie verächtlich auf die niedrigere, steinige, dürre, höhlenreiche Mala gora (Kleinberg), an welche sich die noch trockenere Krajina anschließt. Und hinter dieser dehnt sich der trostlose Karst aus. Trittst Du in das Reifnitzthal, so fällt Dir der Unterschied der beiden Höhenzüge sofort ins Auge. Rechts die grüne, reich bewaldete, wasserreiche, von wilden Thieren bevölkerte Vélika gora, links die öde, graue nur hier und da mit niedrigem Gebüsch bedeckte Mala gora.

Vier Flüsse durchziehen das Thal, alle von der Vélika gora kommend: die Tržišica (sprich Trschischiza, das erste sch linde); sie zieht gegen Laibach hin und eine Straße ist an ihr erbaut, die oft in die felsigen Ufer eingesprengt ist; die Bistrica oder Feistritz der größte von ihnen, mit 17 Zuflüssen; sie treibt gegen 30 Mahl- und Sägemühlen; die fischreiche Ribnica oder Reifnitz und die Rakitnišica. Alle verschwinden nach kurzem Lauf in der öden Mala gora; nur die Feistritz, an welcher der Marktflecken Reifnitz liegt, verweilt drei Stunden Weges auf der Oberfläche. Ob die verschwundenen Flüsse unterirdisch sich zur Kulpa oder zur Gurk (Krka) vereinigen, hat man noch nicht ergründen können. Reich an Fischen sind alle die genannten Flüsse, die schmackhaftesten und — wohlfeilsten Forellen werden in Reifnitz gegessen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Schweiz sind im Jahre 1879 1172 Bücher veröffentlicht worden, darunter mehr als zwei Drittel (789) in deutscher Sprache, 345 in französischer, nur 13 in italienischer, 2 in romanischer, 5 in lateinischer, 6 in englischer, 10 in russischer, je 1 in holländischer und polnischer. Da die Deutschen etwa 69 Proc. der Schweizer Bevölkerung ausmachen, so haben sie den auf sie entfallenden Antheil an der literarischen Produktion auch geliefert; die Franzosen (24 Proc.) haben mehr als das gethan, die Italiener (5,4 Proc.) und Rätoromanen (1,5 Proc.) sind weit dahinter zurückgeblieben. Im Auslande sind 110 Werke erschienen, welche ganz oder zum Theil von der Schweiz handeln, nämlich 70 deutsche, 27 französische, 8 englische, 4 italienische und 1 spanisches.

— Im italienischen Senate ist am 11. Juni durch Torelli ein Gesetzentwurf betreffend die Bekämpfung der Malaria in den Gegenden längs der Haupteisenbahnlinien eingebracht worden. Schon früher Mitglied der Senatskommission, welche die Unterhandlung mit den Mönchen von Tre Fontane bei Rom geführt und den Ver-

trag entworfen hat, nach welchem jene die Eukalyptus-Kultur in größerm Maß aufnahmen, hat Torelli bei Gelegenheit der Eisenbahn-Enquête sich überzeugt, daß nicht bloß die Campagna di Roma Maßregeln gegen die Malaria erheischt. Er hat gefunden, daß in Oberitalien 1900, auf den römischen Linien 903, in Unteritalien 1614, in Sardinien 220 Kilometer Eisenbahn inficirten Gegenden angehören, im Ganzen also 4637 Kilometer. Die dadurch erforderten Mehrausgaben der Eisenbahnverwaltung berechnet er auf jährlich anderthalb Millionen Lire. Der Gesetzentwurf verlangt die Summe von zehn Millionen behufs Bonificirungsmaßregeln. Als solche werden hydraulische Anlagen und Pflanzungen, namentlich von Eucalyptus Globulus, empfohlen, welche in dem Etablissement von Tre Fontane binnen wenigen Jahren Wunder gewirkt haben, indem dort das Malariafieber gänzlich verschwunden ist. Behufs der praktischen Durchführung beantragt er eine Kommission mit unbeschränkter Vollmacht zu ernennen, welche jährlich über ihre Leistungen Bericht zu erstatten habe. Das Projekt wurde mit Einstimmigkeit den Bureaux überwiesen.

(Allg. Zeitung.)

— Nach der jüngsten Volkszählung hat Budapest (Pest-Ofen) eine Bevölkerung von 333 551 Seelen in 10 416 Häusern. Im Jahre 1876 zählte die Stadt Budapest nur 295 254 Einwohner. Vor hundert Jahren (1780) zählte Pest nur 13 550, Ofen 23 643 Seelen. Pest zählte 1802: 20 560; 1820: 47 932; 1830: 65 494; 1840: 66 984; 1851: 83 828; 1853: 109 000; 1857: 132 651; 1862: 136 560; 1870: 200 476; 1876: 230 021 Seelen.

— Nach der auf Anordnung des Unterrichts-Direktoriums vorgenommenen approximativen Volkszählung zählt Ost-Rumelien 780 000 Seelen, und zwar 540 000 griechisch-orthodoxe Bulgaren, 180 000 Mohammedaner, 35 000 Griechen, 18 000 katholische Bulgaren, 5500 Juden, 1300 Armenier, 200 Protestanten. (Presse.)

— Im Jahre 1879 betrug in Rumänien

die Einfuhr 254 482 629 Francs 95 Centimes,
die Ausfuhr 238 650 006 „ 86 „

also die Mehreinfuhr 15 832 623 Francs 9 Centimes. Vom Exporte gingen 28,85 Proc. nach Oesterreich, 15,89 Proc. nach England, 7,44 Proc. nach Frankreich, 2,53 Proc. nach Rußland, 20,53 Proc. nach der Türkei und Bulgarien, 24,76 Proc. nach Deutschland, Griechenland, Belgien, Italien, Serbien und anderen Staaten. Die größte Menge der ausgeführten Waaren bildete Getreide mit 76,80 Proc. und lebende Thiere mit 8,34 Proc. Von den eingeführten Waaren kamen 19,86 Proc. aus England, 6,07 Proc. aus Frankreich, 7,26 Proc. aus Deutschland, 4,13 Proc. aus Rußland, 8,22 Proc. aus der Türkei und Bulgarien, 5,44 Proc. aus Italien, Belgien und anderen Staaten, 49,02 Proc. aus Oesterreich. (Nach der „Neuen freien Presse".)

— Berichten aus Bukarest zufolge wird die rumänische Regierung im August d. J. mit den Vorarbeiten zum Bau einer Eisenbahnbrücke über die Donau bei Tschernawoda beginnen lassen, und soll dann im nächsten Mai der eigentliche Bau in Angriff genommen werden. Gleichzeitig sollen auch die Vorarbeiten zum Bau einer Eisenbahnbrücke bei Rustschuk ihren Anfang nehmen. Da auch die Staatsbahn die Donau überbrücken will, und zwar bei Rahowa oder Nikopolis, so wird der untere Lauf dieses Stromes binnen wenigen Jahren an vier Punkten überbrückt sein, und zwar bei Belgrad, Rahowa (oder Nikopolis), Rustschuk und Tschernawoda.

— Fürst Nikita von Montenegro hat einen jungen Waadtländer beauftragt, in seinem Lande, vornehmlich in den fruchtbareren Thälern des Südens, Molkereien nach Schweizer Art einzurichten. Frühere Versuche, großes Schweizer Vieh in Montenegro einzuführen, sind wiederholt mißglückt; stets artete der Schlag aus, und bis jetzt besitzt das Land nur eine kleine Rindviehrace.

Afrika.

— In Folge der Eroberung Darfurs durch Aegypten hat der Handel Wadaïs und Borunus seine alten Beziehungen zu Chartum abgebrochen und einen Ausweg nach der Nordküste Afrikas gesucht: in Tripoli ist eine große Karawane angelangt, welche zum großen Theile aus Leuten von Wadai besteht und Straußenfedern, Elfenbein und andere Waaren mit sich führte. Jetzt bemüht sich der französische Konsul in Tripoli, diese Stadt wieder etwas zu schädigen; er sucht den Handel aus dem Innern von ihr weg und nach Algerien hin zu lenken und zunächst die Bewohner von Ghadames durch Zusicherung von allerhand Vortheilen zu veranlassen, die Märkte des südlichen Algerien aufzusuchen.

— Der Handelsverkehr zwischen Natal und den Vereinigten Staaten hat solchen Aufschwung genommen, daß zwischen ihnen eine regelmäßige Linie schnellsegelnder Schiffe ins Leben gerufen worden ist. Das erste derselben wird am 1. August d. J. von Newyork abgehen.

— Ende Januar 1879 verließen elf Jesuiten-Missionäre unter Führung des Pater Depelchin Southampton, um eine Mission in Südafrika zu gründen. Ueber Kapstadt erreichten sie Grahamstown, von wo sie am 16. April mit 4 Wagen und Lebensmitteln für ein halbes Jahr versehen, in das Innere aufbrachen. Am 11. Mai erreichten sie Kimberley, am 24. Juli Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwato-Landes. Dort wollten sie ihre erste Station errichten, was ihnen jedoch von dem Häuptlinge rundweg abgeschlagen wurde. Sie richteten also ihre Schritte nordwärts nach dem Reiche der Matabele, und langten am 17. August in Tati an. Von dort ging Depelchin mit zwei Begleitern nach der Hauptstadt Gubulnwajo voraus, um des Königs Lobengule Erlaubniß zur Gründung einer Mission zu erwirken. Hier hatten sie mehr Glück, als bei den Bamangwato: sie durften sich unweit der Residenz auf dem Plateau niederlassen und haben außerdem von einem dort angesessenen Mr. Grant ein wasserreiches, fruchtbares Thal 2 engl. Meilen nördlich der Stadt erworben. Nach den letzten Nachrichten ist eine ganze Anzahl weiterer Missionäre von Kimberley am 19. März d. J. nach dem obern Zambesi und dem von Dr. Holub besuchten Königreiche der Marutse-Mabunda aufgebrochen, während ein Theil der in Gubuluwajo stationirten Jesuiten sich zu König Umzila an der Sofala-Küste begeben hat. Man darf die Patres um so freudiger im fernen Südafrika begrüßen, als sie neben Ausübung von Ackerbau und Handwerk die Studien dort nicht vernachlässigen; Pater A. H. Law hat z. B. auf jener Reise eine Reihe von Längen- und Breitenbeobachtungen gemacht und die Lage von Gubuluwajo genau bestimmt. Auch in Bezug auf die Kultur könnten sie den Matabele viel nutzen; denn die Männer sind faul, rauchen und trinken den ganzen Tag, wenn sie nicht auf Kriegszügen abwesend sind, während alle Arbeit auf den Frauen ruht. Wie die Zulu, ergänzen auch die ihnen nahe verwandten Matabele ihr Heer dadurch, daß sie den von ihnen besiegten Völkern die jüngsten Knaben fortnehmen und zu Kriegern aufziehen. Bis zu ihrem 12. Jahre nähren sich dieselben nur von Milch; unter Aufsicht eines Häuptlings werden sie täglich zweimal in den Viehkraal geführt und dürfen sich dort vollsaugen. Allen Leuten über 12 Jahr, Männern wie Frauen, ist der Genuß von Milch und Käse untersagt; derselbe ist ausschließlich den Knaben vorbehalten.

Australien.

— Nachdem der Versuch, Fleisch in gefrorenem Zustande nach England zu exportiren, in glänzender Weise auf dem Dampfer Strathleven gelungen ist, haben sich in Melbourne, Sydney und Brisbane Aktiengesellschaften gebildet, welche den Export von Fleisch nach

England in großem Umfange betreiben wollen. Aber nicht bloß Fleisch, auch Butter, Eier, Früchte u. s. w. will man in dieser Weise nach Europa exportiren. Da die Schnelldampfer die Reise von England nach Australien jetzt ziemlich regelmäßig in 38 bis 40 Tagen zurücklegen (die bisher erreichte kürzeste Fahrt von Plymouth um das Kap der Guten Hoffnung nach Adelaide in 35 Tagen 5½ Stunden vollführte im Mai dieses Jahres der Dampfer Orient), so hofft man schon in nächster Zeit einen sehr bedeutenden Geschäftsbetrieb in jenen Artikeln mit Europa begründen zu können.

— Dem schon vor 41 Jahren verstorbenen Gründer von Melbourne, John Batman, welcher von Tasmanien aus als der erste Europäer am 29. Mai 1835 an der Westseite von Port Phillip (Indented Head) landete, soll jetzt in Melbourne ein ehrendes Nationaldenkmal errichtet werden.

— Die am 17. September 1879 in Sydney eröffnete Industrieausstellung ward am 20. April 1880 geschlossen. Sie war während dieser ganzen Zeit, mit Ausnahme des ersten Weihnachtstages, dem Publikum zugänglich und wurde von 1 045 898 oder durchschnittlich täglich von 5653 Personen besichtigt. Der zahlreichste Besuch fiel auf den 10. November mit 20 972, der geringste auf den 25. März mit 1792. Die Gesammteinnahme belief sich auf reichlich 45 000 Pf. St., aber diese Summe reichte nur gerade hin, um die Ausgaben während der Eröffnungszeit zu decken, so daß die sehr erheblichen Baukosten der Gebäude von der Regierung übernommen werden müssen. Folgende komparative Statistik der bisherigen internationalen Industrieausstellungen dürfte von Interesse sein.

Ort	Jahr	Zahl des Besuches	Procentsatz der Besucher zur Bevölkerung
London . . .	1851	6 170 000	22½
Newyork . .	1853	600 000	2¼
Paris . . .	1855	4 533 464	12½
London . . .	1862	6 211 103	21½
Paris . . .	1867	9 300 000	24½
Wien . . .	1873	7 254 867	19¾
Philadelphia	1876	10 164 489	22¼
Paris . . .	1878	16 032 725	43
Sydney . .	1879/80	1 045 898	150

Nordamerika.

— In Band XXXIII des „Globus" (S. 32, 144, 256) ist über die Wiederauffindung von Columbus' Leiche in St. Domingo und die sich daranknüpfende Kontroverse wiederholt berichtet worden. Es scheint jetzt ganz fest zu stehen, daß man es mit einem Schwindel zu thun hatte. Vor der Pariser Geographischen Gesellschaft wurde am 4. Juni d. J. eine Abhandlung von Germond de Lavigne gelesen, welche die ganze Geschichte des Leichnams vom Todestage im Jahre 1505 an behandelt. Ohne auf ihre anfänglichen Irrfahrten hier weiter einzugehen, sei nur erwähnt, daß, als die Franzosen sich St. Domingos bemächtigten, der damals geöffnete Sarg des Entdeckers nur noch sehr wenig Asche enthielt, kaum einen Teller voll. Trotzdem wurde dieselbe nach Havana in das große Hospital übergeführt und später auf den Kirchhof gebracht, wo sie verschwunden ist. Der in St. Domingo neuerlich ausgegrabene Sarg enthielt nur Reste irgend eines unbekannten Verwandten des Admirals. Anstifter des Schwindels ist nachweisbar der Bischof Coccia von St. Domingo gewesen, ein Prälat italienischen Ursprungs, welcher dabei den doppelten Zweck verfolgte, den Ruhm seines Landsmannes aufzufrischen — was wohl kaum von Nöthen war — und seiner Diöcese Vortheile zuzuwenden.

— Der Gold- und Silberreichthum der Vereinigten Staaten. Trotzdem daß die Quantität der bereits in den Vereinigten Staaten gefundenen kostbaren Metalle eine ungeheuer große ist, so sprechen sich doch viele Personen, welche sich auf diesem Gebiet eingehender beschäftigt haben und die als Experten gelten, dahin aus, daß die Ausbeutung des Metallreichthums dieses Landes erst begonnen habe. Vom Jahr 1867 bis 1877 stieg die Ausbeute von 17 320 000 Doll. Silber und 33 750 000 Doll. Gold auf 45 846 100 Doll. Silber und 44 880 223 Doll. Gold, und wird verschiedentlich behauptet, daß sich in der nächsten Dekade dieser Betrag vervierfachen werde. Vom Jahr 1870 bis 1877 überstieg die Goldausbeutung in den Vereinigten Staaten die Silberausbeutung, seit dieser Zeit hat aber die Silberausbeutung die Goldausbeutung um nahezu 5 600 000 Doll. überstiegen, theilweise in Folge der Entdeckung der großen Silberminen in Leadville, Col., und theilweise in Folge der Abnahme der Förderung von Gold in der Comstock-Mine in Nevada, welche 41,2 Proc. zur Totalproduktion zu stellen pflegte. Die Abnahme in der Comstock-Mine im Jahr 1878 bis 1879 betrug 12 464 481 Doll. in Silber und Gold, während die Zunahme an Silber in Colorado 8 Mill. Doll. betrug. Die Gewinnung von Gold und Silber in den letzten zehn Jahren soll sich annähernd richtig folgendermaßen stellen:

Jahr	Gold Dollars	Silber Dollars
1870	33 750 000	17 320 000
1871	34 398 000	19 286 000
1872	38 177 395	19 924 429
1873	39 206 558	27 483 302
1874	38 466 488	29 699 122
1875	39 968 194	31 635 239
1876	42 826 935	39 292 924
1877	44 880 223	45 846 100
1878	37 576 030	37 248 137
1879	31 470 262	37 032 857

In den Vereinigten Staaten werden jährlich 4 Mill. Doll. Gold zu Schmuckgegenständen und Kunstsachen verarbeitet. Während des verflossenen Jahres wurden 74 400 000 Doll. Gold nach den Vereinigten Staaten importirt. (A. Z.)

— Die Legislatur von Newfoundland hat den Bau einer Eisenbahn beschlossen, welche die Hauptstadt der Insel, St. John, über die Landenge von Avalon mit der Spitze der Bai Notre Dame in Verbindung setzen soll. Ihre Kosten sind auf ungefähr 20 Millionen Mark veranschlagt. Später soll sie bis an den French Shore (St. Lorenz-Busen) fortgeführt werden und so die ganze Insel durchschneiden.

Inhalt: Das heutige Syrien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien. (Mit einer Karte.) — Dr. O. Lenz' Reise von Tarudant nach Iler und Imm-el-Hossan. — Die neuesten Berichte von der Uganda-Mission. — Reifnitz in Krain. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. (Schluß der Redaction 20. Juli 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 8.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

(Die Abbildungen, soweit nichts anderes bemerkt ist, nach Skizzen Lortet's.)

II.

In der zum großen Theil gut angebauten Ebene von Mersina und dem Berglande, das sie nach Osten hin begrenzt, findet sich ein reiches Thierleben vor. Ungeheure Schwärme von Wasservögeln, Störche und mehrere Arten von Schildkröten (Emys Caspica und Testudo Mauritanica) bevölkern die sumpfigen Strecken. Weiter nach den Bergen hin ist der kleine syrische Hase (Lepus Syricus), der Hirsch mit gelbem weißgefleckten Felle (Cervus Mesopotamicus) sowie die Gazelle in zwei Arten vertreten. Am Ufer des Pyramus (Dschihân) kommen Biber und schwarze Fischottern vor; in den eigentlichen Bergwäldern aber Wildschweine, Schakale, gestreifte Hyänen und Leoparden; auch der Bär (Ursus Syriacus) zeigt sich häufig, und von kleineren Säugethieren der Dachs und das schwarze Eichhörnchen. Auf den höchsten Gipfeln findet sich eine seltene Mufflon-Art (Ovis Gmelini) und eine Ziege mit großen Hörnern (Capra aegagra) vor. Von Vögeln zeigen sich außer den oben erwähnten verschiedenartige Geier, Birk- und Haselhühner, sowie eine eigenthümliche Rebhuhnart, das sogenannte Schukkarhuhn.

Der Hafen von Mersina hat ohne Frage eine große Zukunft vor sich, aber er kann seine Bedeutung erst erlangen, wenn das verrottete türkische Regiment durch ein besseres ersetzt sein wird, welches sich die hier so leicht auszuführende Anlage von Kommunikationswegen mit dem Innern des Landes zur Aufgabe macht. Eine treffende Illustration der Leistungen der heutigen Regierung auf diesem Gebiete giebt die berühmte Straße von Tarsus nach Mersina, auf der Lortet und seine Begleiter nach dem Hafen zurückkehrten. Diese Straße ist vor etwa zehn Jahren in Angriff genommen; mehr als einmal ist ihr Bau schon der Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gewesen, ungeheure Summen sind daran verschwendet, d. h. unterschlagen oder verschleudert worden, und heute noch ist sie auf ihrer größten Strecke eine fortlaufende Reihe von kleinen Sümpfen, Kies- und Steinhaufen, die von den Karawanen ebenso wie von den des Weges kommenden Wagen stets umgangen wird.

Von Mersina aus ging die Fahrt in östlicher Richtung an der Mündung des Saros (Seihân) und dem flachen sumpfigen Strande von Alexion vorbei; das weit vorspringende Kap Karatasch-Burun, das alte Megarsos, wurde umschifft, und nun befand man sich in der weiten, tiefen Bai von Alexandrette oder Issus, dem schönsten Golf des Mittelmeeres. Wie eine Riesenmauer ziehen sich hohe Berge im Halbkreise um den Meerbusen, den sie gegen die Nord-, Ost- und Südwinde schützen; es sind im Nordwesten der Taurus (Bulghar-Dagh), im Norden der Kozan-Dagh, und auf seiner östlichen Seite der Gjaur-Dagh, der alte Amanos. Durch ihre Annexion Cyperns haben die Engländer sich, so zu sagen, zu Herren der Bai von Alexandrette gemacht, und auch in Bezug auf diesen Umstand haben sie sich bei der neuen Erwerbung nicht verrechnet; denn während ihnen hier auf der einen Seite durch Mersina das östliche Kleinasien offen steht, halten sie auf der andern mit Alexandrette, Aleppo und dem obern Euphratthale den Schlüssel zu der mesopotamischen Eisenbahn in Händen, die voraussichtlich

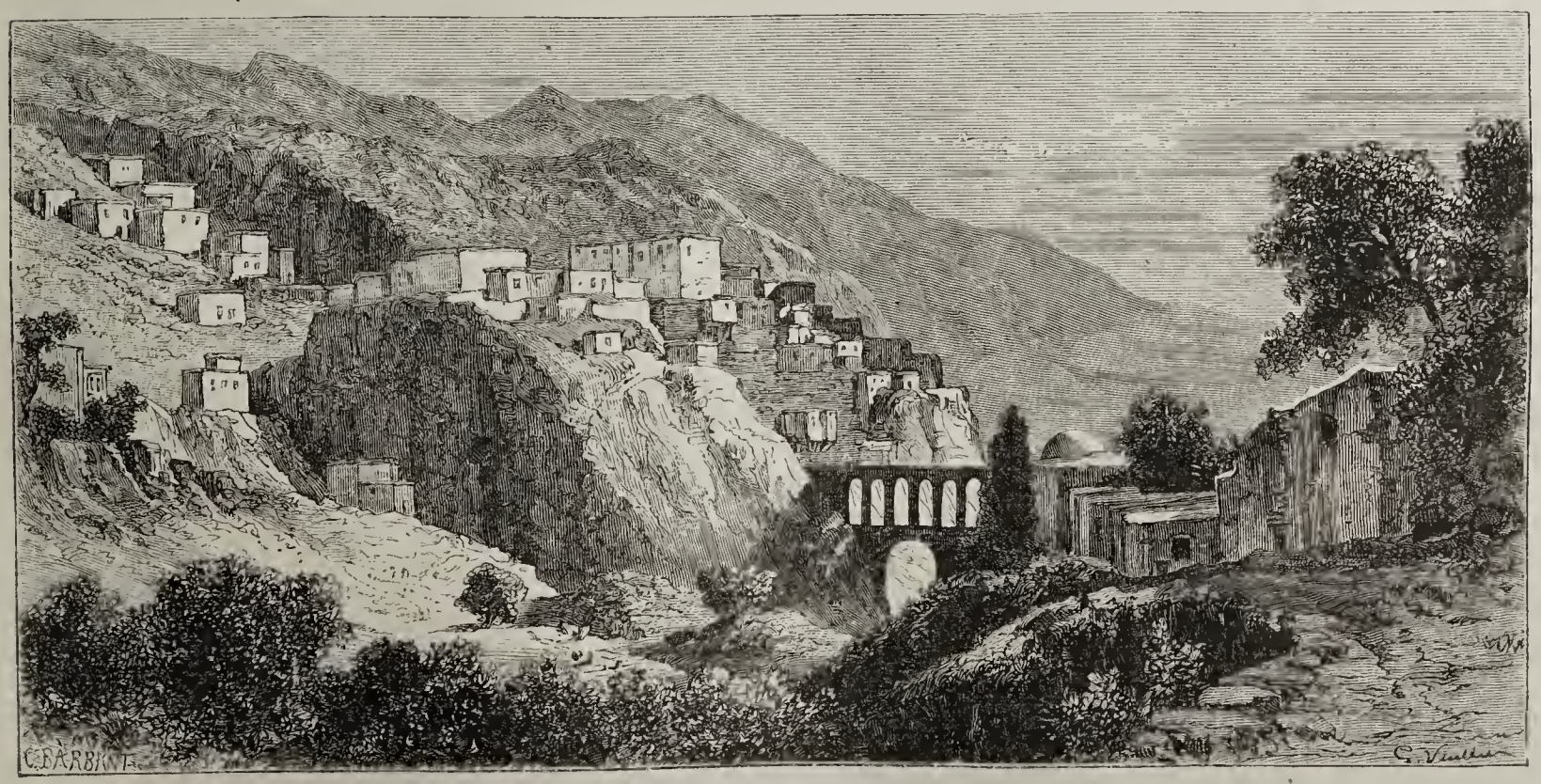
Meerbuſen von Alexandrette. (Nach Bartlett.)

in nicht gar ferner Zeit die Hauptverbindung zwischen Vorderasien und Europa sein wird.

Gegen sechs Uhr Abends ging der Dampfer in dem kleinen Hafen von Alexandrette vor Anker. Die Stadt (bei den Arabern „Iskanderun“, in dem Itinerarium Antonini Alexandra scabiosa, bei den Römern Alexandria ad Issum) steht neben einer kleinen Lagune am Rande des schmalen Küstenstriches, der sich zwischen dem Meere und

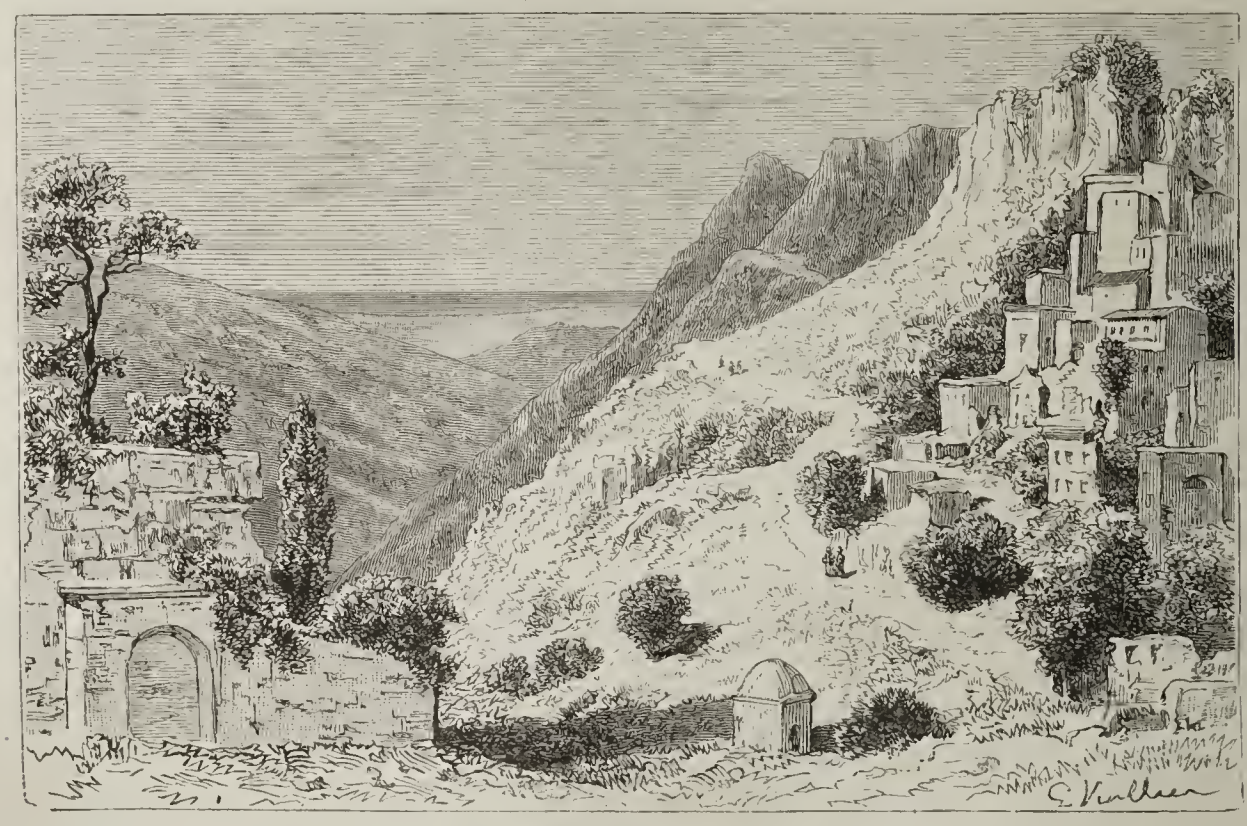
Alexandrette. (Nach einer Photographie.)

dem dichtbewaldeten Amanosgebirge hinzieht. Es ist heutzutage ein traurig-elender Ort, rings von Sümpfen und Teichen mit grünlichem, übelriechendem Wasser umgeben. Sonnengluth dem sumpfigen Boden pestilentialische Miasmen entsteigen, in deren Gefolge Typhus, Wechselfieber und Dysenterie auftreten und die Einwohner alljährlich decimiren. So hat denn die ganze Bevölkerung von Alexandrette, und die Kinder vornehmlich, ein krankhaft-bleiches Aussehen, das den Fremden immer von Neuem die türkische Indolenz verwünschen läßt. Wäre doch mit verhältnißmäßig geringen Mitteln durch die Anlage einiger Entwässerungskanäle allen diesen Unglücklichen zu helfen, und der verpestete sumpfige Küstenstrich in brauchbares Land umzuwandeln! Die Häuser der Konsuln und der europäischen Kaufleute befinden sich dicht am Meere in gesünderer Lage; doch ist Viele Häuser stehen unmittelbar an diesen Teichen; von den Straßen sind mehrere während der regnerischen Jahreszeit für Fußgänger ganz unpassirbar, im Sommer aber läßt die



Das Dorf Beilan.

auch hier zur Sommerszeit der Aufenthalt unerträglich, und so begeben sich alle Fremden in den heißen Monaten nach dem südöstlich von der Stadt in den Bergen gelegenen Dorfe Beilan. Die Besichtigung von Alexandrette kostete Lortet nicht eben sehr viel Zeit, wenn auch der Bazar eine bei Weitem größere Mannigfaltigkeit und Schönheit der ausgestellten Waaren aufwies, als man in dem elenden Orte vermuthet hätte; einen besonders hervorragenden Handelsartikel schienen die Abaja auszumachen, die landesüblichen großen Mäntel von schwarzer oder weißer Farbe, die meistens mit reicher Stickerei in Roth und Gelb verziert sind. Ein mäßig guter, ziemlich belebter Weg führt nach dem etwa 500 m über dem Meere gelegenen Dorfe Beilan, das mit seinen terrassenartig angelegten Gärten und den Häusern von meist europäischer Bauart mit flachen Dächern malerisch genug an einem Abhange zwischen dem Kara-Dagh und dem Dschebel Musa sich hinaufzieht. Es hat ungefähr 2000 Einwohner, Türken, Griechen, Armenier und Europäer, und ist, nach den zahlreichen Ueberresten großer aus verschiedenen Zeiten stammender Bauten zu schließen, die sich in seiner Umgebung vorfinden, immer ein nicht unbedeutender Ort gewesen. In dem Dorfe selbst befindet sich eine halbverfallene große Moschee, die von Sultan Selim, und ein stattliches Chan, das von Soliman dem Großen erbaut sein soll. Dicht hinter dem Dorfe aber öffnet sich in einer Höhe von 686 m über dem Meere der berühmte Paß von Beilan, die Pylae Syriae oder Syrischen Pforten der Alten, die in das obere Thal des Euphrat und nach Antiochia führen. Auf dem Wege von dem Dorfe her kommt man an gewaltigen unförmigen Trümmern vorbei, sowie an den Ruinen eines großen Aquädukts; eine an vielen Strecken wohlerhaltene römische Straße führt an den Bergen entlang; theilweise ist dieselbe tief in die Kalkstein- oder Trachytfelsen eingehauen, und an dem Punkte, wo dieser künstliche Einschnitt aufhört, befinden sich mächtige Pfeiler und Grundmauern eines Bauwerkes, das ohne Zweifel die große Sy-



Paß von Beilan.

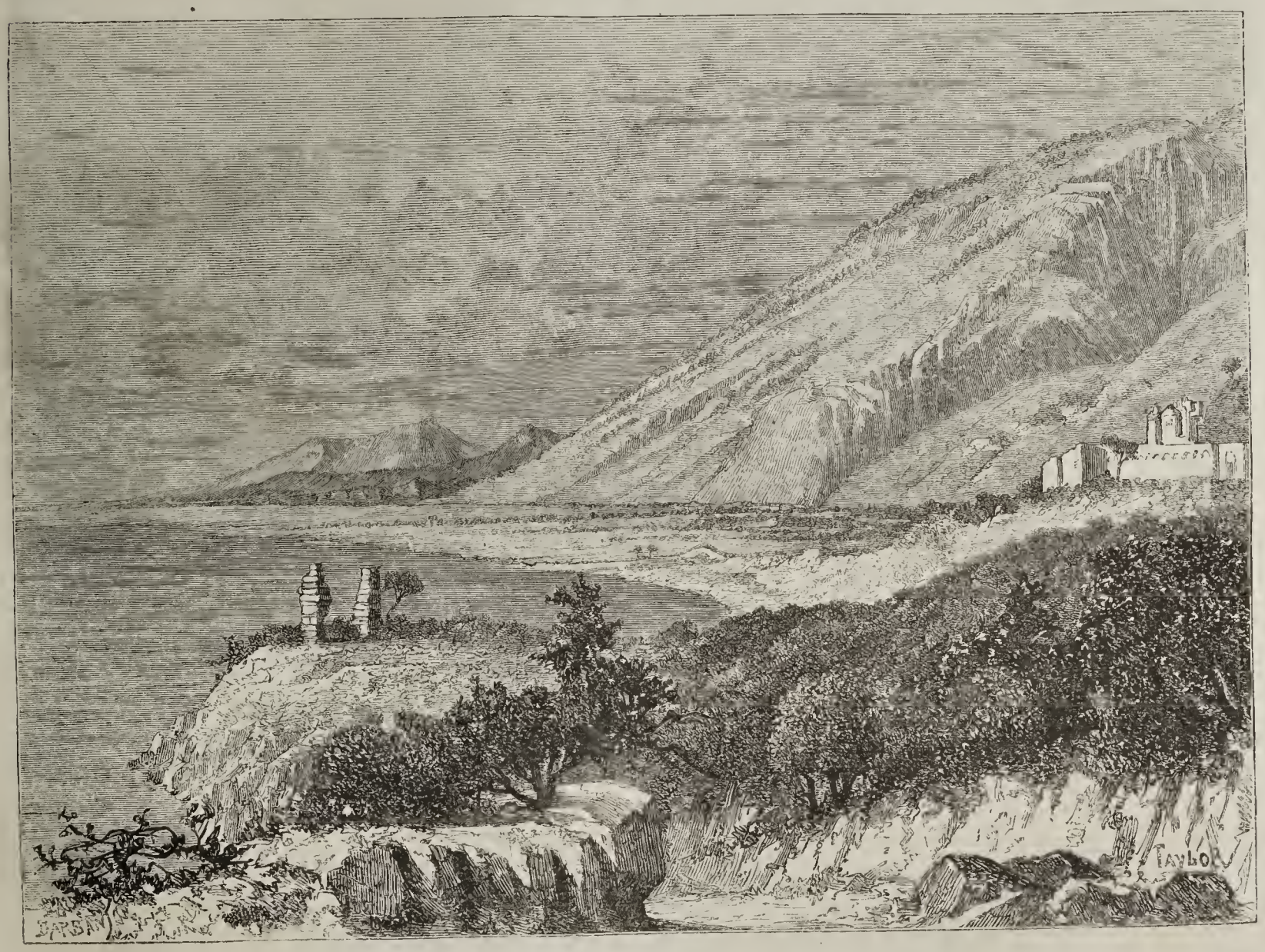
rische Pforte gewesen ist. Vom frühesten Alterthume an hat dieser Paß in den Eroberungszügen der Völker eine wichtige Rolle gespielt. Die Assyrer, die Kleinasien bis nach Smyrna hin eroberten; die Perser des Dareios; die Griechen Alexander's des Großen; die zahllosen römischen Heere; der Kaiser Hadrian, der unermüdliche Reisende; die Turkomanen, die Horden der arabischen Sultane und die zusammengewürfelten undisciplinirten Massen der ersten Kreuzfahrer, die zur Belagerung von Antiochia zogen: sie alle haben diesen schmalen Bergweg passirt, durch den heute nur noch die großen Karawanen mit ihren Kameelen und Maulthieren ziehen, welche europäische Waaren nach Syrien und Mesopotamien oder die Produkte aus den Thälern des Orontes und des Euphrat nach Alexandrette führen. Von den Syrischen Pforten aus geht ein in südöstlicher Richtung laufender Gebirgspfad über Dschindaris, das alte Gadarns, nach Aleppo; ein zweiter, südlicherer, über die kleine Stadt Bagros nach Antiochia. Von einem Hügel etwas unterhalb des Dorfes genossen die Reisenden eine unvergleichlich schöne Aussicht über die tiefblaue Bai von Alexandrette, in welche sich der kleine Fluß, der dicht bei Beilan von einem ziemlich steilen Felsen stürzt, nach einem raschen Laufe von acht Kilometern ergießt; die schneebedeckten Gipfel der kleinasiatischen Küstengebirge begrenzen den Horizont, während die dunkelen Waldungen des Gjaur-Dagh, des Amanos der Alten, die Ostseite des Meerbusens umziehen. Der höchste Gipfel dieses bis jetzt von Europäern noch kaum erforschten Waldgebirges hat nach Lortet's Meinung eine beträchtlich größere Höhe, als die von 1770 m, die ihm auf den neueren Karten zugeschrieben wird. Im Norden trennt das tiefe wenig bekannte Thal des Tamaus-Tschai den Amanos von den letzten Ausläufern des Tauros, im Süden endet er in dem weit ins Meer ragenden Kap Ras-el-Chansir.

Von der reichen zoologischen Ausbeute, die Lortet's Ausflug von Mersina landeinwärts belohnt hatte, war hier nicht die Rede: einige Amseln und Drosseln war Alles, was sich in dem Gehölz an der Straße nach Beilan vorfand. Dafür wurde man beim Hinabsteigen durch das Auffinden mehrerer interessanter Pflanzen entschädigt, darunter die in voller Blüthe stehende Daphne sericea, die wohl verdiente, in unseren Gärten kultivirt zu werden, und das seltene Arum Dioscoridis, dessen tiefrothe sammetartige Blüthenscheiden allenthalben als schönster Schmuck des Bodens emporragten. Leider wird die eigenartige Schönheit dieser Blüthe durch

ihren widerlichen Geruch beeinträchtigt, der dem Geruch von verfaulendem Fleische so ähnlich ist, daß zu manchen Tageszeiten, wenn er besonders stark ist, die Blumen von Schmeißfliegen und Aaskäfern, die dadurch herbeigelockt werden, fortwährend umschwärmt sind.

Von den zahlreichen Ruinen, die auf dieser Küstenstrecke an die Zeit der Tempelherren erinnern, befindet sich auch eine, die sogenannte Veste Gastin oder das Schloß Godefroy's, unweit von Alexandrette; die gewaltigen, tief in den Hügel, auf dem sie stand, hineingebauten Keller, und die Stärke der wenigen erhaltenen Mauerüberreste lassen auf die ehemalige Bedeutung dieser Burg schließen, die unter Leo II. eine Zeitlang zum Königreiche Armenien gehörte, später von den Templern aber zurückerobert wurde. Im Jahre 1265 nahm dann Malek-el-Mansur, Fürst von Hamah, die Burg nach langer Belagerung ein, und ließ die ganze Besatzung niedermachen.

Wenige Kilometer nördlich von Alexandrette verbreitert sich der schmale Küstenstreifen zwischen dem Gebirge und dem Meere; die Berge treten weiter zurück, und in der von dem Pinaros (dem heutigen Deli-tschai) durchströmten Ebene erblickt man die Ruinen der kleinen Stadt Issos[1]), bei welcher im Jahre 333 Alexander das persische Heer des Dareios vernichtete. Die Erzählung des Arrian stimmt mit der Lage der Oertlichkeit vollständig überein. Alexander, von Mallos am Kap Megarsos kommend, war an der Küste des Golfs entlang und bis nach Myriandros, unweit des heutigen Alexandrette, gezogen. Dareios kam mit seinem



Das Schlachtfeld von Issos. (Nach Bartlett.)

Heere aus dem Orontesthale durch die Amanidischen Pforten in die Ebene von Issos, wo am Ufer des Pinaros der entscheidende Zusammenstoß stattfand. Bei dem heutigen Dorfe Merkes sieht man noch die Ruinen der „Pfeiler des Jonas", ungeheure Bogen, welche einen schmalen Engpaß zwischen dem Meere und der Küste überwölbten, das Kilikische Thor, durch welches Alexander sein Heer in rascher Schwenkung von Myriandros auf die Ebene von Issos führte. Die, außer von dem Pinaros, noch von zahlreichen kleineren Bächen bewässerte Ebene zeigt heute eine reiche Vegetation.

Die Fahrt von Alexandrette längs der Küste hin bis zum Kap Nas-el-Chansir ließ vom Schiffe aus deutlich die Ruinen von Arsos, des Strabonischen Rhosos, erkennen, die an der Mündung eines von den Pierischen Bergen kommenden Flusses liegen. Nachdem das Kap passirt ist, ändert sich die bisher eingehaltene südöstliche Richtung, der Küste folgend, in eine entschieden südliche. Das Pieria-Gebirge beherrscht den Strand, auf dem einst an der Mündung des Orontes die Stadt Seleukia gestanden hat, und wo heute die blühende Ansiedelung eines Engländers, Mr. Baker, mit wohlbestellten Feldern und großen Wirthschaftsgebäuden sich ausdehnt. Derselbe hat sich vor etwa dreißig Jahren hier niedergelassen und ist durch eine rationelle Ausnutzung der günstigen Verhältnisse allmälig zu großer Wohlhabenheit gelangt.

Etwas weiter nach Süden hin passirt man den Berg

1) S. dagegen „Globus" XXXIV, S. 234, wo dieselbe viel nördlicher angesetzt wird.

Kasios (heute Dschebel Akra), einen 1900 m hohen, steilen, zackigen Felsenkegel. Der Gipfel desselben ist ganz kahl, die Seiten und der Fuß jedoch sind mit dichtem Walde bedeckt. Die Lage und die auffallende Form des Kasios haben dem Berge von den frühesten Zeiten an eine große Bedeutung in den Augen der Einwohner des Landes gegeben. Die alten Phöniker begingen auf ihm zu bestimmten Zeiten im Jahre einige ihrer religiösen Mysterien; später wurde an seinem Fuße, etwa 120 m über dem Meeresspiegel, ein dem Jupiter geweihter Tempel erbaut, nach dem unter Anderm auch Kaiser Hadrian während seines Aufenthaltes in Syrien eine Wallfahrt unternahm. Plinius erzählt von dem Kasios, daß man von seinem Gipfel aus, indem man abwechselnd den Blick nach Osten und nach Westen richtet, zur gleichen Stunde den Tag und die Nacht sehen könne.

Nachdem das Kap Nas-el-Bazit, auf dem die kleine Stadt Bazit, das alte Posidium, steht, und bald darauf auch das Kap Nas-ibn-Hani passirt ist, nimmt der Kurs des Schiffes eine östliche Richtung an, und bald fährt es in den Hafen von Latakieh ein, der sehr tief, an seinem Ein-

Der Kasios.

gange aber mit gefährlichen Klippen besetzt ist, welche die größte Vorsicht der Schiffer erfordern. Die Stadt Latakieh, die in geringer Entfernung landeinwärts vom Hafen liegt, ist das alte Laodicea, von Selenkos I. zu Ehren seiner Mutter so benannt. Ihr alter phönikischer Name war Ramitha oder Ramantha, nach dem phönikischen Saturn Baal-Ram, gewesen. Die heutige Stadt ist auf einer Anhöhe erbaut; die zumeist aus gut behauenen Steinen aufgeführten Häuser zeigen eine zierliche und reiche Architektur: Bogenfenster und Thürwölbungen, Arkaden, welche die Straßen theilweise überwölben und malerische Lichteffekte hervorbringen.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

VII.

Die Diggings.

Der Ausdruck kam wohl von Kalifornien, aber er bürgerte sich sehr schnell ein. Wenn man von dem Digger, dem Gräber, spricht, so meint man nur den, der nach Gold sucht. Wer heute australische Diggings besucht, wird wenig finden, was ihn an die Schilderungen erinnern könnte, denen er in Romanen begegnete. Natürlich will ein jeder Besucher Australiens die Stätten sehen, wo das Gold gefunden wurde, und ein jeder wird enttäuscht. Die Plätze sind abschreckend häßlich, überall ist der Boden durchlöchert und neben jeder kleinen Grube mit der Winde darüber lagert ein Haufen ausgegrabener Erde. Hier und dort ragt ein Baumstumpf zwischen den kleinen aufgeworfenen Hügeln empor; die Zelte der Goldgräber sind über den ganzen Platz verstreut, zwischen den Löchern, rings im Kranz um dieselben.

Dicht dabei ziehen sich ein paar Reihen niedriger Gebäude hin, die aussehen, als wären sie in aller Eile und nur für den Augenblick errichtet. Und das sind sie auch. Sie haben sich eingestellt, schnell nach dem ersten glücklichen Funde, und sie werden wieder verschwinden, wenn die Erde

sich arm erweist. Vielleicht läßt man sie zurück, vielleicht lohnt es sich nicht der Mühe, sie fortzuschaffen.

Auf den ersten Blick möchte man meinen, man sähe hier eine Messe, einen Jahrmarkt, wie man sie in so vielen Städten Deutschlands findet, so bunt sind diese Buden von Waaren, von marktschreierischen Plakaten, so klein und vergänglich sehen sie aus. Aber diese bretternen Buden mit Dächern von Segeltuch stellen Hotels, Läden, Banken, Regierungsgebäude vor. Kein Haus sieht aus, als sollte es zehn Jahre dauern, und wahrscheinlich hat auch keiner der Besitzer an einen so großen Zeitraum gedacht. Selbst die größten Diggerplätze, wie Gympie mit seinen 6000 Einwohnern, machen diesen Eindruck, trotz ihrer Kirchen und Schulen, öffentlichen Bibliotheken und der Zeitung, die selten fehlt. Sie haben etwas unaussprechlich Wüstes, Melancholisches, nirgends wäre Horaz's aurum irrepertum et sic melius situm besser am Platze als an den Goldgruben von Australien.

Hier und dort wehen vor den Grubenlöchern kleine rothe Fahnen, das sind Zeichen, der glückliche Inhaber hat Gold gefunden, aber die Zahl derer, die keine rothen Wimpel im Winde flattern lassen, ist enorm. Auch in dieser Lotterie werden wenig Treffer und viele Nieten gezogen.

Die Goldentdeckungen brachten die bisher ruhig laufende Entwickelung der Kolonien völlig aus dem Gleise; die Werkstätten, Läden, die Bureaux der Regierung wurden verlassen. Es war vergeblich, daß man den Beamten die Gehälter verdoppelte und aufs Bestimmteste versicherte, daß niemand, der den Dienst verlasse, um zu den Diggings zu gehen, je auf Wiederanstellung rechnen dürfe. Die Beamten ergriffen Picke und Schaufel und zogen, lustige Lieder singend, die Straße, auf der sich Wagen, Reiter und Fußgänger, Männer, Frauen und Kinder, Leute jeden Standes und der verschiedensten Nationalitäten drängten. Engländer, Schotten und Irländer, Amerikaner aus Kalifornien, Deutsche, Franzosen und Italiener, schwarze Indier und gelbe Chinesen, alle eilten auf den zerwühlten Wegen dem großen Eldorado zu.

Ein Kapitän, der in den Hafen von Melbourne einlief, mußte sich fragen, ob er wohl je wieder Gelegenheit haben würde, auszulaufen, denn die Matrosen, angezogen von dem mächtigen Magnet Gold, entschlüpften ihm wie Aale. Oder sie lehnten sich in offener Rebellion gegen ihn auf, fesselten ihn und ruderten ans Ufer. Es gab Kapitäne, welche dem Beispiele ihrer Leute folgten, und das Fahrzeug lag unbemannt und unthätig im Hafen.

Der Zulauf an Menschen war enorm; in einem Monat wanderten in Melbourne allein 15 855 Menschen ein; ganze Armeen von Ochsenwagen zogen die Straße zu den Diggings entlang. Soweit das Auge reichen konnte, erblickte man Menschen auf der Wanderung, eine unabsehbare Linie, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend. „Wo früher tiefe Stille herrschte, die nur von der Stimme des Glockenvogels unterbrochen wurde, da knarren die Wagen, brüllen die Ochsen, fluchen die Fuhrleute und trüben das Wasser des einst klaren Stromes. Im Bivouak essen, trinken und rauchen neben einander Architekten, Juweliere, Chemiker, Buchhändler, Kesselflicker, Schneider und Seelente. Am Ufer des Creek stehen die Cradles in einer Reihe und die Wäscher sind in voller Arbeit. Das ist ein Klirren, Klappern und Plätschern, worunter alle Töne verhallen.

Die Cradle ist ihrer Länge nach mit dem Wasser parallel gestellt. Der Cradleman hält den Griff in seiner Linken und dreht fortwährend, mit einem Stab oder Kratzer zerstößt er die Erdklumpen oder rührt das Aneinanderklebende durch. Der Waterman steht am obern Ende der Cradle und füllt mit einem Löffel fortwährend Wasser hinein. Ein dritter Mann sammelt in einem großen zinnernen Becken sorgsam den Brei, der durch die Siebe der Cradle auf die Bretter darunter gefallen ist, trägt die Schüssel in den Fluß, geht bis ans Knie ins Wasser, und indem er sein Gefäß untertaucht, es mit dem Inhalt hin- und herschüttelt, fällt das edle Metall auf den Grund und die Erde und der Sand sondern sich davon ab.

Der glänzende Staub wird nun sorgfältig in einer kleinen Pfanne ausgewaschen, am Feuer getrocknet und in Flaschen gethan. Die Quarzsteine im ersten Sieb werden untersucht, die goldhaltigen bei Seite gelegt, das taube Gestein weggeworfen. An der Spitze des Hügels sind Goldgräber in emsiger Thätigkeit; die Träger klimmen die steile Wand hinab und ziehen einen mit goldgeschwängerter Erde gefüllten Schlitten hinunter, einige tragen zinnerne Gefäße auf den Köpfen, andere Säcke auf dem Rücken. Wie bei einem Eisenbahnbau, wo die Spitze eines Hügels abgetragen wird, um ein Thal auszufüllen, so schwärmt dieser Ameisenhaufen umher.

Die Sonne wirft lange Schatten, ein Flintenschuß fällt aus dem Zelte des Kommissärs, — das Signal zum Aufhören des Grabens. Die Feuer flackern auf, die Leute sammeln sich um dieselben zur Abendmahlzeit. Der Rauch ruht über den Bäumen, wie über einer Stadt. Das Knarren und Klappern der Cradles ist verklungen, statt dessen hört man laute Stimmen und schallendes Gelächter, untermischt mit den Glocken der weidenden Ochsen und dem Gebell der Hunde, das um so lauter wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Die Wache der Schwarzen, die geschmeidig und graziös wie Känguruhs in ihren Bewegungen sind, führt ein Scheingefecht auf; ein Schwarzer greift mit einer Bratpfanne an, der andere thut, als wolle er ihn mit seinem Messer stechen: ein Maler könnte Studien machen an diesen Attitüden. Horch! vom Black Hill herüber tönt Hörnerklang zu uns durch das Thal; dicht zur Seite erklingt die süße Melodie eines deutschen Männergesangs, und dort vom Flusse her läßt sich der Chorus rauher Männerstimmen hören. Die Entfernung mischt alle Töne in ein harmonisches Ganze und dem Ohre des Müden klingt diese Musik wie das Summen auf einer englischen Wiese im Herbst.

Ein Hieb! Ein Schlag! noch einer! nun Pelotonfeuer! Kampfgeschrei erhebt sich, mischt sich mit der Musik und übertönt dieselbe gar!"

Unten in der Stadt, d. h. in Melbourne oder Sydney, war der Digger ein willkommener Gast. Der Wirth empfing den Mann mit offenen Armen, dem es nicht darauf ankam, seine schwarze Thonpfeife mit einer Pfundnote anzubrennen, oder eine Zehnpfundnote in der „Bar" anzunageln, mit der Unterschrift: Zum Vertrinken. Der Kaufmann liebte einen Kunden, der kleines Geld als Herausgabe mit Unwillen zurückwies. Die Hauptstädte waren zu jener Zeit wenig lieblich anzuschauen; bei größtem Mangel an Arbeitern war an eine Reinigung der Straßen nicht zu denken. Verwesende Thierleiber und Unrath verpesteten die Luft. Die Vorstadt bildete eine Zeltstadt, Canvastown, denn wo sollte man Häuser für die schnell zuströmende Bevölkerung finden, und Maurer und Zimmerleute waren selten an den Diggings. Aber die Hauptstadt zog den glücklichen Goldgräber stets wie ein Magnet an. Hier verlor er auch wohl sein Herz an irgend eine liebenswürdige Bewohnerin seines Wirthshauses. Jack folgte Cäsar's berühmtem Beispiel. Kommen, Sehen und Siegen war für den Inhaber von Goldstaub und Nuggets wie Haselnüsse eins; die Hochzeit folgte auf dem Fuße. Der nächste Händler lieferte ein halbes Dutzend schwerseidener Kleider, der Juwelier Uhr und Schmucksachen, und der nächste Sonntag sah

das glückliche Paar zur Kirche rollen in einer Equipage, deren Kutscher und Pferde unter der Fülle weißer seidener Hochzeitsbänder nahezu verschwanden. So lange das Geld reichte — und der Wirth half Jack, daß es nicht allzu lange dauerte —, ging alles in dulci jubilo, aber nach kurzen Flitterwochen marschirte der ernüchterte, ärmere, aber nicht weisere Mann wieder seiner alten Arbeitsstätte zu. Das junge Weib blieb zurück; ihren so schnell gewonnenen, so schnell verlorenen Mann sah sie selten wieder. Vielleicht schloß sie bald eine neue Verbindung mit dem nächsten Glücklichen und vielleicht nicht mit besserm Ende.

Jack und Bill waren leichtsinnige Menschen, aber in der Regel gutmüthige Kerle, von warmem Mitgefühl für ihren Nächsten, besonders wenn dieser Nächste eine hülflose Frau oder ein hülfloses Kind war. Ihre Hand war dann immer bereit zu geben. Wenn ein Unglücksfall einen Kameraden betroffen hatte, so that gewiß jeder seine Prise Goldstaub in den herumgetragenen Hut. Für den Hülfsbedürftigen, Schwachen und Kranken zeigte der Digger immer ein warmes Herz, wenn auch sein Aeußeres abstoßend und rauh war. Goldgraben und Goldwaschen sind Beschäftigungen, die weder die Reinlichkeit befördern, noch die Manieren verfeinern. In den Erinnerungen derer, die an den Goldfeldern lebten, ist mancher schöne Zug aufbewahrt von uneigennütziger und zartfühlender Mildthätigkeit, welche diese rauhen Männer übten.

Treues Zusammenhalten mit dem Mate, dem Kameraden, war die erste Pflicht des Diggers. Ein Betrug, ein Verrath das schwärzeste Verbrechen. Der Kamerad, dem das Gold zur Aufbewahrung anvertraut war, genoß das volle Vertrauen seiner Mitarbeiter; ein Zweifel an seiner Rechtlichkeit wäre ein nur mit Blut zu sühnendes Verbrechen gewesen, aber wehe ihm, wenn er dies Vertrauen verscherzte, sein Urtheil war schnell gefällt, denn Richter Lynch saß über ihn zu Gericht. Eine Stelle im einsamen Busch, ein Schuß oder zwei, ein Baum und ein Strick, das war der sichere Schluß der Tragödie.

Aber bis zum Tode und noch über das Grab hinaus blieb der Mate treu seinem Mate, der an ihm ehrlich gehandelt. Im Leben wie im Tode durfte er nichts auf ihm haften lassen, mit seinem Arm und seinem Revolver mußte er für ihn eintreten. Die Blutrache war ihm eine heilige Pflicht. „Du bist mein Gast heut Nacht," sagte ein Schäfer zu einem Wanderer, den er in der einsamen Hütte empfing, „und Du bleibst es bis morgen, wenn der Tag anbricht; aber dann mußt Du sterben. Ich sehe in Deiner Hand die Wasserkanne, die meinem Kameraden gehörte — da steht sein Name hingekratzt und der meinige —, den Du im Wald ermordet hast. Du mußt sterben, ich habe es meinem todten Mate geschworen." Und er hätte den Mann am nächsten Morgen niedergeschossen, in voller Gewißheit, eine Pflicht zu erfüllen, wäre nicht die Unschuld des Reisenden durch das Herzukommen eines Dritten klargestellt worden.

Solche Leute waren gefährliche Richter. Leicht vom Schein der Wahrheit betrogen, schien ihnen Gesetz und Recht eine Krankheit der modernen unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Sie urtheilten nach dem, was recht und billig schien, ohne zu erwägen, wie oft der Schein trügt. Daher kamen sie nicht selten in Collision mit der bestehenden Gesetzgebung und ihren Vertretern.

In der Nähe des Eureka-Hotel bei Ballarat fand man die Leiche eines Mannes. Aeußere Anzeichen gaben Grund zu der Vermuthung, daß hier ein Mord begangen sei, und der Verdacht heftete sich auf den Wirth des Gasthauses. Der Mann war unbeliebt, ja verhaßt und er verdiente diesen Haß, denn er hatte manchen glücklichen Digger erst mit seinem Fusel betäubt und dann beraubt. Aber Beweise für dieses schwere Verbrechen lagen nicht vor; das Gericht sprach ihn frei. Die Digger, schon vorher durch Maßregeln der Regierung erbittert, die sie drückend nannten, hielten ihr eigenes Gericht, und das Eureka-Hotel wurde mit Allem, was darin war, niedergebrannt. Der Wirth rettete nur das Leben. Einige Verhaftungen wurden vorgenommen; die Digger verlangten die Freilassung ihrer Kameraden, der Gouverneur schlug das Gesuch rundweg ab und sandte militärische Verstärkung. Sofort organisirten die Digger ihre Streitkräfte, ein starkes Verhau von Baumstämmen wurde errichtet, ihre Reiterei machte eine Excursion, schnitt einen Transport von Ammunition ab, und zerstörte dieselbe. Nun kam es zum offenen Kampfe. Die Barrikaden wurden mit bedeutenden Verlusten auf beiden Seiten erstürmt und die Aufrührer geschlagen. Sorgfältig nahmen sie ihre Verwundeten und Todten mit sich, man erfuhr nie, wer und wieviele gefallen waren. Und die Regierung machte der Bewegung in der besten Weise ein Ende, indem sie die Forderung der Aufständischen noch einmal einer unparteiischen Prüfung unterzog und gewährte, was schon längst hätte gewährt werden sollen. Das eigenthümliche wilde Leben, darf man sagen die Romantik der Diggings, eine solche, wie sie Bret Harte uns schildern konnte, ist längst vorüber. Australien hat seinen Bret Harte nicht gefunden, und die Gelegenheit ist verloren gegangen. Auch auf den Goldfeldern des nördlichen Queensland spielen sich die Scenen nicht ab, die Victoria auf seinen Alluvialgoldfeldern sah. Heute ist man ruhiger geworden. Der Betrieb hat andere Gestalten angenommen. Nicht mehr in Klumpen und Körnern kann der arme Mann mit Schaufel und „Cradle" das Gold aus dem Sande scharren, der Goldgräber hat in tiefe, kunstvoll getriebene Schachte zu steigen, bedeutende Kapitalien, Maschinen zum Heben, Stampfen und Ausscheiden des Goldes sind nöthig. Goldgräberstädte wie Sandhurst und Bendigo mit ihren prächtigen Banken, Hotels, Theatern, reichen Läden und wohlgekleideten Bewohnern sind jenen Plätzen sehr unähnlich, wie sie vor zwanzig Jahren erstanden und wie sie noch heute überall wie Pilze über Nacht aus dem Boden zu wachsen scheinen, wo sich nur immer das edle Metall findet.

Nur in Queensland werden noch immer Felder entdeckt, wo Gold mit leichter Mühe zu haben ist. Deswegen ziehen Chinesen in Tausenden dorthin und sie verlassen Victoria, das früher das Hauptziel ihrer Wanderungen war. Aber der Digger ist verständiger geworden. Viele, welche an den neuen Feldern arbeiten, sind alte „Hände", Männer, die Bendigo und Golden Gully in ihrer Blüthezeit kannten. Sie haben seit jenen Tagen gelernt, daß unter den vielen Nieten nur wenig Treffer sind.

Der Digger, so lange er bei der Arbeit ist, ist mäßig und trinkt nicht; das spart er sich für die Zeit auf, wenn die Grube ihren Ertrag nicht mehr giebt, und auch dann denken die meisten an die Zukunft. Der Aufenthalt in engen, feuchten Gruben, das Auswaschen des schmutzigen Stoffes, das Leben in rohen Hütten und Zelten, vor denen das Kochfeuer brennt, an dem in verkohlter Pfanne große Klumpen Fleisch gebraten werden, während die Asche als Backofen dient, der Mangel an Wasser zur Pflege des Körpers, das Alles ist nicht dazu angelegt, des Diggers äußere Erscheinung zur anmuthenden zu machen. Mit zottigem Haar und bärtigem, wettergebräuntem Gesicht, das ein breitkrämpiger Filzhut überschattet, im schweren wollenen Hemd und hohen Kniestiefeln, um den Leib den Gurt oder die Schärpe, in der der nie fehlende Revolver und das lange, zu allen Diensten bereite Schlachtmesser stecken, sieht unser

Goldgräber mehr einem Banditen ähnlich, besonders wenn er den dichten Schleier gegen die lästigen Fliegen über sein Gesicht zieht. Aber er ist mit seinen Waffen nicht mehr so schnell da als früher. Wehe dem, der sich dem Zelte eines Diggers nahte, ohne die Erlaubniß seiner Insassen einzuholen. Wenn nicht Dogge oder Bluthund ihn an der Gurgel packten, so streckte ihn sicherlich eine Kugel nieder. Das war die australische Interpretation jenes britischen Grundsatzes, daß das Haus des Engländers seine Burg ist. Damals hatte man Ursache, auf der Hut zu sein; heute wird's denen schwerer gemacht, welche von den Diggings Gold holen wollen, ohne zu arbeiten. Ordnung und Sicherheit sind hergestellt. Wäre es nicht wegen der überall dem Auge begegnenden Erdhaufen, der Winden und anderen charakteristischen Merkmale einer Goldstadt, man möchte meinen, in irgend einer ländlichen Ansiedelung des Innern zu sein.

So weit das Auge blickt, nichts wie ungeheure Haufen brauner Lehmerde neben den engen Gruben, über denen sich eine klapperige Winde erhebt, dazwischen überall die Baumstumpfe, Ueberbleibsel des Waldes, der die Hügelseiten bedeckte, elende Hütten und Zelte, Häuser und Buden mit schreienden Plakaten und Flaggen, nirgends wird man so versucht, das aurum irrepertum et sic melius situm auszurufen, als in einer australischen Diggerstadt.

Aber Ordnung und Gesetz sind auch in diesen ephemeren Niederlassungen eingezogen. Man lebt hier ebenso wie anderer Orten. Die Leute gehen zur Kirche, schicken ihre Kinder zur Schule, halten Meetings und geben sich gegenseitige Zweckessen mit Redeübungen gerade wie sonst in kleinen australischen Städten. Sie haben ihre Liebhaberconcerte, Young Mens Improvement Societies mit Liebhabertheater und imitirten Negerconcerten wie anderswo, sie geben ihre Bälle und plagen einander mit denselben Rangstreitigkeiten, wie in Krähwinkel. Trollope erzählt, wie ein kleines Golddorf in bedenkliche Aufregung versetzt wurde, weil sich die Frau des Posthalters und die Belle des Ortes weigerte, einen Ball zu besuchen, zu dem auch Ladenmädchen Zutritt haben sollten. Aber bei dem Ueberfluß an Tänzern und Mangel an Tänzerinnen wäre eine Exklusivität unzulässig gewesen. Das Meeting lehnte die Forderung der Frau Postmeisterin ab und der Ball wurde seiner schönsten Zierde beraubt. Aber das Fest war ein success trotz alledem. „Nachdem die frohen Theilnehmer auf der leichten fantastischen Zehe den Reigen geführt hatten, bis die ermüdete Natur ihre Rechte geltend machte, folgte ein Souper. Als die Tischdecke aufgehoben wurde, trat die rosige Gottheit wiederum ein und jagte mit Apollo's eifriger Hülfe die blasse Cynthia nieder in die westliche Welt; die bleiche Morgenröthe verkündete das Nahen des Tages, und der Gott mit dem Wagen kam zögernd herauf: Bacchus neigte sein Haupt, Momus' Einfluß war zu Ende." So feierte das lokale Blatt das wichtige Ereigniß.

Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana.

Nach den Aufzeichnungen von August Kappler, mitgetheilt von Dr. **Karl Müller-Mylius.**

I.

Die Auca-Buschneger sind theilweise die Nachkommen von jenen Buschnegern, welche im Jahre 1663 in den Urwald von Holländisch-Guyana entwichen, sich dort festsetzten und lange Zeit eine wahre Plage für die Kolonisten und ein Hemmniß für den Aufschwung der Kolonie bildeten. Sie stammen von den zahlreichen Negersklaven ab, welche die im Jahre 1663 aus Brasilien vertriebenen portugiesischen Juden mit sich nach Holländisch-Guyana brachten, als sie hier ein Asyl suchten und, um der gesetzlichen, für jeden Negersklaven zu entrichtenden Kopfsteuer sich zu entziehen, sich ins Innere begaben, in das Mittelland am Surinam, welches noch von damals her den Namen der „Juden-Savanne" führt, und ihre Neger veranlaßten, in die Wälder zu fliehen, bis die Einschätzung vorüber sein würde, in der Hoffnung, daß die Schwarzen mit der Zeit von selbst wieder von dort zurückkehren würden. Dies geschah jedoch nicht, denn die Neger vereinigten sich mit den aus Surinam entflohenen Negersklaven, gründeten Dörfer und wurden bald so zahlreich und gefürchtet, daß die Kolonie blutige Kämpfe mit ihnen führen, sie mehr als einmal durch Bestechungen, Kopfgelder und Geschenke kirre machen und 1760 vertragsmäßig ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit als Volk und ihr Eigenthumsrecht auf die von ihnen bewohnten Landstriche anerkennen mußte. Die Verhältniffe sind nun aber andere geworden, theils in Folge der Aufhebung der Negersklaverei in Holländisch-Guyana vom Jahr 1863, theils in Folge der starken Decimirung der verschiedenen Stämme der Bosch-Neger durch Lepra (Aussatz), Pocken, Syphilis ꝛc. Die Gruppe der Auca-Buschneger, etwa 1200 bis 1300 Köpfe stark, am obern Maroni und seinen westlichen Zuflüssen, namentlich am Tapanahoni, wohnend, geberdete sich in den funfziger Jahren mehrfach feindselig gegen die holländische Kolonialregierung und diese beauftragte einen der den Aucas zunächst wohnenden Beamten, den Posthalter August Kappler (einen geborenen Württemberger), zu den Aucas zu reisen und sich mit ihren Anführern ins Einvernehmen zu setzen. Herr Kappler, der Verfasser der Schrift: „Sechs Jahre in Surinam" (Stuttgart 1854), ist nach einem Aufenthalt von 44 Jahren in Holländisch-Guyana im vorigen Jahre von dort in sein Geburtsland zurückgekehrt und damit beschäftigt, seine Erlebniffe, Erfahrungen und Anschauungen in einem lehr- und gehaltreichen Werke über das noch so wenig bekannte niederländische Guyana niederzulegen, welches demnächst erscheinen soll. Aus den Aufzeichnungen, denen das projektirte Werk seinen Ursprung verdankt, entnehmen wir die nachstehende interessante Reiseschilderung und lassen den Verfasser selbst erzählen:

Seit der Vertheilung von Geschenken an die Auca- oder Aucaner-Buschneger waren wieder acht Jahre verflossen, und obwohl ihnen seit 1856 die Erlaubniß zugestanden worden war, ohne jegliche Kontrole nach der Stadt und den Pflanzungen zu kommen, so hatten sie doch die Regierung abermals um die Austheilung der Geschenke angegangen. Statt aller Antwort hatte man sie darauf hingewiesen, wie leicht es ihnen jetzt sein würde, durch Arbeit auf den Pflanzungen, durch Schlagen und Verkaufen von Bauholz u. s. w. Geld zu verdienen, was ihnen früher schwerer war, da sie nur in beschränkter Zahl nach den Ansiedelungen in der Kolonie

kommen durften. Die Regierung hegte zwar schon längst den Wunsch, diese unabhängigen, im scheußlichsten Fetischdienst lebenden Neger zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren; allein mit Ausnahme einiger Paramaca- und Bekon-Musinga-Buschneger hatten sich nur wenige bekehren lassen, die mährischen Brüder hatten erfolglos unter ihnen gewirkt, und am Maroni war bisher noch nicht einmal ein Versuch zu solchen Bekehrungen gemacht worden. So erhielt ich denn im Oktober 1857 vom Gouverneur den Befehl, zu den Buschnegern zu gehen und im Namen desselben bei ihnen anzufragen, ob sie einen Missionär unter sich aufnehmen würden, welcher sie im Christenthum unterrichte, und ihrem Gran-man oder Oberhaupt den aufmunternden Wink zu geben, er solle bei der Regierung um Gewährung eines Jahresgehalts einkommen, durch welchen man der lästigen Geschenke enthoben zu werden hoffte. Ich nahm daher mein kleines Boot, welches ich mit einem Schutzdach von grüner Leinwand überspannte, packte meine Siebensachen, als Kleider, Proviant, Pflanzentrocknenmaschine, Schmetterlingskästen ꝛc., zusammen, miethete mir drei Indianer: Asaicumanali, Kobajali und Bamu, und fuhr am 2. November 1857 von Albina am untern Maroni ab. Ein guter Wind brachte uns bald an den Siparawini-Creek [1]), wo ein brasilischer Indianer Namens Rinaldo sich angesiedelt hatte und wo wir denn auch die Nacht zubrachten. Da die Ufer des Flusses um vieles höher sind, als diejenigen der anderen Ströme, so ist die Vegetation auch um vieles kräftiger und meist schon die des Hochlandes, ganz verschieden von den Mangrove-Ufern oder den Pina- und Macircen-Waldungen, welche die Cottica und die sonstigen Ströme des Landes oft viele Meilen landeinwärts umgürten. Schon bei Albina, also nur fünf Wegstunden vom Meere, wird das Land hügelig, während am Surinam die erste und noch vereinzelte Erhebung des Bodens bei der verlassenen Pflanzung Rac-à-Rac, also elf Stunden vom Meere, sichtbar wird. Da der Fluß eine Menge Inseln von verschiedener Form und Größe hat, so bietet er — abgesehen von einer kräftigern und mannigfaltigern Vegetation, als in den niedrigeren und tieferen Gegenden der Kolonie — mehr Abwechselung, wenn man auch das Malerische und Wildromantische, was man in Brasilien oder anderen Tropenländern bewundert, hier nicht findet, wo Kultur die wuchernd reiche Natur theilweise verdrängt hat, oder wo kahle Felsen und unfruchtbare Gebirge mit dem reichen Pflanzenwuchse der Niederungen abwechseln. Hier hat man immer dieselben waldigen Ufer mit den von Schlingpflanzen aller Art durchrankten Bäumen, Palmen und Büschen, welche unmittelbar im Wasser wurzeln oder ihre Aeste und Zweige von der Strömung bespülen lassen, immer dieselbe Vegetation, deren verschiedene Blattformen, Nüancen von Grün, verschiedene Größe, Form und Farbenpracht der Blüthen das Auge zwar entzücken, aber auf wochen- und monatelangen Reisen durch die Eintönigkeit des Gesammteindrucks endlich doch ermüden. Man findet am Maroni nicht den von der Meeresfluth überschwemmten Boden der übrigen Flüsse Surinams, welchen die Holländer bei Anlegung ihrer Pflanzungen so trefflich auszunutzen verstanden. Der Fluß kommt aus Südsüdwest und strömt bei dem Indianerdorfe Magrli, etwa acht Wegstunden vom Meere entfernt, zwischen mehreren großen und kleinen Inseln hindurch, welche sämmtlich dicht bewaldet und unbewohnt sind. Nur auf der größten derselben haben die Gebrüder B., fleißige und intelligente Franzosen, eine Kaffeepflanzung angelegt und bauen auch Manioc, zur Bereitung von Cassava, welche nach Cayenne ausgeführt wird. Gegenüber von dieser Insel, welche bei den Franzosen Ile Portal heißt, steht auf der Seite des holländischen Ufers und ganz nahe beim Lande ein runder Felsen, welcher etwa 20 m im Umkreis halten mag und bei starker Meeresfluth beinahe ganz überschwemmt wird. Als wir an diesem Felsen vorüberfuhren und ich ihn in meiner Karte verzeichnete, fragte ich die Indianer nach dem Namen desselben, und hörte, er heiße Timêre. Nun bezeichnen die Kariben ein Tuch mit gedruckter Zeichnung ebenso, und auch der mit eingehauenen Figuren bedeckte Felsen, welchen Schomburgk am Correntin-Flusse fand, hieß Timêre, woraus ich schloß, daß dieses Wort Alles bedeute, was gedruckt, gezeichnet und gemalt, überhaupt figurenreich ist. Auf meine Erkundigung nun, warum denn der Felsen diesen seltsamen Namen führe, erklärten mir die Indianer zu meinem Erstaunen, es seien auf jenen Felsen allerlei Figuren eingegraben. Ich fuhr natürlich sogleich zurück, und da die Fluth erst eintrat, so fand ich denn auch sogleich die Figuren, nämlich mehrere etwa 1 Meter hohe tanzende menschliche Gestalten, deren Kontouren ungefähr 2 bis 3 mm tief in den Granit eingeritzt waren. Außerdem bemerkte ich noch mehrere runde schalen- oder napfartige Vertiefungen von ungefähr 30 cm Durchmesser und 4 cm Tiefe, welche früher vielleicht zum Zerreiben irgend einer Substanz gedient haben mochten. Mehrere derartige Vertiefungen finden sich auch an den Felsen auf dem rechten Ufer des Maroni, etwas oberhalb der Strafkolonie St. Laurent, welche bei den Franzosen La Roche bleue heißen. Ich hatte sie immer nur für Wirkungen des Wassers gehalten, aber sie können ebensogut von Menschenhand herrühren und sollen, wie Schomburgk aus der Versicherung der Indianer entnahm, durch anhaltendes Reiben von Quarz hergestellt werden. Mir sind zwar keine ähnliche Bildwerke in anderen Theilen von Surinam bekannt, allein die Franzosen versicherten mich, daß auch beim Mont d'argent am Aprouak derartige Felsen mit eingehauenen oder eher eingeritzten Figuren seien. Ohne Zweifel giebt es deren noch manche andere in Guyana, welche nur noch nicht entdeckt sind, denn man muß sehr genau hinsehen, um die Zeichnungen zu erkennen.

Etwas oberhalb der vorerwähnten Ile Portal, welche etwa eine Wegstunde lang ist, liegt auf der holländischen Uferseite eine nahezu ebenso große, an deren südlichem Ende das Indianerdorf Blaherebo steht. Der Fluß ist hier ungefähr ein Kilometer breit, hat in der Mitte eine ganze Reihe kleiner niederer Eilande und ist in der trockenen Jahreszeit so voller Sandbänke, daß man nur am rechten, französischen, Ufer fahren kann. Unterhalb des Siparawini liegt eine hohe Insel, Guidola, auf welcher sich ungefähr zwanzig aus Parà in Brasilien ausgewiesene Farbige und Neger angesiedelt haben, zu deren Vorstand die französische Regierung einen brasilischen Neger Namens Bastian ernannt hat. Die Leute leben in etwas besseren Hütten, pflanzen Manioc und nähren sich von dem Erlös des entbehrlichen Ertrages und vom Fischfang. Sie sind Katholiken und haben eine eigene Hütte zu einer Kapelle eingerichtet, worin bisweilen ein französischer Priester, wenn ihn sein Weg hier vorüberführt, en passant die Messe liest. In diesem Gottesdienst besteht vorwiegend ihr Christenthum, das ihnen nur einen sehr oberflächlichen Firniß giebt; daneben aber sind sie noch ebenso uncivilisirt und wo möglich noch abergläubischer als die einheimischen Indianer, halten aber doch viel auf Putz und Kleidung.

Am Morgen des 3. verließen wir Rinaldo, passirten schon um zehn Uhr die Stromschnelle von Armina und

[1]) Sparonini auf der Karte von Guayana, „Globus" XXXVII. S. 2.

kamen zu dem nun verlassenen Posten. Bis hierher war mir der Fluß wohl bekannt; jetzt aber kam ich in ein mir ganz unbekanntes Land. Eine gute Wegstunde oberhalb Armina mündet auf holländischer Seite eine große Creek, die Merian-Creek, in den Maroni, in welchem sich mehrere Inseln und zwei kleine Stromschnellen vom holländischen zum französischen Ufer hinüberziehen. Da meine Indianer in der Nähe dieser Creek in einem Sumpfe, welcher zur damaligen Jahreszeit beinahe ausgetrocknet sein mußte, Fische zum Abendbrot holen wollten, so befestigten wir die Corjal und wanderten westwärts durch den Wald, wo wir nach einem Marsch von zehn Minuten an einen Tümpel kamen, welcher von einer unglaublichen Menge kleiner aalartiger Fische, Lockolocko, und noch viel seltenerer, Marrappa, wimmelte. Von diesen nahmen wir, soviel wir nur tragen konnten, brachten sie nach dem Boote zurück und setzten unsere Reise fort, passirten die Insel Paru, schlugen am Südende der Insel Tichinaibao unser Nachtlager auf und bereiteten uns von den gefangenen Fischen ein Abendbrot, welches uns köstlich mundete.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort und hatten zur Linken die sehr lange Insel Seriatango, an welcher der Fluß beinahe zwei Stunden lang frei von Inseln und in einer Richtung aus Südost vorüberströmt, um dann eine große Bucht zu bilden, welche voller Stromschnellen, Inseln und Sandbänke und unter dem Namen Bonidoro bekannt ist. Das Wasser ist so seicht, daß ich in demselben neben dem Kahne herwanderte, während die Indianer die Corjal zogen; in dem Fahrwasser, das keine sechs Zoll tief war, schwammen mehrere große Süßwasserrochen, Fische, welche bei einer Breite von $2^1/_2$ Fuß ebenso lang und oben dunkelolivenfarbig mit runden schwarzen Flecken gefärbt sind; der acht bis neun Zoll lange Schwanz ist mit einem vier Zoll langen und zwei kleineren, mit Widerhaken versehenen Stacheln bewehrt, womit dieser behende Fisch den Verfolger sehr gefährlich verwunden kann; denn jede Verwundung durch diese Stacheln zieht Jahrelange Leiden, ja selbst den Tod nach sich, weshalb manche wilde Stämme sich dieser Stacheln als Speer- und Pfeilspitzen bedienen. Bamu schoß zwei ungeheuer große Exemplare, welche mit dem Pfeil im Leibe davon schwammen, und deren sich die Indianer nur mit der größten Vorsicht zu bemächtigen vermochten.

Schon unterhalb Armina und jetzt am obern Strom auf allen Felsen erscheint die wohlriechende Guave (Psidium aromaticum), welche auch an allen anderen oberen Flüssen Guyana's vorkommt und eine kleine, kaum eßbare Frucht trägt. Auch ein weißblühendes stacheliges Solanum besäumt die Ufer. Man sollte nicht glauben, daß auf diesen kahlen Granitfelsen noch ein Gewächs fortkommen könnte, ohne von den sengenden Strahlen der glühenden Sonne ausgedorrt zu werden; allein kaum legt das Wasser sie bloß und läßt nur eine schwache Spur von Schlamm darauf zurück, so entwickelt sich in diesem ein rasenbildendes Pflänzchen mit weißen Blüthen, die einen ganzen Teppich bilden und in deren Kelchen Schwärme von wilden Bienen Nahrung finden. In den Felsenlöchern oder in Becken, welche von Felsen eingeschlossen sind, findet man die sonderbaren Knochen- oder Panzer-Welse, welche hier in anderen Species als am Meere, jedoch in ebenso großer Menge vorkommen. Dieser Fisch, der Harnischwels oder Loricaria cataphracta oder dura der Naturforscher, ist schwärzlich von Farbe, mit Panzerschildern und Stacheln bedeckt, selten über einen Fuß lang (nur 20 bis 25 cm), und sehr scheu und vorsichtig, so daß er sich blitzschnell in Felsenlöchern versteckt, wenn er Gefahr wittert.

Auf den Inseln im und den Klippen am Strom nistet und brütet überall eine Ziegenmelker-Art, welche unter den Felsenblöcken sich versteckt und ihre beiden rothgefleckten Eier ausbrütet. Die Jungen sind dann im November ausgewachsen, zu welcher Zeit in der Regel die ersten Regen fallen und die Flüsse wieder anschwellen, so daß alsdann die Vögel ihre Standquartiere auf den Felsen verlassen und sich wieder in die Wälder flüchten müssen. Die Felsenspalten beherbergen außerdem noch eine Menge Fledermäuse, welche trotz der Backofenhitze der von der Sonne durchwärmten Felsplatten klumpenweise und dicht gedrängt neben einander sitzen und von den anschwellenden Gewässern ebenfalls verjagt werden, worauf sie ihre alten Schlupfwinkel in hohlen Bäumen oder ihre lustigen Sitze unter den breiten Blättern der Helikonien wieder aufsuchen. In den Wasserfällen und Stromschnellen wächst die Lacis (eine Podostemacee) mit ihren rothen Blüthenähren und stacheligen lederartigen Blättern, welche sich an die Steine anklammern und diese ganz bedecken, was den Transport der Corjalen über die Felsen sehr erleichtert und die Reibung abschwächt. Wo diese Pflanze in Menge wächst, da findet sich auch der wohlschmeckende Pacu, ein großer breiter Sägesalm, Serrosalmo nigricans oder Piraia, von schwärzlicher Farbe und einem Gewicht bis zu funfzehn Pfund, den man mit Pfeilen erlegt, wenn er gegen den Strom schwimmt.

Von Bonidoro zieht sich der Fluß wieder in südlicher Richtung wohl zwei Wegstunden weit ohne Fälle und Stromschnellen hin und weist nur einige Inseln in der Mitte auf. Oberhalb einer derselben mündet am holländischen Ufer die bedeutende Paramacca-Creek, an deren Binnenlauf schon seit Jahren sich Neger angesiedelt haben, welche von den Plantagen weggelaufen waren und die nun an der Tempati-Creek den dort arbeitenden Buschnegern Holz für die Pflanzungen fällen helfen. Gegen Westen und Süden gewahrt man hier in einer Entfernung von ungefähr zwei Wegstunden vom Ufer hohe Bergzüge, welche bei den Indianern die Anoso-Berge heißen. Eine Wegstunde oberhalb der Paramacca-Creek treten zwei Höhenzüge dicht an den Fluß heran und verengen ihn so, daß er hier höchstens 500 bis 600 Fuß breit sein kann; er erweitert sich dann aber bald wieder zu einer breiten Wasserfläche, aus welcher sich vier schöne Inseln erheben. Auf der zweiten derselben schlugen wir unser drittes Nachtquartier auf. Von hier aus beschreibt der Fluß eine große Kurve aus Südosten, und wir erreichten am Mittag die Insel Weremerenu ganz in der Nähe der unteren Pedrosungo-Fälle (Peter-Soungou der erwähnten Karte). Der Strom bildet hier eine beckenartige Strecke von ungefähr zwei Wegstunden Breite, worin sein Bett von zahllosen Felsenriffen und Bänken wimmelt. Am holländischen Ufer sind zahlreiche fortlaufende Fälle; am französischen aber, dem wir entlang fuhren, eine etwa zwei Wegstunden lange anhaltende Stromschnelle, über welche hinauf zu pagaien den Indianern nur mit Mühe gelang. Zahllose Inseln, zwischen denen die Gewässer der Stromschnelle tosend hindurchrauschten, ließen wir rechts liegen, links war eine Art natürlichen Wehres von sechs bis acht Fuß Höhe, über welches das Wasser eines teichartigen Bassins sich in die Stromschnelle ergoß, welche aus Nordost kommend sich in einem Halbkreis nach Süd, Südwest und zuletzt ganz westlich wandte und am Ende aus vielen Kaskaden von zwei bis drei Fuß Höhe bestand, über welche unsere Corjal ohne große Schwierigkeit emporgezogen wurde, worauf wir uns plötzlich wieder in ruhigem Wasser befanden. Die ganze Höhe sämmtlicher Pedrosungo-Fälle mag nach meiner Schätzung etwa funfzig Fuß betragen. Eine halbe Stunde

weiter schlugen wir unser Nachtlager auf und ich glaubte mich in die obere Cottica versetzt, da wo bei der Pflanzung Groot Marseille die verschiedenen Arme der Cottica die Eilande bilden, hinter welchen die Pflanzungen Pern und Montresor liegen. Hier war jetzt keine Spur mehr von Berg, Felsen oder Bänken — Alles lag tief unter uns, und kaum hörte man noch das Brausen der Pedrosungo-Fälle, welche am holländischen Ufer die Fahrt so gefährlich machen. Am 6. November gelangten wir nach einstündiger Fahrt wieder in ein Labyrinth von Felsblöcken und Riffen von sechs bis acht Fuß Höhe, welche sämmtlich schief unter einem Winkel von 45° im Flußbett standen und einen höchst sonderbaren Anblick gewährten. Abermals folgte eine Stromschnelle auf die andere, und wir sahen nur das holländische Ufer, während das französische hinter zahllosen Eilanden versteckt lag. Erst nachdem wir die Fälle von Gumschutu passirt hatten, sahen wir wieder beide Ufer des Stromes, welcher hier wohl eine Wegstunde breit sein mochte und ein großes seichtes Becken mit wenigen Inseln, aber desto mehr Bänken bildete, auf dem französischen Ufer eingefaßt von einem etwa 2000 Fuß hohen dichtbewaldeten Höhenzuge, während auf der holländischen Seite etwas südlicher sich ein minder hoher aber sehr steiler Berg erhob. Wir passirten auf der linken Seite die bedeutende Jaka-Creek, und schliefen auf einer Strominsel in der Nähe der wohl zehn Fuß hohen Maubari-Fälle. Wir lebten herrlich und in Freuden, denn außer einem großen Hokko (Crax alector), welcher sehr fett war, hatten die Indianer einen schönen Haimara (Macrodon Trahira) und drei Zitteraale geschossen, so daß wir noch Proviant genug für den nächsten Tag übrig hatten. Das ganze Eiland, kaum hundert Schritte im Umkreis haltend und dicht bewaldet, und mit einem ganz neu mit Palmwedeln bedeckten Kamp, war umgeben von einem förmlichen Gürtel einer ungemein reich blühenden Passiflore, welche schon bei Armina vorkommt, aber hier besonders üppig gedieh; die schneeweiße Blüthe hat einen Durchmesser von etwa fünf Zoll und goldgelbe Pistille, wird in den Morgenstunden umschwärmt von einer Unzahl von Kolibris, Bienen und Schmetterlingen und verbreitet einen lieblichen Duft, welcher aber in der Nähe so stark ist, daß er beinahe Uebelkeit erregt. Jetzt näherten wir uns, am 7. November, unter anhaltenden Stromschnellen, wobei wir den zehn Fuß hohen Maubari- und den sechs Fuß hohen Singadede- (Singa-Tetey) Fall zu passiren hatten, dem größten aller dieser Wasserfälle, dem Poligudu. Bei den beiden erstgenannten war ich über die Felsen emporgeklettert, während die Indianer beim ersten kleine Kaskaden benutzten, um den Kahn über die schlüpfrigen Blätter der Lacis zu ziehen, beim zweiten aber die Stricke ihrer Hängematten zusammenbanden und so die Corjal hinüberbrachten. Beim Poligudu-Fall aber stürzt das Wasser aus einer Höhe von mindestens achtzehn Fuß herab, und da die Indianer keinen Weg durch die Menge kleiner Eilande kannten, so wurde die Corjal ausgeladen und alles nach und nach auf die Felsen oberhalb des Falles geschafft. Unterhalb des Falles bemerkte ich mit Erstaunen, wie durch die Wucht des Wassersturzes ganze kesselförmige fußtiefe und fußbreite Löcher in den harten Felsen entstanden waren, worin eine Menge kleiner Steine fortwährend umhergetrieben und zuletzt ganz rund abgeschliffen wurden, im verjüngten Maßstabe gerade so wie die bekannten aus der Eiszeit herrührenden Löcher im Gletschergarten zu Luzern. Alle Felsen waren in der Höhe, wo sie zur Regenzeit unter Wasser gesetzt wurden, mit einer schwarzen Kruste von Braunstein-Oxyd bedeckt, wie Schomburgk diese Erscheinung auch am Essequibo wahrnahm.

Noch vor zwölf Uhr Mittags waren wir im Tapanahoni, einem schönen, ungefähr 300 Fuß breiten Flusse, auf dessen linkem Ufer etwa eine Viertelstunde aufwärts das Dorf Poligudu liegt. Etwa hundert Schritte vom Fluß entfernt, besteht es aus ungefähr vierzig elenden Hütten, in denen die Nachkommen jener schwarzen Soldaten hausten, welche im Jahre 1805 ihre Offiziere und die weiße Besatzung der Forts Oranjebo und Armina ermordet und sich hierher geflüchtet hatten. Von jenen Meuterern selbst war nur noch ein Einziger übrig, welcher aber zur Zeit jener Katastrophe noch ein Knabe gewesen sein mußte. Die ganze Einwohnerschaft von Poligudu besteht nur aus ungefähr vierzig Personen, worunter höchstens sechs bis acht arbeitsfähige Männer. Vielleicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung ist mit Aussatz, der entsetzlichsten aller Krankheiten, behaftet, gegen welche es gar kein Heilmittel giebt. Die Hütten bestehen aus vierkantig behauenen Pfosten und einem Dach aus den Blättern der Comopalme; die Mehrzahl dieser Hütten hat ein mit Palmlatten verschaltes Kämmerchen, worin die Familie schläft, während der vordere, von allen Seiten offene Raum der Hütte jener den ganzen Tag über zum Aufenthalt und auch zur Küche dient. Der Estrichboden dieser Vorhalle, ohne alle Bretter, ist immer reinlich gefegt, Töpfe, Kalebassen und Teller sind immer gut gewaschen und auch der Umkreis der Hütte stets reinlich gehalten. In einer Menge kleinerer derartiger Häuser sind die Fetische dieser Neger untergebracht, hölzerne mit einer weißen Thonerde (der sogenannten Pimba) getünchte Puppen, Garnituren von dürren Grashalmen u. s. w., zwischen welchen Töpfe mit Wasser stehen, worin Algen oder andere geheimnißvolle Kräuter aufbewahrt werden, denn die Religion dieser Neger ist ein furchtbarer Aberglaube und Götzendienst. Stets sieht man Wäsche zum Trocknen aufgehängt, und ist ein Kleidungsstück verschossen und unscheinbar, so wird es sogleich in einem Absud von Indigo wieder aufgefärbt, welcher um die Hütten herum wild wächst. Im Dorfe selbst sah ich vier kleine Bronze-Kanonen, welche die entfliehenden Negersoldaten einst vom Posten Armina mitgenommen hatten und die ihnen nun ganz nutzlos waren. Vergebens bot ich für jede derselben ein Doppelgewehr, allein sie wollten sich nicht von den Trophäen ihrer Voreltern trennen. Ich wurde natürlich von allen Seiten angebettelt, und beeilte mich daher, nach dem zunächst liegenden Dorfe des Buschneger-Kapitäns Makosso zu kommen. Dieses Dorf, Guidappu, liegt ebenfalls auf dem linken Ufer in der Nähe einer unbedeutenden Stromschnelle, die sich über den ganzen Fluß erstreckt, und mag eine Bevölkerung von ungefähr 120 Personen enthalten. Die Hütten sind ganz so gebaut, wie diejenigen von Poligudu, und umgeben von einem förmlichen Wald von Apfelsinenbäumen, deren köstliche Früchte in Menge auf dem Boden lagen und unbenutzt verfaulten. Auch hier waren sehr viele Fetischhäuser und in denselben aus Holz geschnitzte Säbel, Urnen, Götzenbilder u. s. w. zu sehen, alle mit jenem weißen Pfeifenthon beschmiert, welcher sich ganz in der Nähe des Dorfes Poligudu findet. Selbst die Hunde, welche hier klapperdürr sind wie alle Buschnegerhunde, waren hier je mit einem Talisman oder Obia behangen, der ihnen Glück auf der Jagd verleihen sollte; diese Obias, meist in Käferhörnern, Knöchelchen, Vogelfedern, Landschnecken und dergleichen bestehend, waren den Hunden um den Hals gebunden. Auch an den Aesten und Zweigen der Bäume hingen Schildkrötenschalen, getrocknete Eidechsen, Stücke von Termiten, Austern u. s. w., um vermeintlich den Bäumen Fruchtbarkeit zu verleihen. Makosso, welchen ich schon seit lange kannte, hieß mich mit großer Freude willkommen, gab mir

zwei junge Bursche mit, um mich nach dem Dorfe des „Grau-mau“ zu geleiten, und versprach mir, am andern Tage nachzukommen, um ebenfalls an dem Gruttu oder der Zusammenkunft und Besprechung mit den Buschneger-Häuptlingen theilzunehmen. Oberhalb Guidappu kam der Fluß beinahe immer aus Südwesten, wir passirten eine Menge Eilande und erreichten bei einbrechender Dämmerung das ebenfalls auf einer Insel gelegene Dorf Manlobi, wo mir der Kapitän Jaki eine Hütte zum Uebernachten anwies und mich mit vielem unnützen Geschwätz belästigte. Ueberall erhielt ich Apfelsinen zum Geschenk, welche zu Hunderten auf dem Boden verfaulten; aber die Buschneger erwarteten dafür ein Gegengeschenk, bestehend in Tabak, Pulver, Schrot und allem andern, was sie gerade gebrauchen konnten.

Nekrologe.

— Am 28. Nov. 1879 starb Kapitän C. J. F. Smith-Forbes, Deputy-Commissioner von Tharawadi in Britisch-Birma, Verfasser des Werkes „British Burmah and its People“ und zweier wichtiger philologischer und ethnologischer Abhandlungen, welche im „Journal“ der Royal Asiatic Society (April 1878) erschienen: über „Thibeto-birmanische Sprachen“ und „Der Zusammenhang zwischen den Mons in Pegu mit den Kols in Central-Indien.“

— William Couperus Macleod, geboren 16. September 1805 in Pondicherry, trat 1822 in die indische Armee und nahm am ersten englischen Kriege gegen Birma (1824 bis 1826) Theil. 1829 wurde er dem „Commissariat Department“ attachirt, und einige Jahre später einer Kommission beigegeben, welche die Grenze zwischen Birma und dem unter englischem Schutze stehenden Staate Manipur feststellen sollte. Er benahm sich dabei mit großer Umsicht und Geschicklichkeit; sein Bericht über die durchreisten Gegenden wurde aber nie veröffentlicht. Für eine Karte des Landes zwischen dem Irawadi und dessen großem westlichen Zuflusse Kyendwen erhielt er die Anerkennung der Regierung ausgesprochen. Im November 1834 wurde er zum „junior assistant“ des Kommissionars der Tenasserim-Provinzen (die Küste südlich von Molmain begreifend) ernannt und in Merqui, dem südlichsten Bezirke, stationirt. Ende 1836 erhielt er von dem Kommissionar den Auftrag, in das Innere von Hinterindien und zwar bis an die Grenze Chinas vorzudringen, um Handelsverkehr mit der Provinz Jünnan anzubahnen. Am 13. December brach er auf, ging nach Zimme oder Xiengmai am obern Me-nam, zog dort von chinesischen Kaufleuten Erkundigungen über seine weitere Route ein und erreichte am 26. Februar Kiang-tung, den Hauptort des größten, unter birmanischer Oberhoheit stehenden Schan-Staates, welcher seitdem nur noch zweimal von Europäern, 1866 von der französischen Mekong-Expedition, und 1870 von dem Missionär Cushing, besucht worden ist. Am 9. März traf er in Kiang-hung am Mekong, gleichfalls der Residenz eines Schan-Staates, ein, wo ihm die Weiterreise nach dem nahen Jünnan verwehrt wurde und er umkehren mußte. Die chinesischen Behörden in Jünnan gaben ihm den merkwürdigen Bescheid, daß sie alle ihre Geschichtsbücher nachgeschlagen, aber keinen Präcedenzfall dafür gefunden hätten, daß ein Offizier auf diesem Wege China betreten hätte; er möge sich nach Canton wenden. Am 27. Mai 1837 traf er wieder in Molmain ein, nachdem er recht eigentlich in das Herz einer terra incognita eingedrungen war; sein Bericht, von welchem zuerst nur ein Auszug in Bd. 4 des „Journal of the Asiatic Society of Bengal“ erschien und der erst 1869 ganz gedruckt wurde, bildete bis 1870, wo Garnier's Reisewerk über die Mekong-Expedition erschien, die einzige Quelle über jene Länder; seine Route findet sich auf H. Kiepert's Karte zu Bastian's hinterindischer Reise verzeichnet.

Macleod diente dann weiter im Heere, abwechselnd in Vorder- und Hinterindien, bis zum Jahre 1868 und starb am 4. April 1880, 74 Jahre alt, in Gloucester Gardens.

— Im April 1880 starb Mr. Robert Fortune, ein wohlbekannter Reisender und Botaniker. Er war 1813 geboren und zuerst in den botanischen Gärten in Edinburg und Chiswick angestellt. 1843 bis 1845 ging er zum Zwecke des Pflanzensammelns nach China und schrieb nach seiner Rückkehr „Three Years Wanderings in China“, das bald eine zweite Auflage erlebte. 1848 sandte ihn die Ostindische Kompagnie wieder nach China, um die Theepflanze zu studiren; seine Beschreibung dieser Reise (Two Visits to the Tea Countries of China) brachte es auf drei Auflagen. Eine dritte Reise beschrieb er in „Residence among the Chinese 1853 — 1856“. v. Richthofen (China I, S. 705) spricht von Fortune's Reisen und Büchern mit hoher Anerkennung: „Die verschiedenen Reisen, welche derselbe in den Provinzen Tschekiang, Fokiën und Kiangsu ausgeführt hat, sind durch seine ebenso belehrend als anziehend geschriebenen und viel gelesenen Werke sehr bekannt geworden, und die letzteren lassen sich, was den Einfluß auf die Bildung der populären Vorstellungen von China und den Chinesen, insbesondere in England, betrifft, nur mit denjenigen von Staunton, Oliphant und Davis vergleichen. Selbst die in ihnen enthaltenen Zeichnungen der Landesbewohner bei ihren verschiedenen Beschäftigungen gaben die stereotypen Figuren, die man sich als Staffage chinesischer Landschaften dachte. Fortune mußte stets vorsichtig und in Verkleidung reisen, und es ist seiner Klugheit und Discretion hohe Anerkennung zu zollen, da diese Eigenschaften allein es ihm ermöglichten, so viel zu erreichen. Noch jetzt sind seine Bücher die besten über die leicht erreichbaren Gegenden, welche sie betreffen.“ Vor etwa 14 Jahren ließ sich Fortune, welcher es, unähnlich den meisten Pflanzensammlern, zu Wohlstand gebracht hatte, in Schottland nieder und trieb Landwirthschaft.

— Der Missionär Pater Horner (geb. 20. Juni 1827 in Schönenburg im Elsaß) starb am 8. Mai d. J. in Cannes, wo er seine durch siebzehnjährigen Aufenthalt an der Zanzibarküste erschütterte Gesundheit wiederherzustellen gedachte. Im Jahre 1863 war er dorthin gegangen und hat daselbst mehrere religiöse und philanthropische Institute errichtet. Während jener ganzen Zeit hat er stets zu allen Missionären, auch solchen anderer Konfession, welche durch Zanzibar kamen oder an der Ostküste beschäftigt waren, die besten Beziehungen unterhalten; sein Tod ist für jenes Gebiet und dessen Civilisirung ein empfindlicher Verlust.

— Karl Petersen, Nordpolfahrer, starb am 24. Juni dieses Jahres in der Nähe von Kopenhagen. Geboren 1813, verließ er früh sein Vaterland Dänemark und lebte in Westgrönland als Böttcher. 1850 lud ihn Kapitän Penny, der mit den Schiffen „Lady Franklin“ und „Sophia“ zur

Aufsuchung Franklin's ausgeschickt war, ein, ihn zu begleiten, und er leistete den Engländern ebenso ausgezeichnete Dienste, wie später dem Dr. Kane, Sir Leopold M'Clintock im „Fox" und 1861 den Professoren Torrel und Nordenskjöld auf Spitzbergen. Dann erhielt er von der dänischen Regierung einen Posten als Leuchtthurm-Aufseher auf Seeland. Er war kein gelehrter Mann, verfaßte aber doch 1860 eine Beschreibung der M'Clintock'schen Reise unter dem Titel „Den Sidste Franklin-Expedition". Sein Beispiel fand unter den Dänen in Grönland und den Eskimos manche Nachahmung, aber keiner leistete so viel wie er, und erlangte solchen Ruf als praktischer Nordpolfahrer.

— Am 29. Juni starb in Breslau der ordentliche Professor der Geschichte, zugleich Professor der Geographie, Dr. Karl Neumann. Geboren am 27. December 1823 zu Königsberg, wurde er ursprünglich zum Elementarlehrer bestimmt und besuchte erst von 1838 an das Gymnasium. 1842 bezog er die Universität und promovirte 1852. Ohne jede Mittel, mußte er als Hauslehrer und durch literarische Arbeiten seinen Unterhalt gewinnen. 1856 erschien sein leider unvollendet gebliebenes Hauptwerk: „Die Hellenen im Skythenlande". Besondere Verdienste erwarb er sich dann um die Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", deren Redaktion er mit besonderer Sorgfalt und Hingabe von 1856 bis 1860 (Neue Folge Bd. 1 bis 9) führte. 1859 zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Breslau ernannt, blieb er einstweilen noch in Berlin als Hülfsarbeiter im Staatsministerium und im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten und begann erst im Winter 1863 bis 1864 seine Vorlesungen über alte Geschichte und Geographie, denen er bis an seinen Tod alle seine Kräfte gewidmet hat.

— Unter den während der vorigen Session der Royal Geographical Society verstorbenen Mitgliedern derselben wird Mr. Andrew Swanzy mit Auszeichnung genannt. Er war ein unternehmender Kaufmann, welcher mehrere wissenschaftliche Expeditionen ausrüstete, hauptsächlich um die Umgebung seiner Faktoreien an der Goldküste in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen. Die wichtigste derselben war diejenige den Assinie-Fluß aufwärts unter Mr. Winwood Reade, welche die unmittelbare Veranlassung zu dessen Reise im Jahre 1869 nach dem obern Niger wurde. Reade wurde dabei theils von Mr. Swanzy, theils von der Gesetzgebenden Versammlung von Sierra Leone unterstützt.

— Mit dem in diesem Frühjahre verschollenen englischen Schulschiffe „Atalanta" ist auch der Marinearzt Dr. Edward L. Moß zu Grunde gegangen, der sich durch manche naturwissenschaftliche Arbeiten, zu denen er den Stoff auf seinen vielfachen Seefahrten sammelte, einen Namen gemacht hat. Bei der Polarexpedition 1875 bis 1876 diente er an Bord des „Alert" und brachte eine Reihe vorzüglich ausgeführter Aquarellen, vielleicht die einzigen in ihrer Art, heim, bei deren Herstellung er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Eine Auswahl derselben veröffentlichte er in Facsimile 1878 in seinem Werke „Shores of the Polar Sea" (4. London, M. Ward).

— Paul Broca, der berühmte französische Anthropologe, starb am 8. Juli 1880 in Paris. Geboren 1824 in Ste. Foy la Grande in der Gironde, studirte er Medicin, wurde 1846 Aide d'anatomie und war bei seinem Tode Mitglied des Senats, Vicepräsident der medicinischen Akademie, Professor der Medicin u. s. w. Es ist hier nicht der Platz, auf seine zahlreichen medicinischen Schriften und Abhandlungen, namentlich über das Gehirn, einzugehen; wir wollen nur auf diejenigen hinweisen, welche in dem Bulletin der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, sowie in den Mémoires und der Revue d'Anthropologie enthalten sind. Die praktischen Resultate seiner anthropologischen Untersuchungen sind meist in seinen „Instructions" enthalten, deren erster Band die anthropologischen Studien am lebenden Menschen enthält und seit 1864 wiederholt aufgelegt worden ist. Der zweite über Schädellehre und Schädelmessungen erschien 1875. Broca war die Seele der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, die er mit Ueberwindung zahlloser Hindernisse im Jahre 1859 ins Leben gerufen hatte; er war der Begründer einer neuen glänzenden anthropologischen Schule; seine anthropometrische Methode wird jetzt von den meisten Anthropologen befolgt. Seit 1872 gab er die Revue d'Anthropologie heraus und 1876 gründete er die jetzt berühmte Ecole d'Anthropologie in Paris mit ihrem ausgezeichneten Museum, Laboratorien, Bibliothek und ihrem vollständigen Kursus anthropologischer Lektionen, die von mehr als einem halben Dutzend Professoren, darunter de Mortillet, Bertillon und Topinard gehalten werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Seitens der Petersburger naturforschenden Gesellschaft sind im laufenden Sommer zwei Expeditionen entsandt worden, die eine nach Lappland und der Murmanischen Küste, die andere nach dem Weißen Meere, beide zum Studium der Fauna der dortigen Gewässer und der Bedingungen des Fischfangs und der damit zusammenhängenden Gewerbe. Die letztere Expedition hat am 29. Mai (10. Juni) 1880 Petersburg verlassen.

— Das russische „Journal für Pferdezucht" giebt nach officiellen Quellen die Ausfuhr von Pferden aus Rußland für 1879 auf 33 123 Stück an, davon 32 970 über die europäische, 153 über die asiatische Grenze, und von der Gesammtzahl zur See 687, zu Lande 32 436 Stück. Die Ausfuhr übertrifft diejenige des Jahres 1878 um 16 879 Stück, betrug also mehr wie das Doppelte.

— Nach Mittheilungen des russischen Medicinaldepartements zählte man 1878 in Rußland 13 475 Aerzte; der Zugang im Laufe des Jahres betrug 690, der Abgang durch Tod 371 Köpfe. Feldscheere (Heilgehilfen) gab es 5100, zur Ausbildung von solchen dienten 53 Feldscheer-Schulen. Hebammen-Anstalten gab es 2666. Apotheken waren 1652 vorhanden.

— Das central-statistische Komité des russischen Ministeriums des Innern giebt eine Statistik des Grundbesitzes und der bewohnten Orte des Europäischen Rußland (St. Petersburg, 1880) heraus. Die erste Lieferung umfaßt die acht Gouvernements Rjäzan, Tula, Kaluga, Orel, Kursk, Woronesh, Tambow und Penza. Den Tabellen geht eine Abhandlung des Chefs des centralen statistischen Komités voraus: Einige allgemeine Folgerungen aus den statistischen Angaben für dies centrale Gebiet; ferner sind dem Bande zehn Kartogramme beigegeben.

— Zahl der Pferde im Don-Kazaken-Lande. Die erste wirkliche Zählung fand 1873 statt und ergab 451 016 Stück. Im Jahre 1874 zählte man 452 153 Häupter; am 1. Januar 1876 waren es 453 504, am 1. Januar 1877 (Mobilmachung 1876) nur 420 931 Stück, am 1. Januar 1878 war die Zahl auf 412 443 gesunken, am 1. Januar

1879 hatte sie sich wieder auf 418325 Stück gehoben. Die Kopfzahl der Pferde hat danach in den letzten fünf Jahren (1874 gegen 1879) um 33828 oder 7,5 Proc. der Gesammtzahl der Pferde im Lande abgenommen; die Bevölkerung ist in dem gleichen Zeitraum um 10 Proc. (?) gestiegen. (Donsk. Oblastn. Wjed.).

Asien.

— Nach der am (16.) 28. März 1880 in Tomsk abgehaltenen Volkszählung hatte die Stadt, der „Tomsk. Gub. Wjed." zufolge, 18015 männliche und 15780 weibliche, zusammen 33795 Einwohner.

— Ueber die Flora von Turkestan sagte E. L. Regel in der russischen Gesellschaft für Gartenbau am (5.) 17. April 1880: Das turkestanische Gebiet zerfällt seiner Flora nach in zwei Theile, einen westlichen mit mildem und einen östlichen mit rauhem Klima, nicht unähnlich demjenigen von Petersburg. Diesen klimatischen Bedingungen entsprechend ist die Flora des westlichen Theiles besonders eigenartig; hier trifft man vorzugsweise Pflanzenarten, die Mittelasien ausschließlich eigen sind, europäische Arten nur selten. Der östliche Theil, von hohen Gebirgen durchschnitten, ist dagegen reicher an alpinen und überhaupt europäischen Gewächsen, doch findet man auch hier Arten, die nirgends außer in Mittelasien anzutreffen sind. Die Sumpf- und Wasserpflanzen in Turkestan sind ausschließlich europäischer Art. Rhododendron, Lilien und Tulpen finden sich gar nicht, Orchideen, Nadelholz und Haidekraut sehr wenig. Einige der dortigen Pflanzenarten kommen freilich auch in ganz Europa, Asien und Amerika vor und ziehen sich, so zu sagen, um den ganzen Erdkreis herum. (Golos.)

— Zu Korea gehört die an der Ostküste der Halbinsel unter 37° 25′ nördl. Br. und 132° 16′ östl. L. gelegene Insel Ollon-to (Matu-sima der engl. Seekarten, Dagelet und und Dagette der Franzosen und Russen). Ueber dieselbe berichtet Ernst Oppert in seinem Buche „Ein verschlossenes Land" (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 25) Folgendes: Sie ist beinahe rund in Form, ungefähr 25 engl. Meilen im Umfange, ihre Ufer aber sind durch bis ans Meer sich erstreckende Felswände so steil und unzugänglich, daß ihr Inneres den Europäern fast gänzlich unbekannt geblieben ist. Auf dem koreischen Festlande ist sie hoch berühmt ihrer Fruchtbarkeit wegen, und ihre Produkte sollen von so vorzüglicher Güte, aber zugleich von einer so ungewöhnlich riesenhaften Größe sein, daß man in Korea zu dem Schlusse gekommen ist, ein Land mit solchen Eigenschaften könne nicht von gewöhnlichen Menschen bewohnt sein, sondern müsse nothwendigerweise einen verhältnißmäßig riesigen Menschenschlag hervorbringen; und da die Nachbarschaft einer derartigen Riesenrace selbstverständlich nur dem Mutterlande Gefahr bringen könne, so hat die Regierung, um derselben von vornherein vorzubeugen, ein Verbot gegen das Bewohnen der Insel erlassen! Wirklich wird von Zeit zu Zeit ein Beamter mit einigen Soldaten dahin abgesandt, um sich von der Befolgung dieses Verbotes zu überzeugen und um die Erzeugnisse der Insel zu sammeln und zurückzubringen. Allerdings geht das nur zu wahrscheinlich klingende Gerücht in Korea, daß trotz alledem Ollon-to bewohnt sei und daß die Einwohner bei Annäherung der Inspektionstruppen sich in die Wälder und Berge flüchten, wohin man sie, eben wohl aus den oben genannten Gründen, nicht zu verfolgen wagt.

— Japanesische Zeitungen melden, daß das englische Aufnahmeschiff „Sylvia" am 24. April d. J. von Hiogo nach dem Kap Tschitschakow abgegangen ist, um eine Reihe von Tiefseelothungen vorzunehmen und damit seine Aufnahmearbeiten an den japanischen Küsten abzuschließen. Die „Sylvia" ist seit etwa 12 Jahren mit denselben beschäftigt gewesen und hat dadurch den Schifffahrt Treibenden ausgezeichnete Dienste geleistet.

— Ein besonderes Verdienst um die Erforschung Chinas erwerben sich die Angehörigen der „China Inland Mission": im vergangenen Jahre sind nicht weniger als drei interessante Reisen von ihnen ausgeführt worden. Im Juli 1879 besuchte der Missionär J. H. Riley mit Mr. Mollmann den Ngo-mi-schan, einen der höchsten Berge im westlichen Sze-tschwan und berühmt wegen seiner buddhistischen Tempel. Die Reisenden brachten einige Tage auf ihm zu, fanden es aber so kalt, daß sie Mitte August einheizten. Dann gingen sie westwärts nach dem Lande der Lolo, welches zu betreten ihnen jedoch die chinesischen Behörden verwehrten. Doch kehrten einige Lolo, die sonst mit den Chinesen in steter Feindschaft leben, mit den Missionären nach Tschung-king-fu (am mittlern Jang-tse-kiang) zurück, so daß man bald nähere Kunde über dieses Volk erwarten darf. Nach dem Norden Sze-tschwans ging der Missionär George King auf Wegen, die zum großen Theile gepflastert und, wo sie über Gebirge führen, mit Stufen versehen sind. Ueber Pao-ning-fu gelangte er in den Süden der Provinzen Schansi und Kansu, Gebiete, welche zum Theil noch nie von Europäern betreten worden sind. Die Schluchten, welche der Kia-ling, (d. h. der kleine Fluß, ein Name, den er mit Unrecht führt, da er auf eine Strecke von mehr als 600 engl. Meilen schiffbar ist), ein Zufluß des Jang-tse-kiang, dort durchströmt, sind in kunstreicher Weise zugänglich gemacht. Da der Fluß von Schneebergen herabkommt, so ist er zu Anfang des Sommers hoch und reißend, im Spätsommer und Herbst aber niedrig und alsdann führt der Weg in seinem Bette hin, was zur Zeit des Hochwassers unmöglich ist. Man hat deshalb hoch oben an den Felsen eine doppelte Reihe von Löchern ausgemeißelt, in den oberen horizontal hervorragende Steine oder Balken, in den unteren schräg gestellte, welche jene tragen, angebracht und dann auf den oberen den Pfad hergerichtet. Jetzt aber ist derselbe zum größten Theile verfallen. Die dritte Reise, eigentlich eine doppelte, hat G. F. Easton in dem noch unerforschten südwestlichsten Theile der Provinz Kansu ausgeführt. Von seinem Standquartier Tsin-tschóu am obern Wei-ho (Zufluß des Hwang-ho) ging er westlich nach der Neustadt Tao-tschóu, in deren Nähe alles ein ganz anderes Aussehen annahm, als man es in China gewohnt ist. Die Häuser haben flache Dächer und zum Theil ein zweites Stockwerk. Die Weiber, denen die ganze Arbeit obliegt, sind plump, aber gesund, kräftig, mit rothen Gesichtern und großen Füßen und tragen ein grobes Kleid, das etwas bis unter die Knie herabreicht. Das Haar wird in Gestalt eines Y gescheitelt und fällt lose über die Ohren herab, bei jungen Mädchen auch über die Stirn, wie es jetzt bei den europäischen Damen Mode ist. Die ganze Stadt Tao-tschóu, erst vor 20 Jahren gebaut, liegt in Trümmern und hat nicht eine einzige ordentliche Straße. Sie hatte eine große Einwohnerzahl vom Stamme der „Fan-tse", wie die Grenzvölker hier genannt werden, wurde aber vor etwa 16 Jahren von den Mohammedanern zerstört. Auch die 60 Li entfernte Altstadt Tao-tschóu ist nur ein kleiner elender Ort. Diese Fan-tse verursachen den chinesischen Behörden viel Mühe und stehen unter eigenen Häuptlingen. Als Easton später mit ihnen in nähere Berührung kam, fand er sie außerordentlich gastfreundlich; sie erinnerten ihn an die Waliser; sie können nichts ohne Milch genießen. Eine zweite Reise führte Mr. Easton nach Sining-fu, der wohlbekannten großen Stadt östlich des Kuku-nor, und zurück über Men-peh, Lan-tschau-fu, Ti-tao-tschóu und Kong-tschang-fu; einige von diesen Namen finden sich auf keiner europäischen Karte. In der Nähe des Gelben Flusses (Hwang-ho) traf Easton die Sah-la, die sich in ihrem Aeußern und ihren Sitten wenig von den Chinesen unterscheiden, aber Mohammedaner sind und eine vom Chinesischen ganz verschiedene Sprache reden. Auch die Tu-ren oder Tu-li, die er dort fand, sind Mohammedaner und haben eine eigene Sprache, die aber Aehnlichkeiten bald mit dem

Sah-la, bald mit dem Chinesischen anweist. In Si-ning-fu (8600 Fuß hoch, 36° 33′ 32″ nördl. Br., 102° 24′ 35″ östl. L.) traf Easton mit dem ungarischen Reisenden Graf Szechenyi zusammen. Die von Deutschen geleitete Regierungs-Wollfabrik in Lan-tschau-fu, von der wir früher gesprochen, soll nach Easton sich als ein verfehltes Unternehmen herausgestellt haben.

— Im Anschluß an das obige möchten wir auf ein kürzlich erschienenes Reisewerk über China aufmerksam machen: „Gaston de Bezaure, Auf dem „Blauen" Flusse. Reise in das westliche China". (Deutsch von Th. Schwarz. Leipzig, P. Frohberg 1880. 3,60 M.) Dasselbe schildert eine Fahrt auf dem Jang-tse-kiang bis Sü-tschou-fu und von da den Min-Fluß hinauf bis Tscheng-tu-fu, der Hauptstadt von Sze-tschwan, also verhältnißmäßig bekannte Gegenden. Während aber den meisten China-Reisenden, mit Ausnahme der Missionäre, die Kenntniß der chinesischen Sprache abgeht und ihnen deshalb vieles ein völliges Räthsel bleibt, auch eine Menge von Mißverständnissen daraus entstehen, war Bezaure des Chinesischen mächtig; er verkehrte viel mit allerlei Beamten und vermag uns deshalb höchst interessante Aufschlüsse über die Religion, das tägliche Leben, die Verwaltung und Justiz, das Proceßverfahren, die Gesetzgebung, das Heer und so fort zu geben. Namentlich im Hinblick auf die Möglichkeit eines russisch-chinesischen Krieges will uns die Lektüre dieses nicht umfangreichen Werkes sehr empfehlenswerth erscheinen.

Afrika.

— Ein Telegramm aus Zanzibar vom 17. Juli meldet der Royal Geographical Society die glücklich erfolgte Rückkehr ihrer ostafrikanischen Expedition unter J. Thomson. Von dem Tode ihres ursprünglichen Anführers Keith Johnston abgesehen, ist sie durchweg vom Glück begünstigt gewesen und hat, wie bekannt, eine Reihe von Lücken in unserer Kenntniß des afrikanischen Seengebiets ausgefüllt. Von der Rückreise vom Tanganjika-See zur Küste ist einstweilen noch nichts bekannt, als daß Thomson den mysteriösen Hikwa-See besucht hat und daß er nicht, wie er beabsichtigte, von dort den Weg nach Kiloa eingeschlagen hat, sondern, wahrscheinlich durch Stammesfehden zwischen den Eingeborenen veranlaßt, die wohlbekannte Karawanenstraße nach Bagamojo oder Saadani.

Australien.

— Die Heuschrecken, schreibt man uns aus Süd-Australien, sind wieder einmal in ungeheuren Schwärmen erschienen und vertilgen Alles, was ihnen an grüner Vegetation in den Weg kommt. Sie werden von zahlreichen wilden Truthähnen verfolgt, welche sehr große Mengen dieser Insekten verschlingen. — Auch von Neu-Kaledonien laufen große Klagen über die Verwüstungen ein, welche die Heuschrecken dort angerichtet haben.

Nordamerika.

— Nach langen Unterhandlungen ist Fredericton endlich zur Hauptstadt der englischen Kolonie Neu-Braunschweig erwählt worden, welcher Rang ihr von dem weit blühendern St. John letzthin streitig gemacht worden war.

Südamerika.

— Am 27. Mai d. J. haben die beiden Dampfer „Vanguardia" und „Oran" unter Befehl des Kapitäns Natalio Roldan, Buenos Ayres mit dem Auftrage verlassen, die Flüsse Vermejo bis Oran aufwärts und den San Francisco zu erforschen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Bei einer vor Kurzem stattgefundenen Volkszählung auf Neuseeland hat es sich herausgestellt, daß die Maoris reißend schnell abnehmen und möglicherweise schon in der nächsten Generation oder wenig später verschwunden sein werden. Die Ursachen ihrer Abnahme sind Trunksucht, schlechte Kleider und Nahrung, ungesunde Wohnungen, Unreinlichkeit und allgemeine Unsittlichkeit. Im Jahre 1861 schätzte man die Maoris auf 55 366; jetzt sind sie auf 43 595 zusammengeschmolzen, d. h. in 17 Jahren um 20 Proc. Die Regierung von Neuseeland hegt wenig Hoffnung, sie auf dieser abschüssigen Bahn aufhalten zu können. Noch schneller nehmen die Eingeborenen von Hawaii ab: 1866 zählten sie 57 125 Seelen, 1878 noch 44 088, d. h. sie verminderten sich in 12 Jahren um 23 Proc. oder in 17 Jahren um 32,4 Proc.

— Wie die in Lyttelton, Provinz Canterbury, Neu-Seeland, erscheinenden „Times" berichten, wurde dort kürzlich in dem Orte Whitestone ein Deutscher, Namens David Meisenthaler, als er früh Morgens seine Kühe in den Stall treiben wollte, durch einen Aerolithen getroffen und auf der Stelle getödtet. Derselbe fuhr dem Manne in die linke Schulter, quetschte den durchschlagenen Rumpf seines Körpers in die Erde hinein und lagerte dann zwei Fuß tief in dem weichen schwarzen Boden. Er hatte die ungefähre Größe eines gewöhnlichen Eimers (common patent bucket), war von rauher runder Form und bestand aus Eisenkies (iron pyrites).

— Die Finanznoth in Neu-Seeland steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Kolonie zählte Ende Juni 1880, ohne die Eingeborenen, rund 450 000 Seelen und hatte dabei eine Schuldenlast von 29 214 000 Pf. St. — oder 65 Pf. St. pro Kopf!! —, zu deren jährlicher Verzinsung 1 535 000 Pf. St. erforderlich waren. Neu-Seeland (wie überhaupt die australischen Kolonien, wenn auch in weniger akuter Weise) leidet an permanenten Deficits, und die Steuerkraft ist bereits aufs höchste in Anspruch genommen. Um das diesjährige Deficit zu beseitigen, soll unter Anderen die Bierstener dahin erhöht werden, daß jede Gallone (sechs Flaschen), gleichviel ob in der Kolonie gebraut oder importirt, mit 6 P. oder 52 Pf. zu belasten ist. Es würde also damit auf jeder Flasche Bier, welche getrunken wird, eine Abgabe von 8⅔ Pfennigen an den Staat ruhen!

Inhalt: Das heutige Syrien. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Carl Emil Jung: Australische Typen und Skizzen. VII. Die Diggings. — Dr. Karl Müller-Mylius: Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana. I. — Nekrologe. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 31. Juli 1880.)

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 9.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

III.

Die Stadt Tripoli liegt auf und an einem reizenden Hügel, dort wo der Nahr Kadischa aus den Bergen tritt, wenig mehr als 2 km vom Meere entfernt. Das massige Schloß des Grafen Raymund von St. Giles überragt sie, und die dreieckige Ebene zwischen der Stadt und dem Meere ist von schönen Gärten bedeckt, deren Obstbäume Dank dem tiefen, fruchtbaren Erdboden ein ungewöhnliches Wachsthum zeigen. Nach Nordwesten läuft diese Ebene in eine Landzunge aus, welche den Hafen el-Mina trägt, der von merkwürdigen alten Resten umgeben ist. Aus dem Meere steigen unweit der Küste im Halbkreise einzelne Felsenriffe auf, welche noch Reste eines antiken Molo tragen, der die vom hohen Meere hereinrollenden Wogen zu brechen bestimmt war. Die Umgebung Tripolis ist überaus anmuthig, alles grünt und blüht, und in der Ferne ragen über den Vorhügeln die majestätischen Gipfel des Libanon empor.

Tripoli ist etwa sieben hundert Jahre vor Christi Geburt gegründet worden, und zwar als gemeinsame Kolonie von Sidon, Tyros und Arados — daher sein Name. Wie die Stadt bei den Phönikiern hieß, ist unbekannt. Mächtige Mauern, auf deren Reste man noch heutzutage mitunter trifft, schieden die einzelnen Quartiere, welche die Sidonier, Tyrier und Aradier bewohnten. In der Geschichte kommt sie wenig vor; nur weiß man, daß sie mehrfach von schrecklichen Erdbeben zu leiden hatte. Demetrios I., Sohn des Seleukos IV., erwählte den Ort 162 v. Chr. zu seiner Residenz und schmückte ihn mit mancherlei Bauten; aber sie wurde unter der Regierung des Kaisers Marcianus um die Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts in einer Septembernacht nochmals völlig zerstört. Vielleicht ruhen die einst vielbewunderten bronzenen Statuen des Ikaros, des Daedalos und eines Pegasos noch heute unter den Trümmern der Thermen und Paläste. Wiederum erstand eine neue Stadt, die aber etwa zwei Jahrhunderte später wieder einem Erdbeben unterlag. Später ergab sie sich den Arabern, und zur Zeit des ersten Kreuzzuges stand sie unter einem eigenen Emir. Graf Raymund von St. Giles unternahm im Jahre 1104 ihre Belagerung; als es ihm aber nicht glückte, sie durch einen Handstreich zu nehmen, und er einsah, daß hier große lange andauernde Schwierigkeiten zu überwinden waren, erbaute er auf dem letzten Hügel, der sich zwischen dem Nahr Kadischa und dem Meere vorschiebt, das stolze Schloß, welches noch heute die Bewunderung der Reisenden erweckt. Handwerker aus Cypern waren daran thätig; es empfing von den Franken den Namen Mons pellegrinus, die Moslim nannten es nach seinem Urheber Hosn-Sandschîl (Schloß von St. Giles). Allein letzterer starb, ehe er sein heißbegehrtes Ziel erreichte; erst nach fünfjähriger Belagerung nahmen die Kreuzfahrer am 10. Juni 1109 die Stadt ein und überlieferten sie der Flamme und dem Schwerte. Der Kaplan des Grafen Bertram, des Sohnes Raymund's, war der erste, welcher Feuer anlegte; leider soll dabei eine kostbare Bibliothek von mehr als 100 000 Bänden mit zu Grunde gegangen sein. 180 Jahre lang hielten sich die Christen im Besitze der Stadt; dann pflanzte am 27. April 1289 Sultan Malek-

Ansicht von Tripoli. (Nach einer Skizze Lortet's.)

el-Mansur von Neuem nach einmonatlicher Belagerung Mohammed's Fahne auf ihren Mauern auf.

Tripoli, von den Landesbewohnern Tarâbulus genannt, ist auf und an einem der ersten Vorhügel des Libanon erbaut und wird durch den Nahr Kadischa, den heiligen Fluß, welcher bei der Stadt den Namen Nahr Abu Ali (Vater des Ali-Fluß) führt, in zwei Theile getrennt. Bei weitem der wichtigere ist derjenige auf dem westlichen Flußufer, welchen das große Schloß Raymund's beherrscht, das in letzter Zeit von Berber Aga in ungeschickter Weise ausgebessert worden ist. Am jenseitigen Ufer erhebt sich auf einem Hügel das Grabmal des Scheich Abu-Nazer. Das Innere der Stadt bietet die malerischsten Ansichten, die man sehen kann, lauter dunkele, von Arkaden überdeckte Gassen, überall Bäche klaren murmelnden Wassers, Häuser aus Hausteinen aus der Kreuzfahrerzeit, Balkone mit Erkern, die zur Vertheidi-

Eine Straße von Tripoli. (Nach einer Photographie.)

gung eingerichtet sind, Spitzbogenfenster, mit Zinnen umgebene Terrassen und über den Thüren in Stein gehauene Wappenschilder. Dort könnte ein Reisender, der es nicht eilig hat, eine reiche Ernte wichtiger unedirter Dokumente zur Geschichte des Mittelalters machen. Tripoli ist eine Stadt der Kreuzfahrer im wahrsten Sinne des Wortes; sie steht noch so da, wie sie die Ritter im Jahre 1289 verlassen haben. Nichts ist da zerstört worden; wenn man durch die malerischen Winkel und Gäßchen wandert, in denen eine bunte Menge in hellen Gewändern verkehrt, meint man, die Thore brauchten sich nur zu öffnen, daß stolze Ritter in Rüstung und Helm, Lanze und Dolch in den Händen, herausreiten könnten. Die Ritter sind verschwunden; die Araber aber in den Straßen Tripolis, in der sich nichts seit Jahrhunderten geändert hat, tragen noch dieselben Gewänder, dieselben Keffijen (bunte Kopftücher) wie zu den Zeiten der Kreuzzüge.

Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut. Zahlreiche

Frauen aus Tripoli. (Nach Photographien.)

Gärten, welche die dreieckige Ebene bis nach der Hafenstadt el-Mina hin bedecken, geben ihr ein freundliches Aussehen. Die Landschaft ist entzückend, vielleicht schöner, als an irgend einem andern Punkte in Syrien. Alles vereint sich zu einem herrlichen Gesammtbilde: das weite Meer, der üppige Pflanzenwuchs, im Hintergrunde die noch mit Winterschnee bedeckten Spitzen des Libanon und das reizende Thal des Nahr Kadischa, dessen Wasser etwa eine halbe Stunde oberhalb der Stadt durch ein Wehr aufgefangen und auf dem linken Flußufer durch einen Kanal in die Stadt geleitet wird. Tripoli selbst zählt etwa 17 000, ihr Hafen 7000 Einwohner. Davon sind etwa 18000 Mohammedaner, 4800 orthodoxe Griechen, 1200 Maroniten, 25 griechische Katholiken und 60 Juden. (Diese Zahlen entnimmt Lortet der französischen Generalstabskarte von Nordsyrien, deren Angaben sich auf eine wohl zwei Jahrzehnte zurückliegende Zeit beziehen.) Man zählt ferner 18 christliche Kirchen, nämlich 5 griechische, 7 katholische in ebenso viel Klöstern, 3 maronitische, 2 griechisch-katholische und 1 protestantische; 1 Synagoge und 20 Moscheen. Die Moslim sollen auch noch im Besitze schöner Bibliotheken sein. Von geringer Bedeutung sind die modernen Bauten; zu nennen wäre der Chan der Seifensieder, dessen großer Saal ein schönes Marmorbecken enthält. Auch kann man außerhalb (südlich) der Stadt im Grunde der tiefen Thalschlucht das Kloster der tanzenden Derwische besuchen. Eine breite, aber schlecht im Stande gehaltene Straße führt durch die Ebene zwischen den Gärten hin nach el-Mina. Zu jeder Stunde des Tages ist

el-Mina, der Hafen von Tripoli. (Nach einer Photographie.)

sie von Eselreitern, die kommen und gehen, belebt. Obwohl die Entfernung nur 3 km beträgt, so hielte es doch selbst der ärmste Mann für eine Schande, diesen kurzen Weg zu Fuße zurückzulegen. Die Ebene ist sumpfig und bei aller Fruchtbarkeit doch ungesund; will man das Fieber vermeiden, so muß man es unterlassen, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang dort spazieren zu gehen. Sehr oft lagern Nachts und Morgens dicke Nebel über den sonst so reizenden Gärten.

Reste einer mächtigen Mauer sind auf dieser Ebene, auf deren Westhälfte die antike Stadt stand, noch deutlich zu erkennen, und in den Feldern und Gärten stößt man zuweilen auf Fundamente von Häusern und alte Monumente, deren Steine in Menge zum Bau von Häusern in der Hafenstadt und sonst verwendet worden sind.

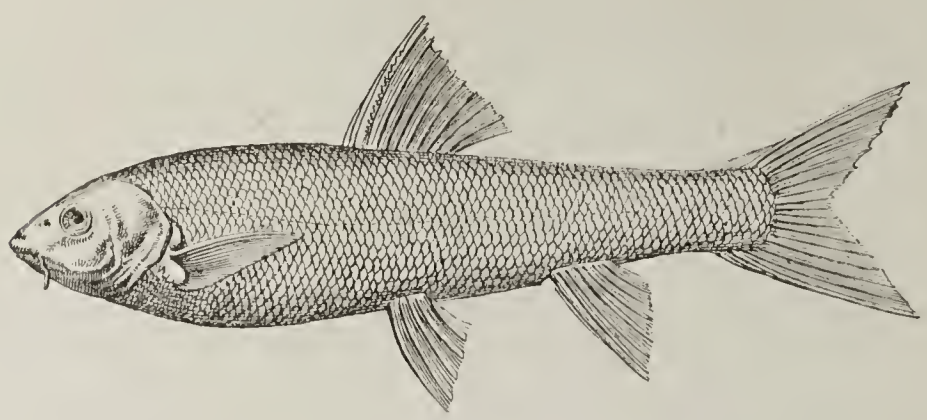
Von dem Hafen bis zur Mündung des Nahr Abu Ali zieht sich eine Reihe großer mittelalterlicher Thürme hin, welche zum Schutze der Ebene bestimmt waren. Einer ist vom andern etwa 1 km entfernt. In ihrer Nachbarschaft finden sich zahlreiche Trümmer von Säulen aus grünem ägyptischen Granite, die etwa 40 cm im Durchmesser hielten. Manche werden von den Wogen des Meeres bespült, andere sind halb im Sande begraben und viele in die Thürme vermauert worden. An der Mündung des Flusses steht der erste derselben, Burdsch Râs en-Nahr, weiterhin der Burdsch el-Dekje (Takîje?) und der Burdsch es-Sbê'a oder Löwenthurm, so genannt, weil er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts über der Thür das von zwei Löwen gehaltene Wappen Raymund's trug; dann der Burdsch el-Kanatter, Burdsch el-Dejun und Burdsch el-Magharibe oder Marokkaner-

thurm. (Bädeker's Paläſtina nennt nur vier Thürme in dieſer Reihenfolge von Oſten nach Weſten: B. Râs en-Nahr, B. es-Sbê'a, B. el-Talîje und B. el-Maghâribe.)

Der kleine Hafen el-Mina wird im Norden durch eine Reihe von Felſen beſchützt, welche von den Eingeborenen Feilun genannt werden und ſich in einer Entfernung von 300 bis 400 m etwa 1 km weit hinziehen. Die Nordwinde ſind an dieſer offenen Küſte oft gefährlich; überall ſieht man geſtrandete Schiffe oder große Barken, die mehr oder weniger tief im Küſtenſande begraben oder ſelbſt ganze Strecken weit landeinwärts getrieben worden ſind. Auf einer jener Inſeln, auf denen einige Palmen wachſen und zahlreiche wilde Kaninchen hauſen, ſind intereſſante Reſte antiker Wohnſtätten und Ciſternen von koloſſalen Dimenſionen erhalten.

Die Bewohner von el-Mina ſind größtentheils Schiffer und Zimmerleute, deren eine ganze Anzahl beim Bau von Barken Beſchäftigung findet. Es exiſtiren hier ein Chan, einige ſchöne Wohnhäuſer, Magazine und Dampfſchiffs-Agenturen; von manchen Punkten aus hat man eine prächtige Ausſicht auf die phönikiſche Küſte und die Libanonkette. Das Meer iſt reich an Fiſchen, wie überall an der ſyriſchen Küſte; doch finden ſich hier keine anderen Arten, als im ganzen Becken des Mittelmeeres.

Nördlich von Tripoli, unweit der am Ufer ſich hinziehenden Straße, liegen die Trümmer eines berühmten Kloſters und das Grab des Scheich el-Bedani, ganz dicht bei einer Quelle, die von einem viereckigen Baſſin eingefaßt iſt. In dieſem klaren Waſſer tummeln ſich zahlreiche ſilberne Fiſche, die von Arabern und Türken als heilig angeſehen werden. Sie zu fangen iſt ſtreng unterſagt; wohl aber werden ſie von frommen Leuten ſorgfältig gefüttert. Die dortigen Europäer halten ſie für Forellen; allein Lortet, welcher durch die Güte des franzöſiſchen Konſuls in Tripoli in Beſitz einiger Exemplare gelangte, fand, daß es die Capoeta fratercula iſt, welche auch in Maſſe in dem klaren, kalten Waſſer des Nahr Kadiſcha vorkommt und gefangen wird. Das Heilighalten von Fiſchen iſt in Syrien etwas Gewöhnliches; es iſt das ſchon im Alterthume, wie bekannt, Sitte geweſen, ſowohl in anderen Städten als auch in Tripoli ſelbſt, wie



Capoeta fratercula, der heilige Fiſch in Tripoli.

Der ſyriſche Fiſchgott. (Nach einem in Tripoli gefundenen aſſyriſchen Cylinder.)

es zahlreiche dort gefundene aſſyriſche Cylinder mit dem Bilde des Fiſchgottes beweiſen.

Sonſt werden im Nahr Kadiſcha noch der Blennius vulgaris und der Nemanchilus panthera gefangen; letztern nennen die Fiſcher gewöhnlich el-Jahud, den Juden. In den Wäldern der Umgegend leben zahlreiche Hyänen, die Chaus-Katze (Felis chaus), ein großes und im Zuſtande der Verwundung gefährliches Thier; der Fuchs (Vulpes nilotica) und die merkwürdige Maulwurfsratte (Spalax typhlus), deren Sehnerv bei den meiſten Exemplaren ganz verſchwunden iſt, weil ſie faſt ſtets unter der Erde leben, und die ſchon Ariſtoteles ſtudirt hat.

Das Hauptprodukt von Tripoli iſt Seide, welche zumeiſt von Lyoner Kaufleuten exportirt wird; leider iſt ſie grob, ſchlecht gearbeitet und ſteht tief unter der chineſiſchen und japaniſchen Waare. Die dort gefiſchten Schwämme ſind von guter Qualität und werden ſtark ausgeführt, meiſt nach Marſeille, ein Theil auch nach Trieſt. Im Handel werden ſie als „feine ſyriſche Schwämme" bezeichnet, ſind kegel- oder halbkugelförmig, mit kleinen Poren, innen hohl und ziemlich elaſtiſch. Das Tauſend koſtet in Tripoli nur 25 bis 40 Piaſter (à 20 Pfennig), während ſie in Europa ſehr hoch bezahlt werden; indeſſen iſt ihr Preis in letzter Zeit wegen Erſchöpfung der ſchonungslos ausgebeuteten Bänke auch in Syrien ſtark in die Höhe gegangen. In Tripoli wird ferner viel Seife (jährlich etwa 40 000 Centner) fabricirt, welche ſtark nach Tarſus in Cilicien, nach Karamanien und den griechiſchen Inſeln exportirt wird und bei den Arabern ſehr geſchätzt iſt. Ferner werden Galläpfel aus den Gebirgen des Innern ausgeführt, während der auf den Ebenen von Hama und Homs gedeihende Krapp nur wenig und auch nur an Ort und Stelle verwendet wird; obendrein verwenden die Eingeborenen jetzt ſchon viel die brillanten, aber wenig dauerhaften europäiſchen Farbſtoffe zum Färben des Rohmaterials für ihre jetzt ſo ſehr geſchätzten prächtigen Teppiche. Der in der Ebene gebaute Tabak wird nach Aegypten, das Skammonium (getrockneter Saft der Purgir-Winde, Convolvulus Scammonia, ein Abführmittel) nach Europa exportirt.

In der Ebene rücken die unaufhörlich von Südweſtwinden vorwärts getriebenen hohen Dünen ſtetig vor und überdecken langſam, aber ſicher, Felder und Gärten; nur eine dichte Vegetation iſt im Stande, erfolgreich gegen dieſes Unheil anzukämpfen.

Die Rhede iſt, trotz den heftigen Winden, beſſer als in Beirut. Mit Recht ſteigen deshalb viele Reiſende hier aus, um über den Kamm des Libanon hinüber das Thal der B'kaa, des Orontes oder ſelbſt des Euphrat zu erreichen. Im lateiniſchen Kloſter in Tripoli finden ſie uneigennützige Gaſtfreundſchaft. In den Weingärten, welche daſſelbe umgeben, gedeiht ein viel gerühmter Wein; vorzüglich in Größe und Geſchmack ſind die Apfelſinen von Tripoli, und das Zuckerrohr, welches nur von den arabiſchen Leckermäulern ausgekaut wird, gedeiht hier prächtig.

Gewundene, ſteile Gaſſen führen zum Schloſſe empor, welches in ſeiner Geſammtheit lebhaft an das päpſtliche Schloß in Avignon erinnert. Heute wohnen nur einige Soldatenfamilien darin. Mit großem Intereſſe wird jeder

die Bögen, Säulenstellungen, Terrassen, Höfe und in den Fels gegrabenen Kasematten betrachten. Die dicken Mauern sind durchweg mit Erkern zur Vertheidigung und mit Zinnen versehen; türkische Paschas haben dann später für ihre Kanonen Schießscharten hindurch gebrochen. Unter Schutt und allerlei Unrath halb verborgen liegen da noch ein paar alte Kanonen und venetianische Feldschlangen herum. Nach Osten hin steigen die Mauern senkrecht aus dem tiefen Thale

Schloß Raymond's de Saint-Giles in Tripoli.

des Nahr Kadischa auf; die höchsten Terrassen bieten eine herrliche Aussicht auf das Meer, die Ebene und das Gebirge. Im Innern haben noch einige Säle, trotz ihrem scheußlichen Anstrich, den Charakter des zwölften Jahrhunderts bewahrt.

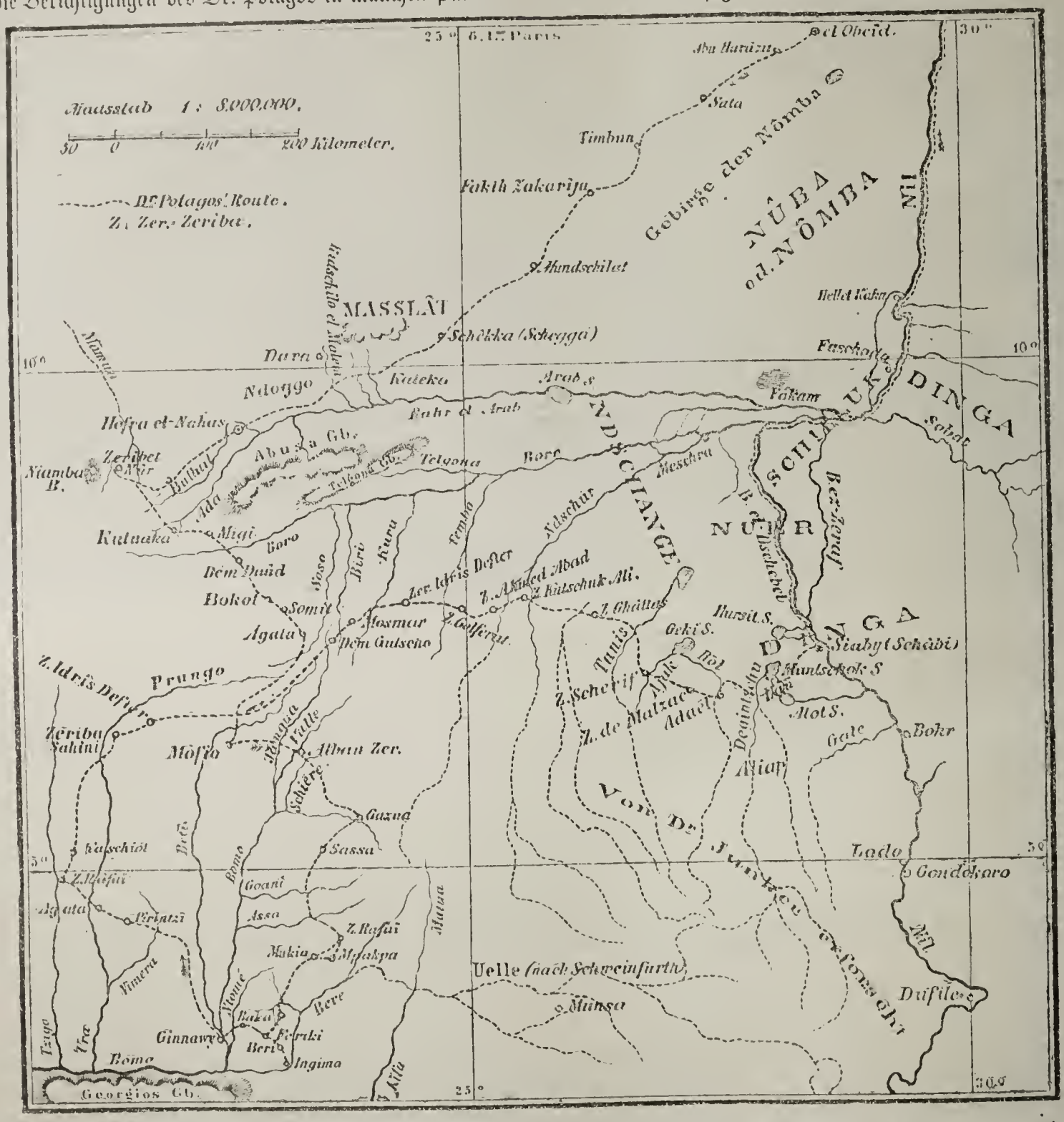
Eine kurze nur dreistündige Fahrt über ruhiges Meer brachte Lortet noch am selben Abend nach Beirut, wo seine Reise durch Syrien ihren eigentlichen Anfang nehmen sollte.

Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle.

I.

E. E. In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. Mai stellte sich der Versammlung in der Person des griechischen Arztes Dr. Panagiotes Potagos ein Reisender vor, der in den neun Jahren von 1866 bis 1875 Centralasien, in den beiden darauf folgenden Jahren 1876 und 1877 aber Afrika, und zwar speciell das Land westlich vom obern Nil, durchforscht hat. Die Ergebnisse dieser seiner letzten Reise, die uns in einem Separatabdrucke aus dem Bulletin de la Société de Géographie vorliegen, sind sehr überraschender Natur: bestätigen sich die Angaben des Reisenden, so stehen unseren Karten von Afrika in Bezug auf die Hydrographie der von ihm durchforschten Gegenden (des Gebietes zwischen 9° 30′ und 3° nördlicher Breite einerseits, und 44° 30′ und etwa 50° östlicher Länge (Ferro) andererseits) sehr wesentliche Veränderungen bevor. Namentlich würde danach das Gebiet des Uëlle sich bedeutend anders darstellen, als wir es heute nach Schweinfurth's und Miani's Angaben zu kennen glauben. Aber wenn wir auch einerseits nicht vergessen dürfen, daß die Berichte dieser verdienten Männer, die für die Ausführung unserer heute gültigen Karten maßgebend gewesen sind, durchaus nicht immer auf eigener Anschauung beruhen konnten, sondern in gar vielen Fällen sich lediglich auf die Aussagen von Eingeborenen und von wenig zuverlässigen Arabern stützen mußten, daß sie also leicht noch manche Ungenauigkeit, manchen Irrthum enthalten mögen: so können wir andererseits doch nicht umhin, die umwälzenden hydrographischen Berichtigungen des Dr. Potagos bis auf Weiteres, d. h. bis zu ihrer Bestätigung durch andere Reisende, nur mit einem gewissen Vorbehalt aufzunehmen. Wir sind weit davon entfernt, nur dem Gelehrten mit seinem ja oft genug hinderlichen Ballast von wissenschaftlichen Instrumen-

ten die Fähigkeit zu Forschungsreisen vindiciren zu wollen: die Erfahrungen der letzten Jahre haben es zur Genüge dargethan, und noch jüngst hat wieder einer unserer Landsleute, Dr. Pogge, einen neuen praktischen Beweis dafür geliefert, daß auch Männer, die ohne gelehrte Vorbildung und ohne großartigen wissenschaftlichen Apparat reisen, die Afrikakunde in der glücklichsten Weise fördern können. So ist es denn auch weniger das Fehlen zuverlässiger Ortsbestimmungen und anderer unentbehrlicher Anhaltspunkte, was uns die Berichtigungen des Dr. Potagos in manchen Punkten noch beanstanden läßt, als vielmehr ein gewisser Ton persönlicher Gereiztheit, in den derselbe bei den Nachweisen der Irrthümer seiner berühmten Vorgänger nur zu oft verfällt und der einen, unser leises Mißtrauen wachrufenden, Mangel an Objektivität anzeigt. Mehr als einmal empfängt man bei den Ausführungen des Dr. Potagos den Eindruck, als habe man in ihm eine Erscheinung vor sich, die bisher unter den Afrika-Reisenden selten, wenn auch in allen anderen Gebieten menschlichen Strebens häufig genug ist: wir meinen die eines sogenannten „verkannten Genies", das sich



ja, wie man weiß, selten durch Vorurtheilslosigkeit auszeichnet. Doch dem sei, wie es wolle; auf jeden Fall wird durch diese Anregung die endgültige Erforschung des Uëlle-Gebietes wieder in den Vordergrund der zu lösenden afrikanischen Fragen gerückt, und es wird voraussichtlich nicht gar zu lange Zeit vergehen, bis wir im Klaren darüber sein werden, in wie weit die Angaben des Dr. Potagos stichhaltig sind.

Bei dem im Nachstehenden zu gebenden Auszuge aus dem vorläufigen Berichte des Dr. Potagos werden wir die hydrographischen Fragen, die derselbe begreiflicherweise sehr eingehend behandelt, nur in soweit berühren, als dies für den Zusammenhang nöthig erscheint, und uns mehr mit der eigentlichen Schilderung seiner Reise durch das interessante Gebiet beschäftigen. Unsere Leser werden aus der schlichten Beschreibung, die meistens nichts anderes sein will, als ein möglichst genaues Itinerarium, und die nur vorübergehend und wie von etwas Selbstverständlichem von den zahllosen Beschwerden und Mühsalen spricht, mit denen der europäische Reisende in jenen Gegenden zu kämpfen hat, leicht erkennen, daß sie es hier mit einem Manne von ungewöhnlicher Energie und großem persönlichen Muthe zu thun haben, dem es wohl vorbehalten sein mag, unter günstigen Verhältnissen der Sache, der er sich einmal gewidmet hat, noch wichtige Dienste zu leisten.

Am 17. Januar 1876 verließ Potagos Kairo, mit der

Absicht, in möglichst kurzer Zeit El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, zu erreichen, wo er sich einer nach dem Süden gehenden Karawane anschließen wollte. Aber diese Absicht erwies sich nur zu bald als unausführbar; schon in Siut, wohin er auf der Eisenbahn gelangte, sah er sich zu einem Aufenthalt von vierzehn, in Assuan gar zu einem von zwanzig Tagen gezwungen, und so kam die Mitte des Mai heran, ehe er sein Ziel erreicht hatte. In den ersten Tagen des Monats durchwanderte er mit einer Karawane die Wüste zwischen Kadschmar und Bara. Der Eintritt der Regenzeit für diese Gegend stand bevor, und überall waren die Araber am Wege mit der Aussaat des Getreides beschäftigt; nur an den Stellen, wo die Sandschicht besonders dünn ist, streuen sie hier den Samen nach europäischer Weise aus und bedecken ihn nachher, indem sie mit Baumzweigen über das besäete Feld hinfegen; meistens aber graben sie tiefere, weite Löcher in den Boden, in die der Samen geworfen wird und die danach wieder zugeschüttet werden. Ist die Aussaat besorgt, so warten sie in aller Ruhe auf den Regen, dessen unveränderlich feststehender Eintritt die öde Sandwüste bald in eine grünende Ebene verwandelt. Am 13. Mai, als man von El Obeid noch eine Tagereise entfernt war, fiel hier der erste Regen. Nach einem für die Ungeduld des Reisenden wenig erfreulichen Aufenthalt von 18 Tagen in El Obeid hatte die neue Karawane endlich alle ihre Vorbereitungen beendigt, und so wurde am 1. Juni die Reise in südwestlicher Richtung angetreten. Bei Abu-Haraza, etwa 50 km südwestlich von El Obeid, erblickte Potagos zum erstenmale die tropische Vegetation der afrikanischen Wälder. Interessant ist seine Schilderung eines Ungewitters, von dem die Karawane hier betroffen wurde: „Plötzlich zeigte sich uns gegen Norden in weiter Ferne eine ungeheure dunkle Masse, die bis zum Himmel emporragte und uns den Horizont verdeckte. War es ein Gebirge? Ich konnte nicht anders denken, und meine Leute waren derselben Ansicht. Und doch hatten diejenigen von unseren Gefährten, die eine Kenntniß des Landes zu haben behaupteten, noch nie etwas von einem nach jener Gegend hin liegenden Gebirge gehört. Indessen vergrößert sich die dunkle Masse zusehends, sie erhebt sich und kommt auf uns zu. Ein anfangs unbedeutender Wind verstärkt sich plötzlich zu so heftigem Sturme, daß unsere Kameele nur mit größter Anstrengung sich auf den Beinen erhalten. Bald befinden wir uns in einer dichten Staubwolke und in vollständiger Finsterniß. Der Wind schlendert uns große Steine an den Kopf, vor denen wir uns hinter unser Gepäck flüchten. Nach fünf Minuten war die Luft nur noch in der Ferne verdunkelt; der Sturm ließ nach; von Zeit zu Zeit nur kam ein heftiger Windstoß, der schwere Regentropfen brachte. Wir benutzten die eingetretene Ruhe, unser Gepäck, so gut es gehen wollte, zu ordnen und unsere Kameele abzuladen. Allmälig wurde aus dem vereinzelten Fallen der schweren Tropfen ein fluthartiger Regen, der den Boden bald in ein wahres Meer verwandelte, dessen strömende Wasserwogen ungeheure Baumstämme mit sich fortrissen. Der Platzregen dauerte 20 Minuten, ein leichter kalter Staubregen folgte auf ihn, hielt aber nicht lange an. Es war der erste Regen dieses Jahres in Kordofan, wo die jährliche Regenzeit durchschnittlich drei Monate dauert. Bei Hofrat-el-Nahas hat sie eine Dauer von sieben, im Lande der Njam-Njam eine von neun Monaten, und in der Aequatorialregion giebt es während des ganzen Jahres keine vollständig regenlose Zeit. So haben wir zwischen El Obeid und dem Aequator, auf einem Gebiet von dreizehn Graden, nur zwei durch das gelegentliche Vorkommen von Regengüssen oder den gänzlichen Regenmangel von einander unterschiedene Jahreszeiten, deren relative Dauer sich verändert, je mehr man dem Aequator näher kommt, oder von ihm sich entfernt."

Am 5. Juli kam man in Sata im Hamâra-Lande an, das sich durch seinen gänzlichen Mangel an Brunnen auszeichnet. Im Anfange der trockenen Jahreszeit liefern die Ful, kleine Teiche oder Sümpfe, in denen sich noch einige Zeit nach der Regenperiode Wasser erhält, das für den Bedarf der Einwohner nothwendige. Sind die Ful auch ausgetrocknet, so nimmt man zu den Wasservorräthen seine Zuflucht, die man während der Regenzeit in ungeheuren, aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellten Fässern gesammelt hat, und die mehrere Monate hindurch für Menschen und Vieh ausreichen müssen. Diese Fässer, von denen jede das Land durchziehende Karawane eines mit sich führt, sind auf der ganzen brunnenlosen Strecke zwischen Abu-Harasa und Timbun im Gebrauch. Sie heißen Debeldieh oder Hamâra nach dem hier hauptsächlich gedeihenden Baume el Hamâra, aus dessen kolossalem Stamm sie verfertigt werden. Der Baum, der auch dem Lande seinen Namen gegeben hat, trägt Früchte, die, beträchtlich größer als Kokosnüsse, ein säuerliches, breiartiges Fleisch enthalten, das als erfrischendes Nahrungsmittel hier von großem Werthe ist.

Von Sata aus führen drei Wege nach Südwesten, die sich bei Faki-Zarijah in der Provinz der Bagarra-Araber vereinigen, wo es zahlreiche Brunnen giebt. Am 9. Juli verließ man Sata und zwei Tage darauf befand man sich an der Nordseite der Nômba-Hügel, die niedrig, aber dicht zusammengeschoben, wie eine Mauer zur Linken des Weges emporragten. Die Araber sprechen von 99 Hügeln, aus denen die Kette sich zusammensetzen soll; doch darf dieser Angabe keine Bedeutung beigemessen werden, da gerade 99 die Zahl ist, die sie mit Vorliebe zur annähernden Bezeichnung jeder größern Menge von Gegenständen zu gebrauchen pflegen.

Am 12. Juli erreichte man bei Timbun die Grenze der Rizegat und Tags darauf befand man sich in Abu Na'am, der Hauptstadt des Na'am- oder Straußenlandes. Am 14. in Faki-Zarijah angelangt, hatte man im Osten die Nomba-Hügelkette, im Westen die Wüste, die sich bis nach Dar Fur ausdehnt, und die während der Regenzeit von den Rizegat bewohnt wird. Von Faki-Zarijah gehen zwei Wege nach der Gegend von Schekka; der kürzere, der um die Nômbahügel und durch das Land der Ndschange direkt nach Süden führt, war damals, wie mit kurzen Unterbrechungen eigentlich immer, durch die Feindseligkeiten zwischen den Eingeborenen und den arabischen Sklavenhändlern versperrt; man mußte sich entschließen, den in der Richtung nach Südwesten führenden, weiteren, einzuschlagen. Auf demselben kam man am 19. an dem wasserreichen Brunnen von Mundschilat vorbei, an dem die Führer der Karawane jedoch keinen Aufenthalt gestatteten, da nach der Meinung einiger während der Regenzeit an diesem gefürchteten Orte eine Art kleiner Fliegen sich erzeugt, deren Stiche dem Vieh unbedingt tödtlich werden. Eine andere Version über das hier wohl wirklich häufige Fallen der Kameele läßt in der nassen Jahreszeit gewisse Pflanzen an diesem Brunnen wachsen, die allen Thieren, mit alleiniger Ausnahme der Ochsen, schädlich sind. Aus diesem Grunde, heißt es, hielten die Einwohner des Landes, die „Bagarra", d. h. „Ochsenzüchter", kein anderes Vieh als eben nur Rinder.

Nach mehrtägigem von häufigen Regengüssen unterbrochenem Marsche langte man am 23. Juni in Schekka an. Alle Ful am Wege waren bis zum Rande mit Wasser gefüllt; immer wieder begegnete man großen Trupps von Arabern, die, aus dem Innern kommend, vor der Hitze und

den Stichen der Insekten weiter nach Norden flüchteten. Das Land war auch jetzt hier unvergleichlich schön, der Boden mit einer üppigen Vegetation bedeckt, alle Bäume im Schmucke dichtesten, frischgrünen Laubes. Zahllose Vögel zeigten sich überall, mannigfache Insekten belebten den Boden. In den Lichtungen des Waldes sah man ganze Herden von Wild weiden, auch Raubthieren begegnete man nicht selten: es schien eben, als hätte mit dem Eintritt der Regenzeit ein allgemeines Zusammenströmen nach dieser begünstigten Region stattgefunden, die sich mit der Rückkehr der Trockenheit wieder in eine öde, todte Wüste verwandelt.

Am 25. Juni trennte sich Potagos von der Karawane, die südwärts nach dem Bahr-el-Arab weiter zog, und setzte mit einigen landeskundigen Arabern, die er als Führer und Träger gemiethet hatte, seinen Weg nach Kaleka, dem Gebiete der Kambanieh-Araber, fort. Immer in südwestlicher Richtung vorschreitend, ließ man bald die Region des Regens hinter sich im Norden liegen. Nach zweitägigem angestrengten Marsche an dem See Subito, den Brunnen el Matari und el Hamid vorbei, und nach einer im dichten Walde verbrachten Nacht erreichte man am 27. Abends Poplil, eine Ortschaft der Kambanieh, wo man die Nacht über blieb. Am folgenden Tage ging es weiter durch bewohnte Landstriche, deren letzten die Führer Meleggeh nannten. Von hier bis Kaleka führte der anderthalbstündige Marsch durch ein sumpfiges, von zahlreichen Antilopen bevölkertes Terrain. Weite, üppige Reisfelder dehnten sich hier am Wege aus; das Gras der Wiesen war bedeutend höher, als man es weiter im Norden gesehen hatte; die Durra, die in der Gegend von Schekka nur eben den Boden bedeckt hatte, stand hier schon in voller Blüthe.

Der ganze Landstrich zwischen Abu Harasa und Kaleka, den man nun durchwandert hatte, ist durch große Skorpionen und lästige Insekten aller Art heimgesucht, die dem Reisenden, der kein Bett mit sich führt, leicht gefährlich werden können. Eine andere nicht geringere Gefahr bietet sich ihm in dem Wasser der Ful, durch dessen Genuß man sich die entsetzliche Plage des Guineawurmes zuziehen kann.

Südlich von Kaleka sammeln die Eingeborenen als beliebtestes Nahrungsmittel die ardha oder Termiten. „In dieser Gegend," sagt Potagos, „kommen die geflügelten Termiten nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, im Juni oder Juli, überhaupt aus dem Erdboden hervor, weiter nach Süden hin, im Lande der Njam-Njam, aber während des ganzen Jahres um die Stunde des Sonnenunterganges. Die Eingeborenen graben vor dem Termitenloche eine kleine Grube, in der sie ein Feuer anzünden; von dem Lichte angezogen, fliegen die Termiten darauf zu, verbrennen sich die Flügel und fallen nieder. Ist das Feuer erloschen, so werden die zahllosen Schlachtopfer gesammelt, mit denen man häufig große Kisten anfüllt, und die hier wie bei uns die Korinthen gegessen werden."

Der Scheich von Kaleka erwies sich gegen den Reisenden ungemein gastfrei; er duldete nicht, daß Potagos auf dem Kameele, das er von El Obeid bis hierher benutzt hatte, die Reise fortsetzte, sondern gab ihm statt desselben eine starke Kameelstute und einen großen Reitstier mit gewaltigem Höcker auf dem Rücken. Am Morgen des 4. Juli verließ man Kaleka und nach zweistündigem Marsche kam man an dem ersten fließenden Wasser an, das man während der ganzen fünfwöchentlichen Wanderung erblickte: es war der Fluß Ndschilo, der von Norden, aus den Bergen von Maßlat kommend, sich in den Bahr-el-Arab ergießt. Dem Laufe dieses Flusses folgend, und nach dem Ueberschreiten des Bahr-el-Arab dieselbe südsüdöstliche Richtung weiter verfolgend, gelangt man, nachdem man noch einen größern, von Westen kommenden Strom, den Boro, passirt hat, nach dem Dembo-Lande Schweinfurth's, von welchem westlich das Land der Golo und der von Potagos zuerst besuchten Feruge sich hinziehen.

Am 5. Juli kam man nach siebenstündigem Marsch an einem zweiten ungemein wasserreichen Strome an, dem ebenfalls aus den Bergen von Maßlat kommenden Santjajia. In dem Berglande von Maßlat zwischen Kaleka und Dara wohnt ein zu Dar Fur gehöriger Stamm, der eine eigene Sprache besitzt. Nach weiterm Marsche von sieben Stunden erreichte man den Bahr-el-Arab, der hier den Namen Ndschilo el Ma'alem führt. Von dem Marragebirge in Dar Fur kommend, besteht der Bahr-el-Arab zur trocknen Jahreszeit hier nur aus einer Reihe einzelner kleiner Wasserbecken, während der Regenzeit aber, die um die Mitte des Juli beginnt, ist er drei Monate lang schiffbar. Sein Lauf hat zuerst eine südöstliche, dann eine entschieden östliche Richtung. Die Araber berichteten Potagos, daß der Fluß nördlich vom Ndschange-Lande einen großen See bilde.

Nachdem man am 7. Nas-el-Fil passirt hatte, kam man noch am nämlichen Tage in ein bergiges, von den Ndoggo, einem Dar-Fur-Stamme mit eigener Sprache, bewohntes Gebiet, wo man gegen Abend am Ufer des Ndschogan-Sees Halt machte. Von Timbun, wo Potagos zum letztenmale die Riesenstämme der Hamara- oder Debeltiehbäume gesehen hatte, bis zu den Ndoggo-Bergen war der Baumwuchs ein im Wesentlichen gleichartiger geblieben, und hatte, bis auf eine, von den Eingeborenen deleb genannte Art, wenig Bemerkenswerthes geboten. Der Stamm dieses Baumes ist glatt wie der der Kokospalme, aber bedeutend stärker und höher. Seine Blätter haben mit denen der Dûmpalme (Hyphaene thebaica Mart.) die größte Aehnlichkeit, doch zeigt sein Stamm nicht die gabelförmigen Aeste, die für jenen charakteristisch sind. Auch die Früchte des Deleb gleichen denen der Dûmpalme, sind aber mindestens drei- bis viermal größer als jene. Aus dem ausgepreßten Safte derselben wird ein bierartiges Getränk, aus dem Fleische aber Mehl bereitet.

Am 10. Juli kam man an dem Königsberge an, so genannt, weil auf ihm der König der Ndoggo seinen Wohnsitz hat. Er gehört zu einem Gebirgszuge, der von Nordosten nach Südwesten zu gehen scheint, und vor dem sich eine niedrige aber längere Hügelkette in derselben Richtung hinzieht, an deren Fuß die Flüsse Bulbul und Ada entlang fließen. Südöstlich von dem Gebiete der Ndoggo befindet sich das Bergland der Feruge, das durch eine weite Ebene von dem Abusa-Gebirge getrennt ist. Längs des Bulbulflusses führt ein Weg von dem Ndoggo-Gebiete nach Hofrat-el-Nahâs, dem nächsten Ziele von Potagos' Wanderung; der Reisende wählte einen kürzern, eben nur zur Regenzeit, wo man keinen Wassermangel zu befürchten hat, zu passirenden Weg, der dem Laufe des Flusses nicht folgte und durch dichten Wald führte. Von dem Gipfel eines hohen kegelförmigen Berges, an dessen Fuß der Weg vorbei lief, hatte Potagos einen weiten Ueberblick über die nach Westen hin liegende Landschaft. Eine ungeheure Grasebene, die von den Ta'achi-Arabern bewohnt und die im Norden von dem Marra-Gebirge begrenzt wird, dehnte sich vor ihm aus. Am folgenden Tage kam man an dem linken Ufer des Bulbul an, den Schweinfurth Bahr-el Homr nennt, und als man den Fluß passirt hatte, befand man sich bald in dem Lande der Kreki, an den Kupferminen von Hofrat-el-Nahâs. Hofra bedeutet in der Landessprache so viel wie Ausgrabung; Nahâs aber heißt Kupfer. Die von hier ausgeführten Kupfererze gehen bis weit in das Innere von Sudân und geben diesem Orte eine Berühmtheit, deren schon Barth und Schweinfurth Erwähnung thun.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Hofrat-el-Nahâs setzte Potagos seinen Weg, zuerst in südsüdöstlicher Richtung, fort, um Mofio im Lande der Njamani-Bangwe zu erreichen. Er befand sich jetzt in dem von Schweinfurth Manga genannten Gebiete, das nach der Annahme jenes Reisenden auch von einem besondern Stamme bewohnt wird. Potagos giebt als den richtigen Namen des Landes aber Minga an und rechnet seine Einwohner als zu dem großen Stamme der Kreki gehörig.

Es war ein ansehnlicher Zug, in dem der Reisende Hofrat-el-Nahâs verließ; die Führer, deren einer das beladene Kameel leitete, gingen voran, Potagos auf dem großen, von dem Scheich von Kaleka ihm geschenkten Stiere folgte. Aber nicht lange währte es, so stellten sich der Kavalkade Hindernisse in den Weg; man kam in ein tiefgelegenes sumpfiges Terrain, wo der Regen unzählige Pfützen und Wasserlachen gebildet hatte. Mehrmals sank das Kameel bis zum Bauche in den Schlamm und konnte nur mit größter Mühe und vereinten Anstrengungen wieder befreit werden. Man mußte wohl oder übel sich entschließen, diesen Weg zu verlassen und, dem Rathe eines der intelligenteren Führer folgend, die Richtung nach Südwesten und den Schala-Bergen einschlagen.

Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana.

Nach den Aufzeichnungen von August Kappler, mitgetheilt von Dr. **Karl Müller-Mylius.**

II.

Am andern Morgen machte ich mich in aller Frühe auf den Weg, und wir kamen an verschiedenen Dörfern vorüber, welche beinahe insgesammt auf Inseln im Tapanahoni lagen und wovon das Dorf Sali oder Clementi das bedeutendste war und gegen 150 Einwohner haben mochte, während die meisten anderen nur klein, aus wenigen Hütten bestehend oder theilweise sogar ganz verfallen waren. Wir hatten hier keine Wasserfälle und nur sehr wenige Stromschnellen zu passiren. Gegen 10 Uhr Vormittags gelangten wir durch eine ganze Inselflur kleiner und größerer Inseln in eine Art natürlichen Kanals, wo ein Theil des Flusses, dessen rechtes Ufer man nicht sehen konnte, mit rasender Schnelligkeit in einem sehr tiefen Bett eingezwängt dahinströmte. Oberhalb dieses Kanals lag auf dem linken Ufer das Dorf Sansumanglana und einen Büchsenschuß höher hinauf am rechten Ufer und unmittelbar unter den Granhollo-Fällen das Dorf Piket, der Wohnsitz der ehemaligen Posthouders. Obgleich man mich hier zu verweilen bat, bis man nach dem üblichen Ceremoniell den Gran-man von meiner Ankunft benachrichtigt habe, so setzte ich es doch durch, daß zwei ältere Neger und ein Kapitän mich sogleich über den Fall brachten. Das Wasser stürzt sich hier in einem Halbkreis in drei Fällen, welche durch zwei große dicht bewaldete Inseln geschieden werden, kaskadenartig und in einer Längenausdehnung von ungefähr einer Viertelwegstunde herab, allein die Wassermenge war unbedeutend, da wir im Ende der trockenen Jahreszeit standen. Während der großen Regenzeit muß der Fall einen herrlichen Anblick darbieten und jede Verbindung mit dem obern Lande abschneiden.

Der auf der Seite des Dorfes Piket und etwas oberhalb desselben gelegene Fall stürzt aus einer Höhe von 15 bis 20 Fuß herab. Wir benutzten jedoch den mittlern Fall, und während ich über die Felsen emporkletterte, zogen die Indianer und Neger meine und ihre Corjal nach oben, wobei sie jeden der größeren, manchmal zwei bis zehn Fuß hohen Fälle zu umgehen wußten, was vielleicht drei Viertelstunden Zeit in Anspruch nahm. Oben angekommen sah ich auf ungemein hohen Felsblöcken einen großen, etwa zwei Meter hohen Stein mit abgerundeten Kanten liegen, als ob er von Riesenhänden dort hinauf gesetzt worden wäre, — es war der Gado oder Altar des Gottes Winlihede, an welchem wir nun opfern mußten. Ich überließ dieses Geschäft dem Kapitän, welcher etwas von meinem Dram (Branntwein) nahm und die Felsen besprengte, um dem Gotte zu danken, daß er diesen Blanken, welcher in keiner bösen Absicht komme, so glücklich über den Granhollo-Fall heraufgeholfen habe, und um ihn demüthig zu bitten, daß er ihn auch ebenso wieder hinunter helfe. Von diesem Standpunkte auf der Höhe des Falles aus konnte man deutlich wahrnehmen, daß wir uns jetzt mindestens achtzig Fuß höher befanden als bei Piket, denn ich schaute über einen Seidenwollbaum hinweg, welcher dort unten stand und mindestens die genannte Höhe haben mochte. Bei einiger Vorsicht und unter Benutzung der eigenthümlichen kleinen Kanäle sind derartige Fälle in der trockenen Jahreszeit weit weniger schwierig zu passiren, als man denken sollte; dagegen glaube ich fest, daß es in den Regenzeiten, wo ich diesen Fall allerdings niemals gesehen habe, durchaus unmöglich ist, ihn hinauf oder hinab zu befahren. — Uebrigens ist die dortige Gegend ausnehmend öde und traurig: entwurzelte Bäume, welche während der Regenzeiten zwischen Felsen stecken geblieben sind, versperren oft den Weg; selbst der Waldanflug ist klein und spärlich und der großen Bäume bar, denn das fruchtbare Erdreich ist durch die Gewalt des Wassers hinweggespült worden.

Wir waren zwar jetzt oberhalb des Falles, kamen aber nun erst in ein Chaos von Inseln, welche eine stundenlange von Südwest kommende Bucht ausfüllen, von deren beiden Ufern nichts zu sehen war, bis man oberhalb der Bucht in die freie, ruhige Strecke des Flusses kam, welcher hier ohne Inseln eine Breite von ungefähr tausend Fuß haben mochte. In der Bucht selbst nun war ein solches Labyrinth von bewaldeten Inseln und Eilanden, von Riffen, Klippen, Stromschnellen und Sandbänken, daß ich mich ohne Führer niemals zurecht gefunden haben würde. Im Zickzack und nach allen Himmelsrichtungen fahrend, welche ich kaum mit dem Kompaß nachzuzeichnen vermöchte, gelangten wir endlich in ein kleines Bassin von nur etwa 150 Fuß Länge und Breite und befanden uns nun bei dem Dorfe des Großoberhaupts der Buschneger. Dieses unbedeutende Dorf von kaum 50 Einwohnern hieß „Drie Tabbetjes“ (drei Inseln), und der Gran-man hatte hier ein hübsches neuerbautes Haus mit einem hohen Flaggenstocke davor, von welchem die niederländische Flagge schlaff herunter hing, denn die arme konnte auf diesem verlorenen Posten in der fernen

Kolonie Seiner Niederländischen Majestät nicht lustig wehen wie ihre Schwestern auf dem freien Oceane, weil niemals sich ein kräftiger Windhauch in dieses Felsennest zu verirren vermöchte, selbst wenn ein Orkan durch die Waldungen geheult hätte. Ich landete und fand den alten „Beiman“ in seiner Haustracht, nämlich nackt, und im Begriff, sich sein Essen zu kochen. Als er nun Miene machte, in einen Schlafrock zu schlüpfen, bat ich ihn, dies zu unterlassen, da ich ebenfalls nicht gesonnen sei, mich in anderer als meiner gewöhnlichen Toilette zu zeigen, nämlich in leinenen Beinkleidern und farbigem Hemd, und sich in seiner Beschäftigung nicht stören zu lassen. Beiman war ein Bursche von nahezu achtzig Jahren, ein ganz urechter Neger, mit allen Untugenden und Fehlern seiner Race: Grobheit und Bengelhaftigkeit, wo er sich in der Uebermacht sah, feiger Kriecherei und Speichelleckerei, wo er irgend einer überlegenen Gewalt gegenüber stand, Faulheit und Unzuverlässigkeit, Lügenhaftigkeit und Betrügerei im Verkehr u. s. w. Ich hatte mit dem Manne schon früher vielfach theils geschäftlich bei meinem Holzhandel, theils amtlich wegen der Vertheilung der Geschenke zu thun gehabt, welche die niederländische Kolonialregierung nach dem Vertrag von 1760 mit den Buschnegern denselben alle vier Jahre zu schicken verpflichtet war und die früher auf dem Militärposten Armina und nach dessen Einziehung auf meiner Station Albina gereicht worden waren. Ich hatte den Gran-man früher schon mehrmals aus meinem Hause geworfen, wenn er sich dort unangemessen oder grob benommen hatte, und er kannte mich daher sehr gut und wußte, daß ich mit seinem geringen Einfluß bei seinen untergebenen Kapitänen bekannt war, denn seine Würde war nur eine tituläre und scheinbare, nur auf Tradition und Aberglauben gestützte. Der jeweilige Gran-man wird nämlich nicht gewählt, sondern die Würde ist nur insofern erblich, als nur immer der älteste männliche Abkomme von einem gewissen Mutterstamme diesen erledigten Posten erhält. Bei den Buschnegern gilt nämlich nicht die Vaterschaft als Grundlage der Vererbung, sondern die Mutter bedingt die Erbfähigkeit: nur die Söhne, Enkel, Urenkel oder in deren Ermangelung die Abkömmlinge der Neffen, Großneffen ꝛc. der sogenannten Gran-mama gelangen zur Gran-mans-Würde. Die Kapitäne der Buschneger dagegen gehen aus einer Ortswahl hervor und werden von der Regierung bestätigt und mit dem Zeichen ihrer Würde, dem Ringkragen und Kommandostab, belehnt, bei schlechtem Verhalten aber auch abgesetzt, worein sich die Buschneger dann trotz ihres Dünkels und trotzigen Gebahrens ergeben.

Während der Gran-man sein Abendbrod kochte und mir seine Noth klagte, daß er nicht einmal Fleisch oder Fisch zu seinem Brei habe, worauf ich ihm ein Stück Speck aus meinem eigenen Vorrath in den Topf warf, hatte ich die beste Gelegenheit, mit ihm über den einen Punkt meiner Sendung zu sprechen, von dem ich zum Voraus wußte, daß ich auch ohne die Künste eines Diplomaten vom Fach bei ihm reussiren würde, — nämlich über den ihm zu gebenden Wink, daß er bei der Regierung um eine Besoldung für sich nachsuche. Ich drückte zunächst mein Bedauern und meine Verwunderung darüber aus, daß ein Mann von seinem Alter und Rang nicht einmal Fleisch zu seiner Mahlzeit habe, und meinte, unsere Regierung könnte ihm wohl etwas zulegen, weil jeder Buschneger-Kapitän, wenn er nach der Stadt komme, immer Salz, Fisch, Mehl, Bier und dergleichen zum Geschenk erhalte. Da nun der Gouverneur überdies dem Granman persönlich so wohl wolle, würde ich an seiner Stelle jenem meine Noth klagen, wodurch derselbe sich vielleicht bestimmen ließe, ihm ein jährliches Gehalt auszusetzen. Es käme ja — meinte ich — nur auf den Versuch an, und ich wolle gern das Meinige thun, um bei dem Gouverneur die Sache in das rechte Licht zu setzen; ob dieser sich bewegen lasse, wisse ich begreiflicherweise nicht. Diese Winke fanden alsbald williges Gehör, und noch am selben Abend setzte ich im Namen des Gran-man eine Bittschrift der schwarzen an die weiße Excellenz in neger-englischer Sprache auf, welche der schwarze Würdenträger unter meiner Handführung mit einem Kreuz unterzeichnete. Hiermit war der erste Theil meiner Sendung erledigt, und daß die zweite zu keinem Resultate führen würde, wußte ich schon im Voraus.

Während der Gran-man seine untergebenen Häuptlinge entbieten ließ, auf den 10. November bei ihm zusammen zu kommen, wo ich dann der Versammlung den Wunsch der Regierung wegen der Aufnahme eines Missionärs unter ihnen vortragen wollte, besuchte ich mit meinen Indianen einige der benachbarten Dörfer, in denen überall dieselbe Armuth herrschte. Selten sah man hier einen tadellos gesunden Menschen, dagegen Kinder mit Geschwüren bedeckt, und Erwachsene, denen man die Lepra schon auf zehn Schritte weit ansehen konnte u. s. w. Kranken, welche am Fieber oder irgend einem andern Uebel litten und um „Drexei“ (Medicin) bettelten, begegnete man in jedem Dorfe; nur die Kranken und Schwachen schienen zu Haus geblieben, die Gesunden aber in Cottica oder auf den Pflanzungen zu sein. Ich fand hier, daß außer den Fetischhäuschen auch noch gewissen Pflanzen eine Verehrung gezollt wurde, wenn sie in irgend welcher Beziehung zu den Fetischen standen. So fiel mir besonders eine große, etwa drei Fuß hohe Tillandsia auf, welche, über und über mit Stacheln von drei Zoll Länge bedeckt, neben einem Götzenbilde wuchs, dessen Augen aus rothen Bohnen bestanden, und über welches ein Bogen von rothblühenden Bauhinien hergezogen war.

Am 10. November wurde dann ohne besondere Vorbereitungen das Palaver abgehalten. Der Gran-man im Schlafrock, mit silbernem Halsschild oder Ringkragen und dem Generalshut mit Federn, ich im leichten Nanking-Röckchen, die sechs oder acht Kapitäne in ganz beliebiger Toilette, nur mit den Zeichen ihrer Würde, dem silbernen Ringkragen und dem Stock, waren in der Hütte und außerhalb derselben gelagert, wie sie eben Platz fanden. Ich benachrichtigte jetzt die Versammlung, daß der Gouverneur den Wunsch hege, sie aus dem Zustande von Heidenthum zu ziehen, sie zu civilisirten Menschen zu machen, wodurch sie auch für sich ein angenehmeres Leben gewinnen und ihre Sitten denen der Weißen ähnlich werden würden; ich sagte ihnen, daß wenn sie einen Missionär unter sich aufzunehmen geneigt seien, dieser in Auca eine Schule errichten und ihre Kinder unterrichten werde. — Allein wie schon häufig vorher, so hatten sie auch diesmal gar keine Lust dazu. Sie meinten, der Christengott sei ganz recht für die Weißen, allein sie halten sich an das, was ihre Mütter geglaubt haben, und müßten unfehlbar der Rache ihrer Götter verfallen, wenn sie das Christenthum annähmen. Ueberdies habe ihre „Gran-mama“ (nämlich die Negerin, aus deren Stamm der Gran-man gewählt wird) das ganze Land mit einem Fluche belegt, wenn je ihre Nachkommen sich zum Christenthum bekehren würden. Allein einen Beamten möchten sie wieder unter sich haben, und der Gouverneur thue Unrecht, mir zu erlauben, daß ich am untern Maroni wohne und nicht unter ihnen, da ich doch von ihm bezahlt werde (you njam zoi monin); es gebe bei ihnen ebenso schöne Schmetterlinge, als am untern

Maroni. Besonders jetzt, seitdem die Franzosen sich auf dem rechten Ufer des Maroni angesiedelt hätten, wollten sie einen Beamten haben, da sie den Franzosen nicht trauten. Sie wollten aber ein- für allemal keinen Missionär, weder einen protestantischen noch einen katholischen, und hätten zwar nichts dagegen, wenn ein solcher sie besuche, nur dürfe er sich nicht schmeicheln, daß man auf seine Lehren hören werde.

Ich erklärte ihnen jetzt auch lachend, daß es mir für meinen Theil ganz gleichgültig sei, ob sie Heiden bleiben oder Christen werden würden, denn mein persönliches Interesse bestehe nur darin, von ihnen gutes Holz zu kaufen, wobei ich den Vorwurf hören mußte, daß ich stets zu wenig bezahle. Ich sagte ihnen, ich würde den Blanken bewundern, der in einer solchen sacca sacca conträ (elenden Wohnplatz) sein Leben hinbringen würde, sei es als Lehrer oder Beamter, und daß wenn mir der Gouverneur einen Haufen Gold so groß wie die Hütte des Grau-man anbieten würde, damit ich zehn Jahre bei ihnen wohne, ich dieses Gold ablehnen würde, denn ein Platz, wie das Dorf des Grau-mans, so versteckt hinter Felsen, Wasserfällen, Inseln und Wald, das ohne Wegweiser gar nicht zu finden sei, wäre kein Aufenthalt für Europäer.

Das ganze „Gruttu“, welches vielleicht eine Stunde dauerte, war eigentlich nur eine Unterhaltung und lief auf die ruhigste Weise ab. Nach meiner Ueberzeugung wäre es der nutzloseste und unsinnigste Schritt, eine Mission in Auca zu errichten, und eine wahre Geldvergeudung. Da die gesammte Bevölkerung vielleicht in 30 bis 40 Dörfern zerstreut, wovon manches nur zwei oder drei von je Einer Familie bewohnte Hütten enthält, und meist auf Stromінseln wohnt, so wäre der Missionär, wenn er auch seinen Wohnsitz im größten Dorfe der Aucas nähme, doch von allen anderen abgeschlossen und könnte seine Tochtergemeinden nur im Kahne besuchen, was für einen Europäer eine schwierige und ermüdende Reiseart ist, abgesehen davon, daß er nicht jederzeit die erforderlichen Ruderer bekommen kann oder, wenn ihm dies auch möglich ist, er sie jedenfalls bezahlen muß. Die Gärten und Getreidefelder der Buschneger sind auf dem festen Lande zuweilen stundenweit vom Wohnort entfernt, und die Familien verweilen, namentlich zur Zeit der Saat und Ernte, oft Monate lang dort, während ihre heimathlichen Hütten im Dorfe leer stehen und von Unkraut überwuchert werden. Ein Theil der männlichen Bevölkerung ist beständig abwesend auf den Pflanzungen oder am untern Maroni, wo sie sich Jahre lang aufhalten und Holz schlagen, oder macht Reisen zu den Indianern des Innern, um von ihnen Hunde einzutauschen, welche sie wieder auf den Pflanzungen verkaufen, oder geht zu den Boni-Negern und lebt unter ihnen; — kurzum, diese Buschneger ziehen ein unstätes Nomaden- oder vagirendes Zigeunerleben einer festen ruhigen Existenz weit vor. Der Missionär müßte daher so zu sagen ein Reiseprediger und beständig unterwegs sein und seine Pfarrkinder in ihren zeitweiligen Wohnsitzen aufsuchen, denn diese kämen gewiß nicht zu ihm. Vielleicht fände er einige Zöglinge, welche er im Lesen und Schreiben unterrichten und durch welche er für die Zukunft wirken könnte, allein selbst dies ist unsicher. Mehr Vertrauen und einen paratern Wirkungskreis unter den Buschnegern würde ein Arzt finden, welcher denselben bei ihren mannigfaltigen Krankheiten und Gebrechen helfen könnte; allein wo würde sich jemand hierzu finden lassen? Würden die Buschneger einwilligen, ihre so unzugängliche Heimath am Tapanahoni mit Wohnplätzen auf dem so fruchtbaren Lande unterhalb Armina zu vertauschen, dann wäre es angezeigt, durch Missionäre für ihre geistliche und leibliche Wohlfahrt zu sorgen und sie auf diese Weise allmälig einer Civilisation entgegen zu führen, deren erste Grundlage in nützlicher und dauernder Beschäftigung zunächst mit Landbau bestehen muß. Haben sie auf ihren Hang zum Nomadenleben verzichtet, können sie durch Anpflanzung und vortheilhafte Verwerthung irgend eines Produktes an eine behagliche, seßhafte Lebensweise gewöhnt werden, dann kann auch das Christenthum unter ihnen Wurzel schlagen; aber auf eine andere Weise schwerlich. Was die mährischen Brüder unter zwei anderen, der Stadt viel näher gelegenen Stämmen seither auszurichten vermocht haben, ist von geringer Bedeutung, obwohl die Saramacca- und Bekon-Musinga-Neger bei weitem nicht solche Vagabunden sind, wie die Aucas.

Am 11. November verließ ich den Gran-man, übernachtete auf Manbobli und langte am andern Mittag im Dorfe der Poligudu an, von wo ich noch am nämlichen Tage einen kleinen Abstecher nach der Lawa machte. Dieser aus Osten kommende Fluß scheint kleiner zu sein, als der Tapanahoni; eine große Insel, welche man für festes Land halten könnte, liegt am Falle, und mehrere kleine am linken Ufer. In der Nähe des Falles sind noch einige Stromschnellen, aber außerdem ist der Fluß ohne Felsen und strömt ruhig dahin, so daß wir nach einer kleinen Stunde das südliche Ende der Insel erreicht hatten und uns nun in einem schönen breiten Fahrwasser befanden, wo der Fluß genau aus Süden kam und die doppelte Breite des Tapanahoni hatte. Trotz der paar Inseln, welche in demselben lagen, hatte man doch eine Fernsicht von etwa zwei Wegstunden. Der östliche Arm, welcher um die Insel floß, war noch viel breiter, als der westliche, und floß ruhig gen Nordwest. Da meine Indianer denselben noch nicht kannten, so trieb mich die Neugier, auch diesen Arm zu untersuchen, und wir trieben eine halbe Stunde ruhig in glattem Fahrwasser dahin, geriethen dann aber plötzlich unter eine Anzahl Eilande und Felsen hinein, zwischen denen Fälle von drei bis sechs Fuß Höhe tosten, welche den weit beträchtlichern Fall der Lawa bilden, deren Gewässer unterhalb Poligudu in den Maroni münden, aber nicht so deutlich bemerkbar sind, weil sie durch Felseninseln verdeckt werden. Es war beinahe sechs Uhr Abends, als wir dieses Felsenlabyrinth erreichten, und hätten wir auch über diese Fälle herunter zu kommen vermocht, so hätten wir doch den Singadede und Poligudu bei Nacht nicht passiren können. Wir kehrten daher um und wählten unser Nachtlager auf dem Südende der Inseln. Am 13. November verließen wir Poligudu. Der Grau-man hatte drei erfahrene Neger geschickt, um mich über die Singadede- und Manbari-Fälle hinunter zu bringen. Ich trug Bedenken, bei dem ersten, welcher über eine Höhe von ungefähr acht oder neun Fuß in einem Winkel von 30° herunterbraust, im Boot zu bleiben, und wollte lieber über die Felsen bis zum Fuß des Wasserfalls hinabklettern; allein die Neger versicherten mich, daß gar keine Gefahr dabei sei, und so blieb ich sitzen, kann aber nicht behaupten, daß mir sehr behaglich zu Muthe war, als wir auf dem Scheitel des Falles trieben und ich neben und unter mir nur tosendes Wasser und Stromschnellen sah und im brausenden Schwall pfeilschnell hinunter fuhr. Einer der Buschneger und Aisacumanali waren am Steuer, ein anderer und Banu saßen im Bug, der eine den rechten, der andere den linken Fuß in Bereitschaft, um, falls wir gegen den Felsen gedrängt wurden, sogleich durch einen Stoß mit dem Fuß die Corjal ins richtige Fahrwasser bringen zu können. Wir glitten aber ohne allen Unfall hinab und gelangten schnell in ruhiges Wasser. Nun hatten wir noch den

Manbari [1]) zu passiren, wo das Wasser beinahe senkrecht herunter steigt. Bei diesem aber vertraute ich mich nicht dem Kahne an, sondern kletterte an den Felsen herunter und setzte mich erst unten wieder in die Corjal. Hier verließen mich die Buschneger: Bokko der Aeltere, und ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, welchen ich Biggi Mosso, Großmaul, getauft hatte. Biggi Mosso lachte nämlich immer und hatte einen Mund wie ein Haifischrachen voll wunderschöner Zähne. Ich beschenkte sie mit Speck und gesalzenen Fischen. Jetzt war ich wieder mit meinen Indianern allein und schlief auf der mit weißen Passifloren bekränzten Insel. Am andern Morgen aber fühlte ich mich matt und unwohl, und heftiger Kopfschmerz peinigte mich um so mehr, als das kleine Zeltdach meines Kahns mir nur dürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte; todtmüde und krank traf ich am Abend auf dem Eilande Anoso ein. Alles was ich aß, mußte ich augenblicklich wieder erbrechen, und als wir am Morgen weiter fuhren, konnte ich nicht mehr sitzen, sondern mußte mich an den Boden des Kahns legen, gegen die Sonne geschützt durch das Zeltdach, welches ich abgenommen und über meinen Kopf gelegt hatte, um nur nicht direkt den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein. So erreichten wir denn schon bei Dunkel den Switti Cassabe Tobbetje unterhalb des Falles von Armina, wo wir einige Stunden schliefen, und trafen am 16. November um Mittag wieder auf Albina ein.

Kaum war ich daher wieder im Kreise der Meinigen, so befiel mich ein Gallenfieber, bei welchem ich sechsunddreißig Stunden lang bewußtlos lag. Als der erste Anfall etwas nachgelassen hatte und ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich den Père Jardinier und den Arzt aus Saint-Laurent [2]) bei mir im Zimmer. Ich war so schwach, daß ich kaum zu reden vermochte. Der Doktor, ein ganz junger Mann, reichte mir ein Glas, worin mindestens zehn Gran Chinin sich befanden, welche ich einnehmen sollte. Da ich noch niemals eine so große Dosis hatte einem Kranken reichen sehen, so weigerte ich mich, dieselbe auf einmal zu schlucken; aber der junge Arzt versicherte mich, daß nur dies mir helfen könne, weil ich, falls ein zweiter Fieberanfall sich einstellte, wahrscheinlich verloren sein würde. So schluckte ich denn die ganze Portion, mit Wasser und einigen Tropfen Citronensaft vermengt, hinunter, und die einzige Folge war ein furchtbares Ohrensausen; aber das Fieber kam nicht wieder, und schon am dritten Tage darnach zeichnete ich meine Karte, welche ich dem Rapport an den Gouverneur beilegte. Diese Karte hatte ich, von Armina aus, auf dieser vierzehntägigen Reise bloß nach Kompaß und Taschenuhr entworfen, und sie blieb bis zum Jahre 1862, wo die Topographen im Auftrage der Regierung den Strom regelrecht aufnahmen, ohne Zweifel die beste, welche vom Maroni existirte, und in ihren Kontouren ebenso genau und ausführlich, wie jene der Kommission, welche mit ihren größeren Booten die verschiedenen Passagen nicht so befahren konnten, wie ich in meiner Corjal gethan hatte, während die geographischen Längen- und Breitengrade auf der Karte der Topographen mittels astronomischer Beobachtungen genau bestimmt sind, was natürlich bei meiner Kartenskizze nicht der Fall sein konnte. — Nach wenigen Tagen hatte ich wieder meine volle Gesundheit erlangt.

Kurze Zeit nach der Heimkehr von dieser Reise erhielt ich einen Besuch von dem katholischen Priester New aus Mana, einem Elsässer, welcher auch in echt elsässischem Dialekte Deutsch sprach. Dieser trug sich unter Erlaubniß des Bischofs in Cayenne mit der Absicht, das Christenthum unter den Buschnegern zu verkünden. Ein kleines Boot, worin sich außer Herrn New's Kleidern nichts befand als ein großer Pagal (Korb) mit Couac (Tapioca) und gesalzenen Fischen, trug ein kleines Zeltdach, unter welchem der eifrige Missionär nicht viel bequemer saß, als ich in meiner Corjal. Obwohl er kein Wort Neger-Englisch verstand, in welcher Sprache er doch mit den Buschnegern verkehren mußte, war er doch voll Begeisterung für sein Vorhaben, schien die Unbekanntschaft mit dem Neger-Englisch nur als eine Nebensache zu betrachten, und rechnete unverkennbar bei seinem schwierigen Unternehmen auf einen übernatürlichen Beistand. Ich suchte ihm, da er mich um Rath und Belehrung anging, sein Vorhaben anfangs auszureden, aber er ließ sich nicht entmuthigen, und um ihn nicht ganz auf die allfällige höhere Eingebung anzuweisen, erbot ich mich, ihm ein Neues Testament in Neger-Englisch und ein Wörterbuch dieser Sprache zu leihen, was er auch annahm. Nachdem ich ihm dann noch alle erforderlichen Anweisungen und Rathschläge für seine projektirte Reise gegeben hatte, rieth ich schließlich nochmals ganz offen ab, da er ebenso wenig ausrichten würde als ich; allein New nahm keinen Rath an, sondern vertraute auf Gott und seine gute Sache. Bei den Buschnegern angekommen, schickte er sogleich seine eigenen Neger zurück und blieb ganz allein in dem ersten Dorfe Guidappu, wo er damit begann, daß er Französisch predigte und die betreffenden Bibeltexte aus dem neger-englischen Evangelium vorlas. Inzwischen lebte er von seinen Stockfischen und seinem übrigen mitgebrachten Proviant, bis der Gran-man, welchen dieser wunderliche Heilige in Unruhe versetzte, ihn wohl oder übel nach Saint-Laurent zurückbringen ließ. In seinem Rapport an den Bischof Monseigneur Dossat (welcher mir später durch den französischen Arzt in Mana mitgetheilt wurde) hat Herr New dann später den Mißerfolg seiner Reise mir, dem „protestant enragé", zur Last gelegt, wogegen ich mich wieder beim Bischof schriftlich verwahrte.

Diese mißlungene kirchliche Expedition lieferte reichlichen Stoff zur Erheiterung der spottlustigen Offiziere von Saint-Laurent, welchen an diesem so abgelegenen Orte jeder noch so unbedeutende Gegenstand oder Vorfall zur Unterhaltung und Belustigung diente. Er beweist aber auch, was für aufopfernde und eifrige Streiter die römische Kirche unter ihren Dienern zählt. Ich sah viele Jahre später eben denselben New, obwohl er gerade vom heftigsten Fieber befallen war, bei anhaltenden Regenschauern im offenen Boot von Saint-Laurent abfahren, um nur ja am Sonntagmorgen das Hochamt in Mana halten zu können; er ward später behufs der Genesung nach Europa geschickt, starb aber schon in Martinique. Ebenso sah ich später in der Kirche zu Saint-Laurent eine Messe celebrirt durch den Priester L. Arat (S. J.), welcher die Schwindsucht im höchsten Grade hatte, so daß man seine Stimme kaum mehr vernehmen konnte und er nach Beendigung der Messe am Altar kraftlos zusammenbrach und ins Hospital gebracht werden mußte. Auch er starb wenige Wochen

[1]) Manbari bedeutet wörtlich: „die Männer haben geschrieen." Als nämlich die desertirenden Negersoldaten, verfolgt von den Blanken-Soldaten, sich am Maroni einen sichern Zufluchtsort suchten, gelangten sie auf ihren Zügen auch an diesen Fall, welcher durch seine Höhe und Größe ihnen so imponirte, daß sie „schrieen". Singadede bedeutet Seile aus Singra (Bromelia Pinguin), deren man bedarf, um die Boote über den Fall zu schleppen. Pedrosungo bedeutet einen Wasserfall, in welchem ein Neger Pedro Kahn und Leben verlor; Bouidoro die Stromschnellen, wo der berüchtigte Häuptling Boni einen zeitweiligen Zufluchtsort fand.

[2]) Saint-Laurent ist die Strafkolonie, welche die Franzosen auf dem östlichen, rechten, Ufer des Maroni (des Grenzflusses zwischen Holländisch- und Französisch-Guyana) gegenüber von dem Posten Albina angelegt haben.

später in Cayenne. — Ein anderer Priester, Peter Krämer (S. J.), ebenfalls ein geborener Elsässer, verbrachte, nachdem er die Busch- und Boni-Neger besucht hatte, zwei Monate bei den Paramacca-Negern; allein auch er schien wenig ausgerichtet zu haben und kehrte abgezehrt und fieberkrank nach seiner Diöcese Mana zurück. Alle diese Reisen waren jedoch ebenso vergeblich wie die meinige, bei welcher auch ich pflichtschuldigst die übernommenen Aufträge vollzog, wenn auch nicht mit dem Eifer und der Energie jener Priester, und ohne mich in ascetischer Strenge nur auf den Genuß von Cognac und Stockfisch beschränkt zu haben. Vielmehr wählte ich mir im Gegentheil von dem Wild und den Fischen, welche die Indianer schossen, stets die besten Stücke für mich aus, bereitete sie mit Butter und Zwiebeln schmackhaft zu und verrichtete meistens das Tischgebet, welches bei den Katholiken mit dem Zeichen des Kreuzes, bei den mährischen Brüdern mit Gesängen und Bibellesen angefangen und beendigt wird. Die holländische Kolonialregierung verzichtete nun darauf, die Buschneger zur Aufnahme eines Missionärs zu bewegen und kümmerte sich nicht weiter darum, auf welche Weise dieselben zu ihrer Seligkeit gelangen wollten. Unter den Becon-Negern hatten sich zwar einige durch die mährischen Brüder zum Christenthum bekehren und dann nach Anca schicken lassen, um auch ihre Stammesgenossen zu bekehren; allein selbst diese mußten unverrichteter Sache zurückkehren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Den „Mosk. Wjed." zufolge war die Expedition zur Untersuchung der nordischen Meere am 5. (17.) Juni in Sumski posad. Von hier ging die Murmanische Sektion theils über Archangelsk an die Murmanische Küste, theils über den Golf von Kandalakscha nach Kola. Die Sektion für das Weiße Meer arbeitet ebenfalls an zwei Punkten: beim Solowetzki-Kloster und am westlichen Ufer des Weißen Meeres. Einer weitern Mittheilung des „Kronst. Wjestn." nach hat die Expedition bis jetzt die meiste Ausbeute für die Flora und Fauna des Weißen Meeres in Sumy und Kem gefunden. Am 25. Juni (7. Juli) kam die Expedition im Solowetzki-Kloster an, dessen Archimandrit, Miletij, ihr alle mögliche Unterstützung zusagte. Das Kloster übt auch in wirthschaftlicher Beziehung großen Einfluß auf die Strandbewohner aus; jede nützliche Neuerung faßt in der Bevölkerung schnell Wurzel, wenn die Leute sie in der Wirthschaft des Klosters beobachten können. So hat Dank der Mitwirkung desselben sich auch die jetzige Art der Zubereitung der Fische für den Wintervorrath verbreitet.

Nachdem im Jahre 1879 die Poststraße Powjenez-Sumskoi (vergl. „Globus" Band XXXVI, S. 367) und die telegraphische Verbindung auf derselben vollendet worden, hat der Handelsverkehr vom Weißen Meere nach dem Onega-See sich derart entwickelt und sind auch die Wallfahrten aus den Gouvernements Petersburg, Nowgorod und Olonetz nach dem vorgenannten Kloster so zahlreich geworden, daß nach den Olon. Gub. Wjed. vom Jahre 1881 ab ein Dampfschiffverkehr zwischen Sumskoi und der Insel Solowetzki eingerichtet werden soll.

— Die letzte Volkszählung in Griechenland im Jahre 1879 (vergl. „Globus" XXXVI, S. 256) weist eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung einzelner Städte auf. So ist die Zahl der Einwohner von Athen von 48107 im Jahre 1870 auf 68677 im Jahre 1879 gewachsen, die des Piräus von 11047 auf 21618, die von Patras von 26190 auf 34227. Eine mäßigere Zunahme zeigt sich in Korinth von 6047 auf 7575, in Sparta von 10686 auf 12007 und in Theben von 5273 auf 6022. Ergasteria (Laurion), welches noch 1876 nur 3800 Einwohner zählte, hat heute 6500; vor 14 Jahren stand hier nur eine elende Hütte. Dieses Anwachsen ist durch die französische Laurion-Minen-Kompagnie bewirkt, welche die antiken Schlackenhalden ausbeutet. Der englische Konsul im Piräus giebt dem Bedauern Ausdruck, daß die alten englischen Handelshäuser der Levante fast verschwunden sind, und daß ihre Stellen jetzt Griechen, Italiener, Franzosen und Deutsche einnehmen, welche durch Sparsamkeit Vermögen erwerben, wo Engländer nicht comfortabel leben können. (A. Z.)

— Wie der „Allgemeinen Zeitung" aus Athen geschrieben wird, hat die griechische Regierung die Trockenlegung des Kopais-Sees einem Konsortium von französischen und griechischen Banquiers, an deren Spitze der Athener Vuros steht, unter sehr günstigen Bedingungen übertragen. Die Unternehmer sind verpflichtet, nicht nur ein Drittel des trocken zu legenden Landes in sogenannte hohe Kultur zu nehmen, sondern auch Musterfarmen und Gestüte daselbst zu errichten. Griechenland gewinnt durch diese Entwässerung nicht allein viel fruchtbares Land, sondern, was die Hauptsache ist, Böotien wird dadurch von der Fieberplage befreit, welche die Bewohner zu Hunderten, ja Tausenden fortraffte. (Vergl. über den Kopais-See und die Frage seiner Trockenlegung „Globus" XXXII, S. 35 ff. und XXXIII, S. 336.)

— In einer Besprechung des von Sathas herausgegebenen ersten Bandes der „Documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen âge" (Paris 1880) giebt Gustav Meyer (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Mittwoch 23. Juni 1880) nach jenem griechischen Autor einige Erklärungen geographischer Namen Griechenlands, die von allgemeinem Interesse sind, und die wir hier reproduciren. „An der Stelle des alten Pylos steht heute das durch den Seesieg über die Türken berühmt gewordene Navarin, beim Volke immer im Plural *οἱ Ναβαρῖνοι*. In der Chronik von Morea heißt die Stadt Avarinos, und darauf hin hatte sie Fallmerayer („Geschichte der Halbinsel Morea" I, 307) flugs zu einer Avaren-Gründung gemacht. Aber die heutige Form mit n ist doch die ursprüngliche und richtige; der Ort ist von den Navarresern benannt, die bis ins 15. Jahrhundert von dort bis nach Kalamata Besitzungen hatten; ein zweiter Name, den er in venetianischen Urkunden trägt, läßt darüber keinen Zweifel: Spanochóri, d. i. Ort der Spanier (Sathas S. XXIX)."

Ferner zeigt Sathas (S. XXIX), daß der alte Name des Hauptflusses von Elis, Alpheios, und der heutige, Rufias, identisch sind; aus Urkunden und Hafenbüchern ergeben sich die Zwischenstufen Alfeas, Arfeas, Orfeas, Orfias und daraus endlich Rofias, Rufias. In der Umstellung der r und o erkennt G. Meyer slavischen Einfluß, da eine solche im alten wie im modernen Griechisch ganz unbekannt ist. Im Slavischen ist sie dagegen etwas ganz Gewöhnliches, ja Gesetzmäßiges: der Flußname Albis, Elbe, ist im Slavischen zu Labe, Labi geworden, der Almus in Bulgarien zum Lom,

die istrische Arsia zur Rascha; unserm deutschen Wort „Arbeit" entspricht das altslovenische rabota als urverwandtes, das lateinische arca ist als raka (Grab, Bahre) ins Slavische übergegangen.

Endlich giebt der griechische Gelehrte eine neue Erklärung des Namens Morea, welchen die Peloponnes bekanntlich seit dem Mittelalter trägt. Man hat denselben abgeleitet vom Maulbeerbaum (griechisch μορέα, lateinisch morus), weil der Baum auf der Halbinsel häufig ist, oder weil letztere die Gestalt eines Maulbeerblattes habe. Fallmerayer leitete ihn vom slavischen morje = Meer her, seine Gegner von Ῥωμαία (Romäer Bezeichnung für die byzantinischen Griechen). Nun lautet der Name in der metrischen Chronik ὁ Μοραΐας im heutigen Volksmunde Morjás oder Murjás. Im Alterthume wie im Mittelalter aber wurde der Name der Hauptstadt eines Staates oder einer Landschaft leicht für diese selbst gebraucht, z. B. Arta für das Despotat von Akarnanien und Aetolien, Patra für das Despotat von Thessalien, Livadia für Mittelgriechenland u. s. f., und noch heute nennt das Volk die Departements nach ihren wichtigsten Ortschaften. Nun bezeichnete man unter der französischen Herrschaft mit Morea speciell Elis, und erst im 15. Jahrhunderte, als die Fürsten dieses engern Morea in Wahrheit die Herren der ganzen Peloponnes waren, wurde der Name auf diese letztere selbst übertragen. Von Elis also ist die Bezeichnung ausgegangen, und dort hat auch Sathas die namengebende Stadt Morjás gefunden, heute nur eine Fischerei, Muria mit Namen, zwischen Katakolon und Olena, welche in jener Chronik und auch sonst erwähnt wird. Diese mittelalterliche Stadt Morea will Sathas wieder erkennen in der von Xenophon und Diodor „Margana", von Strabon „Margala", von Stephanus Byzantinus „Margäa" genannten elischen Ortschaft des Alterthums, deren genaue Lage freilich nicht zu bestimmen ist.

Asien.

— Wie die „Semipalat. Oblast. Wjed." mittheilen, ist Ende Juni a. St. Herr E. P. Michaelis auf einem Segelboote den Irtysch aufwärts von Semipalatinsk abgereist, um die Untersuchung des Irtysch-Laufes fortzusetzen, die er der ungünstigen Witterung wegen im Jahre 1879 nur bis Ust-Kamenogorsk hatte ausführen können.

— Nach den „Jenis. Gub. Wjed." waren 1879 in den Goldminen des Gouvernements Jeniseisk beschäftigt 16 454 Mann, 657 mehr als 1879; gewonnen wurden in 361 Gruben 400 Pud 34 Pfd. 92 Zol. 46 Dol. = 6566,7 kg, um 42 Pud 9 Pfd. 31 Zol. 46 Dol. weniger als im Jahre 1878. Von den Gruben liegen 256 im Kreise Jeniseisk, 32 in dem von Atschinsk, 38 in dem von Minusinsk, 29 im Birjusa-Gebiet in den Kreisen Kansk und Nishneudinsk, und 6 im Kreise Krasnojarsk.

— Am 2. Juli hat M. de Ujfalvy seine zweite Expedition nach Turkestan von Paris aus angetreten. Er gedenkt Taschkend gegen Ende September zu erreichen und in Samarkand den Winter über zu bleiben, dann im Frühjahr 1881 das obere Thal des Zeraffschan, Karategin, Schignan, Wachan, Badachschan und Afghanistan zu bereisen, in Balch, dem antiken Baktra, Ausgrabungen zu veranstalten und dann, wenn es die Umstände gestatten, über Persien und den Kaukasus zurückzukehren. Ihn begleitet als naturwissenschaftlicher Sammler M. Bonvallot und als Botaniker und Geologe Dr. Capus, dessen Reisekosten der wohlbekannte Mäcen der Wissenschaften, M. Bischoffsheim auf sich genommen hat.

— Dr. Knipping berichtet brieflich an die Redaktion von Petermann's Mittheilungen (s. den Monatsbericht des Heft VIII) über den Waarenverkehr in Gensanshin, dem neulich den Japanern eröffneten Hafen in Korea, wie folgt: Hauptartikel sind Baumwolle, baumwollene Stoffe, Hanf und Hanfkleider, Tabak, Tabakpfeifen und andere Rauchapparate, Birnen, Kastanien, Persimonpflaumen, Datteln, Salz, Seegras, Laternen, getrockneter Fisch 2c. Diese Waaren kommen hauptsächlich aus Tokugen-fu, Bunsen-ken und Anhen-fu in Korea; Brennholz findet man in Menge, dagegen ist Reis selten. Die Eingeborenen leben vorzugsweise von Hirse, Weizen, Bohnen 2c., aber sie essen auch Rindfleisch, Schweinefleisch, Wild, Hunde 2c. sowie Sardinen. Gemüse sieht man wenig. Baumwolle und daraus gefertigte Gewebe kommen von Zenra-do und Keisho-do; Salz, Bohnen, Seegras und getrockneter Fisch von Kankiyo-do. Goldstaub wird von Zuisen, Sansui und Kozan gebracht, auch producirt Zuisen Silber. Die Tiger- und Leopardenfelle stammen aus Sansui und Kozan. Die hauptsächlichsten Handwerker sind Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher. Die Straßen befinden sich in schlechtem Zustand, zahlreiche Schweine, Ochsen und Kühe treiben sich in der Stadt umher und die Häuser sind schmutzig. Gensanshin ist der Haupthafen von Kankiyo-do. Zwischen Gensanshin und Yokohama ist am 10. April 1880 eine zweimonatliche Postdampferlinie eröffnet worden.

Afrika.

— Graf de Semellé, welcher im Jahre 1878 in Gesellschaft von A. Burdo eine Reise auf dem Niger und untern Benuë ausführte, aber wegen finanzieller Schwierigkeiten unterbrach, hat, wie Dr. Behm in seinem letzten Monatsbericht (Mittheilungen 1880, Heft VIII) mittheilt, seinen alten Plan wieder aufgenommen, seitdem er durch Verheirathung in günstige Verhältnisse gekommen ist. Er befindet sich seit April dieses Jahres nach dem Benuë unterwegs in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Dampfer, den er „Adamana" getauft hat. Gegen Ende Mai hielt er sich einige Tage in Freetown in Sierra Leone auf.

— Andrea Fraccaroli, dessen Reise in Darfur auf S. 94 erwähnt wurde, ist, wie der Mailänder „Esploratore" meldet, in Chartum, gerade als er nach dem Bahr-el-Ghazal aufbrechen wollte, einem bösartigen Fieber erlegen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der bekannte russische Reisende Miklucho Maclay ist Ende Mai dieses Jahres von Neu-Guinea, wo er 3½ Jahre zugebracht hat, in Cooktown, an der Mündung des Endeavour-Flusses an der Küste des nördlichen Queensland, eingetroffen. Er wird, sobald er nach Rußland zurückgekehrt ist, ein ausführliches Werk über Neu-Guinea veröffentlichen. Maclay lebte Monate lang unter dortigen Eingeborenen, welche der Kulturstufe nach noch dem Steinzeitalter angehörten und nie zuvor Europäer gesehen hatten. Anfänglich mißtrauisch und auch lästig, faßten sie doch bald Zutrauen zu dem Fremden und wurden freundlich und gütig. An Lebensmitteln fehlte es dem Reisenden öfters. Zu gewissen Zeiten war animalische Nahrung sehr schwer zu haben, und zu anderen hatte die Sonne den Boden so ausgedörrt, daß alle und jede Vegetation abgestorben war. Maclay fand nur sehr geringe Spuren Gold und er ist der Ansicht, daß sich auf Neu-Guinea kein lohnendes Goldfeld wird entdecken lassen. Der Reisende beabsichtigt, sich nach einem kurzen Aufenthalte in Sydney zunächst nach Japan zu begeben und von da dann nach Rußland zurückzukehren.

Inhalt: Das heutige Syrien. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Karl Müller-Mylius: Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 3. August 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

IV.

Beirut, das Berytus der Alten, hat wie die meisten syrischen Städte eine wechselvolle Geschichte. Seine Gründung soll es den Giblitern, einem neben den Phöniciern wohnhaft gewesenen Bergvolke, verdanken; doch scheint es weder zur Blüthezeit Phöniciens noch auch zur Zeit der Eroberung Syriens durch Alexander hervorragende Bedeutung gehabt zu haben. Erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. sehen wir Berytus in selbständigem Auftreten: die Stadt empört sich im Jahre 140 gegen Antiochus VII. und wird von demselben zerstört. Später von den Römern wieder aufgebaut und dem Augustus zu Ehren Augusta Felix benannt, wurde sie von dem römerfreundlichen Herodes Agrippa durch großartige Bauten verschönert und gelangte bald zu hoher Blüthe. Es ist bekannt, daß Titus nach der Zerstörung von Jerusalem in den großen Theatern von Berytus die Schlachtspiele veranstaltete, in denen die gefangenen Juden gegen einander kämpfen mußten. Unter der Regierung des Alexander Severus (222 bis 232 n. Chr.) befand sich in Berytus eine Rechtsschule, die zu den berühmtesten des Alterthums gehörte, zugleich übertraf der Handel der Stadt den von Tyrus und Sidon. Schon damals besaßen die Seidenstoffe von Berytus einen großen Ruf. Das gewaltige Erdbeben, das unter Justinian's Regierung am 20. Mai 529 alle Städte der syrischen Küste heimsuchte und mehr als 250 000 Menschen das Leben kostete, verheerte auch Berytus in der furchtbarsten Weise. Es dauerte fast hundert Jahre, bis die Stadt sich wieder aus den Trümmern erhoben hatte, und ihre alte Pracht erlangte sie auch da nicht wieder. Im Jahre 635 von den Moslim erobert, behielt Beirut unter ihrer Herrschaft seine einmal erlangte Bedeutung als größter Hafen der syrischen Küste bei, und so sehen wir denn auch fast 500 Jahre später das Streben der Kreuzfahrer auf die Gewinnung der wichtigen Stadt gerichtet. Es gelang ihnen dieselbe im Jahre 1110 einzunehmen, und nun blieb sie mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1292 in den Händen der Franken, die erst nach der Erstürmung von Ptolemais die Städte Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig räumten und dadurch ihre Herrschaft in Syrien für immer aufgaben. Noch einmal, im Anfange des 17. Jahrhunderts, trat für Beirut eine Zeit höchsten Glanzes ein. Der Drusenfürst Fachr ed-dîn, ein energischer, hochgebildeter Mann, der mit den Venetianern verbündet von ihnen in seinen Kämpfen gegen die Beduinen unterstützt wurde, erwählte Beirut zu seinem Lieblingssitze. Von seinen Verschönerungen der Stadt ist heute noch vieles erhalten; vor allem verdankt sie ihm schöne Baumpflanzungen in ihrer nächsten Umgebung. Seine Vorliebe für europäische Kultur erregte jedoch den Unwillen des Beiruter Volkes. Eine Empörung brach los, infolge deren er den Türken ausgeliefert und in Konstantinopel in der Gefangenschaft erdrosselt wurde. Im Jahre 1837 wurde Beirut wieder von einem Erdbeben stark beschädigt; die letzte Heimsuchung aber mußte es im Jahre 1840 bestehen, als die Engländer, die den Türken das syrische Land von Ibrahim Pascha zurückerobern wollten, die Stadt bombardirten. Noch heute sieht man die Spuren jener Beschießung in der fast vollständigen Zerstörung der Wälle; im Uebrigen aber hat die Stadt seitdem von Jahr zu Jahr an Größe und Bedeutung zugenom-

Ansicht von Beirut und dem Libanon. (Nach einer Photographie.)

men; in den letzten 25 Jahren hat sich die Zahl der Einwohner vervierfacht, und von den 80000 Seelen, welche Beirut heute enthält, gehört kaum die Hälfte dem Islam an. Die Verfolgungen des Jahres 1860 bewogen viele christliche Bewohner Syriens, ihren dauernden Wohnsitz in Beirut zu nehmen, wo sie sich unter dem Schutz der europäischen Konsuln gegen die Vergewaltigungen der Türken sicher fühlen.

Das gesunde Klima und die malerisch schöne Lage der Stadt, das in jeder Beziehung rege Leben, das in ihr herrscht, machen den Aufenthalt in Beirut auch nach europäischen Begriffen zu einem ungemein angenehmen. An der Südseite der weiten Bucht gelegen, hat die Stadt nach Norden hin das tiefblaue Meer vor sich; nach Osten und Südosten steigt das Gebirge an, das besonders bei Sonnenuntergang den schönsten Anblick darbietet. In der milden, röthlichen Beleuchtung treten auch die entferntesten Punkte klar hervor; Alles überragend erhebt sich am Horizont der schneebedeckte breite Gipfel des Dschebel Sannîn über den an einigen Stellen zerklüfteten und mit dunklem Pinien- oder Eichenwalde bedeckten, meist aber bis hoch hinauf gut angebauten Bergen des Libanon. Zahlreiche Dörfer, deren weiße Häuser sich von dem Grün der Berge leuchtend abheben, zeigen sich überall an den Abhängen. Die vorderen Hügelterrassen und die Ebene dicht bei der Stadt sind mit reichster Vegetation bedeckt: Palmen, Orangen-, Limonen- und Pistazienbäume stehen in dichten Gruppen beisammen; ungeheure Nußbäume verbreiten wohlthuenden Schatten, an den sandigen Stellen erheben sich malerische Pinien. Dazwischen dehnen sich große Oliven- und Maulbeerplantagen, Baumwollfelder und Weingärten aus. Ein von Cactushecken eingefaßter Weg führt zuerst zwischen herrlichen Gärten, dann durch ein Gehölz von Mimosen (Mimosa farnesiana), Oleander- und Johannisbrotbäumen zur Mündung des Nahr-Beirut östlich von der Stadt. Den Lieblingsspaziergang der Beiruter aber bildet die nach Süden führende fast

Juden von Beirut. (Nach Photographien.)

auf ihrer ganzen Länge mit prächtigen Landhäusern der reichen Kaufleute besetzte Straße nach der Pineta, einem hohen Pinienwalde. Die stattlichen Bäume desselben sollen schon von Fachr ed-dîn gepflanzt worden sein, um die Stadt gegen die immer weiter vorrückenden Sanddünen zu schützen. Und wie wohlthätig der Schutz gewesen ist, das zeigt sich am deutlichsten bei einem Vergleich dieser südlichen mit der ungeschützten südwestlichen und westlichen Umgebung der Stadt. Von den Bergen aus sieht man Beirut an dieser Seite bis nahe zum Meere hin wie von einem breiten rothen Gürtel umschlossen: es ist der Sand der großen Dünen, der von Jahr zu Jahr sichtlich näher kommt und in nicht gar langer Zeit den schmalen Streifen kultivirten Landes, der ihn heute noch von den Häusern der Stadt trennt, auch überschüttet haben wird. Den Vorschlag einer englischen Gesellschaft, die durch entsprechende Mittel der Versandung Einhalt thun wollte, hat die türkische Regierung abgewiesen.

Der eigentliche Hafen von Beirut, dessen Eingang durch zwei viereckige, heute stark im Verfall befindliche Thürme gebildet wird, ist zu klein und zu flach, um große Dampfer aufnehmen zu können; während des Sommers ankern dieselben deshalb auf der Rhede gerade vor der Stadt, im Winter müssen sie oft in der östlich davon gelegenen kleinen Bai jenseit des Nas el-Kndr oder auch an der Mündung des Nahr-Beirut Schutz suchen.

Die Stadt selber hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts bedeutend verändert. Große Vorstädte mit stattlichen Häusern und den herrlichsten Gärten sind entstanden; auf den umgebenden Hügeln erheben sich die großartigen Bauten der französischen, englischen, deutschen und amerikanischen Religionsgesellschaften, die nicht zum wenigsten zu dem Fortschritte Beiruts beigetragen haben. Die neuen Häuser sind mit geringen Abweichungen alle nach einem durchgehenden Plane gebaut, mit vielen Balkonen und einem die ganze Breite des Hauses einnehmenden säulengetragenen Saale im obern Stockwerk, dessen große Bogenfenster nach Norden auf das Meer, nach Süden auf den Libanon blicken. Die breite Treppe sowie die Fußböden der Wohnräume sind gewöhnlich aus weißem italienischen Marmor und mit grellbunten Teppichen belegt. Die innere Einrichtung dieser, durch ihre luftige Bauart auch in den heißen Sommer- und Herbstmonaten gut bewohnbaren, Häuser ist nicht nur bei den europäischen, sondern auch bei den reichen arabischen

Scheich von Dêr-el-Kamr. (Nach einer Photographie.)

Kaufleuten von größter Eleganz. Zwischen dem kostbarsten modernen europäischen Mobiliar finden sich bei den letzteren besonders oft ganze Sammlungen von alten und neueren Erzeugnissen des orientalischen Kunstgewerbes mit Geschmack und feinem Verständniß aufgestellt. Von dem Wassermangel, unter dem Beirut vor wenigen Jahren noch zu leiden hatte, ist seit der Fertigstellung der von einer englischen Gesellschaft ausgeführten Wasserleitung nichts mehr zu merken; ihr verdanken die herrlichen Gärten der neuen Stadttheile das üppige Gedeihen. Das Wasser, das aus dem auf dem Sannîn entspringenden Nahr-el-Kelb (Hundsfluß) hergeführt wird, zeichnet sich durch große Reinheit und Klarheit aus.

Die innere, alte Stadt unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von anderen orientalischen Städten: dieselben engen, winkligen und unsauberen Gassen, dieselben finsteren Häuser mit platten Dächern, mit hölzernen Läden oder Gittern vor den Fensteröffnungen, die inneren Räume bis auf einige Polster, Matten und Teppiche ganz leer, finden sich hier wie eben überall im Orient. Auch der Bazar besteht aus einem Gewirr schmutziger Gänge und Gassen, in denen man jedoch, wenn man sich die Mühe des Nachsuchens nicht verdrießen läßt, neben den landläufigen Artikeln, den buntseidenen, am Orte selbst fabricirten Keffijen oder Kopftüchern, den Schuhen, Pfeifen u. s. w., manch seltenes Stück von feinster Arbeit an Silbergeräth, Waffen und Teppichen auffinden kann. Unweit des Bazars liegt die Hauptmoschee, zu welcher der Fremde nur schwer Zugang erhält. Ursprünglich eine dem heiligen Johannes geweihte, christliche Kirche aus der Kreuzfahrerzeit, zeigt sie in ihrem dreifachen Schiff mit den schönen Spitz- und Gewölbebogen leider keine Spur mehr von der alten Ornamentirung; ein dicker mit bunten Arabesken geschmacklos bemalter Kalkbewurf verdeckt dieselbe gänzlich. Die anderen Moscheen haben wenig Bemerkenswerthes an sich; auffallend ist nur die Form der Minarets, die nicht wie die ägyptischen und kleinasiatischen rund, sondern viereckig sind.

Die Bevölkerung der Stadt ist eine buntgemischte; man braucht eben keinen im Erkennen von Racentypen besonders geübten Blick zu haben, um bei einem Gange durch die Straßen von Beirut leicht die einzelnen Elemente herauszufinden, aus denen sich das einheimische Volk zusammensetzt. Da sind zuerst die Abkömmlinge der alten Phönicier, große Gestalten mit lebhaften schwarzen Augen, gebogener Nase, schmalen Lippen; es ist, als ob der Geist ihrer Vorfahren aus Tyrus und Sidon auf sie übergegangen wäre: sie leben nur für den Handel und sind, sobald es ihren Vortheil gilt, wenig zuverlässig im Verkehr. Die Araber, durch breite Stirn, starke Lippen, weniger gebogene Nase und dunklere Hautfarbe leicht von ihnen zu unterscheiden, sind hier in der Stadt auch hauptsächlich Kaufleute; daneben aber, den Traditionen ihrer Heimath und dem eigenen Temperamente entsprechend, die besten Reiter und Ringer und leicht zu Kämpfen und Krieg zu begeistern. Zahlreich auch sind die Aegypter mit dem hagern Gliederbau, den mandelförmigen Augen hier vertreten; daneben trifft man häufig auf Individuen, deren gedrungene, breitschulterige, muskulöse Gestalt sowie der in schraubenförmige Locken gedrehte Bart sie unschwer als Nachkommen der alten Assyrer erkennen läßt. An die persische Zeit Syriens erinnern die häufig vorkommenden kleinen und zierlich gebauten Individuen, mit ovalem Gesicht, nahe beieinanderstehenden Augen, gerader und ziemlich kurzer Nase, mit schwarzem gelockten Haar und dichtem Bartwuchs. Sie sind in Bezug auf Ehrlichkeit meist der unzuverlässigste Theil der Beiruter Bevölkerung. Rechnet man hierzu noch die Türken, fett und phlegmatisch, wenn sie den höheren Klassen, mager und nervig, wenn sie dem Landvolke der Umgegend angehören, und die Juden, die auch hier sich ziemlich rein erhalten haben, so hat man die einzelnen Bestandtheile des „einheimischen" Volkes von Beirut. Die Juden, die sich durch eigenartige Tracht auszeichnen, sind hier der Mehrzahl nach groß und hager, von schwächlichem Körperbau. Blonde, blauäugige Individuen kommen vielfach unter ihnen vor; die nach unten stark gebogene Nase charakterisirt sie alle.

Wie schon oben erwähnt, bekennt sich etwa die Hälfte der 80 000 Einwohner von Beirut zum Islam, die anderen gehören den verschiedenen christlichen Bekenntnissen an, und da das christliche Missionswesen in Syrien, und zwar vorzugsweise in Beirut, die regste Thätigkeit entfaltet, vermehrt sich die Zahl der Beiruter Christen von Jahr zu Jahr. Man möge über derartige Bestrebungen sonst denken, wie man wolle: das segensreiche Wirken der blühenden Institute der amerikanischen und europäischen Missionsgesellschaften wird in Bezug auf Beirut wenigstens von Niemanden geleugnet werden können. Da ist zunächst die seit 1837 hier thätige amerikanische (presbyteriale) Missionsgesellschaft, die ihre mit Volksschulen verbundenen Tochteranstalten durch ganz Syrien verbreitet hat. Durch ein theologisches Seminar, eine Realschule und eine medicinische Fakultät, in welcher in vierjährigem Kursus tüchtige Aerzte ausgebildet werden, sowie durch eine eigene Druckerei, welche die nöthigen Lehrbücher in arabischer Uebersetzung sowie die gleichfalls arabische Wochenschrift der Gesellschaft liefert, wird für die Aufklärung des Volkes auf das Beste gesorgt. Von deutscher Seite ist eine protestantische Kirche nebst einem Waisenhause für 130 einheimische Kinder und eine Töchterschule gegründet worden. Ein protestantisches Knabeninstitut aber wird von dem gelehrten Araber Butrus Bistâni geleitet. Das für 600 Kinder bestimmte Waisenhaus der Soeurs de charité de St. Vincent de Paul, die Schulen desselben Ordens und das große Töchterpensionat der Dames de Nazareth leisten in ihrer Art Vortreffliches. Zu all diesen Anstalten kommen noch verschiedene Lehrinstitute der Jesuiten sowie eine einheimische griechisch-katholische und eine von der italienischen Regierung unterstützte italienische Realschule.

In Beirut selber ist trotz dieser nach verschiedenen Richtungen zielenden Bestrebungen von religiösen Zwistigkeiten nichts zu merken; selbst die Mohammedaner tragen ihre Verachtung gegen die Ungläubigen weniger offen zur Schau. Dafür sind die Berge des Libanon seit Jahrhunderten schon der Schauplatz unaufhörlicher Fehden und Reibereien zwischen den der römisch-katholischen Kirche angehörigen Maroniten und den fanatischen Drusen, die sich zu einer eigenen, aus Islam und Christenthum gemischten Religion bekennen. Die türkische Regierung thut nichts, um diese ewigen Streitigkeiten beizulegen: ihr ist mit einer allmäligen Aufreibung der Parteien gedient, und so trägt sie im Stillen das Ihrige dazu bei, das Feuer zu schüren. Bei der Christenverfolgung des Jahres 1861, welche die Einmischung der europäischen Mächte, die bewaffnete Dazwischenkunft Frankreichs herbeiführte, waren anfangs die Drusen nicht betheiligt. Die regulären und irregulären türkischen Truppen von Damaskus machten, von einigen fanatischen Priestern aufgehetzt, den Anfang mit den Metzeleien; und als die Aufregung im Volke wuchs, ließ die Regierung unter dem Vorwande, dieselbe zu dämpfen, die Maroniten des Libanon entwaffnen. So blieben die Unglücklichen wehrlos der Vernichtung durch die Drusen überlassen, die an manchen Stellen des Gebirges ungeheure Dimensionen annahm. In der Bergstadt Dêr-el-Kamr, die einen ganz besonders fanatischen Scheich hatte, kamen allein 1200 Christen ums Leben.

Missigits in Niederländisch-Ostindien.

Von **F. A. v. Rupprecht** in Kepahiang auf Sumatra.

Unter Moschee (im Arabischen mesdjid) versteht man ein Bethaus, eine Stätte, an der man sich vor dem Allerhöchsten mit Ehrfurcht niederbeugt. Jeder Gebildete, der von Moscheen sprechen hört, weiß, daß man mit denselben mohammedanische Tempel bezeichnet. Die Malayen und Javanen nennen eine Moschee missigit oder messigit. In Atjeh (auch Atchin genannt), im Norden von Sumatra, giebt es deren eine sehr große Anzahl und sind dieselben alle mehr oder weniger mit Befestigungen versehen. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser, wie verzweifelt während der ersten Expedition gegen die Atchinesen um den Besitz der großen, eine kurze Distanz vom Kraton gelegenen Missigit gekämpft wurde. Doch erst im Jahre 1874 gelang es der Truppenmacht des General van Swieten, dieselbe zu stürmen und nach empfindlichen Verlusten an Menschenleben zu erobern. Nach dem Fall der Missigit ging auch der Kraton sehr bald in die Hände der Niederländer über. Ein gleiches Ereigniß trug sich auch in den Jahren 1878 und 1879 zu. Während die Kämpfe mit den Atchinesen in der Sagi der XXII Moekims (Gemeinden) wütheten, wurde die Missigit von Indrapoerie stets als ein Punkt des Anstoßes betrachtet und als solcher gefürchtet. Auch sie mußte, doch erst nach einem langen, hartnäckigen Kampfe auf beiden Seiten, durch die Atchinesen geräumt werden,

Missigit von Indrapoerie nach der Einnahme durch die Niederländer im März 1879.

um von ostindischen Soldaten besetzt zu werden. Einmal im Besitz der Niederländer, war die Unterwerfung der sämmtlichen XXII und auch der XXVI Moekims vorauszusehen, somit auch der Sieg erzielt.

Hierzulande, besonders aber in Atchin, sind diese Missigits alle mit künstlichen oder natürlichen Hecken, zuweilen auch mit Steinmauern umgeben. Die große Missigit vor dem Kraton war von einer 7 Fuß hohen, sehr dicken Mauer eingeschlossen. Der äußere wie auch innere Baustil der in Atjeh befindlichen Missigits ist höchst einfach, in den meisten Fällen sind sie von Holz gezimmert und die Dächer mit atappen oder alang-alang (Schilf) bedeckt. Ihre Dächer sind spitz; hier und da sieht man auch drei, vier und fünf thurmartig über einander. Der Thurm (Minaret, menaret, auch menara), von welchem herab durch die Katiebs (Priester) die Stunde des Gebets verkündet wird, wird hierzulande höchst selten angetroffen; eine Art Trommel, wie solche auch bei den inländischen Spielen, wie gamelang und wayong, gebraucht wird, dient dazu, um die Gläubigen an den großen Propheten zu mahnen, daß die Zeit nahe ist, um sich entweder in oder außer dem Tempel vor denselben im Staube niederzuwerfen. Ueberall findet man beim Eingang zur Missigit große Wassertöpfe oder Eimer, um den Gläubigen, die im Tempel beten oder an Freitagen die Predigt hören wollen, Gelegenheit zu geben, die gebräuchlichen Waschungen oder Reinigungen verrichten zu können. Im Innern dieser Missigits ist nicht viel Sehenswürdiges vorhanden; nur eine in der westlichen Ecke des Betsaales angebrachte viereckige Nische fällt dem Besucher ins Auge. Sie deutet die Richtung an, in welcher Mekka liegt; während des Gebets sind alle Gesichter dahin gewandt. Weiter bemerkt man eine Kanzel oder Predigtstuhl, die in vielen Stücken einem Beichtstuhle gleicht, und auf der stets ein Koran liegt.

Frauen trifft man sehr selten in den Missigits an, da sie nicht verpflichtet sind, den Gottesdienstübungen beizuwohnen.

In Atchin findet man außer den eigentlichen Missigits auch noch die Mendersa, in welcher allein die fünftägigen Gebete und ausnahmsweise auch das Freitagsgebet verrichtet werden. Eine große Missigit, das Geschenk einer fürstlichen oder sonstigen Person von hohem Ansehen, bezeichnen die Atchinesen mit Daja.

Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle.

II.

Am 18. Juli erreichte Potagos einen ansehnlichen Hügelzug, den die Araber Amkus nannten, und von dessen Kamm aus man in weiter Ferne nach Westen hin eine zweite höhere Bergkette erblickte, die in der Richtung von Norden nach Süden sich hinzieht; diese, die von seinen Begleitern Schala genannt wurde, glaubt Potagos mit dem Mondgebirge identificiren zu dürfen. Bis hierher hatte man die Reise ohne nennenswerthen Unfall zurückgelegt; jetzt schien es plötzlich, als sollte eine Widerwärtigkeit auf die andere folgen. Am Fuße der Amkus-Berge büßte Potagos seinen Reitstier ein, und als er am folgenden Tage seinen Weg nach den Schalabergen fortsetzte, wurde er selber von dem ersten Fieberanfalle ergriffen. Man befand sich jetzt im Dar-Fertît, das hier von den Schala, einem von den Kreki sehr verschiedenen Stamme, bewohnt wird. Am 20. Juli kam man in der Stadt des Königs der Schala an, wo Potagos vom hitzigen Fieber befallen wurde. Einer seiner Diener benutzte die Gelegenheit, um sich mit dem Kameel aus dem Staube zu machen, und als es den vom Könige ausgesandten Leuten gelungen war, den Dieb einzuholen und sammt dem Thiere wiederzubringen, hatte der Reisende die größte Mühe, den König von der entsetzlichsten Bestrafung des Unglücklichen abzuhalten. Endlich befand sich Potagos wieder auf dem Wege, um in kurzen Tagemärschen das südöstlich gelegene Kutuaka zu erreichen; da sah er sich plötzlich von vier bewaffneten Leuten mit lautem Geschrei verfolgt und am weitern Vorschreiten verhindert. Es waren Boten des Nûr Aga (Nûr soviel wie furchtlos), der ihn auf diese peremptorische Weise zu einem Besuche in seiner westsüdwestlich von Hofrat el Nahas belegenen Seriba auffordern ließ. Mit schwerem Herzen mußte man der Gewalt nachgeben, beinahe auf demselben Wege, den man gekommen war, zurück- und dann durch das Gebirge weiter nach Nordwesten gehen. Das an und für sich ungünstige Terrain wurde durch einen heftigen Regenguß, den ersten hier zu Lande seit dem Sommersolstitium, vollständig aufgeweicht; zum Unglück fiel auch das Kameel unterwegs, so daß das ganze Gepäck auf den Köpfen der Leute befördert werden mußte. Langsam und beschwerlich ging die Wanderung zuerst über Berge, dann durch das schöne breite Thal des Flusses Mindscha, der in seinem untern schiffbaren Laufe den Namen Mamûn annimmt. Eine ungeheure Menge von Flußpferden bevölkerten ihn; was aber diesen Wasserlauf in den Augen des Reisenden besonders interessant erscheinen ließ, war der Umstand, daß derselbe, als ein Nebenfluß des Schari, dem Flußnetze Centralafrikas angehört, und daß die das Thal nach Osten begrenzenden Binga- und Sula-Berge, die man überschritten hatte, an dieser Stelle die Wasserscheide bilden zwischen jenen Stromgebieten und dem Becken des Nil. Das Land der Binga, in dem man sich jetzt befand, ist gut bewässert und zum Theil von waldreichem Gebirge durchzogen. Einen hervorragenden Bestandtheil dieser Waldungen bildete der Butterbaum sowie jener andere von den Eingeborenen motô genannte Baum, der das gelbliche Mehl liefert, welches Schweinfurth als ein Nahrungsmittel der Bongo erwähnt. Potagos' Leute sammelten unterwegs mehrfach die Früchte des Baumes, und, entgegen der Angabe Schweinfurth's, der den Geschmack des Motô-Mehles der Bongo als äußerst widerwärtig schildert, spricht Potagos von dem Motô der Binga als von einer wohlschmeckenden, leicht verdaulichen Speise. Am 25. Juli kam man in der Seriba Nûr an; natürlich war der Wunsch des Aga, den Reisenden bei sich zu empfangen, nicht uninteressirt gewesen. Nach zweitägigem Aufenthalte, bei dem er sich wohl überzeugt hatte, daß sein Gast nur über geringe Mittel verfügte, gab er demselben die Erlaubniß zur Weiterreise. Von dem Gipfel eines in geringer Entfernung südwestlich von Nûr ansteigenden Berges, des Niamba, der eine weite Aussicht nach Norden, Westen und Süden bietet, überblickte Potagos eine ausgedehnte von Höhenzügen und zum Theil großen Flüssen durchschnittene Landschaft, die von den Kara, den Banda und Kreko-Banda, den Bongo und den Rinda bewohnt werden soll. Während nach seiner Angabe die hier erwähnten Bongo nicht mit dem weiter nach Osten wohnenden gleichnamigen Stamme verwechselt werden dürfen, glaubt Potagos die Rinda mit den von früheren Reisenden in Bagirmi erwähnten Runda identificiren zu können.

Die unaufhörlichen Kämpfe zwischen den Sklavenhändlern und den Eingeborenen, von denen das Bingaland gerade heimgesucht war, erlaubten Potagos nicht, in direkt südlicher Richtung zu gehen. In Begleitung eines zu der Gesellschaft des Zuber Pascha gehörigen Arabers, Namens Mussa, und eines Königs der Kreki, Agata, schlug er den Weg nach Südosten ein. Seine beiden Begleiter kamen aus dem Gebiete der Banda, von wo sie ungeheure Lasten Elfenbein und einen langen Zug Sklaven mitbrachten.

Ueber Kutuaka ging der Weg nun zunächst nach Mingi (auf der Karte Migi geschrieben), das am Fuße der zu den Telgonabergen sich ziehenden Abussaberge liegt. Die in diesen Gegenden jetzt herrschende Regenzeit erschwerte die Reise. Bei dem Suchen nach einem seiner Diener vom Wege abgekommen, mußte Potagos eine Nacht unter strömendem Regen in den Bergen unweit Mingi zubringen; hier hörte er zum erstenmale das hundeartige Gebell des baam, einer in diesen Bergwäldern lebenden Gorilla-Art. Der Weg nach Mofio, einer Stadt der Njam-Njam, die das nächste Ziel der Reise bildete, führte über verschiedene große Flußläufe, von denen nach Potagos der (Schweinfurth) unbekannt gebliebene) Boro und sein Zufluß, der Soffo, zum Nilgebiete gehören, während der Prungo, der Ueschi und der Beti, die man weiter nach Süden hin zu passiren

hatte, dem gewaltigen Bomo zufließen, der, wie der Uëlle auch, dem System des Kongo angehören soll.

In dem am Wege liegenden Orte Boko, unweit Dôm Dâud, dem Wohnsitz des Arabers Mussa, verließ derselbe die Reisenden, und wenige Tage später erreichte man auch Agata, die Stadt der Kreki, wo Potagos' zweiter Gefährte zurückblieb. Man befand sich hier etwa vier Tagereisen von der Seriba des Zuber Pascha, in der Schweinfurth sich einige Zeit aufgehalten hatte. Tagelang war der Weg durch mit hohem Grase bedeckte Steppen gegangen; als man den Sosso passirt hatte, kam man an einen Höhenzug, der hier die Wasserscheide bildet, und dem Potagos den Namen: „Makedonisches Gebirge" beilegte.

Wenige Stunden nachdem man den Beti überschritten, gelangte man in ein großes Dorf der Kreki, wo Potagos zum zweitenmale vom heftigsten Fieber befallen wurde. In ganz bewußtlosem Zustande wird er von seinen Leuten auf einer Tragbahre nach dem 6 bis 7 Stunden entfernten Mofio im Lande der Njam-Njam gebracht. Das Haupt der Seriba Mofio, Utserah, ein Mann, der früher im Dienste des Zûber Pascha gestanden hatte, betrachtete den kranken Europäer als gute Beute. Kaum zum Bewußtsein gelangt, sah sich Potagos in stürmischer, drohender Weise um ein Geschenk von 100 türkischen Pfunden ersucht; er konnte der gefährlichen Habgier des Arabers nichts anderes entgegensetzen, als daß er ihm die Schlüssel zu seinen Kisten gab und ihm die Auswahl unter seinem Besitze überließ, mit der Bedingung, daß er ihm das zur Reise nach der Ostküste Nothwendige lassen werde. Die Enttäuschung des Arabers über den geringen Inhalt war groß; er behauptete, von Potagos getäuscht zu werden, der in der Seriba Nûr kostbare Geschenke gemacht habe. Seine Haltung wurde eine immer drohendere, das Leben des Reisenden war im höchsten Grade gefährdet; da traf gerade zur rechten Zeit ein anderer Händler in der Seriba ein, der, ein hierher verschlagener Albanese, arabisch, türkisch und, da er früher in Griechenland gereist war, auch etwas griechisch sprach. An ihm fand Potagos einen bereitwilligen Schutz, und in seiner Begleitung setzte er auch die Reise fort, die sich durch vielen Regen bedeutend verzögerte. Man sah sich gezwungen, 14 Tage auf den Eintritt günstigen Wetters zu warten. Die Ernte der Durra war in dieser Gegend schon vorüber, die des Mais stand nahe bevor; bei den Kreki hatte man beide Pflanzen noch vollkommen unreif gesehen. Am zweiten Reisetage kam man an einer riesenhaften Baumwollenstaude mit stark verästeltem Stamme vorbei, der von den Njam-Njam heilig gehalten und als Wohnort der Gottheit betrachtet wird. Alle umstehenden Bäume waren mit frischen Durrabüscheln geschmückt. In Scherîf, wo ein Nachtlager gehalten wurde, lernte Potagos in einer Art großer Bohnen, die, an Größe und Gestalt den Kartoffeln gleich, von den Eingeborenen pampa genannt werden, ein treffliches Bodenerzeugniß des Landes kennen. Als am Morgen des 18. August der Fluß Jangua passirt war und man sich der Seriba des albanesischen Händlers näherte, fand sich Potagos plötzlich außer Stande, weiter zu gehen. Vom Fieber erschöpft, mit von Wunden bedeckten Füßen, bemühte er sich vergeblich, durch Aufbietung seiner ganzen Willenskraft sich an zwei Stöcken vorwärts zu schleppen. Während der Krankheit in Mofio war ihm sein Esel gestohlen worden: so blieb nun nichts übrig, als sich von seinen Leuten abwechselnd tragen zu lassen. Aufs Neue vom Fieber ergriffen, lernte er bei dieser Gelegenheit die seiner Aussage nach ans Wunderbare grenzende Heilkraft des wohlschmeckenden Saftes von einem einheimischen Baume, dem niamtandi, schätzen. Kaum hatte er zweimal mit diesem Safte seinen Durst gelöscht, so ließen Fieber und Schmerzen nach, und die Wunden an seinen Füßen heilten mit überraschender Schnelligkeit. Der niamtandi, der mit dem Elaïs Schweinfurth's einige Aehnlichkeit hat, soll sich nur in der Gegend zwischen dem Uëlle und dem Bomo vorfinden, auf deren unfruchtbarem Kreideboden weder Mais noch Durra gedeiht. Seine Früchte geben eine röthliche Butter, seine Blätter sollen den Eingeborenen das hier gänzlich fehlende Salz liefern.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in der Seriba des Albanesen verließ Potagos, vollständig geheilt, dieselbe. Für 60 Talaris hatte er von seinem Wirthe einen Esel gekauft, den derselbe für zehn schöne Sklavinnen aus dem Stamme der Zande oder Zante erhandelt haben wollte. Der Weg führte fortdauernd durch gebirgiges Waldland, das von verschiedenen Stämmen bewohnt war, deren Dörfer oft malerisch genug auf Waldlichtungen in üppigen Bananenpflanzungen standen. Von Sassa, dem den europäischen Reisenden in diesen Gegenden wohlbekannten König der Bangwe, freundlich aufgenommen und mit einer Eskorte versehen, setzte Potagos seinen Marsch durch das Land der Baguru über ausgedehntes bergiges Terrain fort; in den von zahlreichen Bächen durchströmten Bergwäldern finden sich Partien von selten malerischer Schönheit, dann aber auch wieder meilenweite Strecken, wo die Bäume so dicht bei einander stehen, daß man nur mit Mühe zwischen ihnen sich hindurchdrängen kann. Am 8. November kam man nach mehrstündigem, anstrengendem Marsch durch eine solche Waldgegend in der Seriba Rafaï an, wo eine mehrtägige Rast gehalten wurde. Die Entfernung von hier bis Rua ist nicht gar weit, doch mußte Potagos eine unverhältnißmäßig lange Zeit auf dem Wege zubringen, und zwar in Folge eines Hindernisses, das er jetzt zum ersten Male kennen lernte. Die Oberhäupter der Stämme, deren Gebiet er zu passiren hatte, erschwerten ihm das weitere Vordringen nach Süden nicht durch offenen, nur durch versteckten Widerstand. Von einem Könige wurde er zum andern gesandt, nirgends konnte er Führer erhalten, nirgends den richtigen Weg erfahren. Es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als nach der Seriba zurückzukehren und den Beistand Rafaï's in Anspruch zu nehmen. Und derselbe erwies sich auch als ungemein wirksam: von dem vorher am meisten abgeneigt gewesenen König Mukia mit einer zahlreichen bewaffneten und von Hornbläsern angeführten Eskorte versehen, konnte Potagos endlich sich wieder auf die Wanderung begeben, die abermals durch weite Waldstrecken und zu einem Dorfe führte, das in einer engen Schlucht zwischen zwei hohen mit mächtigen Bäumen bestandenen Felswänden lag. Der Wald ringsum war von zahlreichen ausgehauenen Pfaden durchkreuzt, der Eingang zu der Schlucht aber durch ein undurchdringliches Dickicht von Bäumen und Schlingpflanzen verwahrt. Bei dem Herannahen des Reisenden kam der ganze Hof des Königs, Frauen, Sklaven und Kinder, um ihn zu sehen; als aber in diesem Augenblicke der Esel, den Potagos ritt, zu schreien begann, floh die ganze neugierige Schar erschreckt von dannen. Ein von seinen Einwohnern verlassenes Dorf, das von den Leuten der Eskorte bis aufs letzte geplündert wurde, zeigte an, daß auch in dieser Gegend der Krieg noch nicht lange vorbei war. In Rua angelangt, versuchte Potagos Näheres über das südlich gelegene Land zu erfahren, in das er vorzudringen gedachte. Was er vernahm, bezog sich größtentheils auf einen Fluß Uschâl oder Uschiâl, der aus der Gegend von Kisa kommen und dem Bomo zufließen sollte. Man zeigte dem Reisenden einige Sklavinnen, die aus dem Lande an jenem Flusse stammten, und die, obgleich zu den Njam-Njam Bangwe gehörig, sich durch eine eigene Art das

Haar über den halben Kopf abzuscheeren, sowie durch den fast vollständigen Mangel an jeder Bekleidung auszeichneten. Aengstlich hütete sich Potagos während seines Aufenthaltes in Rua vor dem Genuß von Speisen, die nicht unter seinen Augen zubereitet waren: bekanntlich befinden sich unter den Stämmen dieser Gegend noch viele Anthropophagen, und die Leute von Rua gehören zu denselben.

Der König von Rua versah den Reisenden mit Trägern für sein Gepäck, sowie mit einer Anzahl von Sklaven, die auf dem Wege durch die ungeheuren Waldungen vorangehen und einen Pfad durch das Dickicht bahnen mußten. Die Ueppigkeit der Vegetation in dieser heißen, regenreichen Gegend spottet jeder Beschreibung; sie verhindert hier den Verkehr zwischen den einzelnen Völkern. Nach mehrtägigem Marsche, während dessen ihm viele seiner Leute davonliefen, und nachdem man am 13. die Stadt des Ingimma passirt hatte, entdeckte Potagos am 14. eine von Osten nach Westen ziehende Gebirgskette; diese, die er nach dem Könige von Griechenland „Georgiosberge" benennt, hält er für eine Fortsetzung der von Schweinfurth erwähnten Berge weiter im Süden; nach Osten hin setzt sie sich, wie er glaubt, bis zu den Blauen Bergen am Westufer des Albert Njanza fort.

Seine Absicht, weiter nach Süden zu dem König der Njamani Bangwe, Forema, und dann nach Westen zum Ocean zu gehen, mußte Potagos hier aufgeben; den Weg nach Süden versperrten die Kriege der Eingeborenen, den nach Westen das hohe Gebirge. So entschloß er sich, die Richtung nach Norden einzuschlagen, und kam am 27. in der Seriba des Pirintzi, eines zu Zuber Pascha's Gesellschaft gehörenden Händlers, an. Dieser, der eben im Kriege mit den Abudinga begriffen war, wollte danach gegen den König der Njamani Bangwe vorgehen und war deshalb nicht geneigt, den Reisenden in das Land desselben zu schicken. Er ließ ihn absichtlich auf einen falschen Weg, der zu den nördlichen Seriben führte, bringen, und in diesen fand er überall denselben Widerstand, der sich seinem Vordringen entgegensetzte, und der manchmal offen feindselig, manchmal in hinterlistigem Irreführen sich zeigte. Auf dem Wege nach der Seriba Kaschiol, die er am 6. Januar 1877 erreichte, und wo er sich entschließen mußte, seinen Rückweg nach Norden anzutreten, hatte Potagos außer dem Prungo noch mehrere große nach Süden zum Bomo fließende Ströme passirt und von den Eingeborenen viele, der Bestätigung bedürfende Angaben über die hydrographischen Verhältnisse des nach Westen und Südwesten gelegenen Landes gesammelt. Nach diesen sollte der Bomo auf seinem untern (westlichen) Laufe sich in zwei nach Norden und Süden aus einandergehende Arme theilen; der südliche, schiffbare Arm würde nach Potagos' Ansicht mit dem Uschâl vereinigt den Bomo bilden. Auf diesem nach Süden fließenden Arme sollte vor 13 Jahren ein mit Eisen und Zucker beladenes Dampfschiff bis in das Land der Njamani hinaufgekommen sein, wo die Mannschaft von den Eingeborenen getödtet und gegessen worden sei, wo das Schiff aber heute noch vor Anker liege (!). Und nicht genug an dieser einen überraschenden Verbindung mit dem Ocean! Potagos erfuhr noch von einem zweiten Flusse dieser Gegend, dem Mpokto, der einen Arm seines untern Laufes dem Ocean zusenden sollte; derselbe würde, wie er glaubt, in dem sumpfigen Küstendistrikt des Ogowe oder des Kwora (Niger) seine Mündung haben.

Von Kaschiol aus führte Potagos' Weg in nördlicher Richtung über ein ziemlich steriles, bergiges Terrain; nach dreitägigem Marsche, auf dem man den Prungo und vorher einige seiner Nebenflüsse passiren mußte, kam er an die Seriba Sahini, von der aus er die Richtung nach Nordosten einschlug, und bald darauf an die Seriba Idris, wo er bis zum 14. Januar blieb. Hier hörte das gebirgige Terrain auf, und der Weg führte durch eine große, nach Norden hin vom Beti begrenzte Grasfläche. Schon vor mehreren Tagen war Potagos von den Leuten seines Gefolges bis auf einen Diener verlassen worden; sie hatten sich unterwegs dem Kriegerzuge angeschlossen, den der Händler Pirintzi gegen die Abudinga führte. In zwei Dörfern der Kreki bemühte sich Potagos vergeblich, neue Leute anzuwerben; man war hier mit der Ernte beschäftigt und so schlug der König das Gesuch des Reisenden rund ab. Trotz der Warnungen der Eingeborenen entschloß sich Potagos allein mit seinem Diener die wegen ihrer Raubthiere gefürchtete und sonst nur von großen Karawanen durchschrittene Wüste bis Dêm Gutscho zu passiren. Auf dem ganzen Wege traf er nur eine Art größerer Thiere an, die er als große, mit löwenartiger Mähne versehene Schweine schildert. Von Dêm Gutscho aus verfolgte er nun den Weg, den auch Schweinfurth gemacht hatte, über die Seriben Mosmar, Idris Defter, Golferat (Schweinfurth's Ngufala), Ahmedabad, wo das Denkmal der „Signora" (Fräulein Tinne) steht, und im Lande der Ndschur die Seriba Ahmed Ali, wo Schweinfurth's Sammlungen verbrannten, und zuletzt Ghattâs auf der Grenze der Njandgwe-Bongo und der Ndschur.

Potagos' Angaben über die Flüsse, welche dieses und das weiter nach Osten bis zum Bahr-el-Dschebel sich hinziehende, zum größten Theil aus Grasflächen bestehende Terrain durchfließen, weichen wieder in mancher Beziehung von denen Schweinfurth's ab. Von den zahlreichen größeren und kleineren Seen, die inmitten dieser Steppenlandschaft liegen sollen, würde einer den Tanis, ein anderer den Rohl aufnehmen: beides Flüsse, die nach Schweinfurth dem Bahr-el-Dschebel zugehen. Zur Inundationszeit soll der letztgenannte Fluß mit allen diesen Seen eine ungeheure Wasserfläche bilden, vor der die Bewohner sich nach Norden zurückziehen.

In Schabi, am Ufer des Bahr-el-Dschebel angelangt, erwartete Potagos daselbst einen Dampfer, der ihn den Fluß hinab bis Chartum beförderte, von wo er nach kurzem Aufenthalte nach Kairo zurückkehrte.

Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko.

I.

Man kann sich schwerlich einen schlechtern, unpassendern Titel ersinnen, als den, welchen das unten angeführte und im Nachstehenden besprochene Buch führt [1]). Bezeichnen die Worte „Ein Ritt in Unterrock und Pantoffeln" wirklich das Wesentliche in Hauptmann Colvile's glänzender Reise? Vermuthet man dahinter eine fast einzig dastehende Leistung, eine Hochzeitsreise zwar, aber eine zu topographischen Zwecken, eine Routenaufnahme von Fez quer durch das von ränberischen und rebellischen Stämmen bewohnte Gebirgs-

[1]) A Ride in petticoats and slippers. By Captain H. E. Colvile, Grenadier Guards. London 1880. Mit zwei Abbildungen und einer Karte.

land nach Udschda an der algerischen Grenze? Dieses Gebiet ist vor ihm nur zweimal bereist worden, 1805 von dem Spanier Badia (Ali Bei el-'Abassi) und zu Anfang der vierziger Jahre von Scott, dessen Beschreibung sehr dürftig ist — Rohlfs drang 1861 in dieser Richtung nur eine Strecke weit, noch nicht ein Drittel des Weges, nämlich bis Tsarsa (Thesa), vor —, und so sehr sich der französische Generalstab bemüht, sichere Kunde darüber zu erlangen, scheint ihm das doch nicht zu glücken, wenigstens nach Colvile's Darstellung nicht. Giebt er doch an, daß ein französischer Offizier, mit welchem er im selben Coupé von Tlemsen bis Oran fuhr, nur deshalb im Auftrage des in letzterer Stadt kommandirenden Generals diese langweilige Fahrt gemacht habe, um ihn über die Resultate seines Rittes auszuhorchen (was ihm freilich nicht gelang). Und warum liegt den Franzosen so viel daran, besagtes Gebiet kennen zu lernen? Weil sie — und daran mag ja etwas Wahres sein — ihre algerische Westgrenze bis an den großen Fluß Mulnja in Marokko vorschieben, und wenn ihnen dieses geglückt ist, auch auf den Rest des Sultanats die Hände legen wollen. Das aber kann England nicht dulden; denn von Marokko, auf welches Frankreich sowohl wie Spanien ihre Blicke geworfen haben, wird Gibraltar verproviantirt; Marokko kann ferner zu einer Kornkammer für England umgewandelt werden und sich zu einem kaufbereiten Markt für englische Waaren entwickeln. (Wie das, werden wir gleich sehen.) Da nun Colvile bei seinem ersten Aufenthalte in Marokko im Jahre 1877 die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß England als natürlicher (?) Beschützer Marokkos berufen sein werde, in jenem noch unerforschten Westen des Reiches dem Vordringen der Franzosen Halt zu gebieten, so beschloß er, sein Scherflein zur Aufhellung jenes Gebietes beizutragen, und unternahm im Winter von 1879 auf 1880 mit seiner jungen Frau jene nicht ungefährliche Reise. Es sind das, wie man sieht, theilweise dieselben Motive, wie diejenigen, welche Mac Gregor zu seiner Reise nach Chorassan (s. „Globus" XXXVI, S. 151 ff.) veranlaßten.

Hauptmann Colvile ist originell, sowohl was die Ausführung als was die Beschreibung seiner Reise anlangt. Er macht dieselbe ausdrücklich zu dem Zwecke, sich zu informiren; in dem Buche aber hat er sich nur, wie er in der Vorrede sagt, auf eine allgemeine Beschreibung und solche Erlebnisse beschränkt, wie sie beständig in fremden Ländern sich ereignen, und die für den nach Belehrung suchenden Leser absolut werthlos sind — denn nach seiner Ansicht ist es unmöglich, Unterhaltung mit Belehrung zu vereinigen. Andererseits hat er in 26 Seiten Anhang solche belehrende Dinge zusammengepackt, die den gewöhnlichen Leser im Haupttheile des Buches nur ärgern würden, nämlich eine Abhandlung über die Wichtigkeit Marokkos für England, sein Itinerar, ein Glossar marokkanischer Worte und Bemerkungen zur Karte. Wir gedenken hier auf beide Abschnitte einzugehen; denn der letzte ist ebenso interessant, als der erste vergnüglich zu lesen und wenigstens zum Theile Neues bietend.

Zunächst also den letztern Abschnitt, der von der jetzigen und zukünftigen Wichtigkeit Marokkos handelt, und von dem wir bei Seite lassen, was sich nur auf Englands Interessen, auf die Verproviantirung Gibraltars, bezieht. Marokko, sagt Colvile, kann eine Kornkammer für Europa (er meint: England) werden, wenn auch die einen es eine Wüste, die anderen ein rauhes Gebirgsland schelten, und die dritten gegen obige Behauptung die schrecklichen Hungersnöthe anführen. Dr. Leared dagegen nennt Marokko „eine fruchtbare Wüste, welche nur auf die Hand des Menschen wartet, die sie produktiv machen soll." Der Boden besteht in der ganzen Länge und Breite des Reiches aus einem reichen Alluvium, ist von vielen großen, im schneereichen Atlas entspringenden und zahllosen kleinen Flüssen bewässert, hat weite Ebenen, welche durch ein einfaches Bewässerungssystem vor jeder Trockenheit geschützt werden könnten. Nutzloses Schilf bedeckt jetzt Tausende von Morgen; aber wo nur der Boden davon gereinigt, und mit dem schlechten Holzpfluge etwa zwei Zoll tief aufgekratzt ist, bringt er die prächtigsten Ernten. Nicht der hundertste Theil des verfügbaren Landes ist überhaupt bestellt, und von diesem Hundertstel wird jährlich wieder nur ein Drittel bestellt, während zwei Drittel brach liegen. Bei Einführung einer vernünftigen Fruchtfolge könnte mithin schon die jetzige Getreideproduktion verdreifacht werden, ohne daß man einen einzigen Morgen Landes mehr umzubrechen brauchte.

Was den gebirgigen Charakter des Landes anlangt, so ist eine solche Vorstellung zum Theil eine Schuld unserer Karten (?), auf denen Marokko allerdings als eine Masse von steilen Piks und tiefen Abgründen erscheint, während es aus gerundeten Alluvialhügeln und Thälern besteht; selbst die Hauptkette des Atlas ist nicht steil (?) und ihre Thäler gehören zu den fruchtbarsten des Landes. Was endlich die Hungersnöthe anlangt, so kann man denselben erstlich, wie gesagt, durch ein einfaches Berieselungssystem entgegentreten, und zweitens ist das Volk selbst daran mit schuld. Es wird nämlich so wenig Getreide gebaut und so wenig für ein Mißjahr zurückgelegt, daß der geringste Ernteausfall Mangel erzeugt. Mangel in dem einen Jahre bedeutet aber oft Noth im folgenden. Um nur sofort baar Geld in die Hände zu bekommen, verkaufen die Leute oft ihr Getreide als Grünfutter, während rings herum das schönste Gras wächst, nur wissen sie kein Heu daraus zu machen.

Colvile meint, daß die Marokkaner mehr Korn produciren werden, wenn sie nur erst einen Absatzmarkt gefunden haben und die Verkehrswege und Häfen des Landes in bessern Zustand gesetzt sein werden. In der Unzugänglichkeit seines Landes sieht aber der Sultan jetzt seinen einzigen Schutz, mithin wird sich — nach Colvile — die jetzige Lage der Dinge nicht eher ändern, als bis England sich offen zum Beschützer Marokkos gegen jeden Angreifer, wer es auch sei, erklärt. Dann könnten von dort z. B. die englischen Bierbrauer ihre Gerste beziehen, die sie jetzt mit großen Kosten aus dem südlichen Frankreich kommen lassen, weil die englische Gerste wegen der letzten nassen Sommer und die amerikanische wegen der langen Seereise zu Brauereizwecken ungeeignet ist resp. gewesen ist. Immerhin merkwürdig zu erfahren, wie die Interessen des bierbrauenden und -trinkenden Publikums mit der englischen Politik zusammenhängen.

Nun müßte aber ein Land, welches marokkanisches Getreide bezieht, dafür dort sich einen Absatzmarkt seiner eigenen Güter eröffnen — und ein solcher ist Marokko ohne Zweifel. Es besitzt keine irgendwie wichtigen Manufakturen, während zum mindesten die oberen Klassen seiner Einwohner zum Luxus neigen. In der That ist der Bedarf an europäischen Manufakturen weit größer als das Angebot; aber bis jetzt hat Frankreich das Monopol in Händen, diesen Bedarf zu befriedigen. Englische Waaren trifft man fast nie, wohl aber schlechten französischen Thee, Zucker, Lichter, Zündhölzer und Zeuge, und zwar überall und zu hohen Preisen. Namentlich für Thee, Zucker und Zeuge ist Marokko ein vorzügliches Absatzgebiet, und Frankreich macht sich seinen Wollhandel zwischen Marseille und Casa Blanca, sowie den Vortheil seiner algerisch-marokkanischen Grenze in dieser Hinsicht sehr zu Nutze. Frankreich braucht aber Marokko, weil seine algerischen Besitzungen arm (?) sind und ihm viel kosten, Marokko aber reich, nicht nur an Korn, sondern auch an Metallen. Zudem ist die Westgrenze von

Algerien ungenügend und schwer zu schützen; Flüchtlingen und Unzufriedenen wird es stets leicht, sich hinter derselben in Sicherheit zu bringen, und die räuberischen Einfälle der Marokkaner auf algerisches Gebiet geben auch stets zu Beschwerden Anlaß. Was Spanien anlangt, so möchte es sich wohl gern in Marokko festsetzen; allein ihm fehlt die Macht dazu. Augenblicklich verlangt es weiter nichts als eine Fischereistation in Agadir, sicherlich in der Absicht, dieselbe zu seiner Operationsbasis gegen den Süden des Landes zu machen. Wer daran zweifelt, daß sowohl Spanien als Frankreich heimliches Verlangen nach dem Sultanate tragen, den fordert Colvile auf, nur einen Monat lang spanische Zeitungen zu lesen und ebenso lange sich in einer algerischen Garnison aufzuhalten, um sich eines Bessern belehren zu lassen. Marokko, so schließt er, ist nöthig für die Sicherheit für Gibraltar, nöthig für den englischen Handel, aber auch nöthig für die Pläne Frankreichs. Die Frage ist nur: „Wer soll dort herrschen?“ So lange England Indien besitzt und deshalb Gibraltar halten muß, so lange es Manufakturwaaren zu verkaufen und eine Bevölkerung zu ernähren hat, kann ein Engländer auf jene Frage nur eine einzige Antwort geben — sagt Colvile.

* * *

Indem wir nun zu der eigentlichen Reisebeschreibung übergehen, lassen wir alles bei Seite, was der Verfasser über den schon so oft beschriebenen Weg von Tanger nach Fez und über letztere Stadt selbst sagt. Dort erst begann der schwierigere Theil der Reise, dort erst beginnt seine Routenkarte, auf deren Herstellung er augenscheinlich viele Mühe und Sorgfalt verwendet hat. Wiederholt hat er Längen- und Breitenbeobachtungen gemacht, und im Notiren der Zeit und der Richtung des Weges war er so genau, daß er, als einmal ein Trupp Reiter wie zum Angriffe anspreugt und jeder nach seinen Waffen greift, rasch nach der Uhr sieht und die Zeit sich aufschreibt für den Fall, daß es einen Aufenthalt geben sollte. Zum Glücke stellten sich die Reiter als Freunde heraus. Wider sein Erwarten leisteten ihm übrigens die Eingeborenen bei Herstellung seiner Karte durchweg alle möglichen Dienste. Europäer hatten ihn verschiedentlich davor gewarnt, Notizen zu machen; man kam ihm jedoch überall bereitwilligst entgegen: die Distriktshäupter (Kaid) sowohl wie einzelne Leute, denen er begegnete, waren stets bereit, stehen zu bleiben und von jedem Dinge, das ihn interessiren konnte, Lage und Namen anzugeben; und falls er es unterließ, so forderten sie ihn stets auf: „Schreibe es in Dein Buch!“ Ebenso überrascht war er über die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Marokkaner gegen seine Frau — er wie sie hatten Landestracht angelegt, schon um nicht Auffehen zu erregen —, zumal dieselben ihre eigenen Weiber so gering achten. Und das war nicht nur bei seiner Begleitmannschaft der Fall, sondern unter allen Klassen, mit denen er zusammentraf, fand er eine offene anständige Höflichkeit, wie sie schon im civilisirten Europa selten ist, wie er sie aber sicherlich nicht im mohammedanischen Afrika erwartet hätte.

Sprechen diese Züge für den Charakter der Marokkaner, so muß jeder über die scheußliche Grausamkeit, welche dieselben sich gegen Menschen und Thiere zu Schulden kommen lassen, empört sein. Colvile führt einige erstaunliche Thatsachen in dieser Hinsicht an, behauptet aber dabei, daß der Grausamkeit stets ein Zweck zu Grunde liege, sie nie um ihrer selbst willen geübt werde. Der Sultan, erzählt er S. 108, setzt selten über einen Strom, wenn derselbe nicht furthbar ist. Dann stellt er ober- und unterhalb der Furth Kavallerie vier Mann tief auf, der Sicherheit halber. Einmal kam er mit einem Trupp Gefangener an einen angeschwollenen Strom und ließ nun jenen gefährlichen Dienst von einer Abtheilung derselben übernehmen. Die Strömung riß sie hinweg. „Gott sei ihren Seelen gnädig,“ rief Seine Scherifische Majestät aus, und befehligte eine zweite Abtheilung ins Wasser. Dieselbe theilte das Schicksal ihrer Vorgänger, und ebenso vier andere, bis der Vorrath an Gefangenen erschöpft war. Da hielt es dann der Sultan für gerathener zu warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen. Ein anderes Mal (S. 177) fuhr er mit einer Anzahl seiner Frauen auf einem Teiche in seinem Parke in Marrakesch, wobei das Boot umschlug und alle ertrunken wären, wenn nicht zwei Gartenarbeiter herbeigeeilt wären und die Gesellschaft mit eigener Lebensgefahr gerettet hätten. Nun wird jedermann meinen, sie hätten ein werthvolles Geschenk oder gar eine lebenslängliche Pension erhalten. Nein! Seine Majestät in so unwürdiger Lage gesehen zu haben, und obendrein in Gesellschaft seiner Frauen, das war ein nur mit dem Tode zu sühnendes Verbrechen: die beiden Arbeiter wurden also in einem kleinen Raume eingemauert und mußten dort den gräßlichen Tod durch Hunger oder Erstickung sterben!

Wie unendlich blutig die häufigen Rebellionen erstickt werden, wie sehr sich aber die Aufständischen ihrer Haut wehren und List mit Gegenlist, Grausamkeit mit Grausamkeit vergelten, davon erzählt Colvile einige Beispiele auf S. 89 ff. In Fez traf er einen frühern englischen Offizier, Maclean, der dort als Instrukteur des Heeres angestellt ist — von ihm hat er Mancherlei erfahren. Aber auf die Aufforderung, seine Erlebnisse zu veröffentlichen, entgegnete derselbe abwehrend: „Wollte ich nur die Hälfte von den Dingen, die ich mit eigenen Augen in diesem außerordentlichen Lande gesehen habe, publiciren, ich würde für meine ganze übrige Lebenszeit als Lügner gebrandmarkt werden!“

Ueber den Farbensinn der Naturvölker.

Es ist erfreulich zu sehen, wie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit durch das vereinte Wirken verschiedener Kräfte eine wissenschaftliche Frage dem Abschluß nahe gebracht wird, die noch vor einigen Jahren ein schwieriges Problem schien und auf eigenthümliche Abwege zu führen drohte. Die Kulturvölker der frühern Zeit sollten nur einen unvollkommenen Farbensinn besessen haben, viele Farben, so wurde behauptet, seien von ihnen nicht erkannt worden, und den Beweis dafür glaubte man erbracht, wenn man zeigte, daß in der Sprache die betreffenden Wörter für jene Farben fehlten.

Auf ethnologischer Basis ist solchen von Gladstone, L. Geiger und anderen vertretenen Ansichten gegenüber nun eine ganz andere Meinung gewonnen worden. Die Naturvölker hier als Lehrmeister heranzuziehen und bei ihnen Anfrage zu halten nach der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ihres Farbensinnes lag für denjenigen, der mit ethnologischen Vergleichen sich beschäftigte, nahe und der

Referent hat diesen Weg zuerst eingeschlagen [1]), der sich auch als fruchtbringend erwies. Ein sehr wünschenswerthes weiteres Material brachten dann die verschiedenen Vorstellungen der Nubier, Lappen, Patagonier in Deutschland, und Forscher wie Virchow, Nachtigal, Kirchhoff und andere untersuchten dieselben sehr gründlich auf die Vollkommenheit ihres Farbensinnes, sowie auf ihre Farbenbezeichnungen. So leicht dieses auf den ersten Blick auch erscheinen mag, nach vorgelegten Farbenmustern oder einer Farbenskala die Benennungen eines Volkes für dieselbe zu erforschen, so schwierig ist dieses oft, wie einzelne Differenzen zwischen Virchow und Kirchhoff in Bezug auf dieselben unabhängig von einander untersuchten Nubier beweisen [2]).

Während wir aber in Europa entweder nur von der Studirstube aus oder mit den wenigen von Hagenbeck-Rice uns zugeführten Söhnen fremder Länder zu operiren vermochten, schlugen die Doktoren Hugo Magnus und Pechnël-Lösche einen andern praktischen Weg ein, denjenigen der Fragebogen [3]). Diese Fragebogen zeigten die Farben: Schwarz, Grau, Weiß, Roth, Orange, Gelb, Grün, Violett, Braun und wurden massenhaft über die ganze Erde, namentlich an Missionäre, verschickt, in der Absicht, „durch direkte Prüfung den Umfang und die Leistungsfähigkeit des Farbensinnes uncivilisirter Völkerschaften festzustellen, sowie die sprachlichen Bezeichnungen, in denen sich die verschiedenen Bethätigungen des Farbensinnes äußern, zu sammeln. Gelang es uns diese beiden Punkte in befriedigender Weise zu erledigen, so mußten wir mit der Erfüllung dieses unseres Zweckes zugleich auch einen sichern Einblick in das Verhältniß gewinnen, in dem das physiologische Moment der Empfindung zu dem philologischen Moment der Sprachbildung resp. des Sprachreichthums steht. Denn wir vermochten ja mit Hülfe unserer Untersuchungen sicher zu erkennen, ob und in welchem Umfange das Vorhandensein oder der Mangel einer Farbenempfindung auch das Vorhandensein oder den Mangel eines analogen sprachlichen Ausdruckes im Gefolge haben müsse. Und mit dieser Erkenntniß war zugleich auch in direktester Weise eine Probe auf die Glaubwürdigkeit des Geiger'schen sprachvergleichenden Beweises der allmäligen Farbensinn-Entwickelung gemacht."

Von den versandten Bogen sind 61 an die Fragesteller zurückgelangt, welche über den Farbensinn und die Farbenbezeichnung von 48 verschiedenen Völkern und Stämmen Auskunft ertheilen. Ist diese Zahl auch nicht groß, so genügt sie doch, um eine Verarbeitung möglich zu machen, welche allgemein gültige Schlüsse zuläßt, wiewohl ganze große Racen und Familien fehlen, so sämmtliche Indianer Südamerikas, sämmtliche Arktiker Asiens; aus der Südsee liegen nur zwei Beantwortungen vor.

Das Resultat der kritischen Verarbeitung dieses Originalmaterials durch Dr. Hugo Magnus liegt nun vor und führt den Titel: „Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker. Mit einem chromo-lithographischen Fragebogen" (Jena, G. Fischer, 1880). Im Nachstehenden wollen wir versuchen, den wesentlichen Inhalt mitzutheilen.

Der Umfang des Farbensinnes der Naturvölker scheint sich in denselben Grenzen zu halten, wie der unserige; ein physiologischer Mangel bezüglich der Empfindung der Hauptfarben war nicht nachweisbar, und alle untersuchten Völker besaßen eine Kenntniß der Farben Roth, Gelb, Grün, Blau. „Allerdings darf man dieses Verhältniß immer nur als ein relatives ansehen und durchaus nicht die Kenntniß der Farben Roth, Gelb, Grün und Blau für alle Naturvölker als eine völlig gleichmäßige und gleichwerthig ausgebildete ansehen. Vielmehr scheinen die einzelnen Naturvölker in der Leistungsfähigkeit ihres Farbenempfindungsvermögens mehr oder weniger erhebliche Differenzen aufzuweisen." Bei manchen wurden die Uebergangstöne schwer unterschieden, „und noch andere beweisen sogar gewissen scharf ausgeprägten Hauptfarben gegenüber eine ganz deutlich zu erkennende Empfindungsträgheit, die sich allerdings niemals bis zu einer wirklichen Empfindungslosigkeit steigerte."

Es ist sehr interessant zu erfahren, daß die dravidischen Völker der Nilagiris (Frula, Badaga, Toda und Koda wurden geprüft) ihren Farbensinn wesentlich auf Roth beschränken, während Gelb, Grün und Blau wenig ausgebildet oder rudimentär sind. Schwarz, Roth und Weiß sind ihre Farben, und so ähnlich auf der Insel Nias bei Sumatra. Hieraus und nach anderen Beobachtungen entwickelt Magnus die Ansicht, „daß bei verschiedenen Naturvölkern der Schwerpunkt der Farbenempfindung in der Kenntniß der Farben größerer Wellenlänge, also Roth und Gelb, liege, während die Empfindung der Farben kürzerer Wellenlänge, also Grün und Blau, eine weniger lebhafte sei."

Die vom Referenten zuerst nachgewiesene Erscheinung, daß Blau und Grün bei einer überraschend großen Anzahl von Völkern sprachlich zusammenfallen, erhält auch durch Beispiele, die Magnus mittheilt, Bestätigung und wird neuerdings durch eine Mittheilung von Finsch von den Marshall-Inseln für diese nachgewiesen [1]). Weit schärfer ausgeprägt als die Bezeichnung für die kurzwelligen Farben (Grün, Blau, Violett), welche oft durch Schwarz oder Grau gegeben werden, sind jene für die langwelligen (Roth, Orange, Gelb), die weit intensiver empfunden werden. Alle nach dem Verfahren von Magnus geprüften Völker kannten das Roth und bezeichneten es als solches; es steht scharf geschieden da. Doch machte Magnus, gleich dem Referenten, die Bemerkung, daß einzelne Stämme Gelb und Roth mit dem nämlichen Worte belegten.

Ein Ergebniß der Magnus'schen Forschung lautet ferner: „Eine Verwechselung der sprachlichen Ausdrücke unter- und miteinander erfolgt meist in der Weise, daß die im Spektrum benachbarten Farben sprachlich vereinigt werden; also Roth mit Orange resp. Gelb; Gelb mit Grün; Grün mit Blau; Blau mit Violett. Eine regellose Verwechselung, so daß z. B. Roth mit Blau sprachlich gleichgestellt wurde, konnte bei unseren Untersuchungen nur sehr selten nachgewiesen werden. Das allgemeine Verhalten ist jedenfalls die sprachliche Vereinigung spectral benachbarter Farben."

Die Eigenthümlichkeit in der Farbennomenclatur der Naturvölker nun, welche die verschiedensten Untersuchungen ergeben, zwingen zu der Annahme, daß es sich hierbei um ein typisches Gesetz von allgemeiner Gültigkeit handele, und die ferner aus den verschiedenen Untersuchungen sich ergebende Anschauung von der Armuth oder ungenügenden Entwickelung der Sprache gegenüber den Farben wird von Magnus im Allgemeinen anerkannt. Eine wirkliche Erklärung, so schließt er dann weiter, sei für diese Erscheinung aber durch Ausdrücke wie „Sprucharmuth, ungenügende Entwickelung der Sprache" nicht gewonnen.

Eine solche sucht nun Dr. Magnus zu erreichen, indem

---

[1]) Ztschr. für Ethnol. 1878, 323.
[2]) Ztschr. für Ethnol. 1879, 400.
[3]) Vergl. „Globus" XXXIV, S. 160.

[1]) Verhandl. Berl. Anthrop. Ges. 1879, 414. Ich finde die Bestätigung bei Hernsheim, Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln (Leipzig 1880) S. 15, wo es heißt: maroro, blau und grün. Es ist dasselbe Wort, wie ich es schon auf Ebon für Blau und Grün nachwies. Ztschr. für Ethnol. 1878, 328.

er das Nachstehende zur Charakterisirung der kausalen Verhältnisse ausführt. Erstens, auf den Gesetzen der Sprachbildung fußend, kann man annehmen: sobald die Qualitäten der Empfindung sprachlich nicht zum Ausdruck gelangen, wird dieses lediglich nur durch eine zu geringe schöpferische Kraft der Sprache veranlaßt. Klingt dieses auch sehr annehmbar, so wird damit doch noch keine Erklärung gewonnen für die Gesetzmäßigkeit, welche gerade die mangelhafte Farbenterminologie in so übereinstimmender Weise bei den Naturvölkern zeigt; die Annahme einer ungenügenden Produktionskraft der Sprache vermag aber diese thatsächlich vorhandene Gesetzmäßigkeit nicht genügend zu beantworten.

Magnus sucht daher nach einer andern Erklärung und neigt sich der Annahme zu, daß bei der Entwickelung der sprachlichen Ausdrücke für die verschiedenen Empfindungen auch die Qualität dieser Empfindungen eine Rolle zu spielen habe; er zeigt alsdann wie auch gewisse physiologische Faktoren dabei thätig sind und die schöpferische Kraft der Sprache leiten. „Diejenige Farbe, welche in Folge eines hohen Gehaltes an lebendiger Kraft mit einer besondern Energie der Empfindung verknüpft ist," wird diese Thatsache auch in sprachlicher Verkörperung zur Schau tragen, sprachlich schärfer entwickelt sein, als die Farben mit einem geringen Gehalt an lebendiger Kraft. Darum fehlt Roth nirgends und von ihm aus nimmt nach dem blauen Ende des Spektrums hin die Farbenterminologie der Naturvölker allmälig ab und wird verschwommener. Diese theoretische Aufstellung wird durch die praktischen Ergebnisse der Untersuchungen überraschend gedeckt.

Schließlich wirft der Verfasser einen Blick auf den Stand der Theorie von der allmäligen Entwickelung des Farbensinnes, wie Lazarus Geiger dieselbe zu begründen suchte; er giebt zu, daß er früher sich über die Tragweite der aus sprachvergleichenden Untersuchungen gewonnenen Ansichten getäuscht habe, und bekennt sich zu der Anschauung, daß der ausschließlich sprachvergleichende Beweis allein hier nicht maßgebend sein könne, sondern daß zunächst die Physiologie die Führung übernehmen müsse. Ganz läßt Magnus jedoch die Theorie der Farbensinn-Entwickelung nicht fallen; nur die Sprachvergleichung vermag den Beweis für die allmälige Entwickelung nicht zu erbringen. Naturwissenschaftlichen Methoden muß es vorbehalten bleiben, das allmälige Wachsen und die Verbesserung dieses Sinnes nachzuweisen.

R. Andree.

Die Völkerverhältnisse Afrikas.

Die ethnologischen Verhältnisse des afrikanischen Kontinents schienen nach den bisherigen Untersuchungen sehr verworrene zu sein. Sieht man von den erst im Mittelalter eingewanderten Arabern ab und ebenso von den Semiten Abessyniens, deren Eindringen ebenfalls in verhältnißmäßig junge Zeit fällt, so bleiben doch noch immer zum mindesten fünf oder sechs Stämme — nach manchen Ethnologen sogar noch viel mehr —, die anscheinend gar nicht mit einander verwandt sind.

Den ganzen Norden und Nordosten Afrikas besitzen hamitische Völker von hellerer Farbe, deren Körperbau nichts Negerhaftes hat und deren Sprachen entschieden asiatischen Ursprungs sind — nahe Verwandte des semitischen Stammes. Das wichtigste dieser Völker, das der Aegypter, dem das fruchtbare untere Nilthal zugefallen war und das dort frühzeitig eine hohe Kultur erreichte, hat freilich heute eine fremde Sprache angenommen; aber diejenigen Stämme, welche die großen Wüsten des Nordens und die Länder der Ostküste besitzen, haben ihre Sprachen zum großen Theile treu bewahrt. Es ist höchst merkwürdig, wie alterthümlich sich die Sprache bei dem abgeschlossensten dieser Völker, den Herren der Sahara, die wir nach arabischem Vorgang Tuareks nennen, erhalten hat. Scheint es doch fast, als seien trotz der sechs Jahrtausende, die mindestens seit der Einwanderung der Hamiten verflossen sein müssen, manche Formen der ägyptosemitischen Ursprache in ihr noch treu überliefert, die das Altägyptische schon im dritten Jahrtausend v. Chr. verloren hatte. Eingehendere Untersuchungen dieser hamitischen Sprachen fehlen noch; gewöhnlich nimmt man drei Gruppen derselben an:

1. Das Aegyptische in seinen verschiedenen Entwickelungszuständen.
2. Die libyschen Sprachen (Tuarek, Kabylisch u. s. w.).
3. Die kuschitischen Sprachen (wie Bedja, Galla, Somali).

Südlich vom Gebiet der Hamiten finden sich zunächst vereinzelte Völker, deren körperlicher Typus mehr oder weniger mit dem hamitischen übereinstimmt, deren Sprachen jedoch eigenartig sind. Dahin gehören z. B. im Westen die Pul (gewöhnlich nach arabischer Sitte Fellata genannt), im Osten die Nuba. Neben und zwischen diesen, numerisch allerdings starken, Stämmen beginnt schon am Südrand der großen Wüste ein Gewirr von Völkern, deren Körperbau und deren Farbe rein negerhaft ist; von ihren Sprachen lassen sich nur wenige zu einer Gruppe vereinigen, die meisten stehen sich anscheinend fremd gegenüber. Als Südgrenze derselben kann etwa der fünfte Grad nördlicher Breite angesehen werden. Die ungeheure Strecke aber, von diesem Grade an bis fast zum Kaplande hin, gehört, soweit sie bis jetzt erforscht ist, einer großen Gruppe von Negervölkern an, deren Sprachen man als die Bantusprachen zu bezeichnen pflegt. Zu ihnen gehören im Westen das Herero, das Pongue und das Fernando Po, im Osten das Kafir, das Tschwana und das Swahili.

Den äußersten Süden bewohnen die Hottentoten und die noch wenig bekannten Buschmänner; bei beiden hat der Körperbau manches Negerhafte, die Sprachen stehen isolirt.

Wie man sieht, ist es ein buntes Bild, das die Ethnographie Afrikas bietet, ein Bild, das mit der einfachen Gliederung dieses Kontinents in einem gewissen Widerspruch steht. Desto interessanter ist eine neuerdings aufgestellte Theorie, die diese anscheinend so hoffnungslos verworrenen Völkerverhältnisse in der einfachsten Weise erklärt, um so mehr als diese Theorie von einer Seite ausgeht, die, wenn eine, als competent gelten muß.

Richard Lepsius hat in der Einleitung seiner unlängst erschienenen Nubischen Grammatik die Stellung des Nuba unter den afrikanischen Sprachen zu bestimmen gesucht und hat zu diesem Zwecke die afrikanischen Sprachen einer Musterung unterzogen. Die Ansichten, die er hier

ausspricht, sind das Resultat fast vierzigjähriger Beschäftigung mit den Sprachen Afrikas; schon die durchsichtige Klarheit der Darstellung zeigt, aus wie gründlichen Studien diese anscheinend so einfachen Sätze hervorgegangen sind.

Ursprünglich war, um Lepsius' Resultat gleich hier auszusprechen, die Bevölkerung Afrikas eine einheitliche, die in Körperbau und Sprache etwa jenen Völkern entsprach, die noch heute in einer großen Gruppe zusammensitzen, den Bantustämmen. Da brachen über die Landenge von Suez die ägyptischen und libyschen, über die Meerenge von Babelmandeb die kuschitischen Hamiten in das Land; sie unterjochten oder vertrieben die einheimische Bevölkerung und nahmen im Lauf der Jahrhunderte einerseits den ganzen Norden Afrikas bis zum Niger und bis zum atlantischen Ocean und andererseits das obere Nilthal und die Ostküste in Besitz. Die aus diesen Ländern vertriebenen Negervölker drängten nach Süden und nach Westen weiter; sie zwangen andere Stämme aus ihren alten Sitzen zu weichen und es entstand, ähnlich wie in unserer Völkerwanderung, eine durchgreifende Verschiebung aller bisherigen ethnologischen Verhältnisse. Tritt diese aber unter Naturvölkern ein, sind die Nachbarstämme, deren Sprachen bisher nur leicht dialektisch geschieden waren, einmal aus ihrem gegenseitigen Kontakte herausgerissen und unter Völker mit ihnen ferner stehenden Idiomen eingeschaltet, so beginnt jede dieser Sprachen sich in eigenartiger Weise zu entwickeln, und sie thut dies um so rascher, um so abweichender, je fremder ihr die Idiome gegenüberstehen, die sie nun umgeben. Wenige Jahrhunderte können genügen, zwei dieser literaturlosen Sprachen einander völlig unähnlich zu machen, wenn nur einmal die Verhältnisse, unter denen sie sich vordem ruhig entwickelt hatten, eine gewaltsame Störung erfahren haben und die Traditionen der Völker unterbrochen worden sind.

Nimmt man nun an, daß die nicht hamitischen Stämme, die südlich von der großen Wüste wohnen, sich aus den von der hamitischen Invasion zertrümmerten oder von der Wanderung mit fortgerissenen Völkern herausgebildet haben, so liegt es vor Augen, wie das Gewirr der nördlichen Negervölker entstanden ist.

Es kommt noch hinzu, daß da, wo Hamiten und Neger aneinander grenzten, wo die einen vielleicht die herrschende Klasse bildeten, die anderen die Masse des Volks, Mischvölker und Mischsprachen entstanden. Solcher hamitischen Beeinflussung verdanken nach Lepsius die Stämme mit nicht reinem Negertypus [1]) ihre Entstehung; sie erklärt es auch, wie die Sprache eines durchaus negerhaften Volkes, der Hausa, rein hamitischen Bau besitzen kann.

Die südlichsten Stämme, die heutigen Bantuvölker, waren von den Folgen der hamitischen Invasion unberührt geblieben; bei ihnen wird die Sprache das ursprüngliche Gepräge am treuesten erhalten haben. Es wäre nun ein Beweis der Lepsius'schen Hypothese, wenn sich in diesen Sprachen und in solchen nördlicher Völker Verwandtes nachweisen ließe. Lepsius versucht diesen Nachweis zu führen und, wenn nicht alles täuscht, ist er gelungen. Freilich müssen wir uns dabei des oben Bemerkten erinnern; mehr als Analogien im Bau können wir nicht zu finden erwarten, aber diese finden sich in der That und finden sich bei so eigenthümlichen Erscheinungen der Sprache, daß ein zufälliges Zusammentreffen unwahrscheinlich ist. So ist es z. B. das Hauptkennzeichen der Bantusprachen, daß sie die verschiedenen Klassen der Nomina (Menschen, Thiere, Bäume u. s. w.) durch besondere Präfixe scheiden, und diese anderen Sprachen durchaus fremde Scheidung findet sich ganz ähnlich in manchen Nordsprachen, nur daß die Klassen in diesen meist durch Suffixe bezeichnet werden. Nun herrscht aber in einigen Nordsprachen (Pul, Wolof, Umale) ein höchst auffallender Gebrauch: das Adjektiv nimmt den konsonantischen Anlaut seines Substantivums an:

adg utru,	ein großer Kopf,
dgetdgutru,	ein großer Mann,
burt butru,	eine große Mauer,

und es kann wohl kein Zweifel sein, daß hier ein letzter Rest des Gebrauchs der alten Klassenbezeichnung durch Vorsatzsilben erhalten ist. Wie man in den Bantusprachen das Klassenpräfix des Nomens vor den zu ihm gehörigen Worten wiederholt (z. B. b in abantu betu abahle, unsere schönen Leute), so geschah es ursprünglich auch in den Nordsprachen; als diese dann die Klassenpräfixe verloren, behielten sie doch die alte Gewohnheit bei, daß Substantiv und Adjektiv mit dem gleichen Konsonanten anlauten mußten und so entstand jenes wunderbare Gesetz. Eine andere äußerst seltene Spracherscheinung, deren gemeinsames Vorkommen bei den Bantu und in mehreren der Nordsprachen sehr bemerkenswerth ist, ist die sogenannte Intonation, d. h. die Scheidung gleichlautender Worte durch Anwendung einer verschiedenen Höhe der Stimmlage.

In strengerer Form läßt sich, wie gesagt, der Beweis nicht führen; die Uebereinstimmung in so auffälligen Punkten, wie es die angeführten sind, kann jedoch kaum noch eine zufällige sein, und somit werden wir uns der Lepsius'schen Theorie der Einheit sämmtlicher Negervölker mit gutem Gewissen anschließen können.

Es bleibt noch die Stellung der beiden südlichsten Völker Afrikas, der Hottentoten und der Buschmänner, zu bestimmen. Von der Sprache der letzteren ist zu wenig bekannt, um ein Urtheil zu erlauben; die der ersteren macht in lautlicher Hinsicht den Eindruck stärkster Verkommenheit, aber dafür hat sie einen syntaktischen Besitz, den sie nur mit den vornehmsten Sprachstämmen, dem indogermanischen und dem ägyptosemitischen, theilt; sie unterscheidet durchgehend das männliche und weibliche Geschlecht. Ist dies schon an und für sich höchst auffallend, so wird es noch merkwürdiger dadurch, daß diese Scheidung zum Theil durch dieselben Endungen geschieht, wie in dem kuschitischen Stamme der hamitischen Sprache. Es liegt daher sehr nahe, mit Lepsius anzunehmen, daß der südlichste Ausläufer der Kuschiten, ein Volk, das etwa im Gebiet der heutigen Swahili gesessen haben müßte, von den wieder gegen die Ostküste vordringenden Bantuvölkern abgeschnitten sei, und daß seine Reste im Laufe der Jahrtausende bis in jenen letzten Winkel des Erdtheiles verschlagen worden seien. Danach wären die Hottentoten als ein heruntergekommenes Glied des ägyptosemitischen Stammes anzusehen.

So weit die Lepsius'sche Theorie. Ein strenger Beweis wird sich wohl nie für sie führen lassen, aber ihre große Einfachheit, die naturgemäße Erklärung, die sie für die ethnographischen Verhältnisse Afrikas giebt, sichern ihr für immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Adolf Erman.

[1]) Die Farbe kommt dabei nur wenig in Betracht, denn, wie Lepsius mit Recht bemerkt, ist sie nur ein Produkt des Klimas; mit der höchsten Isotherme fällt auch durchgängig die Zone der schwärzesten Bevölkerung zusammen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Bevölkerung des russischen Turkestan. Der russische Oberst Kostenko macht in dem kürzlich erschienenen Buche: „Das Turkestanische Gebiet. Versuch einer militärstatistischen Beschreibung des Militärbezirks Turkestan" folgende Angaben:

Die Zahl der Bewohner mit Ausnahme der regulären Truppen beträgt 3 269 013 Seelen. Davon sind:

Russen	59 283	Dunganen	20 000
Tataren	7 300	Tarantschen	36 262
Sarten	690 305	Kirghizen	1 462 693
Tadschiks	137 285	Kuramintzen	77 301
Uzbeken	182 120	Kalmyken	24 787
Karakalpaken	58 770	Mongolen	22 117
Kiptschaken	70 107	Perser	2 926
Turkmenen	5 860	Inder	857

Von den 59 283 Russen kommen auf den Oblast Semirjetschensk 44 089, vorzugsweise die Landwirthschaft treibende Bauern und Kazaken. Im Syr-Darja-Oblast giebt es 8447 Russen, davon an 5000 allein in der Stadt Taschkent; im Oblast Ferghana leben 1229, im Kreise Zerawschan 3838 und im Amu-Darja-Gebiet 1184 Russen. Aus der genauern Beschreibung der wichtigsten bewohnten Punkte des Generalgouvernements: Taschkent, Wjernni, Kuldsha, Samarkand, Chodschent und Ura-Tjube geht hervor, daß Taschkent ohne die Truppen 81 951 Einwohner zählt, davon entfallen 76 092 auf den asiatischen und 4859 auf den europäischen Stadttheil.

Die Beschäftigung der Bewohner wechselt nach der Bodenbeschaffenheit des Landes. Den Gesammtflächeninhalt des Gebiets berechnet Kostenko auf etwa 100 Mill. Deßjätinen, von denen nur an 2 000 000, also $^1/_{50}$ des Ganzen, zum Ackerbau sich eignen, 41 000 000 sind als Viehweide brauchbar und über 54 000 000 Deßjätinen, über die Hälfte des Gebiets, sind entweder ganz ertraglos oder bieten nur für kurze Zeit im Frühjahr eine Weide für die Herden durchziehender Nomaden. So beschäftigen sich namentlich die $1^1/_2$ Millionen Kirghizen lediglich mit Viehzucht oder mit dem Transporte von Waaren.

— Nach der „Molwa" ist Professor Muschketow wiederum auf Reisen in Asien. Zweck seiner diesjährigen Arbeiten ist die Erforschung des Zerawschan-Gletschers, der sich im Quellgebiet des Flusses Zerawschan befindet und die endgültige Lösung der Frage über den Zusammenhang desselben mit dem Schurowski-Gletscher. Herr Muschketow beabsichtigt beide Gletscher zu Fuß zu besuchen. Außerdem hat er in Aussicht genommen den äußerst verwickelten Bau des Karamuk genannten Gebirgsstockes aufzuklären, von dem nach Westen die Gebirgsketten von Turkestan und Hissar, nach Osten die des Alai und des Transalai ausgehen.

— Die Zeitung „Sibir" bespricht den großen Unterschied im Preise der Lebensmittel zwischen Tomsk und Irkutsk (es kostet z. B. ein Pud Roggenmehl in Tomsk 45 bis 48 Kopeken, in Irkutsk 3 R. 40 K. bis 3 R. 70 K.) und fährt dann fort: Dies bezeugt vor allem den traurigen Zustand der Wegeverbindungen in Sibirien. Noch im vorigen Jahrhundert bestand eine direkte Wasserverbindung von Werchoturje (im Gouv. Perm) bis Irkutsk und weiterhin. Dieser Wasserweg galt bis zur Einrichtung der sibirischen Landstraße als der officielle Weg, auf dem die Post und alle Kronsgüter befördert wurden. Wenn Sibirien, setzt das Blatt hinzu, so bald noch nicht an eine Eisenbahn in seinem bewohnten Landstrich denken kann, so darf es doch wohl mit Recht erwarten, daß ihm die Wasserverbindungen gegeben werden, deren gehörige Einrichtung keine großen Ausgaben noch auch besondere Mühe verursacht, da diese Wege von der Natur selbst vorgezeichnet und nur an wenigen Punkten auf kurze Strecken Verbindungskanäle anzulegen sind.

— Ueber die Bewegung des auswärtigen Handels im Hafen von Nikolajewsk an der Amur-Mündung während des Jahres 1879 berichtet der „Nikol. Wjestn.": Die Schifffahrt wurde am 16. Februar a. St. eröffnet und am 28. November geschlossen, dauerte also $9^1/_2$ Monat. Aus fremden Häfen liefen ein 516 Schiffe (382 Dampfer, 182 Segler) mit 288 001 Last, es gingen nach fremden Häfen ab 329 Dampfer und 101 Segler, zusammen 430 Schiffe mit 215 293 Last. Von den ankommenden Schiffen brachten nur 52 eine Ladung, hauptsächlich Steinkohlen (1 158 211 Pud), Eisen (85 583 Pud) und Maschinen (6871 Pud). Ausgeführt wurden 1879 hauptsächlich Produkte der Landwirthschaft im Werthe von 34 028 483 Rubel. An Zöllen wurden erhoben 154 513 Rubel 18 Kopeken für den Staat, außerdem zum Nutzen der Stadt 74 742 Rubel 14 Kopeken.

— Aus einer Bekanntmachung der russischen Postverwaltung von Ende Juli geht hervor, daß die Oblast-Verwaltung und der Stab der Truppen in der Küstenprovinz von Nikolajewsk (an der Mündung des Amur) nach Chabarowka (an der Einmündung des Ussuri in den Amur) verlegt worden sind.

— Ein Telegramm des Oberst Prschewalski an den russischen Generalstab aus Troitzko-Sansk vom 18. (30.) Juli, eingegangen mit der Post aus Peking, lautet: „Stadt Gui-de den 1. (13.) Juni. Im Laufe des April und Mai habe ich das linke Ufer des Gelben Flusses auf 250 Werst aufwärts von Gui-de untersucht; weiter zu gehen hinderten unzugängliche Gebirge. Den Juni werde ich in dem Gebirge auf dem rechten Ufer des Gelben Flusses südlich Gui-de zubringen, den Juli in den Bergen nordwärts von Sining; im August gehe ich über Alaschan und Urga nach Kiachta."

— Der „Molwa" zufolge haben drei in China ansässige russische Handelshäuser für den Transport von Thee, anderen Waaren und auch Passagieren zwischen den Häfen Chinas und der Nachbarländer eine „Gesellschaft der russischen Dampfschifffahrt in China" auf Aktien gegründet.

Afrika.

— In Aïn-Marmora, 32 km von Alger, am Meere und dem linken Ufer des Mazafran gelegen, hat die „Französische Gesellschaft zur Aufzucht von Straußen in Algerien" ein Etablissement gegründet, in welchem sich schon 51 dieser Thiere befinden und weitere 79 erwartet werden. 29 davon sind schon in Tripoli, der Rest ist vom Sudan aus dorthin unterwegs. Das Grundstück wird durch hohe Dünen gegen die Seewinde geschützt, umfaßt die für die Strauße erforderlichen sandigen Striche und besitzt am Ufer des Mazafran bewässerbares Land für den Anbau von Luzerne, welche die Vögel besonders lieben.

— Mr. R. Arthinton in Leeds hat kürzlich der „Baptist Missionary Society" 1000 Pf. St. zum Ankaufe eines Dampfers, welcher auf dem Congo und zwar im Stan-

ley Pool stationirt werden soll, angeboten sowie ferner 3000 Pf. St., deren Zinsen nur zur Unterhaltung des Dampfers und zur Bestreitung seiner Fahrten auf dem mittlern Congo und dessen Nebenflüssen bestimmt sind. So bald als möglich sollen ferner Stationen an der Mündung des Nkutu (Quango) und Ikelemba (Kassai) angelegt und längs des Mbura-Flusses etwa unter 1° nördl. Br. ein Versuch gemacht werden, eine direkte Verbindung vom Nordufer des Congo zum Albert Njanza herzustellen, an welchem See die London Missionary Society eine Mission errichten will. Mr. Arthington wünscht auch Aufzeichnungen und Klassifikation der dort gesprochenen Dialekte, um unter denselben die für Uebersetzungen geeignetsten auswählen zu können.

Südamerika.

— Eberhard F. Im Thurn beschreibt in den Proceedings of the Royal Geographical Society (August 1880) eine seiner Reisen im Innern von Britisch-Guyana, welche er im Jahre 1878 unternahm, um für das Museum in Georgetown zu sammeln. In dem Kariben-Dorfe Aputeri an der Mündung des Rupununi in den Essequibo verweilte er zwei Tage, während welcher Zeit ihm die hier wie in jedem dortigen Indianerdorfe häufigen zahmen Thiere viel Vergnügen bereiteten. Dieselben bestanden aus mehr als zwei Dutzend Papageien verschiedener Arten, zwei Makaos, zwei Trompetenvögeln (Psophia crepitans), zwei Trupialen (Icterus Jamacii), drei Affen, einem Tukan, einigen Hokkohühnern (Crax alector) und einem Sonnenvogel (Eurypyga vulgaris). Man hat, sagt Im Thurn, aus dem häufigen Vorkommen zahmer Thiere in den Niederlassungen südamerikanischer Indianer geschlossen, daß dieselben eine gewisse Liebe zu Thieren haben. In Wirklichkeit aber betrachtet ein solcher Indianer seine gezähmten Thiere als ebenso viele Münzen, für die er seine Bedürfnisse von anderen Indianern eintauschen kann. Unter diesen Stämmen besteht nämlich ein rohes System der Arbeitstheilung; der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet dieselbe zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaaren, der vierte stellt die Reibeisen her, auf denen die Cassava-Wurzeln zu Brei gerieben werden, kurz jeder Stamm hat seine eigene Manufaktur, deren Erzeugnisse er gegen diejenigen der anderen Stämme austauscht. In diesem Verkehr nun bezahlt der Indianer anstatt mit seinen Fabrikaten oft mit zahmen Thieren, die wie Münze betrachtet werden. Vögel oder Vierfüßer, die ein anderer Indianer einmal in Zahlung genommen, wird der frühere Besitzer, wenn es sich so macht, einfach vernachlässigen oder selbst mit Grausamkeit behandeln. Es ist ganz irrig, die Indianer, wenigstens diejenigen in Guyana, einer natürlichen Liebe zu Thieren für fähig zu halten.

— Ein eigenthümliches Signalsystem besitzen die Jivaros an der Pastassa in Südamerika. Wie viele afrikanische Völker sich durch Trommeln Nachrichten auf weite Ferne vermittelten, so auch die Jivaros durch ihre „Tunduli" oder großen Trommeln, die von Haus zu Haus, von Berg zu Berg gehört werden. A. Simson berichtet darüber im Journal des britischen anthropologischen Instituts: „Ihre Hütten sind zu diesem Zwecke in passenden Entfernungen über ihr Land zerstreut, und durch bestimmten Trommelschlag werden sehr verschiedenartige Mittheilungen in kürzester Frist an alle Familien und Horden, die über ein weites Gebiet hin wohnen, gemacht. Dies war die größte Gefahr, mit welcher die spanischen Eroberer zu rechnen hatten, und dieses Telegraphensystem dient heute noch den Jivaros als Schutz, da sie mittels desselben augenblicklich große Schaaren zur Vertheidigung zusammenberufen können.

Derselbe Berichterstatter sagt von den Gualaquiza-Jivaros, daß eine der größten Festlichkeiten bei ihnen die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens ist. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede und preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem er der Hoffnung Ausdruck giebt, das letztere möge jenen nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kindchen gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird. Alle Anwesenden lassen die Pfeife im Kreise umhergehen und halten alsdann ein Chichagelage ab.

Eigenthümlich ist auch die Sitte der am Pintuc wohnenden Jivaros, fast jeden Morgen sich künstlich zu erbrechen. Sie gebrauchen dazu eine Feder, mit welcher sie sich den Gaumen so lange kitzeln, bis die gewünschte Wirkung eintritt, wobei sie von der Ansicht ausgehen, daß Speisen, die über Nacht im Magen zurückblieben und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten.

Auch die „Couvade", jener seltsame, in der alten wie neuen Welt bekannte Brauch, wobei der Vater nach der Geburt des Kindes das Wochenbett abhält, während die Mutter sogleich wieder alle häuslichen Arbeiten betreibt, herrscht unter den Jivaros. Der Jivaro stärkt sich durch dieses Couvade-Halten für die vermehrten Pflichten, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt. Simson erzählt, daß der Brauch sogar in einigen „civilisirten" Ortschaften am Amazonenstrom vorkomme und dort auch von Weißen angenommen sei. Das Kind, so glauben diese, würde nicht gedeihen, wenn der Vater nicht mehrere Tage nach der Geburt desselben unthätig in der Hängematte verharre. (Die auf die Couvade bezüglichen Gebräuche hat Dr. H. H. Ploß in seinem vortrefflichen Buche „Das Kind", Stuttgart 1878, zusammengestellt.)

Vermischtes.

— Geruchssinn. In der Sitzung des Britischen anthropologischen Instituts vom 13. Januar 1880 machte Dr. Hack Tuke einige Mittheilungen über die Schärfe des Geruchssinns. Unsere Vorväter, so meinte er, besaßen in der Urzeit einen weit entwickeltern Geruchssinn als wir heutzutage. Während derselbe bei Naturvölkern häufig noch in seiner vollen Schärfe vorhanden, tritt derselbe bei Kulturmenschen nur hier und da noch als eine Art von Rückschlag auf. Dr. Tuke kannte einen Herrn, der in seiner Jugend die Tasten des Pianos stets beroch, ehe er spielte, und dann wußte, wer zuletzt dasselbe benutzt hatte. Der Geruchssinn war in allen Dingen sein erster Führer und sagte ihm das, was andere mit Auge oder Ohr erreichten. Er kannte ein kleines Mädchen, bei dem derselbe in gleich scharfer Weise entwickelt war, und am Tage vor seiner Mittheilung hatte er einen Herrn kennen gelernt, welcher die Handschuhe verschiedener Personen seiner Bekanntschaft durch den Geruch unterschied; die Nase war für ihn fast so wichtig wie das Auge.

Solche Beobachtungen dienen zur Bekräftigung vieler von Prof. Jäger in seinem wunderlichen Buche „Die Entdeckung der Seele" ausgesprochenen Ansichten. Es liegt, neben starken Uebertreibungen, sicher ein gutes Stück Wahrheit in demselben.

Inhalt: Das heutige Syrien. IV. (Mit drei Abbildungen.) — v. Rupprecht: Missigits in Niederländisch-Ostindien. (Mit einer Abbildung.) — Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle. II. (Schluß.) — Colvile's Reise durch das nordwestliche Marokko. I. — R. Andree: Ueber den Farbensinn der Naturvölker. — Erman: Die Völkerverhältnisse Afrikas. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 11. August 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

V.

Die Sekte der Drusen oder, wie sie selber sich nennen, der Unitarier, besteht schon seit beinahe 900 Jahren, und seit ebenso langer Zeit bildet die Mehrzahl der kräftigen Bewohner des südlichen Libanon und Antilibanos, trotzdem sie ihrer Abstammung nach eins sind mit der sie umgebenden syrisch-arabischen Bevölkerung, ein streng gesondertes Volk im Volke, das, von fanatischem Haß gegen alle Andersgläubigen erfüllt, ebenso ehrgeizig wie kriegerisch, mehr als einmal der türkischen Macht in Syrien verhängnißvoll geworden ist. Noch vor 250 Jahren herrschte der Drusenfürst Fachr-ed-din über einen großen Theil des Landes und nur durch Verrath der Seinigen verlor er Leben und Reich im Kampfe gegen die Türken. Seitdem freilich haben diese es verstanden, durch Unterstützung der eifersüchtigen Reibereien zwischen den einzelnen drusischen Fürsten- und Adelsgeschlechtern, und neuerlich durch Anfachung der religiösen Streitigkeiten zwischen den Drusen und Maroniten, die Gefahr drusischer Herrschaftsbestrebungen von sich abzulenken. Als Stifter ihrer Religion betrachten die Drusen den Fatimidischen Chalifen Hâkim biamrillah (996 bis 1020), der, nachdem er schroffer noch als seine Vorgänger sich gegen den Islam erklärt, zuletzt sich für eine Verkörperung Ali's ausgegeben hatte. Auf diese Aussage des halbwahnsinnigen Fanatikers begründeten einige Sektirer die neue Religion, ein Gemisch aus mohammedanischen, jüdischen und christlichen Dogmen. Den Hauptinhalt derselben macht die Lehre von einem unerkennbaren, undefinirbaren Gott aus, der von Zeit zu Zeit sich in menschlicher Gestalt offenbart; Hand in Hand hiermit geht die Lehre von der Seelenwanderung. Als letzte Verkörperung des göttlichen Wesens wird eben Hâkim biamrillah angesehen, in den der Geist Ali's übergegangen war, und der seinerzeit wiedererscheinen wird, um seine Anhänger zu prüfen. Zahlreiche Schriften ältern und neuern Datums enthalten die Grundzüge der verworrenen Lehre. Der Gottesdienst, der vielleicht wie bei anderen schiitischen Sekten nicht frei von mystischem Zubehör ist, wird in einsam gelegenen kleinen Kapellen abgehalten. In halbpatriarchalischer, halbfeudalistischer Verfassung unter ihren Scheichs oder Dorfältesten stehend, leben die Drusen, heute etwa noch 80 000 Seelen, in einer gewissen Unabhängigkeit von den Türken. Neben dem wildesten Fanatismus, der rohesten Grausamkeit zeigt der Druse im Großen und Ganzen viele von jenen guten Eigenschaften, die sonst mit Vorliebe dem Araber allein unter der Bevölkerung Westasiens vindicirt werden: körperliche und geistige Kraft, Liebe zur Freiheit, Muth und Stolz, Offenheit und Gastfreiheit. Bis auf die durch die Religion bedingten Sitten und Gebräuche unterscheiden sich die Drusen in ihrer Lebensweise nur wenig von ihren Feinden, den Maroniten, oder von dem übrigen syrischen Gebirgs- und Landvolke. Auch ihre Tracht ist in der Hauptsache dieselbe, die in den Städten der syrischen und kleinasiatischen Küste üblich ist, und bei der leider von Jahr zu Jahr der Alles assimilirende Einfluß der europäischen Mode sich bemerkbar macht. Anstatt der weiten, bauschigen und ziemlich kurzen Beinkleider, die vor wenigen Jahren noch von allen Syrerinnen getragen

Drusenfürstin; Dame mit dem Tantur; Beirunterin im Putze. (Nach Photographien.)

wurden, sehen wir heute in den Städten selbst bei den Frauen der niedern Volksklasse ein langes faltenreiches Kleidungsstück, das von einem europäischen Weiberrocke kaum zu unterscheiden ist. Die großgeblümten baumwollenen Stoffe und die groben gewebten Spitzen, die zum Anzuge der Frauen verwendet werden, sind fast ausschließlich amerikanisches und englisches Fabrikat. Die Frauen der reichen, vornehmen Klasse, die im Innern des Hauses, in Beirut wenigstens, fast alle auch die alte Nationaltracht tragen, haben dieselbe aus schweren Seidenstoffen und häufig mit Gold und Juwelen verziert.

Angesichts dieser geringen Unterschiede in der äußern Erscheinung der Syrerinnen muß der eigenthümliche Hauptschmuck der Drusenfrauen doppelt auffallend erscheinen. Es ist dieses der sogenannte tantur, eine hohe silberne, nach oben dünner werdende Röhre, die, oft zwei bis drei Fuß hoch, mit reicher Gravirung oder getriebenen Zierrathen, und an der Vorderseite mit in Gold gefaßten Edelsteinen geschmückt ist. Dieser sonderbare thurmartige Schmuck ruht auf einem ebenfalls silbernen deckelartigen Käppchen; er wird mit vier Schnallen und einer unter dem Kinn durchgehenden Kette festgehalten. Je höher der Rang der Frau, die ihn trägt, desto höher ist auch der Tantur. Gewöhnlich ist an seiner oberen Spitze ein weißer Schleier befestigt, der über Schultern und Nacken hinabfällt. Ob Lortet's Hypothese, der in dem hornähnlichen Tantur das in der Bibel so vielfach erwähnte (I. Samuel, 2, 1 bis 10; Psalmen 75, 89, 132; II. Chron. 18, 10; Sacharja 1, 20, 21) „Horn des Heils" erblickt, und ihm deshalb einen sehr frühen Ursprung zuschreibt, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, wollen wir dahingestellt sein lassen; in jedem Falle ist der Tantur, den die Drusenfrau an ihrem Hochzeitstage aufsetzt und bis zu ihrem Tode trägt, ein unbequemer Schmuck. Selbst bei Nacht muß sie ihn auf dem Kopfe behalten und deshalb auf einem „Kopfkissen" von Holz schlafen, das den Nacken stützt, wie wir es bei den Chinesinnen und bei einigen afrikanischen Stämmen, die auf ihren Kopfschmuck besondern Werth legen, auch kennen. Freilich ist es von Zeit zu Zeit nöthig, den Tantur abzunehmen, um ihn von außen blank zu putzen, innen aber von den Parasiten zu säubern, die sich unausbleiblich in seiner Höhlung festsetzen.

Tantur, Kopfschmuck der Drusenfrauen.
(Nach einer Photographie.)

Was nun die römisch-katholischen Maroniten anbetrifft, so stammen dieselben von einer monotheletischen Sekte ab, die, auf einem der letzten ökumenischen Koncilien verworfen, sich vor der Verfolgung durch die Kirche in die Berge des Libanon zurückgezogen hatte. Erst um das Jahr 1600 haben sie sich an Rom angeschlossen, von wo aus ihre durch die eigenen Bischöfe gewählten Patriarchen bestätigt werden müssen. Wie sie mehrere specifisch maronitische Heilige verehren dürfen, so sind ihnen auch gewisse Privilegien bewilligt worden: unter anderen wird die Messe bei ihnen in syrischer Sprache gehalten und ist den niederen Priestern die Ehe erlaubt. Sie besitzen zahlreiche Klöster, unter deren Insassen wohl heute aber nur wenig noch von jener Gelehrsamkeit vorhanden ist, die das Collegium Maronitarum des 17. Jahrhunderts in Rom geziert hat. Das maronitische Volk, ein kräftiger gesunder Menschenschlag, zeigt bei weitem nicht die geistige Begabung der Drusen; es gilt im Lande nicht nur für wenig intelligent, sondern auch für lügnerisch, bestechlich und feige. Daß dieser letztere Vorwurf nicht immer zutreffend ist, haben die Maroniten jedoch bei den Metzeleien des Jahres 1860 bewiesen, wo einer ihrer Dorfältesten, Yusuf Karam, mit einer Schar von 300 Bewaffneten gegen die Drusen zog; in heldenmüthigem langen Kampfe gegen die Uebermacht des Feindes fiel die kleine Schar bis auf den letzten Mann. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht betreiben die Maroniten hauptsächlich den Seidenbau mit gutem Erfolge. Die rohe Seide wird meist nach Frankreich ausgeführt. Auch sie stehen wie die Drusen zu der türkischen Regierung in einem gewissen unabhängigen Verhältniß, unter einem christlichen Pascha und ihrem eingeborenen Adel. Wie wenig diese Freiheit ihnen dem bösen Willen der Türken gegenüber von Nutzen ist, zeigt sich in den immer erneuten, von der Regierung geduldeten Beunruhigungen des Volkes durch die

Drusen. Wenn es auch wahr sein mag, daß die ewigen kleinen Reibereien zwischen den Bergbewohnern für gewöhnlich nicht viel auf sich haben und daß sie nur von der türkischen Regierung zur Verfolgung ihrer Zwecke den europäischen Mächten in gewaltiger Uebertreibung dargestellt werden, so beweisen doch die unbestrittenen Zahlenangaben über die mörderischen Resultate der Christenverfolgung von 1860, wie verhängnißvoll große Dimensionen unter Umständen die von den Priestern und Mönchen genährten Zwistigkeiten annehmen können.

Von besonderen Volkssitten findet sich unter den heutigen Maroniten nur wenig Interessantes vor, eigenthümlich nur und bemerkenswerth ist die bei ihnen gebräuchliche Art der Kindespflege im ersten Lebensjahre, die an viele Versuche erinnert, die bei uns in Waisen- und Findelhäusern mit nur sehr zweifelhaftem Erfolge gemacht worden sind. Von dem Tage der Geburt an liegt der maronitische Säugling in der eigenartig konstruirten Wiege aus Maulbeerholz festgebunden; von einer Wartung auf dem Arme der Mutter ist nicht die Rede. Neben der Wiege kauernd, den Arm über ein zu diesem Zwecke angebrachtes Querholz gelegt, tränkt dieselbe das liegende Kind. Nur einmal in 24 Stunden wird es zum Wechseln der Windeln von seinem Lager aufgenommen. In der Zwischenzeit sorgen hölzerne Röhren, die durch den Boden der Wiege gehen, für verhältnißmäßige Trockenheit des Bettes.

Eine Wiege der Maroniten. (Nach einer Photographie.)

Trotzdem man sich schon im Anfang des April befand, konnte Lortet die wissenschaftlichen Arbeiten, die er an der syrischen Küste vornehmen wollte, noch nicht beginnen. Das Meer war zu unruhig, das Wasser zu kalt, als daß man die zarten Organismen der hier besonders reich vertretenen Faserschwämme, die Lortet eingehend zu untersuchen gedachte, in lebendem Zustande hätte heraufbefördern können. Ein mehrtägiger Aufenthalt in Beirut genügt, um den Fremden mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen, und durch die Zuvorkommenheit mehrerer am Orte ansässiger Franzosen, besonders des Arztes Dr. Suquet, konnte Lortet dieselben in ausgedehntestem Maße in Augenschein nehmen. Unter den vielen vorhandenen Privatsammlungen älterer und neuerer orientalischer Kunstwerke und historischer Funde ist die des ehemaligen Kanzlers des französischen Konsulats, Mr. Pérétié, die großartigste. Seit 40 Jahren mit ihrer Zusammenstellung beschäftigt, hat der Sammler ein Kabinet an Skulpturen, Medaillen, Kameen, Inschriftcylindern, Erzeugnissen der Keramik u. s. w. in seinem prächtigen Hause in Ras Beirut zusammengebracht, um dessen Besitz ihn die größten europäischen Museen beneiden könnten. Der Anregung dieses energischen Mannes und des französischen Ingenieurs Perthuis verdankt Beirut die vortreffliche Chaussee von 112 km Länge, welche die Stadt mit Damaskus verbindet. Von einer Gesellschaft europäischer und ottomanischer Kapitalisten gebaut, bildet diese über den Libanon führende Straße mit ihren Chausseehäusern und Wegwärtern, mit der zweimal wöchentlich sie passirenden Diligence ein Unicum im ganzen türkischen Reiche.

Um die Zeit des Wartens auf günstigere Wasserverhältnisse am Strande von Beirut etwas abzukürzen, beschloß Lortet, mit seinen Begleitern eine mehrtägige Gebirgstour

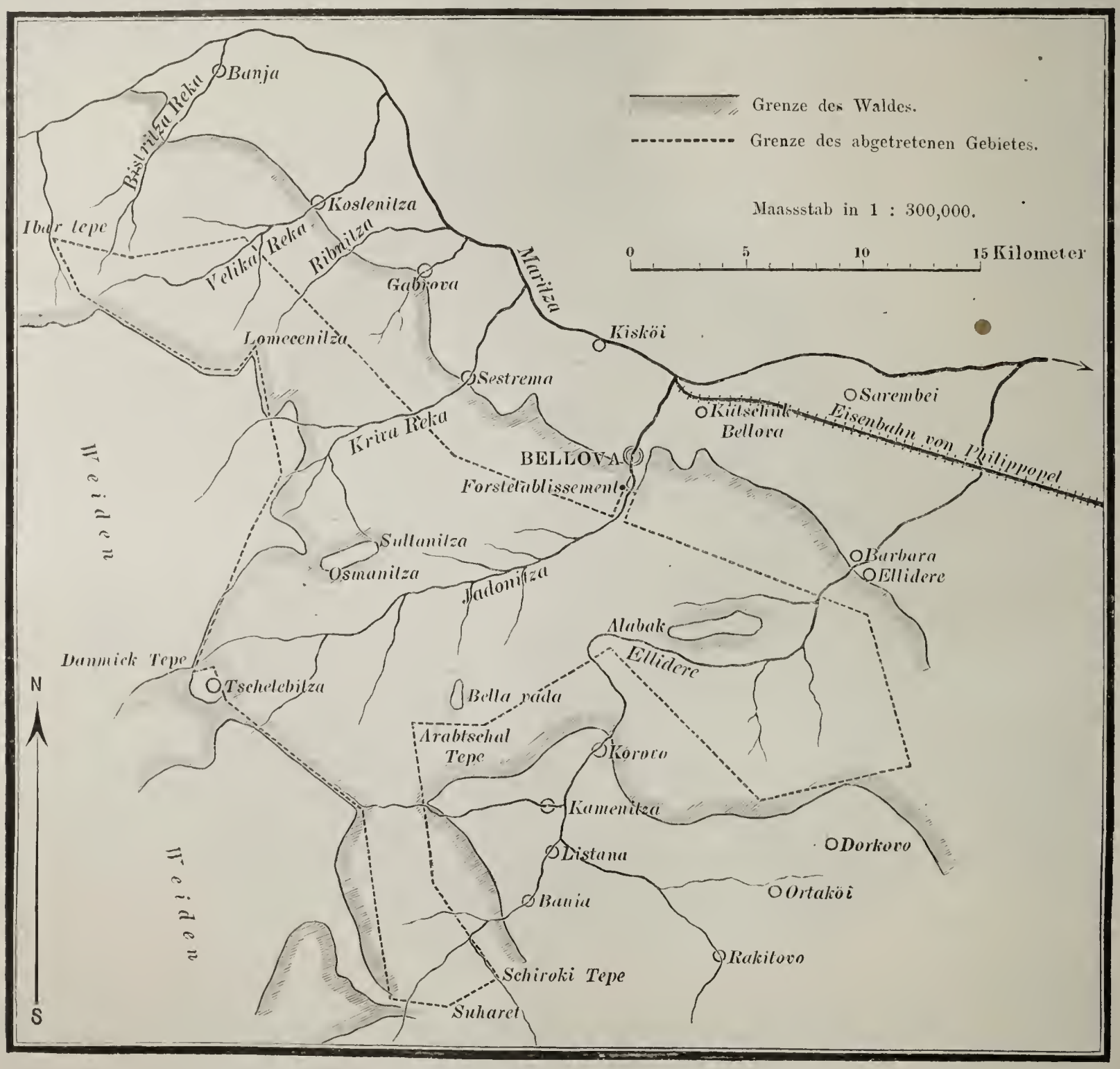
zu unternehmen; die Vorbereitungen zu einer solchen, d. h. das Engagement des Begleitpersonals und das Miethen der erforderlichen Reit- und Lastthiere, können hier zu Lande nicht vorsichtig genug und am besten durch Vermittelung des Konsulates getroffen werden. Nach mancherlei Mühe und Schwierigkeiten hatte Lortet endlich sein Personal zusammen, das für drei Reisende aus sieben Mann bestand: einem maronitischen, des Landes und aller seiner Dialekte sowie der französischen und englischen Sprache kundigen Dolmetscher, einem ebenfalls christlichen Koch; dem Besitzer und Vermiether der zehn Pferde, Maulthiere und Esel, deren man benöthigt war, und der ihm unterstellten vier Mukari oder Pferdeknechte, der nützlichsten und zugleich heitersten Mitglieder der ganzen Eskorte. Immer dienstwillig und hülfsbereit übernehmen diese meist kräftigen, scheinbar unermüdlichen Leute alle auf der Reise vorkommende Arbeit.

Der Maronite Hassan, ein Mukari oder Pferdeknecht. (Nach einer Photographie.)

Sie laden das Gepäck auf und ab, besorgen die Thiere, schlagen die Zelte auf, holen Wasser, Holz und wo Milch und Brot zu haben ist, auch diese oft aus weiter Entfernung herbei; anspruchslos und mäßig, sind sie für die ihnen gelegentlich zukommenden Ueberreste der Mahlzeiten dankbar, am meisten zu erfreuen aber durch ein ab und zu verabfolgtes kleines Geschenk von Tabak oder Cigarren. Die halbe Nacht über sitzen sie dann, trotz des vorhergegangenen anstrengenden Tagemarsches, rauchend und schwatzend um ihr Feuer, um sich, wenn die letzte Cigarre verraucht ist, in ihre Mäntel gewickelt, auf dem bloßen Boden, unter freiem Himmel zum Schlafe auszustrecken.

Das Waldgebirge von Bellova in Ostrumelien.

Dr. Paul Schröder, Dragoman der deutschen Botschaft in Konstantinopel, machte zu Anfang Juni dieses Jahres mit dem deutschen Generalkonsul Feigel und dem Betriebsdirektor der Orientalischen (d. i. Rumelischen) Eisenbahnen eine Excursion über Adrianopel und Philippopel nach der Gegend von Bellova, dem Endpunkte der Rumelischen Bahn. Einem seiner Briefe an Prof. H. Kiepert entnehmen wir das Folgende: Die ganze Gegend südlich



Der Wald von Bellova in Ostrumelien.

von Bellova, die sich an landschaftlicher Schönheit mit den pittoresken Theilen des Harzes oder Schwarzwaldes messen kann, ist mit dem prächtigsten Hochwalde bedeckt; in den unteren Regionen sind Eichen und Buchen vorherrschend, in den oberen uralter Fichten-, Tannen- und Föhrenwald. Ich hätte nie geglaubt, daß es in der Türkei noch so schöne Wälder gäbe. Das Thal der Jadonitza [1]), welche eine Stunde unterhalb des großen bulgarischen Dorfes Bellova und etwas westlich von Kütschük Bellova in die Maritza mündet, ist ein hochromantisches Gebirgsthal, das mich lebhaft an das Bodethal im Harz erinnerte: es ist dicht bewaldet, und zu beiden Seiten des wasserreichen Gebirgsbaches

[1]) Selbst auf der Specialkarte des Oesterreichischen Militär-geographischen Instituts ist dieses Gebiet falsch dargestellt. Das die ganze Gegend zwischen der Maritza und dem Gebirge Balabandscha Jailasi durchschneidende Jadonitzathal z. B. fehlt gänzlich; ein der Maritza paralleles Querthal, das in das Thal Ellidere münden soll, existirt nicht, ebenso ein großer Ort Simcina, der dicht bei dem Endpunkte der Eisenbahn eingetragen ist.

steigen die Felswände fast senkrecht auf. Früher war es ganz unwegsam, denn der Fluß läßt nicht einmal Raum für einen Weg übrig; erst seitdem Baron Hirsch den ihm auf 99 Jahre concedirten Wald (am Oberlaufe der Flüsse Bistritza Reka, Velika Reka, Ribnitza, Kriva Reka, Jadonitza und Ellidere) in Betrieb genommen hat, ist das entzückend schöne Gebirgsthal erschlossen worden, und zwar durch eine Rollbahn, welche von dem Forstetablissement (1/4 Stunde aufwärts vom Dorfe Bellova) 15 km aufwärts ins Waldgebirge führt. Auf derselben wird das gefällte Holz zum Etablissement geschafft, wo es in verschiedenen Sägemühlen zu Brettern und Traversen geschnitten wird, um dann theils zu Wagen, theils zu Wasser nach der Eisenbahnstation gebracht zu werden. Die Jadonitza hat auch im Hochsommer stets so reichliches Wasser, daß das Holz das ganze Jahr hindurch herabgeschwemmt werden kann. Vom Forsthause führt eine gute Fahrstraße durch das Dorf Bellova nach der Station, oder vielmehr nach der Haltestelle, denn das Stationsgebäude wurde während des bulgarischen Aufstandes von den Bulgaren in Brand gesteckt, und die Türken, die sich hineingeflüchtet hatten, wurden von ihnen theils massakrirt, theils verbrannt. Am untern Laufe der Jadonitza sind einige 20 Sägemühlen in Betrieb, die theils der Eisenbahn, theils, und zwar zum größern Theile, den Bauern von Bellova gehören, welche mit der Eisenbahngesellschaft in Proceß liegen, indem sie behaupten, daß der Wald von Bellova ihnen gehöre, und daß die Pforte kein Recht gehabt habe, ihn der Gesellschaft abzutreten. Der Streit ist noch nicht ausgetragen, weil die Bauern bei der ostrumelischen Regierung Unterstützung ihrer (übrigens unbegründeten) Ansprüche finden.

Am 4. Juni erstiegen wir von Bellova aus die Sultanitza, einen 6000 Fuß hohen Gipfel, der bis unter die Spitze mit mächtigen Fichten bestanden ist. Er liegt ungefähr da, wo auf der österreichischen Karte Köstendsche Baïr angegeben ist. Die Balabandscha Jailasi oder, wie die Bulgaren sagen: Balabanitza (die türkischen Namen werden jetzt, wo die Türken diese Gegend ganz verlassen haben, gar nicht mehr gebraucht) liegt westlich von der Sultanitza, über welch letztere der Weg von Bellova nach der Balabanitza führt. Von ihr aus hat man eine prächtige Rundschau über den nördlichen Theil des Rhodope-Gebirges und die obere Maritza-Ebene. Südöstlich sieht man den Karlyk und davor die kleine grüne Hochebene von Rakitovo, während dieses Dorf selbst nicht sichtbar ist. Auch das Nilo-Gebirge wird durch die nahe Balabanitza verdeckt; dieselbe ist etwa drei Stunden Weges entfernt, und der Weg dorthin führt über das ganz hoch oben im Gebirge gelegene Dorf Tschelebitza. Auf der Balabanitza lag noch Schnee. Unsern ursprünglichen Plan, ihren höchsten Gipfel zu ersteigen, der nach der barometrischen Messung des Forstmeisters Herrn Berges bis 7500 Fuß ansteigt, konnten wir nicht ausführen, da wir oben hätten übernachten müssen, und die Vorbereitungen hierzu nicht getroffen waren.

Wahrhaft großartig präsentirten sich, von der Sultanitza aus gesehen, die noch ganz mit Schnee bedeckten macedonischen Gebirgsketten in S.-S.-W. und S., der Perim Dagh und Boz Dagh. Dieselben sind, nach den auf ihnen liegenden Schneemassen zu schließen, noch höher als das nördliche Rhodope-Gebirge (Köstendsche Balkan) und die eigentliche Balkankette (Kodscha Balkan). Eine recht gute Beschreibung dieses Theiles des Rhodope-Gebirges hat Dr. Dingler, jetzt Privatdocent der Botanik in München, früher Eisenbahnarzt in Adrianopel, in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins (Juli 1877) gegeben. Derselbe erstieg die Balabanitza 1877 in Begleitung des Forstmeisters Berges, Direktors des Forstetablissements Bellova, der auch unser Begleiter war; er kann nicht genug die üppige Vegetation dieses Gebirges rühmen; Fichtenstämme von 60 m Höhe sind keine Seltenheit. Auch ethnographisch ist diese Gegend interessant; denn in diesem Gebirge wohnen neben den Bulgaren auch viele Zinzaren oder Rumunen („Kutzovlachen"); letztere sind die eigentlichen Waldläufer; sie begegneten uns massenhaft im Hochgebirge, von wo sie gefällte Stämme und Bretter auf ihren Pferden hinab nach Bellova transportirten.

Gern hätte ich meinen Ausflug bis Samakov ausgedehnt, um von da aus dem mächtigen Rilo einen Besuch abzustatten und die Quellen des Isker aufzusuchen. Ich fand aber keinen Reisegefährten; auch rieth man mir von der Tour ab, weil das Gebirge des Schnees wegen noch unzugänglich sei, weshalb ich die Excursion auf nächsten Sommer verschob. Meines Wissens ist der Rilo noch nicht erstiegen worden.

In der Nomenklatur des Rhodope (südlich von den Quellen der Maritza) scheint noch ziemliche Konfusion zu herrschen. Fast alle Gipfel haben einen türkischen und einen bulgarischen Namen; auf unseren Karten figuriren meist die türkischen Namen, während die Bulgaren, wenn man sie fragt, oft andere nennen.

Was ich sonst in Ostrumelien gesehen und gehört habe, war nicht sehr erbaulich. Die Bulgaren sind ein hochmüthiges und finsteres Volk; peinlich ist es zu sehen, wie die im Lande verbliebenen Türken, meist arme Bauern, auf alle Weise von ihnen bedrückt und chikanirt werden, um sie zur Auswanderung und zum Verkaufe ihrer Aecker um jeden Preis zu zwingen. Philippopel macht den Eindruck einer russischen Stadt; den Fez sieht man gar nicht mehr, sondern überall den bulgarischen Kalpak; auch die Muselmänner, die in der Miliz dienen, müssen ihn tragen. Das Land aber ist herrlich schön, namentlich die sich an den Rilo anschließenden Theile des Rhodope, der hier die Grenze zwischen Ostrumelien und Bulgarien bildet.

Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko.

II.

Am 27. December 1879 verließ das Colvile'sche Ehepaar mit 13 Begleitern, darunter dem Kaid Mohammed ben Abd Salam, welcher lange in Udschda Statthalter gewesen war und deshalb den Weg genau kannte, und 13 Thieren Fez durch das Thor Bab el-Ftur. Eine halbe Stunde lang führte die Straße zwischen hübschen, mit Oelbäumen bestandenen Hügeln hin, überschritt auf einer massiven achtbogigen Brücke den Wed Sbu, folgte dem Flusse eine Stunde lang abwärts und erklomm dann, schärfer nach Osten einlenkend, den Berg Dschebel Onk de Dschemel (Ka-

meelhals-Berg). Die Gegend sah wild und traurig aus und die Berge, aus demselben alluvialen Thon wie westlich von Fez bestehend, waren von tiefen Schluchten durchfurcht. Als sie den Berg erstiegen hatten, befanden sie sich auf einer gut angebauten Hochebene, die mit Duars (Zeltdörfern) der Ulad-el-Hadsch bedeckt war. Es gilt als Regel in Marokko, daß die Berbern stets in Dörfern, die aus steinernen Häusern bestehen (tschura), wohnen, die Araber aber in duar (Zeltdörfern). Am östlichen Ende der Hochebene wurde in dem Kasbar des Kaid Dschellali ben Mohammed eingekehrt, wo das Geleitschreiben des Sultans ihnen freundliche Aufnahme verschaffte. Der Kasbar liegt schon im Bezirke Hianna, der nach Rohlfs für jedermann unpassirbar ist. Vom Lagerplatze aus hatte man eine prächtige Aussicht: nach Südosten auf die hohen Bergketten von Ghaiatsa und Beni Warain, die hier und da mit Schnee bedeckt waren, davor eine endlose Reihe runder Alluvialberge und unten zweihundert Fuß tiefer das viel gewundene Thal des Wed Jennin, eines Zuflusses des Sbu, in welchem nun der Weg aufwärts führte. Der eben genannte Kaid (Bezirkshäuptling) gab ihnen durch seinen ganzen Bezirk das Geleit, und aus jedem Dorfe, dem sie sich näherten, kamen eine Anzahl Reiter, ihre langen Flinten schwingend, auf sie zugestürzt, schwenkten dicht vor ihnen kurz ab und schlossen sich ihnen an, bis ihre Eskorte wohl an 50 Reiter zählte. Als sie dann vom Wed Jennin nach Norden in die Berge abbogen, betraten sie einen andern Bezirk, den des Kaid Mohammed bel Kadur. Hier sahen sie zum ersten Male seit Fez Felsen von Kalk, die aus dem Alles bedeckenden braunen Thon hervorragten; die Höhe, welche sie hier erreicht hatten, betrug schon 3000 Fuß, und die Nächte und Morgen waren bitter kalt. Von dort aus geleitete sie am folgenden Tage des Kaid's Sohn mit einer Eskorte bis an den kleinen Fluß Sidi Marhoff, einen rechten Zufluß des Jennin, welcher die beiden Bezirke Hianna und Dful trennt. Weiter wagte er nicht zu gehen, weil — charakteristisch genug — die Bevölkerungen beider Provinzen ständig mit einander im Streite leben. Bald darauf gelangte die Reisegesellschaft an eine tiefe Schlucht, welche ebenfalls dem Wed Jennin tributär ist. Es war das der bevölkertste und fruchtbarste Strich Landes, den Colvile seit Fez gesehen: die steilen Thalgehänge waren wie ein blühendes Thal der Schweiz angebaut und mit Hütten bedeckt. Der Boden aber ist hier genau derselbe wie auf der ganzen Strecke von Fez an; soweit sich der Reisende überzeugen konnte, giebt es überhaupt zwischen Fez und dem Muluja-Flusse nicht einen Zoll breit Landes, das nicht in denselben blühenden Zustand gebracht werden könnte, wie jenes Thal. Bald darauf erreichten sie den Kasbar (Fort, Residenz) des Kaid Haddi Dfuli, ein Gebäude aus gelbem Kalkstein in wilder Umgebung, am Rande einer nahezu senkrecht etwa 1500 Fuß tief abstürzenden Schlucht gelegen und ringsum von steilen, gelblichen Bergen umgeben, welche kaum etwas Vegetation aufzuweisen hatten und von tiefen Schluchten und Wasserrissen durchsetzt waren. Ein Anblick voll wilder Größe und voll Eigenthümlichkeit, aber wenig ansprechend für Auge und Gemüth. Sowohl der Weg dorthin als auch von dort weiter nach Osten ist steil und schwierig, bei nassem Wetter aber gänzlich ungangbar. Nach einigen Stunden aber gelangt man in das bequemere Thal des Wed Haddar, der ebenfalls noch in den Wed Jennin sich ergießt. Dort erwartete ihn Kaid Mohammed bel Fildil mit funfzig Reitern und ebensoviel Männern zu Fuß; allein trotz dieser Macht hielt er es für nöthig, die Geringfügigkeit der Eskorte zu entschuldigen; die meisten seiner Leute, sagte er, wären in den Kampf gezogen; er hätte aber bereits Befehl gegeben, ihrer dreihundert zu versammeln und mit ihnen die Berge längs des von Colvile einzuschlagenden Weges zu besetzen, um sofort jeden Angriff des Ghaiatsa-Stammes gewahr zu werden, der in der letzten Zeit sich sehr unruhig gezeigt hatte. In solcher Weise wurde durchweg für die Reisenden gesorgt, außerdem aber erhielten sie während ihrer zehntägigen Reise von den verschiedenen Bezirkshäuptlingen als Gastgeschenk im Ganzen nicht weniger als 190 Pfund Zucker, 26 Schafe, 150 Hühner und 1000 Eier, ungerechnet Lichter, Thee und andere Dinge! Die Hauptursache, daß er seinen Zweck erreichte, schreibt Colvile der Anwesenheit seiner Gattin zu, weil seine Reise in Folge dessen keinen zu geschäftsmäßigen Anstrich erhielt und er mehr allein gelassen wurde und dadurch Muße zum Zeichnen und Schreiben erhielt. Die Mauren, welche gewohnt sind, vor Aller Augen zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu beten, sich zu waschen u. s. w., werden einen Junggesellen alle Augenblick belästigen, einen Ehemann dagegen nicht. Zudem sollen die räuberischen Stämme im Gebirge im Allgemeinen eine Reisegesellschaft, bei welcher sich eine Frau befindet, respektiren.

Mekness a am Wed Haddar, welches sie nun erreichten, wird auf den Karten meist als ansehnliche Stadt verzeichnet, ist aber in Wirklichkeit nur ein Dorf von noch nicht 1000 Einwohnern. Dort war Colvile Zeuge eines belustigenden Kampfes zwischen zwei Jungen, die mit ihren Schädeln gegen einander rannten, wie zwei Böcke, daß es krachte, aber sich damit keinen sonderlichen Schaden thaten. Die glatt geschorenen Schädel dieser Landleute müssen eine erstaunliche Dicke besitzen, daß sie die glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne aushalten können; die höheren Klassen und die Städter tragen freilich enorme Turbane, die Bauern aber nur eine zusammengedrehte Schnur, ein Abzeichen dafür, daß sie echte Moslim sind, wie Colvile glaubt. Diese Dicke des Schädels macht den Mauren, gleichwie den Neger, zu einem gefährlichen Gegner im Handgemenge, da beide eine fast unbeschränkte Zahl Hiebe auf den Kopf vertragen können. Selbst wenn er keine Flinte hat, ist er ein böser Kunde in geringer Entfernung; denn mit Knüppeln und Steinen trifft er sicher sein Ziel. Colvile war verschiedene Male Zeuge, wie ein Maurenknabe einen Vogel aus der Luft mit einem Steine herabholte, was nicht vielen von ihnen mit einer Flinte glücken würde. Als er Abends das Zimmer seiner Diener betrat, um für den folgenden Tag einige Befehle zu geben, fand er den Kaid Mohammed bel Fildil, der über 5000 Seelen unbeschränkte Gewalt ausübt, wie einen armen Maulthiertreiber zwischen ihnen sitzen und plaudern. Diese Gemüthlichkeit ist ein merkwürdiger Charakterzug der Marokkaner. Ein Kaid oder Pascha kann seine Untergebenen foltern und tödten, in jeder Weise tyrannisiren und bedrücken, wenn er aber gerade nicht damit beschäftigt ist, ihnen die Hälse abzuschneiden oder die Taschen auszuleeren, so wird er mit ihnen auf vollkommen gleichem Fuße verkehren und plaudern. Ein Arbeiter bei uns fühlt sich in Gegenwart seines Brodherrn mehr genirt, als ein Maure niedrigen Standes gegenüber einem Manne, der unumschränkte Gewalt hat über ihn selbst und seine Familie. Der Grund davon ist der, daß die ganze Aristokratie des Landes in der einzigen Person des Sultans concentrirt ist. Niemand ist von besserer Geburt als der andere: heute Sklave, kann er morgen Vezir, heute Sultanssohn, morgen Bettler sein. Der Sultan, dem jeden Freitag eine neue Frau zugeführt wird, erlebt jährlich nach der niedrigsten Schätzung kaum weniger als ein hundert Mal Vaterfreuden, hat also schon bei einem mittlern Alter eine Schaar von Prinzen, die er unmöglich standesgemäß aufziehen kann. Colvile selbst kannte einen Enkel eines Sultans, der gemeiner Soldat war, und

sah die Kinder eines der reichsten Männer im Lande in Lumpen auf der Straße herumspielen. So ist Marokko, die absoluteste Monarchie auf der Welt, dem Gedanken vollkommener Gleichheit und Brüderlichkeit näher gekommen, als irgend eine Republik.

Nachdem am folgenden Morgen (31. December) die ausgesandten Kundschafter berichtet hatten, daß die Gegend sicher sei — zur größten Enttäuschung des nach einem kleinen Scharmützel begierigen englischen Ehepaares —, ging es in nordöstlicher Richtung über einen hohen Paß hinüber in das Thal des Wed Errbar, eines Nebenflusses des Wed Haddar, an welchem ein zweites Dorf Meknessa, gelegen ist. Im Thale unterhalb desselben wurde ein Arbar (Mittwochsmarkt) gehalten, der aus einiger Entfernung wie ein Heerlager aussah, so viele Gewehre glitzerten in der Sonne. Hunderte von Leute kauften und verkauften dort, von denen jeder eine lange Flinte und einen Dolch trug. Nicht ein einziger war unbewaffnet; der Bauer hinter dem Pfluge hatte Flinte und Schwert umgehangen, der Hirt auf dem Berge hielt das Gewehr auf den Knien, und selbst seine Peitsche, mit der er sein Vieh vor sich hertreibt, läuft in einen spitzen Dolch aus. Kinder und selbst Frauen sieht man mit Feuerwaffen herumgehen.

Nun führte der Weg hinüber in das Gebiet des Wed Mulnja und damit in den Bereich des Mittelländischen Meeres. Man begegnete hier algerischen Flüchtlingen vom Stamme der Uled Sidi Scheich, die sich gerade gegen die verhaßten Franzosen empört hatten. Große Mengen derselben sollen nach Marokko auswandern, wo sie mit offenen Armen empfangen werden und jeder ein Stück Land, einige Kühe und ein Weib erhalten. Noch vor der Paßhöhe sah Colvile an einer Ain Baida genannten Stelle Steinsalz zu Tage treten. Diesen Abend machten sie bei der Kubba (Heiligengrab) des Sidi Mudscharhed in einem kleinen Dorfe Halt, welches nach Norden wie Süden eine prachtvolle Aussicht gewährte. Nach letzterer Richtung lag die Ebene el Farharma und an ihrem Rande, etwa 10 engl. Meilen entfernt, die kleine Stadt Tsarsa (Thesa), im Jahre 1861 Rohlf's fernster Punkt. Von hier fing ganz unbekanntes Terrain an, obwohl auch Colvile's bisherige Route von der des deutschen Reisenden abweicht; hier begann aber auch ein besonders von Wegelagerern heimgesuchtes Gebiet. Schon am selben Abend gerieth das Dörfchen durch die Gefangennahme eines Ghaiatsa in Aufregung; derselbe war kühn genug gewesen, als Spion sich einzuschleichen, wurde aber erkannt und verließ den Ort erst als Leiche wieder. Weiterhin macht ein gewisser Gimbib das Land unsicher; verkleidet schleicht er auf den Märkten, selbst in Tsarsa, umher, um zu spioniren, und dem Sultan, der ihm Pardon verhieß, wenn er sich unterwerfen wollte, ließ er antworten: „Wer ist der Mann, der mir solche Botschaft sendet? Ich kenne nur einen Sultan, und der heißt Gimbib."

Am nächsten Morgen verließen sie das Bergland, stiegen zunächst zu der niedrigen Wasserscheide zwischen Sbu und Muluja und dann in das Thal des M'zun hinab, erreichten um Mittag den ansehnlichen und festen Kasbar M'zun, den Hauptort des Araberstammes Huara, und betraten dann eine weite öde und steinige Ebene. Dieselbe wies nur hier und da einige niedrige Sträucher und Grasbüschel auf, und an denselben scheinen zahllose Schafherden sowie Gazellen ihren Unterhalt zu finden.

Diese Huara-Araber sind vollständige Nomaden und verweilen selten länger als einige Tage an derselben Stelle. Ihre Duars oder Zeltdörfer schlagen sie, abweichend von den Stämmen el Gharb's, in einem Kreise auf ohne Zaun oder sonstige Schutzwehr. Sie säen zwar etwas Korn, leben aber in der Hauptsache von ihren Schafen und besonders Kameelen. Letztere befriedigen in Zeiten der Noth alle ihre Bedürfnisse; sie dienen als Reit- und Lastthiere, liefern Milch und Fleisch; aus ihrem Haare werden Gewänder gefertigt und mit ihren Fellen die gegen Kälte und Hitze schützenden Zelte bedeckt.

Gegen Mittag des 2. Januar wurde etwas oberhalb der Mündung des M'zun der Muluja, die „zukünftige Grenze Algeriens nach französischer Auffassung", überschritten. Derselbe war an jener Stelle nicht tief und über 200 Yards breit; an beiden Ufern faßt ihn ein dichtes Röhricht ein, das von wilden Schweinen wimmeln soll. Der bisher beobachtete Kalkstein wurde hier im Bette des Stromes durch Konglomerat ersetzt; auf der vorhin erwähnten Ebene hatte Colvile etwas Lava liegen sehen. Eine engl. Meile jenseit der Muluja-Fuhrt wurde in dem Dorfe des Scherif Sidi Mohammed bel Hussein übernachtet. Dem Vater desselben, Abdullah bel Hussein, ließ der jetzige Sultan neben dem Dorfe ein Kubba (domförmiges Heiligengrab) errichten. Auch sein Sohn, der jetzige Scherif, wird von den gesetzlosen Stämmen der Nachbarschaft hoch geehrt und spielt in ihren Streitigkeiten den Schiedsrichter. Obwohl er unter lauter als Viehdiebe berüchtigten Leuten lebt, hat er doch durch sie noch nie auch nur ein Schaf eingebüßt. Gegen den englischen Reisenden benahm er sich überaus gastlich, und seine Mona (Gastgeschenke) war eines Fürsten würdig; obwohl er schon sehr alt war, ließ er es sich nicht nehmen, seine Gäste selbst während der ganzen folgenden Tagereise zu begleiten, und seinem mächtigen Schutze verdankten es dieselben, daß ihnen Seitens der unbändigen Hallaff- und Benibuzguzu-Araber nichts zu Leide gethan wurde.

Es folgte nun ein wasserloser Strich Landes von merkwürdigem Aussehen; es schien, als wären die Spitzen der kegelförmigen Berge, welche der Thon so gern bildet, wie mit einem riesenhaften Messer abgeschnitten worden. Colvile sucht den Grund von dieser Erscheinung in einer dünnen Gesteinsschicht, welche nahe der Spitze der Berge horizontal gelagert war und die unteren Partien schützte, während der weiche Thon oben vom Regen fortgespült wurde. Nach einem langen Ritt durch diese Einöde wurde das Auge merklich durch das grüne Thal des Zaar erfrischt, an dessen Ufer die malerischen Ruinen des gleichnamigen Kasbar sich erhoben. Komischer Weise stand dasselbe auf der officiellen Liste von Halteplätzen, die Colvile in Fez erhalten hatte, und selbst sein Kaid war genannt, während es nach seinem Aussehen zu schließen wenigstens die letzten 20 Jahre unbewohnt gewesen sein muß. Unweit davon liegt eine zweite Ruine, wo früher eine Judenkolonie gehaust hat; bei einem der dort häufigen Kämpfe wurde ihr Obdach zerstört, die meisten Insassen getödtet, und der Rest floh in die Berge. Im Duar Krarmar wurde übernachtet; der Begleitung des von den Dorfbewohnern fast angebeteten Scherif bel Hussein hatte es der Reisende zu danken, daß er mit der größten Gastfreundschaft dort aufgenommen wurde. Der Scherif besaß in diesem Dorfe eine Anzahl metamors oder unterirdischer Speicher, aus welchen er dem Reisenden Gerste für dessen Pferde verabfolgte. Diese Metamors sind charakteristisch für Maurendörfer; es sind Höhlen von der Form eines umgekehrten Trichters, etwa 15 Fuß tief und oben am Erdboden mit einer Oeffnung von etwa 2 Fuß im Durchmesser. In besser angebauter Gegend besitzen manche Dörfer oft 50 und mehr solcher Speicher; in der Jahreszeit, wo dieselben offen stehen, ist

es dann gefährlich, nach Dunkelwerden durch solch ein Dorf zu gehen oder gar zu reiten.

Nun folgte das Gebiet des Araberstammes Benibuzguzu (auf der Karte Beni boo Goozgoo geschrieben), welches in der Regenzeit ein wahres Eden sein muß, so viel Flüsse oder wenigstens Flußthäler — damals lagen dieselben trocken — enthält dasselbe. Wirkliches Wasser führte erst der Wed M'kssaab, jenseits dessen im Kasbar Inn Sidi Mellnk übernachtet wurde. Hier stieß man auf die ersten Anzeichen von Civilisation, der man sich näherte: zwei Juden, die Cigarretten und Teppiche zu verkaufen hatten. Am nächsten Morgen war es bitter kalt; die in den Flußbetten stehen gebliebenen Wassertümpel waren mit Eis von 1/4 Zoll Stärke bedeckt. Ein siebenstündiger Ritt brachte sie über steiniges ödes Land an den Wed Isly, wo die Marokkaner im Jahre 1844 von den Franzosen aufs Haupt geschlagen wurden. Im Zelte des marokkanischen Generals Mohammed ben Abderrahman fand man einen Brief desselben, worin er bei seinem Vater, dem Sultan, anfragte, ob er das gesammte Heer der Ungläubigen tödten oder einige als Gefangene mit heimbringen sollte. Dieser Brief befindet sich noch heute im Besitze der französischen Regierung. In weiteren 1 1/4 Stunden war Udschda, die Grenzstadt gegen Algerien, erreicht und am 7. Januar wurde die Grenze selbst überschritten.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

VIII.

Im Busch.

Wo der Ackerbau aufhört, fängt der Busch an. Es ist nicht nöthig, daß die Gegend bewaldet ist oder auch nur Gebüsch trägt. Das Land mag ganz kahl sein, nur mit Gras und niedrigen Strauchpflanzen bewachsen. In der Sprache der Australier ist alles unkultivirte Land „Busch". Man hat auch Buschstädte oder Buschdörfer, bush-townships, Ortschaften, aus einigen Wirthshäusern, Kaufläden (sogenannten Stores), einer Schmiede, vielleicht einem Garten unter der Obhut eines Chinesen und dergleichen bestehend, die mitten in der unkultivirten Gegend liegen, über die kein Pflug hinweggeht. Zuweilen sind solche Buschstädte ziemlich bevölkert; Deniliquin, Hay, Wendworth, Bourke, Mereindi, Bolraneld, Echuca sind schon recht ansehnliche Plätze. Aber sie liegen inmitten der Wildniß. In einigen derselben sind Gärten angelegt, die auch gedeihen, aber die meisten entbehren jedes pflanzlichen Schmuckes. Die Bäume, welche die ersten Ansiedler vorfanden, fielen, um die rohen Hütten zu bauen, als Feuerholz, oder man rottete sie aus, weil sie die lästigen Ameisen anzogen. Der Platz um eine solche Stadt ist entsetzlich kahl. Im Sommer erkennt man ihre Stelle schon von fern an der dichten rothen Staubwolke, durch welche die glänzenden eisernen Dächer dann und wann hindurchblitzen. Denn Eisen und Steine, zuweilen auch Eisen und Holz sind die Materialien, aus denen die Häuser aufgebaut sind. In den mehr bergigen Distrikten bricht man die Bausteine leicht aus dem nahen Gebirgsrücken, in den flachen, westlichen Ebenen von Neu-Süd-Wales und am Murray, wo sich, wie die Schäfer sagen, nicht einmal ein Stein findet, den man nach einem Hunde werfen könnte, werden Ziegel gebrannt. Damit versucht man auch die Straßen zu bessern. Vom Regen aufgeweicht sind sie bodenlos, auch die morschen, gebrannten Steine leisten da nicht lange Widerstand. Länger halten schon die Segmente und Klötze von hartem Holze aus. Ueber Stock und Stein ist für eine Reise im australischen Busch noch der richtige Ausdruck.

Eine Buschstadt ist in der Regel nicht gerade der anziehendste Platz der Welt. Das Leben ist ziemlich einförmig; der Verkehr nicht der größte. Der Reisende der bessern Klasse findet im Wirthshause wenig Gesellschaft. Ein Squatter oder Aufseher, der von der Stadt nach vollendetem Verkaufe einer Herde zurückkehrt, ein paar Nachbaren, die in den Stores Einkäufe zu machen beabsichtigen, hausirende Kaufleute, die mit ihren beladenen Karren von Station zu Station, von Hütte zu Hütte ziehen, vielleicht ein Künstler, dem das Glück in den angesiedelten Distrikten nicht recht hold ist, das ist so das Publikum, das sich Abends um das Kaminfeuer sammelt oder auch am Billardtisch sich mit den „Eingeborenen" der Buschstadt mißt. Aber zuweilen wacht die Buschstadt aus ihrer Lethargie auf und wird unter dem Einfluß des begeisternden Fusels lebhaft, wenn auch nicht lieblich. Ein Korrespondent aus Normanton am Golf von Carpentaria schildert uns die Freuden des dortigen Weihnachtsfestes.

In die allgemein gehobene Stimmung scheint zu seinem Unglück ein mißliebiger Squatter hineingerathen zu sein, den man stracks einfing, mit Hand- und Fußfesseln und einer Kuhglocke um den Hals versah und so umherwandern ließ, zur großen Freude der Bewohner und der anscheinenden Befriedigung des Korrespondenten. Aerztlicher Beistand wird, so möchte man hoffen, nicht oft verlangt. In derselben Korrespondenz erfahren wir, daß bei den Wettkämpfen einer der Ringer einen Arm brach. Flugs schickte man zum Doktor; der war aber, heißt es, wie gewöhnlich betrunken. Um ihn möglichst sicher in einen nüchternen Zustand zu versetzen, sperrte man ihn auf ein paar Stunden ohne Weiteres ein, worauf er die Einrichtung des gebrochenen Gliedes mit gewohnter Geschicklichkeit vollzog. Nach dem Tone der Mittheilungen möchte man glauben, daß die kurze Gefängnißhaft ein nothwendiges Vorspiel für alle vorkommenden Konsultationen ist, wogegen auch der „Doctor" nichts zu haben scheint.

In der Regel ist eine Buschstadt ziemlich öde und die Wirthshäuser sind wenig besucht. Das Leben und der Verkehr mit den wüsten Gelagen finden nur zu gewissen Zeiten statt. Vor den Läden stehen unter den Verandahs die müssigen Storekeeper und schauen nach Kunden aus. Die einzige Abwechselung bringt die Post, die vielleicht jede Woche einmal von der Hauptstadt anlangt und die kleine

Bevölkerung von Handelsleuten und Handwerkern aus ihrer eintönigen Langweiligkeit für kurze Zeit befreit.

Aber sonst wird die Ruhe wenig gestört. Die wandernden Arbeiter, welche täglich durch den Ort ziehen, gehen ins Wirthshaus, aber sie drängen sich der Aufmerksamkeit der Bewohner nicht auf. Der Händler, der sie vorüberziehen sah, sieht schon an ihrem Gange, daß hier kein Geld ist und er sich nicht um die Leute zu kümmern braucht. Aber der Mann, der dort ohne einen Penny in der Tasche unter der Last seiner wollenen Decken dahinschleicht, in dem seine ganze irdische Habe geborgen ist, weiß, daß er im Wirthshause einkehren darf ohne befürchten zu müssen, daß man ihn abweist. Der erfahrene Wirth kennt den geldlosen Mann sofort heraus, aber er heißt ihn dennoch willkommen. In Bourke, ja schon lange vor Bourke, sah ich überall an den Bäumen Plakate angeheftet, welche dem Leser erklärten, daß bei einem gewissen Carstairs, Wirth des Commercial Hotel zu Bourke, jedermann freien Tisch finde, auch wenn er kein Geld habe. Wovon lebt also dieser edelmüthige freigebige Wirth? Ist diese mächtige Batterie von Flaschen mit den prangendsten Etiketten von diesem Wohlthäter seiner ärmeren Mitmenschen nur deswegen in der „Bar“ aufgestellt, um dem ermatteten, von dem langen Marsche bestaubten Wanderer einen stärkenden Labetrunk zu reichen?

Leider geht das philanthropische Gefühl hier nicht so weit. Jener stämmige Mann mit dem bärtigen Gesicht und den pfiffigen Augen hat nichts weniger im Sinn als ein Beglücker der Menschheit zu werden. Dieses Gratisvertheilen von Speisen und Getränken hat keinen andern Zweck, als das Herunterholen der größern Speckseite vermittelst der kleinern Wurst. Die Wurst ist in der Regel sehr klein und die Speckseite oft von riesigen Proportionen und sie kommt ganz sicher.

Der wandernde Arbeiter hat auf den Stationen seine Portion Mehl, Thee und Fleisch erhalten, wenn er sich bei dem Besitzer oder Verwalter meldete, aber er fühlte wohl, wie widerwillig man ihm dies Almosen reichte. Je eher er ging, desto besser. Er mußte sich sein Brot selber backen und sein Fleisch kochen, so gut es ging, und da er hungrig war, nahm er es mit dem Kochen und Backen nicht allzu genau. Asche und Kohlen vertreten Backofen und Topf. Aber hier empfing ihn ein Mann, der wohl wußte, daß sein Gast keinen Heller besaß, mit offenen Armen, nahm ihn an seinen wohlbesetzten Tisch und stärkte ihn mit dem brennendsten, also besten, Feuerwasser, das sein Haus bot. Und doch war dieser barmherzige Samaritaner arm im Vergleich mit dem reichen Herrn, der vielleicht ein hunderttausend Schafe sein eigen nannte. He is a Christian, sagt der dankbare Vagabonde. Und wie ein Christ beweist er seine Dankbarkeit, indem er, sobald harte Arbeit in der Schurzeit ihm eine runde Summe in die Hand gedrückt hat, zu seinem Wohlthäter zurückkehrt und das Geld bis auf den letzten Heller vertrinkt. Eine andere Handlungsweise wäre erbärmlich. Was würde ein Wirth im Busche Australiens von einem Mann denken, der die kleine Schuld bezahlte und seines Wegs ginge? Nicht er allein, auch die Kameraden des Mannes würden ein solches Benehmen für den schwärzesten Undank erklären.

So arbeitet der bushman für den Schenkwirth. Was er verdient, geht fast ohne Abzug in seine Hand. Ein Schäfer braucht Kleider und Tabak, denn ohne die kurze Pfeife könnte er nicht leben, aber die Ausgabe ist verhältnißmäßig klein; die Hauptsache wird vertrunken. Es ist gut für die Leute selber, daß sie betrogen werden. Von den Getränken, die ihnen der Wirth in Rechnung setzt, haben sie vielleicht nicht ein Viertel getrunken. Je weniger sie freilich von diesem Gift bekommen — und wohl selbst die Höllen und Ginpaläste Londons kennen kein scheußlicheres —, desto besser für ihre Gesundheit. Mehr als einer der Insassen der Irrenhäuser Australiens büßte seinen Verstand in diesen Kneipen ein. Aber den Leuten selber ist dieser periodische Gang von dem Wollschuppen und der Schäferhütte zum public house oder bush-shanty so zur zweiten Natur geworden, daß selbst ihre eigene Ueberzeugung von der Thorheit eines solchen Beginnens sie nicht zurückzuhalten vermag.

Einer meiner Leute, der mit Ausnahme eines jährlichen Trinkgelages beständig bei mir in Arbeit stand, und als Scheerer und Brunnengräber bedeutende Summen verdiente, wurde auf eine eigene Weise bekehrt. Ich hatte ihm seinen Check an die Bank in Bourke gegeben und ihm noch einmal das Thörichte seines Benehmens vorgestellt. Für wen arbeitete er als für den Wirth allein? Und nenne er das Stehen und Trinken von dem schändlichsten Fusel der Welt einen spree, ein Vergnügen? Jack hatte sich in der Welt umgesehen und sollte ein Urtheil haben. Mein Reden half nichts, mit seinem Swag, seiner zusammengerollten Decke, die seine wenigen Habseligkeiten enthielt, gefolgt von seinem Hunde machte er sich auf. Die shanty war eine gute Tagereise, ein Mann mit seinem Check in der Tasche säumt auf dem Wege zum Wirthshause nicht. Ich hatte Jack ein paar Wochen zum Todtschlagen seines Geldes gegeben, denn die Summe war nahe an 180 Pf. St.; wer beschreibt mein Erstaunen, als er schon den Tag darauf wieder bei mir eintraf? Gewiß hatte er den Check verloren und wollte einen andern haben. Aber die Sache stand anders. Meine Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Jack hatte sich, während er in der heißen Sonne auf der Straße wacker fortmarschirte, überlegt, ich möchte doch nicht ganz Unrecht haben. Vielleicht war sein Freund, der Wirth, doch nicht das Muster uneigennütziger Selbstlosigkeit, als das er ihn geschildert hatte. Er wollte ihn auf die Probe stellen. Der Check erhielt ein sicheres Versteck unter einem Stein an der Straße und mit dem wenigen Silbergelde, das er sonst besaß, trat Jack in die Bar, schon voll von lärmenden und trinkenden Genossen. In Australien, wenigstens im Busch Australiens, trinkt ein Mann nicht allein, es versteht sich, daß, wer ein Glas fordert, auch für alle bezahlt, die gegenwärtig sind. Die anderen machen es ebenso; man trinkt nach dem Princip der Gegenseitigkeit. Jack bestellte und bezahlte mit Silber. Das machte den Wirth schon stutzig. Ein rechter echter Buschmann giebt dem Wirth sein Geld, wenn er ins Haus tritt, und bittet ihn, ihm zu sagen, wenn der letzte Schilling vertrunken ist. Der Wirth paßte auf und als er Jack betrunken auf sein hartes Lager führte, untersuchte er sorgfältig jede Tasche, Stiefel, Hut, jeden Schlupfwinkel, in dem das verheimlichte Geld stecken könnte. Jack war betrunken, aber er merkte die Procedur. Der Wirth hatte nichts gefunden, also war nichts da, nichts zu verdienen. Am nächsten Morgen befand sich Jack im Freien; sein betrogener alter Freund wollte von einem Manne ohne Geld nichts wissen. Mein Mann war geheilt und das war der erste Anfang der Ersparnisse, mit denen er sich später eine hübsche Farm kaufte. Er blieb mir immer sehr dankbar.

Auf des Squatters Tische fehlt neben dem Decanter mit Wasser die Cognac- oder Whiskeyflasche selten. Auf den ersten Willkommengruß folgt ein gemüthliches Trinken. Neben der unvermeidlichen Theekanne steht ganz sicherlich der „harte Stoff“. Squatter sind keine Teatotallers. Aber den Arbeitern ist der Genuß von Spirituosen aufs Strengste verboten. Sofortige Entlassung steht ohne Gnade auf dem Verbrechen, geistige Getränke auf der Station genossen zu

haben. Bei den Scherern ist diese Klausel in schärfster Weise in dem Kontrakt ausgesprochen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Gast, seinen liebenswürdigen Wirth Glas um Glas füllen zu sehen, während der arme Kerl draußen in der „Küche“ wegen derselben Neigung als ein unverbesserlicher Taugenichts gescholten wird. Man mißt ihm nicht mit demselben Maße. Freilich geht's auch nicht. Squatter trinken und werden auch betrunken, aber sie wissen, wann sie aufzuhören haben. Ein australischer Arbeiter im Busch aber muß trinken, bis der letzte Tropfen heraus ist, oder der letzte Schilling aus der Tasche geflogen ist. An ein Beherrschen seiner selbst ist nicht zu denken. Er ist wie ein Wesen ohne Vernunft, und solche Gesetze sind nöthig, um ihn zur Arbeit zu halten. Ein sehr trauriges Zeugniß für seine sittliche Befähigung.

Dann und wann stößt der Zeitungsleser auf eine Notiz, daß ein Mann im Busch todt gefunden sei, und wie man seine letzten Wünsche auf dem leeren, blechernen Wasserbehälter gelesen habe, in das er sie einritzte, ehe er seinen Geist aufgab. Selten erfährt man seinen Namen, noch seltener kommt es darauf an ihn zu kennen, denn der Mann ist heimathslos, freundlos; niemand betrauert ihn. Die zu Hause haben ihn längst vergessen, sind vielleicht froh, daß nichts mehr an ihn erinnert, und in der Kolonie hat er bei seinem Wanderleben keine Bande geknüpft. Er nennt sich vielleicht bei einem andern Namen; vielleicht kennt man ihn nur unter familiären Bezeichnungen wie schottischer Harry, deutscher Charley, wie Dutzende von anderen.

Das Bild hat aber auch eine Kehrseite. Man kann nicht erwarten und es wäre auch nicht zu wünschen, daß ein Mann ein solches Einsiedlerleben, wie er es im Busche führen muß, lange fortsetzt. Man vergegenwärtige sich nur die monotone trostlose Existenz eines australischen Schäfers, der Wochen, ja zuweilen Monate lang niemand sieht, als seinen Aufseher, der kommt, um die Schafe am Ende des Monats zu zählen oder ihm sein Mehl, Zucker, Thee und seinen Tabak zu bringen. Vielleicht werden ihm ein paar Bücher geliehen, vielleicht sind auch die nicht zu haben oder sie werden ihm absichtlich vorenthalten aus Furcht, er möchte seine Schafe vernachlässigen. Was für ein Leben! Er muß es nach einiger Zeit aufgeben; er sehnt sich nach Gesellschaft und der einzige Platz, der nicht zu fern ist, an dem er Gesellschaft finden kann, ist das Buschwirthshaus. Vielleicht ist er kein Trunkenbold, aber das kommt mit der Zeit. Und wer am höchsten gestanden hat, sinkt nur zu oft am tiefsten.

Und Arbeit ist nach der Schurzeit in jenen Gegenden nicht zu haben. Man braucht nur wenig Leute; seit die großen Weidegründe eingezäunt sind, sehr wenige. So bleibt er hängen, bis das letzte Geld in die Tasche des Wirths gewandert ist, oder vielmehr, bis dieser erklärt, daß das vertrunkene Quantum Spirituosen den Werth des Checks repräsentirt, und dann nimmt er seine Decken und seine Wasserkanne, pfeift seinem Hunde, dem einzigen Wesen, das für ihn noch ein Gefühl von Zuneigung zeigt, und tritt seinen traurigen Gang an von Hütte zu Hütte, von Station zu Station, bis sich Arbeit findet. Ein solches Wandern und Betteln dauert oft viele Wochen und Monate, oft von Schurzeit zu Schurzeit. Oft können die Leute nicht Beschäftigung finden, oft mögen sie keine, und der Sommer sieht Scharen solcher Leute in Gesellschaften von zweien und dreien auf den Straßen, die regelmäßig am Abend bei den Stationen vorsprechen und gefüttert werden.

Natürlich ist das eine schwere Abgabe. Es giebt Stationen, die jährlich 1000 Pf. St. für den Unterhalt dieser Landstreicher ausgeben. Manche kommen zu Fuß, andere kommen zu Pferde, wenige wollen wirklich Arbeit und dann für Löhne, die der Squatter nicht zahlen kann.

Aber, so fragt der Leser, warum müssen diese Leute umsonst gespeist werden? Warum läßt man sie nicht ihre Mahlzeit auf irgend eine Weise verdienen; irgend eine kleine Beschäftigung wird sich wohl immer finden. Und warum schickt man solche, die nicht ihr Brot verdienen wollen, nicht hungrig weiter? Gewiß würde der Squatter nicht zögern, diesem kostspieligen Unwesen ein Ende zu machen, wenn er es wagte. Aber wehe dem, der es wagte! Ein brennendes Schwefelholz, in das trockene Gras geworfen, würde das Gras für seine Schafe zerstören, seine kostspieligen Einzäunungen vernichten; ein paar solcher Leute könnten ihn ruiniren.

In den Kalendern der Kolonisten sind die Tage, an denen verheerende Wald- und Steppenbrände unsägliches Unheil anrichteten, schwarz angemerkt. Der Black Thursday Victorias hat Spuren hinterlassen, die noch heute wahrzunehmen sind, und manche Familie beklagt nicht nur das damals verlorene Eigenthum, sondern auch das Leben manches geliebten Angehörigen. Wer sich nicht durch schleuniges Abbrennen des Grases rings um sein Haus sicherte und so dem rasend näherfliegenden Brande eine Grenze zog, kam unter den Trümmern seines Hauses um. Die Gluth und der Rauch waren erstickend; erschöpft von den Anstrengungen, die Flammen aufzuhalten, fiel mancher dem Element zum Opfer. Wenn auch nicht in so furchtbarer Weise, so kehren diese Brände doch immer wieder. Man kann sich die rasende und nicht aufzuhaltende Schnelligkeit vorstellen, mit der das Feuer vom Winde getragen über die ungeheuern Ebenen fliegt, welche das dürrste Gras bedeckt. Der Unterhalt der Schafe, der Werth von Tausenden von Pfunden Sterling ist in kurzer Zeit verloren, wenn auch die Schafe selber gerettet werden. Aber sie sind nun gezwungen zu wandern und mit geringerer Kost vorlieb zu nehmen. Und dann die kostspieligen, zum großen Theil verbrannten Einzäunungen! Wahrlich, der Schade ist ein unberechenbarer.

Daher darf sich der Squatter die Leute nicht zu Feinden machen, denen es so leicht wird, ihm empfindlich zu schaden. Er muß den Zoll zahlen und die Leute wissen sehr wohl, daß er es muß. Sie fordern das Almosen als ihr Recht.

Und so wandern diese Leute umher, von Platz zu Platz, von Hütte zu Hütte, ihr einziger Gedanke die Mahlzeit, welche sie in der Küche des Squatters oder im Zelte des Schäfers zu erlangen hoffen. So ziehen sie durch die Einöden arbeitslos und arbeitsscheu, einsam und elend in der trostlosen Wildniß. Aber dieses müssige Leben hat seinen Reiz für den Mann, der die Arbeit haßt, und doch welchen moralischen Verfall hat dieser Müssiggang in seinem Gefolge! Und zu welchem Ende führt es!

Es ist eine bunte Gesellschaft, die man im Busche findet. Der Busch bringt die Vertreter aller Stände zusammen. Wer nicht arbeiten kann oder will, wird sich dorthin aufmachen. Die Schäfer und Hüttenwächter einer großen Schafstation setzen sich aus Matrosen und Droschkenkutschern wie aus Schreibern und Studenten zusammen. In einem der Gasthöfe Victorias war vor nicht langer Zeit der Kochgehülfe der leibliche Bruder der Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall, und der Stiefelputzer in demselben Gasthofe war vor Jahren ein gemachter Mann der Goldstadt Ballarat, der seine 50 000 Pf. St. besaß. Diejenigen, welche Arthur Orton für den echten Tichborne halten, werden erzählen, daß der Erbe einer der größten Besitzungen Englands am Murrum bidgee Koch eines Schäfers war. Der Besitzer, welcher über Hunderttausende von Schafen gebietet, steht viel-

leicht seinem niedrigsten Arbeiter an Bildung weit nach, und die Unterhaltung einer Gesellschaft rauher, bärtiger Gestalten würzt ihr einfaches Mahl am flackernden Lagerfeuer nicht selten durch klassische Citate und Erinnerungen an die verlassene Alma Mater. Aber der Gebildete geht bald in den Ungebildeten auf. Ihm behagt zuerst dieses halb zigeunerhafte Leben mit seinem Anflug von Romantik. Die Aeußerlichkeiten werden abgestreift, und bald unterscheidet er sich auch in seiner Sprache und in seinem Denken nicht mehr von seinen ungebildeten Genossen. Facilis descensus! Aber der Verlust ist oft unwiederbringlich und der Mann, der nach jahrelangem Aufenthalt unter rohen Rinderhirten und Schäfern in die Gesellschaft zurückkehrt, der er nach Geburt und Erziehung zugehört, fühlt zu oft heraus, welche Verwandlung mit ihm und in ihm vorgegangen ist.

Roh wie der Buschmann ist, besitzt er doch einige vortreffliche Züge. Er hat etwas von dem kameradschaftlichen Corpsgeist, der unter den Matrosen der alten Schule herrscht. Die Gesetze, welche jener im Umgange mit seines Gleichen anerkennt, gelten auch meist für ihn. Widerlich wie die Faustkämpfe sind, mit denen sie ihre Differenzen entscheiden, zeigen sich die Leute sehr oft da von ihrer besten Seite. Abgesehen von den Formalitäten, welche Sekundanten und Unparteiische vorschreiben, beobachtet man nicht selten eine erstaunenswerthe Generosität. Es ist nichts Ungewöhnliches, einen starken, kampfgewandten Mann mit Ruhe die Schmähungen eines schwächern, ihm nicht Ebenbürtigen anzuhören. Das erinnert an die Ruhe, mit der ein Neufundländer oder eine schwedische Dogge das Gekläff eines kleinen Spitzel hinnimmt. Aber es gilt auch für unehrenwerth, den Uebergriffen anderer zuzusehen und nicht einzutreten. „Sie verstehen das Boxen nicht, Sie sind ein Deutscher, ich werde Ihre Stelle einnehmen," sagte einer meiner Scherer sehr ruhig, als mich ein Mann, den ich wegen ungehörigen Betragens ablohnte, zum blutigen Zweikampf herausforderte. Aber von da ab nahm ich fleißigen Unterricht in der „edlen Kunst der Selbstvertheidigung".

Sehr alte Leute duldet das Buschleben nicht; die Strapazen und Entbehrungen erfordern kräftige Naturen. Und mit dem Schäferleben ist es beinahe vorbei, seitdem die Herden in unzäunten Räumen weiden. Was wird aus den alten Männern? Sie finden keinen Platz bei den Ackerbauern, die einen lernten die Arbeit nie, andere haben sie verlernt, auch sind sie zu alt geworden. Wenn sie nicht der Wüstensand begräbt, oder die Mauern des Irrenhauses sie einschließen, dann nimmt sie endlich das Armenhaus auf. Aber nur wenige enden so ihr Leben, ein jäher Tod im Säuferwahnsinn, in der wasserlosen Wüste, im blutigen Faustkampf, das ist nur zu oft der Schluß des elenden Lebens des Buschmanns in Australien. In den letzten Jahren haben sich wohlgesinnte Leute seiner angenommen. Vielleicht schlug einem oder dem andern, der seinen Reichthum auf Kosten dieser geistig und sittlich Unmündigen erworben hatte, das Gewissen. Wie in den Seestädten Englands, so besteht schon seit geraumer Zeit in jeder großen Hafenstadt Australiens ein Daheim für die Seeleute. Das Leben des Buschmanns ist dem Matrosen in manchem ähnlich, nicht am wenigsten in seinen Ausschweifungen. Wie man die Lage des Matrosen besserte, so versuchte man es mit dem Buschmann, man baute Bushmen's Homes. Und der Erfolg ist im Allgemeinen ein günstiger gewesen. Die Leute gewöhnten sich an Ordnung und Sauberkeit. Statt ihr Geld in wüstem Gelage zu vergeuden, von ihrem selbstgenommenen Urlaub geistig und körperlich geschwächt zurückzukehren genießen sie ein wirkliches und rationelles Vergnügen. Auch ist ihnen der Genuß von Spirituosen nicht versagt, obschon weder im Hause selber geistige Getränke verabreicht werden noch auch das Hineinbringen von solchen gestattet ist. Und sie lernen einsehen, wie viel glücklicher der Mensch in Gesellschaft lebt, wie das wohnliche Zimmer der rohen Rindenhütte, das saubere Bett dem schmutzigen Schaffell vorzuziehen ist. Sie sehnen sich, ihren Beruf aufzugeben, sparen, um es thun zu können, und werden mit der Zeit nützliche, gesittete Mitglieder der Gesellschaft.

Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet[1]).

L—. Chunchus bedeutet eigentlich „Rother Bart". Im Ussuri-Gebiet bezeichnet man aber mit dem Worte Chunchus einen berufsmäßigen Räuber und wendet jetzt die Benennung auf jeden Chinesen an, welcher gelegentlich oder zeitweilig sich mit Rauben beschäftigt. Es haben diese chinesischen Chunchusen in der allerletzten Zeit im Ussuri-Gebiet sich sehr bemerkbar gemacht; sie sind zu einer schweren Geißel für die Kolonisten daselbst geworden, und bei einem etwaigen Kriege zwischen Rußland und China könnten sie den russischen Ansiedelungen sehr verhängnißvoll werden. Es dürfte im Hinblick hierauf der citirte Artikel des „Golos", welchen ein tüchtiger Kenner jener Gegenden, Th. Busse, verfaßt hat, auf Interesse zu rechnen haben.

Vor Abschluß des Vertrags von Aigun (28. Mai 1858) hatten die Bewohner des damals chinesischen südlichen Ussuri-Gebiets ihr sehr bequemes Auskommen; sowohl die in Chuntschun, Ninguta und Sjänssin stationirten Mandschu-Soldaten als auch Tausende von Chinesen, welche — um der Strafe für mannigfache Verbrechen zu entgehen — aus dem nördlichen China entflohen waren, fanden im Ussuri-Gebiet hinreichende Erwerbsquellen. Sie legten entweder Pflanzungen an, in welchen sie die bekannte Wurzel Ginseng (Russisch shenschen genannt) zogen, oder sie sammelten die Wurzeln der wild wachsenden Pflanzen; sie trieben Fischerei, fingen Fische und „Trepang" (Holothurie) und verkauften sie nach China; sie machten Jagd auf Hirsche, um der Geweihe willen (Panten genannt). Bekanntlich sind die Wurzel Ginseng, der Trepang und die Panten im eigentlichen China außerordentlich verlangte und geschätzte Handelsartikel. Bei der großen Menge der mit diesen Erwerbszweigen beschäftigten Chinesen fand sich selbstverständlich das Bedürfniß nach den Produkten des Ackerbaues ein: es entstanden deshalb an vielen Orten Farmen, bei welchen Gemüse, Korn, Mais, Tabak gebaut wurde; aus dem Mais wurde eine Art Branntwein bereitet. Was die Bevölkerung an Manufakturwaaren nöthig hatte, beschafften die Kaufleute aus Girin, Sjänssin, Ninguta und Chun-tschun. Dazu kam, daß ungeachtet des strengsten Verbots die Chinesen an vielen Orten Goldwäschereien etablirt hatten, meist mit Vorwissen der bestochenen chinesischen Beamten.

[1]) Nach dem Russischen. „Golos" 1880, Nro. 35.

Am Hauptplatz der Wäschereien, in Waulagou, in der Nähe der Flüsse Suifun, waren nach officiellen chinesischen Berichten 30 000 bis 40 000 Arbeiter beschäftigt; es war dieser Platz zu einer vollständigen chinesischen Kolonie geworden, welche mit der Stadt Ninguta durch eine gebahnte Straße regelrecht verbunden war. Sowohl die für die Wäscherei bestimmte Waare als auch die für China bestimmten Landesprodukte (Panten, Ginseng, Trepang) benutzten diesen Weg; ihn benutzten aber auch die mandschurischen Beamten und kehrten reich beladen mit Geschenken aus der Kolonie heim. Die betreffenden örtlichen Polizeichefs wurden in kurzer Zeit reich, sobald sie es nicht vergaßen, mit den höchsten Würdenträgern in Girin und Peking zu theilen. Alle diese Umstände hatten zur Folge, daß der Wohlstand sowie der Friede im Süd-Ussuri-Gebiet nicht gestört wurde, von verübten Räubereien hörte man etwa nur auf den Goldwäschereien. Es waren ganz vereinzelte Fälle: organisirte Banden von Chunchusen gab es nicht.

Im Jahre 1858 wurde der Vertrag von Aigun geschlossen; hierdurch fiel das Ussuri-Gebiet an Rußland. Die Grenze wurde leider für Rußland nicht günstig gezogen. Ein Theil des Chanka-Sees blieb im Besitz der Chinesen, und das ist für die Kommunikation auf dem Lande höchst unbequem. Ferner läuft die Grenze längs dem Fluß Tur und dem Gebirge bis zum Fluß Suifun und weiter längs dem Gebirge bis zum Fluß Tumenjula. Das Gebirge, welches hier die Grenze bildet, ist sehr reich an Schluchten, welche den Räubern als vortreffliche Zufluchtsörter dienen.

Weder der Vertrag von Aigun noch der spätere Ergänzungsvertrag von Peking haben die Beziehungen der auf den neu erworbenen Territorien ansässigen Chinesen zu Rußland geklärt. Die chinesische Regierung befahl ihren Gouverneuren von Ninguta und Sjänssin streng darauf zu achten, daß chinesische Weiber sich der russischen Grenze nicht näher als 50 Werst aufhielten; sie verbot den chinesischen Arbeitern, welche gewohnt waren alljährlich zum Zweck ihres Erwerbs in das Ussuri-Gebiet zu wandern, Pässe zu ertheilen. In Folge dieser Maßregeln kehrten alle verheiratheten Chinesen nach China zurück und die Zahl der neu einwandernden Arbeiter verringerte sich sehr bedeutend, weil nur ein kleiner Theil derselben sich entschloß, ohne Erlaubniß der Regierung die Grenze zu überschreiten. Der größte Theil blieb in der Mandschurei, welche sehr dicht bevölkert ist. Dies war die Ursache der Verarmung einer großen Menge von Personen, welche entweder direkt zu Landstreichern wurden oder sich den nahe der russischen Grenze gelegenen Goldwäschen zuwandten. Die Mandarinen ergriffen freilich ihre Maßregeln gegen das unerlaubte Goldwaschen, rüsteten sogar militärische Expeditionen gegen die Unternehmer der Goldwäscherei aus; allein oft ohne Erfolg: die bewaffneten Arbeiter gewannen nicht selten über die Regierungstruppen die Oberhand. Von Seiten der mandschurischen Beamten wurde dann zu grausamen Repressalien geschritten: die ergriffenen Arbeiter wurden als Aufrührer und Räuber grausam gefoltert und getödtet; begnadigt wurde keiner. Hierdurch wurden die „Chunchusen“ nur zu viel energischerer Gegenwehr gereizt; sie vergalten Gleiches mit Gleichem. Sie kämpften stets bis aufs Aeußerste und im Falle eines Sieges quälten sie die gefangenen Soldaten. Es waren diese feindseligen Beziehungen zwischen der Regierung und den Goldwäschern ferner die Ursache, daß die Zufuhr aus der Mandschurei ausblieb; was man den Goldwäschern nicht gutwillig verkaufte, mußte auf andere Weise herbeigeschafft werden: die Goldwäscher wurden zu Räubern.

Andererseits war nach der russischen Okupation den chinesischen Ansiedlern im Ussuri-Gebiet die Möglichkeit geboten, ihre Landesprodukte über Wladiwostock auf europäischen Schiffen nach China zu transportiren. Dies und die immerfort anhaltenden Feindseligkeiten an der Grenze machten, daß die guten Verkehrswege allmälig verfielen. So ist z. B. der frühere Hauptweg aus Ninguta über Waulagou an den Suifun jetzt für Wagen absolut nicht mehr befahrbar; überdies sind alle chinesischen Häuser („Fansen“) auf dieser Strecke längst von den Chunchusen niedergebrannt. Vor nicht sehr langer Zeit bewegten sich auf dieser Straße täglich große Züge von schwerbeladenen Wagen; jetzt sieht man selten nur mit Mühe fortkommende Lastthiere unter militärischer Bedeckung.

Die im Ussuri-Gebiet lebenden Chinesen — man nennt sie Mansy — sind mit den geschilderten Veränderungen höchst unzufrieden; weil sie die Russen dafür verantwortlich machen, so zeigen sie sich denselben sehr feindselig gesinnt. Im Jahre 1868 kam es sogar zu Unruhen, weil Banden von Chunchusen durch die Mansen unterstützt wurden.

Die örtliche russische Administration hat leider auch keine rechte Fühlung mit den Mansen gehabt; sie hat gar nicht verstanden, mit ihnen in entsprechender Weise zu verkehren. Erst in allerjüngster Zeit hat der bisherige Generalgouverneur Baron Frederick eine Lösung der „Mansenfrage“ versucht, doch sind die eingeleiteten Vorstudien noch lange nicht beendigt.

Bis zur Stunde weiß die russische Administration des Ussuri-Gebiets nicht, wie groß die chinesische Bevölkerung daselbst ist, sie weiß nicht, wie und wo sie lebt und wie sie organisirt ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß die Mansen sogar noch jetzt der chinesischen Regierung Abgaben zahlen, welche von incognito reisenden chinesischen Beamten eingesammelt werden. Von Zeit zu Zeit erhält die russische Administration private Nachrichten über die Strafen, welche die Aeltesten der Mansen verhängt haben; allein sie mischt sich nie in die Angelegenheiten der Mansen. Nach den Traktaten sind alle chinesischen Unterthanen, welche im Ussuri-Gebiet leben, den chinesischen Gerichten unterworfen; Rußland ist verpflichtet auf Verlangen der „Jamune“ (Polizeichef) von Chun-tschun und Ninguta die Verbrecher auszuliefern. Nicht selten kommt es vor, daß die chinesischen Beamten auf ein bestimmtes Individuum in einem bestimmten Ort hinweisen, aber die russische Verwaltung kennt den Ort nicht, wie soll sie die Person finden?

Aus Unbekanntschaft mit der chinesischen Sprache ist die russische Verwaltung völlig abhängig von der Zuverlässigkeit der Dolmetscher, welche das ihnen geschenkte Vertrauen gründlich mißbrauchen. Ein solcher Dolmetscher z. B. zeigte einen seiner ihm lästigen Gläubiger als Chunchusen an, damit derselbe den Chinesen ausgeliefert werden sollte. Einzelne Mansen geben sich für chinesische Unterthanen aus und bringen ihre Klagen in Chun-tschun und Ninguta vor, was die russische Verwaltung nicht im günstigsten Licht erscheinen läßt. Kurz die Mansen sind ein den Russen durchaus feindliches Element, das im Fall eines Krieges, ob mit China oder einer andern Macht, den Russen ungemein schaden würde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den eigentlichen Chunchusen zurück. Der Hauptherd für die Entstehung der Räuberbanden ist das Gebiet von Sjänssin; reich an Schluchten und Bergen bietet es den Banden bequeme Zufluchtsorte, während die fruchtbaren Thäler der Flüsse Sungan und Muren Pferde, Waffen, Kleider, Nahrung ꝛc. liefern. Ueberdies handeln die Gouverneure der chinesischen Provinzen nie in Uebereinstimmung mit einander, sondern womöglich wirken sie einander entgegen, was die Chunchusen natürlich zu ihrem Vortheil ausnutzen.

Als das verbotene Goldwaschen in der Mandschurei seinen Anfang nahm, so bildeten sich auch hier nach dem Beispiel Chinas Genossenschaften. An der Spitze einer solchen Genossenschaft stand ein energischer Mann Sui-bin-wai, ein Verwandter des Fudatun von Ninguta, Schuwan. Er sammelte eine Schar von 200 Menschen um sich und erbaute am Ufer des Muren eine hölzerne Festung Kunigui etwa 35 bis 40 Werst von der russischen Ortschaft Turij Rog (am westlichen Ufer des Chanka-Sees). Die Mauern der Festung waren 2 Saschen (circa 4 Meter) hoch, zwei starke Thore wurden durch zwei doppeletagige Thürme geschützt. Hier wurden alle Vorräthe und insbesondere der Schießbedarf aufbewahrt. Die eine Hälfte der Bande — mit der andern täglich abwechselnd — arbeitete 80 bis 100 Werst (Kilometer) weit auf der Goldwäsche in der Ortschaft Taiping im Gebiet Sjänssin. Die andere Hälfte der Bande blieb unter dem Anführer in der Festung zurück, beraubte gelegentlich die vorüberziehenden Karawanen oder begleitete sie gegen hohen Entgelt, um sie gegen andere kleinere Banden zu beschützen. Ja, mitunter verfolgte und vernichtete Sui-bin-wai die kleinen Banden und lieferte sie den chinesischen Behörden aus, um die Konkurrenz zu unterdrücken. Im Winter verweilte die ganze Gesellschaft in der Festung, von den gesammelten Vorräthen zehrend. Sui-bin-wai hielt die ganze umwohnende Bevölkerung in Furcht und Schrecken; ja er zwang sie sogar alljährlich Berichte über den guten Zustand der Provinz, über die Abwesenheit von Chunchusenbanden dem Gouverneur von Ninguta abzuliefern. Sui-bin-wai fiel schließlich durch Verrath. Der Oberbeamte von Ninguta lud ihn als seinen Verwandten zu sich; jener kam, wurde arretirt und gehängt. Die Bande zerstreute sich nur theilweise, 140 Mann blieben unter einem neugewählten Anführer zusammen; doch wurde im Frühjahr 1879 endlich die Festung Kunigui durch eine russische Militärabtheilung eingenommen und niedergebrannt.

Die organisirten Chunchusen-Banden sind in letzter Zeit gut bewaffnet; sie haben Piston- und sogen. Magazingewehre (System Winchester); dadurch sind sie den sehr schlecht bewaffneten chinesischen Regierungstruppen weit überlegen. Die letzteren fürchten sich vor den Chunchusen, so daß von der Seite Chinas eine eigentliche Grenzbewachung gar nicht existirt.

Die Chunchusen befinden sich demzufolge in sehr günstigen Verhältnissen: das Land bietet ihnen bequeme Verstecke dar; aus den ihnen unterwürfigen Mausen können sich ihre Banden mit neuer Mannschaft rekrutiren, zu ihnen wenden sich alle heimath- und arbeitlosen Leute, zu ihnen kommt eine Anzahl solcher, welche in den über ganz China verbreiteten Spielhäusern alles bis auf das letzte Hemd verspielt haben. Die Mausen sind in völliger Abhängigkeit von den Chunchusen: die Mausen erwarten auf besondern Befehl die angesagten Banden, um sie mit Nahrung u. s. w. zu versorgen; die Mausen machen aber aus Furcht vor den Chunchusen oder aus Haß gegen die Russen den Chunchusen Anzeige von etwa ihnen drohenden Angriffen der Chinesen oder Russen. Oder die Mausen schützen direkt den einen oder andern Chunchusen, indem sie denselben für einen der Ihrigen ausgeben und ihn mit den nöthigen Legitimationen versehen.

Die Chunchusen betrachten als ihre nächsten Feinde die Russen und übertragen dann weiter diesen Haß auf alle Europäer. Wo sie einen solchen tödten können, da geschieht es ohne Barmherzigkeit, ganz einerlei, wer es ist. Einen Beweis dafür liefert die Küste vom Fluß Zemu-che (oder Zymu-che) bis zur Nachodka-Bucht; die hier von Finnländern gegründeten Ansiedelungen existiren nicht mehr. Die von den Chunchusen zu stark bedrängten Ansiedler sind in die nächste Umgebung von Wladiwostock gezogen. Die Gegend ist ganz von den Russen verlassen und deshalb besonders bevorzugt von den Chunchusen, so daß die chinesische Bevölkerung entschieden hier zugenommen hat. Im Vergleich zu dem, was Prschewalski im Jahre 1869 hier fand, hat die Zahl der chinesischen Häfen namentlich seit dem Jahre 1874 bedeutend sich vermehrt. Insbesondere schnell haben die Chinesen sich in den Thälern der Flüsse Mai-che, Zemu-che, Kongousa, Schituche, Sutschen angesiedelt. Am Flusse Mai-che z. B. existirte im Jahre 1874 nur eine Fanse an der Mündung und eine zweite acht Werst höher am Flusse und in der Nähe davon eine koreanische Ansiedelung, und nach Verlauf von zwei Jahren ist die ganze Strecke von der Mündung bis zur koreanischen Ansiedelung mit einer großen Menge von Fansen besetzt, an welche sich ausgedehnte Aecker anlehnen. An einigen Stellen beschäftigen sich die Mausen sehr eifrig mit der Jagd.

In den Jahren 1867 und 1868 kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Russen und den Chunchusen; die letzteren wurden arg bedrängt, in ihre bergigen Schlupfwinkel verfolgt, die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Chunchusen streng nach Kriegsgesetz bestraft. In der Nähe des Postens Dubiniosk gelang es der Abtheilung des Obersten Marken eine Bande von einigen hundert Mann zu vernichten. Das wirkte wohl um das Gebiet von Chunchusen zu reinigen und die Einwohner zu beruhigen, leider aber war die Wirkung nicht lange anhaltend, und während der letzten drei Jahre sind wieder eine ganze Anzahl von Ueberfällen und Morden, welche die Chunchusen verübt haben, bekannt geworden.

Auch die räuberischen Goldwäschereien dauern weiter an. Noch im verflossenen Jahr überfiel eine Truppe Chunchusen ein koreanisches Dorf, nahe dem Kirchdorf Nikolskoje, raubte 105 Pferde und tödtete fünf Menschen. An einem andern Ort fielen einige Chunchusen über einen Chinesen her und nahmen ihm die erbeuteten Panten (Hirschgeweihe) sowie 200 Rubel ab.

Leider bleiben alle Vergehen und Verbrechen der Chunchusen völlig ohne Strafe, weil es vollständig unmöglich ist, die Schuldigen zu fassen. Dieser Umstand aber ist es, der sowohl den chinesischen Einwohnern als den russischen Ansiedlern so große Furcht einflößt. Der Betrieb der Jagd, welcher der Bevölkerung nicht allein Fleisch, sondern auch andere Sachen schaffte, ist fast gänzlich von den Ansiedlern aufgegeben, einestheils wegen der damit verbundenen persönlichen Gefahr, anderntheils weil die Chunchusen alle Pfade, welche die Hirsche und Rehe zu betreten pflegen, entweder mit Zäunen gesperrt oder durch Gruben zum Fang der Thiere unwegsam gemacht haben. Diese Hindernisse zu beseitigen, die fremden Eindringlinge hinaus zu treiben, dazu verspüren die Ansiedler wohl Lust, aber sie wagen es nicht aus Furcht vor der ihnen drohenden grausamen Rache.

Nach den geschilderten Bedingungen wird das ganze Ussuri-Gebiet allmälig zum „gelobten Lande“ für alle hungernden Ueberläufer aus der Mandschurei und aus dem nördlichen China.

Es ist unumgänglich nothwendig, daß die russische Regierung sehr energische Maßregeln ergreife, um dem Ueberhandnehmen der Chunchusen zu steuern und um die ansässige chinesische Bevölkerung, die Mausen, zu einem richtigen Verständniß ihrer eigentlichen Unterthanenverhältnisse zu bringen. Wenn das nicht zeitig geschieht, so drohen durch die bekannte Energie und Zähigkeit der Chinesen der russischen Kolonisation im Ussuri-Gebiet bedenkliche Gefahren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Daten über die Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina, welche nun als Ortschafts- und Bevölkerungs-Statistik von Bosnien und Herzegowina (Sarajewo, Staatsdruckerei) erschienen sind, weichen von den im „Globus" mitgetheilten etwas ab, da damals die Redaktion noch nicht geschlossen war. Demnach zählt das von den Oesterreichern besetzte Gebiet 1 158 440 Einwohner, 607 789 männlichen und 550 651 weiblichen Geschlechts; davon sind 496 761 Griechisch-Orientalen, 448 613 Mohammedaner, 209 391 Katholiken, 3426 Israeliten und 249 Andersgläubige. Diese leben in 5117 bewohnten Ortschaften (43 Städten mit einer Vorstadt [bei Mostar], 31 Marktflecken, 5042 Dörfern) mit 189 662 Häusern, die 200 747 Wohnungen enthalten. Die Einwohnerzahlen der einzelnen Städte sind schon in der ersten Angabe richtig.

— Im nächsten Jahre wird in Oesterreich eine neue Volkszählung vorgenommen. Statt der Nationalität soll die Umgangssprache der Gezählten aufgenommen werden. Man fürchtete nämlich, daß bei der Bestimmung der Nationalität arge Verhetzungen der einzelnen Volksstämme stattfinden dürften. Freilich scheint man mit dem angegebenen Auskunftsmittel arg fehlgegriffen zu haben, da z. B. ein unter Deutschen lebender Italiener, im Falle er Deutsch als seine Umgangssprache angiebt, seine Nationalität verleugnen muß, was von ihm doch nicht verlangt werden kann, oder im Falle, daß er das Italienische angiebt, wegen Falschmeldung belangt werden könnte. Wozu dies aber bei dem entwickelten Nationalitätsbewußtsein der österreichischen Stämme führen kann, ist nicht abzusehen. Was soll aber die Wissenschaft zu solchen Daten sagen?

— Unter den zahlreichen größeren und kleineren Arbeiten, welche seit Jahr und Tag über die Völker der Balkanhalbinsel erschienen sind, zeichnet sich sowohl durch seine umfassende Anlage als durch Wissenschaftlichkeit und große Belesenheit vor allen des berühmten Sprachforschers Lorenz Diefenbach „Völkerkunde Osteuropas, insbesondere der Haemoshalbinsel und der unteren Donaugebiete" (Darmstadt, L. Brill) aus, deren erster Band zu Anfang dieses Jahres erschien, während die erste Abtheilung des zweiten demnächst versendet wird. Dieses Werk bietet nicht eine leichte Lektüre, es erfordert einen aufmerksamen, wissenschaftlich gebildeten Leser. Einem solchen aber bringt sie reiche Früchte. Er findet eine erstaunliche Menge von Literatur, welche gerade auf diesem Gebiete unendlich zerstreut ist, verarbeitet oder citirt und deren Daten in Kategorien gebracht. Zuerst werden in jedem Abschnitte (Bd. I behandelt Albanesen mit Illyriern und Thrakern, Griechen und Rumänen) die Namen der einzelnen Stämme und ihrer Unterabtheilungen behandelt, dann die Sprache, welche Diefenbach für das erste ethnische Hauptmerkmal hält. „Ein praktischer Grund für die ethnologische Bevorzugung der Sprache ist ihre einheitlichere, deutlichere und greifbare Natur gegenüber der weit größern Mannigfaltigkeit der körperlichen Individualitäten bei den lebenden Menschen auch der kleinsten Völker und dem ungewissen Stammbaume des fleischlosen und stummen Skeletes in meist namenlosen Gräbern." Dann werden erst die körperlichen Eigenschaften der Völker, dann die Psyche, der Volksgeist in seinen mannigfachen höheren und niederen Aeußerungen, dann Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften abgehandelt oder auf sie kurz durch Quellencitate verwiesen. Es ist, wie gesagt, kein Buch, das angenehme Unterhaltung bietet; aber jedem, der sich mit der antiken oder modernen Völkerkunde der Halbinsel ernstlicher beschäftigt, ist es unentbehrlich; er darf der reichsten Belehrung, namentlich in sprachlichen Dingen, sicher sein, und manche Andeutung, die hier gegeben ist, wird sicher, wenn weiter verfolgt, zu ungeahnten Resultaten führen.

— Dem „Warschaw. Dnewnik" zufolge soll die im laufenden Jahre begonnene Regulirung der Weichsel während der nächsten fünf Jahre von der Grenze bis Sandomir (175 Werst) fertig gestellt werden. Die Kosten für diese Strecke sind auf 900 000 Rubel veranschlagt.

— Im Kreise Petersburg giebt es den Mittheilungen der Polizeiverwaltung zufolge jetzt 80 Fabriken und Manufakturen, welche Privatpersonen gehören, und acht dergleichen Staatsanstalten. Der Werth des Grund und Bodens und der Gebäude beträgt bei ersteren rund 7 500 000 Rubel, bei letzteren 1 601 314 R.; die normale Einnahme beläuft sich bei jenen auf etwa 650 000 R., bei diesen auf 141 870 R.

— In Kronstadt hat das Fort Nro. 3 (Thurmbatterie) durch kaiserliche Verfügung vom 23. Juni (5. Juli) 1880 den Namen „Fort Miljutin" erhalten.

Asien.

— Der Bergingenieur Stein bereist im Sommer 1880 das Gebiet von Daghestan, um alte Grabhügel in der Umgegend von Tschirkei zu untersuchen und die Spuren der Eiszeit im Kaukasus zu erforschen.

— Ueber eine neuerschienene „Karte der Unterrichtsanstalten im kaukasischen Lehrbezirk auf das Jahr 1880" von R. K. Schenger sagt der „Kawkaz": Die Arbeit zeichnet sich durch Sauberkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit aus und verdient besondere Beachtung wegen der Menge von Angaben, welche sie in sich schließt. Außer der eigentlichen Karte, auf der für jede Stadt und Ortschaft alle Arten Unterrichtsanstalten durch besondere Zeichen angegeben sind, findet man noch ziffermäßige Angaben über die Zahl der Schulen und der Schüler am 1. Januar 1880 nebst einer Miniaturkarte mit denselben Angaben für 1855. Beigegeben sind ferner noch 8 graphische Tabellen, welche den Gang des Unterrichtswesens in der kaukasischen Statthalterschaft während der Regierung Alexander's II. von 1855 bis 1880 veranschaulichen, namentlich die Zunahme an Zahl der Schulen und der Schüler, die Vertheilung der Schüler nach Nationalitäten, das Verhältniß der Schülerzahl zur Bevölkerung nach Gouvernements und Nationalitäten, die Budgets der Schulen, die Vertheilung der Ausgaben nach den Quellen, aus denen sie fließen, speciell der Ausgaben der Gemeinden für das Schulwesen.

Inhalt: Das heutige Syrien. V. (Mit vier Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Das Waldgebirge von Bellova. (Mit einer Karte.) — Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko. II. (Schluß.) — Dr. Carl Emil Jung: Australische Typen und Skizzen. VIII. — Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 17. August 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

V [1]).

Wir hatten den Reisenden Dr. Harmand in Bassac verlassen, wie er, vom Fieber genesen, im Begriffe stand seine unterbrochene Reise wieder aufzunehmen. Er war sehr geschwächt; die grobe Nahrung sagte ihm nicht zu, und die Zukunft erschien ihm keineswegs in rosigem Lichte; dennoch war er entschlossen, nur im äußersten Nothfalle umzukehren. Mit Mühe brachte er es fertig, seine gesammelten Schätze zu etikettiren und zu verpacken; aber die Vollendung der nach Frankreich bestimmten Briefe, Karten und Berichte gelang ihm nicht. Für den 15. April 1877 hatte ihm der Fürst von Bassac Pirogen versprochen, aber nach unverbrüchlicher Landessitte erschienen weder Ruderer noch Fahrzeuge.

Um die Zeit hinzubringen, stattete er dem Fürsten einen letzten Besuch ab, wobei dieser ihm alles mögliche Glück wünschte. Um sich erkenntlich zu beweisen, schenkte ihm Harmand sein Pferd und versprach ihm nach einigen Jahren ein Geschenk aus Frankreich mitzubringen. Alsbald erhob sich unter den Höflingen, die mit ihren Ellbogen fortwährend den Fußboden polirten, eine lebhafte Diskussion; sie machten schließlich einen Vorschlag, der dem Fürsten gefiel, und nicht ohne Aengstlichkeit verkündete derselbe schließlich sein Verlangen nach — schönen bunten Hemden. Leider hat Harmand bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, sein Wort einzulösen.

Am selben Tage herrschte in den Straßen des Ortes großes Durcheinander; denn man feierte das Wasserfest. In großem Aufzuge begaben sich die beiden Chiaos (Khiaos), gefolgt von Mandarinen und der ganzen männlichen Bevölkerung, nach der Pagode, um Eidwasser zu trinken und dem Könige von Siam Treue zu schwören. Sie zogen auf ihren Palankinen bei der „sala“ des Reisenden vorbei, so daß er sie genau mustern konnte. Sie waren in Jacken von Goldbrokat gekleidet und trugen auf dem Kopfe eine Art kleinen Helmes von schwarzem Sammet oder Seide mit vergoldeten Zierrathen. Die ganze Ortschaft befand sich auf den Beinen, und in den Straßen leuchtete es von den lebhaften Farben der Feiertagsgewänder, zwischen denen die Lanzenspitzen und Flinten der Soldaten hervorblitzten. Bei der Rückkehr bespritzte jeder den andern mit Wasser und helles Freudengeschrei ertönte: es war, wie beim Neptunfeste auf einem Schiffe, das die Linie passirt.

Am 16. August begann die lange Pirogenfahrt, welche nach Angabe der Eingeborenen einen vollen Monat in Anspruch nehmen sollte. Harmand beabsichtigte den großen Strom bis La-chôn (La-khôn) hinaufzufahren und einige Zeit in den Bergen sich aufzuhalten, welche sich nach Angabe der Mechông-Kommission (Doudart de Lagrée und F. Garnier) dort auf dem linken Ufer erheben, und deren Erforschung ihm der Fürst von Ubôn zu ermöglichen versprochen hatte, unter dessen Botmäßigkeit die dortigen Mandarinen stehen. Darauf wollte er nach Westen vordringen und den Süden von Tong-king zu erreichen versuchen, quer durch die große,

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“ XXXVI, Nro. 17 bis 20, S. 257, 273, 289 und 305.

noch nie von einem Europäer betretene Bergkette, die von unbekannten wilden Völkerschaften bewohnt werden sollte.

Drei große Pirogen nahmen das Gepäck und die Begleiter des Reisenden auf; unter letzteren fehlte der chinesische Präparator A-hoï, den er wegen Widersetzlichkeit fortgejagt hatte. Sein Gefolge bestand also jetzt nur noch aus zwei Annamiten, dem sehr intelligenten, aber faulen und der steten Aufsicht bedürftigen Tay, der als Präparator und Faktotum diente, und dem braven, aber vor Heimweh verdummten Koche Bay, und einem Knaben, dem Sohne einer Siamesin und eines Minh-huông (Mischling eines Chinesen und einer Annamitin), welchen der Reisende in Phnôm-penh gekauft hatte, und der die Laster aller drei Völker, deren Blut in seinen Adern floß, in sich vereinigte.

Die Pirogen waren mit Kisten und Gepäckstücken gefüllt; die für den Reisenden bestimmte bot nur einen kleinen freien Raum unter dem aus Blättern hergestellten Dache, und in dieses, von den Sonnenstrahlen auf fast 40° erhitzte sargartige Behältniß mußte er, den Kopf vornweg, hineinkriechen und sich auf den Kistendeckeln ausstrecken. Wollte er ein Buch oder sein Notizheft in der Hand halten, so mußte er auf einer Seite liegen; links fanden die Flinten, rechts Insektenschachteln und -flaschen Platz und verengten den Raum nur noch mehr. Auf diesem Marterbette, das ihm nicht einmal die Zerstreuung bot, die Flußufer und die Landschaft betrachten zu können, sollte er nun Kraft und Gesundheit wiedergewinnen. Den Rest des Monats April mußte er von vornherein als verloren ansehen, weil er nicht daran denken durfte, während der Aufenthalte die hohen Ufer zu erklimmen, um zu jagen und zu botanisiren. Allerdings führte dieser Theil der Reise nicht durch unbekanntes Land; der Strom war hier bereits 1867 von Delaporte und 1869 von d'Arfeuille und Rheinart befahren worden.

Leider waren die Pirogen in elendem Zustande; in jeder war beständig ein Mann beschäftigt, mittels eines Stückes Bambusrohr das durch tausend Ritzen eindringende Wasser auszuschöpfen. Außerdem wehte die ersten beiden Tage ein heftiger Südsüdost, welcher die Boote häufig zwang, im

Zug des Fürsten von Bassac zum Wasserfeste.

Schutze des Uferdickichts anzuhalten; die übrige Zeit ging es vorwärts, freilich mit entmuthigender Langsamkeit.

Der Fluß war seit Ende Januar, wo ihn Harmand bei der Mündung des Se-mun gesehen hatte, um etwa 2 Meter gefallen, so daß zahlreiche Inselchen und Felsbänke zum Vorschein gekommen waren. Indessen hatte sich der Himmel bezogen, und seit einigen Tagen hatte es im Westen gedonnert. Mit Sehnsucht sah der Reisende dem Regen entgegen; denn er mußte eine niedrigere Temperatur bringen und ihm den Aufenthalt in seinem schwimmenden Käfige angenehmer machen. Auch kam dann die Zeit reicher zoologischer Ausbeute.

Endlich am Abend des 18. April fielen die ersten Tropfen. Gleich der erste Guß klärte die Luft, welche die letzte Zeit lang wie mit Rauch oder Staub erfüllt gewesen war und die ganze Landschaft ohne Tiefe und wie Grau in Grau hatte erscheinen lassen. Trotzdem gleicht ein Tag dem andern in ertödtender Langweiligkeit. Nur aus Gewissenhaftigkeit führt der Reisende sein Tagebuch weiter und um nicht mit dem Kalender in Verwirrung zu gerathen. Jetzt wird es ihm klar, warum alle wilden Völker dieses Landes und drei Viertheile der Laos nicht wissen, wie alt sie sind.

19. April. In Pak-mun, einem kleinen hübschen Dorfe, welches auf hohem Lehmufer an der Einmündung des Se-mun liegt, ging der Reisende auf kurze Zeit an das Land und nahm sich andere Ruderer. Alsbald erhalten auch die Ufer ein anderes Aussehen; das Bett des Stromes verengt sich; die sanft gewellten Ufer von Lehm und Sand machen mächtigen Felsen von wildem, traurigem Aussehen Platz, die zuweilen wie abgeschnitten senkrecht emporragen. Der Fluß mit seinem todten, finstern Wasser sieht wie ein Kanal zwischen Kyklopenmauern aus und ist von bedeutender Tiefe. Seine Strömung ist stark, aber gleichmäßig und ohne Schnellen. Erst morgen sollen nach Angabe früherer Reisender die Wirbel und gefährlichen Fälle ihren Anfang nehmen.

20. April. Den ganzen Tag behält die Gegend dasselbe Aussehen. Welche Reihe von Jahrhunderten haben dazu gehört, um zuerst das breite Thal des Me-chông durch das Sandsteinplateau zu graben, dessen Ränder in der Ferne

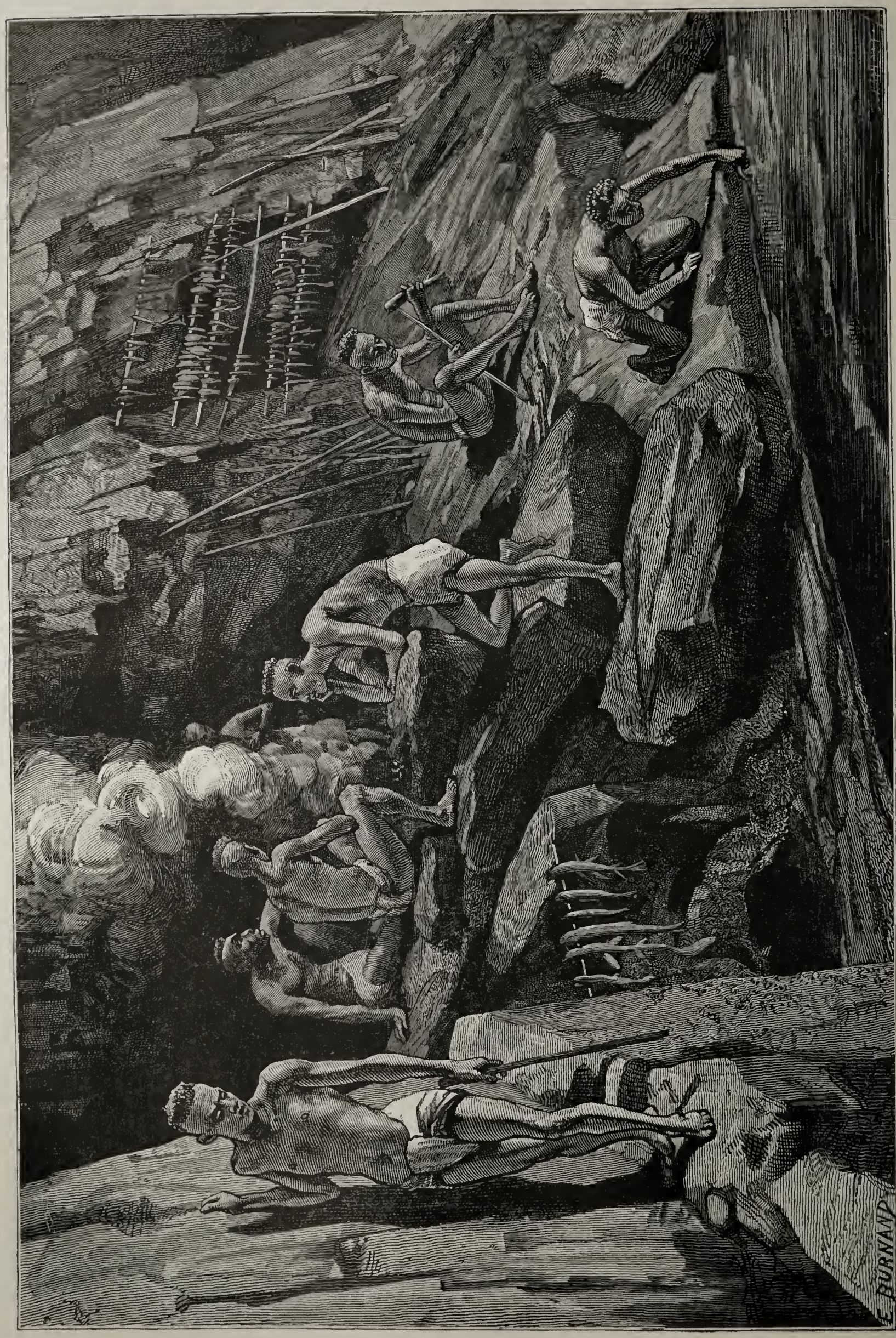
zur Rechten und Linken wie Berge erscheinen, und dann erst den schmalen Kanal durch diese kompakten Felsmassen zu sägen! Die Stärke der Strömung zwingt die Ruderer stellenweise, auf die Felsen zu klettern, und eine Piroge nach der andern an langen Stricken aus spanischem Rohre stromaufwärts zu ziehen; dann steigen sie wieder, triefend von Wasser und Schweiß, in die Boote und arbeiten mit den Rudern und Stangen, bis eine Biegung des Flusses und die dadurch verstärkte Strömung von Neuem sie zum Ziehen zwingt. Zur Zeit des höchsten Wasserstandes muß der Strom an dieser Stelle einen majestätischen Anblick gewähren! Jetzt freilich ist es zwischen diesen dunkelen Felsen, von denen die Sonnenstrahlen zurückprallen, vor Hitze kaum zum Aushalten: Harmand, den die malerischen Punkte zuerst entzückt hatten, sehnte sich bald nach dem Ende dieser Scenerie. Die Felshöhlen dort, wo die Strömung am heftigsten ist, sind zum Theil von Laos bewohnt, die während der letzten Wochen der trockenen Jahreszeit mit Weib und Kind dorthin ziehen, Fischfang treiben und ihre prächtig anzuschauende, aber entsetzlich stinkende Beute in der Sonne dörren. In den Ausbuchtungen des Ufers, die mit einem sehr fruchtbaren Schlamme bedeckt sind, ziehen sie etwas Tabak und Baumwolle.

21. April. Heute wurde der Cheng (Stromschnelle) Gna-p'heut (bei Delaporte Ya-peut, bei d'Arfeuille und Rheinart Ya-phut) passirt. In dieser Jahreszeit ist sie verhältnißmäßig leicht zu überschreiten; es ging wenigstens ohne Gefahr dabei ab, während jene früheren Reisenden mit ihren Pirogen und Flößen beinahe von den Strudeln verschlungen worden wären. Die gesammte Wassermasse wird in einen schmalen, etwa 40 m breiten Kanal zusammengedrängt, durch den sie unter wüthenden Wirbeln hindurchschießt; nur dicht am rechten Ufer gleitet das Wasser mit einer ungestörten, fast spiegelglatten Oberfläche hin. Die Pirogen wurden entladen und eine nach der andern hinaufgezogen, ohne daß auch nur eine einzige einen Tropfen Wasser geschöpft hätte. Dabei zeigte es sich, daß Harmand's Kräfte wiederkehrten; denn er trug die schwersten Kisten über die Fälle hinüber, an welche sich nur vier Laos widerwillig wagten und nicht, ohne alle zwanzig Schritte weit auszuruhen und drei schöne Stunden Zeit dabei zu verbringen. Wäre es nach ihnen gegangen, hätte die Passage mindestens den ganzen Tag in Anspruch genommen; denn sie betrachteten eine Pfeife oder ein Packet Tabak, ein Schmetterlingsnetz oder höchstens eine Flinte als ausreichende Last, und fanden es grausam, wenn Harmand nicht litt, daß sie sich niederkauerten, um eine Prise Betel zu kauen oder langsam Feuer zu schlagen für ihre großen kegelförmigen Cigarren, die sie im Ohrläppchen tragen.

Der Me-chông zwischen Pak-mun und Kemmerât.

Jenseit der Stromschnellen wird der Strom etwas breiter, ist aber noch immer von 20 m hohen Klippen eingeschlossen, auf denen gelbe blattlose Bambus und elende Oelbäume stehen. Die Ufer sind, von einigen Vögeln abgesehen, völlig öde; wer möchte auch in solcher Wüsteuei leben? Am folgenden Tage steigen die Uferränder noch höher, bis 50 m, an.

23. April. Der Fluß besteht abwechselnd aus Engen



Lagerplatz laotischer Fischer zwischen den Felsen am Me-chông.

102°30'
103°
103°30' à l'Est du Méridien de Paris
104°
104°30'
105°
17°30
17°
16°30
16°
HOUTEN
Muong Attomat
LA-KHON Muong
PROVINCE DE LA-KHON
LAOS ET POU THAYS
KHÂS SOÛES
Phou Loum
Sé Noi
VANG Muong
Pou Thays
Tributaires des Poi Thays
KHÂS BROUS
PROVINCE DE BAN MOUC
BAN MOUC
PROVINCE DE KEMMERAT
KEMMERAT
PROVINCE DE KHAM-LONG NIAI
SONG-KHON
PROVINCE DE SONG-KHON
TCHEPON
Khâs Tam Loaong
Khâs Tha-hoi
Indépendants
Se Tanouan
Frontière du Laos
Forêts
SARAVAN
Nong beua
Nong phe
SE-DON
SE-KHONG
Largeur 100 m
Cam-Lo
QUANG-TRI
Plaines
Plateaux
Montagnes
Dong-hoi
Song Gianh
Song Cam-lo
Song Quang-tri
Song Hué
Song Tru-giang
Song Ta-trach
Song Bo-chinh
Song Ta-bang
Song Thanh-khé
Song Tra-khuc
Song Vu-gia
Song Cu-dé
Song Thu-bon
Song Tra-kieu
Song Ba-lang
Song Ba-truc
Song Khué
Song Cu-dé
Song Tra-kieu
Song Ba-lang
Song Ba-truc
Song Khué
Song Cu-dé
Song Tra-kieu
Song Ba-lang
Song Ba-truc
Song Khué
HUÉ
Mer de la Chine
Dr. Harmand's
Routen zwischen Kemmerât, La-chôn und Hué
(Februar bis August 1877).

und Becken, die so regelmäßig auf einander folgen, wie die Perlen eines Rosenkranzes; und auch den folgenden Tag herrscht dieselbe Einförmigkeit. Schwierigkeiten bereitete die Schnelle Pala-kay, in welcher sich eine der schmalen und stets aus hartem Holze (Shorea, Dipterocarpus, Anisoptera, Hopea) gefertigten Pirogen so rasch mit Wasser füllte, daß es der größten Anstrengungen bedurfte, sie zu retten. Dieselben über schwierige Strecken zu tragen, wie in Amerika, ist vollkommen unmöglich; höchstens kann man sie da, wo ein ebener, wenig geneigter Felsboden zu Hülfe kommt, auf untergelegten Rollen hinüberziehen, aber auch das nur, wenn einem viel Menschenkräfte zu Gebote stehen. So machte es Harmand bei der letzten Schnelle des Se-mun.

Jenseit der Stromschnelle Pala-kay macht der Fluß einen großen Bogen gegen Westen; seine Ufer werden niedriger, er selbst breiter und ruhiger, und es zeigen sich mehr oder

Besuch des Statthalters von Kemmerât.

weniger kahle Sandbänke. Auf einer derselben gegenüber dem Dorfe Ban-na-veng wurde bei Sonnenuntergang Halt gemacht; gerade als Harmand ein Bad nahm, kamen vier oder fünf bis zum Sinken mit Menschen beladene Boote herbei, deren Insassen eine große Menge Körbe voll Reis, Fische, Palmzucker, Hühner, Bananen und Mangofrüchten brachten und sich köstlich über den nackten Franzosen amüsirten. Mit allerlei Kurzwaaren reich beschenkt kehrten sie zufrieden heim und konnten ihren neugierigen Frauen berichten, daß die „Fa-lang“ nicht anders aussehen, als die Laos. Harmand meint, er könne nicht einmal auf Lateinisch die sonderbaren Fragen betreffs seiner körperlichen Bildung und die darüber umlaufenden Fabeln wiedergeben, welche seinen Annamiten gegenüber bei jedem Haltepunkte gethan resp. erzählt worden seien.

25. April. Wenn man sich Kemmerât nähert, nimmt der Fluß dasselbe eintönige Aussehen an, wie in Kambodscha; dieselben gelben Lehmufer, die bei jedem Hoch-

wasser einstürzen und hier und da mit Mais, Tabak, Baumwolle und Gemüsen bestellt sind. Auf dem rechten Ufer liegen zahlreiche Dörfer, die man schon von weitem an ihren Palmengruppen und an den horizontalen Aesten des Eriodendron erkennt. Das linke Ufer dagegen ist wie immer weniger bevölkert und wilder, gleich als wenn das Laos-Volk die dortigen Ureinwohner, die Châs, noch nicht ganz unterworfen hätte und sich dort noch nicht ganz heimisch fühlte.

Bei der weiten Mündung des Se-bang-hieng, dessen Erforschung im Plane des Reisenden lag, vorbei erreichte er am zehnten Tage nach der Abfahrt von Bassac um 11 Uhr Kemmerât. Der Reisende schickte alsbald seinen Paß ohne weitere Geschenke an den Chio-möong (Khio-meuong) des Ortes, und bald erschienen einige Mandarinen, und meldeten, daß die „sala" für seinen Empfang bereit stehe und Leute kämen, um die Kisten an Land zu schaffen, damit man die Pirogen bald an den Fürsten von Bassac zurücksenden könne. Harmand aber sah in dieser Eilfertigkeit ein gutes Mittel, sein Fortkommen zu beschlennigen, erklärte, daß, ehe nicht neue Pirogen zur Stelle wären, Niemand sein Gepäck berühren dürfte, und vertheilte dann einige Geschenke. Gegen Abend kam dann der alte Gouverneur selbst an den Strom herabgewandelt; in seinem einfältigen Gesichte paarten sich Gutmüthigkeit und Furcht. Offenbar hatte man ihm ein wenig ermuthigendes Bild von dem Reisenden entworfen, so zögernd und unentschlossen kam er daher. Harmand kam ihm aufs Beste entgegen und erhielt frische Boote für den nächsten Mittag zugesagt, ließ es auch nicht an Geschenken fehlen, und wirklich konnte er zur festgesetzten Stunde seine Weiterreise antreten. Viel Mühe gab er sich, einige Nachrichten über den Se-bang-hieng einzuziehen, den der Kommandant de Lagrée auf eine kleine Strecke erforscht hatte. Aber er erhielt so verwirrte Antworten, daß er daraus schloß, daß die dortigen Laos sich niemals in dieser Richtung weit vorwagen. Nur soviel brachte er heraus, daß er Hochwasser abwarten müsse, um weiter als zwei Tagereisen vorzudringen, und daß er bis auf annamefisches Gebiet fünfzehn Tage — oder, wie die Laos sagen, Nächte — gebrauche. Aber Niemand vermochte Auskunft zu geben über Wege, Dörfer, Bevölkerung der zu durchziehenden Gegend oder darüber, ob schon jemals ein Mensch diese Richtung eingeschlagen habe. Wenn demnach jemals Verkehr zwischen Annam und diesem Theil des Me-chông-Thales bestanden hat, so muß seitdem schon lange Zeit verflossen, und er kann niemals sehr lebhaft gewesen sein.

Schapira's Reise in Jemen.

(Mitgetheilt von Prof. Heinrich Kiepert.)

Der bekannte Buch- und Antiquitätenhändler Schapira aus Jerusalem kam im vergangenen Winter auf einer Geschäftsreise nach England über Berlin und theilte mir bei dieser Gelegenheit einige Details mit über eine Reise, die er im vorigen Jahre behufs Aufsuchung seltener Manuskripte und anderer Alterthümer in Süd-Arabien gemacht hatte. Er meinte nicht mit Unrecht, daß selbst die wenigen Thatsachen, die er in seinem (hebräisch geführten und daher mündlich durch ihn selbst gedolmetschten) Tagebuche verzeichnet hatte, wenigstens einen relativen geographischen Gewinn ergeben würden [1]), und wenn dies seit Herrn Renzo Manzoni's Berichterstattung über seine im Herbst 1877 gemachte Reise von Aden nach Sanâ [2]), die mir damals noch unbekannt war, auch nur in eingeschränktem Maße der Fall ist, so gehört doch fast das ganze Arabien immer noch zu den so wenig erforschten Ländern, daß selbst die kleinste Bereicherung unseres Wissens willkommen sein muß. Zwar genauere zu kartographischen Zwecken brauchbare Messungen der wechselnden Direktionen seiner Route hat Herr Schapira nicht gemacht, und seine Beschreibungen der Oberflächenform lassen die zu jenem Zwecke erforderliche Bestimmtheit vermissen; dagegen erweisen sich seine nach der Uhr abgemessenen Distanzangaben, soweit sie durch gleichlaufende Routen anderer Reisenden controlirt werden können, als zuverlässig, und öftere Beobachtung eines Aneroids hat ihn in Stand gesetzt, für eine größere Anzahl von Punkten, als sie bisher aus diesem Landstriche bekannt waren, approximative Höhen zu berechnen, die immerhin keinen absoluten Werth beanspruchen, aber doch zur Veranschaulichung der relativen Höhenverhältnisse dienen können.

Herr Schapira verließ Aden am 11. Juni, d. h. zu Beginn der Sommerregenzeit, mit einem arabischen Begleiter und zwei Kameelen. Nach $3^1/_2$ stündigem Marsch über die wüste Sandebene der Küste zeigten sich beim Dorfe Schêch 'Othmân die ersten Wälder von Dompalmen (Sejâl). 7 Stunden weiter, immer in der sandigen Ebene, wurde Halt gemacht in der Residenz des noch die britische Oberhoheit anerkennenden Sultans von Lahâdsch. Der Wadi, an welchem sie liegt, führt hier noch reichliches und gutes Wasser, von dem täglich 500 Kameelladungen nach der volkreichen aber wasserlosen Handelsstadt Aden geführt werden. Das Thermometer zeigte in der heißesten Tageszeit (Nachmittags 2 Uhr) 102° F. (= 39° C.).

Am 12. Juni ging es noch 2 Stunden in der mit mannshohem Grase bedeckten Ebene fort; dasselbe wird als Pferdefutter nach Aden verkauft. Die folgenden 8 bis 9 Stunden führten sehr allmälig bergan zu einem großen, eine Bergspitze krönenden Kastell, dessen Herr, der sogenannte Sultan Ali el-Mahari, zu den berüchtigtsten Räubern Süd-Arabiens gehört. Die Verhandlungen, durch die seine Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise erkauft werden mußte, nahmen volle zwei Tage in Anspruch, so daß der Fortschritt bis zum Dörfchen Dêr Schabân, an einem Bächlein in etwa 1000 Fuß (300 m) Meereshöhe gelegen, sich auf zwei Stunden beschränkte [1]).

15. Juni. Nach noch einer Stunde im flachen Hügelland ändert sich der Charakter der Landschaft vollständig: der Weg selbst geht auf dem Kiesbette eines meist trockenen

---

[1]) Die Mittheilung, welche Herr Schapira bei seinem Aufenthalte in London dem Athenäum gemacht hat (Nro. 2733 vom 13. März) enthält nur eine Schilderung des allgemeinen physischen Charakters der Landschaft ohne topographische Details.

[2]) Esploratore, Giornale di Milano 1878, p. 225, 241 seq.; 1879, p. 208.

[1]) Hier oder wenig weiter nördlich endet die Wegrecognoscirung des Kapitän Stevens vom Jahre 1872 (Journ. R. Geogr. Soc. of London 1873); der fernere Weg ist vor Manzoni von keinem Europäer betreten worden.

Wasserlaufes (Wadi) im Zickzack stark aufwärts, aber die steilen Höhen, welche ihn beiderseits einschließen, zeichnen sich durch die phantastischesten Felsformen aus, von denen, durch zahlreiche in den Felsspalten rieselnde Quellen genährt, ein zauberhafter Reichthum der prächtigsten Schlingpflanzen herabhängt. Nach sechsstündigem Steigen in 1800 Fuß (circa 550 m) Höhe Nachtquartier bei einem Brunnen; Temperatur Abends 98° F. (circa 36° C.).

16. Juni. Immer noch in demselben Wadi 4 Stunden langsam steigend; Halt bei dem sehr kühlen Brunnen Bîr el-Maschrûr, Höhe 2600 Fuß (790 m), Mittagstemperatur + 95° F. (35° C.); nach 2 Stunden steileres Steigen zum Gipfel des Djebel Maschrûr, 4200 Fuß (1280 m) hoch. Von hier senkt sich die mit zahlreichen Dörfern bedeckte Hochebene 4 Stunden weit bis zu 3600 Fuß, wo wieder bei einem Brunnen übernachtet wird; Abends + 92° F. (circa 33° C.).

17. Juni. Die Ebene zieht sich zu einer breiten mit Saatfeldern angefüllten Thalsenkung zusammen, in welcher 5 Stunden weiter in 4000 Fuß (1220 m) Höhe das

Städtchen Qolaile[1]) liegt, das erste dem osmanischen Reiche steuerpflichtige (dessen Grenze mithin auf dieser Straße der Djebel Maschrûr zu bilden scheint), jedoch noch ohne türkische Besatzung. Erst 2½ Stunden weiter in Menâda befindet sich das türkische Zollhaus. Das Nachtquartier zeichnete sich hier durch seinen Comfort vor den bisherigen aus; am wenigsten in diesen Gegenden, am äußersten südlichen Ende des in europäischer Nähe vielfach von abendländischer Kultur beleckten Türkenreiches hätte der Reisende ein förmliches Hôtel zu finden erwartet; nur sind es hier nicht europäische Unternehmer, sondern eine einheimische Kaufmannsgesellschaft, die unter dem Namen Bseisi nicht allein den an sie empfohlenen Reisenden Wohnung, Essen, Kaffee u. s. w. liefert, sondern auch für Anlage und Instandhaltung von Cisternen, Brücken und Straßen und für völlige Sicherheit derselben Sorge trägt. Die von ihr

[1]) Ghelile in Manzoni's stellenweise seitwärts abweichendem Itinerar.

erbauten Herbergen (türkisch Châu) führen hier die Benennung Simserîje (von simsâl, Wechsler, Sensal?).

18. Juni. 4 Stunden weit ist die Gegend so reich angebaut, daß man jede halbe Stunde an der Straße ein Dorf mit großen Cisternen findet; dann wird in $2^1/_2$ Stunden der noch etwa 800 Fuß höher sich erhebende Dschebel Asâb (Azar bei Manzoni S. 244 wohl Druckfehler, 1570 m = 5150 engl. Fuß), überstiegen und das gleichnamige Städtchen, 4500 Fuß (1370 m) hoch gelegen, erreicht. Von hier an trat mit auffallender Regelmäßigkeit nach schönem Morgen und schwülem Mittag der tägliche Gewitterregen in den Stunden von 2 bis 4 ein; am Abend darauf bei klarer Luft noch 85° F. ($29^1/_2$° C.).

19. Juni. 2 Stunden steil hinab in ein tiefes Thal, dann in $2^1/_2$ Stunden noch steiler zum 6700 Fuß (2040 m) hohen Gipfel des Dschebel Chadâ[1]), aber auf vortrefflicher, von der Bseise-Kompagnie angelegter Straße. Nördlich senkt sich die mit zahlreichen Dörfern bedeckte Höhe flach hinab zum Thal der Binna, eines Flusses, der hier oben jetzt noch 40 Fuß breit und bis $1^1/_2$ Fuß tief ist, während in der Periode der Winterregen das Wasser 4 Fuß Tiefe und über 100 Fuß Breite erreicht. $1^1/_2$ Stunden weiter der offene aber 400 steinerne Häuser zählende und durch ein Kastell geschützte Ort Nâdra, 5900 Fuß (1800 m) hoch. Temperatur Abends 82° F. (28° C.), Morgens 72° F. ($22^1/_2$° C.). Hier sah man auf dem Markte von Süden kommend zum erstenmale Rüben und Rettige.

20. Juni. Dem Thale aufwärts folgend, wurde der Fluß in $2^1/_2$ Stunden sechsmal passirt bis zum großen Marktorte Sêtha, der neben 200 mohammedanischen auch 120 bis 150 jüdische Häuser zählt. Der große Bazar (arabisch sûq) enthält fünf oder sechs lange Reihen unten massiv gebauter, von einem aus Rohr geflochtenen Oberstockwerk bedeckter Kaufgewölbe. Die reichsten Kaufleute gehören der jüdischen Gemeinde an. Sêtha gilt für den Verkehr als Mittelpunkt der großen von der jemenischen Hauptstadt Sanâ nach Aden führenden Handelsstraße; zwar liegt es jenem näher, aber die Bergwege sind theilweise schwierig und gleichen den Zeitaufwand aus; daher werden die Produkte der nördlich von Sêtha gelegenen Gegend, namentlich Kaffee, nicht nach Aden, sondern vortheilhafter nach dem nähern westlichen Hafenplatze Hodeide ausgeführt. Auch die Qualität der bis hierher benutzten, aus dem Küstenlande stammenden Kameele eignet sich nicht mehr für das innere Bergland; so gingen dann dem Reisenden hier mit Beschaffung neuer Lastthiere drei Tage verloren.

23. Juni. Der Weg kreuzt zuerst das Thal der Binna 6000 Fuß (1830 m) hoch[2]), ersteigt dann in einer Stunde die Höhe von 6500 Fuß (1980 m) und bleibt in diesem Niveau fast 5 Stunden bis zu den zahlreichen Quellen des Flusses. 4 Stunden weiter Nachquartier in der befestigten Stadt Jarîm[3]) von 200 Häusern, mit einer türkischen Besatzung von 400 Mann, Höhe 7000 Fuß (2133 m), Temperatur Abends 78° F. ($25^1/_2$° C.).

24. Juni. Die dörferreiche Gegend zeigt den trefflichsten Anbau, den üppigsten Wuchs verschiedener Getreidearten, darunter nur ausnahmsweise Weizen (Mais nur bis zu einer Höhe von 5000 Fuß = 1520 m), dagegen viel weiße Dhurra, die jetzt 5 Fuß hoch steht, rothe Dhurra (arabisch chumr), 10 bis 12 Fuß hoch, und Hirse (dochn), deren Stauden eine Höhe von 15 bis 18 Fuß erreichen. Das Getreide steht in dichten Büscheln, unterbrochen von Tausenden von Berieselungsrinnen; bei diesem reichen Wasserzufluß und dem mildwarmen Klima wird das ganze Jahr ohne Unterbrechung geschnitten und stets von Neuem gesäet.

Die Beobachtung in der als Mittagsstation dienenden Kaffeehütte (Mukahwe), 4 Stunden von Jarîm, ergab 7000 Fuß (2130 m) Höhe, + 86° F. (30° C.). Dann wurde der Marsch noch 4 Stunden durch felsige Thäler bis Dhamâr fortgesetzt, einer ansehnlichen, von einer Lehmmauer umgebenen Stadt, welche dieselbe Größe wie Gaza in Palästina zu haben schien; auch wurde die Zahl der männlichen Einwohner zu 7000 Muslims und 3000 Juden angegeben. Dieser Blüthe wurde aber an demselben Tage, da Schapira die Stadt verließ, durch die rebellische Soldateska (vermuthlich in Folge der beliebten türkischen Soldverweigerung) ein jähes Ende bereitet; die ganze Stadt soll in den folgenden fünf Tagen ausgeplündert und zerstört worden sein.

26. Juni. Der Weg führt durch ein von sandigen Wadis durchschnittenes, aber überaus reich angebautes Land, mit zahlreichen Cisternen, aus welchen jedes einzelne Feld durch ein von Kameelen in Bewegung gesetztes Pumpwerk bewässert wird. Nach ungefähr 8 bis 9 Stunden (durch Verirren zwischen den Feldern war viel Zeit verloren gegangen) wurde die 600 bis 700 Steinhäuser zählende, nur von Muslims bewohnte Stadt Dscherâdsch erreicht, welcher das daselbst stationirte Dutzend türkischer Kawassen nur sehr ungenügenden Schutz gegen die Räubereien der Beduinen gewährt, deren Weidegebiete hier dicht an das Ackerland anstoßen. Höhe 7100 Fuß (2160 m), Abends 79° F. (26° C.).

27. Juni. Nach einstündigem ebenen Marsch ist ein 700 Fuß (213 m) hoher Bergrücken zu übersteigen; dann wird der Weg wieder eben und erreicht mit 6 Stunden eine neue in Bau begriffene große Herberge (simserije) und 2 Stunden weiter die an einem großen Bache 6800 Fuß (2070 m) hoch gelegene, 300 bis 400 Häuser zählende Stadt Sijân; Nachts 75° F. (24° C.).

28. Juni. Nach 6 bis 7 Stunden ebenen Weges, mehrere Flüsse kreuzend, zur Hauptstadt Sanâ. Höhe 6700 Fuß (2040 m)[1]).

Um die äußere Stadtmauer mit seinem Eselein, also nicht im schnellsten Schritt, zu umreiten, brauchte Herr Schapira $5^1/_2$ Stunden; danach schätzt er sie in der Größe etwa Damaskus gleich und ebenso — doch wohl stark übertrieben — die gesammte Volkszahl auf 100000, vielleicht bis 150000[2])!

Der von den Mohammedanern bewohnte, von einer besondern Mauer umgebene Stadttheil ist eng, mit sehr hohen, mitunter sechs- bis siebenstöckigen Häusern angebaut, deren unregelmäßige Erker und Thürmchen den Straßen ein überaus pittoreskes Aussehen geben. Zu den Fenstern (arabisch racham) der besseren Zimmer wird statt des durch den Transport allzutheuren Glases ein sehr stark durchscheinender dünn gespaltener Alabaster benutzt, den man nur eine halbe Stunde vor der Stadt bricht.

Der türkische Pascha, als Besitzer des einzigen Wagens in Südarabien, hat um denselben zu benutzen aus der Mitte des muslimischen Viertels eine Chaussee bauen lassen, die aber nur bis zur Judenstadt reicht, indessen einen für dieses

---

[1]) Hadda 2225 m (7300 engl. Fuß) nach Manzoni.
[2]) Sedda nach Manzoni 2075 m = 6800 engl. Fuß.
[3]) Von hier an fällt der Weg unseres Reisenden mit dem von Carsten Niebuhr vor 120 Jahren verfolgten zusammen. Yerime nach Manzoni 2420 m = 7940 engl. Fuß.

[1]) 7000 Fuß (2130 m) nach Manzoni.
[2]) Manzoni bezeichnet des Franzosen Desverger's Angabe von 40000 Seelen als „wenigstens doppelt gesehen", und will höchstens 15000 zulassen; sein allem Anschein nach genau entworfener Stadtplan ergiebt kaum $1^1/_2$ deutsche Meilen für den ganzen Umfang.

Land ungewöhnlichen Schmuck aufzuweisen hat in drei oder vier von Griechen gehaltenen Kaffeehäusern, in welchen sogar französische Billards für die Unterhaltung der türkischen Beamten und Offiziere gehalten werden. Die auf der Ebene Qâa'-bîr-el-'asab gelegene Judenstadt enthält 1400 Häuser, 4 große und 17 kleine Synagogen und 24 Kinderschulen; die Juden leben hier in sehr gedrückten Verhältnissen; das Reiten ist ihnen völlig untersagt.

Die türkische Besatzung beträgt 4000 Mann; ihr sehr gut eingerichtetes Hospital enthält 318 Betten.

Das ganze Hochland um Sanâ ist berühmt durch seinen Obstbau; Mandeln, Pfirsiche, Wallnüsse gedeihen in Fülle und ausgezeichneter Qualität; ebenso reichlich, aber von geringer Sorte, sind die Weintrauben. Diese Baumzucht beschränkt sich jedoch auf die Hochthäler und flachen Mulden, während die Rücken von einer Meereshöhe von etwa 6000 Fuß (1830 m) an kahl und nur zum Getreidebau und Weideland benutzt sind; zwischen 4000 und 6000 Fuß (1220 bis 1830 m) liegt, wie der Aufstieg von Aden her gelehrt hatte, die Region der dichten, stellenweise undurchdringlichen stachelreichen Wälder.

Von Sanâ machte Herr Schapira eine Excursion nach der von Europäern unseres Wissens bisher noch nicht besuchten, nur nach Erkundigungen seit Niebuhr's Zeit auf den Karten approximativ niedergelegten Stadt Amrân. Der Weg dahin führt starke 12 Stunden weit N.-W. immer auf flachen Höhenrücken, von denen man rechts und links in tiefe, ganz mit Kaffeepflanzungen erfüllte Thäler hinabsieht. Amrân selbst ist von einer sehr alten Mauer mit fast einem Hundert von Thürmen umgeben; viele der Steine tragen alte Inschriften, an deren Copiren jedoch, um keinen Verdacht zu erregen, der Reisende nicht denken konnte. An den wohlgebauten steinernen Häusern fiel dem Reisenden am meisten auf die außerordentliche Vorliebe der Bewohner für Blumen, mit denen fast jedes Fenster geschmückt war. Die Zahl der männlichen Bewohner wird auf 8000 bis 10 000, darunter etwa 1500 Juden, angegeben. Meereshöhe 7700 Fuß (2345 m), Thermometer Abends 62° F. (16½° C.), Morgens 58° F. (14½° C.).

Ueber einen 9200 Fuß (2800 m) hohen Paß des Gebirges Kaukebân, dessen Gipfel sich zu 10 000 Fuß (3050 m) zu erheben scheint, und welches von zahlreichen Affenherden belebt und an seinen Abhängen mit Kaffeepflanzungen bedeckt ist, wurde nun in 7 Stunden die Stadt Tuwîle erreicht, und der Rückweg nach Sanâ auf der schon bekannten direkten Straße genommen [1]).

Der Rückweg zur Küste wurde auf dem nächsten, westlichen Wege zurückgelegt und am 14. September angetreten. Er führte zuerst ¾ Stunden auf der Hochebene, dann in 1¼ Stunden zum 8200 Fuß (2500 m) hohen Dschebel Naqûm hinauf, der durch die hier in großer Menge gesammelten Halbedelsteine von prachtvoller rother und blauer Farbe, die sogenannten jemenischen Hyacinthen (jaqût jemeni) bekannt ist [2]). Durch einen mit schwarzem Humusboden erfüllten, theilweise sumpfigen Thalgrund (2 Stunden vom Berge) ging es wieder aufwärts in 5 Stunden zum Dörfchen Matna, 8200 Fuß (2500 m) hoch (spät Abends 72° F. = 22½° C., auch Mittags stieg innerhalb des Gebirges das Thermometer nicht mehr über 78° F. = 25½° C.).

15. September. Mit beständig auf- und absteigenden Bergwegen in 7 Stunden bis Sûq el-Chamîs, 6400 Fuß (1950 m) hoch.

16. September. Höchst beschwerlicher Marsch, 8 Stunden lang fast immer in dem steinerfüllten Bette eines Gießbaches, häufig im Wasser abwärts zu dem nur noch 3600 Fuß (1095 m) hoch gelegenen Marktorte Sûq el-Dschewân.

17. September. Hier wurden die Kameele zurückgelassen und ein für sie unpraktikabler Seitenweg von 8 Stunden zu Esel unternommen nach der auf hohem Berggipfel (5500 Fuß = 1675 m) gelegenen Stadt Menâcha, dem Hauptorte des ganz mit Kaffeewäldern erfüllten Gebirgsdistriktes Dschebel Harrâs; das vorzügliche Produkt dieser Pflanzungen geht über Hodeide, jetzt, seit Eröffnung des Suezkanals, ausschließlich nach Marseille. Zum Schutze der Kaffeegärten sind alle Höhen, soweit der Gesichtskreis reicht, mit Wachthürmen besetzt. In Menâcha sind wenig Mohammedaner, dagegen 300 jüdische Häuser; dasselbe Verhältniß herrscht im ganzen Distrikte. Am 18. September Rückkehr nach Sûq el-Dschewân an der Hauptstraße.

19. September. 4 Stunden durch stellenweise sumpfige Ebene zu einem 20 Fuß breiten und reißenden Flusse, dessen Bett selbst, wo es beiderseits durch Felsen eingeengt wird, die Straße bildet; innerhalb 1½ Stunden mußte der Fluß 40 bis 50 Mal passirt werden. 2½ Stunden weiter wurde das große, aber nur aus Rohrhütten bestehende Dorf Bêt el-Qeble erreicht, bewohnt von sehr dunkelfarbigen, fast schwarzen Beduinen, die unter ihrem eigenen Stammesfürsten (Schêch) stehen. Höhe 3100 Fuß (945 m), Abends 97° F. (36° C.).

20. September. Nach einer Stunde wurde der hier bereits 200 Fuß breite und 2½ Fuß tiefe Fluß (hier Seiler-roba'a mit Namen) in sandigem Bette wieder erreicht und in 5 Stunden wenigstens 25 Mal passirt; seine zunehmende Tiefe nöthigt den Esel des Reisenden oft zum Schwimmen. Am Ende der siebenstündigen Tagereise der Marktort Sûqer-roba'a, 2200 Fuß (670 m) hoch.

21. September. 6 Stunden zum großen Rohrhüttendorfe Wadi el-Menîch, 5 Stunden weiter Dêr Bichôch, 1600 Fuß = 490 m.

22. September. 3½ Stunden zu einem sehr großen, angeblich aus 5000 Rohrhütten bestehenden Dorfe el Baghl, durch welches man 20 Minuten lang bis zum Absteigequartier in der kaufmännischen Simserije zu reiten hatte. Die Bevölkerung treibt hier allgemein Fabrikation von Palmstrohhüten, die in dem sonnigen Tieflande auch von den Türken über dem Fes getragen werden. Es steht hier eine türkische Garnison von 2000 Mann. Meereshöhe 750 Fuß = 228 m. Die Mittagstemperatur von 108° F. (42½° C.) läßt die Nacht zum Schlusse der Reise vorziehen; mit einem Marsche von 15 bis 16 Stunden wird endlich die Hafenstadt Hodeide erreicht.

Die ungeahnte Fülle fließender Gewässer in diesem gewöhnlich in die allgemeine Vorstellung von arabischer Sterilität mit eingeschlossenen Lande wurde dem Reisenden hier noch von verschiedenen glaubwürdigen Personen durch die Angabe bestätigt, daß zwischen Hodeide und Mocha mehrere starke Flüsse mit allerdings getrübtem, aber süßem und nach einiger Ablagerung trinkbarem Wasser den größten Theil des Jahres über das Meer erreichen.

---

[1]) Sie ist neuerdings von Dr. Millingen beschrieben worden: London Geogr. Soc. Journal 1874.

[2]) Achate im Sandsteingebirge eingesprengt nennt sie Millingen, der den Bergnamen nach vulgärer Aussprache Najum (d. i. Nadschum) schreibt und ihn irrig ganz auf die östliche Seite von Sanâ verlegt. Er sowohl als Halévy (Bull. de la Soc. Géogr. de Paris 1873) und früher Niebuhr und 1836 Hulton und Cruttenden haben den hier beschriebenen Weg theilweise mit mehrfachen Abweichungen zurückgelegt.

Die kaukasischen Juden[1]).

I.

L. St. Ueber die Kaukasusländer weit zerstreut leben seit undenklichen Zeiten Juden. Von ihren europäischen Stammesgenossen unterscheiden sich dieselben sehr auffallend durch solche Sitten und Gebräuche, welche sie den Bergvölkern entlehnten. In der Literatur ist äußerst wenig über sie zu finden; deshalb werden die hier wiedergegebenen Mittheilungen wohl auf Interesse rechnen können. Der Verfasser H. Juda Tscherny bereiste zwei Jahre lang die an das Kaspische Meer grenzenden Theile Kaukasiens sowie das Terek-Gebiet. Er studirte bei dieser Gelegenheit soviel als möglich die Juden, ihre eigenthümliche Lebensweise, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten und Trachten, ihren Aberglauben und ihre Vorurtheile; er sammelte ferner ihre Legenden, Sagen und Volkslieder.

In der citirten Abhandlung hat Herr Tscherny nur einen kleinen Theil des gesammelten Materials veröffentlicht, indem er einige ethnographische Skizzen zeichnet. Wir sind hier nicht im Stande, den ganzen sehr interessanten Aufsatz wiederzugeben, sondern begnügen uns mit einigen Abschnitten, wobei wir aber eine andere Gruppirung der einzelnen Kapitel gewählt haben, als der Verfasser.

Anzahl der kaukasischen Juden.

Ueber die Zahl der kaukasischen Juden macht der Verfasser keine Angaben, wohl aber über die Zahl der Feuerstellen, d. h. der Häuser. Darnach leben im Gebiet von Daghestan nur im nördlichen und südlichen Theil Juden, dagegen im westlichen und mittlern Daghestan keine. In Daghestan giebt es (1869) 1080 Feuerstellen — in Derbent allein 200 —, 22 Synagogen, 30 Schulen und 21 Rabbiner. Im Terek-Gebiet 453 Feuerstellen, 8 Synagogen, 9 Schulen, 9 Rabbiner. Im Gouvernement Baku in der Stadt Kuba 952 Feuerstellen, 10 Synagogen, 20 Schulen, 10 Rabbiner, im Dorf Mjudschi (Kreis Schemacha) 145 Feuerstellen, 1 Synagoge, 2 Schulen, 3 Rabbiner. Im Gouvernement Jelisawetpol, Kreis Nucha, Dorf Wartaschin, 190 Feuerstellen, 2 Synagogen, 5 Schulen, 5 Rabbiner. In Summa sind vorhanden: 2780 Feuerstellen, 43 Synagogen, 66 Schulen und 43 Rabbiner [2]).

Beschäftigung.

Die kaukasischen Juden beschäftigen sich wie ihre europäischen Volksgenossen vorwiegend mit dem Handel. Doch giebt es einige andere Gewerbe, welche betrieben werden, so z. B. die Saffianproduktion, ferner die Darstellung von Krapp. Einzelne Juden sind Besitzer von großen Frucht- und Weingärten; andere ziehen eine ordinäre Tabaksorte, andere produciren Wein. Ihre Nahrungsmittel kaufen sie gegen baares Geld bei den Russen oder Eingeborenen, oder tauschen sie gegen allerlei kleine Waaren ein.

Wohnungen.

Die von den Juden bewohnten Gebäude (in Süd-Daghestan, dem Terek-Gebiet, in den Kreisen von Nucha und Schemaka) sind aus Steinen erbaut. Sie führen den Namen „Saklja“, wie die von den Bergvölkern bewohnten. Die flachen Dächer werden aus Lehm mit Stroh angefertigt, mit der Zeit erhärtet diese Masse. Die Decke der im Hause befindlichen Räume wird aus kurzen Brettern oder aus Schilf hergestellt. In jedem Hause finden sich nur ein oder zwei kleine Fenster ohne Rahmen und Glas, welche durch hölzerne Schieber von innen verschlossen werden können. Jedes Haus hat eine oder zwei Thüren. Im Innern befindet sich zwischen den Fenstern und dem Eingang ein Kamin, welcher weder Thüren noch Klappen hat, sondern nur einen aus Lehm angefertigten Schornstein (Rauchfang). Während des Winters wird der Kamin unaufhörlich geheizt, so daß Tag und Nacht hindurch glühende Kohlen vorhanden sind. An die Thür des Hauses schließt sich eine Art Korridor, an dessen beiden Enden abermals Kamine stehen, während der aus Lehm angefertigte Fußboden reichlich mit Teppichen belegt ist. Während des Sommers sitzen in diesem Raume die Frauen; hier arbeiten sie, hier bereiten sie das Essen, hier plaudern sie mit den Gästen. Jedes Häuschen (Saklja) besitzt nur zwei oder drei Zimmer. In den die einzelnen Zimmer von einander trennenden Wänden befindet sich dicht am Fußboden eine kleine Oeffnung, eigentlich nur ein Loch zum Durchkriechen — statt einer Thür. Es sind diese kleinen Oeffnungen mit Decken verhängt, so daß man sie gar nicht sehen kann. Wände und Fußboden werden allwöchentlich vor dem Sabbath gereinigt und so oft als möglich mit Kalk getüncht.

Dicht unter der Decke des Zimmers befinden sich rings an den Wänden Regale, auf welchen allerlei Hausrath, namentlich Geschirre, steht: Theekannen, Schalen, Flaschen, irdene Weinkrüge und kupferne Wassergefäße von alter asia-

---

[1]) Nach dem Russischen von Juda Tscherny in dem 3. Band der „Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker“ herausgegeben von der kaukasischen Bergvölker-Verwaltung. Tiflis 1870, 8.

[2]) Von Hrn. N. v. Seidlitz in Tiflis erhalten wir folgende Zahlenangaben über die Juden im Kaukasus. Nach den officiellen Erhebungen im Jahre 1873 beträgt die Gesammtmenge der Juden in den Kaukasusländern 28 666 (Männer, Weiber, Kinder). Davon kommen auf Ciskaukasien 5403, auf Transkaukasien 23 263. Nach einzelnen Gebieten vertheilen sich diese Zahlen wie folgt:

Gouvernement Stawropol . . .	623	Juden	beid.	Geschl.
Terek-Landstrich	3837	"	"	"
Kuba-Landstrich	967	"	"	"
Bezirk am Schwarzen Meer . .	87	"	"	"
Gouvernement Kutais	3516	"	"	"
" Tiflis	5266	"	"	"
" Elisabetpol . .	1704	"	"	"
" Baku	6415	"	"	"
Daghestan	6251	"	"	"

Unter diese Zahlen sind freilich in einzelnen Städten auch europäische Juden mit hineingerechnet. Offenbar waren die Juden im Kaukasus in früherer Zeit viel zahlreicher als jetzt; es scheint, daß ein Theil derselben in die Grusiner, noch mehr aber in die Armenier allmälig aufgegangen ist. Vergl. N. v. Seidlitz, Historisch-ethnographische Skizze des Gouvernement Baku in der Russischen Revue 1879 und eine demnächst in Petermann's Mittheilungen erscheinende ethnographische Karte des Kaukasus nebst Erklärung.

tischer Form und anderes mehr. Eine Wand ist mit Spiegeln verziert, zwischen welchen seidene oder wollene Shawls hängen, oder Säbel, Dolche, Pistolen und Flinten regelmäßig gruppirt sind. Die zweite Wand ist behängt mit großen runden aus rothem Kupfer angefertigten Untersetzern (oder Präsentirtellern) und mit vielen durch Figuren und Blumen verzierten Tellern. Darunter stehen eine Anzahl Kasten einer auf dem andern; der größte zu unterst, der kleinste zu oberst, in welchen Kleider und sonstiges Hab und Gut aufbewahrt werden. An der dritten Wand sind unten viereckige Behälter, welche als Schränke dienen und mit Vorhängen verschlossen sind, angebracht; in ihnen werden allerlei Sachen gehalten, bei den Rabbinern liegen hier die Bücher. Oben auf den Behältern liegen Kissen und Decken bis zur Lage hinauf. In armen Hütten, in welchen wenig Betten vorhanden sind, wird die ganze Wand mit Vorhängen bedeckt. Die vierte Wand wird — wie bereits bemerkt — vom Kamin, der Eingangsthür und dem Fenster eingenommen. An der Thür und in den Winkeln des Zimmers stehen große anderthalb Arschin (circa 1 m) hohe irdene Gefäße, in welchen Mehl und Grütze aufbewahrt wird. In der Mitte des Zimmers steht eine, bei großen Häusern auch zwei Säulen, welche die Lager stützen: an diesen Säulen hängen Kleider und Waffen. In einigen Häusern ist ein langer Stab mit seinen beiden Enden durch Schnüre an die Zimmerdecke befestigt; auch an diesen Stab hängt man allerlei Kleider, oder auch geräuchertes Fleisch. Der Fußboden wird mit guten Polstern oder mit zierlich aus Schilf geflochtenen Matten bedeckt; doch müssen diese oft ausgeklopft oder mit Wasser benetzt werden. Das in der beschriebenen Weise ausgeschmückte Zimmer dient als Gast- oder als Empfangszimmer und heißt deshalb das Kunak-Zimmer (Kunak = Gastfreund). In den anderen Zimmern jeder Saklja befindet sich die Küche und der Aufenthaltsort der Familie. Im Sommer, wenn die Frauen das Essen im Freien zubereiten und in den Vorgemächern sich aufhalten, ist das Zimmer ordentlich und reinlich; im Winter dagegen sehr schmutzig. Das Wassergefäß, der Weinschlauch, die Mehlbehälter stehen da; allerlei Fleisch und Speck hängt an Haken, alte Lappen und dergleichen liegen herum: hier wohnt Winters die ganze Familie.

Licht dringt in die Zimmer durch die kleinen Fenster und die stets geöffnete Thür sowie auch von oben durch den gerade aufsteigenden offenen Rauchfang des Kamins. Im Winter bleiben Fenster und Thüren ebenfalls offen — man wärmt sich unmittelbar am Kaminfeuer.

In vielen Dörfern sind die Häuser so erbaut, daß unter den Wohnzimmern zu ebener Erde Räume für das Vieh und die Pferde sich befinden; an anderen Orten giebt es Hürden von geflochtenen Zäunen für das Vieh, welche vom Hause entfernt auf dem Hofe errichtet sind. Die Reichen haben zweistöckige Häuser; zu ebener Erde wohnt die Familie, der erste Stock enthält die Gastzimmer.

Hat jemand sich ein neues Haus erbaut, so versammeln sich die Weiber und die Jugend beiderlei Geschlechts, um hülfreiche Hand zu bieten, damit das Dach noch einmal mit Lehm verschmiert werde. Dafür bewirthet der Erbauer die Jugend mit Wein oder Branntwein, und veranstaltet an demselben Abend für die übrigen jüdischen Hausbesitzer ein Gastmahl. An einigen Orten, z. B. in Derbent, Kuba, Temir-Chan-Schura, Chasaw-Jurta, Grosnoe, haben die reichen Juden gut eingerichtete, europäische Häuser. In diesen ist jedoch eine Abtheilung ganz asiatisch, hier wohnt die Familie; eine besondere Abtheilung aber ist zur Aufnahme von kaukasischen Gästen, eine dritte, vollkommen europäisch aufgeräumte, für europäische Gäste bestimmt.

Die edle Sitte der Gastfreundschaft ist wie bei allen asiatischen Völkern, so auch bei Juden überall verbreitet. Wenn irgend ein Chacham (Gelehrter) aus Rußland oder Palästina in ein jüdisches Dorf kommt, so beeilt sich jeder Einwohner dringend den Reisenden zu bitten, zu ihm zu kommen; gewöhnlich kehrt der Chacham bei einem reichen Hausbesitzer oder beim Rabbiner ein. Der Wirth, welcher seinen Gastfreund empfängt, nimmt ihm das Gepäck ab und trägt dasselbe in das Gastzimmer, weist dem Gast daselbst den besten Platz zum Lager an und wäscht ihm die Füße. An einigen Orten ist dies alles die Pflicht der Hausfrau. Ist diese Ceremonie beendet, so treten die älteren und angesehenen Leute des Dorfes in das Haus, reichen dem Gast die Hand mit den Worten: „schalem aleichem“ (Friede sei mit Euch) oder „baruch-gabo“ (gesegnet sei Deine Ankunft). Der Gast antwortet „Aleichem schelom!“ Dann beginnt eine allgemeine Unterhaltung und der Wirth läßt Erfrischungen verabreichen. Damit der Gast sich nicht langweile, wird er ohne Unterlaß besucht und über seine Reise ausgeforscht, woher und wohin. Wenn der Gast abreisen will, so bittet ihn sein Wirth noch zu bleiben. Ist der Gast arm, so unterstützt die Gemeinde ihn nach Möglichkeit mit Geld; der Wirth giebt ihm allerlei Nahrungsmittel mit und einige der Einwohner geleiten den Gast bis zum nächsten Dorf. Jüdische Kaufleute oder Leute, welche in anderer Veranlassung reisen, haben jeder ihren bestimmten Gastfreund (Kunak), bei dem sie einkehren. Auch die Muselmänner haben in den jüdischen Dörfern ihre bestimmten Bekannten und Freunde (Kunaks), welche sie aufnehmen und beherbergen; in gleicher Weise hat jeder Jude auch in den muselmännischen Dörfern seinen eigenen Gastfreund, welchen er regelmäßig besucht. Kommt ein Gast in das Haus seines Gastfreundes und gefällt ihm die Wohnung nicht, so darf er nicht ein anderes Quartier wählen, sondern muß bleiben; ein Verlassen der Wohnung würde sowohl dem Wirth wie dem Gaste schaden.

Nahrung.

Die Juden sind keine großen Freunde der Reinlichkeit: ihre Speisen bereiten sie in sehr unsauberer Weise. Das Essen wird in einem Gefäß aufgetragen, welches offenbar in Wochen nicht gewaschen wurde und an welchem die Spuren der früher darin enhaltenen Speisen noch bemerkbar sind. Ihre Trinkgefäße sind mit Schmutz und Staub bedeckt, von Fliegen verunreinigt. Obgleich namentlich bei den Wohlhabenden Löffel und Gabeln in Gebrauch sind, so benutzen sie mit Vorliebe die Finger beim Essen und greifen ohne Weiteres mit den Fingern in jede Speise hinein. Merkwürdig ist, daß die meisten Speisen einen sehr specifischen Schweißgeruch haben.

Die Sitte erfordert es, daß jeder Gast mit dem Wirthe oder dessen Familie gemeinschaftlich speist; ebenso ist es Gebrauch, daß jeder, wer er auch sei, der gerade die Familie beim Mahl antrifft, zum Essen eingeladen wird. Deshalb werden die Speisen stets in solcher Quantität zugerichtet, daß sie, wenn nöthig, für zehn unvorhergesehene Gäste ausreichen. Für gewöhnlich essen Männer und Weiber einer Hausgenossenschaft zusammen, sobald aber ein Fremder hinzukommt, so entfernen sich die Weiber und essen gesondert in ihrem Zimmer.

An gewöhnlichen Tagen werden Mittags und Abends die Speisen auf großen runden hölzernen Untersetzern aufgetragen; an Feiertagen dagegen oder in Gegenwart von Gästen werden Untersetzer aus Kupfer benutzt. Das Präsentirbrett (Untersetzer) wird an den Boden auf einen mit

einem baumwollenen Zeug (Zitz) bedeckten Teppich gestellt; an Feiertagen und in Gegenwart eines Gastes nimmt man statt des zitzenen ein seidenes Tuch. Unter dem Tuch liegt (ungesäuertes) Brot (Tschurek genannt), welches nur einmal wöchentlich am Freitag gebacken wird, und daneben Salz, Zwiebel und Knoblauch; bei besonderen Veranlassungen, wie an Festen und bei Anwesenheit von Gästen, auch Früchte. Ist ein ganz besonders angesehener Gast zugegen, so wird für ihn frisches Brot gebacken. Um das Brett mit den Speisen herum sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Männer; an der Thür stehen einige Diener oder für gewöhnlich ein Glied der Familie. Zuerst reicht der Diener Wasser zum Waschen der Hände, dann liest der Wirth ein Gebet, nimmt ein Brot, zerbricht dasselbe in so viel Stücke, als Anwesende sind, und reicht jedem ein Stück zu. Jeder sagt ein kurzes Dankgebet her, taucht das Stück Brot drei Mal in das Salz und fängt unter den wunderlichsten Grimassen zu essen an. Darauf nimmt der Hausvater ein zweites Brot, bricht dasselbe in Stücke, taucht die Stücke in Salz und sendet die Stücke den Weibern in ihr Gemach. Dann werden die Früchte und später Zwiebel und Knoblauch mit Brot verspeist — das ist der erste Gang. Nun erscheint die Hausfrau mit verhülltem Gesicht und trägt das Essen auf, und hinter ihr sofort die Dienerschaft mit den übrigen Gerichten, so daß alles mit einem Mal aufgetischt wird: Suppe mit Hammelfleisch oder Hammelspeck (Fettschwänze) oder Rindfleisch, mit vier- oder dreieckigen Klößen (Klümpchen) aus Weizenmehl. Diese Klößchen, zu denen auch Essig und Knoblauch zugesetzt wird, heißen Chinkal. Oder Suppe aus Bohnen mit Rindfleisch, Hammelfleisch und Hammelspeck, versetzt mit Knoblauch und sauren Beeren; dickgekochter Pilaw mit Hammelfett und Rosinen; Eierkuchen; gekochtes Rind- und Hammelfleisch; verschiedenes gebratenes Fleisch; ferner eingemachter Knoblauch und eingemachte Gurken oder Salat; schließlich allerlei Süßigkeiten, gebratene oder gebackene Birnen, Aepfel oder Pflaumen mit Honig oder Zucker eingekocht, mit Hammelfett und mit Rosinen als Compot.

Zu allen Speisen wird Knoblauch in großer Menge zugethan. Die Anwesenden nehmen von jedem Gericht etwas, mischen alles durcheinander und essen mit den Fingern. Zur Suppe werden Löffel benutzt; zum Fleisch zugespitzte hölzerne Stäbchen oder einfach die Finger, allenfalls ein Messer.

Zum Trinken wird Branntwein und Wein verabfolgt; es wird verhältnißmäßig viel getrunken; doch selten bis zur Betrunkenheit.

Zum Abend reicht man Chinkal (Klöße) oder gebratene, geräucherte oder gesalzene Fische (Kutum genannt) oder Bohnen in Oel oder Speck mit Knoblauch, Salz und Zwiebel. Diese verschiedenartigen Gerichte giebt man aber nur an Feiertagen oder wenn Gäste anwesend sind, für gewöhnlich ißt man Brot mit Käse oder Fischen (Kutum), mit Zwiebeln und Knoblauch.

Besonders lieben die Juden allerlei Grünkraut, sie essen dasselbe ohne besondere Zubereitung einfach mit Brot. Der Verfasser war einst in Kuba zu einigen reichen Juden geladen, woselbst man ihn mit Wein und Branntwein aufnahm, ihm aber mehr als fünferlei verschiedene Sorten von Grünkraut vorsetzte.

Im Allgemeinen nehmen die Juden große Quantitäten von Nahrung zu sich, dafür kommen sie aber, auf der Reise z. B., mit wenig aus; etwas ungesäuertes Brot, Zwiebeln, Knoblauch und Käse reichen auf lange Zeit bei ihnen aus.

Die kaukasischen Juden haben keine besondere Tracht; sie kleiden sich so wie die Volksstämme, unter welchen sie wohnen.

Die jüdischen Frauen gehen sehr einfach und ärmlich gekleidet, einzelne nur in Lumpen gehüllt; die guten Kleider verschließen sie und gebrauchen sie nur in seltenen Fällen, an Feiertagen oder zu Hochzeiten.

Die jüdischen Frauen sind alle sehr gutherzig, nehmen gern Gäste auf, sind dienstfertig und arbeitsam; sie leiten das ganze Hauswesen, bereiten die Speisen, tragen Wasser, hacken Holz u. s. w. — reiche wie arme; auch die Kleider für die ganze Familie werden von den Frauen angefertigt. In weiblichen Handarbeiten sind sie sehr geschickt, sticken hübsche Tabaks- und Geldbeutel und allerlei weibliche Schmuckgegenstände. Die Frauen beschäftigen sich auch mit der Brotbereitung: Oefen giebt es nur einige in jedem Dorfe; es sind große Gruben in der Erde mit Lehm und Kalk ausgeschmiert. Meist wird nur ein Mal wöchentlich vor dem Sabbath gebacken, sonst bei gewissen besonderen Anlässen, z. B. bei Besuch eines Gastfreundes. Beim Ofen versammeln sich die Frauen gern um zu plaudern; eine jede bringt Holz zum Heizen und den fertigen Teig, aus welchem die Brote geformt werden, mit. Der Reihe nach lassen die Frauen ihr Brot backen — unterdeß vertreiben sie sich die Zeit mit Schwatzen, Lachen und Erzählen.

Unter den jungen Weibern giebt es einige, welche sich die Haare und die Augenbrauen färben; andere bemalen sich das Gesicht mit verschiedenfarbigen Figuren und Kreisen, so daß sie fast wie Wilde aussehen. Die Haare flechten sie zu einem langen Zopf, welcher in einem langen seidenen Beutel steckt, und hinten am Nacken herunterhängt.

Eine sehr unangenehme Eigenschaft der kaukasischen Jüdinnen ist ihre große Zanksucht; wegen der geringsten Kleinigkeit können sie mit einander in Streit gerathen, und machen dabei einen schrecklichen Lärm; oft kommt es zu Thätlichkeiten.

Verlobung und Hochzeit.

Die Verlobung findet sehr früh statt, während die Verlobten noch Kinder sind. Gewöhnlich sind die Verlobten mit einander verwandt und wohnen in demselben Dorfe (Aul), selten finden Verlobungen zwischen den Einwohnern verschiedener Aule statt. Die Verlobung wird von den Eltern durch ein Mahl gefeiert. Während die Verlobten noch Kinder sind, sendet allwöchentlich die Braut dem Bräutigam allerlei Geschenke, Früchte, Speisen, allerlei Handarbeiten; dagegen schenkt der Bräutigam der Braut einige Silber- und Goldsachen. Der Bräutigam heißt „arass“, die Braut „arussa“. Wenn während dieser Zeit die Braut den Bräutigam oder einen seiner Verwandten sieht, so muß sie sich auf den Boden setzen und ihr Gesicht verhüllen; der Bräutigam, sobald er die Braut oder deren Verwandten erblickt, so scheut er sich zu sprechen. Findet in dieser Zeit eine fremde Hochzeit statt, zu der das junge Paar auch geladen ist, so opfert der Bräutigam den Musikanten Geld, damit sie gut spielen. Sie nennen das einen „Schabasch“. Die Braut tanzt dabei in der Mitte, die andere Jugend im Kreise um die Braut. Einen Monat vor der Kopulation kommt der Vater des Bräutigams mit zwei Zeugen in das Haus der Braut, um dort die Kaufsumme für die Braut zu erlegen, dafür kauft der Vater seiner Tochter die Kleider und allerlei andere Gegenstände. Ob er weiter seiner Tochter eine Mitgift schenkt, hängt von seinem guten Willen ab. Den eigentlichen Ehekontrakt mit einzelnen genau stipulirten Bedingungen schließt der Rabbiner ab; der Kontrakt enthält allerlei Bestimmungen über etwaige Scheidung u. s. w.

Eine Woche vor der Hochzeit läßt der Bräutigam verschiedene Speisen an diejenigen Personen austheilen, welche

noch in Trauer um einen im Laufe des Jahres Verstorbenen sich befinden. Das geschieht, damit jene Trauernden ihm die Erlaubniß zur Hochzeit geben sollen.

Am Anfang dieser Woche wählt die Braut aus dem Kreise ihrer Freundinnen zwei Mädchen, welche ihr behülflich sein sollen, die Hochzeitsgewänder zu nähen. Diese Mädchen, welche bis zur Hochzeit bei der Braut bleiben, heißen „Sogdnschen", d. h. Dienerinnen. Am Sonnabend Abend gehen sie zu allen Jungfrauen des ganzen Dorfes und bitten sie zur Braut zu kommen. Gewöhnlich findet die Kopulation am Mittwoch Abend, sehr selten am Donnerstag und Freitag statt. Vom Sonntag bis zum Mittwoch bleiben nun die Jungfrauen bei der Braut, sie nehmen dort ihre Mahlzeiten ein, singen und tanzen. Morgens und Abends steigt die Braut mit ihren Jungfrauen auf das Dach ihres Hauses und hier werden tatarische Lieder gesungen. Dann macht die Braut mit ihren Jungfrauen unter Musikbegleitung Besuche bei ihren Verwandten, und ladet diese zur Hochzeit ein. In allen Häusern werden die Mädchen bewirthet und die Braut wird beschenkt. So gehen die drei Tage hin.

Beim Bräutigam versammeln sich unterdeß im Laufe der Woche die Weiber seiner Familie und helfen ihm seine Hochzeitskleider nähen, wofür er sie bewirthet und mit Kleinigkeiten beschenkt. Am Donnerstag Abend finden sich zwei Brautführer („Schaffer", „Marschälle") beim Bräutigam ein, um von nun an bei ihm zu bleiben. Sie werden Biror genannt, oder wenn zufällig der Bruder des Bräutigams darunter ist, so heißt er Dumor. Am Freitag wird im Hause des Bräutigams ein Mahl hergerichtet und die „Schaffer" ziehen von Haus zu Haus, um die jungen Männer einzuladen. Dieselben erscheinen und essen und trinken bis in die tiefe Nacht hinein. Am Sonnabend nach dem Morgengebet werden alle Hausbesitzer abermals zum Bräutigam geladen; sie erscheinen, werden bewirthet und schmausen bis Mittag; dann gehen sie und nun kommen die Weiber und singen und tanzen bis zum Abend.

Am Sonntag ziehen alle jungen Leute in den Wald um Holz zu holen, dessen sie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten bedürfen. Am Montag versammeln sich alle beim Bräutigam und feiern wieder. Unterdeß sind auch Musikanten zum Fest eingetroffen, welche mit Freuden bewillkommnet werden: jede Frau trägt ihnen ein Gefäß mit Brot entgegen. Am Dienstag findet bei der Braut im Hause ein Mittagessen statt, an welchem alle Einwohner des Dorfes theilnehmen; die Brüder und der Vater des Bräutigams sind auch dabei; nur der Bräutigam selbst nicht. Nach dem Essen wandert die ganze Gesellschaft zum Bräutigam und holt von ihm alle die Geschenke und Sachen, welche der Braut bestimmt sind. Alles wird feierlich zur Braut getragen. Die vorangehenden Männer tragen Fackeln, eine Frau trägt auf ihrem Kopfe einen großen kupfernen Untersetzer, welcher ein Quantum Mehl, zwei Hühner und die Geschenke für die Braut enthält; die anderen Frauen tragen ebenfalls Untersetzer auf dem Kopfe, aber nur mit Brot; dann folgen die Musikanten, dann das übrige Volk mit Fackeln. Alles schreit Hurrah! Alt und Jung tanzt, die Mädchen singen. Aus dem Hause der Braut kommt man ihnen entgegen: das Mehl und die Hühner werden sofort zu einem Imbiß angerichtet. Man spielt, singt und tanzt den ganzen Tag hindurch. Die Braut wirft sich in die besten Kleider, und hüllt sich in ein seidenes Tuch; die jungen Mädchen singen und tanzen bis zur Mitternacht. An diesem Abend werden der Braut die Hände und Finger mit rother Farbe angestrichen.

Am Mittwoch Morgen begeben sich die „Schaffer" in Begleitung der Musikanten in die einzelnen Häuser, um kleine Geschenke an Tabak, Wein, Tüchern u. s. w. zu empfangen. Dann holen sie aus ihren Wohnungen alle diejenigen jungen Frauen ab, welche sich im Laufe des Jahres verheirathet haben und die bisher noch gar nicht — so fordert es die Sitte — ihre Wohnungen verlassen haben, und führen sie zum Bräutigam. Hier wird eine mimische Aufführung arrangirt, bei welcher eine Frau die Rolle eines Mannes spielt. An diesem Mittwoch müssen Braut und Bräutigam fasten. Dann wird dem Bräutigam das Haupthaar geschoren, worauf er ein Roß besteigt und mit seinen gleichfalls berittenen Freunden herumsprengt — wo er vorüberreitet, wird er mit Mehl beworfen. Die ganze Gesellschaft, der Bräutigam voran, reitet zum Fluß; der Bräutigam badet sich und nun legen ihm die Genossen hochzeitliche Gewänder an, streuen ihm zur Erinnerung an die Trauer um den Fall Jerusalems Asche auf das Haupt und singen mit wehmüthiger Stimme den Psalm David's 137. Auch die Braut nimmt gleichzeitig ein Bad, entweder auch im Flusse oder in einer zu eigens solchem Zwecke hergerichteten Badstube, „Mikwa". Am Flusse nehmen die Genossen einen Imbiß, doch betheiligt der Bräutigam sich nicht dabei. Nun macht sich alles bereit zur Heimkehr. Da fragt der Bräutigam: Wer will zuerst der Braut die Kunde bringen, daß ich fertig bin? Zwei oder drei sprengen in Windeseile wie Pfeile voraus zur Braut. Der erste, der die Braut erreicht, erhält als Lohn ein seidenes Tuch, welches er seinem Rosse um den Hals bindet, zugleich wird ein Ei an der Stirn des Pferdes zerschlagen, um dasselbe vor dem bösen Blick zu bewahren. Der zweite und dritte, welche die Braut erreichen, empfangen je ein Huhn und einen Krug Wein. Sobald der Bräutigam mit seinen Genossen das Dorf betreten hat, so kommen ihm alle Einwohner entgegen; sie bringen Wein und Hammelfleisch, bewirthen die Genossen und trinken mit ihnen auf das Wohl des Bräutigams; Frauen, welche der Familie des Bräutigams angehören, kommen besonders mit Untersetzern, gefüllt mit ungesäuertem Brote, auf dem Kopfe, dazwischen sind Lichte dem Brote angeklebt; einige Frauen halten Lichte in den Händen. Unter diesen Frauen ist auch die sogenannte „Enga", d. i. die Schwester, oder eine nahe Anverwandte des Bräutigams; sie hat die Aufgabe, dem Bräutigam zur Seite zu stehen mit einem Lichte in der Hand und dabei zu singen: „oi atlan, atlan giow, Temir-Chan atlan giow". Die Frauen beginnen nun vor dem Bräutigam zu tanzen. Dann tritt der Rabbiner mit seinem Schülercorps ein und läßt ein Hochzeitslied singen: Israeliten, singt ein Lied zu Ehren des Bräutigams! Der Bräutigam erfreut sich seiner Braut, und die Braut des Bräutigams, Hallelujah! Hallelujah! Der Bräutigam leuchtet wie der Morgenstern und die Braut ist schön wie eine Königin! Mögen sie beide Morgens und Abends leuchten immerfort unter dem Volk der Israeliten! u. s. w. u. s. w. [1]).

---

[1]) Wir lassen das Weitere fort.

Ein neues Projekt zur Verbindung des Aralsee mit dem Kaspischen Meere.

Ein Protokoll der Sektion Orenburg der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft, abgedruckt im „Orenb. Listok", sagt über diesen Gegenstand etwa Folgendes:

Die gelehrte Welt beschäftigt sich jetzt mit der Möglichkeit, eine Wasserverbindung zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere in dem alten Bette des Amu Darja, dem Uzboi, herzustellen. Aus diesem Grunde erforscht und nivellirt man den 1000 Werst langen Lauf des Uzboi und untersucht auch das Delta des Amu. Beides macht bedeutende Aufwendungen nöthig. Es giebt jedoch auf der schmalen Landzunge zwischen den beiden Meeren noch eine andere Strecke, die bei Lösung der beregten Frage nicht wenige Beachtung verdient, und das ist das Bett des Flusses Tschegan auf der Nordseite des Ust-jurt. Dieser Fluß oder, richtiger gesagt, dies trockene Flußbett nähert sich in dem bekannten Theile seines Oberlaufes dem Aralsee auf einen Abstand von wenig über 100 Werst. Dieser Punkt kann auch nicht besonders hoch liegen, da selbst der Kamm des Ust-jurt sich nur 700 Fuß über den Spiegel des Aralsee erhebt. Außerdem zieht sich vom Aralsee in der Richtung auf jenen Punkt am Tschegan und zwar von der Tuschtschе-Bas-Bai ausgehend ein breites und tiefes Thal hin, bekannt unter dem Namen Arys.

Da der Spiegel des Aralsee 243 Fuß über demjenigen des Kaspischen Meeres liegt, so müßten im Falle einer Durchstechung der Landenge die Wasser des Aralsee in beträchtlichem Maße ins Kaspische Meer abfließen. Die Frage stellt sich also so, ob man dem Aralsee einen Ausfluß in den Tschegan schaffen kann.

Der Aralsee wird durch zwei große Flüsse gespeist, deren Wasserzufluß jetzt die Verdunstung ausgleicht; wird aber ein künstlicher Abfluß nach dem Meere geschaffen, so muß nothwendigerweise sein Wasserspiegel fallen und das ganze nördliche, östliche und zum Theil auch das südliche Ufer des Sees wird, wie die hydrographische Karte von Butakow zeigt, auf große Strecken trockengelegt. Die Folgen einer gelungenen Ausführung einer solchen Arbeit werden sein: 1. Der Aralsee bekommt ganz süßes Wasser; 2. seine Oberfläche wird kleiner, auch seine Tiefe nimmt etwas ab; 3. an den Ufern des Sees können wieder menschliche Niederlassungen entstehen. Ueber die Schiffbarkeit des Abflusses läßt sich in Ermangelung genauer Daten vorläufig nichts sagen. Aber angenommen selbst die Untersuchung und das Nivellement der Strecke zwischen dem Aralsee und dem Tschegan ergäbe die größte Schwierigkeit, oder selbst die Unmöglichkeit der Herstellung eines Kanals, so ist die Arbeit darum doch nicht verloren aus folgender Erwägung:

Mit jedem Jahre zeigt sich deutlicher, daß die Umleitung der Wasser des Amu in den Uzboi durchaus keine leichte Sache ist; der Zweifel am Erfolge wächst bei dem Fortschritte der Untersuchung und die Chancen des Erfolges nehmen ab. Angesichts dieses Umstandes wird eine Untersuchung in anderer Richtung, namentlich da sie räumlich näher gelegen und mit geringen Unkosten verknüpft ist (etwa 100 Werst Nivellement und eine gewöhnliche Aufnahme), durchaus keine vergebliche Arbeit sein; sie kann ein vollkommen neues Licht auf die ganze Frage werfen und unerwartete Aufschlüsse über die Entstehung des berühmten Uzboi geben. Es ist ja sehr möglich, daß die Niederung des Tschegan und diejenige des Uzboi in vielen Beziehungen ähnlich sind, und ihr Vergleich bietet die Möglichkeit das Räthsel zu lösen, welches schon viele Jahre hindurch die forschenden Geister beschäftigt hat: nämlich die Frage, ob der Amu-Darja in historischer Zeit sich in das Kaspische Meer ergoß. Endlich wird man erst nach Untersuchung des Terrains in beiden Richtungen bestimmt sagen können, ob es möglich ist, diesen Lauf des Flusses in jetziger Zeit wieder herzustellen, und in welcher Richtung man am vortheilhaftesten zur Ausführung schreitet.

Außerhalb der Grenzen des Gebietes, dessen Erforschung der Orenburger Gesellschaft obliegt, sind zur Lösung der Frage alle Maßregeln ergriffen und Mittel dafür angewiesen: auf der uns nächstliegenden Strecke ist noch nichts geschehen. Angesichts der vergleichsweisen Billigkeit dieses letztern Theiles der Arbeit wird die Orenburger Sektion der Geographischen Gesellschaft sich der Inangriffnahme dieser Aufgabe nicht entziehen und sie mit ihren Mitteln unterstützen. (Turkest. Ztg. 1880, Nro. 22.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach amtlicher Zusammenstellung betrug die Zinkproduktion der Provinz Schlesien im Jahre 1878: 1 192 000 Centner. Hiervon verwalzte die Schlesische Aktiengesellschaft für Zinkhüttenbetrieb ihre eigene Produktion von circa 325 000 Centner. Der Rest von etwa 867 000 Centner kam in Breslau zum Verkauf, da die Produktionsstätten selten direkt nach dem Auslande verkaufen.

(Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— Nach dem „Kuryer Poznanski" hat auch im Jahre 1879 der polnische Großgrundbesitz in der Provinz Posen abgenommen, aber nicht in dem Maße, wie 1878. Es gingen nämlich im Jahre 1879 15 340 Morgen aus deutschen in polnische, dagegen 22 576 Morgen aus polnischen in deutsche Hände über. 32 484 Morgen wurden von Polen an Polen verkauft. Der polnische Großgrundbesitz hat demnach 1879 um 7236 Morgen abgenommen, im Jahre vorher aber um 37 756 Morgen, zusammen um 44 992 Morgen, welche 35 Besitzern gehörten.

(Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— In Belgien hat man, ähnlich wie es von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft geschehen ist, im Jahre 1879 statistische Untersuchungen über die Farbe der Augen und der Haare der Bevölkerung angestellt. Die Zahl der untersuchten Schulkinder betrug 600 000. Im nörd-

lichen Belgien überwiegt der blonde Typus mit hellen, grauen oder blauen Augen und hellen, blonden oder rothen Haaren. Im südlichen Belgien herrscht dagegen der braune Typus vor, der sich durch braune oder schwarze Augen und Haare kennzeichnet. Die geographische Grenze dieser Gebiete fällt bemerkenswerther Weise fast genau mit der Grenzlinie der flämischen und wallonischen Sprache zusammen. In den flämischen Bezirken dominirt der blonde, in den wallonischen der braune Typus. Das flämische Belgien schließt sich in ethnologischer Beziehung an die echt germanische blonde Bevölkerung an, welche Dänemark, Schleswig-Holstein, Hannover und Westfalen erfüllt. (Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— In Italien konnten bei der Aushebung von 1879 nur 45,33 Proc. der Konskribirten lesen und schreiben. Der Procentsatz der Analphabeten ist am kleinsten (29²/₅ Proc.) in Piemont, steigt nach Süden, im Römischen auf 63⁴/₅, in Neapel auf 71 Proc. und erreicht in Sardinien und Sicilien die Summe von resp. 74¹/₃ Proc. und 76¹/₃ Proc. (Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— Der Hafen Piräus und damit Athen sind seit Mitte August direkt mit Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien einerseits, und mit Corfu und Triest andererseits verbunden, indem die Dampfer des österreichischen Lloyd jetzt statt in Syra im Piräus anlegen. Dadurch erwächst sowohl dem Lande wie den vielen Reisenden ein großer Vortheil, indem die lästige Ueberfahrt auf kleineren Schiffen von Syra nach Athen wegfällt. Es werden im Piräus wöchentlich zehn der größten Lloyd-Dampfer anlegen und wurde der Lloyd-Agentur zu diesem Zwecke der nördliche Theil des Hafens angewiesen. Die Lücke aber, welche der Lloyd in Syra hinterläßt, wird binnen Kurzem durch die große Kaiserl. Russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft ausgefüllt sein, welche ihre neue Levante-Linie mit 10 großen Dampfern befahren und ihre Hauptagentie in Syra errichten wird.

— Die russische Postverwaltung hat kürzlich eine neue Ausgabe ihres Postkursbuches erscheinen lassen. Außer den seit 1875 eingetretenen Veränderungen in den Postkursen Rußlands enthält dasselbe zum ersten Male die Verkehrsanstalten in Ferghana, im Gebiete von Kars und Batum, sowie in dem neu erworbenen Theile Bessarabiens.

— Im Gouvernement Rjazan sind etwa eine Million Deßjatinen Land nördlich der Oka auf der Strecke von Kolomna bis Kassimow fast ganz mit Sumpf bedeckt. In dieser Sumpfzone liegen die großen Krondomänen: Borowaja, Keletzko-Solodtschinskaja, Radowitzkaja, Worontzowskaja, Kurtinskaja, Schaturski bor ꝛc.; zur Trockenlegung derselben und zur Gewinnung einer flößbaren Wasserstraße mußten die Flußthäler und Bassins folgender Nebenflüsse der Oka: Schja, Solodtscha, Wokscha, Pra und Lamscha kanalisirt werden. Im Laufe der Jahre 1876 bis 1879 sind die nöthigen Untersuchungen angestellt worden, bestehend in Nivellements, Tiefbohrungen (bis 30 Fuß Tiefe), Vermessungen der Sümpfe und Beobachtungen über den Zustand der genannten Flüsse. Bis Ende 1879 waren in dieser Beziehung ausgeführt: 1. 2600 Werst Nivellements, welche, einen Raum von 1200000 Deßjatinen umfassend, die Kreise Spaßk, Kassimow, Jegorjewsk und Theile der Kreise Rjazan und Zaraïsk überspannen; 2. Tiefbohrungen an 29 Punkten; 3. Untersuchung und Messen der Sümpfe an 140 Stellen. Die 1877 begonnene Kanalisation erstreckt sich bis jetzt 1. auf Anlage der Hauptkanäle und Seitengräben für Trockenlegung der Domänen Borowaja und Keletzko-Solodtschinskaja; 2. begonnen ist die Entwässerung von Radowitzkaja, welche 27000 Deßjatinen Land umfaßt im Bassin der Schja, die zwischen Kolomna und Rjazan in die Oka fällt; 3. in Angriff genommen ist der Bau eines Kanals zur Verbindung der Flüsse Solodtscha und Pra. Im Ganzen waren bis Ende 1879 die Flußbetten aufgeräumt oder Kanäle angelegt auf 165 Werst. Die Ausmaße für die Kanäle ꝛc. sind dieselben wie im Poläß. Die Entwässerungsarbeiten und in Verbindung damit die Anlage von Waldwegen, Faschinendämmen und Brücken machen in den erhöhten Holzpreisen auf den oben genannten Domänen sich bereits fühlbar. Die Flößerei auf der Solodtscha und ihrem Nebenflüßchen Keletzka ist seit 1878 im Gange. Die Ausgaben für die gesammten Arbeiten der letzten vier Jahre betrugen 80000 Rubel.

Afrika.

— Auf Vorschlag der Herren Choisy und Soleillet ist der sofortige Bau einer doppelten Telegraphenlinie von el-Aghuat durch das Land der Beni Mzab nach Wargla und von Biskra über Tuggurt nach Wargla beschlossen worden. Dieselbe soll als Vorläufer einer Eisenbahn die Bewohner der algerischen Sahara mit der französischen Kultur in Verbindung bringen und sie daran gewöhnen.

— Nach einem in London eingetroffenen Berichte sollen Kapitän Carter und Herr Cadenhead, Mitglieder der belgischen Expedition in Innerafrika, durch einen Häuptling ermordet worden sein. Den letzten Berichten zufolge stand Carter im Begriffe, von Karema am Tanganjika-See nach Zanzibar zurückzukehren, um dort ein neues Unternehmen behufs des Fanges und der Zähmung afrikanischer Elephanten ins Leben zu rufen, während Cadenhead mit Burdo und Roger sich in der Nähe von Tabora (Kazeh) befand.

Inzwischen hat eine fünfte belgische Expedition unter Lieutenant Braconnier am 10. August dieses Jahres Liverpool verlassen, um Stanley's kleine Schaar am untern Kongo zu verstärken. Dieselbe besteht aus den Lieutenants Haron, Valcke, van Heste und dem Ingenieur Paul Nevé.

— Matteucci (s. oben S. 94) hat Fascher, die Hauptstadt Darfors, schneller erreicht, als er anfänglich glaubte. Während seine Gefährten Prinz Borghese und Kapitän Massari sich den Freuden der Jagd hingaben, ist er vorangeeilt, um alle Vorbereitungen für die Weiterreise nach Wadaï zu treffen. Wie in Kordofan, so fehlt es auch in Darfor fast ganz an Wasser; die Eingeborenen sammeln es deshalb in der Regenzeit (Juni bis September) in ausgehöhlten Baobabs, die zuweilen bis 30 m im Umfange messen, und in denen es sich acht Monate lang frisch und klar hält. Das Land leidet noch an den Nachwehen der gewaltsamen Unterwerfung durch die Aegypter; es ist mit Ruinen bedeckt und wird vom Handel gemieden. Matteucci gedachte nur wenige Tage in Fascher zu verweilen und dann nach Kolkol an der Grenze von Wadaï weiterzugehen.

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. V. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Schapira's Reise in Jemen. Von Prof. H. Kiepert. (Mit einer Karte.) — Die kaukasischen Juden. I. — Ein neues Projekt zur Verbindung des Aralsee mit dem Kaspischen Meere. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — (Schluß der Redaktion 24. August 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 13.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)
(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VI.

Am Abend des Tages, an welchem Harmand von Kemmerât aufgebrochen war, langte er an der Stromschnelle Cheng-dôn-saâ an, welche durch eine Reihe größerer und kleinerer Inseln und Felsbänke gebildet wird, zwischen denen, wenigstens zu dieser Jahreszeit, nur ein schmaler gewundener Kanal wirbelnden und schäumenden Wassers bleibt. Nur unter Herzklopfen konnte er die eine volle Stunde in Anspruch nehmende Passage zurücklegen. Weil die Ufer so steil und dicht mit Gebüsch bedeckt sind, ist es unmöglich, die Pirogen auszuladen, man muß sie mit ihrem gesammten Ballaste hindurchziehen und zwar mit sehr langen Seilen von spanischem Rohre, weil diejenigen Stellen, wo die Bootsleute an Land gehen können, sehr weit von einander entfernt und sehr klein sind, was die Manipulation noch schwieriger und gefährlicher machte. Zum Glücke waren die Laos von Kemmerât lauter ausgesuchte Leute, welche dabei einen Muth und eine Kaltblütigkeit entwickelten, wie sie der Reisende bei diesem Volke kaum für möglich erachtet hatte. Immerhin war es eine böse Fahrt, welche Harmand Niemanden gegen Ende der trockenen Jahreszeit zu unternehmen räth.

27. April. Der Nam-Không (Me-Không) ist mit schönen Inseln und Felsen bedeckt; der Strom stellenweise sehr stark; noch einige Stromschnellen. Es ist heiß (37°); gegen Abend bedeckt sich der Himmel und ferner Donner läßt sich hören.

28. bis 30. April. Nur in Ban-muk (Ban-Mouc) wird ein kurzer Aufenthalt gemacht, um die Ruderer zu wechseln. Hier und da finden sich in dem riesigen, stets einförmigen und fast stromlosen Flusse lange flache Inseln, auf denen sich Vögel tummeln, große Jabirus mit metallisch blauem und weißem Gefieder und rothen Füßen, Kibitze in großen Schaaren und gefällig fliegende Wasserschneider (Mövenart).

Am Abend des 30. langte Harmand in Peunom an, das im ganzen Laos-Lande wegen seiner alten Pagode und seines Bonzenklosters berühmt ist. Erstere ist von zahlreichen thât (pyramidenförmigen Gräbern) umgeben und wird von zwei Ringmauern geschützt; sie besteht aus einem sehr hohen thât, dessen Basis unzweifelhaft aus sehr alter Zeit stammt, aber vielfach umgeändert worden ist, und einem großen, von schönen hölzernen Säulen mit palmförmigen Kapitellen umgebenen Gebäude. Das Innere des letztern ist finster, wird von zahlreichen Fledermäusen bewohnt und ist mit schlecht erhaltenen Fresken bedeckt; auf den Fensterläden sieht man Figuren von fast Lebensgröße, welche Chinesen, Birmanen und auch Europäer darstellen, z. B. einen typischen Marquis mit Dreispitz, Puderperrücke, Spitzenhemd, Kniehosen und langen Strümpfen; wahrscheinlich ist vor langer Zeit einmal ein solches Bild von Bang-kôk in diese Wildniß gelangt und kopirt worden. Auf dem Altare sieht man eine Unmasse von Buddhabildern aus den verschiedensten Stoffen und von den verschiedensten Größen, von derjenigen eines Fingernagels an bis zu 6 Meter Höhe. Hinter diesem Gebäude erhebt sich innerhalb einer zweiten

Ringmauer der thât, dessen Spitze die Kokospalmen ringsum weit überragt; er besteht aus feinen, sorgsam zusammengefügten und skulptirten Ziegeln in Gestalt ornamentirter Blätter. Die Basis dieses Thurms ist mit Glasgeschirr und Porcellanscherben, darunter selbst eine alte Brille, ganz bedeckt.

Am 2. Mai ging es weiter auf dem hier fast 1 km breiten, ruhigen und tiefen Strome, an dessen rechtem Ufer zahlreiche Dörfer und Weiler liegen. Um 5 Uhr Abends landete man bei La-khôn auf dem sandigen Ufer, welches sich in Folge des wenigen Regens der letzten Tage mit einem frischgrünen Rasenteppiche bedeckt hatte, auf welchem Pferde, Zeburinder und Kinder sich tummelten, während zahlreiche Männer und Frauen sich im Flusse badeten. Letztere ergriffen beim Anblicke des Weißen sofort die Flucht, mit der einen Hand ihr nasses Kleid haltend, mit der andern ein heulendes nacktes Kind hinter sich her zerrend. Kaum war Harmand ans Land gestiegen, so umringten ihn eine Anzahl Annamiten, die hier eine Niederlassung gegründet hatten. Sie waren meist dorthin geflohen, als die Franzosen zuerst in Cochinchina gelandet waren und deshalb in Annam Soldaten ausgehoben wurden; andere hatte die Furcht vor Strafe oder vor hartherzigen Gläubigern in das Innere der Halbinsel getrieben. Trotzdem, daß die Franzosen ihre natürlichen Feinde sind, empfing jene Kolonie unsern Reisenden mit vielen Glückwünschen und ausgesuchten Höflichkeiten wie einen Beschützer, ja fast wie einen Landsmann.

Am folgenden Morgen bezog Harmand die für Fremde bestimmte Sala und empfing den Besuch des Ortsvorstehers, eines höchst mißtrauischen, stolzen und dummen Menschen, den er kaum mittels vieler Geschenke zum Reden zu bringen vermochte. Doch erfuhr er schließlich so viel, daß der Fürst von Ubôn sein Wort gehalten, daß auf seinen Befehl für den Reisenden ein Lager in den Bergen hergerichtet worden sei, und daß er abreisen könne, sobald es ihm beliebe. Da hier seine Reise zu Wasser ihr Ende nahm, ging er sofort daran, sich alles überflüssigen Gepäckes zu entledigen, um so wenig Träger als möglich zu bedürfen. Namentlich

Ankunft vor dem Dorfe La-khôn.

schenkte er den Annamiten vielerlei Dinge und suchte zu gleicher Zeit unter ihrer Zahl einen Boten ausfindig zu machen, welcher ihm einen Brief nach dem südlichen Tongking an die dortigen französischen Missionäre befördern könnte; er wollte den Bischof jener Gegend, in welcher es viele Christen giebt, um seine Unterstützung ersuchen, damit ihm bei der Ueberschreitung der Grenze nicht zu viel Hindernisse in den Weg gelegt würden. Anfangs widerstrebten alle aus mancherlei Gründen diesem Ansuchen; endlich fand sich dann ein junger Annamit, der mit Bewilligung des Gouverneurs und gegen gute Bezahlung die 25 Tage in Anspruch nehmende Reise ausführen wollte, auch wirklich nach einigen Verzögerungen dieselbe unternahm, aber, wie Harmand erst viel später erfuhr, bei seiner Rückkehr von wilden Laos in der Nähe von La-khôn ausgeplündert und dann aus Furcht vor Strafe ermordet und auf die Seite geschafft wurde.

Am 4. Mai wurde Harmand in der Gala-Piroge des Gouverneurs, einer der längsten und größten, die er je gesehen, bei erdrückender Hitze einige Meilen den großen Strom aufwärts gerudert, stieg dann ans Land und schlug in Begleitung von etwa 10 Trägern die Richtung nach den Bergen ein, deren sonderbar gezackte Gipfel gegen Osten sich vom Horizonte abhoben. Hier beging er die Unvorsichtigkeit, barfuß den glühenden steinigen Boden zu betreten und sich schwer am linken Fuße zu verletzen; er besaß nur noch zwei Paar Stiefel und hatte dieselben möglichst schonen wollen. Nach öfterm Anhalten erreichte er den Fuß der Berge, deren erster Anblick ihn entzückte, und fand dort bei einem Wasserloche in den Marmorfelsen eine ganz neu errichtete niedliche kleine Hütte aus grünem Bambu, in welcher er sich alsbald wohnlich einrichtete. Gleich am nächsten Tage unternahm er trotz seiner schmerzenden Wunde einen ersten Ausflug nach den Bergen, der ihn jedoch arg enttäuschte. Für einen Künstler sind diese schwarzen zerrissenen Felsen, diese riesigen Steinmassen, welche sich aus der kahlen oder nur mit einzelnen Gruppen stachlicher Bambus bedeckten Ebene erheben, diese tiefen Höhlen in ihren Seitenwänden und spitzen Felsnadeln ein lohnendes Ziel; der Naturforscher mag ihnen fern bleiben. Hat man sich mühsam

durch das Bambudickicht bis zum Fuße eines solchen Felsens hindurchgearbeitet, so sieht man erst, daß eine Besteigung ganz unmöglich ist, weil die Wände fast senkrecht emporsteigen; nur hier und da hat ein Busch in den Spalten Wurzel gefaßt und findet dort dürftige Nahrung. An den beiden nächsten Tagen setzte er seine Nachforschungen fort, fand auch ein kleines Gehölz, was ihm für seine Sammlerzwecke besser geeignet zu sein schien, und siedelte dorthin über. Die Hitze wurde jetzt unerträglich, und noch immer wollte kein Regen fallen; er verzeichnete folgende Temperaturen: 9. Mai Maximum 38°, 3 Uhr Nachmittags 37½°, 4 Uhr 37°, 6 Uhr 33°, 10 Uhr 27,2°; 10. Mai Minimum während der Nacht 26,3°, Maximum 38,5°, 6 Uhr Nachmittags 35°, 10 Uhr 30,5°. Trotzdem er schon zwei Jahre auf Reisen und sechs Jahre in Cochinchina zugebracht hatte und die Sonnenhitze nicht scheute, wurde ihm es hier zu viel; er ver-

Lager unter Bambus am Fuße der Berge bei La-khôn.

lor allen Appetit und litt öfters an Uebelkeit. Sollten sich jemals Europäer in diesem Lande dauernd niederlassen, so glaubt er, daß der Maimonat alljährlich stark unter ihnen aufräumen wird. Dabei kein Tropfen Regen und ein wolkenloser, leuchtender Himmel, keine Insekten, keine Pflanzen zum Einlegen, keine Vögel zu präpariren! Die Fauna dieser Berge ist sehr armselig; man sieht weder Pfauen noch Eichhörnchen, die sonst überall so häufig sind; auf dem Boden nicht eine einzige Fährte von Tiger oder Hirsch. Nur nach Sonnenuntergang kommen zahllose Schaaren von Fledermäusen (Rhinolophes) aus den Spalten der Felsen hervor und fliegen westwärts; sie zu schießen, war Harmand's einzige Unterhaltung. Selbst seine annamitischen Begleiter litten unter der erdrückenden Schwüle. Ohne weitere Thätigkeit verstrichen die nächsten Tage bis zum 15. Mai; die Hitze stieg bis auf 39,4°, und schließlich verlegte Harmand

zum dritten Male seine Hütte an den Rand des Waldes, an den Fuß des größten und höchsten Berges und in den Schatten einiger hohen Bäume. Am 17. Mai fing endlich der Regen an reichlich zu fallen und es kamen Insekten zum Vorscheine; alsbald kehrte auch die gute Laune und Arbeitslust des Reisenden zurück und er verbrachte die Morgen und Abende mit Sammeln, die Mittage mit Zergliedern und Mikroskopiren; Vögel und Säugethiere waren aber auch jetzt noch sehr selten. Immer heftiger wurde der eben noch ersehnte Regen und er goß schließlich in solchen Strömen herab, daß ihn Harmand verwünschte. Im Walde war es so dunkel, daß man kaum sehen konnte, und die Feuchtigkeit war so groß, daß Instrumente, Kleider und Matten sich mit grünlichem Schimmel bedeckten, und unter den Leuten zahlreiche Erkrankungen vorkamen.

Merkwürdig verhielten sich die Berge: trotz des reichlichen Regenfalles bildet sich weder an ihrem Fuße noch auf ihren Abhängen auch nur der kleinste Bach, sondern alles Wasser sickert durch Spalten in sie ein, zersetzt sie und bildet so tiefe Höhlen, welche mitunter riesige Tropfsteinbildungen aufzuweisen haben. In manchen derselben sind die Wände buchstäblich mit Fledermäusen bedeckt, ähnlich wie die finsteren Gänge der alten Bauwerke Kambodjas; zu Dutzenden kann man sie mit einem bloßen Stocke zu Boden schlagen und sammeln.

Lager im Walde am Fuße der Berge von La-khôn.

Am 27. Mai wurde der Rückweg nach dem Me-không angetreten. Die kahle Ebene, welche man beim Hinwege zu passiren hatte, bot jetzt einen ganz andern Anblick; so weit man sehen konnte, sproßten die Kräuter, ein herrliches Schauspiel, besonders wenn die Sonne schien. Es ist das die schönste Zeit im Jahre. In La-khôn wurden die letzten Vorbereitungen getroffen und die letzten überflüssigen Dinge großmüthig verschenkt. Etwa zehn Kisten voll Instrumente, Bücher, Sammlungen u. s. w. wurden nach Bassac zurück-

geschickt, von wo sie der Fürst nach Französisch-Cochinchina zu senden versprochen hatte; erst elf Monate später trafen sie dort ein, aber ihr Inhalt war mit Ausnahme einiger Thiere in Spiritus vollständig verdorben.

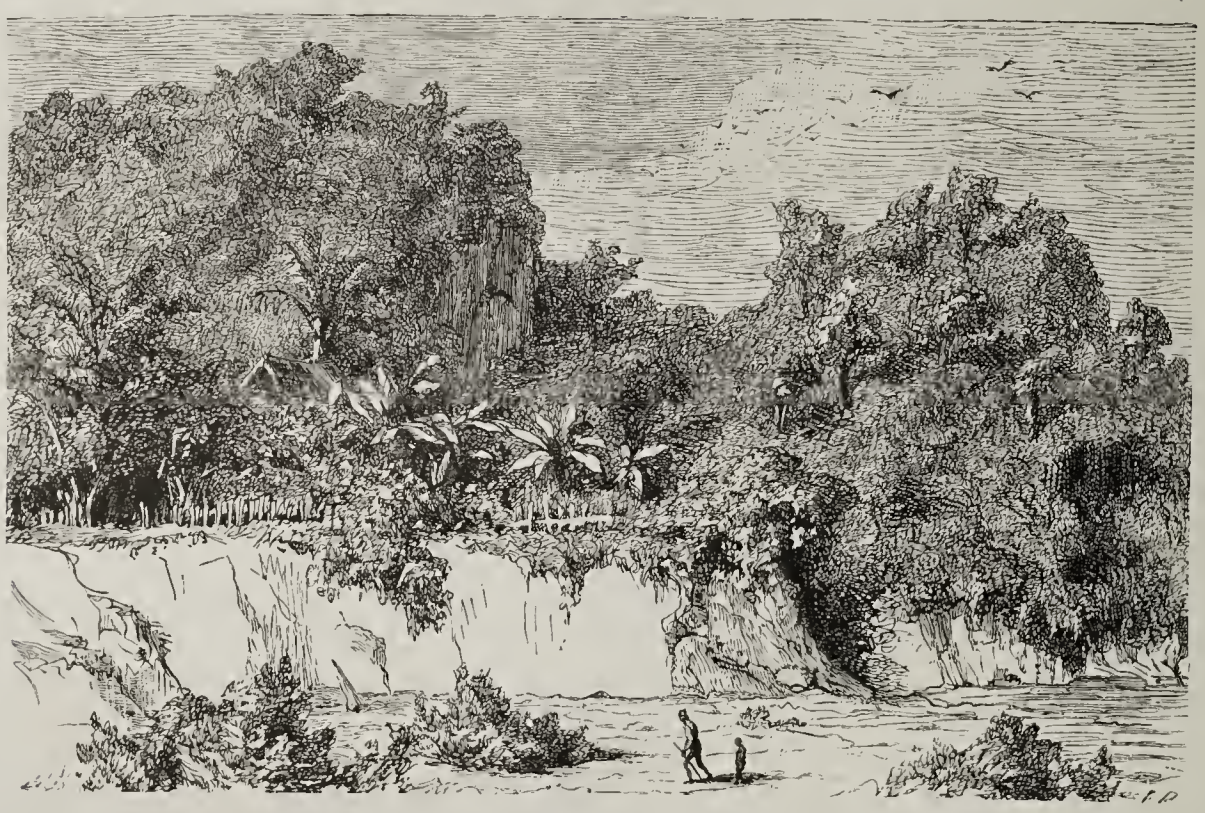
Felsen schwarzen Marmors in den Bergen von La-khôn.

Abreise von La-khôn.

Am 31. Mai Morgens kreuzte Harmand zum letzten Male den Nam-không oder Me-không, auf dessen Fluthen er in den letzten zwei Jahren so oft gefahren war, und landete um zehn Uhr auf dem linken östlichen Ufer, wo er noch

einige zurückgebliebene Träger erwarten mußte. Mit Schrecken bemerkte er, daß anstatt 40 volle 62 Träger sich eingefunden hatten, und außerdem noch ein kleiner Häuptling, der sich wie ein Reitersknecht zum Kriege bewaffnet hatte und stolz auf seinem Pony herumsprengte, daß die Schellen des rothen Pferdegeschirres einen Höllenlärm vollführten. Auch für den Reisenden, der seine sich gerade besserende Gesundheit schonen wollte, hatte man ein Pferd bereit gestellt. Endlich setzte sich die lange Kolonne in Bewegung und durchzog im Gänsemarsche auf engen Pfaden zuerst Reisfelder. Weiterhin nahm die Gegend ein wilderes Aussehen an; zahlreiche Spuren aber deuteten darauf, daß sie früher einmal angebaut und mit Dörfern bedeckt gewesen war. Jetzt aber sind die Fruchtbäume abgestorben, haben sich die Reisfelder in Sümpfe verwandelt und überall herrscht Einöde, vielleicht in Folge des annamitisch-siamesischen Krieges von 1830 bis 1831.

Der Reisende selbst mit seinem Führer eröffnete den Zug; um sein Gepäck kümmerte er sich nicht im Geringsten, denn er war sicher, daß es heil und unverletzt im Nachtlager ankam; alle die Träger, Kornaks, Bootsleute u. s. w., die ihn begleiteten, hatten ihm niemals auch nur einen Strohhalm entwendet. Jedes Gepäckstück, gegen den Regen durch ein dichtes Laubdach geschützt, wurde von zwei Leuten an einer dicken Bambusstange getragen. Am ersten Tage überschritt man auf Ziegenpfaden einen kleinen Berg aus Sandstein, dann ein waldiges Thal und übernachtete mitten in einem Sumpfe in einem kleinen Dorfe, das von Phu-Thays bewohnt wird. Dieses Volk scheint früher die ganze Gegend innegehabt zu haben, jetzt aber fast völlig mit den Laos verschmolzen zu sein. Der Marsch des zweiten Tages führte durch Sümpfe und Waldlichtungen und gegen Abend durch eine großartige enge Schlucht zwischen senkrecht aufsteigenden Marmorwänden, am folgenden Tage (2. Juni) passirte man zuerst einen gestrüppreichen, dichten Wald mit moorigem Boden, in welchem sich viele Spuren von Elephanten zeigten, sodann ein trockenes, steiniges, rauhes Terrain, dessen zahlreiche Schwierigkeiten nur diese kleinen laotischen Pferde zu



Ansicht von Phu-Wà.

überwinden vermögen. Gegen Abend erreichte man weite, verbrannte, ebene Savannen, die mit sonderbar gestalteten Marmorfelsen bestreut sind. Im Osten zeigten Gruppen von Kokospalmen und Bambus die Lage der Provinzialhauptstadt Phu-Wà an, deren wenige Hütten zu beiden Seiten des etwa 40 m breiten Flusses Se-bang-fey am Fuße eines Spitzberges liegen und einen reizenden und zugleich wildmalerischen Anblick gewähren. Bewohnt wird der Ort von Sôs, Phu-Thays und Laos durch einander. Der dortige Mandarin versprach zuerst Träger für den Marsch nach Annam, widerrief dann aber seine Zusage mit allen möglichen Ausflüchten und Lügen, die Annamiten seien Kopfabschneider, es gebe keinen Weg dorthin und dergleichen, während die Annamiten in La-khôn im Gegentheil behauptet hatten, daß der Weg nach Annam in Phu-Wà seinen Anfang nehme. Durch keine Drohungen, durch keine Geschenke, nicht einmal durch Silberbarren war der Beamte dazu zu bringen, dem Reisenden Träger und Führer zu stellen, und dieser sah endlich ein, daß hinter dieser Weigerung kein Geringerer als der Fürst von Ubôn stecke, dem dieses ganze Gebiet untergeben ist. Offenbar hatte er Befehl gegeben, den Franzosen bis La-khôn und in die dortigen Berge vordringen zu lassen, aber ihn daran zu hindern, die annamitische Grenze zu überschreiten. Alle Versuche, die Leute auch nur zum Reden und zu Erklärungen über ihre Handlungsweise zu bringen, scheiterten vollständig: so dumm sie aussahen, so gewitzt zeigten sie sich, als es galt, den geschickt gestellten Kreuz- und Querfragen des erbitterten Franzosen auszuweichen.

Die kaukasischen Juden.

II.

Nach Beendigung des Gesanges begleitet der Rabbiner mit seinen Schülern den Bräutigam nach Hause. Hier führen die Greise und Greisinnen vor dem Bräutigam einen Tanz auf — so will es die alte Sitte. Dann begeben sich der Rabbiner, der Vater des Bräutigams und wenn noch andere Söhne da sind auch diese, wie ferner die Gemeindeältesten mit einigen Deputirten zur Braut und nehmen hier eine Schätzung des Eigenthums der Braut vor, der Garderobe, Geschirre, Betten, Geld, kurz der ganzen Mitgift; das Resultat wird für den Fall einer etwaigen Ehescheidung in den Ehekontrakt eingetragen. Jetzt kehren sie wieder zum Bräutigam zurück und führen ihn zu allen denjenigen Personen, welche in diesem Jahre Verwandte durch den Tod verloren haben und noch trauern. Der Bräutigam muß von ihnen sich Verzeihung und die Einwilligung zu seiner Hochzeit erbitten. Freundlich und wohlwollend wird er empfangen, erhält die Einwilligung und Geschenke noch obendrein; er küßt dem Hausvater die Hand und wandert mit seinen Begleitern weiter in das Haus der Braut. Hier ist alles zum festlichen Empfang bereit. Man weist dem Bräutigam einen besondern Platz an, um ihn herum sitzen seine Jugendgenossen und die Greise. Jetzt tritt die Mutter der Braut ein: sie hält in ihren Händen eine hohe Fellmütze (Papacha), einen silbernen Gürtel und ein rothseidenes Tuch und geht auf den Bräutigam zu. Er erhebt sich von seinem Sitze, kreuzt die Arme vor der Brust, beugt das Haupt, küßt der Mutter unterwürfig die Hände und will vor ihr auf die Knie fallen. Die Mutter verhindert dies, setzt ihm die Fellmütze aufs Haupt, umgürtet ihn mit dem silbernen Gürtel und befestigt das rothseidene Tuch am Gürtel, küßt ihn auf die Stirn und — tanzt etwas mit ihm herum. Jetzt erhebt die anwesende Jugend ein Geschrei: goi schabasch! goi schabasch! Die Mutter der Braut verschwindet und die zur Familie der Braut gehörigen alten Männer und Frauen tanzen vor dem Bräutigam — „nach der Weise ihrer Väter"; nach beendigtem Tanze küssen sie den Bräutigam und verabreichen ihm Geschenke.

Unterdeß sitzt in einem besondern Gemach die Braut, umgeben von ihren „Sogduschen" (Brautführerinnen) und Jungfrauen, welche singen und musiciren.

Auf dem Hofe ist der Baldachin schon bereit; er besteht aus vier langen Stäben, über welche ein seidenes Tuch gebreitet ist. Einige junge Leute halten die Stäbe, andere stehen herum, mit brennenden Naphthafackeln in den Händen, die Frauen dagegen sind mit brennenden Wachslichtern versehen. Unter diesen Baldachin stellt sich der Bräutigam, dann treten der Vater und der Rabbiner hinzu: alles wartet auf die Braut. Nun geht der Bruder zur Braut, ruft sie und sie erscheint geführt von ihren Sogduschen und tritt auch unter den Baldachin. So geschieht es, wenn die Kopulation auf dem Hofe der Braut erfolgt; findet sie aber in der Synagoge statt, so reitet die Braut dahin auf einem guten Roß, welches der Bruder am Zaume führt; die Sogduschen ebenfalls zu Pferde mit brennenden Lichtern in den Händen folgen ihr. Mit der Braut zugleich stellen sich auch ihr Vater und ihre etwaigen Brüder unter den Baldachin. Der Rabbiner vollzieht nun die Trauung genau so, wie bei den europäischen Juden, d. h. nach den religiösen Bestimmungen der Talmudisten. Doch ist eine kleine Differenz: Bei den europäischen Juden muß die Braut sieben Mal um den Bräutigam herumgehen, bei den kaukasischen Juden kennt man diesen Gebrauch nicht. Nachdem der Rabbiner alle Gebete u. s. w. verlesen hat, schreien alle Anwesenden laut Hurrah! Die Sogduschen führen die Braut hervor, der Bruder setzt sie auf das bereitstehende Roß, die Jünglinge schießen ihre Gewehre ab, die Schwester der Braut (Enga) oder eine andere ihr nahe verwandte Jungfrau mit einem brennenden Lichte in der Hand besteigt gleichfalls ein Roß und folgt der Braut, deren Pferd der Bruder führt: die übrige Jugend folgt zu Fuß und geleitet die Braut bis zum Hause des Bräutigams. Unterdeß bleibt der Bräutigam noch unter dem Baldachin, während der Rabbiner mit seinen Schülern abermals ein Hochzeitslied absingt. Nach Beendigung des Gesanges geleitet der Rabbiner mit seinen Schülern den Bräutigam nach Hause.

Die Braut wird auf ihrem Wege von der Stelle der Trauung bis zum Hause, das sie aufnehmen soll, von allen Frauen, welche aus ihren Häusern hervorkommen, mit Reis beworfen, das heißt, man wünscht der jungen Frau Fruchtbarkeit. Auch die Frauen, welche im Hause die Neuvermählte empfangen, bestreuen sie mit Reis. Beim Eintritt muß die Braut über ein auf die Schwelle der Thür gelegtes Stück Eisen hinüberschreiten: das geschieht, weil es Gesundheit und Glück bringt. Dann reicht man der Braut zwei Gläser, das eine mit Honig, das andere mit Oel gefüllt; sie taucht die rechte Hand in das Oel, die linke in den Honig und schmiert ein wenig davon auf den Thürpfosten; das geschieht zur Vorbedeutung eines angenehmen und sorgenlosen Lebens. Beim Eintritt in das Haus tanzt der Bruder der Braut mit ihr eine „Lesghinka"; die Jugend schießt und schreit Hurrah! Die Dienerschaft bringt Wein und alles trinkt auf das Wohl der Braut. Man führt die Braut in ein besonderes Zimmer; bei ihr bleibt die Enga mit den beiden Sogduschen. Aus jedem Hause werden drei ungesäuerte Brote (tschurek) nebst Eiern und Fleisch zur Hochzeit geliefert; an der Thür steht irgend jemand, der die Gaben empfängt. Gegen Abend versammeln sich alle Dorfeinwohner zur Hochzeitsfeier. Der Bräutigam sitzt; neben ihm ist ein großes seidenes Tuch ausgebreitet, auf dieses werden die Geschenke, Geld oder verschiedene silberne und goldene Gegenstände niedergelegt, welche die einzelnen Personen glückwünschend darbringen. Neben dem Tuch steht ein Mensch, welcher ausruft, wer etwas gegeben hat, z. B. „goi schabasch! N. N. schenkt zu Ehren des Sohnes (der Tochter oder des Bruders) 5 Rubel." Auch die Mutter des Bräutigams tritt ein, begleitet von ihren Verwandten; sie hält einen Teller, auf welchem drei verschieden gefärbte Tschurek (ungesäuerte Brote) liegen; auf jedem Brote stehen drei dünne brennende Wachslichtchen, daneben liegen drei Eier und drei Aepfel; in den Aepfeln stecken Münzen. Die Mutter übergiebt den Teller dem Sohne, während der Ausrufer laut mittheilt, wie viel Geld die Mutter und wie viel die Verwandten geben. In ähnlicher Weise sammelt auch die Braut Geschenke ein. Sobald die Darbringung der Ge-

schenke beendet ist, empfängt der Bräutigam alles in Gegenwart von Zeugen, und nun setzt sich Alles zum Nachtmahl. Nach dem Essen kann der, welchem es beliebt, nach Hause gehen, ein Theil der Gäste bleibt da, um beim Klange der Trommeln und der „Surnen“ (ein Saiteninstrument) bis zum frühen Morgen zu tanzen. Um Mitternacht kommen die Enga und die Sogduschen aus dem Gemache der Braut und die „Schaffer“ führen den Bräutigam hinein. Nachdem das junge Paar eine Weile allein gewesen, kommt der junge Ehemann wieder hervor und sofort begeben sich die Sogduschen mit der Enga wieder zur jungen Ehefrau. Der Ehemann zieht sich in ein besonderes Gemach zurück und die Schaffer schießen ihre Gewehre ab zum Zeichen, daß alles bereits in Ordnung. Die junge Frau aber verläßt ihr Lager nicht vor sieben Tagen, während dessen wird sie von den Sogduschen und der Enga bedient; alltäglich kommen die Gespielinnen zu ihr — sie zu erheitern und zu trösten. Am Sabbath oder auch an dem den sieben Tagen folgenden Mittwoch versammeln sich alle jungen Männer und Jungfrauen im Hause der Neuvermählten, die Männer beim Ehemann, die Jungfrauen bei der Ehefrau und schmausen, singen und tanzen zum letzten Mal: jetzt hat das junge Paar endlich seine Freiheit und kann seinen eigenen Geschäften nachgehen.

Bekanntlich heirathen die europäischen Juden nur eine Frau, allein da das Gesetz Mosis die Vielweiberei nicht verbietet, so nehmen die kaukasischen Juden nach dem Gesetz und der Sitte ihrer Väter und nach dem Beispiel der muselmännischen Stämme, zwischen welchen sie wohnen, mehr als eine Frau, doch nicht mehr als drei.

Wenn eine Frau in Kindsnoth ist und die Geburt nicht erfolgen will, so nimmt man Erde vom Grabe einer Person, welche im Verlauf der letzten 40 Tage gestorben, thut die Erde in ein Glas mit Wasser und giebt davon der Kreisenden zu trinken; hilft das Mittel nicht, so holt man noch ein Mal Erde, aber tiefer aus dem Grabe, und verfährt wie früher. Aber dieses geschieht alles ohne Wissen der Rabbiner, welche ein derartiges Heilverfahren nicht billigen.

Im Dorf Mamrasch (Gebiet von Kjurinsk) wurde, während der Verfasser dort weilte, in dem Quartier, das er inne hatte, ein Knabe geboren. Die Kreisende lag auf dem Erdboden auf Stroh in einem besondern Gemach. Sobald der Hausvater erfahren hatte, daß sein Weib ihm einen Sohn geboren, kam er herbei, und das erste, was er that, war, Lichte anzuzünden und an die Wände des Zimmers kleine Papierzettel zu heften, auf welchen Namen der verschiedenen Schutzengel des Neugeborenen geschrieben waren. Allen Fremden war der Zutritt zur Wöchnerin nicht gestattet. Erst nach einigen Tagen fingen die Frauen aus dem Dorfe an, die Wöchnerin zu besuchen. Acht Tage nach der Geburt wurde das Knäblein beschnitten. Der Schächter, welcher hier die Stelle des Rabbiners versah, vollzog mit Geschicklichkeit die Operation. Die Operation kann entweder in der Synagoge oder im Hause der Wöchnerin vor sich gehen. In Grosnoje wohnte der Verfasser im December 1868 in kalter Zeit einer Beschneidung auf dem Hofe der Wöchnerin bei. Trotz der großen Kälte versammelte sich die ganze Gesellschaft auf dem Hofe; nach Beendigung der Operation wurden lange Tische errichtet, und Krüge mit Wein und Branntwein, gebratene Hühner und Hähne daraufgestellt. Die Anwesenden, bis zu den Knien im Schnee stehend, zertheilten ohne Messer und Gabel das Geflügel und verspeisten es ohne Brot.

Krankheit. Tod. Begräbniß.

Die kaukasischen Juden leiden an mannigfaltigen, je nach den verschiedenen Lokalitäten verschiedenen Krankheiten. Vorherrschend sind sie mit allerlei Fiebern behaftet; dabei leiden sie häufig an den Augen. Sehr verbreitet ist die Skrophelsucht und Schwindsucht, besonders in den Dörfern Andrejewo Aksajerskaja und Kostek (Terek-Gebiet).

Sobald jemand erkrankt ist, so werden Hausmittel angewandt, mitunter auch der Dorfzauberer herbeigeholt; die Hülfe eines gebildeten Arztes wird selten in Anspruch genommen. Häufiger nimmt man seine Zuflucht zu den aus Persien anreisenden Badern, welche verschiedene Kräuter und Arzneien verordnen und sofort an die Kranken verabfolgen; zu diesen haben die Juden volles Vertrauen, wogegen sie vor den gebildeten Aerzten und deren Mitteln große Scheu hegen.

Ist ein Dorfbewohner erkrankt, so sind die anderen verpflichtet, ihn täglich zu besuchen. Stirbt der Kranke, so versammelt sich sofort eine große Gesellschaft im Sterbehause. Der Todte, mit einer schwarzen Decke verhüllt, liegt auf dem Erdboden, um ihn herum stehen brennende Kerzen — der Rabbiner, dessen Schüler und einige andere Personen sitzen im Kreise um den Todten und murmeln Gebete. Die Leiche bleibt liegen, bis die Todtengewänder, Tachrichim, fertig sind. Die ganze Gesellschaft der Verwandten und Bekannten sitzt vor dem Hause oder auf dem Hofe und hilft an jenen Kleidern nähen. Gleichzeitig sind die Klageweiber auf dem Hofe erschienen; sie sitzen im Halbkreis und erfüllen die Luft mit ihrem widerwärtigen Geheul. Ein Weib, auf den Knien liegend, lobt die Verdienste des Verstorbenen; sie schlägt mit geballten Fäusten sich ins Gesicht, auf den Kopf und die entblößten Brüste so heftig, daß die danebensitzenden ihr die Hände halten. Sobald das Weib eine Pause eintreten läßt, schreien die anderen: huja alla! huja alla! Dabei schlagen auch sie auf ihre Brust und ihren Kopf und machen derartige Bewegungen, verzerren derartig ihr Gesicht, daß man nur mit Entsetzen sie anblicken kann. Mitunter geräth das eine oder das andere Klageweib ganz außer sich — die mit Blut unterlaufenen Augen sprühen gleichsam Funken, thierische Wildheit spricht aus dem Gesicht. Wie sie so dasitzen mit gelösten Haaren in alten zerrissenen Gewändern, nur die eine oder die andere in ein weißes Tuch gehüllt — da treten auch einige Männer, zwei oder drei, heran; hören eine Weile zu, nicken mit dem Kopfe und schluchzen wie die Kinder; doch bald, nach einigen Minuten, ziehen sich diese Männer zurück, um anderen Platz zu machen.

Sind die Todtengewänder fertig, so wird die Leiche hinausgetragen aus dem Hause in ein unterdeß errichtetes Zelt. Daneben wird Feuer angemacht und Wasser zum Waschen der Leiche erwärmt; dann wird die Leiche gewaschen. Endlich wird die Leiche in die aus weißem Baumwollzeug bereiteten Gewänder gehüllt: zuerst ein langes Hemd mit einer Kapuze (Baschlik) und mit Aermeln, welche unten durch Handschuhe verschlossen sind, so daß sowohl der Kopf wie die Hände vollständig bedeckt sind; dann weite Hosen mit daranbefestigten Strümpfen, um gleichzeitig die Füße zu verhüllen. Ferner wird die Leiche in eine solche Binde gewickelt, wie die Juden sie bei ihren Gebeten gebrauchen (talet oder talis genannt), und zum Schluß wird ihr noch ein langes Todtengewand angezogen. Der so sorgfältig angekleidete Todte wird auf eine Bahre gethan und entweder mit einem schwarzen oder einem rothen, aus persischem Seidenzeug gemachten Tuch bedeckt. An einigen Orten wird für jeden Todten eine besondere Bahre aus zwei hölzernen Stangen, welche durch

ein leiterartiges Flechtwerk unter einander verbunden sind, angefertigt; diese Bahre wird nach geschehenem Gebrauch auseinander genommen und das Holz verbrannt. Man hält es für eine Sünde, fertige Bahren zu haben, welche in Erwartung eines Todten da stehen; man meint, dann müsse jemand sterben. An anderen Orten, wo man diesen Aberglauben nicht hegt, steht in der Synagoge eine feste solid gearbeitete Bahre, welche zu allen Begräbnissen benutzt wird. Die Weiber begleiten die Leiche nur bis zur Hofthür; dann kehren sie ins Haus zurück, gehen auseinander und loben diejenigen, welche sich besonders bei den Klagen um den Todten auszeichneten. Die Männer tragen allein die Leiche auf den Begräbnißplatz hinaus; unterwegs bleiben sie von Zeit zu Zeit etwas stehen und lesen ein Gebet oder einen Psalm. Kurz vor dem Begräbnißplatz macht der Zug abermals Halt; die Anwesenden stellen sich in einen Halbkreis auf, die Rabbiner lesen Gebete und das Volk wirft kleine Stückchen zerbrochener alter asiatischer Münzen in die Luft, um dadurch die bösen Geister zu besänftigen. Dann trägt man die Leiche zum Grabe, welches eine Tiefe von $2^1/_2$ Arschin (circa 1,7 Meter) und mehr hat. Der Todte wird auf den Rücken, das Gesicht nach oben, in das Grab gelegt; in der Höhe einer Arschin (70 cm) etwa werden Bretter darüber gedeckt, so daß der Todte ganz frei liegt, und dann wird erst die Erde darauf geschüttet. Auf das Grab wird ein Grabstein mit einer Inschrift gesetzt: die Inschrift enthält den Namen des Verstorbenen, den Tag und das Jahr — nach hebräischer Zeitrechnung — des Todes; mitunter werden die guten Werke des Verstorbenen aufgezählt.

Nachdem die Anwesenden das Grab verlassen haben, reißen sie drei Mal etwas Gras auf dem Begräbniß ab, werfen es rückwärts über die Schulter und rufen, „es solle der Tod auf ewig aufhören". Nach der Heimkehr vom Begräbniß waschen sich alle die Hände, stellen sich in einen Kreis, der Sohn und die nächsten Anverwandten des Todten in die Mitte und lassen abermals durch den Rabbiner ein Gebet lesen. Schließlich wandern alle in das Haus des Todten, woselbst ein Mahl ihrer wartet; wiederum werden Gebete verlesen und damit ist die Feierlichkeit beendet. Einen ganzen Monat oder ein ganzes Jahr brennt im Zimmer, wo der Todte lag, eine Lampe, einen ganzen Monat hindurch werden drei Mal täglich Gebete gelesen und Tage lang klagen die Weiber um den Todten. Nach Ablauf eines Monats findet im Hause dann noch ein Gastmahl auf Kosten der Erben statt, wobei abermals Gebete verlesen werden. Und noch ein Mal wird nach Verlauf eines Jahres der Todestag durch ein großes Mahl festlich begangen. Zum Zeichen der Trauer um den Todten wird das Obergewand am Kragen eingerissen und das zerrissene Gewand das ganze Jahr hindurch getragen. In Kuba erzählte man dem Verfasser, daß in einigen Dörfern folgende Sitte herrscht: ist ein tapferer junger Mann gestorben, so zäumen die Weiber das Roß des Todten, kleiden ein junges Weib in die Gewänder des Verstorbenen und setzen sie aufs Roß, dann weinen sie und klagen um den Todten; das geschieht mehr als ein Mal im Verlauf des Jahres nach dem Tode. Im Uebrigen finden die Weiber an ihren Klagen besondern Gefallen: einst hörte der Verfasser bei Ankunft im Dorfe Jangi-Kent nahe bei Madshalis weiblichen Gesang, als er näher herzukam, so erfuhr er, daß es sich um eine Todtenklage handle; doch wie erstaunte er, als man ihm mittheilte, es betreffe die Klage einen, der vor 25 Jahren bereits verstorben!

Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Seelenwanderung. Vorstellung über die Hölle und das Paradies. Die an die Unsterblichkeit der Seele anknüpfenden Vorstellungen sind sehr verschieden. Die einen glauben, daß die Seele, nachdem sie den Körper verlassen, ein ganzes Jahr lang im Grabe bleibt und dann erst in den Himmel zurückkehrt, von wo sie gekommen. Andere glauben, daß die Seele sofort nachdem sie aus dem Körper entwichen in den Himmel hinaufffliege; und wieder andere meinen, daß die Seele ein Jahr lang dort an dem Ort verweile, wo sie den Körper verlassen, deshalb brennt an dieser Stelle einfach eine Lampe. Einige behaupten, daß die Seele alltäglich das Grab auf dem Begräbniß besuche; deshalb ist es an einigen Orten Brauch, Wasser auf den Begräbnißplatz zu stellen, damit die menschliche Seele darin sich baden und von ihrer sterblichen Behausung reinigen könne, bevor sie sich in die Himmel erhebe. Sie glauben auch an die Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene reine und unreine Thiere. Die Seele wechselt häufig ihren Sitz, und bleibt in den Thieren bald längere, bald kürzere Zeit — dabei leidet sie. Dann nach Ablauf einer Frist gelangt die Seele in die Hölle, wird dort durch Feuer von ihren Unreinlichkeiten befreit und kommt schließlich an den ihr bestimmten Ort zur Ruhe. Die Hölle stellen sich die kaukasischen Juden als eine endlose, große Halle mit vielen Abtheilungen vor. In jeder Abtheilung sind Engel des Verderbens und Teufel, welche die Sünder quälen, sie werfen sie in Kessel mit siedendem Wasser, setzen sie auf glühende Roste, beschmieren sie mit Naphtha und zünden sie an, schlagen sie mit glühenden eisernen Ruthen, schleudern sie in Abgründe, werfen sie durch die Luft von einem Ende der Welt zum andern. Am Sabbath findet keine Strafvollziehung statt, die Teufel und die Sünder ruhen und erholen sich. Am Sabbath-Abend aber erhebt sich wieder Wehgeschrei und Klagen.

Das oberste Himmelsgericht wird als eine große Halle vorgestellt, in welcher eine unzählbare Menge von Lichtern brennt: die Rabbiner und die großen Leute der alten Welt, grauhaarige Greise, sitzen in weißen langen Gewändern an langen Tischen. Hier befindet sich auch eine große Wage, auf welcher die guten und bösen Thaten der Menschen gewogen werden. Die Halle ist stets mit allerlei Todten gefüllt, welche von allen Seiten der Welt zusammenkommen; die Neuangekommenen können ihre Verwandten und Vorfahren sprechen; sie können für die Verurtheilten bitten, daß ihnen die Strafen erleichtert werden. Hier erhält der gute Mensch für seine guten Thaten eine Belohnung, d. h. nachdem die Seele von den Sünden befreit ist, wird sie in das Paradies geschickt.

Das Paradies ist im höchsten Himmel, wo der Thron des Weltenschöpfers steht; vor ihm lobt die ungezählte Menge der Engel und Cherubim andachtsvoll den Namen Jehovah's Zebaoth — stets bereit seinen Willen zu erfüllen. Alte fromme Leute, welche sich durch ihre guten Werke auf der Erde auszeichneten, sitzen da und erfreuen sich des ewigen unaussprechlichen Anblicks der Größe Gottes. Jede männliche oder weibliche Seele hat ihren besondern Platz. Die guten Leute sitzen in goldenen und brillantenen Sesseln nahe bei Gott dem Herrn; die anderen in weiterer Ferne.

Kultus. Die Gebete sind bei den kaukasischen Juden dieselben, wie bei den europäischen, meist nach dem Ritus des berühmten Rabbiners Asuloi. Sie verrichten ein Morgengebet beim Aufgang der Sonne, ein Abendgebet beim Untergang der Sonne, sobald die Sterne sich am Himmel zeigen. Die Synagogen sind bei den kaukasischen Juden durchweg nach denselben Plan in tatarischem Stil gebaut; sie sehen den Moscheen der Mohammedaner ähnlich. Die Frauen besuchen die Synagoge nie, doch kommen einzelne herzu, und stellen sich unter die Fenster der Synagoge, bis der Gottesdienst beendigt ist. Gewöhnlich verliest nur der Rabbiner die Gebete; die übrigen Anwesenden stehen und

sitzen schweigend da und hören zu; der Rabbiner sieht zur Zeit des Gebetes, mit dem Gesicht nach Westen gekehrt, zum Tempel Salomonis in Jerusalem.

Die Kinder erhalten so alte hebräische Namen, wie dieselben unter den europäischen Juden gar nicht in Gebrauch sind. Es sind solche männliche wie weibliche Eigennamen, welche zur Zeit der Wanderung durch die arabische Wüste, zur Zeit der Richter und zur Zeit der Könige in Israel gebraucht worden sind. Die kaukasischen Juden müssen hiernach die Nachkommen jener Juden sein, welche zur Zeit der ersten Existenz des Tempels von Jerusalem durch Salmanassar von Assyrien in die Gefangenschaft geschleppt worden sind. (Der Verfasser führt eine große Reihe von Namen an, welche wir fortlassen.)

Sprache, Schrift und Schulwesen. Die kaukasischen Juden haben offenbar nur in der ersten Zeit nach ihrer Uebersiedelung ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache sich bewahrt. Später, zur Zeit der persischen Herrschaft in Transkaukasien, haben sie sich den altpersischen Dialekt so angeeignet, daß aus der Vermischung des Altpersischen mit dem Althebräischen und mit den zahlreichen Dialekten der sie umgebenden Volksstämme der jetzt bei den Juden im Gebrauch befindliche Jargon entstanden ist. Als Schriftzeichen dienen bei diesem Jargon die sogenannten assyrischen, d. h. die hebräisch-quadratischen.

Während der muselmännischen Herrschaft im Kaukasus wurden die Juden fast ganz tatarisirt, sie nahmen viel von der Lebensweise, den Gebräuchen und Sitten der Muselmänner an, behielten jedoch ihre Sprache (die farsidotatische) bei.

Allmälig eigneten die Juden sich noch Eigenthümlichkeiten derjenigen Volksstämme an, zwischen denen sie gerade lebten.

Die Kenntniß der Gesetze der jüdischen Religion sowie die Kenntniß der althebräischen Sprache ist nicht sehr verbreitet, selbst nicht unter den Rabbinern. Der Verfasser konnte nur mit Schwierigkeit sich mit den Rabbinern verständigen.

Die Kenntniß des Lesens und Schreibens der Sprache, welche am Aufenthaltsort der Juden gerade gesprochen wird, ist trotz der Wichtigkeit nicht sehr verbreitet. In den Dörfern wird ein muselmännischer Mulla, in den kleinen Städten ein kundiger Tatare dafür bezahlt, daß sie für die Einzelnen die Briefe schreiben oder irgend welche andere Papiere abfassen. Um den Unterricht der Kinder kümmern sie sich wenig oder gar nicht. Als Lehrer fungiren die Schächter, welche auch sonst die Obliegenheit der Rabbiner erfüllen. Sobald diese kein Fleisch zu schächten haben, so beschäftigen sie sich mit dem Unterricht der Kinder. Sie lehren die Knaben lesen und schreiben und machen sie mit dem Inhalt der Bibel bekannt, jedoch nicht mit dem hebräischen Text, sondern mit einer farsisch-tatischen Uebersetzung. Für den Unterricht wird äußerst wenig an Geld oder in Geschenken bezahlt. Wer Schächter oder Rabbiner werden will, begiebt sich nach Derbent zu dem dortigen Oberrabbiner oder in irgend einen Ort nach Rußland. Dabei fassen sie nur die zum Schächten nothwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse ins Auge, weil dieser Beruf seinen Mann nährt; um anderes Wissen kümmert sich der jüdische Jüngling nicht. Wie sollte er sich auch andere Kenntnisse aneignen? Ein solcher kaukasischer Judenjüngling, der nach Rußland zu seinen Glaubensgenossen kommt, versteht weder den Jargon der russischen Juden noch Russisch, um sich gehörig mit ihnen zu verständigen; er ist auch nicht im Stande, sich in so kurzer Zeit alle jene Sprachfertigkeit u. s. w. zu erwerben; er begnügt sich mit dem Allernothwendigsten, was zu seinem Handwerk gehört. Kommt er nach Hause, so gilt er daselbst doch als ein gelehrter Rabbiner und ist ein angesehener Mann.

In jeder jüdischen Gemeinde im Kaukasus finden sich übrigens doch immer einzelne Individuen, welche Althebräisch verstehen, d. h. wenigstens den Urtext der Bibel lesen können; doch sind solcher wenig. In Derbent z. B., wo 200 jüdische Familien [1]) leben, giebt es nur 20 Personen, welche Hebräisch verstehen; in Arag unter 90 Familien nicht mehr als 8 Personen, in Kuba unter 1000 Familien etwa 25 bis 30 Personen, in Grosnoje unter 200 Familien nur 5 bis 6 Personen; in den anderen Dörfern (Aul) wohl nur allein die Rabbiner, selten ein anderer.

Sofort nach meiner Ankunft in einem jüdischen Dorfe — schildert der Verfasser — suchte ich die Schule auf. Man führte mich gewöhnlich in ein kleines enges in der Nähe der Synagoge gelegenes Haus oder in das Quartier des Rabbiners. Schüler waren wenige vorhanden; in einem Dorfe von 200 Häusern nicht mehr als 15 Schüler. Der Rabbiner sitzt auf dem Erdboden oder auf einem Teppich, um ihn — die Knaben; wenn sie die Bibel oder Gebete lesen, nicken sie mit dem Kopfe, wie ihr Lehrer. Sie gebrauchen eine Uebersetzung der Bibel und lesen sie mit tatarischem Accent; gedruckte hebräische A-B-C-Bücher sind selten zu finden; meist zeichnet der Rabbiner die Buchstaben an eine Tafel und die Kinder malen sie nach. Alle schreiben nach Art der Muselmänner auf den Knien und sind so sehr daran gewöhnt, daß es ihnen schwer fällt, am Tisch zu schreiben.

In Derbent existirt eine Art Rabbinerschule in einem großen, hellen, geräumigen und reinen Zimmer. Die Zöglinge, welche den Kursus hier beendigen, erhalten von dem dortigen Oberrabbiner ein Zeugniß als Schächter oder Rabbiner. Die andere Schule in Derbent, in Grosnoje, Chasab-Jurta, Temir-Chan-Schura und in den Dörfern sind in traurigem Zustande.

---

[1]) Der Verfasser führt nirgend statistische Daten über die Kopfzahl der Juden an, sondern zählt nur die Häuser.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

IX [1]).

Der Squatter.

Die Aristokratie Australiens ist das Squatterthum, eine Aristokratie, die sich nicht an den Besitz von Land knüpft, nicht eine Begründung ihrer Ansprüche in dem Alter ihres Geschlechtes sucht, sondern gleich den Patriarchen der biblischen Zeit und den tatarischen Häuptlingen unserer Tage ihren Reichthum in Herden von Schafen und Rindern hat. Zuweilen gesellt sich ein fester ländlicher Besitz zu diesem beweglichen Eigenthum; es ist die Ausnahme, aber nicht die Regel.

Der Squatter schlägt seine Zelte auf und baut seine Hütten, wo der Landmann nicht pflügt. Wie dieser vorrückt, so weicht er zurück in das Innere. In früheren goldenen Zeiten — golden für den Squatter, nicht für den Ackerbauer — war es gestattet, Strecken Landes für einen Pfifferling zu erwerben. In den ersten Tagen von Neu-Süd-Wales konnte man Land in unbeschränkten Quantitäten für 5 Sch. per Acre kaufen. Sträflinge, welche sich gut geführt hatten, wurden mit kleinen Landparzellen beschenkt. Die Krone gab an Kolonisten, welche sich Verdienste um die neue Ansiedelung erwarben, ungeheure Striche fort. Aber heute ist das nicht mehr möglich.

Die Gesetze der Kolonien streben allesammt gegen die Vereinigung von bedeutendem Grundbesitz in einer Hand. Das Land, auf dem des Squatters Herden weiden, ist gepachtet.' Es ist gepachtet auf 7, 14, 21 Jahre, aber die Regierung kann jeden Augenblick den Kontrakt kündigen, wenn sich das Bedürfniß nach Ackerland herausstellt. Im Allgemeinen mag man sagen, daß der Squatter für Weidezwecke nicht dieselben Summen zahlen kann als der Ackerbauer. Aber das Land, welches für jenen tauglich ist, zeigt sich für diesen vielleicht werthlos. Vielleicht ist der Boden bergig, sandig, salzig, vielleicht ist ihm der Regen versagt, vielleicht ist das gute Land noch zu entlegen für den Verkauf der Produkte. In Amerika konnte sich der Hinterwäldler tief im Innern niederlassen und die Erzeugnisse seines unerschöpflichen Urlandes auf Riesenflößen den Mississippi hinunterführen. Australien entbehrt eines solchen Stromes, die Ufer des Murray sind zudem unfruchtbar, ein Floß aus den Stämmen der Eucalypten gezimmert würde wie Blei auf den Boden des Flusses versinken. Je weiter man in das Innere dringt, desto geringer die Niederschläge, desto unwahrscheinlicher die Aussicht auf erfolgreichen Ackerbau. Das Klima zieht eine sichere unüberschreitbare Grenze, aber wo für den Landmann kein Raum ist, da mag der Viehzüchter leben. Bis weit in das Innere hinein reichen diese Stationen der sogenannten Pionniere australischer Kolonisation. Wir sahen dort die ersten primitiven Anfänge der Niederlassungen, Fühlhörner, welche die Kolonie versuchend ausstreckt, die sie oft genug schwer verletzt einzog, um immer wieder aufs Neue den Versuch zu machen, der endlich doch gelingt.

Das Pachtgeld, welches der Squatter zahlt, richtet sich nach der Güte des Landes. Es zerfällt in Klassen und jede Klasse wird nach der Fähigkeit, Vieh zu ernähren, geschätzt. Für jedes Stück, welches auf dem Lande geweidet werden kann, ist eine Abgabe zu zahlen. Es kommt nicht darauf an, ob das Vieh wirklich gehalten wird, das Pachtgeld wird dennoch eingefordert. Wenn aber die abgeschätzte Zahl überschritten ist, so muß auch für die Ueberzahl die Abgabe erlegt werden. Die Billigkeit der ersten Bestimmung wird ohne Weiteres zugegeben werden, die zweite mag ungerecht und bedrückend erscheinen. Aber in der That ist sie durch die Verhältnisse geboten und gegen die Habgier gerichtet, welche sich gern auf Kosten anderer bereicherte.

Es versteht sich, daß in Australien Schafe und Rinder ihre Haut und ihr Fleisch selber zu Markte tragen. Sie haben ihren Weg durch die Pachtungen anderer zu nehmen. Nun mag ein Pächter, der das Gras seiner eigenen Weiden aufgezehrt hat, mit seinen Herden auf diese Weise durch die Ländereien seiner Nachbaren reisen und sie auf deren Kosten erhalten. Das Gesetz schreibt vor, daß nicht über eine viertel englische Meile von der Straße abgewichen wird und daß man sechs englische Meilen per Tag reist. Beide Bestimmungen sind sehr leicht zu umgehen. Aber auf alle Fälle leidet der mit Gras reicher bedachte Squatter unter der Noth seines ärmern Genossen mit und das Gesetz strebt an, den leichtsinnigern und waghalsigern Viehzüchter haushälterischer und bedächtiger zu machen. Zu Zeiten großer Dürre waren nahezu alle Herden auf der Wanderschaft in der Hoffnung, irgendwo Futter zu finden, das auf der eigenen Station fehlte; dieser Versuch war sehr oft vergebens.

Die Squatter's homesteads, die eigenen Wohnsitze oder doch die ihrer Stellvertreter, haben ein sehr verschiedenes Aussehen je nach der Größe des Besitzes und der Lage desselben. Das prächtige schloßartige Gebäude in der Nähe der Städte ersetzt weiter nach Innen das niedrige aber komfortable Wohnhaus, umringt von zahlreichen Schuppen und Hütten, aber an den äußersten Grenzen begnügt sich der Squatter mit einer rohen Hütte aus unbehauenen Stämmen oder mit dem leicht zu transportirenden Zelte. Hier ist noch alles in unverfälschter Ursprünglichkeit. Der Squatter „dort oben" ist noch der wahre Nomade. Unbesetzte Weidegründe breiten sich vor ihm aus, sie stehen ihm offen, und nur die Nothwendigkeit, mit dem hinter ihm Wohnenden Fühlung zu behalten, um nicht für seine Existenz auf das Fleisch seiner Herden allein angewiesen zu sein, hindert ihn, weiter zu schweifen. Ein Leben hier hat seine Gefahren, seine Entbehrungen und sehr wenig Reize.

Für ein solches Lebendigbegrabensein findet sich auch nicht in dem materiellen Erwerb sichere Entschädigung, denn Viehzucht hier im Innern ist nicht viel mehr als eine Lotterie. Ein paar Jahre mögen den Squatter reich, ein einziges zum Bettler machen. Doch findet sich immer eine Zahl von unternehmenden Leuten, die alle Gefahren auf sich nehmen.

Diese „Stationen" züchten fast ausschließlich Rinder. Die Zucht empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Sie

[1]) S. „Globus" XXXVIII, S. 170.

verlangt weniger Arbeitskräfte, daher weniger Ausgaben an Löhnen und Proviant, ein sehr wichtiges Moment in Gegenden, wo die Tonne Mehl der schlechtesten Sorte zuweilen an 90 Pf. St. kostet, und außer dem Fleisch, das der Squatter selber erzeugt, sich gar nichts für den menschlichen Unterhalt bietet. Und die Rinder können ihr Fleisch selber zu Markte tragen; die Wolle der Schafe kann oft nur mit großen Kosten zum Hafenplatze geschafft werden, wenn der Versandt überhaupt möglich ist. Mir begegnete es, daß die Wollernte eines ganzen Jahres in Bourke verdarb, weil der Darling für die Schifffahrt zu niedrig und die Landstraßen nach Sydney durch Gegenden führten, auf denen meilenweit kein Halm oder Strauch zu sehen war, an dem das Zugvieh Nachts sich hätte erholen können. Und der Schafzüchter rechnet auf den Wollertrag vorzüglich zur Deckung seiner Ausgaben, namentlich in den ersten Jahren, wo man vom Verkauf von Schafen absieht.

In dieser Region bestehen noch ziemlich primitive Verhältnisse. Herr und Diener stehen hier nicht fern von einander, obschon der erste immer noch Mr. So und So ist und der zweite Jack, Charley oder sonst wie heißt. Kaum daß der Squatter seine eigene Hütte hat, welche er mit den Vorräthen theilt, aber die Mahlzeiten nimmt er sicher bei dem gemeinsamen Feuer mit seinen Arbeitern ein. Sie schenken ihre Zinnbecher aus demselben Theekessel voll, schneiden sich Stücke von demselben Stück Brot, das in der Asche gebacken wurde, holen sich ihr Fleisch aus derselben Pfanne. Mit dem Verschwinden von Tellern, Gabeln und Löffeln brechen manche Gewohnheiten und Vorurtheile nieder. Gleiche Arbeiten, gleiche Gefahren schließen näher an einander. Wie der Offizier in der Armee muß der Squatter im fernsten Busch fähig sein, alle Arbeiten zu verrichten, welche die Umstände von ihm fordern. Er ist im Nothfalle sein eigener Schmied, Sattler, Schlächter und Zimmermann, er muß verstehen ein Pferd zuzureiten und einzufahren, oder einen jungen Ochsen an das Joch zu gewöhnen. Sein Arm muß fähig sein, die Axt zu schwingen, sein Auge beim Schuß scharf und sicher sein. Schon anders sieht es aus, gehen wir einen Schritt weiter zurück, und in stufenweiser Folge bessert sich die äußere Erscheinung der Stationen, je näher wir den Ackerbaudistrikten kommen. Wenn auch menschliche Wohnungen noch in weiten Entfernungen verstreut sind, so gewahren wir doch überall Spuren menschlicher Thätigkeit. Starke Verzäunungen von rohen Pfosten und vielfachen Linien von Eisendraht, wo der Busch reichlich ist, ein Verhau von Bäumen und Zweigen dicht in einander geschichtet, oder von langen Stämmen auf kurzen Querhölzern ruhend scheiden die großen Weidegründe — Runs im australischen Englisch — in kleinere Abtheilungen. In seltenen Fällen sind die Stationen durch Steinmauern eingeschlossen. Die letzte Art der Einfriedigung ist natürlich sehr kostbar, bei weitem die kostbarste von allen, aber es ist auch die beste und dauerhafteste und sie schützt gegen die große Gefahr, welche im Sommer durch Feuersbrünste droht.

Es bedarf nur eines brennenden Zündholzes, um in wenigen Stunden die von dürrem Grase wogenden Ebenen auf viele Meilen weit in Brand zu setzen. Nichts vermag diese Zerstörung zu hemmen, als ein Wechsel des Windes oder das unwahrscheinliche Ereigniß eines Regenschauers. Der Versuch, dem rasenden Elemente entgegenzutreten, hat mehr als einem der Ansiedler das Leben gekostet. Nur die Steinmauern können einen wirksamen Damm gegen das verheerende Element geben, aber auch über sie springt zuweilen die Flamme, wenn der Wind sie auf seine Flügel hebt. Aber die anderen Fenzen fallen und sie helfen außerdem noch das Feuer nähren und lange nachdem die schwarze Asche von Gras und Strauch verweht ist, lauern noch in den schwelenden Stämmen Gefahren, die ein Windstoß auf noch unberührte Strecken tragen kann.

Daher sind die Gesetze zur Verhütung von Feuersgefahr während der trockenen Jahreszeit eingehend und scharf: nur gewisse Materialien dürfen vom Schützen als Vorladung benutzt, nur Zündhölzer, welche sich auf einer besonders präparirten Fläche und nicht anderswo entzünden, dürfen gebraucht werden, aus offenen Pfeifen zu rauchen ist verboten, um die Lagerfeuer muß in bestimmter Entfernung ein Raum geschaffen werden, der von allem leicht entzündlichen Gras und Gebüsch frei ist u. s. w.

Aber wenn auch die Kosten der Einzäunung groß sind (sie schwanken je nach der Art und Güte zwischen fünf und zwanzig und hundert und funzig Pfund für die englische Meile, und mit den zahlreichen Unterabtheilungen beträgt die Gesammtlänge zuweilen mehrere Hundert englische Meilen), so ist auch die Ersparniß und der wirkliche Gewinn bedeutend. Keine Ausgaben für Schäfer und eine Menge anderer Leute und bessere und reinere Wolle. Sind nur die Jahre günstig, so tilgt sich die Schuld wohl auch.

Der Squatter lebt hier schon bequemer. Zwar ist sein Haus oft einfach, vielleicht aus rohen Steinen oder unbehauenen Stämmen zusammengefügt, aber wenn auch das Aeußere rauh und abstoßend ist, das Innere ist freundlich und komfortabel. Tapeten und Gemälde, Teppiche und geschmackvolle Möbeln versetzen uns aus der unfreundlichen Umgebung heraus, und wenn sich Abends die Gesellschaft zum Diner um den wohlbesetzten Tisch versammelt und später im Drawingroom dem Spiel und Gesang der liebenswürdigen Wirthin oder ihrer Töchter lauscht, so vergißt es sich leicht, daß man mitten in der Wildniß weilt. Doch lebt man weit mehr unter der breiten Verandah als drinnen in den Zimmern. Weit und geräumig, gegen die Sonne mit Vorhängen geschützt, läuft sie um das Haus herum, und hier ißt und trinkt sich's, plaudert und liest sich's an den herrlichen Sommerabenden mit ihrer wunderbaren Klarheit und zauberischen Lichtfülle so anmuthig, daß man gern den Vollmond hoch am Himmelsbogen sieht, ehe man das Lager aufsucht.

Vom einfachen anspruchslosen Herrenhause ziehen sich in langer Reihe den gewundenen Lauf des Creek entlang, bald am einen bald am andern Ufer, dem Blick durch knorrige Eucalypten halb verborgen, die zahlreichen Gebäude der Station. Je größer ihre Entfernung, desto größer der soziale Abstand ihrer Bewohner. Da ist zunächst Bachelors Hall, der Aufenthalt der Verwalter, ebenso mit Küche und Koch versehen, als das Haus des Besitzers, daneben das große Gebäude, in dem alles das aufgespeichert liegt, was für die Station und ihre Bewohner nöthig ist. Hier lagern Tonnen von Mehl, Zucker, Salz und anderm Nothwendigen, Hunderte von Kisten Thee, Fässer Tabak, kostbare Konserven verschiedenster Art, feine Saucen und indische starkgewürzte Delikatessen, nach welchen nicht nur der reiche Squatter, sondern auch Ochsentreiber und Schäfer stark nachfragen. Hier ist auch ein vollständiges Assortiment von allen den tausenderlei Sachen, welche dem Maurer, dem Zimmermann, dem Schmied nothwendig sind. Denn wenn nicht für den ersten, so findet sich doch für die beiden letzten Jahr aus Jahr ein reichlich zu thun, wo die Station groß ist. Hier liegt auch den Bedürfnissen angemessen ein Lager der verschiedensten Bekleidungsgegenstände aus, von den mannigfachsten Hüten bis zu den ebenso mannigfachen Fußbekleidungen, fertige Männeranzüge und Zeuge für Frauenkleider, Sättel und Sporen,

Messer und Scheeren, Nadeln und Zwirn, Papier und Tinte und wie noch die tausenderlei Gegenstände heißen, deren der civilisirte Mensch bedarf oder zu bedürfen meint.

Weiterhin, fern genug, um die exklusive Aristokratie des Herrenhauses und der Bachelors Hall nicht durch ihre Nähe zu beleidigen, sind die Wohnungen der Arbeiter, oft einem Dörfchen vergleichbar. Hier liegen für sich zu einer kleinen Gruppe zusammengefügt die weißgetünchten Häuschen der Verheiratheten. Dort erstreckt sich das lange niedrige Gebäude, unter dessen Dach sich die Schlafräume und die Küche der ledigen Arbeiter vereinigen. Hier stehen auch die vielfachen Schuppen und Werkstätten, die für den Betrieb von Nöthen sind.

In weit größerer Entfernung ist der Wollschuppen aufgebaut, ein mächtiges niedriges Gebäude mit ungeheurem flachen Dach; in der That sieht es von fern aus wie ein Dach und sonst weiter nichts, das wichtigste Gebäude der Station. Denn hier wird die Ernte eingeheimst, von der des Squatters Existenz abhängt. Dieser Wollschuppen ist sein Stolz. Die übrigen Gebäude mögen unvollkommen und unbequem sein, man macht sich wenig Kopfzerbrechen über ihre Konstruktion, aber der Plan über die Anlage dieser Schuppen wird mit vieler Sorgfalt erwogen. Die Schuppen mit ihren Verschlägen zur Aufnahme der Schafe, Plätze für die Schafscheerer, mit Wollpressen, von mächtigen hydraulischen Pressen bis zu den einfachen primitiven Konstruktionen, wo mit Hand und Fuß gearbeitet wird, mit Tischen für die Wollsortirer und weitem Stapelplatze für die fertigen Ballen, umringt von starken Verzäunungen für geschorene und ungeschorene Schafe nehmen einen mächtigen Raum ein. Oft gehen weit über 100000 Thiere durch einen solchen Schuppen; an den Darling Downs in Queensland sah ich einen solchen, in dem die doppelte Zahl geschoren wurde. Danach richtet sich die Zahl der Scheerer. In einem kleinen Wollschuppen habe ich fünf bei der Arbeit gefunden; in anderen nicht weniger als sechsundsiebzig: sechszig bis siebzig Schafe im Durchschnitt täglich ist, was der Squatter vom Scheerer erwartet. Aber es giebt Leute, die es bis auf 140 an einem Tage bringen. Man kann sich wohl vorstellen, daß ein deutscher Wollzüchter von dieser Art Scheeren nicht besonders erbaut sein würde. Er würde eine solche Art des Scheerens, wie man sie in den australischen Schuppen zu oft sieht, keinen Augenblick dulden. Auch der australische Wollzüchter würde es gern sehen, wenn man ihm die Wolle seiner Schafe ganz und nicht zerstückelt gäbe, wenn seine Schafe weder mißhandelt noch zerschnitten würden, aber er wünscht die Arbeit schnell abgethan. Und große Schnelligkeit und gute Arbeit gehen nicht leicht Hand in Hand. Die Wolle wird zerstückelt und die Schafe verlassen des Scheerers Hand mit argen Wunden bedeckt. Von allen Seiten tönt der Ruf: „Theer“ und die Jungen mit den Theertöpfen haben oftmals genug zu thun, die Wunden zu bestreichen, damit Fliegen nicht noch ärgern Schaden anrichten. Ein Wollzüchter weiß, daß auf solchen Schnittstellen gute Wolle nicht wieder wächst, und der Schaden, den ungeschickte und eilfertige Leute anrichten, ist ein ungeheurer. Aber der Squatter kann sich nicht helfen. Die Arbeit muß während einer bestimmten Zeit bewältigt sein. Ehe die Nächte wärmer werden, darf man nicht anfangen, das kahlgeschorene Thier würde den plötzlichen Wechsel nicht aushalten. Und die Operation muß beendigt sein, ehe die heißen Tage die Gräser und Kräuter zeitigen, ihre scharfen Samen ausschütten und in die dichten Vließe treiben. Die Wolle wird dann verdorben und die Lämmer leiden. Tausende der letzteren kamen zuweilen durch die scharfen Grassamen um, die sich um die Augen festsetzen, sich in dieselben einbohren und den Tod herbeiführen. Ein Schafbesitzer muß auf die Scheerer des andern warten. Glücklicherweise ist das ohne Unbequemlichkeit möglich, ja durch das Klima geboten. Die regenlose, warme Periode beginnt im Innern eher als nach der Küste zu. Ohne trockenes Wetter ist ja an Scheeren nicht zu denken. Und so fängt die Schurzeit zuerst im Innern an, schon Ende August, und rückt langsam gegen die Küste vor, wo sie im November ihr Ende erreicht.

Die Scheerer sind die Aristokraten unter den Arbeitern. Die Arbeit verlangt Kraft und Geschicklichkeit. Nur die Brunnengräber und Fenzer (Arbeiter, welche Verzäunungen errichten) stehen ihnen gleich. Solche Arbeit wird nicht durch Tagelohn, sondern kontraktmäßig bezahlt, und der Arbeitnehmer fühlt sich dem Arbeitgeber mehr ebenbürtig. Die Scheerer erhalten von 12 bis 25 Sch. pro Hundert und Kost, oder sie müssen sich selber verpflegen, der Squatter aber liefert alles zu bestimmten Preisen. Im letztern Falle miethen sie selbst ihren Koch, der wieder seine Unterköche anstellt, wenn die Scheererzahl groß ist. Und er hat alle Hände voll zu thun, die Leute zu befriedigen. Ein australischer Scheerer macht extravagante Ansprüche. Drei warme Mahlzeiten des Tags mit verschiedenen Fleischgerichten, Puddings und Pasteten, dazwischen Thee und Kuchen vom Morgen früh, wenn er aus seiner Opossumdecke rollt, bis zum Abend spät, wenn das schmutzige Kartenpack bei Seite gelegt und die qualmende Fettlampe ausgelöscht wird, halten den Koch in lebhafter Thätigkeit. Aber auch er fährt nicht schlecht. Hat er seine vielköpfige Herrschaft nach Wunsch gefüttert, so schreibt ihm jeder gern 10 Sch. von seinem Verdienste ab und auch der Koch hat dann sein Schäfchen geschoren.

An eine Reinigung der Wolle dachte man früher nicht. Wie die Schafe von der Weide kamen, wurden sie geschoren und die Vließe mit ihrem ganzen Inhalt von Fettschweiß, Staub und oftmals schwerem rothen Sande verpackt. Da man wußte, daß die Käufer in London hohe Procente für diesen Ballast in Abzug brachten, so war man in Australien bedacht, so wenig als möglich davon zu verlieren. Nur ja nicht die Vließe schütteln, damit kein Sand verloren ginge! Diese Thorheit mußte sich rächen; selbst dem undurchdringlichsten Schädel des konservativsten Sheepfarmers mußte endlich die Wahrheit einleuchten, daß Sand und Schmutz nach England zu senden ein theures Vergnügen war, zumal die Empfänger selber gegen die Zusendungen protestirten. Aber dem Uebel war nicht überall abzuhelfen. Jedenfalls konnte man die Wolle nicht reinigen, denn auf sehr vielen Stationen fehlte es gerade an dem Nothwendigsten, dem Wasser. Zuweilen ist es zu mineralisch, zu salzig, sehr oft ist nicht genug vorhanden. Die Procedur muß unterbleiben. Aber man bemüht sich heutzutage die Wolle so rein als möglich auf den Markt zu bringen, und seitdem man die Schafe in Paddocks hält, wird dieser Zweck eher erreicht.

Wo aber Flüsse und große wasserreiche Creeks sind, hat man auch Wollwäschen eingerichtet. In Bezug auf den Modus der Operation herrschen die verschiedenartigsten Ansichten. Die einen waschen das Schaf, die anderen das Vließ, der will kaltes Wasser, jener hält warmes Wasser für das allein Richtige. Die Diskussionen über diese Fragen sind ebenso häufig als leidenschaftlich. Während man die Advokaten des einen Systems für verblendete Narren erklärt, welche ihr Geld dem englischen Wollhändler zuwerfen, behaupten die anderen, daß die Methode der Gegner weder ihnen selber noch jemand anderm Nutzen bringe, sondern einfach den Werth des Artikels verringere. Squatters der einen Partei zögern nicht, die recht warme Hoffnung auszusprechen, es möge ein jeder, der andere Ansich-

ten vertrete, mit möglichster Schnelligkeit ruinirt werden, um in Muße über seine Verblendung nachdenken zu können. Inzwischen fahren trotz des lebhaften Wort- und Federkrieges, dem die Zeitungen ihre Spalten zuweilen öffnen, die Interessenten ruhig fort und vorläufig hat weder der eine noch der andere den Platz räumen müssen.

In vielen Theilen von Riverina, den Pastoral-Distrikten von Neu-Süd-Wales, auf den Darling Downs in Queensland u. a. O. ist in einer Entfernung von sechs bis acht englischen Meilen das Waschetablissement nächst dem Wollschuppen das Wichtigste der ganzen Station. Und weil es den Vortheil der Exklusivität genießt — denn einen Wollschuppen hat ein jeder, eine Schafwäsche wenige —, ist es dem Squatter vielleicht noch weit mehr ans Herz gewachsen. Er hat auf alle Fälle Grund, sich lebhaft an seine Einrichtung zu erinnern, denn eine solche Waschanstalt ist stets sehr kostspielig. Ungeheure eiserne Cisternen, auf hohen starken Unterlagen errichtet, füllen sich und halten sich gefüllt durch starke Dampfpumpen. In dem Boden der Cisternen sind Oeffnungen, aus denen ein starker Strahl mit beträchtlicher Gewalt auf das Schaf herunterfällt, das zwei Leute ihm entgegenhalten. Der Fall ist etwa 12 bis 15 Fuß. Vorher ist das Schaf in großen Behältern mit kaltem oder warmem Wasser eingeweicht worden. Aber das Wasser in den Cisternen ist immer kalt. Die beiden Männer, welche an jedem Wasserstrahle stationirt sind — zuweilen sind an dreißig Leute so beschäftigt —, ergreifen das Thier, das ihnen zuschwimmt, und drehen und wenden es unter dem starken Fall, bis es aus ihren Händen schneeweiß hervorgeht. Dann bewegen sich die triefenden Wollträger eine geneigte Ebene hinauf aufs Trockene, wenn sie können. Denn die Operation ist so angreifend, daß die armen Geschöpfe sich kaum auf ihren Beinen zu halten vermögen, die Wasserlast, welche sich in ihrem dicken Kleide eingesogen hat, vermögen sie kaum zu tragen. Dann wandern sie nach einigen Tagen in den Wollschuppen. Es erscheint wie Hohn und Spott, den armen Thieren erst ihr Kleid auf dem Leibe auszuwaschen, um es ihnen gleich darauf auszuziehen.

Ist die Schurzeit vorüber, so zerstiebt die ganze Zahl von Scheerern, Wollwäschern, Wollpressern und sonstigen Arbeitern in alle vier Winde.

Die Decken werden gerollt, Pferde eingeholt und nun geht es fort zu Fuß oder zu Roß, vielleicht klappert auch ein Leiterwagen mit den Söhnen deutscher Landleute und gezogen von wohlgenährten deutschen Pferden die staubige Landstraße hinunter. Denn bei den Farmern ist vor der Ernte nicht viel zu thun und das junge Volk kann abkommen.

Die letzten schwerfälligen Karren verlassen mit ihrer hochaufgethürmten schwankenden Last von Wollenballen die Station. Das gleichmäßige Klappen der Scheeren, das Bellen der Hunde, das dumpfe Gebrüll der Zugochsen, das Knallen der Peitschen und Fluchen der Treiber ist verstummt. Die großen Schuppen und Hütten, die soeben noch vom Lärm der Arbeiter wiederhallten, stehen leer; das Personal ist auf das regelmäßige Minimum reduzirt und die Verwaltung ist wieder in ihr gewöhnliches ruhiges Fahrwasser gerathen.

Der Squatter selber, der nur gekommen ist, um die Schafschur zu überwachen, kehrt zu seiner Villa bei der Hauptstadt zurück oder er besucht mit seiner Familie eins der Seebäder, bis die heißen Sommermonate vorüber sind. Der muß sehr schlecht bei seinem Bankier angeschrieben sein, der nicht wenigstens auf ein paar Wochen den Busch mit der Stadt vertauschen kann.

Einer der am meisten charakteristischen Züge des Squatters ist die Gastfreiheit. Aber wir wollen in dies Lob gleich alle einschließen, welche mit ihm den einsamen Busch bewohnen. Der Schäfer in seiner Hütte, der Holzhauer in seinem Zelte theilen mit nicht weniger freigebiger Hand von dem Wenigen mit, was sie haben, als der reiche Herdenbesitzer in seinem wohleingerichteten und wohlversehenen Hause.

Wenn Strzelecki in den Bergen von Neu-Süd-Wales auf einsame Hütten im Urwalde stieß, so wurde ihm das freundlichste Willkommen geboten, ohne daß man ihn fragte, wer er sei, woher er käme und was er für Geschäfte treibe. Und dieser Zug ist dem australischen Leben geblieben. Der Wanderer ist kaum in die Hütte getreten, so steht schon der Kessel auf dem lodernden Feuer, um den immer willkommenen Thee zu bereiten, und der Tisch bedeckt sich mit solchen Speisen, wie sie der Busch bietet. Die Tageszeit mag sein, welche sie wolle, das erste Anerbieten ist das einer Mahlzeit.

Und sie wird einem jeden zu Theil. Wenn der Standesgenosse mit herzlichem Willkommen in das Haus des Besitzers geladen wird, so findet der Gleichgestellte des Aufseherpersonals freundliche Aufnahme in ihren Wohnungen und der wandernde Arbeiter findet ein Schaffell, auf dem er sein Lager aufschlagen mag, in dem Schuppen, welchen das Dienstpersonal der Station bewohnt.

Dem Gast des Squatters steht alles, was die Station bieten kann, bereitwilligst zur Disposition. Pferde nebst Sätteln und Zäumen machen so oft weite Wanderungen. Mit der Bitte, die geliehenen Thiere und Ausrüstungen bei irgend einem Nachbar zu lassen, ist die Sache abgemacht. Die Pferde finden, wo sie die Zäune nicht hindern, ihren Weg zuweilen schnell genug wieder zurück zu ihren Weidegründen. Natürlich ist auf diese Weise viel Eigenthum über große Strecken verstreut und es herrscht ein gewisser Kommunismus. Je dünner und primitiver die Stationen sind, desto ausgebildeter das System.

Wenn dem Squatter das Glück lächelt, so überläßt er die Verwaltung der Station anderen. Seine Söhne nehmen seine Stelle ein oder ein zuverlässiger Verwalter besorgt die Geschäfte, während er sich in die Nähe der Städte zurückzieht, um von dem Leben mehr zu genießen, als ihm der eintönige Busch bieten kann. Die Hauptstädte der Kolonien sind mit einem Kranz prächtiger Villen umringt; ihre Eigenthümer sind die Besitzer von Schaf- und Rindviehherden. Nur zu Zeiten verlassen sie ihre Sitze, um die Ernte einzuheimsen, welche ihnen die Schurzeit bringt. Manch einer zieht sich in sein geliebtes England zurück, und laut sind die Forderungen, diese Männer, welche ihr großes in den Kolonien erworbenes Einkommen verzehren, zur Tragung der Steuern heranzuziehen. Die Squatter sind nicht gerade populär.

In der Regel haben die Squatter keinen bedeutenden Landbesitz. Ihr Reichthum besteht in ihren Herden. Aber die Verhältnisse fangen an sich umzukehren und die Ausnahme beginnt zur Regel zu werden. Sie bilden eine mächtige Partei und sie sind die Aristokratie der Kolonien. Sie sind es faktisch durch ihren großen Besitz; sie würden es, wenigstens zum großen Theil, durch ihre Geburt und Erziehung sein. Viele der Herdenbesitzer gehören den ersten Familien Englands an; Söhne von Dickens und Trollope haben ihre Viehweiden im Riverinadistrikt. Der jüngere Sohn, dem das kleine Kapital, welches ihm zufiel, nicht ausreichte, um standesgemäß im alten Vaterlande zu leben, nahm sein kleines Erbtheil von ein paar Tausend Pfunden und ging nach Australien. War sein Besitz auch gering, er trat sofort in eine Klasse ein, die am nächsten der entsprach, welcher er in Großbritannien angehörte.

Freilich zählt die Klasse auch viele unter sich, die von der Pike auf dienen. Schottische Schäfer sind durch Sparsamkeit und Geschick zu großen Besitzern geworden. Der arme Hochländer, der mit Kilt und Plaid dürftig bekleidet an der australischen Küste landete, wohnt jetzt in schloßartiger Villa, während noch vor wenigen Jahren eine elende Rindenhütte ihn und seine halbwilde, schmutzige kleine Brut beherbergte. Aber wie gering auch seine Bedürfnisse waren, er paßte sich schnell den veränderten Verhältnissen an und adoptirte sofort für sein Haus alle Einrichtungen vornehmer Häuser. Wenn man die Eleganz und den Komfort der Zimmer bewundern muß, die luftigen Hallen und zahlreichen Bäder, so erhöht sich das Erstaunen, betritt man das Bibliothekzimmer. Eine Bibliothek gehört ebensowohl zu dem Nothwendigen eines wohleingerichteten englischen Herrenhauses als ein guter Marstall oder eine Koppel von Jagdhunden, und eine Bibliothek muß beschafft werden, wenn auch der glückliche Besitzer sein Lebtag die Bücher nicht ansieht. Es gehört zum Ameublement des Hauses.

Es begegnete mir, daß ich ein Gast eines jener reichgewordenen Hochländer war und sein Vertrauen durch die Theilnahme erweckte, welche ich an seinem Whiskey nahm. Die Geschichte seiner Erfolge zeigte die Architektur der Station. Unten am Bache schien sich eine rohe, von Klötzen und Rinde zusammengefügte Hütte zu bedenken, ob es nicht Zeit sei, sich zur Ruhe zu legen. Das war das Gebäude, von dem aus der reiche Schafbaron zuerst als armer Schäfer seine kleine Herde hütete. Das Haus, welches er augenblicklich bewohnte, war allmälig entstanden. Ein Anbau nach dem andern hatte das Gebäude vergrößert. Es war wohnlich und behaglich, wenn es auch jedes Anspruches auf Schönheit entbehrte. Aber dicht daneben erhob sich ein wahres Prachtgebäude aus blendend weißem Stein, mit Thurm und Zinne, Gallerien und Balkonen, innen mit Säulen von allerlei kostbaren Steinen geschmückt und reich an Stukkatur und Vergoldung. Das Gebäude wäre eines Fürsten würdig gewesen. Natürlich fehlte auch das Bibliothekzimmer nicht. Aber das machte dem Besitzer Kopfzerbrechen und ich sollte ihm rathen. Wie war das zu füllen? Bücher sollten da sein, gutgebundene Bücher, das war die Hauptsache, und viele Bücher, aber wie sollte er sie aussuchen, der nichts davon verstand? Ich gab ihm, denke ich, den besten Rath unter den Umständen. Wir berechneten den Raum, welcher zu decken war, und schrieben einem Buchhändler, die Arbeit zu übernehmen. Der Auftrag wurde zu beiderseitiger Befriedigung ausgeführt. Brauche ich hinzuzufügen, daß die obersten Reihen dummies waren, Rückseiten mit Titeln, aber keine Bände? Indeß das Bibliothekzimmer war doch möblirt und machte man es in England und Schottland nicht gerade ebenso? Die Bücher hatten gute Tage; selten gewiß oder nie wurde ihre Ruhe gestört und der trügerische Schein blieb für Wahrheit stehen, niemand wagte sich an die hoch oben thronenden Bände.

Doch nicht alle, welche sich diesem Leben widmen, haben Erfolge aufzuweisen. Manch einer bewirthschaftet als Verwalter die Station, welche ehemals sein Eigenthum war, andere haben Anstellungen hier und dort in den Regierungsämtern gefunden, noch andere sind verschollen. Wer weiß, was aus dem Unglücklichen wird? Als die Jahre 1864 und 1865 verheerend über nahezu das ganze angesiedelte Australien zogen, wurden nicht wenige, welche soeben Hunderttausende besessen hatten, zu Bettlern. Denn ihr Eigenthum, ihre Rinder und Schafe, erlagen dem Hunger. Diejenigen, deren Stationen mit Schulden belastet waren, nahmen bald ein Ende, aber der Ruin erfaßte auch die, welche auf festeren Füßen standen.

Wer selbst Leiden empfunden, spricht mit Sympathie von denen, welche betroffen wurden. Ich theilte das Schicksal so vieler, welche in dem allgemeinen Krach erdrückt wurden. Aber meine Verluste waren unbedeutend gegen die Einbußen anderer. Viele retteten kaum mehr als das Leben.

In nicht allzu großer Entfernung von mir lag die Station zweier Brüder. Es waren zwei energische Naturen, denen die Ueberwindung von Hindernissen und das Tragen von Beschwerden eine Freude war. Eine Reihe von wechselvollen, aber in ihrem Durchschnitt günstigen Jahren hatte die strebsamen Männer zu bedeutenden Eigenthümern gemacht. Ihr Schafbestand belief sich auf mehr als 150 000 Stück. Die Verbesserungen, welche sie auf ihren ausgedehnten Weideplätzen machten, waren zahlreich. Niemand zeigte so viel Unternehmungsgeist als die Gebrüder Desailly, niemand war auch so glücklich in seinen Erfolgen. Ihr männlicher Muth und ihr gerader Sinn erwarben ihnen die Freundschaft aller. Wenn irgend ein Squatter mit Befriedigung auf seine Lage blicken konnte, so waren sie es.

Da kamen die dürren Jahre. Man kann im nördlichen Europa, in Europa überhaupt, die ganze Bedeutung einer Dürre, wie sie Australien zeigt, nicht verstehen. Dreißig Monate ohne Regen würden jedes Land zur Wüste machen, hätte es auch das mildere Klima unserer Breiten. Wieviel gewaltiger und vollständiger mußte diese Zerstörung unter der heißen Sonne Australiens sein! Auch die Desailly's wurden betroffen. Zuerst schwand das Futter an den Ufern des Flusses, sie zogen sich weiter zurück, gruben mit großen Kosten Brunnen, oftmals vergeblich, aber sie vermochten ihre Schafe trotzdem nicht zu erhalten. Ihre Herden wurden schrecklich decimirt. Da kam endlich der Regen; aber nun nicht mehr zu ihrer Rettung, vielmehr zu ihrem Verderben. Der schwarze Thonboden wurde unter den heftigen Regengüssen zum zähen Morast, in dem die schwachen, bis auf Haut und Knochen abgemagerten Thiere stecken blieben, und verendeten.

Damit war alles vorbei. Die ehemaligen Millionäre waren ruinirt. Sie spannten ihre besten Pferde vor die leichte amerikanische Buggy und machten sich auf den Weg nach Melbourne. In dem aufgeweichten, grundlosen Boden blieben Pferde und Wagen stecken und der Weg nach Hay mußte zu Fuß zurückgelegt werden. In der kleinen Buschstadt waren auch nicht die besten Zeiten. Die Prosperität der Geschäftsleute, aus denen die Bevölkerung eines solchen Platzes ja ausschließlich besteht, ist durch die Erfolge bedingt, welche der Squatter erzielt. Es besteht da der innigste Zusammenhang. Aber obschon es hier schlecht ging, man vergaß die Generosität der Brüder nicht. Das Schicksal der Männer, die ehedem über Hunderttausende geboten und nun bettelarm dastanden, rührte die Leute. Sie, die früher mit prächtigem Gespann in die Straßen gerollt waren, mit Freuden begrüßt, denn ihr Kommen bedeutete Verdienst für viele, wateten jetzt durch den Schlamm, müde vom langen Marsch und mit leeren Taschen, in Kleidern, die Regen und Wetter fast zur Unbrauchbarkeit entstellt hatten. Die Städter waren schnell bei der Hand, eine Kollekte ergab sofort eine beträchtliche Summe, welche in feierlicher Versammlung den Desailly's überreicht wurde als ein Zeichen der Dankbarkeit der Bewohner für früher ihnen geleistete zahlreiche Dienste. Es ist erfreulich zu berichten, daß die beiden Irländer eine andere, ihnen zusagende Thätigkeit schnell fanden. Aber so vergänglich ist oft das Glück des reichen Squatters und auf so unsicheren Grundlagen ruht es.

Es gab eine Zeit, in der sich ein tüchtiger und sparsamer Schäfer aus seiner bescheidenen Stellung zu dieser höchsten, welche Australien bietet, emporarbeiten konnte. Die

Eigenthümer der Herden waren oft froh, wenn die Hirten für ihren Schäferlohn eine Anzahl Schafe nehmen wollten. Denn vor den Entdeckungen der Goldgruben waren Schafe für 1 Sch. 6 P. zu haben. Die meisten der Schäfer, welche sich dazu verstanden, waren schottische Hochländer. Sie zogen den Schäferstab der Pike und Schaufel vor; man verlachte sie, aber die Folge hat gelehrt, daß die Vließe, welche sie wählten, in der That goldene waren. Ohne Hinderung zogen sie mit ihren kleinen, schnell wachsenden Herden auf die unbesetzten Weidegründe, für deren Benutzung zu jener Zeit keine Regierung eine Abgabe verlangte. Ein solches Privilegium genießen heute selbst die nicht mehr, welche an die äußersten Grenzen ziehen. Ist die Weide von Werth, so findet sich schnell jemand, der das Nutzungsrecht von der Regierung pachtet. Auch sind die hier und dort eingesetzten Regierungskommissare überall auf der Wacht.

Die ersten Ansiedler fingen mit kleinen Herden an; sie und ihre Familien besorgten das Hüten der Schafe, ihre Bedürfnisse und Ausgaben waren gering. Aber niemand kann heute so anfangen. Auch giebt es außer in Westaustralien nirgends sehr kleine Besitzer. Squatters mit einem Bestande von 2000 bis 3000 Schafen sind nur im Westen zu finden. Der ist schon ein kleiner Squatter zu nennen, dessen Herden 10 000 Stück zählen, und solche Männer sind sehr selten. Es giebt auch sehr wenige, welche ihren Viehstand nach Hunderttausenden berechnen, aber die Zahl der großen Squatter nimmt zu. Die kleinen werden nicht selten von ihnen aufgezehrt. Das liegt daran, daß sie ihre Runs mit Schulden übernehmen, welche sie nach und nach erdrücken. Eine Schafstation mit Einzäunungen, Brunnen und Cisternen, Gebäuden verschiedener Art ist eine sehr kostbare Besitzung. Man darf ihren Werth nicht nach dem Marktwerth der Schafe berechnen. Wenn diese selber für einen Preis von 10 Sch. verkäuflich sind, so werden sie mit der Station vielleicht auf 50 Sch. anzuschlagen sein. Es ist möglich, daß doppelt soviel gezahlt wird. Es ist gewöhnlicher Modus, den Preis nach der Zahl der Rinder und Schafe zu bestimmen. Maßgebend sind immer Länge der Pachtzeit, Güte der Schafe, des Landes und seine Entfernung vom Absatzgebiete.

Daher repräsentiren schon 10 000 Schafe ein sehr bedeutendes Kapital. Indeß wenn der Kauflustige nur einige wenige Tausend Pfund besitzt, so wird es ihm nicht schwer werden, den Rest zu erhalten. Kaufleute und Banken werden sich freuen, seinen Namen in ihren Büchern zu sehen. Und alles wird gut gehen, wenn er sich einzuschränken versteht und die Jahreszeiten ihn begünstigen. Mit 80 Procent jährlichem Zuwachs und hohen Wollpreisen wird es ihm möglich sein, die Bilanz von der einen Seite auf die andere zu seinen Gunsten zu führen. Er darf nicht vergessen, und ist er verheirathet, so muß er seine Frau zu Zeiten daran erinnern, daß er nur zum Theil Besitzer der Herden ist. Manch einer, dem dies höchst wichtige Faktum aus dem Gedächtniß schwand, hat selber die Axt an den jungen Baum seines Glückes gelegt.

Vor allem darf der angehende Squatter keine zu schwere Last auf seine Schultern laden. Kostet die Station 10 000 Pf. St. und er hat über 5000 zu verfügen, so darf er getrost zugreifen. Es wird ihm möglich werden, bei ökonomischer Verwaltung auch über die schlechten Jahre zu dauern. Aber es ist möglich, daß er ruinirt wird. Es ist sehr vielen so gegangen und doch haben sie ihre Stationen nicht verlassen. Nur hat sich ihre Stellung geändert. Wo sie früher Herren waren, sind sie Diener, sie bewirthschaften nun als Aufseher die Stationen, welche früher ihr Eigenthum waren. So weit ihre Ansprüche an Küche und Keller gehen, werden sie ohne Weiteres befriedigt, und das Vorrathshaus liefert auch wohl die Kleidung für ihn selber und seine Familie; er führt ein gemächliches Leben ohne Sorge, aber auch ohne Hoffnung. Indessen erntet sein Gläubiger die Früchte der Arbeiten, welche den ehemals werthlosen Strich zu einer Quelle des Reichthums machten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Bischof Josephus in Stawropol, ein genauer Kenner der ossetischen Sprache, hat dort eine Grammatik dieser Sprache herausgegeben.

— Von Seiten der kaukasischen Sektion der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft befinden sich, wie der „Kawkaz" mittheilt, jetzt im Gebiete von Daghestan 1. Herr Zagurski zur Zeit in Botlich, um die Sprache von Andi und die Dialekte der benachbarten Stämme zu studiren. 2. Der Bergingenieur Stein, um Ausgrabungen in alten Grabhügeln bei Tschirkei vorzunehmen und die Spuren der Eiszeit im Kaukasus zu verfolgen. 3. Herr Seidlitz. Dieser hat bereits eine Reise ausgeführt von Temir-Chan-Schura aus an der Andischen Koisa aufwärts nach Dido und weiter an der Awarischen Koisa abwärts nach Chunzach. Diese Tour, reich an geographischen Resultaten, gab Herrn Seidlitz, wie er sagte, Gelegenheit Einsicht zu erlangen in die ethnographischen Besonderheiten der vielen kleinen Stämme, die er auf seinem Wege traf. Außerdem rühmt er besonders das systematisch angelegte Netz neuer guter Wege, welche die bis dahin fast unzugänglichen Wildnisse durchschneiden und namentlich auch die von den dortigen Bewohnern hergestellten billigen Brücken, von denen diejenigen über die Awarische Koisa in Gidatla vor allen bemerkenswerth sind. Ferner lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, daß dort die Wälder in größerm Umfange und besser erhalten sind als in Transkaukasien, was er zum Theil dem Fehlen sommerlicher Nomadenwanderungen zuschreibt. Nach einer weitern Notiz der „Stawrop. Gub. Wjed." ist am 16. (28.) Juli Herr Müller, Professor des Sanskrit und der Geschichte des Orients an der Universität Moskau, in Stawropol angekommen, um an Ort und Stelle die Dialekte, Sagen und das Leben der Osseten speciell der Digorzen kennen zu lernen und wird dazu, abgesehen von einigen Wanderungen einige Zeit in einem Gebirgs-Aul Digoriens zubringen.

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — Die kaukasischen Juden. II. (Schluß.) — Dr. Carl Emil Jung: Australische Typen und Skizzen. IX. Der Squatter. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaktion 2. September 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 14.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VII.

Es gelang Harmand nicht, trotz aller möglichen Bestechungs- und Ueberredungsversuche, den Khio-meuong (Gouverneur) von Phu-Wà zur Stellung von Trägern und Führern nach Annam zu bewegen. Kein Drohen, kein Bitten half; nur so viel erfuhr er schließlich durch seine Diener, daß sein — nebenbei gesagt, gedruckter und in allgemeinen Ausdrücken abgefaßter — Paß die Schuld an dem passiven Widerstande trug, in welchem die Laos eine wahre Meisterschaft bekunden; ein solcher ist für die in der nächsten Nähe von Bang-kok reisenden Kaufleute bestimmt und besagt, daß man den Inhaber innerhalb des siamesischen Gebietes passiren lassen solle, sagt aber kein Wort darüber, wie es mit dem Ueberschreiten der Grenzen steht. So sandte denn Harmand seinen Annamiten Tay auf Kundschaft aus, damit er in den nächsten Dörfern Erkundigungen über die Wege nach Osten einzöge; aber unverrichteter Sache kehrte er am Abend zurück. Ebensowenig vermochte er Näheres über den Oberlauf des Flusses Se-bang-fay, an welchem er sich befand, und den See, den er durchfließen sollte, zu erfahren. Sehr bereitwillig dagegen zeigten sich alle, Einzelheiten über die Provinz Nam-Nan anzugeben, deren Hauptort sechs Tagereisen weit im Ostsüdost lag. So beschloß denn der Reisende in dieser Richtung sein Glück zu versuchen; betrat er dort doch wenigstens unerforschtes Gebiet und durfte hoffen, weniger blöde und mehr gefällige Mandarinen anzutreffen. Allerdings wurde durch diesen Umweg nach Süden der Abschluß seiner Reise um Monate verzögert. Zudem hatte er die ganze Regenzeit durchzumachen, und es fehlte ihm an dem nöthigen Materiale, um größere Sammlungen anzulegen. Dagegen war seine Gesundheit völlig wieder hergestellt.

Kaum hatte er seinen Entschluß, nach Nam-Nan zu gehen, ausgesprochen, so waren auch schon am nächsten Morgen volle 62 Träger zur Stelle, genau so viele und nicht einer weniger, als wie er zu La-khôn erhalten hatte; obwohl ihrer 40 genügt hätten, so war es doch nicht durchzusetzen, auch nur ein paar davon zurückzuschicken. Am 6. Juni ging es über verbrannte Ebenen, Bergzüge aus Kalk- und Sandstein, stellenweise auch durch Wald und über mehrere kleine Bäche nach Ban-Phâ-Kièou, einem Dorfe der Pu-Thays, dessen Einwohner jedoch, wahrscheinlich auf Befehl des Mandarinen in La-khôn, geflohen waren — denn die Feuer glimmten noch —, lediglich in der Absicht, daß der Reisende keinen Führer finden sollte. Ja, als er vor Einbruch der Nacht auf die Jagd ging, fand er, daß ringsum sämmtliche Fußpfade durch hineingesteckte grüne Zweige auf weite Strecken hin versperrt und unkenntlich gemacht worden waren.

Am folgenden Tage nahm der durch mehr oder weniger trockene Wälder führende schmale Pfad eine entschieden südliche Richtung an, überschritt den kleinen Fluß Uè-Sopha, der durch die Kalkkrusten, die er absetzt, merkwürdig ist, und läßt den langgestreckten, hohen Berg Phou-Sang-Hè zur Rechten. Am 8. Juni ging es den ganzen

Tag durch weite einförmige Waldlichtungen und Bambudickicht; der 60 m breite Fluß Se-Noi, welcher zwischen den Provinzen Phou-Wà und Nam-Nan die Grenze bildet, war zu breit zum Durchwaten. Nach langem Suchen aber fand Harmand einen Wilden beim Sammeln von Champignons, der für ein Messer Träger und Gepäck in seinem Boote übersetzte und ihm obendrein alle seine Pilze schenkte, welche mehrere treffliche Mahlzeiten abgaben.

Nach einer im Dorfe Ban-Na-Khôh verbrachten Nacht erreichte man am 9. Juni unter strömendem Regen einen dichten und wenig betretenen Bambuwald, in welchem der Pfad bald vollständig verschwand; es mußten Pionniere vorangeschickt werden, um mit Säbel und Messer einen Weg zu bahnen. Auf den Hals seines Pferdes gebeugt und selber fleißig arbeitend folgte ihnen Harmand auf dem Fuße nach. Dann ging es bei strömendem Regen über einen

Marsch durch Bambu-Dickicht.

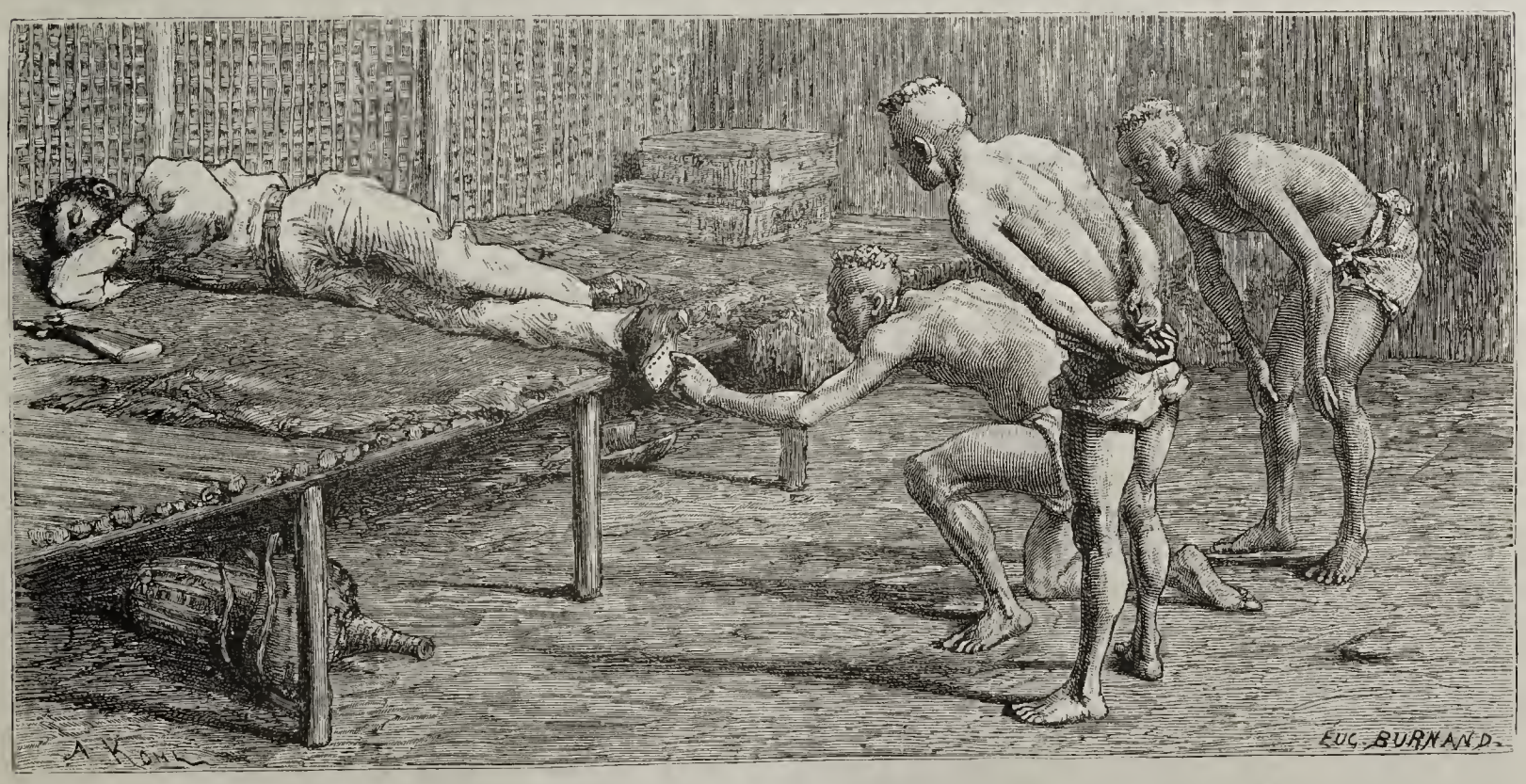
kleinen Hügelrücken hinüber nach einigen kleinen Dörfern, deren Bewohner mit merkwürdig primitiven Pressen Kokosöl bereiten. Ueberall waren die Kräuter und Bambus mit frischem Grün bedeckt und übersäet mit zahllosen reizenden Blüthen verschiedener ingwerartiger Gewächse.

In der Nacht vom 10. zum 11. Juni entlud sich ein schreckliches Ungewitter, der Vorläufer zahlreicher anderer; unbekümmert um Regen, Donner und Blitz schliefen die Träger im dichten Kothe, während Harmand melancholisch unter seiner Decke kauerte, bemüht, seine Gewehre und Munition vor den Wasserfluthen zu bewahren. Vor dem Blitz fürchten sich übrigens weder Laos noch Wilde, sei es, daß sie die Gefahr nicht kennen, oder weil fatalistische Ergebung den Grundzug ihres Wesens ausmacht. Am 11. betrat man eine ganz anders geartete Gegend, alles malerischen Reizes bar, aber üppig und fruchtbar, wie nur der

schönste Bezirk in Cochinchina, Sümpfe und von Gebüsch und Bambushecken eingefaßte Reisfelder, so weit das Auge reichte, auf denen sich zahlreiche Büffel, Ochsen und Pferde tummelten. Felder und Herden gehörten zu dem Hauptorte der Provinz Nam-Nau. Der Ort selbst liegt an einem schmalen, gewundenen Flüßchen, dem Se-Kiamphor, der sich tief in seine feinsandigen Ufer eingewühlt hat; es gab dort eine leidliche Sala, in welcher sich die Annamiten Harmand's in den nächsten Tagen von ihrem Fieber erholen konnten. Der dortige Gouverneur aber und seine Leute wollten von Annam und einem Wege dorthin nichts wissen und vertrösteten ihn auf den nächsten größern Ort

Typen von Wilden in Nam-Nau.

Falan, wohin er am 14. Juni aufbrach. In Nam-Nau fand Harmand einige interessante Wilde, die dort in mehr oder minder strenger Sklaverei lebten, während ihre Stämme nordöstlich davon ihre Wohnsitze haben; es sind die Brus



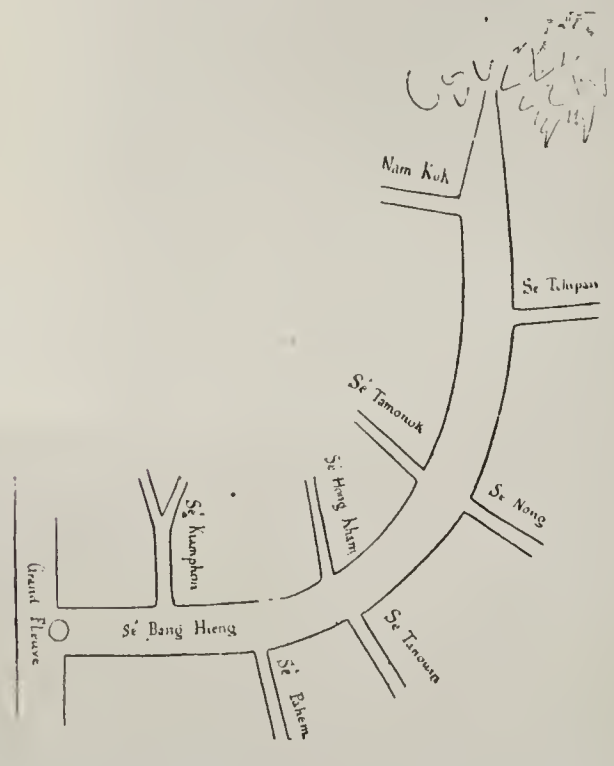
Was die Khâs besonders interessirt.

und Phe-long. Dieselben unterscheiden sich stark von den Wilden von Attopeu; aus ihrem stets etwas straffen, spärlichen Bart, ihrer Physiognomie und Schädelform erhellt, daß sie Hindu- und Mongolenblut in den Adern haben, welches hier sich mit älteren Völkerschichten gemengt hat. Alle diese Wilden übrigens führen dasselbe Leben, welches auch ihre Abstammung sein mag, von den Stieng an den Grenzen Cochinchinas an bis in das nördliche Laos hinein. Harmand maß eine Anzahl derer in Nam-Nau und zeichnete sie ab; die hier reproducirten Typen aber, so genau sie auch sind, geben stets die mit einer breiten Fläche endigende Nase und die weitgeöffneten Nasenlöcher nicht genau wieder. Weniger interessant war die botanische und zoologische Ausbeute. Die Savannen, Waldlichtungen und

Bambudickichte waren zwar reich an Wild; aber was des Jägers Freude ist, läßt den Naturforscher oft gleichgültig; seit Saigon kommen stets wieder dieselben Species vor.

Am 14. Juni wurde nach Falan aufgebrochen, der Se-Kiamphon überschritten und in der Pagode des kleinen Dorfes B. Thelong übernachtet, wie stets in dieser Gegend, wo die Pagoden als Gemeindehäuser und Salas für die Fremden dienen. Sie sind übrigens nichts anderes als große, an drei Seiten offene Schuppen; an der vierten, mit Stroh oder Bambu, selten mit Lehm oder Mauerwerk, geschlossenen zieht sich eine niedrige Pritsche hin. Ein Buddhabild enthält ein solches Gebäude gewöhnlich nicht, dafür aber in der Mitte eine kleine hölzerne Hütte mit mehr oder weniger reicher Skulptur, welche ein wât (Pagode, Heiligthum) im Kleinen oder auch eine jener großen Kanzeln vorstellt, in welchen die Bonzen kniend Gebete und Litaneien vorlesen. An allen Vorsprüngen derselben hängen Amulete, Gebetsformeln, bunte Bänder und zahllose andere Gegenstände.

Am 15. Juni erreichte er Falan am Fuße Se-Kien-Soy, welches von Pu-Thays, Suës und einigen Laos be-



Facsimile einer laotischen Zeichnung des Se-bang-hieng.

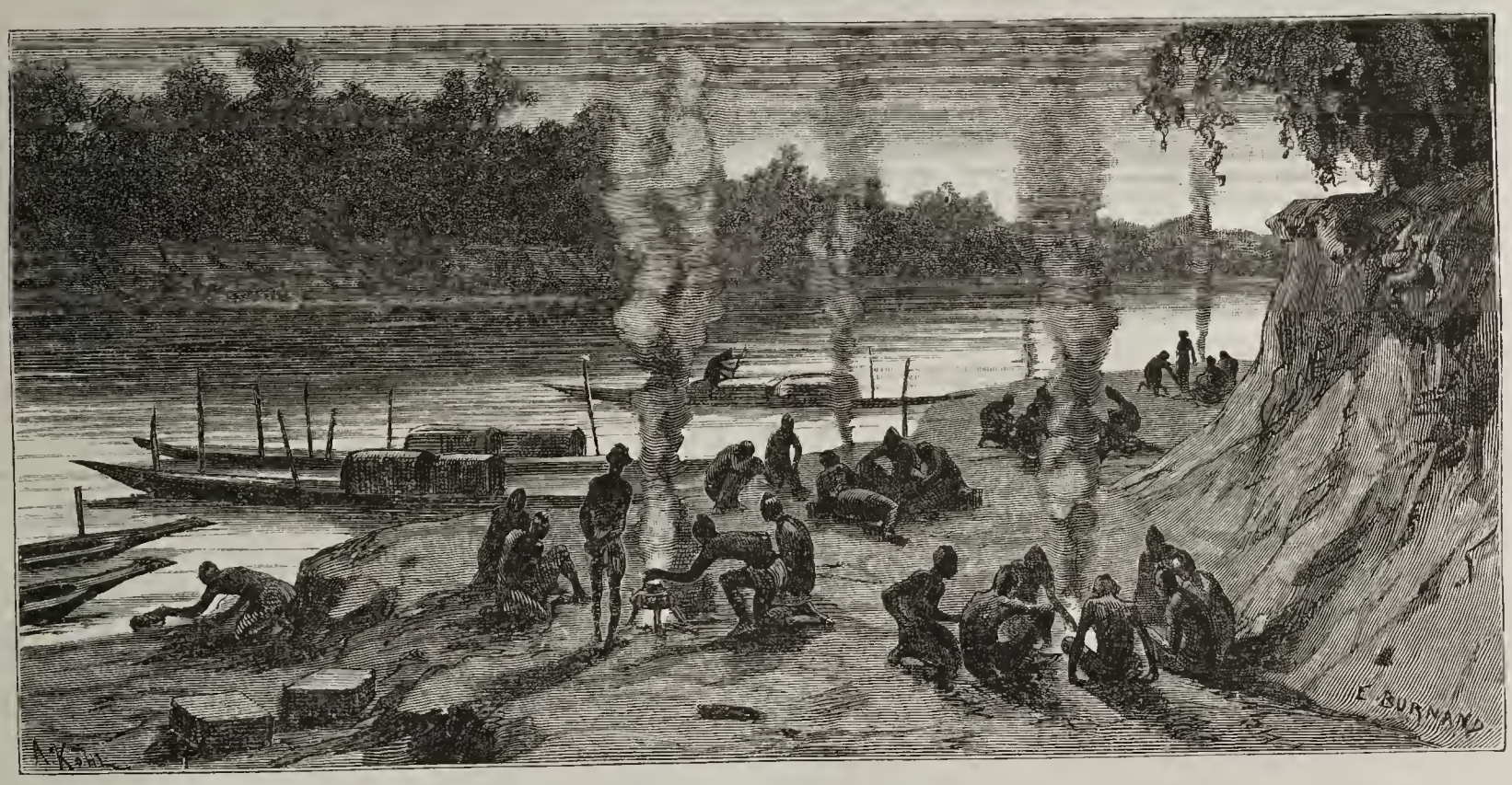
wohnt wird. Der dortige Mandarin machte sofort seine Aufwartung und war überaus demüthig, aber von einem Wege nach Meuong Hwè, d. h. Annam, wollte auch er nichts wissen trotz aller ihm angebotenen Geschenke. Die nächsten Tage brachte der Reisende mit anthropologischen Studien der dortigen Khâs zu, die eine ausgesprochene Abneigung vor dem photographischen Apparate zur Schau trugen. Fast alle sind schwer von den Laos zu unterscheiden, um so mehr als letztere in diesen Gegenden fast alle durchbohrte Ohrläppchen haben; ebenso tragen die Wilden den Schurz und die siamesische Haartracht. Die Frauen haben den Oberleib mit einer kleinen nicht unzierlichen Weste bedeckt. Sonst aber sind es die reinen Wilden, selbst wenn sie die vorzügliche Idee gehabt haben, Lebensweise und Tracht des Bonzen anzunehmen, was ihnen sofort zu dem beneidenswerthesten, bequemsten und gefahrlosesten Leben, das man sich in diesen Ländern zu erträumen vermag, verhilft. Nichts erregt ihre Verwunderung; was die Laos am meisten in Erstaunen versetzte, Flinte, Revolver, Lorgnette und ein Magnet, brachte auf sie gar keine Wirkung hervor, und sie sagten dann höchstens: „Wir kennen das nicht!“ Nur die Nägel unter den Stiefeln des Reisenden interessirten sie; es verging kein Tag, daß nicht, wenn der Reisende Abends oder bei Ruhepausen auf seiner Matte ausgestreckt lag, einige Leute schweigend eintraten, sich ihm langsam näherten, mit ihren Fingernägeln an seinen Sohlen kratzten und sich dann unter dem sonderbarsten Mienenspiele halblaut ihre Beobachtungen mittheilten. Dabei sind die Laos selbst keineswegs neugierig; es interessirt sie vielmehr nur dasjenige, dessen Gebrauch und unmittelbaren Nutzen sie kennen, wie Waffen, Stoffe, Messer u. dergl.

Am 19. Juni ging es weiter, und zwar in südlicher Richtung nach der Provinz Phông; der Himmel war umzogen und es regnete fein, aber andauernd, nachdem es am Tage zuvor mit Strömen gegossen hatte. Der Mandarin hatte für den Reisenden einen Elephanten besorgt, welchen dieser wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens (Thon, Sand, rother Sandstein) gern bestieg. Aber das Thier besaß einen höchst unangenehmen, harten Gang, so daß Harmand nach kurzer Zeit wie gerädert war; dazu kostete jeder Uebergang über einen der hochangeschwollenen Bäche mit ihren schlüpferigen Ufern ganz besondere Anstrengungen. Am folgenden Tage fand er zu seiner großen Ueberraschung im Gebüsche rechts vom Wege ein schönes Sandsteinkapitell, dessen Ornamente ein Werk aus guter alter Zeit verrathen, es mußte schon Jahrhunderte an jener Stelle gelegen haben; seine wilden Begleiter konnten ihm natürlich keine Auskunft über dasselbe geben, behaupteten auch, weder von einer Ruine noch von einem Steinbruche in der Nähe etwas zu wissen.

Gegen Sonnenuntergang stieg der Reisende vor der Pagode von Phông ab, einem Dorfe von etwa 30 Häusern, welches der Kommandant de Lagrée zehn Jahre früher besucht hatte. Es wird von Suës und Khâs Duons bewohnt und führt den Titel meuong (= Provinz, oder besser Bezirk; es giebt deren sehr große und bedeutende und wieder verschwindend kleine). Natürlich wiederholte sich auch hier dieselbe Komödie; der Gouverneur kannte keinen Weg nach Annam hinüber, obwohl Harmand aus früheren Erkundigungen (in Kemmerât) wußte, daß ein solcher gerade über Phông führe. Er hatte schon die größte Lust, einmal thätlich gegen einen solchen Lügner von Beamten vorzugehen; aber stets hielt ihn der Gedanke, daß er Repräsentant einer höhern Civilisation sei, und daß eine Unbesonnenheit seinerseits späteren Reisenden zum Nachtheil gereichen könne, wieder von heftigen Ausbrüchen der Erbitterung ab. Das Schlimmste war, daß die Vorräthe Harmand's zur Neige gingen, da er sich in La-khôn vieler Dinge entledigt hatte, in der Hoffnung, daß er bald in Annam sein und seine Reise dort ihr Ende erreichen werde. Es fehlte ihm vor allem an Kleidern, Schuhen, Munition, Pflanzenpapier und Spiritus, und er war gezwungen, von weiterm Sammeln abzusehen und sich von nun an ausschließlich mit Anthropologie und Topographie zu beschäftigen. Und namentlich zu letzterm bot sich ihm reichliche Gelegenheit, als er nach einem weitern Tagemarsche über flaches, sumpfiges Land in dem großen Dorfe Soug-khôn, gleichfalls einem meuong, anlangte und den prächtigen, an 300 m breiten Strom Se-bang-hieng erblickte. Alle seine Verzagtheit war sofort verschwunden und er entschloß sich, diesen schönen Fluß, den bedeutendsten linken Zufluß des Me-không seit Stung-treng, zu erforschen. Freilich war zunächst der passive Widerstand der Mandarinen zu besiegen, deren Unverschämtheit im Leugnen sich überall gleich blieb. Als Harmand den ersten nach dem Se-bang-hieng ausfragte, welcher beim Dorfe selbst vorbeifloß, antwortete derselbe unverfroren mit dem ewigen „Bo hu tiak“ (Wir kennen das nicht) — aber da übermannte

ihn die Wuth, und ein gewaltiger Faustschlag streckte den Beamten zu Boden. Das schien zu helfen; denn der dadurch eingeschüchterte Gouverneur ließ mit sich reden, versprach, sich die Sache zu überlegen und theilte dem Franzosen allerhand interessante Dinge über das Land, seine Geschichte, die Zuflüsse und den Lauf des Se-bang-hieng mit. Unsere vierte Abbildung ist die Reproduktion einer Skizze dieses Flusses, die mit weißer Kreide auf eine schwarzlackirte Tafel gezeichnet war, wie man sie dort für den Entwurf von Briefen benutzt. Dieselben werden später mit einem spitzen Griffel auf ein Palmblatt eingeritzt, und dann die Schriftzüge mit einer Mischung aus Oel und Lampenruß eingerieben, worauf sie deutlich und unverlöschbar in Schwarz hervortreten. Nach langen Verhandlungen setzte es Harmand durch, daß ihm vorläufig Ruderer und Pirogen zu einer Fahrt auf dem Se-bang-hieng aufwärts geliefert wurden. Der Fluß stieg fortwährend und nahm an Schnelligkeit zu, da es ununterbrochen regnete, und zwar, wie es schien, stärker und andauernder, als zu gleicher Zeit in Französisch-Cochinchina. Um 3 Uhr Nachmittags war es mitunter schon so dunkel, daß man Fackeln anstecken mußte. In der Mitte des Flußbettes wälzte sich beständig ein langer Streifen von losgerissenen Baumstämmen, Aesten und Bambus stromabwärts. Die Hauptmasse des Gepäcks blieb in Long-Khôu zurück; die leichte Piroge, von faulen Suës gerudert, hatte kaum Platz für den Reisenden und sein Zeichenbrett unter dem ganz neu hergerichteten Blätterdache.

Am 24. Juni begann die Fahrt. Der Strom hatte überall dieselbe Breite, nirgends Schnellen, durchweg mit Bambus bewachsene Ufer und auf dem rechten Ufer einige Weiler; das linke war voller Gestrüpp und öde. In jedem Dorfe mußte angehalten werden, um bei dem mê-bân, dem Aeltesten, einige neue Ruderer zu erbitten, was nie ohne lebhafte Diskussion abging. So will es die Sitte, welche sich Harmand hier gern gefallen ließ, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, die Namen der zahllosen, zu beiden



Nachtlager.

Seiten einmündenden Bäche und Flüsse zu erfahren; denn die Anwohner kennen stets nur einen gewissen Umkreis um ihre Hütte. Sehr häufig wiederholen sich die Namen dieser Zuflüsse; man hört dort im Laufe eines Tages mehr wie einmal die Namen Uè Bong, Uè Gniang, Uè Phay oder Uè Hinlat. Die Laos aber laufen keine Gefahr sich zu irren oder Verirrung anzurichten, da sie meist nur denjenigen Fluß kennen, der vor ihrem Dorfe vorbeifließt, und gar kein Verlangen bezeigen, einen andern kennen zu lernen. Jedes Dorf ist eine Welt für sich, und jede Familie erzeugt, was sie an Lebensmitteln, Stoffen u. s. w. braucht, selber; nur in Zeiten höchster Noth, oder wenn man dem Mandarinen Steuer bezahlen muß, entschließt man sich zu einem Besuche bei den Nachbaren, um ein Stück Zeug, Arzneien, Wachs, Thierfelle, Waldprodukte oder dergleichen bei chinesischen oder birmanischen Händlern gegen Reis oder Geld umzutauschen. Das gesammte linke Me-không-Ufer von La-khôn bis Stungtreng befindet sich in der That nahezu im Zustande der Wildheit.

25. Juni. Der Regen hört zwar nicht auf, fällt aber weniger reichlich, und der Fluß ist seit dem vorhergehenden Tage schon um einen halben Meter gefallen. Der Fluß behält seine anfängliche Breite von 300 m bei und wäre von seiner Mündung an bis hierher für Dampfer wohl fahrbar. Erst gegen Abend des folgenden Tages (26. Juni) traf Harmand die erste Stromschnelle an, die zwar ungefährlich ist, aber die Nähe größerer Schwierigkeiten ankündigt. Rechts mündet der ansehnliche Se-Tamuok ein, welcher die Grenze zwischen den Laos und den Gebieten der Khâs bildet; östlich von diesem Punkte beginnt, wenigstens in der Theorie, das Annam tributpflichtige Land. Während dieser ganzen Tagesfahrt waren die Ufer des Stromes öde und menschenleer, und die großen Oelbäume mit ihrer hellgrauen Rinde und dem geradlinigen Stamme zeigen nicht mehr die gewöhnlichen Spuren des Brandes. Alsbald begannen auch die Leute, die sich bisher als muntere, zähe Ruderer gezeigt hatten, unverholen ihre Furcht vor den Wilden zu äußern, welche Harmand stets, wo er auch mit ihnen zusammengetroffen war, als friedliebend, ja furchtsam kennen gelernt hatte. Es ist ja auch möglich, daß diese vor einem Europäer zitternden Khâs den sie stets peinigenden Laos gegenüber, wenn sie zur Verzweiflung getrieben werden oder sich

Ein verwundeter Elephant.

in der Uebermacht fühlen, ihrer angeborenen Grausamkeit, oder besser ihrem Mangel an jeglichem Erbarmen sich völlig hingeben. Harmand aber fühlte sich bei ihnen stets sicher, auch wenn er über keine weitere Waffe als einen Stock verfügte.

An diesem Abend wurde unweit einer Stromschnelle Halt gemacht, die nach ihrem Brausen nicht ungefährlich schien. Nachdem man die üblichen Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines plötzlichen Anschwellens des Flusses getroffen, wurden mächtige Feuer angezündet; denn es fand sich genug ziemlich trockenes Holz, weil die Sonne während des Nachmittags die Wolken durchbrochen hatte. Ein solches Nachtlager am Strome gehört zu den angenehmsten Erinnerungen einer solchen Reise: ringsum tiefe Ruhe, nur ab und zu von dem hellen Schrei eines Tigers unterbrochen oder von dem Geräusch der Aeste, die unter den Füßen einer durch die Feuer aufgeschreckten Elephantenherde zerbrechen; dann wieder das Schnauben, Lachen und Grunzen einer Affenschaar, welcher ein Panther nachstellt — und endlich schweigt alles und nur aus der Ferne tönt noch das Rauschen der Stromschnelle herüber.

Am 27. Juni verursachte das Passiren der übrigens ungefährlichen Schnelle einen längern Aufenthalt. Plötzlich zeigte sich dem Auge des Reisenden, als er um einen Felsen bog, eine kleine Herde von vier Elephanten, welche ruhig ihr Morgenbad im Flusse nahmen und sich durch die hin- und hergehenden Leute merkwürdiger Weise nicht sonderlich belästigt fühlten. Ruhig übergossen sie sich mit Wasser und beobachteten dabei mit ihren kleinen glänzenden Augen fortgesetzt jede Bewegung der Menschen. Sie waren kaum 100 m entfernt, und Harmand hätte sich ihnen unschwer noch mehr nähern können. Leider aber hatte er seinen schweren Karabiner nebst Explosionsgeschossen in Song-Khôn gelassen, da er nicht auf solches Wild gerechnet hatte. Dennoch versuchte er einen Schuß aus seinem Jagdgewehr trotz der Bitten seiner Ruderer; denn er sah keine Gefahr: wäre ein Thier wüthend geworden und zum Angriffe geschritten, so hätte ihn die leichte Piroge mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles fortgeführt. Ruhig zielte er auf den größten Elephanten und traf ihn in die Flanke, daß ein langer Blutstrom herausquoll. Einen Augenblick zögerte das Thier, streckte den Rüssel nach seinem Angreifer aus und breitete die Ohren weit aus; dann machte es Kehrt und folgte seinen Genossen, welche ohne sich sonderlich zu eilen mit der ihnen eigenthümlichen Mischung von Wucht und Elasticität den steilen Uferhang hinaufkletterten und im Walde verschwanden, wohin ihnen Harmand nicht folgen wollte.

Thomson's Rückreise vom Lukuga nach Zanzibar.

In der Ende vorigen Monats in Swansea abgehaltenen Jahresversammlung der British Association kamen u. a. zwei Briefe des Afrikareisenden Joseph Thomson zur Verlesung, die derselbe an den Sekretär der Royal Geographical Society gerichtet hatte. Wir theilen im Nachstehenden das Wichtigste aus den interessanten Schriftstücken mit, deren erstes vom 27. März dieses Jahres aus Karema oder Musamwira am Tanganjika-See, das zweite vom 19. Juli aus Zanzibar datirt ist [1]).

Am 19. Januar verließ Thomson Kasenga (oder Mtowa) mit der Absicht, am Laufe des Lukuga entlang und durch Kabuire gehend, womöglich Liendwe am Südende des Tanganjika-Sees, wo er einen Theil seiner Leute zurückgelassen hatte, zu erreichen. Leider stellten sich diesem Vorhaben vom ersten Tage an Schwierigkeiten entgegen, die, wie ja so oft, von den eingeborenen Begleitern des Reisenden ausgingen. Die Leute bildeten sich ein, Thomson wolle sie nach Manyuema führen, dessen Einwohner als Menschenfresser gefürchtet werden, und so bemühten sie sich, ihn auf alle Weise am Vorschreiten zu hindern. Kein Zureden half: unweit Meketo (bei Stanley Miketo, unweit nördlich des Lukuga und westlich des Tanganjika) entliefen die beiden ersten; die anderen drohten, dasselbe zu thun, wenn er von der eingeschlagenen Richtung nicht abgehen wolle. Sechs Tage lang bot er erfolgreich ihrem Widerstande Trotz und verfolgte seinen Weg am Ufer des Lukuga entlang, der zuerst in vorzugsweise westnordwestlicher Richtung durch ein anmuthiges Thal fließt, an dessen Seiten Hügel von 600 bis 2000 Fuß über den See emporsteigen, und dann in beinahe ganz westlichem Laufe sich dem großen westlichen Bogen des Congo zuwendet. Die Strömung ist ungemein stark, und machen viele Felsen und Schnellen den Fluß für Canoes und Boote vollkommen unfahrbar. Es war kein leichter Entschluß für Thomson, nach den glücklich zurückgelegten sechs Tagereisen hier dem ungestümen Drängen und Drohen seiner Leute nachzugeben und den Weg nach Süden einzuschlagen, doch blieb ihm eben nichts anderes übrig. Bei Makalumbi passirte er den Lukuga und gelangte so in das Land Urua, durch welches er in südwestlicher Richtung nach der Stadt des Kijombo, des Königs aller auf der östlichen Seite des Congo wohnenden Warua [1]), zu gehen gedachte. Es zeigte sich jedoch nur zu bald, daß die Schwierigkeiten, die er mit seinen Leuten zu bestehen gehabt hatte, von den zahllosen Beschwerden und Gefahren, die hier seiner warteten, bei weitem übertroffen wurden. „Die Warua," schreibt Thomson, „erwiesen sich durchgängig als die frechsten Schurken und Diebe. Sie haben keinerlei Verkehr mit Händlern und nicht den geringsten Respekt vor dem weißen Manne. Es ist kaum möglich, das elende Leben zu schildern, das wir während unseres fünfwöchentlichen Aufenthaltes in ihrem Lande führten. Die Häuptlinge forderten übermäßigen Durchgangszoll und zwangen uns zu langem Verweilen, wo es ihnen irgend beliebte. Das Volk war stets geneigt, sich mit Kleidern zu versorgen, indem es meinen Leuten, selbst wenn sie in größerer Menge beisammen waren, die ihrigen vom Leibe riß. Mehr als einmal griffen sie uns feindlich an. Aus nur wenigen Fuß Entfernung wurden Lanzen und Pfeile nach mir geschleudert; in einem Dorfe hatte die wüthende Menge einen meiner Leute ergriffen, und ich konnte mir nur eben noch einen Weg hindurchbahnen, um das schon geschwungene

[1]) Vergl. über den Anfang dieser Reise „Globus" XXXVI, S. 47; XXXVII, S. 93, 144, 218, 344; XXXVIII, S. 94, 128.

[1]) Nach Cameron ist Kasengo der oberste Herrscher von ganz Rua oder Urua.

Beil, das seinem Leben ein Ende machen sollte, abzulenken. Und bei alledem mußten wir uns nicht nur fest, sondern auch durchaus friedlich zeigen. Der kleinste Zufall, das geringste Blutvergießen konnte uns verhängnißvoll werden. Noch jetzt erscheint es mir fast wie ein Wunder, daß wir alle mit dem Leben davon gekommen sind. Denken Sie sich den Schreck, mitten in der Nacht dadurch aufgeweckt zu werden, daß Einem die Decke unter dem Leibe fortgerissen wird; man hat noch eben Zeit, nach dem Azimuth-Kompaß zu greifen und entdeckt dabei, daß auch die Uhr schon verschwunden ist. Dies war eines meiner nächtlichen Abenteuer. Zum Glück mußte die Uhr dem diebischen Volke wie etwas Furchtbares erschienen sein, denn am nächsten Tage brachte der Häuptling sie mir zurück. Nach all diesen Thatsachen kann man sich vielleicht einen ungefähren Begriff von unseren Mühsalen und Beschwerden machen."

Seiner Hülfsmittel fast gänzlich beraubt, kam Thomson am 10. März wieder in Mtowa an, von wo er sich am 23. auf dem Canoe des Mr. Hore, der sich auf der Reise nach dem südlichen Ende des Tanganjika befand, über den See nach Kungwe begab. Von Kungwe ging es dann weiter nach Karema, das am Abend des 26. erreicht wurde. Unweit Karema, nur durch eine breite Sumpffläche von dem Orte getrennt, befindet sich das Hauptquartier der Belgischen Internationalen Expedition, dem Thomson einen Besuch abstattete, und über das er Folgendes schreibt: „Karema ist einer der seltsamsten Orte, die man für eine Station am See überhaupt wählen konnte: eine weite Sumpfebene, ein kleines Dorf; kein Schutz für Boote, nur seichtes Wasser, aus dem überall Felsstücke emporragen; kein Raum, um sich auszudehnen; die Eingeborenen feindlich gesinnt; von jedem Handelswege weit abgelegen. Die Expedition hatte schon mit dem Bau von Befestigungswerken und Wällen begonnen und nach richtig militärischer Art Gräben gezogen. Bei Tische saßen wir, ein Engländer, ein Irländer, ein Schotte, ein Franzose, ein Belgier und ein Deutscher, als die Repräsentanten von fünf Expeditionen, zusammen — es wird Ihnen ohne Zweifel erfreulich sein zu vernehmen, daß unter allen diesen Reisenden der Schotte derjenige war, der, Dank Ihrer Unterstützung [1]), den meisten Erfolg gehabt hatte, obgleich er der jüngste von allen und durch ein bisher noch ganz unbekanntes Gebiet gereist war." Nach einer mäßig guten Fahrt über den See kam Thomson am 7. April in Liendwe (Jendwe) an, wo er Alles in wünschenswerthem Zustande, seine dort zurückgelassenen Leute sämmtlich in bestem Wohlsein, vorfand. Leider aber erwartete ihn schon eine neue Enttäuschung: er hatte demnächst sich nach Kiloa begeben wollen, und mußte nun erfahren, daß der Weg dorthin nicht zu passiren sei. Merere hatte den Krieg mit den Wehehe wieder aufgenommen, und so war es nicht möglich, aus dem einen in das andere Land zu gelangen. Man mußte wohl oder übel sich zu einem andern Rückmarsche entschließen, der denn auch, wie Thomson schreibt, „nicht werthlos" sein sollte. Immer am Seeufer entlang gehend, umschritt er das südliche Ende des Tanganjika bis zur Mündung des Kilambo, wandte sich dann nach N.-N.-O. und erreichte, nachdem Ulungu (Urungu, Landschaft am Südende des Sees zwischen 8° und $9^1/_4$° südl. Br.) und Fipa (zwischen 7° und 8° südl. Br.) passirt waren, in langsamem Ansteigen die Stadt Kapufi, deren Lage er auf 8° südl. Br. und 32° 5′ östl. L. angiebt.

Einen kurzen Aufenthalt in dieser Stadt benutzte Thomson zur endlichen Feststellung der Lage des Hikwa- (oder richtiger Likwa-) Sees, dessen Gestalt und Lage bis jetzt auf unseren Karten bedeutend variirt. Freilich konnte der Reisende auch nur einen Theil des Sees in Augenschein nehmen, doch glaubt er nach den Angaben der Eingeborenen schließen zu dürfen, daß die Länge dieses Wasserbeckens 60 bis 70 Miles, seine Breite aber 15 bis 20 Miles betrage. Der See liegt zwei Tagereisen östlich von Makapufi (wohl dasselbe, wie oben Kapufi) in einer tiefen Depression der Lambalampipa-Berge. Er nimmt den Mkafu auf, einen großen Fluß, der in Kawendi (am Ostufer des Tanganjika zwischen 5° und 7° südl. Br.) entspringt, und dem die ganze Wassermasse des größten Theils von Khonongo (Ukonongo) und Fipa und des ganzen Mpimbwe (Ukonongo und Mpimbwe liegen auf Stanley's Karte zwischen $6^1/_2$° und 7° südl. Br.) zuströmt. Mit fast vollständiger Gewißheit glaubt Thomson angeben zu dürfen, daß der See keinen Abfluß, wenigstens keinen Abfluß nach Westen hin, habe. — Die Lage von Tabora, wie sie sich aus seinen täglich in die Karte eingetragenen Winkelmessungen und Distanzschätzungen ergab, differirte merkwürdiger Weise nur um 1 bis 2 englische Meilen von derjenigen, welche Speke und Cameron angegeben haben.

Thomson's zweiter, aus Zanzibar datirter Brief enthält die kurze Mittheilung von dem Eintreffen der Expedition in Zanzibar, sowie von der demnächst bevorstehenden Heimkehr des Reisenden nach England; er gedachte am 28. Juli Zanzibar zu verlassen. Einstweilen war er noch damit beschäftigt, den letzten geschäftlichen Theil der Expedition zu ordnen, die von hier aus mitgenommenen Leute auszulohnen u. s. w. Ueber das Verhalten dieser seiner Begleiter während der ganzen Reise spricht er sich in der rühmendsten Weise aus; besonders erwähnt er die beiden energischen Anführer Tschuma und Makatuba, denen der glückliche Erfolg der Expedition nicht zum kleinsten Theile zu verdanken sei. Dr. Kirk hatte in zuvorkommendster Weise das Engagement aller dieser Leute für Thomson vermittelt, und so kam es, daß sie sämmtlich glaubten, sie seien dem Baluja (Kirk) für das Wohlergehen des Reisenden verantwortlich, den sie sicher zu geleiten und wohlbehalten wieder in Zanzibar abzuliefern hätten.

[1]) Mr. Thomson reist im Auftrage der Royal Geographical Society.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I. (Erste Hälfte.)

Donon.

Wenn Goethe einmal sagt, daß jedes wahre Kunstwerk unerschöpflich sei, so hat er insofern recht, als ein solches stets auf alle Beschauenden einen gewaltigen Eindruck machen wird; da aber die geistige Eigenart der verschiedenen Beschauer und der beschauenden Generationen stets verschieden ist, so wird dieser Eindruck selbst wieder stets von anderer Art, stets neu sein, und so wird der Bedeutung des Kunstwerks eine Mannigfaltigkeit der Wirkung zugeschrieben, was eigentlich nicht ihr, sondern der Mannigfaltigkeit der Beschauer, auf welche die vielleicht ganz einfache und stille Größe ihren Eindruck macht, in Wahrheit zugeschrieben werden muß. Ein Kunstwerk also ist subjektiv unerschöpflich, weil das betrachtende Subjekt, der einzelne Mensch sowohl und namentlich die Menschheit als Ganzes unerschöpflich sind. Denn objektiv unerschöpflich sind nur die großen Werke der Natur, zu welchen wir ja, im höchsten Sinne, Mensch und Menschheit mitzuzählen haben. Desto unerschöpflicher sind sie, je mannigfaltiger die Beziehungen sind, durch welche sie zu Stande kommen; und so gehören gerade die Objekte derjenigen Naturwissenschaft hierher, welche die komplicirteste Aufgabe hat, die Aufgabe des Zusammenwirkens sämmtlicher tellurischen Kräfte, und die Ergebnisse dieses Zusammenwirkens kennen zu lernen, gehören die Objekte der Geographie hierher. Man nehme von ihnen, welches man will.

So z. B. die Gebirge. Jung und Alt ergötzt sich heute, wie vor Jahrhunderten, an jenen schönen Märchen von Zauberhöhlen angefüllt mit wunderbaren Schätzen, von Bergen, die sich aufthun und in weiten Gewölben Gold und Silber und Edelsteine hoch gehäuft darbieten. Märchen dieses Inhalts gehören nicht einem Volke vorzüglich an; sie finden sich überall da, wo merkwürdige Gebirgserhebungen an bewohnte Ebenen grenzen und durch ihr eigenthümlich fremdartiges Leben die Phantasie der Bewohner reizen. Wie in ihnen das kindliche Gemüth der Völker in künstlerisch einheitlicher Gestaltung den Eindruck der Gebirge wiedergegeben hat, so sind in Wahrheit diese letzteren solche Schatzkammern für uns und viel unerschöpflicher, als die Höhle Xaxa selbst. Zunächst dürfen wir wahrlich nicht geringschätzen, was sie uns direkt an Schätzen bieten, an Holz und Kohlen und Bausteinen, an Marmor, Edelsteinen, Metallen u. s. w. Eben so wichtig aber ist gewiß die Anregung, welche sie uns durch die ganz neuen Eindrücke einer in sich abgeschlossenen Welt bieten. Denn — und dies ist zugleich ein neuer Punkt — welch' eine neue Zusammensetzung und Bildung des Bodens, welch' neue reiche Formen in Thier- und Pflanzenwelt, unabhängiger, mannigfaltiger, reizvoller, in der Allheit ihres Lebens, was für den Naturmenschen von größter Wichtigkeit ist, von dem in der bewohnten bequemern Ebene Vorkommenden abweichend; und an sich so reich, daß ihre Mannigfaltigkeit und die Art des Zustandekommens derselben auch dem Gelehrten bedeutende Probleme bietet. Dazu die belebende Kraft der Luft, die lebhaften Bewegungen der Atmosphäre und ihres Wassergehaltes an Wolken und Nebel und endlich, was auf jedes Gemüth wirken muß, neben, über der engen Beschränktheit des eigentlichen Gebirges, der Thäler, der Wälder, die weite freie Aussicht von den Höhen auf das Gebirge selbst und über die Ebene.

Diese Wirkungen des Gebirges sind von sehr verschiedener Art. Mit ästhetischem Bewußtsein, sei es in malerischer Darstellung von Landschaften oder im Reisen zu landschaftlichem Genuß, hat man diese Eindrücke erst verhältnißmäßig spät aufgefaßt, ebenso wissenschaftlich kaum vor dem siebzehnten Jahrhundert; gefühlt hat man sie immer. Die praktische Bedeutung der Gebirge war schon in ältesten Zeiten klar.

Aber nicht nur die Art unseres Sehens und Fühlens hat sich geändert, auch das Objekt des Sehens ändert sich; das Gebirge selber, so sehr auch die Berge als Sinnbild des Festen gelten, ist nicht stabil, ist vielmehr in ewiger Wandelung begriffen, und hierdurch wird seine Unerschöpflichkeit geradezu unendlich. Wir sehen nie dasselbe Gebirge. Die Vogesen, welche heute auf die herrliche Ebene des Elsasses herniederblicken, sind andere, als die, welche auf Ludwig's XIV. Mordbrennereien herabsahen, andere, als sie die Generationen unserer Nachkommen in zwei, drei Jahrhunderten durchwandern werden. Die Atmosphäre, namentlich aber das Wasser in der Atmosphäre, ist der unerbittlichste Feind der Gebirge: als Regen, Nebel, Thau arbeitet es mit unablässigem Nagen an ihrer Abtragung, und was es leisten kann, dafür ist wieder das Elsaß selber der klarste Beweis. Denn wo wir in seiner Ebene auch wandern, da gehen wir auf Material, welches ursprünglich die Höhe der Berge deckte, von der Gewalt des Wassers aber herabgeführt wurde, um den festen Grund für unser Leben zu bilden. Die Geschiebe und Anschwemmungen an Rhein und Ill sind Alpen-, Jura-, Schwarzwald- und Vogesentrümmer, und ähnlich wie diese großen Flüsse wirken die kleinen Bäche, die dem Gebirge entstürzen, nur daß durch ihre so viel größere Zahl, so viel acutere Arbeitskraft ihre Wirkung eine weit mächtigere ist. Aber auch da, wo kein Flußlauf hinkommt, finden wir im Elsaß den Boden aus einem Erdreich gebildet, welches sich aufs Klarste als Zersetzungsprodukt der Vogesen ausweist und durch Regen, Thau, Luft- oder Windwirkung (Löß) gelöst und herabgeführt wurde. Alle diese Massen, und ebenso die gewaltigen Mengen von Schlamm und Sand, welche der Rhein stündlich meerabwärts führt, sind dem ursprünglichen Bestand des Gebirges entzogen, der also früher ein viel bedeutenderer war als heute, der auch heute noch sich jährlich, täglich, stündlich mindert.

Es ist schade, daß wir keine Höhenmaße, keine Böschungsangaben, keine wissenschaftlich genauen Abbildungen der Vogesenberge aus früheren Jahrhunderten besitzen; wir würden sonst berechnen können, wie stark die Erosion während einer bestimmten Zeit und unter den klimatischen Bedingungen der Vogesen gewirkt hat. Unsere Zeit sorgt hierin besser für die Nachkommen. Doch haben wir für die Höhen der Berge wenigstens einige Anhaltepunkte, welche uns in

sehr frühe Zeiten zurückführen. Hierher gehören die durchaus vorhistorischen Gletscherspuren z. B. im Thal der Thur, welche für die Zeit der Gletscher dieses Thales ungefähr die gleichen Verhältnisse der Thalweite, der Gebirgshöhe beweisen, wie wir sie jetzt haben; hierher gehören ferner die Reste von heidnischen und römischen Ansiedelungen, die wir noch heute auf den Berggipfeln finden, wie sie bei ihrer ersten Anlage dort oben erbaut wurden: seit ungefähr 2000 Jahren ist also die Gipfelhöhe z. B. des Donon nicht wesentlich niedriger geworden. Ueberhaupt leidet die Gipfelhöhe durch die Angriffe des Wassers sehr viel weniger und sehr viel später, als die ganze Masse des Gebirges und die Gehänge der Rücken und Berge, denn zunächst werden die Berge durch immer tiefere Einfurchung des Wassers aus dem ursprünglich unzerlegten Gesammtmassiv immer mehr und mehr herausgearbeitet und dann müssen sie immer mehr und mehr von ihren Gehängen hergeben, auf denen ja das Wasser herabrinnt, die also seinen Angriffen viel länger und in Folge der Fallkraft des Wassers stärker ausgesetzt sind, als die Gipfel selbst.

Alle Gebirge, welche den Wirkungen einer feuchtigkeitshaltigen Atmosphäre ausgesetzt sind, zeigen diese Erscheinungen, aber sie zeigen sie in wunderbarer Verschiedenheit, und auf dieser Verschiedenheit beruhen oft um so mehr die Hauptzüge der Individualität eines Gebirges, als sie bei wesentlich gleichem geognostischen Material, bei wesentlich gleicher Lage der Gebirge auftritt, wenn einer der wirkenden Faktoren auch nur im mindesten sich ändert. Diese, man möchte sagen, Feinfühligkeit der Gebirge äußeren Einflüssen gegenüber, welche wir uns erst aus ihren Wirkungen ableiten müssen, da wir dieselben sonst kaum merken würden, erklärt sich leicht durch die sehr lange dauernde Summation eines an sich vielleicht ganz unbedeutenden Faktors, und gerade diese Summation an sich minimalster Dinge ist es, welche im tellurischen Haushalt die größten Wirkungen hervorbringt. Wie nahe liegen, ganz unter derselben Breite, Vogesen und Schwarzwald bei einander; sie bestehen wesentlich aus demselben Gesteinsmaterial, und dennoch wie ganz verschieden ist die orographische Beschaffenheit beider, wie ganz verschieden der Eindruck, den beide Gebirge, die man Zwillingsgebirge nennen möchte und nennen kann, auf den Beobachter machen, wie verschieden auch das organische Leben in beiden bis zum Menschen herauf. Es giebt im Schwarzwald wohl kaum einen Punkt, den man für eine Vogesenansicht halten könnte, und umgekehrt auch in den Vogesen kaum eine Stelle, die man nicht sofort an charakteristischen Merkmalen als den Vogesen und nicht dem Schwarzwald zugehörig erkennen möchte. Die Hauptunterschiede beider Gebirge beruhen auf der Thalbildung, welche in den Vogesen viel breiter, im Verhältniß zur Gesammtmasse des Gebirges viel bedeutender ist, als im Schwarzwald; ferner auf der Bildung des Gebirgsmassivs selber, welches bei den Vogesen klar und schön in drei selbständigen Kämme entwickelt ist, die einander parallel von Südwest nach Nordost streichen, während der Schwarzwald in einzelne große Plateaumassen zerfällt, deren Trennungslinien im Ganzen von Ost nach West verlaufen, die aber nirgends ganz selbständig von einander abgetrennt sind und dadurch keine leichte Uebersichtlichkeit gewähren. Die Bildung der einzelnen Berge ist, wie sich das schon aus jener Kettenbildung der Vogesen ergiebt, eine vielfach verschiedene; und ganz eigenthümlich den Vogesen sind die Seen, welche am schroffen Ostabhange des südlichen Hauptkammes auftreten. Dieser Ostabhang ist steil, oft unzugänglich schroff, und unter diesen Felsen, diesen Steilwänden liegen in circusartigen Thälern der weiße, der schwarze, der grüne (Daren-) See, und eine ganze Reihe ähnlicher Thäler bergen Sumpfgründe an Stelle der klaren Seespiegel. Fast der einzige See dieser Art, den der Schwarzwald aufzuweisen hat, ist der Feldbergsee. Der Titi- und Schluchsee entsprechen in ihrer Bildung den berühmten Seen des südlichen Lothringens, dem Longe- und Gerardmeer.

Von den Längsketten der Vogesen erstrecken sich nun eine Reihe von Querthälern nach der Ebene hin; und so sind sie reicher gegliedert, als der Schwarzwald, und doch zugleich übersichtlicher. Unzweifelhaft verdanken sie dies Alles ihrer Isolirtheit und ihrer mehr westlichen Lage, denn durch beide Umstände mußte die Erosion stärker auf sie wirken und zugleich ihr Klima minder rauh werden. So sind sie breiter geöffnet und also leichter zugänglich, als der Schwarzwald, wärmer, licht- und farbenreicher, als er, ihre Vegetation, ihr Anbau ist mannigfaltiger, das menschliche Leben dringt tiefer und vielseitiger in sie ein, sie machen im Ganzen einen südlichern Eindruck. In Folge aller dieser mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten kann man sie als eine Art von Normalgebirge hinstellen, als Typus einer reichen orographischen Entwickelung.

Indem wir nun dies merkwürdige Gebirge näher betrachten wollen, werden wir dies am besten so thun, daß wir einzelne besonders merkwürdige Berggipfel jener drei Ketten, welche die Vogesen zusammensetzen, eingehend näher betrachten, da wir an ihnen die Eigenthümlichkeiten des Gesammtgebirges und seiner einzelnen Theile in klarster Uebersicht kennen lernen. Hierbei haben wir zugleich den Vortheil, daß überall geographische Merkwürdigkeit und landschaftliche Schönheit in den Vogesen Hand in Hand geht, daß gerade die Berge, welche für die Geschichte des Gebirges besonders lehrreich sind, auch für den Touristen besondere Anziehungskraft haben. Wir beginnen mit den Nordvogesen, den Sandsteinvogesen, wie man sie auch nennt, weil sie fast ganz aus rothem triassischen Sandstein gebildet sind. Sie ziehen von Raon l'Etape, St. Dié, Saales in weitem Halbkreis um Straßburg bei Zabern und Weißenburg vorbei in die bayerische Pfalz; parallel mit ihnen durch das weite Thal der Breusch getrennt, streicht ostwärts von ihnen der zweite Haupttheil der Vogesen, der Rücken des Hochfeldes; und da wo die Sandsteinvogesen beginnen, hören die südlichen, die krystallinischen oder granitischen Vogesen auf, von jenen durch das obere Breuschthal sowie durch das Thal von Weiler getrennt, welches letztere die scharfe Trennungslinie auch zwischen den Südvogesen und dem Hochfeld bildet. In den Nordvogesen ist der Donon der höchste und merkwürdigste Berg [1]). Nähert man sich Straßburg von welcher Seite man will, so fällt in der Vogesenkette eine Partie auf, welche von Osten gesehen als eine Art von Gebirgssenke mit zackigem Einschnitt, von Norden dagegen, etwa aus der Gegend von Bitsch, und ebenso von Lothringen, von Westen her, als höchst auffallender Doppelgipfel erscheint, der weithin den Gebirgszug überragt. Noch überraschender beinahe zeigt sich dieser Doppelgipfel vom Hochfeld aus gesehen; auch vom fernen Hoheneck in den Südvogesen erblickt man deutlich seine charakteristische Gestalt, die hier wie aus einer flach gewölbten Ebene am Horizonte aufzuragen scheint. Es ist dies der Donon oder besser die Dononguppe (großer, kleiner Donon und Kelberg),

---

[1]) Wir empfehlen unseren Lesern vor Allem H. Kiepert's schöne Specialkarte des Deutschen Reichslandes Els.-Lothr. im Auftrag des kaiserl. Oberpräsidiums zu Straßburg nach amtlichen Quellen bearbeitet (Berlin 1879, Dietr. Reimer), dazu die treffliche kleine Reliefkarte von Els.-Lothr., welche in Leipzig bei P. Eckerlein erschienen ist (Preis 50 Pfennig), oder die bekannte ebenfalls sehr tüchtige Specialkarte der Reichslande Els.-Lothr. von Louis Algermissen, Metz 1878, deutsche Buchhandlung (Georg Lang).

dessen höchster Gipfel, der große Donon (1010 m), alle übrigen Gipfel der Sandsteinvogesen überragt. Daß er und seine Umgebung dennoch von Straßburg aus wie eine Gebirgssenke erscheint, folgt aus seiner so weit westlichen Lage jenseits des Breuschthales, daher die nordöstlich gelegenen minder hohen Berge, wie der hohe Noll [1]) (980 m), die Mutziger Höhe (1007 m) und der Schneeberg (963 m), ja untergeordnete Auslaufberge, wie der schön und kühn geformte Langenberg (la grande côte), der sich von Straßburg aus gesehen direkt nördlich vom Donon zeigt, diesen höhern Gipfel in der Gesammtansicht des Gebirges überragen. Auch im Breuschthal noch tritt der Donon hinter seinen Vorbergen zurück; man muß ihn, um ihn ganz zu würdigen, selber aufsuchen. Das kann man von Schirmeck aus, dem hübschen und gewerbreichen Hauptorte des Breuschthales, von dem aus die Straße nach Raon sur Plaine und ins Meurthethal führt, auf höchst bequemen und dabei auch touristisch sehr lohnenden Fahr- und Fußwegen, welche bis unter die Gipfelpyramide des Berges führen. Wer aber die ganze Wildheit, Pracht und Größe dieser Natur kennen lernen will, der gehe von Lützelhausen über den Langenberg und den Katzenberg zur Mutziger Höhe und dann auf der Höhe weiter über Narion und Noll bis zur Dononeinsattelung, oder vom Schneeberg aus über den Rücken, welcher den Kohlberg trägt, bis zum Dononsattel. Diese Wege gehören zu den wildesten und großartigsten, welche man in den Vogesen machen kann. Selbst in den Südvogesen ist nichts, was sie übertrifft. Es fehlt an den gewaltig anstrebenden Berghäuptern, den so schön und so mannigfaltig geformten Gipfelreihen, der wunderbaren Farbenpracht und leuchtenden Lichtfülle, welche die Südvogesen schmückt; aber gerade durch ihre düstere Eintönigkeit, durch ihren schweren, schweigenden Ernst machen diese nördlichen Berge einen ganz eigenartigen, unauslöschlichen Eindruck. Alles ist dicht bewaldet, mit Ausnahme der Gebirgsrücken selber; diese gewähren von ihren öden Grasflächen selten einen freien Ausblick, theils in Folge der Waldumgebung, theils wegen ihrer eigenen breiten Wölbung. Die Querthäler, welche sich von den Hauptrücken absenken, sind eng, tief, von dichtem Walde, meist Nadelholz, bedeckt, düster, die Gehänge von großer Steilheit, oft weit hinab mit moosverdeckten Blöcken überstreut, zwischen und über welche die Tannen ihre Wurzeln strecken. Aber die Steine geben keinen festen Halt; und so sieht man über dieselben vielfach die Baumstämme hingestreckt, welche den heftigen Stürmen dieser Gegend erlegen sind. Auch die Rücken selber sind nicht selten durch wilde Felsbildungen ausgezeichnet, die bald aus einzelnen riesigen Blöcken bestehen, bald in wilder Zusammenhäufung wahre Felslabyrinthe bilden. „Häuserhoch liegen die gewaltigsten Quader wild über einander gethürmt; eine Moosdecke überzieht trügerisch die Klüfte, in welche der Fuß bei jedem Schritt einsinkt. Wer sich dort bei eintretender Dunkelheit einmal verirrte, begreift, daß auch der Forstmann diese Wildniß nur ungern allein betritt; der Hülferuf des Verunglückten würde hier ungehört verhallen [2])."

Und nun diese Wälder, die meilenweit ausgedehnt in ihrer öden Wildheit fast das Gepräge eines Urwaldes zeigen. An den steilen und steinigen Abhängen, die fern von den Dörfern gelegen und ohnehin schwer zugänglich sind, ist eine Verwerthung des Holzes oft kaum möglich. Windgebrochene Stämme vermodern nicht selten an Ort und Stelle; andere Bäume stehen verdorrt, im Innern von Pilzfäden aufgezehrt, deren Fruchtträger als kolossale braungrüne Schirme aus den Stämmen hervorbrechen, und von dicken Holzlarven bevölkert, die, wenn sie erst ihre jugendliche Ungestalt abgestreift haben, als elegant gehörnte Käfer sich auf der sonnigen Rinde der Stämme tummeln werden, deren Inneres sie jetzt völlig zerstören helfen. Im Allgemeinen aber erscheinen diese Wälder, wie der geschlossene Tannenhochwald meist, thierarm; ihr düsteres Schweigen wird nur von vereinzelten Vogelstimmen unterbrochen. Doch sind Lagerstätten von Wildschweinen nicht selten, auch Spuren des Edelhirsches finden sich, wenngleich der Tourist diese Thiere selbst nicht so leicht erblicken wird.

Auch die Vegetation dieser Wälder ist eintönig; es fehlt ihr nicht an reichlicher, oft sogar üppiger Entwickelung, aber sie ist verhältnißmäßig artenarm und zeigt wenig Pflanzen, welche dem Gebirge charakteristisch sind und nicht auch in der Ebene vorkämen. Zu den auffallendsten dieser Gewächse zählt die an Bächen und in feuchten Gründen wachsende Adenostyles albifrons, die aus hellgrünen, huflattigartigen Blättern einen hohen Blüthenstiel mit röthlichen, dem Wasserhanf ähnlichen Blüthen treibt. Doch ist diese Pflanze über die gesammten Vogesen verbreitet. Alpine Pflanzen kommen hier nicht vor.

Kommt man nun endlich auf dem Donon an, hat man die wildzerklüfteten, an manchen Stellen seltsam ausgefurchten Konglomeratblöcke, welche seinen höchsten (nach N.-O. gerichteten) Gipfel bedecken, erstiegen, so wird man durch eine Aussicht belohnt, welche ebenso großartig als für die genauere Kenntniß des ganzen Gebirges lehrreich ist. Nach Westen ist der Blick durch andere Berge beschränkt; nach Nordwesten übersieht man weithin die lothringische Ebene; die großen Seen schimmern herüber. Diese Nachbarschaft der nordwestlichen Ebene, zwischen der und dem Meere kein irgend nennenswerthes Gebirge liegt, erklärt den ungemeinen Regenreichthum des Donon, welcher bei den Anwohnern geradezu sprichwörtlich ist: er ist der erste hochaufragende Berg, der sich den feuchtigkeitbeladenen Nordwestwinden, die über Lothringen herkommen, entgegensetzt. Daher verdichtet sich der Wasserdampf der Luft an ihm zunächst und zumeist, wenn auch die übrigen Höhen, Noll, Schneeberg u. s. w., nicht leer ausgehen; und da die Verdichtung oft sehr rasch stattfindet, so entladen sich auch Gewitter häufig genug über seinem Gipfel. Auch für Straßburg ist der Donon vorzugsweise der regenverheißende Berg, denn die Winde, welche uns den meisten Regen bringen, schlagen zunächst an ihn an; und ferner wenn man eine Linie vom Donongipfel nach dem Münsterthurme gezogen denkt, so läuft dieselbe gerade in der Längsachse des weitgeöffneten Breuschthales, ein Umstand, welcher meteorologisch für Straßburg nicht ohne Bedeutung ist.

Durch dies schöne Thal hin, welches die Aussicht vom Donon nach Süd und Ost auf das Herrlichste belebt, über die Hügelketten, welche es einschließen, sieht man dann auch Straßburg mit seinem dunklen alten Münster- und dem neuen hellen Wasserthurm liegen inmitten der röthlich schimmernden Ebene, welche mit ihrem Farbenreichthum und ihrer kräftigen Besonnung allen Vogesenaussichten einen so unendlichen Reiz verleiht. Jenseits derselben erhebt sich der blaue Zug des Schwarzwaldes in seiner ganzen Längenausdehnung, soweit er nicht südöstlich im sommerlichen weißlichhellen Duft verschwindet. Direkt südlich erblicken wir über die nächsten Vorberge hin das hier vorzugsweise grüne, wiesenreiche

---

[1]) Der Name bedeutet ursprünglich Berg und kommt auch sonst häufig in Deutschland vor, wenn auch in etwas anderer Form: der Knüll im hess. Hügelland, der Knül (mit langem ü) bei Oschersleben, ein kleiner spitzer Hügel, zu den östlichsten Vorbergen des Elms gehörig. Engl. cnoll, knoll, Hügel, altd. nol, hnol, Hügel. Grimm, W.-B. 1464, 1467.

[2]) Benecke, Abriß der Geologie von Elsaß-Lothringen, Straßb. 1878, 104.

obere Breuschthal, neben demselben südöstlich das gewaltige Massiv des Hochfeldes, mit kahlen, langgezogenen Rücken über die verschiedenen Thal- und Gipfelbildungen seiner zahlreichen Ausläufer emporragend; südlich vom Thal die dunkelbewaldete merkwürdige Pyramide des Climont, hinter ihr in starker Verkürzung die Hauptkette der Granitvogesen, den Brezouard, die Hautes-Chaumes und den Hoheneck, von welchem letztern in umgekehrter Richtung blickend Elie de Beaumont das merkwürdige Aufragen der Dononhörner schilderte. Südöstlich vom Donon sieht man, ebenfalls in zusammengeschobener Verkürzung, die Sandsteinketten, welche von Frankreich, von St. Dié, von Raon l'Etape zum Donon ziehen, den Ormont, die Hautes-Chaumes u. a.

Gegen diese Aussichten sticht nun die nach Norden höchst eigenthümlich ab. Auch hier blickt man noch in einzelne geöffnete Thäler hin; aber dieselben sind nicht groß, sie schneiden nicht beträchtlich in das Gebirgsmassiv ein; auch hier sehen wir aufragende Höhen, aber sie stellen nicht Pyramiden und Spitzen dar, sondern langgewölbte Rücken, welche sich nach Norden immer mehr und mehr westöstlich erstrecken, immer niedriger und flacher werden.

Einiges über die Turkmenen.

I [1]).

L —. Ueber die zwischen dem Amu-Darja und dem Kaspischen Meer wohnenden Turkmenen weiß man wenig; nur über die süd-östlichen Küstenstriche des Kaspischen Meeres hat man einige genaue Kunde durch die in den Jahren 1837 bis 1848 ausgeführten Reisen des Baron Bode.

Das ganze Gebiet zwischen dem Amu-Darja, dem alten Flußbette desselben, dem Kaspischen Meer und den im Norden Persiens hinziehenden Gebirgszügen Elburs und Kopepet-dag [2]) ist eine Niederung, welche nach Westen zum Kaspischen Meer leicht abfällt. Das Centrum des Gebietes ist wegen seines vollständigen Wassermangels gänzlich unbewohnt; ebenso unbewohnt ist der nördliche Theil am alten Bette des Amu-Darja. Dagegen am Ufer des Kaspischen Meeres, an den nördlichen Abhängen des Kopepet-dag, am Flusse Murg-ab, welcher von Süden kommend parallel mit dem Kopepet-dag läuft und sich in der Wüste verliert; am linken Ufer des Amu-Darja von der Stadt Chodscha-Sala an der afghanischen Grenze bis zur Stadt Tschardschui am Amu und an der südlichen Grenze des Chanats Chiwa findet sich eine aus Turkmenen fast aller Stämme zusammengesetzte Bevölkerung.

An den Grenzen der Chiwaschen Oase sitzt derjenige Theil der Jomuden, welcher Bairam-schaly heißt, in der Zahl von 15 000 bis 20 000 Zelten (Kibitken) [3]). Nördlich von diesen, zwischen ihnen und den usbekischen Ansiedelungen des Chanats Chiwa, sitzen die Tschoudoren. Im Chanat Chiwa selbst sitzt ein Theil der Goklanen (etwa 2000 Kibitken), während der andere größere Theil (4000 Kibitken) an der persischen Grenze zwischen den Flüssen Gurgen und Atrek wohnt.

Ueber diese Turkmenen des Chanats Chiwa etwas zu reden, ist keine Veranlassung, da dieselben jetzt friedlich sind und überdies durch die von Turkestan aus gesammelten Nachrichten genugsam bekannt.

Etwas anderes ist es mit den Turkmenen, welche die Landstrecke an der persischen Grenze innehaben.

Ueber die am linken Ufer des Amu-Darja lebenden Turkmenen ist zu sagen. 20 Werst oberhalb Tschardschui am Amu wohnt der turkmenische Stamm der Sakaven (3000 Kibitken). 25 Werst weiter aufwärts am Flusse wohnen die beiden Geschlechter Sajaty und Eski (zusammen 200 Kibitken), welche zum Stamm Tschoudor gehören. Dann folgen noch weiter aufwärts die dichtgedrängten Ansiedelungen des Turkmenengeschlechts Ersari, welche sich bis zur afghanischen Grenze hin erstrecken und sogar auf das Territorium von Afghanistan hinüberziehen. Die Unterabtheilungen der Ersari heißen Kara, Ulu-tapa, Kunjäsch und Bekaul; die drei ersten bewohnen das linke, die letztere das rechte Ufer des Amu-Darja. Ihre Menge wird etwa in Summa 30 000 Kibitken ausmachen, obwohl sie von einigen Reisenden bis auf 60 000 Kibitken geschätzt wird. Es haben alle am linken Ufer des Amu-Darja lebenden Turkmenen vorläufig noch keine Bedeutung für Rußland; sie sind 300 Werst von der russischen Grenze entfernt — das Chanat Buchara liegt zwischen ihnen und Rußland.

Am Ufer des Kaspischen Meeres, auf der Halbinsel Mangyschlak bei Krasnowodsk und auf den Inseln Tschelekken und Ozurtschinsk leben die Schichzen (auch Schichlören genannt), die Ozurdschalinzen und andere Turkmenenstämme; in Summa etwa 2000 Kibitken. Sie stehen unter russischer Botmäßigkeit.

Weiter südlich am Ufer des Meeres, zwischen den beiden Flüssen Gurgen und Atrek, sowie nördlich vom Atrek leben auch Jomuden, aber derjenige Zweig derselben, welcher Kara-tschuk heißt. Es zerfällt nämlich der große Stamm der Jomud-Turkmenen in zwei Hauptzweige: Bairam schaly und Kara-tschuk. Der ganze Zweig Bairam schaly wohnt, wie bemerkt, im Chanat Chiwa nebst einer geringen Menge (1000 Kibitken) des Zweiges Kara-tschuk. Jeder der beiden Hauptzweige der Jomuden zerfällt wieder in verschiedene kleinere Zweige und diese in Geschlechter.

Die Kara-tschuk-Jomuden theilen sich wieder in zwei Zweige: Scharif-dschafarbai und Ak-atabai (tschoni), welche gewöhnlich kurz Dschafarbai und Akatabai genannt werden.

Ganz abgesehen von diesen aufgezählten Stamm- und Geschlechtseintheilungen zerfallen alle Turkmenen nach ihrer Lebensweise in ansässige Ackerbau treibende (Tschomuden genannt) und nomadisirende (Tschorwa genannt). Die

---

[1]) Nach dem Russischen: N. G. Petrusewitsch, Die Turkmenen zwischen dem alten Flußbette des Amu-Darja und der nördlichen Grenze Persiens. (Schriften der kauk. Abtheil. der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft Band XI, Heft I, S. 1 bis 81. Tiflis 1880.)

[2]) Russische und deutsche Karten schreiben gewöhnlich Kopet-dag. Nach Vambery Kübbet Dagh, d. i. Kuppelberg.

[3]) Es entspricht eine Kibitke einer Familie, zu welcher fünf Personen gerechnet werden.

Nothwendigkeit außer anderen Lebensbedürfnissen auch Brot zu haben, hat zu einer Arbeitstheilung unter den Gliedern einer und derselben Familie geführt — der Ackerbau und die Viehzucht in den Steppen bedingen eine durchaus verschiedene Art und Weise zu leben. Zwischen den Tschomuren und den Tschorwa besteht eine innige Verbindung; oft werden die Tschomuren zu Tschorwa und umgekehrt. Verschiedene Umstände bedingen diesen Wechsel der Lebensweise; in Folge der Verluste der Viehherden werden einige Turkmenen zu Ackerbauern und umgekehrt der Erwerb reicher Vieh- und Kameelherden macht die Ackerbauer zu Viehzüchtern. Dabei gehören oft die Glieder eines Geschlechts, ja sogar leibliche Brüder zu verschiedenen Lebensberufen. Die Viehzucht in der Steppe zwingt die Jomuden zum stetigen Wechsel ihres Wohnorts, zum Nomadisiren; deshalb leben sie während des Sommers nördlich vom Atrek, zum Theil an dem Hauptnebenfluß desselben, dem Sumbar, den Winter aber auf persischem Gebiet am Gurgen und am Atrek. Von den ansässigen Kara-tschuk-Jomuden sitzen die Atabai zwischen den Flüssen Atrek und Gurgen und am linken Ufer des Gurgen, also auf persischem Gebiet; die Dschafarbai dagegen sitzen am rechten nördlichen Atrekufer auf russischem Gebiet und halten sich auch für russische Unterthanen.

Das Leben am Ufer des Meeres hat auch die Turkmenen zu Seefahrern gemacht; aber eben so wenig als sie auf dem Lande nicht friedliche Hirten, sondern Räuber und der Schrecken ihrer Nachbarn sind, so haben sie auch auf dem Wasser, bis in die letzte Zeit hinein, sich mit Rauben beschäftigt. Noch bis vor Kurzem befuhren die turkmenischen Boote das Kaspische Meer und machten astrachansche und uralsche Fischer zu Gefangenen; allein seitdem das ganze Ostufer des Kaspischen Meeres bis zur Atrek-Mündung unter Botmäßigkeit der Russen steht, seitdem auf der Insel Aschur-Ade eine russische Marinestation errichtet ist, sind die Turkmenen zu Fischern geworden, welche ihre Beute in Aschur-Ade oder in Krasnowodsk verkaufen. Ganz haben sie freilich noch nicht vom Raube gelassen; einzelne schiffen noch auf dem Busen von Asterabad und überfallen von hier aus Perser, welche auf der parallel dem Meere in einer Entfernung von 6 Werst hinlaufenden großen Heerstraße reisen. Doch geschieht dies in nur kleiner Gesellschaft von drei bis vier Menschen.

Die Gesammtzahl der Kara-tschuk-Jomuden beträgt 15 000 Kibitken, davon gehören zu den Dschafarbai 8000 Kibitken (4500 nomadisirende, 3500 ansässige), zu den Atabai 7000 Kibitken (4500 nomadisirende, 2500 ansässige). Von der ganzen Gesammtmenge leben nur 1000 Kibitken beständig in Aulen nördlich vom Atrek; 9000 Kibitken bringen nur den Sommer — acht Monat — nördlich vom Atrek zu und leben im Winter auf persischem Gebiet; die übrigen 5000 Kibitken sind auf persischem Territorium fest angesiedelt.

Im Osten von den Jomuden, zwischen den Flüssen Atrek und Gurgen, sitzen die Goklan-Turkmenen, welche die persische Regierung anerkennen und nach Burdschnurd einen jährlichen Tribut von 6000 Tuman (1 Tuman etwa 8 bis 9 Mark) entrichten. Die Goklanen zerfallen in folgende Zweige: Gaï, Bajandyr, Kyryk, Ai-derwisch, Tschakyr-bek-dely, Jangak-sagri. Die Gesammtzahl der Goklanen beträgt jetzt nach den Mittheilungen des Herrn Bakulin, russischen Konsul's in Asterabad, etwa 4000 Kibitken. Der Chef des persischen Distrikts von Burdschnurd giebt absichtlich die Zahl der Kibitken viel geringer mit 1800 an, weil er sonst mehr Tribut an die persische Regierung nach Teheran zahlen müßte, als jetzt von ihm verlangt wird; er nimmt von den Goklanen jährlich das Vierfache, nämlich 24 000 Tuman, und liefert nur 6000 nach Teheran.

Die Goklanen haben das hügelige Gebiet zwischen den Vorbergen des Elburs und Kopepet-dag inne, wohl den besten Theil des nördlichen Persiens; viel kulturfähiges Land, viel Wasser, viel Weide und viel Wälder. Schon Baron Bode malt mit lebhaften Farben die Fruchtbarkeit und Schönheit der dortigen Landschaft; hier sei die Lieblichkeit englischer Landschaften vereinigt mit der Großartigkeit des Kaukasus. Herr Petrusewitsch findet die Bode'schen Lobeserhebungen durchaus nicht übertrieben; das Dreieck zwischen dem Elburs und dem Kopepet-dag sei eine der reichsten und gesundesten Gegenden der Erde. Hier fällt in den Bergen Regen und Schnee, während daneben in der nördlich vom Kopepet-dag gelegenen Wüste beides seltene Phänomene sind; das ganze Land zu beiden Seiten des Atrek, besonders das linksseitige Ufer zum Gurgen hin, ist vortrefflich zum Ackerbau geeignet. Hier gedeihen Reis, Baumwolle, der Wallnußbaum, Pfirsiche, Apfelsinen- und Orangenbäume und das Zuckerrohr. Hier sind auch die Ruinen ansehnlicher Städte: Dschordschan, Gumbed-i-Kaus, Meschhed-i-Mesrian und andere. Besonders berühmt sind die nördlich vom Atrek in einer Entfernung von 40 Werst gelegenen Ruinen der letztgenannten Stadt.

Die Gegend am Gurgen ist das alte berühmte Hyrkanien, welches schon zur Zeit Alexander des Großen durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet war.

* * *

Die Teke-Turkmenen oder (nach russischer Terminologie) die Tekinzen sind von allen turkmenischen Stämmen am zahlreichsten. Nach ihren Wohnsitzen werden unterschieden die Tekinzen von Achal und die von Merw (die Achal-Tekinzen und die Merw-Tekinzen). Mit dem Namen Achal wird die schmale kulturfähige Ebene am Nordabhang des Kopepet-dag von Kisyl-Aiwat bis zur persischen Provinz Dereges bezeichnet. An die Nordseite dieses Kulturstrichs grenzt die große bis zum Usboi reichende Sandwüste. Die Lage der Oase Merw ist eine andere. Merw liegt ziemlich am Ende des Flusses Murg-ab (Hühner-Wasser), welcher vom Nordabhang des Parapamisus herabströmt. Rund um Merw herum ist alles Wüste, nur am Murg-ab aufwärts sind die Ansiedelungen der Tekinzen zu finden. Die Entfernung zwischen den am meisten östlich gelegenen Ortschaften Achal, Gäuars und Merw, d. h. zwischen beiden Oasen, beträgt etwa 200 Werst. Auf der ganzen Strecke zwischen Gäuars und Merw liegt jetzt keine einzige Ansiedelung, doch strömt der Fluß Herri-rud (von den Turkmenen Tedshen-Darja oder Sarachs-Darja genannt) zwischen durch. Der Herri-rud entspringt am südlichen Abhang des Parapamisus, läuft etwa 400 Werst gerade von Osten nach Westen längs des Gebirges (Herat liegt an ihm), biegt dann unter rechtem Winkel nach Norden, durchbricht die zwischen dem Parapamisus und dem Elburs sich erstreckenden Gebirgsausläufe, tritt zwischen Merw und Achal in die Steppe, woselbst er sich verliert. Noch vor 40 Jahren wohnten die Tekinzen auch am Herri-rud, doch die Perser haben wegen der fortwährenden räuberischen Anfälle die dortigen Ansiedelungen zerstört.

In der Sandwüste Mittelasiens ist keine Möglichkeit ohne Wasser zu leben, nördlich von Achal und Merw ist daher nichts Lebendiges zu finden, kein Vogel, kein Thier.

Im Gebiet von Achal dagegen, woselbst eine große Menge von Gebirgsflüßchen herabströmen, sind zahlreiche Ansiedelungen vorhanden. Weil der Kopepet-dag in seinem südöstlichen Theile höher ist als im nordwestlichen, so sind die vom nördlichen Abhang des Kopepet-dag herabströmenden Flüsse im südöstlichen Theile wasserhaltiger als die im nordwestlichen und in Folge dessen sind im südöstlichen Theil der Oase Achal die Ansiedelungen dichter als im nordwestlichen Theil. Kisyl-Arwat ist die im äußersten Nordwesten gelegene befestigte, d. h. mit einer Lehmmauer eingeschlossene, Ansiedelung der Tekinzen und von hier ab ziehen sich längs dem Gebirge anfangs eine, weiter unten zwei und drei Reihen von Ansiedelungen hin, bis zum Orte Esch-chabad nahe am östlichen Ende der Oase, fast am Ende des Kopepet-dag. Weiter nach Osten liegen nur noch zwei Dörfer, Annau und Gänars. Die ganze Oase Achal, von Kisyl-Arwat und Gänars, hat eine lange Ausdehnung von etwa 250 Werst und eine Breite von 20 bis 30 Werst durchschnittlich; die Mitte ist etwa 60 Werst breit. Hier liegt die Ortschaft Gok-tepe, welche das Centrum des ganzen Gebiets von Achal ist. Man zählt etwa 50 Dörfer in Achal und im Ganzen eine Bevölkerung von etwa 30 000 Familien (circa 150 000 Individuen beiderlei Geschlechts).

Die Tekinzen siedelten sich in Achal am Anfang des vorigen Jahrhunderts an; allein die stetige Zunahme der Bevölkerung im Hinblick auf die beschränkte Ausdehnung der Oase nöthigte sie im Anfang dieses Jahrhunderts sich nach neuen Wohnplätzen umzuschauen. Ein Theil ließ sich nun unter Anführung des Oras-Chan am Ende des Flusses Herri-rud nieder; es wurde hier eine Befestigung Tedshen oder Oras-Kala erbaut und in Folge dessen erhielt der Fluß Herri-rud von der Befestigung Sarachs bis zu seinem Ende in der Wüste den Namen Tedshen-Darja. Allein die Tekinzen waren Plünderer und Räuber. So lange sie in Achal lebten, plünderten sie in Nordpersien, seitdem sie am Herri-rud hausten, dehnten sie ihre Raubzüge auf Chorassan aus. In den vierziger Jahren zerstörte deshalb der Chef der persischen Provinz Chorassan alle Ansiedelungen der Tekinzen in Tedshen. Deshalb zogen die Tekinzen sich nach Achal zurück; allein der wieder eintretende Raummangel in Achal zwang sie abermals sich nach anderen Wohnplätzen umzusehen. Mit Einwilligung der persischen Regierung ließen sie sich in Sarachs am Herri-rud nieder, von wo die listige turkmenische Bevölkerung wegen ihres räuberischen Wesens schon verjagt war. Hier in Sarachs behaupteten sie sich mit großer Energie namentlich gegen den Chan von Chiwa, dessen Truppen geschlagen wurden, und wurden in der Folge immer übermüthiger. Sie plünderten im Chanat Chiwa, in Buchara, in Chorassan und in Merw, woselbst die Turkmenen Saryki wohnten, welche ebensolche Räuber waren, wie die Tekinzen — bis die persische Regierung die Geduld verlor und sie durch abgesandte Armeen züchtigen ließ. Von den Persern wiederholt in Sarachs bedrängt, wandten die Tekinzen sich nach Merw, verjagten und vernichteten die daselbst wohnenden Saryki und setzten sich seit dem Ende der funfziger Jahre selbst in Merw fest. Die Perser konnten, so oft sie es auch versuchten, nichts gegen die Tekinzen ausrichten, und die Tekinzen blieben unabhängig und frei, nach wie vor der Schrecken der angrenzenden Volksstämme.

Die Zahl der Tekinzen in Merw beträgt etwa 50 000 Kibitken, also etwa 250 000 Individuen beiderlei Geschlechts, immerhin eine große Menge. Man kann wohl mit Recht fragen, wie sich die Tekinzen in Merw so schnell vermehrt haben, da in den dreißiger Jahren man nur von 10 000 Kibitken in Tedshen wußte. Die Gründe der starken Vermehrung liegen einerseits in einem starken stetigen Zuzug aus Achal, ferner darin, daß die Tekinzen mehrfach andere Stämme an sich heranzogen, so z. B. zwangen sie vor acht Jahren 2000 Familien der Salyri, sich unter ihnen in Merw anzusiedeln.

Jedenfalls gehören die Achal-Tekinzen sowie auch die Merw-Tekinzen zu einem und demselben Turkmenenstamm, wenngleich sie außerdem in gewisse Zweige sich spalten. Der ganze Stamm der Tekinzen spaltet sich in zwei Hauptzweige, Tochtamysch und Otamysch. Der Hauptzweig Tochtamysch theilt sich wieder in die Bek und die Vekil mit vielen kleinen Nebenzweigen; der Hauptzweig Otamysch theilt sich in die Sytschmes und die Bachschi mit vielen kleinen Nebenzweigen.

Merw war früher eine blühende Kolonie, deren Centrum, die gleichnamige Stadt, von Alexander dem Großen (?) gegründet sein soll. Dann wurde Merw persisch, und als am Ende des vorigen Jahrhunderts die ganze Bevölkerung Merws nach Buchara abgeführt wurde, blieb Merw unbesetzt, bis am Anfang dieses Jahrhunderts die von den Tekinzen verjagten Saryki sich daselbst festsetzten — freilich nicht auf lange, denn bald nahmen die Tekinzen auch Merw ein, nachdem sie die Saryki verdrängt hatten.

Merw ist jetzt durch die ausgezeichnet geregelte Bewässerung ein fruchtbares Land, in welchem Ackerbau und Viehzucht vortrefflich gedeiht.

Südöstlich von Merw stromaufwärts am Flusse Murgab nomadisiren die Turkmenen-Saryki; sie haben nur zwei Ansiedelungen: Pandsh-dech (fünf Dörfer) am Fuße der Vorberge des Parapamisus-Gebirges und weiter abwärts am Flusse Juletan, woselbst sie die Plätze der verjagten Salyren einnahmen. Man zählt im Ganzen 12 000 Familien. Die Saryki in Juletan leben mit den Tekinzen auf gutem Fuß und sind insbesondere wegen ihrer großen Schafherden berühmt.

Die letzten der an der persischen Grenze wohnenden Turkmenenstämme sind die Salyri, welche etwa vor acht Jahren ihre Selbständigkeit verloren, indem die Merw-Tekinzen sie vom Sur-abadn nach Merw überzusiedeln zwangen. Es giebt ihrer etwa 3000 Familien in Merw.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Mosk. Wjed" beklagen die mangelhafte Entwickelung des russischen Handels mit Persien (welchem doch Rußland selbst durch allerlei Plackereien hindernd in den Weg getreten ist, vergl. Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient 1880, S. 127) und verlangen eine bessere Ausbildung der Anwohner des Kaspischen Meeres für Schifffahrt und Schiffbau, ferner um das Umladen der Schiffe zu vermeiden eine Vertiefung des Fahrwassers in den Wolgamün-

dungen, die nach den angestellten Ermittelungen keinen bedeutenden Aufwand an Zeit und Mitteln erfordern würde. Arbeiten zur Aufräumung und Vertiefung des Mündungsarmes Bachtemir sind bereits im Gange.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge ist im transkaspischen Gebiete die Telegraphenlinie von Tschikischljar bis Dnz-Olum jetzt dem allgemeinen Verkehr übergeben. Da der Verkehr von Tschikischljar rückwärts durch persisches Gebiet führt, so ist bei Depeschen nach jener Strecke neben dem russischen Porto auch die persische Transitgebühr von 4 Francs für jede Depesche von 20 Worten zu zahlen. Die getroffene Anordnung zeigt, daß Rußland jetzt auf dem bewohnbaren Gebiete im Süden der Turkmenensteppe definitive Niederlassungen gegründet hat.

— Nach dem „Vereg" wird Baron Nordenskjöld im kommenden Herbste Petersburg besuchen und dort Vorbereitungen für seine projektirte Expedition nach den Neusibirischen Inseln im Jahre 1882 treffen, deren Kosten der russische Kaufmann Sibiriakow trägt. Nordenskjöld will die Mündung der Lena auf dem Landwege erreichen und dort erst zu Schiffe steigen.

— Am 26. August (7. September) dieses Jahres, als dem 25. Jahrestage der Krönung Kaiser Alexander's II., wird in Tomsk der Grundstein gelegt zu dem Hauptgebäude für die sibirische Universität. Zunächst werden an dieser Universität nur drei Fakultäten errichtet, eine medizinische, eine juridische und eine philologische.

— Nach der „Tobolsk. Gub. Wjed." nimmt der Markt in Obdorsk (nördlichste Stadt am Ob, unter dem Polarkreise) alljährlich größern Aufschwung. Im laufenden Jahre waren für 200 000 Rubel Waaren dorthin gebracht. Seit der Verkehr mit Europa durch das Eismeer lebhafter geworden ist, entstehen dort Niederlagen wie für die Einfuhr so auch für die Ausfuhr.

— Nach einer Korrespondenz der „Turkest. Ztg." aus Wjernoje haben Futtermangel, der harte Winter und der tiefe Schnee in den Bezirken von Semirjetschensk und Kuldsha einen solchen Nothstand hervorgerufen, daß die Nomaden ihrer Angabe nach 70 bis 80 Procent ihres Viehstandes verloren haben. Das statistische Comité von Semirjetschensk hat den eingetretenen Abgang ziffermäßig feststellen lassen. Die Marktpreise in Wjernoje betrugen im März dieses Jahres für einen Hammel 30 Kopeken, für ein Pferd nur 5 bis 7 Rubel, aber das Tschetwert Hafer kostete 5 Rbl. 50 Kop.; die Fuhre Heu 8 bis 10 Rbl. und Stroh 5 bis 6 Rbl. Das Hornvieh war völlig heruntergekommen; den Kalmücken gebrach es an Talg zur Beleuchtung und an der Möglichkeit, sich Feuerung zu beschaffen. Man befürchtete eine Steigerung der Noth, wenn die mohammedanische Bevölkerung Kuldshas vor den heranrückenden Chinesen hätte auswandern müssen.

— In einem Vortrage, welchen Karl Humann, der glückliche und energische Entdecker der pergamenischen Reliefs, vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (s. deren Verhandlungen VII, Nro. 7, S. 241 ff.) gehalten hat, betonte er hauptsächlich das überaus rasche Zurückweichen der Türken vor den Griechen in Vorder-Kleinasien. Er versteht darunter alles Land westlich von der Linie Konstantinopel-Mündung des Gerenis-tschai (Indos, in Lykien) oder die Gebiete der sechs Flüsse Bakir-tschai (Kaikos), Gediz-tschai (Hermos), Kütschük- und Böjük-Menderez (Kaystros und Maiandros), Gerenis-tschai (Indos) und Kodschai-tschai (Xanthos). Die Bevölkerung dieser Gebiete schätzt er auf rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, wovon 600 000 auf die Türken, 300 000 auf die nomadisirenden Juruken in den Gebirgen, 400 000 auf die Griechen entfallen; 40 000 sind Tschepen (Holzhauer und Kohlenbrenner, ohne jede Religion, vielleicht Reste der Ureinwohner des Landes), 60 000 Armenier, 40 000 Juden, 15 000 Katholiken, 10 000 bis 15 000 Zigeuner, Araber, Bulgaren, Kroaten u. s. w., 4000 bis 5000 Europäer. Die Türken sprechen selten eine andere Sprache als die ihrige; sie arbeiten aus eigenem Triebe ungern, sind schwerfällig, dabei aber, sofern sie nicht Beamte oder mit Christen viel in Berührung gekommen sind, ehrlich und gerade. Sie besitzen viel gesunden Menschenverstand und ein richtiges Urtheil, aber keine Schlauheit; zu Geldgeschäften taugen sie nichts und sind meistens arm. Hauptsächlich treiben sie Ackerbau und Viehzucht; die Gewerbe aber sind meist in die Hände von Europäern übergegangen, so die Tuchfabrikation und die Seidenwirkerei. Geblieben ist ihnen nur die Teppichwirkerei, Sattlerei, das Beschlagen von Pferden und Mauleseln, Kisten machen, Verfertigen von Holzschuhen und rohen Stiefeln. Von Schifffahrt wollen sie nichts wissen, während ihnen das Geleiten von Karawanen besonders behagt. Mancherlei kommt zusammen, um sie nicht prosperiren zu lassen. Die vom Islam geforderte strenge Absonderung der Frauen verhindert, daß diese den Männern helfen und in deren Geschäften thätig sind; höchstens beim Ackerbau greifen sie mit an. Die Schulen sind bodenlos schlecht; wenige Türken bringen es zum Lesen oder Schreiben ihrer eigenen Sprache. Auf ihnen allein ruht die ganze Last der Militäraushebung; nur wenige sind wohlhabend genug, sich davon loskaufen zu können. Mit 18 Jahren heirathen sie, mit 21 bis 22 werden sie ausgehoben und damit die Ehe auf lange Jahre getrennt. Die Folge davon ist, daß die Frauen unsittlich werden und schließlich zur Abtreibung der Leibesfrucht schreiten, ein Laster, das nicht nur bei Soldatenfrauen oder in den niederen Volksklassen, sondern in allen türkischen Häusern, auch in den besten, gang und gäbe und die Hauptursache ihres Aussterbens ist. Aushebung und Verarmung kommen dazu. Die Griechen dagegen sind meist äußerst schlau und haben sich des ganzen Handels und der Schifffahrt bemächtigt. In jedem Türkendorfe findet sich wenigstens ein Grieche, der einen kleinen Kram- und Schnapsladen hält; er allein wird reich, während alle Türken verarmen. Sie sind außerordentlich thätig, strebsam und lernbegierig. Kein griechisches Dorf ist ohne Schule, und für diese, die Kirche und Hospitäler wird kein Geld gescheut. In den Städten sind die Griechen mit Vorliebe Aerzte, Advokaten, Lehrer, dann Kaufleute und Handwerker. In religiösen Dingen sind sie duldsamer, als die Türken, aber ohne inniges religiöses Gefühl. Doch führt ihnen ihre Konfession eine Menge slavischer, meist bulgarischer, und auch walachischer Elemente zu, welche bald die griechische Sprache sowie griechische Namen annehmen und zu Griechen werden. Viel halten die Griechen auf ihre Sprache und deren Reinheit; ihre Nationaleitelkeit ist schrankenlos und selbstverständlich erscheint ihnen, daß die ganze europäische Politik sich nur um Hellas dreht. Aber Achtung erweckt es, daß die Griechen in Smyrna allein jährlich fast $\frac{3}{4}$ Millionen Mark für ihre Schulen, Gymnasien 2c. aufbringen.

Wo zwei solche Völker zusammen wohnen, ist es um das eine geschehen. Man kann fast berechnen, wie lange es noch dauern wird, bis das ganze Land vom Marmara-Meere bis hinunter nach Lykien von Griechen bewohnt sein wird, bis die Türken ganz vertrieben sein werden. Letztere müssen ihre Aecker verkaufen, und wer sie kauft, ist immer ein Grieche; Türkendörfer verschwinden nach und nach, theils verdrängt, theils von selbst, und Griechendörfer entstehen. Das beweisen die zahlreichen Friedhöfe, zu denen das Dorf fehlt, und dessen Name Niemand weiß; das beweisen die Obstbäume und die Mauerreste, die sich auf hohen Gebirgen oft mitten im Walde finden. Die Stadt Aivalyk, gegenüber von Mytilene, wurde in den zwanziger Revolutionsjahren von den Türken des benachbarten Ajasmat gänzlich zerstört und ihre Oel- und Weinberge annektirt. Heute wohnen wieder 35 000 Griechen in Aivalyk, keine Türken, und die Stadt Ajasmat ist heute ein Dorf von 20 armseligen Hütten, hat aber einen türkischen Friedhof, der $\frac{1}{2}$ Stunde lang ist; alles

bebaute Land auf Stunden im Umkreise gehört wieder den Aivaljoten. Dikeli, Pergamons Hafen, vor 15 Jahren ein Dorf von zehn Hütten, ist heute von 4000 Griechen bewohnt. Pergamon selbst hatte vor 30 Jahren 17 000 Einwohner, nämlich 15 000 Türken und 2000 Griechen, Armenier und Juden; heute wohnen dort 8000 Türken und 8000 Griechen. Die Insel Chios, deren sämmtliche griechische Bewohner während der griechischen Revolution umgebracht oder in die Sklaverei verkauft wurden, zählt heute 60 000 Einwohner, darunter nur 5000 Türken, wenige Armenier und Juden, alles übrige Griechen. Besonders rasch ist das Vordringen der Griechen aber in Smyrna. Dabei vollziehen die Griechen diesen Kampf ums Dasein meist, ohne sich der Sache selbst bewußt zu werden; jeder wohnt in seinem Dorfe und geht nur seinen Geschäften nach. Aber an ein Wiederaufblühen der Türken hier ist nicht zu denken. Seit dem letzten Kriege hat sich denn auch der mohammedanischen Bevölkerung eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt; der Erregung ist die tiefste Apathie gefolgt; kein vernünftiger Türke glaubt mehr an den Bestand der Herrschaft; die Erpressung der Behörden und die Rechtslosigkeit haben ihren Höhepunkt erreicht, und die darunter am meisten leiden, sind die Türken, weil die anderen meist schlau genug sind, zur rechten Zeit vorzubeugen, wozu der Türke oft zu stolz ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Professor Bastian traf im April, von Neu-Seeland kommend, in Honolulu ein, benutzte seinen Aufenthalt auf Hawaii zu ethnologischen Studien und fuhr am 10. Mai weiter nach S. Francisco. Er ist seitdem, wie bekannt, zu Anfang August von seiner zweijährigen Reise um die Erde wieder in Berlin angelangt.

Australien.

— Wenn gewisse Leute Auswanderungslustigen noch immer Australien als ein Eldorado anempfehlen, so steht damit das unter der dortigen arbeitenden Klasse herrschende Elend in grellstem Widerspruche. Arbeit für einen solchen Lohn, daß ein Mann mit seiner Familie davon leben kann, ist schwer zu finden. Hunderte von Arbeitern suchen vergeblich nach Verdienst, belagern die Regierungsgebäude und verlangen Brot für die Ihrigen. Es ist dies zum großen Theile die Folge der freien Einwanderung aus Europa, welche die australischen Kolonien auf Beschluß ihrer Parlamente (die darin sitzenden reichen Herren wollen billige Arbeitskräfte) viele Jahre hindurch europäischen Auswanderern fast ohne Beschränkung zu Gute kommen ließen.

In höchst unwahrer, unbegründeter Weise hat man diese Arbeiternoth in Australien mit den dort eingewanderten Chinesen in Verbindung gebracht. Der Jan Hagel, welcher in diesen Kolonien ein besonders ausgearteter ist, erlaubt sich unter dieser falschen Annahme die rohesten und grausamsten Handlungen gegen dieselben. Die Beispiele, welche wir anführen könnten, sind so empörend, daß man dabei eher an Bestien, denn an Menschen denken muß. Diese Erbitterung gegen die Chinesen, welche in der That die harmlosesten Menschen sind, hat selbst bei Parlamentsmitgliedern Eingang gefunden, indem sie, unbekümmert um das internationale Völkerrecht, den Antrag stellten, daß in Zukunft die Chinesen beim jedesmaligen Eintritt in eine der Kolonien mit einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. belegt werden. Und auf öffentlichen Meetings wurde beschlossen, daß bei den nächsten Parlamentswahlen nur solche Kandidaten berücksichtigt werden sollen, welche energischen Maßregeln gegen die Einwanderung der Chinesen ihre Unterstützung zusagen. Auch ist in einzelnen Kolonien, wie in Süd-Australien, bereits durchgesetzt, daß bei öffentlichen Arbeiten keine Chinesen mehr Anstellung finden.

Wenn es gleich richtig ist, daß die Chinesen bei ihren viel geringeren Bedürfnissen auch billiger arbeiten können, so steht es doch eben so fest, daß sie den europäischen Arbeitern in Australien kaum eine Konkurrenz machen. Eine genaue Nachforschung, welche die Regierung der Kolonie Victoria, wo sehr viel in Chinesenverfolgung gemacht wird, über die Zahl und Beschäftigung derselben in den einzelnen Kolonien neuerdings hat anstellen lassen, beweist dies zur Evidenz. Wir entnehmen aus der dem Parlamente in Melbourne darüber zugegangenen Vorlage folgende Einzelheiten.

Im Jahre 1859 belief sich die Chinesenbevölkerung in Victoria auf rund 46 000, hat aber von da ab kontinuirlich abgenommen und beträgt zur Zeit nur noch 13 000. Die Gesammtzahl der Chinesen in allen australischen Kolonien beträgt gegenwärtig 44 270 und zwar in Queensland 14 524, in Victoria 13 000, in Neu-Süd-Wales 9500, in Neu-Seeland 4433, in Süd-Australien und Port Darwin 2000, in Tasmanien 750 und in West-Australien keine. In der City of Melbourne leben 500 und in den Vorstädten 380 Chinesen. Von diesen konkurriren nur 66 (Tischler) mit Europäern, während die Uebrigen als Gärtner und Hausirer beschäftigt sind oder sich Arbeiten unterziehen, welche Europäer verweigern würden. Dies ist das aus der Untersuchung gewonnene Resultat, und darüber so viel Geschwätz und Lärm!

Vermischtes.

— Der dänische Orlogschuner „Ingolf", Kapitän Mourier, hat im Juni und der ersten Hälfte des Juli 1879 hydrographische Untersuchungen in der Dänemark-Straße zwischen Island und Grönland ausgeführt, über welche nach dem Originalberichte Maurier's Petermann's Mittheilungen (26, S. 311) Näheres enthalten. Es ist dadurch die Existenz eines unterseeischen Rückens zwischen Island und Ost-Grönland nachgewiesen, der wahrscheinlich nirgends tiefer als 300 Faden liegt, nach Norden und Süden jedoch von größeren Tiefen begrenzt wird. Ob derselbe bis an die Küste von Grönland heranreicht, ist noch nicht erwiesen, aber sehr wahrscheinlich. Es ergab sich ferner, daß „das eiskalte Bodenwasser des Polarmeeres wahrscheinlich nirgends, jedenfalls aber nur in sehr geringen Mengen diesen Rücken überschreitet, daß derselbe also die Tiefen des Polarmeeres von denen des Atlantischen Oceans vollkommen scheidet, und der Polarstrom, nachdem er den Rücken passirt hat, auf einer Bodenschicht von warmem Wasser nach Süden fließt. Wahrscheinlich ist derselbe eine Fortsetzung des Shetland-Färö-Island-Rückens, welcher in derselben Weise den Atlantischen Ocean vom Polarmeere scheidet. Für Island hat dieser Rücken eine hohe Bedeutung, indem er den bis zum Boden hinabreichenden eiskalten Polarstrom von seinen Küsten fernhält, welchem Umstande die Insel ihr im Gegensatze zum benachbarten Ost-Grönlande mildes Klima zu verdanken hat."

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Thomson's Rückreise vom Lukuga nach Zanzibar. — Prof. Dr. Georg Gerland: Merkwürdige Vogesenberge. I. Der Donon. (Erste Hälfte.) — Einiges über die Turkmenen. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Inseln des Stillen Oceans. — Australien. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 9. September 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 15.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VIII.

Während dieses ganzen Vormittags fuhr man durch öde Gegend, und erst gegen 2 Uhr zeigten sich an beiden Ufern einige Lichtungen und Maisfelder; die dazugehörigen Häuser indessen waren im Dickicht versteckt. Harmand ließ alsbald landen und schritt auf einem schmalen Fußpfade vorwärts, bis er zu einigen mit Mais, Gurken und Reis bepflanzten Feldern und drei Hütten gelangte, welche hoch oben auf abgeschnittenen Baumstämmen errichtet waren. Dort traf er drei Kinder und eine Frau; ob sie jung oder alt war, war nicht zu unterscheiden, so dick waren ihre Züge mit Schmutz und Rauch bedeckt. Die Kinder waren trotzdem, wie bei allen indochinesischen Völkern, niedlich und von angenehmer Physiognomie; sie werden indeß bei eintretender Mannbarkeit bald häßlich: die Nase plattet sich ab, die Backenknochen treten hervor, das Gesicht wird breit und kurz, während die Augenlidspalten in ihrem Wachsthum still zu stehen scheinen. Die Frau hatte in ihrem ungepflegten Haare eine große Messingnadel stecken und war nur mit einem etwa zwei Hände großen Stück Baumwollenzeug bekleidet, welches nur der Form wegen da zu sein schien, so durchlöchert war es. Beim Anblick des Weißen ergriff die ganze Familie schreiend die Flucht, kletterte geschickt wie Affen zur nächsten Hütte hinauf, zog die Leiter hinter sich her und begann bald darauf um Hülfe zu schreien. Harmand sandte nun seine Annamiten auf Kundschaft aus, und diese brachten auch bald einen Mann herbei, der etwas Laosblut in den Adern zu haben schien und sich mit Harmand's Ruderern etwas verständigen konnte. Alles aber, was aus ihm herauszubringen war, bestand darin, daß es weit und breit keinen Reis mehr gäbe und daß sie, die Khâs, selbst noch drei Monate bis zur nächsten Ernte warten und ihr Leben inzwischen mit dem, was sie im Walde fänden, fristen müßten. Und doch hatte man dem Reisenden in Song-Khôn gesagt, daß er bei den Wilden leicht seine Provisionen werde erneuern können! Am Abend wurde bei sechs Hütten Halt gemacht, welche den Namen Themep führten. So hatte auch schon das vorhergehende Dorf geheißen; da aber die Hütten eines Dorfes oder richtiger Stammes je nach dem Bedürfnisse der Vertheidigung oder der Landbestellung bald näher zusammenstehen, bald über eine weite Fläche vertheilt sind, so mag das seine Richtigkeit haben. Ob aber das Dorf nach dem Stamme, den Khâs Themep, heißt oder dieser nach jenem, vermag Harmand nicht zu sagen. Büffel besaßen diese Wilden in Menge, aber von Reis war nicht ein einziges Körnchen aufzutreiben.

Der 28. Juni ging fast ganz mit der Passage der schwierigen und gefährlichen Stromschnelle Kheng-Se-Meteh verloren, wobei die Boote gänzlich entladen werden mußten, und zwei Leute beinahe ihr Leben eingebüßt hätten. Jenseit dieser Stelle war der Strom wieder so ruhig und so glatt wie ein Spiegel und bildete eine Art See von 400 m Breite, der ringsum von majestätischem Walde eingefaßt war. Derselbe reichte zwar bis an das Wasser heran, war aber nur von geringer Breite, und jenseit dehnten sich wieder die

schrankenlosen Waldlichtungen mit ihren verkrüppelten Bäumen und ihrem Teppich von Zwergbambus aus.

Gegen Abend wurde vor einer Art Verschanzung Halt gemacht; dieselbe bestand aus einer dichten Hecke von Dorngestrüpp und Baumstämmen und war von einer Art Glacis, der dicht mit in die Erde gesteckten spitzen Bambusstücken bewehrt war, umgeben. Auf einem schmalen, ebenso ausgestatteten Pfade gelangte Harmand mit großer Vorsicht an ein fest verbarrikadirtes Thor, zu welchem ein kurzer Gang aus Baumstämmen, der oben mit Zweigen und Dornbündeln bedeckt war, führte. Dadurch war jeder Versuch einer Uebersteigung des Thores von vornherein abgeschnitten. Drinnen befanden sich wohl Leute, aber Niemand wollte sich zeigen, so laut auch die den Reisenden begleitenden Suës riefen. Als auch keine Antwort kam, nachdem Harmand zwei Messer und einen kleinen Spiegel über das Thor hineingeworfen hatte, ließ er durch einen Snë (die Sprache dieses Stammes ist derjenigen der Khâs nahe verwandt) verkünden, daß er das Thor mit seinem Waldmesser zerhauen werde, wenn man ihm nicht gutwillig öffne. Aber erst beim zweiten oder dritten Schlage näherte sich vorsichtig ein kleiner elender Mensch mit langen in einen Knoten gebundenen Haaren, eine Lanze mit gekrümmtem Blatte in der Hand, und öffnete zaudernd den schwerfälligen Verschluß des Thores, nahm die Faschinen und spanischen Reiter, welche dann noch den Eingang verwehrten, weg und ließ den Fremden eintreten.

Was war das für ein stupider Mensch! Wie viel

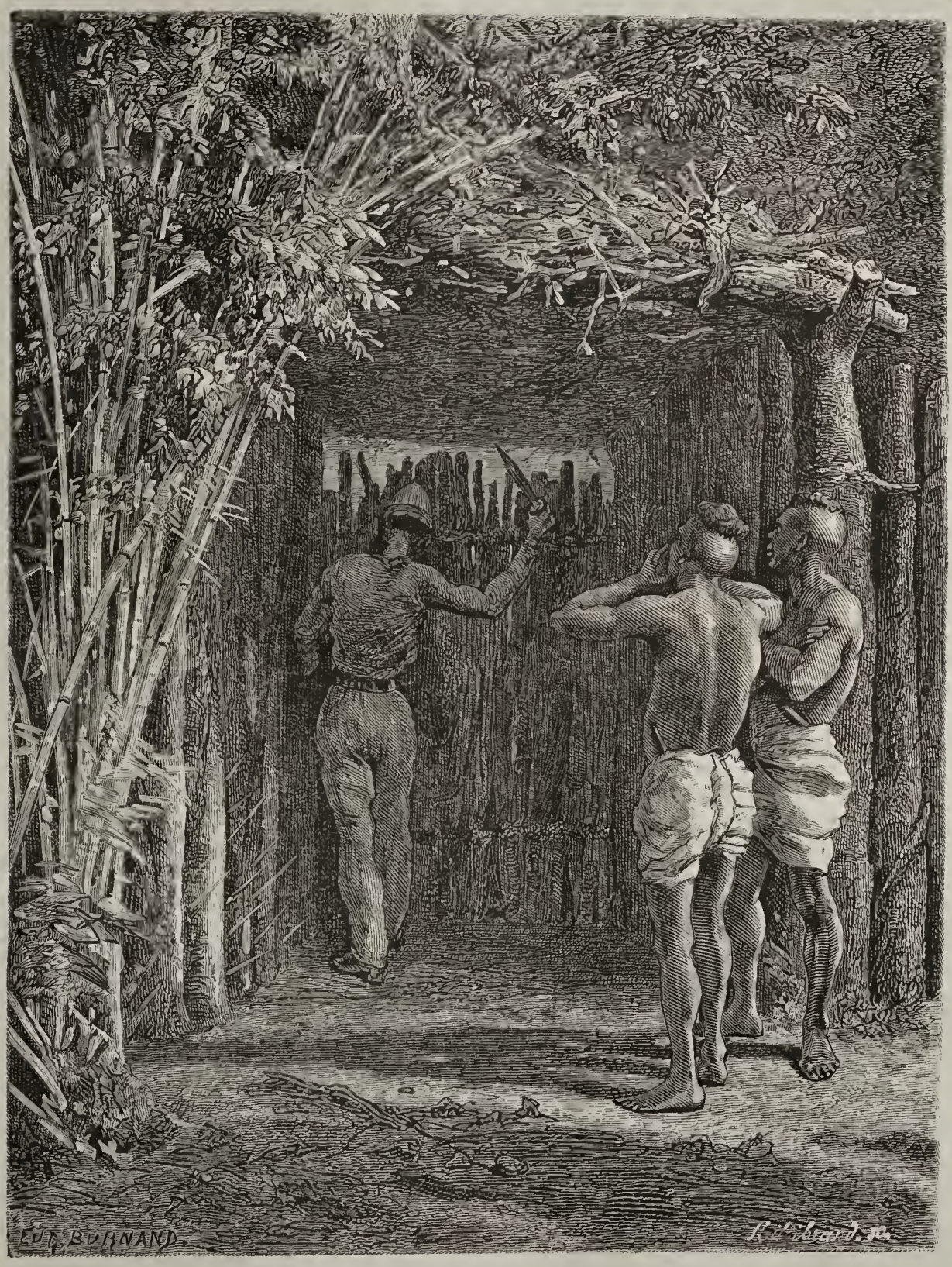
Hütte von Wilden am Ufer des Se-bang-hieng.

Mühe kostete es ihm, an seinen Fingern die Zahl der Männer in seinem Dorfe — es waren ihrer sechs — zusammenzubringen! Es müssen hier schon mittelbare Beziehungen zu Annam bestehen; denn seine Lanze war annamitischen Ursprungs, und eines der Kinder, die ebenso wie zwei Frauen später zum Vorschein kamen, trug ein halbes Dutzend Sapeken aus Zink neben Eberzähnen, Muscheln und Schuppen vom Schuppenthiere um den Hals, nebenbei gesagt, seine einzige Bekleidung. Innerhalb des Geheges standen vier Hütten, und in der Mitte eine hohe Plattform zur Umschau, wie meist in diesen Dörfern. Ebenso fanden sich hier die überall gebräuchlichen Zaubermittel und die Gegenstände zur Abwehr böser Vorbedeutung und fremder Zauberei. Alle Geschenke des Reisenden wiesen diese Wilden zurück und wollten ebenso wenig etwas verschenken oder vertauschen, selbst nicht Dinge ohne Werth, wie Brennholz; das wäre ganz gegen ihre Gebräuche, sagten sie, und würde ihnen eine Epidemie auf den Hals laden. Nur die Frauen ließen sich zuletzt bewegen, einige Ellen Messingdraht anzunehmen. Nur mit Widerstreben willigte der Mann darein, sich den Kopf messen zu lassen; dabei bog er ihn hartnäckig vorn über und wollte oder konnte dem Reisenden nicht ins Auge sehen. Die Snës fragte er, ob Harmand nicht der König von Bang-kôk wäre. In diesem Dorfe blieb der Reisende über Nacht. Beim Morgengrauen erschallten laute Rufe über den Fluß; es waren zwei Männer, welche auf die Jagd gegangen waren und ihre Ausbeute heimbrachten. Die Frauen holten sie über den Strom;

Wild brachten sie nicht, aber ihre Tragkörbe waren mit schlechten Früchten, Bambutrieben und wilden Yams gefüllt. Auf diese Nahrung war nun auch unser Reisender angewiesen.

Am 29. Juni ging es weiter und zwar in Begleitung eines der Dorfbewohner. Allein schon nach anderthalbstündiger Fahrt setzte eine neue Stromschnelle, Kheng Peluon, deren vier Absätze zusammen nur etwa 1 m Höhe erreichen, der weitern Fahrt ein Ende: nachdem sich die Leute eine Stunde lang vergebens abgemüht hatten, auch nur die leichteste Piroge ohne Ladung hinüberzubringen, sah sich Harmand zur Umkehr genöthigt.

Die laotischen Boote sind für Forschungsreisende zu schwer und tief, wenigstens um stromauf zu fahren; da wären die nordamerikanischen Rindencanoes am Platze. Für Thalfahrten sind die ausgehöhlten Baumstämme in-



Thor eines Dorfes der Wilden am Se-bang-hieng.

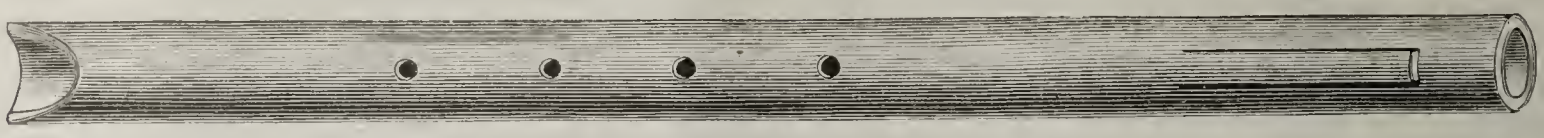
dessen unerläßlich, weil sie große Widerstandskraft besitzen und das häufige Auffahren auf Felsen und spitze Baumstämme im Flußbette ihnen wenig anzuhaben vermag. Der Mangel an besseren Nahrungsmitteln und der schlechte Zustand, in welchem sich die Bootsleute befanden, waren weitere Gründe für Harmand, die Rückreise anzutreten; hoffte er doch außerdem, bei seiner Reise nach Annam denselben Fluß noch weiter aufwärts nochmals zu Gesicht zu bekommen.

Für die beste Zeit zur Erforschung des Se-bang-hieng hält er die Monate August und September, wann der Mekhông um 7 bis 8 m gestiegen ist und dadurch die Fluthen des Se-bang-hieng zurückstaut, so daß in demselben eine gleichmäßige Strömung herrscht, die Felsriffe der Stromschnellen unter Wasser stehen, und der Reisende nicht mehr von einem Regenguss oder einigen Tagen Trockenheit abhängig ist.

Am 30. Juni kehrte Harmand so rasch als möglich nach Song-Khôn zurück, begierig zu erfahren, welches der endgültige Beschluß des Gouverneurs daselbst wäre. Unterwegs machte er nur bei einer frischen, mit Reis und Mais bepflanzten Rodung Halt, um an den gefällten Baumstämmen nach Insekten und Schnecken zu suchen; er fand dort neben einem

Instrument, dessen sich die Khâs beim Ackerbau bedienen.

wahrscheinlich soeben verlassenen Schuppen eine merkwürdige Flöte, ein etwa 20 cm langes Stück Bambusrohr mit vier gleich weit von einander entfernten Löchern und einem viereckigen Mundstück (Klappe) an dem einen Ende, an welches man die Lippen anlegt, um durch Blasen und Einziehen der Luft die Töne hervorzubringen. Auch aus Ochsen- und



Flöte der Khâs.

Büffelhörnern machen die Khâs ähnliche Instrumente, deren Ton sehr stark ist und weithin gehört wird. An derselben Stelle lag ein Ackerbauinstrument, welches von den Khâs statt des ihnen unzweifelhaft bekannten Pfluges gebraucht wird, eine Art zugespitzter Keule aus hartem, schwerem Holze, welche sehr geschickt in dem einen aufgespaltenen Ende eines

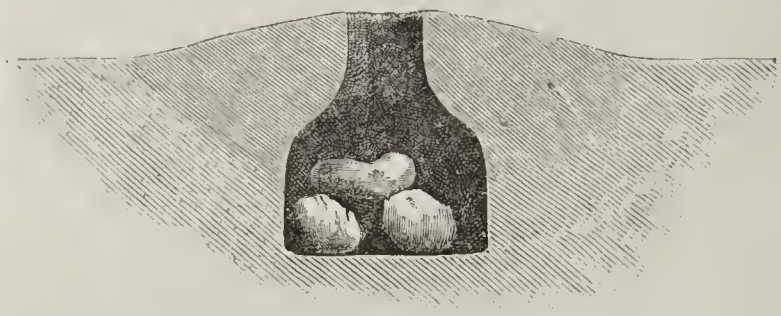
Ein Waldbach während der Regenzeit.

langen Bambus befestigt ist, wie es unsere Abbildung zeigt. Dieses Instrument wird gehandhabt, wie die Handramme unserer Steinsetzer; man macht damit in den fruchtbaren Thonboden der Rodungen ein Reihe von Löchern, in welche je einige Samenkörner gelegt werden, welche Sonne und Regen zum Reifen bringt. Unter strömendem Regen, welcher den Fluß — leider zu spät für seine weitere Erforschung — um mehr als drei Meter anschwellen ließ, langte Harmand am folgenden Tage in Song-Khôn an. Dort theilte ihm der Gouverneur mit triumphirendem Aut-

Wilde, die ihr Reisfeld gegen die Vögel vertheidigen.

litze mit, daß der Reisende am 4. Juli seine Träger haben sollte. Er müsse aber nach Meuong Phông zurückkehren, um von dort in östlicher Richtung Meuong Phin zu erreichen. Ob ein direkter Weg nach letzterm Orte existirte, war nicht zu ermitteln. Zwar versuchte der Gouverneur nochmals den Reisenden von seinem Vorhaben abzubringen und hielt ihm das schlechte Wetter, die ungesunde Luft in den Wäldern, die Muskitos, Blutigel, Tiger, Elephanten und besonders die feindlichen Khâs und den Mangel an Lebensmitteln vor; allein Harmand schmiedete das Eisen, da es warm war, händigte dem Gouverneur sofort 15 Tikal (à 2,80 M.) zu Reis für die Träger ein, die ihn bis Phin begleiten sollten, und schenkte ihm den Revolver, welchen er früher schon so oft versprochen hatte, falls ihm ein Mandarin Träger nach Assam hätte geben wollen. Wie Harmand hier erfuhr, lieferten die Bewohner von Song-Khôn vor dem Kriege zwischen Assam und Siam, d. h. vor etwa 40 Jahren, an ersteres Land einen jährlichen Tribut, welcher in einem Elephanten bestand, aber dann ganz aufgehört hat. Der weiteste Punkt, bis zu welchem jetzt Annamiten kommen, ist Phin, wo sie zuweilen Büffel kaufen; sonst hat der früher so rege Verkehr zwischen beiden Ländern ganz aufgehört. Den wahren Grund davon findet Harmand in dem Institut der Sklaverei, wie sie sich bei den Laos und den Wilden findet.

Am 3. Juli vollendete er die Redaktion seiner topographischen Aufnahmen und übergab dem Gouverneur ein Packet



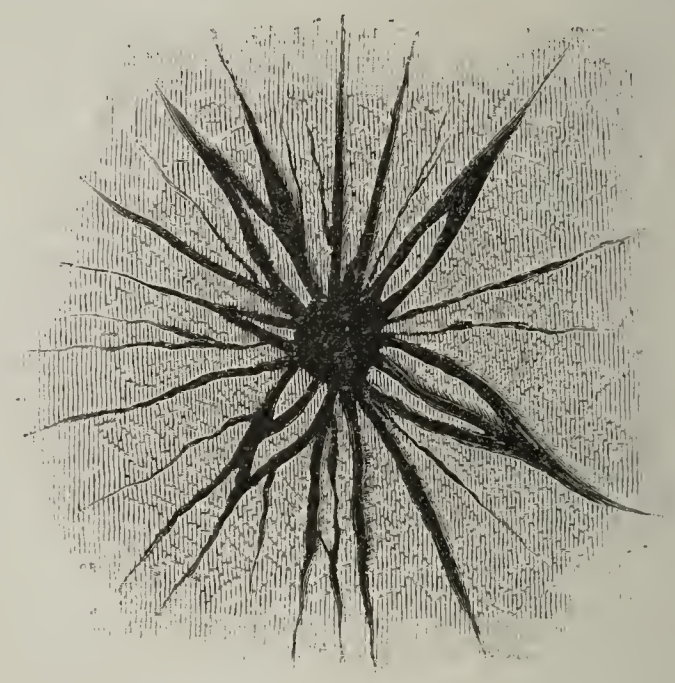
Aushöhlungen im Walde Dông-Kephô. (Fig. 1.)

mit Briefen und Manuskripten, damit er es nach Saigon schicke. Dasselbe traf erst ein volles halbes Jahr später in Paris ein, als der Reisende selbst. Dann brachte er sein Gepäck in Ordnung, welches jetzt nur noch aus 11 Kisten (die größten 70 cm lang, 40 cm hoch und breit), einem kleinen Koffer mit Munition, einem zweiten mit Arzneien, zwei Ballen Decken, Matten und Muskitonetzen und einem Korbe Reis bestand, für dessen Transport er sich aber dennoch auf mindestens 40 Träger gefaßt machte.

Am 4. Juli wurde der Marsch nach Song-Khôn angetreten; da aber der gerade Weg, den er früher eingeschlagen hat, jetzt vollständig überschwemmt war, mußte er einen weiten Umweg östlich um den in den letzten zwei Wochen entstandenen See Nong-Luong machen, welcher mehrere Kilometer weit sich ausdehnte und zuweilen auch noch mehr anwächst. Trotzdem er sich am Rande des lichten Waldes, der diese Wasserfläche umgiebt, hielt, mußten er und seine Trägerschaar öfters durch Sumpf und Wasser waten, was zwar ganz malerisch aussah, aber sehr umständlich war. Ueber welligen Boden, durch ziemlich verwüstete Wälder und drei kleine Suë-Dörfer erreichte man Meuong Phông, dessen Reisfelder schon im zarten Grün zu prangen anfingen. Der dortige Gouverneur, vorher gewarnt, wagte sich nicht zu zeigen und dem Zorne des Reisenden über sein früheres Lügen zu trotzen. Doch fand er Gelegenheit, sein Benehmen wieder gut zu machen: Harmand's sämmtliche Träger entliefen ihm, und dafür stellte er 40 neue und zwei Elephanten. 26 davon und ein Elephant trugen das Gepäck, die übrigen Salz und Reis für ihre Kameraden; denn man hatte jetzt weite öde oder von Hungersnoth heimgesuchte Strecken zu passiren, und der Reisende wollte nicht wiederum durch Mangel an Lebensmitteln aufgehalten werden.

Die Wasserläufe waren zu Gießbächen geworden und die Beete in den Reisfeldern zu Wehren; das Wasser lief über sie hinweg und ergoß sich in Kaskaden über die Felder. Kaum war es möglich, am ersten Abend (6. Juli) ein halbwegs trockenes Plätzchen im Walde für den noch kranken und angegriffenen Reisenden ausfindig zu machen und mit Aesten, Blättern und ledernen Elephantensätteln gegen weitere Regengüsse zu schützen, welche in der Nacht mit sintfluthartiger Gewalt herniederrauschten, und alles Gepäck, Waffen, Herbarium und sonstige Sammlungen durchnäßten.

Am nächsten Tage erreichte man nach Passirung eines öden, einförmigen Waldes eine kleine Ansiedelung von Khâs Te Duôn inmitten ihrer Reisfelder. Daneben besitzen dieselben ein Dorf, welches sie die größte Zeit des Jahres bewohnen, wo einige rasch wachsende Fruchtbäume, namentlich Bananen, einige Gemüse und die gemein-



Aushöhlungen im Walde Dông-Kephô. (Fig. 2.)

same Umzäunung für die Büffel sich befindet. Wenn dann die Zeit zum Aussäen und Umpflanzen des Reises kommt und später diejenige, wo es gilt, die Ernte gegen die räuberischen Angriffe der langschwänzigen Papageien, Webervögel u. s. w. zu schützen, dann ziehen die Familien mit dem nöthigsten Hausrathe auf ihre Felder, nachdem sie ihre gewöhnlichen Wohnräume verbarrikadirt haben. Diese Khâs, die sich sonst wenig von den anderen unterscheiden, nur daß sie weniger wild sind, haben fast dieselben Sitten und Gebräuche, wie die Laos, ausgenommen das Institut der Bonzen. Außer dem Reisbau kennen sie keine Industrie; dafür scheinen sie große Jäger zu sein. Sie besitzen einige schlechte Flinten und besonders Armbrüste und große Speere mit sehr dickem Eisen. Am selben Abend marschirte die Expedition noch bis zu dem Zusammenflusse des Se-Kong-Khâm und des Baches Bé-loeil, welche trotz ihrer geringen Breite (50 bis 60 m) so angeschwollen und reißend waren, daß man sie nicht durchwaten konnte. Harmand suchte nun einen mächtigen Baum am Ufer aus und gab Befehl, ihn zu fällen und als Brücke zu benutzen, was die dortigen Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit und Schnellig-

keit auszuführen verstehen. Kaum aber waren die ersten Streiche geführt, als einige bis dahin sich versteckt haltende Wilde zum Vorschein kamen und unter Anzeichen heftigster Erregung vor dem Reisenden auf die Kniee stürzten. Mit vieler Mühe brachte man heraus, daß es ein heiliger Baum sei, dessen Vernichtung unsagbares Unheil im Gefolge haben werde. Da sie zudem bestimmt versicherten, daß das Wasser am folgenden Tage gefallen sein werde, ließ sich der Reisende bestimmen, den Baum zu schonen und mit den Wilden in ihr Dorf, Na-Thông mit Namen, zu gehen und dort zu übernachten.

Am 8. Juli durchzog man einen schönen Wald, den Dông-Kephô, welcher nur von einer mächtigen Bank gelblichen und rothen Sandsteins, einem sehr merkwürdigen, aber schwer zu erklärenden geologischen Vorkommen, unterbrochen wurde. An der Oberfläche dieser etwa 700 bis 800 m Areal messenden, leicht geneigten Bank fanden sich kreisrunde Oeffnungen, die von einem dicken Wulst umgeben waren, welcher von mehr oder weniger sich verzweigenden Spalten durchsetzt war. Die Oeffnungen führten zu einer 2 bis 3 m tiefen, flaschenförmigen Höhlung mit vollkommen glatten Wänden, auf deren Grunde zwei oder mehr Sandsteinblöcke lagen (S. 230, Fig. 1). Offenbar sind die Höhlungen durch die wirbelnde Bewegung der vom Wasser getriebenen Steine entstanden. Aber woher kam das Wasser, da sich jetzt kein einziger Bach in der Nähe befindet, und woher der Wulst mit seinen merkwürdigen Spalten? Das Phänomen ist nicht von hohem Alter; denn einige der Löcher sind zwar mit Schutt und Vegetabilien gefüllt, andere aber noch in vollkommen reinem und saubern Zustande.

Einiges über die Turkmenen.

II.

Die Turkmenen aller verschiedenen Stämme leben durchweg in gleicher Weise. Eine eigentliche Obrigkeit giebt es bei ihnen nicht. Ein jeder Turkmene ist vollkommen frei und unabhängig. Das einzige, was sie achten, ist die Macht und die Sitte, „Adat“ genannt. Sie handeln ausschließlich in ihrem eigenen Interesse; allgemeine Interessen kennen sie gar nicht. Deshalb bekriegen sich die einzelnen Stämme ganz rücksichtslos unter einander. Der Adat — die Summe aller durch althergebrachte Bräuche und Sitten festgesetzten Bestimmungen — regelt auch nur die Verhältnisse der Eltern zu den Kindern, giebt Anweisungen für Eheschließungen, Beerdigungen, für verschiedene Feste, für das Verhalten auf Raubzügen, die Theilung der Beute u. s. w. Hier ist überall das persönliche und höchstens das Familieninteresse berücksichtigt. Um das allgemeine Wohl kümmert der Adat sich nicht. Nur die Besserung der das Land berieselnden Kanäle und die Nutznießung des Wassers gilt als eine alle in gleicher Weise interessirende Angelegenheit, über welche bestimmte Regeln existiren.

Um dafür zu sorgen, daß diese allgemeinen Regeln in Bezug auf das Wasser, ferner auch die Regel in Bezug auf die Benutzung des Landes, wirklich beobachtet werden, wählen die Turkmenen aus ihrer Mitte sogenannte Aksakaly und Chane; bei den chiwesischen und an der persischen Grenze lebenden Turkmenen heißen diese Kjätchuda. Eine eigentliche Macht üben diese Chane niemals aus; sie können keinen einzigen Turkmenen zu irgend etwas zwingen. Freilich genießen einige dieser Chane einen großen Einfluß, durch welchen sie im einen oder andern Falle bei allgemeinen Unternehmungen wirken, aber dieser Einfluß ist noch lange keine Macht, welche zwingend wirkt.

Die Turkmenen sind Mohammedaner und zwar Sunniten. Mullahs giebt es wenige unter ihnen; die Turkmenen legen den geistlichen Personen als solchen, ganz einerlei, ob es fremde oder ihre eigenen sind, keine große Bedeutung bei. Ist der Mullah klug, ist er der Rede mächtig, weiß er überall zu helfen, so wird er mitunter zu einer einflußreichen Persönlichkeit: er heißt dann Ischan, d. h. der Auserwählte Gottes, welchem alles glückt. Aber der Ischan muß, um einflußreich zu bleiben, auch Takt und Menschenkenntniß besitzen; nicht jede Angelegenheit ist geeignet, seine Vermittelung zu beanspruchen, deshalb muß er vorsichtig sein und wissen, wann er sich nicht in die Sachen seiner Brüder einzumischen hat. — Bei Ueberfällen und Plünderungen wählen sich die Turkmenen einen oder zwei Anführer, Serdar, erfahrene Leute, welche namentlich die Wege kennen. Gewöhnlich fordern solche Serdari selbst ihre Kameraden zu einem bestimmten Zuge auf. Auf dem Raubzug gehorchen alle dem Serdar, bei der Theilung der Beute erhält der Serdar einen besondern Antheil, aber mit Beendigung des Raubzugs geht auch seine Macht zu Ende.

Die Turkmenen leben so ohne Herrscher, ohne Standesunterschied in äußerst einfachen gesellschaftlichen Verhältnissen, welche erst jetzt allmälig durch den Einfluß der Mullahs sowie durch die stetigen Beziehungen mit den umwohnenden staatlichen Komplexen sich etwas erweitern. — Jetzt ist alles noch bei den Turkmenen in stetigem Wechsel begriffen; nur die Familie ist das einzig Beständige, weil der Mullah die Ehen verknüpft. Festen Landbesitz hat eigentlich kein Turkmene; nur wo in den Ansiedelungen Gartenbau und Obstzucht betrieben wird, fängt der Begriff des privaten Landeigenthümers an sich auszubilden.

Die Turkmenen sind nüchtern, enthaltsam und nicht ausschweifend; ihre Weiber sind nicht so zügellos in ihren Sitten und Begierden wie bei den benachbarten Persern, Chiwesen und Bucharen. Der Turkmene besitzt nur eine Leidenschaft, welcher er sich ganz hingiebt, das ist der Raub — alle Zeit, welche die Beschäftigung mit der Viehzucht und dem gering entwickelten Ackerbau freiläßt, ist dem Raube gewidmet. Diese Beschäftigung allein fesselt den Turkmenen. Freilich sind auch alle Bedingungen dazu da, um die Turkmenen zu principiellen Räubern zu machen. Zu jagen giebt es nichts. Die ganze Niederung zwischen dem Aral-See und dem Amu-Darja einerseits und dem Kaspischen Meere andererseits ist eine Wüstenei im wahren Sinne des Wortes. Entweder Sand mit wenigen spärlichen Pflanzen oder fester steinharter Boden ohne jegliche Vegetation — der Huf der Pferde hinterläßt keine Spuren. Wasser ist nur in den einzelnen Brunnen, und solche Brunnen giebt es nicht überall, z. B. auf der ganzen Wegstrecke von

Chiwa nach Merw (400 Werst) giebt es keine Brunnen. Die ganze Steppenvegetation genügt nur für die Kameele, wilden Esel und für die Steppenziegen. — Nur an der Mündung des alten Flußbettes des Amu-Darja bis hinauf zu dem Brunnen Igdy und ferner in der Chiwaschen Oase bis zu den Seen von Sary-Kamysch ist etwas Wasser und deshalb auch Pflanzenwuchs zu finden; auf der Strecke zwischen Sary-Kamysch und Igdy ist das Flußbett vollkommen trocken. — Wilde Esel und Steppenziegen sind nur am Ufer des Kaspischen Meeres und auch am alten Flußbett anzutreffen, wo sich Wasser ansammelt; ein Jagdgebiet mit jagdbaren Thieren fehlt den Turkmenen durchaus.

Was blieb dem Turkmenen übrig? Er wurde — und ist es noch — Räuber und Plünderer par excellence. — Sein Auge ist geschärft, alle seine Sinne entwickelt, seine Fähigkeit, sich in der Steppe ohne Weg und Steg zurechtzufinden, ist bewunderungswürdig und erstaunlich. Das stete Leben in der Steppe hat die Turkmenen sehr enthaltsam in Betreff ihrer Nahrung gemacht; das Leben in der Steppe hat in ihnen die große Liebe zu ihren Pferden entwickelt. Ohne Pferd ist das Leben in der Steppe eben ganz unmöglich. Nur das Pferd kann so schnell die große Entfernung zwischen zwei Brunnen zurücklegen; das vermag das Kameel niemals. Das turkmenische Pferd ist äußerst ausdauernd und stark; es kann mehrere Tage hinter einander 70 bis 80 Werst, ja im Nothfall sogar 100 Werst täglich machen. Das Kameel muß nach dem angestrengten Marsche eines Tages am folgenden Tage sich erholen. Alle Sorge und alles Sinnen des Turkmenen ist daher auf die Erziehung seiner Pferde gerichtet. Alle Turkmenenstämme zeichnen sich durch vortreffliche Pferde aus, am meisten berühmt sind aber die Pferde der Tekinzen. — Wenn die Turkmenen eine weite Strecke sehr schnell zurücklegen müssen, so reiten sie auf zwei Pferden, zeitweilig auf einem Pferde und lassen das andere ledig nebenher laufen, und nach einer bestimmten Strecke wechseln sie die Pferde; im Allgemeinen werden aber solche forcirte Ritte selten unternommen.

Den benachbarten Völkern gegenüber, welche, wie die Perser, Bucharen und Chinesen, im Allgemeinen friedliebend und nicht kriegerisch sind, hatten die Turkmenen von jeher keinen sehr schweren Stand. Doch kann man dem Turkmenen eine gewisse Kühnheit nicht absprechen; freilich ist es die Kühnheit eines Diebes, nicht die offene Kühnheit eines Mannes, der die Gefahr kennt und kaltblütig ihr entgegensieht.

Auf ihren Raubzügen kümmern sich die Turkmenen um weiter nichts als ihre Beute. Ein turkmenisches Sprichwort sagt: „Der Turkmene zu Pferde kennt weder Vater noch Mutter.“ Ein Menschenleben ist dem Turkmenen sehr gleichgültig; er mordet ohne viel Bedenken einen Menschen, als ob er einen Schafbock tödtete. Wie viele Gefangene sind von den Turkmenen hingemordet, nur weil sie ihnen beim Marsche hinderlich waren! In Mittel-Asien gilt ein Menschenleben nicht viel. Und zum Entgelt verfahren die Nachbaren der Turkmenen, wenn die letzteren in ihre Hände fallen, mehr als grausam. Im Jahre 1861 wurden 100 Turkmenen bei Meschhed von den Persern gefangen; man ließ sie an Händen und Füßen gefesselt die ganze Strecke von 1000 Werst bis Teheran zu Fuß laufen. Der Schach, unzufrieden über den Mißerfolg seiner von den Turkmenen aufs Haupt geschlagenen Armee, wollte an den Gefangenen seine Wuth auslassen und zugleich seinem Volke ein Schauspiel geben. Er ließ die unglücklichen Opfer an die Stadtmauer binden und in einer Entfernung von 300 Schritt auf sie schießen. Das im Schießen völlig ungeübte Militär fehlte meist — das Blutbad ging nur langsam vor sich. Die in Teheran anwesenden Gesandten machten Vorstellungen; das Einzige, was sie erreichten, war, daß das Militär näher rückte — erst am späten Abend waren alle armen Opfer getödtet! Im Jahre 1875 war der Bruder des jetzt regierenden Schach von Persien Chef der Provinz Choraffan; als er nach Meschhed kam, wurde seine Anwesenheit gefeiert — man hob 20 unglückliche turkmenische Gefangene, einen nach dem andern, auf die Spitze von Bayonetten und tödtete sie auf diese unmenschliche Weise. Der Letzte, der die Qualen aller seiner ihm vorausgehenden Brüder ansehen mußte, bat um Schonung, er wollte sich um 2000 Toman (circa 16 000 Mark) loskaufen. Alles vergeblich; er sollte, wie bestimmt, dem Tode durch das Bayonett überliefert werden. Aber es kam nicht dazu; Angesichts des Herrschers und des ganzen Volkes sank er plötzlich todt zu Boden — die Furcht vor qualvollem Tode hatte ihn überwältigt.

Die Turkmenen sind noch grausamer und härter als die Perser; sie sind ein urwüchsiges Volk, dessen Anschauungen heute noch dieselben sind wie zur Zeit Tschingis-Chan's und Tamerlan's. Hier einige Beispiele: Auf der Insel Aschur-ada, woselbst eine russische Marinestation existirt, wohnte ein Turkmenen-Chan mit zwei Söhnen im Alter von 10 und 6 Jahren. Der ältere war ein stiller und sanfter Knabe, den der Vater nicht besonders liebte; der jüngere mit Namen Sardar war wild und der Liebling des Vaters. Der jüngere fand ein besonderes Vergnügen darin, alles Lebende zu zerstören. Einst jagte er einem Huhn nach; weil das Huhn ihm entlief, so warf er sich, in wahnsinnige Wuth gerathend, auf den Boden, mit Händen und Füßen strampelnd, immer nach dem Huhn verlangend. Der Vater erscheint und läßt, nachdem er den Grund des Kummers seines Lieblings erfahren, dem Knaben sofort ein Huhn reichen. Der Kleine ergreift das Huhn, dreht ihm den Hals um und reißt den Kopf ab — und ist nun völlig beruhigt. Und der Vater streichelt seinen lieben Sohn und lobt ihn: „Du bist ein braver Junge!“ — Dieser selbe sechsjährige Knabe rieth seinem Vater, bei einem Nachbar einen Bilderrahmen zu stehlen, weil er ihn für golden hielt, und der Vater freute sich, daß die angeborene Fähigkeit sich so früh bei demselben entwickelte.

Im Jahre 1867 ließ der Gouverneur von Asterabad, Mulkan, einen einflußreichen Turkmenen, einen gewissen Schawal-Chan, ergreifen und erschießen. Im Winter überfielen die Turkmenen das 20 Werst nördlich von Asterabad gelegene persische Dorf Surchan-Kelja, mordeten und plünderten; unter den Gefangenen, welche heim in den Turkmenen-Aul geschleppt wurden, war der junge Sohn des Dorfbesitzers Abdur-Semet-Chan. Da erschien die Wittwe des erschossenen Turkmenen vor dem Anführer des Raubzuges und forderte den jungen Knaben, um an ihm als an einem Perser Rache für den getödteten Mann zu nehmen. — Sultan Mamed-Chan antwortete: „Weib, Du hast Recht, nimm den Perser!“ Und das Turkmenen-Weib nahm den Knaben, schnitt mit eigener Hand dem lebenden Opfer das Herz aus der Brust und warf die Leiche den Hunden vor.

Aehnliche Fälle der Grausamkeit, der Hinterlist und der Rachsucht erzählt Baron Bode.

* * *

Früher, so lange es von der Mündung der Emba bis zum Südufer des Kaspischen Meeres noch keine russischen

Niederlassungen gab, waren die Turkmenen die alleinigen Herrn der Steppe. Sie überfielen und plünderten alles. — Karawanen konnten kaum von Orenburg nach Chiwa gelangen. Die Turkmenen plünderten Freund und Feind, fremde und eigene Stammesgenossen ohne Unterschied. Am meisten hatten aber zu leiden die nördlichen und nordöstlichen Provinzen Persiens — Chorassan. Hierher wandten sich die Jomuden und Goklanen, die Tekinzen von Achal und von Merw, die Salyren und Saryken. Der ganze Norden und Osten Chorassans bis zur Grenze von Herat wurde schwer heimgesucht — nur die Trümmer früherer Dörfer sind jetzt zu finden. In einem einzigen Bezirk am linken Ufer des Herri-rud, wo man bis 460 Dörfer gezählt, sind jetzt keine 20 zu finden. — An der chiwesischen und bucharischen Grenze sind die Ueberfälle nicht so heftig, weil die Chane jener Reiche die an ihrer Grenze lebenden Turkmenen beherrschen und als Schutzwehr gegen andere feindliche, z. B. gegen die Tekinzen, gebrauchen. Trotzdem sind auch diese Gebiete bis in die jüngste Zeit nicht verschont geblieben; so wurde noch im Jahre 1876 die Stadt Pitnak am Amu-Darja von den Tekinzen geplündert; im Jahre 1877 wurde eine Karawane 70 Werst von Kunja-Urgendsch niedergemacht.

Durch das Vorgehen der Russen sind nun die Turkmenen sehr beschränkt worden. Seit der Besitznahme von Krasnowodsk und Tschikischljar sind die kaspischen Jomuden, welche von Norden her durch die Russen, von Osten her durch die Achal-Tekinzen, von Süden her durch die Perser in Schach gehalten werden, gezwungen worden, ihre frühere Lebensweise aufzugeben. Rauben können sie nicht mehr, sie sind zum Ackerbau und zur Viehzucht genöthigt und nur selten versuchen sie in die nördlichen Ortschaften der Provinz Asterabad einzufallen.

Die Goklanen, zwischen den Achal-Tekinzen und den Jomuden eingezwängt, sahen sich schon früher gezwungen, den Persern sich freundlich zu nähern; sie zahlen, wie schon oben bemerkt, an den Chef des Gebiets von Budschnurd einen Jahrestribut von 24 000 Tuman (etwa 144 000 Mark).

Nachdem so die Jomuden und die Goklanen gebändigt sind, ist die Turkmenen-Steppe im Norden von Persien jetzt den Achal-Tekinzen und den Merw-Tekinzen, sowie den Saryken geblieben; diese sind jetzt die eigentlichen Herren der Steppe. Ohne beträchtliche militärische Begleitung kann keine Karawane die Steppe passiren: aller Karawanen-Verkehr zwischen Krasnowodsk und Chiwa, zwischen Chiwa, Buchara und Persien ist aufgehoben. — Selten, daß eine Karawane sich ungefährdet durchschleicht. Aber da es im Norden jetzt nicht viel zu holen giebt, so haben sich die Tekinzen ganz nach Süden gewandt; der Norden von Persien von Meschhed bis Schachrud hat unsäglich von ihnen zu leiden. Die Merw-Tekinzen dringen mit der größten Kühnheit sogar bis 1000 Werst südlich von Merw nach Persien ein. Die persische Regierung versteht das ganze etwa auf 1000 Werst sich ausdehnende Grenzgebiet nicht sonderlich zu schützen; sie überläßt es den Provinzen Kutschan, Budschnurd und Dereges selbst sich zu schützen, so gut sie können. Im Allgemeinen sind aber die Perser als Soldaten gegenüber den Tekinzen nicht sehr brauchbar und die Tekinzen gehen nur zu oft als Sieger aus den Kämpfen mit dem persischen Militär hervor. — Die Perser können sich nicht schützen; der Norden Persiens verödet immer mehr und mehr.

Die Tekinzen werden nur dadurch bezähmt werden, daß das ganze Gebiet der Turkmenensteppe vom alten Flußbett des Amu-Darja bis zur nördlichen Grenze Persiens in die Gewalt der russischen Regierung gelangt. — Die persische Bevölkerung an der Grenze hofft nur von den Russen allendliche Befreiung von den ewigen Plagen der Tekinzen. Als der Verfasser dieser Mittheilung, Hr. Petrusewitsch, die nördlichen Provinzen Persiens bereiste, wurden immerfort darauf bezügliche Fragen an ihn gerichtet, aus denen er ersah, daß die Perser fest überzeugt seien, wie nur die Russen ihnen helfen könnten.

Die Tekinzen fürchten den Andrang der Russen, namentlich seit der Expedition gegen Chiwa; sie haben mehrfach Miene gemacht, mit der persischen Regierung Frieden zu machen, sich gegen gewisse Bedingungen zu unterwerfen, aber zu einem regelrechten Abschluß ist es bisher nicht gekommen. — Für die Russen wäre das keineswegs zweckmäßig, weil die persische Regierung die Tekinzen doch nicht im Zaum halten könnte, und letztere Persien schonen, sich aber mit aller Kraft auf den Norden werfen und diesen beunruhigen würden. — Und das ist gerade, was die Russen nicht zulassen dürfen.

Der Handelsweg vom Kaspischen Meer bis zum Amu-Darja muß frei sein, damit die russischen Produkte ungehindert auf den Markt Centralasiens gelangen können.

Und es wäre zu wünschen, daß diese Zeit bald erreicht werde; daß die Tekinzen vom Achal und vom Merw ebenso aus Räubern zu friedlichen Viehzüchtern und Ackerbauern würden, wie die Jomuden und Goklanen es bereits sind.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I. Der Donon. (Zweite Hälfte.)

Wir überblicken also vom Donon aus den ganzen Bau des Gebirges in seiner charakteristischen Verschiedenheit, und gerade hierdurch ist die Aussicht von diesem Gipfel so belehrend. Wollen wir sie vollständig begreifen, so müssen wir die Eigenart der Gesteine, welche die Vogesen bilden, die geognostische Beschaffenheit des Gebirges kennen lernen. Während wir die Südvogesen vorwiegend aus krystallinischem Massengestein (Granit und Verwandte) und aus sedimentären Gesteinen bestehend finden, welche älter oder gleichzeitig, oder unmittelbar jünger sind als die Steinkohlen, gehört der Donon und seine Umgebung, gehört der ganze Zug vom Ormont (bei St. Dié) bis zur bayerischen Pfalz dem bunten Sandstein an, einer späteren Bildung, welche erst wieder auf jene jüngeren der eben genannten Niederschlagschichten (das sogenannte Rothliegende, grès rouge) folgt, oft als unmittelbare Fortsetzung desselben. So ergiebt sich

folgende Entwickelungsgeschichte der Donongegend. Zur Zeit der Wälder, aus denen später unsere Steinkohlen wurden, scheint sie zum Rande eines Festlandes gehört zu haben, welches sich allmälig senkte. So entwickelte sich hier ein Strandmeer mit reichlichem Flußzulauf und lebhaftem Wogenschlage, aus welchem sich das Rothliegende mit seinen zahlreichen und höchst verschiedenartigen, bald abgerundeten, bald frischeckigen Geröllen niederschlug, wie wir es am Fuße des Donon als Grundlage des bunten Sandsteins finden. In diesem Meere traten, nachdem es lange bestanden hatte, mächtige Ausbrüche eines (oder mehrerer) unterseeischer Vulkane ein, welche vielleicht durch lange Zeiträume hindurch tobten, endlich aber wieder zur Ruhe kamen; denn über den Porphyr- und Tuffmassen dieser Ausbrüche, welche vom Haselthal, von Burg Rideck her am Donon vorbei bis nach Frankreich ziehen, liegt wieder eine ziemlich bedeutende Schicht des Rothliegenden auf. Allmälig aber sank jenes Festland, welches das Meer des Rothliegenden bespülte, immer mehr; immer mehr breitete sich das Meer aus, welches zugleich immer tiefer, immer ruhiger wurde. In diesem Meer setzten sich nun auf dem Rothliegenden jene Quarzsandmassen oft in großer Mächtigkeit (400 m) ab, welche heute unsern Vogesensandstein (grès des Vosges) bilden. Auch dieses Meer hatte reichliche Zuflüsse, aber von anderen Gebirgen her, als das Rothliegende; denn es enthält in seinen Niederschlägen fast ausschließlich Quarztrümmer, mögen diese nun ganz klein, als Sandkörner, oder größer, als Kiesel, auftreten. Zugleich war auch dieses Meer, wenn auch die Ufer etwas sich zurückgezogen hatten, ein Strandmeer. Das beweist das Studium unserer heutigen Tiefseeverhältnisse, denn im wirklichen hohen Meer, fern von dem Festlande, kommen Sandniederschläge, wie die des Vogesensandsteines, nicht vor, noch weniger aber solche Geröllensteinlager, wie wir sie ab und zu in diesem Sandsteine finden. Tief aber muß dies Meer gewesen sein; das geht aus der fast völligen Abwesenheit aller organischen, namentlich aller pflanzlichen Reste hervor. Wir haben uns dasselbe also von ähnlicher Bildung zu denken, wie etwa die Südhälfte des heutigen Golfs von Biskaya, dessen Küsten außerordentlich schroff und jäh in sehr große Tiefen (bis zu 3600, ja 4600 m) abfallen. Die Bezeichnung „Strandmeer“ ist nicht in allzu engem Sinne aufzufassen; man muß vielmehr die wirkliche Ausdehnung der Meere im Auge behalten. Ein Meer von den Vogesen bis nach Böhmen und weiterhin sich ausdehnend würde immerhin noch Strandmeer sein; denn was ist diese Entfernung gegen die Breite z. B. des Atlantischen Oceans.

Allmälig aber hob sich dieser Meeresboden wieder, oder es traten veränderte Strömungsverhältnisse ein. Wir finden nämlich einzelne Kiesellager horizontal zwischen den Schichten des Gesteines, und die oberen Schichten desselben gehen sehr gewöhnlich in ein außerordentlich festes Konglomerat von Quarzrollsteinen über, welches z. B. den Donongipfel, den Noll, den Großmann deckt und jene schon erwähnten Felsenlabyrinthe und Trümmerfelder bildet. Da nun auf dieses abermals ein bunter Sandstein folgt (grès bigarré) und dieser zahlreiche Reste von Thieren und Pflanzen birgt, welche nur an sumpfigen Ufern oder lagunenartiger Seebildung ihre Heimat haben konnten, so folgt, daß der Meeresboden abermals zum Strand- oder Sumpfmeer geworden war, in welchem sich Sand und Schlamm absetzte. Das Vorherrschen des Sandes beweist, daß auch diese Bildung einem wirklichen Meer entstamme, welches von bedeutenden Flüssen gespeist, von Strömungen bewegt wurde. Mit diesem Gestein schließt die Formation des Buntsandsteines, die verbreitetste in den Vogesen, nach oben ab.

Allerdings finden wir diese letzte Formation auf dem Donon nicht, dessen höchster Gipfel, wie die übrigen höchsten Gipfel der Sandstein-Vogesen, mit dem Konglomerat endet. Hat nun auf diesem Konglomerat des Berges niemals jener feinere Buntsandstein aufgelegen? Mit anderen Worten, welche Geschichte hat die Donongegend durchgemacht nach dem allmäligen Aufsteigen des Bodens jenes Strandmeeres, welches den Buntsandstein absetzte? Elie de Beaumont nimmt an, daß schon damals die Vogesen ihre jetzige Höhe erreicht hätten; richtiger ist die Auffassung, welche Laspeyres zuerst in Beziehung auf die Pfalz, Ferd. Bleicher (Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar, 1870) bezüglich der Vogesen ausgesprochen hat, daß die Vogesenhebung erst sehr viel später, erst in der sogenannten tertiären Zeit erfolgt ist; daß auch die Donongegend einen Theil jenes Sumpfmeeres bildete, in welchem die sumpfliebenden Nadelholzbäume, die nach dem berühmten Straßburger Geologen Voltzien genannt sind, neben Zapfenpalmen, baumartigen Liliaceen und mächtigen Farrenkräutern wuchsen, in welchem gewaltige Saurier sich tummelten und zugleich Fische, Seekrebse und Meermuscheln lebten. Wahrscheinlich blieb die Gegend nun lange Jahrtausende Meer, bis zu der Zeit der Hebung, und die verschiedensten Niederschläge lagerten sich auf ihr ab. Alle diese aber, vom Wasser leicht zerstörbar, wurden nach der Hebung, welche den Donon, wie wir noch sehen werden, besonders stark traf, durch die Atmosphärilien wieder hinweggeführt, und erst das harte Konglomerat besaß Widerstandskraft genug, um auf dem hohen, so exponirten Gipfel bis heute auszudauern.

Derselben Sandsteinformation nun, welche den Donon bildet, gehören alle Berge westlich, südwestlich und nördlich von demselben an; wir finden sie auf den Höhen der Granitvogesen bis weit in den Süden hin, hier und da aufgelagert; auch den Schwarzwald überdeckt sie an vielen Stellen und überall ist sie so völlig gleichmäßig, daß man sieht, sie hat sich als eine mächtige Decke ursprünglich abgelagert und erst spätere Schicksale haben sie zertrennt. Namentlich zwei Ereignisse sind hier von Wichtigkeit gewesen. Erstlich die Hebung der Vogesen und des Schwarzwaldes, welche die Sandsteindecke im Norden nur mäßig aufwölbte, im Süden höher emporhob und weit auseinander sprengte, die aber jedenfalls nur sehr allmälig sich vollzog; zweitens die wohl nur wenig später erfolgende Bildung der rheinischen Tiefebene, welche das Sandsteinplateau im Osten schroff abbrach und jene scharfe Grenzlinie des Gebirges verursachte, welche, in der „Bucht von Zabern“ bogenförmig, in der Pfalz durchaus geradlinig, den Gebirgskarten des nördlichen Elsasses ein so eigenthümliches Aussehen giebt.

Dies Nordplateau des Sandsteingebirges erscheint nun vom Donon aus wie eine Reihe von Hügelrücken, welche von West nach Ost verlaufen. In Wahrheit sind diese Rücken nur eingeschnittene Theile desselben Plateaus. Denn von den verschiedenen Eigenschaften des Buntsandsteines ist die geographisch wichtigste sein Verhalten gegen das Wasser. Dies Verhalten bedingt die ganze heutige Gestalt des Sandsteingebirges. Das Gestein, aus unzähligen feinsten Quarzkörnern bestehend, wird sehr leicht fortgewaschen, daher ist es; wo es auf größerer Höhe besonders exponirt lag, wie auf den Südvogesen, bis auf wenige Reste ganz fortgeführt worden. Schon zur Zeit der Gletscher im Thurthal fand sich auf den Bergzügen, mit welchen das Thal in Beziehung steht, kein Buntsandstein mehr, denn sonst würden die Moränen, welche erhalten sind, auch zahlreiche Sandsteintrümmer zeigen.

Eine andere Folge dieser leichten Wegführbarkeit des

Gesteines ist ferner die oft sehr auffallende Form der Sandsteingipfel sowie die Steilheit ihrer Gehänge, von der wir schon sprachen. Ist ein solcher Berg von allen Seiten frei ausgesetzt, so wird er durch allmälige allseitige Abwaschung eine kegelförmige, spitze Gestalt annehmen, wie z. B. der Voyemont und der Labatteux auf der französischen Grenze bei Saales. Berge, welche nach einer Seite besonders exponirt, nach der andern geschützter liegen, werden diese rundkegelförmige Gestalt nur nach der exponirten Seite zeigen, so der Langeberg in seinem kühnen Südabfall, während er nördlich mit dem Katzenberg zusammenhängt.

Die beiden Donon selber zeigen bei sehr steilem Anstieg die gleiche Form: eine dreiseitige, abgestumpfte Pyramide, indem die Höhe des Berges, durch das harte Konglomerat gegen die Angriffe der Atmosphäre geschützt, ein kleines Plateau bildet. Diese Konglomerate aber zeigen verschiedene Schichten, härtere und weichere; letztere wittern leichter aus, wodurch die Blöcke oft eine streifige Oberfläche bekommen, als ob sie mit wagerechten Hohlkehlen und Gesimsen versehen seien; so einzelne der Blöcke des Donongipfels, so zahllose Felsen in den Nordvogesen, wie jeder, der etwa von Zabern nach Saarburg fuhr, gesehen hat. Noch seltsamere Auswaschungsformen finden wir anderwärts. So liegt die Festung Bitsch auf einem solchen ausgewaschenen Sandsteinblock, und eine Anzahl ähnlicher oblonger Plateautheile, von denen der große und kleine Otterbiel die bedeutendsten, liegen in der Nachbarschaft, aus einem Thalgrunde zu etwa gleicher Höhe aufragend. Auch die rundliche Wölbung der einzelnen Rücken, z. B. der Höhe zwischen Schneeberg und Donon, ist Folge der Wasserthätigkeit, des abrinnenden Regens, Thaus, Nebels, deren einzelne Tropfen einzelne Gesteinspartikelchen mitführen und so die einzelnen aufragenden Plateauabschnitte an den oberen Rändern sanft abrunden müssen.

Natürlich ist auch die Thalbildung ganz und gar eine Folge der Wassereinwirkung. Alle Thäler der Nordvogesen sind Erosionsthäler, allerdings, wie das Breuschthal und seine Seitenthäler schon allein beweisen, von sehr verschiedener Art und Größe; jede Eigenthümlichkeit, welche die Thalbildung durch Erosion aufweisen kann, finden wir hier wieder. Wir besprechen hier nur einige Punkte, welche für die ganze Bildung und Geschichte des Gebirges grundlegende Bedeutung haben. So sind alle jene ostwestlich streichenden Rücken Theile des gleichen Plateaus, welche die ebenfalls ostwestlich verlaufenden Flußthäler ausgeschnitten, kleinere Nebenbäche dann wieder, unter verschiedenen großen Winkeln mit den ostwestlichen Thälern sich vereinend, mannigfach gegliedert haben. Merkwürdig ist es, daß die höchste Erhebung der nördlichen Sandsteinvogesen, jener scharfabgeschnittene Ostrand, durchaus nicht die Wasserscheide bildet, vielmehr von einer Reihe von Flüssen durchsägt ist, welche alle westlicher entspringen. Klärlich sind diese Flüsse in ihrer jetzigen Richtung eher da gewesen, als die Emporwölbung des Ostrandes dieses Nordplateaus erfolgte, und diese erfolgte so langsam, daß die Flüsse Zeit genug behielten, durch Erosion ihre Betten immer tiefer zu legen und dadurch an der alten Stelle zu behalten. Gar nicht selten ist der obere Lauf der Flüsse rechtwinkelig gebogen, wofür von den elsässischen Gewässern die Zorn und ihre Nebenflüsse, wohl auch die Breusch selber Beispiele abgeben. Diese in Sandsteingebirgen auch sonst häufige Erscheinung erklärt sich durch einzelne Bruchlinien im Gebirge (Verwerfungen) und durch die Neigung des Sandsteins zu rechtwinkeliger Zerklüftung, welche der ersten Anlage der Thalbildung die erste Richtung anweisen. Der Sandstein zeigt sehr zahlreiche Spalten, theils senkrechte, theils aber auch, zwischen den einzelnen Schichten, wagerechte. Daher sickert das atmosphärische Wasser leicht ein und die Oberfläche der Rücken und Gehänge trocknet aus. Da aber, wo das Wasser festeres Gestein antrifft, welches ihm keinen Durchgang gestattet, da quillt es wieder hervor und bildet dann nicht selten eine schmale sumpfige, durch abweichende Vegetation auffallende Zone. Und an den schroffsten Wänden findet man im Winter aus dem scheinbar geschlossenen Fels, mitten in der Wandfläche, mächtige Eisgebilde hervortreten; diese bezeichnen den Ausgang einer feinen Klüftung, an welcher das bei größerer Kälte nicht verdunstende Wasser, sobald es hervortritt, zu Eis erstarrt. Im Sommer findet man daher an diesen dann glühenden Wänden, oft auf den ersten Blick ziemlich unerklärlich, Feuchtigkeit liebende Farrnkräuter, wohl auch große Sträucher in bestem Gedeihen, deren Wurzeln eben in jene feinen wasserreichen Spalten eindringen.

Aber auch für die Flußläufe, für die Thalbildung ist der Donon oder, besser, das Dononsystem, die Gebirgserhebung von Donon bis Noll, ein höchst merkwürdiger Punkt. Das Rhein- und Saarsystem läßt sich durch eine Linie trennen, welche etwa vom rheinbayerischen Pirmasenz, östlich von Bitsch, westlich von Lützelstein und Pfalzburg und schließlich über den Westrand des obersten Zornthales herläuft, um etwa am Großmann, also an der Dononerhebung, aufzuhören. Sie bildet, obwohl orographisch auch nicht im mindesten hervortretend, die Wasserscheide, und es ist jedenfalls beachtenswerth, daß sie mit einer großen Verwerfung zusammentrifft, in Folge deren der westliche Landestheil, die lothringische Gegend, heute tiefer liegt als früher.

Ganz andere Verhältnisse herrschen nun am Donon, denn dieser Gebirgsstock (den wir auch hier bis zum Noll rechnen) ward zum Mittelpunkt einer Menge von Flüssen, welche nach allen Himmelsgegenden ausgehen: die Zorn nach Norden, die verschiedenen Saarquellen nach Nordwesten, die Vezouse nach Westen, Plaine, Rabodeau nach Südwesten, Netzenbach und Hasel nach Südosten. Allein auch die Quellen der letzteren beiden Flüsse liegen, was sehr beachtenswerth, auf der Westseite des Gebirges, die Ostseite, welche nur trockenen Winden ausgesetzt ist, läßt nur wenige kleine Bäche in die Hasel und den Netzenbach einfließen. So zeigt die Vertheilung dieser Flüsse höchst genau die Wirkung der Wetterseite. Und die gleichen Verhältnisse müssen schon seit sehr alter Zeit bestehen, denn alle diese Flüsse haben so tiefe, breite Betten (Thäler) gegraben, daß wir völlig berechtigt sind, den ersten Anfang ihrer Arbeit mit der Dononerhebung gleichzeitig zu setzen. Sie sind es auch, welche die alten Ueberlagerungen des Berges bis auf die Konglomerate abgetragen und hinabgeführt haben in das Flachland, schließlich in das Meer. Da wir nun die Dononerhebung in früh tertiäre Zeit verlegen müssen, so müssen wir auch für jene Zeit die gleichen meteorologischen Zustände annehmen, wie wir sie heute finden, und da diese Zustände durchaus auf den plastischen Verhältnissen des Festlandes, der Bodenerhebung, der Meeresnähe u. s. w. beruhen, so müssen schon damals, als sich jene Flüsse bildeten, wesentlich die gleichen geographischen Verhältnisse gewesen sein, wie sie heute sind.

Die Sandsteinvogesen zeigen einige höchst merkwürdige Analogien mit den beiden anderen Haupttheilen des Gebirges; zunächst, ihre Hauptachse erstreckt sich genau parallel zu der der südlichen Vogesen, des Hochfeldmassivs, und ferner, im Südwesten aller drei genannten Theile liegen die höchsten Punkte derselben, im Süden die verschiedenen Belchen, der Hoheneck, im Hochfeld der Signalpunkt des Hochfeldes (1095 m), in den Nordvogesen der merkwürdig

gehobene Donon und drittens, was nun ganz von selbst folgt, diese Südwesthöhen zeigen die stärkste Denudation; so haben wir in der Gegend des Ballons fast nur Granit und Steinkohlenformation, das Hochfeld zeigt an seiner höchsten Stelle nur Granit, und am Donon tritt der untere Buntsandstein bis zu den Konglomeraten zu Tage, während weiter nordwärts die spätere Sandsteinformation dem Gebirge anlagert. Aus dieser Symmetrie in der Formung des Gebirges erklärt sich auch die Höhe des Donons, welche Elie de Beaumont auf eine lokale Hebung des Gebirges zurückführen wollte.

Schon zur Zeit dieser Hebung flossen nun die nördlichen Vogesenflüsse westöstlich, wie jetzt. Doch war damals die Wasserscheide zwischen Saar und Rhein wohl höher, wie heutzutage, wo der östliche oder westliche Ablauf der Gewässer rein zufällig zu sein scheint. Schon in alter Zeit aber war östlich von den heutigen Vogesen eine Senke, in welche die Flüsse hinabrannen. Später sank diese östliche Gegend immer mehr — gewiß nicht sehr tief, etwa 200 bis 300 m höchstens — und zwar sank sie nur allmälig, wodurch zugleich ebenso allmälig der östliche Bruchrand der Vogesen emporgedrängt wurde. Dies folgt mit Nothwendigkeit aus dem Umstand (aus welchem wir alles Vorstehende folgerten), daß die — westöstlich strömenden — Flüsse den höhern Ostrand des Gebirges alle gleichmäßig durchsägt haben, was bei anderer, rascherer Art der Hebung nicht oder wenigstens nicht so gleichmäßig geschehen konnte. Möglich, daß durch dies Empordrängen des Ostrandes der obere Lauf der Zorn etwas nach Westen verlegt wurde, welche jedenfalls, wenn die Erhebung des Ostrandes eine plötzliche, jähe gewesen wäre, ganz nach Westen herüber, zur Saar gedrängt wäre. Ob gleich damals, gleichzeitig mit der Senkung des Rheinthales (wie uns wahrscheinlich dünkt), oder erst später die Einsenkung der alten westlichen Wasserscheide erfolgte, ist gleichgültig, jedenfalls vollzog sich auch diese Einsenkung sehr allmälig und war unbedeutend genug, um alle die Flußläufe in ihrem alten westöstlichen Lauf, in ihrem alten Zusammenhang nicht zu stören; denn nirgends sehen wir in dieser so mannigfach bewegten Gegend irgendwie gewaltsam gestörte und dadurch jetzt unregelmäßig gestaltete Flußläufe. Natürlich haben sich in späteren Zeiten, nach jenen Hebungen und Senkungen, noch zahllose Nebenthäler gebildet, welche von den alteingeschnittenen Querrücken mehr oder weniger senkrecht zu den Hauptthälern stehen; ja die secundäre Thalbildung geht auch heute noch weiter; man kann mit Augen sehen, wie sie sich entwickelt. So blickt man vom Plateau von Lemberg (Bitsch) hinab in tief ausgearbeitete Thäler; die Höhenfläche selber ist aber auch schon verschiedentlich muldenförmig vertieft, und in jeder der Mulden, die theilweise noch ganz flach sind, läuft zeitweise oder auch fortwährend ein kleines Rinnsal, welches dem tiefern Thale zueilt. Ganz allmälig, deshalb aber auch desto unwiderstehlicher, wird sich auch hier ein immer tieferes Thal entwickeln, bis es endlich die Tiefe, welche jetzt die Hauptthäler zeigen, nach und nach erreicht hat.

Ein Gestein, welches dem Wasser gegenüber so gefügig ist, wird nun leicht an seiner Oberfläche durch immer weiter gehende Zersetzung in erdartige Beschaffenheit übergehen und so zur Humusbildung sehr geneigt sein. Dieser Umstand ist geographisch wieder von Wichtigkeit, ihm verdankt der Vogesensandstein seinen reichen Waldbestand, dessen urwaldartige Beschaffenheit zugleich aus der Lage, Höhe und Steilheit des Gebirges resultirt. Da nun aber vom Hochgebirge alle kalkigen Niederschläge weggewaschen sind, da ferner der Buntsandstein selber so höchst gleichförmig aus Quarzkörnern zusammengesetzt ist; so ist auch die Vegetation gleichförmig zusammengesetzt, nicht sehr arten- und formenreich. Geschlossene Hochstände ein- und derselben Baumart herrschen vor und dieser Eintönigkeit der Pflanzenwelt entspricht die Einförmigkeit des Thierlebens. Es ist merkwürdig, wie die Zustände unserer heutigen Welt, welche bestimmend auf unser Leben einwirken, in so außerordentlich frühen Zeiten, zur Zeit jenes Strandmeeres des Buntsandsteins, angelegt sind; diese Thatsache zeigt, wie wunderbar verkettet die einzelnen Züge des tellurischen Lebens zusammenhängen, und läßt uns einen Blick thun in den Zusammenhang irdischer Dinge, der uns mit tiefem Erstaunen erfüllen muß.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

X.

Bushranger.

Straßenräuber gab es in Australien früh genug. Es wäre auch zu verwundern, wenn sie nicht existirt hätten. Entkommene Sträflinge legten sich schon in den ersten Jahren des Bestehens der Kolonie auf dieses Gewerbe, aber es war nicht sehr lohnend, denn es gab nicht viel zu nehmen. Und die einsame Existenz unter den wilden Eingeborenen war dem schwärzesten Bösewicht so entsetzlich, daß er sich in der Regel nach einiger Zeit der verdienten Strafe auslieferte. Auch in Vandiemensland stand es nicht anders. Erst die sich öffnenden Goldfelder änderten die Lage und schufen für Industrieritter und Gurgelabschneider einen lohnenden Schauplatz. Vandiemensland hatte so ziemlich die schlechteste Sorte empfangen; was ganz unverbesserlich schien, wurde von Neu-Süd-Wales dorthin geschickt. Eine ziemliche Anzahl endete am Galgen, aber eine beträchtliche Menge erhielt tickets of leave und conditional pardons. Die Leute durften sich frei umherbewegen. Die Polizei hatte ein wachsames Auge auf ihr Benehmen, und man hielt sie in Ordnung.

Die Nachrichten von den wunderbaren Golddeckungen in Victoria drangen auch über die Baß-Straße, und sofort bewegte sich ein Auswandererstrom von der Insel nach dem nahen Festlande. Die freigelassenen Vagabunden Vandiemenslands erschienen auf den Goldfeldern und griffen zu ihrem alten Handwerk. Die Straßen wurden unsicher, ein jeder ging bis an die Zähne bewaffnet, und doch war selbst so nicht sicher zu reisen, wenn man sich nicht einer größern Gesellschaft anschloß. Räubereien und Mordthaten waren

an der Tagesordnung. Am Saume des Black Forest in Victoria warteten die Reisenden, bis sich eine genügende Anzahl gesammelt hatte, um mit Sicherheit durch den Wald zu gehen. Der „schwarze Wald“ war berüchtigt und gefürchtet; auch größere Gesellschaften schützten oft nicht. Ein Zug von 30 Wagen wurde von einer großen Schar Buschräuber angehalten und Rum, Tabak und andere Sachen von großem Werthe weggenommen. Wenn die glücklichen Digger mit dem mühsam erworbenen Golde zurückkehrten, lauerten ihnen diese Schurken auf. Die Regierung nahm den Goldtransport in die Hand und geleitete alles an ihren Kommissar bei den Diggings abgelieferte Gold unter starker Bedeckung nach Sydney oder Melbourne. In Victoria waren die Buschräuber zahlreicher und unverschämter als irgendwo. Die Polizeimacht schreckte sie nicht. Sie legten eines Tages einen Hinterhalt im Walde, schossen die Bedeckung nieder und nahmen den Goldtransport, der aus 2320 Unzen Gold und 120 Pfund in Münze bestand, weg. Man hat die Räuber nie ausfindig gemacht. Sie wagten sich ganz in die Nähe von Melbourne selbst, ja sogar in die Stadt, und überfielen 22 Mann stark in der Nacht den „Nelson“, der segelfertig in der Hobsons-Bai lag, schlossen die Mannschaft ein, ehe sie geweckt werden konnte, und entkamen mit Gold im Werthe von gegen 30 000 Pfd. St. Im Hafen lagen zwischen 40 und 50 Schiffe, einige ganz in der Nähe des „Nelson“, und die Strecke, welche die Räuberbande zu durchrudern hatte, war keine kleine. Einige von diesen Leuten wurden später eingefangen; sie erwiesen sich, wie man erwartete, als alte Galgenvögel, entlassene Sträflinge von Vandiemensland. Aehnliche Räubereien kamen überall vor; viele jener Verbrecher wurden eingefangen, aber die meisten sind dem Gesetze entgangen. Victoria sah sich genöthigt, den „Convicts Prevention Act“ zu erlassen, ein Gesetz, das die Einwanderung von Sträflingen zu verhindern bestimmt war.

Aber genug war schon da, um Unheil zu stiften. Auch hatten sich entlassene Verbrecher von Neu-Süd-Wales eingefunden; die Einwanderer, welche von den Goldfeldern Californiens kamen, waren keineswegs Muster von Rechtlichkeit und Ordnungsliebe, Europa hatte nicht seine besten Söhne geschickt. Alle waren gekommen, ihr Glück zu machen; gelang es nicht durch harte Arbeit, so mochte man es auf andere Weise versuchen. Dick Turpin, der große Straßenräuber Englands, lebt noch immer als Held in dem Gedächtniß vieler Briten. Wer den Reichen nahm und den Armen gab, durfte weiter Sympathien gewiß sein.

Darum war auch die Trauer in vielen Kreisen groß, als vor Jahren der weitbekannte Buschräuber Gardner durch Verrath der Polizei in die Hände fiel. Der Mann hatte sich während seiner mehrjährigen Karriere nie eines Mordes oder auch nur einer schweren Körperverletzung schuldig gemacht, er hatte zwar den Reichen beraubt, aber manches Armen Thräne getrocknet; wenn er den Starken nicht schonte, so vergriff er sich an dem Schwachen nie, und die Dichtung hatte seinen Namen mit einer Menge von edlen Zügen umhüllt, die wohl zum großen Theil eine wahre Unterlage hatten. Gardner war daher sehr beliebt, besonders war das schöne Geschlecht für den stattlichen Mann begeistert. Man flüsterte sich auch zu, daß der kühne und galante Straßenräuber sich hoher Gunst erfreut habe. Die Schönen von Neu-Süd-Wales trauerten um ihren Helden, wie die Schönen Englands Dick Turpin's Ende beweint hatten. Gardner's Urtheil war milde genug — die Gerechtigkeit ist nur im Bilde blind — funfzehnjährige Strafgefangenschaft wurde ihm zuerkannt. Aber einflußreiche Verwendung öffnete ihm bald die Pforten seines Gefängnisses. Nach fünf Jahren segelte Gardner als freier Mann nach San Francisco und erfreut sich kraft seines Rufes als ci devant Bushranger einer einträglichen Kundschaft im „Australian Hotel“ der Goldnen Stadt.

Die meisten Buschräuber waren Hallunken, denen es einzig und allein um eine Kommutation des Mein und Dein zu thun war. Verbrecher aus verlorener Ehre, oder solche, welche ungerechte Verfolgung und Bedrückung zu Feinden ihrer Mitmenschen machte, waren wohl selten. Ein Ben Hall, der auf falschen Verdacht ins Gefängniß gesteckt wurde und dann nach seiner Entlassung sein Besitzthum verwüstet, sein junges treuloses Weib entführt fand, ist keine häufig auftretende Erscheinung.

In den ersten Zeiten schwärmte der Busch von solchen Räubern. Sie plünderten die Vorrathskammern der Ansiedler, beraubten sie ihrer Waffen, wählten sich die besten Pferde aus, und entführten die Frauen in ihr Lager, aus dem sie oft erst nach Wochen zurückkehrten. Die Polizei war völlig ohnmächtig gegen sie. An Zahl weit überlegen, hatten die Räuber den Vortheil, daß niemand gegen sie auszusagen wagte. Der Terrorismus, den sie ausübten, schützte sie. Denn wehe dem Manne, der ihnen als Angeber verdächtig war! Doch wird mancher Zug von Großmuth berichtet, der diese Rinaldini und Schinderhannes liebenswürdiger erscheinen läßt.

Allmälig wurde man ihrer Herr, die schwarzen Polizisten leisteten gute Dienste, ihren Spuren nachzugehen und die Schlupfwinkel aufzufinden. Es war selten, daß man sie zu Gefangenen machte, sie wußten, was ihnen bevorstand und sie zogen die Revolverkugel dem Strange vor. Es blieb ihnen freilich nicht einmal die Wahl, denn der Polizist wußte, was er von diesen Desperados zu erwarten hatte, man schoß sie wie wilde Thiere nieder, wenn man ihnen begegnete.

Vor etwa zehn Jahren verbreitete Kapitän „Donnerkeil“ Schrecken durch die australischen Kolonien. Sein plötzliches Erscheinen da, wo man ihn am wenigsten erwartete, hatte ihm den Namen verschafft. Er schien allgegenwärtig zu sein. An demselben Tage soll er in den Vorstädten von Melbourne, am Hafen von Sydney und in den Ebenen von Adelaide seine Erpressungen verübt haben. Die Squatter von Darling schworen hoch und theuer, sie hätten seinen Besuch zur selben Zeit gehabt. Er fiel endlich durch die Büchse eines Polizeireiters, der seinen ermordeten Kameraden rächte. Wenige Tage vorher hatte er sich auf einer Poststation zum Frühstück eingestellt, und die Reisenden auf Kosten des Wirthes regalirt, während er die Postfelleisen ihres werthvollen Inhalts entleerte.

Der sonst ziemlich nüchternen australischen Jugend verdrehte der Ruhmesschein, welcher diese Ritter von der Straße umgab, den Kopf. Es war eine Zeitlang nichts Ungewöhnliches, in der Adelaider Morgenzeitung zu lesen, wie eine Frau oder ein ältlicher Herr durch das plötzliche Erscheinen eines Banditen mit geschwärztem Gesicht erschreckt worden sei, der ihr Geld oder ihr Blut gefordert habe. Unreife Jungen fingen an dies gefährliche Spiel zu lieben. Endlich erwachte die Polizei — und ergriff die Unrechten. Vier Brüder wurden für mehrere Jahre ins Zuchthaus gesteckt, weil sie des Straßenraubes für schuldig befunden wurden. Leider fand man erst mehrere Jahre nach ihrer Verurtheilung heraus, daß sie völlig unschuldig waren.

Ein Schrecken früherer Zeiten waren die Frauenräuber. Die Bushranger vergriffen sich nicht nur an dem Eigenthum der Ansiedler, sie kränkten dieselben auch noch weit empfindlicher in ihren häuslichen Rechten. Oft fand der Mann bei der Rückkehr zu seiner Hütte sein Weib entführt und nach Wochen vielleicht kehrte sie aus dem Lager der

Räuber zurück. Wenn der Schrei „The Womanlifters are at hand“ erschallte, so erfaßte die hülflosen Ansiedler wilder Schrecken. Manchmal vertheidigten die Frauen sich selber in heldenmüthiger Weise. Sie verbarrikadirten Thür und Fenster ihrer rohen Holzhäuser und bewaffneten sich mit der Büchse ihres Gatten. Eine Frau am Lachlan entledigte sich ihrer Verfolger, indem sie Strychnin in den Eierkuchen buk, mit dem sie ihre ungebetenen Gäste regalirte, und der zur Hülfe herbeieilende Ehemann fand sie inmitten ihrer im letzten Todeskampfe zuckenden Bedränger. Eine andere richtete das Doppelgewehr, das sie nicht vor ihren Feinden zu schützen vermochte, gegen die eigene Brust, und die hereinstürmenden Räuber fanden nur den blutenden Leichnam ihres Opfers. Aber die weibliche Bewohnerschaft hielt es nur selten für nöthig, die Citadelle ihrer Unschuld so heldenmüthig zu vertheidigen; aus einer Klasse bestehend, welche die Flagge zu streichen gewöhnt war, wurde ihnen das Opfer leicht und die Ergebung in ihr Schicksal natürlich auch.

Es herrscht jetzt fast überall Sicherheit. Nur dann und wann hört man von einem Räuber, der eine Gegend von Victoria, Neu-Süd-Wales oder Queensland unsicher macht und im Kampfe mit der Polizei sein Leben endigt. Gewöhnlich erschienen diese Bushranger mit verhülltem Gesicht und gut bewaffnet. Da aber im Sommer niemand verfehlt sein Gesicht mit einem dichtmaschigen Netze oder Schleier zu verhüllen, wenn er auf Reisen ist, sowie auch sich mit einem Revolver zu versehen, wo die Schwarzen sich feindlich zeigen, so wußte man zuweilen nicht recht beim Begegnen, was man von dem andern zu halten hatte. Und so war es nicht ungewöhnlich, daß zwei Reiter einander mit dem Revolver in der Hand begrüßten, sich im Sattel wandten und einander so lange beobachteten, bis sie außer Schußweite kamen.

Als ich am Paruflusse nach langem Ritte vom Pferde sprang und in dem kleinen, aus Holz gebauten Wirthshause einkehrte, legte der Wirth sogleich seinen Five and twenty shooter auf den Schenktisch und reichte mir Getränke und Speisen, ohne mir für einen Augenblick den Rücken zu kehren. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, theilte er mir mit, daß er vor einigen Tagen um 200 Pf. St. beraubt worden sei und daß er sein vorsichtiges Benehmen sofort ändern werde, wenn ich ihm meinen Revolver aushändige. Indessen da ich den Wirth nicht kannte, so hielt ich es für besser, meine Waffe zu behalten und auf dem Kriegsfuße zu bleiben.

Ganz nahe Verwandte dieser Bushranger sind die Viehstehler. Die Landwähler in Queensland und Neu-Süd-Wales werden von ihren aristokratischen Nachbarn, den Squatters, beschuldigt, daß sie sich recht oft ein Schaf oder ein Rind aus ihren Herden aussuchen. Aber das heißt das Geschäft nur im Kleinen betreiben, und trotzdem sich große Schwierigkeiten bieten, werden diese kleinen Diebe wahrscheinlich öfter gefangen als die großen.

Aber zuweilen faßt das Gesetz auch den Reichen. In Queensland stand vor nicht allzu langer Zeit ein großer Squatter vor Gericht, angeklagt, das Vieh seiner Nachbarn mehr geliebt zu haben, als recht war. Er hatte das Geschäft viele Jahre hindurch mit gutem Erfolge betrieben, er hatte ein großes Vermögen gesammelt, hatte so ziemlich alle Würden erlangt, welche ihm die Kolonie bieten konnte, aber was er früher aus Noth gethan, trieb er als reicher Mann vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus Vorliebe immer noch fort. Daß die Sache nicht eher ruchbar wurde, beweist für die Zahl seiner Helfer und Mitschuldigen. Natürlich wurde er verurtheilt, aber wie das in den Kolonien immer ist, ellenlange, mit Tausenden von Unterschriften versehene Petitionen liefen zu seinen Gunsten ein. Auch australische Gefängnisse thun sich vergoldeten Schlüsseln auf. Er saß bald wieder auf seiner Station inmitten seiner Schafe und Rinder und gab den Nachbarn aufzupassen.

Als ich am Wilson in der Nordwestecke von Queensland lebte, wurde eine ganze Herde Rinder auf die verwegenste Weise entführt. Das Unternehmen mußte lange vorher geplant worden sein. Eines Tages rapportirten die Rinderhirten, daß trotz allen Reitens und Suchens eine Anzahl von gegen 300 Stück Rindern nicht zu finden sei. Wir Nachbarn halfen alle gern und eine ganze Schar erfahrener Reiter durchsuchte die Gegend nach den Spuren der Ausreißer, aber Spuren waren absolut nicht zu sehen. Die Herde war fort. Auf Hunderte von Meilen nach der Gegend zu, woher die Thiere urfprünglich kamen, war nichts von ihnen gesehen oder gehört worden. Mehrere Wochen darauf sagten uns die Marktberichte der Zeitungen, daß der größte Theil der Herde in Adelaide, circa 1400 Meilen von uns, zu guten Preisen an die Schlächter verkauft worden sei. Die Diebe hatten den Wechsel der Witterung benutzt, die Spuren der Thiere waren durch den schweren Regen ausgewaschen worden, auf den ersten Tagemärschen durchschnitten sie eine völlig wüste, nur für den Augenblick passirbare Gegend, und als sie später auf die belebte Straße kamen, waren sie sicher. Man suchte die Rinder gerade in der entgegengesetzten Richtung. Die Diebe machten sich mit dem erlösten Gelde davon und niemand hatte je von ihnen gehört.

Daß Pferde sehr oft verschwinden und vielleicht erst nach Jahren wieder auftauchen, vielleicht auch niemals wieder gesehen werden, kann man wohl denken. Aber diese Unsicherheit beschränkt sich doch nur auf die weiten unangesiedelten Striche. Und das Gewerbe ist am Ende doch wenig einträglich. Schließlich erfaßt die Gerechtigkeit doch den Schuldigen; in Australien ist das nicht so schwer. Leider laufen die Begegnungen von Polizei und Buschränbern selten ohne Blutvergießen ab. Es sind dies noch die Nachwehen jener wilden, gesetzlosen Zeit, welche die unruhigen Geister aller Länder nach Australien rief. Das abenteuerliche Leben des Buschmannes selber ist auch nicht wenig angelegt, Geschmack daran zu erwecken. Aber mit der verbesserten Organisation der Behörden nimmt die Sicherheit auch in den entlegensten Distrikten zu und die Verbrechen werder seltener.

Ganz vortreffliche Dienste bei der Auffpürung und Verfolgung von Verbrechern leisten die schwarzen Polizisten, welche man in Victoria, Neu-Süd-Wales und Queensland der weißen berittenen Polizeimacht in den Weidedistrikten zugesellt hat. Sie verfolgen eine Spur mit der Schärfe eines Spürhundes, und wenn sie auf die richtige Fährte gesetzt sind, entgeht ihnen die Beute fast nie. Eine Autorität über den weißen Mann ist diesen Schwarzen nicht gegeben. Das wäre bedenklich, denn sie zeigen eine etwas übergroße Vorliebe, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, namentlich von ihren Reiterpistolen. Und wären sie allein mit den Verfolgungen von Verbrechern beauftragt, so würden sie wohl selten mit Gefangenen zurückkommen. Schickt man sie einmal hinter einem schwarzen Uebelthäter hinterher, so kommen sie gewiß allein zurück, aber eine Hand des Todten, sein Eingeweidefett oder dergleichen sind stumme Zeugen von der Art, wie sie sich ihres Auftrages entledigten. Aber auch gegen die weißen Buschklepper sind sie eine vortreffliche Hülfe gewesen; kein Schlupfwinkel war so versteckt, den sie nicht aufzufinden vermochten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von A. Waltenberger's Specialführern durch die deutschen und österreichischen Alpen ist unlängst der 3. Theil, das bayerische Hochland und Salzburg nebst den angrenzenden Gebieten von Tirol umfassend (Augsburg, Lampart u. Comp. 5 M., für Alpenvereinsmitglieder 4 M.), erschienen. Der Verfasser ist als einer der besten Kenner der Alpen, auch in wissenschaftlicher Hinsicht, wohl bekannt; seine Gabe wird deshalb in allen betheiligten Kreisen mit hohem Interesse begrüßt werden. An Fülle und Ausführlichkeit des Beschriebenen übertrifft sein Werk alle ähnlichen Bücher, und für jeden ist gesorgt, von dem kürzesten Spazierweg bis zu der schwierigsten Bergbesteigung ist alles aufgenommen. Besonders sei hier auch auf die allgemeinen Abschnitte über Natur und Bevölkerung hingewiesen, welche das ganze Buch sowohl wie die einzelnen Abtheilungen einleiten. Beigegeben ist eine klare Uebersichtskarte in 1:300 000, welche für den gewöhnlichen Touristen vollständig ausreichen dürfte.

— Von den „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell, Füßli u. Comp. s. „Globus" XXXIV, S. 349 und XXXVI, S. 109) ist ein neues Heft (Nro. 11) erschienen, welches Baden in der Schweiz behandelt und seinen Vorgängern in Bezug auf Text und Abbildungen nichts nachgiebt. Es sind das die am geschicktesten abgefaßten und best ausgestatteten Bücher, welche wir in der Art der Specialführer kennen; sie könnten allen Anforderungen genügen, wenn die beigegebenen Karten einen größern Maßstab hätten und technisch sorgfältiger ausgeführt würden. Demnächst sollen erscheinen: Rom (wir sind gespannt, wie diese Aufgabe gelöst werden wird), Ragaz, Nyon am Genfersee, Luzern und Konstanz.

— Wie den „Daily News" aus Neapel geschrieben wird, wird das Aetna-Observatorium bald eine vollendete Thatsache sein. Die italienische Regierung trägt die Hälfte der Kosten, die Provinz Catania ein Viertel, das letzte Viertel die Gemeinde Catania. Das für vulkanologische Studien bestimmte Observatorium wurde am Fuße des Centralkegels an der Stelle des wohlbekannten Zufluchtshauses Casa degli Inglesi errichtet und steht mit mehreren kleineren Stationen an den Abhängen des Berges in Verbindung. Auch in Catania selbst soll eine solche errichtet und mit dem Hauptobservatorium telegraphisch verbunden werden. Außer den seismischen Beobachtungen werden dort aber auch meteorologische und astronomische ausgeführt werden, für welche sich die circa 3000 m hohe Lage, die unbeschränkte Aussicht und die besonders klare Luft vorzüglich eignen, und so wird das Centralobservatorium in drei Abtheilungen zerfallen, welche in Verbindung mit der Universität in Catania und unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts stehen.

— Wie der „A. Z." aus Belgrad geschrieben wird, machte die k. k. Geologische Reichsanstalt in Wien im August der serbischen Regierung den Antrag, das Programm für die Untersuchung Serbiens in geologischer Hinsicht unter der Leitung österreichisch-ungarischer Geologen auszuarbeiten und auszuführen. Dieser Antrag wurde dankend abgelehnt, weil die serbische Regierung in Würdigung der großen wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit einer geologischen Kenntniß des Landes in dieser Hinsicht schon die Initiative ergriffen hatte, um für Serbien ein eigenes geologisches Institut zu errichten. Seiner Zeit wird die serbische Regierung, falls es nöthig sein wird, sich bei den einzelnen Gelehrten der Wiener geologischen Anstalt Raths erholen.

Asien.

— Der Deutsche Palästina-Verein beabsichtigt, nachdem durch einen namhaften Beitrag des preußischen Kultusministeriums sein Expeditionsfond wesentlich gewachsen ist, demnächst mit Ausgrabungen in Palästina den Anfang zu machen, wozu der Plan jetzt ausgearbeitet wird. Ferner hat der geschäftsführende Ausschuß zahlreiche Aufforderungen an die in Palästina wohnhaften Mitglieder und Landsleute ergehen lassen, über die Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Sprache, Anschauungen u. s. w. der Fellachen Berichte an die Redaktion der Zeitschrift einzusenden, damit auf Grund möglichst zahlreicher, mit den genauesten Nachweisungen über Ort und Zeit der Beobachtung versehener Angaben ein sicheres Urtheil über die Herkunft und die Eigenthümlichkeit derselben, beziehentlich über einen Zusammenhang mit früheren Bewohnern und Sitten des Landes, herbeigeführt werde. Der Verein hat, um solche Mitarbeit von Landesbewohnern an der Erforschung Palästinas zu befördern und zu organisiren, sogar die Errichtung von Centralstellen, von wissenschaftlichen Stationen, und zwar in erster Linie einer historisch-archäologischen, dann einer naturwissenschaftlichen ins Auge gefaßt und hofft, solche trotz der bedeutenden Kosten mit der Zeit ins Leben rufen zu können.

— Ueber Jadrintzew's Expedition in den Altaï melden die „Tomsk. Wjed.": Die Expedition hat die Ueberzeugung gewonnen, daß diejenigen Eingeborenen an der Bija, welche Helmersen Teleuten nennt und bis jetzt dem finnischen Stamme zuzählt, nichts anderes sind als die Kumandinzen, welche bis jetzt an denselben Orten wohnen, dasselbe Kostüm tragen und denselben Typus haben, wie Helmersen sie, aber als von den Teleuten verschieden, beschreibt. Jetzt beschäftigen sich die Kumandinzen mit Ackerbau und vermischen sich mit den Russen. Ob diese Eingeborenen finnischen Stammes sind, darüber kann erst genaueres Studium entscheiden. Die anthropometrischen Arbeiten der Expedition, um durch Messungen die Volkstypen zu bestimmen, gehen günstig von Statten. Herr Jadrintzew, Mitglied der westsibirischen Sektion der Geographischen Gesellschaft, ist von einem Photographen begleitet, der die Typen aufnimmt. Am 25. Juni (7. Juli) entdeckte die Expedition auf ihren Exkursionen im Nomadengebiet eine Tropfsteinhöhle, die den Bauern schon seit zwei Jahren bekannt, von Reisenden aber bis jetzt noch nicht besucht worden ist. Bei der Untersuchung fand die Expedition im Innern Reste von einem Meiler und von Bäumen, ferner Knochen von Thieren und das Skelet eines Menschen, aber ohne Schädel. Die Höhle liegt am Flusse Tertanal, welcher in den Naïm fällt. Die Besichtigung noch anderer Höhlen am folgenden Tage ergab, daß diese nicht bewohnt waren, aber die erstgefundene Höhle mit den Knochen- und Baumresten ist eine in wissenschaftlicher Beziehung höchst beachtenswerthe Erscheinung.

— Zur Organisation der Civilverwaltung in dem 1876 in Rußland einverleibten Ferghana ist in diesem Sommer für das ganze Gebiet (Oblast) ein Organisationsrath und unter diesem vier Kreis-Organisations-Kommissionen eingesetzt für die Kreise Margelan, Kokan, Andidschan und Namangan; der Kreis Isfarin ist mit seiner Osthälfte dem Rayon der Kommission für

Margelan, die Westhälfte derjenigen für Kokan, der Kreis Osch dem Rayon von Andidshan und der Kreis Tschust demjenigen von Namangan zugetheilt worden. Die Centralbehörde zählt außer dem Vorsitzenden 4 Mitglieder, die Kommission für Margelan und Kokan je 5, für Andidshan und Namangan je 4 Organisations-Kommissare; zu jeder der 4 Kommissionen gehört außerdem ein Chef des Vermessungswesens, unter dem 15 resp. 12 Feldmesser stehen. Nach dem Etat gehören die Mitglieder des Organisationsrathes der V. Rangklasse (Staatsrath) an und beziehen 4500 Rubel Gehalt, die Kommissare und die Chefs der Vermessungen der VI. Rangklasse (Kollegienrath, Oberst 2c.) und erhalten 2000 Rubel, die Feldmesser der IX. Klasse (Titularrath, Hauptmann) 1000 Rubel. Der Jahresetat ist für den Oblast-Rath auf 28 525 Rubel, für die zwei ersten Kreise auf je 56 795 Rubel, für die beiden anderen auf je 46 666 Rubel, im Ganzen für die Organisationsbehörden des Gebietes auf 235 447 Rubel festgesetzt.

— In Vorderindien werden jetzt die Vorarbeiten für die Volkszählung des nächsten Februar, bei welcher zum ersten Male die Bevölkerung von ganz Britisch-Indien und der Vasallenstaaten gleichzeitig gezählt werden soll, eifrig betrieben. Es wird das ein schwieriges Werk sein, nicht nur wegen des weiten Ländergebietes, über welches es sich erstreckt, sondern noch mehr wegen der Unwissenheit und der Vorurtheile des Volkes. Nach längeren Berathungen ist beschlossen worden, folgende Rubriken ausfüllen zu lassen: Name, Stand, Geschlecht, Alter, Religion, Muttersprache, Geburtsort, Beschäftigung, Erziehung, Gebrechen, wie Blindheit, Taubheit, Stummheit, Wahnsinn und Aussatz. Hindus sollen gehalten werden, auch ihre betreffende Kaste anzugeben.

— Die Regierung von Bengalen hat kürzlich (August 1880) einen Bericht über die von wilden Thieren getödteten Menschen vor und nach dem Waffengesetze von 1878 herausgegeben. In den drei letzten Jahren vor 1878 beliefen sich die Todesfälle im Durchschnitte jährlich auf 1601, im Jahre 1878 auf 1374 und 1879 nur auf 1264. Von 1875 bis 1877 wurden durchschnittlich jährlich 3924 wilde Thiere getödtet, 1878 schon 4690, 1879 aber 5543. Zu bemerken ist dabei, daß die Ziffer des von wilden Thieren getödteten Viehs stätig wächst.

— Der auf Jesso gestrandete Dampfer „Nordenskjöld" ist Ende Mai glücklich flott geworden und am 24. Juni in Jokohama eingetroffen, um dort gedockt und ausgebessert zu werden. Möglicherweise wird also Kapitän Johansen noch im laufenden Jahre auf ihm seine Reise nach der Lena antreten. Sibiriakow, der Besitzer des Schiffes, ist bereits im August dieses Jahres auf dem Dampfer „Oskar Dickson" nach dem Jenisei aufgebrochen.

Afrika.

— Der Times-Korrespondent in Kairo giebt folgende officiellen Ziffern über den Handelsverkehr Aegyptens mit dem Auslande: mit Großbritannien 11 219 682 Pf. St., Frankreich 2 327 443, Italien 1 370 770, Oesterreich 1 145 712, Rußland 962 899, Türkei 703 984, Griechenland 138 863, Amerika 120 067, mit anderen Ländern 451 788 Pf. St. Zwei Drittel des gesammten auswärtigen Handels finden also mit England statt — wobei nicht einmal der Transitverkehr zwischen England einerseits, Indien und den Kolonien andererseits in Anschlag gebracht ist — und dennoch ist Englisch in Aegypten nicht als officielle Sprache anerkannt, sondern nur Arabisch, Französisch und Italienisch, worüber sich jener Korrespondent bitter beklagt. Er hofft, daß beim Zusammentritt der Kommission, welche die Bestimmungen wegen Erneuerung der gemischten Gerichtshöfe revidiren soll, die englischen Vertreter auf Beseitigung dieses Mißverhältnisses dringen werden.

— In der Generalversammlung und Ausschußsitzung der Afrikanischen Gesellschaft vom 7. August wurde vom Vorstand mitgetheilt, daß das Reichskanzleramt von den 75 000 M., die der Reichstag zu afrikanischen Zwecken bewilligt hat, 32 000 M. für die Sendung von G. Rohlfs nach Abessinien verwenden und 5000 M. als Reserve zurückbehalten wolle. Ueber die 38 000 M., die sonach für die Afrikanische Gesellschaft übrig bleiben, wurde in der Weise verfügt, daß 16 000 M. für die in Zanzibar befindliche afrikanische Expedition unter v. Schoeler und 25 000 M. für die neue Reise Dr. Pogge's nach der Residenz des Muata Jamwo in Südafrika bestimmt wurden, wobei 3000 M. aus der Gesellschaftskasse beizuschießen sind. Dr. Pogge wird von Lieutenant Wißmann begleitet und hat die Aufgabe, eine sogenannte Station beim Muata Jamwo einzurichten zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen und Unterstützung künftiger Reisender. Die Versammlung genehmigte auch nachträglich die vom Vorstand erfolgte Bewilligung von 5000 M. an R. E. Flegel, der eine neue Reise nach dem Benuë angetreten hat und von diesem Flusse aus die für das hydrographische Netz Innerafrikas so vorzugsweise wichtigen Wasserscheidegebiete zwischen Niger, Schari, Ogowe und Congo bereisen zu können hofft.

(Behm's Geogr. Monatsbericht in Petermann's Mittheilungen.)

— Zu Beginn des laufenden Jahres nahm Oberst Brière de l'Isle, der Gouverneur der französischen Senegal-Kolonie, Faidherbe's großartigen Plan wieder auf, zwischen der Kolonie und dem Niger befestige Posten zu errichten, damit in deren Schutz Straßen gebaut werden und Karawanen sicher verkehren könnten. Mit Bewilligung der Regierung wurde eine Expedition, bestehend aus Hauptmann Gallieni, Lieutenants Pietri und Vallière und Dr. Tautain, organisirt und verließ am 30. Januar St. Louis. Dr. Bayol sollte bis Bamako am Niger mitgehen und dort als Vertreter der französischen Regierung zurückbleiben. Am 27. Februar trafen sie in Bakel ein, vollendeten dort ihre Ausrüstung und gingen am 9. März zu Lande nach Medina weiter. Sie zählten nun 5 Offiziere, 7 schwarze Spahis, 21 eingeborene Schützen, 2 Dolmetscher und etwa 70 Esel- und Maulthiertreiber und hatten 20 Pferde, 12 Maulthiere und 200 Esel für ihren persönlichen Gebrauch und ihr Gepäck bei sich. Glücklich erreichte man Bafulabe, den vorgeschobensten französischen Posten, überschritt am 1. April den Fluß Bafing, durchzog die Landschaften Makadugu, Belea, Farenbula und Fuladugu und langte am 20. April in Kita an und circa 3 Wochen später im Lande Beledugu (nordöstlich von der Stadt Jamina am Niger). Dort war der Empfang ein mißtrauischer und als die Expedition am 11. Mai Mittags in Did, 45 km vom Niger, gerade ihr Lager abbrach, wurde sie von 2700 Bambaras angegriffen. Nach entschlossenem Widerstande, bei welchem 15 Mann getödtet, 16 verwundet und 7 vermißt wurden, schlug Gallieni mit seiner Begleitung den Weg nach dem Niger und weiter nach Segu-Sikoro auf dem rechten Ufer des Niger ein, während Dr. Bayol mit 6 Leuten und fast ohne Hülfsmittel durch übel gesinnte Gebiete nach Bakel und S. Louis zurückkehrte, wo er am 3. Juli wieder eintraf. Die Ausrüstung der Expedition soll zum Theil verloren gegangen sein. Nach neueren Nachrichten (aus Medina vom 29. Juli) ist dieselbe glücklich in Segu angelangt und vom Könige Amadhu freundlich aufgenommen worden. Derselbe hat ihr für sein Gebiet allen nur möglichen Schutz zugesagt.

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Einiges über die Turkmenen. II. (Schluß.) Prof. Dr. Georg Gerland: Merkwürdige Vogesenberge. I. Der Donon. (Zweite Hälfte.) — Dr. Carl Emil Jung: Australische Typen und Skizzen. X. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 14. September 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 16.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

IX.

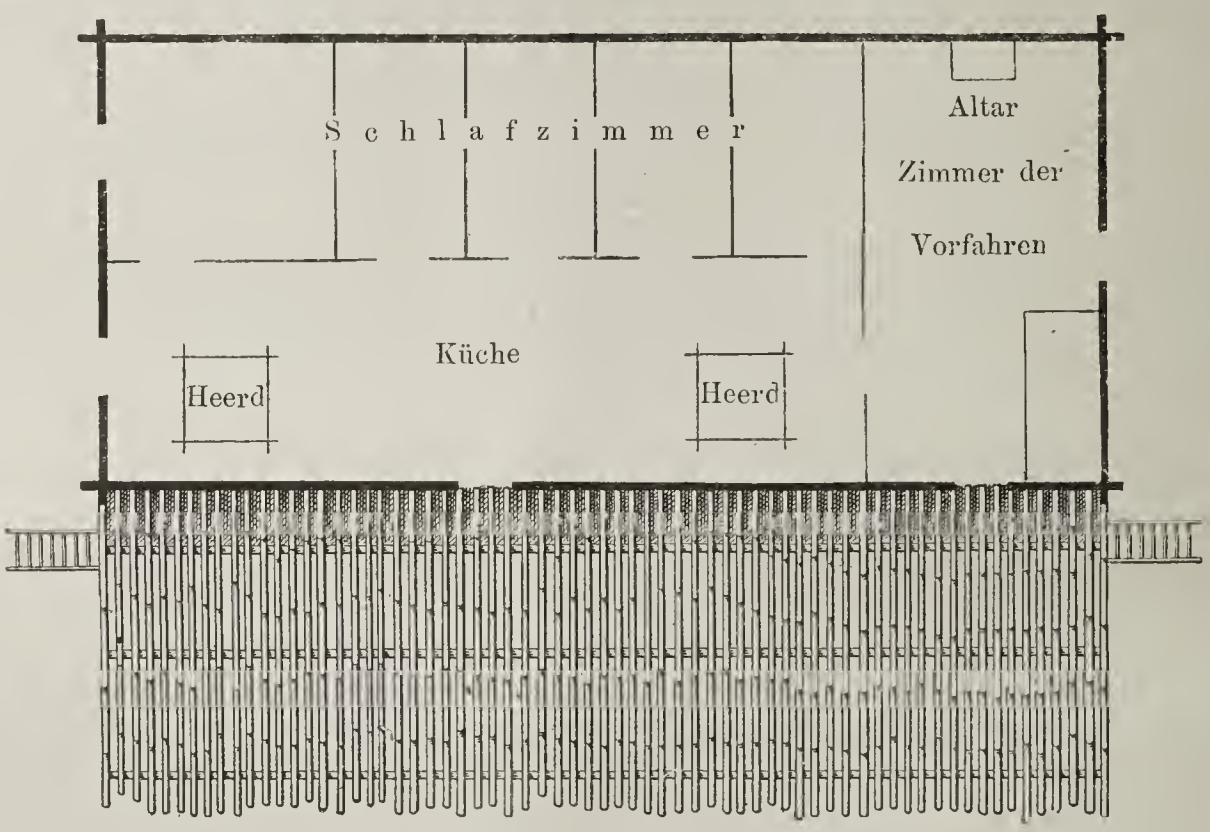
Weiter ging es durch Wald nach einem Dörfchen der Duôns, das auf einem kleinen Sandsteinhügel gelegen und von abstoßender Schmutzigkeit war. Der Boden war mit tiefem, stinkendem Kothe bedeckt, in welchem thierische Kadaver und sonstige Abfälle lagen. Der Häuptling dieses Kon-Chen genannten Weilers warf sich, ehe er Harmand sein Haus betreten ließ, mit gefalteten Händen vor einem kleinen, aus Bambus und Lianen hergestellten Altare, welcher ein Körbchen aus spanischem Rohr mit der Asche seiner Eltern trug, zu Boden und sprach ein Gebet, welches ein anderer Khâ ihm Wort für Wort vorsprach, und dessen Zweck darin bestand, die in dergleichen Dingen sehr verletzbaren Geister der Abgeschiedenen zu beschwichtigen und sie wegen des freilich erzwungenen Eintritts eines Fremden in das Haus um Verzeihung zu bitten. Auf dem Altare lagen außerdem allerhand Amulete, Strähnen von Baumwolle, lange dünne gekräuselte Bambuspäne und andere Dinge, die der Reisende nicht weiter zu bezeichnen vermag.

Am folgenden Tage (9. Juli) passirte man ein unfruchtbares Gebiet, wo überall der Sandstein in großen Platten zu Tage trat. Nur in den Spalten des Gesteines kamen verkrüppelte Bäume fort. Das Frühstück nahm der Reisende in der Hütte eines Duôn-Häuptlings ein. Dieselbe unterschied sich äußerlich wenig von den Wohnungen der Laos; die innere Eintheilung indessen ist, wie der Plan auf der ersten Seite dieser Nummer zeigt, eine völlig verschiedene. Dann erreichte man den Fluß Se-Tamnok, welcher der Weiterreise ein ernstliches Hinderniß darbot: es war ein tiefer Gießbach mit steilen Ufern und von hohem Walde eingefaßt, und zudem behaupten die anwohnenden Wilden, daß sie weder Boote besäßen noch solche zu bauen verständen. Um seinen Trägern, deren Disciplin durch Ermüdung und Krankheiten gelitten hatte, zu zeigen, daß er vor solchem Hindernisse nicht zurückschrecke, ließ er sie alle feste Hütten errichten, und begab sich auf die Jagd, zugleich um längs des Flusses vielleicht eine bequemere Uebergangsstelle ausfindig zu machen. Der morastige, dunkle, von dichtem Nebel erfüllte Wald aber wimmelte dermaßen von Blutigeln, daß Harmand's Hosen sich bald von seinem Blute rötheten und diese Plage seinen Begleitern bald Ausrufe des Schmerzes entlockte. Und als er in das Lager zurückkam, begehrten die Suës heimzukehren, da der Strom doch unpassirbar sei, und sie keinen Reis mehr hätten; sie hatten nämlich als richtige Wilde ihre für mehr als zehn Tage bestimmte Ration binnen vier Tagen hinuntergeschlungen. Sofort ließ Harmand allen noch übrigen Reis, die Messer, Schurze und Tabakbündel der Träger in seine Hütte bringen und bewachte dieselben dort die ganze Nacht, um einer allgemeinen Desertion vorzubeugen, was seine Lage zu einer sehr kritischen gemacht hätte. Auch die Blutigel saugten diese Nacht mit wahrer Wuth und dazu regnete es wie bei der Sintfluth.

Am nächsten Morgen indessen lockten die Axtschläge der zur Arbeit gezwungenen Träger zwei Duôns mit elenden kleinen Booten herbei, die ihre Dienste anboten. Ohne sich lange zu

besinnen, ließ Harmand sofort Träger und Gepäck einen nach dem andern allmälig übersetzen, schickte die Elephanten, welche sich hartnäckig weigerten, den Fluß zu passiren, zurück, ließ sich als letzten hinüberfahren und setzte sich an die Spitze der Kolonne. Aber welch ein Weg! Unausgesetzt mußten sie durch einen zähen, rothen Koth, der mit 1 bis 2 Fuß Wasser bedeckt war, marschiren und mußten noch von Glück sagen, daß keine Blutigel sich zeigten. Nach 3 Stunden war ein anderer Fluß, der Se-Tuon, zu überschreiten, weder tief noch breit, aber so reißend, daß die Träger, um die Strömung zu überwinden, zu einem eigenthümlichen Manöver ihre Zuflucht nehmen mußten. Zwei von ihnen legen sich eine Kiste im Gleichgewichte auf die Schultern, dann treten 8 bis 10 andere an sie heran, umschlingen sich gegenseitig mit den Armen, so daß sie eine einzige Masse bilden, laufen nun wie toll den steilen Uferrand hinab und gelangen vermöge ihrer Wucht glücklich durch die Strömung hinüber.

Bald darauf war Meuong-Phin erreicht, wo sich Harmand in einer sehr bequemen sala für einige Tage einquartierte und mit großer, freudiger Ueberraschung sich durch einen großen Mann begrüßt sah, dessen Turban aus schwarzem Krepp und dessen langes, seitwärts auf der Brust zugeknöpftes Gewand mit weiten Aermeln den Annamiten verrieth. Seine Freude wuchs, als er erfuhr, daß der Mandarin vom Hofe von Hüë regelrecht eingesetzt sei, d. h. daß er Laos bereits verlassen habe, sich in Annam befinde, und daß seine Reise sich ihrem Ende nähere. Ohne es zu ahnen und ohne von den Trägern darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, hatte er die so schwierig zu erreichende Grenze überschritten; dieselbe liegt zwischen einem kleinen Nebenflusse des Se-Tamunk und dem Se-Tuon. In seinem Entzücken überhäufte er den Gouverneur mit Geschenken, und dieser, der wiederholt die Reise nach Hüë unternommen hatte, machte dem Franzosen werthvolle Angaben über den Weg dorthin. Der Gouverneur führte noch den laotischen Titel Khio-



Plan einer Hütte der Khâs Dnôns.

Meuong; denn die Annamiten haben den Pu-Thays ihre der laotischen nachgeahmte politische Verfassung gelassen und sich zunächst mit einem geringen Tribute begnügt. Nach seinen Angaben mußte Harmand zunächst drei Tagereisen weit nach Tschepôn, dem Hauptorte einer andern Pu-Thay-Provinz am linken Ufer des Se-Bang-Hieng, gehen; von dort konnte er in zwei Tagen die wasserscheidende Kette erreichen, sie auf einem niedrigen Passe überschreiten und so direkt nach dem hüyen (Unter-Präfektur) Cam-Lô kommen. Letzteres aber sollte an einem Flusse liegen, auf welchem es nur zwei Tagereisen weit bis Hüë ist. So konnte er, wenn alles gut ging, in einer Woche sich am Ziele seiner Reise befinden!

Nach Meuong Phin kommen ziemlich häufig annamitische Händler mit bronzenen Töpfen, Eisenwaaren, Salz, eingesalzenen Fischen und jenem in Indochina so geschätzten Gewürz nüoc-mam (Fischwasser), wofür sie Ochsen, Büffel und Werg von chinesischer Brennessel eintauschen. Gewöhnlich warten sie die Zeit ab, wo das Anwachsen der Flüsse ihnen es möglich macht, zu Wasser zurückzukehren. Sehr viel seltener gehen die Pu-Thays nach Annam, wenn sie auch nicht so viel Mißtrauen und Furcht vor diesem Lande zur Schau trugen, wie die Laos. Vor dem Kriege waren die Annamiten in der That Herren des Landes und hatten in Tschepôn ein administratives Centrum, Na-Bôn genannt; an den Ufern des Se-Tuon hat Harmand sogar die Reste eines von ihnen angelegten Forts gesehen. Später hielten sie es für klüger, zwischen ihren und den siamesischen Besitzungen eine Uebergangszone zu lassen, in welcher sie nur einen geringen Tribut an Wachs, Elfenbein und barem Geld (circa 50 Franks) erheben. Der Khio-meuong hat zwar den laotischen Behörden keinen Zins zu entrichten, schickt aber doch von Zeit zu Zeit seinen Sohn nach Kemmerât und sendet dem dortigen Gouverneur seine Empfehlungen und einen Bronzetopf, um gute Beziehungen zu demselben zu erhalten.

Aus dem oben Mitgetheilten ist ersichtlich, wie wenig Werth geographische und politische Erkundigungen haben, welche man auf einer solchen Reise aus der Entfernung einzieht. Niemals hat jemand den Dr. Harmand von diesem Vasallenstaate der Pu-Thay erzählt, welcher doch im Stromgebiete des Me-không selbst liegt, und er hätte Monate lang

nur wenige Kilometer von ihrem Gebiete entfernt herumziehen können, ohne das Geringste von ihrer Existenz zu erfahren. Und dabei sind diese Dinge hinsichtlich der zukünftigen französischen Kolonisation in Hinterindien von größter Wichtigkeit. Denn der Tag ist nicht mehr fern, an welchem ganz Annam eine französische Kolonie wird, und alsdann kann dieses Gebiet der Pu-Thay gewissermaßen als Eingangsthor für Handel und Civilisation in das sonst unausbleiblicher Vernichtung entgegengehende Me-không-Thal dienen. Es giebt im Ganzen drei Pu-Thay-Provinzen: Phin, Tschepôn weiter aufwärts am linken Ufer des Se-Bang-Hieng und Wâng am rechten Ufer. Den Mandarinen derselben sind wiederum mehrere wilde Stämme unterthan.

Es sind noch keine zwei Jahrhunderte her, daß der Buddhismus und die Leichenverbrennung bei den Pu-Thay eingeführt ist. Ueber ihren Ursprung und ihre Geschichte haben sie nur sehr unbestimmte Ueberlieferungen. Danach sind sie von Norden gekommen, von Nam-Noi, was nicht viel sagen will; denn der Name bedeutet „Kleiner Fluß“ und kommt im Lande der Laos sehr häufig vor. Nach ihrer Angabe hätten sie einst alles Land am linken Ufer des Flusses von 19° nördl. Br. an bis hinab zum Thale des Se-Bang-Hieng, dasselbe einbegriffen, besessen; ob aber unter einem einzigen Herrscher, oder in lauter getrennten Provinzen, wie heute, vermochten sie nicht anzugeben. Ihre Schrift ist die laotische, ihre Sprache wahrscheinlich nur

Betende Khâs Duôns.

ein siamesischer Dialekt. Ihr Typus ist sehr unbestimmt; in Folge zahlreicher Mischungen mit verschiedenen Khâ-Stämmen ähneln sie diesen, deren Physiognomie doch selbst so wechselnd ist, in hohem Grade.

Am 13. Juli brach Harmand in nahezu nördlicher Richtung auf und zog am Abhange des Berges Phu-khonkan hin, unter strömendem Regen und über wenigstens ein halbes Hundert Bäche von 3 bis 4 Fuß Tiefe. Mit Mühe fanden die Führer am Abend ein Khâ-Dorf zum Uebernachten auf, so geschickt waren die dorthin führenden Wege verborgen und labyrinthartig durch einander geführt. Man fand auch nicht ein einzelnes Dorf, sondern mehrere kleine Weiler, alle verpalissadirt und zur größern Sicherheit noch von einer gemeinsamen Umwallung aus dicken Pfählen umgeben. Mit Gewalt mußte man sich den Eingang in diese überaus schmutzige Ansiedelung erzwingen, fand aber drinnen eine ziemlich reinliche, wenn auch nicht ganz vollendete Hütte, welche eine Art Gemeindehaus zu sein schien, zum Obdach. Die Lage des Dorfes am Ufer eines großen Baches (Küy), mit seinen rauchenden Dächern und scharfen Palissadenspitzen, die aus einem wahren Chaos von Gebüschen und Schlingpflanzen hervorsahen und von prächtigen Bäumen überragt waren, im Hintergrunde die bläulichen Umrisse einiger Gebirge, war wundervoll. Seine Einwohner aber wußten nur zu sagen, daß sie Khâs seien; von irgend welcher Stammeszugehörigkeit war, wie gewöhnlich, keine Rede.

Am folgenden Tage führte der beschwerliche Weg durch tiefe Sümpfe und über zerrissene, steinige Ebenen; bis zur Mitte des Körpers watete man im Wasser und verwickelte sich alle Augenblicke in hohes Kraut mit schneidenden Blättern, die ihre

Beute sobald nicht losließen. Mit Freuden erblickte Harmand endlich zwischen den Bambus die rothe Fluth des Se-Bang-Hieng, seines alten Bekannten, wo auf Befehl des Gouverneurs von Phin acht Pirogen bereit standen, um ihn und sein Gepäck überzusetzen. Der Fluß hat hier noch eine bedeutende Mächtigkeit und eine Breite von wenigstens 160 m. Nachdem Harmand etwa 1 km weit auf ihm hinabgefahren war, befand er sich vor der Mündung eines ansehnlichen Zuflusses, des Se-Tschepôn, der unter einem rechten Winkel sich von links (Osten) her in den Hauptstrom ergießt. Bananenpflanzungen und Gärten in Menge bedecken sein Ufer; überall steigen hohe Berge an, einer hinter dem andern, je nach ihrer Entfernung verschieden gefärbt; südlich vom Flusse steigt fast unmittelbar an denselben und nahezu senkrecht eine mit der schönsten Vegetation bedeckte Bergkette auf, an welcher hier und da mächtige horizontale Schichten eines grauen Sandsteins zu Tage treten, über welche schneeweiße Wasserfälle, von den starken Regengüssen der letzten Tage genährt, herabrauschen. Aber nicht durch landschaftliche Schönheit allein zeichnet sich diese Gegend aus; auch für einen naturwissenschaftlichen Sammler bietet sie des Neuen und Interessanten viel, namentlich in der Zeit vom März bis Juni; später hätte ein Europäer gewiß von der übermäßigen Feuchtigkeit viel zu leiden.

Das Dorf Tschepôn, welches den Titel meuong führt, besteht aus 30 bis 40 zerstreuten Hütten, hat aber einst bessere Tage gesehen. Eine Sala besitzt es nicht; wozu auch, da niemand dort hinkommt? So machte es sich der Reisende denn in der Pagode zu Füßen eines 6 m hohen roth und golden angestrichenen Buddha bequem. Der Gouverneur, dessen Frauen und Töchter durch kleine Geschenke bestochen wurden, stellte sofort eine beliebige Anzahl Träger bis Dinh, dem ersten Posten der Annamiten, zur Verfügung. Hier nämlich befand sich Harmand weder in Annam noch in Laos, sondern in einem Uebergangslande. Man trägt hier noch den laotischen Schurz, daneben aber den annamitischen

Pirogen der Pu-Thays.

Turban; manche schlingen ihre Haare in einen Knoten, andere haben dieselbe Haartracht, wie im Thale des Me-không. Auch das Vorkommen und die Form von Kinn- und Schnurrbärten verräth die Existenz annamitischen Blutes. Seit Phin tragen beide Geschlechter eine kleine Tunika mit vielen kupfernen Knöpfen. Vom Lande der Laos spricht man hier, wie früher von Annam: niemals geht jemand dort hin und nie kommt jemand von dort her. Die Pirogen der Pu-Thays sind von laotischer Form, d. h. lang und schmal und an beiden Enden mit einem meißelförmigen Vorsprunge versehen, sind aber hinten mit einer Anzahl Ruder, die man aufrechtstehend handhabt, ausgestattet, während die Ruderer vorn sitzen. Der Mandarin von Tschepôn zahlt jährlich eine Abgabe von 227 Quan; eine Quan besteht aus 600 Zinkstückchen, die an einem Strohbande aufgereiht sind und einen Werth von noch nicht einen Frank haben. Hier, wie überall, hat der letzte Krieg zwischen Assam und Siam ein schreckliches Andenken hinterlassen; in Masse wurde damals die Bevölkerung theils nach anderen siamesischen Provinzen, theils nach Bang-kôk selbst abgeführt. Da letzteres eine Reise von 4 bis 5 Monaten vorstellt, so kann man ermessen, wie viele von den Unglücklichen unterwegs ihr Grab gefunden haben.

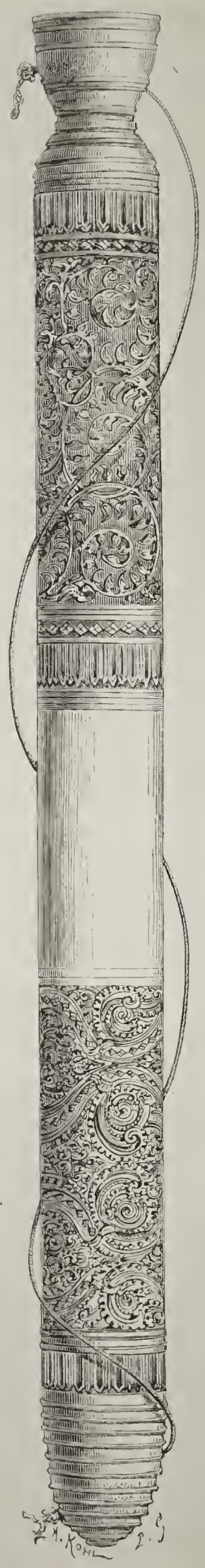
Am Morgen des 17. Juli schiffte sich Harmand auf dem Se-Tschepôn ein, zum letzten Male auf einem Zuflusse des Me-không. Derselbe bietet eine Reihe von Landschaften, immer die eine schöner und malerischer als die andere. Bald von rechts, bald von links tritt eine Bergnase vor und zwingt den von Osten kommenden Strom zu zahlreichen Biegungen, Schlingen und Schnellen, von denen keine einzige gefährlich, aber alle sehr mühsam zu überwinden sind. Ab und zu ist der Wald an seinen Ufern von den Pu-Thays und Khâs niedergeschlagen, um Raum für Dörfer und Felder zu gewinnen. Mitunter war es nöthig, durch das wirre Gestrüpp mit dem Messer einen Weg für die Pirogen zu bahnen und, sich an die Zweige und Wurzeln anklammernd, sie über die Stromschnellen hinwegzuziehen. Dabei kam es einmal vor, daß eine ganze Familie von Schlangen ins Boot fiel, vor denen die Ruderer sofort ins Wasser sprangen, obwohl sie sich als ungiftig herausstellten; aber diese Stämme halten alle Schlangen für gefährlich. Unterwegs begegnete man vielen Wilden, die

Fluß unter Bäumen.

anthropologisch gesprochen schon zu den Annamiten gehörten; sie zeichneten sich als höchst charakteristische, energische Köpfe aus, wie sie sonst in Hinterindien nicht vorkommen, mögen aber ihre Nachbarn an Muth nicht übertreffen. Wenn möglich, ergriffen sie beim Anblick des Reisenden die Flucht; sonst gingen sie bei ihm vorbei, ohne ihn anzusehen, ja ohne ihn scheinbar zu bemerken, obwohl sie ihre Erregung dabei nicht verbergen konnten.

Am Abend des nächsten Tages erblickte Harmand zwei Pirogen, die ihn beobachteten und dann sofort verschwanden, vernahm bald darauf den ihm so wohl bekannten Ton des Tamtam, das in stets schnelleren Rhythmen geschlagen wurde, und traf schließlich auf einige Soldaten, die ihn kalt empfingen und auf seine Anrede nichts antworteten. Allein er bemerkte auch keine Spuren von Feindseligkeiten; und das war ihm zunächst schon genug. Denn jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen, wo er seinem Ziele so nahe war und es von der Haltung der annamitischen Beamten abhing, ob er dasselbe bald erreichen oder ohne Mittel und Vorräthe in die laotische Wildniß zurückgestoßen werden würde. Der Befehlshaber des Postens, ein doi, war abwesend, wohl um bei dem nächsten höhern Mandarinen Instruktionen zu holen; sein Stellvertreter aber versprach dem Reisenden Träger bis Cam-Lô, aber nicht vor drei Tagen — er wollte offenbar erst die Rückkehr seines Vorgesetzten abwarten. Harmand gab sich damit zufrieden und vertrieb sich die Zeit mit der Jagd.

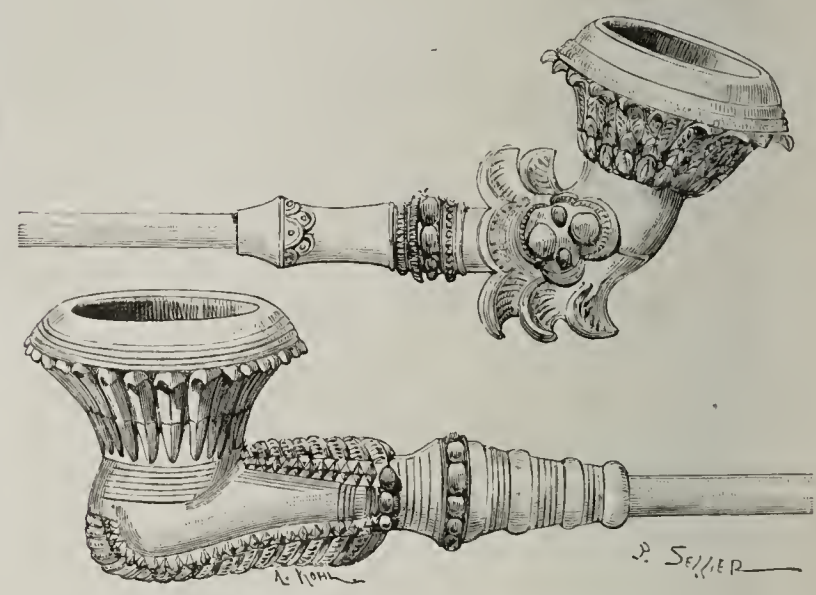
Das Fort ist nur eine Verpalissadirung, ohne Graben, Mauern und Kanonen; viel interessanter ist das dabei liegende Dorf. Es ist ein Verbannungsort für die Wittwen und Waisen der hingerichteten politischen Verbrecher Tongkings. Verbannte männlichen Geschlechts scheinen sich nur in geringer Anzahl dort zu befinden. Der Platz ist, für Annamiten wenigstens, sehr ungesund; sie halten sehr schwer auf bewaldetem Lehmboden aus, während sie sich in ihren kahlen Sümpfen und Reisfeldern sehr wohl fühlen. Deshalb gleicht die Verbannung nach Dinh einer langsamen unblutigen Hinrichtung;



Köcher der Stieng als Probe der Kunstfertigkeit der indochinesischen Wilden.

die Leute halten selten länger als 4 bis 5 Jahre aus. Dafür ist die Bewachung keine strenge und jeder kann nach seinem Geschmacke leben, sich auch mit Eingeborenen verheirathen. Entweichungen kommen nicht vor, weil man sich viel zu sehr vor den Laos und ihrer angeblichen Menschenfresserei fürchtet.

Das Fort dient zugleich als Zollstätte und zum Schutze gegen die wilden Ta-hoï der Umgebung, welche kurz vor Harmand's Ankunft eine Frau geraubt hatten. Diese gegenseitige Furcht, dieser Zustand der Rechtlosigkeit und des Hasses zwischen den verschiedenen Völkern ist nach dem Urtheile des Reisenden meist eine Folge der Sklaverei. All ihr Thun und Handeln wird nur von einem Gefühle, dem der Furcht, beeinflußt. Ihr Glaube an böse Dämonen, die dem Menschen nur schaden und nie wohlwollen, und welche man deshalb mit Opfern besänftigen muß; die Anlage gut versteckter und befestigter Wohnungen; die unendliche Zersplitterung der Bevölkerung in lauter kleine Gemeinden, welche das Bewußtsein einer Nationalität nicht aufkommen läßt, alles das hat seinen Grund lediglich in der steten Furcht, welche die guten Eigenschaften dieser Stämme nicht zur Entwickelung kommen, sie des Lebens nicht froh werden,



Pfeifen von indochinesischen Wilden.

weder Handel noch Ackerbau aufblühen läßt. Könnte man die Sklaverei unterdrücken und damit die gegenseitige Furcht, so würden die Laos mit den Stämmen der Wilden Handel treiben und die Annamiten sich über das ganze Gebirge in das Me-không-Gebiet wagen und dessen Naturprodukte an die Küsten des so nahen und jetzt noch so entfernten Chinesischen Meeres schaffen. Dabei ist die Unterdrückung der Sklaverei nicht schwer; man brauchte nur die beiden großen Märkte in Bang-kôk und Kambodja aufzuheben. Für letzteres Land ist das Ziel nahezu erreicht; in Bang-kôk aber müßte es europäischem Einflusse doch leicht gelingen, beim Könige das Verbot der Sklavenjagden im Innern und des Menschenverkaufes durchzusetzen. Binnen einem Jahrzehnt (?) schon könnte man die Wirkungen einer solchen Maßregel verspüren: die Wilden, welche sich unter einander Gefangene abnehmen, um sie im Laos-Lande zu verkaufen, fänden diesen Absatzweg versperrt, könnten in größerer Sicherheit leben und ihre Fähigkeiten, die nicht geringer als bei den Laos sind, entwickeln. In manchen Punkten übertreffen sie dieselben sogar: ihr Kunstsinn z. B. erscheint reger und besonders origineller. Harmand hat bei ihnen verschiedene Geräthschaften gefunden, welche einen feinen Geschmack verrathen, und Stoffe mit sehr einfachen Mustern, aber gut gewählten Farbenzusammenstellungen. Als Be-

weis für diese Behauptung giebt er die Abbildungen einiger Gegenstände und nimmt damit gleichsam Abschied von diesen wenig bekannten, aber interessanten Völkerschaften. Der eine ist ein Köcher für vergiftete Pfeile, der von einem Stieng-Stamme herrührt und sich jetzt in der „Exposition permanente des Colonies" im Trocadero-Palaste zu Paris [1]) befindet. Dieser Köcher besteht aus einer Bamburöhre, deren ganze Oberfläche mit dem Messer zu prachtvollen Arabesken ausgeschnitzt und zum Theil mit einer dünnen Lackschicht überzogen ist. Die beiden anderen Gegenstände sind zwei Pfeifen, die eine aus weißer Erde, die andere aus einem schwarzen Steine; dieselben stammen von Wilden aus der Umgebung von Attopeu und könnten der europäischen Fabrikation sehr wohl zur Nachahmung dienen.

[1]) Dieselbe ist soeben durch Dekret vom 19. August in ein „Ethnographisches Museum" umgewandelt worden, an welchem Dr. Hamy und M. Landrin als Konservatoren angestellt worden sind. Die beaufsichtigende Kommission besteht aus dem Admiral Paris, Milne Edwards, Senator Charton, Maunoir, Georges Périn und de Quatrefages.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

I.

Wir entnehmen die nachfolgenden Schilderungen einem unlängst unter dem Titel: „Champs in the Caribbees" erschienenen Reiseberichte des amerikanischen Ornithologen F. A. Ober, der, im Frühjahr 1876 von dem „Smithsonian Institute" zur Erforschung der Vogelfauna der Kleinen Antillen ausgesandt, zwei Jahre angestrengter Thätigkeit an die Erfüllung dieser Aufgabe setzte und bei seiner Rückkehr neben den erfreulichsten Resultaten für seine Wissenschaft (er hat allein 128 verschiedene Vogelarten, darunter 21 vorher unbekannte, gesammelt und bestimmt) auch eine Fülle werthvoller und sehr erwünschter Nachrichten über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der von ihm durchstreiften Jagdgebiete heimbrachte. War doch von den meisten jener Inseln, die in Bezug auf Naturschönheit und Reichthum ihrer Produkte wohl die Perlen des westindischen Archipels genannt zu werden verdienen, bisher nur der schmale kultivirte Küstensaum den Naturforschern und Geographen gründlicher bekannt, die Kenntniß des waldreichen Innern dagegen eine sehr lückenhafte gewesen. Und mit Ausnahme einiger vorübergehender Aufenthalte in Städten und Pflanzungen an der Küste hat Ober die ganzen zwei Jahre seines Verweilens auf den Kleinen Antillen im Innern der Inseln in dem waldigen Berglande zugebracht, zum großen Theil im Verkehr mit den Cariben, den spärlichen, meist schon stark gemischten Ueberresten der letzten Rothhautbevölkerung des Archipels. Reich an Strapazen und Entbehrungen aller Art war dieses Jägerleben in der tropischen Wildniß, und doch andererseits wieder so reich an mannigfaltigem hohen Naturgenuß, daß, auch abgesehen von der Freude des Forschers an seiner Arbeit, die Zeit dieses Aufenthaltes einen unvergeßlich schönen Abschnitt in seinem Leben bildet. Die begeisterten Schilderungen der tropischen Landschaft und aller ihrer Wunder, denen wir fast auf jeder Seite des Ober'schen Buches begegnen, und die durchaus den Eindruck des Wahrempfundenen machen, beweisen am besten, daß der Reisende nicht nur mit dem Auge des gelehrten Naturforschers beobachtet hat. Leider müssen wir, um das Maß eines kurzen Auszuges nicht zu überschreiten, uns hier die Wiedergabe vieler jener meisterhaften Schilderungen, sowie mancher interessanten, zum Theil mit echtamerikanischem Humor vorgetragenen Episoden aus dem Jagdleben des Reisenden und aus seinem Verkehr mit den Einwohnern versagen, und uns lediglich darauf beschränken, dem Leser in großen Zügen ein Bild der von Ober besuchten Inseln vorzuführen, wie es sich uns nach seinem Berichte darstellt.

Der erste Besuch Ober's, und zwar ein Besuch, der drei Monate, vom März bis Juni, währte, galt der seit 120 Jahren im englischen Besitz befindlichen Insel Dominica. Die Hauptstadt Roseau oder Charlottetown, nach welcher der kleine Kauffahrer, auf dem der Reisende sich befand, bestimmt war, ist auch der Haupthafen der Insel. Auf der Westküste belegen, ist Roseau wie alle Häfen auf dieser Seite der Caribischen Inseln meist nicht leicht, d. h. nur nach längerm Kreuzen vor der Küste, zu erreichen. Schon Columbus erwähnt in seinem Berichte die widrige Meeresströmung, die längs der westlichen Seite des Archipels hingeht, als ein großes Hinderniß seiner Fahrt in diesem Inselmeere. Das Landen in den Häfen stets verzögernd, oft genug auch zwischen den nördlicheren Inseln große Schiffe auf verborgene Klippen und an Felsen treibend, ist diese Strömung zu verschiedenen Zeiten des Jahres von verschiedener Gewalt und augenscheinlich durchaus unabhängig von den Gesetzen, welche die Richtung der Hauptströmungen und Winde in dieser Gegend bestimmen. So ist die Frage über ihre Entstehung lange ein vielerörtertes Problem gewesen, und erst in verhältnißmäßig neuer Zeit ist festgestellt worden, daß sie dem Ausflusse eines mächtigen Stromes, des Orinoko, ihren Ursprung verdankt, der durch die größere oder geringere Menge Wassers, die er führt, die wechselnde Stärke der Strömung bedingt. Das Schiff, auf dem Ober sich befand, hatte am Nachmittag St. Pierre auf Martinique verlassen; die Entfernung von hier bis Roseau beträgt nur 35 Seemeilen. Ein günstiger Landwind von den Bergen her und der durch den Kanal zwischen den beiden Inseln wehende Passat beschleunigte anfangs die Fahrt; um Mitternacht hatte das Schiff die Südspitze von Dominica erreicht, aber der Anbruch des Tages fand es, durch die Strömung weit hinaus nach Nordwesten getrieben, wieder fern vom Lande. Kein Lüftchen regte sich, schlaff hingen die Segel herab, das Meer glich einem blendenden Spiegel, dessen Anblick die Augen schmerzen machte. In allen möglichen Stellungen des dolce far niente lag die farbige Mannschaft, mehr als 20 Leute, auf dem Verdeck. Ober's Vorschlag, eine Anzahl von ihnen zum Rudern anzustellen, rief die unwillige Verwunderung des ebenfalls farbigen Kapitäns und ein wahres Geheul der Entrüstung unter den Leuten selber hervor. Zum Glück für den ungeduldigen Reisenden begegnete man am Nachmittag einem kleinen Ruderboote, das ihn aufnahm und in wenigen Stunden an sein Ziel brachte, während seine Gefährten noch bis zum Nachmittag des folgenden Tages geduldig vor der Küste kreuzen mußten. Wie eine kompakte

dunkelgrüne Masse hatte man aus der Ferne die Insel hoch aus dem glänzenden Meere ragend gesehen; jetzt beim Näherkommen löste sich diese Masse vor den entzückten Blicken des Reisenden in bewaldete Berge, schmale, tiefeinschneidende Thäler und neblige Gipfel auf, die bis in die Wolken reichen. Hin und wieder leuchtet ein weißes Pflanzerhaus in einem Thale, erblickt man in einem Haine von Kokospalmen halb verborgen ein Dorf aus rohgezimmerten Hütten.

Ein besonderes historisches Interesse knüpft sich an Dominica: es war die erste Insel, auf der Columbus bei seiner zweiten Reise landete. Mit siebenzehn Schiffen und einer Mannschaft von 1500 Leuten war er von Cadiz ausgesegelt; von den Canarischen Inseln richtete er seinen Kurs auf die Inseln der „wilden Cariben" oder Kannibalen, von denen er durch die friedlichen Einwohner von Hispaniola so viel vernommen hatte. Am 3. November 1493, einem Sonntage, erblickte er bei Tagesanbruch die erste dieser Inseln, der er den Namen Dominica, Sonntag, beilegte, und bald darauf noch mehrere andere, „alle mit dichtem Walde bedeckt und von Scharen von Papageien und anderen tropischen Vögeln bevölkert, und die Luft rings umher von süßen Düften erfüllt." Dominica ist nur 30 Miles lang und 11 Miles breit, hat aber durch sein unebenes, gebirgiges Terrain bedeutend mehr eigentliche Oberfläche, als irgend eine andere westindische Insel von gleichem Umfange. Als Columbus der Königin Isabella Bericht erstatten mußte über die Ergebnisse seiner zweiten Reise, illustrirte er seine Beschreibung der Insel Dominica mit ihren Klüften, Schluchten und verzweigten Thälern zwischen den Hügelzügen und steilen Bergen bekanntlich dadurch, daß er ein Blatt Papier in der Hand zerknitterte und dasselbe zusammengeballt vor der Königin auf den Tisch legte. Dieses abwechselungsreiche Terrain trägt natürlich wesentlich zur Erhöhung der malerischen Schönheit des kleinen Inselandes bei, und diese Schönheit hat von Anfang an wieder ihrerseits dazu beigetragen, Dominica zu einem von allen seefahrenden Nationen lebhaft begehrten und einander bestrittenen Besitze zu machen. Etwa fünf Miles von der Küste entfernt erhebt sich der 4000 Fuß hohe Lake Mountain, dessen Gipfel meistens in Wolken gehüllt ist. Er gewährt der Hauptstadt vollständigen Schutz gegen die von Osten, vom Atlantischen Meere, kommenden Winde, läßt ihr aber auch die ersten Sonnenstrahlen des Morgens erst geraume Zeit nach Sonnenaufgang zugehen. Mehrere zerklüftete, aber mit der reichsten Vegetation bedeckte Hügelketten ziehen unweit der Küste sich nach Norden und Süden und endigen in gewaltigen Felsvorsprüngen am Meere. Aus dem saftigen, in allen Nüancen vertretenen Grün leuchtet allenthalben das Blau der Mango- und der Kakaoblüthen, das Goldgelb des Zuckerrohrs, der Limonen und der Orangen. Schlanke Palmen krönen die Gipfel der Berge; hin und wieder zeigt sich an einem sanften Abhange ein kultivirtes Stück Land. Mitten in dem Thale aber, an dessen Ausgang Roseau liegt, steigt ein Hügel an, der Morne Bruce, von dessen mit weichstem Grase bewachsenen Gipfel man besonders gegen Abend, wenn die Sonne in das Caribische Meer sinkt, eine herrliche Aussicht genießt. Nach Osten, das Thal aufwärts, sehen wir in seinem Grunde mehrere Zuckerplantagen, die Wohnhäuser und anderen Gebäude von schlanken Palmen umgeben. Eine hohe, steile Bergwand schließt in der Ferne die Aussicht ab; deutlich erkennen wir den mächtigen Wasserfall, der von ihr sich hinabstürzt, und der uns wie ein schmales silbernes Band erscheint. Nach Westen blicken wir weit hinaus auf das Meer, davor auf die Stadt, die, von der sinkenden Sonne hell und mild beleuchtet, in all ihren Einzelheiten deutlich erkennbar ist: viele Bäume und nur wenige Häuser bilden die grobgepflasterten, geradlinigen Straßen. Und es ist gut, daß dem so ist; denn reichlicher vertreten würden die einstöckigen Holzhütten von 16 bis 20 Fuß Länge und Breite, die der Mehrzahl nach von dem weitüberhängenden Dache bis hinab zu der Schwelle in einem bedenklichen Zustande des Verfalles sich befinden, kaum noch so malerisch erscheinen. Durch die Folie dieser elenden Holzbauten gewinnen die öffentlichen, massiven Gebäude: das Fort, ein niedriger Steinbau, der von seinem hohen Uferfelsen aus die Rhede beherrscht, das Gouvernementshaus mit dem Gefängnisse daneben, die katholische und die englische Kirche, an architektonischer Bedeutung; den schönsten Schmuck aber bilden auch für sie die daneben gepflanzten herrlichen Palmen. Zahlreiche Obstbäume werden in den Gärten der Stadt kultivirt, und mehr als einmal fesselt ein mit fremdartigen Früchten beladener Baum, der über ein schadhaftes Dach oder eine Gartenmauer von gröbster Arbeit hinausragt, die Aufmerksamkeit des nordischen Reisenden. Am meisten sind Mango-, Orangen- und Limonenbäume, Pawpaws, Bananen und Tamarinden vertreten und, sie alle überragend, die Kokospalmen mit den schwerherabhängenden Büscheln ihrer grüngoldigen großen Nüsse. Eine Röhrenleitung von den Bergen her versieht die Stadt mit dem klarsten Trinkwasser vom „Sweet River"; der Roseaufluß aber, der brausend am Morne Bruce vorbei durch das Thal fließt, bildet an seiner Mündung in das Meer unweit des Hafens einen breiten weißen Schaumstreifen, der wie eine Schneewehe aussieht. Der dicht am Fort gelegene Markt der Stadt ist ein quadratischer Platz, der, gewöhnlich öde und still, nur Sonnabends ein lebhaftes Marktgewühl zeigt. Aus mehreren Meilen im Umkreise kommen dann die Landleute mit ihren Bananenbüscheln oder den Früchten des Brotbaumes zur Stadt; in kleinen Buden werden gesalzene Fische, oft genug alt und stinkend, feilgeboten und begierig gekauft; ebenso süße Backwaaren und Zuckerwerk, das eigene Fabrikat der dieselben feilhaltenden Negermädchen. Ein sonderbares Gemisch von Gesichtsfarben und Typen weist die kaufende und verkaufende Menge auf; von hellem Gelb bis zu schwärzlichem Braun sind alle Schattirungen vertreten. Dicht am Meere gelegen, von einem zierlichen Gitter eingefaßt, nur wenige Bäume, dafür desto mehr Blumen, vorzugsweise Rosen enthaltend, befindet sich der öffentliche Lustgarten der Hauptstadt, ein stolzes Zeichen verfeinerter Geschmacksrichtung, dessen Nothwendigkeit in dieser paradiesischen Natur dem Reisenden zuerst etwas befremdlich erscheint.

In der ersten Frühe eines herrlichen Märzmorgens machte sich Ober auf den Weg landeinwärts. Einige aus dem Gebirge zur Stadt gekommene Frauen trugen sein Reisegepäck auf dem Kopfe die oft steilen und schlüpfrigen Bergpfade hinauf. Durch Limonenhaine an den Abhängen entlang schreitend gelangte man bald an eine Schlucht, in der die ersten mächtigen Baumfarne standen; an den Rändern wucherten kleinere Farnarten in üppiger Fülle. Immer bergauf, meist im Schatten der herrlichsten Bäume, selten nur über grasbedeckte unbewaldete Strecken ging der Weg; mehr als einmal mußten breite, aber um diese Jahreszeit nur leise tröpfelnde Gebirgsbäche überschritten werden. Endlich war, kurz vor Sonnenuntergang, das Ziel der Wanderung erreicht; man befand sich etwa 2000 Fuß über dem Meere, wo der eigentliche Hochwald der Insel beginnt. Ein schmaler Pfad am Waldessaume führte zu einem Gitterthore in einer hohen Oleanderhecke, innerhalb deren das kleine Dorf Laudat liegt, das nach einem französischen Ansiedler, der vor nunmehr hundert Jahren von Martinique oder Guadeloupe hierhergekommen sein soll, benannt ist. Und er hätte in der That kaum einen herrlichern Ort für seine

Niederlassung wählen können, als gerade diese hochgelegene Lichtung im Waldrande, die auf drei Seiten von den hohen, waldbedeckten Bergen mit ihren tiefen Schluchten und zahllosen Wasserläufen umgeben ist, auf der vierten Seite, nach Westen hin, aber den entzückendsten weiten Blick gewährt. Hier zieht sich vom Walde an ein grasbedeckter Abhang hin, auf dem einzelne Baumgruppen und große Felsblöcke von unverkennbar vulkanischem Ursprunge verstreut sind, und der mit einem so steilen Absturze endigt, daß die Bewohner des Dorfes nur auf weitem Umwege in das davorliegende Thal gelangen können. Hinter diesem von einem breiten Flusse durchströmten und im Schmucke der üppigsten Vegetation prangenden Thale aber fällt der Blick auf das Meer mit seiner ewig wechselnden Farbe und Beleuchtung. Das Dorf selbst besteht aus sieben elenden Holzhütten mit tief herabhängenden Palmenblattdächern; es wird noch von den Nachkommen des alten Jean Baptiste Laudat bewohnt, dessen gleichnamiger Enkel heute das Oberhaupt der kleinen patriarchalischen Niederlassung ist. Außer dem Namen und dem Stolze auf ihre Abkunft besitzen aber die fünf hier lebenden Familien Laudat kaum etwas, was sie als Weiße kennzeichnen könnte. Ohne Zweifel ist die Gattin, die ihr Vorfahr, der Familientradition nach, erst hier geheirathet haben soll, eine Negersklavin gewesen, die er aus seiner Heimath mitgebracht hatte; und daß späterhin auch noch eine Vermischung mit caribischem Blute stattgefunden haben muß, wird durch die Hautfarbe der heutigen Vertreter der Familie deutlich bewiesen. Dieselben sind ein kräftiges Geschlecht, von schlankem, ebenmäßigem Wuchse, röthlich blauer Färbung und langem, lockigem, schwarzem Haar. Ihre Sprache ist das allgemein übliche Patois der französischen Kolonien, ein seltsam korrumpirtes Französisch; nur das Oberhaupt der kleinen patriarchalischen Niederlassung und seine nahe hundertjährige, noch rüstige und geistesfrische Mutter verfügten über einen Schatz von englischen Worten, die, in der eigenthümlichsten Weise ausgesprochen, ihre Rede nicht gerade verständlicher machten. Lächerlich genug war die Verachtung gegen alle „Farbigen", die sie zur Schau trugen, obgleich sie von denselben sich höchstens durch eine etwas reichlichere Kleidung, sonst in keinem ihrer Lebensbedürfnisse oder Lebensgewohnheiten merklich unterschieden. Aber: „Weißer Mann steht Gott (le mon Dieu) am nächsten," oder: „Weißer Mann nicht wie Farbiger, er ißt Knochen von Hühnern nicht mit," waren Redensarten, die bei jeder Gelegenheit wiederkehrten. So wurde denn auch Ober's Aufenthalt in ihrer Mitte als höchste Ehre betrachtet; man hatte ihm eine leerstehende Hütte dicht neben der des alten Jean Baptiste als Wohnung gegeben; und, während die Männer stets bereit waren, ihn als Führer durch den Wald zu geleiten oder alle Arten von Arbeit für ihn auszuführen, sorgten die Frauen in der aufmerksamsten Weise für seine Verpflegung. Kaffee, in Oel gesottene Eier, Yamswurzeln und Palmenkohl, hin und wieder ein Iguana, einige Drosseln oder auch ein Krebs, welche die Männer für den Gast herbeigeschafft hatten, bildeten das Menu der täglichen Mahlzeiten, die stets trefflich mundeten, wenn der Reisende nicht gerade vorher einen unfreiwilligen Einblick in die kulinarischen Vorbereitungen gethan hatte, bei denen es in Bezug auf Sauberkeit bedenklich genug zuging. Vereinigte sich so alles Nebensächliche, um Ober's Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen, so brachte auch jeder neue Tag ihm die wünschenswerthesten Erfolge in seiner Sammlerthätigkeit. Die Wanderungen durch die herrlichen Tropenwaldungen, die er meist in der Frühe des Morgens antrat, um die Vögel an den für sie charakteristischen Stellen zu finden, und die er nicht selten auf mehrere Tage ausdehnte, waren freilich oft anstrengend genug; galt es doch ein unaufhörliches Hinauf- und Hinabklettern an meist schroffen Thalwänden, ein mühsamstes Durchdringen von wucherndem Strauchwerk und Schlingpflanzen, wo oft seine Begleiter mit dem Machete, dem großen 2 Fuß langen, dolchartigen Messer, erst einen Weg bahnen mußten. Aber jedes neu erlegte Exemplar der merkwürdigen Vogeltypen der Antillen, dieser Inseln, die, nach Wallace, mit „ihrer begrenzten aber eigenthümlichen Fauna eine der interessantesten zoologischen Subregionen" sind, entschädigte reichlich für alle Anstrengungen. Als besonders bemerkenswerth unter den von ihm hier gesammelten Schätzen erwähnt Ober den sogenannten Trembleur oder Zitterer, einen drosselartigen Vogel, der sich durch die unaufhörlichen krampfhaften Bewegungen mit Flügeln und Schwanz auszeichnet; den Siffleur Montagne oder Bergpfeifer, dessen melodischer Gesang von unvergleichlicher Schönheit ist, und den Soleil Coucher oder Sonnenuntergangsvogel (Myiarchus Oberi), eine von ihm neu entdeckte und nach ihm benannte Species. Dieser kleine Vogel, der regelmäßig eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang und Untergang seinen lauten, klagenden Ruf, der in der That wie die Worte soleil coucher klingt, durch den Wald erschallen läßt, wird von den Eingeborenen als Dschumbi (böser Geist, oder Gespenst) betrachtet und demgemäß nie getödtet. Als Ober ihn glücklich erlegt hatte, gerieth sein Führer ganz außer sich vor Schrecken: wenn die bösen Geister seinen Tod nicht an dem Reisenden rächten, so würden sie jedenfalls dem Dorfe eine Heimsuchung durch den Tod eines seiner Einwohner senden. Zu den hervorragenden Typen der antillischen Vogelfauna gehören bekanntlich die Kolibris, die Ober in vier Arten auf Dominica vertreten fand. Die zierlichen Vögel, die auf dem amerikanischen Kontinent und auf den meisten der westindischen Inseln von den Eingeborenen mit Blasrohren erlegt werden, wurden hier vorzugsweise lebend gefangen, und dieser Vogelfang bildet den Hauptsport der Knaben der Insel. Eine Gerte von 10 bis 15 Fuß Länge, die ihnen die Mittelrippe eines Palmblattes liefert, und ein Klümpchen Vogelleim, den sie sich aus verdicktem Saft der Brodfrucht durch langes Kauen herstellen, gehören dazu. Hinter einem Busche versteckt, nähert der kleine Jäger die an ihrem obern Ende mit Vogelleim bestrichene Gerte dem auf einem Zweige sitzenden Kolibri; der Vogel sieht sie neugierig an, pickt, während sie ihm immer näher kommt, mehrmals danach und hängt im nächsten Augenblicke hülflos zappelnd und mit den Flügeln schlagend daran fest. Ober's vielfach angestellte Versuche, Kolibris in der Gefangenschaft lebend zu erhalten, schlugen immer wieder fehl. Zuerst schien es den kleinen Thieren in dem mit Gaze bezogenen Bauer, in das täglich frische duftende Blüthen gethan wurden, gut zu behagen; sie fraßen Insekten, Honig und Syrup, flatterten munter umher, starben aber regelmäßig am dritten oder vierten Tage.

Einer der interessantesten Ausflüge, die Ober von Laudat aus unternahm, galt dem sogenannten siedenden See, der, wie das ganze ihn umgebende vulkanische Terrain, im Jahre 1875 von Mr. Watt, einem Beamten der Kolonie, entdeckt worden ist. Durch mehrere heftige Regengüsse in den letztvergangenen Tagen waren die Gebirgsbäche mächtig angeschwollen und schwer zu passiren, dafür die Waldvegetation wennmöglich noch üppiger und schöner. Der Weg führte unter anderm durch eine wohl mehrere Morgen große, muldenförmige Depression, in der die ganze Pracht der einheimischen Flora konzentrirt zu sein schien. Hunderte und Tausende von Pflanzentypen der wundersamsten Gestalten waren hier vereinigt; unter ihnen allen aber ragten die herrlichen Baumfarne hervor, von deren Großartigkeit in den

tropischen Wäldern die verkrüppelten Exemplare unserer Treibhäuser keinen Begriff zu geben vermögen. Findet man sie doch selbst in ihrer Heimath nur in einer Höhenzone von zwischen 1000 und 2500 Fuß über dem Meere in voller Entwickelung, d. h. 30 bis 40 Fuß hoch, mit breiter voller Krone auf schlankem Stamme. Vertreten sie demnach in den höheren Bergregionen die Stelle der meistens niedrigere Standorte bevorzugenden Palmen, so finden wir auf Dominica auch eine Art dieser letzteren, die schöne Euterpe montana, zahlreich vertreten, welche dieselbe Tendenz für kühle, schattige Lokalität hat, und deshalb in Begleitung der Farne bis zum obersten Rande des Hochwaldgürtels hinaufgeht. Dicht an den felsigen Rändern mehrerer Flußläufe hinauf, durch große Dickichte von Calla und anderen Wasserpflanzen ging es nun aus dieser reichen Thalmulde in mehrstündigem beschwerlichen Ansteigen zu dem Vulkangebiete empor. Immer spärlicher wurde Thier- und Pflanzenleben ringsum, je mehr man sich der sogenannten Petite Soufrière, dem hochgelegenen ersten Schwefelthale, aus dem dichte Dampfwolken aufstiegen, näherte. Es ist dies ein Becken von mehreren hundert Fuß Tiefe, dessen ziemlich steile Wände an der einen Seite einen tiefen Einschnitt zeigen, und dessen weiß und gelb gefärbtem, siebartig durchlöchertem Felsboden allenthalben Schwefeldämpfe, heiße und kalte Wasserstrahlen und stinkende Gase entströmen. Es war ein Zischen und Brausen auf der ganzen Fläche, als befände man sich inmitten zahlreicher arbeitender oder ihren Dampf auslassender Maschinen. Nach wenigen Minuten des Aufenthaltes in dieser heißen, dampferfüllten Luft waren die ganzen Messingbestandtheile an Ober's photographischem Apparat sowie die Silbermünzen, die er bei sich führte, blauschwarz gefärbt. Ueberall zerbröckelte der Boden unter den Füßen der Wanderer, als sie jetzt am innern Thalrande entlang auf die Kluft in der Hügelwand zuschritten, durch die ein breiter, aus mehreren Quellen der Petite Soufrière gebildeter Fluß abströmte. Und hier ward ihnen der überraschendste Anblick zu Theil. Die tiefe Schlucht, durch welche der Strom in unzähligen kleinen Wasserfällen seinen Weg abwärts nahm, zeigte eine Vegetation, wie sie reicher und großartiger nicht gedacht werden konnte. Baumfarne, Palmen, wilder Pisang, Orchideen, wilde Ananas, tropischer Wein, Lianen mit seltsamen Blüthen, buntgefärbte Schmarotzerpilze bildeten den erfreulichsten Gegensatz frischen Lebens zu der nur wenige Schritte entfernten Region der Oede. Hier wurde der Platz für die Ajupa bestimmt, die geräumige und vollkommen regendichte Lagerhütte, welche die Eingeborenen in kürzester Zeit aus Baumstämmen, die sie mit Wurzeln und Lianen zu einem Gerüst verbinden, und den großen Blättern des Balisier oder wilden Pisang (Heliconia behia) herzustellen verstehen. Während zwei seiner Begleiter mit den Vorbereitungen für das leichte Bauwerk beschäftigt waren, begab sich Ober mit dem dritten nach dem noch etwa 20 Minuten entfernten, bedeutend höher gelegenen siedenden See. Noch ein zweiter Strom, der geräuschvoll über gebleichte Baumstämme und Felsstücke stürzte, die mit einer starken Schwefelkruste überzogen waren, mußte passirt werden; sein Wasser war milchweiß gefärbt und zeigte eine sehr hohe Temperatur; eine Menge kleiner Bäche strömten ihm zu, die theils ebenfalls milchiges, theils ockergelbes oder auch schwärzliches Wasser führten. Weiches Torfmoos bedeckte die Felsen, an einigen Stellen sah man hohe Anhäufungen von Bimsstein und Lava. Eine von hohen Rändern eingeschlossene Thalmulde, weniger tief und auch kleiner als die Petite Soufrière, folgte auf dies quellige Terrain; aus den Spalten ihres glatten bituminösen Bodens, auf dem hin und wieder Haufen von Schwefelsteinen zerstreut lagen, stiegen Dämpfe auf. Nachdem sie passirt und ein hoher, steiler, unmittelbar dahinter aufsteigender Berg glücklich erklommen war, lag der große See vor den Blicken des Reisenden. Aber das erste Gefühl bei dem Anblicke dieses Wunders von Dominica war das der Enttäuschung: von der heftigen Bewegung, dem Sieden und Aufwallen des Wassers, über das die wenigen Reisenden, die ihn bis jetzt besucht haben, berichtet hatten, war nichts zu merken; nur in der Mitte fand eine leise, augenscheinlich durch das Aufsteigen von Gasen hervorgerufene Bewegung statt, die sich in weiten Kreisen bis an das Ufer fortpflanzte. Eine Messung der Ausdehnung des Sees oder der Höhe der ihn einschließenden Kraterwände ist bis jetzt noch nicht vorgenommen worden; doch schätzt Ober den Durchmesser der Wasserfläche auf 300 bis 400 Fuß, die Höhe der Ränder aber auf 80 bis 100 Fuß. Die Ufer bestehen aus eisenhaltiger, mit vielen Steinen und größeren Felsstücken untermischter Erde, sie sind ziemlich steil, an vielen Stellen ausgehöhlt und eingesunken. Auf der Nordseite, über der sich hohe Hügel erheben, fallen zwei kalte Ströme in den See; am Ufer des einen derselben stellte Ober seinen photographischen Apparat auf, und in der milden Beleuchtung der schon dicht am Rande der westlichen Hügel stehenden Sonne gelang die Aufnahme der interessanten Landschaft vollkommen und ohne Zweifel bedeutend besser, als wenn der See in heftiger Bewegung und von dichten Dampfwolken überlagert gewesen wäre. Dem Aufnahmepunkte gerade gegenüber befindet sich eine tiefe Kluft in der Bergwand, durch die der Abfluß des Sees, wenn derselbe in Thätigkeit ist, dem Meere zugeht; durch diese am obern Ende 30 bis 40 Fuß breite Spalte sah man über die grünen Berge der Insel und das Meer hinweg bis zu der mindestens 20 Miles entfernten Küste von Martinique. Die Temperatur des Wassers betrug, freilich ziemlich dicht an der Oberfläche, 96° F., die der Luft zu gleicher Zeit 67°, und die der beiden in den See fließenden Ströme 65° F. Einige Monate zuvor hatte Dr. Nicholls 196° F. gemessen, während der See in vollster Bewegung und der ganze Krater dermaßen mit Dampf erfüllt war, daß man nur selten etwas von dem Wasser erblicken konnte. Für die Annahme, daß man es hier mit einem (wahrscheinlich intermittirenden) Geyser zu thun habe, der durch die Gewalt seines Strahles die Oeffnung seines Kraters erweitert und sich ein Becken gebildet hat, spricht der Umstand, daß Ober am nächsten Tage nicht nur das Niveau des Sees beträchtlich gestiegen fand, sondern auch eine vermehrte Bewegung und ein lauteres Brausen des Wassers konstatiren konnte, die im Laufe des Tages noch bedeutend zunahmen; leider durfte er das unzweifelhaft bevorstehende neue Aufsieden des Sees nicht abwarten, sondern mußte, zufrieden in dem Bewußtsein, der erste gewesen zu sein, der den See in Ruhe erblickt hatte und deshalb auf eine intermittirende Thätigkeit desselben schließen durfte, den Rückweg antreten.

Die amerikanischen Tiefsee-Forschungen im Caribischen Meere.

F. B. Seit mehreren Jahren ist der Küstenvermessungs-Dampfer der Marine der Vereinigten Staaten „Geo. S. Blake“ im Auftrage der Regierung (Coast and Geodetic Survey) mit Tiefseeforschungen im Gebiete des Golfstromes, des Golfs von Mexiko und des Antillenmeeres beschäftigt. Im December 1878 trat derselbe unter dem Befehl des Kapitänlieutenants Sigsbee seine zweite Expedition an, da in jenen Breiten allein während der Wintermonate derartige Arbeiten möglich sind. Als Chef des wissenschaftlichen Stabes befand sich Professor Alexander Agassiz, der Sohn des berühmten Naturforschers, an Bord. Die ersten Tiefen- und Temperatur-Messungen fanden im südöstlichen Theile des mexikanischen Golfes statt: von den Florida-Bänken, im Westen der Halbinsel dieses Namens, bis zu der großen Yucatan-Bank und dem Nordwesten dieser Halbinsel, sowie in den zwischen jenen Punkten und dem westlichen Ende von Cuba gelegenen Gewässern. Besonders reich war die hier mit dem Schleppnetze erlangte zoologische Beute. Die größte Tiefe wurde mit 1920 Faden (11 520 Fuß) zwischen den Tortugas-Inseln, südwestlich von Florida, und Kap Catoche, der nordöstlichsten Spitze Yucatans, gefunden, die nächstgrößte mit 1568 Faden (9408 Fuß) im Norden davon. Alle Wassertiefen von etwa 600 Faden (3600 Fuß) und darüber zeigten eine gleichmäßige Temperatur von 39° F. (6° R.). Nachdem Kapitän Bartlett den Oberbefehl übernommen, führte die Weiterfahrt von Key West, bei Florida, nach Cuba, Jamaica, San Domingo, St. Thomas und den Virginischen Inseln, und durch die verschiedenen Gruppen der Leeward- und Windward-Inseln (Kleinen Antillen) hinab bis Barbados und Trinidad an der südamerikanischen Küste. Auf dieser Rundfahrt ergaben die Lothungen eine größte Tiefe von 2700 Faden (16 200 Fuß) zwischen den beiden dänischen Inseln St. Thomas und Santa Cruz. Im März 1879 kehrte der Dampfer nach Norden zurück, nachdem auf dieser Fahrt im Ganzen 200 verschiedene Stationen genommen und mehr als 250 erfolgreiche Züge mit dem Schleppnetz bis zur Tiefe von 2400 Faden (14 400 Fuß) ausgeführt worden waren.

Auch im vergangenen Winter wurden auf dem „Blake“ unter Kapitän Bartlett's Befehl diese Forschungen fortgesetzt, über deren sehr wichtige Resultate jetzt detaillirte Berichte vorliegen. Das Hauptfeld der diesjährigen Expedition waren die Gewässer des westlichen Caribischen Meeres. Zuerst wurden nochmals die auf der letzten Fahrt erlangten Tiefen- und Temperaturmessungen in der Windward-Passage zwischen Cuba und San Domingo bestätigt, und einige Schleppnetzzüge direkt auf dem unterseeischen Hügelrücken in dieser Straße ausgeführt. Nach den gewonnenen Beobachtungen scheint es sehr wahrscheinlich, daß ein großer Theil des Zuflusses für den Golfstrom auch durch diese Passage strömt, und somit der Golfstrom nicht, nach der bisherigen Ansicht, seinen Weg ausschließlich durch die Florida-Straße nimmt. Die Strömung nach Norden in der Windward-Passage erstreckt sich ohne Zweifel bis zu 800 Faden (4800 Fuß) Tiefe hinab, und die Temperatur derselben mit $39^1/_2{}^0$ F. bleibt bis auf den Hügelrücken derjenigen gleich, welche im Golf von Mexiko und dem westlichen Caribischen Meere in allen Tiefen unterhalb 700 Faden (4200 Fuß) als Normaltemperatur gefunden wurde. Einige Lothungslinien mit Reihentemperaturen wurden hierauf von Jamaica nach Südwesten über die Pedro- und Rosalind-Bänke bis zur Honduras-Bank ausgeführt, und hierbei die interessante Thatsache festgestellt, daß die erwähnte Normaltemperatur von $39^1/_2{}^0$ nicht durch diesen Theil des Meeres eindringen kann.

Es folgten nun Lothungen zwischen Hayti und Jamaica, welche eine allgemeine Tiefe von nicht über 800 Faden (4800 Fuß) zwischen diesen beiden Inseln ergaben, mit Ausnahme eines außerordentlich tiefen Kanals, welcher den Haupttheil des Caribischen Meeres im Süden von San Domingo mit den Gewässern im Norden von Jamaica verbindet. Dieser Kanal läuft mit einer allgemeinen Tiefe von 1000 Faden (6000 Fuß), die sich stellenweise bis auf 1200 Faden (7200 Fuß) vergrößert, dicht am Südufer von Hayti entlang, wendet sich am westlichen Ende der Insel nach Norden, wobei seine Breite nicht 5 bis 6 Miles übersteigt, und hierauf südlich von der Navassa-Insel nach Westen, um sich dann in zwei Ausläufer zu theilen, von welchen der eine nach Norden zwischen Navassa und der Formigas-Bank, und der andere nach Westen zwischen letzterer und Jamaica eindringt.

Nach kurzem Aufenthalt in Santiago de Cuba machte der „Blake“ eine Reihe von Lothungen auf der von diesem Hafen genau nach Süden führenden Linie bis zu dem Ostende von Jamaica, wobei schon 25 Miles südlich von Cuba die große Tiefe von 3000 Faden (18 000 Fuß) gefunden wurde. Durch die späteren, ausgedehnten Forschungen wurde festgestellt, daß diese tiefe Stelle das östliche Ende eines ungeheuren, unterseeischen Thales von großer Tiefe bilde, welches sich zwischen Cuba und Jamaica nach Westen bis zu den Cayman-Inseln erstreckt, und dann, sich nach Süden wendend, bis tief in den Golf von Honduras eindringt. Die Cayman-Inseln und die Misteriosa-Bank erwiesen sich durch diese Entdeckung als die Bergspitzen einer unterseeischen, auf ihrem Südabhange außerordentlich steilen Fortsetzung der Bergkette, welche das südöstliche Ende von Cuba einnimmt. Dieses tiefe Thal ist an seinem östlichen Ende zwischen Cuba und Jamaica ziemlich schmal, aber zwischen dem Kap Cruz auf Cuba und der Negrit-Spitze, dem Westende Jamaicas, verbreitert es sich. An dieser Stelle zeigten die Lothungen eine Tiefe von 3000 Faden (18 000 Fuß) 15 Miles von der cubanischen, und von 2800 Faden (16 800 Fuß) 25 Miles von der Küste Jamaicas. In der Nähe von Groß-Cayman verengt sich das Thal wieder, aber 20 Miles von dieser Insel wurde die größte Tiefe desselben mit 3428 Faden (20 568 Fuß) gefunden. Dieses tiefe Wasser erstreckt sich bis zu der Linie zwischen der Misteriosa-Bank und den Schwan-Inseln, mit 3010 Faden (18 060 Fuß) Tiefe in einer Entfernung von 15 Miles von letzteren. Auf der Linie zwischen der Misteriosa-Bank und der Bonacca-Insel, an der Küste von Honduras, zeigte sich eine allgemeine Tiefe von 2700 Faden (16 200 Fuß) und bis weit in den Golf von Honduras hinein blieb dieselbe über 2000 Faden (12 000 Fuß). Zwischen der Misteriosa-Bank und der Chinchorro-Bank, direkt im Westen an der Küste Yucatans, erwiesen die Lothungen eine gleichförmige Tiefe von 2500 Faden (15 000 Fuß), und

auch nordwärts von Misteriosa und Groß-Cayman bis zu der Insel Pinos bei Cuba und dem Kap San Antonio, dem Westende Cubas, blieb diese Tiefe konstant.

Die Entdeckung dieses außerordentlichen unterseeischen Thales im westlichen Theile des Caribischen Meeres ist offenbar von großer Wichtigkeit für unsere Kenntniß der physikalischen Gestaltung des Meeresbodens. Nach Kapitän Bartlett's Forschungen erstreckt sich dieses Thal in einer Länge von 700 statute-miles von dem Theile zwischen Cuba und Jamaica bis fast zur Spitze des Golfs von Honduras, mit einer durchschnittlichen Breite von 80 Miles. Nach der Krümmung nordwärts zwischen der Misteriosa-Bank und der Halbinsel Yucatan läuft es zwischen dem Rücken der Cayman-Inseln und der Südküste Cubas noch um 430 Miles weiter, mit einer Breite von 105 Miles, und deckt somit im Ganzen einen Flächeninhalt von 85 000 Quadratmiles. Nirgends beträgt seine Tiefe weniger als 2000 Faden (12 000 Fuß), mit Ausnahme von zwei oder drei Punkten, den Gipfeln ebensovieler unterseeischer Bergspitzen. Durch seine größte Tiefe von 3428 Faden, 20 Miles im Süden von Groß-Cayman, wird diese niedrige kaum 20 Fuß über dem Meere erhabene Insel als der Gipfel eines Berges erwiesen, welcher sich demnach 20 588 Fuß über dem Boden des danebenliegenden, unterseeischen Thales erhebt, — eine Höhe, welche kein Berg auf dem nordamerikanischen Kontinente erreicht. Durch diese Tiefe erhalten die Spitzen der Blauen Berge auf der Insel Jamaica eine Gesammthöhe von fast 29 000 Fuß über dem Boden dieses Thales, wodurch sie der Erhebung der höchsten Himalaya-Gipfel über dem Meeresspiegel gleichkommen.

Für den tiefsten Theil dieses großartigen unterseeischen Thales hat der Chef des Coast and Geodetic Survey in Washington zu Ehren des Befehlshabers des „Blake" den wohlverdienten Namen des „Bartlett Deep" festgestellt.

Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen.

I.

L —. Auf der anthropologischen Ausstellung in Moskau im vorigen Jahre (1879) befand sich auch eine Abtheilung, in welcher verschiedene auf die physische Erziehung der Kinder sich beziehende Gegenstände zusammengestellt waren. Die Anregung dazu war von Dr. A. Pokrowski, Direktor eines Kinderkrankenhauses in Moskau, ausgegangen. Derselbe hatte nicht allein jene ausgestellten Gegenstände gesammelt, sondern auch den Versuch gemacht, Mittheilungen und Beschreibungen der bei der Kinderpflege üblichen Proceduren von den verschiedensten das Russische Reich bewohnenden Volksstämmen zu erlangen. Einiges von dem ihm zugeschickten Material ist bereits in den Protokollen der Sitzungen des Comités abgedruckt. Andere Mittheilungen werden in einer größern umfassenden Arbeit, welche Dr. Pokrowski über den Gegenstand vorbereitet, zur Veröffentlichung gelangen. Wir greifen aus dem schon gedruckten vorliegenden Material Einiges heraus.

Dr. Pokrowski hat, um möglichst genaue Auskunft gerade über ganz bestimmte ihn interessirende Fragen zu erhalten, ein genaues Programm ausgearbeitet und dasselbe an seine Collegen in Rußland verschickt [1]). Wir halten es nicht für nöthig, dasselbe ausführlich wiederzugeben, sondern beschränken uns hier die einzelnen Paragraphen des Programmes zu nennen, auf welches die Fragen sich beziehen.

1. Pflege der Haut. Waschen und Baden.
2. Wickeln und Windeln. Kleidung.
3. „Richten" der Glieder.
4. Wiegen und Bettstellen.
5. Nahrung.
6. Sitzen, Kriechen, Laufen der Kinder.

Wenden wir uns nun einzelnen Volksstämmen zu:

[1]) Das Programm ist in wörtlicher Uebersetzung wiedergegeben in den Sitzungsberichten der gelehrten estn. Gesellschaft in Dorpat, Jahrg. 1879, S. 144 bis 146.

Die Esten [1]).

Die neugeborenen Kinder werden unmittelbar nach der Geburt mit warmem Wasser und Seife abgewaschen; die Anwendung eines Wannenbades ist selten: kalte Bäder oder irgend welche Beimischungen zum Wasser werden nicht angewandt. Im Speciellen wird nichts für die Pflege der Haut sowohl bei Kindern (als auch bei Erwachsenen) gethan, aber im Allgemeinen wird die Hautkultur durch die regelmäßig allwöchentlich genommenen heißen Dampfbäder entschieden gefördert.

Die Neugeborenen werden immer gewickelt, so verlangt es die alte Sitte und das Vorurtheil; man meint ohne Wickeln könne kein Kind gedeihen! Das mit einem kurzen Hemdchen versehene kleine Wesen wird in ein viereckiges linnenes Tuch („Windel") geschlagen, darüber wird eine zweite wollene Windel gethan und beide werden mittelst eines Wickelbandes befestigt, welches man von den Schultern bis zu den Füßen in Zwickeltouren um das Kind schlingt. Selbstverständlich sind dabei die Arme nicht frei, sondern werden mit „eingewickelt". Daß das Wickeln irgend welche nachtheilige Folgen für das Kind hätte, läßt sich wohl kaum nachweisen, es erscheint nur als eine überflüssige Quälerei, durch welche das Kind in seinen freien Bewegungen gehemmt wird.

Die Kleidung des Kindes ist äußerst primitiv. Wird das Kind nicht mehr gewickelt, liegt es nicht mehr in der Wiege, so zieht man ihm ein grobleinenes Hemd an und setzt es auf den Fußboden. Von besonderen Kinderkleidern ist nichts bekannt, wie früher so in der Gegenwart. Werden die Kinder größer, so erhalten sie die abgelegten Kleider der Eltern. Die Knaben laufen sehr lange ohne Hosen umher,

[1]) Cf. die oben erwähnten Sitzungsberichte S. 146 bis 150, woselbst die von Dr. Kreuzwald gegebenen Antworten auf die Fragen des Programms abgedruckt sind.

wo sie nicht der Schulzwang nöthigt, sieht man sie bis zum zehnten Jahre ohne dieses Kleidungsstück.

Die Sitte, durch Ziehen und Recken der Glieder die Extremitäten besonders geeignet zu spätern Gebrauch zu machen, „das Richten der Glieder", ist den Esten unbekannt.

Wiegen giebt es zwei verschiedene Arten: 1. Rumpelwiegen. Ein länglich viereckiger Kasten ist auf zwei mondviertelförmigen Füßen befestigt, welche dem Untergestell eines Schaukelpferdes gleichen; die Bewegung ist eine ähnliche. Beim Wiegen stößt man leicht gegen den Fußboden, wodurch das Kind tüchtige Puffe erhält und „ermüdet" wird. 2. Die Schaukel- oder Wippwiegen. Sie bestehen aus einem leichten Holzkasten oder einem Korbe, von dessen vier oberen Ecken Stricke ausgehen, die letzteren sind oben zusammengebunden und an die Spitze einer elastischen Stange — einer jungen schlanken Birke — gebunden; das Stammende ist irgendwo an der Zimmerdecke befestigt. Hat ein Zug an der Wiege gewirkt und dadurch die elastische Stange gekrümmt, so dauern die Schwankungen eine geraume Zeit fort. Gewöhnlich werden ältere Kinder oder alte Leute angehalten, die Wiege zu schaukeln. Diese Art Wiege wird häufig im Sommer im Freien an Baumästen oder anderen Gegenständen improvisirt, wobei die mütterliche Schürze die Wiege vorstellt. Man füttert meist die Wiegen mit Heu, mitunter mit Kurzstroh (in Liv- und Estland „Kaff" genannt) aus.

Druckbinden für den Kopf oder für andere Körpertheile werden niemals in Anwendung gezogen.

Das Neugeborene wird möglichst bald an die Mutterbrust gelegt. Findet noch keine Milchabsonderung statt, so giebt man dem Kinde ein mit gekautem Brot und Zucker gefülltes Lutsch- oder Saugbeutelchen (Zulp oder Zülp genannt); bei „kultivirten" wird dem kleinen Weltbürger sofort Kamillenthee eingeflößt. Bei hinreichendem Milchreichthum der Mutter wird dem Kinde in erster Zeit keine anderweitige Nahrung gereicht, bald aber — in der Regel schon vom dritten Monat — gewöhnt man es an andere Nahrung, aus Furcht, daß das Kleine diese Kunst später nicht mehr erlerne. Daneben dauert das Stillen noch 1 bis 2 Jahre fort; die Mutter glaubt dadurch sowohl dem Kinde eine Wohlthat zu erweisen, als auch sich selbst: auch unter den Estinnen herrscht die Ansicht, daß das Stillen eine neue Konception verhindere. In Ermangelung der Muttermilch dienen als Surrogat Kuh- und Ziegenmilch, ferner Mehlbrei oder Buchweizengrütze.

Die kleinsten Kinder lernen früh sitzen. Nur in den ersten Wochen ihres Lebens werden sie in horizontaler Lage auf den Armen getragen oder auf dem Schooße gehalten. Später werden sie in sitzender Stellung getragen oder irgendwo auf den Fußboden hingesetzt und durch Kissen und Polster unterstützt. In der Kunst des Kriechens findet keine besondere Unterweisung statt — es bleibt dem Geschick und Instinkt des Einzelindividuums überlassen, wie dasselbe die Lokomotion des Körpers vornimmt, ob durch Rutschen oder durch Kriechen. Sobald die Kinder aber anfangen sich aufzurichten, kommt eine sehr verderbliche Methode in Anwendung, das Stehen in einem besonderen, schwer zu beschreibenden Apparat, welcher das Kind festhalten und vor dem Falle schützen soll. Hierdurch wird aber bei der gewöhnlich mangelnden Aufsicht der Grund zu krummen Beinen und wohl auch Abnormitäten in der Krümmung der Wirbelsäule gelegt, sobald das Kind vermöge seiner schwächlichen Körperkonstitution zu solcher Verkrümmung prädisponirt ist. Bei dem ersten Versuche des Gehens leitet man die Kinder am Gängelbande oder führt sie an der Hand.

Völker des Kaukasus.

Armenier und Tataren im Kreise Nucha (Gouv. Tiflis) [1]).

Bei den Armeniern und Tataren des Kreises Nucha wird das neugeborene Kind unmittelbar nach der Geburt mit Salz bestreut; dann etwa nach Verlauf von 20 bis 30 Stunden in heißem Wasser gebadet und jetzt erst reicht ihm die Mutter ihre Brust.

Bei der Mehrzahl der Bewohner des Kreises Nucha erwarten die Frauen ihre Niederkunft in ihrer Familie, wobei sie von ihren Verwandten und von „klugen Frauen" unterstützt werden. Bei den Bewohnern aber der Ortschaft Kach im Bezirk Sakataly (mohammedanische Grusiner, welche man Ingiloizen nennt), ferner bei den Armeniern in Sultan-Nucha und Nidsh werden die Frauen, welche ihrer Niederkunft entgegensehen, vollständig sich selbst überlassen. Bei den Ingiloizen z. B. wird die Frau aus den bewohnten Räumen als „unrein" fortgejagt; sie muß irgend einen Stall oder eine Scheune aufsuchen, hier muß sie ohne jegliche fremde Hülfe das Kind zur Welt bringen, dasselbe waschen u. s. w. und erst nach 5 bis 7 Tagen, wenn alles gut abgelaufen ist, darf sie in ihre Familie zurückkehren und muß ihren häuslichen Obliegenheiten nachgehen. Die Armenier in Sultan-Nucha und Nidsh überlassen auch die Frauen sich selbst, aber schaffen ihnen wenigstens eine ordentliche Lagerstatt in irgend einem geschützten Raum und versorgen sie mit allem nöthigen Zubehör.

Wegen der großen Armuth der Tataren jenes Kreises wird dem Neugeborenen selten ein neues oder reines Hemdchen angezogen; gewöhnlich wickelt man es in irgend welche Lappen und erst nach 3 bis 4 Monaten, wenn die Umstände es erlauben, giebt man dem Kinde ein Hemd und ein kurzes Kamisol ohne Aermel, welches aus buntem Zitz gemacht und mit Watte gefüttert ist. Die Tataren setzen dem Neugeborenen ein aus Callico gefertigtes mit Watte leicht gefüttertes Käppchen (Calottchen) auf den Kopf und binden darauf irgend einen Lappen oder ein Tuch.

Die Neugeborenen werden bei Tataren und Armeniern in gleicher Weise gewickelt. Das Kind wird erst in ein dreieckiges Tuch geschlagen und dann vom Kopf abwärts bis zu den Füßen gewickelt; dabei werden natürlich Schultern und Arme nach vorn gezogen, über der Brust laufen die Bindentouren kreuzweise. Dann wird das gewickelte Kind mittelst zwei bis drei breiten Binden an einer Wiege befestigt, welche etwa die Gestalt eines flachen Kästchens hat. In dieser Lage verharrt das arme Kleine oft länger als 24 Stunden.

Der Boden des Kastens, welcher als Wiege dient, besteht aus drei oder vier kleinen Brettchen. Eins derselben in der Mitte der Wiege hat ein Loch, in welches ein cylindrisches thönernes Gefäß (eine Art „Nachtgeschirr") hineingeschoben wird. Die am Boden der Wiege befindliche weiche aus Schafwolle hergestellte Matratze hat jenem Loch des Bodens entsprechend gleichfalls eine Oeffnung. Nun wird eine kurze winklig gebogene hölzerne mit Wachs innen ausgegossene Röhre eingeführt, welche mit einem Ende an den Unterleib des Kindes sich anschmiegt, mit dem andern Ende in jenes Gefäß hineinragt. Durch diese sinnreiche Vorrichtung, welcher die Tataren eine große Aufmerksamkeit schenken, werden von dem Kinde viele schädliche Einflüsse fern gehalten [2]), indem das Kind vor dem Naßwerden vollkommen gehütet wird. An

---

[1]) Nach N. Stojanow in Nucha (Kawkas 1879, Nro. 40).

[2]) Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Beschreibung mitzutheilen.

den vier Ecken des Kastens werden Füße angebracht, von denen je zwei auf Bogen ruhen, so daß die Wiege geschaukelt werden kann. Oben hat der Kasten am Kopf und an den Füßen je einen Bügel, welche durch ein Bindeholz verbunden sind. Hieran kann man bequem die Wiege fassen und hin und her tragen; auch dienen der obere Bügel und das Bindeholz zur Befestigung einer leichten Decke oder eines Vorhangs.

Die Neugeborenen erhalten zuerst die Mutterbrust; fehlt der Mutter die Milch, so giebt man dem Kinde einen Lutschbeutel aus Brot mit warmer Kuhmilch, oder aus dem Mehl „Ptasch". Einen Brei aus diesem Mehl erhalten die Kinder wohl auch neben der Muttermilch, weil man überzeugt ist, daß diese Nahrung die Kinder gut nähre, ihnen eine gewisse Körperfülle gebe. Wohlhabende Leute reichen mitunter den Kindern im ersten Monat, wenn die Muttermilch nicht genügend vorhanden ist, geschlagenes Eigelb mit Zucker. Im Allgemeinen giebt man den Kindern sehr lange die Muttermilch, 1 bis 3 Jahr; daneben erhalten aber Kinder von 7 oder 9 Monaten schon andere Nahrung. Um unruhige Kinder einzuschläfern wird entweder reines Opium angewandt, oder eine Abkochung von Mohnsamen; in dem einen wie im andern Falle kommen nicht selten tödtlich verlaufende Vergiftungen vor.

Bei armen und mittellosen Leuten schenkt man den Bemühungen der Kinder das Gehen zu erlernen gar keine Aufmerksamkeit, man überläßt sie sich selbst. Bei wohlhabenden Leuten bemüht man sich, dem Kinde zu helfen und seine Geh- und Stehversuche durch allerlei Mittel zu unterstützen. Erwähnenswerth ist ein besonderer Apparat, „Tscheran" genannt: ein dreieckiger, auf Rädern laufender Rahmen, in welchen das Kind hineingestellt wird. (Da der Beschreibung des Apparats keine Abbildung beigefügt, so ist die Konstruktion dem Ref. nicht ganz klar geworden; er verzichtet deshalb auf nähere Schilderung.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Entwässerungsarbeiten im Poläß sind auch 1879 eifrig gefördert; es sind jetzt im Ganzen 850000 Dessjätinen (= 1,09 ha), also über ein Zehntel des Gebietes trockengelegt; von 949 Werst fertiger Kanäle kommen 217 Werst allein auf die Arbeiten des vorigen Jahres. Der Flößereibetrieb von 1879 mit 36000 Stück Bäumen übertrifft den der Jahre 1876 bis 1878, in denen zusammen nur 32500 Stämme verflößt werden konnten. Abgesehen von der quantitativ wie qualitativ gesteigerten Ertragsfähigkeit der ausgedehnten Waldungen und der neu entstandenen Wiesen sind auch bereits 24000 Dessjätinen Land an den Rändern der entwässerten Sümpfe oder auf sonst unzugänglichen Inseln für Acker- und Gartenbau gewonnen worden. Unter den neu entstandenen Wegen ist besonders beachtenswerth die Fahrstraße von Rjetschitza über die Dörfer Budka, Timkowka, Korowatitschi, Bobag und Wasilewitschi nach Mozyr. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt jetzt nur 93, gegen früher auf der Poststraße 140 Werst, davon die Strecke Budka-Timkowka bisher 38, jetzt nur 3 Werst. Im Ganzen führen 112 Werst neuer Wege über trockengelegte Sumpfstrecken. Der Werth des Grundes und Bodens ist von 4 auf 15 bis 25 Rubel für die Dessjätine gestiegen. Eine genaue Darstellung der Arbeiten giebt das in russischer Sprache erschienene Buch „Die Austrockenungsarbeiten im Poläß und im Gouvernement Rjazan" mit illuminirten Karten des Poläß und eines Theiles des Gouvernements Rjazan, St. Petersburg, 1880, Preis 1 Rubel 50 Kopeken.

— Die Stadtverwaltung von Cherson macht bekannt, daß die Arbeiten zur Vertiefung der Mündungsarme des Dnjepr erfolgreich fortschreiten. Spätestens am 6. (18.) August wird der Kanal für die Dampfer bei 15 Fuß Tiefe auf 3½ Werst Länge eröffnet. Oberhalb des Vereinigungspunktes des Bjelogrudowoje und Sburjewskoje-Armes sind 10 Fuß Tiefe; demnächst wird zur Vertiefung des Restes des Kanals von 1½ Werst Länge geschritten.

— Den „Samar. Gub. Wjed." zufolge ist die Wolgabrücke der Orenburger Eisenbahn bei Station Obscharowki jetzt vollendet. Am 2. (14.) August 1880 wurde der Fußgängerverkehr auf den beiderseits der Geleise angelegten Trottoirs eröffnet. Die Brücke ruht auf 12 gewaltigen Pfeilern und hat zwischen den Ufern eine Länge von rund 670 Sashen (1430 m). Erbauer ist der Ingenieur Berezin; der Bau kostete 4½ Mill. Rubel.

— Anfang Juli dieses Jahres ist eine regelmäßige periodische Dampfschifffahrt von Archangelsk nach Nowaja Zemlja in Betrieb getreten. Mit dem ersten Dampfer begab sich Stabskapitän Tjagin dorthin, um die Arbeiten behufs Anlage des Zufluchtshafens und der Rettungsstation (vergl. „Globus" Bd. 36, S. 351) zu beenden. Nach dem „Praw. Wjestn." berichtet derselbe Folgendes: Am 1. (13.) Juli Abends 6 Uhr abgefahren, ging der Dampfer schon nach 3 Tagen am 4. (16.) Juli auf der Rhede von Malyja-Karmakuly vor Anker. Bei der Einförmigkeit, welche die Ufer der Moller-Bay kennzeichnet, bewährte sich das auf der Insel Karmakuly aufgestellte Signal zur Bezeichnung des Eingangs zum Ankerplatze als völlig zweckmäßig.

Nach Aussage des samojedischen Ortsältesten sind alle Ansiedler gesund und, Dank reichlicher Renthierjagd, ohne Entbehrungen durch den Winter gekommen. Es gab zwei Neugeborene. Nahe dem Zufluchtshafen auf dem südlichen Gusin-Nos überwinterten noch drei Samojeden-Familien, die von der Petschora gekommen waren; eine davon blieb in Malyja-Karmakuly und beabsichtigt in den Verband (Artel) der Rettungsstation einzutreten, die beiden anderen und eine Kolonistenfamilie, die an derselben Stelle den Winter zubrachten, gedenken wiederzukommen. Die übrigen Ansiedler hatten sich für den Winter wie folgt eingerichtet: Zwei Familien am Flusse Gusinaja, wo sie ältere Hütten erworben hatten, eine in Bolschija Karmakuly und zwei in dem Zufluchtshause; aus der Mitte der letzteren ist der jetzige Aelteste gewählt, Athanasius Nemtinow, ein lesenskundiger, gewandter und sorgsamer Mann. Das Eis ging in der Karmakuly-Bucht erst am 3. (15.) Juli auf und heftiger Wind hinderte bisher das Aufstellen der Stangen, welche das südliche Fahrwasser begrenzen.

Afrika.

— Im Auftrage der französischen Regierung ist M. Lombard nach Abessinien gegangen. Seine Zwecke sind topographischer Natur; auch will er die Civil- und Militäreinrichtungen dort kennen lernen.

— Der italienische Kapitän Casati unternimmt eine Reise nach dem Bahr-el-Ghazal, um durch das Njamnjam-Land den Tsad-See zu erreichen und namentlich die Hydrographie des Uelle und Schari aufzuklären.

— Ueber die Ermordung des Kapitän Carter und Mr. Cadenhead liegen jetzt Einzelheiten vor, welche am 4. August in Zanzibar bekannt wurden. Danach befanden sich die beiden Europäer auf dem Marsche nach der Küste, als sich ein Kriegszug des wohlbekannten Häuptlings Mirambo dem Dorfe, in welchem sie übernachteten, näherte. Derselbe hatte den Zweck, allen Handel und alle Karawanen in sein (Mirambo's) Land zu lenken und alle Straßen nach den innerafrikanischen Seen, welche nicht durch seine Besitzungen gehen, zu versperren; nach einer andern Version galt sein Zug geradezu der belgischen Station Karema am Tanganjika-See. Mirambo selbst war übrigens bei dem Gemetzel nicht zugegen, sondern noch etwa einen Tagemarsch entfernt. Als sich seine Leute näherten, gingen die beiden Reisenden ihnen entgegen, um sich mit ihnen zu verständigen; Cadenhead wurde aber sofort erschossen, worauf seine 150 Leute sofort die Flucht ergriffen und Carter mit zwei treuen Dienern allein übrig blieb. Da er seine Sache verloren sah, schoß er mit seinem Repetirgewehre 15 der Angreifer über den Haufen, ergriff dann seines todten Freundes Waffe und erlegte damit weitere fünfzehn und fiel dann, von der Uebermacht bewältigt. Der Sultan von Zanzibar hat sofort den Lieutenant Matthews mit einer starken Abtheilung regulärer Truppen nach dem Innern abgeschickt, um zunächst die Station Mpwapwa zu decken, und man hofft, daß weitere Maßregeln ergriffen werden, um die Straße nach den Seen zu sichern.

— Der französische Schiffsfähnrich Mison wird demnächst nach dem Ogowe abgehen und dort die westliche Station des französischen Comité der internationalen Association besetzen. Savorgnan de Brazza hat den Ort für dieselbe am obern Ogowe ausgewählt und will dann in der Richtung nach dem Congo aufbrechen, quer durch das Land der Bateke. Dr. Ballay, welcher mit Mison zusammen hinausgeht, wird ihn auf seiner Reise den Alima oder Likona abwärts begleiten.

— Kapitän T. L. Phipson-Wybrants hat, wie Petermann's Mittheilungen melden, von England aus eine sorgfältig vorbereitete Reise nach Südost-Afrika angetreten, wo er die Landschaften zwischen Zambesi und Limpopo bis zur Ostküste hin, wo außer den Arbeiten von Mauch und Erskine wenig zu sehen ist, zu erforschen gedenkt. Einen Dampfer und einen Theil seiner europäischen Begleiter hatte er bereits vorausgeschickt.

— In der Zusammensetzung der oben S. 192 erwähnten fünften belgischen Expedition nach Inner-Afrika ist insofern eine Veränderung eingetreten, als Lieutenant Haron erst später am obern Kongo zu seinen Gefährten stoßen wird und inzwischen mit einem „geheimen" Auftrage betraut ist, dessen Ausführung etwa zehn Monate in Anspruch nehmen wird. Dr. Dutrieux, welcher aus Gesundheitsrücksichten nach Belgien zurückkehren mußte, wird wiederum nach Afrika gehen und sich Oberst Sala anschließen, welcher mit der Unterdrückung der Sklaverei beauftragt ist. Das bei seiner ersten Anwesenheit in Afrika von ihm gesammelte Wörterbuch der Swahili-Sprache soll, obwohl es noch unvollendet ist, von der internationalen Association gedruckt werden, damit es andere Reisenden verbessern und vervollständigen können.

Arktisches Gebiet.

— Das Schiff „Willem Barents" hat, nachdem es ziemlich weit in das Eismeer vorgedrungen war, am 9. d. die Rückreise von Hammerfest nach Niederland angetreten und damit seine dritte Nordpolarfahrt zum Abschluß gebracht.

— Ein Franzose, M. Octave Pavy, hat sich auf dem amerikanischen Nordpolfahrer „Guluare", welcher durch den Smith-Sund vordringen wird, eingeschifft. Kapitän Howgate, der Unternehmer der Expedition, hat ihm gestattet, daß er sich mit Proviant auf zwei Jahre am Kap Alexander im Smith-Sunde ausschiffe, und von der englischen Regierung hat er Erlaubniß erhalten, die bei der Expedition des „Alert" und der „Discovery" angelegten Lebensmittel-Depots anzugreifen.

— Der „Corwin", welcher ausgeschickt worden ist, nach der „Jeannette" und mehreren Walfischfängern im Norden der Beringstraße zu suchen (s. „Globus" XXXVIII, S. 64), hatte am 8. Juni Unalaska verlassen, am 9. St. Paul und St. George besucht, am 11. im Norden der Nunivak-Inseln in $60^3/_4^0$ nördl. Br. Eis angetroffen und war von demselben vom 12. bis 17. besetzt gewesen, bis ihn ein starker Nordost daraus befreite. Dann legte er an der St. Lawrence-Insel an, welche durch eine Hungersnoth fast ihre ganze Eskimo-Bevölkerung verloren hat. Auf seiner Weiterfahrt nach Norden wurde das Schiff etwas nördlich des 69. Breitengrades, noch 140 Seemeilen von Wrangel-Land entfernt, durch einen undurchdringlichen Eiswall von 40 Fuß und mehr Mächtigkeit aufgehalten und kehrte deshalb nach St. Michael zurück, um Kohlen einzunehmen und dann den Versuch zu machen, die Herald-Insel zu erreichen. Ueber die vermißten Schiffe war nirgends etwas zu erfahren.

Nordamerika.

— Nach dem letzten Berichte des canadischen Ministers des Innern leben in der Dominion noch 103 367 Wilde (Eingeborene), und zwar vertheilen sie sich wie folgt:

Prince-Edward-Insel	266
New-Brunswick (894 Micmas und 539 Milicites)	1 433
New-Scotland	2 126
Unter-Canada	12 054
Ontario	15 941
Manitoba und Nordwesten	30 227
Athabaska	2 398
Rupertsland	3 770
Britisch Columbien	35 152

(Le Tour du Monde.)

— Die Namen „Lac" resp. „Rivière des Pluies", „Rainy River" und „Rainy Lake" geben ein merkwürdiges Beispiel ab, wie sich geographische Namen verändern. Ursprünglich wurden jene beiden Gewässer, wie es scheint, nach dem Trapper, der sie entdeckte, Rivière resp. Lac Réné genannt. Als später andere Waldläufer, französischen Ursprungs, in jene Gegend kamen, hielten sie diese Namen für englisch (rainy = regnerisch), übersetzten sie in ihre Sprache und tauften See und Fluß Lac und Rivière des Pluies. Noch später kamen Engländer und übersetzten dies zurück in Rainy Lake und Rainy River.

(L. de Turenne, Quatorze mois dans l'Amérique du Nord.)

— Abbé Petitot, der wohlbekannte Indianer-Missionar und Erforscher des Mackenzie-Flußgebietes, ist neuerdings in das bisher noch von keinem Weißen besuchte Gebiet zwischen dem Peace River (Undschiga), dem Mackenzie-Flusse und dem Liard eingedrungen, hat dort mehrere große Flüsse, drei mächtige Seen und zwei dem Felsengebirge parallele Bergketten gefunden und ein Volk entdeckt, das zu dem Stamme der Etscha-Ottine gehört und nie mit den Weißen Verkehr gehabt hat. Ihre Haut ist fast so weiß, wie die von Europäern; sie haben regelmäßige Züge und eine fast kaukasische Leibesbeschaffenheit. Nur wenige besitzen sehr schief gestellte Augen, bei den meisten jedoch sind dieselben gerade, groß und sehr schön, wenngleich von eisiger Kälte. Weder in ihren Physiognomien noch in ihren Sitten haben sie irgend etwas Wildes; sie sind viemehr sanft, sehr fröhlich und haben eine fast weichliche Sprache; ihre Rede ist stets kurz, zerhackt, wie abgebrochen. Eine Eigenthümlichkeit,

welche Petitot bei keinem andern Stamme der Dénè gefunden hat, ist, daß die jungen Leute den Namen ihres Hundes führen, an welchen das patronymische Suffix tra d. i. „Vater" gehängt wird. Also: Vater eines Hundes! Ein höchst eigenthümlicher Ehrentitel in der That.

(Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris, Avril 1880.)

— Ueber Newfoundland, die älteste englische Kolonie — im Juni 1497 von John Cabot entdeckt, wofür derselbe von Heinrich VII. eine Belohnung von 10 Pf. St. erhielt —, macht ein Korrespondent der „Mail" (15. September 1880) einige Mittheilungen von Interesse. Die Bewohner der Insel kennen noch heutigen Tages nichts Wichtigeres, als die Fischerei, und sehen argwöhnisch auf jede Art Verdienst, der nicht aus dem Meere kommt. „Ein Acker See ist tausend Acker Landes werth" ist ihr Sprichwort. Durfte doch bis zum Jahre 1811 Niemand in der Hauptstadt St. John ein Haus bauen ohne schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs, und eine solche wurde niemals ertheilt, wenn nicht das Gebäude ausschließlich eingerichtet war, „um Fische zu pökeln, salzen, trocknen und verhandeln". Der ältere Pitt erklärte in einer seiner leidenschaftlichen Reden, daß diese Fischereien für das Königreich von solcher Wichtigkeit wären, daß man sie sich erhalten müßte, selbst wenn ein Feind schon den Tower besetzt hätte. Und die Neufundland-Fischerei zu beschützen und zu heben, ist während des verflossenen Jahrhunderts ein Hauptziel der englischen Staatsmänner gewesen; sie haben dermaßen danach gestrebt, aus der Insel lediglich eine Fischereistation zu machen, daß es fast wunderbar erscheint, wie dieselbe trotz dieser verkehrten Politik gediehen ist. Heutzutage aber ist der Betrieb der Fischerei prekärer und weniger lohnend als früher. Die Zahl der Armen ist bedeutend: die Bevölkerung von Neufundland nebst Labrador beträgt circa 180 000 Seelen, der jährliche Aufwand für Unterstützung der Armen aber 100 000 Dollars. Um die Zahl der Armen zu mindern und den Unbeschäftigten Arbeit zu geben, ist es nöthig, das an Ackerbauland und Mineralen reiche Innere der Insel zu erschließen, und deshalb ist der Bau einer Eisenbahn quer durch dieselbe beschlossen worden (s. oben S. 112), sehr zum Verdrusse einiger hervorragender Kaufleute, die in der Fischerei ihr ganzes Heil erblicken. Wie werthvoll aber die Minen Neufundlands sind, mag ein Beispiel zeigen. Vor fünf Jahren fing ein Mr. Ellershausen aus Nova Scotia an, eine Kupfermine auszubeuten, und heute nimmt Neufundland bereits die sechste Stelle unter den Kupfer producirenden Ländern ein. Er hat seinen Besitz jetzt für eine bedeutende Summe an Kapitalisten aus den Vereinigten Staaten verkauft. Bleigruben werden schon ausgebeutet; ferner giebt es sicher Nickel, sowie reichlich Gold und Kohle. Der Korrespondent kann sich keine bessere Kapitalsanlage denken, als die, in vernünftiger, vorsichtiger Weise den Bergbau in Neufundland zu heben. Fische und Erze sind jetzt die Hauptgegenstände der Ausfuhr. — Als Curiosa theilt er mit, daß Neufundland im letzten Jahre 27 Gallonen spanischen Rothweins nach — Spanien exportirte, 24 Dollars für Tödtung von Wölfen ausgegeben hat, und daß die berühmte, nach der Insel benannte Hunderace degenerirt und jetzt in besserer Qualität in Europa zu finden ist.

Südamerika.

— Dr. Crevaux ist im August zu seiner dritten Reise in Südamerika von Frankreich abgefahren. Er will von Colombien aus die Quellen des Rio Negro erreichen und denselben bis zum Amazonenstrome hinabfahren. Die Pariser Geographische Gesellschaft läßt jetzt seine Kompasaufnahmen der Flüsse Oyapock, Parn und Japura in großem Maßstabe konstruiren.

— Nach dem letzten Jahresberichte der „South American Missionary Society" beträgt die Einwohnerzahl von Feuerland etwa 8000. 3000 davon bilden den Stamm der Yahgans, welche in der Nähe der Missionsstation wohnen. 29 Grundstücke, von ½ bis ¾ Acre Größe, werden bereits von indianischen Familien bebaut; an einzelnen Stellen verwenden sie auf das Einzäunen und Beackern sogar besondern Fleiß. Auch der Viehstand nimmt durch Einfuhr allmälig zu; bis jetzt sind circa 60 bis 70 Stück im Besitze von Eingeborenen, welche unter dem Einflusse der Mission entschieden Fortschritte machen.

— Mr. Whymper berichtet in einem Briefe aus Guayaquil vom 13. Juli an die Royal Geographical Society (s. deren Proceedings, Septemberheft 1880, S. 570), daß er am 3. desselben Monats eine zweite erfolgreiche Ersteigung des Chimborazo ausgeführt hat. Während die erste von Süden stattfand, unternahm er die zweite von Nordwesten aus. Er brach mit seinen Begleitern um 5¼ Uhr Morgens von dem 15 950 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze auf, erreichte die Gipfel um 1 Uhr Nachmittags, verweilte daselbst 1½ Stunden und befand sich um 5 Uhr 10 Minuten wieder am Lagerplatze. Dieser Weg erwies sich als viel besser, denn der früher eingeschlagene. Während des Aufstieges nahm man einen starken Ausbruch des 60 engl. Meilen entfernten Cotopaxi wahr; derselbe begann um 5 Uhr 40 Minuten Morgens und um 1 Uhr fing Asche zu fallen an, so dick, daß der Gipfel des Chimborazo „wie ein gepflügtes Ackerland aussah". Zuletzt unternahm die Gesellschaft eine vollständige Tour um den Chimborazo in einer Höhe von 12 000 bis 15 000 Fuß. Vorher hatte Mr. Whymper den Carihuairazo bestiegen, eine Reise nach dem Altar gemacht und damit alle Unternehmungen ausgeführt, derentwegen er nach Ecuador gekommen war. Zur Zeit, als er den Brief schrieb, wurde er in Guayaquil festgehalten, weil ein Theil seiner im Innern gemachten Sammlungen, die aus naturwissenschaftlichen und namentlich mineralogischen Objekten und Alterthümern der Inka-Zeit bestehen, noch nicht angekommen war.

Vermischtes.

— Die Meeresuntersuchungen im Golf von Biscaya durch die wissenschaftliche Regierungs-Expedition auf dem französischen Staatsdampfer „Travailleur" (s. oben S. 64) haben sowohl hinsichts des Meeresgrundes als auch der ihn belebenden Fauna die interessantesten und überraschendsten Resultate geliefert. Die Vermessungen erwiesen, daß der Meeresgrund in besagtem Golf voller Gebirge ist mit hohen Bergen und tiefen Thälern. Um das Kap Peñas und Santander sind Tiefen, also Thäler, gefunden worden von 2700 Meter, und wieder Berge, welche fast bis zum Meeresspiegel emporragen. Die Thierwelt an Echinodermen, Calverien, Dysostern, Crustaceen, Seesternen u. s. w. ist in diesen Seethälern in staunenswerther Fülle vorhanden. Auch sind hier viele Arten dieser Seethiere aufgefunden worden, welche man längst für ausgestorben hielt, da sie nirgends mehr angetroffen wurden. Der berühmte Marseiller Professor Marion, welcher sich die Erforschung der Thierwelt des Meeres zur wissenschaftlichen Hauptaufgabe gestellt hat, befindet sich ebenfalls an Bord des „Travailleur" und hat für seine Arbeiten die reichste Ausbeute gemacht, welche besonders dazu dienen wird, die Fauna des Atlantischen Oceans mit der des Mittelländischen Meeres zu vergleichen.

(N.-Z.)

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. IX. (Mit sechs Abbildungen.) — F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln. I. — Die amerikanischen Tiefsee-Forschungen im Caribischen Meere. — Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Arktisches Gebiet. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 21. September 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 17.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)
(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

X.

Am frühen Morgen des 21. Juli empfing Harmand endlich den Besuch des Doi oder Kommandanten des Forts, eines schönen Annamiten mit ernstem, listigem Gesichte. Mit vieler Würde und in allerhand theatralischen Stellungen hielt ihm derselbe eine wohl einstudirte Rede, welche darauf hinauslief, daß er zunächst an den tri-hüyen in Cam-Lô berichten müßte, worauf Harmand in nicht weniger würdiger Weise erklärte, daß er seinen Willen durchsetzen werde, daß der Doi als Annamite die Franzosen gewiß kenne, daß er Eile habe; wenn er sofort Träger erhielte, wolle er eine Silberbarre daran wagen. Das Gesicht des Beamten zitterte vor Habgier, denn eine Barre im Werthe von etwa 100 Franks ist dort zu Lande ein seltenes Fressen; gleichzeitig aber fürchtete er, von seinen Untergebenen der Pflichtvergessenheit beschuldigt zu werden. Oeffentlich wollte er das Geld nicht annehmen, und das war es gerade, worauf der Reisende bestand. Nach langem stummem Kampfe überwand er endlich seine Besorgniß und öffnete resignirt seine Betelbüchse, in welche Harmand die Barre mit hörbarem Geräusch hineinfallen ließ; dann entfernte er sich, während auf den Gesichtern seiner Begleiter ein höhnisches Lächeln spielte.

Den nächsten Tag wurde der Reisende noch durch Fieber festgehalten; am folgenden (23. Juli) gegen Mittag aber fanden sich ein Dutzend Träger ein. Das waren zwar zu wenig; aber in seiner Ungeduld, vorwärts zu kommen, übergab er dem Pu-Thay-Häuptling des Deportirten-Dorfes fünf versiegelte Kisten mit der Weisung, sie ihm so bald als möglich nachzuschicken, und brach auf.

Der Pfad wird sofort sehr schwierig, führt zuerst über einige Hügel und dann am Abhange von Bergen hin, von denen aus man eine prächtige Aussicht hat, die noch viel schöner gewesen wäre, wenn es nicht schrecklich geregnet, geblitzt und gedonnert hätte. Nach allen Richtungen hin steigen Berge auf in solcher Menge und solchem Wirrwarr, daß es Harmand unmöglich war, über ihre allgemeine Anordnung und Richtung sich klar zu werden. Er begegnete zahlreichen Moïs (Wilden), die mit Lanzen und großen, langgriffigen Säbeln bewaffnet waren; sobald sie aber dem Fremden näher kamen, schlüpften sie gewandt in die Büsche und verschwanden darin wie Gespenster, ohne daß auch nur ein trockener Zweig gekracht hätte. Gegen 5 Uhr Abends gelangte man nach dem Dorfe Lang-Tun, wo der Hüyen residirte. In der Pagode desselben kehrte Harmand ein; sie enthielt keine Buddhabilder, geschnitzte Kanzeln und gelbröckige Bonzen, wie diejenigen in Laos; auf dem gestampften Fußboden standen mit Matten bedeckte Feldbetten und in der Mitte des Raumes als Altar ein kleiner Tisch mit zwei gedrechselten hölzernen Leuchtern und einer bronzenen Kohlenpfanne.

Bald stellte sich auch der Hüyen ein, ein junger Mensch mit feinem, jesuitischem Gesicht, von fast weißer Hautfarbe und unmäßig langen Nägeln; er ist offenbar von guter Familie, muß aber irgend eine administrative Missethat auf

dem Gewissen haben, sonst wäre er nicht auf diesem Posten in den ungesunden, wilden, verrufenen Gebirgen. Es entspann sich zwischen ihm und Harmand ein langes Gespräch, in welchem jeder den andern abwechselnd einzuschüch-

Haus eines reichen Annamiten.

Vorderseite eines Hauses eines reichen Annamiten.

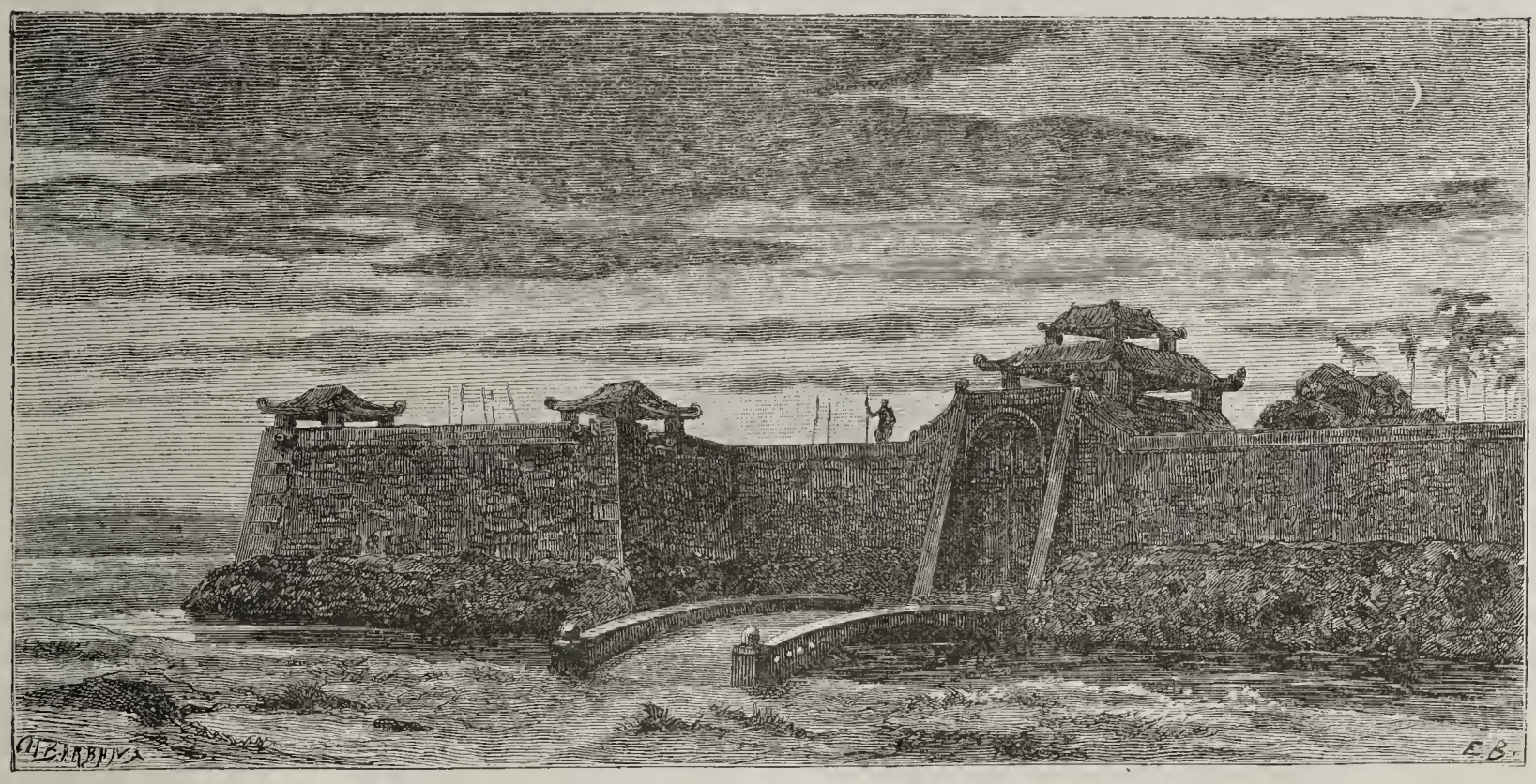
tern, zu täuschen und zu verlocken suchte. Die Annamiten waren aber der festen Ueberzeugung, daß die Ankunft des Franzosen auf so ungewöhnlichem Wege nur höchst wichtige politische Gründe haben könnte, eine Ansicht, von welcher

sie alle Betheuerungen Harmand's nicht abzubringen vermochten. Er erlangte zwar von dem Hüyen das Versprechen in zwei Tagen abreisen zu dürfen, wurde aber trotz eines reichen Geschenkes hier länger aufgehalten, als er erwartet hatte.

Diese Gegend scheint übrigens ihren Ruf der Ungesundheit vollauf zu verdienen; denn nicht nur Harmand, sondern auch sein intelligenter annamitischer Diener Tay litten hier stark am Fieber. Wie ihm mitgetheilt wurde, schienen die Annamiten in letzter Zeit ihre Ansprüche auf das Thal des Se-Bang-Hieng kräftiger zu verfolgen: sie haben in den Moï-Dörfern der Umgegend 2000 Soldaten zu stehen und errichten Befestigungen auf den Berggipfeln; auch ist das Fu Cam-Lô und das Hüyen Lang-Tung ganz neuen Ursprungs. Harmand betrachtet das alles nur als eine gute Vorbereitung für die unvermeidliche Herrschaft der Franzosen, welche diese Länder ihrer jahrhundertelangen Lethargie entreißen wird.

Die Annamiten in diesem Gebirgslande sind religiöser oder besser abergläubischer, als alle anderen, die Harmand je kennen gelernt; Tag für Tag kamen sie in Schaaren zur Pagode, opferten und knieten vor dem Altar nieder. Auch der Hüyen und ein Schulinspektor, der gerade anwesend war, warfen sich alle Augenblicke zu Boden, bald drinnen in der Pagode, bald draußen unter einem in die Erde gesteckten Sonnenschirme. Offenbar haben sie von den Sitten der Moïs etwas angenommen.

Der Gouverneur (Hüyen) spielte ein falsches Spiel; auf seinen Befehl verkauften die Leute dem Fremden keine Lebensmittel mehr. Allein in der Umgegend gab es Pfauen und Turteltauben genug, und seine Flinte schaffte bald Rath. Niemand wollte ihm ferner Auskunft geben über den nach Cam-Lô führenden Weg; aber bei seinen Streifereien in der Umgegend fand Harmand bald heraus, daß es nur der am besten im Stande gehaltene sein könnte. So verstrich der 27. Juli. Am 28. kam die Nachricht aus Cam-Lô,



Das Fort von Cam-Lô.

daß sich am nächsten Morgen 4 Elephanten und 20 Soldaten einfinden würden, um den Reisenden dorthin zu geleiten. Aber wer nicht kam waren Elephanten und Soldaten. Harmand versiegelte also kurz entschlossen seine Kisten, machte den Hüyen mit seinem Kopfe für deren Inhalt, welcher Eigenthum der französischen Regierung sei, verantwortlich und brach dann in Gesellschaft eines Dieners auf, als Proviant nur eine Büchse Sardinen in der Tasche mit sich führend. Der Annamite Tay, der heftig am Fieber erkrankt war, blieb nebst dem Koch beim Gepäck zurück. Der Weg war reizend und führte zunächst durch einen schönen Wald, durch welchen vor Zeiten eine breite Straße geschlagen worden war, von welcher nur wenige Spuren übrig geblieben waren. Nach etwa zwei Stunden überschritt Harmand den letzten Zufluß des Me-không und eine viertel Stunde später erblickte er am Grunde einer tiefen Schlucht einen vielfach gewundenen Fluß, welcher in der entgegengesetzten Richtung nach dem Chinesischen Meere zu floß. Es war der Nau-Quan. Indessen war noch die große Gebirgskette, deren dunkelblaue Spitzen in der Ferne sichtbar waren, zu überschreiten; jener Fluß mußte dieselbe in einer tiefen Thalspalte durchbrechen.

Gegen Abend begegnete er einer Schaar von Wilden, welche bei seinem Anblicke so erschraken, daß sie ihre Waffen fortwarfen und sich auf die Knie stürzten, und erreichte ein niedliches Moï-Dorf, wo er zu seiner Ueberraschung dieselbe Art von Hütten fand, wie früher einmal weit im Süden und auch bei Attopeu: die Wände derselben stehen schief, anstatt senkrecht, und die Balken sind in sonderbarer Weise geschnitzt. Die armen Bewohner empfingen und bewirtheten ihn nach besten Kräften. Am nächsten Morgen durchstreifte er jagend die Umgegend und sammelte schöne Pflanzen; das Land ist herrlich und hätte ihn sicher zu einem mehrtägigen Aufenthalte veranlaßt, wenn ihn nicht der Mangel an Lebensmitteln weiter getrieben hätte. Der Weg führte dann steil hinab in ein enges Thal, welches der jetzt zu einem stattlichen Strom gewordene, an 100 m breite und prächtig klare Nau-Quan, zahlreiche Stromschnellen bildend, durchfließt. Er bot hier einen herrlichen Anblick dar, wie er zwischen zwei Bergreihen dahinströmt, die eine abgerundet und kahl, die andere mit steilen Abhängen und mit schönen Bäumen bedeckt, die sich in den Fluthen spiegelten, und auf denen sich, riesigen Blumen gleich, Pfauen im Sonnenglanze wiegten.

In einem nahen Dorfe machte er Halt. Die Wilden dort trugen eine Art ärmelloser Jacken aus der verfilzten Rinde von Antiaris toxicaria, jenem berühmten Baume, über welchen ähnliche Fabeln im Umlaufe sind, wie über den amerikanischen Manzanillo-Baum.

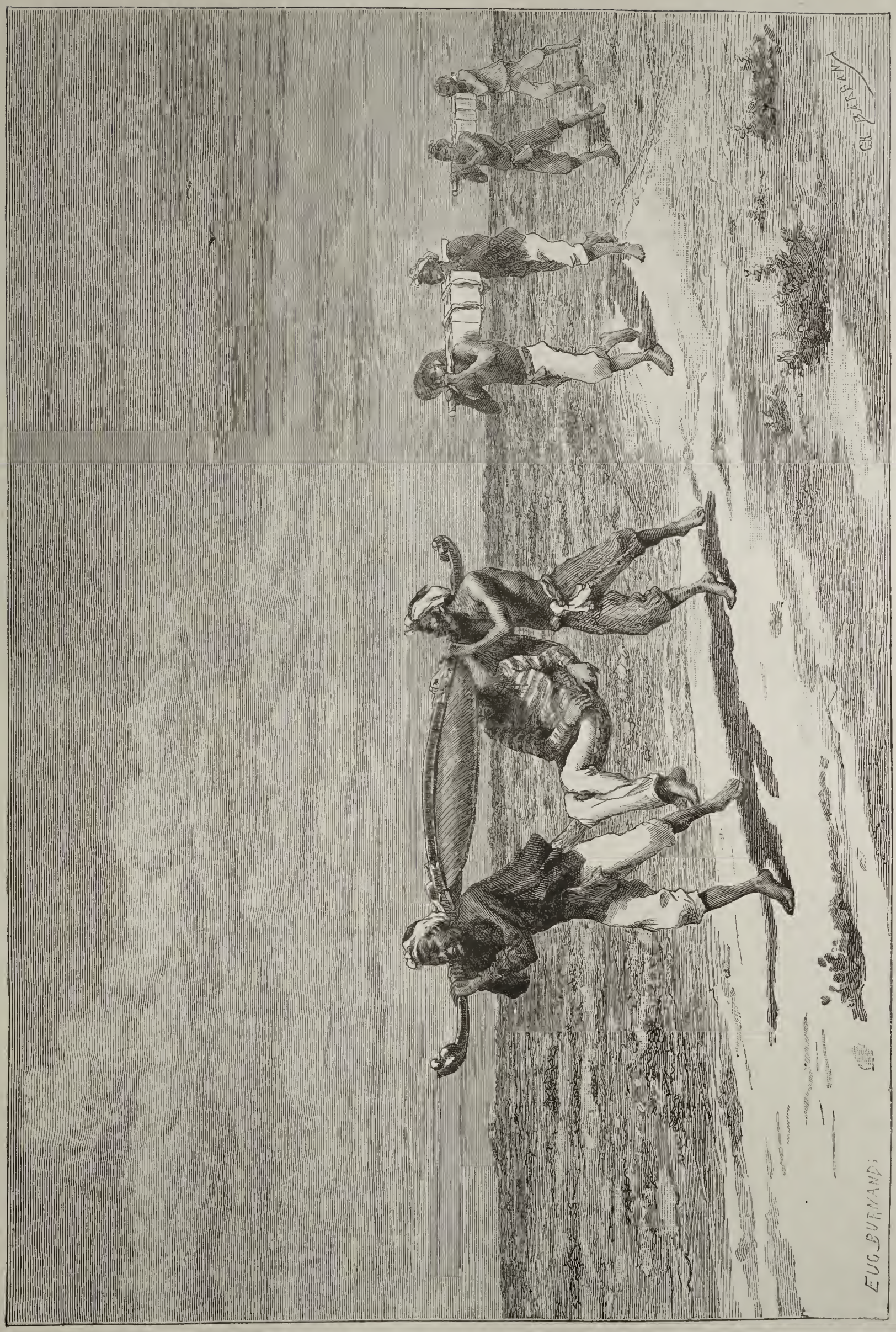
Von dort wollte der Reisende eben aufbrechen, als ein Bote kam und ihm die Ankunft der Elephanten und der Eskorte meldete. Es waren ihrer zwei Thiere, welche, da sie von den Annamiten zwei- bis dreimal so stark beladen werden, als von den Laos, das gesammte Gepäck trugen. Außerdem waren noch zahlreiche Träger dabei. Der Annamite Tay befand sich in besorgnißerregendem Zustande; bewußtlos lag er in einer von zwei Männern getragenen Hängematte.

Der Weg führte anfangs am linken Ufer des Nau-Quan abwärts; dann floß letzterer nach O.-S.-O. und trat in ein breites, prachtvoll angebautes Thal, während Harmand zuerst mehrere fast trockene Flüsse, deren Bett, soweit der Blick reichte, mit großen Rollsteinen erfüllt war, und darauf eine Kette steiler, baumloser, mit Mais bebauter Berge überschritt und dann in eine Art weiten Circus hinabstieg, wo er in dem Moï-Dorfe Taniang übernachtete. Dort befand er sich am Fuße der großen annamitischen Gebirgskette, und eine weitere Tagereise brachte ihn in ein civilisirtes Land. Bald hinter Taniang steigt der Weg an zu einem nur 250 m hohen Passe, welchen zu beiden Seiten, namentlich aber zur Linken, Felsgipfel von wenigstens 1200 bis 1500 m Höhe überragen. Jenseit des Passes senkt sich das Terrain,

Besuch des Mandarinen von Cam-Lô.

steigt wieder an und bleibt zunächst noch sehr coupirt; der Führer leitete den Reisenden durch ein wahres Gewirr unaufhörlich auf- und absteigender Pfade, welche sich meist in Schluchten voller Geröll hinzogen. Der alles bedeckende Wald macht es vollends unmöglich, sich hier zurecht zu finden. Endlich erkletterte man einen letzten hohen Berg mit schlüpfrigem Thonboden, und nun lag Annam vor ihren Augen, trocken, ohne Bäume, überall angebaut, ein merkwürdiger Gegensatz gegen das Land im Westen. Es war das erste Mal, daß ein Europäer, vom Laos-Lande kommend, dieses Gebirge überschritt. Wie mit einem Zauberschlage war nun alles vollendet, die Natur wie die Menschen, der Boden wie die Ackerbauer. Drüben im Westen ein wildes, mit Wald bedecktes, regenreiches Land, wo die Bestellung des Bodens in den ersten Anfängen liegt, hier in Annam ein sonnenbeschienenes Land voll Reisfelder, Batatenpflanzungen, Maulbeerbäume, Ricinus und Mais, wo überall Menschen graben, hacken, Wasser tragen; dazwischen zerstreute Dörfer im Schatten von Kokos- und Arekapalmen. In der That, der Abstand zwischen europäischer und annamitischer Civilisation ist sehr groß; aber ganz gewaltig ist er zwischen derjenigen der Annamiten und der Laos.

In einem hübschen Dorfe machte Harmand Halt und fand freundliche Unterkunft bei einem Notabeln, welcher ein hübsches Haus mit jenen kunstreich geschnitzten Balken und Zwischenwänden bewohnte, wie sie die Annamiten so hoch schätzen und ihren Gästen mit solchem Stolze zeigen. Die Dörfer dieser Gegend bauen in Menge die ölreiche Baukulnuß (Aleurites triloba), von welcher große Haufen vor den Häusern zum Trocknen lagen. Ueber Hügelland, bei



Reise im Palankin über die Dünen.

einigen Eisengruben vorbei erreichte man noch an demselben Abend das Fort und Dorf Cam-Lô, wo eine drängende, sich stoßende Menschenmasse schon auf den Anblick des waghalsigen Fremden, der das so gefürchtete Laos durchzogen hatte, wartete. Ihr Verhalten zeigte jedoch keine Spur von Feindseligkeit. Gleich zu Beginn des Ortes empfingen ihn einige besser gekleidete Leute und Soldaten, um ihn zu dem für ihn bestimmten Hause zu führen. Denn in Annam giebt es keine salas, wie in Kambodja und Laos, sondern der Fremde wohnt bei den Einwohnern, wenigstens in den kleineren Orten. In Cam-Lô nun wollte man ihn bei dem Arzte einquartieren; er aber weigerte sich dessen, da diese Leute in Annam in sehr geringer Achtung stehen, und zwar mit vollem Rechte. So führte man ihn denn in das feinere Haus eines Mandarinen, welcher sich zur Inspektion von Schulen auf Reisen befand. Am folgenden Tage langte auch das Gepäck an; der fieberkranke Tay war auf dem Wege der Besserung und genas nach einigen Tagen.

Da die neugierige Menge dem Reisenden ziemlich lästig fiel, so luden ihn der Befehlshaber des Forts und der Fu (Civil-Gouverneur) ein, in das Fort überzusiedeln. Er aber lehnte dankend ab, damit es nicht aussähe, als suche er ihren Schutz, suchte seine Uniform hervor und machte die nöthigen Besuche. Die Soldaten im Fort, welches in gutem Zustande und mit etwa einem Dutzend Kanonen bewehrt war, standen unter Waffen, sei es aus Vorsicht, sei es zum Prunk, und das Tamtam ertönte mit Gewalt. Der Kommandant (quan schanh), ein alter, weißbärtiger Mann, dem Jedermann, vom Fu abwärts, aufs Wort gehorchte, empfing den Franzosen kalt, fast unhöflich; als aber dieser ihm mit gleicher Münze diente, änderte er seine Taktik und fing zu schmeicheln an. Nun wurde auch Harmand versöhnlicher und überreichte ihm zuletzt als Geschenk eine schöne Dose in Galvanoplastik, wofür er Körbe mit Reis, Früchten und Kuchen und zuletzt auch die Zusage erhielt, daß er, wann er wünschte, Transportmittel bis Quang-Tri, der Hauptstadt

Die Mission Bo-Liën.

der Provinz, erhalten solle. Am nächsten Tage erwiderte der Quan Schanh den Besuch unter großem Ceremoniell; unter Geschrei und Tamtamklang, unter Vorantritt von Lanzen- und Fahnenträgern und von seinen Schirmhaltern gefolgt, hielt er mit großer Würde seinen Einzug. Gar zu gern hätte er den Inhalt von Harmand's Kisten, die er voll Waffen glaubte, näher untersucht; da aber dieser nicht darauf einging, sah er sie genau von außen an, wechselte einige nichtssagende Phrasen, grüßte nachlässig und verschwand mit möglichster Majestät.

Am 4. August ging es weiter, und zwar auf einer wirklichen Straße mit Seitengräben und Brücken, auf welcher Boten und eilige Couriere zu Pferde (tram) verkehren, welche ihre Depeschen in versiegelten Bamburöhren über die Schulter gehängt haben. Anfangs führte der Weg durch Reis- und Ackerfelder bis zu einem Posthause an der großen Straße von Hüë nach Tong-king, wo gefrühstückt wurde. Nachmittags jedoch waren Dünen blendend weißen, glühenden Sandes zu überschreiten, so daß Harmand zu dem Palankin seine Zuflucht nahm. Es ist das eine kurze Hängematte, oben mit einem Dache und Vorhängen versehen, welche von zwei Leuten an einer langen Stange auf der Schulter getragen wird. Dieselben bewegen sich stets im Laufschritte und vermögen bei erträglichem Boden darin Erstaunliches zu leisten. Angenehm ist diese Beförderungsweise nicht. An der Straße lagen zum Glück zahlreiche Gasthäuser, wo der Reisende seine von Schweiß triefenden Träger für wenig Geld mit Thee, Reisbranntwein und allerlei Eßwaaren regaliren konnte.

Die Gegend ist ziemlich eben, trocken, kahl und einförmig; aber überall, wo ein wenig Feuchtigkeit vorhanden ist und sich während der Regenzeit Wasser ansammelt, ist der Boden sorgfältig bestellt, leider nur mit Reis, anstatt mit sogenannten Kolonialfrüchten, für deren Anbau das mittlere Annam sich vorzüglich eignet, und deren Ausbeute zugleich durch die zahlreichen, meist bis an den Fuß des Gebirges schiffbaren kleinen Flüsse sehr leicht gemacht wäre. Dort, wo die Straße diese Flüsse kreuzt, sind Fähren stationirt, welche den Personenverkehr ohne Bezahlung vermitteln. Gegen Abend überschritt Harmand den ansehnlichen Fluß Da-Hân, welcher einen lebhaften Handelsverkehr vermittelt, und erreichte Quang-Tri, dessen Fort mit seinen langen,

rothen Mauern, seinen monumentalen, von Wachthürmen überragten Thoren und mächtigen Getreidespeichern schon von weitem sichtbar war. Nach mancherlei Förmlichkeiten und Umständlichkeiten wurde ihm hier ein Brief des französischen Geschäftsträgers Philastre in Hüë übergeben, worin ihn derselbe aufforderte, da seine Reise ohne Zustimmung der annamitischen Regierung(!) unternommen sei, Europäer aber kein Recht hätten, in Hüë sich aufzuhalten, sich nach Tong-king zu begeben, d. h. ohne Kleider, Schuhe oder irgend welche Vorräthe halb Annam von Süden nach Norden zu durchwandern. Während die annamitischen Mandarinen seine Reise unterstützten, suchte sie ein französischer Beamter zu unterbrechen! Harmand schrieb sofort an den Geschäftsträger und setzte ihm seine Lage und die Unmöglichkeit, seiner Anweisung Folge zu leisten, auseinander, wandte sich auch gleichzeitig an die im Lande wohnenden französischen Missionäre und bat um ihre Unterstützung. Schon am folgenden Tage (5. August) trafen von verschiedenen Seiten ihrer zwei, die Patres Mathey und Patinier, ein, glücklich, einem Landsmann zu begegnen und von diesem nicht minder freudig begrüßt. Mit ihnen wurde verabredet, daß Harmand in der nicht weit gegen Norden gelegenen Mission Bo-Liëu die Antwort des Geschäftsträgers abwarten solle. Dort brachte er etwa eine Woche zu. Er versuchte zwar auf die Jagd zu gehen; aber die Neugier und Zudringlichkeit der Eingeborenen wurde ihm so lästig, daß er zuletzt den Garten seiner Wirthe nicht mehr verließ und sich die Zeit damit vertrieb, daß er mit ihnen über ihre Aussichten und Sorgen plauderte. Die Mission besteht aus zwei Häusern, deren eines in europäischer Weise eingerichtet ist, und einer kleinen Kapelle, in welcher sich jeden Sonntag eine ansehnliche Schaar Gläubiger versammelt. Der Tisch war nicht gerade reich besetzt, und es gab nicht einmal Brot, dafür aber einige Gläser Abendmahlwein und vorzüglichen Ananaswein inländischer Fabrikation. Aber war es doch schon nichts Geringes für Harmand, an einem Tisch, auf einem Stuhl zu sitzen, ein Tischtuch vor sich und wohlwollende Menschen, mit denen er französisch reden konnte, ohne sie betrügen zu müssen oder von ihnen betrogen zu werden!

Am 12. August verließ er die Mission, nachdem die Erlaubniß zur Weiterreise eingetroffen war, in Begleitung von 20 Mann Eskorte. Die Umgegend von Quang-Tri ist noch sehr bevölkert und gut angebaut, namentlich mit Baumwolle. Bald darauf aber beginnen wieder Sanddünen, welche sich fast bis an das Gebirge ausdehnen und den Reisenden zum Besteigen des Palankin nöthigten. Am Abend des 13. August führte ihn eine Barke über den Fluß von Hüë, wenige Minuten später begrüßte ihn sein Kollege, der Dr. Mondière, und nach einigen Tagen kehrte er auf der „Antilope“ nach Saigon und von dort nach Frankreich zurück.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Ungersberg. Climont.

Die französischen Erforscher der Sahara haben die einzelnen Felsen und Bergmassive von Sandstein, welche von der heutigen Bodenfläche der Wüste aufragen, témoins genannt, Zeugen nämlich für die frühere Höhe des Wüstenbodens, welcher hauptsächlich in Folge der Einwirkung von Temperaturunterschieden und Luftströmungen allmälig verwitterte und jene Felsen und Berge als letzte Ueberbleibsel zurückließ. Mit diesen Témoins der Wüste können wir nun eine ganze Reihe unserer Vogesenberge vergleichen, alle die nämlich, welche als letzte Reste jener alten Sandsteinbedeckung, die zur Zeit der Hebung der Vogesen die Gesammtausdehnung des Gebirges überlagerte, bis auf die heutige Zeit übrig geblieben sind. Nun hat freilich bei unseren Bergen die Fortwaschung durch das atmosphärische Wasser weitaus die größte Rolle gespielt, anders wie bei jenen Témoins der Wüste, deren Umgebung fast nur durch Einflüsse der trockenen, windbewegten Atmosphäre zertrümmert und fortgeführt worden ist. Daher ist auch die Gestalt beider Gebilde höchst verschieden. In der Wüste schroffe, fast würfelförmige, wenig im Einzelnen zerlegte Bergmassen, oder einzelne spitze, mehr oder weniger säulenförmige Ueberbleibsel; bei uns breite ins Gesammtmassiv eingeschnittene Thäler, mit Böschungen von verschiedener Steilheit bei plateauartigen Rücken, kegelförmige Gipfel u. s. w. In den Kreis dieser Zeugen der Vogesen gehört aber insofern auch der Donon, als er mit seinen nächsten Nachbarn, dem kleinen Donon und Kelberg und gewiß auch mit dem Noll und Schneeberg, bei der ersten Hebung ein zusammenhängendes Plateau bildete, welches sich allmälig nach Norden senkend in das heutige Nordplateau der Sandsteinvogesen überging: es wurde vielleicht schon durch die Hebung gespalten, jedenfalls aber durch den Einfluß des Wassers zu derjenigen Gestalt ausgearbeitet, in der wir es heute finden.

Ferner gehören zu diesen Ueberresten der alten Vogesendecke die Sandsteinberge, welche nord- und ostwärts den zweiten Haupttheil der Vogesen, das Hochfeld, umsäumen. Dieser Gebirgstheil, weit minder ausgedehnt als die nördlichen und südlichen Vogesen, wird eigentlich nur von einem gewaltig emporgewölbten langgezogenen Granitrücken gebildet, der schroff sich aus dem Weiler-Thal erhebt, in lang eingeschnittenen Thälern dagegen zum Breuschthal und in die Ebene abfällt. Der Rücken selbst ist öde, kahl, moorig, völlig reizlos; auch von der Ebene aus gesehen macht der lange, ungegliederte, mächtige Höhenzug einen recht eintönigen, wenig anlockenden Eindruck. Ringsherum aber ist dies Granitmassiv überdeckt von Sedimentgesteinen, welche sich noch vor seiner Hebung auf ihm abgelagert, im Süden von den devonischen Schiefern des Weiler Thales, im Westen, Norden und Osten hauptsächlich von buntem Sandstein. In diese übergelagerten Gesteine sind nach den drei letztgenannten Himmelsgegenden die Thäler eingefurcht, durch welche man zum Hochfeld emporsteigt; die Südseite mit ihren steil

aufgerichteten Schiefern zeigt eine weiter ausgearbeitete Thalbildung nicht, ein Umstand, der nicht ohne Interesse ist. Auch eine Reihe heutzutage isolirter und nicht unbedeutender Gipfel gehören diesen aufgelagerten Sedimenten an, eben jene Témoins, welche das Hochfeld umsäumen: der Hahnenberg, Girbaden, der Dreispitz, der Heidenkopf und der Odilienberg bis zur Bloß und dem Kienberg; sodann ganz vereinzelt im Süden neben einigen ganz kleinen Sandsteinrücken der Hoch-Ungersberg (904 m). Daß dieser Gipfel wieder besonders merkwürdig ist, lehrt schon jeder Blick von Straßburg oder überhaupt vom Osten auf die Vogesen: denn überall zeigt sich der Ungersberg durch Gestalt und Lage gleich ausgezeichnet. Er ist der südlichste der scharf markirten Höhen, welche am Ostrand des mittlern Theiles der Vogesen aufragen, und gleich südlich von ihnen folgt eine bedeutende Senke, der Ausgang des Weiler und des Leberauer Thales, denn der Altenberg (864 m), der beide trennt, liegt etwas weiter vom Rande des Gebirges zurück. Auch der Aufbau des Ungersberges ist merkwürdig und ebenso charakteristisch wie der des Donon. Auf einer breitgewölbten Unterlage von Rothliegendem, deren Fortsetzung, rundliche, immer niedrigere Hügel, durch Wasserläufe von einander getrennt, südlich von dem schönen, regelmäßig gebildeten und herrlich grünen Thal von Reichsfelden bis an den Rand des Gebirges ziehen, auf dieser breitgewölbten Unterlage erhebt sich aus der Höhe von etwa 450 m die aufgesetzte Buntsandsteinmasse als breite Pyramide mit steiler Böschung, deren Gipfelhöhe, ziemlich spitz kegelförmig, namentlich steil von Nordwesten her aufsteigt. Die Unterlage des Berges, das Rothliegende, ist auf der Ostseite unbewaldet: mit dem Sandstein beginnt der schöne Laubwald, der bis zur höchsten Spitze den Berg einhüllt; nur diese letztere, ein schmales, blocküberschüttetes Plateau, ist bis auf mäßig hohes Buschwerk und einzelne Tannengruppen frei und gewährt von der Spitze der einzelnen Blöcke eine oder vielmehr verschiedene außerordentlich schöne Aussichten, so daß die Besteigung des Berges, welche bei der großen Steilheit der Sandsteinpyramide zuletzt beschwerlich genug ist, sehr reich belohnt wird.

Nach Osten zu sieht man weit ausgedehnt die herrliche Ebene und über den Rhein den Schwarzwald, dicht im Vordergrund, die Ausläufer des Gebirgs bildend, jene Hügel des Rothliegenden, nördlich aber vom Reichsfelder Thal einen ähnlichen, ebenfalls unbewaldeten Hügel, nur länger gestreckt, steiler, den Eichelberg, dessen Spitze (411 m) wieder aus Buntsandstein gebildet ist und ziemlich genau zu jener Höhe stimmt, bei welcher die Sandsteinbedeckung des Ungersberges ihren Anfang nimmt. Natürlich übersieht man auch im Osten, Norden und Westen die Hauptberge des Hochfeldmassivs und hier ist für die Kenntniß des ganzen heutigen Aufbaues des Gebirges der Höhenzug von Interesse, welcher vom Champ du Feu, dem höchsten Rücken des Hochfeldes, genauer vom Hochwald zum Sockel des Ungersberges hinzieht, und den man namentlich deutlich erkennt, wenn man vom Ungersberg auf der Westseite ins Weiler Thal hinabsteigt. Hier zeigt sich denn auch sehr deutlich, daß die Thäler, welche von jenem Rücken sich südwärts öffnen und schließlich in das Weiler Thal einmünden, durchaus nur Erosionsthäler sind, und wir können diese Behauptung gleich hier auf alle Thäler ausdehnen, die vom Hochfeldmassiv nach irgend einer Seite herabsteigen. Auch das Champ du Feu sieht man direkt vom Ungersberg; sein hoher Rücken schließt den Blick nach Nordwesten ab. Weitaus den interessantesten und schönsten Eindruck aber empfängt man von der Aussicht im Süden und Westen. Im Süden sehen wir über die nächsten Vorberge hin das Weiler Thal und jenseits mauergleich, aber in herrlicher Gliederung, die nördlichste Wand der Granitvogesen aufragen, den Zug, welcher das nördlichste Thal derselben, das Leberau Thal, nördlich abschließt, und darüber hinaus eine Reihe von Gipfeln des südlichen Gebirges, welche wir zum Theil noch genauer kennen lernen wollen. Diesem Nordzug folgen wir mit dem Blick weithin nach Westen, indem wir ihn durch das Weiler Thal begleiten, welches durch den im Hintergrund aufragenden Climont abgeschlossen wird. Man übersieht also vom Ungersberg am genauesten das Hochfeld und die nördlichsten Südvogesen; der dritte Theil des Gebirges, das Sandsteinplateau des Nordens, zeigt sich zwar noch, allein zu fern, zu versteckt, um charakteristisch wirken zu können. Aber gerade durch seine Stellung zwischen den beiden südlichen Haupttheilen der Vogesen wird der Ungersberg sehr lehrreich: wir übersehen hier eins der merkwürdigsten Vogesenthäler, das Thal von Weiler, welches die Nord- und Mittelvogesen von den Südvogesen trennt. Schon der Anstieg vom Ungersberg, mag man nun westwärts etwa über Erlenbach oder von der Südseite des Berges her in das Weiler Thal eintreten, ist landschaftlich außerordentlich schön und wissenschaftlich belehrend genug: für uns genüge die Betrachtung, daß wir die gleichen Verhältnisse wie am Donon wieder finden, die Quellenzone da, wo unter dem Sandstein das Rothliegende beginnt, den viel schrofferen Abfall des Berges nach der einen (beim Ungersberg nordwestlichen) Seite, die Eintönigkeit der Sandsteinflora u. s. w. Das Thal selber verläuft in älteren Gesteinen als der Buntsandstein; es ist für die geographische Betrachtung ebenso interessant als für den Touristen lohnend. Der letztere wird es schon nicht unangenehm finden, daß er in Weiler selbst, in der Post, vortrefflich aufgehoben ist; und so kann er, wenn er Nachts dort ausgeruht hat, mit frischester Kraft am Morgen zum Climont aufbrechen. Obgleich das Thal auf den Karten wenig hervortritt, denn es ist nicht sehr breit, und obgleich es ferner fortwährend ansteigt (Weiler 271 m, Steige 360 m, Straße nördlich vom Climont 597 und 585 m, Saales 558 m nach der französischen Generalstabskarte), so bildet es doch einen höchst bequemen Uebergang nach Frankreich, über Saales, wo es auch mit dem Breuschthal in bequemster Verbindung steht, nach Provenchères und St. Dié.

Die Straße, welche von Saales nach letztgenanntem Städtchen führt, ist vortrefflich und auch landschaftlich von hoher Schönheit, obwohl der Westabhang der Vogesen, auf welchem sie sich in das Meurthethal herabsenkt, weit minder großartig gestaltet ist, als die Ostseite des Gebirges. Diese Verbindung beider Länder wird hier deshalb so bequem, weil hier eine höchst merkwürdige Senke die Vogesen durchquert: der Südzug der Vogesen endet, indem er plötzlich direkt südlich vom Climont nach Osten umbiegt; der mittlere Theil des Gebirges, das Hochfeld, beginnt erst jenseits des Weiler Thales, und die Nordvogesen erst jenseits des Breuschthales. Beide Thäler würden breit geöffnet sein nach Frankreich, wenn nicht gerade hier der Climont läge, wenn nicht vom Climont eine Bodenschwelle südlich von Saales herziehend das Breuschthal schlösse. Ueber sie, welcher zwei höhere Berge, der Labatteux (709 m) und Voyemont (804 m), gleichsam aufgesetzt sind, verläuft daher die neue deutsch-französische Grenze, indem dieselbe hier von dem Kamm der Südvogesen überspringt auf den bei St. Dié beginnenden Zug der Nordvogesen. Sie läßt also in ihrem plötzlichen beinahe rechtwinkligen Abbiegen die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse dieser Gegend klar erkennen. Am Ostende des Thales (zugleich auch vor der Mündung des Leberauer Thales, welches durch seinen Bergbau berühmt war und ist) liegt das früher so bedeutende Schlettstadt, welches diesen Uebergang nach Frankreich, den bequemsten, welchen die Vogesen überhaupt aufweisen, von deutscher Seite aus vertheidigen sollte.

Die Straße zieht im Weiler Thal an dessen Nordseite hin und jenseits Weiler steigt direkt über ihr in außerordentlich schroffem Anstieg und nur von wenigen südlich geöffneten und nicht sehr ausgedehnten Thälern unterbrochen die Südseite des Hochfeldes empor, welche hier ganz aus jenen alten, steil aufgerichteten Schiefern gebildet ist. Daher liegen die landschaftlich schönen Partien auf der Südseite der Straße. Hier sinkt das Thal tief unter die Höhe derselben hinab und man sieht über die schönsten Wiesengründe, über ein wechselndes Hügelland hin, welches nach Westen höher ansteigt, stets aber aufs Herrlichste von dem dunkelernsten Climont überragt wird. Es ist dieser kleine Hügelzug der Honil, der zwar vom Climont durch ein ziemlich tiefes Thal getrennt ist, dennoch aber als die Vorberge desselben aufgefaßt werden kann, da er aus demselben Material wie der Grundsockel des Climont, aus den schon erwähnten Schiefern gebildet und ihm ferner nach jenem Hauptberge hin einige kleine stumpf-kegelförmige Gipfel aufgesetzt sind, welche denselben gleichsam vorbilden, indem sie ebenfalls auf ihrer Schieferunterlage einen Kopf von Rothliegendem, zum Theil auch von Buntsandstein tragen. Die Lage des Honils, der in zwei Arme, beide ostwestlich gerichtet, zerfällt, ist sehr merkwürdig; er ist eingeschoben, wenn wir Climont, und die Bodenschwelle, welche Labatteux und Voyemont sowie nordwärts den Hügel La Fraize trägt, mit zu ihm rechnen, zwischen die drei Haupttheile der Vogesen, die hier sich nähern, ohne sich zu berühren. Das Weiler Thal und seine Straße sahen wir nach Westen zu fortwährend ansteigen: es steigt an zu jener Bodenerhebung, welche die genannten Berge trägt und die drei Vogesentheile, namentlich aber die Südvogesen und das Hochfeld, zugleich geologisch trennt und orographisch verbindet. Ihre größte Höhe hat sie nördlich vom Climont, wo sie bis zu 597 m aufsteigt, und diese Höhe behält sie im Wesentlichen bis nach Saales (558 m) bei. Sie ist so bedeutend, daß sie zur Wasserscheide zwischen Gießenbach (Weiler Thal), Breusch und Fave (Meurthe) wird. So befinden wir uns bei Besteigung des Climont auf einem Terrain, welches zwar in den Vogesen liegt, thatsächlich aber kaum zu ihnen zu gehören scheint und auf keinen Fall zu einem der drei Vogesentheile gehört. Die krystallinischen Vogesen schließen südlich ab; die nördlichen beginnen erst in ziemlich weiter Entfernung westwärts; das Hochfeld steigt in isolirter Schroffheit nördlich auf. Zu welchem dieser Theile also dürfen wir den Climont, den Honil, das gesammte Weiler Thal rechnen? Offenbar gehören sie zu keinem derselben; sie stehen durchaus für sich und bilden streng genommen einen vierten, völlig selbständigen Theil des Gebirges. Doch ist wohl zu beachten, daß wenn man die Hauptachse der Südvogesen in die des Hochfeldes verlängert — und beide liegen durchaus in derselben Linie —, diese Verlängerung, diese Verbindung beider Achsen durch jene höchste Bodenerhebung des vierten, eingeschobenen, vermittelnden Vogesentheiles hindurchgeht, welche wir nördlich vom Climont sich bis zu 597 m erhebend fanden.

Jedenfalls ist diese Lage des Climont, diese Anordnung der Verhältnisse eine durchaus bemerkenswerthe. Sein Buntsandstein erhebt sich auf einem Sockel von Rothliegendem, der seinerseits wieder auf den alten Schiefern aufliegt. Das Rothliegende hat dieselben unzweifelhaft einst ganz bedeckt, denn es tritt im Westen (La Fraize, Labatteux u. s. w.) und auch im Osten des Thales südlich (bis zur hohen Königsburg) und nördlich desselben auf und die einzelnen kleinen Köpfe, die wir östlich vom Climont auf dem Rücken des Honil aufragen sahen, sind gleichfalls mit ihm bekrönt. Ueber ihm lag dann wieder als zusammenhängende Decke der Buntsandstein, den wir von den Bergen westlich von Saales über den Voyemont und Climont bis zum Altenberg in sehr bedeutenden Resten finden. Auf dem Altenberg lagert er unmittelbar auf dem Granit auf.

Alles Uebrige ist weggewaschen und so ist auch das Weiler Thal, so wie wir es heute haben, wesentlich in Folge der Erosion entstanden. Dabei ist aber das plötzlich steile Ansteigen des Hochfeldes und die Art, wie der südliche Grenzzug des Thales verläuft, welches beides man sehr deutlich vom Climont aus sieht, in hohem Grade merkwürdig. Wir sehen, der Zug kommt von Südsüdwest, genau in derselben Richtung, in der sodann das Hochfeldmassiv weiter streicht; er setzt gerade südlich vom Climont beinahe rechtwinklig um, und bildet nun jenen mauerartigen Grenzwall des Thales, jenen schroffen Abschluß der Südvogesen, den man von der Straße des Weiler Thales aus jenseits der Wiesengründe desselben und hinter den Höhen des Honil steil aufragen sieht. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, als sei er gewaltsam aus seiner Richtung umgebogen, ebenso wie auch das schroffe Ansteigen des Hochfeldes, die starke Emporhebung der Schiefer an seiner Südseite etwas Gewaltsames hat. Dieselben sind fast senkrecht gestellt, in hohem Maße durch Druck zerklüftet; während auf ihnen das Rothliegende, der Buntsandstein als ruhig horizontale Niederschläge abgelagert sind. Und so haben wir wohl in dem merkwürdigen Bau der Wände des Weiler Thales den Beweis, daß Auswaschung nicht allein seine heutige Gestaltung bedingt hat.

Dagegen sind die Thäler, welche den Climont umgeben, deren östlichstes ihn vom Honil trennt, nur durch Erosion gebildet. Sie sind tief eingeschnitten; und so scheint der gewaltige Berg, von der Straße aus gesehen, wie aus der Tiefe aufzusteigen, wodurch sein Anblick besonders schön wird: man sieht die hell schimmernden Wege in die Waldgründe verlaufen, aus welchen die Tannenwände der edelgeformten Pyramide sich ernst erheben.

Auch die Vegetation ist hier im Thale eine viel eigenthümlichere und artenreichere als am Ungersberg und Donon, der Einfluß der nahen Granitberge läßt sich schon spüren, er zeigt sich schon in den Umgebungen des Ungersberges, welche durch mancherlei botanische Seltenheiten (Sedum Cepaea, Digitalis lutea u. s. w.) bekannt und interessant sind. Und auch abgesehen von allen Seltenheiten, wie üppig ist im Weiler-Thal die Vegetation! Zu ganz besonderm Schmuck gereichen ihr im Juli zwei Rosenarten, beide weißblühend, die eine kriechend, mit einzelnen Blüthen, die andere strauchartig, mit reichen Blüthenbüscheln (Rosa arvensis und stylosa), welche auch Gärten und Parkanlagen herrlich zieren würden; doch findet man sie nirgends angepflanzt, obgleich die gärtnerisch kaum werthvollere Rosa pimpinellifolia so viel gezogen wird.

Der einzige gangbare Weg zur Climonthöhe führt uns von Süden empor; wir müssen in das Thal, aus welchem der Berg sich erhebt, hinabsteigen, die Fermes du Climont berühren und dann, nach Umgehung des Berges, ihn von Süden her besteigen, wo sein Massiv eine breite Einbuchtung in Folge eines Erosionsthals zeigt, welches von seinem Gipfel herabkommt. Der Anstieg des tannenbedeckten Berges ist, wie bei den meisten dieser Sandsteinberge, steil und unbequem. Auch das Gipfelplateau ist bewaldet, doch hat man von allen Seiten schöne freie Ausblicke und diese sind bei der centralen Stellung des Berges für den ganzen Aufbau des Gebirges höchst belehrend. Nach Westen zu blicken wir tief hinein in das französische Lothringen und sehen hier zunächst, wie Wellenzüge hinter einander, jene Buntsandstein-Rücken, welche sich nordöstlich bis zum Donon hinerstrecken, bei St. Dié den Ormont mit lang-

gestrecktem, vielfach eingeschnittenem Kamm im Vordergrund, von ihm nordöstlich die Ketten, welche das Breuschthal westlich begrenzen; dann hinter ihm die Berge zwischen Rabodeau und Plaine, welche südwärts in zwei Ketten auseinandergehen, nordwärts sich zu einem Rücken vereinen, und hier die größte Höhe und Breite (Grand Brocard 835 m, St. Grimé 860 m) erreichen; hinter diesen den Höhenzug jenseits der Plaine, und weiter im Süden andere, minder bedeutende, aber ähnliche Züge. Diese Rücken erblickt man hier hinter einander: von der schönen Paßhöhe des Col du Bonhomme sieht man gerade durch die Gebirgsspalte, welche die Meurthe in das Südwestende derselben eingesägt hat, wie durch große geöffnete Thore hindurch. Es versteht sich, daß auch diese Buntsandsteinmassen ursprünglich eine Decke waren, welche sich bis zum Climont und weiter östlich erstreckte; daß sie aber durch die Fluß- und Wasserthätigkeit in jene Formen zerlegt sind, welche wir sehen. Sie haben also bloß den Schein von Gebirgszügen: in Wahrheit sind sie nur ausgeschnittene Theile eines Plateaus, deren Gehänge steil, deren Kamm, abweichend von den sonst ganz gleich gebildeten, aber niedrigeren und rundlichen Rücken des Nordplateaus, oft seltsam eingerissen erscheint.

Sie leiten unsern Blick nach Norden hin, zu den uns schon bekannten Dononhörnern und den Nordvogesen, aus denen der Noll nebst Nachbarschaft und einige andere Höhen aufragen. Das Breuschthal, obwohl es sich theilweise hinter den Höhen des Champ du Feu verbirgt, ist deutlich markirt; von keinem andern Berg läßt sich die Dreitheilung der Vogesen so klar erkennen, wie vom Climont, wo wir den ganzen Höhenrücken des eigentlichen Hochfeldes, zu beiden Seiten desselben seine Ausläufer in das Breuschthal sowohl wie in die Rheinebene und dicht vor uns, so wie in langer Linie ostwärts seinen steilen südlichen Abfall klar übersehen. Blicken wir aber in der Richtung unseres Aufstiegs nach Süden, so haben wir die Granitwand der Südvogesen vor uns, mit Höhen von 992 und 852 m, welche im (freilich nicht granitischen) Altenberg mit einer Höhe von 864 m endet. Dieser Nordabhang, obwohl er in ziemlich breiter Böschung abfällt, macht doch völlig den Eindruck einer schroffen Mauer, über welche hin die höheren Südgipfel und Kämme aufragend herübersehen, so der, auf welchem die Hohkönigsburg steht, der für die ganze Formation höchst typisch ist. Zu diesen Témoins gehören ferner — wir beschränken uns auf das Hochgebirge und sehen von den Vorbergen der Vogesen ab — die obersten Höhen des Thännichels, der Hochfels, Rammelstein und die Höhen südlich bis zum Kalbling; sowie ferner, noch weiter im Süden, über dem Münsterthal, die beiden Hohnack nebst dem sich westwärts ziehenden Kühberg, der seinerseits wieder zwei lange Arme nach Norden streckt, le Rain des Chênes der französischen Karte. Außerdem noch kleine, an sich höchst unbedeutende Punkte, wie nordwestlich vom Hohnack der Noirmont, der Faudé, nördlich und beim ersten Blick in der Aussicht auffallend der Cras bei Urbeis und neben ihm ein lang nach Osten gezogener Rücken, ferner einzelne kleine Flecken dicht bei Drei-Aehren, wie der Frauenkopf, Belvedere u. s. w. Wichtig werden diese kleinen Reste nur, weil sie sehr deutlich beweisen, daß wirklich dereinst überall hin das ganze Gebirge mit dem gleichen Sandstein überlagert war. Südlich vom Münsterthal finden wir in den deutschen Vogesen den Buntsandstein nicht mehr; er tritt erst weit im Süden wieder auf, in Frankreich, bei Belfort und auf dem Ballon de Servance, welcher dem Elsässer Belchen gegenüber liegt.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

II.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in dem Bergdorfe beschloß Ober, sich für einige Zeit nach der Ostseite der Insel zu begeben, und dies zwar nicht nur zum Zwecke zoologischer, sondern mehr noch ethnologischer Forschungen. Lebt doch auf einer kleinen Strecke der atlantischen Küste von Dominica und in dem dahinterliegenden Waldlande der größere Theil des heute noch vorhandenen spärlichen Ueberrestes der alten caribischen Inselbevölkerung, die in mehr als einer Beziehung zu den interessantesten und zugleich noch immer nicht genügend bekannten Erscheinungen auf ethnologischem Gebiete gehört. Und da leider mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden muß, daß in nicht gar vielen Jahren auch die letzten Spuren jener Rothhautbevölkerung von den Inseln verschwunden sein werden, so darf Ober's Bemühen, noch möglichst viel Material über Lebensweise, Sitten und vornehmlich über die Sprache des harmlosen, früher so mächtigen und gefürchteten Volkes zu sammeln, wohl als ein dankenswerthes bezeichnet werden.

Ueber die ersten Bewohner der Antillen und ihre theilweise Verdrängung durch die vom südamerikanischen Kontinent kommenden Cariben sagt Oscar Peschel (Völkerkunde, S. 214): „Die Kleinen und Großen Antillen sowie die Bahama-Gruppe waren vor 1492 von einem sanften aber höchst unkriegerischen Menschenschlag bewohnt, den Herr von Martius Taini genannt hat. Die wenigen erhaltenen Reste ihrer Sprache, meistens Ortsnamen, verstatten keine feste Begründung ihrer Abkunft, doch nimmt man in neuester Zeit an, daß sie in Verwandtschaft standen mit den Arowaken Südamerikas, die noch gegenwärtig die Guyanas bewohnen. Sie unternahmen keine weiten Seereisen, höchstens daß die Bewohner im Süden Haitis sich gelegentlich nach Jamaica oder die von Jamaica sich gelegentlich nach Haiti wagten. Von ihren Inseln aber waren sie schon 1492 theilweise durch einen außerordentlich begabten, physisch und geistig geadelten Menschenstamm, durch die Kariben, verdrängt worden, denen wir ihre völlige Nacktheit, den Hang zum Seeraub, das Gelüste nach Menschenfleisch und das Salben ihrer Pfeile mit Gift nicht zu hoch anrechnen dürfen. Die Inselcariben, deren Sprache sich nur als Mundart von dem Caribischen des Festlandes unterschied, hatten bereits die sogenannten Kleinen Antillen erobert, die östliche Hälfte von Puertorico besetzt und erstreckten ihren Menschenraub sogar bis nach Haiti, wo einzelne ihrer Abenteurer Reiche gegründet, und ältere Ankömmlinge sich der Landschaften am Ostrande bemächtigt hatten." Von der Seetüchtigkeit, Tapferkeit und Grausamkeit der Inselcariben wußten die alten Conquistadores nicht genug zu berichten: auf ihren aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellten

Pirogen, die 40 Fuß lang waren und 50 Mann fassen konnten, unternahmen sie Raubzüge, die sie 150 Leguas weit ausdehnten. Columbus erzählt von einer Insel, auf der er nur die Weiber der Eingeborenen angetroffen habe, da sämmtliche Männer unter der Anführung ihres Königs auf einer Raubfahrt mit zehn Pirogen auswärts gewesen seien; „diese Pirogen oder Kriegsschiffe aber wurden mit baumwollenen Segeln oder mit Rudern nach dem Takte eines Vorsingers bewegt."

Die Gewandtheit im Gebrauche ihrer Waffen, die Sicherheit, mit der ihre vergifteten Pfeile das Ziel erreichten, die Tapferkeit der Frauen und Kinder, die während der Piratenzüge der Männer ihre Küsten gegen fremde Einfälle vertheidigten, vor allen Dingen aber der Gebrauch, die Gefangenen zu verzehren, unterschieden die Cariben wesentlich von dem sanften, kindlichen Volke der großen Inseln; und wenn auch Columbus der Königin Isabella den Vorschlag machte, das furchtbare Volk ganz von der Insel zu entfernen und als Sklaven in Spanien zu verkaufen, „wodurch die friedlichen Inselbewohner von kriegerischen und unmenschlichen Nachbaren befreit, die königlichen Einkünfte beträchtlich vermehrt und zahlreiche Seelen dem Verderben entrissen und mit Gewalt dem Himmel zugeführt werden könnten," so muß er wohl ebensowenig wie die späteren spanischen Eroberer an die Ausführbarkeit dieses Planes geglaubt haben; denn während die Nachfolger des Columbus von den friedlichen Bewohnern der großen Inseln mehr als eine Million vertilgten, vermieden sie, wo es nur irgend anging, eine feindliche Begegnung mit den gefürchteten „heidnischen Kannibalen".

Sehen wir nun, was die vorschreitende Civilisation heute noch von dem mächtigen Volke auf den Inseln übrig gelassen und was Ober an Notizen über Lebensweise, Sitten und Sprache der Inselcariben gesammelt hat.

Das heutige Caribengebiet auf Dominica erstreckt sich etwa 3 Miles am Meere entlang zwischen dem Mahoe- und dem Crayfish-Flusse. Hier wohnen noch etwa zwanzig Familien von ganz oder doch beinahe ungemischter caribischer Race; auf St. Vincent, der einzigen Insel, wo sich außerdem noch Cariben vorfinden, giebt es nur fünf oder sechs Familien reinen Blutes, daneben aber zahlreiche Mischlinge von Cariben und Negern, die gemeinhin auch als Cariben bezeichnet werden.

Der echte caribische Typus unterscheidet sich von dem der nordamerikanischen Indianer sowohl durch die hellere goldbraune Hautfarbe, die zu der Bezeichnung „gelbe Indianer" Veranlassung gegeben hat, als auch durch die größere Feinheit des üppigen, langen, bläulich schwarzen Haares. Der Schnitt des Gesichtes erinnert in auffallender Weise an den der mongolischen Race. Die Cariben sind meist große, stattliche Gestalten, starkgliederig und mit kräftig entwickelter Muskulatur. Leider verliert sich ziemlich früh schon die Anmuth und Symmetrie ihrer Körperformen und macht sich bei den Frauen besonders eine Tendenz zur Korpulenz geltend. Die freie Haltung des Kopfes, des geraden Rückens und der zurückgebogenen Schultern, durch die sich die jüngeren Leute auszeichnen, darf wohl zum Theil dem Gebrauche, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, zugeschrieben werden. Die Sitte, die Stirnen der jungen Kinder künstlich platt zu drücken, die bis zum Anfang unseres Jahrhunderts noch unter den Cariben herrschte, ist jetzt vollständig abgekommen; ebenso, und zwar seit längerer Zeit schon, der Gebrauch, die Muskelpartien der Arme und Beine mit starken Baumwollbinden abzuschnüren und sie dadurch zu unverhältnißmäßiger Stärke anschwellen zu machen. Diesen sonderbaren Gebrauch, den die spanischen Eroberer bei den Inselcariben vorfanden, erwähnt Humboldt im Anfange unseres Jahrhunderts als noch unter den Cariben von Guyana herrschend.

Als Ober nach zweitägigem Marsche durch das Waldgebirge sich der Caribenniederlassung Salibia näherte, sah er schon von Weitem auf einem das kleine Dorf überragenden Hügel ein hohes hölzernes Kreuz sich gegen den Himmel abzeichnen, welches den Kirchhof des heute römisch-katholischen Volkes bezeichnete. Die Bäume, die an dieser Stelle gestanden hatten, lagen abgehauen zwischen und über den Grabhügeln wie Symbole des Todes. Die fünf oder sechs Hütten, aus denen das Dorf besteht und in deren einer, leerstehender der Reisende sein Quartier für die nächsten Wochen aufschlug, sind niedrig, mit sehr tief herabhängenden Dächern von Calumetgras; einige sind an den Seiten offen, andere mit Holzwerk, noch andere mit Matten aus Wurzeln und Gras verkleidet. Auch die Thüren bestehen meistens aus derartigem Flechtwerk. Neben jeder Hütte befindet sich das „Kochhaus", meistens nur ein Grasdach auf vier niedrigen Pfählen, selten mit vollen Wänden, in dem auf einigen zusammengestellten Steinen das gewöhnlich einzige Kochgeräth der Familie, ein großer eiserner Topf, steht. Jede Familie hat außer einem kleinen Garten an ihrer Hütte noch einen sogenannten „Proviantgrund", weiter landeinwärts in den Bergen, wo Yamswurzeln (Dioscorea sativa und D. alata), Pataten (Batatas edulis), Kassaven (Jatropha manihot und J. janipha), Bananen (Musa paradisiaca und M. sapientum) und Arum (Caladium sagittaefolium) gezogen werden. Da die Humusschicht auf den felsigen Hügeln nur ziemlich dünn ist, müssen diese Berggärten alljährlich an einer neuen Stelle angelegt werden. Von der gedrückten Stellung der Frauen, den Mißhandlungen, die sie nach einigen älteren Schriftstellern zu erdulden haben sollten, konnte Ober nichts wahrnehmen; sowohl bei den Cariben der Küstendörfer als auch bei den vereinzelt im Walde wohnenden schien ein inniges Familienleben zu herrschen, und die Theilung der Arbeit zwischen beiden Geschlechtern eine ziemlich gleichmäßige zu sein. Große Gastfreiheit und eine zutrauliche Gutmüthigkeit charakterisiren sie alle; nur in den Wäldern findet man noch einige, die bei dem Herannahen eines Weißen erschreckt die Flucht ergreifen. Von den alten Kriegs- oder auch nur den Jagdneigungen ihrer Vorfahren ist nichts auf sie übergegangen; kaum daß man noch in einem Dorfe einen Bogen und Pfeile, eine alte Streitaxt oder Keule vorfindet, die als Andenken an die Tapferkeit ihrer Voreltern bewahrt werden. Aus früher Zeit aber stammt wahrscheinlich noch eine Fertigkeit, die sie alle besitzen und die zu ihrer heutigen Art zu sein besser paßt: die Kunst, aus Wurzeln, Zweigen und Gras zierliches Flechtwerk herzustellen. Die caribischen wasserdichten Körbe, die zwischen zwei Lagen von Flechtwerk ein Futter von übereinandergelegten Palmblättern haben, sind ein auf den ganzen Antillen vielbegehrter Artikel. Auch ein Gefäß zum Auspressen und Trocknen der Tapioka, des aus den Kassaven gewonnenen Mehles, ist erwähnenswerth. Es besteht in einem vier Fuß hohen kegelförmigen Korbe aus feinem Flechtwerk, der am obern Rande etwa 6 Zoll im Durchmesser hat, und so konstruirt ist, daß er, wenn man ihn mit Kassavabrei gefüllt und an der untern Spitze mit einem Steine beschwert aufhängt, einen gleichmäßigen fortwährenden Druck auf die darin enthaltene Masse ausübt, deren wässerige Bestandtheile dadurch schnell ausgepreßt werden. Dieses ebenso einfache als sinnreiche Geräth ist schon von den Spaniern auf den Caribischen Inseln im Gebrauche gefunden worden.

Trotzdem die Cariben von Dominica sich zur katholischen Religion bekennen, mit größter Regelmäßigkeit und oft in dem unbequemen und entstellenden Schmuck europäischer Kleidung die kleine rohgebaute Kapelle besuchen, wenn (einmal in jedem Monat) ein französischer Geistlicher, der von der andern Seite der Insel dazu herüberkommt, einen eiligen oberflächlichen Gottesdienst abhält, lebt noch ein großer Theil des alten Aberglaubens ihrer Vorfahren in ihnen fort. Die besten Studien über diesen Gegenstand konnte Ober an einem jungen Halbcariben anstellen, den er als Diener engagirt hatte, und der bei den Jagdstreifereien durch den Wald in Erzählungen von Dschumbis oder bösen Geistern aller Art, verborgenen Schätzen u. s. w. unerschöpflich war; dabei war er aber ein anstelliger munterer Bursche und mit dem scharfen Blicke des Indianers für die kleinsten Gegenstände der ihn umgebenden Natur begabt, der ihn zu dem wünschenswerthesten Begleiter für den Reisenden machte.

Die Sprache der Cariben auf Dominica ist heute ein korrumpirtes Französisch, die der St.-Vincent-Cariben dagegen ein ebenso verdorbenes und schwer verständliches Englisch; die letzteren gehören auch zur englischen protestantischen Kirche. Nur wenige unter den ältesten Leuten haben noch eine richtige Kenntniß der alten caribischen Sprache, deren Abstammung und Verwandtschaft lange Zeit ein vielfach erörtertes philologisches Problem gewesen ist. Eine Bearbeitung der Studien über das Caribische, die Ober im Verkehr mit einigen jener alten Leute machte, sowie eine Mittheilung des von ihm gesammelten Vokabulariums dürfen wir erst in einer spätern Publikation erwarten, einstweilen müssen wir uns an einigen vorläufigen, freilich interessanten Andeutungen genügen lassen. Durch den Umstand, daß die Cariben von ihren Raubzügen stets neue weibliche Gefangene heimbrachten (die männlichen wurden getödtet) und mit denselben lebten, hat sich wahrscheinlich die seltsame Erscheinung eines gesonderten Männer- und Frauendialektes in ihrer Sprache ausgebildet; diese Sprachsonderung schreibt sich sogar sicherlich schon von der Eroberung der Inseln her, bei der die Cariben die männlichen Einwohner vertilgten, die Weiber aber, wie die Tradition erzählt, gut behandelten und heiratheten; die an diese heute noch im Volke lebende Tradition sich knüpfende Angabe, daß die Sprache der Weiber mit der der Arowaken auf dem Kontinent große Aehnlichkeit habe, bedarf noch der Bestätigung. Bis zum fünften Jahre sollen bei den alten Cariben die Knaben unter den Frauen geblieben und ihre Sprache geredet haben, danach mußten sie die der Männer annehmen. „Für bestimmte Gegenstände," sagt Ober, „haben sie zwei ganz verschiedene Worte; in der Konstruktion der Sätze zeigt sich wohl eine gewisse Analogie, doch sind die Sätze des männlichen und des weiblichen Dialektes stets in den Anfangs- oder Endworten von einander verschieden. Fast als Regel kann aufgestellt werden, daß ein Wort, das bei dem Manne mit einem B. anlautet, im weiblichen Dialekt mit einem N. beginnt." Noch eine dritte gleichzeitige Sprache aber haben die alten Cariben besessen, von der uns einige Reste erhalten sind: es war dies eine den Kindern und Weibern unverständliche Kriegssprache, in der die Männer ihre Berathungen abzuhalten pflegten; erst wenn die Jünglinge einen Beweis ihrer Tapferkeit geleistet hatten, durften sie diese Geheimsprache erlernen.

Merkwürdig ist das Fehlen von Schimpfworten, verächtlichen Ausdrücken und dergleichen in der Caribensprache. Der beleidigendste Ausdruck war: „Du bist kein Guter" oder „Du bist nicht lebhafter als eine Schildkröte"; weniger auffallend ist vielleicht die von Ober angeführte Thatsache, daß sie kein Wort für den Begriff „Tugend" haben. Ober's Angabe aber, daß sie nicht weiter als bis 20 gezählt hätten, und dies auch nur vermittelst der Finger und Zehen, beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständniß. Unter den Cariben des Festlandes, über deren nahen Zusammenhang mit den Inselcariben ja kein Zweifel sein kann (wenn auch die Abstammung beider vielleicht noch nicht festgestellt ist), finden wir nämlich folgendes interessante Zahlensystem: 1 = ein Finger; 5 = eine Hand; 10 = zwei Hände; 15 = zwei Hände und ein Fuß; 16 = zwei Hände, ein Fuß, ein Finger; 20 = ein Mann; 21 = ein Mann, ein Finger; 25 = ein Mann, eine Hand; 35 = ein Mann, zwei Hände, ein Fuß; 40 = zwei Männer, u. s. w. Wahrscheinlich haben Ober's caribische Gewährsmänner ihm nur den Anfang dieser Zahlenbezeichnungen mitgetheilt; denn bei einem Volke, das wie die Inselcariben durch ihre Seefahrten eine gewisse Kenntniß der Gestirne, des Zeitenwechsels u. s. w. sich angeeignet hatte (wofür wir in den Berichten der Spanier unzweifelhafte Zeugnisse vorfinden), darf ein so mangelhaftes Zahlensystem kaum vorausgesetzt werden.

Zahlreiche bildliche Ausdrücke finden sich in ihrer Sprache vor: Für Mond und Monat haben sie zwei Worte, ká-ti und nóo-no, die aber beide auch für beide Begriffe gelten; für: „Mein Weib" sagen sie „mein Herz"; für „Knabe" — kleiner Mann; für „irrsinnig" — ohne Licht; die Finger werden häufig die „Kinder der Hand", der Regenbogen wird „Gottes Feder" genannt; von einem verlorengegangenen Dinge sagen sie: „es ist gestorben".

Von alten caribischen Bräuchen, die sich bis in die neue Zeit hinein erhalten hatten und bei den im Walde wohnenden Cariben gewiß heute noch vorhanden sind, erwähnt Ober die Sitte, die Todten in sitzender Stellung zu begraben, das Gesicht gen Morgen gerichtet, damit sie, wenn der große Geist sie rufen würde, zum Aufspringen bereit seien. Starb der Eigenthümer einer Hütte, so wurde er in der Mitte derselben, das Kinn auf die Knie gestützt, begraben; seine Angehörigen aber bauten sich in geringer Entfernung davon eine neue Hütte. Die altcaribische Heirathsceremonie war äußerst einfach, das für einander bestimmte Paar grub gemeinschaftlich einige Kassavenwurzeln, zerstampfte, wusch und kochte sie aus, und bereitete aus dem Mehl einen ziemlich dicken Kuchen. Der ausgekochte Saft wurde mit Rum gemischt, mit gewissen harzigen Blättern gewürzt, und nebst dem Kuchen auf einen Tisch gestellt, um den sich das zu verheirathende Paar, die Eltern des Mädchens und zwei Zeugen niederlassen mußten. Der Vater zerschnitt den Kuchen in sechs Stücke, von denen er dem Bräutigam eines gab, der es in das Getränk tauchte und dann dem Mädchen überreichte, die es verzehren mußte und die ihm dafür ein anderes gab, das sie aus der Hand der Mutter erhalten hatte. Waren diese beiden Theile des Kuchens verzehrt, so wurde die Ehe als geschlossen betrachtet, und nun folgte gewöhnlich ein Festmahl und Trinkgelage, dessen Kosten der Bräutigam bestreiten mußte.

Der Glaube an Zauberkünste ist unter den heutigen Cariben noch viel verbreitet; zwar hat die englische Regierung die Obeah-Priester und -Priesterinnen aufgehoben, welche Amulete und geheimnißvolle Mittel, und zwar sehr häufig solche Mittel, die einen Feind oder Nebenbuhler aus der Welt schafften, zu vergeben hatten. Doch besteht im Geheimen ihr Einfluß fort; tief im Walde, an einer schwer zugänglichen Stelle sah Ober selber eine Hütte, in der eine mächtige und von dem „christlichen" Volke viel besuchte Obeah-Priesterin wohnte.

Auf Dominica hat man bis jetzt noch keine Zeugen einer frühern Kulturstufe in Gestalt von Waffen oder häuslichen Geräthen und Werkzeugen aufgefunden; auf St. Vincent dagegen sind schon vielfach derartige Gegenstände und zwar der rohesten primitiven Art gefunden worden: steinerne Beile, Aexte, Schlachtbeile, Meißel, Lanzenspitzen u. s. w., die man vielleicht eher der Urbevölkerung der Inseln als den caribischen Eroberern zuschreiben darf.

Auf St. Vincent, Guadeloupe und einigen anderen kleinen Inseln finden sich roh in den Felsen gehauene Skulpturen vor, auf der erstgenannten Insel auch ein sogenannter Opferstein mit eingegrabenen Zeichen und Rinnen. Auch die sogenannten Zemi oder kleinen Götzenbilder der Indianer gehören zu den häufigeren Funden; wenn man auch seit Kurzem erst dahinter gekommen ist, daß gewisse, immer für Zemi angesehene kleinere und größere hölzerne Thiergestalten (Schildkröten und Eidechsen vorzugsweise), deren tief ausgeschnittene Augenhöhlungen wahrscheinlich mit Edelsteinen ausgefüllt gewesen waren, und die man auf allen Inseln in großer Zahl antrifft, keine Zemi, sondern nur Verzierungen an den kunstvoll geschnitzten Sesseln der Indianer gewesen sind.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Geschichte der Inselcariben in den letzten hundert Jahren, so sehen wir sie um das Jahr 1772 zum erstenmale mit den Engländern im Kampfe, als diese ihnen die besten, bisher von ihnen innegehabten Ländereien nehmen wollen. Damals waren sie noch ein kräftiges, tapferes, zahlreiches Volk, und England, dem Unruhen in den westindischen Kolonien gerade zu jener Zeit ungelegen kommen mußten, gab ihnen nach und ließ sie im Besitze ihrer Landstriche. Sechs Jahre später aber empörten sich die Cariben, von den Franzosen von Martinique aufgestachelt, zum zweitenmale; Frankreich mischte sich hinein und eroberte bei dieser Gelegenheit die Insel St. Vincent. Als dieselbe aber nach wenigen Jahren wieder in den Besitz der Engländer überging, verfuhren diese nicht gerade glimpflich mit der caribischen Bevölkerung, und der in Folge dessen wachsende Haß der Cariben gegen die anmaßenden Bedrücker kam schließlich im Jahre 1795 zu einem neuen furchtbaren Ausbruch. Anderthalb Jahre lang dauerte auf dem kleinen Inselterrain der Krieg der Indianer gegen die englischen Truppen. Er endete, trotz der ans Wunderbare grenzenden Tapferkeit und Kriegskunst der Cariben, wie er ja nicht anders enden konnte, mit ihrer Vernichtung. Die kleinen Reste des caribischen Volkes von St. Vincent wurden zunächst nach der Insel Ruatan transportirt; im Jahre 1805 zurückberufen, erhielten sie neben großmüthiger Verzeihung ihrer „Vergehungen“ einen Landstrich von 250 Acres zugewiesen, den die Kolonialregierung für ihre Zuckerrohrpflanzungen nicht verwerthen konnte. Hier ließen sich jedoch vorzugsweise die sogenannten „schwarzen Cariben“, die Mischlingsrace, die bei den Engländern immer in größerer Gunst gestanden hatten, nieder; die wenigen reincaribischen Familien nahmen an der Ostküste der Insel kleine Ländereien von der Regierung in Pacht.

Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen.

II.

Die Tataren, Kurtinen und Armenier des Kreises Scharuro-Daralagesk (Gouv. Eriwan) [1].

Unmittelbar nach der Geburt wird dem Kinde die Nabelschnur mit einem wollenen, baumwollenen oder seidenen Faden unterbunden, dann wird die Nabelschnur durchschnitten, ohne abzuwarten ob die Nachgeburt schon herausgekommen ist oder nicht. Das Durchschneiden wird bei den Tataren und Kurtinen mit einem gewöhnlichen oder einem Rasirmesser, bei den Armeniern mit einer Scheere vollzogen. Dabei halten die Armenier unter die Nabelschnur ein Stück Brot oder eine Münze, die Kurtinen dagegen ein Stück getrockneten Kuhmist — das geschieht, damit das Kind während seines Lebens stets vom Glück begleitet sei.

Dann wird bei allen drei Völkerstämmen die ganze Körperoberfläche des Kindes mit feingestoßenem Kochsalz bestreut, vor allen die Falten und Vertiefungen der Achselgrube, Kniekehle, Dammgegend u. s. w. Das bestreute Kind wird dann in alte Lappen gehüllt und neben seine Mutter gelagert. Nachdem das Kind zwei bis drei Stunden, bei den Armeniern wohl noch länger, in Salz gelegen, wird es in reinem, gewärmtem Wasser gebadet; mitunter mit Anwendung von Seife. Bei einzelnen armenischen Familien wird statt des Bestreuens mit Salz ein einfaches Bad in Salzwasser gebraucht.

Das Bestreuen mit Salz, das Baden, vollzieht die Ortshebamme, welche unumschränkt in der Wochenstube regiert. Unmittelbar nach dem Bade fährt bei den Armeniern die Hebamme mit der mit gepulvertem Kochsalz oder Zucker bestreuten Spitze des rechten Zeigefingers dem Kinde in den Mund und drückt die Zunge nach oben — damit das Kind die Mutterbrust gut nehme. Bei den Tataren und Kurtinen geschieht dies unmittelbar vor dem Einflößen der ersten Nahrung, bei den Kurtinen wird der einzuführende Finger mit einer Salbe aus Butter und Zucker bestrichen, bei den Tataren wird der Finger ganz rein eingeführt.

Bei den Armeniern wird das Neugeborene nur etwa 5 bis 6 bis 7 Tage oder länger regelmäßig täglich einmal gebadet bis zur Taufe, nach welcher das Baden drei Tage unterbleibt; dann werden zuerst mit Wasser die mit heiligem Salböl bestrichenen Körpertheile abgewaschen und jetzt beginnt wieder das regelmäßige Baden drei bis vier Mal in der Woche. Bei den Kurtinen wird das Neugeborene bis zum vierzigsten Tage nach der Geburt täglich ein Mal gebadet, später aber nur ein Mal in der Woche und zwar am Freitag. Bei den Tataren werden außer dem einmaligen Baden bei der Geburt die kleinen Kinder niemals regelmäßig gebadet, sondern nur gelegentlich gewaschen, wenn sie sich beschmutzt haben.

---

[1] Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz (Kawkas 1879, Nro. 54, 55 und 58).

Nach dem jedesmaligen Bad werden bei den Armeniern die Kinder an den Körperfalten, am Halse, hinter den Ohren mit feingestoßener, trockener Thonerde bestreut, mitunter mit einem Gemisch aus Thonerde und Brausethon (feste Letten), welcher letztere vielfach im gewöhnlichen Leben statt der Seife benutzt wird. Bei den Tataren bestreut man die betreffenden Körperstellen mit Fett, Butter oder nimmt Ziegelmehl oder gebrannte Thonerde. Bei den Kurtinen spritzt die Mutter etwas Milch auf jene leicht sich röthenden Stellen und streut dann auch gebrannte Thonerde darauf.

Damit der Nabel sich nicht entzünde, legen die Tataren und Kurtinen als heilendes und erweichendes Mittel Kuimach auf, einen aus Weizenmehl und Butter dick gekochten Brei, welcher der Wöchnerin Tags nach der Entbindung zum Essen gegeben wird und eine Zeitlang ihre ausschließliche Kost bildet.

Eine eigenthümliche Sitte, welche nur die Tataren üben, ist das Schwarzfärben der Augenlidränder und der Wimpern. Im Verlauf der ersten 40 Lebenstage bestreichen sie alle 2 bis 3 Tage den Neugeborenen die Ränder der Augenlider mit einem in schwarze Farbe getauchten Stift. Die Farbe heißt „Sjurma“ und ist nichts weiter als Ruß, welcher in besonderer Weise gewonnen wird. Auf eine irdene Schale wird Ricinusöl gegossen, ein Docht hineingesteckt und angezündet; diese brennende Lampe wird in eine Grube gethan und mit einem kupfernen Teller oder einer reinen eisernen Schaufel bedeckt. Der an der Schaufel oder dem Teller sich niederschlagende Ruß ist aber „Sjurma“. Wohlhabende Leute nehmen wohl auch Gänse- oder Hühnerfett und einen Porcellanteller zum Zudecken der Lampe. Das Färben soll die Augen schwarz, kräftig und weitsichtig machen, erzeugt aber oft Katarrhe der Bindehaut.

Sowohl bei Tataren wie bei Kurtinen wird den Mädchen wie den Knaben nach beendigtem ersten Lebensjahre das Haupthaar abrasirt; bei den Knaben geschieht es von nun ab regelmäßig alle 15 bis 20 Tage, bei den Mädchen nur drei Mal und dann nicht mehr. Auch bei den Armeniern findet sich dieser Gebrauch, doch rasiren sie die kleinen ein- oder zweijährigen Mädchen nur ein Mal, die älteren Knaben mehrere Male, aber mit langen Pausen; das geschieht, weil die ersten Haare auf dem Haupt des Kindes als unrein gelten. Damit den kleinen Mädchen die Haare recht gut und schön wachsen, bedeckt man ihnen den Kopf auf 24 Stunden mit fettem Schafmist.

In Bezug auf die Kleidung der Neugeborenen ist nicht viel zu erzählen. Bei den Armeniern wird das Kind bis zur Taufe in Lappen gewickelt, dann nach der Taufe erhält es ein Hemd aus Baumwollenzeug und später ein wattirtes Jäckchen, „Archaluk“. Um den Kopf wird ein Tuch geschlagen. Die Tataren und Kurtinen geben dem Kinde unmittelbar nach der Taufe ein Hemd und ziehen eine Jacke ohne Aermel, eine Art Weste, „Onujuk“, darüber. Auf die große Fontanelle des Kopfes legen sie ein Stück Baumwollenzeug, decken ein weißes Tuch darüber und setzen dem Kinde noch ein Käppchen auf, welches sie mit den unter dem Kinn gekreuzten und nach oben zum Scheitel hinaufgeschlagenen Enden des Tuches befestigen. Die untere Körperhälfte und die Beine bleiben in dem ersten Lebensjahre stets frei.

Das Wickeln und Windeln des Neugeborenen zerfällt bei den Armeniern in zwei durch die Taufe von einander getrennte verschiedene Perioden. Nach dem ersten Bad wird das Kind in reine Lappen gehüllt; dabei beginnt man mit den Beinen, streckt dieselben und wickelt sie ein, dann erst wird der Leib und die an die Brust gelegten Hände eingewickelt. Der Kopf wird mit einem Tuch bedeckt, dessen beide Enden von hinten durch die Achselhöhlen durchgezogen und auf der Brust gekreuzt werden. So liegt das Kind auf dem Lager der Mutter bis zur Taufe, nach welcher es seine eigene Wiege bekommt.

Bei den Tataren und den Kurtinen wird in folgender Weise verfahren: Die Kinder werden sehr sorgfältig eingewickelt, indem man ebenfalls von unten anfängt und nach oben weiter fortschreitet; man benutzt dazu Tücher oder Lappen, welche durch Schnüre oder Binden zusammengehalten werden. Auf den Kopf setzt man dem Kinde eine Art Mütze oder Käppchen. Nach Verlauf von 40 Tagen wird erst der rechte, dann der linke Arm drei Tage lang nicht mehr eingewickelt, dann bleiben endlich beide ungewickelt. Das Kind liegt stets auf dem Lager der Mutter; es kommt daher auch nicht selten vor, daß die Mutter ihr Kind erdrückt. Wiegen werden nicht gebraucht, doch kommt das Kind bei den Tataren mitunter, bei den Kurtinen am Tage stets in den sogenannten „Tschotfch“.

Eine besondere Wichtigkeit wird dem „Richten der Glieder“ beigelegt, man meint dadurch schöne Körperformen, Festigkeit und regelmäßige Entwickelung der Glieder zu erzielen. Bei den Armeniern wird diese Prozedur vom 15. Lebenstage an jedes Mal nach oder beim Baden von der Hebamme geübt. Die Hebamme streicht mit der Hand die Schultergegend, zieht an den Beinen und Armen, drückt mit den Fingern jedes einzelne Gelenk derselben; hebt und zieht den Kopf, um den Hals zu verlängern, drückt mit den Fingern die Ohrmuscheln an den Schädel. Um dem Kopf die gewünschte Form zu geben, unterstützt sie mit der linken Hand den Unterkiefer und führt die rechte Hand mit vorsichtigem aber anhaltendem Drücken vom Nacken über den Scheitel nach vorn. An einigen Orten wird — nach beendigtem Bad — das Kind mit einer Hand an den Füßchen gehalten und mit nach unten gekehrtem Kopf zweimal wie ein Pendel geschwenkt; dann wird das Kind wieder umgekehrt, die linke Hand stützt den Unterkiefer, die rechte den Nacken, um den Kopf zu halten, und nun wird das Kind abermals zwei Mal geschwenkt. Schließlich wird die Nase seitlich durch Daumen und Zeigefinger zusammengedrückt und die Stirn und Augenbrauen mit der Innenfläche der Hand geglättet. Aehnliche Manipulationen, mit geringen Abweichungen, werden von den Tataren und Kurtinen ausgeübt.

Die Armenier benutzen für das getaufte Kind eine vollständige Schaukelwiege: einen kleinen etwa 1 Arschin 5 bis 6 Werschok (circa 1 Meter) langen, $^1/_2$ Arschin (0,35 Meter) hohen und breiten Kasten, an dessen unterer Fläche, statt der Füße, halbkreisförmige Bretter befestigt sind. Am Kopfe und Fußende der Wiege sind hölzerne Bügel angebracht, welche durch einen der Länge nach verlaufenden Stab verbunden sind. An diesem Stab kann die Wiege leicht hin und her getragen werden; an denselben hängt man auch allerlei Spielsachen, Muscheln, Knochen u. s. w., zur Beschäftigung für das in der Wiege liegende Kind. An diesen Stab stützt sich die Mutter, wenn sie dem Kinde die Brust reicht, wobei das Kind in der Wiege liegen bleibt. Am Boden der Wiege befindet sich eine weiche mit Schafwolle gefüllte Matratze, welche mit einem weißen Tuch bedeckt ist; beide haben in der Mitte eine Oeffnung, welche einer Oeffnung am Boden der Wiege entspricht, wie das bereits oben beschrieben [1]). Sowohl unter den Kopf als unter die Füße werden besondere kleine Kissen gesteckt, worauf zwei Tücher, eines für die obere, das andere für die untere Hälfte des Bettes bestimmt, daraufgedeckt werden. Ist das Bettchen gemacht, so wird das Kind hineingelegt, das betreffende Rohr in Ordnung gebracht und das Kind mit den bereit liegenden

[1]) Die Einrichtung mit der Röhre ist dieselbe.

Tüchern zugedeckt. Nun wird das Kind durch zwei Binden, welche quer, die eine über die Brust und den Bauch, die andere über die Beine geschlungen werden, an die Wiege befestigt, so daß es unbeweglich darin liegt, jedoch mit freien Armen und Füßen. Beim Stillen wird das Kind nicht aus seinen Banden befreit, sondern die Mutter kniet nieder und reicht ihm so ihre Brust; dabei ereignet es sich wohl, daß des Nachts die Mutter bei diesem Geschäft einschläft und mit ihrer schweren Brust Mund und Nase des Kindes vollkommen verschließt; beim Erwachen findet sie ihr Kind erstickt.

Außerdem wird vielfach — auf dem Felde, im Freien — der schon genannte Tschotsch (armenisch) in Anwendung gezogen. Der vom Verfasser sehr ausführlich beschriebene „Tschotsch" ist aber nichts anderes als eine improvisirte Hängematte, zu welcher ein Tuch, ein beliebiges Stück Zeug oder ein weites Gewand genommen wird; man befestigt aber nicht die Enden der Hängematte selbst an zwei Bäume oder eingesteckte Pfähle, sondern hängt sie mittelst zweier langer Stricke auf. Zur bessern und bequemern Lagerung der Kinder wird mitunter wohl eine kleine Matratze in die Hängematte gelegt. Das Kind liegt im Allgemeinen so bequemer als in der Wiege, deshalb pflegt man bei Erkrankungen häufig die Hängematte zu benutzen.

Bei den Tataren ist, wie schon bemerkt, keine Wiege im Gebrauch, sondern des Tags über liegen die Kinder in der Hängematte, welche auf Tatarisch „Nauni" heißt, und des Nachts im Bette der Mutter.

Die Kurtinen benutzen keine Wiegen und nur selten die Hängematte. Die Frau bindet sich das eingewickelte Kind mittelst eines großen Tuches auf den Rücken, und geht so ihrer Tagesarbeit nach. Beim Nomadisiren werden die Kinder in Säcke gesteckt, welche die Mutter oft paarweise vor sich aufs Pferd hängt; es sieht sehr merkwürdig aus, wenn so vor der Mutter am Halse des Pferdes jederseits ein Kinderkopf aus dem Sacke hervorschaut. Solche Säcke zur Aufbewahrung der Kinder sind so üblich, daß sie einen unumgänglichen Bestandtheil der Mitgift bilden. In Ermangelung solcher befondern „Kindersäcke" bedenkt sich die Frau nicht lange, nimmt ein Paar ihrer weiten Hosen, bindet dieselben unten zu, steckt oben je ein Kind in eine Hose und hängt das Paar dem Pferde über. Die Kurtinen-Weiber sind auch sonst an ein sehr einfaches Verfahren gewöhnt: spürt ein Weib beim Wandern die Geburt nahen, so bleibt es etwas am Wege zurück, wartet ihre Niederkunft ab, nimmt ihr Neugeborenes und schließt sich bald den anderen wieder an.

Bei den Armeniern erhält das Kind 3 bis 4 Stunden nach der Geburt schon die Brust, doch nicht die der eigenen Mutter, sondern einer andern Frau, erst nach drei Tagen beginnt die Mutter das eigene Kind zu stillen. Nach 3 bis 4 Monaten reicht man dem Kinde zur Muttermilch schon andere Nahrung. Bei Mangel an Muttermilch giebt man Kuhmilch mit Zucker oder gewöhnlich einen dicken Brei aus Kuhmilch und dem aus den Früchten von Elaeagnon hortense bereiteten Mehl (die Früchte werden Pschat genannt). Bei den Tataren giebt man den Neugeborenen, in Ermangelung von Muttermilch, eine Mischung von Butter und Zucker und später ebenfalls Pschat-Brei. Sehr gebräuchlich ist es während der ersten sechs Monate den Neugeborenen vom 15. Tage an, entweder täglich oder alle drei Tage etwas Mohnsaft (Chasch-chasch) einzuflößen. Man bereitet sich diesen Saft durch Auspressen der Mohnköpfe unter Zusatz von etwas Muttermilch und Zucker. Bei den Armeniern wird der Mohnsaft nur ausnahmsweise zum Einschläfern benutzt. Bei den Tataren sind kleine Küchelchen im Gebrauch, welche aus Persien eingeführt werden und auf Persisch Chamra-banausch heißen; die Küchelchen sind hellbraun, 1 bis $1^1/_2$ Linien dick und haben einen Durchmesser von 1 bis $1^1/_2$ Werschok; sie bestehen aus Stärkemehl, Zucker und einem Aufguß auf Stiefmütterchen. Man giebt dem Kinde entweder die Küchelchen direkt zum Saugen oder man macht daraus mit Butter oder mit Muttermilch einen Brei. Durch den Genuß dieser Nahrung sollen die Kinder kräftig werden und ein gesundes Aussehen bekommen. Als Abführmittel wird der Saft aus den Früchten der Cassie fistula gebraucht, welche gleichfalls aus Persien eingeführt werden. Die Kurtinen verfahren wie die Armenier und Tataren, nur sind ihnen alle Surrogate — abgesehen von der Kuhmilch — vollkommen fremd.

Die Kinder werden ein oder zwei Jahre lang gestillt und dann ganz allmälig entwöhnt; um das zu erreichen, schmieren die Mütter Kuhmist, Theer oder einen Aufguß von bitteren Kräutern auf die Brust.

Im sechsten Lebensmonat werden bei allen drei Volksstämmen die Versuche gemacht, das Kind sitzen zu lassen; im 7. bis 8. Lebensmonate läßt man die Kinder kriechen und im 10. bis 12. Lebensmonate lehrt man sie gehen. Man benutzt dazu hier und da eine besondere Vorrichtung, welche auf Armenisch „Tschrik" oder „Tschor" genannt wird. Ein viereckiger senkrecht stehender Rahmen wird mit seinem untern Rand auf zwei Räder gesetzt; von der Mitte der durch beide Räder gehenden Achse läuft ein unpaarer Stab aus, an welchem ein drittes Rad befestigt ist; mitunter ist dieser unpaare Stab und der obere Rand des Rahmens durch ein besonderes Stäbchen verbunden. Das Kind, welches mit seinen Händchen den obern Rand des Rahmens hält, schiebt den Rahmen vor sich her und folgt dann selbst nach. Bei den Armeniern des Kreises Kasach (Gouvernement Jelisawetpol) giebt es noch eine Art Tschor. An einem etwa halbarschin hohen hölzernen unbeweglich in der Erde steckenden Pfosten läßt man einen horizontal liegenden gleichfalls $^1/_2$ Arschin langen Stab sich drehen. Das Kind, welches diesen horizontalen Stab erfaßt, kann sich nun mit ihm um den senkrechten Pfosten herumdrehen.

Die im Kuban-Distrikt lebenden Armenier, welche Armawiren [1]) oder Armawirzen heißen, haben einige Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von den anderen Armeniern unterscheiden. Die kleinen Kinder werden nur in den drei ersten Lebenswochen täglich gebadet, später nicht mehr. Das Einsalzen der neugeborenen Kinder findet nicht statt, man nennt die Armawirzen deshalb auch „ungesalzene Armenier". Ein Hemd wird dem Kinde erst nach der Taufe angezogen. Wenn das Kind zum ersten Mal in die Wiege gelegt wird, so legt man auf 5 bis 10 Minuten eine Katze dazu, damit das Kind so sanft (?) wie eine Katze werde; dann wird das Kind erst mittelst der Wickelbänder an der Wiege befestigt. Das Wickeln dauert ungebührlich lange, 2 bis 3 Jahre. Ein „Richten der Glieder" findet nicht statt. Die benutzten Wiegen sind gewöhnliche Schaukelwiegen wie die beschriebenen. In den ersten 3 bis 7 Tagen stillt die Mutter selten ihr eigenes Kind, gewöhnlich irgend eine andere Frau. Es soll vorkommen, daß die Großmutter, eine vielleicht bald 50jährige Frau, das Neugeborene zu sich nimmt, und um der Tochter Ruhe zu schaffen, dem Kinde die Brust reicht und daß dann wirklich sich Milchsecretion einstellt, so daß die Großmutter ihre Enkel stillen kann. Im Allgemeinen werden die Kinder sehr lange gestillt, 5 bis 7 Jahre bis zu einer neuen Schwangerschaft. Man zeigte dem Berichterstatter einen Knaben von 6 bis 7

---

[1]) Kawkas 1879, Nro. 62, von S. Sch—t.

Jahren, welcher schon die Schule besuchte, aber trotzdem noch an der Mutterbrust trank.

Bei der Geburt wenden die Hebammen sonderbare Mittel an; um Wehen zu erregen, geben sie der Frau Wasser zu trinken, mit welchem ein Säbel abgespült wurde. Um die Wehen zu verstärken, muß die Frau ihren Haarzopf in den Mund stecken oder in eine leere Flasche hineinblasen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „A. Z." hat den seltenen Fall eines Kulturfortschrittes in der Türkei zu verzeichnen: die Eröffnung eines Museums für Antiken im Porcellan- oder Tschinli-Köschk in Konstantinopel, dessen Herstellung der unermüdlichen Fürsorge des Dr. Dethier zu danken ist. Das Museum umfaßt Reste der assyrischen, babylonischen, syrischen, hellenischen, byzantinischen und selbst himjaritischen Kultur; ob es aber dem Publikum geöffnet sein wird, ist noch fraglich; die wissenschaftliche Arbeit in demselben ist einstweilen nicht gestattet.

— Die Donau bei Galatz in 45° 26′ nördl. Br. ist in den 43 Jahren von 1837 bis 1879 im December 13 mal, im Januar 16 mal und im Februar 5 mal zugefroren gewesen, und zwar am frühesten im Winter von 1862 bis 1863, am spätesten in den Wintern von 1857 und 1871; die geringste Anzahl der Tage (13), an denen die Donau zugefroren gewesen ist, traf ebenfalls in den Winter 1871, die größte Anzahl (94) in den Winter 1841. Im Durchschnitt friert die Donau in den ersten zehn Tagen des Januar zu und die durchschnittliche Dauer des Zugefrorenseins ist 48 Tage. In neun Wintern ist die Donau gar nicht zugefroren gewesen, nämlich in den Wintern von 1843, 1846, 1852, 1853, 1854, 1860, 1867, 1873 und 1877. Das Aufthauen der Donau erfolgte in der Zeit von 1837 bis 1879 3 mal im Januar, 16 mal im Februar und 15 mal im März, am frühesten im Winter von 1866, am spätesten im Winter von 1841. Die durchschnittliche Zeit des Aufthauens fällt auf die letzten 10 Tage des Februar. Zum Vergleiche hiermit geben die „Annalen der Hydrographie ꝛc." (VII, IX, S. 476) für die Wolga bei Astrachan (46° 21′ nördl. Br., also noch nicht einmal 1° nördlicher, als Galatz) nach den Berechnungen von Dr. A. Wojeikow die Durchschnittswerthe derselben Phasen für die Jahre 1830 bis 1867, nämlich: Mittleres Datum des Zufrierens der Wolga bei Astrachan 16. December — d. h. circa 1 Monat früher, als das der Donau bei Galatz — und des Aufthauens den 25. März, also 1 Monat später, als das der untern Donau.

— Der russische Bergingenieur Samsonow ist mit einer geologischen Untersuchung des Landes der Astrachan-Kazaken beauftragt; daneben sollte er sein Augenmerk darauf richten, ob die Möglichkeit vorhanden sei, die Ländereien der Kazaken künstlich zu bewässern. Für die Ländereien im Kreise Tzarew, Gouvernement Astrachan, ist, wie er festgestellt, eine Bewässerung durch Anlage von Dämmen zu schaffen; bei den dann besuchten Stanitzen Saratowskaja und Kamyschinskaja schließt der bergige Charakter der Gegend eine solche aus. Bei seinen Exkursionen im Gebiet der Kazaken von Kamyschin entdeckte Samsonow das Vorhandensein von Torf und Eisenstein.

(Sarat. Sprawotschn. Listok.)

— Nach einer Veröffentlichung des statistischen Comité im Gouvernement Astrachan über die Kalmyken bedeckt die Kalmyken-Steppe 6 900 833 Deßjatinen (= 1,09 ha) Land und hat 129 552 Bewohner, 24,6 Proc. der Gesammtbevölkerung des Gouvernements. Für die Kalmyken wurde 1849 die erste Schule mit 50 Schülern eröffnet, 1862 kam eine Abtheilung für Feldscheer-Lehrlinge, 1864 eine solche für Gymnasiasten hinzu; außerdem wurden 3 Schüler der Kalmykenschule in die Kreisschule zu Astrachan und 5 in die Feldscheer-Schule nach Kazan geschickt. Seit 1864 besteht in jedem „Ulus" eine Schule für 15 Knaben, seit 1872 auch für 10 Mädchen. Im Jahre 1868 ward in Astrachan eine Schule für Kalmykenmädchen mit 20 Schülerinnen eröffnet, von denen 3 ihre weitere Ausbildung auf dem weiblichen Gymnasium zu Astrachan fortsetzen. In der Kalmykensteppe kommt jetzt eine Schule auf 7538 Bewohner oder ein Schüler auf 708 Kalmyken.

Die astrachanischen Kalmyken leben in 28 002 Kibitken. Ihr Viehstand beträgt: 47 080 Pferde, 145 069 Stück Hornvieh, 469 270 gewöhnliche, 1460 feinwollige Schafe, 18 Schweine, 8127 Ziegen und 15 890 Kameele.

Vermischtes.

— „Nature" (Nro. 565, S. 398) berichtet über eine Luftballonfahrt der Herren Perron und Kapitän Gauthier von Cherbourg aus, wobei eine Höhe von 1500 m erreicht und sehr interessante Beobachtungen über die Färbung des Meeres gemacht wurden. Wo das Wasser tief war, erschien es ganz tintig, und die Tiefencurven zeigten sich fast so deutlich, wie die äquidistanten Höhenlinien auf Generalstabskarten. Schiffe konnte man mit einiger Mühe sehen, den Rauch von Dampfschiffen aber viel leichter, als diese selbst.

— Von dem Pferdebestande der Erde entfallen nach einer Schätzung, welche „The Mail" mittheilt, auf Oesterreich 1 367 000, Ungarn 2 179 000, Frankreich circa 3 000 000, Rußland 21 470 000, Deutschland 3 352 000, Großbritannien und Irland 2 255 000, Türkei circa 1 000 000, die Vereinigten Staaten 9 504 000, die Argentinische Republik 4 000 000, Canada 2 624 000 und Urnguay 1 600 000.

— Bis zu welchen Höhen gegenwärtig die Eisenbahnen emporsteigen, zeigen folgende Angaben: Die Apenninenbahn erreicht ihren höchsten Punkt bei 617 m Erhebung über den Meeresspiegel; bei der Schwarzwaldbahn liegt derselbe 850, bei der über den Semmering 890, bei der Bahn Poti-Tiflis 975 m über dem Meere. Der St.-Gotthard-Tunnel befindet sich in einer Höhe von 1154 m, die Brennerbahn steigt bis 1367, die Mont-Cenis-Bahn bis 1338, die North-Pacific-Bahn bis 1652, die Central-Pacific-Bahn bis 2140, die Union-Pacific-Bahn bis 2513, die über die Anden bis 4769 m Höhe empor. (Registrande des Gr. Generalstabes X.)

Inhalt: Im Innern von Hinterindien. X. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Merkwürdige Vogesenberge. II. Ungersberg. Climont. — F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln. II. — Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 28. September 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 18.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Die wunderbare Entwickelung der meisten an den Stillen Ocean grenzenden Länder Amerikas, die Erschließung Chinas und Japans für den Welthandel, der schnelle Aufschwung Australiens erfordern gebieterisch die Eröffnung eines Seeweges durch die schmale Scheidewand, welche in Central-Amerika den Atlantischen vom Großen Ocean trennt. Diese Nothwendigkeit war schon lange erkannt, aber keiner der verschiedenen Pläne sicherte den Schiffen eine freie und ungehinderte Durchfahrt ohne Unterbrechung, da alle Projekte auf einen Schleusenkanal gerichtet waren, dessen Uebelstände bekannt genug sind, während es doch klar ist, daß man erst dann zu diesem Auskunftsmittel greifen darf, wenn die Unmöglichkeit eines horizontalen Kanales erwiesen ist.

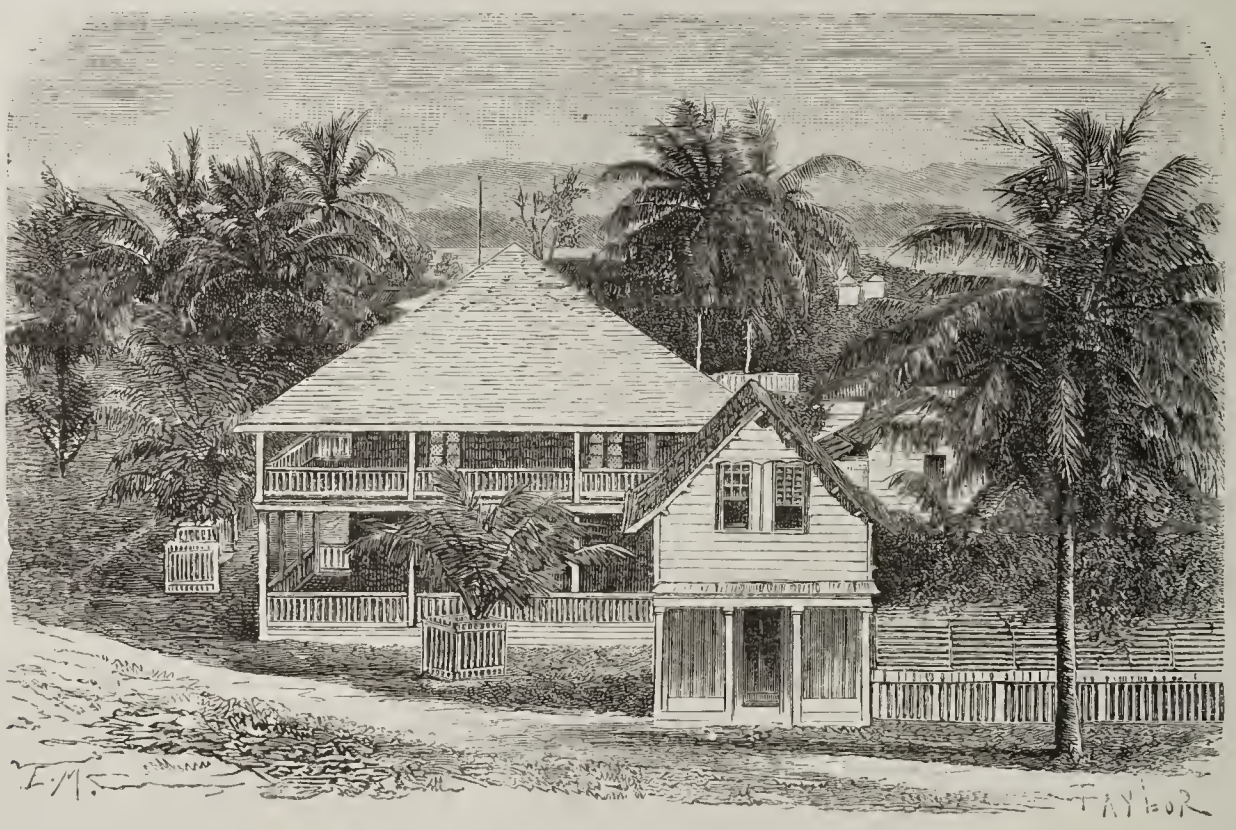
Im Jahre 1875 gab es auf dem ganzen Isthmus nur eine Gegend, welche die amerikanische Expedition unter dem Kommandanten Selfridge noch nicht vollständig untersucht hatte: das südliche Darien. Verschiedene Nachrichten, hauptsächlich aber die 1866 erfolgte Erforschung des Paya-Thales durch Herrn de Lacharme ließen hier eine plötzliche Unterbrechung der Cordillere hoffen, durch die man mit verhältnißmäßig wenig Kosten unter Benutzung des Atrato und des Tuyra einen Kanal graben könnte, dessen Endpunkte die prächtige Bai von Uraba und der schöne Hafen von San Miguel sein sollten. Diese Lücke in den Untersuchungen der Amerikaner auszufüllen, beschloß ein Mann, der sich schon lange mit der interoceanischen Kanalfrage beschäftigt und 8 Jahre vorher den Rio Bayano bis zum Dorfe Pirrea, einem vor ihm noch von keinem Weißen erreichten Punkte, erforscht hatte, L. N. B. Wyse. Eine günstige Gelegenheit bot sich ihm dar: der internationale geographische Congreß zu Paris 1875. Unter Lesseps' Vorsitz wurde eine Jury ernannt, um die beste Linie für einen Kanal zu bestimmen und die finanzielle Möglichkeit des Unternehmens zu prüfen. Der Antrag eines aus Anhängern des Wyse'schen Planes bestehenden Comités, den Zusammentritt dieser Jury bis nach vollständiger Erforschung der Linie Paya-Caquirri zu vertagen, wurde angenommen, und nun schritt man sogleich ans Werk: in nicht ganz einem Jahre war eine Gesellschaft gebildet, das Kapital aufgebracht, die Konzession zu einem Kanal von den Vereinigten Staaten von Columbia erlangt und das Erforschungspersonal vereinigt; durch Wyse's Erfahrung in den Gegenden, denen die Expedition galt, war es möglich, die nöthigen Instrumente, Waffen, Lagergeräthschaften, Lebensmittel für sechs Monate mit der Schnelligkeit auszuwählen und anzuschaffen, die erforderlich war, um gleich bei Beginne der trockenen Jahreszeit nach Darien zu gelangen, der einzigen, in der ein nicht akklimatisirter Europäer die Mühen eines Aufenthaltes in Sumpf und Urwald ertragen kann.

So schiffte sich bereits am 7. November 1876 die Kommission auf dem „Lafayette" ein, im Ganzen 20 „Pionniere", von denen sich die meisten erst beim Abschiedsdiner kennen lernten, unter ihnen zwei Italiener, Oliviero Bixio und Guido Musso, die leider ihr Vaterland nicht wiedersehen

sollten, ferner der Oberwegebaumeister Celler, der Doktor Viguier und unser Berichterstatter, der Schiffslieutenant Armand Reclus. Am 21. bot Guadeloupe seine bergigen, bis zum Gipfel der imposanten Soufrière (1484 m) bewaldeten Massen den Blicken der Reisenden dar und am folgenden Tage legte man in Fort-de-France, der Hauptstadt von Martinique, an, um neue Kohlen einzunehmen.

Diese Insel verdient nicht mehr den Namen „Perle der Antillen“: ihr bischen Bedeutung verdankt sie nur noch wenigen Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen; obgleich ihr Klima sehr gesund ist und sie leicht die zehnfache Bevölkerung haben könnte, vermindert sich dieselbe. Der Wonne eines dortigen Aufenthaltes thut allerdings die entsetzliche Verbreitung des Eckenkopfes, einer der giftigsten Schlangen der Welt, bedeutenden Abbruch; diese häufig 7 Fuß langen Ungeheuer schlafen zwar den Tag über in ihren Löchern, Nachts aber bedecken sie alle Straßen und wehe dem, den ihr fast stets tödtlicher Biß erreicht, die Wissenschaft hat noch kein Gegengift gefunden, und die alten Negerinnen, denen man Zauberkraft zuschreibt, erhöhen durch ihre Quacksalbereien nur noch die Qualen des zum Tode verurtheilten Opfers. Der Stolz des Ortes ist die Savannenpromenade, unter deren riesigen, dunkelbelaubten Sandbüchsenbäumen man die erfrischende Brise und den entzückenden Blick auf die Bai genießt; die umgebenden Hügel sind kahl und traurig, die Ebene jedoch, das Thal des Flüßchens Madame, prangt im üppigsten Grün. Zwei Tage später erreichte man La Guayra, den Hafen von Caracas, dessen weiße Häuser an den kahlen, steilen Felsen der Sierra einen wenig verlockenden Anblick gewähren; nach ferneren zwei Tagen wurde Puerto Cabello besucht, ein wirklicher und schöner Hafen, dessen Stadt jedoch einen ungesunden und ärmlichen Eindruck macht, dann der Vorhafen des Magdalenenflusses, Barranquilla Sabanilla, berührt, bis endlich, am 21. November, der „Lafayette“ vor Colon oder Aspinwall vor Anker ging.

Von der hohen See aus giebt es nichts Reizenderes als



Haus in Colon.

den Blick auf die Stadt und die Rhede: links erscheinen die niedrige Insel Manzanillo und die weißen, von Kokosbäumen beschatteten Häuser Colons; rings umher ist die Ebene mit Wäldern bedeckt, welche die Limon-Bai umgürten; rechts und links von dieser steigen in einiger Entfernung die Höhen von Mindi und Puerto Bello auf, während geradeaus im bläulichen Hintergrund niedrige Hügel den Rücken bilden, der die Ebenen der atlantischen Küste von denen der pacifischen trennt.

Die Dampfer legen dicht an den den Bahnhof der Eisenbahn von Colon nach Panama bildenden Magazinen an, und viele Reisende verlassen das Schiff nur um sich sofort in den Waggon zu begeben. Die Stadt, auf der Nord-West-Spitze der kleinen Korallen-Insel Manzanillo erbaut, zählt 4000 Einwohner in zwei ganz verschiedenen Vierteln: das eine, welches sich in einer Breite von circa 200 m auf dem festen und trockenen Boden eines Madreporenriffes erhebt, beherbergt in großen, einstöckigen, mit Balkonen und Veranden geschmückten Häusern die aus Agenten, Kaufleuten, Bahnbeamten u. s. w. bestehende weiße Bevölkerung; dieser Theil ist gesund und höchst reinlich, gleich hinter ihm beginnt der Sumpf, in den hinein 2 oder 3 Reihen von Behausungen parallel der Bahnlinie auf Pfählen oder fragwürdigen Erdaufschüttungen und außerdem die verschiedenen Dienstgebäude, Bahnhof, Magazine, Quais erbaut sind. Die sogenannte Front Street ist noch leidlich anständig, die anderen Straßen aber, deren Hütten ihr Dasein zum Theil den Brettern alter Seifen-, Cognac-, Wermuthkisten verdanken, so daß die sie zusammenhaltenden Nägel und Lianen der leichtesten Meeresbrise weichen, starren von allem möglichen Schmutz und Unflath, welche die Gefräßigkeit von Hunden, Schweinen und — aber leider nur zu selten — „Gallinazos“, d. h. Geiern, den besten Straßenreinigern, anlocken. Ist es noch nöthig zu bemerken, daß dies das Negerviertel ist? Zwischen den beiden Theilen sind, um den Sumpf zu drainiren und die Stadt gesunder zu machen, zwei große Teiche gegraben, die mit dem Meere in Verbindung stehen und so nicht nur ihr Wasser erneuern, sondern auch Alligatoren Zutritt verschaffen, welche sich durch Verzehren des in den Bassins befindlichen Unrathes höchst verdient machen.

Am Rande dieser Teiche erhebt sich eine prächtige Bronze-

gruppe: Christoph Columbus bringt Amerika seinem Europa dar; dieses einzige wirkliche Kunstwerk des Isthmus ist ein Geschenk, welches die Exkaiserin Eugenie einem entfernten Verwandten, dem General Mosquera, früherm Präsidenten der Vereinigten Staaten von Columbia, gemacht hat. Colon besitzt außerdem eine den Beförderern der Eisenbahn Aspinwall, Chauncey und Stephens zu Ehren errichtete Säule (von der es aber besser ist ganz zu schweigen) und eine gothische Kirche für 300 Personen in amerikanisch-englischem Stil, die sich, so häßlich sie an sich ist, doch in ihrem braun-rothen Porphyr unter der elenden Umgebung recht stattlich ausnimmt.

Auf der ganzen Insel giebt es keine Bäume; nur an der Kirche, dem Bahnhof und dem Leuchtthurme hat man mit Mühe einige Kokospalmen gepflanzt, und aus dem Sumpfe erhebt sich das Gerippe eines riesigen Wurzelbaumes als willkommener Ruhesitz für die Gallinazos, welche die Wegereinigung gütigst übernommen haben. Rund um die Insel hat die Eisenbahngesellschaft eine schöne Promenade für ihre Beamten angelegt.

Statue des Columbus in Colon.

Zur Zeit des Goldfiebers und vor der Erbauung der Pacific-Bahn hatte Colon und seine Eisenbahn eine ganz andere Bedeutung als jetzt; der Durchzug war enorm und die Stadt wurde der Sammelpunkt von Diggern, Industrierittern, Abenteurern aller Art, kurz der ganzen Hefe der weißen, gelben und schwarzen Race, die sich den ausschweifendsten Orgien hingab und dadurch eine leichte Beute für das Sumpffieber wurde. Heute ist das alles anders; Niemand läßt sich mehr durch die Reize des Aufenthaltes verlocken, und statt des weißen und farbigen Gesindels weist Colon eine ruhige und nicht weniger moralische Bevölkerung auf als jede andere Stadt Amerikas; die Anwesenheit von Frauen und Familien hat einen heilsamen Einfluß auf die Sitten und somit auf den Gesundheitszustand ausgeübt: das Fieber herrscht nicht mehr unumschränkt auf der Insel, sondern erreicht nur die Unglücklichen, welche sich dem Trunke, einem in tropischen Ländern allerdings recht häufigen Laster, hingeben.

Da Panama für die Zwecke der Expedition unvergleichlich größere Vortheile darbot, so begnügte man sich mit einem zweitägigen Aufenthalt in Aspinwall und bestieg am 23. November die berühmte interoceanische Eisenbahn.

Beim Austritt aus der Stadt hat man rechts die grünen Gewässer der Limon-Bai, links den Sumpf; auf einem 200 m langen Viadukt überschreitet man den Meeresarm, welcher die große Bai mit dem Puerto Escondido verbindet, dessen mit Zwerg-Manglebäumen bedeckte Inselchen einem mit Smaragden besäeten Spiegel gleichen. Nach einem Kilometer kommt man mitten durch röthliche, nackte Hügel, deren Einschnitte jedoch eine eben so grandiose, dicht belaubte und mit Lianen verwickelte Vegetation zeigen wie der wirkliche Wald; eine derselben dient als Kirchhof von Colon. Mit der Ueberwindung der Loma del Mono, eines Ausläufers der Sierra Quebrancha, und dem Eintritt in den Sumpf von Mindi beginnt die Flora üppiger zu werden. Die Manglebäume wachsen, die Palmen vermehren sich, lange, zarte Farne geben einen zierlichen Rahmen, Lianen umstricken die Bäume, weite Flächen sind mit Helikonien bedeckt, deren enorme rothe Blüthen und mehrere Meter lange Blätter einen wunderbaren Anblick gewähren. Stellenweise macht der Wald künstlichen Wiesen Platz, auf denen schönes Vieh weidet, Rohrhütten tauchen hier und da auf, deren Bewohner die Palmen und Musaceen der Gegend ausbeuten: so die rothen Blüthenkolben des Corroso zu Oel, die Mandeln der Taguapalme zu Knöpfen, ihren Saft zu Palmwein, die enormen Blätter zu Dielen und Tafelwerk oder auch zu Säcken und groben Geweben.

2 oder 3 Meilen von Colon steigt die Bahn einige Meter; ein Durchblick durch den Wald zeigt zum ersten Male den Chagres, der hier mit seinen Mäanderwindungen den Flecken Gatun umfließt. Weit und breit bekleidet hier der Wald die Abhänge mit seiner grünen Hülle, nur in der Ebene und auf niedrigen Hügelchen erblickt man Savannen, aber auch noch durch Palmenwälder unterbrochen, doch nähren diese wenigstens nicht jene Legionen von Epiphyten und Dornen, die ein wahrer Fluch für Central- und Südamerika sind: mehr noch als die brennende Sonne, mehr sogar als die heftigen Fieber stemmen sich die Lianen der Herrschaft des Menschen auf dem Boden der Tropen entgegen.

Gatun sowohl wie die übrigen Bahnhöfe sind jetzt gar nicht mehr von weißen Beamten bewohnt; nur Neger sieht man, denen die Pflege der Bahn anvertraut ist. An irgend einer beliebigen Haltestelle legt der Reisende, der den Zug benutzen will, sein Gepäck auf eine Aufschüttung in der Höhe der Waggons; er besorgt selbst das Signal und der Zug hält; will er aussteigen, so benachrichtigt er den Zugführer, der ihn am gewünschten Orte absetzen läßt. So macht die Gesellschaft bedeutende Ersparnisse an Beamtenpersonal und der Dienst geht darum nicht schlechter; nie ist ein Unglücksfall zu beklagen gewesen. In Colon und in Panama sind

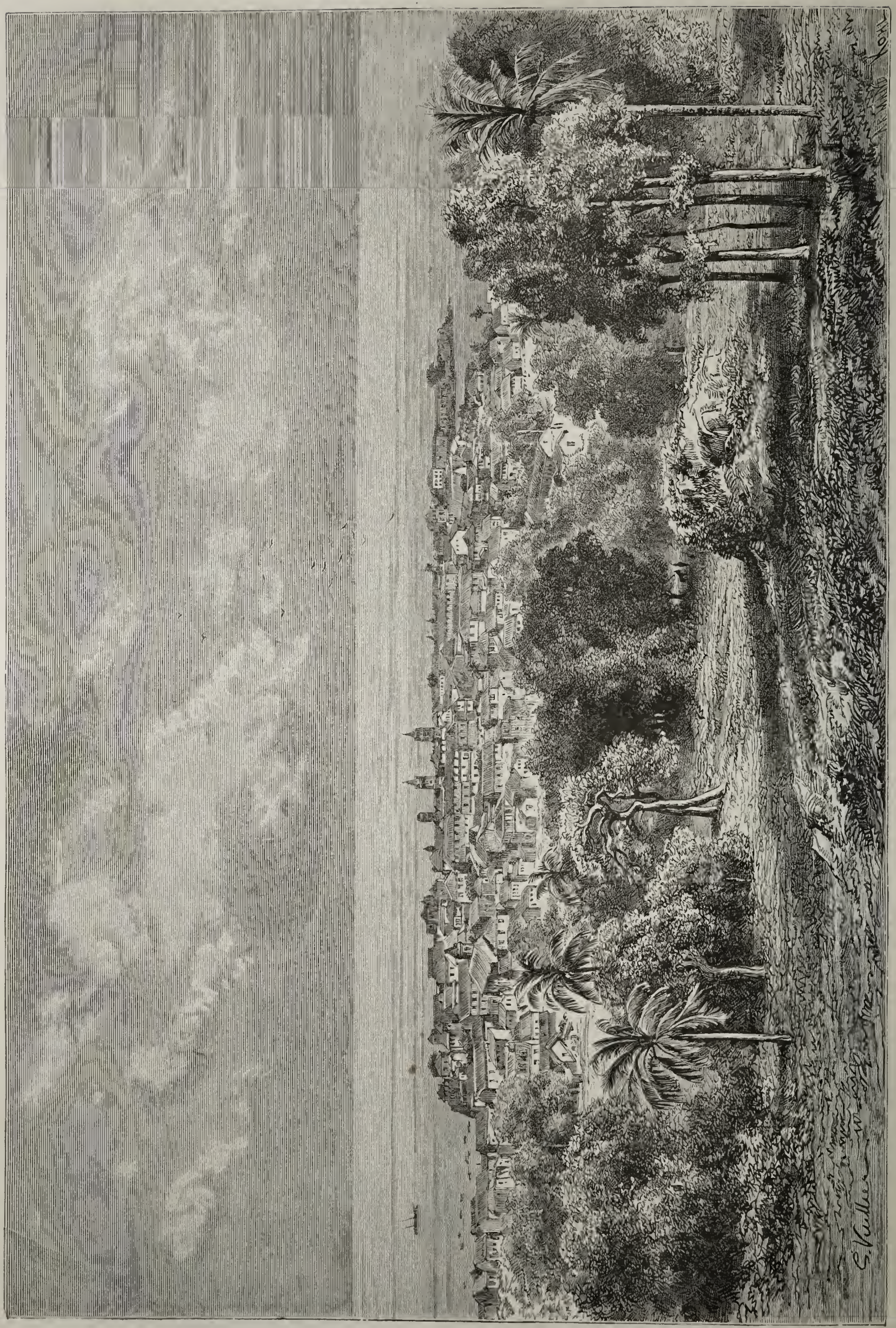
Front Street in Colon.

Kirche und Säule in Colon.

die Geleise auf offener Straße; drei Glockenschläge ertönen, bei deren drittem es abgeht; in die langen, an beiden Enden offenen Wagen steigt ein wer will, erst unterwegs werden die Fahrscheine nachgesehen; wird Jemand ohne einen solchen ertappt, so hält der Zug an und setzt den allzu Sparsamen ab; diesem Mißgeschick aber wird sich nicht leicht Jemand aussetzen, denn einige 40 km in der Sonnenhitze zu marschiren ist gerade kein Vergnügen, und wenn auch vielleicht ein Neger auf diese Weise den Vortheil eines gebahnten Weges durch die Wildniß zu benutzen dächte, wie wollte er über die Brücken kommen, die zu belegen man natürlich für Luxus gehalten und auf deren Querbalken, einige Hundert an der Zahl und über ein Meter von einander entfernt, er also nacheinander springen müßte? Kein Gatter schützt die Geleise, frei bewegen sich die Herden darauf; man fährt etwas langsamer, der Pfiff der Lokomotive, an dessen Verständniß sich der Instinkt des Viehes schnell gewöhnt hat, ersucht sie, Platz zu machen, und was etwa noch widerspenstig bleibt, wird durch den „Ochsenkäfich", ein Weidengeflecht in Gestalt einer Pflugschaar, ohne großen Schaden nach rechts und links befördert. Der schönste und angenehmste Platz im ganzen Zuge ist beim Zugführer im Gepäckwagen, aus dessen großen Seiten- und Vorderthüren man behaglich die Landschaft genießen kann und außerdem noch auf das einzige Glas und das Eiswasser, welches die Gesellschaft den Reisenden giebt, den ersten Anspruch hat.

Straße in Chagres.

Hinter Gatun überschreitet die Bahn den Rio gleichen Namens und gelangt zwischen die Loma del Tigre und del Lion, zwei ganz steile, mit prachtvollen Bananen bewaldete Kegel; wieder geht es in eine sumpfige Ebene, aber ohne Manglebäume, und allmälig machen die Palmen dem Urwalde Platz. Zwischen Ahorca Lagarto und Buhio Soldado tritt man in eine Schlucht, in der sich der Chagres einen Weg zwischen senkrechte Felsen gebahnt hat; bis zur Station Buena Vista folgt man dem Flusse, 10 Meter hoch über seinen Gewässern, bis man ihn bei Barbacoas auf einer großen Brücke überschreitet, deren hohe Wände leider die ganze Aussicht versperren. Mehrere Dörfer, deren Einwohner Feldbau zu treiben anfangen, fliegen vorüber, der malerische Rio Obispo wird zweimal gekreuzt und eine zweite Lokomotive kommt zu Hülfe, um den Cerro Culebra (den „Natterberg") zu überwinden, hinter welchem man nun mit Gegendampf die Abdachung nach dem Stillen Ocean hinabfährt. Erst windet sich die Straße gesimsartig einige 20 m über dem Rio Grande an dessen steilen Felswänden entlang, dann aber wird der Blick frei, der Cerro de Ancon zeichnet seine kühnen Linien auf dem Dunkelblau des Meeres und dem lebhaftern Azur des Himmels ab und an seinem Fuße dehnt sich Panama hin, welches in seinen grandiosen Ruinen von Weitem den Anblick einer großen Stadt gewährt; rechts werden das untere Chagres-Thal und die gezackten Spitzen des Cerro de Cabras sichtbar, und am Horizont entdeckt man halbverschwommen die Umrisse der Taboga-Inseln.



Panorama von Panama.

Die Niederfahrt führt schnell in eine weite Ebene, in der nur die lappenblättrige Guagaja gedeiht, dann erscheint wieder Wald, dessen Charakter aber ein ganz anderer als an der Ostküste ist, und überall bilden Kaktus mit ihren carmoisinfarbigen Blüthen undurchdringliche Dickichte. Ein Pfiff, und der Zug hält auf dem Bahnhofe von Playa Prieta, dem Theil der Stadt, der gerade im innersten Winkel des Hafens von Panama liegt.

Die Stadt zählt jetzt mit den Vorstädten circa 40 000 Seelen. Nach der Zerstörung des alten Panama durch den Bukanier Morgan wählte der Statthalter Fernandez de Cordova als Stätte der neuen Gründung eine felsige, leicht zu vertheidigende Halbinsel am Fuße des Cerro Ancon. Der berühmte Baumeister Don Alfonso de Villa Corta schuf dort einen Platz, dem an Festigkeit in ganz Südamerika nur Cartagena gleich steht; mehrere Meter dicke Mauern

wurden auf drei Seiten auf dem Terrain der Ebbe gebaut, so daß bei der Fluth die Wogen dagegen prallen, und an jedem Endpunkt erhob sich eine kolossale Bastion gegen den Ocean. Heute sind die Festungswerke unbewehrt und baufällig, Steine und Balken, von der Brandung unterspült, von Ranken und Mauerpflanzen zerklüftet, liegen auf dem Strande umher, den die Ebbe zurückläßt. Die Südost-Bastion, die noch ziemlich erhalten ist, dient jetzt als Promenade, auf der allabendlich die Kreolen in vollen Zügen die frische Meeresbrise einathmen und den herrlichen Blick auf das Panorama der Rhede und ihrer grünschimmernden Inseln genießen. Die andere Bastion ist vollständig zertrümmert, trägt aber noch die geraden, stolzen Mauern des Klosters San Francisco.

Die Medschertîn-Somali.

Nach G. Révoil.

Bereits auf S. 44 dieses Bandes erwähnten wir des Buches von Georges Révoil: „Voyages au Cap des Aromates“, welches sich speciell mit den Medschertîn beschäftigt. Wir kommen um so lieber darauf zurück, als Révoil an dem dort mitgetheilten Berichte des Obersten Graves-Bey Verschiedenes auszusetzen hat und ihm namentlich den Vorwurf macht, den Charakter jener Somali nicht richtig aufgefaßt zu haben, in welchem ein wesentlicher Zug die Liebe zur Freiheit und die Furcht vor fremden Unterdrückern ist. Das Révoil'sche Buch (Paris, E. Dentu 1880) beschreibt zwei Fahrten nach jenem nordöstlichen Horne Afrikas, die eine zu kaufmännischen Zwecken im „Adonis“, welche vom December 1877 bis Mai 1878 dauerte, und wobei lediglich eine Anzahl Plätze an der Benadir-Küste, dem nördlichsten Theile der Besitzungen des Sultans von Zanzibar, sowie an der Südküste des Meerbusens von Aden berührt wurden. Bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich bot sich ihm wieder eine Gelegenheit zur Erforschung des Medschertîn-Landes, die er sofort ergriff. Als er aber in Bender Merâya landete, machte ihm ein mit den benachbarten Allula ausgebrochener Krieg die Erforschung des Landes unmöglich. Er kam zwar bis nahe an Allula, bestieg auch den nahen, 1219 m hohen Berg Karoma, und zog an der Küste nach Westen hin; aber in das Innere einzudringen gelang ihm nicht und nach dreimonatlichem Aufenthalte an der Küste kehrte er von Lasgore aus nach Aden zurück. Zur nähern Kenntniß des Landes hat er mithin wenig beitragen können; dagegen wohl zu der seiner Bewohner, unter welchen er ganz allein ein volles Vierteljahr zugebracht hat. Was er also über diese mittheilt, verdient als Quelle volle Beachtung; wir geben im Nachstehenden auszugsweise das Kapitel wieder, in welchem er seine Beobachtungen über Land und Volk zusammengefaßt hat.

Die Medschurtin-Küste beginnt bei dem kleinen Hafen Bender Zijâda am Meerbusen von Aden und endet beim Vorgebirge Râs el Kel im Indischen Ocean, jenseit dessen das Gebiet des Hawea-Stammes beginnt. Im Westen und Süden sitzen die Tribus der Warsangeli, Ugadin und Dolbohant; das von ihnen eingeschlossene Gebiet umfaßt 12000 Quadrat-Lieues. Das Medschurtin-Land zerfällt in drei Theile: die Küste, wo alle Städte (bender) liegen, und im Innern ein Gebiet mit dem Hauptorte Mieh und eines mit der Hauptstadt Karkar, beide im Innern des Landes. Karkar liegt nach der Angabe der Eingeborenen am Fuße eines hohen gleichnamigen Berges mit reicher Vegetation, auf dessen Abhänge sich die Nomaden mit ihren Herden während der Regenzeit zurückziehen.

Die Haupthäfen des Medschurtin-Landes sind Bender Gâsem (Bossassa), Bender Chor (Bottiala), Bender Merâya und Allûla am Golfe von Aden und Haffûn am Indischen Oceane. Dort erhandeln Araber und Banianen die Landesprodukte. Ein Gouverneur (Kadi), zwei Beisitzer und ein geistlicher Richter verwalten diese Städte im Namen des Sultans, deren Bevölkerung höchstens 1000 bis 1500 Seelen zählt. Berge in ostwestlicher und südost-nordwestlicher Richtung und in der Höhe von 500 bis 2000 m wechselnd erfüllen das Land (zunächst wohl nur soweit es dem Golfe von Aden zunächst liegt). Dieselben bestehen aus Marmor und auf ihnen wachsen die Sträucher, von denen Gummi und Weihrauch gewonnen wird. Dieselben gedeihen in allen Höhen; bis zu 1200 m hoch hat sie Révoil auf dem Dschebel Karoma bei Bender Merâja angetroffen. Mitunter begreift man gar nicht, woraus sie ihre Nahrung saugen, auf so kahlen Felsen stehen sie.

Wasserrisse, deren Bett während des größten Theiles des Jahres trocken liegt, durchfurchen überall das Küstengebiet; außerdem existiren nur ganz kurze Wasserläufe, deren Wasser etwa vier bis fünf Seemeilen weit aufwärts brackisch ist; denn soweit reichen Ebbe und Fluth. An der Mündung der Schluchten findet sich meist ein großer Tümpel Salzwassers, welcher durch das Durchsickern des Meereswassers entstanden ist.

In den Bergen des Medschurtin-Landes kommt Eisen, Blei und auch Quecksilber vor, letzteres nach Aussage der Nomaden in ziemlich großen Quantitäten. Getreide producirt das Land nicht. Dagegen ist der antike Name „Land der Wohlgerüche“ wohl begründet; denn es wächst dort nicht ein Kraut, welches nicht seinen besondern Geruch ausströmte. Weihrauch und Gummi gewinnt man aber nur von den beiden Baumarten Olibanum und Akazie. Zu Anfang März machen die Nomaden mittels eines Hackmessers einen tiefen Einschnitt in die Bäume, zu Ende des Monats einen zweiten. In den letzten Tagen des Mai hat dann das ausfließende Gummi und Harz sein größtes Volumen und Konsistenz gewonnen, und alsdann sammeln Frauen und Kinder die bessere Qualität desselben in Körbe ein; die schlechtere bleibt unter den Bäumen liegen.

Neben den Hausthieren, Rindern, Ziegen, Schafen und Kameelen, giebt es eine große Menge — Révoil schätzt sie auf 500 bis 600 Stück — großer Affen in den Bergen bei Merâja; ferner Gazellen, Schakale, Hyänen ꝛc., sowie eine Art Ratte mit sehr kurzem Leibe und einem langen, wie ein Schweinsrüssel endigenden Auswuchse auf der Nase. Man hat über die „Ratte mit dem Rüssel“ gelacht, und doch giebt es keine bessere Bezeichnung für dieselbe, welche auch an anderen Punkten Afrikas gefunden worden ist (Macrocelydes Rozetti, Rhyncochion).

Die Somali kennen ihre Geschichte; nach ihrer Ueberlieferung stammen sie von Shabarti ben Ismail, dem Abkömmling einer edlen Familie von Ashem, der, als er gegen Empörer zu Felde ziehen wollte, von widrigen Winden an die afrikanische Küste verschlagen wurde. Dort nahm ihn ein Fischer auf, dessen Tochter er heirathete. Wenig später vertrieben seine Nachkommen dann die ursprünglichen Einwohner dieser Küste und machten sich zu alleinigen Herren des Landes. Es existiren noch in Mekka einige Häuser, welche die dorthin wallfahrtenden Somali als ihr Eigenthum ausgeben, indem sie behaupten, daß dieselben von ihren Vorfahren gebaut seien. Mit Stolz behaupten sie, daß sie einst Gallas gewesen seien, und scheinen ihren arabischen Ursprung nicht einzugestehen. Die Genealogie der verschiedenen Sultansfamilien, welche bis jetzt über ihr Land geherrscht haben, ist ihnen sehr gut bekannt.

Der politische Zustand des Landes gleicht durchaus unserm einstigen Feudalsysteme. Révoil fand auch mit Er-

staunen Anklänge an die französischen Gesetze vom Vendémiaire des Jahres IV, welche die Gemeinden für individuelle Vergehen haftbar machen. Jetzt beherrscht ein junger Sultan, der während seiner Minorennität unter Vormundschaft steht, das Land; ihm steht ein Rath zur Seite, dessen sämmtliche Mitglieder seiner Familie angehören. Seine Unterthanen gehorchen seinem Worte; aber er zwingt ihnen seinen Willen nicht auf, sondern derselbe wird in allgemeinen Versammlungen erklärt, wo jeder das Recht hat, das Wort zu ergreifen und seine Ansicht auszusprechen; man hört ihn aufmerksam an und tritt dann in die Berathung ein.

Vom Sultan hängen die Kadis oder Gouverneure der Städte ab, deren jeder zwei Räthe und einen religiösen Richter als Beisitzer neben sich hat. Diese berathen zunächst die Angelegenheiten ihrer Gemeinde, ehe sie dieselben der Entscheidung des Ministerraths, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, unterbreiten.

Die Somali zerfallen in zwei Klassen, die reichen Kaufleute, welche in den Küstenplätzen Handel treiben, und die Armen, welche gewöhnlich als Beduinen bezeichnet werden und mit ihren Herden in den Bergen leben. Letztere sind gewissermaßen die Sklaven der Reichen; sie sammeln den Gummi und die sonstigen Produkte der Ländereien, welche jenen gehören. Es existirt dort nämlich ein Grundbesitz, der für jeden scharf begrenzt und mit Steuern für den Sultan belastet ist. Die schwersten Strafen treffen den, welcher auf fremdem Grunde und Boden beim Einsammeln jener Produkte betroffen wird.

Alle Städte des Landes gleichen sich einander; es sind Ansammlungen von Stroh- oder Fellhütten, welche eine Befestigung aus Pisé ganz im Stile unserer alten Burgen umgeben. Diese Forts sind durchaus unsolide; die wolkenbruchartigen Regengüsse weichen sie auf und bei der dann fast stets unmittelbar folgenden Hitze bekommen sie Risse und Sprünge. Sie sind mit allen jenen Vertheidigungsmitteln ausgestattet, wie sie unsere Burgen zu jener Zeit besaßen, als noch Lanze, Bogen und Pfeile die einzigen Angriffswaffen waren. Außer diesen Bauten und den Moscheen findet man in den Städten des Medschurtinlandes nur noch große Schuppen, in denen der Gummi nach der Ernte aufbewahrt wird; alle übrigen Häuser, die nicht in Straßen angeordnet sind, sondern bunt durch einander stehen, wie namentlich in Bender Chor, bestehen, wie gesagt, aus Holz oder Stroh und Fellen.

Die Waffen des Somali sind Lanze (warmô), Schild (gaschan), Säbel (belaui), Keule (madag), Bogen und Pfeile (gaboio) und die Schleuder. Die Kampfordnung ist folgende: zuvorderst stehen die Lanzenträger, dahinter die Bogenschützen; die Schlenderer und die wenigen Besitzer einer Flinte sind als Tirailleurs auf den Flanken vertheilt. In dieser Aufstellung rücken die beiden feindlichen Heere auf einander los, und es beginnt das Schießen und Steineschleudern. Sind sie sich einander näher gekommen, so kämpft man mit den Lanzen, zuerst mit kurzen, die geworfen werden, dann mit längeren, mit welchen man im Nahekampfe zustößt. So rücken sie immer näher an einander, indem sie die feindlichen Wurfspeere auffammeln und zurückschleudern. Wenn sie dann nur noch wenige Meter von einander entfernt sind, stürzen sie auf einander los und fassen sich dann Mann gegen Mann; dann thuen Schwert und Keule ihre Schuldigkeit. Für einen am Boden liegenden Feind giebt es keinen Pardon; aber jede Partei nimmt ihre Todten vom Schlachtfelde mit sich hinweg.

Was die Steuern anlangt, so zahlt nur der Eigenthümer dem Sultan einen Grundzins, der fremde Händler den „Aschur“.

Der Medschertîn-Typus ist sicherlich der reinste von allen Somali; sie sind gleichsam der wahre Stamm und Grundstock der übrigen. Der Somali von reinem Blute, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, hat eine leicht gebogene Nase, eine etwas aufgeworfene Lippe, krauses und meist langes Haar. Er sieht aus wie ein schöner Europäer mit dunkler Haut. Leicht kann man die verschiedenen Kreuzungen mit den Nachbarvölkern erkennen, z. B. die der Stämme Dolbohante und Medschurtin an den krausen, kurzen Haaren, der etwas abgeplatteten Nase und den wulstigen Lippen; je weiter südlich, desto mehr treten diese charakteristischen Merkmale an Nase und Lippen hervor.

Die Medschurtin sind groß und wohlgestaltet; aber ihr Körper ist meist mit Narben bedeckt, eine Folge ihres kriegerischen Lebens. Wahrhaft imponirend ist ihr Gang voller Adel und ihre stolze Haltung. Selten findet man unter ihnen Krüppel, einestheils, weil sie eine rauhe Kindheit durchmachen müssen, und dann, weil bei ihren erbitterten Kämpfen kein Quartier gegeben wird. Der Küstenbewohner ist koket in seiner Tracht; in sein großes, weißes Tuch gehüllt, das er über den Kopf zieht, Stock oder Lanze in der Hand steht er herausfordernd da oder wie ein Bild der Eitelkeit. Der Beduine im Innern des Landes trägt dagegen auf seinem Gesicht und an seiner Kleidung die deutlichen Spuren seines rauhen, wilden Lebens; aber auch bei ihm leuchtet der Trotz durch die Lumpen hindurch, die von dem Erdboden, auf welchem er schläft, die gelbbraune Farbe angenommen haben.

In Bezug auf Sittlichkeit sind die Medschurtin sehr streng; beide Geschlechter sind mit größtem Anstande bekleidet und behandeln sich gegenseitig mit viel Ehrerbietung und Achtung. So verrichten in Meraja, an der Nordküste, die Frauen ihre Abwaschungen in einer Lagune außerhalb des Dorfes, die Männer in einer andern am entgegengesetzten Ende des Dorfes.

Der Somali ist von Natur faul; den größten Theil des Tages verbringt er mit Nichtsthun und murmelt dazu seinen Rosenkranz herunter. Seine Hauptbeschäftigung besteht in der genauen Erfüllung der mohammedanischen Religionsvorschriften, d. h. er besucht täglich fünfmal die Moschee. Nur wenige bleiben hintereinander bei der Arbeit. Ganz anders die Frauen. Den ganzen Tag lang flechten sie Matten oder besorgen den Haushalt, holen Wasser, Holz ꝛc. herbei. Trotzdem ist ihre Lage viel besser als diejenige der arabischen Frauen. Zunächst sind sie die Herrinnen im Hause; denn wenn auch der Somali in Vielweiberei lebt, so hat er doch stets nur eine Frau bei sich, unter demselben Dache. Sodann können sie in voller Freiheit gehen und kommen, ohne daß sie im Geringsten von ihren Männern oder Eltern deswegen behelligt werden. So halten sie denn auch ihre gemeinsamen Plauderstündchen ab, wobei des Klatschens kein Ende ist; aber in dieser Zeit ruhen ihre Finger nicht, sondern flechten unaufhörlich an den Matten.

Sobald der Somali-Knabe entwöhnt ist, kümmert sich seine Mutter nicht mehr viel um ihn. Sie läßt ihn sich ruhig im Sande wälzen, wo die Sonne ihre glühenden Strahlen auf ihn herabsendet, ihn wärmt und kräftigt und sein Wachsthum beschleunigt. Sobald das Kind laufen und seine Hände gebrauchen kann, entfaltet es alle Instinkte seiner Race; es macht sich kleine Bogen, Pfeile und Lanzen und baut sich aus einem Brett und einem Fetzen Leinwand ein kleines Schiff, das es auf dem Wassertümpel am

Meeresstrande schwimmen läßt. Der Somaliknabe ist sehr kriegerischen Geistes, hat stets Zänkereien und zeigt frühzeitig seine Abneigung gegen die Kinder der Araber und Banianen. Zum Jüngling geworden, greift er zu ernstlichen Waffen und seine Spiele werden zu Uebungen, in denen er seine Kraft und Geschicklichkeit gegen seine Altersgenossen erprobt. Ohne Sattel und Zügel steigt er zu Pferde, macht lange Märsche, sucht Strapazen auf, kurz treibt alles, was ihn zu einem wahrhaften Krieger und Vertheidiger seines Vaterlandes machen kann. In diesem Alter ist der Tanz sein Hauptvergnügen.

Die Mädchen leben stets in enger Gemeinschaft mit ihrer Mutter, nehmen an keiner Festlichkeit Theil und gehen wenig aus. Von den verheiratheten Frauen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie die Haare fein geflochten und auf die Schultern herabhängend, und um die Stirn ein rothes Band tragen. Frauen dagegen tragen ihr Haar gekräuselt, und zwar in einer am Hinterkopfe befestigten Haube.

Als Schmuck trägt der Somali nur einen Ring und am Halse ein Amulet, einen Koranvers in einem ledernen Säckchen, das von zwei Bernsteinkugeln gehalten wird. Frauen und junge Mädchen tragen silberne Schmucksachen, welche in höchst merkwürdiger Weise den Einfluß der antiken Welt auf diesen Theil Afrikas beweisen. Dieselben bestehen aus den Ohrgehängen (selangsil) mit der Katena, welche dieselben, unter dem Kinne durchgehend, verbindet; dem Kuled, einer andern Art von Ohrgehängen in Form von Fragezeichen und in eine Birne endigend, welche oben in der Ohrmuschel befestigt werden, und schließlich dem Ring (katun). Auch tragen sie Perlen am Halse oder eine große mit Stückchen Bernstein verzierte Silberplatte. Letzterer Schmuck hat durchaus arabischen Charakter, während die beschriebenen Ohrgehänge vollständig denen gleichen, welche so häufig bei Ausgrabungen römischer, griechischer und ägyptischer Monumente gefunden werden. Aber nicht nur die Geschmeide, sondern auch die Tracht der Frauen erinnert an jene Epoche; man kann nichts Merkwürdigeres sehen, als eine dieser orientalischen Schönheiten — und Schönheiten sind es in der That —, graziös in ihr weißes oder rothes Gewand gehüllt, das, auf der linken Schulter zusammengehakt, den rechten Arm und Busen frei läßt.

Der Somali ist auf seine Frau eifersüchtig weniger aus Liebe, als aus Stolz; mit dem Tode bestraft er ihre Untreue. Einer Hochzeit hat Révoil während seines Aufenthaltes an der Medschurtin-Küste leider nicht beiwohnen können und vermag eine solche nicht zu beschreiben; dagegen war er bei der Verlobung eines Mädchens von Bender Chor (an der Medschurtin-Küste) mit einem Warsangeli zugegen. Letzterer begab sich mit einigen Gefährten zum Vater des Mädchens; auf sein Aeußeres hatte er für diese Gelegenheit die größte Sorgfalt verwendet. Die ganze Familie, mit Ausnahme des Mädchens, saß im Halbkreise vor der Thür ihrer Hütte und erwartete den Freier. Nach Austausch der gebräuchlichen Begrüßungen eröffnete einer der Gefährten des Warsangeli sofort den Handel mit dem Vater; sowie man über die Anzahl der zu zahlenden Piaster und Kameele einig war, erschien die Braut und nahm neben dem Freier Platz; man brachte Kaffee und etwas gedörrten Mais und besiegelte mit dieser einfachen Mahlzeit den Vertrag. Am Abend machte sich der Freier auf den Weg, die Mitgift zu holen, und ließ zwei seiner Begleiter als Bürgen des Kaufes zurück.

Der Somali ist ein fanatischer Mohammedaner und hat vor den Todten die höchste Achtung. Die Friedhöfe liegen meist inmitten der Städte und Dörfer neben den Moscheen; Niemand betritt sie ohne Grund. Ein gewöhnliches Grab wird durch einen einfachen aufgerichteten Stein bezeichnet; wo aber ein im Kampfe gefallener Krieger ruht, erhebt sich ein Tumulus. So oft die waffenfähige Mannschaft in den Krieg zieht, nimmt sie beim Auszuge aus dem Orte ihren Weg bei den Gräbern der Gefallenen vorbei, stößt Schreie und Verwünschungen aus und richtet an ihre früheren Kampfgenossen Gelübde und Bitten; im Begriffe sich zu entfernen feuern sie einige Flintenschüsse ab oder schießen einen Pfeil oder schleudern einen Wurfspeer auf das Todtenfeld, den sie erst später wieder aufnehmen.

Révoil hat neben den Wegen des Landes große Steinhaufen angetroffen, welche nach Angabe seiner Führer von den Beduinen nur deshalb zusammengetragen worden wären, um die Wege davon zu reinigen. Allein diese riesigen Haufen befanden sich fast immer in der Nähe eines Begräbnißplatzes oder eines Moskit, eines großen runden Platzes, dessen Boden vollständig gesäubert ist, und auf welchem der Nomade sein „messadschit" (Thierhaut) zum Gebete ausbreitet. Die Vermuthung des Reisenden, daß es primitive Denkmäler zum Gedächtniß von Verstorbenen sind, scheint uns das Richtige zu treffen.

Das ist in großen Zügen der Charakter der Somali und der jetzige Stand ihrer Civilisation. Den ihnen anhaftenden Ruf von Wildheit und Grausamkeit verdienen sie wenig; viel mehr sind sie mißtrauisch und eifersüchtig auf ihre Freiheit, als böse, und sie besitzen einen gewissen Fond. Wenn man ihre Gebräuche achtet und sie überzeugt, daß man ihr Land nicht erobern will, so wird man, wenn nicht ihre Freundschaft gewinnen, so doch wenigstens sichere Beziehungen zu ihnen anbahnen, die Naturprodukte ihres Landes ausbeuten und auf friedlichem Wege diesen abgelegenen Winkel Afrikas der Civilisation zuführen können.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

III.

Die Streifzüge, die Ober von Salibia aus unternahm, waren reich an den interessantesten Ergebnissen. Wie der Charakter der Waldvegetation auf dieser Seite der Insel sich in mancher Beziehung von dem der Ostseite unterscheidet, so weist auch das Thierleben hier mehrere der für Dominica eigenthümlichen Formen reichlich vertreten auf, die dort nur selten sind oder ganz fehlen. Schaaren von Papageien bevölkern die Hochregion des Waldes, in dem, neben der obenerwähnten Bergpalme (Euterpe montana), vorzugsweise der über hundert Fuß hohe Gommier oder Fackelbaum der Eingeborenen häufig vorkommt, der zu den Burseraceen oder Balsambäumen gehört (Bursera gummifera). Die bis acht Fuß dicken Stämme dieser gewaltigen Bäume, die meist durch das dichte Gehänge ihrer Luftwurzeln und der

hineinverflochtenen Lianen ganz verhüllt sind, dienten und dienen auch heute noch den Cariben zur Herstellung ihrer Canoes. Das wohlriechende Harz, das aus der Rinde des Baumes ausschwitzt, wird in den katholischen Kirchen der Inseln als Weihrauch verbrannt; die Indianer aber verwenden es heute noch wie früher zu den mehrere Fuß langen Fackeln aus zusammengerollter Rinde, deren sie sich bei nächtlichen Waldwanderungen und bei ihren Fischzügen an der Küste bedienen.

Durch das ganze verworrene Gebiet des Innern der Insel laufen alte Indianerpfade, auf denen Ober, von seinen beiden jungen Cariben geführt — denn zu dem einen von ihm als Führer engagirten Burschen gesellte sich bald ein unzertrennlicher Gefährte —, in manches Waldversteck, manche verborgene Höhle gelangte, die, bisher von dem Fuße eines Weißen noch nicht betreten, zur Zeit des Kampfes mit den Engländern den vertriebenen Häuptlingen des Volkes sichern Schutz gewährt hatten; noch heute führen in den abgelegensten Theilen des Waldes einige Nachkommen jener alten Flüchtlinge ein dem Naturzustande sehr nahes Leben. In dem täglichen Verkehr mit seinen jugendlichen Begleitern, in deren Konstitution mit dem Negerblute auch ein gewisser, dem Indianer sonst nicht eigener Humor übergegangen war, mußte Ober immer von Neuem die Findigkeit und den praktischen Sinn des Naturkindes bewundern, das auch nicht die kleinste Gabe seiner reichen Umgebung unbeachtet, geschweige denn unverwerthet läßt. Die sogenannte „Bedürfnißlosigkeit des Wilden" aber wollte ihm hier, wo die verschwenderische Natur für alles, was nothwendig, und noch für gar vieles, was überflüssig ist, in reichstem Maße sorgt, nicht mehr so merkwürdig erscheinen, als sonst wohl. Wir dürfen hier bei Ober's anziehenden Schilderungen seiner mannigfachen Jagdabenteuer, der Wanderungen durch den Wald, der Nachtlager in der Ajupa neben einem allmälig verglimmenden Feuer von wohlriechendem Holze, während von draußen her das unaufhörliche, aus tausend seltsamen Tönen zusammengesetzte Geräusch der tropischen Nacht hereinschallt, wir dürfen auch bei seinen Beschreibungen der glücklich erlegten Thiere und mancher Pflanzen, deren wohlthätige und nützliche Eigenschaften er durch seine Begleiter kennen lernte, nicht länger verweilen. Er war glücklich genug, von der großen, der Insel eigenthümlichen Papageienart Chryotis augusta, dem „Cicero" der Indianer, zwei Exemplare zu erlegen. Diese Art, die nicht wie die kleineren Papageien in Schaaren, sondern nur paarweise vorkommt, lebt vorzugsweise hoch oben in den Bergen, wo sie an den Samen der Balsambäume ihre Lieblingsnahrung findet. Im Herbste, wenn ihr Fleisch besonders zart und fett sein soll, machen die Indianer vielfach Jagd auf die im herrlichsten Grün und Purpur strahlenden, sehr scheuen Vögel. Als einer sehr merkwürdigen und bisher wohl kaum bekannten, wenigstens nie geglaubten Erscheinung sei aber hier eines Zuges wandernder Krabben gedacht, den Ober eines Tages im Walde antraf. Wir lassen ihn im Folgenden die Begegnung selber schildern.

„Bei dem Hinaufklettern an einer steilen Hügelwand, vollauf damit beschäftigt, mich mühsam festzuhalten, kam es mir plötzlich vor, als sei ich von lebenden Wesen umgeben, die ich deutlich über die Felsen und Blätter hinwegrascheln hörte. Ich rieb mir die Augen und sah um mich. Meyong (der junge Caribe), der dicht hinter mir war, hatte sie schon erblickt und rief mir im größten Eifer zu: „Gardez, les crabes!" Und in der That, da kroch ein Heer von Krabben, und wir befanden uns mitten drinnen. Eiligst traten wir ihnen aus dem Wege; denn diese Krabben (die etwa von der Größe einer großen Strandkrabbe sind) haben die unangenehme Gewohnheit, auf und über alles zu kriechen, was in ihrem Wege liegt, und wenn sie nur im mindesten gereizt werden, ihre starken Scheeren zu gebrauchen.

„So stellten wir uns denn hinter einen großen Baum, und mein Führer griff von Zeit zu Zeit aus dem vorüberziehenden Heere eine heraus, bis er so viele beisammen hatte, als er fortbringen konnte; mit einem Endchen Lialine, einer dünnen, schnurartigen Wurzel, band er jeder Gefangenen die Scheeren zusammen und warf sie dann auf den Haufen zu seinen Füßen. Zum Glück für uns war es nur ein kleines Heer, das uns den Weg nicht sehr lange versperrte; manchmal ziehen sie aber in Schaaren von Tausenden. Der einzige überhaupt vorhandene Bericht über diese Krabbenzüge findet sich in dem Werke eines alten französischen Schriftstellers vor; und, hätte ich die Thiere nicht selber auf ihrem Marsche gesehen, so würde ich sicherlich die Wahrheit mancher seiner Angaben bezweifeln. Sie leben nicht nur in einer Art von geordneter und ruhiger Gesellschaft in ihren Schlupfwinkeln in den Bergen beisammen, sondern ziehen regelmäßig einmal im Jahre gemeinsam, und zwar in Schaaren von mehreren Millionen Individuen, nach der Meeresküste hinab. In den Monaten April und Mai fangen sie ihre Expeditionen an und kommen dazu aus den alten Baumstümpfen, den Felsspalten und den Erdlöchern, in denen sie sich aufhalten, hervor.

„Das Ziel ihrer Wanderung aber ist das Meer, wo sie ihren Laich absetzen. Kaum ist die Krabbe am Strande angelangt, so kriecht sie, so schnell sie kann, an den Rand des Wassers, läßt die Wellen über ihren Körper hinwegspülen und den Laich abwaschen. Die Eier werden im Sande ausgebrütet, und bald danach sieht man Millionen junger Krabben den Strand verlassen und langsam in die Berge hinaufziehen. Bei dem Wege zum Meere hinab gehen sie immer geradeaus; liegt eine Hütte in ihrem Wege, so machen sie sogar den Versuch, daran emporzuklimmen. Der Zug bewegt sich mit der Präcision einer Armee vorwärts; gewöhnlich ist er in einzelne, von den Stärksten angeführte Bataillone getheilt. Die Nacht ist ihre Hauptmarschzeit; regnet es aber bei Tage, so benutzen sie auch diese günstige Gelegenheit zum Vorwärtskommen. Während sonniger Tage liegen sie sämmtlich bis zum Abend still. Zur Zeit des Schalenwechsels verkriechen sie sich in ihre Löcher, die sie vorher mit Gras und Blättern angefüllt haben.

„Was mein indianischer Bursche über die Lebensweise der Krabben zu erzählen wußte, stimmte im Wesentlichen mit diesem Berichte überein; er fügte nur noch hinzu, daß, wenn es etwas Vorzügliches gäbe, dies ohne Zweifel das Fleisch dieser Thiere sei; eine Angabe, die ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, da wir an demselben Abend noch Krabben in den verschiedensten Zubereitungsarten verspeisten."

Viele Tage lang streifte Ober in den unwegsamsten höchsten Theilen des Berglandes umher in unermüdlichem Suchen nach einem Bewohner jener Regionen, dem sogenannten Diablotin, einem Vogel, von dem die Eingeborenen ebenso wie die alten französischen Beschreibungen der Insel Wunder über Wunder erzählten. In den Einzelheiten vielfach auseinandergehend, stimmten diese Berichte alle darin überein, daß der Diablotin ein auf den Bergen in Felsspalten und Erdlöchern nistender, nächtlicher Schwimmvogel von der Größe einer Ente und von abschreckend häßlichem Aussehen sei, der Nachts in großen Schaaren und mit lautem, gellendem Geschrei zum Fischfange nach dem Meere zu fliegen pflege. Früher ziemlich häufig, von den Indianern als

Dschumbie und auch von den weißen Ansiedlern mit einer gewissen abergläubischen Furcht betrachtet, ist der Vogel seit dreißig Jahren schon so selten nur gesehen worden, daß sein Vorhandensein heute von vielen für eine Fabel gehalten wird. Auch Ober's nächtliche Jagdwanderungen nach dem Diablotin, in dem er eine Art Sturmvogel, Prion Caribbea, zu finden erwartete, blieben erfolglos, wohl aber zog ihm der unausgesetzte Aufenthalt in der nebligen Bergluft und ein heftiges Unwetter mit Sturm und Regen, das ihn in einer der Nächte überraschte, einen heftigen Fieberanfall zu, der ihn, nachdem er acht Tage lang in einer Waldhütte darniedergelegen hatte, zu schleunigem Verlassen des feuchten Waldgebietes zwang. Das Verpacken und Nachsenden der gesammelten Schätze seinem jungen Cariben überlassend, begab er sich auf einem Küstendampfer nach Roseau zurück, wo er zuerst unweit dieser Stadt, dann weiter nördlich an der Küste, in dem Thale von Battalie, durch einen längeren Aufenthalt in den herrlich gelegenen Pflanzungen des Dr. Imray Erholung von den Folgen des Fiebers suchte. In einer andern Gestalt als bisher im Urwalde und in den primitiven „Proviantgründen" des Volkes trat ihm hier der Reichthum der Insel entgegen, auf der das kleinste Stück Bodens, wenn richtig benutzt, eine wahre Goldgrube für den Besitzer werden kann.

Das enge, von hohen Felswänden eingeschlossene Thal von Battalie war vor 20 Jahren, als der um das Wohl der Insel in jeder Weise hochverdiente Dr. Imray es ankaufte, eine nur sehr geringen Ertrag liefernde Zuckerplantage. Heute ist das üppige Meer von Grün, das den ganzen Thalgrund bedeckt, ein Citronengarten, dessen Bäume so dicht neben einander gepflanzt sind, daß sie den Boden vollständig beschatten. Die meisten dieser Bäume sind etwa 15 Jahre alt und liefern, da der Fruchtertrag der Citronenbäume mit dem dritten Jahre anfängt, mit dem fünften aber seine volle Höhe erreicht, schon seit einem Jahrzehnt dem Besitzer ein nicht unbedeutendes Einkommen, das sich in einigen besonders guten Jahren auf 2000 Pf. St. pro Saison belaufen hat. Bis auf das Ausschneiden der unteren Zweige in den ersten Jahren und das spätere gelegentliche Nachpflanzen eines neuen Baumes bringt die Kultur der Citronen keine Arbeit mit sich; die abfallenden, nie aber zu pflückenden Früchte werden von Kindern gesammelt und nach der neben dem Garten errichteten Mühle gebracht, wo sie zwischen zwei aufrechten Walzen ausgepreßt werden. Der Saft wird in große Pfannen geleitet, bis zu Syrupsdicke eingekocht und in großen Fässern von 50 Gallonen (ungefähr 2,5 hl) nach England verschifft, wo er zu Citronensäure verarbeitet wird. Der Preis eines solchen Fasses variirt zwischen 20 und 30 Pf. St., und da die Bäume nur während zweier Monate im Jahre (Februar und März) ohne Früchte sind, so beträgt der durchschnittliche Ertrag der nicht großen Pflanzung 70 bis 80 Fässer pro Saison. Mehrfach ist schon der Vorschlag gemacht worden, behufs weiterer Verminderung der beträchtlichen Transportkosten, den Citronensaft gleich an Ort und Stelle zu krystallisiren; doch haben dahinzielende, in den Citronenplantagen Floridas angestellte Versuche bis jetzt noch kein lohnendes Resultat ergeben wollen, wobei freilich nicht außer Acht gelassen werden darf, daß der Boden von Florida bei weitem nicht so günstig für die Citronenkultur ist, und die dort producirte Frucht weder an Quantität noch an Qualität (d. h. Saftreichthum) mit der der westindischen Inseln verglichen werden kann. Sehr anerkennenswerth sind auch die Bemühungen des Dr. Imray für die Wiedereinführung des Kaffeebaues auf der Insel. Vor langer Zeit schon hatte der Kaffee von Dominica großen Ruf und Bedeutung im Kolonialhandel; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befanden sich mehr als 300 Kaffeeplantagen auf der Insel, die zusammen einen jährlichen Ertrag von 300 000 Pfund repräsentirten; aber mit der Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonien im Jahre 1833 wurde der Betrieb des Kaffeebaues in der damals üblichen Weise lahmgelegt. Reiche und ergiebige Pflanzungen wurden verlassen, und heute vermag die Produktion der Insel den eignen Bedarf nicht mehr zu decken. Vor ungefähr 40 Jahren gesellte sich zu dem erschwerten Betriebe noch ein zweites Hinderniß: das Auftreten einer Coccusart auf den Kaffeepflanzen, die die Blätter und Blüthen derselben zusammenschrumpfen machte, ganze Ernten vernichtete und das Eingehen von noch mehreren Plantagen veranlaßte. Augenscheinlich trug die Nachlässigkeit der Besitzer einen Theil der Schuld an dieser verderblichen Verbreitung; denn auch auf Guadeloupe hat dasselbe Insekt sich mehrmals gezeigt, aber, da stets rechtzeitige Maßregeln dagegen ergriffen wurden, nie so großen Schaden angerichtet. Von der Ansicht ausgehend, daß die früher kultivirte Mokkavarietät zu zart sei, um den Angriffen des Insekts widerstehen zu können, hat Dr. Imray nun mit bestem Erfolge den Liberia-Kaffeebaum eingeführt, dessen Blätter eine dickere und zähere Epidermis haben. Zur Zeit von Ober's Anwesenheit auf Dominica besaß er in der Nähe von Roseau eine drei Jahr alte Pflanzung von Liberia-Bäumen, deren viele schon Frucht angesetzt hatten.

Die im Laufe des Juni immer häufiger eintretenden Regenschauer, die freilich mit den Güssen der Wintermonate noch nicht verglichen werden konnten, bewogen Ober, den Aufenthalt auf dem hohen bergigen Dominica mit dem auf einer der niedrigeren, deshalb weniger regenreichen Insel zu vertauschen. So brachte er die Monate Juli und August auf den ebenfalls britischen Inseln Barbuda und Antigua zu, die er in seinem Reiseberichte irrthümlich als „Koralleninseln" bezeichnet, die jedoch von unzweifelhaft neuer oder tertiärer Formation und in nicht bedeutender Tiefe mit den vulkanischen Inseln durch eine versunkene Bank verbunden sind. Barbuda, das sich bis vor Kurzem noch in dem Besitze der Familie Codrington befunden hat, gehört heute der Krone, ist aber für eine längere Reihe von Jahren an zwei vornehme Engländer verpachtet, die einen großen Theil des Waldes zu einem reichen Wildpark umgeschaffen haben.

Das Klima von Antigua ist merklich wärmer als das der gebirgigen Inseln, obgleich während des größten Theils des Tages ein frischer Wind weht. Die heißesten Stunden außer der Mittagszeit sind die Morgenstunden von 7 bis 10, und die Zeit des Sonnenunterganges gegen 8 Uhr, kurze, heftige Regenschauer kamen auch hier im Juli und August nicht selten vor; sie dauerten höchstens eine bis zwei Stunden und hörten stets ebenso plötzlich auf, wie sie unerwartet und gleich mit voller Kraft begonnen hatten. Antigua war die erste der Inseln, wo Ober unter der Plage der Mosquitos zu leiden hatte, und neben ihnen trat zur besondern Verschärfung der Leiden seines äußern Menschen der sogenannte „Chegoe" (Pulex penetrans) auf, ein Floh, dessen Stich anfangs wenig schmerzhaft, aber, wenn nicht bei Zeiten beachtet, von den verhängnißvollsten Folgen begleitet zu sein pflegt. Die erbsengroße weiße Geschwulst, die sich nach wenigen Stunden schon zeigt, enthält nämlich das Insekt, das sich fast unmerklich tief unter die Haut bohrt, um seine Eier hineinzulegen. Wird es nicht rechtzeitig und geschickt mit einer Nadel aus der Wunde entfernt, und diese dann mit Tabaksasche ausgefüllt, um jedes etwa zurückgebliebene Ei zu tödten, so entstehen die schmerzhaftesten Geschwüre, da die aus den Eiern auskriechenden Larven sich

tief in die Muskeln einbohren. Unter den Negern, die in dieser wie in jeder andern Beziehung nachlässig und faul sind, trifft man häufig genug Individuen an, die durch den Chegoe sämmtliche Zehen verloren, andere, die infolge der entsetzlichen Geschwüre ein Bein eingebüßt haben.

Gegen Ende September verließ Ober auf einem nach Barbados bestimmten Schiffe die Insel Antigua. Die Zeit der Orkane hatte längst begonnen, und die meisten anderen Schiffe dieser Gewässer lagen in den Häfen und auf den Strand gezogen. Die eigentliche „Orkanzeit" dauert von der Mitte des Juli bis etwa um die Mitte des Oktober, und erreicht gewöhnlich zur Zeit des Herbstäquinoktiums ihren Höhepunkt. Es ist eine Zeit der Windstillen, das Meer verrätherisch ruhig, der Wind wechselnd. Gewöhnlich beginnt der Orkan mit einem aus Westen oder Nordwesten kommenden Winde, der sich schnell zu der furchtbaren Gewalt verstärkt, welche die Inseln zu verwüsten und das Werk vieler Jahre in wenigen Stunden zu zerstören pflegt. Dem ersten langen, heißen Tage, den Ober auf dem mit Passagieren und Fracht überfüllten Schiffe zubringen mußte, folgten noch vier ähnliche auf spiegelglattem Meere unter bleiernem Himmel, und der Reisende lernte zur Genüge einsehen, warum die Inselbewohner die unaufhörlichen, fiebererzeugenden Regengüsse der drei letzten Monate des Jahres den „luftlosen" Tagen des August und September vorzuziehen pflegen. Erst am fünften Tage und zwar gerade vor dem Ausbruch eines heftigen Orkans, der auf der Insel Grenada 300 Häuser umriß, lief das Schiff in den Hafen von Roseau ein, wo Ober einen längern Aufenthalt der Fortsetzung dieser langsamen Fahrt vorzog.

In den ersten Tagen des Oktober verließ er bei günstigerer Witterung an Bord eines Dampfers den Hafen von Roseau; an den Küsten von Martinique und Santa Lucia entlang, durch den Kanal im Süden der letztgenannten Insel ging die Fahrt und bald sah man St. Vincent sich aus dem Meere erheben, wie den „Traum einer Insel", mit ihren dichten Palmenhainen, von leichtem Nebel umflossen, von der sinkenden Sonne roth bestrahlt; nirgends ein schroffer vorspringender Felsen oder eine emporragende Klippe. Der Hafen von Kingston, in den der Dampfer einlief, ist eine nach Westen und Südwesten offene Bucht, tief und geräumig genug, um eine Flotte aufnehmen zu können. Die kleine Stadt, die sich im Halbkreise um den sandigen Strand der Bucht hinzieht und hinter der unmittelbar die bewaldeten Berge ansteigen, zeigt unter ihren Gebäuden kein einziges Bauwerk von irgend welcher Bedeutung. Das Polizeigebäude am Hafendamm ist hier, wie in allen Städten der kleineren englischen Inseln, der stattlichste Bau. An der einen Seite der Bucht erhebt sich auf einem 600 Fuß hohen Hügel ein altes massives Fort, das heute als Leuchtthurm und Signalstation dient; ein zweites, das auf steilem Hügel die Stadt überragt, ist heute nur noch eine Ruine; es hat in dem Kriege zwischen den Cariben und Engländern eine große Rolle gespielt, ist von den ersteren mehr als einmal genommen und von den englischen Truppen nur mit Mühe wiedererobert worden. Halb in den Boden versunken liegen noch mehrere alte Kanonen daneben, deren Gefährten während des letzten amerikanischen Krieges von einem unternehmenden Spekulanten angekauft und für einen äußerst geringen Preis der Südarmee überlassen wurden. Einen hervorragenden Zug in dem Landschaftsbilde dieser Küstenstrecke bildet eine lange Allee von Palmen, der Stolz der Bewohner von Kingston. Sind auch durch verschiedene Orkane schon mehrere Bäume aus der stattlichen Reihe gerissen worden, so gewährt sie doch immer noch einen imposanten Anblick. Sie bildet einen Theil des Weges nach dem etwa dreiviertel Meilen von der Stadt gelegenen Brunnen von Kingston, einer kräftigen mineralischen Heilquelle, deren etwa sechs Zoll stark aus dem Felsen brechender Strahl „um die Zeit des Vollmondes nicht nur stärker fließen, sondern auch Wasser von derartiger Kraft und Gehalt führen soll, daß es die stärksten Flaschen zersprengt."

Der Aufenthalt in Kingston bot des Interessanten nicht viel; so trat Ober schon nach wenigen Tagen seine Reise in das Innere der kleinen Insel und nach der Ostküste an. Er war von mehreren in Kingston ansässigen Besitzern von Zuckerplantagen mit Empfehlungsbriefen an die Verwalter ihrer Anlagen versehen worden, die dem Reisenden denn auch nicht nur die beste Aufnahme zu Theil werden ließen, sondern ihm sogar für die ganze Dauer seiner Tour die nöthigen Reitpferde zur Verfügung stellten. Das erste Ziel der Reise war auch hier das vulkanische Terrain der Insel; an der malerischen Westküste entlang, wo das vulkanische Gestein von den Wellen zu phantastischen Bogen und Höhlen ausgewaschen ist, wo in einem der Thäler ein mächtiger Säulenbasalt emporragt, ging es nach mehrtägigem, durch heftige Regengüsse gebotenem Verweilen in einer am Fuße der Grande Soufrière gelegenen Plantage zu dem Krater hinauf. Die Eruption der Soufrière von St. Vincent ist die letzte gewesen, die auf den westindischen Inseln überhaupt stattgefunden hat. Seit über hundert Jahren hatte der mit der üppigsten Vegetation bedeckte Vulkan kein anderes Zeichen innerer Thätigkeit von sich gegeben, als eine aus einem Spalt an seiner Südseite gelegentlich aufsteigende dünne Rauchsäule. Da brachte der April des Jahres 1812 den entsetzlichsten Ausbruch, der drei Tage lang andauerte, und dessen Wirkungen einerseits bis nach Caracas, wo ein furchtbares Erdbeben nicht weniger als 10000 Menschen das Leben kostete, andererseits bis in das Thal des Mississippi hinein sich fortpflanzten. Neben dem alten Krater, aus dem ein hohes kegelförmiges Felsstück, das inselartig aus seiner Mitte emporgeragt hatte, in die Luft geschleudert wurde, öffnete sich ein neuer Schlund. Drei breite Lavaströme, der eine von fast 200 m Breite, wälzten sich abwärts; die ganze Insel wurde mit Asche überschüttet, eine große Zahl blühender Besitzungen verwüstet. Heute befindet sich am Grunde des alten Kraters, 1200 Fuß unter dem schroffen Rande, ein großer See, von einem breiten Kranze goldgelben Schwefels und leuchtend grüner Moose eingefaßt. Die reiche Vegetation von Baumfarnen und Bananen, die den Berg bis zu halber Höhe bedeckt, geht weiter nach dem Gipfel hin in eine dichte, niedrige Decke von Farnkräutern und großen Lykopodien über, die den Felsen vollständig bekleiden. Dicht an dem höchsten Gipfel befindet sich in der Felswand eine geräumige Höhle, die, nach Westen offen, einen weiten Blick über die großartige schroffe Kraterlandschaft und das Meer dahinter gewährt. Hier brachte Ober beinahe eine Woche zu, in Gesellschaft eines alten Negers, der mit jeder Stunde des unermüdlich herabströmenden Regens melancholischer wurde und, in einer Ecke der Höhle zusammengekauert, sehnsüchtiger seines „stock's" von zwei alten und zwei jungen Schweinen gedachte, die er „unversorgt" unten in der Stadt zurückgelassen hatte. Es galt diesmal das Auffinden des sogenannten „Soufrièrevogels", der, durch seinen eigenthümlichen klagenden Gesang allen Bewohnern der vulkanischen Gegend bekannt, nur sehr selten einmal gesehen wird. Oft genug war diese Kraterregion, von der sich die Soufrièrevögel selten über einen Büchsenschuß weit entfernen sollen, vergebens von einheimischen und fremden Naturforschern nach dem unsichtbaren Vogel durchforscht worden. Ober war glücklich genug, nach mancher vergeblichen Wanderung vier Exemplare des

seltenen Vogels zu erlegen, der sich nachmals als eine neue, dem Siffleur montagne von Dominica verwandte, Art herausstellte und Myiadestes sibilans benannt wurde. Mit diesem Erfolge erreichte aber auch die Geduld seines Begleiters ihr Ende: der Tod der geheimnißvollen Vögel, die, wie alles Unerklärliche, „Dschumbi" waren, mußte die Rache aller Geister der Gegend nach sich ziehen; eine Begegnung, die Ober noch am nämlichen Tage mit einer der hier häufigen großen Schlangen hatte, war der erste Beweis für diese Ansicht. Durch keine Ueberredung war der schwarze Bursche mehr auf dem Berge zu halten, und so mußte Ober, der inzwischen noch eine zweite neue Vogelspecies (Leucopeza Bishopi) gefunden hatte, sich wohl oder übel entschließen, seinem Drängen nachzugeben und nach dem „Caribenlande" an der Ostküste hinabzusteigen, dessen frischgrüne Ebene sich vom Fuß der Berge bis an den Ocean hinzieht.

Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen.

Von **Richard Andree.**

I.

Für die meisten Rechtskundigen liegt jenseit des römischen Rechtes eine Wüste, die zu betreten sie sich scheuen und von deren Bereisung sie keinerlei Gewinn für ihre Wissenschaft erwarten. Das Wagniß über die beglaubigte Geschichte hinauszugehen und die Uranfänge des Rechts zu erforschen oder gar eine Vorgeschichte zu konstruiren scheint nicht nach dem Geschmacke unserer Juristen zu sein, und doch läßt sich bei einiger Mühe das vortrefflichste Material zusammentragen. Die Jurisprudenz verträgt wie jede andere Wissenschaft, daß man an ihr die vergleichend-ethnologische Methode erprobe, welche sich auf so vielen Gebieten als nützliche und untrügliche Führerin da gezeigt hat, wo die Geschichte schweigt. Man darf es dabei freilich nicht anfangen, wie Adolf Bastian in seinem 1872 erschienenen Werke über „Die Rechtsverhältniffe bei verschiedenen Völkern der Erde." Und doch wäre er, der mehr gelernt und gesehen hat als alle anderen lebenden Ethnographen, in erster Linie dazu berufen gewesen, ein solches Werk zu schreiben, es ist aber ungenießbar, ohne Quellenangaben, wie fast alle Bastian'schen Schriften, und daher kaum benutzbar.

Es ist daher von diesem über 400 enggedruckte Seiten umfassenden Werke abzusehen, will man sich über die rechtswissenschaftlichen Verhältniffe auf ethnologischer Basis konstruirt unterrichten, und es bleiben allein die verdienstvollen Schriften des Richters Alb. Herm. Post in Bremen übrig. Im Jahre 1875 erschien sein Buch „Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe" und 1878 ließ er folgen „Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens", wobei sich der Jurist als gewandter Beherrscher ethnologischen Materials zeigte. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die von Post angewandte Methode, sich bei den Naturvölkern nach deren Rechtssitten umzuschauen und diese unter vergleichendem Gesichtspunkte zu betrachten, eine richtige ist, wie weit aber die juristischen Schlußfolgerungen, welche er daraus zieht, zutreffend sind oder zur Kritik herausfordern, das vermögen wir nicht zu beurtheilen, da wir nicht Fachmann sind. Es genügt nach unserer Ansicht aber hier schon das Material herbeizuschaffen und zu sichten, so daß danach, wenn es sich gehäuft hat und kritisch verarbeitet wird, die vergleichende Rechtswissenschaft erbaut werden kann.

Post nennt daher auch sein neuestes Buch „Bausteine für eine allgemeine Rechtswiffenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis" (Erster Band, Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1880). Abgesehen von den philosophischen Kapiteln der Einleitung, die wir gern dem verdienten Verfasser geschenkt hätten, kann man sich mit den von ihm aufgestellten allgemeinen Sätzen nur einverstanden erklären. Er geht wie ein Naturforscher zu Wege und stellt die juristischen Thatsachen des Völkerlebens ohne Rücksicht auf deren historischen Zusammenhang zum Gegenstande der wissenschaftlichen Erforschung hin. Diese vergleichende Methode, sagt Post, sei von juristischer Seite stark angefochten und für durchaus unwissenschaftlich erklärt worden. „Anscheinend haben aber die Gegner derselben gar keinen Begriff von ihrem Wesen."

Indem Post nun die Methode vertheidigt, zeigt er, wie man eine große Anzahl von Rechtssitten als fertige Bildungen überall schon da vorfindet, wo ein Volk in die Geschichte eintritt. „Ueber diesen Punkt kam die historische Forschung nie hinaus; die vergleichend-ethnologische Forschung aber ist im Stande durch Vergleichung der Rechtssitten von Völkerschaften verschiedener Entwickelungsstufen eine vollständige Vorgeschichte dieser Rechtssitten zu erschließen." Und so behandelt der Autor unter diesem Gesichtspunkte dann die Verwandtschafts- und ehelichen Verhältnisse, Rache, Buße und Strafen, die strafbaren Handlungen sowie eine Anzahl einzelner Missethaten: Ehebruch, Diebstahl, Raub, Erpressung, Brandstiftung, Meineid, Tödtung, Körperverletzung, Zweikampf ꝛc.

Das Rohmaterial ist überreich in der ethnographischen und Reiseliteratur zerstreut und braucht nur gehoben zu werden. Hier tritt nun aber der schwierige Fall ein, daß der Ethnograph von Jurisprudenz nichts versteht, und der Jurist, so eifrig er auch forschen und studiren mag, doch die große Literatur nicht zu bewältigen vermag. Solche Männer, die nach beiden Seiten gerecht werden, dürften selten sein, und so anerkennenswerth auch das von Post Beigebrachte ist, sieht man doch aus seinen Quellenangaben, daß das Material, über welches er verfügte, nicht allzureich ist. Soll der Ethnograph auf dem vorliegenden Felde behülflich sein, so muß er sich, wenn ihm juristische Kenntnisse abgehen, damit begnügen den Stoff herbeizuschaffen. Im Verlaufe meiner ethnologischen Studien ist mir die weite Verbreitung und die Uebereinstimmung mancher Rechtssitte aufgefallen; vielleicht ist es nicht uninteressant, das ethnographische Rohmaterial zusammenzustellen, was ich in Bezug auf einige Einrichtungen und Sitten und mit völligem Mangel juristischen Verständnisses der Sache im Nachfolgenden thun will.

Jagdrecht.

Jagdgesetze, und wären sie von der einfachsten Natur, finden wir bei fast allen Naturvölkern. Das Thier der

Wildniß erscheint als das Eigenthum des Naturmenschen, dem die Jagd Nahrung und Kleidung verschafft. Alle sind gleich und haben gleichen Anspruch auf die Thiere, die sie jagen. Nur das Jagdgebiet und die festgesteckten Grenzen bilden eine Schranke für Uebergriffe in fremdes Territorium. Die Grenze wird streng respektirt, aber innerhalb des eigenen Gebietes kann ein jeder jagen und das Wild wird durch Tödtung Eigenthum des Jägers. Nicht ein Einzelner übt das Jagdrecht aus, sondern alle haben Anrecht auf die Thiere des Bodens, eine Anschauung, die sich noch darin widerspiegelt, daß in den Augen des Volkes Wilddieberei nicht für unmoralisch gilt.

Sehr streng ausgebildet sehen wir namentlich in Afrika die Begrenzung und Respektirung der Jagdgebiete. Bei den Banjai am untern Sambesi ist das Jagdgebiet eines jeden Häuptlings scharf begrenzt und gewöhnlich durch ein Flüßchen bezeichnet. Wird ein Elephant auf dem einen Gebiete verwundet und verendet auf dem andern, so wird die untere Hälfte des Thieres vom Herrn des Grundes und Bodens beansprucht. Dieses Gesetz wird so streng beobachtet, daß der Jäger nicht einmal ohne Weiteres den von ihm erlegten Elephanten zerlegen darf, sondern erst zu dem Herrn des Bodens, auf dem er liegt, schicken und warten muß, bis derselbe Jemanden mit der Vollmacht zur Theilung schickt. Befolgt der Jäger diese Vorschrift nicht, so muß er Elfenbein und Fleisch hergeben [1]). Als die westafrikanischen Fan im Gebiete der Okande eine Herde Elephanten erlegt hatten, stellten die Okande sich ein und verlangten ihren Antheil an der Beute, indem sie als Grund angaben, es sei ihr Gebiet, auf dem die Elephanten erlegt worden seien [2]). Flüchtet in Unjoro in Centralafrika das verwundete Wild auf fremdes Gebiet und verendet dort, so erhält der Eigenthümer des Bodens den rechten Vorderfuß desselben [3]).

Etwas anders sind die Jagdgesetze der Somal in dieser Beziehung. Ein Jäger, der auf fremdem Territorium einen Elephanten oder Strauß erlegt hat, muß sich dort einen Schutzherrn ernennen, dem er den Werth eines Kleides für das erlegte Thier zu zahlen hat. Flüchtet sich ein verwundetes Thier auf fremdes Land und wird dort erlegt, so hat der Jäger bei späterer Ausgleichung die Hälfte der Zähne oder Federn zu beanspruchen [4]).

Hierhin gehört das Gang-gaté genannte Jagdgesetz der wilden Veddas auf Ceylon. Es bedeutet wörtlich „Dorf-Hinterviertel“. Die Dörfer haben nämlich ihre Jagdgesetze streng gegen einander abgegrenzt; wird die Grenze überschritten und auf fremdem Gebiete ein Thier erlegt, so erhält der Herr des Jagdgrundes davon das Hinterviertel [5]).

Gilt auch allgemein der Grundsatz, daß innerhalb des Stammesgebietes ein jeder jagen darf, so treten doch auch Beschränkungen ein und es bleiben einzelne Thiere oder Theile derselben dem Häuptlinge oder Landesfürsten vorbehalten; andererseits finden wir auch schon die Anfänge einer Schonung des Wildes.

Die Jagd auf den Kranich, den heiligen Vogel des Landes, ist in Japan nur den Fürsten und hohen Adligen vorbehalten [6]). Wird in Unjoro ein Löwe oder Leopard in der Nähe der Wohnung des Häuptlings getödtet, so trägt man das ganze Thier zu ihm; ist der Ort, wo das Thier erlegt wurde, zu weit entfernt, so wird das Fell dem Könige gebracht. Tödten Leute in fremdem Lande eines dieser Thiere, so gehört das Fell dem Könige des Landes. Von getödteten Elephanten gehört in Unjoro ein Zahn von Rechtswegen dem Könige, den andern kann der Jäger behalten; der König tauscht ihn aber gewöhnlich gegen ein Mädchen aus [1]). Der Fürst an der Loangoküste empfängt vom Elephanten, Nilpferd, Büffel und der Euryceros-Antilope als Jagdrecht Vorder- und Hinterviertel der Seite, auf welcher das erlegte Wild lag, vom Elephanten überdies den entsprechenden Stoßzahn. War der Elephant jedoch in solcher Stellung verendet, daß beide Zähne den Boden berührten, so gehörte dem Herrn das ganze Elfenbein. Wurde ein Manati erlegt, so fiel ihm Brust und Schwanzstück zu. Einige Arten sehr wohlschmeckender Seefische mußten ihm ausschließlich abgeliefert werden [2]).

Im alten Peru waren (aus staatswirthschaftlichen Gründen) die wilden Thiere durch strenge Gesetze geschützt und dem einzelnen die Jagd nicht erlaubt. Sie waren Eigenthum der Regierung, und nur höchstens vier Mal im Jahre wurden unter der Aufsicht des Inka großartige Treibjagden angestellt, an denen bis zu 100 000 Menschen Theil genommen haben sollen (!). Die Beute wurde dann vertheilt [3]).

Bei den Malers in Bengalen hat der Mandschhi (Dorfoberhaupt) die Hälfte des erlegten Wildes zu beanspruchen [4]).

Was die Schonung des Wildes betrifft, so beobachteten die Irokesen aus weiser Oekonomie zu gewissen Zeiten dieselbe bei weiblichen Jagdthieren [5]). Unter besonderen Schutzgesetzen stand auf Neuseeland die Ratte, das einzige vierfüßige Jagdthier neben dem Hunde in dem fleischarmen Lande und daher geschont; die Häuptlinge verzehrten denjenigen, der sich als Wilddieb eine Ratte aneignete [6]). Bei den Narinjeri-Schwarzen in Südaustralien waren dreizehn verschiedene Wildarten, die meist leicht zu erlegen sind, für die Alten reservirt; den jungen Leuten war deren Genuß verboten, unter dem Vorgeben, daß sie davon krank würden oder frühzeitig alterten. Der wahre Grund dieses Verbotes war jedoch, die Ausrottung jener Thiere zu verhüten [7]). Bei den Malers in Bengalen stehen Katzen unter dem Schutze der Jagdgesetze und wer eine tödtet, muß jedem Kinde im Dorfe eine Quantität Salz geben. Tödtung eines Jagdhundes wird mit zwölf Rupien Strafe geahndet [8]).

Bei Naturvölkern, wo es sich oft um die Erlegung großer Thiere, wie der Elephanten, Büffel, Nilpferde u. s. w., handelt, oder wo Treibjagden auf ganze Herden von Zebras oder Antilopen angestellt werden, wird die Jagd von vielen gemeinschaftlich betrieben, und es müssen daher über die Vertheilung der gemeinsam erlangten Beute bestimmte Regeln vorhanden sein.

Häufig findet man da die Bestimmung, daß derjenige, welcher die erste Wunde dem erlegten Thiere beigebracht, auch der Eigenthümer desselben ist. Die Makalaka in Südafrika jagen mit Netzen, die gemeinschaftlich aneinander gereiht werden und oft eine Länge von 4 bis 5 engl. Meilen haben. Jeder Besitzer einer Mampula (Netz) stellt sich bei dem seinigen hinter einem Schirm aus Baumzweigen auf, bereit, sobald sich ein daher stürmendes Stück Wild darin

---

1) Livingstone, Missionsreisen II, 260.
2) Lenz, Skizzen aus Westafrika 163.
3) Emin-Bey (Schnitzler) in Petermann's Mitth. 1879, 394.
4) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 47, 32 (1876).
5) Bailey in Transact. Ethnol. Soc. New Series II, 282.
6) v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874, 12.

1) Emin Bey (Dr. Schnitzler) in Petermann's Mitth. 1879, 394.
2) Pechuel-Lösche im „Globus“ XXXII, 238.
3) Prescott, Eroberung v. Peru 113.
4) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.
5) Waitz, Anthropologie III, 85.
6) Crawfurd in Transact. Ethnolog. Soc. New Series II, 388.
7) Jung in Mitth. Vereins f. Erdkunde zu Halle 1877, 32.
8) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.

verwirrt, demselben einen Speer zuerst in den Leib zu werfen, denn nach dem Jagdrecht gehört demjenigen, der den ersten verwundenden Wurf gethan, die Beute an [1]). Die Woitos am Tanasee in Abessinien harpuniren das Nilpferd mit Harpunen, deren eiserne Spitze ein bestimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenossen bekannt ist. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den ersten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, selbst wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle strandet [2]). Läßt sich nicht genau darthun, wer die erste Wunde beigebracht, so treten aushülfsweise Bestimmungen ein. Die knöchernen Pfeile der Konjagen Alaskas sind mit der Marke des Besitzers bezeichnet. Da nun die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, sondern oft 4, 5 oder noch mehr erhält, die von verschiedenen Jägern herrühren, so gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, dessen Pfeil dem Kopfe am nächsten steckt [3]). So bezeichneten auch die alten Isländer ihre Walharpunen mit einer Marke, die am Ding bekannt gegeben war, um dadurch sich ihr Recht auf den harpunirten Fisch zu sichern, auch wenn er an einen fremden Strand trieb [4]).

Der Jagd steht der Fischfang gleich. Beim Fange der großen Stachelrochen gehen die Palau-Insulaner der Südsee gemeinsam vor; doch gehört die Beute nicht allen, die am Fischfange Theil nehmen, sondern immer nur dem Boote, dessen Führer den Rochen *zuerst* erblickt und die Genossen durch bestimmte Zeichen zur Jagd herbeirief. Von ihr sich auszuschließen, darf keiner wagen [5]).

Auch das Gesetzbuch des georgischen Zaren Wachtang vom Jahre 1723 hat auf die Jagd bezügliche Paragraphen, in denen §. 180 auf die gemeinschaftlich betriebene Jagd Rücksicht nimmt: „Es kann vorkommen, daß ein Jäger einem Wilde eine Wunde beibringt, der andere aber es erlegt. Wenn die Wunde so groß ist, daß man die Sehne eines Bogens hineinthun kann, so gehört das Wild dem ersten Jäger; sonst aber dem letztern“ [6]).

Wird dagegen der Grundsatz festgehalten, daß das gemeinsam erlegte Wild den Jägern gemeinschaftlich gehöre, so kommt es darauf an billige Bestimmungen für die Vertheilung zu schaffen, die sehr willkürlicher Natur sein können.

Bei den südaustralischen Schwarzen von Port Lincoln erhalten bei der Vertheilung der Jagdbeute die Männer die männlichen, die Frauen die weiblichen, die Kinder die jungen, noch nicht erwachsenen Thiere [7]).

[1]) Mauch in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 37, 43 (1874).
[2]) v. Heuglin, Abessinien 290.
[3]) Holmberg, Völker d. russ. Amerika. Helsingfors 1855, 115.
[4]) K. Maurer, Island. München 1874, 416.
[5]) Semper, Palau-Inseln 86.
[6]) v. Haxthausen, Transkaukasia II, 213.
[7]) Wilhelmi, Manners and customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 16.

Wer bei den Malers in Bengalen ein angeschossenes Wild mit suchen hilft, erhält die Hälfte davon, wenn es gefunden wird [1]).

Derjenige, welcher bei den gemeinsam jagenden Pehuelchen Patagoniens den Strauß mit dem Bolas fängt, läßt seinen Gehülfen das erlegte Thier tragen, welches alsdann getheilt wird. Die Federn und der Leib vom Kopfe bis zum Brustbein und das eine Bein gehören dem, der den Strauß gefangen, das Uebrige dem, der geholfen. Ist es ein Guanaco, so nimmt der Erstere gleichfalls die bessere Hälfte [2]).

Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Gesetze über die Vertheilung der Jagdbeute unter den verschiedenen Banden oft sehr verschieden, wodurch manchmal Streitigkeiten verursacht werden. Wenn zwei Hidatsa (Minetaris) gemeinschaftlich einen Büffel tödten, one takes the hind quarters and hump and is said „to take the back“. The other takes the rest of the forequarters and the entrails and it is said to „take the paunch“ [3]).

Bei den Karawanen, die von der ostafrikanischen Küste ins Masai-Land und nach Ukamba gehen, herrschen eigene Jagdgesetze. Derjenige gilt als Erleger eines Thieres, welcher es zuerst anschießt. Er erhält bei der Theilung Zunge, Herz, Leber, Nieren, dann wird das Wild in zwei Hälften zerlegt, wovon eine Hälfte die gesammte Karawane, die meist unter verschiedenen Unternehmern steht, bekommt. Die zweite Hälfte nimmt die Karawane des Kaufmanns, in welcher der Erleger dient. Diese Hälfte wird wiederum halbirt, ein Theil kommt dem Erleger zu, der andere dem Kaufmann und seinen Leuten. Wenn Jemand aus der Karawane einen Elephanten erlegt, so gehört ein Zahn dem Schützen, der andere seinem Herrn. Letzterer entscheidet, welcher Zahn dem Schützen zu geben ist [4]).

Gering geachtet wird dagegen das Verdienst desjenigen, welcher in Unjoro die erste Lanze auf ein Thier wirft; er erhält bei der Vertheilung nur einen Vorderfuß, und die Vertheilung der übrigen Beute geschieht durch gegenseitiges Uebereinkommen [5]). „Im Innern Südafrikas,“ sagt Livingstone, „sind die einzigen Wildgesetze die, daß derjenige, welcher ein Thier zuerst verwundet, für den Erleger desselben gilt, wenn er ihm auch einen bloßen Stich beigebracht hat; der zweite darf ein Hinterviertel, der dritte einen Vorderschenkel beanspruchen“ [6]).

[1]) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.
[2]) Musters, Unter den Patagoniern 82.
[3]) W. Matthews, Hidatsa Indians, Washington 1877, 39.
[4]) Hildebrandt in Zeitschrift f. Ethnologie 1878, 379.
[5]) Emin-Bey a. a. O. 394.
[6]) Missionsreisen II, 260.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge soll das weite fast unbebaute Steppengebiet zwischen der *Kura* und dem *Aras*, die sogenannte *Milskische Steppe*, ein Raum von 230 000 Deßjatinen Fläche und für *Baumwollbau* geeignet, jetzt wieder *in Kultur gesetzt* werden. Zunächst sind 60 000 Deßjatinen der Steppe, deren alte Bewässerungsgräben nur gereinigt und vertieft zu werden brauchen, zur Bepflanzung bestimmt. Das bewässerte Land wird in Parcellen von mindestens 5 Deßjatinen unter billigen Bedingungen zum Besäen mit Baumwolle verpachtet und soll, wenn ein solcher Abschnitt 10 Jahre lang wirklich in Kultur erhalten worden ist, in das volle Eigenthum der Pächter übergehen.

Inhalt: Panama und Darien. I. (Mit sechs Abbildungen und einer Karte.) — Die Medschertin-Somali. — Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln. III. — R. Andree: Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaction 12. Oktober 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Vor nicht ganz einem Jahrhundert war Panama eine der reichsten und schönsten Städte der Welt. Die mit den Schätzen Perus beladenen Gallionen, der unaufhörliche Strom von Auswanderern und Abenteurern machten es zum besuchtesten Ein- und Ausschiffungshafen Westamerikas; aber die Kriege zwischen England und Spanien, der Verfall der Mutterstadt und besonders die eifersüchtige und niedrige Politik, welche diese gegen ihre Kolonien befolgte, legten den Grund zu seinem Ruin, den häufige Feuersbrünste noch beschleunigten. Als die Auswanderung nach Kalifornien blühte und die isthmische Eisenbahn gebaut wurde, schien der alte Wohlstand wiederzukehren: die Stadt war von Reisenden überfüllt und Tausende von Schiffen lagen im Hafen; aber die Pacificbahn hat diese Hoffnung bald zerstört. Dennoch sind die jetzigen Verhältnisse der Stadt nicht übel und die Einwohnerzahl eine dreimal so große als vor 30 Jahren.

Es sind nur noch wenige von jenen alten spanischen, nach maurischem Muster gebauten Häusern übrig, in denen dicke Mauern die Hitze abhielten und unaufhörlich rauschende Springbrunnen angenehme Kühle im weiten „Patio“ verbreiteten, sie haben fast durchweg modernen Miethskasernen Platz gemacht; doch trifft man noch eine Menge Bauten aus dem vorigen Jahrhundert mit steinernem Erdgeschoß und zwei Stockwerken aus Holz, welche von allen Seiten um 2 Meter überstehen und dem Fußgänger Schutz gegen Regen und Sonne gewähren. Diese hohen Gebäude geben der Stadt eine eigenartige Physiognomie, und möglich sind sie hier nur deshalb, weil Erdbeben in Panama unerhört sind, während das ganze übrige Central-Amerika, besonders aber Nicaragua und San Salvador, furchtbar unter dieser Plage leiden und alle anderen Städte daher nur Lehm- und Bretterhäuschen aufweisen.

Recht stattlich nimmt sich Panama aus mit seinen zehn Kirchen, seinen Klosterruinen, Palästen, Gefängnissen, Arsenalen und Riesenbefestigungen. Die Mauern und Gräben, welche die Stadt nach der Landseite schützten, sind der Gesundheit und bessern Verbindung mit den Vorstädten Pueblo Nuevo, Arrabal, Santa Ana wegen geschleift und ausgefüllt worden, aber leider auch zum großen Schaden für die politische Ruhe und Sicherheit des Hauptortes. Denn diese Ortschaften sind der Wohnsitz der farbigen Bevölkerung, die leicht durch jeden beliebigen Intriganten — für diese Species ist ja der Boden hier nur allzu fruchtbar — zur Empörung aufzuwiegeln ist; sobald einer dieser Leiter eine genügende Anzahl Unzufriedener gewonnen hat, ist der Aufstand fertig: die Insurgenten besetzen den Platz von Santa Ana, seine Kirche und alle Gebäude, die den Ort beherrschen, während die Regierungspartei sich auf einem Hügel verschanzt, von dem aus die Küste und die Straße nach der furchtbaren Vorstadt bestrichen werden kann, aber leider ist die Position zu klein und faßt daher zu wenig Vertheidiger, das Feuer der Gegner verjagt sie bald und die Stadt ist erobert.

Die Höhen von Santa Ana werden als so wichtig betrachtet, daß es früher verboten war, selbst die kleinste Hütte

darauf zu errichten. Ein Marquis von Santa Ana wollte dieses Verbot umgehen und baute erst im Einverständniß mit den religiösen Orden eine Kirche mit Kloster gerade mitten auf das Plateau, wogegen die Regierung nicht einzuschreiten wagte; als er aber weiter ging und, aus dem Bestehen dieser Baulichkeiten die virtuelle Außerkraftsetzung jenes Verbotes schließend, einen Palast aufführen ließ, wurde der Weiterbau vom Vicekönig inhibirt. Kirche, Kloster, Palast dienen nun der Vorstadtbevölkerung als Festung und sichern ihr, besonders seit dem Verschwinden der dicken Mauern und tiefen Gräben Panamas, den Sieg. Die Ruinen der Kirche wirken durch ihre Masse, Verhältnisse, Düsterkeit und Strenge des Anblicks; wie alle großen Bauten der Stadt ist Santa Ana in vulkanischem Gestein: Porphyr, Trachyt, dunkelrothem oder grünem Basalt, errichtet. Sehr interessant wird sie durch die Trümmer eilig aufgeworfener Verschanzungen und die Tausende von Löchern, Eindrücken und Abschrammungen, welche Kanonen- und Gewehrkugeln auf ihren Mauern zurückgelassen haben; dieses im Namen des Gottes der Liebe und des Friedens aufgeführte Gebäude ist der Ort, wo die erbittertsten Bürgerkämpfe des ganzen Landes stattgefunden haben, wo der Boden am häufigsten mit Bruderblut gedüngt worden ist.

Von den Dutzenden von Kirchen, welche die innere Stadt birgt, und die mit ihren zugehörigen Klöstern einen Begriff von dem frühern Reichthum Panamas geben, dienen nur

Kirche Santa Ana in Panama.

noch wenige zum Gottesdienst, die meisten sind zu Wohnhäusern umgewandelt oder in Trümmer zerfallen; die Klöster werden als Magazine oder Kasernen, eins als Krankenhaus benutzt. Das bedeutendste, San Francisco, welches den größten Theil der Nordostbastion bedeckte, wirkt durch seine riesige Massigkeit; seine Kirche, die noch für den Kultus benutzt wird, hat als einzigen Schmuck einen Glockenthurm aufzuweisen, der aber kaum über das Schiff emporragt; dieses selbst klafft an allen Ecken auseinander, die Mauern sind aus dem Loth, die Säulen zeigen eine bedenkliche Lebensmüdigkeit und den Rest geben ihm Legionen von Ameisen, die allüberall sein Holz- und Mauerwerk durchbohrt und einen Versuch, sie mit Petroleum zu ertränken, siegreich überstanden haben.

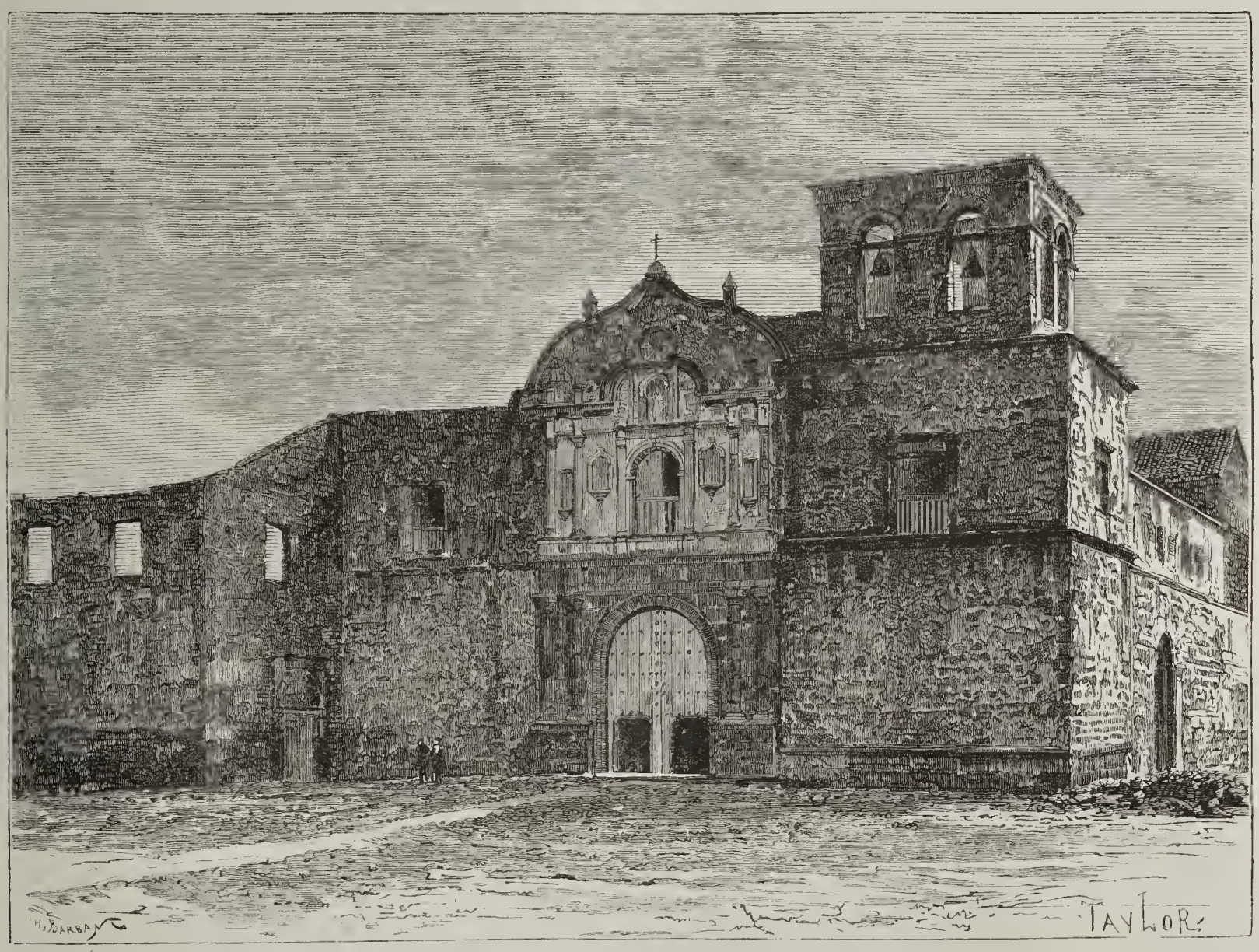
Die Ruinen des Jesuiten-Kollegiums sind die imposantesten der Stadt. Dieses Kloster, welches fast eben so enorm wie San Francisco, nur etwas weniger kahl ist, hat nie seine Vollendung erlebt; seine Kapelle, der eine Feuersbrunst das Dach geraubt, dient manchmal theatralischen Vorstellungen im Freien.

Von allen Denkmälern, welche den vergangenen Glanz Panamas mit erlebt haben, ist nur die im geschmacklosen Jesuiten-Stil erbaute Kathedrale ihrem Ruin entgangen. Ihre Thürme sind die höchsten von Central- und Südamerika und dienen den vom hohen Meere Einfahrenden als Leuchtthürme, aber ihr einziger Schmuck, die Bekleidung mit Perlmutterschalen, ist allmälig herabgefallen und höchst ökonomisch durch runde, weißangestrichene Aushöhlungen ersetzt worden.

Im Vergleich zu Colon ist Panama ein wahres Para-

dies. Man findet dort eine wirklich feine, europäische Gesellschaft und ein monumentales Hotel, dessen Besitzer, Herr Georges Loew, allen wünschenswerthen Comfort bietet; es ist der schönste Gasthof an den Ufern des Großen Oceans, abgesehen von Californien, und das Comptoir des Cafés (oder vielmehr des „Bar-room“) in seinem Erdgeschoß dient als Börse von Panama, in der die wichtigsten Geschäfte verhandelt und abgeschlossen werden; eine Roulette, einen Coiffeur, einen Buchhändler und Zeitungsverkäufer, ja auch den ersten Bankier des Ortes, Herrn Ehrmann, birgt er in seinem Innern; Letzterer, übrigens ein Millionär, besitzt auch ein Cigarrenlager, in welchem er seine Waaren nicht verkauft, sondern, der herrschenden Leidenschaft gemäß, verwürfelt, und ein Magazin von chinesischen Curiositäten und indianischen Alterthümern, welche mit dem wachsenden archäologischen Interesse und der allmäligen Erschöpfung der Fundstätten ihren Preis verdoppelt und verdreifacht haben.

Um nach dem alten Panama zu gelangen, folgt man erst dem Savannenwege, dann einem Fußpfade durch die Wälder zu den Sümpfen des Rio Algarobo, die man auf den Resten einer alten Straße ohne allzu sehr in den Schlamm zu versinken überschreiten kann; über den Fluß führt eine sehr hohe, einbogige Brücke, deren Gemäuer bis aufs letzte Fleckchen von Rankengewächsen überwuchert und austapeziert ist und jenseit welcher man die Stätte des alten Ortes betritt. Der Urwald hat wieder Besitz von seinem



Kloster San Francisco in Panama.

Gebiet genommen; von der einst so mächtigen Stadt sind die Kirche de las Monjas und ein sogenannter Wartthurm (wohl vielmehr Glockenthurm eines Klosters) die einzigen Ueberbleibsel, und nur einige Trümmerhaufen zeigen, wo die alte Kathedrale gestanden. Die gepflasterte Straße, welche nach dem Atlantischen Ocean führte, kann man bis zum Rio Chagres verfolgen, von da ab aber hört jede Spur auf; die Lianen haben die Steine zersprengt und verwittert. Diese armseligen Trümmer sind das einzige Denkmal einer volkreichen Stadt, des alten Handelsemporiums Spaniens und seiner südamerikanischen Kolonien, der bedeutendsten Festung am Großen Ocean. Sie wurde im Jahre 1518 von Pedro Arias Davila gegründet; aber schon vor der Entdeckung Amerikas muß der Ort eine gewisse Bedeutung für den Handel gehabt und mächtige Stämme zur Niederlassung angelockt haben; der Chagres gewährte an seiner Mündung einen trefflichen Hafen, von wo die indianischen Pirogen bis zum Knie bei Matachin vordringen und dort ihre Waaren die letzten 22 Kilometer auf gebahnten Wegen durch Lastträger in einem Tage nach Panama befördern konnten. Der Reichthum der indianischen Stadt mußte die Begierde der Conquistadoren reizen: sie verließen ihre erste Niederlassung Santa Maria la Antigua in den Sümpfen des Atrato und setzten sich in Panama fest. Ihre mitten unter den indianischen Hütten errichtete Stadt wuchs so schnell, daß sie schon 1521 zum Bisthum erhoben wurde, doch nur anderthalb Jahrhunderte sollte sie bestehen, denn 1671 wurde sie von dem kühnen Flibustier Morgan zerstört und nicht wieder aufgebaut.

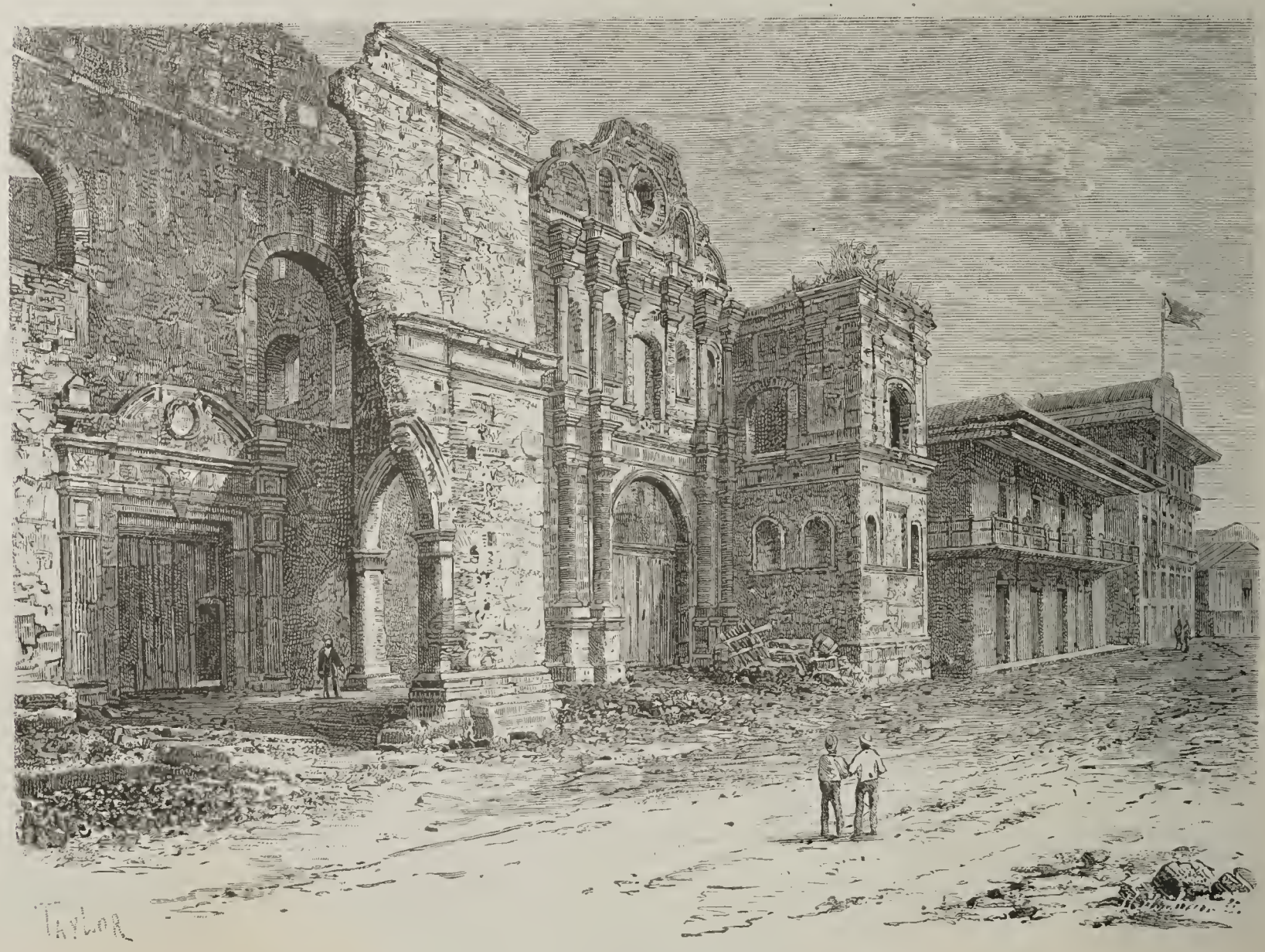
Ein anderer sehr lohnender Ausflug ist die Besteigung

des Cerro de Ancon. Von seinem 170 m hohen Gipfel schweift der Blick über den riesigen Golf mit seinen zierlichen Inseln, über die Ebene des Rio Grande, über die welligen Hügelketten, die den Horizont begrenzen und bei den Ruinen der unter ihrem grünen Leichentuche begrabenen alten Stadt endigen. Beim Abstieg vom Ancon kommt man am Chorrillo, der einzigen Quelle, die der Stadt Wasser liefert, vorbei. Hier bearbeiten die Wäscherinnen bei furchtbarster Hitze ihre Wäsche mit tüchtigen Kieselschlägen; „nur nicht genirt“ ist die Losung, welche diese Damen in geradezu schreckenerregender Offenheit befolgen, indem sie fast zu viel Scheußlichkeit den Blicken der Vorübergehenden darbieten: Indianerinnen, Negerinnen, Mulattinnen — wem von ihnen gebührt der Preis der Häßlichkeit?

Weiterhin, zwischen Straße und Meer, liegen zwei Friedhöfe. Der erste, den Fremden gehörig, ist wunderbar schattig, blühend und malerisch schön, der der Panamaner hingegen macht einen traurigen Eindruck: ein riesiges schwarzes, massives Thor schließt einen quadratischen Hof mit dicken Umfassungsmauern, in deren übereinander liegenden Nischen die Särge gestellt werden.

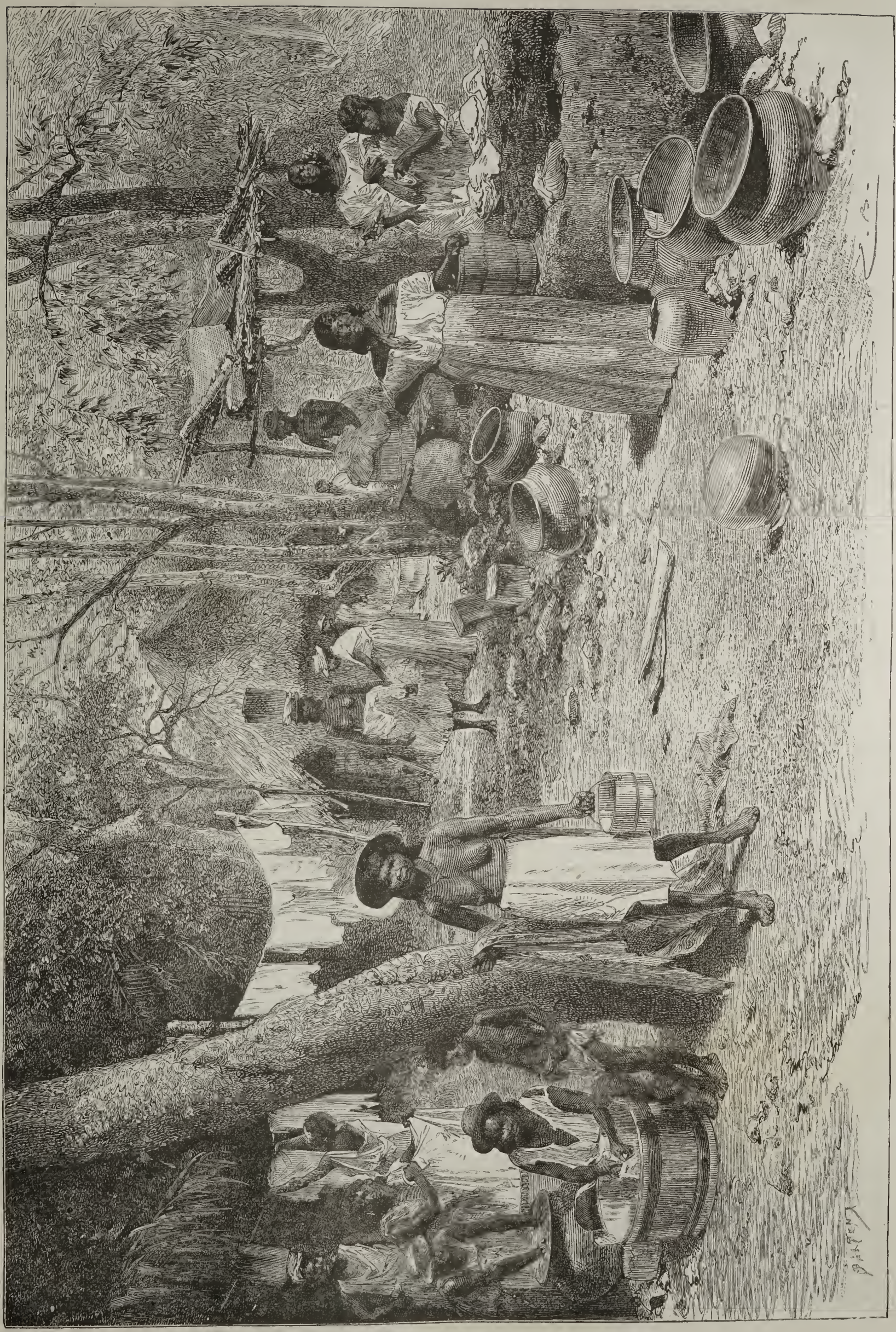
Vor dem Eintritt in die Stadt kehrt man noch im „Hotel zum Paradiese“ bei Herrn Clément ein, einem braven Mann, der es seinen Gästen angenehm zu machen versteht und in dessen Hängematten man nach genossener Douche den Rest des Tages süß verträumt.

Ehe wir die Stadt Panama verlassen, müssen wir einige Worte über den Isthmus sagen, dem sie den Namen gege-

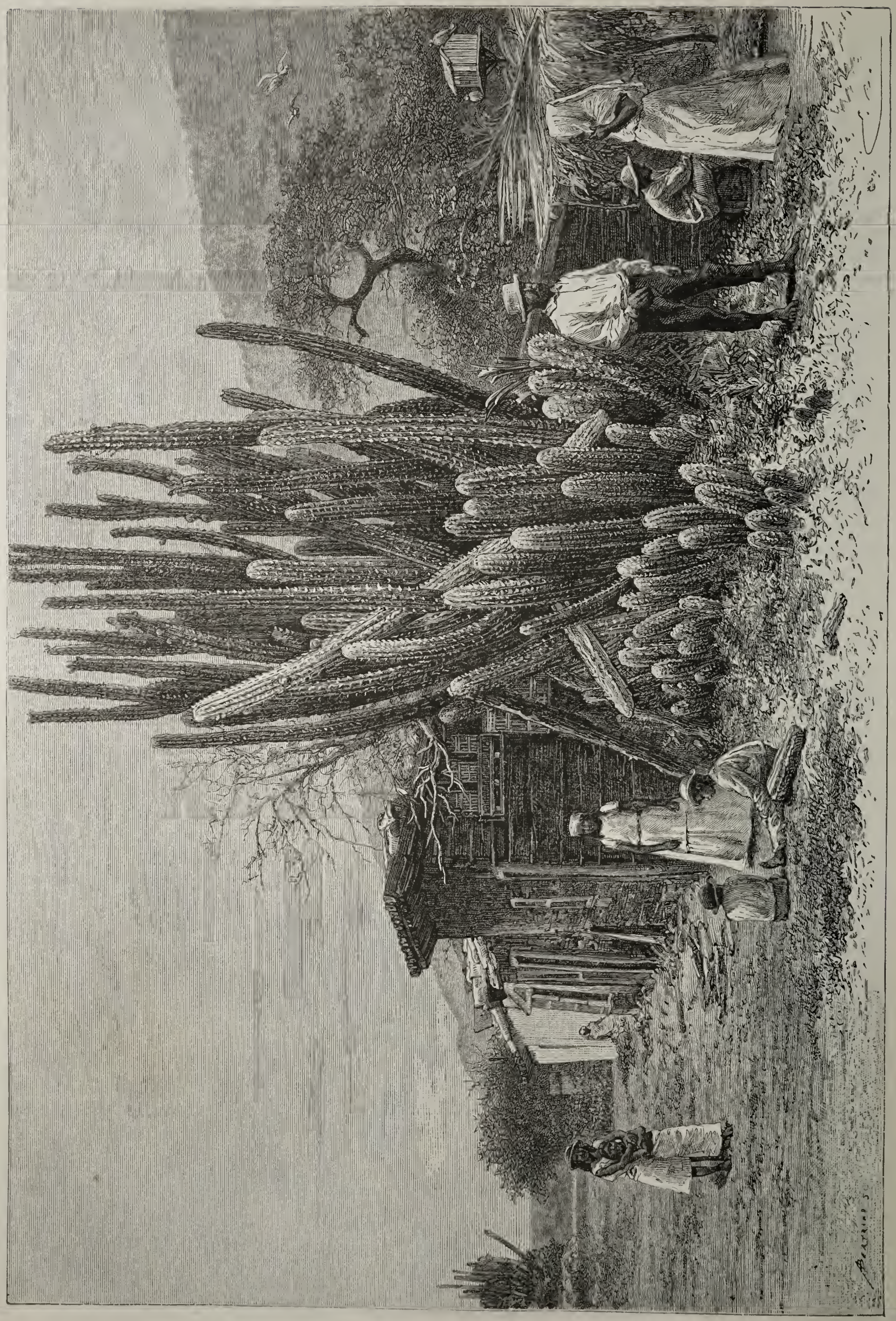


Jesuitenkollegium in Panama.

ben. Bekanntlich liegt er ungefähr unter dem 9. Grad nördl. Br. und dem 82. westl. L. und ist eine der bedeutendsten Einschnürungen jenes Erdarmes, welcher Nord- und Südamerika verbindet. Schmaler ist nur der etwas östlichere Isthmus von San Blas mit 50 km, während der unserige vom innersten Punkte der Bai von Limon bis zur Mündung des Rio Grande 56 km mißt. Auch in Bezug auf die Niedrigkeit seiner Pässe kommt er erst in zweiter Linie mit seiner 82 m hohen Culebra, da der Guiscoyol-Paß auf dem Isthmus von Nivas zwischen dem Nicaragua-See und dem Großen Ocean sich nur bis zu 46 m erhebt. Bei Colon ist die Küste des Atlantischen Oceans sehr niedrig, sumpfig und auf 1 bis 2 Meilen mit Wurzelbäumen bedeckt und von Korallenriffen umgeben, während zu beiden Seiten dieser Strecke ziemlich hohe Hügel ansteigen. Die Westküste dagegen ist bedeutend höher: der Cerro de Cabras mit 500 m und der Ancon strecken ihren Fuß bis in den Ocean, und die steilen Wände, die sich direkt vom Meere aus erheben, sind nur von den Schluchten des Rio Caïmitio und des Rio Grande durchbrochen, jenseit deren sich aber ein sehr niedriges Thal bis auf 5 km weit erstreckt. Außer den Thälern des Chagres und des Rio Grande giebt es zwischen Colon und Panama weder Tief- noch Hochebenen, sondern wohin das Auge schweift, Hügel und Gipfel, deren unendliches Gewirr schwer zu überblicken und zu schildern ist. Der östlichste Ausläufer des Cerro Trinidad schneidet den Isthmus schräg durch und vereinigt sich mit der atlantischen Cordillere 50 km östlich von Puerto Bello; diese



Wäscherinnen vom Chorrillo.



Aus der Vorstadt von Panama.

Kette bildet die Wasserscheide der beiden Meere und bietet der Bahn — und späterhin auch dem Kanal — den Paß von 82 m Höhe dar.

Der Rio Chagres entwässert den Nordabhang des Isthmus. Er entspringt circa 50 km nordöstlich von der geraden Linie zwischen Colon und Panama. Sein oberer Lauf läuft parallel mit der oben besprochenen Bergkette und dringt durch enge Schluchten, welche weite Becken — wohl frühere Seen — scheiden. Bei Matachin wendet er sich nach Westen und nachdem er bei Barbacoas eine nördliche Richtung angenommen, ergießt er sich bei der Stadt Chagres ins Meer. Sein mittlerer Lauf ist ungleich: Stromschnellen wechseln mit breiten, tiefen, träg daher fließenden Strecken ab, und von Trinidad bis zur Mündung sind seine Gewässer so kraftlos, daß in der trockenen Jahreszeit die schwache Fluth des Oceans genügt, um eine rückwärts fließende Strömung zu erzeugen.

Der Wald erstreckt sich nicht über das ganze Land. Die Savannen, besonders auf dem Südabhang, bilden einen ziemlich breiten Streifen zwischen der Küsten- und der Cordillerenwaldung und stechen angenehm gegen das unentwirrbare Dickicht ab; in der Regenzeit wachsen hier einige Arten spärlichen und kurzen Grases, welches in den ersten trockenen Tagen einer Schicht von rothbraunen Blättchen weicht; diese werden sofort angezündet, damit die Prärie in der ersten Regenzeit, zu welcher das Vieh dort weidet, wieder grünt.

Wie in allen tropischen Ländern scheidet sich das Jahr in einen Sommer oder trockene, und einen Winter oder Regenzeit; diese letztere wird jedoch von einer kurzen Reihe schöner Tage, dem „Veranito“ oder kleinen Johannissommer, unterbrochen. Der Regen stellt sich gegen Mitte oder Ende Mai ein, Ende Juni erscheint wieder für einen Monat schönes Wetter, worauf die nasse Zeit wieder beginnt und bis Anfang December anhält; dann kommen die Nordwinde und mit ihnen das schöne Wetter für fünf ganze Monate, während deren jedoch gewisse bevorzugte Striche, wie Colon, das untere Thal des Chagres, der Gipfel der Cordilleren, bisweilen besprengt werden. Die Temperatur des Isthmus von Panama ist in der That recht erträglich. In der trockenen Zeit schwankt sie zwischen 20 und 35, im übrigen Theil des Jahres zwischen 24 und 30 Grad; während jener erfrischt der Nordwind die Luft, während dieser mildern tägliche Stürme die Hitze. Auch übt dies Klima auf den weißen Einwanderer nicht die schädlichen Einflüsse aus wie sonst so viel in den Tropen; wofern er nur ein regelmäßiges Leben führt, ist er Krankheiten viel weniger ausgesetzt als die Kreolen; trotz der riesigen Menschenströme, die hier zur Zeit des Goldfiebers ihren Durchzug hielten, ist Panama weder von der Cholera noch vom gelben Fieber heimgesucht worden, und der Sonnenstich, der in Mexiko häufig ist, gehört hier fast zu den unbekannten Dingen. Nur Colon mit seiner sumpfigen Umgebung macht hiervon eine traurige Ausnahme, und doch ist der schlimme Ruf dieses Ortes nicht in seiner ganzen Ausdehnung gerechtfertigt; in Wahrheit ist seine Sterblichkeit nicht größer als die der anderen Häfen der Antillen, und selbst mit den Sümpfen steht es nicht so schlimm: der übelberüchtigtste, der von Mindi, hat seit dem Bau der Straßen so tüchtige Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht wie kein anderer Ort des Isthmus.

Der traurige Ruf Panamas stammt aus der Zeit, in der die Eisenbahn noch nicht existirte. Nach unendlichen Mühsalen im Hafen von Chagres ausgeschifft, mußten die Auswanderer fünf schreckliche Tage die Windungen des Flusses hinauffahren, in enge Pirogen ohne Schutz gegen Regen und Sonne eingeschachtelt; so kamen sie schon elend in Gorgona an, und um Panama zu erreichen, hatten sie noch 20 volle Stunden unter tausend Beschwerden des Bodens und der Witterung zu marschiren; Abends kein stärkendes Mahl, Nachts kein Lager, bis auf die Haut durchnäßt und doch nicht im Stande, die Kleider zu wechseln; wie kann ein Organismus, und wenn er noch so stark, diesen Leiden widerstehen, geschweige denn jene Gesellschaft von Abenteurern, welche Ausschweifungen aller Art schon vorher geschwächt hatten? Es kam noch etwas anderes hinzu, um die Furcht vor Panama zu verschlimmern: die Straße war mit Räuberbanden bedeckt, welche den Heimkehrenden auflauerten und so auf bequemere Art an den californischen Schätzen Theil nahmen.

Dieses Unwesen dauerte so lange, bis ein kaum 20jähriger Amerikaner, Ran-Runnels, es sich zur Aufgabe machte, ihm zu steuern: mit seinen kühnen Genossen drang er in die Wälder und lynchte ohne Erbarmen die Banditen, die er in ihren Schlupfwinkeln überraschte; in wenigen Monaten hatte dieser neue Herkules das Land gereinigt.

Was hat man nicht Alles über den Gesundheitszustand Panamas gefabelt, was fabelt man nicht noch! Jede Schwelle sollte auf dem Leichnam eines Erdarbeiters ruhen! Die beste Widerlegung geben die Annalen der Eisenbahngesellschaft selbst: hiernach sind während des Baues nur 293 Weiße gestorben, und doch waren häufig bei 7000 zur gleichen Zeit auf den Bauplätzen. Allerdings wütheten in der ersten Zeit, als die schwersten Arbeiten zu verrichten waren, heftige Krankheiten in der kleinen Schaar der Pionniere; aber erstens waren das Irländer, die ja dem heißen Klima der Tropen am schlechtesten widerstehen sollen, und dann waren auch nicht die geringsten Anstalten gemacht, die Kranken zu pflegen; erst 1852 fing man an, einen Sanitätsdienst einzurichten, auf Manzanillo erhoben sich einige Holzbaracken, die Magazine von Colon wurden mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet und längs der Bahn baute man Schuppen, in denen die Arbeiter Schutz vor Regen und Sonne fanden; endlich wurden die Irländer durch Neger von den Antillen, Nordamerikaner und nicht-keltische Europäer ersetzt, und da außerdem die anstrengendsten und aufreibendsten Arbeiten vollendet waren, so hob sich der Gesundheitszustand zusehends und das Sterblichkeitsverhältniß war nicht größer als bei jeder derartigen Unternehmung in solchem Klima.

Man hat besonders viel von Chinesen-Hekatomben gesprochen. Nun, die Wahrheit ist, daß unter den 1000 Söhnen des himmlischen Reiches, welche die Gesellschaft in Dienst genommen hatte, sofort nach ihrer Ankunft eine furchtbare Selbstmordepidemie ausbrach, jeden Morgen fand man Dutzende an Bäumen in der Nähe ihrer Lager erhängt. Einmal sogar, wird vermuthet, setzten sich einige von ihnen während der Ebbe an die Küste des Stillen Oceans und erwarteten ohne eine Klage, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung die steigende Fluth, bis sie der feuchte Tod aus Sklavenketten befreit hatte.

Diese wahrhaft tragische Begebenheit wäre werth, bis auf die fernste Nachwelt überliefert zu werden; aber ach! — es ist nur schade, daß damals die Chinesen im Mittelpunkt des Isthmus arbeiteten und zwar nach der atlantischen Küste zu, weit entfernt vom Ocean, und noch dazu — einem Ocean ohne Gezeiten!

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

IV.

Das fruchtbare Gebiet führt heute seinen Namen nur noch nach der Analogie des alten „lucus a non lucendo"; als reichster Theil der Insel ist es seit lange schon aus den Händen der Cariben in die der Engländer übergegangen; die ausgedehnten Zuckerplantagen, aus denen es besteht, gehören der Mehrzahl nach einer einzigen großen Firma. Weiter nach Süden hin liegen an der Küste mehrere Negerdörfer, dann folgt an der Sandy Bay die eigentliche caribische Niederlassung Rabaca, ein breiter, sandiger Strand, von einem Kranze felsiger, mit üppiger Waldvegetation bedeckter Hügel umgeben. Es ist ein abgelegener, malerischer Fleck, auf dem die Bewohner aber hauptsächlich auf den Nahrungserwerb aus dem Meere angewiesen sind. So beschäftigt sich auch der Haupttheil der hier wohnenden Cariben und Halbcariben, unter denen Ober einige Zeit zur Fortsetzung seiner Sprachstudien sich aufhielt, ausschließlich mit dem Fischfange.

Durch längeres Verweilen auf mehreren Zuckerplantagen gewann Ober einen Einblick in die bestehenden Arbeitsverhältnisse der Insel, die schon seit längerer Zeit den Betrieb jener Anlagen bedeutend erschweren. Die im vorigen Jahrhundert von den Pflanzern so lange erbetene, endlich von der englischen Regierung selbst in die Hand genommene Einführung des Brotfruchtbaumes auf St. Vincent ist seit der Abschaffung der Sklaverei den Plantagenbesitzern zum Unheil ausgeschlagen.

Ueberall auf der Insel wächst heute die Brotfrucht wild; der faule und zugleich genügsame Neger braucht kaum etwas anderes zu seinem Unterhalte als diese; und auch um sich den billigen Luxus eines Stückes eingesalzenen Fisches zu seiner Mahlzeit verschaffen zu können, hat er nicht nöthig, auf einer Pflanzung angestrengt zu arbeiten: als allgemeine Regel kann von ihm gelten, daß er Hunger und Faulheit dem reichsten durch Arbeit zu erlangenden Mahle vorzieht.

Die Einführung der Kuli-Arbeiter aus Ostindien hat nach der Meinung der Pflanzer die Schwierigkeit nicht gehoben, nur geändert. Der Schutz, den die englische Regierung den Kulis angedeihen läßt, ist, wie vielleicht nicht ganz mit Unrecht behauptet wird, ein zu ausgedehnter. Bei der geringsten Veranlassung fordert der Kuli heute seinen Herrn vor Gericht; unter dem Vorwande der Krankheit bleibt er, so oft es ihm beliebt, von der Arbeit zurück, und der Versuch, in dem nur zu häufig vorkommenden Falle der Krankheitssimulation ihn zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen, wird mit hoher Geldbuße, ja oft mit Freiheitsstrafe geahndet. Man muß, wie Ober, Zeuge gewesen sein der endlosen Mißhelligkeiten in dem Verkehr mit diesen Arbeitern, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Schutzmaßregeln der englischen Regierung in diesem Falle mehr von falschen, sentimentalen Humanitätsprincipien, als von einsichtsvoller Kenntniß der betreffenden Verhältnisse diktirt worden sind. Freilich ist ja der Lohn, den der Kuli erhält, unglaublich gering, bei seiner Genügsamkeit aber macht er auch von diesem Minimum noch Ersparnisse; gewöhnlich schon nach Ablauf des ersten Jahres hat er in einem abgelegenen Winkel der Pflanzung ein bis zwei Ziegen oder eine Kuh auf der Weide; und sind die (gewöhnlich fünf) ausbedungenen Jahre abgelaufen, so begiebt er sich mit einem kleinen angesammelten Kapital in eine der westindischen Städte, wo er irgend einen Handel anfängt. Dabei arbeitet er nur fünf Tage in der Woche; denn von den durch den Regierungskontrakt bestimmten sechs Arbeitstagen hat er den Sonnabend als eigenen Feiertag abgezogen.

St. Vincent wird oft als die „Insel der Palmen und des Zuckerrohrs par excellence" bezeichnet, und in der That finden sich wohl auch auf keiner anderen der Kleinen Antillen Palmen von so verschiedener Art und in so herrlicher Entwickelung. Die Kokos-, die Areka-, die Bergpalme sind vertreten, mit besonderm Stolze aber weisen die Bewohner der Insel auf zwei andere eigenthümliche und äußerst zahlreich verbreitete Arten, die sogenannte Groo-groo- und die Gris-gris-Palme, hin, von denen die erstere durch die dichten federartigen Büschel ihrer seitlich gekräuselten Blätter dem Charakter der Vegetation an den Berghängen ein eigenartiges Gepräge verleiht. Was aber die Kultur des Zuckerrohrs auf St. Vincent anbetrifft, so ist dieselbe allen gutgemeinten Bemühungen der Regierung zum Trotz, die aus ihren ostindischen Kolonien die Kultur des Mango, des Zimmets, der Muskatnuß, der Gewürznelken hierher verpflanzen wollte, vorherrschend geblieben. In mehreren Theilen der Insel finden sich heute noch verwilderte Gewürzgärten, die aus dem vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts stammen. Muskatnußbäume werden in geringem Umfange auch heute noch kultivirt, und wird der jährliche Ertrag jedes Baumes auf fünf Dollars geschätzt.

Von St. Vincent aus begab sich Ober nach Grenada, der südlichsten der Kleinen Antillen, die wegen ihres eigenartigen Thierlebens von ganz besonderm Interesse für ihn war. Längs der Westseite der Grenadinen ging die Fahrt, der langen Reihe kleiner Inseln, welche von der Südspitze von St. Vincent über einen ganzen Breitengrad bis Grenada sich hinzieht. Wie die Spitzen eines halb untergesunkenen Gebirgszuges ragen die Inseln aus den Wellen; einige von ihnen niedrig und langgestreckt, gar nicht oder doch nur spärlich angebaut, andere hochragende Felsklippen, noch andere aber von Bächen durchströmt, reich bebaut und dicht bevölkert. Die größte von diesen ist Bequia, die eine Länge von 6 Miles, eine Breite von mehr als einer Mile hat, und in deren Mitte sich ein 800 Fuß hoher bewaldeter Hügelzug hinzieht. Viele der kleinen Inseln gehören einzelnen Besitzern oder, wie Balliceaux und Battovia, Handelsgesellschaften an, die ziemlich ausgedehnte Schaf- und Rindviehzucht darauf betreiben. Alle sind sehr reich an verschiedenen Vogelarten, wilden Tauben, Brachvögeln und Enten; und Schaaren von Seevögeln bevölkern auch ihre felsigen Küsten; auf Bequia sah Ober zuerst eine bisher unbekannte Turdus-Art (Quiscatus luminosus), die er später noch auf mehreren anderen der Grenadinen, aber auf keiner der größeren Inseln wiederfand. Die Insel Grenada selber, in deren malerisch gelegenem Hafen St. George der Dampfer vor Anker ging, zeichnet sich weniger durch ihre Vogelfauna, als vielmehr durch den Reichthum an Gattungen und Arten der auf ihr lebenden Saurier aus. Vorzugsweise zahlreich sind die Iguanen hier vertreten,

deren zartes Fleisch auf den ganzen Inseln eine beliebte Speise ist. Unter diesen harmlosen, pflanzenfressenden Thieren giebt es einige Arten von abschreckendstem Aeußern, andere, die durch ihre Schutzfärbung merkwürdig und von den Aesten der am Strande wachsenden Mangrovebäume, auf denen sie vorzugsweise sich aufhalten, kaum zu unterscheiden sind.

Grenada ist trotz seines felsigen Bodens ganz besonders für die Kultur des Kakaobaumes geeignet. So ist denn auch die ganze Küstenzone der Insel ein einziger großer Wald von Kakaobäumen, und es giebt wohl keine Negerfamilie hier, die nicht neben ihrer Hütte einige der kostbaren Bäume, und mit ihnen ausreichendsten Lebensunterhalt, besäße. Der Kakaobaum, der unter günstigen Bedingungen eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, wächst ziemlich langsam; bisweilen trägt er schon im dritten Jahre, die volle Höhe des Fruchtertrages erreicht er aber nicht vor dem siebenten oder achten Jahre. Als junger Baum muß er durch daneben gepflanzte breitblättrige Schattenpflanzen sorgsam gegen die Sonne geschützt werden. Hitze und Feuchtigkeit sind zu seinem Gedeihen unerläßlich, und diese beiden Bedingungen findet er eben auf Grenada in ausreichendstem Maße vereint. Die einzigen Feinde, mit denen die Kakaokultur hier zu kämpfen hat, sind die Affen, die in der mittlern Hochregion der Insel zahlreicher vertreten sind, als auf irgend einer andern der Kleinen Antillen.

Der dichte Waldkranz, der die eigentliche vulkanische Region mit ihrem großen, 2000 Fuß über dem Meere gelegenen Kratersee umgiebt, ist von Schaaren großer und kleiner Affen bevölkert, die regelrechte Raubzüge in die Kakaopflanzungen unternehmen, und oft sehr erheblichen Schaden anrichten. Ober hatte durch den glücklichsten Zufall Gelegenheit, bei einem solchen Ueberfall einer Pflanzung den Zuschauer abgeben zu können. Aber trotzdem er hauptsächlich mit dem Vorsatze, Jagd auf Affen zu machen, sich nach dem innern Walde begeben hatte, fehlte ihm, dem Zoologen, im entscheidenden Augenblicke das Herz, auf einen aus der „menschenähnlichen Schaar" zu schießen, die er in ihrem muntern Treiben über eine Stunde lang belauscht hatte.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Tobago und Barbados begab sich Ober im Juni nach Martinique, das er auf der ersten Fahrt nach Dominica nur flüchtig berührt hatte. Zum zweiten Male täuschte ihn bei dem Einlaufen in den Hafen von St. Pierre der imposante und malerische Anblick der Stadt, die, mit dem großen Vulkan als Hintergrund, sich amphitheatralisch um die Hafenbucht aufbaut. Erst aus der Nähe wird man gewahr, daß die Fensteröffnungen der meisten Häuser keine Scheiben haben, daß alles Holzwerk an ihnen schadhaft, alle Dächer und Mauern in einem bedenklichen Zustande des Verfalls oder in dem unschönsten Zustande unpassenden Flickwerkes sind. Die Straßen sind schmal, aber gut gepflastert, in der Mitte von Kanälen durchflossen, die, Dank dem abschüssigen Terrain, die Abfälle und den Kehricht der Stadt in wünschenswerthester Schnelligkeit dem Meere zuführen. St. Pierre ist der Haupthandelshafen der Insel, und gilt als Sitz des Bischofs, und mit seiner zahlreichen Garnison, mit dem Theater, in dem während der drei Wintermonate regelmäßig eine französische Truppe spielt, mit den zahlreichen Läden, die echt französische Waaren führen, mit seinem lustigen Volke und leichten Leben für das „Paris der Kleinen Antillen". Unweit der Stadt, in den Bergen, befindet sich der Wallfahrtsort Morne Rouge, zu dem die ganze Bevölkerung der Insel einmal im Jahr pilgert. Die Kirche in diesem kleinen tropischen Gebirgsdorfe ist ein Meisterwerk der Architektur und enthält manch werthvolles altes Bild. In Morne Rouge schlug Ober sein Quartier auf, und von hier aus unternahm er nähere und weitere Streifzüge, um sich mit der charakteristischen Fauna von Martinique bekannt zu machen. In Bezug auf die Vögel und die wenigen in dieser Region überhaupt vertretenen kleinen Säugethiere stimmte dieselbe im Wesentlichen mit der Fauna von Dominica überein; aber bedeutend zahlreicher waren hier noch Schnecken und kleinere Eidechsen, Centipeden und Skorpione vertreten, und, widerwärtiger als sie alle, eine große, langbehaarte giftige Tarantel, die in den Gärten von St. Pierre besonders häufig ist. Die größte Plage der Insel ist aber die Lanzenspitzen-Schlange, Craspedocephalus lanceolatus, die außer auf Martinique nur noch auf Sta. Lucia vorkommt. Und diese ihre Isolirung auf den beiden Inseln, während ihr nächstes Vorkommen in Guyana ist, gehört zu den räthselhaftesten Erscheinungen in der Vertheilung der Thiere. Alljährlich sterben in der Erntezeit auf den beiden von der Schlange heimgesuchten Inseln zahlreiche Arbeiter an ihrem giftigen Bisse; denn sie hält sich ebenso häufig in den Rohrfeldern wie im Walde auf. Ja, seit einer Reihe von Jahren macht sie auch den herrlichen botanischen Garten von St. Pierre unsicher, in dessen Wegen schon mehrere große Exemplare getödtet worden sind, und der, früher ein Lieblingsaufenthalt der Einwohner, heute ganz verödet ist.

Unweit Port de France, dem Sitze der Regierung von Martinique, erhebt sich inmitten eines an das Meer grenzenden Parks die Statue „der größten Tochter der Insel", der Kaiserin Josephine, die Napoleon III. im Jahre 1868 hier errichten ließ; etwas weiter nach Süden hin, dicht bei der kleinen Stadt Trois Ilets, sehen wir heute noch die alten Häuser der Zuckerplantagen von La Pagerie, in deren einem am 23. Juni 1763 die nachmalige Kaiserin von Frankreich geboren wurde. Mit größter Genauigkeit hat Ober in den alten Kirchenbüchern und Registern von Trois Ilets nachgeforscht, Kopien genommen und so manche Notizen über die Familienverhältnisse Josephinens an das Licht gebracht, die bisher nicht bekannt waren.

Das letzte Ziel von Ober's Inselreisen vor seiner Rückkehr in die nordische Heimath war die Doppelinsel Guadeloupe, deren westlicher, höherer Theil vulkanischer Natur, uneben und bergig ist, während die östliche, nur durch einen ganz schmalen Kanal oder Fluß, die Rivière salée, von ihm getrennte Inselhälfte vollkommen niedrig und eben ist. Point à Pitre, der Haupthafen der Insel, liegt an der südlichen Mündung des Flusses; dicht daneben die zweitgrößte Zuckerfabrik der Welt, die nur durch die des Chedive von Aegypten übertroffen wird. Sämmtliche Gebäude der Stadt, von der großen Kathedrale bis hinab zu dem kleinsten Privathause, fallen dem Reisenden durch ihr neues Aussehen auf; und aus dem ersten Gespräch mit einem der Einwohner erfährt er die Ursache dieser Erscheinung: innerhalb der letzten Jahre ist die Stadt erst von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, dann durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert worden. So ist heute in der Stadt selbst noch kaum ein Baum wieder zu sehen; nur weiter landeinwärts, an dem sumpfigen von Mosquitos heimgesuchten Ufer der Rivière salée erheben sich einige Mangrovebäume. Von Point à Pitre wurde die Fahrt nach Basse Terre fortgesetzt, dem Sitze der Regierung von Guadeloupe; die Franzosen zeigen in ihren Kolonien ein anerkennenswerthes und einsichtsvolles Streben nach Decentralisation: nirgends finden wir die oberste Behörde des Landes in dem Haupthafenorte, dafür aber die Inseln in allen Richtungen von vorzüglichen Straßen durchschnitten, die sich von den Landwegen und Saumpfaden auf St. Vincent und Dominica vortheilhaft unterscheiden. Die Stadt Basse Terre, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von dem

ebenso gelehrten wie kriegerischen Dominikaner Père Labat gegründet worden ist, weist mehr als ein imposantes Gebäude in ihren breiten, geraden Straßen auf. Vor wenigen Jahren hat eine furchtbare Choleraepidemie ihre Einwohner decimirt; und, wenn man nur einige Sommertage in Basse Terre zugebracht und die ungesunde heiße Luft der Stadt eingeathmet hat, so ist man, wie Ober sagt, nur erstaunt, daß die Cholera nicht alljährlich mit gleicher Heftigkeit auftritt. Deshalb begiebt sich in den heißen Monaten der ganze besser situirte Theil der Bevölkerung in einen hoch oben in den Bergen belegenen Ort unweit der caribischen Küste, wo nicht nur reine Luft, sondern auch heiße und kalte, zu Bädern gefaßte Quellen sich befinden. Auf seinem Wege nach dem Vulkangebiet der Insel, der Soufrière de Guadeloupe, passirte Ober den kleinen Badeort, unweit dessen sich auch das Sommerlager der Garnison von Basse Terre befand. Aus reichen Kaffeeplantagen, die sich weit an den Bergen hinaufzogen (denn Kaffee bildet den Hauptexport der Insel), kam man in die herrlichste Hochwaldsregion, in deren trübem Dämmerlicht sich auf allen Seiten eine Vegetation zeigte, wie sie der Reisende noch auf keiner der anderen Inseln in gleicher Ueppigkeit und Schönheit wahrgenommen hatte. Mehrere Stunden lang führte der Weg durch dieses Waldgebiet, das trotz des bunten, wuchernden Durcheinander der verschiedenartigsten Pflanzenformen doch nicht den Charakter einer Wildniß hatte; dann ging es höher bergan, die Bäume wurden niedriger, und man kam an einen unter Baumfarnen hinströmenden Fluß, dessen Wasser eine so hohe Temperatur hatte, daß trotz der beträchtlichen Luftwärme ein dichter Dampf von ihm aufstieg. Mühsam arbeitete man sich einen Weg durch die Farnkräuter und Orchideen, die den Pfad überwucherten, um dann einen steilen, mit Strauchwerk und Gestrüpp bewachsenen Abhang hinaufzuklimmen, der auf eine kleine Ebene am Fuße des eigentlichen Kegels führte. Hier hemmte keinerlei Vegetation mehr die Aussicht; auf der kahlen Ebene lagen hin und wieder große Blöcke zerstreut; manche in so gewagten Stellungen des Gleichgewichts aufgerichtet, daß man sich scheute, dicht an ihnen vorbei zu gehen. „Eine ungeheure Pyramide, deren Spitze abgebrochen, und die durch eine verborgene Macht in der Mitte auseinandergerissen ist: das ist die Soufrière von Guadeloupe.“ An der einen Seite reicht die trennende Kluft nicht ganz bis an den Rand der obern Fläche und es bleibt eine schmale Brücke, auf der man auf das zweite kleine Plateau gelangen kann. Die Tiefe des schwarzen Abgrundes kann der Blick nicht ermessen, die Wände gehen fast senkrecht hinab; aus einem Spalt in der einen dringt unaufhörlich dichter weißer Dampf. Und mit wüthender Gewalt und in heftigen Stößen drangen auch aus zahllosen kleinen Hügeln und tiefen Spalten des zweiten Plateaus Dampfsäulen mit so lautem Geräusche hervor, daß es dem Reisenden nicht möglich war, sich hier mit seinen Begleitern anders als durch Zeichen zu verständigen. Aus der schwarzen, kraterartigen Oeffnung eines Hügels stiegen verpestende Schwefeldämpfe auf, und ein Blick durch einen breiten Spalt daneben ließ das Innere einer Höhle sehen, deren Wände über und über mit goldglänzenden Schwefelkrystallen bedeckt waren. Mehr noch als bei einer der anderen antillischen Vulkanregionen drängte sich dem Beobachter hier der Gedanke auf, daß eine neue Eruption in kurzer Zeit bevorstehen müsse, und unwillkürlich fiel der Blick immer wieder auf den großen mittlern Spalt, aus dem die beiden letzten Ausbrüche stattgefunden haben.

Der Gipfel der Soufrière hat nach Humboldt eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meere; ein heftiger Wind, der sich erhob, als die Reisenden eben die höchste Spitze erstiegen hatten, zerriß den Nebel, der bisher jede Aussicht verhüllt hatte, und so zeigte sich vor Ober's Blicken noch einmal das ganze nähere und ferne Inselgebiet ausgebreitet, das zwei Jahre hindurch das Feld seiner ebenso erfolg- wie genußreichen Forschungen gewesen war und dem er jetzt Lebewohl sagen sollte.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

Der Hohnack.

Der Hohnack — Verhôné im romanischen Patois der Gegend genannt — ist in geologischer Beziehung sehr einfach gebaut. Das Buntsandsteinmassiv, aus welchem er besteht, lagert unmittelbar, ohne die vermittelnde Zone des Rothliegenden, auf dem Granit auf; jene Feuchtigkeitszone, die wir am Climont, am Ungersberg über dem Rothliegenden fanden und die den vielen Klüften und Spalten des so leicht durchdringlichen Steines ihren Ursprung verdankt, findet sich hier unmittelbar über dem Granit. Der Berg selbst besteht von unten bis oben ganz aus dem gleichen Material und trägt auf seiner langgestreckten Gipfelfläche die uns schon bekannte Konglomeratdecke, welche in große Blöcke zerfallen ist. Aber trotz dieser Einfachheit des Baues ist der Hohnack doch einer der interessantesten Berge des Elsaß. Zunächst ist auch er wieder typisch für die Buntsandsteinformation. Ein langer, schmaler Rücken, von Südost nach Nordwest gerichtet, am Nordwestende, an der Wetterseite, am niedrigsten und hier sowie auf der Südwestseite mit stark entwickelter Blockhalde, gut bewaldet bis auf die (trockenere) Nordostseite und die Gipfelfläche, wo die Bäume vereinzelter stehen, die Wände in den oberen Partien von großer Steilheit, nach unten durch ihr eigenes Zersetzungsmaterial verbreitert, so zeigt der Hohnack eine dem großen Donon völlig ähnliche Bildung. Die schützende Konglomeratdecke des Gipfels giebt ihm seine eigenthümliche heuschoberähnliche Gestalt; wie denn alle die Sandsteinberge mit abgestumpftem oder abgeflachtem Gipfel von diesen Konglomeraten überlagert sind. Wo ihr Schutz fehlt, da sind die Berge, soweit sie ohne denselben erhalten sind, zu spitzen Kegeln zusammengeschmolzen. Von besonderm Interesse ist nun der Umstand, daß die Schichten des Hohnack, welche ganz horizontal liegen, unmittelbar auf dem Granit aufruhen, auf welchem sie unmittelbar abgelagert sein müssen. Der Boden des Strandmeeres, auf welchem sie sich niederschlugen, war also felsig, es war Granit-

boden, wie auch in unseren heutigen Meeren felsiger Boden nicht selten beobachtet wird. Jener Sockel des Rothliegenden, welchen wir bisher unter allen jenen Buntsandsteinbergen fanden, fehlt hier durchaus, wie dies Gestein überhaupt im Gebiet der Südvogesen nicht vorkommt, mit Ausnahme der Hohen-Königsburg; diese aber, am Rande der Gebirgserhebung nach Nordosten vorgelagert, hat eine Ausnahmestellung. Unmöglich kann das Rothliegende etwa durch Erosion von diesem Theil des Gebirges weggeführt worden sein. Wäre dies der Fall, so müßte, während sonst der Buntsandstein sich unmittelbar aus dem Rothliegenden entwickelt, so daß es nicht immer leicht zu sagen ist, wo letzteres aufhört und ersterer beginnt, so müßte hier, während nordwärts schon lange das Meer fluthete, welches den Sandstein niederschlug, der Meeresboden mit den Niederschlägen des Rothliegenden sich gehoben und sehr lange als Festland gehalten haben. Denn die völlige Wegwaschung einer solchen Gesteinsschicht kostet Zeit. Dann würden wir aber einerseits die scharfkantigen Trümmer, welche das Rothliegende stets aufweist, im Buntsandstein wieder finden, die bei der Kürze des Weges in das Buntsandsteinmeer sowie bei der Tiefe und Ruhe des letztern gewiß ihre scharfen Kanten behalten hätten; und andererseits würden wir die Sandsteine nicht so gleichmäßig hoch nach oben abschließen sehen, als wir es, wie wir gleich sehen werden, thatsächlich finden. Kurz, aus dem Fehlen des Rothliegenden in den Südvogesen folgt mit Nothwendigkeit, daß ihre Gesteinsmassen inselartig gehoben waren zur Zeit, als sich nördlich (bis in die Gegend der Hohkönigsburg) und südlich (nördlich von Belfort bis Aue am Eingang des Doller-Thales, ja vielleicht bis in die Gegend von Sennheim und Wattweiler) und westlich (in Lothringen) das Rothliegende niederschlug. Auch zur Steinkohlenzeit bestand diese Insel schon; sie trug nach Nordosten zu, in der Gegend des heutigen Thännichel, einige Lagunensümpfe mit Strandvegetation, aus welchen sich die unbedeutenden Kohlenlager und die isolirten und wenig mächtigen Schichten des Kohlengebirges ablagerten, auf welchem der Sandstein des Thännichels aufliegt. Als nun aber der Boden der Strandsee, welcher das Rothliegende niederschug, allmälig immer tiefer und tiefer sank, da sank jene Granitinsel mit und so lagerte sich der Buntsandstein unmittelbar auf den Granit ab. Dieser Insel verdanken denn wohl auch die scharfeckigen Gerölle des Rothliegenden zum Theil ihre Entstehung.

Durch die wagerechte Lagerung seiner Schichten unterscheidet sich der Hohnack wesentlich vom Climont, dessen Schichten nach Daubrée nordwärts geneigt sind, wohl in Folge der südwärts emporgestiegenen Granitberge; ebenso vom Ungersberg und den übrigen Sandsteinbergen des Hochfeldes, denn diese alle zeigen geneigte Schichten und zwar so, daß sie nach dem Centrum des Hochfeldes hin etwas gehoben sind. Wir haben es bei diesen Buntsandsteinbergen mit Resten zu thun, welche die Flanken des Hochfeldmassives decken, welche also beim Emporsteigen des Granites sich naturgemäß nach außen senkten. Umgekehrt liegt der kleine Rest, den wir als Hohnack übrig haben, mitten auf dem alten Granitmassiv, und der Theil der Sandsteindecke, zu welcher er gehörte, muß durchaus ebenmäßig emporgestiegen sein.

Wir erwähnten schon die ziemlich gleichmäßige Höhe, in der wir überall die Konglomeratdecke finden; es ist von Interesse, die Höhen der verschiedenen Sandsteinberge vergleichend zu überblicken. Da haben wir die beiden Hohnack mit 980 und 931 m, den Cras mit 879 m, Thännichel 944, Ungersberg 904, Climont 974, Altenberg 880, Noirmont 861 m; dann den Faudé mit 770 m, Drei-Aehren mit etwa 730, die Hohe-Königsburg mit 512, Vohemont mit 804, Bloß 819, Heidenkopf 780, den Eichelberg mit 411 und den Ballon de Servance mit 1189 m. Sofort aber scheiden die extremsten Zahlen aus, wenn wir bedenken, daß der Ballon de Servance dem höchst gehobenen Theil der Vogesen — der ganz granitische Ballon d'Alsace hat 1244 m —, daß ferner die Hohe-Königsburg (522 m), der Eichelberg (411 m) dem äußersten Gebirgsrande, dem stärksten Erosionsgebiete angehören. Wir finden überhaupt, daß die Randberge, wie Heidenkopf, Bloß, eben weil sie Randberge sind, unter etwas anderen Bedingungen stehend, alle etwas niedriger sind; und wenn wir dasselbe auch bei den mehr centralen Noirmont, Faudé, Voyemont finden, so zeigt sich gleich bei diesen Bergen die Form sehr eigenthümlich: sie alle sind im vollen Sinne was die Franzosen so bezeichnend Mamelons nennen. Die Konglomeratdecke ihrer Gipfel war also bei ihnen nicht stark genug, den Berg vor dem Zusammenschmelzen zu bewahren, auch sind alle diese Berge den atmosphärischen Einflüssen besonders ausgesetzt, der Voyemont im Westen auf der Scheide zwischen Fave- und Breuschthal, der Noirmont, der Faudé in der unmittelbaren Nähe der granitischen Hautes Chaumes und ihrer Nebel- und Regenmassen; wer längere Zeit hier im Gebirge lebte, kennt die meteorologische Bedeutung dieser höchsten Westwand. So bleiben uns nur Berge übrig von annähernd gleicher Höhe, deren Mittelmaß etwa 920 bis 940 m beträgt. Allerdings ist bei denselben der Sandstein nicht gleichmächtig, wie denn z. B. der Granitsockel des Hohnack 801 m, der Sockel des Ungersberges etwa 470 bis 500 m, beim Thännichel etwa 650 m beträgt. Die Konglomerate liegen aber ziemlich in gleicher Höhe. Hieraus folgt, daß jene Granitinsel, auf welche sich der Sandstein niederschlug, selber schon unregelmäßig geformt, in Höhen und Thäler (in Folge der Erosion jener uralten Zeiten) ausgearbeitet war; daß wir es ferner mit einer Niederschlagsdecke von gleicher Höhe zu thun haben, welche erst später zerrissen wurde. Zu der heutigen Höhe derselben (920 m) stimmen nun auch die Höhen des Donon (1010 m) und seiner Nachbargipfel Noll (983 m), Schneeberg (963 m), Grand Brocard (833 m), St. Crimé (860 m); letztere beiden westlich vom Nabodeau. Die größere Höhe des Donon erklärt sich eben aus der neu einsetzenden Hebung des nördlichen Gebirgstheiles, unter welchem man ja im Jägerthal Spuren von Granit findet.

Nachdem wir so, gleichsam im Hinansteigen, uns über das Material des Hohnack und seiner mühevoll steilen Seiten unterrichtet haben, bleibt uns jetzt noch übrig, die Aussicht von der Höhe des Berges zu betrachten. Wie ist sie schön und großartig und doch wieder wie ganz neu und eigenthümlich! Wir sehen hier nur die Südvogesen, die beiden nördlichen Theile nur in einzelnen Andeutungen fern am nördlichen Horizonte; aber gerade dadurch erschließt sich uns eine ganz neue Welt. Nach Norden ist der Blick eher ein unruhiger zu nennen; er schweift über all' die vereinzelten Höhen, die mannigfaltigen kleinen Gebirgszüge, welche sich diesseits und jenseits der Weiß erheben, und findet seinen Abschluß in den Höhen des Thännichel, des Brezouard und der Tête des Faux südwärts über le Bonhomme. Wer sich hier über all die kleinen Gipfel und verschobenen Gebirgsketten, wie sie da und dort auftauchen, sicher und rasch zu orientiren im Stande ist, den darf man wohl „vogesenfest" nennen. Nach Nordwesten und Westen (hier über den rothschimmernden Kühberg und viele Waldhöhen hin) schließt der lange kahle Rücken der Hautes Chaumes den Horizont, welche man zum Unterschied der Hautes Chaumes südwestlich vom Donon auch wohl die Hautes Chaumes von Pairis nennt, nach dem Namen einer altberühmten Abtei in der

Nähe des Weißen Sees. Man begreift von dem erhöhten Standpunkt des Hohnack aus recht deutlich, wie diese Hautes Chaumes für die ganze so reich gegliederte Gebirgswelt, die man übersieht, gleichsam der Rückgrat sind. Herrlich ist der Blick in diese reiche Welt, wenn der mannigfaltige Wechsel von Wald und Wiese und angebautem Land, von Berg und Thal, wenn die zahlreichen Dörfer unter blauem Himmel, im leuchtenden Sonnenglanze daliegen; aber auch stürmisches Wetter hat hier (wie überhaupt im Hochgebirge) seinen hohen Reiz. Da sieht man die Hautes Chaumes in ihrer vollen Bedeutung, man möchte sagen Thätigkeit: unablässig steigen die Wolken hinter ihnen auf, um weithin nach Südosten zu ziehen, wenn sie nicht vorher schon das Gebirge in Regen hüllen; oder über den hohen Westrücken lagern sich dichte Nebel, von deren wogendem Rande mächtige Flocken sich ablösen, um als phantastisch geformte graue Schleier zum Beschauer heranzuziehen. Größer, ja bisweilen wirklich furchtbar wird die Erscheinung, wenn sich die Wolken rascher bilden, wenn sie zu Gewittern sich plötzlich zusammenballen: weiß steigen sie auf, sie werden dunkler und dunkler, eilend und drohend breiten sie sich weithin aus und senden mit unerwarteter Schnelligkeit mächtige Regenfluthen nieder. Aus diesen gewaltigen Niederschlagmassen erklärt sich einmal die starke Auswaschung der Vogesen, andererseits der Wasserreichthum des Ost- und Westabhanges des Gebirges, der, bei dem starken Gefäll der Flüsse von bedeutender Arbeitskraft, auf das Thätigste von der Industrie ausgenutzt wird. Auch sonst ist er natürlich für die Ebene und ihre Ausnutzung von der größten Wichtigkeit.

Blicken wir nun bei klarem Wetter nach Osten, so bildet hier den Mittelpunkt der hohen, blauen Schwarzwaldkette der Kandel; südlich ragt der Feldberg mächtig auf, das Auge aber wird durch den kühner geformten Belchen noch mehr angezogen, von welchem aus sich der Blauen in raschem Zuge zur Ebene hinabsenkt. An besonders hellen Tagen und bei günstiger Tageszeit sieht man auch die zackigen Gipfel der Alpen, während sonst Schwarzwald und Jura die Aussicht abschließen. Auch in der Ebene giebt es viel zu sehen: zunächst als Mittelpunkt der Aussicht Colmar, welches seine Lage zunächst der breiten Oeffnung des Münsterthales und der Paßverbindung über die Schlucht verdankt, dann aber auch den Ausgang des Weißthales und die Paßverbindung über den Col du Bonhomme nach Fraize und St. Dié beherrscht. Hinter Colmar sieht man die Ill, und verschiedene Kanäle, von denen der Vaubankanal oft durch Spiegelung besonders deutlich sichtbar ist; dann den Rhein, Neu- und Altbreisach, hinter beiden den dunkel aufragenden Kaiserstuhl, an diesem südwärts vorbei am Gebirge Freiburg mit seinem Münsterthurm. Auch der lebhaft gegliederte, schön bewaldete Abhang der Vogesen selber, der in der Ebene mit einer fortlaufenden Reihe von Dörfern geschmückt ist, bildet eine reiche Zierde der Aussicht, dicht über ihm liegt die Kapelle, liegen die Gasthäuser des vielbesuchten Wallfahrtsortes Drei-Aehren, der mit seiner herrlichen Aussicht in Rhein- und Münsterthal, mit seinen reichen und bequemen Spaziergängen, seinen prachtvollen Wäldern, seiner unvergleichlichen Luft einen der schönsten Sommeraufenthalte bildet, den man finden kann.

Aber der schönste Blick vom Hohnack ist nach Süden, über waldige Abhänge in das Münsterthal und über dasselbe hinaus in die neue Welt der Ballons. Schon die außerordentlich schöne Gebirgswand, welche das Thal nach Süden abschließt, der die Höhe der Flixburg vorgelagert ist, zeigt die Ballonbildung deutlich in dem hohen Landsberg, dessen Gipfel indeß dem Schlosse zu Liebe, das er trägt oder trug, künstlich abgerundet ist, und noch mehr in dem auch geologisch merkwürdigen stumpfen Kopfe der höchsten Höhe dieses Zuges (826 m), an dessen südwestlicher Fortsetzung die Ruine Laubeck aufragt, über dem Sulzbacher Thal. In dieses Thal sieht man tief hinein; es wird abgeschlossen durch die schöne Bildung des kleinen Belchens (kahlen Wasens), der das eigentliche Centrum dieses Südblickes bildet, obwohl gleich rechts von ihm der Ballon von Gebweiler aufragt und links der Blick über die gewaltigen Höhen des Hauptkammes vom Hohnack an bis zum Elsässer Belchen hinschweift. Die Form dieser Berggipfel fällt hier um so mehr auf, als man im nächsten Umblick nach Norden und Westen so ganz andere Formen sieht: im Westen die langen Rücken des Kühbergs, der Hautes Chaumes; im Norden spitze Kegel oder langgestreckte stets tief geschartete Berge, nach Süden aber diese rundlichen Köpfe hinter und neben einander mit sehr geringer Schartung. Gerade hierdurch macht die Südwand des Münsterthales, welche den stumpfen Kopf trägt, einen so gewaltigen Eindruck: mächtig und steil ragt sie auf, bis zu der bedeutenden Gipfelhöhe, und doch ist ihr Kamm lebhaft, aber in ernster man möchte sagen majestätischer Formbildung gegliedert.

Eine ganz unvergleichliche Schönheit gewähren dem Hohnack die Wälder, die ihn umgeben — nicht diejenigen, welche er selber trägt, sondern die, aus denen er aufragt, die auf granitischem Boden wachsen. Sie bestehen meist aus Edeltannen (P. Picea). Die Straße, welche von Drei-Aehren nach dem Hohnack führt, verläuft oberhalb der zahlreichen südöstlich und östlich gerichteten Erosionsthäler, welche steil bis ins Münsterthal hinunter abfallen. Aus den dichten Wäldern, welche sie bedecken, ragt einzelnes Granitgestein großartig, durch Erosion allmälig herausgearbeitet, hervor; steigt man auf einem solchen freien Platz von der Straße hinab, so hat man eine der schönsten Gebirgsansichten, die man in den Vogesen haben kann: man sieht auf den tiefen Absturz der Thalgrate hinab, in ein weites, nach unten strahlig zusammenschießendes Thal, über dunkelgrüne Tannenwipfel, welche höher und höher aus der Tiefe ragen, auf ernste dunkelgrüne Wände, die im Sonnenlichte goldgrün leuchten, auf die blauduftige Höhe des stumpfen Kopfes, welcher den Kreis nach Süden schließt, und über diese schweigenden Gründe hin auf den rothschimmernden Hohnack, der in seltsamen, aber edeln Formen mächtig zum blauen Himmel aufragt. Rings um den Fels steht blühende Heide, fliegen einzelne Waldschmetterlinge; es ist schwer, sich von der Betrachtung loszureißen.

Auch das Thier- und Pflanzenleben in der Umgebung des Hohnack ist reich und schön: es treten die Formen der granitischen Hochvogesen auf, darunter viele seltene, auch viele alpine Pflanzen. So findet man bei einem sommerlichen Aufstieg von Türkheim aus gleich an den Mauern dieser Stadt das Heliotropium europaeum, in den Weinbergen massenhaft Calendula arvensis, an den Felsen die zierlichen Halme des Triticum Lachenali, die gelben Sternchen des Leontodon pyrenaicum, der schönen rothglänzenden Dolden des Purpursedums, der Glockenblumen, Fingerhüte, und vieler anderen Pflanzen nicht zu gedenken. Ein großer Schmuck der Waldwiesen sind die zahllosen Schmetterlinge, die hier fliegen, darunter manche Arten, die nur dem Gebirge eigen sind. Und nun die Zahl der fruchttragenden Sträucher, des rothtraubigen Waldholunders, der Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren! Edle Kastanien werden in reichlichen Beständen bis auf die Höhe von Drei-Aehren gezogen, wo sie auch Frucht ansetzen, doch wohl nie reifen. Der Hohnack selbst, aus Sandstein bestehend, ist nicht eben pflanzenreich; zu den Hauptprodukten seiner höchsten Fläche

gehört die Preißelbeere, welche in der ganzen Gegend überreichlich wächst. Man benutzt sie vielfach zur Herstellung eines gebrannten Wassers; doch würde ein weiteres Verwerthen derselben gewiß eine lohnende Beschäftigung werden können, z. B. in le Bonhomme, wo die Tête de Faux mit diesen Früchten fast ganz überdeckt ist.

Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Asyle.

Mit dem Aufdämmern der Geschichte beginnen auch die Nachrichten über die Asyle, in denen der Verfolgte eine Freistätte findet. Sechs Levitenstädte des gelobten Landes (Kedes in Naphtali, Sichem in Ephraim, Hebron in Juda, Bezer in Ruben, Ramoth Gilead in Gad und Golan in Manasse) waren als Asyle für unfreiwillige Todtschläger auserwählt worden, und auch der Tempel zu Jerusalem galt als Asyl. Bekannt sind die griechischen Phygandentheria und die römischen urbes fugitivorum, deren Asylrecht seit Konstantin dem Großen auf die christlichen Kirchen übergingen. Seit Langem ist im civilisirten Abendlande die Bedeutung der letzteren als Freistätten erloschen, aber bei den Swanen im Kaukasus sind die alten Kirchen noch jetzt Asyle für jeden Verbrecher [1]), und dasselbe gilt von den christlichen Kirchen Abessiniens, so z. B. von dem berühmten Gotteshause in Axum, von der Kirche in Gondar [2]).

Auch in der mohammedanischen Welt sehen wir die Kultusstätte als Asyl. Die Moschee Karubim in Alt-Fez ist Asyl, in welchem geflüchtete Verbrecher vor der Verfolgung weltlicher Gerechtigkeit sicher sind. In Mikenes ist die Moschee Mulei Ismael das berühmteste Asyl für Verbrecher. Rohlfs war Zeuge, wie Soldaten, welche revoltirt hatten, dort mehrere Tage unbelästigt blieben und erst die Zufluchtsstätte verließen, als ihnen Straflosigkeit zugesichert wurde [3]).

Der Both (innerste Raum?) der Klöster im buddhistischen Siam bildet eine Freistätte für Verbrecher [4]). Für Diebe und Ehebrecherinnen der Brahminen in Malabar besteht ein Asyl im Kunitscheri-Tempel Vellappa-nadu südöstlich von Calicut, wo keine Macht sie antasten darf, es sei denn, sie verließen den Platz. Freilich zählte man dieses unter die 64 Anatscharams oder Mißbräuche, welche dort von den Brahminen eingeführt waren [5]). So war auch das Heiligthum des Prove bei den heidnischen Obotriten, das der Chronist Helmold sah [6]), ein Asyl, ein freier, von einem Holzzaun umgebener Hofraum mit zwei Pforten, gelegen im heiligen Hain. „Der Eintritt in den Hofraum war allen verwehrt, außer dem Priester und denen, die opfern wollten, oder die von Todesgefahr bedrängt wurden; denn diesen durfte der Zufluchtsort niemals verschlossen werden. Die Slaven haben nämlich solche Ehrfurcht von ihren Heiligthümern, daß sie den Umkreis eines solchen selbst in Kriegszeiten nicht mit Blut beflecken lassen."

Ein Sklave in Aschanti, welcher sich in den Tempel flüchtet und dem Fetisch weiht, ist frei. Doch wer zwei Unzen Goldes und vier Schafe den schlauen Fetischpriestern zahlt, der verschließt dadurch seinen entlaufenen Sklaven in voraus die Thür des Fetischhauses [1]). Als Freistätte gelten bei den Kaffern auch Häuptlingsgräber [2]).

In der ganzen Südsee gilt dieser Rechtsbrauch. Die Hawaiier hatten Asyle, Pahunas genannt, deren Zahl beschränkt war. Auf Hawaii gab es deren zwei, auf Oahu, Manï und Kauai je ein solches Asyl. Ein großer Hofraum war auf drei Seiten mit Steinen umschlossen; an der vierten befand sich eine hölzerne Einfriedigung, deren Thür stets offen blieb. Keinem war der Eingang verwehrt. Wer vor einem Feinde entfloh, sich vor dem Zorne des Häuptlings in Sicherheit bringen wollte, wer das Tabu verletzt, einen Diebstahl verübt, einen Mord begangen, oder eines der vielen religiösen Gebote übertreten hatte, war gerettet, sobald er das Pahuna betrat. Er warf sich vor dem Altar der Schutzgottheit nieder, brachte irgend ein Opfer dar und hatte damit Verzeihung erwirkt. Während der Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen flüchteten Weiber und Kinder und nichtstreitbare Männer mit Habe und Vorräthen dorthin und waren sicher, weil die Rache der Götter auf jeden fiel, der das Asyl verletzen würde. Im Innern standen viele Hütten, die in gutem Zustande erhalten wurden. Das Pahuna von Honanau, von welchem jetzt kaum noch schwache Spuren übrig geblieben sind, war 700 Fuß lang und 400 breit [3]).

Im Falle eines Mordes flohen der Schuldige und alle seine Angehörigen auf den Samoainseln nach einem andern Dorfe des Bezirkes oder in einen andern Bezirk; in jedem Falle war dieser Ort dann eine Zufluchtsstätte. So lange sie dort blieben, wagte es selten Jemand sie zu verfolgen und Feindseligkeiten mit dem Dorfe hervorzurufen, welches sie beschützte [4]).

Flüchtet auf den Palau-Inseln der Mörder in ein Haus, so ist er in Sicherheit, da kein Feind in einem Hause getödtet werden darf, besonders in Anwesenheit des Wirthes [5]).

Auch in Amerika unter den Tschirokis gab es vor 60 Jahren noch Zufluchtsstätten, in deren geheiligten Grenzen kein Blut vergossen werden durfte. Selbst ein Kriegsfeind, den man in diesen Friedensstätten antraf, wurde mit der größten Gastfreundschaft behandelt und in Frieden entlassen [6]).

---

1) v. Harthausen, Transkaukasia I, 140 Anmerkung.
2) v. Heuglin, Abessinien 148, 213.
3) Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko 241, 285.
4) Bastian, Reisen in Siam 120.
5) K. Graul, Reise in Ostindien I, 335.
6) Chronik der Slaven 1. Buch, 83. Kapitel.

1) Bowdich, Reise nach Ashantee. Weimar 1820, 361.
2) Waitz, Anthropologie II, 393.
3) „Globus" XXV, 69 (1874).
4) „Ausland" 1865, 731.
5) Kubary in Journ. Mus. Godeffroy. Heft IV, 25.
6) Boudinot im Journ. Americ. Geogr. Society V, 221. New-York 1874.

Wie Reutlingen im Mittelalter Asylstadt für unvorsätzliche Todtschläger war, so diente lange Zeit Rangun in Pegu als Zufluchtsort für zahlungsunfähige Schuldner [1]). Interessant ist es auch zu sehen, wie die Perser den alten Kultus des Pferdes im Zusammenhang mit dem Asylrecht in auffallender Weise bewahrt haben. Wer in einen Pferdestall flieht, und wäre es der größte Verbrecher, der ist geschützt gegen alle Verfolgung und so sicher, als habe er seine Zuflucht zu einer Moschee genommen oder ein Asyl gesucht. Der Herr des Stalles muß ihn als heilig gehaltenen Gast betrachten und darf ihn nicht den Händen der verfolgenden Gerechtigkeit überliefern [2]).

So wie der Ort vermöge des ihm anhaftenden Rechtes eine Freistätte für Verbrecher werden kann, so vermag auch der Mensch schützend einzutreten, und es haftet vor allem am Weibe die Vorstellung, daß sie gleichsam ein Asyl sei und dem Flehenden Schutz gewähren könne. „Rettend war in der Sage die Nähe von Königinnen, Fürstinnen, die unter ihren Mantel nahmen, ja von Frauen insgemein. Die Einwohner von Barèges in Bigorre haben unter anderen volksthümlichen Gebräuchen den bewahrt, daß jeder Verbrecher, der zu einem Weibe flüchtet, begnadigt werden muß“ [3]).

Ein Fremdling, der sich unter den Schutz eines tscherkessischen Weibes begab oder die Brust desselben mit dem Munde berühren konnte, ward, wenn er auch ein Feind, ja der Mörder eines Blutsfreundes war, als eigener Blutsverwandter geschont und geschützt [4]). Wie wunderbar sind nun hier die Parallelen aus Afrika! Hildebrandt erzählt: „Unlöslich ist das Schutzbündniß, welches ein Wakamba oder anderer Ostafrikaner mit einem Stamme schließt, wenn er im Kampfe oder sonstiger Bedrängniß um Pardon flehend ein weibliches Wesen, selbst ein kleines Mädchen, ergreift und an ihrer Brust saugt, oder den Penis eines seiner Feinde berührt. Der Stamm und besonders die berührte Person schützt von nun an nicht bloß das Leben des Flehenden, sondern geht die engste Verbrüderung mit ihm ein, welche so weit reicht, daß er ihm Haus und Weib überläßt. Nach dem Tode des Schützenden geht dieses Bündniß sogar auf seine Erben über“ [1]).

An der Loangoküste hatte ein Freier oder auch ein Sklave, sobald er kein die öffentliche Sicherheit gefährdendes Verbrechen begangen hatte, sondern nur in irgend eine Familienfehde verwickelt, oder der Zauberei angeklagt war, oder aus irgend welchem Grunde von einem Mächtigen verfolgt wurde, oder auch bei seinem Eigenthümer sich nicht mehr wohl fühlte, das Recht, sich einem Landesfürsten (Mfumu nsi) als Sklave aufzudringen. Er eilte zu diesem, beleidigte ihn formal durch eine unehrerbietige Handlung, durch einen leichten Schlag, oder verursachte eine geringe Schädigung des enger mit der Persönlichkeit verknüpften Eigenthums, indem er ein Geschirr zerbrach oder ein Gewand zerriß. Der betroffene Grundherr hatte dann die Verpflichtung, ihn als seinen Hörigen aufzunehmen, zu seinen Gunsten mit den Verfolgern zu unterhandeln, sie mit Güte, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen von seinem Schützlinge fern zu halten [2]).

In Cameron's Lager kam ein Weib gestürzt und band einen Knoten in den Turban eines seiner Leute, wodurch sie sich unter dessen Schutz stellte, da ihr Mann sie geschlagen hatte. Ihr Mann folgte bald nach und forderte sie zurück; bevor ihm die Frau aber wieder übergeben wurde, mußte er als Buße einen Ochsen und drei Ziegen bezahlen und in Gegenwart eines Häuptlings versprechen, sie niemals wieder zu mißhandeln. Diese Sitte herrscht weit durch Ostafrika [3]). Mit solchen Beispielen vor Augen und namentlich im Hinblick auf das von Pechuel Berichtete müssen wir denn auch den ägyptischen Oberst Purdy der Unkenntniß beschuldigen. Vier entlaufene Sklaven schlitzten seinen Pferden die Ohren auf, „um in den Schutz der europäischen Macht zu gelangen“. Purdy, den Brauch nicht kennend, ließ sie vor eine Kanone spannen, bis die Ohren der Pferde geheilt waren [4]).

[1]) Michael Symes, Reise nach Ava. Weimar 1801, 56.
[2]) Brugsch, Aus dem Orient II, 102.
[3]) Grimm, R A. 892.
[4]) Pallas, Reise in den südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches. Leipzig 1799, I, 386. Wen der Tscherkesse als Gastfreund aufgenommen, dem ist auch Sicherheit und Leben damit gewährleistet; nie wird er ihn verrathen oder an den Feind ausliefern. Wollen diese ihn mit Gewalt wegführen, so giebt die Frau des Wirthes dem Gastfreunde Milch von ihrer Brust zu trinken, wodurch er als ihr rechtmäßiger Sohn anerkannt wird, und seine neuen Brüder haben nun die Pflicht, ihn mit ihrem Leben gegen seine Feinde zu vertheidigen und sein Blut an ihnen zu rächen. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus I, 572.

[1]) J. M. Hildebrandt in Zeitschr. f. Ethnologie 1878, 387.
[2]) Pechuel-Loesche im „Globus“ XXXII, 238.
[3]) Cameron, Quer durch Afrika I, 67.
[4]) Reisebriefe aus Kordofan und Dar-Fur von Dr. Pfund. Hamburger Geogr. Mitth. 1876 bis 1877, 144.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

I.

Durazzo.

Als ich mich das erste Mal mit dem Lloyddampfer dem Haupthafen Mittelalbaniens näherte, erfuhr ich eine arge Enttäuschung. Ich hatte in dem alten hochberühmten Dyrrhachion eine Stadt etwa von der Größe und Bauart von Corfu erwartet. Statt dessen präsentirte sich mir ein zwar malerisch gelegenes, aber seiner Ausdehnung nach unbedeutendes Dorf. Gleich Dulcigno steigt der Ort amphitheatralisch an und erinnert mit seinen verfallenen Festungsmauern an Lepanto. Als ich aber an das Land stieg und durch die Straßen schritt, mußte ich mir gestehen, daß Durazzo an Armseligkeit und Schmutz kühn mit allen türkischen Provinzialstädten rivalisiren könne.

Durazzo hat heute etwa 200 Häuser mit circa 1200 Einwohnern, davon 150 Katholiken, 500 Griechen und 550 Mohammedaner. Außerdem sollen in der Vorstadt noch gegen 200 Zigeuner leben. Die Häuser sind größtentheils in Ruinen, der Rest elende Holzbaracken. Die Gassen bieten das Möglichste an Schmutz, Gestank, Un-

ebenheit und Steile. Da hier die Hunde nicht, gleichwie in Konstantinopel, die Straßenpolizei versehen, auch keine menschliche existirt, läßt sich dies begreifen. Kein Wunder, wenn dann Durazzo als Fieberneſt berüchtigt ist und von Fremden möglichst gemieden wird, wozu freilich auch das elende Wasser und die nahe Lagune das ihrige beitragen.

Warum Durazzo auf manchen Karten als Festung bezeichnet wird, sehe ich nicht ein. Im Mittelalter mochte sie stark genug sein, heute beschränken sich die ganzen Fortifikationen auf die verfallene Umfassungsmauer, wie denn auch die ganze Besatzung aus 20 Mann mit einer alten Kanone besteht. Die erwähnte Mauer ist aus den Trümmern der alten Stadt erbaut, denn viele der inmitten eingemauerten Steinblöcke zeigen altrömische Inschriften, aber auch byzantinische Skulpturen und sind offenbar erst von den Venezianern oder Türken, wie es eben kam, eingesetzt worden.

Die Stadt hat mehrere in Moscheen umgewandelte alte Kirchen, von denen jene nahe der Porta Marina der heiligen Maria geweiht war. Die Katholiken besitzen eine Pfarrkirche. Ihr Erzbischof residirt aber nicht hier, sondern weit nördlich, unweit des Flusses Mat in Delbinischte, wo ich ihn besuchte. Die Reihe der Bischöfe reicht bis in das fünfte Jahrhundert hinauf, der zweite Namens Astius soll unter Trajan hingerichtet worden sein. Auch die Griechen besitzen eine Kirche.

Der Hafen oder vielmehr die Rhede ist sehr ausgedehnt und gilt, trotzdem sie gegen Süden offen, als ziemlich sicher. Ich kann wenigstens aus eigener Erfahrung bestätigen, daß wir, obwohl unter heftigem Sciroccosturm einlaufend, ganz ruhig vor Anker lagen. Freilich hat der Sturm im Februar 1846 von zwanzig hier ankernden Schiffen sechszehn derart auf den Strand geschleudert, daß bloß zwei wieder flott gemacht werden konnten. Da manche jener Fahrzeuge drei Anker ausgeworfen hatten, erklärte man diese Katastrophe aus dem schlechten Zustande des Grundes, welcher durch das Ballastauswerfen immer ärger wurde. Die große Lagune, welche sich im Norden der Stadt ausdehnt, soll ehemals durch zwei tiefe Kanäle mit dem Meere verbunden gewesen sein und Galeeren getragen haben; den in der österreichischen Küstenaufnahme und danach auf den anderen Karten eingetragenen Verbindungskanal mit Brücke kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben. Da jedoch der Strand an jener Stelle kaum wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so ist es leicht möglich, daß Sturmfluthen über den Küstensand in die Lagune schlagen. Durazzo, von den Albanesen Durres, von den Serben Dratsch (Drač) genannt, wird von einem unter dem Mudir von Karaja stehenden Kaimakam verwaltet, dem ein Hafenkapitän zur Seite steht. Beide Beamten sind ihrer Kollegen im türkischen Reiche würdig. Der österreichische Konsul, welcher verdammt ist, in Durazzo zu wohnen, ebenso der Agent des Lloyd (dessen Dampfer wöchentlich dreimal anlegen) und der Arzt, ein ehemaliger polnischer Jude, sind herzlich zu beklagen. Ich würde um keinen Preis der Welt dort wohnen wollen.

Die Hauptstraße, welche sich indeß nur durch ihre Länge von den anderen Gäßchen unterscheidet, führt durch die Stadt zum Landthor, vor welchem der Bazar und eine Vorstadt liegt, von der man freiern Ausblick hat. Die Bevölkerung ist ziemlich herabgekommen. Zigeuner und Zigeunerinnen (letztere nicht nur unverschleiert, sondern auch unbekleidet) treiben sich stets auf der Gasse umher, so daß man fast glauben könnte, sie bildeten den Haupttheil der Bevölkerung. Die vornehmen Damen aller drei Religionen zeigen sich nur selten und dann verschleiert auf der Straße. Die männliche Bevölkerung ist größtentheils ärmlich und zeigt nichts von dem stolzen Auftreten der Albanesen in anderen Städten. Und doch, welche Geschichte hat Durazzo, welche Wichtigkeit besaß es im Alterthum und Mittelalter!

630 vor Christus von den Kerkyräern unter dem Namen Epidamnos gegründet, erhielt es seinen altillyrischen Namen Dyrrhachion wieder von den Römern, da sie in dem griechischen eine üble Vorbedeutung sahen. Sie hatten es kampflos dem König Gentius von Illyrien abgenommen und deshalb mit Privilegien ausgestattet. Unter den Römern wuchs die Stadt zu einem bedeutenden Hafenplatze heran, denn Cicero, welcher sie als Verbannungsort gewählt, spricht von ihrem geräuschvollen Treiben. Im Bürgerkriege spielte es eine große Rolle, Pompejus und Cäsar landeten daselbst und lieferten sich in der Ebene zwei Schlachten. Nach der Theilung des Reiches dem oströmischen Kaiserthume zugetheilt, fiel es 986 in die Hände des bulgarischen Kaisers Samuel, der es jedoch nur drei Jahre lang behauptete. Um diese entfernte Provinz besser schützen zu können, verlieh der byzantinische Kaiser Michael Kuropalates der vornehmsten Familie den Statthaltertitel als „Herzöge von Durazzo“. Dies hinderte nicht, daß die Bulgaren 1018 unter der Regierung Michael's des Paphlagoniers sich abermals der Stadt bemächtigten und sie bis 1042 hielten. Unter dem Kaiser Alexios Komnenos landeten 1081 die Normannen 15000 Mann stark unter Robert Guiscard bei Durazzo und griffen es zu Wasser und zu Lande an. Ihre Flotte wurde jedoch durch einen Sturm zerstört, und Guiscard rettete sich mit Mühe zur Landarmee, welche sein Sohn Bohemund befehligte. Alexios, welcher mit Entsatz herankam, wurde beim heutigen Teke Alekſi geschlagen und wäre fast bei Ndrénje von den Verfolgern gefangen worden. Trotzdem zog sich die Belagerung in die Länge und erst am 15. Februar 1082 konnte Guiscard durch Verrath eines Edelmannes von den venezianischen Hülfstruppen der Besatzung die Stadt nehmen. 1085 empörten sich die Einwohner nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode Guiscard's, verjagten die normannische Besatzung und kehrten zu Byzanz zurück.

Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner wurde die Stadt 1205 der venezianischen Republik übergeben, aber schon im nächsten Jahre dem Kaiser Theodoros Angelos Komnenos zurückgestellt. 1272 kam Karl I. von Anjou aus Italien, eroberte die Stadt und erneuerte ihre Privilegien. Doch wurde sie schon zwei Jahre später durch ein gewaltiges Erdbeben zerstört. Die Bewohner flohen nach allen Richtungen und die Albanesen plünderten die zerstörten Häuser rein aus. Erst nach vier Jahren konnten die meisten der nach Berat geflohenen Einwohner zur Rückkehr bewogen werden, allein der Hauptglanz der Stadt war dahin. 1304 trat Karl II. die Stadt dem Herzog Philipp von Tarent ab, welcher deren Privilegien bestätigte, was aber die Durazziner nicht hinderte, schon im nächsten Jahre abzufallen. Das Erscheinen des Herzogs und sein Amnestieversprechen bewogen indeß die Stadt zu neuer Huldigung. Im Jahre 1333 erwarb Graf Johann von Achaja Durazzo durch Tausch; als er aber zwei Jahre später starb, bemächtigte sich der serbische Kaiser Stefan Duschan des Platzes (1336). Prinz Ludwig von Durazzo rüstete sich zur Rückeroberung, welche 1337 gelungen zu sein scheint. Bis zum Tode Karl's, des Sohnes Johannes von Achaja, vielleicht noch länger herrschte Neapel unmittelbar oder mittelbar über Durazzo; 1359 wird jedoch bereits Karl I. Thopia als Herr von Durazzo in einer Urkunde erwähnt. Es scheint, daß er nicht rechtmäßig zu diesem Besitz kam, denn 1373 rüstete sich Prinz Ludwig von Navarra, welcher bei seiner Heirath mit einer Tochter der Königin Johanna von

Neapel Durazzo als Mitgift erhalten hatte, zur Eroberung Albaniens. Kaum an dessen Küste gelandet, starb er jedoch und seine Truppen begannen auf eigene Faust mit den Albanesen, besonders mit Karl Thopia, Krieg zu führen. Dieser rief seinen Schwager, den montenegrinischen Fürsten Gjuragj Balšić (Georg Balschitj), zu Hülfe. Beide zusammen belagerten die Söldner in Durazzo, welches diese mittlerweile genommen, wurden jedoch zurückgeschlagen und konnten sie nur gegen Zahlung einer Summe zur Räumung der Stadt bewegen. Die beiden Alliirten überwarfen sich jedoch und erst im Frieden von 1376 blieb Thopia im unangefochtenen Besitz Durazzos. Die Wirren nach dem Tode König Karl's von Neapel benutzend, zog jedoch Balscha II. neuerdings vor Durazzo und nahm es im Sturm. Da er aber noch im selben Jahre in der Schlacht bei Savra gegen die Türken blieb, sah sich sein Sohn Gjuragj II. gezwungen, die Stadt an diese abzutreten (1387). Durch Vermittelung einer mit dem Sultan Murad I. verwandten Chadin (Prinzessin) erhielt er indeß Durazzo bald wieder zurück. Zur selben Zeit starb Karl Thopia und sein Sohn Georg trat 1392 seine Ansprüche auf Durazzo den Venezianern ab. Diese setzten sich mit Gjuragj II. in Verbindung und erlangten 1394 gegen eine Geldsumme die wirkliche Abtretung der Stadt, welche nun bis 1501 in ihrem Besitz blieb. Seither ist Durazzo türkisch geblieben.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine amerikanische Missionarin, Miß Norwood aus Swatow, hat kürzlich die Art beschrieben, wie die Füße der chinesischen Frauen verkürzt werden. Erst wenn das Kind laufen und verschiedenes Andere thun kann, beginnt das Verfahren, zu welchem eigens 2 Zoll breite und im ersten Jahre zwei, später fünf Ellen lange Binden angefertigt werden. Das Ende derselben wird auf den Spann gelegt, über die Zehen, unter der Sohle her und über den Hacken gezogen, so daß die Zehen nach der Sohle hin und über dieselbe gepreßt werden, während der Spann sich ausbaucht und in der Sohle ein tiefer Einschnitt entsteht, welcher von dem Theil des Fußes, der auf dem Erdboden steht, bis zum Spann $1\frac{1}{2}$ Zoll betragen soll. So wird der Fuß umwickelt, und das Ende der Binde festgenäht; man quetscht ihn so, daß beim Gehen bloß der Ballen des großen Zehen den Erdboden berührt. Große Mengen Alaun werden angewandt, um Eiterung und schlechten Geruch zu verhüten. Nach einem Monat wird der Fuß in heißes Wasser gehalten, um einige Zeit zu ziehen; dann wird die Binde sorgfältig losgewickelt, wobei manch Stückchen todter Haut abfällt und Geschwüre und Wunden zum Vorschein kommen; manchmal schält sich auch ein großes Stück Fleisch von der Sohle, ja es fallen sogar ein oder zwei Zehen ab, doch fühlt sich in diesem Falle die Frau dadurch belohnt, daß sie hernach um so kleinere und zartere Füße hat. Jedesmal nach Abnahme der Binde wird der Fuß geknetet, damit die Gelenke geschmeidig werden, und dann wird so schnell wie möglich ein neuer, noch festerer Verband angelegt. Im ersten Jahr sind die Schmerzen so heftig, daß die Dulderin zu Allem unfähig ist, und zwei Jahre lang thut der Fuß beständig weh, als ob er mit scharfen Nadeln gestochen würde. Durch beständiges, festes Binden stirbt der Fuß binnen zwei Jahren ab und hört auf zu schmerzen, allmälig schrumpft auch das ganze Bein bis zum Knie zusammen, so daß nur Haut und Knochen bleiben. Wenn „die goldene Lilie", wie die chinesische Frau ihren zarten, kleinen Fuß nennt, erst so umgebildet ist, kann er durch nichts seine frühere Gestalt wiedererlangen.

— Nach einer im Domänenministerium angefertigten Zusammenstellung zählen die Gouvernements Tobolsk und Tomsk 787 696 Seelen, Irkutsk, Jeniseisk, Zabaikal-Land, Amur-Land, Küstengebiet und Jakutsk 601 037, Sibirien im Ganzen 1 388 733 Seelen. Die Oberfläche umfaßt für Westsibirien 2 054 826 Quadrat-Werst; Ostsibirien 8 654 939 Q.-W., das Ganze also 10 709 764 Q.-W., davon sind für Anbau geeignet in Westsibirien 666 915 Q.-W. oder 32,4 Proc. des Raumes, in Ostsibirien 1 612 390 Q.-W., d. h. nur 18 Proc. der Oberfläche.

— Ueber den Kreis Karkalinsk, den größten der Oblast Semipalatinsk, bringen die „Semipal. Oblastn. Wjed." folgende Angaben: Der Kreis umfaßt rund 176 000 Quadrat-Werst oder über 18 000 000 Deßjatinen Land; die Bevölkerung bestand 1879 aus 121 560 Seelen, fast ausschließlich Kirgizen (116 547 in 203 Wolosts). Fast das ganze Gebiet des Kreises ist wasserarme Steppe und bietet dem Landbau, der künstliche Bewässerung erfordert, große Schwierigkeiten; viel günstigere Bedingungen findet die in hohem Maße entwickelte Viehzucht. Bis zu dem verderblichen Winter 1879/80 zählte man im Kreise etwa 200 000 Pferde, 40 000 Kameele, über 40 000 Stück Hornvieh und eine Million Schafe. Die Ausläufer des Ala-tau streichen bis in den Kreis hinein und bieten mit dichtem Walde bedeckt einen großen Reichthum an Wild; das könnte einen einträglichen Handelsartikel abgeben, aber die Kirgizen sind schlechte Jäger und ziehen deshalb aus dem Reichthum von kostbarem Pelzwerk wenig Gewinn.

— Zu dem Artikel „Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet" („Globus" XXXVIII, S. 173) theilt uns ein Kenner der chinesischen Sprache Folgendes mit. Der Name jener chinesischen Räuber lautet chung-chu (chung = roth, chu = Bart); statt „die Chunchusen" sagte man also richtiger „die Chungchu". Was den Namen „Mansy" (leider stets in Mansy oder Mausen verdruckt) anlangt, so wird derselbe besser Man-dsy geschrieben. Es ist ein Spitzname der Südchinesen bei den Nordchinesen und findet sich schon in der Form Mangi für Süd-China bei Marco Polo. Am Amur bezeichnet er schlechthin den „Chinesen" überhaupt und ist dort vielleicht mit Anlehnung an den Namen der Mandschu in Gebrauch gekommen.

Inhalt: Panama und Darien. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln. IV. — Prof. Georg Gerland: Merkwürdige Vogesenberge. III. Der Hohnack. — R. Andree: Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen. II. — Spiridion Gopčević: Skizzen aus Oberalbanien. I. Durazzo. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaction 22. Oktober 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 20.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

III.

Schiffslieutenant Wyse, das Haupt der Expedition, traf inzwischen die letzten Vorbereitungen und warb Träger und Macheteros an, welche mit dem Waldmesser (machete) Schlingpflanzen, Gestrüpp und Bäume zu beseitigen und einen Weg durch den Urwald zu bahnen hatten. Auf den Rath des Großkaufmanns Recuero, des Haupt-Ex- und -Importeurs in Darien, wählte Wyse an zwanzig Leute aus, welche indessen mit ihrer angeborenen Indolenz sich später von so geringem Nutzen erwiesen, daß man froh war, sich ihrer rasch entledigen zu können. Ganz anderen Schlages waren die Männer, welche Herr de Lacharme vom Rio Sinu in der Provinz Cartagena herbeibrachte, wahre Kolosse, gestählt durch das rauhe Leben des Holzhauers, nüchtern, gehorsam, ergeben und unermüdlich. Eigentlich hätte die Expedition ihre Wasserfahrt von Panama aus in Canoas, Bongos und ähnlichen elenden Fahrzeugen antreten sollen; aber davon wollte Aizpuru, der Präsident des Staats, nichts wissen: er stellte ihr einen kleinen Dampfer „Taboguilla" zur Verfügung und gab ihr sogar in Gesellschaft mehrerer hohen Beamten und Notabeln das Geleit.

Die Abreise war auf den Abend des 11. December festgesetzt. Der Dampfer, welcher sonst dazu dient, die Reisenden von der Eisenbahnstation nach den großen Seedampfern überzuführen, ist überaus klein und besitzt keinen Schiffsraum, so daß das Deck stets überfüllt ist. Auf seinem leichten Spardeck hatten aber bereits die 30 Macheteros der Expedition sich festgesetzt. Außer der letztern schiffte sich noch ein Trupp Soldaten ein, welcher die Garnison von Yaviza in Darien ablösen sollte, ferner das Musikkorps des Regiments von Panama — eine Aufmerksamkeit gegen die Fremden, welcher dieselben gern überhoben gewesen wären —, endlich der Präsident mit seinem Gefolge und einer Schaar von Panamanern, welche diese Gelegenheit, in ihr einförmiges Dasein etwas Abwechselung zu bringen, mit Freuden ergriffen. Holzhauer, Soldaten und Musikanten hatten die besten Plätze bereits besetzt und den größten Theil des noch übrigen Raumes mit ihrem Gepäck, Decken und Hängematten ausgefüllt: der Präsident und die Mitglieder der Expedition mochten sehen, wie sie sich unterbrachten. Als ersterer an Bord kam, empfing ihn Feuerwerk und Musik. An Schlafen war nicht zu denken; jeder mußte sehen, wie er in möglichst wenig unbequemer Lage oder Stellung die Nacht mit Trinken, Spielen oder dergleichen hinbrachte. Ueber dem Trinken vergaßen zum Glücke die Musiker bald ihre Instrumente.

Um $5^1/_2$ Uhr Morgens zeigte sich in der Dämmerung der Strand des Meerbusens San Miguel. Gegenüber dem Kap Garachine bot sich ein herrlicher Anblick dar: das ziemlich hohe Ufer verschwand vollständig hinter hochragenden Bäumen, deren schnurgerade weiße Stämme ein wahres Dach dunkelgrünen Laubes trugen. Manche dieser Riesen maßen sicherlich mehr als 30 m in der Höhe. Keine Schlingpflanze, kein Schmarotzergewächs, wie so häufig im Urwalde, beeinträchtigte die mächtige Wirkung der symmetrischen gewaltigen Bäume.

Nachdem der kleine Dampfer mit dem Lande kommuni-

Soldaten von Panama. (Nach einer Skizze von A. Urdaneta.)

Generalkarte des Südlichen Darien.

Von

L. N. B. Wyse.

Schiffslieutenant.

Gravé par Erhard

cirt hatte, steuerte er auf die Boca Chica los, eine und zwar die südlichste der beiden Mündungen, durch welche sich der Tuyra in die Bai San Miguel ergießt, und welche für das südliche Darien als Häfen dienen.

Der Isthmus von Darien, zwischen $7^1/_2{}^0$ und $9^1/_2{}^0$ nördl. Br. und 79^0 und $81^1/_2{}^0$ westl. Länge von Paris gelegen, wird durch das Gebirge von San Blas von der Landenge von Panama geschieden. Er reicht bis an die Ebene des Choco im columbischen Staate Canca und bis zu dem großen Gebirgsknoten Pirri, von dessen Gipfel nach der Angabe mancher Schriftsteller am 25. September 1573 Vasco Nuñez de Balboa zum ersten Male die leuchtenden Wogen des Stillen Oceans erblickte.

Darien zerfällt in zwei Theile: den Isthmus von San Blas, von welchem weiter unten die Rede sein wird, und das südliche Darien. Letzteres wird von einer Bergkette durchzogen, deren Haupttheile die Namen Cordillere von Llorana, Nique und Mali führen. Ihre Höhe wechselt vielfach; im Durchschnitt verläuft sie näher dem Atlantischen als dem Stillen Oceane, und in Folge dessen findet sich auf jenem Abhange der Cordillere kein bedeutender Fluß, während dem Stillen Oceane der Chucunaque und der Tuyra zufließen. Letzterer nimmt den erstern bei Real de Santa Maria auf, bildet weiter abwärts, wo der Rio Sabana sich in ihn ergießt, einen prachtvollen innern Hafen und mündet dann in die Bai San Miguel.

Die Naturschätze dieses Gebietes lassen sich noch gar nicht berechnen. Die Goldminen von Cana waren die ergiebigsten in ganz Central-Amerika, so schlecht sie auch ausgebeutet wurden. Von den Erzeugnissen des Waldes kennt man einstweilen nur erst die taqua oder Elfenbeinnuß und den Kautschuk, dessen Ertrag, vor zwanzig Jahren auf seinem Höhepunkte angelangt, indessen durch die unvernünftigen Verwüstungen der Sammler schon bedeutend nachgelassen hat, so daß die Bevölkerung Dariens nach einer kurzen Zeit der Blüthe wieder in tiefes Elend versunken ist.

Chepigana. (Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

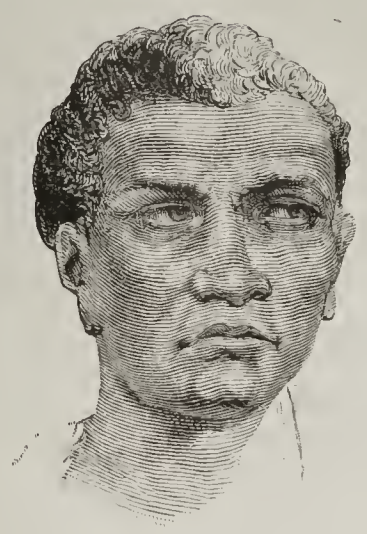
Die Bai San Miguel, welche der Dampfer in Zeit von zwei Stunden kreuzte, wird von hohen Hügeln eingefaßt, hinter welchen sich mächtige Berggipfel erheben — allerdings kein ermuthigender Anblick für eine Expedition, welche eine Senkung für einen Kanal zu suchen hatte. Nachdem man aber einige Dutzend Kilometer in der Richtung, wo die Berge sich am drohendsten erheben, zurückgelegt, zeigte sich zwischen der Insel Ignana und dem Kap Colorado eine Oeffnung in der Küstenlinie und dahinter eine weite, mit Inseln bedeckte Bucht, zwischen welchen hindurch der Dampfer seinen Weg nahm, der des Mannichfaltigen und Ueberraschenden genug darbot. Nochmals scheint ein zusammenhängendes Ufer der Weiterfahrt ein Ende zu bereiten; aber nur eine halbe Kabellänge von einem Vorgebirge entfernt zeigt sich eine circa 100 m breite Straße, in welcher eine starke Strömung gefährliche Wirbel hervorbringt. Um dieselben zu vermeiden, wäre ein Umweg von 10 km nöthig; da aber diese Straße, die Boca Chica, nur eine halbe Seemeile lang und dazu tief ist, und der Dampfer nur geringen Tiefgang besitzt, so wagt er sich mit großer Schnelligkeit hindurch und erreicht glücklich die Mündung des Tuyra. Noch passirt er einige kleine Inseln, dann den Landvorsprung, welcher das hübsche Dörfchen La Palma trägt, und nun zeigt sich jener einförmige Anblick, den alle großen Ströme der Tropen darbieten: eine weite Fläche nahezu regungslosen, gelblichen Wassers, von einer leichten Brise kaum gekräuselt, und ringsum, so weit das Auge reicht, flaches Land und niedrige mit Manglebäumen bedeckte Ufer. Hier am Tuyra indessen bringen die hohen Hügel in der Ferne einige Abwechslung in die Landschaft. Beim Einflusse des Sabana wird der Strom so breit, wie ein Meeresarm, um sich dann vor Chepigana, wo der Dampfer um ein Uhr Nachmittags landet, auf nur $1^1/_2$ km zu verengern. Im Feiertagsgewande hatte sich, den Ankommenden zu Ehren, die gesammte Bevölkerung auf dem Hügel, welcher die Kirche trägt, versammelt; die weißen oder hellfarbigen Kleider der Frauen, die halbnackten bronzenen Körper der Männer gaben zusammen ein malerisches Bild.

Hier endlich begann das Arbeitsfeld der Expedition; aber der Anfang ging nicht so leicht von statten. M. Wyse hatte viel Mühe, Boote zum Befahren des Tuyra aufzutreiben; denn die Bewohner von Chepigana nahmen die gute

Gelegenheit wahr und forderten so unverschämte Preise, daß sich der Präsident selbst ins Mittel legen mußte. Durch seine Unterstützung erhielt die Expedition eine große „canoa“ und mehrere Pirogen, welche insgesammt aus je einem Baumstamme bestanden, der nur mittels der Axt ohne Zuhülfenahme des Feuers ausgehöhlt worden war.

Am 13. December verabschiedeten sich der Präsident und die übrigen Einheimischen von der Kommission, tauschten zahllose Händedrücke, Umarmungen, selbst Küsse aus und kehrten auf der „Taboguilla“ nach Panama zurück, während die kleine Flottille der Europäer noch auf das Eintreten der Fluth zu warten hatte. Diese Ruhepause benutzte Reclus, das Dorf zu besichtigen. Chepigana liegt am Fuße eines kleinen Felshügels am Rande eines ungesunden Sumpfes. Zwei Tage Arbeit würden genügen, dem stagnirenden Wasser Abfluß zu verschaffen — aber die Indolenz ist zu groß, als daß man sich zu einer so geringfügigen Anstrengung aufraffte. Die Wände der Häuser bestehen sämmtlich aus

Chola.



Zambo.

Indianerin.

Zamba.

Mulatte.

Mulattin.

Typen aus Darien. (Nach Skizzen von A. Urdaneta.)

Schilf; an dem Holzgerüste ist kein einziger Nagel verwendet, alles wird nur durch Lianen zusammengehalten. Manche enthalten vier Zimmer, einige rühmen sich sogar eines obern Stockwerkes. Das Dach, eine dicke Schicht Palmblätter, schützt vortrefflich gegen die Hitze und läßt keinen Regentropfen hindurch; dafür aber beherbergt es zahllose Skorpione und Eidechsen sowie Spinnen von entsetzlicher Größe, während unter dem vorspringenden Schutzdache Wespen, deren Stich sehr schmerzhaft ist, zu Hunderten ihre Nester angeklebt haben. Die Einrichtung der Wohnungen ist natürlich sehr einfach: ein Bettgestell, ein Moskitonetz, ein oder zwei Koffer, welche die ganze Habe der Familie umschließen, ein paar Bretter und drei Steine, welche den gußeisernen Kochtopf tragen.

Die Häuser sind nach Gutdünken hier und dort errichtet. Zur Regenzeit verwandeln sich die Straßen in Moräste, und nur einige reichere Leute haben den Platz vor ihrem Hause mit Scherben von irdenen Bierflaschen gepflastert. Als noch der Kautschukhandel in seiner Blüthe stand, und jedermann, und mochte er noch so faul sein, täglich seine 30 bis 40 Francs verdiente, wurden jene Kruken in solcher Menge leer getrunken, daß man ganze Straßen damit hätte pflastern können, und daß man auf dem Kirchhofe Umfassungen der einzelnen Begräbnißstätten, Kreuze auf den Gräbern und selbst Namen der Verstorbenen aus den Bodenstücken muthwillig zerbrochener Bierflaschen hergestellt hat.

In den Schlammlöchern wälzen sich Herden magerer mit Aussatz behafteter, langzähniger Schweine, die sich nur mit den Hunden — Gallinazos (Geier) kommen hier nicht vor — in das Geschäft der Straßenreinigung theilen. Kinder, welche ihnen in den Weg kommen, falls sie sich auf einen neuen Haufen Unrath stürzen, werden öfters umgerannt

und gebissen. „Niguas", „Gusanos" und andere Insekten legen ihre Eier direkt in das lebende Fleisch dieser Schweine, dessen Genuß nach Reclus' Beobachtung selbst von den ärmsten Leuten verschmäht wird.

Die Ureinwohner dieser Gegenden, die Cunas- und Chocos-Indianer, sind in das Innere des Landes gedrängt worden, wo sie am Oberlaufe des Tuyra und Chucunaque wohnen. Vollständig getrennt von den Darieniten haben sie, außer in Paya, bis jetzt ihre Freiheit sich bewahrt. Einige andere Stämme bewohnen die Küste des Atlantischen Oceans; sie sind weniger frei als jene und können den Colombianern, welche Kautschuk und Tagua sammeln, keinen Widerstand entgegensetzen.

Die eigentliche Bevölkerung Dariens zählt kaum 2000 Seelen und lebt in den unteren Thälern des Tuyra und Chucunaque; sie stammt von entlaufenen Negersklaven, welche sich mit Indianerinnen vermischt haben, und hat auch etwas Blut von Weißen, Chinesen und Hindus, welche beim Bau der Panama-Eisenbahn beschäftigt gewesen waren, in ihren Adern. Fast reine Schwarze bilden die Mehrzahl; aus Höflichkeit nennt man sie „pardos" (Dunkele) oder „colorados" (Farbige); das Wort „Neger" gilt bei ihnen für eine tödtliche Beleidigung. Die meisten Mischlinge sind Zambos und stammen aus einer Vermischung jener Colorados mit Küstenindianern, olivenfarbigen Indianern von Chiriqui oder rothen peruanischen Indianern; von denen des Südens haben sie Kraft, Schönheit und die prächtige Hautfarbe geerbt, von den Indianern von Chiriqui Mäßigkeit, Geduld, Anmuth, Liebe zur Arbeit und Gehorsam. Fast allen rollt auch ein wenig, aber auch nur ein paar Tropfen „blauen Blutes" (sangre azul, d. i. europäisches Blut) in den Adern; echte Mulatten aber und Mischlinge zwischen Weißen und Indianern sind in Darien selten.

Dank ihren indianischen Vorfahren haben nicht alle Darieniten krauses Wollhaar, sondern häufig feines, glänzendes, einfach gewelltes Haar; die so bevorzugten führen die Bezeichnung Cholos. Unter ihnen finden sich die stärksten Männer und die schönsten Frauen. Im Allgemeinen sind die Männer ziemlich muskulös und haben auf den ersten Blick ein kräftiges Aussehen. Das rauhe Handwerk des Jägers und „cauchero" (Kautschuksammler), das Leben im Urwalde, die langen Flußfahrten, alles dies würde sie ungewöhnlich stark machen, wenn sie nicht in ihrer Jugend so durchaus gar keine Pflege genossen hätten; dazu kommt die ungenügende Ernährung unterwegs, schlechte Witterung, allerhand Unfälle im Walde und besonders die Trunksucht, so daß man hier wenig Erwachsene in gutem Gesundheitszustande sieht. Greise kommen selten vor und nur unter denen, welche nicht das mühselige Gewerbe des Cauchero ausgeübt haben.

Im Großen und Ganzen sind die Bewohner Dariens sanftmüthig, gastfreundlich, freigebig und dienstwillig; allein sie ertränken oft diese guten natürlichen Eigenschaften nach und nach durch zügellose Trunksucht. Für den „anisado", einen im Lande selbst bereiteten, gemeinen, aber sehr starken Anisschnaps, geben sie alles her und hungern selbst, um ihn sich verschaffen zu können. Unglücklicherweise ist derselbe sehr billig, und so werden unter seinem Einflusse die sonst so friedlichen Leute streitsüchtig, greifen, durch einen Scherz gereizt, zum Machete und stechen blind darauf zu. Furcht vor Strafe hält sie nicht zurück; denn an Ort und Stelle giebt es keine Gerichte, Panama ist weit und der schützende Urwald nahe. Nach einigen Monaten haben die Beleidigten die Sache und ihre Rachsucht vergessen, und der Schuldige kann ungestraft in sein Dorf zurückkehren.

Die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieser Leute liefert sie den kleinen Kaufleuten in Panama und Cartagena vollständig in die Hände. Alles, was sie verdienen, wird sofort ausgegeben und obendrein stecken sie stets noch tief in Schulden. Um ihren Gläubigern, deren Ansprüche durch Gesetz nicht minder wie durch den Gebrauch geschützt sind, gerecht zu werden, verdingen sie sich bei Patronen, die sich oftmals in ebenso bedrückter Lage befinden, als „mozos" oder „concertados". Es ist das eine Art milder Sklaverei, der sich die Leute ohne Murren und oft für ihre ganze Lebenszeit unterziehen. Das Herkommen zwingt sie, bei ihren Herren Werkzeug, Kleidung und Nahrung zu kaufen, und diese sorgen schon dafür, daß die Schulden sich zwar nicht vergrößern, aber auch nie getilgt werden. Die „Mozos" verrichten die einzige Arbeit, welche es hier giebt: sie sammeln Kautschuk und Tagua; um die Bestellung des Bodens, und wäre er noch so fruchtbar, kümmert sich hier kein Mensch.

Ein Brief Prschewalski's.

Aus einem Schreiben Prschewalski's aus der Stadt Gui-de-tin am obern Hoang-ho (Mai 1880) bringt der „Russ. Inval." vom 30. September (12. Oktober) dieses Jahres folgenden Auszug:

Nach Erledigung meiner Geschäfte in Si-ning kehrte ich zu meinem Lager zurück, das mich 25 Werst südlich von der Stadt Donkyr (im Südwesten von Si-ning) erwartete. Nachdem wir alle Sammlungen verpackt und nach Alaschan abgeschickt hatten, brachen wir am 20. März (1. April) zum Hoang-ho auf, bis zu dem von Donkyr aus 83 Werst zurückzulegen waren. Da, wo wir den Gelben Fluß erreichten, ändert er scharf seine nordöstliche Richtung in eine östliche. An der Biegung liegt der kleine Grenzort Gomi, von ackerbauenden Tanguten bewohnt, die äußerste bewohnte Niederlassung am obern Hoang-ho. Der Fluß selbst hat hier bei niedrigem Wasser eine Breite von 60 bis 70 Saschen (1 Saschen = 2,134 m) und eine sehr schnelle Strömung (300 Fuß in der Minute). Am Ufer und auf den Inseln stehen Baumgruppen von Schwarzpappeln und Weiden. Der Wasserspiegel des Flusses liegt auf 8000 Fuß absoluter Höhe.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Gomi gingen wir am Hoang-ho weiter aufwärts. Mit vieler Mühe und nur durch Drohungen erhielten wir einen Führer, aber einen Idioten, der die Gegend auf 100 Werst flußaufwärts nur sehr wenig kannte. Offenbar war unter allen Bewohnern der schlechteste zum Führer ausgesucht und noch dazu auf Befehl aus Si-ning. Der dortige Amban hatte vor uns her einen Boten geschickt mit der Anweisung, uns auf jedem Schritte zu täuschen, unsere Weiterreise durch heimliche Kniffe möglichst zu erschweren, äußerlich aber uns vollste Ergebenheit und zuvorkommende Dienstwilligkeit zu zeigen. So geschah es denn auch in Gomi. Einen Führer erhielt ich erst als ich erklärte, ich würde den Ortsältesten mit mir nehmen.

Von Gomi begann unsere mühevolle Erforschung am Gelben Flusse aufwärts. Das ganze Bassin seines Oberlaufes charakterisirt sich durch zahllose ungewöhnlich tiefe Korridore oder Trancheen, die in Schwemmland (Thon, Kiesel und kleine Steine) eingeschnitten und ausnahmslos von oft ganz kleinen Flüßchen durchzogen sind. Nicht selten bilden sich auch solche Einschnitte zur Zeit der starken Sommerregen. Die Wände dieser Korridore, immer senkrecht abfallend und schrecklich ausgezackt, haben zum mindesten eine lothrechte Tiefe von 1000 Fuß. Am Hoang-ho selbst, der in einem ähnlichen aber 6 bis 7 Werst breiten Korridore dahinfließt, erheben sich die Steilwände auf 1600 Fuß über den Wasserspiegel. Eine große Zahl solcher Abgründe durchschneidet die Gegend am obern Hoang-ho. Auch in großer Nähe sind diese Spalten noch nicht wahrzunehmen. Man geht auf völlig ebenem Wiesengrunde, da öffnet sich plötzlich vor unseren Füßen der gähnende Abgrund, auf dessen Boden ein Flüßchen sich hinschlängelt, begleitet von Laubholzbäumen, ebenso bedecken Gebüsche stellenweise die Seitenwände der Schluchten. In dieselben hinab führen von den Si-fan angelegte Fußsteige, aber es ist äußerst beschwerlich für Lastthiere diese Pfade hinabzusteigen oder aufwärts zu klimmen, die auf eine Länge von 3 bis 4 Werst 1500 Fuß Fall haben; noch dazu drohen die lehmigen Hänge fortwährend mit Einsturz. Das stete Passiren solcher Schluchten kostete uns und unseren Thieren unglaubliche Mühe und Anstrengung.

Zu den Unbequemlichkeiten des Vorwärtskommens trat nun noch die feindselige Haltung der Landeseinwohner, der Si-fan. Sobald wir ihr Gebiet betraten, zeigte sich ein Reiter, der von fern uns zurief, wir würden bald erschlagen sein, und davonjagte. Es war wie im letzten Winter in Tibet, der reine Kriegszustand: Wachdienst bei Nacht, Schlaf mit der Waffe unter dem Kopfkissen, Jagd mit steter Bereitschaft des Revolvers, Weiden des Viehs höchstens auf Büchsenschußweite von unserm Lagerplatze entfernt.

Die Drohungen der Si-fan blieben indeß bei bloßen Worten. Allen war sehr gut bekannt, wie wir die Jegraer auf dem Tanla uns ferngehalten hatten; die Si-fan, ebenso feige und eben solches Gesindel, vertauschten ihre feindliche Haltung sehr bald mit einer mehr friedlichen, sie kamen sogar zu uns und verkauften uns Butter und Hammel. Zuletzt bekannten diese Wilden, daß sie schrecklich geängstigt worden waren durch Gerüchte, die aus Si-ning uns vorangingen, und daß sie alle aus den Ortschaften, durch die wir kamen, hätten flüchten wollen.

Nachdem wir 130 Werst von Gomi zurückgelegt hatten, trafen wir in den tiefen Thalspalten zwischen hohen theilweise schneebedeckten Bergen ordentliche Wälder und fanden darin viele Vögel, unter ihnen auch drei noch unbekannte Arten. Besonders viel gab es blaue langohrige Fasanen (Crossoptilon auritum). Dieser schöne Vogel, von dem es nur einige Exemplare in den Museen zu Paris und Petersburg, vielleicht auch in London, giebt, fand sich sehr häufig sowohl in den Wäldern wie in den Gebüschen von 9500 Fuß absoluter Höhe an. Wir haben täglich einige Exemplare erlegt und die besten davon für unsere Sammlung ausgewählt, in der wir jetzt 26 Stück haben; sie füllen eine ganze Kiste; ohne die Schwierigkeit des Transports hätten wir leicht ein ganzes Hundert blauer Fasanen mitbringen können. Eine andere Merkwürdigkeit der beschriebenen Gegend ist eine Arzneipflanze, Rhabarber, die dort in unglaublicher Menge wächst. Die alten Wurzeln erreichen eine riesige Größe. Ich habe aufs Gerathewohl eine solche Wurzel genommen, die ohne ihre zahlreichen (im Ganzen 23) Seitenverzweigungen 16 Zoll lang, 12 Zoll breit und 7 Zoll dick war und (roh) 26 Pfund wog. Ich bringe diese Wurzel getrocknet für Herrn Maximowitsch mit.

Nachdem wir so eine Schlucht nach der andern durchschritten, zuletzt noch überdies einen Streifen Sand von 20 Werst Breite passirt hatten, kamen wir zur Mündung des Flusses Tschurmyn, der in den Hoang-ho fällt. Am Gelben Flusse selbst ist diese Stelle nur 130 Werst von Gomi entfernt; auf unserm Umwege kamen 193 Werst heraus. Eine Rekognoszirung von der Mündung des Tschurmyn noch 40 Werst weiter aufwärts am Hoang-ho überzeugte mich, daß es unmöglich sei, den gewaltigen Gebirgskamm zu umgehen, den der Gelbe Fluß hier durchbricht. Die Berge ragen empor bis in die Wolken; furchtbare Abgründe finden sich auf jeder Werst Weges; Viehfutter fehlte vollständig. Das Gebirge zu umgehen und selbst den Weg dazu erst durch Rekognoszirungen zu finden, da unser Führer noch nie dort gewesen war, erschien mir unmöglich, da wir Maulthiere bei uns hatten und nicht Kameele, die an die Entbehrungen in der Wüste gewöhnt sind. Aber auch mit Kameelen wäre es kaum möglich gewesen, dieses Gebirge zu umgehen, das aller Wahrscheinlichkeit nach die östliche Fortsetzung des Burchan-budda ist.

Inzwischen waren unsere Thiere (Maulthiere und Pferde) durch den mühevollen Weg stark angegriffen, vier derselben hatten wir verloren. Auf das andere Ufer des Hoang-ho überzugehen, der an der Mündung des Tschurmyn 40 bis 50 Saschen (= 2,134 m) Breite hat, war auch unmöglich, es gab kein Holz zum Bau eines Flosses, und die Strömung war sehr reißend. Endlich hat auch die Gegend auf dem andern Ufer des Gelben Flusses ganz denselben unzugänglichen Charakter. In Anbetracht alles dessen kehrte ich um, ging nach Gomi und von dort nach der Stadt Gui-de, die 60 Werst stromabwärts am rechten (südlichen) Ufer des Gelben Flusses liegt.

Unser Dolmetscher, ein Tarantsche aus Kuldsha, ein sehr beherzter und ergebener Mann, war nach Si-ning geschickt, um dem dortigen Amban mitzutheilen, daß wir über Gui-de in das Schneegebirge gehen würden, welches 50 bis 60 Werst südlich dieser Stadt liegt. Auf die Nachricht von diesem meinem Vorsatze gerieth der Amban, der geglaubt hatte, ich würde nach Hause zurückkehren, in unbeschreibliche Wuth und erklärte, er werde mich nicht auf das südliche Ufer des Hoang-ho lassen, er habe darüber Befehle aus Peking. Der Dolmetscher erklärte daraufhin dem Amban, er habe nur Auftrag ihm meinen Entschluß mitzutheilen, nicht um Erlaubniß zu bitten, und ich würde dahin gehen ohne Rücksicht auf den Zorn des Amban. Die Sache endete damit, daß der Amban Befehl gab, uns auf das rechte Ufer des Hoang-ho überzuführen, was auch heute (?) geschehen ist. Ferner hat er uns ein Papier zugestellt, in dem er erklärt, daß er uns weder nach Kuku-nor, noch von Gui-de aus weiter nach Süden gehen lassen kann, weil dort die Tanguten sich empört haben, was freilich eine Lüge ist.

Ich selbst habe nicht die Absicht weiter als zu den Schneebergen im Süden von Gui-de vorzudringen; ich werde dort den Juni zubringen, ihre Flora und Fauna studiren und dann, wahrscheinlich über Si-ning, mich in das Gebirge nördlich von dem Götzentempel Tscheibsen begeben, dort den Juli über verweilen und meine früheren Untersuchungen in diesem Gebirge vervollständigen.

Das Wetter ist andauernd schlecht, jeder Tag bringt Regen, im Gebirge Schnee; in der Nacht vom 11. (23.) zum 12. (24.) Mai waren in der offenen Steppe 12° C. Kälte, im Gebirge war es noch kälter. Trotzdem giebt es viele Pflanzen in den Bergen, wir haben schon 250 Ar-

ten gesammelt; dann haben wir Fische im Hoang-ho gefangen und etwa 500 Exemplare von Vögeln präparirt. Außerdem ist eine Karte der durchzogenen Gegend angefertigt, es sind astronomische, Barometer- und Thermometer-Beobachtungen gemacht und viele Typen gezeichnet worden. Kurz, unsere Untersuchungen sind ziemlich vollständig.

Die Quelle des Gelben Flusses selbst habe ich freilich nicht erreicht, aber dahin kann man auch schwerlich anders gelangen als aus Tzaidam, auf dem eigentlichen Hochlande von Tibet. Bei alledem ist doch zu bezweifeln, daß der Hoang-ho in seinem obern Laufe eine so scharfe Biegung macht, wie man sie gewöhnlich auf den Karten darstellt. Auf der erforschten Strecke, 250 Werst von Gui-de aufwärts, giebt es wenigstens keine solche Biegung. Von dort nämlich bis Goui aufwärts (60 Werst) fließt der Fluß rein in östlicher Richtung, die nächsten 100 Werst kommt er aus Nordosten und die letzten 100 Werst bis zum großen Durchbruch aus Norden. Wie die Sifan angaben, wendet sich hinter jenen Bergen der Hoang-ho nach Nordwesten (immer in der Richtung des Flußlaufes gesprochen), aber nur um dies schneebedeckte Gebirge zu umgehen.

Das ist alles, was ich in der Kürze über unsere zweimonatliche Reise am obern Hoang-ho mittheilen kann. Offen gestanden ging es uns im Lande der wilden Sifan viel besser als jetzt unter den Chinesen. Letztere haben solche Thorheiten über uns in Umlauf gesetzt, daß sie den starken Argwohn jenes einfachen Volksstammes noch vergrößerten. So z. B. fragte der Amban von Si-ning jetzt unsern Dolmetscher: ob ich wirklich 40 Saschen tief in das Innere der Erde sehen und dort alle Schätze sogleich entdecken könne. Die Sifan waren alle fest überzeugt, daß wir Zauberer seien und bei Nacht fortflögen, wohin wir wollten; nur unsere Lastthiere könnten nicht über die Gebirge wegfliegen. Vom Grafen Szechenyi sagte derselbe Amban von Si-ning, dieser Reisende (der eine Messung am Hoang-ho vorgenommen) habe aus dem Grunde des Flusses einen Zauberstein gehoben, der 10000 Lan Gold werth sei. Fabel über Fabel.

Im Gebirge bei Tscheibsen werde ich den Juli zubringen, dann nach Alaschan gehen und etwa den 20. August (1. September) dort eintreffen.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

I.

Wie bei jedem andern Volke wurde auch bei den Slaven der Festkalender des Jahres nach dem Wechsel regelmäßig eintretender Naturerscheinungen bestimmt; wie Tag und Nacht stetig auf einander folgen, ein Wechsel, der auf den ersten Menschen, wenn wir ihn uns mit vollständig entwickelten Geistesgaben ausgestattet denken dürften, einen schrecklichen Eindruck gemacht haben muß, folgen im Jahre zwei wesentlich verschiedene Abschnitte, deren Gegensatz die Natur deutlich genug hervorgehoben hat, um den Menschen schon im ersten Kindesalter auf die Idee zu bringen, darnach seine Zeiteintheilung einzurichten. Demnach zerfiel das Jahr wieder in zwei Hauptabschnitte, Sommer (lěto) und Winter (zima), von denen der erstere als der überwiegendere, dem Menschen wichtigere, zugleich den Namen für das ganze Jahr abgab, wie andererseits nördlich wohnende Völker, so die weit gegen Norden sitzenden Germanen, bei denen dem Winter fast volle sieben Monate zufallen, nach Wintern rechneten. Wie Recht wir haben, für die älteste Zeit nur zwei Jahresabschnitte anzunehmen, zeigen deutlich die Namen für das Frühjahr, welches Serben, Russen, Cechen und Slovenen als „Vor-Sommer, junger Sommer“ (serb. proljeće, russ. nadlětnij čas, podlětie, čech. podletí, slov. mlado leto, pomlad) bezeichnen, während für den Herbst analog der Name „Vor-Winter“ bei vielen Stämmen gebräuchlich ist.

Den Jahresanfang verlegten die Slaven wie alle verwandten Völkerschaften auf den (25.) März, da zu dieser Zeit die Natur aus ihrem Schlafe erwacht und die Lichtgottheiten zur Herrschaft gelangen. Diese heidnische Einrichtung erhielt sich auch nach der Bekehrung zum Christenthume; der russische Volksglaube und die Apokryphen suchen sie dadurch zu begründen, daß zu dieser Zeit die Welt und der Mensch erschaffen worden seien. So heißt es z. B. in dem apokryphen Leben des heiligen Stephan von Perm: „Der Monat März steht an der Spitze aller Monate und wird der erste genannt, nach dem Zeugnisse des Gesetzgebers Moses, welcher sagt: Unter den Monaten soll auch der März der erste sein, denn im März begann alles Bestehende, am 21. (25.) März nämlich wurde der erstgeschaffene Mensch, Adam, der Begründer des Menschengeschlechtes, von Gott erschaffen“ [1]). Die orientalische Kirche hatte in Rußland nach dem Beispiele von Byzanz, woher sie ja gekommen war, ihrer Zeitrechnung den römischen Indiktionenzirkel der Steuerperiode zu Grunde gelegt und damit den 1. September zum Jahresanfang bestimmt, doch das Volk hielt an dem Alten fest wie in den übrigen Theilen Europas, wo man sich, trotzdem von den Römern der 1. Januar als Jahresanfang übernommen war, auch bis tief in das Mittelalter hinein an den alten heidnischen Termin hielt; erst Peter der Große verlegte in Rußland den Jahresanfang auf den 1. Januar.

Freilich war es auch den alten Völkern nicht entgangen, daß der entscheidende Umschwung schon früher, zur Zeit der Wintersonnenwende, eintrat, zu der die Römer das Geburtsfest der unbezwinglichen Sonne (dies natalis solis invicti, am 25. December) feierten. Dieselbe Vorstellung von der Geburt der Sonne zeigen die Mythen aller anderen Völker, der Germanen wie der Slaven. Selbst das Christenthum konnte die Bedeutung des Weihnachtstages als eines solaren Festes lange nicht aus den Gemüthern der Gläubigen reißen; so tadelt Leo der Große, zu dessen Zeit die ältere solare Bedeutung des Festes offenbar noch in guter Erinnerung war, in einer Predigt die „verderbliche Ansicht“, daß dieser Festtag nicht wegen der Geburt Christi, sondern zu Ehren des Aufgehens der neuen Sonne, wie sie sagten, gefeiert

[1]) Afanasjev, poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu. St. Petersburg 1866 — 1869 III, p. 659.

werde. Die Erinnerung an die Sonnenriten des Mitwinters lebt ja noch jetzt in einem großen Theile von Europa; dieselbe wird durch die Freudenfeuer, die deutschen „Julfeuer", die französische „souche de Noël", die serbischen „badnjak" [1]) und durch eine große Zahl von Gebräuchen wachgehalten. So singen die Jünglinge, welche bei den Serben zu Weihnachten von Haus zu Haus ziehen, ein Lied, das die Bitte enthält, die Kühe mögen viel Milch geben, um den „jungen Gott" (božić) zu baden. Könnte man bei diesem zwar noch mit vollem Rechte vermuthen, daß darin eine christliche Vorstellung von dem neugeborenen Gottessohne enthalten sei, so lassen die anderen bei gleicher Gelegenheit gesungenen Lieder, welche von dem „alten Badnjak" und dem „jungen Božić sprechen, gewiß nicht dieselbe Deutung zu. Deshalb finden die Mythologen mit Recht in diesen zwei Personen die Hinweisung auf den heidnischen Sonnengott Perun, von dessen Lichte man sich das Wohlergehen der Menschen und der ganzen Natur abhängig dachte [2]). Wie langsam die Sonnenverehrung aus dem Volksgemüthe verdrängt wird, zeigen viele Beispiele; so hatte sich Tertullian noch über viele Christen zu beklagen, „die mit Vorliebe die Himmelskörper verehrten und ihre Lippen gegen die aufgehende Sonne zu bewegen pflegten," und Leo der Große über jene, die, ehe sie die Basilika von St. Peter betreten, oder wenn sie auf einem Hügel standen, sich gegen die aufgehende Sonne wandten und sich vor ihr verbeugten; dies thun sie, sagte er, theils aus Unwissenheit, theils aus dem Geiste des Heidenthums. Ja bis auf den heutigen Tag nimmt nach Wuttke der Bauer in der Oberpfalz seinen Hut vor der aufgehenden Sonne ab, und in Pommern muß der Fieberkranke dreimal bei Sonnenaufgang gegen die Sonne gerichtet beten: „Liebe Sonne, komm' bald herab und nimm mir die siebenundsiebzig Fieber ab. Im Namen Gottes des Vaters u. s. w." Noch heutzutage steigen die Bauern in Sachsen, Brandenburg und Rußland am Ostermorgen auf Berggipfel, um die Sonne ihre drei Freudensprünge machen zu sehen, wie man es in England in jenen Tagen auch zu thun pflegte, da Thomas Browne die eigenthümliche Behauptung vertheidigte, „daß die Sonne am Ostermorgen nicht tanze" [3]). Außerdem finden wir im slavischen Volksglauben noch viele Anhaltspunkte, welche beweisen, daß zur Weihnachtszeit das Geburtsfest der Sonne gefeiert wurde; so sagt ein serbisches Sprichwort: „man fragte den Wolf, wann es am kältesten sei: zur Zeit, da die Sonne geboren wird," lautet die Antwort. Dahin gehören auch die Wunderzeichen, welche das Volk zu dieser Zeit geschehen läßt. Um Mitternacht öffnen sich die Pforten des Himmels, die Wasser der Flüsse beleben sich, verwandeln sich in Wein, wie denn auch in Deutschland die Meinung angetroffen wird, wohin zu dieser Zeit Odin, Freir, Holda und Freia kommen, „alle Wasser — Wein, alle Bäume — Rosmarein". Auf den Bäumen entwickeln sich Blüthen und reifen goldene Aepfel. Zu der Zeit streut der Himmel reiche Gaben; was immer man bittet, während der Himmel offen ist, wird gewährt; darum bleiben die Serben nach Vuk Stephanović Karagjić am Feste der heiligen drei Könige die ganze Nacht unter freiem Himmel, um denselben offen zu sehen und sich während dieser Zeit etwas zu wünschen.

[1]) Dem Badnjak entspricht der skand. jul-block, der engl. yule-clog, das ist ein Holzklotz, der am Weihnachtsabend in das Feuer gelegt und wo möglich brennend erhalten wird, wie das franz. caligneau. Vergl. „Globus", Bd. XXX, Nro. 4 und 5.

[2]) Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte I, S. 194 ff.

[3]) E. B. Taylor, Die Anfänge der Kultur. Deutsch von F. W. Spengel und Fr. Poske, II, S. 297.

Auf das Erwachen der Natur deuten auch die Gebräuche in dieser Zeit; die čechischen Bauern pflegen z. B am Weihnachtsabend die Obstbäume im Garten zu schütteln, um sie aus dem Schlafe zu wecken; und sagen dabei: „Wach auf, wach auf! Bäumelein! gieb Obst; heute ist Weihnachtsabend." Dasselbe thun die Lausitzer Wenden zu Mitternacht; bei den Serben dagegen läuft ein Hausgenosse mit dem Beile in der Hand in den Garten und thut, als wollte er die Bäume fällen, woran ihn ein anderer zu hindern sucht, indem er im Namen der Bäume verspricht, sie würden reichliche Früchte tragen [1]).

In dieser hochheiligen Zeit ist natürlich ein Blick in die Zukunft möglich, woher sich die Menge der verschiedensten Orakel leicht erklären läßt. Die Mädchen können erfahren, ob sie im Laufe des nächsten Jahres heirathen werden oder nicht, die Jünglinge können ihre zukünftige Braut erschauen; der Landmann kann erfahren, welcher Monat des künftigen Jahres naß, welcher trocken sein wird. Er braucht dazu nur von einer Zwiebel 12 Schalen abzuschälen, dieselben mit etwas Salz zu bestreuen und sie der Reihe nach mit den Namen der zwölf Monate zu benennen. Am folgenden Morgen findet er, daß auf einigen das Salz naß geworden; deren Monate werden sich durch Feuchtigkeit auszeichnen [2]). Wer zur heiligen Mitternachtsstunde allein sich im Freien befindet, sieht in den Wolken die Zukunft; streitende Heere bedeuten ein Kriegsjahr, Särge sagen ein großes Sterben voraus u. s. w.

Diese und ähnliche Beispiele, deren sich noch viele anführen ließen, beweisen deutlich, daß die Weihnachtsfeier nur die Vorbereitung des Frühlings bildet; so nennen z. B. die Bulgaren den December „koložeg", das ist den Monat der Entzündung des (Sonnen-) Rades, weil bei ihnen, wie bei den Slovenen Kärntens und den Polen in Galizien noch vor wenigen Decennien, in vielen Gegenden Deutschlands dagegen noch heute, die Zeit der Wiedergeburt der Sonne durch Anzündung mit Pechkränzen umwundener Räder und durch Rollen derselben vom Berge ins Thal hinab gefeiert wurde [3]).

Die eigentlichen Frühlingsgebräuche zeichnen sich durch eine große Mannigfaltigkeit aus; freilich haben sich nicht alle mehr an demselben Termine erhalten, an welchem sie in vorchristlicher Zeit gefeiert wurden; der christliche Festkalender bot Centralisationspunkte genug, an welche sie sich anschlossen, wobei sie natürlich eine neue Deutung erhielten, wie wir es z. B. an dem Weihnachtsfeste schon gesehen haben, welches aus dem Geburtsfeste der Sonne zum Geburtsfeste Christi wurde. Die Kirche nämlich stand dem Volksglauben bald ohnmächtig gegenüber; sie ließ daher die alten Feste bestehen, gab ihnen aber eine neue Deutung. Zweckmäßigkeitsgründe bewogen z. B. Papst Gregor den Großen in einem Briefe an den Abt Mellitus und Augustinus von England zu empfehlen, daß man die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören solle [4]).

Unter den Anzeichen, welche die Ankunft des Frühlings ankünden, finden sich die verschiedensten. So erzählen die Russen, der Wassergeist (Vodjanoi) wache im Sommer, im Winter schlafe er. Im Anfang des Frühjahrs erwacht er, da ist er hungrig und zornig, da bricht er das Eis, wirft die Schollen übereinander, erregt die Wellen, daß sie die Ufer überfluthen und treibt die Fische nach allen

[1]) F. F. Hanuš bájeslovný kalendář slovanský. Prag 1860, p. 31.

[2]) „Globus" XXXIII, S. 142.

[3]) Krek, Einleitung S. 200 Anmerkung 4; Afanasjev III, p. 738 seq.

[4]) Mone, Geschichte des Heidenthums II, 105.

Seiten auseinander. Von dieser Zeit sagen die Bewohner des Archangelschen Gouvernums höchst bezeichnend, das Wasser „werde wieder lebendig“. Zu der Zeit sucht man den Vodjanoi zu besänftigen. Die Bauern kaufen auf gemeinsame Kosten ein Pferd ohne zu handeln, füttern es drei Tage mit Brod und Oelkuchen, fesseln ihm dann die Füße, binden an seinen Hals zwei Mühlsteine, beschmieren ihm den Kopf mit Honig, flechten rothe Bänder in die Mähne und lassen es um Mitternacht durch ein Eisloch in den Fluß. Drei Tage wartet der Vodjanoi mit Ungeduld unter Unruhe des Wassers und dumpfem Stöhnen auf sein Opfer. Dieses beruhigt ihn wieder. Aus dem gleichen Grunde vergraben in der Ukraine die Müller einen Stutenkopf in die Wehren und Deiche, damit sie der Wassergeist nicht zerstöre, und opfern ihm an anderen Orten ein fettes schwarzes Schwein, daß er keinen Schaden anrichte, während Fischer Schmalz in den Fluß gießen, um ihn günstig zu stimmen [1]), wie auch ihre Geschäftsgenossen, die slovenischen Fischer an der ungarischen Grenze in Steiermark, nach einem Berichte des Herrn Pfarrers Terstenjek, ehe sie zum Fischfange ausgehen, dem Gestirn (Wassermann) ein Tuch mit einem Ring in die Mur werfen [2]).

Ebenso unbändig wird der Hausgeist (domovoi) zu dieser Zeit; am 30. März wüthet er nach russischem Volksglauben von dem Erscheinen der Morgenröthe bis nach Mitternacht, da die Hähne anfangen zu krähen; da will er keinen seiner Hausgenossen mehr kennen, die Pferde wirft er unter die Krippe, beißt die Hunde, die Kühe hindert er am Fressen, wirft das Hausgeräth durcheinander, wälzt sich dem Hausvater vor die Füße und treibt den größten Unfug, so daß während der Nacht sich niemand zum Fenster traut und man das Vieh schon vor Sonnenuntergang in den Ställen wohl verwahrt. Als Ursache dafür geben die Leute an, daß der Hausgeist im Anfange des Frühlings seine Haut wechsele, daß ihn Raserei befalle oder ihn die Lust anwandle, eine Hexe zu freien [3]).

Auf solche Weise kündigt sich der Frühling, die „Vesna“, an, doch hat sie noch viele andere Boten. Die russischen Bauern gehen am 1. März auf Hügel, um die Vesna anzurufen; da singen sie das Lied von der schönen Vesna, die kommt und Freude bereitet, hohen Flachs und reichliches Getreide bringt. Dies wiederholen sie auch am 9. und 25. des Monats. Zu der Zeit erscheinen auch die Vorboten; am 4. März kommen die Saatkrähen, am 9. die Lerchen, am 25. die Schwalben und bringen warmes Wetter; ihnen folgen die Grillen und der Bär, Storch und Kukuk [4]). Mit vollem Rechte werden auch diese Boten alle hochgehalten, verkünden sie ja die Befreiung von dem eisigen Joche des Winters. So begrüßten denn auch schon die alten Griechen die Frühlingsboten mit bestimmten Gebräuchen [5]).

Ebenso wie die Kinder von Rhodos, ziehen auch heutzutage in Kleinrußland und Bulgarien im Anfange des März die Kinder von Haus zu Haus, besingen den Frühling und tragen eine hölzerne Schwalbe [6]) oder Gebäck in Form von Lerchen herum. Die Schwalbe steht bei den Slaven wie bei den übrigen Völkern in hohem Ansehen; sie heißt deshalb bei den Čechen „der Vogel der Jungfrau Maria“, bei den Russen „der heilige“ oder „göttliche“, in Deutschland „der Herrgottsvogel“, bei den Franzosen „la poule de Dieu“. Das Haus, unter dessen Dache sie nistet, schützt sie vor Brand; ihren Tod oder die Zerstörung ihres Nestes straft Gott mit dem Tode des Frevlers, mit Brand und anderm Unglück. Wer sie tödtet, bekommt nach russischem Volksglauben Sommersprossen; darum waschen sich die Kleinrussen, wenn sie die erste Schwalbe sehen, und sprechen ein Sprüchlein, um sich vor Sommersprossen zu bewahren. Das frühe Erscheinen dieses Vogels prophezeiet ein gesegnetes Jahr.

Ein anderer Verkünder des Frühlings und Prophet ist der Kukuk, dessen Ansehen bei den alten Polen noch viel größer war als jetzt, wenn wir der altpolnischen Chronik des Prokosius [1]) glauben dürfen. Dieser erzählt, „der Gottheit Zywie wäre auf einem Berge, welcher davon Zywiec hieß, ein Tempel errichtet gewesen, in welchem sich in den ersten Tagen des Monats Mai eine unzählige Menge Volkes versammelte und von der Gottheit, welche man für die Urheberin des Lebens hielt, ein langes und glückliches Leben erflehte. Vorzugsweise hätten ihr aber jene geopfert, welche den ersten Kukuksruf gehört hatten, da sie glaubten, sie würden so viel Jahre noch leben, als der Vogel seine Stimme hatte hören lassen. Sie meinten nämlich, der oberste Lenker der Welt verwandle sich in den Kukuk, um ihnen die Anzahl der Lebensjahre zu verkünden; deshalb zählte das Tödten des Vogels für ein Verbrechen und die Behörden bestraften den Uebelthäter mit dem Tode.“ Als ein verwandelter Gott erscheint er auch in der griechischen Mythologie; in seiner Gestalt nahte Zeus zuerst der Here; das sitzende Bild der Göttin zeigt einen Kukuk auf dem Stab; ein die Hochzeitsprocession des Zeus und der Here vorstellendes Basrelief läßt auf des Zeus Szepter einen Kukuk sitzen, wo in anderen Darstellungen der Adler thront. Wegen dieser Verflechtung des Vogels mit der Eheseier ist es leicht begreiflich, warum dessen Ruf Verheirathung und Ehesegen weissagt. Deshalb finden wir ihn im Volksglauben aller Nationen als Propheten. Die Entstehung desselben erzählt aber der slavische Volksglaube abweichend vom deutschen. Während der letztere zu sagen weiß, er sei ein verwünschter Bäcker- oder Müllerknecht, und trage darum fahles, mehlbestaubtes Gefieder, weil er in theurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen seguete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal dabei gerufen habe „gukuk“ (ei sieh!), war die serbische „kukavica“ eine Jungfrau, welche ihres Bruders Tod so lange beweinte, bis sie in den Vogel verwandelt wurde, und kleinrussische wie serbische Volkslieder besingen sie als Vogel der Trauer und Schwermuth, während russische Volkssagen ein junges Mädchen durch eine Zauberei in sie verwandelt werden lassen. Bei den Germanen und anderen Völkern steht der Kukuk auch in üblem Rufe; er gilt für einen Ehebrecher, der seine Eier in fremde Nester lege, weshalb auch bei den Römern sein Name gleichbedeutend mit Ehebrecher war, und im Deutschen vor Alters „gouch“, „göuchlin“ so viel wie unechtes Kind, Bastard, bedeutete; ja er erscheint in den Redensarten: das weiß der Kukuk und ähnliche, sogar als teufliſches Thier, während er bei den Slaven, die ihn immer weiblichen Geschlechtes sein lassen, nichts Böses oder Teufliſches an sich hat. In čechischen Liedern klagt er auf der Eiche über des Frühlings Vergänglichkeit, bei den Serben bezeichnet sein Ruf den Haiduken Unheil, wenn er aus dem

---

[1]) Afanasjev I, 635; II, 244 seq.
[2]) Slovenski glasnik 1859, p. 171. Vergl. „Globus“ XXXIII, S. 142.
[3]) Afanasjev II, 104.
[4]) Afanasjev III, 678, 683.
[5]) S. „Globus“ Bd. XXXI, S. 266 f.; S. 284 f.
[6]) Miladinovci, Balgarski narodni pěsni. Agram 1861, p. 522.

[1]) Chronicon slavosarmaticum Procosii. Varsaviae 1827, p. 113.

„schwarzen“ (unbelaubten) Walde schallt; aber Glück, wenn er aus grünem Walde ertönt [1]).

Doch wer könnte noch alle Thiere aufzählen, deren Erscheinen die Ankunft des Frühlings verkündet; erscheinen ja auch die Pflanzen als Vorboten. Wer bei den Deutschen den „êrsten vîol“ erschaute, zeigte es an; das ganze Dorf lief hinzu, die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten darum, wie es Hans Sachs besingt. In Südrußland freut man sich über das Erscheinen der scilla bifolia; in Scharen ziehen die Kinder aus, die Blume zu sammeln, tanzen und singen Liedchen, in denen sie Gott um genug Regen für das Jahr bitten [2]).

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie, vierte Ausgabe II, S. 563 ff. — [2]) Afanasjev III, p. 684.

Warum die Wandervögel als Boten des Frühjahrs gelten, ist wohl nicht nöthig zu erklären; wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß nach čechischem und russischem Volksglauben weit im Osten die Sonne ihr Reich hat; dort ist ewiger Sommer, dort ist der Himmel ewig heiter, dorthin fliegen im Herbst die Vögel, wie nach deutschem Volksglauben in das Engel- oder Sonnenland, um im Frühjahr wiederzukehren und auf die Erde die verschiedenartigsten Sämereien zu bringen. Unter diesen, erzählt das russische Märchen, bringt der Kukuk oder die Dohle den Himmelsschlüssel, womit der Himmel geöffnet wird, daß er wieder Regen giebt.

Die Erdbeben des Juli 1880 auf den Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

Erdbeben sind in einem so vulkanreichen Lande, wie es der Archipel der Philippinen ist, keineswegs selten, und Manila, die Hauptstadt jener spanischen Kolonie, ist durch sie mehr als einmal vernichtet worden, was freilich nicht hinderte, daß das reiche Handelsemporium zu neuem Glanze wieder auferstand. Bereits am 10. November 1610 wurde die kaum 39 Jahre bestehende ummauerte Stadt durch einen heftigen Erdstoß theilweise in Trümmer gelegt. Im Herbstmonate 1627 wurde Luzon durch ein gleiches Naturereigniß in der furchtbarsten Weise verheert, in dem Caravallos-Gebirge sank ein Berg zusammen [1]), und solche durch Erdbeben oder Vulkanausbrüche bewirkte Bergstürze stehen in der Geschichte der Philippinen nicht vereinzelt da. Am bekanntesten ist der theilweise Einsturz des Vulkans Iriga auf der Halbinsel Camarines (Süd-Luzon): am 4. Januar 1641 [2]) stürzte die gegen das Dorf Buhi gewendete Seite des Berges ein, die Trümmermassen stauten den gleichnamigen Bach, wodurch der noch heute existirende See von Buhi entstand. „Die Haupttrümmermassen erblickt man in einem wilden Chaos an den Ufern des Sees von Buhi und noch weiter hinaus zerstreut“ [3]). Auf Mindanao geschah Aehnliches 1675 [4]). In 1641 stürzten in Ilócos (Nordwestküste Luzons) sogar drei Berge ein [5]); es geschah dies während der gleichzeitigen Eruption dreier Vulkane und eines heftigen Erdbebens, das den ganzen Archipel verwüstete. 1645 fand neuerdings ein Erdbeben statt, welches Manila in einen Trümmerhaufen verwandelte. 600 Personen, nach anderen gar 3000 verloren hierbei das Leben. 48 Stunden lang war die Atmosphäre der ganzen Insel Luzon mit Staub und Asche angefüllt [6]). Zwar forderten die großen Erdbeben von 1658, 1675, 1699, 1796, 1824 und 1852 genug Opfer an Menschenleben, Hab und Gut, aber erst 1863 traf Manila wieder ein ungemein harter Schlag, indem am 3. Juni des genannten Jahres ein außerordentlich heftiges Erdbeben in einer halben Minute 616 Steinbauten gänzlich zur Erde warf und 556 andere unbewohnbar machte. 400 Todte, 2000 Verwundete lagen unter den Trümmern. Es gab kein Haus, das unbeschädigt geblieben wäre. Acht Millionen Dollars gingen an Waaren und Eigenthum verloren. 1872 erschreckte ein neues Erdbeben die Bewohner Manilas, doch war die Gewalt desselben gering. Um so furchtbarer war die Katastrophe, von welcher Manila mit dem größten Theile Luzons in den letzten Julitagen des laufenden Jahres getroffen wurde.

Ehe ich zur nähern Beschreibung dieses großartigen Naturereignisses übergehe, ist es zum Verständniß des Folgenden nöthig, darauf hinzuweisen, daß der Name Manila eigentlich nur der mit Bastionen und einer Citadelle versehenen Festung an der Mündung des Pasigflusses zukommt. Das ist die wirkliche „Ciudad de Manila“, welche im gewöhnlichen Verkehre und in der Umgangssprache meist „Manila intramuros“ oder „Manila murada“ genannt wird. In diesem Manila befinden sich die größten Kirchen, dann die so zahlreichen Klöster der Kolonialhauptstadt und die stattlichen Kasernen, ferner das Rathhaus, der Gouverneurs- und der erzbischöfliche Palast, überhaupt große meist öffentliche Steinbauten. Trotzdem die Bewohner dieser Manila murada größtentheils aus Spaniern und deren Abkömmlingen bestehen, so ist sie doch nicht der Centralpunkt des Handels und Verkehrs; dieser befindet sich vielmehr in den Vorstädten und Vororten Manilas, welche unter dem Namen Manila extramuros eine nicht officielle Gesammtbenennung besitzen. Die lebhaftesten und wichtigsten dieser Vororte sind Tondo und Binondo, in welchen auch die europäischen Konsuln residiren und die meisten ausländischen Handlungshäuser ihre Etablissements besitzen. Die Häuser der Indier — so nennen die Spanier die malaiischen Eingeborenen — und der Chinesen sind nur aus Holz, Rohr und Nipablättern verfertigt, und da diese Vorstädte zum größten Theile von Farbigen bewohnt sind, so unterscheiden sie sich schon durch das Aeußere von der feierlichen Grandeza der Steinbauten der Manila murada.

[1]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1748, XI, 426, n. (Mas.) Informe sobre el estado de las islas filipinas en 1842. Madrid 1843, I, 13.

[2]) Nach anderen 1628. Man vergl. F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, 109.

[3]) R. v. Drasche. Fragmente zu einer Geologie der Insel Luzon. Wien 1878, 3, 67.

[4]) Mas, a. a. O. I, 13.

[5]) Jagor, a. a. O. 325 nach: R. Magisa, Succeso raro de tres Volcanes dos de fuego y uno de agua. Manila 1641.

[6]) Renouard de St. Croix. Reise nach Ostindien, den Philippinischen Inseln und China. Aus dem Französischen übersetzt v. Ph. Chr. Weylandt. Berlin 1811, 184.

Am 14. Juli dieses Jahres um 12 Uhr 53 Minuten Morgens trat das erste Erdbeben in Manila ein. Es waren zwei Stöße, der erste in der Richtung von Südwest nach Nordost, der zweite von Südost nach Nordwest. Das Erdbeben machte sich in einem großen Theile Luzons fühlbar. Wenngleich die Intensität des Erdbebens nicht überall dieselbe war und die Zahl der Erdstöße an verschiedenen Punkten auch verschieden war (so verspürte man in Taal und Batangas nur einen einzigen), so stimmten doch die Meldungen aus allen Gegenden darin überein, daß nirgends ein Schaden an Wohnhäusern und Bauten stattgefunden hätte. Auch ein am 17. um 7 Uhr 38 Minuten früh eintretendes Erdbeben war so schwach, daß es den an derartige Schwankungen der Erdrinde gewöhnten Manilesen keinen allzugroßen Schrecken einjagte. Das Unheil sollte erst den folgenden Tag kommen.

Es war ein Sonntag, die Läden waren gesperrt und da die Geschäfte ruhten, so hatte ein großer Theil der europäischen Bevölkerung sich nach den Villen und Sommersitzen in der Umgebung Manilas begeben. Um 12 Uhr 40 Minuten Mittags kam plötzlich das Erdbeben, das mit einer außerordentlichen Heftigkeit 1 Minute und 10 Sekunden anhielt. Dieser Augenblick genügte, um die halbe Stadt, insbesondere die am Flusse liegenden Theile, auf das Entsetzlichste zu verwüsten. Es gab kein Haus, das unbeschädigt geblieben wäre. Die Gassen waren mit Trümmermassen und herabgefallenen Balkonen und Fenstergittern bedeckt. Der Thurm der Kirche des Vorortes Sampaloc sowie das Pfarrhaus stürzten gänzlich ein, dasselbe geschah theilweise mit der großen Tabaksfabrik im Arrocerosviertel. Ein ganzer Trakt des steinernen Gebäudes, in welchem die Bureaus des Marinekommandos etablirt sind, stürzte ein, ohne daß zum Glücke jemand von den Inwohnern beschädigt wurde. Die Europäer wurden überhaupt mit einem günstigen Geschicke bedacht, denn nur zwei von denselben erlitten Verletzungen, der eine von ihnen war ein Nordamerikaner Namens Parker, der eine Verwundung am Kopfe und einen dreifachen Armbruch davontrug, der andere war ein Don Tomás de Velasco, der nur leicht am Kopfe verwundet wurde. Die farbigen Eingeborenen hatten größere Verluste zu erleiden, ein einziges zusammenbrechendes Haus hatte drei Menschen erschlagen, während es gelang, ein Weib mit seinen Kindern unversehrt unter den Trümmern desselben hervorzuziehen. Fast alle steinernen Gebäude waren unbewohnbar geworden, die großen Kirchen mit ihren Thürmen wiesen bedenkliche Spalten und Risse auf, als ob sie jeden Augenblick zusammenzustürzen drohten.

Der Schrecken der Bevölkerung war ungeheuer, denn die Erde zitterte den ganzen Tag, so daß eine Wiederholung der Katastrophe jeden Augenblick zu befürchten war. Eine eigenthümliche Rolle hatte bei diesem Erdbeben das Meer gespielt: es war plötzlich um $3^1/_2$ Fuß gesunken und eben so plötzlich wieder zum alten Niveau zurückgekehrt. Von den im Pasig befindlichen Fahrzeugen aus bemerkte man, daß im Momente des Erdbebens das Wasser Blasen und Schaum auftrieb, auch hatte auf der Insel Romero (Manila extramuros) die Erde sich geöffnet und aus der Spalte trat übelriechendes Wasser heraus; später erfuhr man, daß zur selben Zeit auf der Oberfläche des Sees von Bay, dem der Pasig entströmt, plötzlich eine große Anzahl todter Fische geschwommen wäre, eine Erscheinung, die man bei dem Erdbeben vom Jahre 1824 Gelegenheit gehabt hatte auch auf dem Pasig zu sehen.

Der energische Generalkapitän Marquis Estella traf sofort mit einer lobenswerthen Umsicht alle Anstalten, um das allgemeine Elend zu lindern und bei einer Wiederholung der Katastrophe für alles gerüstet zu sein. Vor allem wurden sämmtliche Aerzte in die einzelnen Stadtbezirke vertheilt und durch Entfaltung der militärischen Macht für die öffentliche Sicherheit Sorge getragen, insbesondere wurden die Sträflinge der Gefangenhäuser, welche jetzt im Freien kampiren mußten, von einem starken Truppenkorps bewacht; die durch herabstürzende Trümmer verletzten Häftlinge wurden in das Militärhospital gebracht. Da der Thurm der Kathedrale jeden Augenblick einzustürzen drohte, so mußten die Gebäude in der Nachbarschaft jener Kirche auf behördlichen Befehl geräumt werden. Ohnedies begann freiwillig ein allgemeiner Exodus der weißen Familien. Hatte auch die ummauerte Stadt bei dem Erdbeben verhältnißmäßig wenig Schaden gelitten, so war doch bei einer Wiederholung dieses Naturereignisses der Aufenthalt in derselben gefährlich, da, wie schon erwähnt, sie aus wuchtigen Steinbauten besteht oder, richtiger gesagt, bestand. Die Bewohner Manilas begannen also alle ihre Habseligkeiten in Eile zu packen, um sich zu Lande oder zu Wasser nach den vorzugsweise von Indiern bewohnten Stadttheilen zu begeben, deren leichtgebaute Hütten mehr Sicherheit boten. Die Straßen und Thore Manilas waren bald von einer dichten Menge von Karren und Lastträgern durchfluthet, doch hatte der Generalkapitän verboten, daß die Wagen anders als im Schritte fahren sollten, damit nicht durch die Erschütterung, welche schnelles Fahren auf hartem Pflaster hervorbringt, neue Einstürze von baufälligen Häusern stattfänden. Die ganze Nacht vom 18. auf den 19. durchzogen Militärpatrouillen die Straßen der Stadt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, es wurde auch ein Strolch in dem Augenblicke erwischt, als er ein Haus anzünden wollte, und dies gerade in einem Stadttheile, der vorzugsweise aus hölzernen Häusern und Rohrhütten besteht. Der Generalkapitän schlug sein Nachtlager in den luftigen Räumen des Teatro de Variedades auf, denn sein Palast sowie der des Erzbischofs und das Rathhaus waren unbewohnbar geworden. In der Nähe des Teatro de Variedades kampirten die Truppen, für die man noch am Nachmittage Baracken erbaut hatte. Das Erdbeben hatte in gleicher Stärke beinahe in ganz Luzon gewüthet, eine große Anzahl von Kirchen, Pfarrhäusern und Brücken (den gewöhnlich einzigen steinernen Gebäuden eines philippinischen Dorfes) waren ihm zum Opfer gefallen.

Da die schwachen zitternden Bewegungen der Erdoberfläche bis um 9 Uhr Morgens den 19. anhielten, so wurden auf Befehl der Regierung die Vorlesungen an der Universität und der Unterricht in den übrigen Schulen bis auf Weiteres eingestellt.

Obwohl die Jesuiten, welche ein seismographisches Observatorium in Manila besitzen, neue Erdbeben in Aussicht stellten, so glaubte doch ein großer Theil der Bevölkerung, das Aergste sei schon überstanden, weil die Schwankungen des Erdbodens immer schwächer und seltener auftraten; die unglückliche Stadt sollte aber erst das Aergste erleiden! Am 20. um 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags begann plötzlich die Erde zu schwanken und eine zum Himmel aufsteigende Staubwolke hüllte die ganze Stadt in einen Schleier ein, während die Luft von dem Prasseln und Poltern der stürzenden Gebäude und Balken sowie von dem furchtbaren Angstgeschrei der sich eiligst rettenden Leute ertönte. Das Erdbeben, dessen oscillatorische Bewegung von Ost nach West gerichtet war, hatte zwar nur 45 Sekunden gewährt, aber eine Intensität aufgewiesen, welche alle Erdbeben Manilas seit 1645 übertraf. Der Thurm der Kathedrale sowie die Thürme mehrerer anderer Kirchen lagen auf der Erde, alle Gebäude, welche das Erdbeben vom 18. nur unbewohnbar gemacht, waren jetzt entweder vollständig baufällig oder zu Ruinen geworden.

Inmitten der allgemeinen Verwirrung verlor der Marquis Estella nicht einen Augenblick den Kopf. Auf seinen Befehl gingen die Gendarmen von Haus zu Haus, um nachzusehen, ob keine Verluste an Menschenleben — und deren gab es leider nicht wenige — vorgefallen wären. Sie hatten weiter den Auftrag, jedem unverzüglich alle Hülfe zu leisten, die man von ihnen beanspruche, und die wackeren Leute, welche die ganzen Tage und Nächte hindurch fortwährend Dienst gehabt hatten, vollzogen den Auftrag mit einer Opferwilligkeit und Ausdauer, die ihrer musterhaften Disciplin wie ihrer Menschlichkeit alle Ehre machte. Sämmtliche Regierungsbehörden sowie der Stadtrath traten — wie dies auch Sonntag geschehen war — zu einer Sitzung zusammen, in welcher die zu treffenden Maßregeln, insbesondere der Bau von Nothbaracken, besprochen wurden. Inzwischen hatte eine unsagbare Aufregung die Gemüther der Bevölkerung ergriffen. Alle Geschäfte wurden eingestellt und die Europäer vor allen dachten nur daran, die unheilvolle Stadt zu verlassen oder wenigstens auf freiem Felde zu kampiren. Die meisten der weißen Familien suchten sich an Bord der auf der Rhede und im Flusse ankernden Dampfer und Segelschiffe zu retten. Die Schiffskapitäne aller Nationen sowie die in Manila selbst ansässigen Rheder wetteiferten mit einander in der Liebenswürdigkeit und gastfreundlichen Gesinnung, mit der sie die geängstigten Flüchtlinge aufnahmen.

Im Laufe des Nachmittags erfuhr man, daß der südlich von Manila gelegene Vulkan Taal [1]) in Eruption begriffen wäre. Diese Nachricht trug viel zur Beruhigung der Gemüther bei, denn man glaubte, daß diese Eruption so viel wie das Ende der Erdbeben bedeute. Leider sollte sich diese Annahme als eine irrige erweisen. Um 10 Uhr 10 Minuten Abends kam ein neuer Erdstoß, das Erdbeben währte 55 Sekunden und verwandelte die ganze Stadt in ein Trümmerfeld, doch fielen nur wenige Verletzungen vor, indem jener Theil der Bevölkerung, welcher nicht auf den Schiffen Unterkunft gefunden hatte, im Freien oder auf den großen Plätzen lagerte. Schon bei dem ersten Erdbeben dieses verhängnißvollen Tages hatte das aufgeregte Meer eine Barke begraben; bei dem zweiten kam die Barke wieder zu Tage, um sogleich wieder in den Wogen zu verschwinden. Auch am Flusse Pasig machte sich das zweite Erdbeben sehr fühlbar und verursachte panischen Schrecken unter den zahlreichen Familien, welche alle Räume der im Flusse befindlichen Fahrzeuge füllten. Der unter einem donnerähnlichen Gepolter erfolgende Zusammensturz einiger großen Zuckermagazine trug nicht wenig bei, den allgemeinen Schrecken in Todesangst zu verwandeln. Die Militär- und Civilbehörden walteten ihres Amts mit seltener Umsicht und Unerschrockenheit. Während der Gendarmerie und den Linientruppen die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit überlassen wurde, wurde besonders an der Rettung der Tabaksvorräthe [2]) der halb eingestürzten, halb mit dem Einsturze drohenden Fabrikräume gearbeitet. Der Generalkapitän und der Erzbischof durchschritten zu Fuß die Straßen der so furchtbar heimgesuchten Stadt, um überall Trost einzusprechen oder die Ausführung der Rettungsmaßregeln in Person zu überwachen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte in dieser Nacht die ummauerte Stadt, indem dieselbe, von ihren Bewohnern verlassen, in Grabesstille schwarz und dunkel dalag. Nur auf den großen Plätzen und Glacis lagerten unter Zelten und Rohrbaracken einige weiße Familien und die Menge der farbigen Bevölkerung.

Am andern Tage, den 21. um 6 Uhr früh, fand eine vom Erzbischofe celebrirte Feldmesse statt, um den Himmel um Gnade anzuflehen, alle Behörden, die gesammte Geistlichkeit, sämmtliche entbehrlichen Truppen mit ihren Musikbanden und zahllose Massen der übrigen Bevölkerungsklassen Manilas erschienen zu diesem Bittopfer, das die erzürnte Gottheit auch zu versöhnen schien. Zwar kam am 24. noch ein Erdbeben, aber seine Gewalt war gering; es hätte auch übrigens wenig mehr gefunden, was zu zerstören gewesen wäre. Bereits an dem zuletzt erwähnten Tage wurden die Geschäfte wieder aufgenommen. Bei den Erdbeben des 18. und 20. waren 12 Personen getödtet und 177 verletzt oder verwundet worden, während die ersten Nachrichten von 320 verloren gegangenen Menschenleben gesprochen hatten. Es ist indeß wohl möglich, daß die erstgenannte Zahl hinter der Wirklichkeit zurück bleibt, denn es ist die Frage, ob schon alle Verwundungen registrirt sind, auch scheint nach den mir vorliegenden Daten die Zahl der verwundeten Sträflinge der Gefangenhäuser von Binondo und Bilibid in jene Ziffer nicht mit einbegriffen zu sein. Der Schaden, den das Erdbeben anrichtete, ist gewiß auf mehrere Millionen Dollars zu veranschlagen, denn bei der gleichen Katastrophe von 1863 wurden die Verluste auf acht Millionen Dollars geschätzt und das Jahr 1880 war furchtbarer als jenes. Nur vereinzelte Steinbauten hatten das Erdbeben glücklich überdauert, es waren dies unter anderen die Brücken über den Pasig und die wuchtige Masse der Dominikanerkirche, welche nach dem Erdbeben von 1863 erst wieder neu auferbaut worden war. Heftige Regengüsse, welche seit dem 20. vom Himmel niederfielen, zerstörten das meiste Gut und jene Waaren, die nicht durch Trümmer ꝛc. beim Erdbeben selbst vernichtet worden waren; denn die Waaren lagen entweder im Freien oder in Schuppen, deren Dächer Löcher hatten, durch die das Wasser Eingang erhielt. Noch am 14. August „wackelte die Erde", wie ein an diesem Tage an mich gerichtetes Schreiben aus Manila meldet, doch war alle Gefahr längst vorüber.

Spärlicher als aus Manila stoßen uns Berichte aus den übrigen Theilen Luzons über die Erdbeben vom 18. und 20. auf, obwohl uns unter den wenigen Meldungen einige von großer Wichtigkeit zu sein scheinen; ich will mit dem minder Wichtigen beginnen, wobei ich die gleichlautenden Meldungen von Einstürzen der Kirchen und Thürme in X und Y gänzlich übergehe. Die Erdbeben vom 18. und 20. Juli wurden in ganz Luzon verspürt, am heftigsten in Camarines, jener langgestreckten stark gegliederten Halbinsel, welche das südliche Ende Luzons bildet.

Die Halbinsel Camarines ist ein an Vulkanen sehr reiches Land, denn außer den aktiven Vulkanen Máyon oder Albay und Bulusan besitzt sie noch eine stattliche Anzahl von erloschenen Feuerbergen. Bei Weitem der gefährlichste unter diesen Bergungeheuern ist der Máyon, dessen Ausbrüche von Verheerungen begleitet sind, deren Beschreibung jeden Gefühlsmenschen mit Entsetzen erfüllen muß. Der Máyon verhielt sich aber während der ganzen Zeit ruhig, es zeigte sich nicht mehr Rauch, als gewöhnlich seinem Krater zu entsteigen pflegt, dagegen begann der Bulusan, der sonst nicht gefährlich zu sein schien, gerade am 20. Rauch auszuwerfen, nachdem schon Tage lang Erdbeben vorhergegangen waren. Diese hatten schon am 7. Juli begonnen und die Bevölkerung in Schrecken versetzt, denn in keiner Provinz haben diese Natur-

---

[1]) Der Vulkan von Taal liegt auf einer Insel des Sees von Bombon. Sein furchtbarster Ausbruch fand im December 1754 statt; bei dieser Gelegenheit wurden vier blühende Städte vernichtet, darunter die Provinzialhauptstadt Taal, welche dann auf einer andern Stelle vom Seeufer entfernt neu aufgebaut wurde.

[2]) Auf den Philippinen ist seit 1781 das Tabaksmonopol eingeführt.

ereigniſſe ſo viel Opfer an Gut und Menſchenleben gefordert wie hier, beſonders wenn die Küſte an einigen Stellen ſich ſenkte, wie dies ſich 1840 ereignet hatte. Sehr heftig war dort das Erdbeben am 18., es hatte eine Art von rotirender Bewegung, ſo daß ſich viele Perſonen, um nicht zu fallen, platt auf die Erde warfen. Der Hauptſtoß währte 70 bis 80 Sekunden, doch ſchwankte die Erde in kleinen Zeitintervallen bis 4½ Uhr. So finden wir, daß die Erdbeben von zwei Vulkanausbrüchen, denen des Taal und Bulnſan, begleitet waren, doch iſt uns über die Natur dieſer Eruptionen nichts Näheres bekannt. Lava ſchien nirgends ſich gezeigt zu haben, wenigſtens ſprechen die bisherigen Meldungen nur von einer bedeutenden Menge Rauch und Dampfwolken; der Taal ſpeciell ſpie vom 17. bis 22. Juli ſo viel Rauch, daß die ganze Atmoſphäre über dem Bombon-See und ſeinen Geſtaden in Dunkelheit gehüllt war.

Dieſe Nachrichten ſind aber alle verhältnißmäßig ohne jede Bedeutung gegenüber der Meldung, daß ein neuer ſubmariner Vulkan zwiſchen der Oſtküſte Luzons und der kleinen Inſel Polillo entſtanden wäre. Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe traf am 27. Juli in Manila ein. Die Entſtehung dieſes Vulkans war zugleich die Urſache entſetzlicher Verheerungen, von welchen der Diſtrikt La Infanta, der der Inſel Polillo gegenüber liegt, getroffen wurde. Damit wäre denn die Heftigkeit und die große Ausdehnung des Erdbebens aufgeklärt, und wir müſſen mit Geduld einer genauen und authentiſchen Beſchreibung jenes ſeltenen Ereigniſſes entgegenſehen.

Die Entſtehung neuer Vulkane iſt auf den Philippinen, dieſem klaſſiſchen Lande des Vulkanismus, nicht auf dieſen letzten Fall beſchränkt. Im Jahre 1856 verwandelten ſich die Didikaklippen (nördlich von Luzon, öſtlich von den Babujanes) plötzlich in einen aus dem Meere aufſteigenden Vulkan, der 1860 bereits eine Höhe von 700 Fuß erreicht hatte [1]). Im Jahre 1641 begannen plötzlich zwei bisher geſchloſſene Berge, der Mte. Santo Tomas am Golf von Lingayen und ein kleiner Berg im Sulu-Archipel, zu gleicher Zeit mit einem Vulkan auf Mindanao zu ſpeien, doch hat man in neueſter Zeit die diesbezüglichen Nachrichten über den erſtgenannten Berg als ein Mißverſtändniß bezeichnet. Intereſſant wäre es noch zu erfahren, ob in dem Viſayer-Archipel das Erdbeben ſich auch fühlbar machte; alle Berichte und Briefe, die mir über dieſe Angelegenheit zu Geſichte gekommen ſind, ſchweigen gänzlich hierüber.

[1]) Dr. C. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869, S. 14 f.

Aus allen Erdtheilen.

Aſien.

— Ein Franzoſe, Hüber mit Namen, hat auf ſeiner Reiſe nach Dſchebel Schammar in Arabien Ende Mai die Oaſe Dſchof erreicht und rüſtete ſich, die Wüſte Nefûd zu durchziehen. In Hail will er etwa ein Vierteljahr bleiben und dann nach Jemen gehen. Es iſt das zunächſt dieſelbe Reiſe, welche unlängſt der Engländer Blunt (ſ. „Globus" XXXVII, S. 251) mit ſeiner Frau ausgeführt hat. Auch Charles M. Doughty hat vor einigen Jahren längere Zeit in Schammar zugebracht.

— Einer Bekanntmachung der ruſſiſchen Telegraphenverwaltung zufolge ſind auf der Linie Irkutsk-Blagowjeſchtſchensk die Stationen Poworotnaja, Sobolinaja und Snjeſhnaja Anfangs September 1880 dem öffentlichen Verkehr übergeben worden.

— Das officielle Journal des Vilajets Yemen, „Sanâ", meldet die Entdeckung einer Goldmine im Diſtrikte Sanâ, welche ungemein reich — das arabiſche Blatt ſagt in ſeiner überſchwänglichen Schreibweiſe: „eine der reichſten der Erde" — ſein ſoll. Die Behörden von Sanâ ſandten eine Kommiſſion, beſtehend aus einem höhern Offizier und einem Chemiker, zur Unterſuchung und ein Detachement Soldaten zum Schutz gegen die Beduinenſtämme an Ort und Stelle. Eine Beſtätigung der Meldung wäre den Behörden gewiß ſehr willkommen, denn Gold können die Türken ſehr nothwendig brauchen.

— Dem „Kawkaz" zufolge haben die Bohrungen zur Auffindung guten Trinkwaſſers für Baku auf 12 Saſhen (1 S. = 2,134 m) Tiefe eine erſte Schicht brauchbaren Waſſers und in demſelben jetzt auf 20 Saſhen vertieften Bohrloche noch eine zweite waſſerhaltige Schicht angetroffen.

— In der Sitzung der Petersburger Techniſchen Geſellſchaft vom 3. (15.) Oktober dieſes Jahres hielt Herr Potylitzyn einen Vortrag über die Naphtaquellen im Kaukaſus, welche er in Gemeinſchaft mit Herrn Mendeläjew während des eben verfloſſenen Sommers im Auftrage des Finanzminiſteriums beſucht hat. Fundſtätten ſind nach allen Beobachtungen die Vorberge zu beiden Seiten des Hauptkammes, und die Quellen liegen in ſandigem Boden in einer Tiefe von 53 bis hinauf zu 9, ja zu 6 Saſhen (= 2,134 m). Ungemein charakteriſtiſch iſt in der Nähe der Naphtaquellen das Vorhandenſein von heißen Schwefelquellen und von Schlammvulkanen. Den urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen beiden ſucht der Vortragende wie auch Mendeläjew in der Bildung der Naphta als Produkt chemiſcher Reaktion aus unorganiſchem Kohlenſtoff. Die Urſache des traurigen Standes der Naphtainduſtrie in Rußland ſieht Potylitzyn nur in der unrichtigen Art der Ausbeutung der Naphta.

— Die Expedition zur Unterſuchung des obern Laufes des Fluſſes Irtyſch hat, wie die „Semipal. Oblaſt. Wjed." mittheilen, im Jahre 1880 bei Beſichtigung der Flußſtrecke oberhalb Uſtkamenogorsk die Ueberzeugung gewonnen, daß Dampfer wie diejenigen, welche jetzt auf dem Irtyſch den Verkehr mit Semipalatinsk vermitteln, auf der Strecke zwiſchen Uſtkamenogorsk und Buchtarma noch weniger Schifffahrtshinderniſſe finden, als zwiſchen Uſtkamenogorsk und Semipalatinsk.

— In Folge der letzten Hungersnoth in Kaſchmir (ſ. „Globus" XXXIV, S. 111; XXXVI, S. 16 und 349) ſind, wie die „Oeſterreich. Monatsſchr. f. d. Orient" (1880, S. 153) berichtet, mehrere Induſtrien gänzlich eingegangen. Weber, Lackarbeiter und Goldſchmiede ſind zu Tauſenden nach den Ebenen ausgewandert, während auch die Zemindars zum Theil ihre Ländereien verlaſſen haben. Die Zahl der Shawlweber in Srinagar betrug kurz vor der Hungersnoth an 10 000, heute erreicht ſie kaum die Höhe von 4000. Der Seidenhandel unter der Leitung Babu Nelumburs hatte einen blühenden Aufſchwung genommen und große Quantitäten Seide wurden alljährlich nach Europa exportirt. Dieſer Handel hat gegenwärtig nahezu aufgehört zu beſtehen und

wohl lange Zeit wird darüber hinweggehen, ehe er sich von den letzten Schlägen erholt haben wird. Die Landwirthschaft dagegen giebt Hoffnung zu baldiger Besserung, und die letzten Ernten waren befriedigend. Gleichwohl werden viele Tausende Hungernder noch täglich in den Regierungsbaraken und Missionsstationen ernährt.

Afrika.

— Von dem Afrika-Reisenden Dr. Oskar Lenz (s. „Globus" XXXVIII, S. 88 und 104) ist in Wien folgendes vom 26. Juni datirtes Schreiben eingegangen: „Am 20. Juni bin ich mit meiner aus neun Kameelen und acht Personen bestehenden Karawane glücklich in Arauan (Arawān), sechs Tagreisen von Timbuktu, angekommen und wurde vom Scherif und der Bevölkerung gut aufgenommen. Die Reise von Tenduf (s. oben S. 106) hierher nahm 31 Tage in Anspruch, da wir manchen Umweg machen mußten unserer Sicherheit wegen. Morgen soll es weiter gehen nach Timbuktu, von dort suche ich die französischen Forts am Senegal zu erreichen. Oktober oder November hoffe ich in Wien zu sein."

— Am 14. Oktober hat Oberst Flatters Paris verlassen, um seine im vergangenen Frühjahre unterbrochene Reise durch die Sahara (s. oben S. 30) wieder aufzunehmen. Ihn begleiten Hauptmann Masson als Zweiter im Kommando, die Ingenieure Beringer und Santon, welche mit der Aufnahme der Karten, Pläne und Profile betraut sind, Roche als Geologe, Guiard als Arzt und Naturforscher, Lieutenant Dianous als Dolmetsch, 83 eingeborene Träger, Kameeltreiber und Führer, 48 eingeborene Schützen. In Wargla, von wo die Expedition Mitte November aufbrechen soll, wird sie von Tuareg vom Haggar-Plateau erwartet, mit welchen Oberst Flatters bereits auf seiner ersten Reise Freundschaft geschlossen hatte. Die Richtung, welche die Expedition einschlagen wird, geht auf Sokoto im Haussa-Lande.

— Dem Dr. Mattencci ist es nicht gelungen, von Osten her in Wadai einzudringen (s. oben S. 94), und er mußte nach Fascher, der Hauptstadt Darfurs, zurückkehren. Sein Begleiter, der junge Prinz Borghese, kehrt über Chartum nach Italien zurück, während Mattencci zusammen mit Massari noch den Versuch machen will, Wadai im Süden zu umgehen und so Baghirmi und Bornu zu erreichen.

— Die Wiener Geographische Gesellschaft hat einen Aufruf zu Subskriptionen für eine österreichische Afrikaexpedition erlassen, welche Dr. Emil Holub unternehmen will. Er hat den Plan, den ganzen Erdtheil von Süden nach Norden zu durchziehen; vom Kap der Guten Hoffnung aufbrechend, will er an den Zambesi vordringen, das Land der Marutse-Mambunda, das er schon einmal besucht hat, ferner das Wasserscheidegebiet zwischen Zambesi und Kongo (ein guter Gedanke!) und die Quellseen des letztern Stromes näher erforschen, und schließlich durch Darfur Aegypten zu erreichen versuchen. Die Expedition ist auf drei Jahre Dauer veranschlagt und ihre Kosten auf etwa 50 000 Gulden, wovon Dr. Holub ein Zehntel selbst beisteuert.

Australien.

Reiches Goldfeld in Nordaustralien entdeckt.

Unser Artikel über die Port-Darwin-Ansiedelung in Nordaustralien war im Jahrgang XXXVIII, S. 91 u. folg., kaum erschienen, als die unerwartete Nachricht einlief, daß dort Ende Juni dieses Jahres ein sehr reiches Goldfeld entdeckt worden sei, — so reich wie einst nur die Diggings der Kolonie Victoria in ihrer Blüthezeit waren. Das Terrain desselben war zwar zur Zeit noch ein beschränktes, allein wo derartige Goldklumpen, wie die gefundenen, mit Leichtigkeit ausgegraben werden, da läßt sich wohl mit gutem Rechte annehmen, daß es sich im gegenwärtigen Falle nicht um eine kleine Gold-Oase handele, sondern daß der Norden Australiens überhaupt doch wohl reich an Gold sein müsse.

Das neue Goldfeld, genannt The Margaret Goldfield, liegt im Bette des Margaret-Flusses, eines im Sommer trockenen Wasserlaufes, und ungefähr acht Miles von Port Darwin Camp am Yam Creek East, wo sich seit Jahren ebenfalls Goldfelder, aber von viel geringerer Bedeutung, befinden. Man benutzt von Port Darwin aus zunächst auf 25 Miles bis Southport den Wasserweg, und dann auf neunzig Miles eine gute Landstraße bis Yam Creek East. Die letzten acht Miles führen über ungebahnte Wildniß, durch welche jedoch die südaustralische Regierung, zu deren Gebiet die Port-Darwin-Ansiedelung gehört, jetzt ebenfalls eine Fahrstraße für den Transport der nöthigen Lebensmittel u. s. w. schleunigst ebenen läßt.

Da die Entdeckung des Margaret-Goldfeldes von Chinesen, welche zur Zeit die hauptsächliche Bevölkerung von Port Darwin bilden [1]), gemacht wurde, so ward fast das ganze Terrain auch nur von ihnen, nach den Regeln des bestehenden Minengesetzes, okkupirt. Aber es ging dabei nicht ohne Blutvergießen ab. Die Chinesen der Port-Darwin-Ansiedelung setzen sich aus zwei Parteien zusammen, welche sich immer feindlich gegenüber stehen, den Canton- und den Hongkong-Chinesen. Die letzteren sind die bei weitem zahlreicheren und suchten die ersteren aus ihren Claims, wie das den Goldgräbern nach dem Minengesetze zur Ausnutzung zustehende Stück Land heißt, gewaltsam zu vertreiben. Es kam darüber zu einem blutigen Kampfe, an welchem sich mehr denn 600 Chinesen betheiligten und den die drei anwesenden Polizisten nicht zu hindern vermochten.

Die Menge der Goldstücke, groß und klein, wie sie mit leichter Mühe ausgegraben wurden, war erstaunlich, darunter Nuggets von 35, 56 und 66 Unzen. Zwei Goldklumpen von fast gediegenem Golde wogen sogar 25 und 42 Pfund!! Eine Kompagnie von Canton-Chinesen gewann in einer Woche 4000 Unzen Gold, was, wenn wir die Unze nur mit 3 Pf. St. 15 Sch. berechnen, einem Werthe von 300 000 M. entsprechen würde. Dazu kommt, daß die Unze dieses Goldes wegen seiner Feinheit mit 2 Sch. höher bezahlt wird als das am Yam Creek, Pine Creek und anderen Plätzen gefundene. Da diese Entdeckung in die trockene Jahreszeit fiel, so konnten Lebensmittel, an welchen eben kein Mangel war, zu verhältnißmäßig billigen Preisen herbeigeschafft werden.

Daß diese reichen Erträge des Margaret-Goldfeldes gewaltiges Aufsehen in Australien hervorgerufen haben, ist leicht begreiflich. Aber dabei ist der Aerger, daß es die Chinesen sein mußten, welchen die Ausbeute fast allein zufällt, nicht minder groß, und das um so mehr, als sie mit jedem Schiffe, welches von Port Darwin nach China abgeht, ihre Funde dahin senden. Die Kolonie hat von diesen Chinesen keinen Nutzen. Ihre geringen Lebensbedürfnisse importiren sie aus China, und mit dem gefundenen Golde ziehen sie wieder heim.

Wir haben schon gelegentlich von der großen Agitation gesprochen, welche gegenwärtig in ganz Australien gegen die Chinesen herrscht. In Queensland hat das Parlament eine Bill zum Schutze gegen ihre massenhafte Einwanderung genehmigt. Auch in den übrigen Kolonien verlangt die arbeitende Klasse stürmisch einen gleichen Schutz. In Südaustralien sträubte sich die Regierung bisher gegen Maßregeln, welche sich völkerrechtlich nicht rechtfertigen lassen, und gab

[1]) Nach einer Mittheilung des Kronlandministers im südaustralischen Parlamente belief sich die Bevölkerung der Ansiedelung um Port Darwin am 31. Juli 1880 insgesammt auf 400 Europäer, 30 Malaien und 2040 Chinesen. Davon waren 100 Europäer und 1600 Chinesen auf den verschiedenen Goldfeldern beschäftigt. Auf dem Margaret-Goldfeld allein arbeiteten 50 Europäer und 1100 Chinesen.

nur in so weit nach, daß bei öffentlichen Arbeiten hinfort keine Chinesen mehr Verwendung finden sollen. Als nun aber die Nachricht über die Entdeckung der Margaret-Diggings einlief, ließ sie sofort durch das Parlament eine Bill unter dem Namen „the Chinese Immigrants Regulation Act of 1880" genehmigen. Dieselbe besagt im Wesentlichen Folgendes.

1. Der Kapitän eines jeden Schiffes, welches in einen südaustralischen Hafen einläuft, hat sofort der Hafenbehörde eine zuverlässige Liste aller an Bord befindlichen Chinesen mit Angabe des Namens, des Alters, des bisherigen Aufenthaltes und der Beschäftigung einzureichen.

2. Jedes für einen südaustralischen Hafen bestimmte Schiff darf nur einen Chinesen auf je zehn Tonnen seines Gehaltes mit sich führen. Für jeden überschüssigen Chinesen verfällt der Kapitän in eine Strafe von 10 Pf. St.

3. Vor der Landung hat der Kapitän für jeden Chinesen eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu entrichten.

4. Derselben Kopfsteuer unterliegen auch Chinesen, welche aus einer der anliegenden Kolonien über Land in Südaustralien anlangen, wenn sie sich nicht einer Geldstrafe von 20 Pf. St. aussetzen wollen.

5. Die eingehändigte Quittung hat der Chinese auf Verlangen der Behörde zu jeder Zeit vorzuzeigen.

6. Nur Chinesen, welche als britische Unterthanen in britischen Besitzungen geboren sind, werden von obigen Bestimmungen nicht betroffen.

Wir können noch hinzufügen, daß die südaustralische Regierung den Herren Spence und Owsten in Melbourne bewilligt hat, sich im Northern Territory ein Areal von 22 000 Acres Land auszusuchen. Dasselbe soll ihnen nach Ablauf von sechs Jahren als freies Eigenthum zugeschrieben werden, wenn sie nachweisen, daß sie wenigstens 10 000 Pf. St. darauf verausgabt und 500 Tonnen Zucker gewonnen haben. Die genannten Herren wollen sich am Daly-Flusse, welcher in Anson Bay mündet, niederlassen und dort Zuckerplantagen anlegen und Pferdezucht betreiben. Damit wäre denn endlich einmal ein erster Versuch mit Plantagen im Northern Territory in sicherer Aussicht.

Arktisches Gebiet.

— Die verfrühte Rückkehr des niederländischen Nordpolarschiffes „Willem Barents" (s. oben S. 255), welches schon am 4. September in Hammerfest eingelaufen war und sich jetzt in Amsterdam im Trockendock befindet, ist durch einen Unfall herbeigeführt worden. Während der Befehlshaber nämlich die Krenzinsel zu umsegeln suchte, stieß das Schiff während der Nacht auf eine in der Nähe derselben liegende Sandbank. Es wurden bereits Vorbereitungen zur Rettung der Bemannung des Schiffes, welches man verloren glaubte, getroffen, als dasselbe nach unsäglicher Mühe wieder flott wurde. Der Plan die Reise fortzusetzen oder doch wenigstens den von dem Schiffe mitgeführten Gedenkstein auf der Oranien-Insel zu errichten, mußte aufgegeben werden. Dennoch erklärt der Befehlshaber, es würden zahlreiche und selbst mehr magnetische und sonstige Wahrnehmungen als während der vorigen Expedition gemacht. Namentlich wurde die Eisgrenze ziemlich vollständig aufgenommen.

— Die Geographische Gesellschaft in Bremen versendet folgende Mittheilung: Bremen, 14. Oktober 1880.

Unser Mitglied Kapitän Dallmann, kürzlich aus dem Eismeere nach Hammerfest zurückgekehrt, schreibt von dort in einem heute angekommenen Briefe an seine Rheder: „Dieser Tage war hier eine Dampfjacht (die „Eira"), ein großes hölzernes Schiff, welches von hier via Tromsoe nach Schottland (Peterhead) weiter ging. Das Fahrzeng wurde in Peterhead im letzten Winter erbaut; der Eigenthümer, Herr Leigh Smith aus London, war an Bord. Der Kapitän war zufällig ein Bekannter von mir, da ich in der Davisstraße mit ihm zusammen gefischt hatte; er suchte mich auf und erzählte mir, daß sie im Juni Peterhead verlassen und bei Jan Mayen sich einige Tage zwischen Robbenfängern und Robben aufgehalten, selbst einige hundert Robben geschossen hätten und dann weiter bis östlich von Spitzbergen gedampft wären. Darauf seien sie ohne besondere Umstände und ohne viel Eis nach Franz-Josephs-Land gekommen; sie seien da, wo die Oesterreicher mit dem „Tegetthoff" gewesen, gelandet, hätten auch einen Cairn (Steinhaufen) und andere Spuren am Lande gefunden, das Schiff selbst aber nicht gesehen. Herr Smith zeigte mir seine Karten und hat er darnach noch etwa 50 bis 100 Seemeilen mehr den österreichischen Entdeckungen hinzugefügt; ohne viel Zeitverlust und ohne viel Eis getroffen zu haben, wären sie nach Spitzbergen zurückgedampft, hätten dort noch einige Tage Renthiere geschossen und wären in 56 Stunden von da nach Hammerfest gekommen." — In Betreff der weiter östlich und südlich um Nowaja Semlja belegenen Meeresgebiete lauten dagegen die Nachrichten über die Eisverhältnisse sehr ungünstig. Von den nach Sibirien (Ob und Jenissei) bestimmten Schiffen ist nur der „Neptun" glücklich nach dem Ob und wieder zurückgekommen, hat aber auch mit manchen Schwierigkeiten durch das Eis zu kämpfen gehabt.

— Der „Corwin", jener Zollkutter, welcher nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" Nachsuchung halten sollte (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 64 und 255), ist nach San Francisco zurückgekehrt, nachdem er das ganze Meer zwischen Point Barrow und der Herald-Insel (nördlich der Bering-Straße) durchsucht hat, ohne eine Spur von der „Jeannette" zu finden (vergl. über deren Ausrüstung und Abreise „Globus" XXXVI, S. 112, 155, 240; XXXVII, S. 32). Doch ist dies noch kein Grund, sich deshalb ernstlichen Befürchtungen hinzugeben, wie das Beispiel der Expedition unter Payer und Weyprecht zeigt, welche etwa zwei Jahre lang verschollen war und dann glücklich zurückkehrte. Inzwischen hat das Navy Department der Vereinigten Staaten durch Vermittelung der russischen Regierung einen freilich sehr alten Brief des Lieutenant de Long, Kommandanten der „Jeannette" erhalten, welcher vom Kap Sertze Kamen 29. August 1879 datirt ist. Danach befanden sich damals alle Mitglieder der Expedition wohl auf, und de Long beabsichtigte, in der folgenden Nacht über die Koljutschin-Bai nach dem Wrangell-Lande zu fahren.

— In Christiania traf am 9. Oktober ein aus Kabarova (am Jugor Schar) 19. September datirter Brief von dem Dampfer „Oskar Dickson" ein, auf welchem dessen Besitzer, der bekannte Großkaufmann Sibiriakow, eine Reise nach dem Jenisei unternommen hat. Das Schiff hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; wiederholt versuchte es, durch Jugor Schar oder Matotschkin Schar in das Karische Meer einzudringen, stieß aber stets auf undurchdringliches Eis und saß im Matotschkin Schar sogar vier Tage lang auf Grund, ohne indessen Schaden zu nehmen. Vom 10. bis 19. September lag es in Kabarova, bis der dänische Dampfer „Neptun" (s. oben) meldete, daß die Passage eisfrei sei. Am 20. früh sollte der „Oskar Dickson" einen neuen Versuch machen, sein Ziel zu erreichen.

Inhalt: Panama und Darien. III. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Ein Brief Prschewalski's. — Fr. Hubad: Die Frühlingsfeier der Slaven. I. — Prof. Ferd. Blumentritt: Die Erdbeben des Juli 1880 auf den Philippinen. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 1. November 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, enthaltend literarische Anzeige über: „Allgemeine Erdkunde". Ein Leitfaden der astronomischen und physischen Geographie, Geologie und Biologie. Bearbeitet von Dr. J. Hann, Dr. F. v. Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Dritte Auflage. Verlagsbuchhandlung von F. Tempsky in Prag.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 21.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

IV.

Es finden sich in Darien wohl manche hübsche Frauen, aber dieselben verblühen rasch in Folge frühzeitiger und häufiger Mutterschaft, übermäßiger Anstrengungen, mangelnder Pflege, schlechter Nahrung und Neigung zum Anisschnaps. In dem Alter, wo andere Frauen in voller Jugend und Gesundheit sich befinden, sind sie in Darien bereits verblüht, gealtert, krank und je nach dem Blute, welches in ihren Adern fließt, fett oder abgezehrt. Dem Genusse des Tabaks huldigen sie im Uebermaße, und zwar haben sie die merkwürdige Gewohnheit, das brennende Ende der Cigarre im Munde zu halten, weil dieselbe nur so gut schmecke. Das Rauchen lernen die Kinder sehr frühzeitig: Reclus hat mit eigenen Augen gesehen, daß Negerkinder ihre Cigarre fortwarfen, um an der Mutterbrust zu saugen. Negerjungen werden übrigens sehr lange gesäugt.

Haarputz einer reichen Frau in Darien.
(Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

Die Männer sind hier zu Lande besser, als in vielen weit civilisirteren Gegenden, indem sie ihren Frauen weder die harte Feldarbeit noch sonst etwas Schweres zumuthen. Niemals wird man eine Frau eine Last tragen oder ein Boot rudern sehen. Obwohl die Männer während des größten Theiles der guten Jahreszeit fern von ihren Hütten zubringen, um Kautschuk und Tagua zu sammeln, so kehren sie doch zum Säen und Ernten des Reis dorthin zurück. Auch wenn das anbaufähige Land fern von ihrem Dorfe liegt, nehmen sie ihre Frauen nicht dorthin mit. Dieselben haben nichts zu thun, als ein Bischen zu kochen, zu waschen und die Kinder zu besorgen. Letztere Arbeit drückt sie nicht sonderlich schwer: alle ihre Mutterpflichten bestehen darin, ihre Nachkommenschaft vier Jahre oder länger zu stillen, die Kleider der Mädchen zu waschen, gelegentlich die kleine Gesellschaft durchzuprügeln und die jüngsten auf der Hüfte mit sich herumzutragen. Ehe die Kinder noch laufen können, läßt man sie draußen im Regen und Sonnenscheine mit Hunden und Schweinen herumkriechen. Darum ist auch die Kindersterblichkeit in Darien erschreckend groß und ein Bevölkerungszuwachs trotz der vielen

Geburten kaum zu merken. Reclus hat Frauen kennen gelernt, welche von einem vollen Dutzend Kindern kein einziges aufgebracht haben; Blattern, allerlei Unglücksfälle und besonders Sonnenstiche raffen die meisten hinweg, und die Ueberlebenden haben magere, mit Narben und Wunden bedeckte Glieder, dick aufgetriebene Bäuche und schlotternde Kniee. Selbst dem unaufmerksamsten Beobachter muß die Menge der mit Nabelbrüchen behafteten Kinder auffallen. Sie sind scheußlich anzuschauen; aber sie entwickeln sich geistig schneller, als weiße Kinder, und ihr Gesicht funkelt von innerm Leben. Freilich dauert das nicht lange; denn im Alter von acht Jahren, wo ihr Leib sich herausbildet und kräftigt, wird ihr Geist träge und ihre Intelligenz hört auf, sich weiter zu entwickeln. Die geringe Sorgfalt, welche man den Kindern angedeihen läßt, hat übrigens noch andere Gründe, als das Klima und die Nachlässigkeit der Eltern; vor allem trägt die Sittenlosigkeit und die Leichtigkeit, mit welcher Ehen geschlossen und gelöst werden, Schuld daran.

Wie man in Darien die Kinder trägt.
(Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

Die Frauen tragen noch das alte kreolische Kostüm, einen Unterrock von leichtem, weißem Stoffe mit mehreren Volants, auf welche in Roth oder Lila Guirlanden aufgedruckt sind, dazu ein Mieder, welches so weit ausgeschnitten ist, daß stets die eine oder andere Schulter nackt bleibt, und oben mit drei ähnlichen Falbalas besetzt ist. Die Haare werden in der Mitte gescheitelt und bilden, wenn sie nicht allzu kraus sind, zwei lange Zöpfe; ist es unmöglich, sie zu flechten, so theilt man sie in 10 oder 12 große Büschel, rollt dieselben zu „Schalen“ auf, steckt große goldene Kämme und einige frische Blumen hinein, hängt sich massive Ohrringe, die im Choco fabricirt werden und mit billigen Perlen aus dem Meere bei Panama besetzt sind, in die Ohren und erhält so die beliebteste Kopftracht. Auf dem Kopfe tragen die Frauen einen Strohhut, welcher genau dem der Männer gleicht; die Füße sind meist unbekleidet und werden nur bei feierlichen Gelegenheiten in rothe oder grüne Schuhe gezwängt.

Der Anzug der Männer, so lange sie im Dorfe verweilen, besteht einfach aus Hemde und Hose, ausnahmsweise auch Schuhen; gehen sie zur Arbeit, so entledigen sie sich jenseit der letzten Hütte des Ortes all dieser Dinge, verbergen dieselben unter einem Strauche bis zu ihrer Rückkehr und begnügen sich mit einem Schurze, der an einer Schnur um den Leib befestigt ist, und mit „abarcas“, einfachen Sandalen; die Stelle des Strohhutes nimmt dann ein zusammengerolltes und fest um den Kopf gelegtes Tuch ein. Von ihrem machete (Waldmesser) trennen sie sich nie. Im Walde drinnen vereinfachen manche selbst noch diese Bekleidung und tragen statt des Schurzes nur einen winzigen Lappen, die „pampilla“, zuweilen selbst diese nicht mehr, sondern nur noch die nie fehlende Schnur um den Leib. Diese ist das wichtigste Stück in der Kleidung eines Bewohners von Darien. Den Knaben vom fünften bis zum zehnten Jahre ersetzt sie die Hose und härtet die Taille ab, gerbt sie gewissermaßen, so daß sie später Schurz, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel, kurz alle die Dinge, die wir Europäer in die Taschen stecken, tragen kann. Häufig indessen schneidet die Schnur in die Haut ein und viele Männer haben an der Taille zahlreiche Narben, ähnlich den im Geschirre ergrauten Karrengäulen.

Um 9 Uhr Abends fuhr die Expedition mit eintretender Fluth in mehreren Pirogen oder „champa“ und einer großen „canoa“ ab. Letztere trug die Mehrzahl des europäischen Personals; sie war 20 m lang, 2 m breit und aus einem einzigen Baumstamme hergestellt, hatte eine nahezu cylindrische Form und ermangelte deshalb vollständig des Gleichgewichtes; sobald sich einer der Insassen nur im geringsten rührte, fing sie bedenklich zu kippen an. Da die Gesellschaft sehr zahlreich und der Platz beschränkt war, so war es unmöglich zu schlafen; freilich hätten auch die Moskitos jeden Schlaf zu nichte gemacht. Ohne diese wahrhaft unerträgliche Plage wäre eine Forschungsreise in Darien während der trockenen Jahreszeit eine wahre Vergnügungspartie.

In seinem untern Laufe hat der Tuyra, dessen Tiefe fast überall mehr als 7 m beträgt, oft mehr als 1 km Breite; seine Ufer sind flach, sumpfig, nur mit Manglebäumen bestanden, oft auf weite Strecken überschwemmt und alle Augenblicke von Mündungen kleiner Zuflüsse durchschnitten, welche die nagende Thätigkeit der Ebbe und Fluth verbreitert hat. Nachdem man oberhalb Chepigana ein weites Becken passirt hat, befindet man sich dort, wo am rechten, nördlichen Ufer die große Lagune Matunsacrati ihren Anfang nimmt; dieselbe zieht sich dem Flusse parallel mehrere Dutzend Kilometer weit hin. Wie die Leute dort glauben und erzählen, ist niemals einer der Unvorsichtigen, die sich dorthin gewagt haben, zurückgekehrt, außer einigen spanischen Soldaten, welche im vorigen Jahrhundert vor Indianern flüchten mußten. Auf einem Floße erreichten sie unversehrt das andere Ufer der Lagune, wußten aber Wunderdinge von riesigen Krokodilen, gewaltigen Wasserschlangen und sonstigen Ungeheuern zu erzählen, die ihnen dort begegnet waren. Selbst die muthigsten Leute bedenken sich, in den Arroyos, die mit jener Lagune in Verbindung stehen, zu fischen oder zu jagen. Manche Ungläubige zucken die Achseln

über die angeblich dort hausenden Bestien und halten die Gegend ganz einfach für verzaubert; wenn sich dort eine Jagdgesellschaft von einander trennt, so ist sie verloren: denn der böse Geist, der dort haust, verwirrt die Stimmen der sich Zurufenden dermaßen, daß keiner dem Rufe des andern antworten und das Boot wieder finden kann. Gern hätte die Expedition diesen See besucht, weil derselbe für einen zukünftigen Kanal vielleicht in ähnlicher Weise sich verwenden ließe, wie die Bitterseen für den Suez-Kanal, und dadurch Verbesserungsarbeiten im Tuyra in Wegfall kommen könnten; allein stets fehlte ihr die Zeit zur Untersuchung des Gewässers, welches vielleicht nur ein Netz alter Flußarme ist.

Real de Santa Maria. (Nach einer Skizze des Lieutenant Reclus.)

Bei Tagesanbruch wurde an der von Sümpfen umgebenen Alligatoren-Insel geankert, die ihren Namen mit Recht trägt, da sich auf ihr die mächtigen Saurier mit Vorliebe

Molineca. (Nach einer Skizze des Lieutenant Reclus.)

sonnen. Weiter aufwärts nimmt die Breite des Flusses bedeutend ab und beträgt im Durchschnitte nur noch 300 m; sein Lauf wird gewundener, seine Ufer werden höher und sind nur noch stellenweise und nur bei Hochwasser Ueberschwemmungen ausgesetzt, das Mangrovedickicht wird durch andere Bäume ersetzt und Lianen treten in immer zunehmender Ueppigkeit auf. Kurz vor dem Zusammenflusse des Chucunaque und Tuyra sind die schlammigen Vorsprünge des Ufers mit Pflanzen bedeckt, deren herzförmige Blätter mehrere Fuß lang sind. Dort passirt man die kleine Insel

Real Viejo, eine vorzügliche militärische Position, wo die Spanier einst ein kleines Fort errichtet hatten. Bei der Mündung des Chucunaque, der eigentlich der Hauptfluß ist und an welchem sich eine breite Sumpfebene hinaufzieht, verbreitert sich das Bett des Stromes noch einmal; weiter aufwärts ist der Tuyra nur noch ein hübsches Flüßchen mit hohen, reich bewachsenen Ufern. Die Nacht verbrachte die Expedition in Real de Santa Maria, dessen brave Bewohner den Fremden erlaubten, in ihrer Hütte die Hängematten zu befestigen und sich darin von der schlaflosen Nachtfahrt zu erholen. Um 2 Uhr Morgens waren sie aber schon wieder auf den Beinen, um die Fluth zu benutzen, passirten bei Tagesanbruch Molineca, das elendeste Dorf in ganz Darien, und erreichten um Mittag Pinogana, einen Ort von 200 Einwohnern, wo Lieutenant Wyse mit einem Theile des Personals schon am Abende zuvor eingetroffen war. Sofort ging man daran, die einzelnen Brigaden zu bilden. Auch hatte man bereits in diesem sehr reinlichen und gut gelegenen Dorfe eine niedliche Hütte als Hauptquartier eingerichtet und den Verpflegungsdienst organisirt. Am Morgen des 18. December waren alle Vorbereitungen getroffen, die Instrumente regulirt und ein Dutzend Pirogen beladen. Lieutenant Reclus erhielt von seinem Chef den Auftrag, den untern Tuyra und die Gezeiten in Chepigana zu studiren; beigegeben wurden ihm der Schotte Balfour und der Bootsmann Lenoan. Frühzeitig am folgenden Morgen begann

Pinogana. (Nach einer Photographie.)

der erste Ingenieur Celler mit seinen beiden aus 15 Expeditionsmitgliedern und 38 Eingeborenen bestehenden Brigaden die Arbeit; die erste derselben unter Millat hatte den Stromlauf zu nivelliren und zu verpfählen, die zweite den Plan desselben aufzunehmen. An dem einen Tage machten die Herren Gerster und Musso, am folgenden Barbiez und Sosa die Aufnahmen; während des Ruhetages berechneten sie ihre Beobachtungen und zeichneten an der Karte. Bixio war mit der Organisation des Lagers und der allgemeinen Leitung der Dinge betraut. Sobald die Arbeit im Gange war, fuhr Wyse den Paya, einen rechten Nebenfluß des Tuyra, hinauf, um mit den dortigen Indianern Beziehungen anzuknüpfen und die niedrigste Einsattelung in jenem Theile der Cordillera zu suchen. Reclus mußte den Fluß hinab nach Chepigana zurückfahren und dabei Tiefen- und Winkelmessungen vornehmen, Querprofile entwerfen und dergleichen. Seine einzige Unterhaltung bestand darin, den am Ufer schlafenden Krokodilen ab und zu eine Kugel zuzusenden. Erst am vierten Tage erreichte er Chepigana, wo er sofort einen Fluthmesser zu errichten begann und seinen Gefährten Balfour im Ablesen desselben und im Vornehmen meteorologischer Beobachtungen unterrichtete, um später, gegen die Mitte des Januar, wieder zu Lieutenant Wyse stoßen zu können. Damals war es Weihnachten, welches eine volle Woche hindurch gefeiert wird. Dann versammeln sich alle Einwohner im Dorfe, selbst die in weiter Ferne arbeitenden Caucheros; bei Tage wird gespielt und getrunken, Nachts getrunken und getanzt. Die Jugend vergnügt sich besonders damit, auf der Trompetenschnecke zu blasen; religiöse Gemüther geben ihren Gefühlen durch Glockenläuten, Trommeln und Flinten-

Kautschuksammler (caucheros).

schüsse Ausdruck; es ist zu begreifen, daß Reclus während der Festzeit nur selten und mit Mühe etwas Nachtruhe fand.

Reclus sah bald ein, daß die lokalen Beobachtungen in Chepigana ihm kein genaues Bild von dem Gange der Gezeiten im Tuyra geben könnten, und benutzte deshalb die paar noch übrigen Tage, um nach la Palma zu gehen, wo der Fluß zusammen mit dem dort einmündenden Sabana ein weites Wasserbecken, den von der Natur vorgezeichneten innern Hafen des erträumten Kanales, bildet. Am 2. Januar 1877 trat er die circa 18 km lange Fahrt dorthin an; das Wetter war herrlich und es war hohe Fluth. Langsam und ohne die geringste Furche zu hinterlassen schwamm die Piroge den mit zahlreichen Baumstämmen bedeckten Fluß hinab. Von der Regungslosigkeit des Bootes getäuscht, näherten sich ihm alle Augenblicke kleine Tümmler und Schildkröten, welche um diese Jahreszeit in Massen den Tuyra aufwärts ziehen, um auf den Sandbänken des Oberlaufes ihre Eier abzulegen. Stets waren die Flinten in Bereitschaft; aber immer verschwanden die Schildkröten sofort, als sie ihren Irrthum erkannten, und ohne zu treffen, schlug die Ladung ins Wasser.

Nachdem das Kap Seteganti, auf welchem die Spanier ein Fort errichtet hatten, passirt war, kam man in den breiten Aestuar an der Vereinigung des Tuyra und Sabana, und sofort war es auch mit dem Gefühle der Sicherheit, welches man bei Flußfahrten hat, vorüber. Bei letzteren hat man, wenn ein Unwetter losbricht, stets noch Zeit sich in einen Seitenarm zu retten; hier aber ist das Gewässer breit, tief und schlammig, und ist reich an Wirbeln und Strudeln, welche selbst den besten Schwimmer in die Tiefe ziehen. Jedes schwimmende Stück Holz halten die Bootsleute in ihrer Furcht für ein Krokodil oder einen Haifisch, welche auf gute Beute warten; zudem wissen die Schiffer, daß, selbst, wenn es ihnen gelänge bei einem Schiffbruche das Ufer zu erreichen, sie im Schlamme versinken oder im Mangrovedickicht verhungern müßten. Und doch ist diese gefährliche Gegend so schön, so friedlich und harmonisch. Hinter dem breiten Sumpfstreifen, der so flach ist, daß man nicht unterscheiden kann, ob die Mangroven mit ihren tausend Wurzeln und mächtigen Aesten im Flusse oder auf dem Lande wachsen, steigen schön geformte Hügel und kleine Waldberge auf. Je nach der Höhe und dem Boden wechseln die Pflanzenarten; ohne Ende sind die Unterschiede in der Färbung und Gestaltung der Vegetation: bald sieht sie aus wie matter meergrüner Sammet, bald wie leuchtende Seide; hier schillern im Sonnenschein die lichtgrünen Fächer der Cocos-Bellos, dort wechseln die langen dunkeln Büsche der Palmen mit den riesigen Quippos-Bäumen, welche man selbst in der dichtesten Laubmasse stets herauserkennt, und auf den Hügeln drängen sich die den Bananen ähnlichen Platanillos zusammen. Unmöglich ist es aber zu schildern, wie weich und wie vielfach die Uebergänge der einzelnen Töne und Schattirungen in einander stattfinden. Jenseit der Hügel erheben sich überall die sägeförmigen Spitzen der Cordillere und die weniger schroffen Gipfel des Pirri-Massivs, aber in solcher Ferne, daß sie trotz der Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft wie Nebelgebilde erscheinen.

In solcher Umgebung liegt La Palma.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

II.

Von den Boten angekündigt kommt der Frühling nach russischem Glauben auf einem scheckigen Pferd oder, wie ein russisches Liedchen, mit welchem die Bauern im März und April die Vesna rufen: „Auf einem Pflügelein, auf einem Eggelein“ [1]), somit auf den Werkzeugen, welche der Bauer zu der Jahreszeit am meisten braucht. Eine ähnliche Vorstellung zeigt sich unverkennbar auch bei den Slovenen. In den letzten Faschingstagen ziehen in einigen Gegenden, so z. B. bei Pettau in Steiermark, die „Pflüger“ (oraci) herum. Mehrere maskirte Burschen, von denen einer als Teufel den Pflug ziehen muß, während ein anderer mit einer großen Peitsche knallt, und ein dritter in einem Korb Gaben sammelt, kommen vor das Haus, ziehen den Pflug einige Male durch den Hof als symbolische Eröffnung der Feldarbeiten und werden darauf mit Eßwaaren und Getränken beschenkt, die sie nach vollzogenem Aufzuge gemeinsam verzehren.

Nach einem andern russischen Volksliede, welches beim Vesna-Rufen gesungen wird, kommt der Sommer in einem Kahn (auf nassem), der Winter in einem Wagen (auf trockenem Wege) gefahren. Dabei hat sich in einigen Gegenden noch ein Ueberrest alter Frühlingsopfer erhalten; die Bulgaren z. B. gehen am 1. März bei Sonnenaufgang das Frühjahr anrufen und halten ein eigens zu diesem Zwecke gebackenes Brod in der Hand; russische Landleute dagegen breiten auf dem Felde ein neues Leinwandstück aus, legen Kuchen darauf, wenden sich gegen Osten und sprechen: „Sieh da! Mütterchen Vesna!“ Darauf entfernen sie sich, lassen ihre Gaben unter freiem Himmel und hoffen, daß die Vesna (die Weißrussen denken sich den Frühling als ein schönes, junges, schlankes Mädchen, Ljalja) sich mit der Leinwand kleide und für das ihr dargebrachte „Salz und Brod“, womit in Rußland jeder Gast beim Eintritte ins Haus bewirthet wird, Flachs und Hanf gedeihen lasse [1]).

Die Volkslieder, welche beim Frühlingsempfange gesungen werden, reichen in ein hohes Alterthum hinauf und enthalten wichtige Daten für den Mythenforscher. Nicht geringeres Interesse gebührt den Spielen und sonstigen Gebräuchen aus dieser Zeit. So feiern die Weißrussen der Ljalja (Personifikation des Frühlings) am Vorabende des St. Georgstages den Ljaljnik. In einem Heine versammeln sich die Bauernmädchen, wählen eines aus sich zur Ljalja, kleiden sie in weißes Leinen, umwinden ihr Hals, Hände und Taille mit frischem Grün und setzen auf ihren Kopf einen Kranz aus Frühlingsblumen. Die Ljalja setzt sich dann auf den Rasen, neben sie stellen die Versammelten Mundvorräthe, welche sie zu diesem Zwecke mitgebracht haben, und legen grüne Kränze dazu. Darauf reichen sich

[1]) Afanasjev III, p. 678.

[1]) Afanasjev III, p. 690.

die Mädchen die Hände und beginnen den Reigen um die Königin des Festes zu tanzen; dabei singen sie Lieder, in denen sie um Segen für die Feldfrüchte bitten. Nach Beendigung der Feier vertheilt die Ljalja die Eßwaaren und die Kränze unter den Anwesenden; die letzteren sowie das Grün, welches die Ljalja geschmückt, werden dann bis zum nächsten Frühjahr sorgfältig aufbewahrt [1]).

Die Frühlingsgöttin erscheint aber nicht nur als Beschützerin der Saaten, sondern auch der Ehe und des Liebesgenusses. Daher erklären sich die verschiedenen Liebesorakel, welche in dieser Zeit den Liebenden Aufschluß über die Zukunft geben; deshalb werden von dem russischen Volke auch Spiele veranstaltet, die auf die Liebe Bezug haben und deshalb „Brände" (gorelki) heißen [2]).

Die bisher angeführten Frühlingsgebräuche zeigen uns die Jahreszeit in ihrem lieblichen Kleide; betrachten wir nun den Unterschied zwischen Winter und Sommer von einem andern Gesichtspunkte, so erscheint uns der Winter im Volksglauben auch als Repräsentant des Todes, der Sommer als der des Lebens, eine Auffassung, die wohl schon so alt sein mag als das Menschengeschlecht. Diese erzeugte bei den Griechen den sinnigen Mythus von der Persephone, die von dem gewaltthätigen Beherrscher der Unterwelt geraubt, durch Zeus' Beschluß den einen (winterlichen) Theil des Jahres bei ihrem finstern Gemahl in der Unterwelt selbst als finstere Beherrscherin der Todten, den andern (sommerlichen) Theil aber bei ihrer Wachsthum und Getreidesegen spendenden Mutter selbst als lichte freundliche Gottheit zubringen muß. Darin sehen wir das Absterben des Naturlebens im Herbste und sein Wiedererwachen im Frühling in einem sinnigen Bilde dargestellt, wie es schon das in der Ilias erwähnte Linoslied in dem Tode und Wiedererwachen des Linos feierte und später das aus der Religion semitischer Völker übernommene Adonisfest darstellte. Adonis' Name bedeutet den „Herrn"; er ist der Gott der männlichen, belebenden und zeugenden Naturkraft, dessen die weibliche Naturgöttin (in der Adonissage Aphrodite) nicht entbehren kann, den sie aber im Wechsel der Jahreszeiten immer eine Zeitlang missen muß, bis sie ihn wieder gewinnt.

Dies kleidet der Mythus in das Bild eines schönen Jünglings, Adonis, des Geliebten der Aphrodite, den ein Eber, das Sinnbild der feindseligen winterlichen Mächte, wie wir ihn auch bei Germanen und Slaven finden, zum Tode verwundet. Sie beweint ihn trostlos, aber die Götter gewähren, daß er aus dem Reiche des Todes auch wieder zu ihr zurückkehren darf. Das Fest selbst wurde mit Todtenklagen um den Adonis begangen; man stellte Bilder aus, die den Gestorbenen darstellten, ging in Prozession damit umher, wobei die sogenannten Adonisgärtchen, d. h. Kasten oder Blumentöpfe mit Lattich, Fenchel und anderen Gewächsen, die man darin gesäet hatte, getragen und dann ins Wasser geworfen wurden. Dann aber wurde auch das Wiederaufleben und die Rückkehr des Adonis mit Freudenfesten gefeiert.

Dem ersten Theile dieser Feier entspricht das „Todaustragen", welches in Schlesien, Böhmen, Mähren, Sachsen, Thüringen, bei den Lausitzer- und Elbeslaven, den Polen und anderen üblich war und theilweise noch im Gebrauch ist. Am Sonntage „Lätare", in Böhmen am Sonntage „Judica", welcher deshalb auch der Todtensonntag (smrtna nedele) heißt, versammelten sich in den Dörfern und Städten Erwachsene und Kinder in großer Zahl, machten von Holz, Lumpen und Stroh ein häßliches Bild einer alten Frau (der Tod ist im Slavischen weiblichen Geschlechtes), banden es an eine Stange und trugen es unter Gesängen, Liedern und dem lautem Jubel des Volkes in den Straßen umher. Zuletzt wurde die Puppe ins Wasser geworfen oder verbrannt; manchmal machte sich aber die Jugend auch den Spaß, das Bild über die Gemeindegrenze auf das Gebiet der Nachbargemeinde zu werfen, was jedoch den Nachbaren gewöhnlich nicht angenehm war, so daß es oft zu Zank und Streit, ja selbst zu Schlägereien kam. Die Puppe heißt „der Tod" und diese Feier „den Tod austreiben" (vynášení Morany). Die Bedeutung der Feier erklären die dabei gesungenen Lieder selbst am besten. Die Čechen singen, wenn die Puppe ins Wasser geworfen wird: „der Tod (smrt) schwimmt auf dem Wasser — das neue Jahr kommt zu uns"; bei der Rückkehr in das Dorf hingegen heißt es ausdrücklich: „den Tod haben wir aus dem Dorfe getragen, das neue Jahr tragen wir ins Dorf". Auf den Todtenstein bei Görlitz, welcher in heidnischen Zeiten als Opferstätte gedient hatte, zogen noch im Anfange des 18. Jahrhunderts zur Zeit des Frühlingsanfangs die Leute aus der Umgebung; nach Sonnenuntergang zündeten sie Strohfackeln an und zogen mit dem Gesange: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder" ins Thal [1]).

Ein ähnlicher Gebrauch besteht noch jetzt bei den Slovenen in Krain, wo allerdings der Gedanke an das Todaustreiben verloren gegangen ist, dafür aber verbrennt man noch jetzt den Fasching (pust). Am Faschingdienstag Abends nach Sonnenuntergang holt die Jugend alte abgebrauchte Reisigbesen, tränkt sie wohl auch mit Pech, zieht ins Freie, zündet sie an, schwingt sie durch die Luft, schreit und singt dazu, um den bösen Fasching zu vertreiben. Die Erinnerung an den alten Frühlingsbrauch ist dabei ganz verloren gegangen. Wie weit jedoch dieser Brauch verbreitet war, beweisen die Ueberreste desselben, die wir auch bei den Südslaven finden. In Altserbien z. B. wird Anfangs Mai eine Puppe aus Reisig oder Stroh, die Maja, ins Wasser geworfen, Kinder schlagen dabei auf hölzernes und eisernes Geschirr, waschen sich darauf und singen Lieder, in denen sie den Einzug des Heiligen Jeremias, dessen Fest auf den 1. Mai fällt, feiern und den Wunsch ausdrücken, alle Schlangen mögen ins Meer ziehen. In Macedonien, Thessalien, Albanien, Thracien und theilweise auch in Bulgarien bringen die Frauen schon vor Sonnenaufgang Wasser von sieben verschiedenen Quellen, reinigen das Haus und die Kinder lärmen auf verschiedenem Geschirr und singen vom Heiligen Jeremias [2]). Dieser Lärm wie auch besonders das Knallen mit Peitschen und das Glockengeläute vertreibt die bösen Geister; deshalb finden wir auch bei den Kaschuben in der Nähe von Danzig noch denselben Brauch zu Neujahr. Am Sylvesterabend nach Sonnenuntergang versammeln sich die Kinder des Dorfes, bewaffnet mit Kuhglocken, Ratschen, Kesseln, Pfannen und Anderm, in den Gassen, machen einen Heidenlärm und schreien, so viel sie können, um den Tod (das alte Jahr) zu vertreiben, wobei ihnen die erwachsenen Knechte durch Knallen mit Peitschen helfen. Das giebt ein wunderliches Bild, denn je größer der Lärm, denken sie, desto fruchtbarer wird das neue Jahr sein. Da schreit z. B. ein Gänsemädchen aus vollem Halse nach

[1]) Afanasjev III, p. 679.
[2]) Vergl. „Globus" XXXIII, S. 316.

[1]) Vergl. über das Todaustreiben: Usener, Italische Mythen, Rhein. Museum, XXX (1875). „Globus" XXX (1876), S. 299. Grimm, D. M. 4. Ausgabe, II, S. 639 ff. Afanasjev III, p. 691 seq.
[2]) Milojević, Pesme i običaji ukupnog naroda srbskog. Belgrad 1869, p. 171. Vergl. jedoch über Milojevic: Krek, Einleitung I, 320.

vielen Hühnchen, Enten, Gänsen und viel Getreide, daneben ein Hirtenbube nach vielen Kälbern, Füllen, viel Getreide. In den Gärten zieht die wilde Jagd um die Obstbäume und ruft Obstsegen herbei [1]).

Den Ursprung des Todaustreibens wollen einige in Polen gefunden haben, wo im Jahre 966 am vierten Sonntage in der Fastenzeit der Fürst Mečislav zum Christenthum übertrat und alle Götzenbilder ins Wasser werfen oder verbrennen ließ. Nach Dlugosz, welcher diese Nachricht überliefert hat, soll Mečislav zur Erinnerung daran den Brauch des Todaustreibens eingeführt haben, um sein Volk daran zu erinnern, daß die Götzendiener des Todes schuldig seien. Die Strohpuppe sollte ihre alten Göttinnen Marzana und Ziewonia, denen sie früher Frühlings- und Erntefeste gefeiert hatten, darstellen. Doch ist der Ursprung des Brauches jedenfalls viel älter, denn wir finden ihn schon bei alten Völkern; so warfen in Rom die Vestalinnen am 15. Mai von der Pfahlbrücke vierundzwanzig aus Binsen verfertigte Puppen in den Tiber; der „Mamurius Veturius", den man in Rom vor den Idus des März in der Gestalt eines in Häute gekleideten Mannes mit weißen Stäben durch die Straßen peitschte, ist auch nichts anderes als das Bild des alten Jahres, und schon Corssen hat nachgewiesen, daß die Anna Perenna, deren Fest auf die Idus des März fiel und mit Gelagen gefeiert wurde, nur das alte Jahr bedeute; auch bei dieser Feier wurde, wie Usener nachgewiesen hat, ein Bild der Anna ins Wasser geworfen.

Aber auch die von Dlugosz erwähnte Marzana ist keine Erntegottheit, sondern eine Gottheit des Todes; dies beweisen, abgesehen von der Etymologie, schon Namen, welche in den bei der Feier gesungenen Liedern vorkommen, Mařena, Morena, an deren Stelle in čechischen Liedern auch Smrtolenka und Smrt (der Tod) selbst tritt.

Aehnliche Handlungen finden wir übrigens noch in diesem Jahrhundert und in manchen Gegenden noch vor Kurzem in Rußland [3])

Der Gebrauch des Todaustragens findet sich noch im Gubernium Kaluga, wo man die Strohpuppe auf einer Stange herumträgt und Abends verbrennt; im Gubernium von Orlovsk besteht dieselbe Feier; die Mädchen ziehen um Mitternacht ins Freie und schlagen mit Besen und Feuerhaken in die Luft, um die bösen Geister zu vertreiben, wie früher die Lithauer bei Begräbnissen mit Messern in die Luft hieben, um denselben Zweck zu erfüllen [3]).

Ein ähnlicher Gebrauch findet sich in anderer Form noch bei den Slovenen und Kroaten. Zu Mitfasten, erzählen die Bauern noch heutzutage, wurde ein altes Weib um Mittag entzweigesägt. Ist jetzt auch dies nur zu einem Märchen zusammengeschrumpft, so scheint es doch in früheren Zeiten an einer Puppe wirklich vollzogen worden zu sein. In Spanien und Italien hat sich dagegen dies fast bis in unser Jahrhundert erhalten. In hellen Scharen liefen die Kinder z. B. in Barcelona durch die Stadt; die einen trugen Sägen, andere Holzklötze und noch andere sammelten Gaben; dazu sangen sie ein Lied, daß sie das älteste Weib suchten, um es entzwei zu sägen. In italienischen Städten und Dörfern veranstaltete dagegen die hoffnungsvolle Straßenjugend die sogenannte „Scampanata", d. h. sie lärmte herum, zerbrach alte Töpfe, läutete mit alten Glocken, schrie und lärmte, so viel sie konnte. Darauf machte sie aus Lappen eine Puppe, welche sie das älteste Weib der Stadt oder des Dorfes nannte und zersägte sie (segare la vecchia) [1]). In Rußland dagegen tragen die Kleinrussen zur Zeit des Frühlingsempfanges eine weibliche Puppe (Mara) durch die Gassen und Felder und verbrennen sie auf einer Anhöhe, während gesungen und die Vesna gerufen wird; in manchen Gegenden des Reiches tragen die Bauern am Abend des letzten Faschingstages Strohbünde ins Freie, thürmen sie auf und verbrennen unter Gesang und Geschrei den Fasching, oder errichten einen Scheiterhaufen, um darauf den Eisberg, auf welchem sie sich im Winter unterhalten hatten, zu verbrennen [2]).

Die Vorstellung des Winters und Sommers als feindlicher Wesen führte aber auch dazu, dieselben im Kampfe um die Herrschaft darzustellen. Um der Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck zu geben, wurde dieser Kampf, in welchem der Winter unterlag, mimisch dargestellt. Ein förmlicher Kampf findet noch statt in Deutschland in den Rheingegenden, ferner in Schwaben, Bayern, der Schweiz und überhaupt in den Alpenländern. Zwei Burschе, der eine als Winter in Stroh oder in Moos eingemummt, der andere, der Sommer, mit Ephen oder frischem Grün bekleidet, beide von zahlreichem Gefolge umgeben, treten auf und ringen mit einander, bis der Winter zu Boden geworfen wird. Dann wird demselben die Hülle abgerissen, zerstreut und ein Kranz oder grüner Zweig herumgetragen. Das Gefolge singt Lieder dazu, preist den Sieger und verhöhnt den Besiegten.

Ja, ja, ja, der Sommertag ist da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt den Bauern zur Stube hinaus.

So und ähnlich lauten die Gesänge, welche die Feier begleiten.

Ob dieser Brauch bei den Slaven je in weiterm Umfange bestanden, wissen wir nicht zu sagen, jedenfalls stimmt er aber mit dem Todaustreiben ganz gut. Etwas Aehnliches findet sich jedoch in einigen Gubernien Rußlands. Am Samstag in der Butterwoche (Fasching) errichtet man auf dem Eisfelde eines Flusses oder sonst wo eine Schneeburg. Die Anwesenden bewaffnen sich mit Stöcken, Besen und Schneeballen und theilen sich in zwei Parteien. Die eine vertheidigt die Burg, die andere greift sie an. Nach langem Kampfe siegen die Angreifer und zerstören die Burg des Winters, deren Kommandant vormals sogar in einem der Eislöcher gebadet wurde [3]).

[1]) Jahrbücher f. slav. Lit., Kunst und Wissenschaft. v. Jordan II (1848), 25.
[2]) S. „Globus" XXXIII, S. 317.
[3]) Afanasjev III, 703.

[1]) Linhardt, Versuch einer Geschichte von Krain. Nürnberg 1796. 2, 274. Anton, Versuch über die Slaven, 2, 66. Usener, a. a. O., S. 193.
[2]) Afanasjev III, 697.
[3]) Ibidem III, 697.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

II.

Tirana.

Es giebt keinen größern Contrast, als zwischen Durazzo und Tirana, der unstreitig schönsten Stadt Oberalbaniens. Allerdings sind die Straßen von Tirana auch schmutzig, indeß rieseln durch dieselben zwei schmale Bäche, welche den Unrath wegschwemmen, und dieser Uebelstand wird durch die herrliche Lage der Stadt hinreichend aufgewogen.

Man hat, sehr mit Unrecht, Albanien mit der Schweiz verglichen; in Tirana könnte man sich indeß doch in ein Alpenthal versetzt glauben. Die weitausgedehnte Ebene ist rings von hohen Bergen eingeschlossen, die allerdings mit den Schweizer Riesen keinen Vergleich aushalten und denen auch die Gletscher fehlen, welche aber durch ihre prächtige Farbenstimmung, wie durch ihre romantische Gruppirung das trunkene Auge zu fesseln wissen. Ein Beherrscher Albaniens sollte seine Residenz in keiner andern Stadt aufschlagen.

Die prächtigsten Höhen bilden die östliche und nördliche Einfassung der Mulde, in deren Mitte die Stadt gebaut ist. Gerade im Osten erhebt sich der (nach der österreichischen Karte) 1207 m hohe Briskes, dessen Kamm gegen Nordwesten zum 1546 m hohen Dajti (Malj Daltit) ansteigt, der seinerseits durch ein tief einschneidendes Thal vom Brarit oder Pješit (1412 m) getrennt ist. Diese drei Berge fallen sanft gegen die Stadt ab und senden zahlreiche Bäche in das Thal hinab. Im Sonnenschein nehmen sie sich prächtig aus. Der Kamm ist größtentheils kahl und von rothem Gestein; der mittlere Abhang prangt im herrlichsten grünen Waldschmuck und der Fuß ist mit wogenden gelben Feldern und braunen Aeckern bedeckt. Zahlreiche Dörfer gucken allenthalben hervor und liefern den Beweis, daß der große Kessel von Tirana dicht bevölkert ist.

Im Süden wird dieser Kessel durch die halbmondförmige Grabekette gebildet, deren höchste Spitze (725 m) gerade im Süden der Stadt liegt. Diese Abhänge sind bei Weitem weniger anmuthig und auch nicht so fruchtbar und bevölkert als die östlichen. Uebrigens ist ein großer Theil derselben durch ein Vorgebirge verdeckt, das sich unmittelbar im Süden der Stadt isolirt erhebt und ebenfalls durch seine Farbenstimmung zu den Reizen der Umgebung beiträgt. Im Westen wird der Kessel durch den Barzes (487 m) abgeschlossen, der auf der Tirana-Seite theils Wiesen und Viehweiden, theils Steinwüsten enthält und in seiner Zerrissenheit einen hübschen Anblick bietet. Im Norden wird die Aussicht auf Kruja durch mehrere vorliegende Felspartien verdeckt, deren theilweise grüner Ueberzug von rothem Gestein matt absticht. Die Mulde selbst besteht weit und breit aus saftigen Wiesen, wohlgepflegten Gärten und gut bestellten Feldern.

Wenn man von Durazzo oder Kruja herankommt, kann man sich von der bedeutenden Ausdehnung der Stadt keinen Begriff machen. Man sieht vorerst nur eine kleine Zahl Häuser, über deren Dächer mehrere Minarets in bunter Malerei emporragen. Aber sobald man die Stadt betreten, bekommt man eine Idee von ihrem Umfange. Ich irrte oft stundenlang durch die Gassen ohne das Ende zu finden. Freilich passirte mir in Škodra dasselbe, und ohne die Uebersicht, welche ich vom Rosafa aus über diese Stadt gehabt, hätte ich deren Bevölkerung auch irriger Weise doppelt so hoch angeschlagen, als sie in Wirklichkeit ist. Hätte ich über Tirana einen solchen Ueberblick gehabt, wäre es mir vielleicht auch kleiner vorgekommen; allein ein solcher Punkt fehlte und ich muß mich mit der Mittheilung begnügen, daß die Bevölkerung der Stadt die Zahl von 22 000 Seelen nicht übersteige. Darunter sollen sich 40 katholische Familien mit 250 bis 300 und 200 griechische mit 1300 bis 1500 Köpfen befinden, außerdem einige Hundert Zigeuner, so daß sich die mohammedanische Bevölkerung auf 20 000 Seelen beliefe.

Die Straßen von Tirana sind außerordentlich belebt und der bedeutende Bazar kann sich fast mit jenem von Škodra messen. Auffallend war mir, daß so viele Mohammedanerinnen auf den Straßen hockten und verschiedene Waaren feilboten. Die Bäche in den Gassen machen allerdings einen sonderbaren Eindruck, und ihr schwarzes Wasser trägt auch nicht zur Verschönerung bei, aber da die Straßen im Allgemeinen breiter und mit netten Häusern eingefaßt sind, erhöhen sie nur das Originelle der ganzen Stadt. Zu diesem tragen auch die vielen buntbemalten Moscheen bei, welche nicht so geschmacklos beklecksi sind, wie jene von Škodra, auch reiner gehalten werden. Inmitten der Stadt gewahrte ich viele Gärten, welche natürlich auch dazu beitragen, diese umfangreicher zu machen. Das Haus des Kaimakams ist mit einer Mauer umgeben und enthält einen geräumigen Audienzsaal.

Die Bevölkerung schien mir nicht fanatisch zu sein. Die Frauen tragen sich wie in Südalbanien, ebenso die mohammedanischen Männer, d. h. die Fustanella ist allgemein. Die Katholiken tragen nicht die Kaufmannstracht von Škodra und Leš, sondern ein türkisches Kostüm, wie es auch in Kleinasien getragen wird: rothe Aermeljacke, beinahe von maurischem Schnitte, Gürtel, Džamadan, weite bis an die Knie reichende blaue oder schwarze Pumphosen und Strümpfe. Viele Griechinnen sah ich in derselben Tracht, welche ich im Innern von Griechenland gefunden: rothe, runde Aermeljacke, rothes Mützchen mit langer Goldquaste und gesticktes, seitwärts etwas geschlitztes Kleid. Ich glaube mich auch zu erinnern, daß die Christinnen von Tirana ebenfalls den Schleier (Jaschmack) trugen.

Seit 1856 besteht in Tirana eine kleine katholische Kirche, auf Kosten des Kaisers von Oesterreich erbaut, der überhaupt dort sehr in Ansehen steht. Neben der Kirche befindet sich

---

Anmerkung: Š u. š spr. sch; z spr. als weiches s; Dž spr. Dsch.

das Pfarrhaus, welches die Schule enthält und von zwei Weltpriestern bewohnt ist. Ich verdanke diesen meine Beherbergung und alle erhaltenen Auskünfte. Der Pfarrer Don Brignaj war ein sehr gebildeter Mann, gleich seinem Cooperator von der Propoganda in Rom erzogen, aber Albanese von Geburt. Seine reichhaltige Bibliothek enthielt manche sehr interessante Werke. Der Cooperator leitete die Schule, in welcher ich etwa zwanzig oder mehr Schüler fand, die in italienischer Sprache Unterricht erhielten.

Die ganze Bevölkerung machte auf mich den vortheilhaftesten Eindruck. Welch ein Unterschied zwischen ihr und dem ekelhaften Lumpenpack von Škodra! Zur Steuer der Wahrheit muß ich allerdings erwähnen, daß es auch in Tirana sehr „ländlich sittlich“ zu sein scheint, da ich außer den Zigeunern auch türkische „Heilige“ splitternackt in den Straßen promeniren sah.

In der Geschichte hat Tirana keine so bedeutende Rolle gespielt als andere oberalbanesische Städte. Nach Hahn soll die Stadt erst um 1600 gegründet worden sein[1]), und er erzählt ihren Ursprung folgendermaßen:

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lebte in Albanien ein unbemittelter Bey, Namens Sulejman, dessen ganze Dienerschaft aus einem jungen Manne bestand. Diesem träumte einst, daß sich der Mond auf seine Schultern senkte und sein glänzendes Licht weithin strahlte. Sulejman Bey, dem er diesen Traum erzählte, rieth ihm, sich in der Welt sein Glück zu suchen, da ihm eine große Zukunft bevorstände. So geschah es auch.

Nach vielen Jahren erhielt Sulejman Bey vom Großvesir den Befehl, nach Konstantinopel zu kommen. Dort angelangt staunte er nicht wenig, als er in dem Sadr-Asam seinen ehemaligen Diener erkannte, der also wirklich sein Glück gemacht. Da es ihm vom Großvesir freigestellt wurde, sich eine Gnade zu erbitten, verlangte und erhielt Sulejman Bey das Sandschak Ochrida. Auf seinen Jagden kam er auch einmal nach Tirana, damals ein Dorf von 15 Häusern. Die Gegend gefiel ihm so ausnehmend, daß er eine Moschee und einen Bazar daselbst baute und nach seinem Tode dort begraben zu werden wünschte, was auch geschah.

Sein letzter Nachkomme, Hadschi Etem Bey, wurde von dem mächtigen Bey von Kruja vertrieben und irrte Jahre lang als Bettelderwisch durch Anatolien. Ende der zwanziger Jahre kehrte er nach Albanien zurück und wurde von Mustafa Pascha in seinen alten Besitz von Tirana eingesetzt. Da er dem Pascha treu blieb, wurde er von Mehemed Reschid Pascha nach Gefangennahme Mustafa Paschas (1832) abgesetzt und flüchtete sich nach Elbassan. Doch versöhnte er sich später mit seinem Feinde und gab ihm seine Tochter zur Frau. Von ihr stammen die reichen Beys von Tirana ab, deren einer (Achmed Bey) Mudir dieser Stadt war.

Aus der Zeit der Fehde zwischen Tirana und Kruja erzählt man sich, daß heimlich viele Krujaner auf den Tiranaer Bazar kamen. Um sie zu erkennen, zeigte man ihnen einen Holzbalken und fragte sie, was das sei. Antworteten sie nun „trani“, wurden sie sofort niedergestochen, weil die Tiranaer „trán“ sagen.

Ueber Tirana geht folgendes Sprichwort: „Wer 40 Oke Tiranaer Wasser trinkt, wird ein Knabenliebhaber, wer 40 Oke Scutariner Wasser trinkt, ein schlechter Kerl“ (oder Raufbold).

[1]) Historisch erwiesen existirte jedoch schon zu Zeiten Skanderbeg's eine Stadt Tirana, welche von Barletius als „major“ bezeichnet wird und somit auch ein „minor“ voraussetzen läßt.

Palmenkultur und Brunnenbohrungen der Franzosen in der Algerischen Sahara.

Von Prof. Dr. **Th. Fischer**.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Kolonisation Algeriens Seitens der Franzosen sehr langsam fortgeschritten ist und daß dabei unglaubliche Fehler begangen worden sind, allerdings zum Theil durch Hineinziehen der Kolonie in die politischen Bewegungen des Mutterlandes. Bis heute ist es eigentlich nicht gelungen, die große Masse der Franzosen für Algerien zu erwärmen, noch weniger eine irgendwie ins Gewicht fallende Auswanderung dorthin ins Leben zu rufen. Der Franzose wandert eben nicht aus, am wenigsten der Landmann. Nach fünfzigjähriger Herrschaft der Franzosen in Algerien sind dort erst wenig über 300 000 Europäer angesiedelt, von denen genau die Hälfte keine Franzosen sind, trotz aller denkbaren Vergünstigungen, welche ihnen von der Regierung geboten wurden. Erst seit allerneuester Zeit, seit 1866, namentlich aber seit dem letzten großen Aufstande von 1871, ist man energischer an die Kolonisation und friedliche Eroberung des Landes gegangen und sind mit derselben gewaltige, die Zukunft sichernde Fortschritte gemacht worden, erst jetzt kann man mit Sicherheit voraussagen, daß Algerien einmal eine Machtverstärkung Frankreichs sein wird. Kulturarbeiten jeder Art, welche allüberall dringend nöthig waren, sind seitdem in größerm Maßstabe vorgenommen worden, es sind Häfen gebaut worden, Eisenbahnen und Straßen, es sind Flüsse regulirt und Sümpfe ausgetrocknet worden. Vor allen Dingen aber sind in den verschiedensten Gegenden des Landes, das sich in drei natürliche nach Boden, Klima und Produkten scharf unterschiedene Abtheilungen gliedert, die mediterrane Abdachung, das Tell der Araber, das Hochland und die Algerische Sahara großartige Arbeiten zur Bewässerung weiter Landstriche ausgeführt worden, sei es Bewässerung das ganze Jahr hindurch, sei es in der regenlosen Hälfte des Jahres. Selbst in dem an Niederschlägen noch ziemlich reichen Tell ist künstliche Bewässerung hier und da sogar für Getreidebau nöthig, auf dem Hochlande, das den Charakter der Steppe trägt, ist die Wasserarmuth noch größer und ist künstliche Bewässerung nur an wenigen Punkten möglich, es wird immer im Wesentlichen nur Halfagras produciren oder als Viehweide dienen. Die Algerische Sahara dagegen bringt nur im Winter und bis in den Frühling hinein, wo es am südlichen Abfall des Hochlands noch etwas reguet, dürftige Vegetation hervor, intensivere Ausnutzung des Bodens ist dort völlig an natür-

liche oder künstliche Brunnen und damit mögliche Bewässerung gebunden. Dort hängt alles davon ab, ob die Brunnen unterhalten werden, Ausdehnung der bebauten Fläche und damit Zunahme der Bevölkerung und wachsender Wohlstand derselben ist nur möglich durch Vermehrung des verfügbaren Wasservorraths. Dort kann man sich die Herzen der Eingeborenen erobern durch Erschließung neuer Wasservorräthe, dort schreitet in der That die Eroberung wirksamer vorwärts, wenn sie mit dem Brunnenbohrer unternommen wird, als mit dem Schwert in der Hand. Man baut nun wohl auch in diesen bewässerbaren Strichen des Wüstengebiets, den Oasen, Getreide und Gemüse, man zieht auch südliche Fruchtbäume, Orangen, Feigen, Aprikosen und dergleichen, aber all dies nur in geringer Ausdehnung und zum Theil nur unter dem Schutze, welchen das säuselnde Dach der Kronen edler Dattelpalmen gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewährt. Die Dattelpalme ist das wichtigste Erzeugniß der Oasen, von ihr allein hängt die Existenz der Oasenbewohner ab, neben ihr fällt selbst der Ertrag der Viehzucht der wandernden Stämme wenig ins Gewicht. Das Vorhandensein unterirdischer Wasservorräthe und deren Erschließung ist daher identisch mit der Kultur der Dattelpalme und deren Ausdehnung. Von oberirdisch fließenden Gewässern ist in der Algerischen Sahara kaum die Rede, nur nach heftigen Regengüssen im Winter und Frühling füllen sich die Wasserbetten vorübergehend, und selbst die zahlreichen größeren und kleineren Salzwasserpfannen, die Schotts, vertrocknen im Sommer fast völlig. In der Tiefe ist aber an sehr vielen Punkten das ganze Jahr Wasser zum Theil in ungeheuren Mengen vorhanden, auch außerhalb der meist trocknen Flußbetten.

Diese unterirdischen Wasservorräthe sind natürlich atmosphärischen Ursprungs, es sind die Wassermengen, welche in den vorhergehenden Wintern und Frühlingen zum geringern Theil an dem Orte selbst, zum größern an der saharischen Abdachung des Atlassystems oder auch auf dem noch von keinem Europäer betretenen Hochlande von Ahaggar und seiner Umgebung mitten in der Sahara gefallen sind. Diese Regenwasser werden von dem lockern Sandboden rasch aufgesogen oder fließen dort, wo nackter Felsboden ansteht, rasch ab und sammeln sich in den Wasserbetten, wo sie bald in die Tiefe hinabsinken und, von den darüber gelagerten Sandmassen gegen Verdunstung geschützt, unterirdisch auf einer undurchlässigen (meist thonigen) Bodenschicht der Neigung derselben folgend weiter fließen. Je tiefer nun diese Bodenschicht liegt, die zu durchstoßen und damit dem Wasser einen Abfluß in noch größere Tiefen zu öffnen man sich wohl hüten muß, in um so größerer Tiefe ist Wasser zu finden, je näher sie der Oberfläche liegt, in um so geringerer. In vielen Gegenden kann man die sanfte Neigung derselben genau nach den Tiefen berechnen, in welchen man Wasser findet. Nicht selten treten die unterirdischen Wasser ganz zu Tage als natürliche Brunnen oder kleine Seen, namentlich in den Betten der Wadis, wenn festes Gestein gangförmig dieselben quer durchsetzt und dadurch das Wasser aufstaut und emporzusteigen zwingt. Wie weit auf diese Weise die unterirdischen Ströme fließen und wie rasch, wo sie sich in unter- oder oberirdischen Becken sammeln, das hängt von dem Relief des Landes ab. Während z. B. im Departement Oran entsprechend der sanften Abdachung des Hochlandes gegen die Sahara hin die Grundwasser sich weit vom Gebirge entfernen, ohne daß sich ein größeres unterirdisches Stromsystem bilden kann, in Folge wovon dort sich nur wenige kleine Oasen unmittelbar am Gebirge finden, sammeln sich die weiter östlich fallenden Meteorwasser in der tiefen Einsenkung, welche sich wie ein Graben vor dem Festungswalle des Atlas-Hochlands nach Osten bis nahe an die innerste Einbuchtung der kleinen Syrte zieht. Und zu ihnen kommen noch weit von Süden her die jedenfalls geringen Reste der Niederschlagsmengen der Hochländer der innern Sahara, welche in dem breiten Wadi Igharghar und dem Wadi Mia bis nahe an den Wall des Atlas mehr als 100 Meilen weit fließen. So ist denn jener Graben, in welchem sich von zwei Seiten die Gewässer sammeln, von einer Reihe salziger Wasserbecken ausgefüllt, die auch im Sommer nicht ganz verdunsten. Es sind dies die großen Schotts, deren Boden, zum Theil auch ihr Spiegel, unter dem Meeresniveau liegt, eine Thatsache, welche das bekannte Projekt wachgerufen hat durch einen Kanal bei Gabes das Wasser des Mittelmeeres in diese Depression zu lenken und ein inner-algerisches Meer zu schaffen. Ist nun auch kaum zu erwarten, daß dieses Projekt, dessen Nutzen Unbefangene selbst unter den Franzosen schwer einsehen wollen, jemals ausgeführt werden wird, so hat dasselbe doch zu einer sorgfältigen Erforschung jener so lange unbekannt gebliebenen Gegenden geführt, was die geographische Wissenschaft mit ebenso großem Danke aufnimmt, wie die eben jetzt von den Franzosen mit so großem Eifer betriebenen für lange Zeit kaum weniger aussichtsvollen Forschungen in der Sahara behufs Anlegung einer Eisenbahn von Algerien nach dem Senegal, dem Niger, dem Tsad-See und womöglich noch einige Stationen weiter. Wir finden daher in der nähern wie in der fernern Umgebung dieser Schotts überall große unterirdische Wasservorräthe und in Folge dessen zahlreiche Palmen-Oasen und Oasen-Gruppen. Im Kleinen wiederholt sich das auch auf dem Hochlande, wenigstens dem Theile, welcher die geringste Meereshöhe hat, dem Hodna-Becken.

Die wichtigsten dieser Oasengruppen sind die der Ziban, des Wad Rirh, des Wad Suf und weiter ab die der Beni Mzab (auf tunesischem Gebiet die des Belad-el-Dscherid, des Dattellandes im engern Sinne, und die von Nefzaua). In größerer oder geringerer Entfernung von einander, durch vegetationslose oder vegetationsarme, aus Sand oder festem Gestein bestehende Strecken von einander getrennt, liegen die grünen Dattel-Oasen in der gelblichen Wüste, den Flecken auf dem Fell eines Panthers gleich, um uns eines treffenden Ausdrucks Strabon's zu bedienen. Namentlich lebhaft empfängt man diesen Eindruck, wenn man vom Hochlande durch einen der wenigen schwierigen Pässe, etwa die Schlucht von Alkantara, herabsteigt und nun die große Palmen-Oase von Alkantara, weiterhin die von Biskra und andere der Oasen der Ziban als dunkele Flecken auf dem hellen Grunde der lichtübergossenen Wüste vor uns liegen. Der unvermittelte Kontrast zwischen der nackten Wüste und dem Palmenwalde, auf dessen Grunde Weizen, Gerste, Baumwolle oder Luzerne einen grünen Teppich bildet, ist ein wunderbarer; die Sonnenstrahlen, welche das grüngelbe Fiederdach durchdringen und den niederen Gewächsen noch hinreichend Licht und Wärme bringen, verleihen dem Palmenhaine den Charakter des Warmen, des Sonnigen; an seinem Saume lagert sich der ermüdete sonnenverbrannte Wüstenreisende, aber nur das geheimnißvolle Rauschen der beständig auch vom leisesten Luftzuge bewegten langen Fiederblätter erinnert ihn an seinen heimischen Tannenwald, die erquickende Kühle fehlt in der Algerischen Sahara wenigstens immer, wenn auch nicht in den dichteren, überreich bewässerten Oasen des arabischen Oman. Auch nicht wie eine Mauer tritt der Palmenhain dem Nahenden entgegen, die schlanken Stämme stehen weit auseinander, tief dringt das Auge in ihn ein, erst im Hintergrunde bildet sich eine geschlossene Wand. In der algerischen Sahara sind die Oasen meist von Erdwällen, zum Theil des Schutzes, zum Theil der Bewässerung wegen, um-

schlossen, so daß die Vertheidigung einer solchen Oase sehr erleichtert wird, selbst gegen überlegene europäische Waffen, wie dies die Franzosen z. B. 1849 bei der Eroberung der Ziban-Oase Saatscha erfahren haben.

Eigenthümlich, von allen anderen Oasen abweichend ist die Palmenkultur im Wad Suf. Dort werden die Palmen auf dem Grunde eines einem umgekehrten Kegel ähnlichen etwa 8 m tiefen Loches gepflanzt, rings von Sanddünen umgeben, welche man durch Pallisaden aus Palmblättern auf ihrem Kamme fest macht. Diese Vertiefungen, deren Anlage und Vertheidigung gegen den sie beständig mit Sand überschüttenden Wind viel Mühe kostet, werden Ritan genannt. Sie reichen bis nahe an die Wasser führende Bodenschicht, in welche die Palmen gepflanzt werden. Senkt sich das Grundwasser, so daß die Wurzeln dasselbe nicht mehr erreichen und die Palme zu verkümmern beginnt, so wird diefelbe mit Stricken an die nächsten derartig festgebunden, daß sie nicht umfallen kann, die Bodenschicht unter den Wurzeln wird entfernt und der Baum somit in eine tiefere Schicht gebracht, wo er das Grundwasser wieder erreicht. In diesen Trichtern nimmt die zugleich mit Kameelmist gedüngte Dattelpalme eine ganz abweichende Gestalt an, sie ist nicht schlank wie anderwärts, sondern hat einen kurzen, starken, oft meterdicken Stamm, der am untern Ende noch mehr verdickt nur wenige Meter hoch wird, ähnlich den massigen Säulen ägyptischer Tempel, und eine mächtige Krone mit 5 m langen Blättern hat. Gegen Wind geschützt und durch Rückstrahlung von den geneigten Sandwänden um so intensiverer Hitze ausgesetzt, reifen hier die herrlichsten Datteln, fleischig, ölig und außerordentlich zuckerhaltig. Zugleich wird in diesen Trichtern unter künstlicher Bewässerung aus 6 m tiefen Brunnen Gemüse gebaut, das einzige Erzeugniß dieser Oasen neben den Datteln, die also hier Alles sind. Diese Art der Palmenkultur dürfte aber außer im Kleinen in der tunesischen Oase El Getar nirgends wiederkehren, da sie aus den örtlichen Verhältnissen hervorgegangen ist und wahrscheinlich diese Form angenommen hat dadurch, daß die Dünen gegen die ursprünglich auf der Oberfläche gepflanzten Palmen vorrückten und dieselben, wie man es ja auch anderwärts in vernachlässigten Oasen beobachten kann, zu verschütten drohten. Dies verhinderten die Bewohner, indem sie rings um den Stamm den Sand entfernten, woraus sich dann dies Trichtersystem entwickelt hat.

In den Ziban-Oasen ist jeder der regelmäßig gepflanzten und frei von Wurzelschößlingen wie von trockenen Blättern gehaltenen Bäume von einem runden kleinen Becken umgeben, das mit dem nächsten durch einen Kanal in Verbindung steht, so daß sämmtliche Palmen bewässert werden können. Das Wasser wird seltener durch Menschenhände, meist durch Kameele oder Esel vermittelst meist sehr primitiver Schöpfwerke aus den oft sehr tiefen Brunnen in Sammelbassins gehoben, aus welchen es dann in die einzelnen Kanäle vertheilt wird. Gewöhnlich werden die Palmen das ganze Jahr bewässert, am meisten aber im Frühling vor der Blüthe und im Sommer vor dem Reifen der Früchte; man hat auch beobachtet, daß die am häufigsten bewässerten am frühesten blühen. Auf 100 Kubikmeter berechnet man den Wasserbedarf einer Palme im Sommer. Ob das Wasser aber süß oder brackig ist, ist nicht von Bedeutung, ja es scheint fast, daß der Baum, wenn er mit Brackwasser bewässert wird, bessere Früchte liefert. Die herrlichen Palmen des Wad Rirh werden mit einem Wasser bewässert, das bei einer mittlern Temperatur von 24° C., etwas mehr als die mittlere Jahrestemperatur der Luft, auf 1 Liter 1 bis 3 Gramm schwefelsaures Natron, 1 bis 2 Gramm schwefelsauren Kalk, ferner etwas Chlornatrium, Chlormagnesium und kohlensauren Kalk enthält, also nothwendig als Trinkwasser abführend wirken muß. Jedenfalls sind die auf besonders fettem Boden auf mit schlammigem Nilwasser bewässerten Bäumen gewachsenen Datteln Aegyptens weniger gut, als die der Oasen, obwohl die Bäume selbst sehr viel schöner sind. Selbst Bewässerung mit warmem Brackwasser wie in der Ziban-Oase Chetma schadet nicht. Wie das Wasserbedürfniß, so ist auch das Wärmebedürfniß der Dattelpalme sehr groß, wenigstens in der Zeit zwischen der Blüthe und Reife der Frucht. Man hat berechnet, daß eine Wärmesumme von 5100° C. nöthig ist in den acht Monaten von Ende März bis Anfang November, damit sie ihre Früchte vollkommen reife, und nur Temperaturen über 18° C. kommen dem Baume zu statten. Bei geringerer Wärme erreichen die Früchte geringere Fülle, sind herber und haben geringern Gehalt an Stärkemehl und Zucker, ihr Nährwerth ist also ein geringerer. Wichtig ist dabei, daß die Luft einen hohen Grad von Trockenheit hat, wie er der Wüstenluft eigen ist, es ist daher erwünscht, wenn es während dieser acht Monate nicht regnet. Allerdings geräth der Weizen besser, wenn es im April und Oktober regnet, aber man zieht es vor, daß es nicht regnet, weil die Datteln dann um so besser gedeihen, und man gegen Datteln Getreide aus dem Tell beziehen kann. Denn während eine gute Dattelernte alle Bedürfnisse der Oasenbewohner für das ganze Jahr zu decken vermag, vermag das auch die beste Getreideernte nicht für sechs Monate. Namentlich sind Regen im September sehr unerwünscht, weil sie die Datteln faulen machen. Man hat sogar beobachtet, daß einzelne Thäler der saharischen Abdachung des Hochlandes in sehr viel beträchtlicherer Meereshöhe vortreffliche Datteln hervorbringen, wenn sie sich nach Süden öffnen und den trockenen, heißen Wüstenwinden direkten Zugang gewähren, als andere tiefer gelegene, aber gegen die Wüste abgeschlossene. Die Dattelkultur im Hodnabecken bei Bu Saada ist eben darauf zurück zu führen, daß dort die Gebirgskette, welche von der Sahara scheidet, sich bedeutend senkt, so daß die Wüste ihren Einfluß geltend machen kann. Dieser Mangel an genügender Lufttrockenheit ist es, welcher am algerischen Mittelmeerufer wohl die Dattelpalme gedeihen, aber keine süßen völlig reifen Früchte hervorbringen läßt, nicht die Winterkälte, denn die Palme erträgt ohne Schaden mehrere Grad unter Null, wenn diese Kälte nicht anhält und in die Blüthezeit fällt. Nicht selten hat man in den algerischen Oasen die Kronen der Palmen unter einer Last von Schnee zu Boden gebeugt gesehen, was am Mittelmeerufer nie oder höchst selten vorkommen könnte. Aus demselben Grunde gedeiht die Dattelpalme jenseit der Sahara nicht mehr, denn auch dort ist namentlich zur Zeit der Fruchtreife mitten in der tropischen Regenzeit die Luft sehr feucht und die Datteln faulen oder werden nicht reif und schmackhaft. Mit Recht sagt daher der Araber in seiner blumenreichen Sprache, dieser König der Oasen taucht seine Füße in Wasser, sein Haupt in das Feuer des Himmels. In Folge der beständigen Bewässerung im heißen Sommer ist aber der Aufenthalt in den meisten Oasen im Sommer gefährlich, die Bewohner werden dann gewöhnlich vom Fieber befallen.

Da die algerischen Palmen-Oasen an der Polargrenze der Dattelpalme als Fruchtbaum liegen, die den 35. Grad nördlicher Breite nicht überschreitet, so liegen sie alle in geringer Meereshöhe, 60 bis 150 m, höher, 300 bis 500 m, die der Beni Mzab. Nur einzelne kleinere Oasen liegen im besondern Schutz der Berge in sehr viel größeren Meereshöhen, die von El Abiod sogar in 861 m Höhe, und bei Sidi Makhluf findet noch Dattelpalmenkultur bei 920 m

statt, Höhen, in denen sie sonst nur viel weiter südlich im innern Arabien und in Beludschistan möglich ist.

Weniger wichtig ist die Bodenbeschaffenheit. Die Dattelpalme gedeiht in den Ziban-Oasen auf kalkigem und gypsigem Thon- und Sandboden gleich gut und trägt gleich gute Früchte, mag derselbe mit Salz imprägnirt sein oder nicht. Doch zieht dieselbe einen lockern, neu gebildeten sandigen Boden vor, ja man hat Dattelpalmen vortrefflich gedeihen sehen auf einem Boden, der bis 80 Proc. aus Kieselsand, 13 Proc. aus schwefelsaurem, 7 Proc. aus kohlensaurem Kalk bestand. Die Fortpflanzung geschieht fast überall durch junge Schößlinge, die sich am untern Stammende der Palmen anzusetzen pflegen, da man auf diese Weise am sichersten die Varietät fortzupflanzen und am frühesten Früchte zu erzielen vermag. Schon nach fünf Jahren pflegen diese Bäume Früchte zu geben, in bedeutenderer Menge freilich erst in 10 bis 15 Jahren, und zu vollem Ertrage gelangen sie erst nach circa 30 Jahren; im Allgemeinen tritt erst nach 8 Jahren Besteuerung ein. Die Fortpflanzung durch Kerne giebt meist weniger gute Varietäten und später tragfähige Bäume, sie setzt auch der Gefahr aus, daß man jahrelang männliche Palmen in größerer Zahl pflegt, als zur künstlichen Befruchtung der weiblichen nöthig ist. Der Baum wächst langsam, erreicht aber eine Höhe von 15 bis 25 m; er trägt 60 bis 70 Jahre, selten aber läßt man ihn älter werden als 80 Jahre, obwohl er 200 Jahre alt werden kann. Die künstliche Befruchtung wird zur Zeit der Blüthe im April seit den ältesten Zeiten in gleicher Weise vorgenommen wie noch heute, indem man Theile der sich früher entwickelnden männlichen Blüthe in die künstlich geöffnete Blumenscheide der weiblichen Blüthentraube hineinsteckt, so daß die Bestaubung eintritt. Ueberläßt man die Befruchtung der Natur, der Bewegung der Luft, so ist dieselbe unvollkommener und die Datteln werden weniger gut, wie sich dies namentlich bei Cairo während der Bonaparte'schen Expedition auffallend zeigte, wo in Folge des Krieges die Befruchtung nicht hatte ausgeführt werden können und in Folge dessen auch die Dattelernte fast völlig mißrieth. Wie bei allen Kulturbäumen, so unterscheidet man auch bei den Palmen nach den Früchten zahlreiche Varietäten, in den Ziban-Oasen nicht weniger als 75. Die Dattelernte findet in der Algerischen Sahara gewöhnlich im Oktober und November statt und ein vollentwickelter Baum giebt bis 150 Kilo Datteln. Auf einen Hektar Land, der ungefähr 100 Dattelpalmen enthält, rechnet man im Mittel 5000 bis 7000 Kilo Datteln, welche an Ort und Stelle einen Werth von 1500 Francs und mehr haben. Einzelne Bäume haben einen Ertrag von 30, 40, auch 50 Francs. Wie fast überall, so werden auch in Algerien die einzelnen Bäume besteuert, je nach Lage und Güte der Früchte mit 50 Centimes bis 1 Franc jährlich. Die algerischen Datteln werden meist im Lande selbst aufgezehrt, nur ein kleiner Theil, namentlich von altersher die des Wad Suf, geht über Tunesien und als tunesische Waare nach Europa, von denen die sogenannten Königsdatteln vorzugsweise nach Berlin ausgeführt werden. Im Frühjahr und im Herbst rufen die Datteln einen lebhaften Binnenhandel hervor, indem im Juni, zur Zeit der Weizenernte im Tell, Karawanen aus den Sahara-Oasen Datteln bringen und gegen das doppelte Quantum Weizen umtauschen, während umgekehrt sechs Monate später im November in den Oasen Datteln den halben Werth des Weizens haben. Sorgfältig getrocknete Datteln kann man lange aufbewahren, namentlich die höheren Varietäten, unter denen in den Ziban-Oasen die Licht-Dattel (Deglet Nur) die gesuchteste ist, während die sogenannte Kameeltreiber-Dattel (Deglet bu Sekhraja) besonders als Proviant für Wüstenreisen dient. Die weichen Datteln kann man nur in Schläuchen und Gefäßen aufbewahren, wo man sie preßt und möglichst vor Luftzutritt schützt, um Schimmel und Gährung zu verhindern.

Ein großer Theil der Dattelernte wird frisch gegessen; ausgepreßt geben sie einen Sirup und aus den getrockneten kann man eine Art Mehl und daraus einen Teig bereiten, in der verschiedensten Weise kann man sie zu allen Speisen verwenden. Beim Trocknen fließt Dattelhonig ab und destillirt geben sie einen freilich sehr theuren Alkohol. Die Krone und die zarten Herzblätter geben den sogenannten kastanienähnlich schmeckenden Palmenkohl, den man natürlich nur von ohnedies absterbenden, etwa umgestürzten Bäumen gewinnt.

Alle Theile der Dattelpalme werden von dem Oasenbewohner, der sonst kein Holz und keine Faser weiter zur Verfügung hat, benutzt. Das faserige Holz ist sehr widerstandsfähig, ja einzelne Varietäten nehmen Politur an. Das Holz brennt langsam mit geringer Flamme, aber großer Wärmeentwickelung. Die Fiederblätter und Fasern werden in verschiedenster Weise benutzt. Die Kerne dienen sogar noch als Kameelfutter. Namentlich wird auch aus dem zuckerigen Safte des Baumes, der bald in Gährung übergeht, eine Art Wein gewonnen. In den Oasen des Wad Rirh hat man ein eigenthümliches Verfahren, aus der Krone große Mengen Wein zu gewinnen, ohne daß der Baum daran zu Grunde geht. Der Baum genügt somit fast allen Bedürfnissen des Wüstenbewohners, nur ein wenig Brod und noch weniger Fleisch vervollständigt seine Nahrung, die überwiegend aus Datteln, aber doch nur ausnahmsweise monatelang nur aus Datteln besteht. Und da die Dattelpalme nicht allein gedeiht, wo keine andere Pflanze fortkommt, in reinem Saude und von brackigem Wasser bewässert, sondern auch erst den Anbau anderer möglich macht, so ist an ihre Pflege das größte Interesse des Oasenbewohners geknüpft.

Die Zahl der Dattelpalmen vermehren heißt daher die Bewohnbarkeit der Wüste steigern. Ersteres kann aber nur durch Eröffnung neuer Brunnen geschehen. In den Oasen der Ziban war dies an vielen Punkten keine schwierige Aufgabe. Dort giebt es artesische Brunnen, welche nur $1^1/_2$ bis 2 m tief sind. Sie durchbohren eine Schicht gypsigen Gesteins und eine nur wenige Centimeter mächtige Kalksteinschicht, unter welcher sich Wasser in einer Schicht thonigen Sandes findet. In der Oase von Ain-ben-chelil in der Provinz Oran findet sich Wasser ganz nahe der Oberfläche unter einer ganz dünnen Kalksteinschicht. Sehr viel tiefer liegt die Wasser führende Schicht im Wad Rirh, im Mittel 60 bis 80 m tief, ebenfalls bedeckt von einer dünnen Kalksteinschicht. Dort haben seit den ältesten Zeiten die Eingeborenen artesische Brunnen gegraben, freilich unter unsäglicher Mühe und Gefahr, da es ihnen durchaus an Hülfsmitteln fehlte. Dort war es aber auch, wo zuerst die Idee an die Franzosen herantrat, mit den Hülfsmitteln europäischer Technik einzugreifen. Nach dem Verfahren der Eingeborenen wurden die Brunnen in ihrem obern Theil mit Palmstämmen ausgelegt, sobald aber die wasserführende Schicht erreicht war, konnte die Arbeit nur noch durch Taucher, wozu man Neger verwendete, fortgesetzt werden, die nur sehr geringe Sandmengen bei dem jedesmaligen Tauchen zu entfernen vermochten, so daß die Arbeit sehr langsam vorrückte, oft Verschüttungen vorkamen und Wiederherstellung verfallener Brunnen fast unmöglich war. Vor der französischen Okkupation waren sehr viele Brunnen versandet und die Oase sehr zurückgegangen, hier konnte also großer Segen gestiftet werden. Interessant ist beson-

ders die Entdeckung, daß in den Brunnen des Wad Rirh, sowohl in den unterirdischen wie den oberirdischen Wasserbehältern ein kleiner den Barschen ähnlicher Fisch, Glyphisodon Zillii, in großer Menge lebt, der oft bei Bohrung der Brunnen von dem nach Durchbohrung der Kalkschicht aufsprudelnden Wasser mit an die Oberfläche gerissen wird, aber auch in einigen kleinen Seen, welche mit den unterirdischen Wasserbecken in Verbindung stehen, z. B. dem sogenannten Meer von Urlana, bei der gleichnamigen Oase und in Merdschaja bei Tuggurt vorkommt.

Die ersten Bohrungen begannen im Wad Rirh im Jahre 1856, namentlich auf Betreiben des General Desvaux. Der Eindruck, welchen die im Vergleich zu ihrem Verfahren so leicht erbohrten gewaltigen Wassermassen auf die Eingeborenen machten, war ein tiefer. Bei nicht wenigen Brunnen war der Druck der Wassermassen so groß, daß sie überströmten, sobald die Kalkschicht durchbohrt war, einzelne wallten sogar fontainenartig auf. Das Wasser ist meist trinkbar, zuweilen aber stark brackig, zur Bewässerung der Dattelpalme aber stets geeignet. Zuweilen erreichte man schon bei 29 m Tiefe Wasser, einmal jedoch auch erst bei 214 m, im Mittel jedoch bei 50 bis 150 m. Ein Brunnen gab als Minimum nur 3 Liter in der Minute, ein anderer jedoch 4800 Liter. Nach dem Bericht des hochverdienten leitenden Ingenieur Jus waren von 1856 bis 1879 im Departement Constantine allein 447 Bohrungen vorgenommen worden, davon sehr viele auf Kosten der Bewohner, von einer Tiefe von im Ganzen 20 km, welche 153 758 Liter Wasser in der Minute lieferten, also ein Quantum, das dem Bedarf von etwa einer Million Bewohner genügen würde. Dazu kommen noch zahlreiche Bohrungen in den anderen Departements. Am erfolgreichsten sind die Bohrungen im Wad Rirh, so daß diese Oasengruppe seit dem Jahre 1856 sich ganz außerordentlich gehoben hat und als ein Beispiel gelten kann, welch hoher Entwickelung selbst das Wüstengebiet Algeriens noch fähig ist. Dieselbe zählte 1856 in 31 Oasen 25 von 6772 Menschen bewohnte Orte, 359 300 Palmen und 40 000 andere Fruchtbäume bewässert von 282 artesischen Brunnen und 21 natürlichen Quellen, welche zusammen 52 767 Liter Wasser in der Minute gaben. Es kam so 0,146 Liter auf jede Dattelpalme in der Minute. Man schätzte den Werth der Bäume und der Brunnen auf 1 654 000 Francs. Im Jahre 1879 war die Zahl der Oasen auf 37, die der bewohnten Orte auf 26, die der Bewohner auf 12 827, die der Dattelpalmen auf 517 563 und der übrigen Fruchtbäume auf 90 000 gestiegen. Bewässert werden diese Anlagen von 434 von den Eingeborenen, 59 von den Franzosen angelegten artesischen Brunnen und 16 natürlichen Quellen, welche 164 078 Liter in der Minute geben, so daß auf eine Dattelpalme jetzt 0,317 Liter in der Minute kommt. Die 59 artesischen Brunnen der Franzosen geben aber allein 99 830 Liter. Der Werth der Dattelpalmen wird jetzt auf 4 127 018, der der ganzen Oase auf 5 505 018 Francs geschätzt. Vollen Ertrag geben 430 500 Dattelpalmen, was, wenn man jeden Baum nur zu 15 Kilo rechnet, 6 457 500 Kilo giebt, in vier Jahren, wenn die jungen Pflanzungen tragen werden, werden es 7 700 000 Kilo sein. Dazu kommt noch die ebenfalls bedeutend fortgeschrittene Getreidekultur.

Wir sehen also, daß sich in 23 Jahren, allerdings mit unter dem Einfluß der friedlicheren Verhältnisse, wesentlich aber durch Vermehrung und Sicherung der vorhandenen Wasservorräthe, die Einwohnerzahl der Oasengruppe, welche der Verarmung und Verödung verfallen schien, verdoppelt, der Werth der Palmenpflanzungen, obwohl die Zahl der tragfähigen Bäume sich nur um 60 000 vermehrt hat, sowie der Brunnen mehr als verdreifacht hat. Der Wohlstand der Bewohner ist demnach bedeutend gestiegen. Wir sehen aber zugleich auch, wie viel ergiebiger die von den Franzosen gebohrten Brunnen sind.

Die Gesammtzahl der ertragsfähigen Dattelpalmen im östlichen Theil der Algerischen Sahara schätzt man auf 1 700 000, ihren Ertrag auf 400 000 Centner Datteln im Jahr. Dazu kommen noch die im westlichen Theil, welche sich noch einer genauen Schätzung entziehen, sowie die jungen Pflanzungen. Trotz der bedeutenden Entwickelung, welche die Palmenkultur in dieser kurzen Zeit allein im Wad Rirh genommen hat, ist dieselbe selbst dort noch lange nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt, denn allein die Bohrungen der Campagne 1878 bis 1879 haben Wasservorräthe für weitere 30 000 zu pflanzende Palmen geliefert. Aehnlich, wenn auch weniger rasch, entwickeln sich die übrigen Oasen, und die Vollendung der Verkehrswege wird ihren Datteln bessern Absatz und höhern Werth verleihen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ende Oktober hat sich auf Veranlassung des Herrn J. J. Kettler im Großherzogthum Baden eine Geographische Gesellschaft gebildet, welche als ihren Zweck „Förderung geographischer Forschungen und Verbreitung geographischer Resultate im Allgemeinen, und besonders in Bezug auf badische Landeskunde" bezeichnet.

— Der ehemalige Lauf der Mulde. Die Thatsache, daß norddeutsche Flüsse in verhältnißmäßig neuen Zeiträumen beträchtliche Verlegungen ihres Flußbettes vorgenommen und namentlich ihren Unterlauf ganz verändert haben, ist bereits von Girard in Halle hervorgehoben worden. Jedoch gebührt dem besten Kenner des norddeutschen Flachbaues, G. Berendt, das Verdienst, gezeigt zu haben, daß Weichsel, Oder und Elbe früher ein einheitliches Flußsystem bildeten, das „ostwestliche Urstromsystem" Norddeutschlands, welches die vereinten Gewässer dieses ganzen Gebietes in Form eines mächtigen Stromes, dessen Lauf der heutigen Unterelbe entsprach, der Nordsee zuführte (Ztschrft. d. deutschen Geolog. Ges. 1879, 13).

Damit nun, daß die Richtung jenes norddeutschen Stromsystems eine mehr westliche war, stimmt die Lage des jetzt von der königlich sächsischen Landesuntersuchung nachgewiesenen alten Muldenlaufes überein. Wie Prof. H. Credner kürzlich in der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig mittheilte, haben die verschiedenen Bohrungen und Untersuchungen über den geologischen Untergrund Leipzigs ergeben, daß das Diluvium daselbst nicht zu der Gruppe der nordischen Diluvialkiese zu rechnen ist, welche durch Aufarbeitung und Separation des Geschiebelehms von Seiten der Schmelzwasser des skandinavischen Eises erzeugt wurden, sondern aus einheimischen und zwar von Süden und Osten stammenden Materialien zusammengesetzt sind. Granulit, Quarz-

porphyr, Porphyrit, Porphyrtuffe, Phylitquarze u. s. w. lassen sich an verschiedenen Stellen in den sandigen Diluvialkiesen Leipzigs nachweisen. Prof. Credner schließt nun: „Die Heimath dieser sämmtlichen einheimischen Geschiebe ist das sächsische Mittelgebirge (Granulitgebirge) und dessen Nachbarschaft, also das Flußgebiet der Mulde. Die oben aus der Umgebung Leipzigs beschriebenen schotterigen Kiese verriethen sich deshalb bereits durch ihre petrographische Zusammensetzung als Anschwemmungs- und Absatzprodukte, kurz als Schotter der Mulde, welche somit einst ihren Lauf über Leipzig genommen haben muß. Durch die im Auftrage der geologischen Landesanstalt von den Herren Dr. Penck und Sauer zwischen dem jetzigen Muldenthale und Leipzig vorgenommenen geologischen Specialuntersuchungen ist nun constatirt worden, daß früher die Gewässer der Mulde (ganz oder theilweise?) von Grimma aus, statt wie heute nach Norden, vielmehr in fast westlicher Richtung über Naunhof und Beucha nach Leipzig flossen. Hier vereinigten sich dieselben mit denen der damaligen Pleiße, die ihre Schotter hoch über ihrem jetzigen Niveau zur Ablagerung brachte. Die trotz ihrer Breite von mehreren Kilometern fast vollkommen horizontale Niederung zwischen Groß-Steinberg und Pomsen, Ammelshain und Fuchshain und nördlich von Beucha repräsentirt das alte Flußbett der Mulde, welche sich von hier aus auf einem noch nicht im Detail verfolgten Wege nach Leipzig wendete. Bis zu einer Tiefe von mehr als 15 Metern besteht diese weite zum Theil sumpfige Niederung aus den charakteristischen porphyr- und granulitreichen Schottern der damaligen Mulde. Die Parthe, welche heute diese Aue durchfließt, hat sich weder diese Thalniederung eingeschnitten noch dieselbe mit jenen massenhaften Schotterablagerungen ausgepflastert, sie hat das bereits fertige Thal vorgefunden, hat es benutzt, ist ihm gefolgt und hat sich ihr im Verhältniß zur Breite der Aue verschwindend schmales Bett erodirt."

— Die statistische Monatsschrift der k. k. statistischen Centralkommission zu Wien (VI, Heft 1, S. 40) enthält folgende Angaben über die Nationalitäten in der Dobrudscha.

	Bezirk Tultscha	Bezirk Küstendsche	Summa
Rumänen	22 000	8 977	30 977
Bulgaren	21 861	6 854	28 715
Russen	16 420	—	16 420
Griechen	2 865	300	3 165
Deutsche	2 471	—	2 471
Tataren	2 945	3 595	6 540
Osmanen	6 049	10 444	16 493
Juden	1 000	51	1 051
Armenier	788	15	803
Sonstige	308	—	308
Summa	76 707	30 236	106 943

— Den „Times" wird Ende Oktober aus Odessa geschrieben: Mehr als einmal berichtete in der letzten Zeit die ausländische Presse, daß Rußland anfange, Getreide zu importiren. Jetzt fängt es aber, wie es scheint, an auch Wolle, bisher eines seiner Hauptausfuhrprodukte, einzuführen; denn hier ist das Schiff „Alba" von Port Elizabeth in der Kap-Kolonie mit 915 Ballen jenes Artikels für einen Moskauer Kaufmann eingetroffen. Die Wolle geht per Bahn über Charkow, wo sie gewaschen wird, an ihren Bestimmungsort. Derselbe Kaufherr erwartet binnen Kurzem weitere 1500 Ballen vom Kaplande. Es ist erwähnenswerth, daß dies nicht nur der erste derartige Import, nach Südrußland wenigstens, ist, sondern daß auch zum ersten Male ein Schiff aus Südafrika nach Odessa befrachtet worden ist.

— Wie die „Rußk. Wjed." mittheilen, waren am 3. (15.) September einige Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, welche das Murmanische Küstengebiet erforscht hat, in Archangelsk. Von ihnen ist der Professor Bogdanow die Murmanische Küste entlang bis Vadsö in Norwegen gelangt, der Geologe Kudrjawtzew war von Kandalaschka bis Kola gegangen; die Uebrigen hatten die Flora und Fauna des Oceans und des Küstenstriches zwischen dem Weißen Meere und der Insel Kildin (unweit östlich der Bucht von Kola) untersucht. Bogdanow und seine Gefährten haben sich nicht auf bloß naturwissenschaftliche Untersuchungen beschränkt, sondern auch die ökonomische Lage der Bevölkerung der Küstenstriche studirt und Bogdanow wandte besondere Aufmerksamkeit der Frage zu über den Einfluß des Walfischfanges auf die Entwickelung der Fischerei-Gewerbe.

— Ueber die Wiederbewaldungsarbeiten in Rußland von 1874 bis 1880 meldet der „Reg.-Anz.": In den Gouvernements Woronesh, Jekaterinodar, Kursk, Poltawa, Rjazan, Saratow, Tambow, Tula und Cherson seit 1874, in Bessarabien, Kiew, Podolien, Penza und Charkow seit 1875 sind bis jetzt 10669 Deßjatinen (= 1,09 ha) Landes neu mit Wald besetzt und 3632 Deßjatinen zur Aufforstung vorbereitet. Verausgabt sind dafür 387 147 Rubel, also im Mittel auf die Deßjatine 35,30 Rubel.

Afrika.

— Im Mailänder „Esploratore" veröffentlicht Kapitän Camperio seine „Gita nella Tripolitana", welche eine Menge Aufschlüsse über den Handel zwischen Tripolis und dem Sudan enthält. Besonders interessant ist das Itinerar einer Karawane, die, von einem der ersten Kaufleute von Tripoli, Muhammed Zammit, ausgerüstet, auf der von Rohlfs vorgeschlagenen Route von Bengazi nach Wadai gelangte. 58 Tage erforderte der Marsch, aber mit Aufenthalten, die stellenweise verschiedene Monate dauerten, wurde auf Hin- und Herreise beinahe ein Jahr verwendet. Zwanzig Tage wurden bis Kufra, dem äußersten von Rohlfs erreichten Punkte, gebraucht; nach 18tägigem Wüstenmarsche erreichte man ein Negerdorf in Yaganga (wohl Nachtigal's Wadjanga), wo Datteln und Vegetabilien reichlich, Holz aber knapp war. Hier eröffnete sich eine gastlichere Gegend, wenn auch bis Aradha ohne Dörfer. Aradha, 16 Tagemärsche südlich von Yaganga, 3 nördlich von Wara gelegen, besteht aus Hütten und zählt 35 000 Einwohner, von denen die Männer nackt gehen und nur die Frauen ein Band um die Hüften tragen; Rinder und Schafe sind in Menge vorhanden, Baumwolle wächst wild und im Winter fällt reichlicher Regen; auf dem alle 14 Tage abgehaltenen Sklavenmarkte werden Männer mit 20, Weiber mit 50 bis 150 Thalern bezahlt; Straußfedern wurden der Rotolo (= ½ kg) zu 15 Thalern verkauft. Auch in Wara, mit einer Negerbevölkerung von 10000 Einwohnern, blüht der Sklavenhandel. Abeschr, die jetzige Hauptstadt von Wadai, ist bedeutender als alle bisher genannten Orte; es zählt außer vielen großen Gebäuden allein 40 Moscheen; der Centner Elfenbein wurde hier mit 140 Thalern verkauft.

Der Führer dieser Karawane, Hadsch Mohammed, war im Jahre 1878 in Bornu gewesen und traf dort Nachtigal's piemontesischen Diener, Giuseppe Valpredo, mitten in seinem Harem und einer zahlreichen Nachkommenschaft; er genießt noch das Vertrauen des Sultans und hat das Amt, dessen Uhren und europäische Feuerwaffen in Ordnung zu halten. Im Verlaufe seines höchst interessanten Berichtes sagt Camperio: „Tripoli mit Bengazi ist das am schlechtesten verwaltete Wilajet des türkischen Reiches; aber in nicht allzu langer Zeit wird der Tag kommen, wo so viel Niedertracht zur Ehre der Civilisation aufhören muß."

— Die Lage Aegyptens wird in einer Korrespondenz der „Times" (Cairo, 18. Oktober) als eine augenblicklich befriedigende geschildert. In die Finanzen ist durch den vereinten Einfluß von Frankreich und England Ord-

nung gebracht worden, und zwei gute Ernten hinter einander haben die finanzielle Umkehr wesentlich erleichtert. Zu bedenken ist dabei nur, daß von der Einigkeit jener beiden Mächte die Verbesserung der Finanzen und der Regierungsweise überhaupt abhängt, und daß ein schlechter Nil-Stand auch eine schlechte Ernte im Gefolge hat. In diesem Jahre erreichte der Strom nicht dieselbe Höhe, wie im vorigen, sie kann aber immer noch nicht schlecht genannt werden. Obendrein will man sich in Aegypten immer noch nicht zum Düngen der Felder verstehen, weil sich dasselbe nicht rentiren soll; allein die Baumwolle erschöpft das Land zu sehr, und die reichen Erträge einzelner gedüngter Felder, die Mißernten auf ungedüngten beweisen, wie nothwendig die Düngung dort ist. Auch sonst ist Mancherlei besser geworden: das Heer ist verringert worden, und die Fellahen werden nicht mehr zu Tausenden nutzlos ausgehoben. Zwar werden sie noch zu gewissen öffentlichen Arbeiten angehalten, aber sie brauchen doch nicht mehr Bewässerungsgräben für reiche Paschas herzustellen; sie sind zwar noch immer schwer besteuert, aber der Grundzins wird gerecht und ordnungsmäßig erhoben, die Bauern können allen Ansprüchen genügen und behalten noch übrig. Auch die Kaufleute machen Geschäfte, wenn sie auch nicht mehr Produkte und selbst Ländereien von den unterdrückten Fellahen unter dem wahren Werthe kaufen können. Nur die Bankiers leiden, weil das Volk kein Geld braucht, und der Zinsfuß von 2 Proc. monatlich auf 6 bis 7 Proc. jährlich herabgegangen ist.

In Aegypten ist eine Volkszählung angeordnet und eine Kommission ernannt worden um die Ausführung derselben einzuleiten. Rohe Schätzungen sind wiederholt vorgenommen worden, aber eine genaue Statistik existirt nicht. In einem Berichte des Finanzministers aus dem Jahre 1863 wurde die Bevölkernug auf 5 200 000 angegeben, und soll seitdem auf 5 500 000 angewachsen sein. Unter Mohammed Ali belief sie sich nur auf $2\frac{1}{2}$ Millionen, wenn nicht darunter. Unter den Pharaonen soll sie über 7 Millionen betragen haben, und Lane in „Modern Egyptians" behauptet, daß das Land, wenn gut bewässert, selbst 8 Millionen ernähren könnte. Jedenfalls steht so viel fest, daß es bei besserer Bewirthschaftung und wissenschaftlicher Bewässerung bedeutend mehr Menschen als jetzt zu fassen im Stande ist.

Arktisches Gebiet.

— Der New-York-Herald vom 24. Sept. u. ff. veröffentlicht längere Berichte über die am 19. Juni 1878 im „Eothen" unter dem Marinelieutenant Schwatka und dem Walfänger Barry als Steuermann von New-York aus nach King-Williams-Land abgesandte Expedition. Die Berichte rühren von einem Berichterstatter jenes Weltblattes her, welcher die Reise mitmachte. Zweck der Expedition war die Auffindung und Sammlung solcher Dokumente, wie Franklin und seine Leute sie auf ihrer unglücklichen Polarreise im „Erebus" und „Terror" etwa hinterlassen hatten und die sich nach den an Barry durch Eskimos gemachten Angaben dort noch vorfinden sollten. Schwatka sollte durch die Hudsonsstraße und den Foxkanal zur Repulsebai segeln und von dort aus seine Nachforschungen beginnen. Seine Vorräthe auf der Depot-Insel lassend, unternahm er im Frühjahr 1879 eine Schlittenfahrt nach King-Williams-Land, von welcher er erst nach 11 Monaten und 4 Tagen zu seinem Standquartier zurückkehrte. Der Zweck der Reise ist in der Hauptsache verfehlt. Von den Büchern und Aufzeichnungen, welche die Eingeborenen in einer verschlossenen Blechkiste fanden, ist nichts mehr vorhanden. Die für diese Leute vollkommen werthlosen Gegenstände sind längst von Wind und Wetter zerstört worden. Auch die Uhren, Ketten, Ringe und sonstige Habe, welche an den Todten gefunden wurde, sind unwiederbringlich verloren. Eine von Schwatka ausgesetzte bedeutende Belohnung spornte zwar die Eskimos zu eifrigem Nachsuchen an, ergab aber keine Resultate. Auch von den Uhren, Ketten und Ringen, welche die Eskimo mit den Leichen vorfanden, war nichts mehr da. Diese für die Eingeborenen gänzlich werthlosen Gegenstände wurden den Kindern derselben eingehändigt und sind nun längst verschwunden. Nur eine 70jährige Frau fand sich vor, welche die Leute Franklin's lebend gesehen hatte, wie sie im äußersten Elend ihr Boot über das zerbröckelnde Eis der Simpsonstraße schleppten. Dann trafen andere das Boot in einer Bucht der Adelaide-Halbinsel mit einigen wenigen todten Insassen, rings um das Boot herum Schädel, im Boote selber einen Kasten mit menschlichen Gebeinen, die zersägt und zerschnitten waren und deutliche Spuren an sich trugen, daß quälender Hunger die Unglücklichen zum Kannibalismus getrieben hatte. Hier fand man auch im Boote jene Kiste mit dem nun leider verlorenen werthvollen Inhalt. Das Skelett eines Mannes entdeckte man 9 km weiter landeinwärts. Menschliche Gebeine aber fanden sich weithin an der unwirthlichen Küste verstreut, vermuthlich von wilden Thieren umhergeschleppt. Auch Gräber, kenntlich durch Steinhaufen, welche die Ueberlebenden über ihnen errichteten, wurden hier und dort aufgefunden, alle aber mit Ausnahme eines einzigen ihres Inhaltes beraubt, und auch dieses eine enthielt nur einen Schädel und wenige Knochen nebst einer silbernen Medaille. Und an dieser vermochte man diese Reste als die des Lieutenants John Irving zu erkennen. Man hat die verstreuten Gebeine gesammelt und bestattet, die des Lieutenants Irving aber nahm man hinweg, um sie an anderer Stelle zu begraben. Außerdem sind Theile des Bootes, der Schlitten, auf welchem man dasselbe über das Eis zog, und das zugehörige Tau als Reliquien nach New-York gebracht worden.

Die Mitglieder der Expedition sind sämmtlich wohlbehalten auf dem ihnen nachgesandten Schiffe „George and Mary" zurückgekehrt. Es war reichlich für sie gesorgt worden. Auf ihrer Schlittenreise litten sie aber zuweilen großen Mangel an Lebensmitteln. Eine Zeitlang war Renthierfleisch und Talg ihre Hauptnahrung, später mußten die Rationen auf ein Viertelpfund Walroß- oder Seehundsfleisch beschränkt werden, noch später hatte man nur das dicke behaarte Fell des Walroß, das „Kau", zu verschlingen. Ein paar Tage fehlte selbst diese Nahrung und da das Wetter weder Jagen noch Reisen erlaubte, so brachten die Reisenden den größten Theil dieser Zeit in ihren Decken zu, um sich warm zu erhalten. Die Eskimos waren durchaus freundlich und, wo sie Lebensmittel besaßen, überaus gastfrei, nur einer ihrer Medicinmänner versuchte einmal seine Stammesangehörigen gegen die Weißen aufzureizen, deren Messer und Büchsen man sich gern bemächtigt hätte. Glücklicherweise für beide Theile blieben seine Anschläge ohne Gehör; ebenso leicht wurde man mit den zuweilen ziemlich lästigen Wölfen fertig. Unter der Kälte und Rauheit des Wetters hatten die Eskimos selber sehr zu leiden, weil es ihnen die Jagd erschwerte, so daß sie den empfindlichsten Mangel litten. Am 3. Januar 1880, am kältesten Tage, zeigte das Thermometer — 39,5° Celsius; während dieses Tages stieg es nicht über — 38,5°. An 27 Tagen war die durchschnittliche Temperatur — 33,3° C. Allerdings sind diese Temperaturgrade bei Weitem nicht so niedrig als die von Rae (— 45,6 C.) und Kane (— 56,5° C.) beobachteten oder die von Nares unter 82° nördl. Br. im Jahre 1876 gemessenen, nämlich — 58,8° C. im März 1876. E. Jung.

Inhalt: Panama und Darien. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Fr. Hubad: Die Frühlingsfeier der Slaven. II. — Spiridion Gopčević: Skizzen aus Oberalbanien. II. Tirana. — Prof. Dr. Th. Fischer: Palmenkultur und Brunnenbohrungen der Franzosen in der Algerischen Sahara. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 7. November 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger. — 2. Prospect des Bankhauses Valentin u. Comp. in Hamburg.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 22.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

V.

Die Häuser von La Palma liegen in einer Schlucht des Bergzuges Cerro de la Puntita, welcher den Tuyra zwingt, einen großen Bogen nach Norden zu beschreiben, um sich in den Golf San Miguel zu ergießen. Da die Thalsenkung nicht groß genug ist, alle Häuser des Dorfes zu fassen, und die Küste steil abfällt, so hat man eine Anzahl Hütten auf Pfählen im Wasser errichtet, welche bei Fluth nur mittels Booten Verbindung mit dem Lande haben. Einige señores haben indessen einen Erddamm oder eine Laufbrücke in gleicher Höhe mit dem Fußboden ihrer Wohnungen hergestellt.

Am Landeplatze wurde Reclus von Sr. Gregorio Santa-Maria, dessen Bekanntschaft er in Pinogana gemacht hatte, empfangen, in dessen Hause einquartiert und zum Speisen zu einem andern Einwohner La Palma's, dem Sr. Frederico de los Rios, geführt. Derselbe empfing ihn mit jener vollendeten spanischen Höflichkeit, welche allen Südamerikanern, gleichviel von welcher Race und Hautfarbe, eigen ist; sein stark gebräuntes Gesicht war das eines schönen, intelligenten, leidenschaftlichen Europäers. Gregorio Santa-Maria war etwa 40 Jahre älter und vollständig afrikanischen Ursprungs, höchstwahrscheinlich von einem Fulah- (Fellata-) Stamme. Sein ovales Gesicht hatte scharf markirte, sehr regelmäßige Züge; man konnte sich kein ehrenwertheres, angenehmeres Antlitz vorstellen, als dieses ganz schwarze mit den schneeweißen Haupthaaren und Backenbärten. Das Essen war für Darien reichlich und gewählt; interessant war besonders die Menge von Stoffen, welche das Brot ersetzen mußten: gekochter und auf Feuer scharf gebackener Reis, grüne in der Asche gekochte Bananen, süße Pataten, Yamswurzel und riesige Maniok von köstlichem Geschmacke. Als Getränk nur Wasser; zum Nachtisch schlechte Früchte, denen man den Mangel an darauf verwendeter Kultur und Arbeit anmerkte, und eine Tasse ungezuckerter Chokolade. Die Köchin, welche dies ganze Mahl bereitet hatte, war die „querida" des Sr. Frederico de los Rios, ein großes schönes Mädchen von 18 Jahren in voller Blüthe, eine Zamba (Mischling von Neger und Indianer). Ihre reizenden sanften Augen, der zutrauliche kindliche Ausdruck ihres Gesichts, ihr prachtvolles in zwei dicke Zöpfe geflochtenes schwarzes Haar entschädigten für die vorspringenden Backen und das breite Gesicht, die sie von ihren indianischen Vorfahren ererbt, für den großen Mund, die dicken Lippen und die platte Nase, welche das afrikanische Blut in ihren Adern verriethen. Bemerkenswerth war die feine Hand, die vollendete Form der Schultern und Arme; ihre Haut hatte die warme Farbe des Indianers bewahrt, die Nußschwärze des Negers indessen verloren, ein Ton, der dem Auge ausnehmend gefällt. Wie alle Zambas in dem gleichen Alter nahm sie an Körperfülle zu, was ihr vortrefflich stand; mit 20 Jahren aber werden sie schon unangenehm dick und mit 25 sind sie so fett, daß sie allen Reiz verlieren. Ihre Arme sind dann wie Schinken, von der Brust und Schulternbreite ganz zu schweigen.

In Darien gehört eine regelrechte Ehe fast zu den unbekannten Dingen. Darum sind aber die Sitten keineswegs schlechter, als anderswo: Eintracht, wechselseitige Treue und

Kindesliebe sind Tugenden, die man fast überall antrifft, wenigstens bei der seßhaften Bevölkerung, den „hijos del país“. Anders steht es freilich mit der flottirenden, welche einst durch die hohen Kautschukpreise in das Land gezogen worden ist. Zumeist ist das der Auswurf von Panama und Cartagena, dem es an Trunksucht, Faulheit und Sittenlosigkeit kein anderer zuvorthut. Doch sind die Leute weder brutal noch stehlen sie. Unter dieser Gesellschaft haben die Bündnisse meist nur kurze Dauer; je nach Gelegenheit und Laune wandert das Weib mit all ihren Kindern aus der Strohhütte des einen in die des andern, vertauscht den Cartagener mit einen Panameño. Solche Launen treten gewöhnlich zu Tage, wenn eine Expedition beim Kautschuksammeln Glück gehabt hat, und dabei wird meist derjenige bevorzugt, welcher den größten Ballen jenes Produktes sein eigen nennt.

Man darf diesen Mangel an Ehen, welche durch Gesetz oder Religion geweiht wurden, nicht dem Fehlen moralischen Gefühls oder einer instinktiven Abneigung gegen die Fesseln der Ehe zur Last legen, wenn auch der Neger in der That Kontrakte nicht liebt und solchen Aufschüben, wie sie bei uns der Gründung einer Familie vorausgehen, durchaus abhold ist. Es liegen da andere Gründe vor. Civilrechtlich ist eine Ehe ohne Werth, weil es kaum ein Eigenthum giebt: die Immobilien bestehen aus Strohhütten und die Mobilien sind von der denkbar rohesten und einfachsten Art. Der Grund und Boden gehört dem, welcher ihn okkupirt; findet jemand ein Stück Land, das ihm zusagt, so rodet er es, pflanzt und erntet, ohne daß ein anderer auch nur ein nominelles Recht auf das Land geltend macht. Von Mitgift, Leibgedinge oder Testament ist keine Rede. Was jemand hinterläßt, fällt naturgemäß an diejenige Frau, mit welcher er zusammen lebte, und an seine Kinder; an Streitigkeiten ist bei dem geringen Werthe der Erbschaft nicht zu denken. Im Nothfalle sind der Alkade oder einige Freunde bereit, die Sache zu schlichten.

Und was eine kirchliche Ehe anlangt, so hat das Land seit etwa einem Jahrhunderte keine richtigen Priester gehabt. Der einzige Kultus, welchen die Einheimischen ausüben, besteht darin, daß sie die großen Feste in Orgien verwandeln, einige Gebete hermurmeln, an gefährlichen Stellen ein Kreuz schlagen und in ihrer Hütte kleine Abbilder Johannes des Täufers, des H. Antonius und der Jungfrau Maria haben, welche sie vor Krankheiten bewahren und ihnen zu verlorenen Gegenständen wieder verhelfen müssen.

La Palma. (Nach einer Photographie.)

Auf Einladung seiner Wirthe bestieg Reclus mit ihnen den Hügel über dem Dorfe und freute sich der prächtigen Aussicht über die Berge, den mächtigen Bogen des Tuyra und dessen malerische Ufer. Dort oben fand er ein neues Beispiel von der Lässigkeit der Einheimischen. Auf Wunsch des Bischofs wurde auf dem Hügel eine Kapelle gebaut; aber es fehlt an Geld und der Bau schreitet nicht vorwärts. Nun steigen von Zeit zu Zeit Leute, die nichts zu thun haben, hinauf und legen Hand ans Werk, freilich nur so lange, bis sie anfangen zu schwitzen; mitunter erfaßt auch der heilige Eifer das ganze Dorf: dann ebenen die einen den Boden, andere fällen Bäume im Walde, Hymnen ertönen, alles ist in Aufregung — da plötzlich halten die faulsten inne, andere ahmen ihnen nach, bis zuletzt auch die eifrigsten ablassen. Noch ein, zwei Tage voll Enthusiasmus hätten hingereicht, das Terrain zu ebenen, Zimmerholz zur Genüge heranzuschaffen, die Pfosten aufzustellen u. s. w. Nun aber bleibt alles liegen, und beim nächsten Anfalle von Arbeitsdrang muß die Hälfte des bereits Geleisteten nochmals gethan werden.

Sobald der Fluthmesser aufgestellt und dessen Beobachtung durch Lenoan in Gang gebracht worden war, entschloß sich Reclus zu einer hydrographischen Untersuchung der beiden Mündungsarme des Tuyra, der Boca Chica und Boca Grande, wobei ihn seine beiden Wirthe und zwei andere Männer von La Palma, alle der Gegend kundig, begleiteten. Zuerst besuchte man einen kleinen, in die Boca Chica mündenden Bach, der nach Angabe der Herren ein prachtvoller Platz zum Ankern und Wassereinnehmen für eine ganze Flotte sein sollte. Diese Farbigen aber vereinen die Großsprecherei des Spaniers mit der Prahlerei des Negers: der herrliche Hafen mit dem perennirenden Bache war nur eine sumpfige Uferstrecke mit einer wasserlosen Schlucht. Dann fuhren sie hinüber zur Insel San Carlos, welche im Verein mit zahllosen, prachtvoll bewaldeten Felsinseln und Riffen die beiden Mündungsarme von einander trennt, und weiter in die Boca Grande. Der Tuyra ist dort ebenso breit, wie vor La Palma, und die Landschaft vielleicht noch schöner, aber von einigen fernen Schoonern oder Canoas abgesehen diente der prachtvolle Wasserspiegel nur Haifischen zum Tummelplatz. Im Geiste sah ihn Reclus schon mit reich beladenen Dampfern und Segelschiffen aus aller Herren Länder bevölkert; er glaubte noch „an die 60 m hohe Wasserscheide (auf dem Isthmus), deren Existenz Herr de Lacharme verkündet hatte.“

Nach Abschluß seiner Beobachtungen fuhr Reclus wie-

dennn nach Chepigana hinauf und fand dort eine Einladung Wyse's, möglichst bald in Paya, einem Dorfe an dem gleichnamigen Zuflusse des Tuyra (in 79° 40′ westl. L. Paris, 7° 54′ nördl. Br., s. die Karte S. 307), zu ihm zu stoßen. Er überließ also die Beobachtungen Herrn Balfour und trat am folgenden Morgen mit der Fluth die Fahrt an. Jenseit Pinogana hatte er eine traurige Begegnung. Eine Piroge kam den Fluß herab, in welcher er zu seiner Freude das Expeditionsmitglied Musso erkannte; als aber beide Boote sich einander näher gekommen waren, rief ihm jener zu: „Bixio ist todt!“ Auf einer Hängematte lag seine Leiche am Boden der Piroge. An den Ufern des Cupé hatte der kräftige, frische Mann einen ganzen Tag lang gejagt, mehrfach bis zum Halse im Wasser watend, ohne sich die Mühe zu geben, die Kleider zu wechseln. Eine Lungenentzündung hatte ihn getödtet, und nun ruht er auf dem Begräbniß-

Die querida in ihrer Küche.

platze von Pinogana, einer einsamen Lichtung im weiten Urwalde.

Voll Traurigkeit setzte Reclus seine Fahrt fort. Oberhalb Pinogana verliert die Gegend ihr einförmiges Aussehen, die Ufer werden höher, der Wald mannigfaltiger, als weiter unten; er wird nicht mehr von Lianen erstickt und weist Lichtungen auf. Dann erreicht man die Biegung Rumpio, wo die Wirkung der Fluth ihr Ende erreicht. Weiterhin ändert der Fluß seinen Charakter vollständig: sein Wasser wird klar, sein Bett schmaler, stellenweise sogar ganz eng, und die Vegetation wird eine andere, als sie bisher auf niedrigem feuchtem Boden war. Quippos mit mehr als 100 Fuß hohem Stamme und mächtigem Laubdache treten auf, rothe Feigen und der unvergleichliche „espavé“, die schönste und größte Pflanze des Landes, deren kurzer, dicker, buckelichter, mit Höhlungen versehener Stamm fast unter den darauf wuchernden Orchideen verschwindet. Lange gerade Flußstrecken, calles (Straßen) genannt, wechseln mit Strom-

schnellen, wo der Fluß eine Biegung macht oder durch Inseln eingeengt wird. Am Fuße der schäumenden Schnellen haben sich tiefe Becken ausgehöhlt, „charcos“ genannt, in denen die Krokodile mit Vorliebe hausen. Jetzt, wo die Fluth nicht mehr half, ging es nur langsam vorwärts, und es war ein hartes Stück Arbeit, im Wasser zu stehen und die schwere Piroge über die Stromschnellen hinauf zu ziehen. Zahlreich zeigten sich jetzt Vögel, blau und gelbe Aras, unermeßliche Scharen grün und gelber Papageien, welche sich Abends und Morgens mit betäubendem Geschrei in die Luft erhoben, schwarzgelbe urupendulos oder Beutelstaare, deren Schrei dem Lachen des Polichinell zum Verwechseln ähnlich ist, und Tausende von Fliegenvögeln und Kolibris. So bald sich der Abend naht, hallt der Wald wieder von dem Locken der Rebhühner, dem Glucken der Truthühner, dem Schwirren der Millionen von Insekten und den alles übertönenden langgehaltenen Klagen der Heulaffen.

Am Morgen des dritten Tages begegnete Reclus seinem Chef, dem Lieutenant Wyse, der in einem so kleinen Boote saß, daß er nur ein paar Zwiebacke und einige Tafeln Chokolade mit sich führte. Unermüdlich strebte er seinem Ziele nach, ohne auf Hunger, Durst und Ermüdung irgend welche Rücksicht zu nehmen. Damals hatte er schon die Wasserscheide des Isthmus besucht und den Paß Tihulé zwischen den Flüssen Paya und Caquirri entdeckt und beabsichtigte jetzt, den Capeti so weit wie möglich hinaufzufahren und zu Fuß nach Paya zu gelangen, um zu sehen, ob nicht vielleicht einer der zahlreichen Flüsse, die er auf dieser Wanderung überschreiten mußte, einen bessern Weg abgäbe als der Rio Paya.

Immer häufiger und immer schwieriger wurden die Stromschnellen, immer langsamer die Fahrt. Bei der Mündung des Rio Pucro hatte sich der Tuyra sogar eine Art Cañon durch den Kalkstein gegraben, der zwar tief, aber nur etwa 30 m breit war, so daß sich die Aeste der Bäume hüben und drüben berührten und sogenannte „pasos de monos“ oder Affenbrücken bildeten. Die stets feuchten Felsen sind mit zarten Pflanzen bedeckt; Schmarotzerpflanzen kom-

Begegnung mit Kautschuksammlern.

men hier nicht mehr vor; aber der Wald ist nicht minder schön, als zuvor. Ab und zu fährt das Boot bei prachtvoll grünen Schlangen vorbei, welche, mit der Schwanzspitze um einen überhangenden Zweig gewickelt, mit Fischen beschäftigt sind.

Am Morgen des vierten Tages passirte man eine Stromschnelle, welche am Abend zuvor Halt geboten hatte, und traf jenseit derselben die Ingenieure Brooks und Baudouin mit Sondirungen beschäftigt an. Später wurde eine Schnelle erreicht, deren Ueberwindung unmöglich erschien. Eben hatte Reclus Befehl ertheilt, das Lager für die Nacht aufzuschlagen, als er eine Anzahl kleiner Kautschukballen im Wasser herabtreiben sah, denen bald eine Piroge voll caucheros folgte. Da die Leute drei Tage lang nichts gegessen hatten, gab ihnen Reclus Reis und sie zeigten ihm dafür die Mündung des Rio Paya, welche er bei Anbruch der Nacht erreichte. Am folgenden Tage fuhr er diesen tiefen, aber schmalen Strom bis zur gleichnamigen Mission hinauf, welche auf einer fast kreisförmigen vom Flusse gebildeten Halbinsel steht. In dem Pueblo Paya wohnen Indianer, deren Hütten anscheinend regellos zerstreut sich erheben. Dieselben sind größer und besser, als diejenigen der Neger in Darien, und haben ein oberes Stockwerk, aber an den Giebelseiten reicht die Wand nicht bis an das Dach. Unten befindet sich die Vorrathskammer und die Küche, oben die Wohnräume; der Bambusfußboden liegt etwa 8 Fuß über der Erde. Am Dache sind allerlei Zaubermittel sowie Köpfe vom Tukan aufgehängt; letztere zeigen die Anzahl von Todesfällen an, welche seit Erbauung des Hauses in der Familie vorgekommen sind. Die Männer tragen jetzt Hosen und Hemde von amerikanischem Baumwollstoffe und haben von ihrer alten malerischen Tracht aus bunten Vogelfedern nur einen Kopfputz aus Lianenfasern und Urupendulos- und Arasfedern sich bewahrt, den sie obendrein nur zu großen Festtagen und Saufereien anlegen. Für gewöhnlich begnügen sie sich mit einer dreifarbigen Binde, liga genannt, welche nebst einem Kamme das lange schwarzbraune um den Kopf gewickelte Haar festhält. Die Frauen tragen keinen andern Schmuck, als ein häßliches blaues Hemde, das bis zu den Knien herabreicht und mit gelben und rothen Mustern gesäumt ist, dazu viele Halsketten aus Glasperlen und breite Bänder derselben Art um Arme und Beine. Die Haare lassen sie lang

wachsen und schneiden nur die über der Stirn kurz ab, wie neuerdings auch die europäischen Damen. Kinder unter 15 Jahren entzücken durch ihre regelmäßige Gestalt und ihr mildes, gutes, kluges Gesicht. Traditionen giebt es nicht; der Stamm ist ein vereinzeltes Ueberbleibsel eines einst mächtigen Volkes, welches durch seine Kämpfe mit Spaniern, Flibustiern und Negern auf wenige Dorfschaften zusammengeschmolzen ist. Diese Indianer gehören zum Cuna-Volke, wie auch die Stämme am obern Chucunaque und am Atlantischen Ocean. Auf Befragen nennen sie sich selbst „tulé“, d. i. Menschen, zum Unterschiede von den anderen Stämmen in Darien, den Do-Indianern, aber Ti. Beide Worte bedeuten in den betreffenden Sprachen „Fluß“. Die Ti sind klein und untersetzt und werden frühzeitig dick; die Do dagegen sind groß und wohlgestaltet und bewahren ihre schönen Formen bis in ein hohes Alter.

Wahrscheinlich haben sie Polygamie; die häufigsten Verbindungen finden zwischen Brüdern und Schwestern statt.

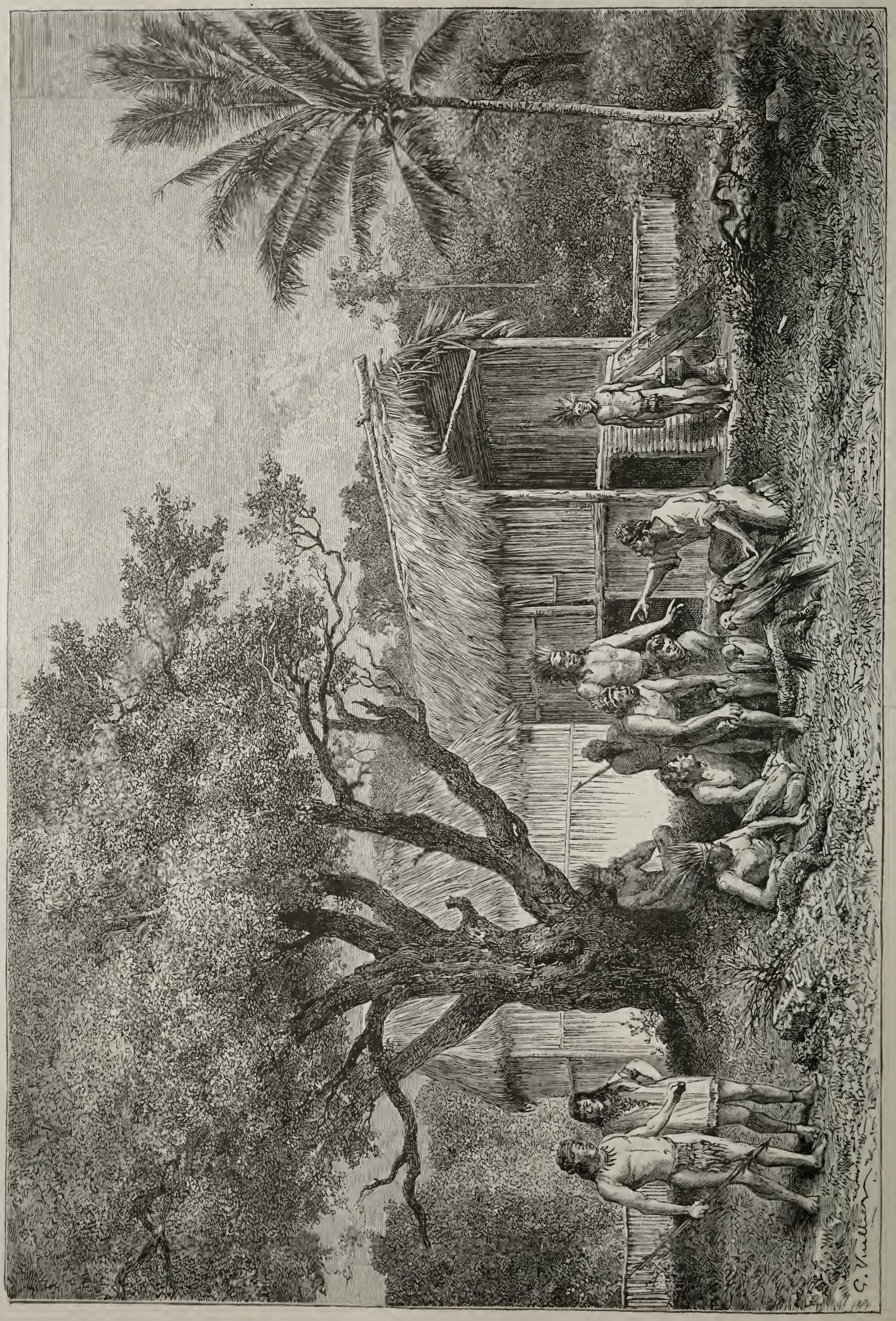
Für gewöhnlich sind sie mürrisch und schweigsam; nur wenn sie trunken sind, kommen sie aus ihrer melancholischen Stimmung heraus, werden dann aber zänkisch und grausam. Dabei sind sie faul und unvorsichtig. Ihre einzige Beschäftigung ist Jagd und Fischfang; an Waffen haben sie Flinten und Bogen, sowie Blasrohre für die Kinder. Die Bogen verschwinden zusehends; vergiftete Pfeile kennen sie nicht.

Der Pueblo Paya. (Nach einer Photographie.)

Sie haben Angelhaken, fischen aber meistens mit dem Speere. Der Feldbau bleibt den Frauen überlassen.

In jedem Indianerdorfe (rancheria) ist der Kazike die erste Persönlichkeit; nach ihm kommt der lele oder Medizinmann. Beide Funktionen werden öfters, wie in Paya, von einer und derselben Persönlichkeit ausgeübt. Dem Lele kommt es zu, gelegentlich eines Festes oder einer Jagd die Götter günstig zu stimmen; er zieht sich dann am Abende vorher in ein Zimmer ohne Dach auf einer Terrasse, carro genannt, zurück und treibt die Nacht über seine Beschwörungen, die er mit Geschrei und Nachahmung von Thierstimmen untermischt. Je genauer letztere ausfallen, je mehr er singt und heult, um so größer ist sein Ruf. Bei großen Jagden dient der Lele als Lockvogel für Vögel und großes Wild. Sein Einfluß ist groß und hält dem des Kaziken die Wage; während letzterer im Dorfe selbst die einzige Autorität ist, wird der Lele bei Palavern höher geachtet.

Gegen die Urtheilssprüche dieser beiden giebt es keine Berufung; eine Garantie(?) für ihre Unparteilichkeit liegt darin, daß sie selbst ihr Urtheil ausführen müssen. So war der Kazike von Paya vor mehreren Jahren, als er noch Lele war, in diese Nothwendigkeit versetzt worden. Eine nahe Verwandte von ihm, wenn nicht gar seine Schwester, hatte angeblich in Folge eines Traumes den Todestag ihres Mannes vorausgesagt, und das war eingetroffen. Sofort wurde sie vom Volke als Zauberin bezeichnet und von den beiden Würdenträgern zum Tode verurtheilt. Allerdings wurde sie beschuldigt, mit Gift nachgeholfen zu haben, daß ihre Prophezeiung eintraf. Am nächsten Tage begaben sich ganz früh der Kazike und der Lele mit der Verurtheilten in



Hütten und Typen der Cuna-Indianer.

den Wald; erst Abends kamen sie zurück, diesmal nur zu Zweien, die Haare geschoren und den Körper schwarz bemalt, und zeigten dem Stamme zum Beweise, daß sie ihrer Pflicht genügt, eine Hand voll Asche.

Der dritte Würdenträger ist der camotura oder Musiker, der nicht weniger intelligent und gewitzigt sein darf und das Dorf in Abwesenheit jener beiden regiert. Bei Festen muß er auf dem camo, einer Rohrflöte von ziemlich unangenehmem Tone, spielen; auf seine einförmigen Weisen folgen klagende Gesänge, durch welche dem Volke die Rathschläge des Lele mitgetheilt werden. Der Lieblingstanz der Indianer ist der guayacan, wobei Männer und Frauen einen großen Kreis um den in der Mitte sitzenden camotura bilden. Alle stampfen zweimal heftig auf, machen zwei Schritte vorwärts, lassen sich los, dann umschlingen sich die einzelnen Paare und drehen sich schnell nach dem Tempo des Camo. Der vierte Beamte, der urunia, übt die Krieger und befehligt sie im Kampfe; es ist das möglichst der stärkste Mann des Stammes.

Ihre Jagden, die mehrere Tage dauern, werden oft gemeinsam unter Leitung des Kaziken und des Lele unternommen; erlegt werden Wildschweine, Pekaris, Tapire, Hirsche, Iguanas, schwarze Affen und Rebhühner, welche dort die Größe unserer Haushühner erreichen.

Die geologische Expedition zum Zerawschan-Gletscher.

Ueber Zweck und Ziele dieser im „Globus“ XXXVIII, Nro. 10 bereits kurz erwähnten Expedition veröffentlicht Oschanin in der „Turkest. Ztg.“ vom 19. (31.) August 1880 eine längere Abhandlung, der nachstehende Mittheilungen entnommen sind:

Die Expedition der Herren Muschketow und D. L. Iwanow ist der erste Versuch zur genauen Erforschung eines innerasiatischen Gletschers und verspricht als solcher werthvolle Beiträge zu liefern zur Lösung mancher wissenschaftlicher Fragen.

Der Oberlauf des Zerawschan liegt in dem Thale, welches die Gebirgskette von Turkestan im Norden, die von Hissar im Süden begrenzt. Den östlichsten Winkel dieses Thales füllt ein mächtiger Gletscher, dem der Zerawschan entspringt. Alle bisherigen Karten von Turkestan verlegen an das obere Ende des Gletschers den Gebirgsknoten Kok-su, von dem die Bergketten von Turkestan und Hissar nach Westen auslaufen, die Alai-Kette nach Osten. Kein Europäer aber hat bis jetzt diesen Gebirgsknoten gesehen, der ihm nächstgelegene Paß von Tarak aus Ferghana über den Alai nach Karategin ist bis jetzt nur gerüchtweise bekannt. Die Iskanderkul-Expedition des Generals Abramow 1870 sah nur das unterste Ende des Gletschers; die politischen Verhältnisse am obern Zerawschan machten damals jede genauere Erforschung unmöglich, das Fehlen von Führern und allen Hülfsmitteln zu Gletscherwanderungen zwang die Mitglieder der Expedition, sich mit einem Blick auf denselben von den umgebenden Höhen aus zu begnügen. Schon dieser Blick aber zeigte, daß man es mit einem Gletscher erster Klasse zu thun habe, dem in Turkestan nur die Gletscher am Massiv des Ak-schirjak und der Fedtschenko-Gletscher am Oberlaufe des Sel-su zu vergleichen sind. Die Länge des Zerawschan-Gletschers wird auf 20 bis 30 Werst geschätzt; die Untersuchung wird die Möglichkeit geben, eine so bemerkenswerthe Oertlichkeit genau in die Karten einzutragen; die übrigen Fragen, mit denen die Expedition sich zu beschäftigen hat, sind folgende:

1. Das Klima Mittelasiens nimmt, wie man glaubt, an Trockenheit zu. Einst (geologisch gesprochen) als die aralo-kaspische Niederung noch vom Meere bedeckt war und mit dem Ocean in Verbindung stand, war die Menge der Niederschläge viel größer als jetzt. Die Austrocknung, welche mit der Umwandlung des aralo-kaspischen Bassins in ein Binnenmeer begann, hatte die Bildung kulturloser Steppen und Wüsten zur Folge, und sie macht im Westen der russischen Besitzungen noch immer weitere Fortschritte, wie die stete Abnahme des Aral-See zeigt. Die Expedition soll feststellen, ob diese Austrocknung auch in dem gebirgigen Theil von Turkestan wahrzunehmen ist, was ebenso für die Wissenschaft als für die Verwaltung Interesse hat. Wenn die Menge der Niederschläge auch im Gebirge abnimmt, so muß der Wasservorrath in den Flüssen sich vermindern. Im größten Theile Mittelasiens hängt aber die Kultur lediglich von künstlicher Bewässerung ab; eine Verminderung der Niederschläge muß zur Folge haben, daß auch die jetzt noch vorhandenen Oasen mit der Zeit zu Steppen werden und nur eine Nomadenbevölkerung erhalten können; dann ist jeder Gedanke an eine Kolonisation von Turkestan durch russische Einwanderung unmöglich und auch die Ansiedelung der vorhandenen Nomaden nicht einmal wünschenswerth.

Die Gletscherbeobachtung muß diese Frage lösen helfen; bei fehlendem Niederschlag geht der Gletscher zurück, bei Zunahme der Niederschläge muß er vorrücken. Der Zerawschan-Gletscher liegt dem Steppengebiet ziemlich nahe, das Zurückgehen muß hier schärfer bemerkbar sein als bei den Gletschern des Ak-schirjak und am obern Sel-su, die inmitten ausgedehnter Hochgebirgslandschaften liegen.

2. Die Erhebung am Thiënschan dauert, wie man meint, noch immer fort. Namentlich Sjewertzow vertheidigt diese Ansicht auf Grund der Erfahrungen seiner Pamir-Reise; Muschketow, der 1879 den mittlern und untern Lauf des Amu-Darja besuchte, hat aber dort nirgends eine Spur von einer Erhebung gefunden. Die Untersuchung des Zerawschan-Gletschers, der so zu sagen in der Uebergangszone liegt, zwischen dem Steppen- und Hochgebirgs-Plateau, dem der Amu entspringt, wird auch nach dieser Richtung von Interesse sein.

3. Die Expedition wird die Struktur des Gletschereises studiren, und wenn sie Abweichungen gegen das wohlbekannte Gefüge des Eises der westeuropäischen Gletscher ergeben sollte, deren äußere Ursachen festzustellen suchen.

4. Die bis jetzt bekannten Gletscher des Thiënschan-Systems sind fast alle zweiseitig, d. h. sie hängen oben auf dem Kamme zusammen und senken sich nach verschiedenen Seiten des Abhanges hinab. In den Alpen sind die Gletscher durch bloß mit Schnee bedeckte Felskämme getrennt. Aber die bis jetzt (von Muschketow in Ferghana, von Iwanow im Ala-tau) besuchten Gletscher sind auch nur klein; es bleibt festzustellen, ob die Verbindung des Gletschereises auch bei Gletschern erster Klasse, wie der von Zerawschan, zutrifft.

5. Eine genaue Erforschung des Zerawschan-Thales oberhalb Obburdan muß Aufschluß geben über die Verhältnisse der Eiszeit in Turkestan; eine für die geologische Geschichte Innerasiens besonders wichtige, bisher aber noch ganz streitige Frage.

6. Schließlich wird die Expedition den Bau des Gebirgsstocks studiren, von dem die Bergketten von Turkestan, Hissar und Alai auslaufen.

Die Expedition besteht aus den Herren Muschketow, Iwanow und dem Topographen Petrow, der den Gletscher und auch die Wege zwischen Ura-tjube und Obburdan aufnimmt; es scheint, daß man auf den bisherigen Karten den Gebirgszug von Turkestan zu weit nach Süden verlegt hatte. Der von der Expedition eingeschlagene Weg ist folgender: Ueber Chodschent nach Ura-tjube, dann mit Saumthieren über den Autschi-Paß nach Obburdan und von da am Zerawschan aufwärts zum Fuße des Gletschers. Diese Route ist ein Umweg, aber die weiter östlich liegenden Pässe von Chodschent nach Matsch sind namentlich beim Aufstieg nach Norden für Saumthiere fast unzugänglich. Vom Fuße des Gletschers an wird die Expedition zu Fuße fortgesetzt, doch werden zwei Schlitten und Vorräthe auf 10 Tage mitgenommen.

Nachtrag. Wie der „Russ. Inw." vom 17. (29.) Oktober meldet, hat in der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 14. (26.) Oktober Prof. Muschketow selbst über die Expedition vorläufige Mittheilungen gemacht. Danach begann der Aufstieg am 13. (25.) August. Die Einwohner zunächst dem Gletscher, die Galtschen, sind ein ganz besonderer, noch wenig bekannter, auf niedrigster Stufe stehender Volksstamm [1]). Es hielt schwer unter ihnen Träger zu bekommen, denn es besteht die Legende, auf der Paßhöhe des Gletschers ständen zwei Säulen, denen man nicht nahen dürfe, und die jeden, der vorübergeht, erdrücken. Die Karawane bestand aus 32 Mann, 10 Ziegen zur Nahrung, 10 Hunden. Am ersten Tage legte man 4 Werst zurück, die Nacht verging gut. Am folgenden Tage kam man in das Reich des ewigen Eises; die zweite Nacht ward auf dem Eise zugebracht. Die Temperatur wechselte von + 40° C. bei Tage bis — 8° C. bei Nacht. Am vierten Tage erreichte man die Paßhöhe. Der Gletscher bildet ein Viereck von 24 Werst Länge und nur $2^1/_2$ Werst Breite; an ihn stoßen sechs Gletscher des turkestanischen Gebirgskammes, von denen jeder einzelne größer ist als die Alpengletscher. Die Wanderung war nicht beschwerlich, nur die sehr verdünnte Luft verursachte Athmungsbeschwerden und Schmerz in den Gelenken. Der Abstieg auf der andern Seite war viel mühsamer; man traf viele Spalten und mußte förmliche Brücken bauen. Am 19. (31.) August kam die Expedition wieder im Thale an, Prof. Muschketow reiste dann sofort nach Taschkent ab.

* * *

Die Turkest. Ztg. vom 26. Aug. (7. Sept.) veröffentlicht ferner vier Telegramme, welche Muschketow während seiner Expedition auf dem Zerawschan-Gletscher nach Taschkent geschickt hatte. Dieselben enthalten folgende noch nicht anderweitig mitgetheilte Nachrichten über Verlauf und Ergebnisse der Expedition:

Muschketow ging von Ura-tjube nach Obburdan im Zerawschan-Thale über den sehr beschwerlichen Autschi-Paß (11 800 Fuß hoch), dann im Thale des Matschi (Oberlauf des Zerawschan?) zum Gletscher. Dabei wurde 1. die Zusammensetzung der turkestanischen Gebirgskette studirt, 2. die geologische Selbständigkeit dieser Kette und der Kette von Hissar festgestellt; beide sind durch Kreideablagerungen getrennt, die bis zum Dorfe Pastigan reichen; 3. wurde das Vorhandensein von Gletscherspuren nachgewiesen, die bis zum Dorfe Diminar nahe bei Paliorak, in 8000 Fuß Meereshöhe, sich erstrecken; dort liegt nämlich eine scharf markirte alte Endmoräne. Zum Aufstieg auf den Gletscher am 13. (25.) August wurden 20 Menschen, 10 Hunde und 8 Ziegen mitgenommen, der Rest der Karawane ward über den Paß Jangi-sabak nach Tscharku (am Isfara) dirigirt. Ueber die Seitengletscher, wie den Roma-Gletscher [1]), gehen nämlich die Eingeborenen, über den Hauptgletscher bis jetzt noch nicht. Auf diesem selbst galt es in 5 oder 6 Tagen die Winterstation Zardala am Soch zu erreichen.

Der Weg am 25. durch die spitzwinkligen Schollen, welche die Oberfläche am untern Ende des Gletschers bedeckten, war äußerst mühselig; man traf viele Längenspalten, auch steile Vorsprünge und schwer zu passirende Unebenheiten. Die petrographische Zusammensetzung der Moränen ist sehr wechselvoll. Auf der zurückgelegten Strecke (4 Werst) wurden vier Seitengletscher angetroffen, der größte hatte die Richtung auf die Isfara. Am folgenden Tage ging der Marsch auf der linken Seite des Hauptgletschers aufwärts; er war trotz dichtgesäeter Steine bequemer, weil der Gletscher gleichmäßig fiel und die Moränen in Längsreihen sich deutlich markirten. Die Moränen der linken Seite bestehen aus Kalkschiefer, welchen die Seitengletscher, die von der Hissarkette einmünden, heranführen, die der rechten Seite aus Granit von der turkestanischen Kette, die Mittelmoränen sind gemischter Struktur. Am 26. August wurden 9 Werst zurückgelegt und auf der linken Seite drei neue Gletscher angetroffen, deren größten und eigenthümlichsten man Achun nannte; diesem gegenüber mündet auch von rechts ein großer Gletscher, der mit einem der Isfara-Gletscher zusammenhängen soll. Man übernachtete an der Mündung des Achun-Gletschers in 10 500 Fuß Höhe bei — 4° C. Am 15. (27.) August ward die gestellte Aufgabe gelöst, die Höhe des Zerawschan-Gletschers erreicht und das Verhältniß der turkestanischen zur Alai-Kette bestimmt. Auf der Paßhöhe liegt ein an 5 Werst weites Schneefeld, die Höhe beträgt 13 800, die der umgebenden Piks nach vorläufiger Berechnung 18 000 bis 19 000 Fuß. Die der Paßhöhe naheliegenden Felsen zeigen deutliche Gletscherfurchen, Schliffe ꝛc.

Die Nacht wurde in Gletscherspalten auf der Seite nach Zardala bei einer Temperatur von 0° C. zugebracht.

Der Abstieg von der Höhe nach Zardala war äußerst beschwerlich. Als Resultat ergab sich: Der Zerawschan-Gletscher ist 24 Werst lang und hängt mit denen von Zardala (Quellgebiet des Soch) zusammen; letztere sind etwa 4 Werst lang. Mit den Gletschern des Isfara besteht ein Zusammenhang nur durch einige Seitenabzweigungen; eine Verbindung mit dem Schurowski-Gletscher ist nicht vorhanden.

Außer den geologischen Beobachtungen auf dem Gletscher ist eine Aufnahme gemacht und sind viele Zeichnungen angefertigt worden. Die Rückkehr erfolgte am Soch abwärts; während der ganzen Gletscherwanderung war kein Unfall zu beklagen.

[1]) Vergl. Globus XXXII, S. 266.

[1]) Roma oder Daschti-Roma, Schlucht, die sich von der Turkestan-Kette zum Matschithale niedersenkt; sie mündet am Fuße des Zerawschan-Gletschers; ein Gletscher füllt die Schlucht ein Fußweg führt in ihr nach Woruch, Isfara und Kokand.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

III.

Kruja.

Dies ist der albanesische Name für die hochberühmte Stadt, deren Namen wir Kroja zu schreiben pflegen, während die Türken sie Ak-Hissar, „weiße Veste“, nennen. Am malerischesten nimmt sie sich aus, wenn man sie aus der Ebene von weitem sieht, etwa zwischen Drveu und Laruśk (Laruschk). Sie präsentirt sich dann auf dem Abhang eines steilen Gebirges, Sara-Saduk genannt (dessen höchste Spitze, Malj Krneše, „Berg von Krnja“, 1005 m hoch ansteigt), etwa in der Weise wie Antivari vom Hafen aus gesehen. Der Kamm des Sara-Saduk fällt an der Westseite schroff wie eine natürliche Mauer auf 604 m herab. Von da an flacht er sich sachte und terrassenförmig bis in die Ebene ab. In der erwähnten Höhe von 604 m liegt die Stadt Krnja auf einem schiefen Plateau, mit dem Rücken an die senkrechte Mauer des Sara-Saduk gelehnt.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die ehemalige Festung, deren Mauern auf Befehl des Seriaskers Mehemed Reschid Pascha 1832 geschleift wurden. Sie bietet ein so alterthümliches Aussehen, daß ich sie fast in Verdacht habe, noch aus den Zeiten Skanderbeg's zu stammen. Diese Exfestung hat 80 Häuser mit etwa 500 Einwohnern. Erwähnenswerthe Bauten sind nur die beiden Moscheen, deren eine ein Minaret besitzt, und das Seraj, welches jetzt in Ruinen liegt, aber einst prächtig gewesen sein muß.

Von der alten Festung führt die lange, enge Bazarstraße mit ihren alterthümlichen Buden in die Neustadt, deren 700 Häuser aus Baumgruppen hervorragen und mit ihren weißen Mauern von dem röthlich-grauen Gestein des Felsens abstechen. Auf der höchsten westlichen Felsenspitze ragt der Thurm der Stadtuhr als einzige Erinnerung an die venezianische Okkupation hervor. Nicht weit davon soll der Palast Skanderbeg's gestanden haben, doch forschte ich vergebens nach Spuren desselben.

Die ganze Stadt mag 5000 bis 5500 Einwohner zählen. Ihren Namen verdankt sie mehreren ergiebigen Quellen (Krua, im Albanesischen „Quelle“), welche sich heute noch in ihrem Bereiche vorfinden. In kirchlicher Beziehung bildete Kruja früher ein Bisthum. Man kennt 14 Bischöfe; der letzte ist von 1674. Heute ist es nicht einmal Pfarre.

Barletius behauptet, Kruja sei 1366 von Karl Thopia gegründet worden, wahrscheinlich meint er aber damit bloß ihre Festungswerke, denn die Stadt wird schon 1254 von Akropolita als Besitzung des Herrn Gulamos von Albanon erwähnt. Ferner existiren zwei neapolitanische Urkunden, aus denen ersichtlich ist, daß Kruja zeitweilig neapolitanische Besatzung gehabt hat. 1277 wird nämlich dem damaligen Statthalter von Durazzo, Jean de Baubecourt, befohlen, „Castrum Croy“ zu schützen, und dieselbe Aufforderung wird zwei Jahre später dem Kapitän von Durazzo, Giovanni Scotto, zu Theil. Aus einem Dokumente von 1294 ersehen wir, daß sich „Romanus episcopus Croheusis“ zu seiner Kirche nach Kruja begab. Die Neubefestigung der Stadt durch Karl Thopia 1366 konnte deren Eroberung durch die drei Brüder Balšić (Balschitsch), Fürsten von Zeta, nicht hindern. Doch vertrugen sie sich später mit Thopia, denn 1394 ist Kruja urkundlich im Besitze des Marko Barbarigo, eines Schwiegersohnes Thopia's. Er cedirt es urkundlich an Venedig, übergiebt es jedoch noch im selben Jahre den Türken. Daß Skanderbeg's Vater niemals Kruja besessen, ist jetzt durch die von Prof. Hopf entdeckten Urkunden festgestellt. Seine Ansprüche auf die Stadt begründeten sich darauf, daß Helena Thopia seine Großmutter gewesen, daher er Kruja als ihr Erbtheil beanspruchte. Diese Ansprüche kosteten schon seinem Großvater, Constantin Kastriota, das Leben, indem ihn die Venezianer (in deren Besitz Kruja 1402 gewesen zu sein scheint) im genannten Jahre deshalb hinrichteten. Doch schon im nächsten Jahre gelang es dem Grafen Niketas (Schwiegersohn der Spatha), sich mit Hülfe der Partei des Enthaupteten Krnjas zu bemächtigen. Er wußte sich mit Venedig auszugleichen, dessen Oberhoheit er gegen Subvention anerkannte, und starb 1415, eben als die Türken Kruja zum zweiten Male nahmen. Skanderbeg zwang bekanntlich den Rejs Efendi des Sultans zum Unterfertigen eines Befehls, durch welchen er zum Gouverneur von Kruja ernannt wurde, und erdolchte dann den Schreiber. 1443 kam er mit 300 Begleitern nach Kruja, wurde anstandslos eingelassen, ermordete hierauf die ganze türkische Besatzung und rief die Albanesen zum Aufstand, indem er gleichzeitig zum Christenthum übertrat. Von den verschiedenen albanesischen Despoten zu ihrem Feldhauptmann ernannt, schlug er in Kruja seine Residenz auf. 1450 wurde diese Festung von Sultan Murad II. mit 160 000 Mann eingeschlossen und aus 10 Riesenkanonen beschossen. Kruja wurde von Brana-Conte mit 2000 Mann vertheidigt, während Skanderbeg mit 9000 Mann das offene Feld hielt und die türkische Armee fortwährend belästigte. Unter jenen Truppen befanden sich 2000 Montenegriner unter ihrem Fürsten Stefan Crnojević (Tzrnojewitsch). Vom 5. April bis Mitte Oktober währte die Belagerung ohne Erfolg.

1464 erschien Sultan Mohammed II. mit 200 000 Mann vor Kruja, konnte es jedoch auch nicht nehmen. Er zog daher wieder ab und ließ bloß 79 000 Mann unter Balaban Pascha zurück. Skanderbeg, der nur 12 000 Mann gehabt hatte, wartete das Eintreffen von 13 000 Alliirten ab (darunter einige Tausend Montenegriner unter Ivanbeg) und vernichtete dann das türkische Belagerungsheer. Im nächsten Jahre erschien der Sultan nochmals vor Kruja, sah sich aber nach sechsmonatlicher Belagerung wieder zum Rückzug genöthigt.

Nach dem Tode Skanderbeg's (1467) besetzten die Venezianer Kruja und hielten es bis 1478. Im Jahre 1477 wurde es nämlich von Mohammed II. mit 350 000 Mann belagert. Victurio hatte nur eine schwache venezianische und albanesische Besatzung zur Vertheidigung. Francesco Contarini eilte mit 2500 Mann aus dem Epirus zum Ent-

satz herbei und ebenso Fürst Nikolaus von Dukadžin (Dukadschin) mit 8000 albanesischen Bogenschützen. Der gleichzeitige Ausfall Victurio's brachte das türkische Heer in Unordnung und ohne die Treulosigkeit der Dukadžin wäre vielleicht ein vollständiger Sieg erfochten worden. So aber sah sich die Stadt nach 13monatlicher Belagerung am 15. Juni 1478 zur Kapitulation auf freien Abzug gezwungen. Trotzdem wurde die Besatzung sammt der Bevölkerung niedergemetzelt. Seither ist Kruja türkisch geblieben.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

III.

Sind zwar bei den Slaven die Gebräuche, welche auf den Kampf zwischen Sommer und Winter hindeuten, nur in geringer Anzahl vertreten, so finden wir diesen Grundgedanken desto häufiger in den Volksmärchen erhalten, welche von der wunderschönen Jungfrau erzählen, die ein Jüngling nach Vollführung verschiedener Thaten aus der Macht eines Zauberers befreit und dann heirathet. So findet in dem čechischen Märchen: „Der Lange, der Breite und der Scharfäugige“ [1]) der Königssohn, da er auf den Wunsch seines Vaters sich eine Braut wählen soll, in dem Thurme eine kleine eiserne Thür und öffnet dieselbe mit einem goldenen Schlüssel. Da war ein großes, rundes Gemach, die Decke blau wie der Himmel in heiterer Nacht, silberne Sterne glänzten an ihr; der Fußboden war mit einem grünen Seidenteppich überzogen, und rings in der Mauer waren zwölf hohe Fenster in goldenen Rahmen, und in jedem Fenster auf krystallenem Glas war eine Jungfrau in Regenbogenfarben abgebildet, mit einer Königskrone auf dem Haupte; in jedem Fenster eine andere in anderm Gewand, aber jede schöner als die andere, so daß der Königssohn ganz geblendet war. Da bemerkte der Prinz, daß eins der Fenster mit einem weißen Vorhang verhüllt sei; er zog denselben weg. Da war eine Jungfrau in weißem Gewand, mit einem Silbergürtel gegürtet, mit einer Perlenkrone auf dem Haupte; sie war die schönste von Allen, aber traurig und bleich, als ob sie aus dem Grabe gestiegen wäre. Der Königssohn stand lange vor dem Bilde wie im Traum, und während er sie so betrachtete, ward ihm weh' ums Herz und er sprach: „Die will ich und keine Andere!“ Und sobald er das Wort gesprochen, neigte die Jungfrau das Haupt, ward roth wie eine Rose, und in dem Augenblicke verschwanden die Bilder alle. — Aber diese Jungfrau zu erringen ist schwer; in der Gewalt eines bösen Zauberers sitzt sie in eisernem Schlosse gefangen; wer es bisher versucht hat, sie zu befreien, ist nie mehr wiedergekehrt. Der Prinz jedoch will es versuchen und zieht in die Welt sie zu suchen. Da findet er den Langen, der sich strecken kann, daß sein Kopf bis zu den Wolken reicht und er dann meilenlange Schritte macht, den Breiten, der sich aufblähen und dann so blasen kann, daß er die stärksten Bäume entwurzelt, und den Scharfäugigen, der überall durch und durch sieht und mit seinem Blicke selbst Felsen sprengt. Mit diesen Genossen kommt der Königssohn in das Zauberschloß. Der Zauberer erlaubt ihm die Braut fortzuführen, wenn er sie durch drei Nächte so zu hüten wisse, daß sie ihm nicht entschlüpft; gelingt ihm dies nicht, so würde er sammt seinen Dienern zu Stein, wie alle bisherigen Bewerber. Trotz aller Vorsicht schlafen die vier Wächter ein und des Morgens ist die Jungfrau verschwunden. Der Scharfäugige entdeckt sie aber; in einem Walde, hundert Meilen vom Schlosse, steht eine Eiche und als Eichel hängt die Königstochter auf dem Baume; in wenigen Schritten trägt der Lange ihren Entdecker hin und zurück; der Prinz läßt die Eichel zu Boden fallen und die Prinzessin steht vor ihm. In der folgenden Nacht geht es nicht besser, der Scharfäugige entdeckt sie aber wieder; zweihundert Meilen vom Schloß ist ein Berg, in dem Berg ein Felsen und in dem Felsen ein Edelstein und der Edelstein ist sie; vor seinen Augen zerspringt der Stein in Stücke und die Jungfrau ist wiedergefunden. Nach der dritten Nacht liegt sie als goldener Ring in einer Muschel im Schwarzen Meere, dreihundert Meilen von der Burg. Da trank der Breite so viel von dem Wasser, daß der Lange die Muschel herauf holen konnte, und die Proben waren bestanden. Der Zauberer, dem nach jeder That einer von den drei eisernen Ringen an seiner Brust geborsten war, flog als Rabe davon, die versteinerten Ritter erwachten zu neuem Leben und der Prinz feierte fröhliche Hochzeit.

Die Deutung dieses Märchens, wie der vielen Variationen desselben Themas, ist leicht gefunden. Der mächtige Zauberer, d. i. der Herr des finstern Theiles des Jahres, der Gott des Winters, die Winterszeit, hält in seinem eisernen Schlosse, d. i. unter der Eisrinde, eine schöne Königstochter, die Sommergöttin — die zwölf Fenster unseres Märchens bedeuten ja die zwölf Jahresmonate — gefangen. Der junge Königssohn, die Frühlingssonne, mit seinen drei Helfern (in dem deutschen Märchen: „Die sechs Diener“ der Brüder Grimm sind ihrer sogar sechs) befreit die Prinzessin nach einander aus der Luft, der Erde und dem Wasser, d. i. die Sonne belebt die Elemente zu neuem Leben, und feiert fröhliche Hochzeit, wie sich nach dem Volksglauben aller Nationen im Frühjahr der Sonnengott der Erde vermählt und dieselbe fruchtbar macht.

In den ältesten Zeiten war wohl der Sonnengott (Perun) selbst an der Stelle des Königssohnes im heutigen Märchen gestanden, in der Folge der Zeit vertraten ihn dagegen verschiedene andere Heldengestalten, wie wir sie in den Dichtungen über Dobrynja Nikitič, mit christlichen Anschauungen durchflochten in den Liedern über Egorij Hrabrij (Georg der Tapfere), in den klassischen Erzählungen von Perseus, in den germanischen über Siegfried vorfinden, in denen häufig an die Stelle des Zauberers der (zwölfköpfige) Gewitterdrache oder in der christlichen Zeit dessen Substitut, der Teufel, getreten ist [1]). Unter dem Einflusse des Christenthums finden wir jetzt an Perun's Stelle besonders häufig den Propheten Elias oder selbst die Jungfrau Maria; des-

[1]) Wenzig, Westslavischer Märchenschatz. Leipzig, 1857, S. 130.

[1]) Vergl. Krek, Einleitung I, 232.

halb heißt der erstere in südslavischen Volksliedern gewöhnlich der „Donnerer“ (gromovnik) [1]), während die letztere die „Feurige“ (ognjana) heißt [2]); bei den Russen dagegen begegnen wir am häufigsten dem Heil. Georg, welchem nach serbischen Volksliedern bei der Theilung der Welt „die Frühlingsblumen“ zu Theil wurden, als Vertreter des Sonnengottes. An den Namen desselben haben sich daher bei den Russen die meisten Frühlingsmythen geknüpft, wozu die Legende von seinem Kampfe mit dem Drachen Anhaltspunkte genug darbot. Von seiner Geburt singt das russische Volkslied, daß er silberne Füße, goldene Arme hatte; sein Kopf war mit Perlen, der ganze Körper mit Sternen besäet. Unter Diocletian litt er furchtbare Qualen. Dieser warf ihn in ein tiefes Verließ, bedeckte dasselbe mit eisernen Platten, schloß es mit „deutschen“ Schlössern, so daß Egorij weder die „weiße“ Welt noch die herrliche Sonne sehen, weder den Ton einer Glocke noch den Kirchengesang hören konnte. So lag er volle dreißig Jahre; da kam nach dem Willen Gottes die Zeit der Befreiung: da fing die glänzende Sonne an warm zu scheinen, es erhoben sich gewaltige Winde, fegten den Sand, welcher Georg's Gefängniß bedeckte, weg, brachen die „deutschen“ Schlösser und warfen die eisernen Platten aus einander. Der Frühling sprengt seine Bande, und der Sonnengott steht auf in voller Macht und Herrlichkeit. Egorij wappnet sich, erfaßt die scharfe Lanze, befreit sein Heldenpferd von den zwölf Ketten, mit denen dasselbe gebunden war, schwingt sich darauf und macht sich auf den mühevollen Weg. Der Volksglaube giebt ihm einen Schimmel, wie denn auch Odin auf einem solchen reitet. Im Sturme sprengt er in die „schlafenden“ Wälder; die Bäume schwanken im Winde, die Aeste fallen im Sturme zu Boden. Da ruft er: Gehet aus einander durch das ganze heilige russische Land! Dann reitet er an die tiefen Meere, an die breiten Flüsse, und heißt sie fließen. Darauf kommt er zu einer Rinderherde, welche von drei Jungfrauen, leiblichen Schwestern, gehütet wird. Die Hirtenmädchen bedeckt Tannenrinde, ihre Haare sind wie dürres Gras, ihre Stimme eine thierische; sie wollen den Helden verschlingen, dieser schickt sie aber an den Jordan sich zu baden und zu kleiden. Darauf verwehrt dem Heiligen ein Rudel Wölfe den Weg; diese treibt er aber in die „tauben“ Steppen und dunklen Wälder. Zuletzt trifft er auf eine Drachenschaar; da zückt er sein scharfes Schwert und vernichtet sie. Bis zur Brust steht er im Blute, stößt seine Lanze in die Erde und bittet die Mutter Erde, daß sie das Drachenblut in sich aufnehme. Seine Bitte wird erfüllt und er zieht nun zum Marmorpalaste Diocletian's, tödtet ihn und zerstört mit seiner Keule den Palast [3]).

Aehnliches erzählt eine bulgarische Legende. In alten Zeiten lebte „ein böses Weib“; dieses nahm ein schmutziges Tuch und bedeckte damit den Mond, welcher damals noch niedrig, fast auf der Erde, ging; da hob sich der Mond in die Höhe, wo er noch jetzt kreist, und fluchte dem Weibe. In Folge des Fluches wurde die Alte in einen Drachen verwandelt, von welchem das ganze Drachengeschlecht stammt. Die Ungeheuer richteten viel Ungemach an, verschlangen viele Menschen, bis der Heil. Georg erschien und die Erde von ihnen befreite, indem er ihnen mit einem goldenen Stabe die Köpfe abschlug; aus den Leibern derselben liefen drei Blutströme, einer für die Ackerleute, der zweite für die Hirten, der dritte für die Winzer [1]).

Deshalb jagt nach russischem Volksglauben der „siegreiche Georg“ (Egorij Pobědonosec), wie nach der Meinung der Südslaven der Donnerer Elias, im Gewitter unter Donner und Blitz die Teufel vor sich; dabei geräth Elias nach der Erzählung der Slovenen in Krain so sehr in Eifer, daß ihn Gott selbst zurückhalten muß, damit er nicht die Erde vernichte [2]).

Doch nicht bloß als Drachentödter erscheint der Heil. Georg; nach dem russischen Volksliede von der „schönen Elisabeth“ befreit er auch die schöne Jungfrau (Vertreterin der Frühlingsgöttin) aus der Gewalt eines Drachen, wozu sich auch bei den Bulgaren eine Variante findet, die G. Rosen in seinen „Bulgarischen Volksdichtungen“ (Leipzig, Brockhaus 1879) übersetzt hat.

Die Erklärung dieser Mythen giebt uns ein weißrussisches und ein čechisches Frühlingslied, welches singt: „Georg steht auf, öffnet die Erde, daß das Gras wachse, grünes Gras und blaue Veilchen.“ In einem andern wird der Todt (Smrtolenka) gefragt, wohin er die (Himmels-) Schlüssel gegeben habe. Dieser antwortet: „Dem Heil. Georg, daß er das Thor zum Himmel öffne,“ und ebenso bezeichnend sagt ein anderes: „Das Veilchen, die Rose können nicht wachsen, wenn ihnen Perun (oder Gott der Herr) nicht hilft“ [3]). Darum fängt der Frühling nach dem Bauernglauben mit dem Georgstage an, deshalb sagen die Russen, Georg öffne die Erde, bringe Thau hervor und gebe den Gräsern Gedeihen, und glauben die Bulgaren, daß der Heilige die Aecker begehe und nachsehe, ob das Getreide gedeihe, während es in großrussischen Dörfern heißt, der Heil. Georg (am 23. April) beginne die Feldarbeit und beende sie auch (am 26. November, seinem herbstlichen Feste). An seinem Frühlingsfeste sprechen in ganz Rußland die Hirten Gebete über das Vieh und besprengen dasselbe mit Weihwasser; „in aller Frühe waschen sich die Bauern mit Thau, um stark und gesund zu sein wie der Georgsthau.“ Ebenso sammeln die Serben schon am Vortage Wasser, welches von den Mühlrädern wegspritzt, legen dann verschiedene Blumen hinein und waschen sich am Morgen des Festes damit, oder gehen vor Sonnenaufgang baden, wobei sich die Jungen grüne Zweige um die Lenden winden, ehe sie ins Wasser springen.

Bei den Uskoken [4]) und Slovenen geht in einigen Gegenden, so in den Weingebirgen der Kolos, bei Pettau in Untersteiermark zu dieser Zeit der „Jürek“ (Georg) oder „zeleni Juri“ (grüner Georg) herum. Ein vom Kopf bis zu den Füßen in grüne Zweige gehüllter Bursche zieht von Haus zu Haus, tanzt vor jedem, während ein Begleiter auf einer Rohrpfeife spielt und ein anderer auf einer kleinen Trommel trommelt. Ein vierter Junge sammelt Gaben. Dazu wird gesungen; doch sind die alten Lieder verschollen, bei Tüffer z. B. singen die Burschе ganz prosaisch: „Wir führen den grünen Georg herum, bitten um Speck und Eier“ [5]). Die Bedeutung des Umzuges ist klar; wurde ja doch in früheren Zeiten der „grüne Georg“ nach dem Umzuge im Flusse gebadet, wie noch heuzutage bei den Serben die mit Grün umwundene „Dodola“, bei den Bulgaren die

---

[1]) Vergl. Arkiv za povjestnicu jugoslavjensku, von Ivan Kukuljević Sakcinski. VII, Agram 1863, p. 221.

[2]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne pjesme I, 77; II, 1, 2, 12.

[3]) Afanasjev I, 699 seq.

[1]) Karavelov, Pamjatniki narodnago byta bolgar. 299 seq. Afanasjev II, 535.

[2]) „Globus“ XXXIII, 140.

[3]) Hanuš, Bájeslovný kalendař slovanský, 137, 165. Afanasjev I, 705; II, 402.

[4]) Arkiv za povjestnicu jugoslavensku, VII, 336.

[5]) Mittheilung des Herrn Bezirksschulinspektors J. Ranner in Pettau.

„Peperuga“, welche herumziehen, um Regen zu erbitten, mit Wasser begossen werden [1]).

In einigen Gegenden Rußlands zieht ein mit Zweigen umwundener Junge, der Fackeln in der Hand und einen Kuchen auf dem Kopfe trägt, begleitet von Georgslieder singenden Mädchen, dreimal um die besäeten Felder. Nach dem Umzuge wird ein Feuer angezündet und der Kuchen vertheilt.

Als Frühlingsheld wurde Georg auch Beschützer des Viehs; so sagen die Russen: „Georg läßt die Kühe auf die Weide.“ An seinem Feste treibt man die Herden das erste Mal zur Weide, die Hirten tragen geweihte Weidenruthen mit und bitten ihn, daß er die Herden beschütze „in Feld und Wald, vor Wölfen, Bären und allen anderen Raubthieren“. Der Austrieb geschieht in aller Frühe, so lange der Thau noch nicht getrocknet ist, denn dieser hat die Kraft, den Milchreichthum der Kühe zu vermehren. Deshalb wird in Norddeutschland beim Austrieb der Leitkuh ein grüner Zweig an den Schwanz gebunden, daß sie damit den Thau abstreife.

Aehnliche Gebräuche finden wir auch bei den Südslaven; überhaupt ist der Georgstag ein Hirtenfest, an welchem die Hirten mit Kuchen, Eiern, Milch bewirthet und mit Geld und Leinwand beschenkt werden.

Bei Bulgaren und Serben werden zu diesem Tage in jedem Hause Lämmer, besonders weiße, geschlachtet. Eine solche Opferschlachtung beschreibt Afanasjev [2]). Im Dorfe Slavini (im Kreise von Pirot) bringen am Georgstage die Bewohner aus jedem Hause ein Lamm an einen bestimmten Ort. Die Thiere sind mit Kränzen geschmückt, ihre Augen verbunden, die Füße gefesselt. Unter verschiedenen Zeremonien legt man sie im Kreise auf den Boden, ein Greis schlachtet sie dann und läßt das Blut auf den Rasen fließen. Weiber sammeln das blutige Gras; es bildet eine vortreffliche Arznei. Die Stricke, mit denen die Lämmer gebunden waren, werden an Ort und Stelle verbrannt. Jeder Hausherr trägt nun sein Lamm nach Hause, brät es und bringt es dann mit Brot, Knoblauch und Zwiebeln auf den Berg des Heil. Georg. Dort weiht der Priester die Thiere und erhält von jedem ein Viertel. In Serbien trägt man diese Opferthiere in die Kirche und befestigt ihnen Kerzen auf dem Kopfe; in Rußland dagegen und in den Karpaten bäckt man zum Frühlingsaustrieb Gebäck in der Form eines Widders; der Oberhirt schneidet es in Stücke und bewahrt eines davon als Arznei für die Schafe. In Lithauen verkauft man an den Kirchen Wachsbilder von Pferden, Kühen, Schafen, wie in Krain am Tage des Heil. Stefan. Jeder Käufer trägt sein Thier einige Male um die Kirche oder um den Altar und legt es zum Schluß als Opfer auf denselben.

Als Beschützer der Herden genießt unser Heilige bei den Slaven hohe Achtung, zu ihm beten sie um Gedeihen für die Herden und um Segen für die Saaten; so heißt es z. B. in einer russischen Besprechungsformel: „Es kommen uns entgegen der Heil. Großmarthyrer Georg und der Heil. Car Constantin auf weißen Rossen, mit feurigen Schilden in den Händen und vertreiben alle Zauberer und Hexen, Diebe und Diebinnen, Wölfe und Wölfinnen.“ Unter den Wundern, welche der Heilige gewirkt, erzählen die Russen auch, daß er einem Ackersmann einen Stier, der durch einen Fall umgekommen war, wieder erweckte. Im Leben des heiligen Theodor von Anastasiupolis heißt es, daß der Heilige in seiner Jugend, als er oft zur Nachtzeit aus seinem Heimathsdorfe in die Stadt gehen mußte, von Georg vor den Wölfen, in welche sich böse Geister verwandelt hatten, um den Knaben zu zerreißen, beschützt wurde [1]).

Einen Zug aus den Sagen vom Heil. Georg dürfen wir nicht übergehen, welcher deutlich dafür zeugt, daß er die Stelle des alten Donnerers Perun eingenommen hat. Er erscheint nämlich auch als Beherrscher der Wölfe, welche in heidnischen Zeiten den Donnergöttern heilig waren. Am Georgstage reitet der Heilige nach russischem und südslavischem Glauben in den Wald und giebt den Wölfen Anweisung, wovon sie sich nähren sollen; daher sagt ein russisches Sprichwort: „Was der Wolf zwischen die Zähne bekommt, das hat ihm Georg gegeben,“ und bitten die Wölfe im Volksmärchen ihn oder den Erlöser um Nahrung. Ein südslavisches Märchen erzählt: Ein Hirt war durstig, er ging daher durch den Wald zur Quelle. Da ging er an einer mächtigen Eiche vorüber und bemerkte, daß der Boden unter derselben ganz zertreten war. Neugierig stieg er auf den Baum, um zu sehen, was da vor sich gehe. Da kommt der Heil. Georg mit seinem Gefolge von Wölfen und weist ihnen der Reihe nach an, woher sie sich den Fraß holen sollten. Als alle schon abgefertigt waren, schleppte sich mühsam noch ein alter, lahmer Wolf herbei, welcher sich verspätet hatte, und fragte, was ihm bestimmt sei. Auf der Eiche sitzt dein Theil, lautete die Antwort des Heiligen. Gleich darauf zerstreuten sich die Raubthiere nach allen Richtungen, um sich ihre Beute zu holen; auch ihr Herr ritt von dannen. Der alte, lahme Wolf blieb aber unter dem Baume sitzen und wartete auf seinen Antheil. Da aber der Hirt sich wohlweislich hütete, herabzusteigen, entfernte sich das Thier endlich von seinem Platze. Kaum war es aus den Augen des Belagerten verschwunden, stieg der Hirt vom Baume und wollte entfliehen; aber der Wolf hatte sich hinter einem Busch in den Hinterhalt gelegt, sprang hervor und zerriß den Menschen.

In Kleinrußland heißt deshalb der Wolf der „Hund des Heil. Georg“; von ihm getödtetes Vieh darf vom Menschen nicht gegessen werden, da es Gott selbst den Thieren als Nahrung bestimmt habe. Ueberhaupt ist die fatalistische Vorstellung weit verbreitet, daß alle menschliche Vorsicht nicht im Stande sei, etwas vor den Wölfen zu retten, wenn es ihnen der Heil. Georg bestimmt hat. So versteckte sich ein Mann, der den Raubthieren zugesprochen worden war, auf den Ofen; da verwandelte sich der Wolf, dessen Beute er werden sollte, in der Nacht, während alles schlief, in eine Katze und zerriß sein Opfer. Ein anderer begann, als er seine Bestimmung erfahren hatte, mit Aufgebot aller seiner Kräfte, die Raubthiere zu jagen und zu verfolgen; deren Häute hing er unter dem Dache seines Hauses auf. Im Laufe einiger Monate hatte er schon Hunderte, unter ihnen auch den, dem er zugewiesen war, erschlagen. Doch alles dies half ihm nichts; als seine Zeit kam, verwandelte sich das Fell in einen Wolf, welcher ihn in Stücke zerriß [2]).

Die Kleinrussen wissen auch von einem eigenen Wolfshirten, dem Polisun oder Lisovik, zu erzählen. Dieser treibt seine Herde, wie bei den Slovenen der Teufel die Billiche, unter Peitschengeknall auf die Weide, besonders dorthin, wo sich feindliche Heere im Kampfe gegenüber stehen. Häufig bringt ihn das Märchen auch mit dem Heil. Georg in Verbindung. So erzählt ein Märchen: Es waren einst zwei Brüder; der eine war arm, der andere reich und geizig.

[1]) „Globus“ Bd. XXXIII, S. 139.
[2]) II, 255.

[1]) Afanasjev I, 709.
[2]) Valjavec Narodne pripovjedke u i oko Varaždina, p. 93 seq. Afanasjev I, 709 seq. Arkiv za povj. jugosl. VII, p. 222, 239.

Da stieg der arme einst auf eine Eiche, um zu erfahren, was allnächtlich dort Lärm verursache. Um Mitternacht versammelte sich eine Herde Wölfe unter dem Baume, an ihrer Spitze kam der Polisun gezogen; zuletzt kam auch der Heil. Georg herzugeritten und vertheilte Brotlaibe unter die Thiere. Als alle betheilt waren, blieb dem Heiligen ein Laib übrig; dieses gab er dem Armen, was ihm Glück und Segen brachte. Als der reiche Geizhals den Grund des unerwarteten Wohlstandes seines Bruders erfuhr, stieg er auch auf den Baum. Diesmal hatte aber der Heilige ein Brot zu wenig, er wies daher dem letzten Raubthiere den Geizhals auf dem Baume zu.

Hirten, welche mit diesem bockfüßigen Pan auf gutem Fuße stehen, brauchen sich um ihre Herden nicht zu kümmern, der Waldgeist hält statt ihrer das Vieh in Ordnung [1]).

Wie an allen anderen Festtagen des Jahres finden wir auch an diesem eine Anzahl abergläubischer Gebräuche, welche sich hauptsächlich auf die Erhaltung des Viehstandes und, wie es von einem Frühjahrsfeste leicht begreiflich ist, auch auf die Erforschung der Zukunft des Menschen, insbesondere des liebenden, beziehen. Bei den Serben und Kroaten schlägt manche Hausfrau, wenn es nur möglich ist, mit dem Besen einige Nachbarskühe und dann ihre eigenen auf den Euter und hofft dadurch, die Milch der fremden Thiere in ihre zu zaubern. Die Kleinrussen nennen die Milch und das Schmalz den Thau Gottes; im Kiewer Gubernium herrscht der Glaube, daß Hexen die Leiber ihrer Kühe mit Georgsthau waschen, um sie dadurch milchreich zu machen; denselben Zweck erreicht man auch, wenn man auf eine Kuh ein Leinwandstück legt, welches mit Georgsthau befeuchtet war [2]).

Die serbischen Mädchen binden am Vorabend des Festes mehrere Sträußchen, geben jedem den Namen eines Burschen, und legen sie um Mitternacht auf das Dach. Das Bouquet ihres Schatzes zeigt in der Frühe den meisten Thau. Anderswo binden sie Sträußchen von Alant und sprechen darüber: Alant, mein leiblicher Bruder, gieb daß N wie närrisch mir nachlaufe" [3]).

Doch genug davon; eine vollständige Aufzählung ist ja gar nicht möglich.

Die verschiedenen Frühlingsgebräuche schließen eigentlich mit dem Osterfeste, der Siegesfeier über die bezwungenen Wintermächte. Ihm geht der Palmsonntag, bei den Slaven der „Blüthensonntag" [4]) genannt, und der „Gründonnerstag" [5]) voraus. Er selbst heißt der „große Sonntag", auch die „große Nacht" [6]), wie auch die vorhergehenden Tage die „großen" heißen. Daß es ein Sonnenfest war, zeigen deutlich die Namen, von denen besonders der südrussische und der bulgarische „velik den" (großer Tag) hervorgehoben zu werden verdient; die Slovenen backen zu der Zeit Kuchen in der Form eines Rades, des uralten Sonnensymbols. Bei Slaven und Deutschen herrscht der Glaube, daß die Sonne an dem Tage vor Freuden tanze oder dreimal springe; ja bis zum 16. Jahrhundert meinten die Russen, daß an diesem Tage die Sonne nicht untergehe. Die Bauern steigen noch jetzt in den verschiedensten Gegenden auf Thürme oder Hügel, um die Sonne aufgehen und springen zu sehen; wobei die Russen den Frühling anrufen. Nach dem Volksglauben öffnet sich am ersten Ostertage der Himmel, und bleibt während der ganzen Festzeit offen; wer in der Zeit stirbt, kommt geraden Weges in den Himmel. Bei dieser Gelegenheit werden auch die verborgenen Schätze sichtbar und leuchten mit hellem Glanze. Die Kleinrussen glauben, daß zu dieser Zeit die Heiligen oder Christus selbst auf der Welt umher gehen, um die Mildthätigkeit der Menschen zu prüfen, die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen [1]).

Auf den Sieg der Sonne und auf das Wiedererwachen der Natur weisen auch alle Gebräuche, von den gefärbten Eiern bis zu der kirchlichen Feier der Auferstehung des Herrn.

* * *

Ehe wir diese kurze Darstellung der Frühlingsgebräuche schließen, müssen wir noch der Todtenfeier gedenken, welche die Slaven orientalischen Bekenntnisses während dieser Zeit begehen. Auch die Seelen der Verstorbenen schlafen während des Winters, glauben die Russen, und erzählen in ihren Märchen von einem Reiche, wo im Winter alle Leute sterben und im Frühjahr am Georgstage wieder erwachen. Nach einem andern weit verbreiteten Volksglauben leiden die Seelen im Winter Kälte, die Finsterniß ängstigt und Kummer drückt sie, deshalb entzünden die Bauern am Vorabend der Geburt des Herrn und der Taufe desselben im Hofe Strohfeuer, damit sich die Seelen der verstorbenen Eltern daran wärmen können.

Zu derselben Zeit, in welcher das Todaustragen gefeiert wird, beginnen mit der erwachenden Natur auch die Seelen ein neues Leben, darum beginnen die Slaven im Anfange des März auch die Gräber zu besuchen. Vor Sonnenaufgang des ersten Tages in diesem Monate besuchen die Lausitzer Wenden, Čechen, Polen und andere mit Fackeln die Gräber ihrer Lieben, stellen Speisen für deren Seelen hin und beten für deren Frieden. Nach dem russischen Stoglav zündeten auch die Bauern am Morgen des Donnerstags der siebenten Fastenwoche Strohfeuer an und riefen die Todten an. Anfangs April grämen sich die Seelen um ihr früheres Leben, deshalb gehen alte Leute auf das Grab ihrer Eltern, um deren Seelen zu trösten: „O Sonne, helle Sonne," klagt nach Afanasjev ein alter Mann, „geh' auf, geh' auf von Mitternacht; beleuchte mit frohem Strahl alle Grabhügelchen, daß unsere Todten nicht im Dunkel zu sitzen brauchen, nicht gramvoll ihr Leben zubringen. Und du, Mond, du Mond, du heller, geh' auf, geh' auf von Abend, beleuchte mit frohem Glanz die Grabhügelchen, daß den Todten im Dunkel das Herz nicht bricht, daß sie sich nicht im Dunkel nach der weißen Welt grämen und nicht in Finsterniß brennende Thränen um ihre lieben Kinder vergießen. Wind, ungestümer Wind, wehe, wehe von Mitternacht, bringe unseren Seligen die fröhliche Botschaft, daß alle ihre Nachkommen sich in Gram nach ihnen sehnen."

Die Feier der Auferstehung des Erlösers stimmt auch hierin sehr gut zu dem Volksglauben; zu der Zeit ist der Himmel offen, daher kommen auch die Seelen der Verstorbenen wieder auf die Welt, wandeln unter den Lebenden, essen, trinken und freuen sich mit ihnen, bis sie nach dem Schluß der heiligen Zeit wieder in den Himmel eingehen. Daher begeben sich die Russen und auch die Südslaven mit rothen Eiern auf die Gräber, um auch die Verstorbenen mit dem unter Lebenden üblichen Spruche „Christus ist erstanden" (Hristos voskrese) zu begrüßen; darauf läßt

---

[1]) Afanasjev I, 711.
[2]) Afanasjev II, 633.
[3]) „Globus" XXX, S. 93.

[4]) Čechisch: kvéty oder květná neděle, poln. kviaty, russ. verbnoje voskresenije, Weiden-(Palm-)Ostern; serb. cvijeti, slovenisch cvetna nedelja.

[5]) Čechisch zelený čtortek. Vergl. das lat. viridis dies Jovis und dies viridium.

[6]) Čechisch velikonoce, slov. velika noč, poln. vielka noc.

[1]) Afanasjev III, 701 seq.

man die Eier vom Grabhügel herabrollen und vergräbt sie an der Stelle, wo sie liegen bleiben. Bei den Katholiken sind diese Gebräuche größtentheils verschwunden, da die Kirche den Gedächtnißtag der Todten in den Herbst verlegt hat, welcher allerdings als die Zeit des Beginns des Todesschlafes in der Natur dafür vorzüglich geeignet ist. Bei den Slovenen z. B. haben sich jedoch Kinderspiele erhalten, deren Ursprung vielleicht in dem oben angeführten Gebrauche zu suchen ist. Zu Ostern lassen nämlich die Kinder gefärbte Eier von einem kleinen Erdhügel oder von einer aus zwei Ruthen gebildeten schiefen Ebene herabrollen; derjenige, dessen Ei von dem seines Nachfolgers getroffen wird, muß es dem Mitspieler abtreten.

Die rothen Eierschalen werfen die Kleinrussen ins Wasser, daß sie, auf demselben bis ins Todtenreich schwimmend, den Seelen die Nachricht von der Auferstehung Christi bringen sollen [1]).

Am Ostermontag besuchen auch die Slaven der Balkanhalbinsel die Gräber, um Kerzen auf denselben anzuzünden und von den Popen Gebete hersagen zu lassen. Die Ruthenen feiern die „Hahutky", die im Absingen von Liedern und Spielen, z. B. Bauen von lebenden Pyramiden, bestehen; die Prager ziehen zum Friedhofe nach Emaus, welcher früher bezeichnend genug „na Morani" hieß; die Serben ziehen aber auch am Montag nach dem ersten Sonntage nach Ostern auf die Friedhöfe, schmücken die Gräber, zünden Kerzen an, beschenken sich gegenseitig mit gefärbten Eiern, beten und feiern zuletzt ein Verbrüderungsfest. Die Jugend flicht Kränze und küßt sich durch dieselben; dadurch werden zwei Jünglinge für ein Jahr zu Bundesbrüdern (pobratim) und die Mädchen zu Freundinnen (druga) [1]).

Diese gedrängte Darstellung mag einen dürftigen Ueberblick geben über die Reichhaltigkeit der bei den Slaven noch existirenden, für die vergleichende Mythenforschung höchst wichtigen Volksgebräuche und Traditionen, denen der berühmte Verfasser der „Thiere in der indogermanischen Mythologie", Angelo de Gubernatis, den Ehrenplatz nach den Veden zuweist.

[1]) Vergl. dazu und zu dem Vorhergehenden: Afanasjev III, p. 288 seq.

[1]) Vuk Stefanovic Karagjić Život i običaji, p. 27. Hanuš o. c. 128 seq.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zur raschern Herstellung einer systematischen Bewässernng in den Steppen-Gouvernements soll der „Mosk. Wjed." zufolge von 1881 ab das Studium von Klima, Boden- und hydrographischen Verhältnissen der einer Bewässernng bedürfenden Gegenden mit vermehrten Kräften gefördert werden. Für 1881 sind Nivellements in den Bassins der Gewässer der Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien und Woronesh nebst einschläglichen Schürfungen und Tiefbohrungen in Aussicht genommen, um die Tiefe der wasserhaltigen Bodenschichten, die Lage der Quellen und die Durchlässigkeit der Bodenarten festzustellen.

— Zum dritten Male veröffentlicht Prof. Heinrich Kiepert die Generalkarte der europäischen Türkei, deren geographische Gestaltnng wohl wenige besser kennen, wie er. 1853 erschien die erste, 1870 die zweite Ausgabe, beide, auch die letztere, noch mit großen Lücken und Unsicherheiten. Auf der neuesten dritten Bearbeitung (Neue General-Karte der Unter-Donau- und Balkan-Länder, 1 : 1 500 000, Berlin, D. Reimer 1880) sind dieselben fast durchweg verschwunden Dank besonders dem thätigen Eingreifen des österreichischen und russischen Generalstabes und den Aufnahmen der internationalen Grenzkommissionen, von welchen auf S. 102 dieses Bandes die Rede war, ferner eines Lejean, Kanitz und de Gubernatis. In Einzelheiten werden ohne Zweifel die Aufnahmen der Russen (s. „Globus" XXXVII, S. 343) und künftige Specialstudien noch vielerlei Neues bringen; aber im Großen und Ganzen, kann man sagen, ist uns die geographische Gestaltnng der Balkanländer jetzt bekannt, eigentliche „Entdecknngen" sind dort nicht mehr zu machen, an dem Kartenbilde, wie es nun vor uns liegt, läßt sich nicht mehr viel rütteln. Die „Generalkarte" ist auch die erste, welche die politische Neugestaltung der Halbinsel, die Grenzen von Serbien, Bulgarien und Ostrumelien, nach den officiellen Quellen vorführt; ihrem innern Werthe und ihrer wissenschaftlichen Zuverlässigkeit entspricht die klare und elegante Lithographie und sonstige Ausstattung. Je gedankenloser die Mehrzahl der heutigen Karten nach bewährten Mustern „bearbeitet und gezeichnet" wird, um so mehr dürfen wir auf eine Arbeit hinweisen, deren Autor durch Erschließen neuer Quellen, durch Beherrschung des ganzen weitschichtigen Materials und durch wissenschaftliche Verwerthung desselben immer wieder beweist, daß es in der Kartographie nicht allein auf das Zeichnen ankommt, sondern weit mehr auf ein gründliches Studium.

Asien.

— M. Lortet, Dekan der medicinischen Fakultät von Lyon, über dessen erste syrische Reise der „Globus" in Bd. XXXVIII, Nro. 7 ff. berichtete, hat im Mai 1880 den See von Tiberias zoologisch untersucht. Nach ihm liegt derselbe 212 m (192 m nach H. Kiepert) unter dem Mittelländischen Meere, mit welchem er nach gewissen Anzeichen einst in gleicher Niveauhöhe stand, ja vielleicht durch die Ebene Esdrelon zusammenhing. Seine größte Tiefe beträgt 250 m. Lortet glaubt, daß sein jetzt nur sehr schwach salziges Wasser früher viel salzhaltiger gewesen ist; mit Rücksicht hierauf war eine Untersuchung der Fauna von besonderm Interesse. Er erlangte mindestens ein Dutzend Arten von Fischen, darunter mehrere neue Formen sowie auch einige neue Mollusken. Von letzteren hatten Melanopsis und Melania ein marines Aussehen und scheinen auf den Uebergang von salzigem zu süßem Wasser hinzudeuten. Außerdem enthält der See noch einige Krabben und von niederen Thieren nur Diatomeen und Foraminiferen in dem sehr feinen Schlamme vulkanischen Ursprungs, welcher den Boden bedeckt.

— In Petersburg ist ein Telegramm des Obersten Prschewalski, datirt Urga 1. November, eingetroffen, wonach derselbe im Frühling und Sommer dieses Jahres einen Theil des obern Hoang-ho-Gebietes und den See Kuku-nor aufgenommen hat und dann durch Alaschan nach Urga gegangen ist. Im Ganzen hat er während seiner Reise 7200 Werst zurückgelegt und werthvolle wissenschaftliche Resultate erzielt.

— In „Nature" (23. September 1880) berechnet der Schiffsarzt H. B. Guppy nach eigenen Beobachtungen, welche er ein ganzes Jahr hindurch in Hankau angestellt

hat, die Wassermenge, welche der Jang-tse-kiang in jeder Sekunde ins Meer wälzt, zu 770000 Kubikfuß, die Masse der mitgeführten Sedimente in Hankau zu 172 Kubikfuß per Sekunde und zu 6 428 858 255 Kubikfuß jährlich an der Mündung. Dadurch wird das Gebiet des Stromes (zu 650 000 engl. Quadratmiles angenommen) in 3707 Jahren um 1 Fuß erniedrigt. Für den Hoang-ho liegen folgende Angaben von Sir George Staunton aus dem Jahre 1792 vor: Wassermenge in der Sekunde 116 000 Kubikfuß; Menge der mitgeführten Sedimente im Jahre 17 520 000 000 Kubikfuß. Am Pei-ho beobachtete Guppy von December 1878 bis März 1879 und fand: Wassermenge in der Sekunde 7700 Kubikfuß; Menge der mitgeführten Sedimente im Jahre 80 000 000 Kubikfuß. Diese Sedimente werden nach roher Berechnung hinreichen, um in 36 000 Jahren die Meerbusen von Petschili und Liau-tung und das Gelbe Meer nördlich von 29° nördl. Br. und westlich von 126° westl. L. Greenw. auszufüllen. — Gegen diese Zahlen erhebt Dr. A. Woeikof, der bekannte Petersburger Meteorologe, Einspruch (Nature 4. November 1880), weil das Jahr 1877, in welchem Guppy den Jang-tse-kiang beobachtete, ein ausnahmsweise trockenes gewesen ist, und weil in die Monate December bis März, während deren er am Pei-ho seine Messungen anstellte, gerade der niedrige Wasserstand fällt. Die Menge der mitgeführten Gewässer und Sedimente sei bei beiden Strömen weit bedeutender, und es dürften schon 28 000 Jahre hinreichen, um die oben bezeichneten Theile des Oceans in Land umzuwandeln.

Afrika.

— Die Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, die Herren von Schöler, Dr. Böhm, Dr. Kayser und Reichert, sind Anfang August 1880 von Bagamoyo auf der Zanzibar-Küste aufgebrochen, ungefähr gleichzeitig mit Kapitän Ramaeckers (Chef der vierten belgischen Expedition s. „Globus" XXXVIII, S. 80), und ihre letzten Nachrichten gehen bis Anfang September, wo sie in der wüsten Grenzgegend des Distriktes Ugogo, die sie mit Ramaeckers gemeinsam durchreisen werden, angekommen waren. Sie haben hier und da arg von Fieber und Dysenterie gelitten, am meisten die Herren Dr. Kayser und Reichert. Die große Anzahl der Expeditionen, welche sich von Zanzibar aus ins Innere begeben, haben dort die Preise der Ausrüstungsgegenstände, Träger und Eskorte-Mannschaften um mehr als das Dreifache gegen früher in die Höhe getrieben, so daß die von der Afrikanischen Gesellschaft ursprünglich zur Ausführung der Unternehmung in Aussicht genommene Summe beträchtlich hat erhöht werden müssen. Dazu haben die letzten Expeditionen, mit Rücksicht darauf, daß die früheren oft schon im Beginne durch Desertionen der Begleitmannschaften in Frage gestellt wurden, ihre Ueberführung an den Ort ihrer Bestimmung in Entrepriſe gegeben. Wenn die Unternehmer auch Sicherheit gegen das Desertiren der Leute und in gewisser Ausdehnung auch gegen Kriegs- und Feuersgefahr übernehmen, für die Führung der Karawane sorgen und die lästigen Verhandlungen mit den Häuptlingen über den Wegzoll führen, so müssen sie bei dem gewagten Geschäfte doch auf einen großen Nutzen Anspruch machen und vertheuern dadurch die Unternehmungen erheblich.

— Um Stanley's große Entdeckungsfahrt quer durch Afrika weiteren Kreisen zu vermitteln, hat der Gymnasialdirektor B. Volz dieselbe in kürzerer Form bearbeitet (Henry M. Stanley's Reise durch den dunklen Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881). Das Buch schließt sich dem Originale möglichst an, hat aber statt der Form des Tagebuchs die der objektiven Erzählung gewählt und versucht dabei, die oft dramatische Lebendigkeit der Darstellung festzuhalten. Ohne Zweifel wird diese billigere Ausgabe in größere Kreise dringen, als die große zweibändige Uebersetzung des Originals, und dort der Afrikaforschung neue Freunde gewinnen.

— Aus Rubaga, der Hauptstadt von Uganda, am Victoria Nyanza, sind Nachrichten über die französische katholische Mission eingetroffen, denen zufolge König Mtesa seine Feindseligkeiten eingestellt hat und die Patres sich wohl befinden. Nach ihrer Gewohnheit haben sie, obgleich kaum der Sprache kundig, sofort mit Taufen begonnen und ein Waisenhaus eingerichtet, in welchem sie Kinder erziehen, die sie von der Sklaverei loskaufen und so zu ihrem Eigenthum machen. Der König erlaubt ihnen nicht, die Hauptstadt zu verlassen, und setzt ebenso wie die Vornehmen ihren Bitten, die Vielweiberei aufzugeben, beharrlichen Widerstand entgegen. Eine zweite Priesterkarawane, welche ein Mitglied bei einem nächtlichen Angriff verloren hat, ist im Süden des Sees angelangt und bereit übergesetzt zu werden und eine besondere Mission in Uwaia, ebenfalls im Gebiete Mtesa's, einzurichten; eine dritte ist von Algier aufgebrochen mit der Absicht, auf diesem Wege bis zum See vorzudringen. Auch die römisch-katholische Mission am Tanganjika-See erfreut sich der schönsten Blüthe. Eine andere ist nach Owampo-Land in Südafrika, südlich vom Flusse Cunene, welches unter englischem Schutze steht, gezogen. Endlich hat sich eine am Zambesi in dem Matabele-Gebiet niedergelassen, die von Grahamstown ihren Ausweg genommen hatte. Die Anstrengungen der römischen Kirche, ihrerseits an der Civilisation Afrikas mitzuarbeiten, sind lobenswerth und werden, wenn ihnen genügende Unterstützung zu Theil wird, eine Fülle von geographischen und ethnologischen Kenntnissen zu Tage bringen. (Athenäum 2. Oktober.)

— Die „London Missionary Society" veröffentlicht in der November-Nummer ihres „Chroniele" einen ausführlichen Bericht des Dr. Southon über eine Zusammenkunft, welche derselbe wegen der Ermordung der Herren Carter und Cadenhead (s. oben S. 255) mit Mirambo gehabt hat. Anscheinend hat dieser Häuptling keinen direkten Antheil an der unheilvollen That gehabt. Dem Diener Kapitän Carter's, Mohammed, ist es geglückt, die Tagebücher beider Erschlagenen sowie die wichtigsten Manuskripte und Briefe Carter's zu retten.

— Gerhard Rohlfs und Dr. Stecker haben ihre Reise nach Abessinien angetreten und befanden sich zu Anfang November auf der Seefahrt nach Massauah.

— Von der italienischen Expedition in Schoa wird gemeldet, daß es dem Reisenden der Mailänder geographisch-kommerciellen Afrika-Gesellschaft G. Bianchi gelungen ist, die Freilassung des seit Jahresfrist in Tschalla gefangen gehaltenen Reisenden Cecchi zu erlangen (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 94).

— Der „Vossischen Zeitung" wird aus Kairo, 28. Oktober, geschrieben: Es sind vor einigen Tagen Briefe des Dr. Junker aus dem Njamnjam-Lande angelangt, welche, da sie den Weg über Schakka und Kordofan nehmen mußten, infolge der Flußverstopfung am obern Nil drei Monate bis Udeo (?) unterwegs blieben. Ein Brief, datirt vom 7. Mai aus Dem-Bekir in Dar Fertit, bietet interessante Einzelheiten über Junker's Zusammentreffen mit Noruma, einem der mächtigsten Häuptlinge der Njamnjam und der ägyptischen Regierung ergeben. Junker's Expedition hatte diesen Gewalthaber beunruhigt, und er war ihm entgegengezogen, um sich über die Person des Reisenden und die von ihm verfolgten Zwecke zu vergewissern. Vollkommen beruhigt und als sein bester Freund ist dann Noruma von Dr. Junker geschieden, um in seinem Lande alles für sein Kommen in Bereitschaft zu setzen. Gessi Pascha, der ägyptische Gouverneur der Bahr-el-Ghazal-Provinz, hat dann noch einen Brief Dr. Junker's vom 11. Juni aus dem Lande des Solongo (Unterhäuptling unter Ndoruma, 6 Grad nördl. Br.) erhalten, und weitere mittelbare Nach-

richten von dem Reisenden sind durch von dorther zurückkehrende Eingeborene aus Nonuma's Residenz selbst (ungefähr $5^1/_2$ Grad nördl. Br.) Ende Juli bei Gessi eingetroffen. Diesen zufolge hatte Dr. Junker bei dem genannten Njamnjam-Fürsten seine Quartiere bezogen. So sehen wir denn, Dank der Fürsorge Gessi's, den wackern Reisenden wohlbehalten mit allen seinen Schätzen und in der besten Verfassung bereits tief im Innern gänzlich unerforschter Gebiete. Auf dem weitern Wege nach Süden wird der Reisende das Gebiet des Häuptlings Mbio zu durchziehen haben, der mit Ndoruma in Fehde liegt, so daß Dr. Junker infolge dessen vielleicht auf Hindernisse stoßen wird. Allein die Erfahrung und Rüstigkeit des Mannes, der nun ein klimatisch durchaus gefahrloses Gebiet betreten hat, werden ihn schon über alle Schwierigkeiten hinwegbringen. Auch zeigt der Humor seiner Briefe, daß er sich in den besten Verhältnissen befindet. Von geographischer Wichtigkeit ist die Nachricht, daß Dr. Junker im Süden Dar Fertits auf Leute gestoßen ist, die ihm klar und deutlich von einem Lande mit mohammedanischen Einwohnern, Adamaua, zu berichten wußten, und von einem großen Flusse (dem Schari), welchen sie auf dem Wege dahin, weit im Westen, überschritten hatten. Wenn kein unvorhergesehenes Unglück dazwischen tritt, so kann man sich in nächster Zeit die wichtigsten Ergebnisse von dieser so wohlvorbereiteten und energisch ins Werk gesetzten Unternehmung versprechen.

— Immer zahlreicher werden die Reisen französischer Offiziere und Privatleute in dem Gebiete zwischen Senegal und Niger; immer deutlicher wird das Bestreben Frankreichs, seine Macht dort weiter auszudehnen, Befestigungen anzulegen, Vorstudien für Eisenbahnen zu machen u. s. w. Beweis dafür ist die Unterstützung der Reisen Soleillet's (welcher in diesem Sommer einen neuen Versuch gemacht hat, Timbuktu zu erreichen, aber schon nach 50 Wegstunden durch kriegerische Verhältnisse zur Umkehr bestimmt wurde), ferner die große Expedition unter Gallieni (s. oben S. 240) und die Erbauung eines Forts in Bafulabe (s. „Globus" XXXVII, S. 288), wodurch die französische Grenze um circa 200 km vorgeschoben wurde. Weitere Maßregeln sind jetzt in der Ausführung begriffen: am 5. Oktober hat sich auf Veranlassung des Marineministeriums unter dem Befehl des Artillerie-Schwadronschefs Borguis-Desbordes eine Expedition in Bordeaux nach St. Louis eingeschifft, welche zugleich militärische und politische Zwecke verfolgt. Dieselbe besteht aus einer topographischen Abtheilung von sieben Offizieren unter dem Schwadronschef im Generalstabe Derrien, einer „Compagnie auxiliarie d'ouvriers d'artillerie" mit vier Offizieren, und einem Stabe des obersten Chefs von zwei Offizieren, dazu zwei Kompagnien Marine-Infanterie und vier Kompagnien Senegal-Schützen, zusammen über 700 Mann. Diese ansehnliche Macht ist bestimmt, eine Anzahl kleiner Forts zwischen Senegal und Niger zu errichten und zu besetzen und die Arbeiten der Astronomen, Geodäten und Topographen zu schützen. Letztere haben einen Strich Landes zwischen Bafulabe am Senegal und den Städten Dina und Bamaku am Niger aufzunehmen, wenn möglich sogar zu triangu liren und die beste Route für eine dort zu erbauende Eisenbahn zu bestimmen. Befestigungen sollen errichtet werden in Bafulabe (am Zusammenflusse des Bafing und Bakhoy), Fangalle (am Zusammenflusse der beiden Quellen des Bakhoy), Goniakuri, Kita und Bangassi, alle im Gebiete von Stämmen, die sich freiwillig unter Frankreichs Protektorat gestellt haben.

— Eine officielle Depesche aus St. Louis vom 10. November 1880 meldet, daß Dr. O. Lenz am 2. d. M. von Timbuktu in Medina am Senegal angekommen ist.

Arktisches Gebiet.

— Die Nordpolarfahrt des Dampfers „Gulnare", welchen Kapitän Howgate unter Befehl des Lieutenants Doane abgesandt hatte (s. „Globus" XXXVIII, S. 255), ist für dieses Jahr mißglückt. Howgate hatte im vergangenen Jahre den Dampfer von 140 Tons in England bauen und denselben in Amerika für die Eisschifffahrt verstärken lassen, um in der Lady-Franklin-Bucht (im Smith-Sunde unter circa 81° nördl. Br.) bei dem dort entdeckten Kohlenlager eine Station zu errichten. Die „Gulnare" verließ am 30. Juli St. John auf Neufundland, hatte dann bis zum 8. August, wo sie Disko in Grönland erreichte, fast unausgesetzt mit schweren Stürmen zu kämpfen, wurde dabei arg beschädigt und mußte, ohne den 70. Breitegrad überschritten zu haben, nach Neufundland zurückkehren. Zwei Mitglieder der Expedition, Clay und der Franzose Pavy, sind in Rittenbank in Grönland zurückgeblieben, um dort zu überwintern und naturwissenschaftliche Studien zu machen.

— Der „Vossischen Zeitung" wird aus Kopenhagen vom 9. November geschrieben: Die wissenschaftliche Expedition nach Grönland, welche im vorigen Jahre unter Leitung des Premierlieutenants Hammer und des Kandidaten Steenstrup von hier abging (vergl. „Globus" XXXVI, S. 336), ist am Sonnabend nach einer sehr gefahrvollen Ueberreise wieder wohlbehalten zurückgekehrt. Die Expedition hat im vorigen Winter wissenschaftliche Untersuchungen über das Vorwärtsschreiten des Festlandeises bei den Eisfjorden Omenak und Jakobshavn angestellt und sich Kenntniß über die Bildung der Eisberge daselbst zu erwerben versucht. Im Laufe dieses Sommers sind bisher unbekannte Fjorde vermessen und von dem westlichen Theil der großen Insel Disko ist eine Karte aufgenommen worden. Am Sonntag traf auch die zweite Expedition, welche in diesem Frühjahre unter Führung des Premierlieutenants G. Holm nach Grönland abging (s. „Globus" XXXVIII, S. 48), mit dem Dampfschiff „Fox" hier wieder ein. Es waren dieser Expedition zwei Aufgaben gestellt, nämlich theils mehrere der großen Ruinen zu untersuchen, die sich in dem Distrikte Julianehaab vorfinden, theils Aufklärungen über die Bevölkerung und die Verhältnisse an der Ostküste von Grönland zu sammeln. Diese Untersuchungen sollen zunächst zur Vorbereitung einer beabsichtigten größern Expedition nach dem südlichen Theil dieser Küste dienen. Dem vorläufigen Berichte, den G. Holm der Kommission für die Untersuchungen in Grönland erstattet hat, entnehme ich Folgendes: Außer den wohlbekannten und gut erhaltenen Ruinen bei Kakortak, Igaliko und Kagsiarsuk im Igalikofjord hat die Expedition bei Segsardlugtok in demselben Fjord und im Norder-Sermilikfjord, gerade gegenüber von Kagsiarsuk im Tunugdliarsikfjord, eine Reihe von vorzüglich gebauten und erhaltenen Ruinen entdeckt. Auch am innern Theil des Amitsuarsuksees und im Kordtortohthale wurde eine große Zahl von Ruinen gefunden, die jedenfalls seit mehr als 100 Jahren nicht besucht und daher den Grönländern ganz unbekannt waren. Von acht Ruinengruppen sind Situationspläne und Zeichnungen aufgenommen worden; auf einzelnen Stellen, besonders bei Kagsiarsuk im Igalikofjord, sind auch Ausgrabungen vorgenommen worden, bei welchen Bruchstücke von Schüsseln und Schalen, Ringe, Senksteine zu Lachsnetzen, wovon einzelne mit einfachen Ornamenten, Mahlsteine, ein Sarg und Leichenkleider gefunden wurden. Das Wetter ist den ganzen Sommer hindurch sehr ungünstig gewesen, mit beständigem Regen und Nebel; Leute, welche seit vielen Jahren dort an der Küste wohnhaft sind, haben noch nie einen so regenvollen Sommer erlebt.

Inhalt: Panama und Darien. V. (Mit fünf Abbildungen.) — Die geologische Expedition zum Zerawschan-Gletscher. — Sp. Gopčević: Skizzen aus Oberalbanien. III. Krnja. — Fr. Hubad: Die Frühlingsfeier der Slaven. III. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Arktisches Gebiet. — (Schluß der Redaction 16. November 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend Ankündigung von: „Der Rhein". Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte von W. O. v. Horn. Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden. — Ferner als Beilage ein Literarischer Anzeiger.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 23.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

VI.

In Paya bewohnte die Expedition das Haus des Kaziken und das seines Sohnes Mono („der Affe"). Kaum war Reclus dort angelangt, als die in Panama gemietheten Neger eine höhere Bezahlung verlangten oder sofort abzureisen drohten. Wyse nahm sie beim Worte, da er nicht mehr soviel Leute brauchte als anfangs, und schickte sie heim. So wenig sie auch getaugt hatten, so verlangsamte ihre Abreise doch die Arbeiten der Kommission, und Wyse mußte seine geplante Reise nach den Mündungen des Atrato, wobei ihn Reclus begleiten sollte, um acht Tage aufschieben. Die Zwischenzeit wurde mit kleineren Ausflügen, darunter einer Aufnahme des Flusses Cué, ausgefüllt, und am 22. Januar aufgebrochen. Da bis zum Flusse Caquirri alles Gepäck auf Menschenrücken getragen werden mußte, so war dasselbe auf ein Minimum reducirt worden, und die beiden Offiziere, die einzigen Weißen der ganzen Reisegesellschaft, nahmen nur gerade genug mit, um nicht Hungers zu sterben und nicht auf der nackten Erde schlafen zu müssen. Ihre Begleiter waren der oben erwähnte Mono, der als Führer diente, Evaristo, der gewöhnliche Gefährte und Vertrauensmann Wyse's, und zwei Caucheros von Pinogana, Mischlinge von einer Negerin und einem Indianer — die parallele Kreuzung ist, nebenbei bemerkt, hier sehr selten, weil die Indianerinnen die Neger oder guacas, wie sie sie nennen, aufs Tiefste verachten. Für diese sechs Personen wurden im Ganzen 120 Pfund mitgenommen, von denen Evaristo mehr als die Hälfte schleppte, während Mono in seiner Häuptlingswürde sich nur zum Tragen eines Instrumentes und einer Flinte bequemte.

Der Pfad der Eingeborenen, der auch hier, wie so vielfach in Südamerika, den stolzen Namen „camino real" führend, Paya mit der „embalsadera" des Cucarica oder Caquirri (Ort, wo der Fluß für eine Piroge schiffbar wird) verbindet, überschreitet die Kammhöhe der Cordillera in einem Passe, der zwar höher ist, als der von Tihule, aber auch bequemer. Denn beim Tihule kommt man gerade auf einen Fall des Rio Nabulquia von vollen 30 m Höhe hinaus, und man kann diesen Absturz nur passiren, indem man sich an den Lianen und hervorstehenden Wurzeln der Felswand hinabläßt und dann im Flußbette selbst bis an die Brust im Wasser weiter watet. Auf dem andern Wege geht es bis zur Wasserscheide wechselnd steil bergab und bergauf. Von dem Gipfel einer Loma, welche Wyse behufs seiner Aufnahme hatte abholzen lassen, genossen die beiden Wanderer einen prächtigen Blick auf die majestätischen Cordilleren. Von der Wasserscheide an ging es dann sanft hinab zum Rio Tulegua; Dank dem herrschenden Nordwinde war die Temperatur frisch und sehr angenehm. Die Vegetation war wegen der größern Feuchtigkeit weit üppiger und großartiger, als im Thale des Paya, und riesige Quippos, welche Reclus seit dem Tuyra nicht gesehen hatte, krönten wieder die Höhen. Am Nachmittage erreichten sie den Tulegua und mußten in dem felsigen glitschigen Bette dieses Baches noch zwei Stunden abwärts waten, ehe sie den Caquirri unterhalb einer Stromschnelle erreichten. In einem verlassenen Rancho wurde übernachtet. Am nächsten Morgen fuhren sie in einer Piroge den Caquirri, einen der hübschesten Flüsse, die Reclus unter den Tropen kennen gelernt

hat, hinab. Es wechseln in seinem Laufe Stromschnellen und tiefe Strecken ruhigen klaren Wassers; Heliconien, Bromelien und prachtvolle Blattpflanzen bedecken seine Ufer, und die Bäume des Waldes, von keinen Schlingpflanzen erdrückt, entfalten sich in ihrer vollen Kraft, so daß nur hier und da ein Sonnenstrahl ihr dichtes Laub durchdringt. Man hätte sich auf einen Fluß in gemäßigten Zonen versetzt glauben können, wären nicht die nackten schwarzen Gestalten und der Indianer Mono dagewesen, der vorn im Boote sitzend zuweilen einen Fisch mit seinem Speere erbeutete. Der Wald, welcher am Paya still und todt ist, zeigt hier mehr Leben: man sieht Affen, Truthühner und Papageien. Allmälig wird der Fluß breiter, die Stromschnellen seltener und weniger gefährlich, die glatten Strecken des Wasserlaufes länger, und es treten wieder Alligatoren auf. Gegen Abend wurde auf einer Sandbank das Lager

Fahrt auf dem Cagnirri abwärts.

aufgeschlagen und die Jagdbeute Mono's verzehrt, darunter ein Affe, der den Europäern nicht gerade schlecht schmeckte, aber wegen der grünlichen Farbe der Haut und seiner menschenähnlichen Gliedmaßen doch etwas Widerwillen einflößte. Zum Schlafen ließen die Moskitos die Reisenden nicht kommen, trotz der Moskitonetze und eines dickqualmenden Feuers.

Weiter hinab wird der Fluß gelblich von Farbe und zunehmend schmaler; fortgeschwemmte Baumstämme werden häufiger und hindern mehr und mehr die Fahrt. Schließlich stößt man auf „Palissaden", Anhäufungen von Stämmen von 100 m Länge und 8 bis 10 m Höhe über dem Wasserspiegel, über welche die Piroge hinweggezogen werden muß — oder, wenn das Hinderniß zu steil ist, stößt man das Boot ins Wasser hinunter, fängt es jenseits wieder auf, schöpft es aus und beladet es von Neuem. Zuletzt erreichte man flaches, sumpfiges Land und hohen, finstern, stillen Wald, zwischen dessen Bäumen das Boot geräuschlos stromab

In den Sümpfen des Atrato.

glitt; man näherte sich den unermeßlichen Sümpfen, welche der Atrato an seinem Mündungsdelta bildet. Stetig zweigen sich nach rechts und links Kanäle ab, so daß der Fluß immer schmaler wird und nur einige Centimeter Tiefe behält. Das Boot gleitet über Schlamm dahin, bleibt auch oft darin stecken oder an Wurzeln und Zweigen hängen, so daß Insekten und scheußliche Spinnen in Masse bei dem Versuche, es loszumachen, herabregnen. Ein nur mit Pangamoas-Palmen bewachsener Sumpf bildete den Beschluß dieses abscheulichen Waldes. Der Stiel dieser Musacee ragt kaum über den Wasserspiegel hervor, und unmittelbar über demselben breitet sich das riesige Blattbüschel aus; die langen abgestorbenen Wedel liegen quer über dem Strome, den seit langer Zeit kein Boot befahren hat, so daß sich die Reisenden mit dem Machete Bahn brechen müssen. Plötzlich hört auch diese Scenerie auf: eine vollständige Ebene tritt an ihre Stelle und nur im fernsten Hintergrunde erheben sich einige bläuliche Berge. Auf 50 Kilometer weit ist zur Rechten und Linken alles überschwemmt, dabei aber so dicht mit Kraut, Schilf und kleinen Manglebäumen bewachsen, daß eine platt aufs Wasser gelegte Ruderstange einen Menschen zu tragen vermag und alles Rudern ein Ende hat. Unglaublich reich ist hier das Thierleben, zahllos die Scharen von Vögeln jeder Größe, Manatis (Seekühe) und Kai-

Schiffslieutenant L. N. B. Wyse. (Nach einer Photographie.)

mans. Spät erst, um 8 Uhr Abends, erreichte man die Loma de Cristal, den letzten Ausläufer eines Cordilleren-Spornes und neben der weiter abwärts gelegenen Loma Vieja (s. die Karte S. 307) die einzige trockene und feste Stelle weit und breit; dort erfreuten sich die Reisenden einer ziemlich ruhigen Nacht, weil ein Feuer die Moskitos fern hielt, an welchem zwei Manati-Jäger ihre in lange Streifen zerschnittene Beute trockneten. Mühsam ging es am folgenden Morgen durch die dichte schwimmende Vegetation vorwärts, bis der gelbe, von Palmen eingefaßte Atrato erreicht war, der an dieser Stelle, bei der Einmündung des Caquirri, mehr als 600 m breit ist und von dem Nordwinde zu schäumenden Wellen aufgerührt wurde. Hierdurch füllte sich die Piroge mit Wasser und die Leute verweigerten die Weiterfahrt. Zum Glücke war ein Boot mit Fischern in der Nähe, deren einer eine große barquetoña besaß, welche gerade nach Pisisi am Ostufer des Golfes von Uraba unterwegs war. Gegen mäßiges Entgelt fanden die Reisenden Unterkunft und Passage auf derselben und konnten sich nun von der anstrengenden viertägigen Bootfahrt erholen, wo sie mit gekreuzten Beinen und ohne sich anlehnen zu können unbeweglich hatten sitzen müssen, um ihre Nußschale nicht zum Kentern zu bringen. Langsam ging es freilich vorwärts; keine Hand legte sich an die Ruder und mitunter war der Nordwind stärker als die Strömung, so daß das Fahrzeug z. B. an der Gabelung des Atrato-Deltas einen halben Tag aufgehalten wurde.

Ein illustrirtes Werk über Skandinavien und Großbritannien[1]).

Unter den Prachtwerken für den diesjährigen Weihnachtstisch verheißt das unten mit vollem Titel angeführte, von welchem die erste Lieferung vorliegt, ein hervorragend interessantes und werthvolles zu werden. Zwar nicht so sehr durch den textlichen Inhalt, welcher bei solchen Büchern naturgemäß nicht die Hauptrolle spielen kann, wenn auch die Verlagsbuchhandlung Sorge getragen hat, „daß jedes einzelne Gebiet zu schildern kundigen Männern obliege, deren literarisches Ansehen und längerer Aufenthalt an Ort und Stelle dafür bürgt, daß dies Illustrationswerk größten Stils kein bloßes „Bilderbuch“ werde.“ Der Hauptreiz und der Hauptvorzug der „Nordlandfahrten“ besteht aber doch in mehreren Hundert uns verheißenen Holzschnitten nach Originalzeichnungen, welche von hervorragenden Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen worden sind. (Auf denen der ersten Lieferung begegnet uns meist Whymper's wohlbekannter Name.) Wir erhalten damit eine Fülle neuer Anschauungen, wie sie uns das bloße schildernde Wort oder die Karte nie ersetzen können. Denn nur die Illustration vermag dort einzutreten, wo letzteren beiden die Kraft versagt, richtige Vorstellungen im Geiste des Lesenden und Lernenden zu erwecken, eine Erkenntniß, welche in letzter Zeit sich mehr und mehr Bahn bricht, wie eine Anzahl neuerer geographischer Lehrbücher, allen voran dasjenige von Elisée Reclus, beweist. Der (unseres Wissens nicht große) Schatz vorhandener guter Abbildungen aus Skandinavien und Großbritannien wird durch das in Rede stehende Werk einen ganz bedeutenden Zuwachs erhalten, und es wird in Zukunft leicht sein, sich von wichtigen Gebieten jener Länder eine Anschauung zu verschaffen, wie sie sonst nur eigenes Reisen zu vermitteln im Stande ist.

Indem wir der Verlagsbuchhandlung auch hier unsern Dank für Ueberlassung zweier der großartigsten norwegischen Landschaftsbilder aussprechen, welche besser als viele Worte für den Werth der Publikation zeugen, lassen wir die Beschreibung derselben als Probe des begleitenden Textes folgen.

* * *

„Wie Norwegen überhaupt, so ist der Hardangerfjord ganz besonders die Heimath der großen Kataraкte, die sich hier vornehmlich durch ihren Wasserreichthum auszeichnen: die weiten Hochebenen, in welche der Fjord sich einzwängt, begünstigen die Bildung größerer Gewässer, und sie geben der ernsten, schweigsamen Landschaft überall ein freudig sprudelndes Leben. Ueberhaupt aber zeigt die Natur des Hardanger nicht die harte düstere Strenge wie z. B. der nördlichere, gewaltigere Sognefjord, seine stille Größe ist gepaart mit mildernder Anmuth. Die Berge zwar zeigen auch hier nicht die schön geschwungenen, phantasievollen Formen der Schweizer Gipfel, man sieht mehr mauerartige, geschlossene Wände mit breitem obern Rand, denn es sind nur die schroff abfallenden Kanten der großen Hochebenen; überall aber, wo die Abhänge weniger jäh sind, haben sie sich geschmückt mit leuchtendem Grün; bald steigen dunkle, stolze Tannenwälder hoch hinauf, bis die eisig unerbittliche Natur ihrem kühnen Streben ein gebieterisches Halt zuruft, bald spiegeln sich lichtgrüne Wiesen, mit Obstbäumen und Menschenwohnungen vertraulich besetzt, in der schönen, klaren Fluth. Unvergleichlich klar ist diese Fluth: in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß erkennt man noch deutlich den steinigen Meeresboden. Den ganzen Tag fährt man so in Gemächlichkeit dahin wie auf einer ununterbrochenen Kette der herrlichsten Alpenseen. Der innerste, östliche Winkel des Hardanger führt den besondern Namen Difjord, und hier verlassen wir bei der Station Vik das Schiff, um eines der glänzendsten Kunststücke der norwegischen Natur, den landeinwärts gelegenen, vielberühmten Vöringfos, aufzusuchen und zu bewundern. Wir gelangen zunächst nach kurzer Wanderung an den Difjordsee, über den uns ein Boot setzt, denn für einen Pfad lassen die steilen, kahlen Berge keinen Raum. Weiter führt uns ein Fußweg durch eine wüste Schucht oder eigentlich nur einen schmalen Riß im schroffen Felsen, bis wir an den Fuß des Kataraktes gelangen, der sich mit mächtiger Wasserfülle aus einer senkrechten Höhe von fast 150 Metern in einen erschreckend wilden, finstern Schlund niederstürzt und wie in verzweifelter Angst, der grauenhaften Enge zu entrinnen, sich als zitternde Dampfsäule wieder emporbäumt zu dem schmalen Streifen blauen Himmels, der über die dunklen Felswände herabscheint. An wilder Furchtbarkeit des Falles selbst wie der ihn umgebenden Felskoulissen hat der Vöringfos selbst im Norden schwerlich seines Gleichen, das ohrenbetäubende Tosen der sausenden Wassermassen in der engen Schlucht vereinigt sich mit dem Anblick der wüthend bewegten, kolossalen Schaumpyramide zu einem wahrhaft erschütternden, im Anfang fast allzu schreckhaften Eindruck.

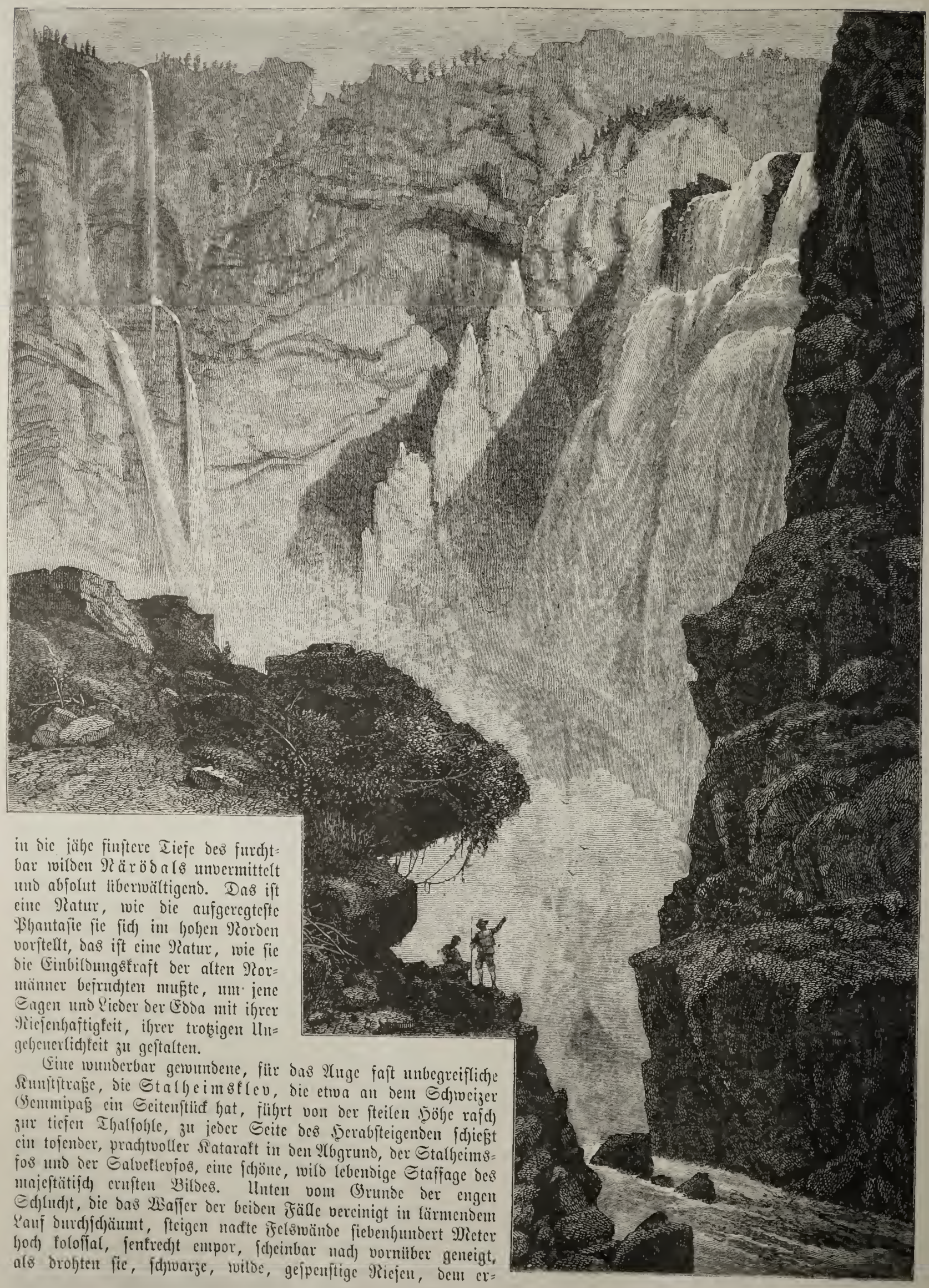
Nördlich vom Hardanger schneidet der Sognefjord fünfundzwanzig Meilen tief in das Land. Die kürzeste Verbindung zwischen beiden Gewässern bildet der Weg von Eide über Vossevangen, eine gute Karrioltagereise von etwa elf deutschen Meilen, landschaftlich sehr schön und von wunderbarer Mannigfaltigkeit. „Hehre Alpenscenerien mit schneegekrönten Bergen und rauhen Schluchten, still freundliche Thäler, wie sie Thüringen schmücken, kahle, steinige Hochebenen, klare Seen, ungezählte schäumende Wasserfälle, stille Tannenwälder, wenige arme Menschenwohnungen — im buntesten Wechsel zieht es vorüber, bergauf und bergab. —

Wer in der Frühe von Eide am Gravenfjord aufgebrochen ist, wird doch nicht vor Abend die letzte Station des Binnenlandes, Stalheim, erreichen: diese Stunde aber ist in der That die allerunglücklichste für den vollen Eindruck der hier beginnenden, über die Maßen großartigen Scenerie. Stalheim selbst ist eine Gruppe unsäglich elender Hütten, hochgelegen, unfruchtbar, und fern vom nährenden Wasser; man begreift kaum, wovon diese Menschen leben, sie sehen aber auch wahrlich nicht nach einem behaglichen Genuß des Daseins aus.

Von der Station bis zur Kante einer jäh abstürzenden Bergwand ist nur ein ganz kurzes Stück Weges. Man mag hier immerhin auf das Außerordentlichste schon vorbereitet sein, dennoch ist die Ueberraschung des plötzlichen Blickes

---

1) Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Leipzig, F. Hirt und Sohn. 18 bis 24 monatliche Lieferungen à 2 M.



in die jähe finstere Tiefe des furchtbar wilden Närödals unvermittelt und absolut überwältigend. Das ist eine Natur, wie die aufgeregteste Phantasie sie sich im hohen Norden vorstellt, das ist eine Natur, wie sie die Einbildungskraft der alten Normänner befruchten mußte, um jene Sagen und Lieder der Edda mit ihrer Riesenhaftigkeit, ihrer trotzigen Ungeheuerlichkeit zu gestalten.

Eine wunderbar gewundene, für das Auge fast unbegreifliche Kunststraße, die Stalheimsklev, die etwa an dem Schweizer Gemmipaß ein Seitenstück hat, führt von der steilen Höhe rasch zur tiefen Thalsohle, zu jeder Seite des Herabsteigenden schießt ein tosender, prachtvoller Katarakt in den Abgrund, der Stalheimsfos und der Salveklevfos, eine schöne, wild lebendige Staffage des majestätisch ernsten Bildes. Unten vom Grunde der engen Schlucht, die das Wasser der beiden Fälle vereinigt in lärmendem Lauf durchschäumt, steigen nackte Felswände siebenhundert Meter hoch kolossal, senkrecht empor, scheinbar nach vornüber geneigt, als drohten sie, schwarze, wilde, gespenstige Riesen, dem er-

Der Vöringfos.

Blick von Stalheim in das Närödal.

bärmlichen Menschenkinde da unten Tod und Verderben. Die dämmernde Nacht, sonst so licht und herrlich, hier wird sie fast unheimlich und beängstigend, ihre tieferen Schatten steigern das finster großartige Bild der schroffen, enggeschlossenen Felsenmauern ins Dämonische. Immer näher, immer drohender scheinen diese aneinander zu rücken: und daß ihr Drohen wirklich kein völlig leeres ist, zeigen die Spuren ganz frischer Verheerungen der Sturzbäche, welche hier und dort wüste Steinmassen als wilde Grüße der oberen Regionen mit heruntergerissen und wirr über den gebahnten Weg bis in den Strom geschleudert haben. Knirschend und polternd fährt der Karren über das rauhe Geröll hinweg; auf Minuten verschwindet Alles dem Auge in dem schwarzen Schatten dichter Erlengebüsche, welche die Straße begleiten und zuweilen gänzlich überdecken, um so furchtbarer tritt dann plötzlich wieder das große Bild hervor. Aus der Felsenmasse löst sich der abenteuerliche Berg Jordalsnuten, ein fast isolirter, mächtig steiler, runder Kegel, wie ein nordischer Recke unnahbar und finster. Leicht mag den Wanderer hier ein phantastisches Grauen überkommen in der schauerlichen Größe dieser Landschaft; das Rauschen des Stromes und der zahllosen unsichtbaren Sturzbäche scheint anzuschwellen wie das Donnern des empörten Meeres, die Felswände zu wachsen in dem grauen Schleier der Mitternacht: da thun sich abermals die überhängenden Erlenzweige auseinander, und hoch über den schwarzen Mauern erblickt man wie einen tröstlichen Morgengruß die herrlich leuchtenden Schneefelder der fernen, schon von ahnungsvollem Roth umstrahlten Bergzinnen.

Wir erreichen das Oertchen Gudvangen und damit wieder die Salzfluth, den Näröfjord, einen südlichen Zweig des Sognefjords. Die Landschaft von Gudvangen ist noch ganz verwandt derjenigen des innern Närödals, aber doch nicht mehr so schauerlich düster trotz gleicher Höhe und Schroffheit der Berge, der ruhige Wasserspiegel mildert die Eindrücke und auch die menschlichen Wohnstätten tragen ein wenig dazu bei, so ärmlich sie sind."

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević**.

IV.

Leš (Lesch, Alessio).

Mag man sich dieser Stadt von Norden oder Süden nähern, immer wird sie, resp. ihre Citadelle, schon von fern einen malerischen Anblick gewähren. Von der Stadt selbst wird man anfangs freilich wenig sehen. Um ein Gesammtbild derselben zu erhalten, muß man den gegenüberliegenden Felsen zwischen Numeka und dem Antonskloster besteigen. Man braucht sich dann blos zu wenden, um auch das Meer in der Ferne zu erblicken.

Ich habe Leš von allen drei Seiten gesehen, und jedesmal bot es mir ein anderes Bild. Das erstemal kam ich von Kruja. Ich sah vor mir den Ausläufer eines hohen Gebirges, des Malj Beleš. Er besteht aus zwei Kuppen. Die rechte gleicht einem Zuckerhut und trägt ein mohammedanisches Kloster (Tekké), von dem sie auch den Namen hat. Die linke Kuppe erhebt sich nahe dem Drin und hat einen abgeplatteten Gipfel, der von der Citadelle gekrönt ist. An seinem Fuße, links, zwischen Berg und Fluß befindet sich der Bazar. Bevor ich in diesen einritt, gewahrte ich zur Rechten die Zigeunerstadt. Jenseits des Drin leuchteten die Kirche und das Kloster S. Antonio herüber, das den Fluß einschließende Schilf und Gebüsch schloß die riesige Ebene links ab.

Anders zeigte sich Leš, als ich von Škodra kam. Links verschloß mir die halbmondförmige Bergkette Tražanj-Kalmeti-Malj Beleš jede Aussicht auf das Innere Mirédita's. Die Gegend bis an den Fuß dieser Bergkette bestand aus einer riesigen, äußerst anmuthigen und fruchtbaren Ebene, auf welcher sich zahlreiche Dörfer erhoben, die bischöfliche Residenz Kalmeti in der Mitte. Rechts zog sich das schilfbewachsene mit Alleen und Hecken umsäumte Drin-Ufer dahin, vor mir tauchte die Citadelle von der nördlichen, weniger imposanten Seite auf. Am Fuße des Berges, mehr nach links zu, entdeckte ich die versteckten Häuser der eigentlichen Stadt. Da ich mich auf der Flucht befand und nicht viel Zeit zu landschaftlichen Studien hatte, hielt ich diese Neustadt für ein entfernteres Dorf, obwohl ich vor drei Monaten daselbst übernachtet hatte. Meinen Irrthum wurde ich erst gewahr, als ich auf dem dritten Punkte angekommen war, dem Felsen, westlich von Leš (Lesch), am andern Drin-Ufer und die Stadt suchte.

Meine Blicke fanden zwar den kleinen Bazar, die Vorstadt, das Zigeunerdorf und selbstverständlich die Citadelle, aber die Stadt konnte ich nicht entdecken. Erst auf mein Befragen theilte mir mein Führer mit, daß ich von diesem Punkte aus die Neustadt nicht sehen könne, da sie hinter dem Citadellenberge versteckt liege; ich hätte sie jedoch eine Viertelstunde vorher gesehen.

Die Zigeunervorstadt umfaßt etwa 20 elende Strohhütten und beherbergt gegen 200 Insassen, sämmtlich Schmiede. Sie liegt am südlichen Fuße des 407 m hohen Tekke-Berges.

Der Bazar, den man zunächst betritt, bildet eine einzige lange Straße, welche etwa 80 Buden enthält. Mir kam deren Inhalt ärmlicher vor als in den anderen albanesischen Bazars, und auch die Zahl der Käufer schien mir sehr bescheiden zu sein. Die Manufakturen und Kolonialwaaren werden von Škodra bezogen und zur See blos Salz eingeführt. Der Drin ist nämlich für Fahrzeuge von 30 bis 40 Tonnen bis Leš schiffbar. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Mais, Sumach, Fustelholz (Scodano, Färbeholz), Bau- und Brennholz. An Sonntagen soll der Bazar belebter sein, da dann Markttag ist und besonders viele Mirediten den Platz besuchen. Diese bringen auch Vieh, Felle, Wolle, Hanf, Flachs, Wachs und Häute von Bären, Füchsen und Hasen zum Verkauf. Die Kaufleute von Škodra und Durazzo schiffen das Erstandene auf den Flußfahrzeugen nach Medua ein, wo bereits größere Schiffe zur Weiterverfrachtung harren.

An den Bazar stößt die Altstadt an, welche eine Ansammlung elender verfallener Baracken ist und kaum 200 Einwohner beherbergen mag. Wenn ich nicht irre, wird sie als „varoš“ bezeichnet und von den anderen Stadttheilen unterschieden. Die Straßen sind eng, schmutzig und kothig, wie in allen türkischen Städten.

Außerhalb des Varoš befindet sich die Neustadt, woselbst alle Kaufleute und halbwegs anständigen Leute wohnen. Sie besteht aus etwa 300 Häusern, welche sich alle gleichen. Jedes ist einstöckig, von hohen Mauern umgeben und von dem Nachbarhause isolirt. Viele enthalten auch Gärten, Höfe, sogar Quellen. Von Obstbäumen umgeben und ziemlich rein gehalten, machen sie einen angenehmern Eindruck als die anderen albanesischen Dörfer. Da der größte Theil der Bewohner Mohammedaner sind, dürfen wir uns nicht wundern, mehrere kleine Moscheen zu erblicken. Die ganze Stadt mag etwa 2000 Einwohner zählen, von denen ein schwaches Drittel Katholiken. Wenn Hecquard der Stadt 3500 Einwohner giebt, so kommt dies daher, daß er die Dörfer Merkinje mit 1100 und Kalmeti mit 1000 mitzählt.

Die vier eben beschriebenen Stadttheile gruppiren sich alle um die Felsenkuppe, welche die Citadelle trägt. Diese liegt jetzt in Ruinen und entbehrt auch des militärischen Werthes, da man von der östlichen Höhe in sie hineinsehen kann. Zur Zeit der glatten Geschütze hatte dies allerdings keinen Nachtheil. Der Hügel ist 530 Fuß hoch und trug einstens das berühmte Akrolissos. Die Mauern der Citadelle sind im Innern so kunstfertig gebaut, daß man Mühe hat, die Fugen der einzelnen Steine zu erkennen. Die äußeren Mauern scheinen noch gut erhalten zu sein. Sie bestehen aus einem von runden und viereckigen Thürmen flankirten Walle. Der Haupteingang besteht aus einer Reihe Hohlgänge und wird von zwei viereckigen Thürmchen vertheidigt. Im Innern der Citadelle stehen noch drei Häuser, welche der Besatzung Unterkunft gewähren, die sich einst auf 20 Mann belief, jetzt aber auf vier Infanteristen und zwei Artilleristen reduzirt wurde. Da die Bestückung aus drei alten Feldgeschützen besteht, kommt auf jedes derselben eine Bedienung von zwei Mann.

Außer diesen Häusern giebt es noch eine wohlerhaltene Cisterne und verschiedene alterthümliche Mauerreste im Innern der Citadelle. Auf dem einzig noch vom alten Palaste übrig gebliebenen Mauerbogen gewahrt man noch drei Schilde von Marmor. Der eine zeigt uns das mexikanische Wappen, einen Adler mit einer Schlange, welches übrigens auch jenes des Skanderbeg gewesen sein soll. Auf dem zweiten sehen wir einen kletternden Löwen, das dritte enthält eine männliche und eine weibliche Gestalt, beide mit Heiligenschein und durch das Doppelkreuz von einander getrennt.

Leš ist Hauptort der gleichnamigen Diöcese, doch residirt der Bischof in dem nahen Kalmeti, wo er von seinem Nachbar, dem Bischof von Zadrima (Sappa), der in Nenšati wohnt, keine drei Stunden weit entfernt ist. Früher besaß Leš fünf Kirchen. Die Kathedrale war dem Heil. Nikolaus geweiht und soll in ihr Skanderbeg begraben worden sein. Die Türken durchwühlten sein Grab und zerstückelten seinen Leichnam, um die einzelnen Glieder als Amulete zu tragen. Die Kathedrale verwandelten sie in eine Moschee; da jedoch der einstürzende Thurm drei Derwische tödtete (und einer andern Tradition zufolge drei Muesins während des Betens vom Minaret stürzten), verließen die abergläubischen Türken die Moschee, und heute zeigen bloß noch wenige Steine die Stelle an, welche sie einst inne hatte. Von den anderen Kirchen sind zwei spurlos verschwunden, die Georgs- und Sebastian-Kirche dagegen in Moscheen verwandelt.

Leš, dessen Name zugleich die albanesische Uebersetzung von „Alexander“ ist, hat natürlich diesen Namen nicht von dem Heiligen bekommen, da es schon im Alterthum Lissos hieß[1]). Den illyrischen Königen wurde es von Philipp dem Macedonier entrissen; aber unter Gentius kam es wieder an Illyrien und wurde sogar Residenz. Nach dem Fall dieses Königs (168 v. Chr.) bemächtigten sich die Römer der Stadt; bei der Theilung des Reiches kam sie zur östlichen Hälfte. Im Mittelalter wechselte es, gleich den anderen albanesischen Städten, mehrmals seinen Herrn, bis es endlich 1386 venezianisch wurde. 1443 wurde daselbst die große Versammlung aller albanesischen Despoten abgehalten, auf welcher man Skanderbeg zum Feldhauptmann der vereinigten Streitkräfte ernannte. Während seines Zwistes mit den Venezianern belagerte er Leš (1448) und gab es erst nach dem Frieden zurück. 1467 starb er daselbst. 1478 wurde es vom Sultan Mohammed II. erobert und die Kirchen in Moscheen verwandelt. 1501 bemächtigten sich jedoch neuerdings die Venezianer dieser Stadt, doch verlangte Sultan Bajasid fünf Jahre später deren Rückstellung und, da die Venezianer wegen Alessio nicht nochmals einen Krieg führen wollten, gaben sie nach. Allein sie nahmen vorher alle Einwohner sammt deren ganzen Besitz mit sich und zerstörten die Festungswerke.

Es muß bemerkt werden, daß damals wohl die Festung Akrolissos an der Stelle der heutigen Citadelle stand, daß aber die Stadt Alessio sich in einem jetzt nicht mehr vorhandenen Delta der Drin-Mündung befand. Offenbar ist die alte Stadt durch Anschwemmungen gänzlich bedeckt worden; möglicher Weise stand sie dort, wo ich auf dem Wege nach Medua eine ungeheure Lagune passirte, über welche eine endlose Holzbrücke führte.

1570 machte noch der venezianische Graf von Durazzo einen Versuch Leš wegzunehmen, doch erreichte er nur die Verbrennung einer Vorstadt. Seither ist Leš unangefochten im Besitz der Türken geblieben, welche daselbst einen Mudir und einen Kadi unterhalten.

V.

Drivasto.

In der Luftlinie zwölf Kilometer nordöstlich von Škodra, von wo sie zu Pferd in anderthalb bis zwei Stunden erreichbar sind, liegen die Ruinen des einst hochberühmten Drivasto. Es war lange Zeit ein Hauptort Oberalbaniens und Sitz von Bischöfen, deren man bis 1336 nicht weniger als 35 zählt. 1332 nennt es der französische Mönch Brocard als eine der sechs von „Lateinern“, d. i. Katholiken, bewohnten Städte. Farlati spricht von einem unter den „Instrumenta miscellanea“ des geheimen Vatikanischen Archivs existirenden Diplom des Kaisers Isaak Angelos, welches Michael Angelos und seinem Sohne Andreas, „Herzögen von Drivasto“, den Titel von „Grafen von Paštrović (Paschtrovitsch) verleiht und ihnen die Privilegien, Rechte und Würden bestätigt, die Kaiser Leo I. der Fami-

[1]) Die auf Diodor's Erzählung beruhende gewöhnliche Angabe, wonach Lissos zum erstenmal 385 v. Chr. als syrakusische Kolonie des ältern Dionysios genannt werden soll, ist jetzt nach besserer Lesart bei dem griechischen Historiker dahin zu berichtigen, daß in jener Stelle von der Insel Issa (jetzt Lissa) die Rede ist. Red.

lie Angelo verliehen. Darüber sagt der Kaiser wörtlich: „Wie wir wissen haben die Angeli Drivasto gegründet und dort erbaut, wo es jetzt steht, und auf ihre Kosten die Kathedrale sowie die Häuser der Canonici errichtet und mit allem Nöthigen versorgt."

Nach Du Cange war zur Zeit des letzten serbischen Nemanja (Uroš) ein Andreas, welcher von einer berühmten spanischen Familie abstammte, Herzog von Drivasto. Er starb 1366 und ließ sein Reich seinem Sohne. Vergleicht man mit dieser Angabe die Behauptung des Barletius, der Herzog von Drivasto habe (1443) Peter Hispanus geheißen, so könnte man sie für richtig halten. Doch geht aus den vom Professor Hopf entdeckten Aufzeichnungen des Despoten Musaki hervor, daß des Herzogs Name Peter Spanós gelautet habe. Nun bedeutet aber Spanós im Neugriechischen einen bartlosen Menschen und dient als solcher Ausdruck häufig anstatt eines Familiennamens; man könnte also leicht beide Angaben mitsammen vereinigen, wenn nicht der auffallende Unterschied im Vornamen läge. Hecquard erzählt nämlich (ohne die Quelle zu nennen), daß der Herzog Andreas Angelo von Drivasto, Abkömmling der byzantinischen Kaiser, 1440 sich freiwillig unter venezianische Oberhoheit gestellt habe. Acht Jahre später, während Paulus Angelus Bischof von Durazzo war, schlug Andrea Angelo den Angriff Hamsa's auf Drivasto ab. Letzterer, Neffe Skanderbeg's, war nämlich von diesem mit dem Kommando von Barlese betraut worden, hatte jedoch eigenmächtig Drivasto angegriffen. Der Herzog machte einen unerwarteten Ausfall, brachte die Albanesen in Verwirrung und zersprengte sie vollständig. Hamsa rächte sich dafür, indem er die Vorstädte verbrannte und das Land verwüstete.

Der Angriff Hamsa's ist allerdings historisch erwiesen, dagegen reimt sich mit Hecquard's Angaben weder Dr. Jireček's Behauptung, Drivasto sei 1396 venezianisch geworden, noch des Despoten Musaki Erzählung, Peter Spanós habe vier Söhne gehabt, Alexios, Božidar, Uroš und Mirko, von denen der erste nach Jireček 1467 Herzog von Drivasto war. (Auffallend sind die rein serbischen Namen der vier Söhne.)

Den Fall Drivastos erzählt Barletius (Zeitgenosse) auf folgende Weise: „Die Leute von Drivasto waren tapfer und ausdauernd. Während die Türken Scutari belagerten, machten sie fortwährend Ausfälle, bei Nacht um das Lager zu überfallen, bei Tage um Pferde und Lastthiere zu erbeuten. Der Sultan, hiervon in Kenntniß gesetzt, benutzte einen Augenblick, da eben die Besatzung auf einer Razzia begriffen war, um dem Seriasker von Anatolien zu befehlen, er solle am 3. August 1477 Drivasto einschließen. (Mit dieser Jahreszahl stimmt obigen Angabe nicht überein, denn Scutari wurde erst am 8. Juni 1478 eingeschlossen. Entweder soll es also heißen 3. August 1478, oder die Erstürmung von Drivasto fand vor der Belagerung von Scutari statt. Ich halte ersteres für richtiger.)

„Der Seriasker that, wie ihm befohlen und griff die schwächste Seite der bloß von Greisen vertheidigten Wälle an. Nach 16 Tagen waren sie zerstört und der Sultan kam in eigener Person heran. Am 1. September um 4 Uhr Morgens stürmten die Barbaren auf ein Zeichen des Sultans von allen Seiten gegen die Stadt und bemächtigten sich derselben. Die überdies noch durch Pest decimirten Belagerten vertheidigten sich hartnäckig und fielen bis auf den letzten Mann. Dreihundert Einwohner, welche gefangen worden, wurden am 4. September angesichts der Wälle von Scutari enthauptet."

Das Geschlecht der Herzöge von Drivasto scheint erst 1698 ausgestorben zu sein.

Diesen historischen Exkurs vorausgeschickt wird man es begreiflich finden, daß ich mir zweimal die Mühe nahm, Drivasto zu besuchen. Von Škodra reitet man in einer halben Stunde über die Ebene Pušca Štoj nach der 9 km entfernten Kiri-Brücke. Von hier ist Drivasto in der Luftlinie bloß 3 km entfernt, doch wird der Weg so felsig und schlecht, beschreibt auch, den Windungen des Kiri folgend, so viele Krümmungen, daß man über eine volle Stunde bis zum Dorfe Drišti braucht, welches sich an Stelle der einstigen Stadt erhebt.

Das Kiri-Thal ist reizend, wenn auch weniger großartig als das Rydal-Thal in Wales, an welches es mich stellenweise erinnerte. Drivasto erhebt sich auf einem isolirten Bergkegel, dessen eine Seite durch den Kiri, die andere durch den Drišti-Bach eingeschlossen wird, während die dritte Seite durch einen Sattel mit dem sacht ansteigenden Cukali (Tzukali) verbunden ist.

Wir überschritten den Bach, hinter welchem sofort der Aufstieg mittels mehrerer Serpentinen beginnt. Nach ungefähr 10 Minuten passirten wir die Ruinen eines Thurmes, welcher offenbar die Aufgabe hatte, den Zugang der Stadt zu vertheidigen. Er ist, gleich dem Heidelberger Thurm, in zwei Theile geborsten, deren eine Hälfte sich dem Wege zu neigt. Nach weiteren 10 Minuten Steigens erreichten wir die Ruinen der ehemaligen Stadtmauern, deren Thor noch ziemlich gut erhalten ist. Vor demselben steht ein mächtiger Baum, vor dem eine Art Bastion Gelegenheit giebt, einen herrlichen Ausblick über das ganze Kiri-Thal zu genießen.

Durch das Thor schreitend gelangt man unmittelbar in das Dorf Drišti, welches etwa 80 Häuser mit 500 Einwohnern zählt und auf einer großen Terrasse des Felsenberges steht. Vom Dorfe aus steigt man noch mindestens zwanzig Minuten über Felstrümmer und Klüfte den ungemein steilen Berg hinan, bis man den Gipfel erreicht. Die ganze Besteigung ist sehr beschwerlich und stellenweise sogar gefährlich, da es keinen Weg giebt.

Der Gipfel besteht aus einem Hochplateau, welches einst die Burg trug, aber nicht sehr umfangreich ist. Der Rand desselben ist mit den Ruinen der alten Mauern und Thürme eingefaßt, das Innere jedoch mit Felstrümmern aller Art erfüllt.

Herrlich ist die Aussicht, welche man von den Ruinen aus genießt. Das ganze Kiri-Thal liegt in seiner romantischen Farbenpracht zu unseren Füßen. Der blinkende Fluß windet sich gleich einem Silberfaden durch die zerklüfteten Felsen. Dort am Ende der weiten Ebene zeigt sich das anmuthige Škodra mit seinen aus den grünen Gärten sich scharf abzeichnenden rothen Dächern. Das Kastell bildet die imposante Hinterdekoration. Der blaue See mit dem rückwärts emporsteigenden Taraboš ergänzt das Bild. Im Südosten gewahren wir das Temali-Gebirge mit seinen versteckten Dörfern, im Nordosten den Cukali mit einer kleinen Kirche auf halber Höhe. Endlich drüben am andern Ufer des in N.-W. in einer tiefen Schlucht fließenden Kiri den an 5000 Fuß hohen Maranaj, den ich auch bestiegen habe. Wer nach Škodra kommt, sollte nicht vergessen Drivasto zu besuchen!

Sitten und Gebräuche der Ovaherero bei Geburten.

Von Missionar **E. Dannert.**

Bei einfachen Geburten.

Wie mehr oder weniger alle Menschenkinder, so freuen sich auch die Ovaherero über die glückliche Geburt eines Kindes. Für gewöhnlich wird die Geburt eines Knaben als ein erfreulicheres Ereigniß begrüßt, als die eines Mädchens. Sind jedoch schon mehrere Knaben vorhanden, so sehnt sich auch wohl ein Omuherero nach einem Töchterlein, wo hingegen andererseits, wenn ihm schon zwei bis drei Mädchen geschenkt sind, und das vierte Kind wieder eins ist, der Vater wohl bitterböse werden kann; denn gar keinen Sohn zu haben, empfindet er gewissermaßen als eine Schande.

Beim Eintritt einer Geburt verläßt der Mann seine Frau und sein Haus und sucht wohl die übrigen Männer der Werft auf. So wartet er draußen, bis die Frau, welche Hebammendienst verrichtete, die glückliche Geburt ankündigt. Ist das Neugeborene ein Knabe, dann ruft sie in die Werft hinein: okauta; worauf der Vater zum Zeichen seiner Freude mit „ti“ antwortet. Ist es ein Mädchen, dann ruft sie: okaseu, was mit „ee“ erwidert wird. Okauta heißt kleiner Bogen, und der Gebrauch dieses Wortes bei dieser Gelegenheit soll sagen: der Neugeborene wird einst die Werft vertheidigen helfen, d. h. es ist ein Knabe. Okaseu ist eine sehr kleine Zwiebel, und bildet eine beliebte Feldkost. Das Wort hier gebraucht soll sagen: das Neugeborene wird später Zwiebel suchen müssen. Denn das Suchen der Feldkost ist Arbeit der Frauen.

Gehört das neugeborene Kind zur Familie, resp. zum oruzo des Häuptlings, so wird für die Wöchnerin von den Frauen der Werft in aller Eile eine Hütte neben dem otyizero (heil. Hause) hergerichtet, und muß bei der Geburt eines Knaben dieses Haus nach Süden, und bei der eines Mädchens nach Norden neben dem Otyizero oder Häuptlingshaus gemacht werden. Dieses Haus heißt ondyno yomunari, Haus der Wöchnerin. Es darf nicht, wie sonst bei den Hütten der Ovaherero geschieht, mit Kuhmist beworfen werden, sondern wird einfach mit Gras, Büschen, Baumrinde, Fellen u. s. w. bedeckt. Diese Hütte der Wöchnerin ist heilig, wie auch die Wöchnerin selbst (u zera). Die Männer dürfen deshalb die Wöchnerin auch nicht eher sehen, bis bei dem Kinde der Nabel abgestorben ist, sonst werden sie Schwächlinge, und wenn sie später yumbana, d. h. mit Speer und Bogen kriegen, dann werden sie geschossen.

Das Haus der Wöchnerin hat zwei Thüren, die eine geht zum okuruo (heil. Feuer), welches sich stets vom Häuptlingshause aus nach Westen befindet, während die andere an der entgegengesetzten Seite ihrer Hütte liegt. Diese Thüren sind aber nur Löcher ohne Verschluß, und außer diesen beiden großen hat das Haus noch eine Unzahl kleinerer Löcher, so daß der Wind völlig freien Spielraum hat, ein Beispiel, wie wenig die Ovaherero von Gesundheitspflege verstehen. Die Wöchnerin wird so bald wie möglich in das für sie hergerichtete Haus gebracht, meist schon nach 2 bis 3 Stunden. Sie muß dabei zur hintern Thür, d. h. zu der vom heil. Feuer abgekehrten hinein gehen, wie sie überhaupt auch später nur diese hintere Thür zum Ein- und Ausgehen benutzen darf. Ja bis der Nabel des Kindes abgefallen ist, darf sie zur vordern Thür nicht einmal heraus sehen. In diesem Hause nun bleibt die Wöchnerin etwa vier Wochen; doch kann sie, wenn sie eine arme Frau ist, die keine Diener hat, durch welche sie ihr Haus versorgen lassen kann, schon früher diese Hütte wieder verlassen, jedenfalls aber nicht, bevor der Nabel des Kindes abgefallen ist.

Um einen weitern von der Wöchnerin zu beobachtenden Gebrauch verständlich machen zu können, ist es nöthig, noch einige Bemerkungen voraus zu schicken.

Die Ovaherero lassen ihre Milch in Kalabassen gähren. Die einzelnen derselben haben ihre besonderen Namen, wie Okahengua, Otyipangu, Omuaha ꝛc. Die einzelnen Kühe, deren Milch in diese Kalabassen gegossen wird, führen denselben Namen. Wenn die Milch gegohren, wird sie zum Trinken in hölzerne Eimer geschüttet. Wer aber Milch trinken will, hat dieselbe erst zum Häuptling zu bringen, der sie makerat, d. h. er kostet ein wenig davon und giebt sie zurück, darnach erst darf dieselbe getrunken werden. Was dieses makeran für einen Zweck hat, läßt sich schwer sagen.

Befindet sich nun eine Wöchnerin auf der Werft, so muß diese, bis der Nabel des Kindes abgefallen ist, die gegohrene Milch (omayere) an Stelle des Häuptlings makeran (kosten, vielleicht weihen). Doch müssen auch dann noch die Milcheimer zuerst zum Häuptling gebracht werden, da dieser die Milch vorher tovat, d. h. er steckt den rechten Zeigefinger in die Milch und führt ihn dann zurück zur Halsgrube. Darnach wird die Milch zur Wöchnerin gebracht, welche sie makerat. Die von der Wöchnerin gebrauchte Milch wird aber, nachdem des Kindes Nabel abgefallen, vom Häuptling stets nur getovat, selbst wenn dieselbe vier Wochen und noch länger in ihrer eventuellen Wochenstube bleiben sollte.

Gleich am Tage der Geburt wird ein Stück Vieh geschlachtet, welches je nach den Vermögensverhältnissen des Vaters ein Schaf oder ein Ochse ist. Der Hals, die langen Rippen mit dem betreffenden Rückentheil ist für die Männer, doch dürfen auch Frauen, aber nicht die Wöchnerin davon essen. Von dem übrigen Fleisch dürfen Männer nicht essen. Das Fleisch für die Wöchnerin heißt ongarangandye. Die Brust und ein Oberschenkelknochen wird weggesetzt, bis der Nabel des Kindes abgefallen ist. Bis zu diesem Zeitpunkte darf auch das Fleisch für die Wöchnerin nur an der hintern Thür ihrer Hütte gekocht werden. Gleich mit dem ersten Fleisch, welches gekocht wird, muß eine Kniescheibe (ombumbuangoro) mit einem daran sitzenden Stück Fleisch in den Topf gethan werden. Die Wöchnerin darf aber dieses Fleisch nicht essen, sondern muß es in ihrer Schüssel unberührt liegen lassen, bis der Nabel des Kindes abgefallen, dann darf es von Jedermann gegessen werden. Wenn die Wöchnerin auch hauptsächlich nur Fleischbrühe trinkt, so darf die Fleischschüssel doch nicht leer werden (tyi zera = ist heilig). Ebenso muß sie auch stets omayere in dem neben ihr stehenden Milcheimer (ehoro) haben.

Von dem zunächst für die Wöchnerin gekochten Fleisch werden einige ganz kleine Stückchen abgepflückt und der Wöchnerin gegeben, welche sie dadurch weiht, daß sie sie anhaucht und dann dem neugeborenen Kinde die Zehen damit berührt. Diese Stückchen Fleisch heißen ondendura und werden nach der Weihung bis zum Abend weggesetzt. Ist

nun das neugeborene Kindlein ein Knabe, so werden diese ondendura nach Sonnenuntergang einem beliebigen kleinen Mädchen zu essen gegeben. War das Neugeborene ein Mädchen, dann muß ein Knabe diese Fleischstückchen verzehren. Ueber die Bedeutung dieser Sitte scheint man sich nicht mehr klar zu sein, denn wenn die einen angeben, daß dies deshalb geschehen, damit der nächste Sprößling nicht wieder von demselben Geschlechte sei, wie der letztgeborene, so erklären Andere: davon wissen wir nichts.

Wenn nun der Nabel des Kindes abgefallen ist, so wird er in den ondyatu onene yomapando gethan. Dies ist ein großer Fellsack, den der Häuptling in seinem heiligen Hause aufbewahrt, in welchem er alle heiligen Gegenstände verbirgt. So kommt z. B. bei der Geburt eines Kindes außer dem Nabel auch noch die oben erwähnte Kniescheibe hinein, da sie in diesem Falle auch heilig ist. Den Namen yomapando hat der Sack von einem Riemen, der sich ebenfalls in demselben befindet und in welchem das Familienhaupt bei der Geburt eines Kindes ein epando (Knoten) macht. Interessant ist, daß wenn von den Kindern eins zum Christenthum übertritt, der bei seiner Geburt in den Riemen geschlagene Knoten wieder aufgelöst, es also quasi vom Heidenthum entbunden wird.

Von dem Zeitpunkte an, wo der Nabel des Kindes abgefallen ist, wird auch das Feuer von der hintern Thür an die vordere, d. h. nach dem Okuruo zu verlegt. Das erste, was dann gekocht wird, ist die oben erwähnte Brust und der Oberschenkel, die man bis jetzt aufbewahrt hatte. Dann darf auch der glückliche Familienvater kommen und seine Frau und den neugeborenen Sprößling sehen, doch darf er auch jetzt das Haus der Omunari noch nicht betreten. Er makerat, resp. weiht jetzt auch das Fleisch der Brust und des Oberschenkels, indem er Wasser in den Mund nimmt, dieses auf das Fleisch spritzt, und dann ein Stückchen abbeißt. Dabei spricht er folgende Worte: mba koaterua omundu omurumendu (oder omukazendu) monganda indyi, indyi mua mbandye, nga kare naua, ai yanda ko; d. h. mir ist ein Mensch geboren, Knabe (oder Mädchen) in diesem Dorfe, welches ihr (Ahnen, Vorfahren) mir gegeben. Es gehe ihm (ihr) gut. Es (das Dorf) vergehe nie.

Die Frau bleibt nun noch je nach Bedürfniß längere oder kürzere Zeit in ihrem provisorischen Hause, und so lange bleibt auch das Kind namenlos. Wenn dann die Wochenzeit um ist, geht sie zum ersten Male zur vordern Thür heraus, und zwar um ihr Kind zur Namengebung zum heiligen Feuer zu tragen. Dieses sitzt in einem an den Rücken gebundenen Felle. Auf diesem Wege folgt ihr das omuatye ondangere, d. h. die älteste unverheirathete Tochter des Häuptlings, welche das heil. Feuer zu unterhalten hat, denn dieses darf nie ausgehen. Dieses Priestermädchen oder Vestalin, wenn man sie so nennen will, besprengt auf dem Wege zum Okuruo den Rücken der Mutter und das Kind mit Wasser, welches sie in einer Schüssel trägt. Am Okuruo angekommen, läßt sich die Wöchnerin auf eine ausgebreitete Ochsenhaut nieder. Dann nimmt sie ihr Kind vom Rücken und setzt es auf das rechte Knie. Der Häuptling und die übrigen Männer haben sich schon vorher versammelt. Ersterer nimmt dann aus einer neben ihm stehenden Schüssel einen Mund voll Wasser und spritzt dieses über den Leib der Mutter und des Kindes. Seine Ahnen anredend spricht er dann: Euch ist ein Kind geboren in eurem Dorf, dieses möge nie vergehen. Darauf löffelt er etwas Fett aus einem neben ihm stehenden Gefäß, spuckt dazu und salbt sich damit seine Hände. Ist dies geschehen, dann nimmt er abermals Fett und einen Schluck Wasser, reibt zunächst das Fett in den Händen, spritzt das im Munde gehaltene Wasser dazu und beschmiert resp. salbt damit die Wöchnerin. Hierbei muß er die Arme kreuzen, so daß er mit seiner rechten Hand die rechte, und mit der linken die linke Seite der Frau bestreicht. Dieselbe Ceremonie wird dann in derselben Weise an dem Kinde vollzogen, wobei der Häuptling das Kind auf seine Knie legt. Hierauf nimmt er das Kind auf seine Arme und nachdem er mit seiner Stirn die Stirn des Kindes berührt, welche Handlung sie Okukunga nennen, giebt er dem Kinde den Namen. Die anwesenden Männer wiederholen darauf dieses Okukunga, und nennen dabei jedesmal den Namen, welchen der Vater dem Kinde gegeben oder sie fügen selbst noch einen neuen hinzu. So kann man eine und dieselbe Person oft mit fünf bis sechs verschiedenen Namen rufen hören. Diese Namen werden in der Regel von einer vor, bei oder nach der Geburt sich zugetragenen Begebenheit hergeleitet. So hieß ein jetzt Gideon getaufter früher Kambandandumbu, d. h. im ondumbu (farbigen Kleid), weil er nach der Geburt zuerst in ein solches gekleidet worden. Ein jetziger Hosea hieß früher Kamoumbumbi, d. h. er ist im Mist. Das Kind war nämlich gleich nach der Geburt in die Hürde getragen und dort mit Mist zugedeckt worden; ein Gebrauch durch den die Ovaherero ihre Kinder vor dem Tode schützen. Dem Vater des Hosea waren nämlich vor diesem drei Kinder nach der Reihe gestorben.

Nach der Namengebung wird dann noch ein junges Rind zum Okuruo gebracht und dessen Stirn mit der des Kindes in Berührung gebracht. Durch diese Handlung ist er zu einem Omuherero, resp. zu einem Nomaden gemacht. Das Rind ist dann Eigenthum des Kindes. Wenn diese Ceremonie vollbracht ist, kehrt die Mutter zu ihrem eigentlichen Wohnhause zurück. Das für die Wochenzeit hergerichtete Haus wird dem Verfalle überlassen. Es darf nicht abgebrochen, noch das Holz desselben verbrannt werden, da es, wie schon bemerkt, heilig ist.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß es einige Otuzo, d. h. durch gewisse Speisegesetze verbundene Familien giebt, die in einigen Punkten von den im Gegenwärtigen beschriebenen Regeln abweichen, und daß die bei einer Zwillingsgeburt beobachteten Gebräuche von den obigen total verschieden sind.

Bei einer Zwillingsgeburt.

Eine Zwillingsgeburt ist das größte und glücklichste Ereigniß, das einem sterblichen Omuherero begegnen kann. Sie verschafft ihm Rechte, die einestheils kein anderes Erdenkind erreichen kann, und die anderntheils nur durch die Erstgeburt erlangt werden. Und nicht nur der Vater, sondern auch das Kind, insofern es ein Knabe und als Zwilling geboren ist, erlangt durch seine Geburt Vorzüge, die ihm auf keinem andern Wege zu Theil werden können. Vom Augenblick der Geburt an ist das Elternpaar heilig, ve zera, ein Wort, mit dem ein Begriff verbunden ist, der zwischen dem klassischen und theologischen Begriff die Mitte halten mag. Als solche, die ve zera sind, dürfen sie bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit Niemanden sprechen, und auch von Niemand angesprochen werden. Eben so darf Niemand wagen, irgend welche Regel in Bezug auf die Eltern der Zwillinge zu umgehen oder eine Pflicht zu versäumen, wenn er sein Leben lieb hat. Jeder, der in dieser Beziehung sich etwas zu Schulden kommen läßt, ma huhua, d. h. er wird bezaubert und sein Tod ist gewiß. Er wird bewirkt durch die Furcht vor dem begangenen Verbrechen; und ein derartiges unsühnbares ist jede Vernachlässigung der boirangera (religiösen Gebräuche).

Wie bereits früher bemerkt, verläßt beim Eintritt einer

Geburt der Mann seine Frau und hält sich bei anderen Leuten auf, wie denn überhaupt nur Frauen bei einer Geburt anwesend sein dürfen. Sind nun mehrere Frauen im Hause einer omupanduke (Gebärenden), so verlassen diese, sobald sie erfahren, daß eine Zwillingsgeburt stattfindet, die Hütte, ohne daß sie jedoch ein Wort sprechen dürfen. Bloß zwei bleiben zur nöthigen Dienstleistung bei der Kreisenden zurück. Ist die Geburt erfolgt, so macht eine davon dieselbe bekannt, aber nicht dem Vater oder sonst Jemanden, denn Niemand darf angesprochen werden, sondern dem Felde. Je nach dem Geschlecht der Kinder ruft sie: kuti, kuti! okauta avevari; oder: okaseu avevari; oder: okauta nokaseu; d. h. „Feld, Feld! ein Böglein beide;“ oder: „ein Zwiebelchen beide;“ oder: „Böglein und Zwiebelchen.“ Sobald der Vater dies hört, steht er auf und verläßt das Dorf, ohne daß er jedoch ein Wort sagen dürfte.

Zwei Männer, welche von diesem Augenblicke an seine Diener werden, begleiten ihn. Wo sich in einer Entfernung von 100 oder 200 Schritten eine passende Stelle findet, läßt er von diesen eine ondanda (Lagerstätte) zurecht machen, um die nächste Zeit dort zu wohnen. Waren gerade fremde Männer im Dorfe anwesend, als die Geburt der Zwillinge ausgerufen wurde, so erheben sich diese sofort und kehren zu den Ihrigen zurück. Die Wöchnerin mit den beiden Kindlein, ebenfalls von zwei Dienerinnen begleitet, folgt ihrem Mann auf dem Fuße nach, gleichviel ob es Winter oder Sommer, Regen oder Sonnenschein ist. Ihr Bleiben im Dorfe würde dieses bezaubern. Vorhandene ältere Kinder werden wo möglich zurückgehalten, folgen sie aber den Eltern, dann dürfen sie auch nicht vor diesen zurückkehren. Diese ganze, in der ondanda versammelte und gewöhnlich aus acht Personen bestehende Gesellschaft, sowie jedes einzelne Glied derselben führt nun den Namen epaha (Zwilling). Nur mit den hier Versammelten dürfen die Eltern ungehindert sprechen und verkehren. In den ondanda werden Mann und Frau von ihren Dienern entkleidet, und alles Schmuckes entledigt. So viel die Eile zuläßt, wird der Mutter alles abgenommen, während sie noch im Hause war. Geschieht das Entkleiden nicht so rasch wie möglich, so kommt der Tod über sie. In der ondanda empfangen sie dann zu ihrer Bedeckung ein paar werthlose Felle, so daß sie dann in Bezug auf Kleidung verkommener aussehen als Diener. Auf die Frage, was diese Ceremonie veranlaßt habe, erhält man zur Antwort: das sind ovirangera (religiöse Gebräuche) der Ovaherero.

Ist das Zwillingspaar des Morgens geboren, so wird vom Dorfe dem Vater ein Rind zum Schlachten gesandt, dies dürfen die Leute aber nicht in die ondanda bringen, sondern müssen es in einiger Entfernung von derselben anbinden, wobei sie aber kein Wort sprechen dürfen. Dann kommen die Männer vom epaha und holen und erwürgen es, denn Blut dürfen die Ovaherero überhaupt nur in Einem Falle vergießen. Sind die Kinder des Abends geboren, so wird wohl nur ein Stück Kleinvieh gesandt und damit in derselben Weise verfahren wie mit dem Rind. Ein epaha (das Wort hier auf die ganze in der ondanda versammelte Gesellschaft bezogen) darf überhaupt nur Fleisch essen; Milch (omayere) ist für sie ye zera (verboten, heilig). Selbstverständlich sind die beiden Säuglinge von dieser Regel ausgeschlossen. Für sie wird von dem Dorfe Milch gesandt. Auch diese darf nicht in die ondanda gebracht werden, sondern vom epaha wird in einiger Entfernung ein Gefäß hingestellt, in dieses wird die Milch gegossen, wobei jedoch der Ueberbringer kein Wort sprechen darf. Ist dieser zurückgekehrt, so wird vom epaha die Milch für die Kindlein geholt.

Ehe die Leute in der ondanda von dem Fleisch essen, muß jeder erst makera (schmecken, versuchen; auch ein religiöser Gebrauch); dem Kindlein wird aber zu diesem Zwecke das Fleisch nicht an den Mund, sondern an die Zehen gehalten. Falls vom Dorfe einmal nicht rechtzeitig Fleisch gesandt wird, dann ruft der Vater: kuti, kuti! tu nondyara. Feld, Feld! wir haben Hunger; worauf sofort ein Stück Vieh geschickt wird. Gefällt es dem Manne, aus einer an seinem ondanda vorbeiziehenden Herde ein Stück Vieh zu schlachten, dann kann er das getrost thun. Wäre der Eigenthümer auch sein bitterster Feind, er wird es nicht wagen auch nur den Mund aufzuthun.

Wenn die Nabelschnüre der Kinder abgefallen sind, dann werden sie zunächst aufbewahrt, und nach der Rückkehr zum Dorfe in den Ondyatu yomupandu (Geburtssack) gethan, worüber bereits berichtet.

Gleich nach der Geburt der Zwillinge werden Boten ausgesandt, um sämmtliche Stammesangehörigen zusammenzurufen. Da muß jeder, vom ältesten Greise bis zum kleinsten Kinde, erscheinen, wenn sie auch noch so weit wohnen und wenn jener wie dieses auch getragen werden müßte. Aber nicht nur Leute, auch alles Vieh, groß und klein, muß nach dem Dorfe kommen, wo die Zwillinge geboren sind. Wer nicht erscheint, wird bezaubert (ma huhna) und muß deshalb sterben. Ist der Stamm groß, so kann man bei solcher Gelegenheit das Feld wohl Stunden weit mit Ochsen und Schafen bedeckt sehen.

Sobald Menschen und Vieh versammelt sind, wird dies dem epaha mit den Worten bekannt gemacht: Kuti, kuti! ve ya, va ongara; Feld, Feld! sie sind gekommen, sie sind versammelt. Dann erst darf er seinen ondanda verlassen. Um den Leuten im Dorfe seine Ankunft anzuzeigen, bläst er auf einem Springbockhorn. Im Dorfe heißt es dann: da kommt der epaha; auf! daß wir ihn kehren; und darauf gehen sie ihm scheinbar wie Feinde entgegen, nehmen trockenen Mist, Erdschollen, dürres Holz ꝛc. und werfen damit auf die Ankommenden, doch ohne sie zu treffen, wozu die Frauen ein entsetzliches Klagegeheul anstimmen; mave ondoro[1]). Das alles geschieht aber nur zum Schein. So kommt denn das ganze epaha zum Dorfe und läßt sich auf der Nordseite des im otyizero stehenden Hauses nieder. Dann kommt jeder Anwesende vom Aeltesten bis zum Jüngsten herbei um geweiht zu werden. Zunächst bringen sie ein Opfer, welches für Männer, Jünglinge und Knaben in zwei Eisenperlen, welche dem Manne epaha, und für Frauen und Mädchen in zwei omitombe besteht; kleiner, knopfartig gerundeter Stücken Straußeierschalen von $^1/_2$ Zoll Durchmesser, die zu Schmuck verwandt werden; diese empfängt die Frau. Perlen und omitombe werden in einen bereit gestellten oruako, eine aus Wurzelfasern geflochtene große Schüssel, gelegt, um später als Schmuck am eignen Körper getragen zu werden. Das männliche Geschlecht wird vom Vater, das weibliche von der Mutter der Zwillinge geweiht. Dies geschieht, indem sie ein wenig gepulverte Wurzel vom Omunyoze-Baum, welche schon vorher bereitet wurde, auf eine Sandale legen, davon zwischen die Fingerspitzen nehmen und damit dem zu Weihenden die linke Stirnseite und den linken Arm bestreichen und ihm den Rest auf die Brust werfen. Diese Handlung heißt okukuma. Bei dem Manne werden vorher auch noch dessen Waffen geweiht. Sämmtliche Waffen müssen dann aber zurückgelassen wer-

---

[1]) Ondoro machen nur die Frauen der Ovaherero, indem sie mit ziemlich hoher Stimme ururururururu e u ururu e u schreien. Die Töne stoßen sie kurz und scharf hervor und das e u etwa noch fünf Töne höher, als das urururu.

den und den Tag über an dem heiligen Hause zusammengestellt bleiben.

Die ersten der Frauen, welche geweiht wurden, bauen nun für das epaha eine Hütte, ganz gleich der für eine omuari gebauten, wie sie früher beschrieben. Jedoch wird das Haus für ein epaha nicht neben dem heiligen Hause, sondern weiter rechts ab, nahe an der Dornhecke, gebaut. Ebenso ergreifen einige von den zuerst geweihten Männern schon einen Ochsen, um ihn zu schlachten, denn ehe dies geschehen, darf das Vieh nicht auf die Weide gehen. Inzwischen ist die Weihung vollendet, und das Fleisch des geschlachteten Ochsen wird dann neben dem heiligen Hause auf einen Ast (otyihuno) niedergelegt. Zunächst muß dann einer der beiden Vorderschenkel gekocht werden, und wenn das Fleisch gar ist, werden sämmtliche Leute zusammengerufen, um zu makera (schmecken, prüfen). Dieses okumakera geschieht wieder in der Reihenfolge, daß zuerst der Vater, dann die Mutter ein Stückchen Fleisch nehmen, dann wird solches den beiden Kindern an die Zehen gehalten (was aber nicht okumakera, sondern okutova heißt), worauf dann alle Stammesangehörigen makera können. Die im Dorf wohnenden Sklaven können nicht makera. Ist diese Ceremonie abgemacht, dann wird das übrige Fleisch zu der für das epaha erbauten Hütte gebracht, in welche es nun einzieht.

In den folgenden Tagen hält dann das epaha einen Umzug im Dorfe, indem es täglich 2 oder 3 Häuser besucht. Es geht dabei genau wieder so zu, wie am ersten Tage, als es nach dem Dorfe zurückkehrte. Sie legen sich an der rechten Seite des Hauses nieder, wo dann wieder bei jedem einzelnen Hause alle im Dorfe Anwesenden sich versammeln, jedesmal die erwähnten Opfer bringen, und jedesmal wieder ein Stück Vieh erwürgt wird, wovon dann wieder ein Vorderschenkel gekocht wird, und das Fleisch umhergegeben wird, um zu makera, und das übrige Fleisch zum Hause des epaha gebracht wird. Wenn schließlich des Fleisches zu viel wird, dann sagt der Vater: es ist Fleisch genug, bringt mir das Vieh lebendig, welches er dann seiner Herde beifügt. Doch wird jedem lebendig gebrachten Stück Vieh ein Ohr halb abgeschnitten, welches dann an Stelle des Vorderschenkels in der Asche geröstet und zum Zwecke des okumakera den zum Fest Versammelten an die Zähne gehalten wird. Diese Ohrläppchen werden dann aufbewahrt, und später auf einen dünnen Riemen gereiht und damit die Milchkalabasse des Vaters der Zwillinge geschmückt. Nach seinem Tode kann nur einer der Zwillinge diese Kalabasse erben.

Nachdem nun diese Ceremonien im eignen Dorfe und unter denen, welche zum oruzo des Vaters gehören, abgemacht sind, hält das epaha einen Umzug im Lande und zwar noch in der alten Tracht, die es gleich nach der Geburt der Kinder angelegt. Ist der Vater ein beherzter resp. unverschämter Mensch (ependa), dann geht er kein Dorf vorbei, mag es auch einem fremden Manne angehören und ihm ganz unbekannt sein. In jedem Dorfe, welches er besucht, werden ganz die oben beschriebenen Ceremonien wiederholt. Kein Häuptling wird wagen, ihn zurückzuweisen, da dies sein Tod wäre. Hört ein Häuptling, der gerade kein Vieh bei sich hat, daß ein epaha kommt, so läßt er demselben wohl zurufen: Feld, Feld, warte ein wenig und komm dann, ich habe jetzt kein Vieh hier; aber er wird nicht versuchen, ihn von seinem Dorfe abzuhalten, und wenn es ihm seine beste Milchkuh kosten sollte. Ein solcher Umzug dauert zuweilen länger als ein Jahr, und da das epaha sich meist lebendiges Vieh schenken läßt, so kommt es gewöhnlich reich zurück. Die Diener, welche die Eisenperlen und omitombe tragen, haben zuletzt eine ganze Last. Wenn dann schließlich das epaha von seinem Umzug nach dem eignen Dorfe zurückkehrt, werden die beiden Zwillinge zum Zwecke der Namengebung zum okuruo gebracht, und da finden dann ganz dieselben Ceremonien statt, wie sie bereits bei einer Einzelgeburt mitgetheilt sind. Von dem Zeitpunkte an ist das epaha wieder gemein (ra hahuruka), es wird nicht mehr gefürchtet. Vater und Mutter verlieren dann auch den Titel epaha, ersterer wird dann omupandye, letztere oyambari genannt, die Kinder natürlich bleiben omapaha, dann werden auch die alten Lumpen abgelegt und ordentliche Kleider angezogen und mit den gesammelten Perlen und omitombe der Körper in allerlei Weise geschmückt.

Jeder omupandye (Vater von Zwillingen) hat das Recht, als Stellvertreter des Dorfhäuptlings in dessen priesterlichen Funktionen zu handeln, auch wenn er der jüngste Sohn oder Vetter wäre. Ist der Häuptling nicht gegenwärtig, dann kann ein omupandye z. B. einen Kranken entzaubern, die omayere makeran, ꝛc. Auch das Zwillingskind hat schon alle priesterlichen Vorrechte. Für einen Zwillingsknaben giebt es kein verbotenes Fleisch, keine verbotene Milch, auch wird Niemand wagen, einen epaha zu verfluchen. Sollte Jemand gar ein epaha tödten, so wird des Mörders ganzes Dorf vom Erdboden vertilgt. Als Zwillingsknabe erbt er beim Ableben des Häuptlings die Priesterwürde, wenn auch ein älterer Bruder dem Vater als Besitzer des Dorfes folgt, so wird es doch nach dem Namen des mit der priesterlichen Würde bekleideten jüngern Zwillingsbruders genannt.

Erfolgt eine Zwillingsgeburt kurz nach dem Tode eines Mannes, der zum oruzo oder ondakuo des Vaters gehört, ehe noch die ovirangera für den Todten vollbracht sind, dann ist sie nicht heilig (ka ri zera). Einige otuzo, wie ounguendyandye, ounguenyuva, ombongoro, machen, wie die Ovaherero das ausdrücken, kein epaha.

Von einer Drillingsgeburt hat keiner der bis jetzt gefragten Ovaherero je etwas gehört.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Finnischen Blättern zufolge hat Finnland im Jahre 1880 ausgeführt 48 532 000 Kubikfuß Holz, 316 408 Tonnen Roggen und Hafer (145 153 Tonnen mehr als 1879) und 3357 Pferde (gegen 1872 im Jahre 1879).

— Dem „Bereg“ zufolge werden im laufenden Jahre im Polässe 210 Werst neuer Kanäle fertig gestellt und sind dann am Jahresschluß im Ganzen 1150 Werst Kanäle vorhanden. Die Entwässerungsarbeiten sind damit für eine Fläche von einer Million Dessjatinen ausgeführt. Der Ertrag der auf Staatsdomänen entwässerten Sümpfe steigt mit jedem Jahre; für die Domäne Wasiljewitzkaja z. B. von 150 Rubel im Jahre 1873 jetzt auf 6000 Rubel an Pacht und 2000 Rubel für Holzflößerei auf den Kanälen. — Für 1881 ist die Trockenlegung von weiteren 700 000 Dessjatinen

zwischen Dnjeper, Pripet und Berezina und die Reinigung von Flußläufen und Kanalisationen in einer Länge von 208 Werst geplant.

— Wenn wir in dem eben erschienenen Buche von Mrs. Annie Brassey [1]), „Sonnenschein und Sturm im Osten" (Leipzig, F. Hirt u. Sohn, 1881) einige Abschnitte als besonders interessant bezeichnen sollen, so sind es diejenigen, welche von den vornehmen Kreisen Konstantinopels, den Harems, vom Sultan und den Prinzessinnen, mit welchen Mrs. Brassey verkehrt, und den Veränderungen handeln, welche in dieser Stadt in Folge des letzten Russenkrieges eingetreten sind. Hier bringt die weitgereiste Verfasserin Neues, was anderswo gelesen zu haben wir uns nicht entsinnen. Das reich illustrirte Buch schildert zwei Yachtfahrten im Mittelländischen Meere, die erste vom Jahre 1874, die zweite, welche bis nach Cypern ausgedehnt wurde, vom Jahre 1878. Beide Male wurde unter anderen Konstantinopel besucht, welches in diesen vier Jahren unsagbar an Pracht und Glanz verloren hat; nur der Schlamm, der Schmutz und das Elend haben sich verzehnfacht. So ließen sich manche von den Freunden der Verfasserin vor derselben verleugnen, um dieselbe nicht ihre nunmehrige Dürftigkeit sehen zu lassen. Indessen „die Selbstverleugnung und Aufopferung, deren die türkischen Damen vom höchsten Rang fähig sind, bewährte sich in diesem Falle auf das Glänzendste. Ueberall, wo man unsere Besuche annahm, machten wir die Bemerkung, wie sehr der Hausstand eingeschränkt worden: Dienstboten, Pferde und Wagen, alles ist dürftiger, denn ehemals. Die schönen mit Rubinen und Brillanten besetzten Kaffeetassen sind verschwunden, die früheren Besitzerinnen derselben aber haben den vollen Liebreiz, das Einnehmende ihres Wesens bewahrt und nirgends hörten wir auch nur die leiseste Klage aussprechen." Ebenso hatten die Bazars ihren früheren Glanz eingebüßt, den Bezistan ausgenommen, wo große Versteigerungen abgehalten wurden, bei welchen der schlechten Zeiten wegen häufig die unschätzbarsten Kostbarkeiten zu wahren Spottpreisen verschleudert wurden. „Die Bazars selbst sind malerisch, schmutzig und dunkel wie sonst, aber alles, was ehemals dem Bild Glanz und Leben verlieh, ist verschwunden. Man erblickt nicht mehr prächtige, von weißen Rossen gezogene Wagen, um welche Eunuchen, Sklaven und Soldaten einen dichten Schirm bilden und auf deren seidenschwellenden Polstern geheimnißvolle Schöne sich wiegen; auch keine jener eleganten Equipagen, deren Innern zarte Frauengestalten entsteigen, umhüllt von Seide und Atlas, strahlend von Juwelen und die funkelnden Augen nur unvollständig vom Jaschmak und dem Feridschi verhüllt. All dieser Glanz, alle Herrlichkeit dahin — zerstoben! nur hier und da sieht man jetzt einfach, sogar ärmlich gekleidete Frauenerscheinungen, welche, eilig dahinhuschend, ihre kleinen Einkäufe besorgen."

Einige unter den 15 auf Cypern bezüglichen Bildern sind von besonderem Interesse, ebenso die Tundschabrücke mit Adrianopel (S. 232).

Afrika.

— Die „London Missionary Society" hat eine neue Expedition, bestehend aus den Geistlichen A. J. Wookey und D. Williams und dem Dr. Palmer, nach dem Tanganjika abgeschickt. Dieselbe verließ Zanzibar am 14. Juni, die Ostküste Afrikas eine Woche später. Am 14. Juli traf sie mit ihren 309 Trägern (pagazi) in Mpwapwa ein, wo sie bei den Agenten der Church Missionary Society freundliche Aufnahme fand. — Von letzterer Gesellschaft sind zwei neue Sendboten, der Rev. P. O'Flaherty und Mr. C. Stokes, seit dem 9. August 1880 nach Uganda unterwegs; in ihrer Gesellschaft befinden sich jene drei Waganda-Häuptlinge, welche Mtesa an die Königin Victoria abgeschickt hatte. Nach dreiwöchentlicher Reise ist O'Flaherty erkrankt und konnte einstweilen den Marsch nicht fortsetzen. — In Uganda selbst hat sich die Lage der englischen Missionäre etwas gebessert. Einer derselben, Rev. Litchfield, hatte versucht, nordwärts bis Lado vorzudringen, um den Dr. Emin Effendi zu treffen und wegen seiner mangelhaften Gesundheit zu konsultiren. Aber es gelang ihm nicht, Lado zu erreichen: Kabbarega, der König von Unjoro, welcher nach dem Abzuge der Aegypter Mruli und andere Posten besetzt hat, ließ ihn nicht durch. So trat dann Litchfield die Reise über den Victoria-See und nach Mpwapwa an, um den dort wohnenden Dr. Baxter zu befragen. In gerader Entfernung gemessen sind diese beiden nächsten europäischen Aerzte etwa 200 deutsche Meilen von einander entfernt.

— Ein französischer Reisender, M. Lecart, welcher am Niger sich aufhält, schreibt aus Kundian (Gangaran), 25. Juli, daß er eine neue Sorte Weinstock, die von großem ökonomischen Werthe sein könnte, entdeckt habe. Seine Frucht soll vorzüglich und reichlich vorhanden sein, der Anbau sehr leicht, die Wurzeln knollig und perennirend, die Zweige einjährig. Lecart hat die großen Trauben selbst eine Woche lang gegessen und sie vortrefflich gefunden; er meint, man solle den Anbau der Pflanze in allen weinbauenden Gegenden als vielleicht wirksames Mittel gegen die Reblaus versuchen. Er hat Samen heimgeschickt, um damit Experimente in Frankreich und Algerien vorzunehmen, und wird Exemplare der Pflanze in allen Entwickelungsstadien mitbringen. („Nature.")

— Graf de Semellé, welcher im vergangenen Sommer mit seinem Dampfer „Adamaua" auf dem untern Benuë zwischen Lokodscha und Loko Handelsgeschäfte betrieben hat (vergl. Globus XXXVII, S. 144), ist auf der Rückfahrt nach Europa in Madeira gestorben.

— Die „Mail" vom 20. Okt. d. J. theilt als Ergebniß der Untersuchungen des französischen Gelehrten und Reisenden Dr. Quintin über die anthropologischen Verhältnisse des Sudan mit, daß derselbe zwischen Senegal und Niger vier Negerracen mit ebensoviel verschiedenen Sprachen unterscheidet. Die Bevölkerungen des Sudan haben sich zwar so mit einander vermischt, daß die ursprünglichen Typen allmälig verschwunden sind und die einzelnen Stämme auf ihren zahlreichen Wanderungen sogar ihre angestammte Sprache vergessen haben; unmöglich wäre es daher oft, sie zu unterscheiden, wenn man nicht durch all diese zahllosen Mischungen und Zertrennungen hindurch einem sichern, bisher noch gar nicht beobachteten Führer folgen könnte: der Kenntniß ihrer Trennung in Familien. Dieser wichtige Umstand zeigt sofort, daß diese Racen durchaus nicht die unterste Stufe der Civilisation einnehmen. Die Ulof oder Yulofs sind, wenn nicht zu stark mit anderen Racen gemischt, ziemlich leicht, bei längerer Kreuzung jedoch oft recht schwer unter den übrigen Sudan-Negern kenntlich. Es existirt im Sudan eine kupferfarbige Klasse, die Torodos, welche alle Reisenden zu den Peuls gerechnet haben, und doch haben diese, obgleich Jahrhunderte hindurch mit anderen Negern gemischt, nicht ihre ursprüngliche Nationalität vergessen und tragen heute noch Yulof-Familiennamen: Lis, Dias, Caun, Foll, Ndragul u. s. w. Die Peuls unterscheiden sich von anderen Racen durch zartere und regelmäßigere Züge, schlankere Extremitäten und weniger gekräuseltes Haar, und doch bilden, bei starker Mischung, ihre Familiennamen die einzigen Merkmale, deren vornehmste die Violos, Drachites, Colte sind. Ihre frühere Macht ist seit dem 13. Jahrhundert bedeutend verfallen, doch haben sie sich durch Kreuzung seit den letzten Jahrzehnten wieder zu einer hervorragenden Stellung in einigen westlichen Königreichen emporgeschwungen. Wenige Neger haben den Scharfsinn der Reisenden so angestrengt wie die Sunni-Ukés

[1]) Der Verfasserin der früher von uns angezeigten „Segelfahrt um die Welt", von welcher unlängst eine nur unbedeutend gekürzte billige Ausgabe zu 6,60 Mark erschienen ist.

am obern Senegal; während man sie bis jetzt gewöhnlich zu den Moli-Ulés rechnete, zählt sie Quintin unter die Surboïs, und zwar, weil sie einen Dialekt derselben Sprache reden und dieselben Familiennamen tragen wie diese. Die Suni-Ulés, welche im 14. Jahrhundert nach Westafrika wanderten, sind am Senegal unter dem Namen Seracollets („weiße Männer") bekannt, ein Beweis dafür, daß sie bei ihrer Ankunft daselbst ihrer Hautfarbe wegen von den anderen Negern unterschieden wurden. Die vierte Race, welche nach ihren verschiedenen Wohnsitzen Mandings, Moli-Ulés, Ualires, Uangaras genannt wird, und die in größter Anzahl zwischen Senegal und Niger sitzt, ähnelt mehr als irgend eine andere im Sudan den Negern der Aequatorialgegenden Afrikas. Nach Quintin würde das französische Projekt der Senegal-Niger-Bahn die größten Schwierigkeiten und den heftigsten Widerstand im Gebiete der Bamanas finden. Im Uebrigen prophezeiet er Frankreich durch dieses Unternehmen im Verein mit der Trans-Sahara-Bahn die Herrschaft über ganz Nord-Afrika und die Regeneration dieses riesigen Gebietes.

Südamerika.

— Dr. Estanislao Zeballos, Gründer und Präsident des „Instituto Geografico Argentino", berichtet, daß er im Februar 1880 von einer Forschungsreise in den argentinischen Pampas nach Buenos Ayres zurückgekehrt ist und über dieselbe ein Werk unter der Presse hat. Während der drei Monate, die er auf diese oft gefahrdrohende Unternehmung verwendet hat, legte er 900 Miles zurück und entdeckte zahlreiche neue Flüsse, Berge, Seen u. s. w., wodurch die Karte der Argentinischen Republik zwischen 35° und 40° südl. Br. und 61° 40′ und 69° 40′ westl. L. ein ganz anderes Ansehen bekommen wird. Dr. Zeballos hat viel photographirt, auch für die Naturwissenschaften manches Neue gesammelt. Die Pampas, sagt er, sind dort keineswegs eine solche unermeßliche, ebene Fläche, wie sie gewöhnlich geschildert werden, weisen vielmehr majestätische Scenerien sowie manche unerwartete und interessante Züge auf.

— Mr. Charles Wiener, französischer Vicekonsul in Guayaquil (Ecuador) hat im Auftrage seines auswärtigen Ministeriums kürzlich eine siebenmonatliche Reise quer durch Südamerika, von Quito nach Para, ausgeführt, und dabei den Napo, jenen nördlichen Zufluß des Amazonenstromes, aufgenommen und sondirt. Auf der Rückreise will er den Huallaga hinauffahren.

Eine Revision des Sargasso-Meeres.

Der Botaniker Dr. Otto Kuntze hat kürzlich in Engler's botanischen Jahrbüchern (1. Bd., 3. Heft, 1880) die 300 bisher aufgestellten Arten von Sargassum gesichtet und bei dieser Gelegenheit (S. 230 bis 238) das sogenannte Sargasso-Meer in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Da dieses ein Gegenstand von allgemein geographischem Interesse ist, so wollen wir hier kurz darüber referiren.

Nachdem schon Linné auf das ungeheuer massenhafte Vorkommen von schwimmendem Seetang hingewiesen, erhebt Humboldt das Sargasso-Meer zu einem Axiom. Beide Gruppen von Seetang, schreibt er, nehmen sammt dem Transversalbande eine Oberfläche ein, welche sechs- bis siebenmal die von Deutschland übertrifft. Nach dem verdienten Hydrographen Maury ist das Sargasso-Meer so groß wie das Mississippi-Thal, und so dicht mit Fucus natans bedeckt, daß dadurch der Lauf der Schiffe gehindert wird. Häckel in seiner „Schöpfungsgeschichte" erzählt endlich von den kolossalen Sargassowäldern des Atlantischen Oceans, jenen ungeheuern Tangbänken, welche einen Flächenraum von 40 000 Quadratmeilen bedecken. So schwillt das Sargasso-Meer an wie der Pudel im Faust.

Indem nun Kuntze die verschiedenen Beobachtungen über das Sargasso-Meer auf einer Karte einträgt, findet er, daß die Angaben darüber sehr verschieden und widersprechend sind; widersprechend vor allem gegen die eingebürgerten Angaben von Humboldt's Fucusbänken, die er selber gar nicht sah, und gegen das Maury'sche von den meisten Atlanten adoptirte Sargasso-Meer. Major Rennell, welcher 1832 (An Investigation of the currents of the Atlantic Ocean) sich mit dem Sargasso-Meer beschäftigte, nimmt bloß die große Humboldt'sche Fucusbank an, streicht aber die kleine und das von dieser zur großen hinüberführende Transversalband. Aber auch das Beibehalten der großen Bank ist eine unberechtigte Konzession an Humboldt.

Die Naturforscher der Challenger-Expedition sahen „die ersten Flecken von Golfkraut" erst, als das Maury'sche nicht existirende Sargasso-Meer schon hinter ihnen lag. Sie haben letzteres gar nicht gesehen, wiewohl sie die Stelle, wo Humboldt und Maury es einzeichnen, durchkreuzten. Andere von Kuntze citirte Reisende, welche gleichfalls die in Rede stehende Meeresregion auf der Fahrt von England nach St. Thomas kreuzten, fanden höchstens lockere Sargassumstreifen.

In Folge der Anregungen Dr. Kuntze's ist auf der deutschen Seewarte die Sargasso-Meer-Frage untersucht worden und Kapitän Haltermann schreibt darüber unter anderen Nachstehendes an Dr. Kuntze: „Wenn in Büchern von der im Sargasso-Meer anzutreffenden gleichmäßig vertheilten Dichtigkeit oder Bedeckung die Rede ist, so ist das ein Irrthum. Das Kraut treibt fast immer in langen Streifen, die mehr oder weniger weit von einander entfernt sind, meistens jedoch etwa 200 Fuß, und welche sich immer genau parallel in der Richtung des herrschenden Windes erstrecken. In den Karten mancher deutschen Atlanten ist die Begrenzung der sogenannten Sargasso-See ganz falsch angegeben. Oestlich von 35° westl. L. v. Gr. trifft man höchstens Spurer von Sargassokraut an. Zwischen 20° und 35° nördl. Br. und zwischen 35° westl. L. und Westindien und Ostrand des Golfstromes liegt das Gebiet des Sargasso-Meeres. Westlich von 40° westl. L. und zwischen 25° und 32° nördl. Br. treibt es dichter; westlich von 45° westl. L. und in etwa 30° nördl. Br. sieht man dichte Flächen von Sargassokraut, höchstens jedoch vielleicht 100 Fuß im Durchmesser haltend, ziemlich häufig treiben. Von einer durch letztere bewirkten Behinderung der Fahrt eines Schiffes kann natürlich keine Rede sein."

Auch im Stillen Ocean, zwischen Hawaii und Californien, scheint sich das dortige Sargasso-Meer (nach Haltermann und Pechuel-Loesche) auf einzelne schwimmende Fragmente zu reduciren.

Dr. Kuntze kommt nach seiner verdienstvollen Revision zu dem Schlusse, daß man von einem konstanten und bestimmten Areal des Sargasso-Meeres, welches vom Strand abgerissene, absterbende und allmälig untersinkende Fragmente von Sargassum enthält, nicht reden darf. Ebenso dichte Anhäufungen, als sie manchmal aus dem „Sargasso-Meer" beschrieben werden, findet man auch außerhalb dieses Gebietes.

Inhalt: Panama und Darien. VI. (Mit drei Abbildungen.) — Ein illustrirtes Werk über Skandinavien und Großbritannien. (Mit zwei Abbildungen.) — Spiridion Gopčević: Skizzen aus Oberalbanien. IV. u. V. (Schluß.) — E. Dannert: Sitten und Gebräuche der Ovaherero bei Geburten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Südamerika. — Eine Revision des Sargasso-Meeres. — (Schluß der Redaction 22. November 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu drei Beilagen. 1. Ankündigung, betreffend Abonnements-Einladung auf „Das Ausland". Redigirt von Friedrich von Hellwald in Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. — 2. Literarischer Anzeiger. — 3. Prospect, betreffend „Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel, Prof. zu Halle. 5. Auflage." Verlag von Fues (R. Reisland) in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXXVIII. № 24.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

VII.

Der in gleichmäßiger Breite dahinströmende Atrato ist überall tief; trotzem aber rannte sich die barquetoña mehrmals zwischen Gestrüpp oder Wurzeln fest. Auf dem Caquirri konnte man wenigstens noch ab und zu die Ufer erkennen, hier aber nicht mehr; nur die darauf stehenden Bäume deuten sie an, aber dieselben sind klein und elend. Stellenweise erscheinen sie wie eine scharlachrothe Hecke, so dick sind sie mit Früchten von dieser Farbe bedeckt. Zwar ist es gerade die Zeit des niedrigen Wasserstandes; nirgends aber taucht auch nur ein Fußbreit festen Landes aus der alles bedeckenden Ueberschwemmung hervor. Erst mehrere Stunden weiter westlich trifft man auf die letzten Ausläufer der Cordillere, während sich nach Norden und Westen hin das Zwittergebilde zwischen Land und Meer bis zum Golf von Uraba hin erstreckt. Affen sind die einzigen Bewohner dieses Sumpfwaldes, welcher mehrere Hundert Quadratkilometer bedeckt. Jede Herde derselben hat ihren eigenen Wohnsitz und ihre besonderen luftigen Straßen; jeden Abend kehrt sie zur Nachtruhe auf ihren bestimmten Baum zurück, und jeden Morgen läßt sie sich von einem andern und ebenfalls stets denselben zur Tränke hinab. Wenn man sie auf ihren Wanderungen beobachtet, begreift man bald, daß sie nicht dieselben Straßen beim Gehen wie beim Kommen benutzen können: sie lassen sich z. B. von einer bedeutenden Höhe auf dünne biegsame Aeste und Lianengewirr hinabfallen, was ihren Sturz mildert. Einer hinter dem andern marschirend, bedienen sie sich aller vier Hände und namentlich ihres Greifschwanzes, mit dessen Hülfe sie die Schnelligkeit beim Hinunterklettern reguliren oder sich den nöthigen Schwung geben, um einen entfernten Zweig fassen zu können, und treten genau in dieselben Stellen, wie der Anführer der ganzen Bande.

Der Atrato erreicht noch nicht die Länge der Seine, wälzt aber wohl zehnmal so viel Wasser zum Meere, welches er durch dreizehn Mündungen erreicht. Die kürzeste unter denselben, der caño Coquito, eine Abzweigung des Barbacoas-Armes, ist zugleich die tiefste und regelmäßigste; sie ist etwa 30 m breit und hat eine schmale, mit Manglebäumen und Palmen bestandene Schlammzunge in das Meer hinein vorgeschoben, an deren Ende sich die höchstens 2 m tiefe Barre befindet. Diesen Weg nahm das Schiff; 2 bis 3 Stunden später hatte es, da der Wind stärker geworden war, den Meerbusen gekreuzt, und landete um Mittag bei Pisisi. Dieses Dorf ist ebenso elend wie diejenigen in Darien und besteht aus einigen Strohhütten im Hintergrunde einer kleinen sehr sichern und gut geschützten Bucht. Auch in Pisisi ist die goldene Zeit des Kautschukhandels vorbei; jetzt vegetirt es vom Einsammeln der Tagua und von den dort anlegenden großen Barken, welche den Handel zwischen Cartagena und dem Atratothale vermitteln. Der Aufenthalt hier war nur von kurzer Dauer; am 29. Januar Morgens fuhren sie, fast ohne jegliche Vorräthe für die Rückreise, nach dem Delta des Atrato zurück und in denselben hinein, nachdem sie die Mündungen, den Anfang des zukünftigen Kanals, genauer untersucht hatten. Ein Brief aus Paya, der sie an der Loma de Cristal traf, veranlaßte sie, die Rückreise

Wanderung der Affen.

zu beschleunigen, weil er die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Mr. Brooks enthielt, und am 2. Februar erreichten sie ihr Standquartier wieder. Brooks aber war bereits am 26. Januar an den Folgen einer Dysenterie und besonders eines Schlangenbisses verschieden.

Da die Studien der Ingenieurbrigaden nachgewiesen hatten, daß an einen interoceanischen Niveau-Kanal durch das Paya-Thal nicht zu denken sei, so richtete Wyse seine Aufmerksamkeit auf die große Terrainsenkung, welche in nordöstlicher Richtung von Pinogana aus den Isthmus durchsetzt. Zwar durfte er nicht hoffen, dort mit einem bloßen Durchstiche fortzukommen; aber vielleicht fand man einen mäßig breiten Gebirgszug, welcher die Anlegung eines Tunnels gestattete. Zugleich wollte er den Rio Tupisa erforschen, weil ihm Indianer und Caucheros mitgetheilt hatten, daß derselbe wenig Gefäll besitze, und daß die Pässe, die von seinen Quellen nach dem Atlantischen Oceane hinüberführen, nicht sonderlich hoch seien. Letztere Aufgabe behielt sich Wyse selbst vor; mit ersterer betraute er Reclus, welcher nach Pinogana zurückkehrte, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Seine erste Sorge war, ein „toldo“ herstellen zu lassen, um Schutz gegen die Moskitos zu haben. Es ist das ein kleines Kämmerchen aus Gaze, das an einem Gestelle aus Stricken und Stäbchen hängt, und, wie es unsere Abbildung zeigt, die Hängematte ganz einschließt; in den von jenen scheußlichen Dipteren heimgesuchten Gebieten ist man gezwungen, unter dem Schutze eines solchen toldo zu arbeiten, zu speisen und zu schlafen.

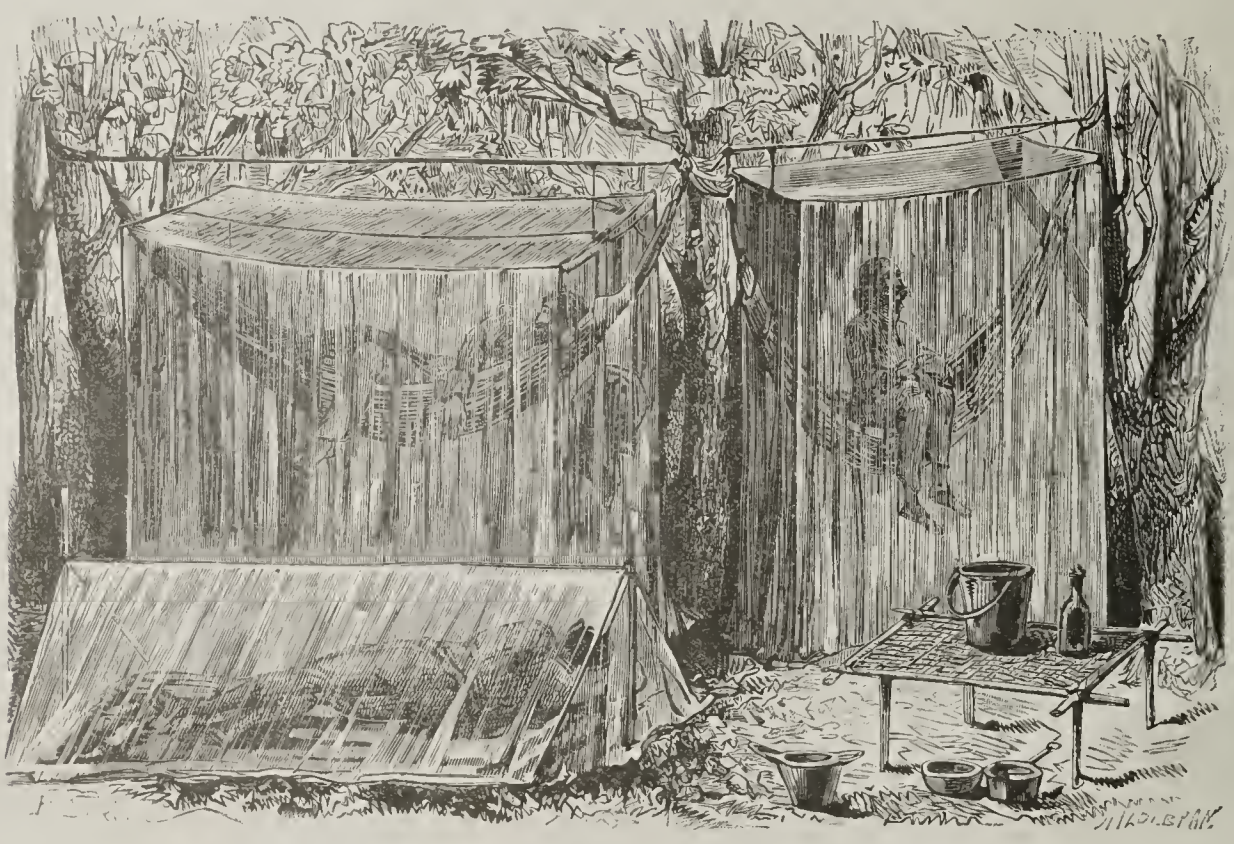
Reclus hatte als Gehülfen bei seinen Nivellements den Ingenieur Lacharme, einen liebenswürdigen, eifrigen Menschen, zugewiesen erhalten. Derselbe hatte zuerst vorgeschlagen, den Rio Paya für den zu erbauenden Kanal zu benutzen, ohne die Schwierigkeiten dieses Weges zu kennen, war nun ganz von diesem Projekte eingenommen und suchte die sich bietenden Hindernisse durch unmögliche Lösungen zu beseitigen. Er war ein kleiner, magerer, schon etwas gekrümmter Mann

Pisisi. (Nach einer Photographie.)

mit langen grauen Haaren, die ihm bis auf die Schultern herabfielen. Nie trug er einen Hut, sondern wand stets ein Taschentuch oder eine indianische ligua um den Kopf, und bekleidet war er, so lange er in Darien verweilte, nur mit einem rothen Hemde und Hosen, die mit einem Riemen, an dem sein Waldmesser und sein Kompaß hing, festgehalten wurden. Damals war er gerade dabei, ein in Californien erworbenes, ziemlich ansehnliches Vermögen am Rio Sinu (im columbischen Staate Bolivar) zu verlieren; er hatte daselbst mehrere Quadratmeilen Landes gekauft und legte sich, stets mit großem Enthusiasmus, bald auf Pflanzung von Zuckerrohr, bald auf Viehzucht, bald auf Holzfällen; hatte auch allerlei Erfindungen gemacht, z. B. die eines Trankes gegen Schlangenbisse, eines Pulvers zum Blutstillen u. s. w., welche zu erproben seine Gefährten glücklicherweise nicht in die Lage kamen. Aber seine sonstigen Erfahrungen im Urwaldleben halfen denselben alle Augenblicke in den verschiedensten Umständen, und der wunderbare Instinkt, mit welchem er seine „trochas“ (Durchhaue) anzulegen verstand, vereinfachte Reclus' Arbeiten bedeutend. Vom Rio Sinu hatte er sechs Leute mitgebracht, welche schon lange in seinen Diensten standen, willige, nüchterne Männer, welche ganz allein während der sechs Wochen, welche die Expedition dauerte, fast die gesammte Arbeit verrichteten. Brauchbar vor allen waren die beiden Brüder José und Antonio, stark und tüchtig, gleich geschickt in der Handhabung des Machete mit der Rechten wie der Linken, und im Stande eine Liane von der Stärke eines Schenkels mit einem Hiebe zu zerhauen. Der eine von ihnen, Antonio, war ernsten Charakters, eine Folge dessen, daß er von der Trunksucht geheilt worden war, wie Lacharme erzählte. Die Indianer vom Rio Sinu kennen nämlich ein merkwürdiges Getränk, welches ein bis zwei Tage lang schreckliche Magenschmerzen verursacht; die Folge davon ist ein solcher Abscheu vor allen gegohrenen Getränken, daß selbst deren Geruch dem so behandelten unerträglich ist.

Am 19. Februar brachen sie auf, Reclus von vier Caucheros begleitet, Lacharme von seinen „monterianos“, fuhren den Tuyra bis zur Einmündung des Aputi hinauf und richteten dort ihr Lager ein, schlugen dann ihren ersten Pfahl in den Boden, bestimmten seine Position und verbanden ihn mit den Aufnahmen Celler's am Tuyra. Am 20. Februar

Morgens wurde mit dem Durchhau begonnen; José arbeitete mit dem machete vorn weg, daß rechts und links Lianensträucher, Gestrüpp und Baumäste zur Seite flogen, hinter ihm verbreiterten Antonio und Hipolyto diesen Weg und ein vierter beseitigte die gefährlichsten „chusos“, d. h. die stehen gebliebenen und durch den nahezu vertikalen Hieb des Messers scharf zugespitzten Zweige, welche einen hinfallenden Menschen schwer, ja tödtlich verletzen können. Wenn der solchergestalt durch das undurchdringliche Unterholz geschlagene Tunnel eine Thalsenkung, eine Hügelspitze oder Terrainunebenheit, welche die Visirlinie unterbrach, erreicht hatte, wurde ein Pfahl aufgepflanzt, und dessen Abstand von dem vorhergehenden durch Lacharme gemessen, während Reclus mit zwei Leuten folgte und die Linie nivellirte. Anfangs konnte er mit seinen Vordermännern gleichen Schritt halten, allein vom dritten Tage an wurde der Boden sehr wellig und es traten kleine Hügel mit steilen Abhängen auf, so daß Reclus zwischen je zwei Pfählen bis zu zehn Stationen machen mußte. Nach Ablauf einer Woche hatte Lacharme einen Vorsprung von etwa einem starken Arbeitstage; an einem solchen rückte die „trocha“ je nach dem Vorherrschen der einen oder der andern Pflanze um 800 bis 2000 m vor. Bambus, Lianen und namentlich pitas oder wilde Ananas hielten die Arbeit sehr auf; letztere, mit giftigen Stacheln bewehrte Pflanzen, widerstehen dem Hiebe des Machete und müssen dicht über dem Erdboden abgesägt werden. In solcher Weise wurde von Morgens 8 Uhr bis Abends 5 Uhr gearbeitet; diejenigen Leute, welche nicht bei der trocha beschäftigt waren, mußten die Lebensmittel vorwärts schaffen, das Lager für die Nacht herrichten und die einfachen Mahlzeiten bereiten, wobei es darauf ankam, eine Stelle zu wählen, wo Wasser nahe, Ameisennester und große abgestorbene Bäume, welche ein plötzlich losbrechender Sturm leicht zu Boden schmettern kann, aber fern sind. An Wild bot der Urwald nichts, von einigen Truthühnern abgesehen; sonst aber be-



Ein Toldo.

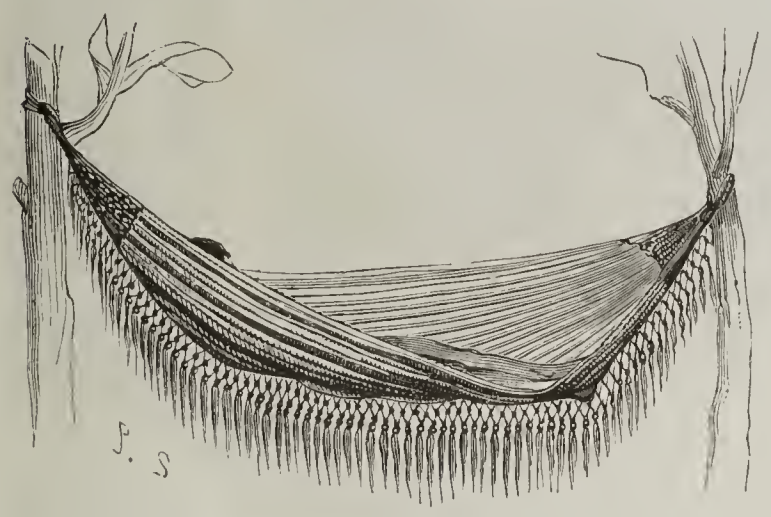
gegneten die beiden Europäer weder wilden Schweinen, noch Hirschen, noch Tapiren, nicht einmal den gefräßigen Pekaris, welche doch sonst in Darien häufig und in großen Trupps vorkommen. Nur am zweiten Tage hatte Reclus Gelegenheit, eine Familie schwarzer Pumas, die sehr selten sind, zu sehen; aber sie waren verschwunden, ehe ihm der Diener die Flinte reichen konnte.

Dem gegenüber, was er später am Mamoni und Tiati wahrnahm, fand er hier sehr wenig Schlangen, welche auch während der trockenen Jahreszeit stets in ihren Löchern bleiben sollen. Sie werden auch sonst wenig gefürchtet, da sie nicht ungereizt angreifen; zudem besitzt jeder Pueblo seine Zauberer männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche helfen. Die Caucheros preisen dagegen zahlreiche Gegengifte an, vor allen oracioncita (Gebetchen) zum Heil. Joseph. Nicht alle diese Gebete haben gleiche Kraft; das beste, welches nur wenige privilegirte Menschen besitzen, stammt aus dem alten Kloster in Guatemala, welches auch sonst noch höchst wirksame Gebetsmittelchen verkauft hat, gegen das Fieber, gegen Schiffbruch, für Frauen in Kindesnöthen ꝛc. Und dabei braucht man das Gebet gar nicht auszusprechen oder es auswendig zu wissen, es genügt schon, es geschrieben bei sich zu tragen.

Gefürchteter aber als Alligatoren, Tiger, Schlangen und selbst als Muskitos ist die Geißel der „garapates“. Der Reiz, welchen die Bisse dieser Arachniden und das heroische Mittel, sie zu entfernen und, wenn möglich, zu tödten, erzeugt, wird sehr bald unerträglich; wo sie vorkommen, ist der Körper des Reisenden schon nach einigen Tagen mit Wunden bedeckt. Zu Anfang dieser Reise waren sie sehr selten; nur etwa ein Dutzend kamen vor und wurden, sobald sie ihre Anwesenheit verriethen, sofort zwischen den Fingernägeln zerdrückt. Sie sind platt wie Wanzen, und ihre acht Beine sind mit so scharfen Häkchen bewehrt, daß man beim Losmachen der Thiere oft ein Stück Haut mit herausreißt. Der Saugrüssel bleibt im Fleische stecken und erzeugt ein kleines Geschwür, das erst nach Verlauf einer Woche vernarbt. Im Walde am Aputi waren sie aber in solchen Massen, daß, wenn die Reisenden nur kurze Zeit in den von ihnen bevorzugten Büschen verweilten, ihre weißen Hosen ganz braun von lauter Garapates aussahen. Sie saugen sich besonders an den Zehen und Kniekehlen fest.

Reclus hat vier Sorten dieser abscheulichen Thiere kennen gelernt. Die „panchas“ oder „barberos“, von der Größe des Nagels am kleinen Finger, sind die bösartigsten, dafür aber auch am leichtesten zu finden. Am häufigsten kommen die braunen „joaleros“ vor; fast mikroskopisch sind die schwarzen „curcus“ und die hellrothen „coloradillos“; letztere sind so beweglich, daß man sie trotz ihrer Kleinheit sofort gewahr wird und mit einem Fingerdrucke ihren Wanderungen ein Ende machen kann. Gräßlich ist das Jucken und Kratzen, welches sie dem von zwölfstündiger Arbeit ermüdeten Reisenden in seiner Hängematte verursachen; er mag noch so große Willenskraft besitzen, er bringt es nicht über sich, still zu liegen, sondern kratzt und schabt sich mit seinen Nägeln blutig. Das einzige Mittel etwas Ruhe zu bekommen ist, sich mit Spiritus zu bestreichen, in welchem man Tabak hat weichen lassen.

Am 28. war Lacharme bereits 10 Stunden weit voraus und hatte einen ziemlich hohen Kamm mit weiter Aussicht erreicht, den er abholzen ließ. Nun erblickte man in der Ferne die blaue Cordillere, weiter vorn eine tiefe Einsenkung, welche fast genau in der von Reclus eingeschlagenen Richtung bis zu den Bergen verlief, und in einer Entfernung von etwa 10 km einen sehr niedrigen Paß, welcher dieses Thal

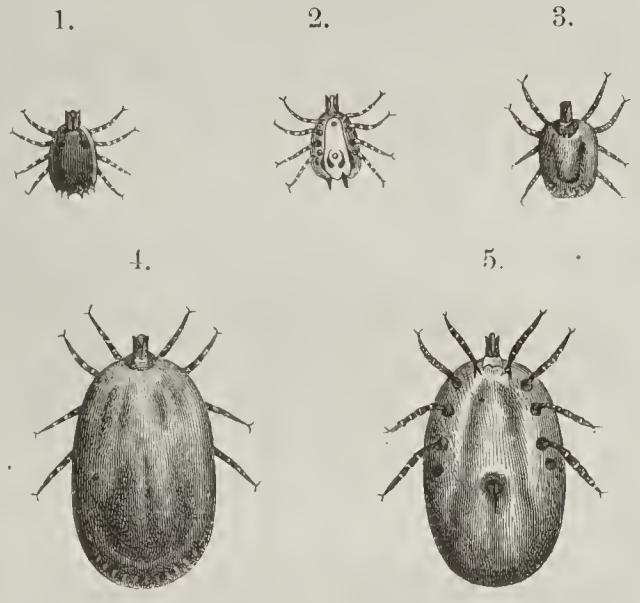


Horizontale Lage in der Hängematte.

abschloß; diese Entdeckung gab ihnen neuen Muth, und sie modificirten danach ihren Plan. Am nächsten Tage überschritten sie den Cubibele, einen reizenden Bach zwischen wilden Bananen, an dessen Ufer ein wunderbar kühler Platz zum Lager hergerichtet wurde. Indessen wurde hier die Plage der garapates so groß, daß Reclus sich schließlich nur mit der größten Mühe bis zum Rio Tesca, 6 km vom Cubibele entfernt, schleppen konnte und am 7. März gezwungen war, in seiner Hängematte zu bleiben und M. Lacharme die Arbeit allein fortsetzen zu lassen. Der Plan, noch vor Eintritt der Regenzeit den Atlantischen Ocean zu erreichen, mußte aufgegeben werden.

Durch seinen Krankenwärter Merced ließ Reclus zunächst eine von garapates freie Stelle aufsuchen und dorthin sein Lager verlegen. Sie lag am Ufer des Rio und war von wilden Bananen beschattet; ein Stuhl stand da und ein Tisch, wie in einem Arbeitszimmer, unter einem Rancho war die Hängematte so aufgehängt, daß der Kranke fast wie in einem Bette liegen konnte, und dicht dabei plätscherte der hier ziemlich stark strömende Tesca über Kiesel hinweg. Seine Zeit benutzte er, seine früheren Beobachtungen sowie diejenigen, deren Elemente ihm Lacharme alle zwei Tage zuschickte, zu berechnen. Letzterer war jetzt in eine so rauhe und schluchtenreiche Gegend gelangt, daß seine treuen „monterianos“ sich zu beklagen anfingen. Bei seinen Arbeiten empfing Reclus allerlei Besuche, angenehme und lästige: riesige, mit einem grauen, seidenartigen Flaume bedeckte, orangegelb gefleckte oder ganz schwarze Spinnen, mata-tigre genannt, deren Biß tödtlich sein soll; große Schmetterlinge mit schwarzen, himmelblau schillernden Flügeln, Rüsselkäfer, deren Rüssel oft länger war, als ihr ganzer übriger Körper; Hymenopteren von jeder Größe und Farbe; mächtige schwarze Ameisen, deren Biß Arm oder Bein zwei volle Stunden lang lähmt. Aber auch Kolibris kamen herbei und saßen lange auf einem und demselben Blatte, um die Bewegungen des fremden Gastes zu beobachten; prächtige Tukane nisteten auf einem nahen Baume; flammend rothe Spechte hämmerten an den weißstämmigen Algarobes herum, und Eidechsen von allerhand Arten machten sich dort zu schaffen.

Am 12. März sandte Lieutenant Wyse, welcher nach dem Bergknoten Pirri gereist war, um die alten Goldminen von Cana aufzufinden, einen Boten, um Nachricht von Reclus zu erhalten. Dieser schlug ihm vor, die trocha aufzugeben und dafür im Thale des Rio Chico ein Nivellement auszuführen, was Wyse auch billigte. Am 15. traf er



Garapates. 1. Männchen von oben. 2. Männchen von unten. 3. Weibchen. 4. Weibchen nach dem Saugen, von oben. 5. Weibchen nach dem Saugen, von unten.

selbst ein, und da sich Reclus wohler fühlte, so konnte er ihn drei Tage lang auf einer Tour den Rio Chico aufwärts bis zur Mündung des Porcona begleiten; dort stießen sie auf Lacharme und dessen Leute, die seit 24 Stunden nichts gegessen hatten und vollständig erschöpft waren. Vom 15. bis 18. März operirten sie beständig im Flusse selbst, dessen Wasser ihnen mitunter bis über die Hüften ging. In Folge dessen verschlimmerten sich die Wunden an Reclus' Beinen und er mußte nach Pinogana zurückkehren. Wyse und Lacharme legten nun eine andere trocha fast der Cordillere parallel an und erhielten so die Höhe des Thalwegs verschiedener Nebenflüsse des Rio Chico und Rio Tupisa; letztern selbst erreichten sie am 28. März in einer Höhe von nur 31 m und in einer Entfernung von 18 Meilen von der Bai Gandi des Atlantischen Oceans. Diese geringe Höhe schien eine günstige Lösung des Problems zu versprechen; allein inzwischen war die Regenzeit herangekommen, und obendrein trat dieselbe diesmal früher ein als gewöhnlich, so daß es nutzlos gewesen wäre, die Erforschung dieses Thales und einen neuen Durchhau bis zum Ocean erst noch zu beginnen. Fast das gesammte Personal der Expedition, selbst Lacharme, der alte Waldläufer, erklärte sich durch die gehabten Anstrengungen für erschöpft. Dennoch unternahm Wyse noch vor der Rückreise die Erforschung des Rio Tuquesa,

des dritten von den großen linken Zuflüssen des Chucunaque, fand aber, daß dessen Thal viel weniger günstig sei, als diejenigen des Tupisa und Tiati. Gleichzeitig damit wurde der Tupisa bis zu dem Punkte, wo ihn der Durchhau traf, von Sosa, Ingenieur des Staates Panama, Musso und Reclus, der inzwischen sich etwas erholt hatte, vermessen und nivellirt, was bis zum 11. April dauerte. Dadurch wurden die beiden Linien, welche man näher studirt hatte, mit einander verbunden und die Höhe und Lage aller beobachteten Punkte genau fixirt.

Schon vorher war die Station in Pinogana aufgegeben, der überflüssige Proviant vertheilt und den Einwohnern

Reclus' Arbeitsplatz.

kleine Geschenke gemacht worden. Alle Dorfinder hatten ein Exemplar des berüchtigten „Cri-cri" und freuten sich dieser „Musik", wie die Straßenjungen von Paris oder Berlin. Am 13. reiste Reclus nach Panama, und am 21. schiffte sich die ganze Mission auf dem Packetboote „La Martinique" nach Europa ein. Aber nur wenige Tage, ehe sie es erreichte, hatte sie den Schmerz, eines ihrer Mitglieder, den jungen Guido Musso, an Dysenterie zu verlieren.

Die Verbreitung der Albinos.

Von **Richard Andree.**

In einem Buche, „Die Arier", welches 1878 in Jena erschien, hat Th. Poesche die sehr gewagte Ansicht aufgestellt, daß die Arier, worunter er die blonden dolichokephalen Völker der ehemaligen kaukasischen Rasse versteht, aus Albinos hervorgegangen seien, die etwa in den Rokitnosümpfen am Pripet ausbleichten. Die aktivste und tüchtigste aller Rassen erhielt also zu Urvätern ein pathologisches Produkt, schwächliche, schlecht sehende Menschen, die genug zu thun haben, um ihre individuelle Erhaltung zu besorgen und schwerlich eine tüchtige Rasse herausgebildet haben werden. Durch diese wunderliche Aufstellung ist die Aufmerksamkeit wieder mehr auf die Albinos gelenkt worden, von denen bekannt ist, daß sie nicht bloß unter den Europäern, sondern auch unter anderen Völkern vorkommen. Eine Zusammenstellung darüber, wie ich sie im Nachstehenden versuche, mag daher von Interesse sein; sie wird auch

gewiß die Meinung befestigen helfen, daß derartige krankhafte Ausnahmegeschöpfe nicht zur Bildung einer Rasse geeignet erscheinen.

Südsee. Ein kleiner Albino auf der Fidschi-Insel Kandavu, den Dr. Buchner sah, hatte rosenfarbige Haut, blonde Haare, bläuliche Augen mit entzündeten Lidern und skrophulös gedunsene Lippen. Seine Kameraden nannten ihn Papalang lailai = kleiner Europäer [1]).

„Auf den Neu-Hebriden sind mehrfach Albinos, männliche und weibliche, meistens mit krankhaften rothen Augen" gefunden worden [2]).

Bei den Melanesiern des Neu-Britannia-Archipels wies v. Schleinitz Albinos mit fleischfarbener Haut, gelbröthlichem Haar und hellen Augen nach [3]). Es sind wohl dieselben Albino von Neu-Irland, die Strauch als von ziemlich heller schmutzig-weißer Hautfarbe und bläulicher Iris schildert. Die Farbe des Haares schien hellröthlich zu sein, doch läßt sich darüber nichts Bestimmtes angeben, da dasselbe durch Färben verändert sein kann [4]). Daran schließen wir, was der französische Schiffsarzt V. de Rochas über die Albinos von Neu-Caledonien bemerkt. Er sah dort fünf Fälle, von denen einer eine Frau betraf. Diese Leute waren nicht gänzlich farblos; ihre Haare erschienen flachsfarben und feiner als diejenigen normaler Individuen. Die Iris war schön blau. Die Haut ist von weißer Färbung und mit Flecken wie Sommersprossen bedeckt. Oft, doch nicht immer, zeigen diese Individuen eine Art Ichthyosis. Diese Albinos könnten vortrefflich sehen und ertragen das Sonnenlicht sehr gut; sie stehen in Bezug auf Intelligenz hinter ihren Landsleuten nicht zurück und die von ihnen erzeugten Kinder sind normal schwarz [5]). Danach handelt es sich hier wohl um einen niedern Grad von Albinismus und ähnlich ist wohl der folgende Fall zu beurtheilen, den A. B. Meyer im Arfak-Gebirge (N.-W. Neu-Guinea) sah. Er betraf ein sechszehnjähriges gut gewachsenes und ausgebildetes Mädchen. Die Haut war rosa weiß, wie die einer Europäerin, aber mit vielen hellgelben Pigmentflecken (Sommersprossen) behaftet. Die Haare röthlich blond, die Iris blau und starker Nystagmus vorhanden. Sie beugte nach Art der Albinos den Kopf stets herunter und beschattete die Augen. Es machte auf Meyer einen durchaus eigenthümlichen und nicht angenehmen Eindruck, ein junges ausgewachsenes Mädchen mit der Farbe der Europäerin ganz nackt, nur die Schamtheile eben bedeckt, umherlaufen zu sehen. Die vollbusige Schöne war in der Blüte ihrer Jugend und stark umworben von Freiern, hatte aber bis dahin alle Anerbietungen ausgeschlagen; man schien den starken Kontrast ihrer Hautfärbung mit der eigenen zu lieben und sie mit keinerlei Abneigung zu betrachten [6]).

Meyer fügt hinzu, daß der Vater des Mädchens ein echter Arfak-Papua war, der noch einen Albino-Sohn hatte. „Es dürften diese Fälle von Albinismus in dem Heirathen innerhalb der Familie oder des engern Stammes ihren Grund haben, jedenfalls sind sie selten, denn nirgendwo auf Neu-Guinea sah ich welche."

Unter den Papuas der Ostspitze Neu-Guineas sah Stone Albinos „mit Hautfarbe so weiß wie Europäer" [1]).

Unter den Motu, wie es scheint einem polynesischen (nicht Papua-) Stamme an der Ostspitze Neu-Guineas, fand W. J. Turner zwei Albinos, einen Mann und einen Knaben. Es waren typische Exemplare mit hellem Haar, blöden Augen und schwärenbedeckter Haut. Sie waren wie die übrigen Eingeborenen nackt und zeigten einen seltsamen Gegensatz zu ihren kupferbraunen Genossen [2]).

Auf Tahiti wies zuerst Cook Albinos nach. Er schreibt darüber: „Während unserm Aufenthalte in dieser Insel sahen wir ohngefähr fünf oder sechs Personen, deren Haut todtenfarbig und so weiß war, als bei Pferden die Nase eines Schimmels ist; ihre Haare, der Bart, die Augenbrauen und Augenlider, alles war weiß; die Augen selbst aber roth und schwach, so daß diese Leute alle sehr kurzsichtig sind. Ihre Haut war schuppig und mit einer Art weißer Milchhaare bedeckt. Wir fanden aber, daß niemals zwo von diesen Personen zu einer und eben derselben Familie gehörten, und schlossen daraus, daß sie nicht eine eigene besondere Art von Menschen, sondern nur unglückliche einzelne Personen waren, deren äußerlicher Unterschied von anderen die Würkung einer Krankheit sein muß" [3]).

Asien. Unter den malayischen Völkern fehlen die Albinos keineswegs. A. B. Meyer traf öfter solche unter den Alfuren der Minahassa in Nordcelebes [4]).

Albinos mit rothem Haare, weißer Körperfarbe und rothen Augen sind häufig auf der Insel Nias bei Sumatra. Man glaubt, daß der Teufel sie mit Erdenweibern erzeugt habe und nennt sie darum auch Teufelskinder (Onom-Bela). Sie sind der Spielball für Jung und Alt und müssen um eine Frau zu bekommen, mehr als andere dafür bezahlen. Eine Albino wird dagegen nie zur Frau begehrt [5]).

Der französische Missionar Hugon sah unter den Bahnars, einem „wilden" Stamme im Innern Cochinchinas, einen Albino. Dieser hatte weiße Haare und weißlich-rosige Haut. Die Iris hat der Pater nicht geprüft. Der Mann schämte sich seiner Anomalie, zeigte sich wenig, wurde aber nicht schlecht behandelt und auch nicht abergläubig betrachtet [6]).

Die Hindu-Albinos hat Dubois folgendermaßen beschrieben: „Es ist nichts Seltenes unter den Hindus eine Klasse von Menschen zu finden, die mit einer viel weißern Haut geboren worden sind, als die der Europäer. Doch kann man leicht bemerken, daß dieses keine natürliche Farbe ist, weil ihr Haar ebenso weiß ist, als ihre Haut; und in der Regel ist ihr ganzes Aussehen unnatürlich. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß sie das helle Tageslicht nicht ertragen können. So lange die Sonne scheint, können sie keinen Gegenstand mit Festigkeit ansehen und während dieser ganzen Zeit halten sie ihre Augenlider geschlossen, so daß dadurch offenbar alles Sehen gehindert wird. Dagegen haben sie die Fähigkeit fast jeden Gegenstand im Dunkeln zu sehen. Von den Europäern in Indien werden diese Individuen Tschakrelas genannt. Von den Hindus werden sie mit Abscheu betrachtet und ihre Körper wie die von Personen, welche an Hautkrankheiten leiden, auf einen Düngerhaufen geworfen oder wilden Thieren zur Beute gelassen" [7]).

---

1) M. Büchner, Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878, 306.
2) M. Eckardt, Der Archipel der Neu-Hebriden. Hamburg 1877, 14.
3) Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin 1877, 249.
4) Zeitschrift für Ethnologie 1877, 93.
5) Bull. Soc. d'Anthropol. I, 402 (1860); II, 49 (1861).
6) A. B. Meyer, Anthropol. Mittheil. über die Papuas von Neu-Guinea. Wien 1874 (Separatabdruck aus Mittheil. Anthropol. Ges.), 15.

1) Journ. Roy. Geogr. Soc. 1876, 45.
2) Journ. Anthropol. Instit. VII, 474.
3) J. J. Hawkesworth, Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. Deutsch. Berlin 1775, III, 485.
4) Anthropol. Mittheil. über die Papuas. Wien 1874, 16.
5) v. Rosenberg, Der Malayische Archipel. Leipzig 1878, 145, 155.
6) Revue d'Anthropologie 1878, 632.
7) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts I, 269.

Amerika. Ueber die Albinos oder Blafards von Darien schreibt Wafer: „Diese Personen sind weiß und kommen unter beiden Geschlechtern vor, doch sind ihrer nur wenige im Vergleiche mit den kupferfarbigen, etwa nur eine auf 200 oder 300. Sie unterscheiden sich von den übrigen Individuen vorzüglich in der Farbe, wiewohl nicht hierin allein. Ihre Haut ist nicht von einem solchen Weiß, wie die bei sehr weißen Europäern, die einen röthlichen Teint oder eine sanguinische Complexion haben; auch gleicht sie nicht derjenigen der Blasseren unter uns, sondern ist vielmehr milchweiß, heller als die Farbe irgend eines Europäers und der eines weißen Pferdes sehr ähnlich.

„Eine fernere Merkwürdigkeit an ihnen ist, daß ein zarter, kurzer milchweißer Flaum ihren ganzen Körper mehr oder weniger bedeckt. Doch steht dieser Flaum nicht so dicht, vorzüglich an den Wangen und der Stirn, daß nicht die Haut deutlich darunter vorsähe. Ihre Augenbrauen sind gleichfalls milchweiß, ihr Kopfhaar ist ebenso gefärbt und durchaus sehr zart, gegen sechs oder acht Zoll lang und leicht gelockt.

„Sie sind nicht so dick, als die übrigen Indianer und ihre Augenlider schließen und öffnen sich in einem Oblongum, dessen Ecken nach abwärts stehen, so daß sie einen Bogen oder Halbmond bilden, mit den Spitzen nach unten. Deswegen, weil sie in einer Nacht mit Mondschein sehr deutlich sehen, pflegten wir sie Mondäugige zu nennen. Denn sie sehen beim Sonnenschein nicht gut, indem sie am hellsten Tage halbblind sind. Ihre Augen sind schwach und laufen voll Wasser, wenn die Sonne auf sie scheint, so daß sie beim Tage es vermeiden auszugehen, außer wenn es ein wolkiger dunkler Tag ist. Ueberdies sind sie mit den anderen verglichen schwächlich und nicht sehr geschickt zum Jagen und anderen anstrengenden Beschäftigungen, auch haben sie keine sehr große Freude an dergleichen. Aber wiewohl sie am Tage so unbeholfen und träge sind, sind sie doch, wenn Mondscheinnächte kommen, voller Leben und Thätigkeit, rennen in den Wäldern herum und springen umher wie wilde Böcke; sie laufen beim Mondlicht, selbst im Dunkel und Schatten der Wälder, ebenso schnell als die anderen Indianer bei Tag; denn sie sind ebenso behend als diese, jedoch nicht ebenso stark und frisch. Die kupferfarbigen Indianer scheinen sie nicht ebenso hoch zu stellen als die von ihrer eigenen Complexion, indem sie dieselben für monströse Wesen ansehen. Sie bilden keine besondere Rasse für sich, sondern es wird dann und wann einer von kupferfarbigen Eltern geboren; ich sah welche von dieser Gattung, die jünger als ein Jahr waren“ [1]).

Neuerdings bestätigt Dr. Cullen das Vorkommen von Albinos auf dem Isthmus von Darien. Auf Pedron-Island bei Cap San Blas sah er drei Kinder von denselben Eltern stammend und unter jenen zwei Albinos. Sie hatten sehr weiße Haut, weißes Haar und weiße Augenwimpern, litten an mangelhafter Sehkraft und hatten kein Pigment in den Augen. Einen Augenblick der Sonne ausgesetzt röthete sich ihre Haut und wurde so schmerzhaft, daß sie genöthigt waren in ihre Hütte zurückzulaufen [2]).

Daß unter den brasilianischen Indianern Albinos vorkommen erwähnt v. Martius [3]); daß sie äußerst selten unter den Coroados am Rio Xipoto in Brasilien seien, bemerken v. Spix und v. Martius [4]) und unter den Pueblo-Indianern Neu-Mexikos sind sie von verschiedenen Beobachtern geschildert worden, als weiße Leute mit hellem Haar und blauen oder röthlichen Augen [1]).

Afrika. Die abnorme Stellung, welche Albinos unter den Negern einnehmen, erkennt man aus der Schilderung, welche Bastian giebt, als er einen solchen „Dondo“ bei Quinsembo in Kongo antraf: „Solcher werden vielfach von den Fürsten, besonders an der Küste, gehalten, als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch. Ueberall haben sie das Recht, sich zuzueignen, was ihnen beliebt, und der Eigenthümer, weit entfernt Einspruch zu erheben, fühlt sich dadurch ebenso geehrt, wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwas Ochse auf dem Markte von Benares seine Körbe ausfrißt. Auch in Loango wird diese Menschenklasse selbst mehr als die Gangas geachtet und die Haare derselben werden theuer als Reliquien verkauft“ [2]).

Auf Fernando Po sah Güßfeldt einen Albinoknaben, „der doppelt abstoßend erschien, weil er völlig unbekleidet war und unter ganz hübschen schwarzen Wäscherinnen umherspielte. Der gelblich-weiße, schmutzige Teint, das fast ebenso erscheinende Wollhaar, die gekniffenen, krankhaften Augen ließen dieses von schwarzen Eltern abstammende Wesen wie einen Aussätzigen erscheinen“ [3]).

Eine Kaffernalbino, ein 16 jähriges von normalen Eltern abstammendes Mädchen, beschrieb Burchell. Die Farbe ihrer Haut war die der hellsten Europäerin oder vielmehr, sagt er, sie war mehr blaßroth und weißer. Ihr Haar hatte dieselbe wollige Natur, wie das ihrer Landsmänninnen, aber es war von besonders blasser Farbe und näherte sich sehr dem Hellblonden. Ihre Züge jedoch waren die einer reinen Kafferin [4]).

Dem französischen Reisenden Mollien wurde zu Puku bei Timbo in der Nähe der Senegalquellen ein Albinomädchen vorgeführt, welches er folgendermaßen schildert: Sie hatte weder Augenbrauen noch Augenwimpern und schien daher von den Sonnenstrahlen besonders viel zu leiden; ihre Hautfarbe war kreideweiß, ihr Haar sowie ihre Physiognomie dagegen negerartig; sie hatte einen sehr langsamen Gang; überhaupt verkündigte ihr ganzes Aeußere ein schwaches, leidendes Wesen, daher ich nicht wenig erstaunt war zu hören, daß die Neger dergleichen Mädchen heirathen und daß diese keineswegs unfruchtbar zu sein pflegen. Man versicherte mich, daß wenn sie mit Männern von ihrer Farbe in eine eheliche Verbindung träten, die darin erzeugten Kinder ebenfalls weiß wären. Der Anblick des unglücklichen Geschöpfes, welches man mir vorstellte, erregte bei mir ein Gefühl des Mitleids, welches die Zuschauer für Abscheu hielten. „Wenn Du,“ sagte einer dieser Neger, „für Wesen Deiner Art Abscheu empfindest, so darfst Du Dich auch nicht wundern, wenn Deine Farbe uns mißfällt“ [5]).

In Brasilien werden die dort häufig vorkommenden Neger-Albinos „Affas“ genannt. v. Tschudi sah ein zwölf- bis vierzehnjähriges derartiges Mädchen mit gelblich-weißem Wollhaare und käseweißer Hautfarbe. Die Bindehaut der Augen war nicht geröthet, sondern hatte den bei den Negern gewöhnlichen etwas gelblichen Teint. Die Pupille war stark erweitert, aber das Mädchen versicherte nicht an Lichtscheu zu leiden [6]).

---

[1]) Wafer's Account of the Isthmus of Darien 1699 citirt in Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts I, 267.
[2]) Transact. Ethnol. Soc. New Series IV, 266.
[3]) Zur Ethnographie Amerikas, 633.
[4]) Reise in Brasilien I, 376.

[1]) H. H. Bancroft, The native Races of the Pacific States I, 350.
[2]) A. Bastian, Ein Besuch in San Salvador, 34.
[3]) Die Loango-Expedition. Leipzig 1879, I, 27.
[4]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, I, 278.
[5]) G. Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Weimar 1820, 279.
[6]) J. J. v. Tschudi, Reise durch Südamerika, III, 93.

Der König von Aschanti hielt sich im Beginne unseres Jahrhunderts „beinahe 100 Neger von verschiedenen Farben, durch alle Schattirungen von dunkel- und blaßroth bis zu weiß. Sie wurden von Staatswegen gehalten, waren aber fast immer ekelhafte, kranke ausgemergelte Geschöpfe. Wenn sie gingen, so schlotterte ihre Haut gewöhnlich und ihre Augen blinzelten im Lichte, als könnten sie es nicht ertragen“ [1]).

An der Mündung des Kalabarflusses in Westafrika liegt Parrot Island, wo die Einwohner von Duketown einen brutalen abergläubig-religiösen Brauch vollführen. Wenn nämlich wenig europäische Handelsschiffe vorhanden sind oder ganz fehlen, so opfern sie auf dieser Insel ein Albinokind dem Gotte des Weißen Mannes, weil die Insel in dem Meere liegt, über welches die Europäer zu ihnen kommen [2]).

In Unyoro in Centralafrika ist nach Dr. Schnitzler das Vorkommen von Albinos, die von schwarzen Eltern stammen, durchaus nicht selten. „Doch ist von ihrem Zusammenhange mit Heirathen unter Blutsverwandten keinerlei Rede; Brüder heirathen in Unyoro ihre Schwestern ohne Albinos zu zeugen. Letztere selbst gelten als Unglücksbringer und sind nicht als vollbürtig anerkannt“ [3]).

Eine Anzahl interessanter Fälle von Albinismus beobachtete an der äquatorialen Westküste Afrikas der französische Marinearzt Dr. Louis Vincent. Der vollständige Albinismus, sagt er, sei ziemlich häufig an der Westküste; wenn die Fälle jedoch nur verhältnißmäßig selten bekannt würden, so läge dies daran, daß jene Fetischanbeter die Geburt eines Albinokindes für unheilvoll hielten und dasselbe unweigerlich tödteten. „Die vier Fälle, über welche ich berichte, sind Kinder derselben Familie und es ist nur den Rathschlägen sowie der sorgfältigen Aufsicht der Missionäre zu verdanken, daß sie dem traurigen Loose, welches ihrer wartete, entschlüpfen konnten. Vater und Mutter gehören zum Stamme der Bengas, welche meist Fischer sind, die am Cap Esteiras leben, welches den südlichen Vorsprung der Bai von Corisco bildet, nicht fern von der Clara-Spitze, welche im Norden das Aestuarium des Gabon begrenzt.

„Eine genaue Untersuchung der Eltern zeigte mir bei ihnen keine Spur von Albinismus. Ihre Haut ist völlig und gleichmäßig schwarz, entsprechend den Nummern 41 und 42 der Farbenskala der Société d'Anthropologie. Der Vater, Etienne Mabonga, ist 35 bis 38 Jahre alt, die Mutter 30 bis 32. Der Gesichtswinkel des Mannes ist 76 Grad; seine Physiognomie intelligent; seine wolligen Haare sind sehr schwarz; seine Backen mit einem schwarzen Barte umrahmt. Die Mutter ist gut gewachsen, ihr Becken normal. Sie hat zehn Kinder gehabt, die alle in normaler Zeit und in folgender Ordnung geboren sind:

1.	Schwangerschaft:	ein lebender Albinoknabe.
2.	„	schwarze Zwillingsmädchen; todt.
3.	„	lebendes Albinomädchen.
4.	„	todtes schwarzes Mädchen.
5.	„	lebendes schwarzes Mädchen.
6.	„	lebendes Albinomädchen.
7.	„	lebendes schwarzes Mädchen.
8.	„	todtes schwarzes Mädchen.
9.	„	lebender Albinoknabe.

Die Abwechselung ist hier auffallend; betrachtet man die Tabelle, so findet man, daß jeder Albino von dem andern durch zwei schwarze Mädchen getrennt ist und daß das erste und letzte Kind Albinos sind. Ich habe die sechs lebenden Kinder untersucht, von denen zwei normal schwarz und ohne besondere Abzeichen und vier vollständige Albinos sind.

„Paul Mabonga, das älteste dieser Kinder, ist 1856 geboren und steht jetzt (1872) in seinem sechszehnten Jahre. Er ist in der katholischen Mission erzogen, kann lesen und schreiben, spricht leidlich französisch und steht in Bezug auf Intelligenz keineswegs den übrigen Gabonesen nach. Sein Gesichtswinkel ist 76 Grad, wie der seines Vaters. Sein Schädel ist ausgesprochen dolichokephal; seine Kiefern zeigen starken Prognathismus; seine Lippen sind dick und groß, die Nase dick und abgeplattet. Die kurzen Haare sind wollig und von schwefelgelber Farbe. Augenbrauen und Wimpern sind wenig entwickelt und zeigen dieselbe Farbe. Die Haut bei allen diesen Albinos ist rosenfarbig; aber statt glatt und gleichmäßig wie bei den Europäern zu sein, ist sie runzlig und voller kleiner Sprünge am ganzen Körper, ja sie zeigt sogar Schuppen wie bei Psoriasis oder Ichthyosis. Ihre Augen enthalten nur wenig oder keinen Farbstoff, denn die Membranen der Iris haben eine blaurosige (bleue rosée) Farbe und die Pupillen sind rubinroth. Das in dieser äquatorialen Gegend so blendende Sonnenlicht stört sie ungemein und ist die Ursache, daß sie am Tage schlecht gehen und nur mit gesenktem Kopfe. Oft sieht man sie den Unterarm oder die Hand über die Augen halten, welche stark thränen.“

„Ich habe oft Fälle von partiellem Albinismus bei Gabonesen, Pahuins, Bulus und den Krumen beobachtet; allein alle diese Leute zeigten nur größere oder kleinere Partien des Körpers entfärbt, und niemals die ganze Hautoberfläche. Diese Albinos müssen daher der Kategorie der scheckigen Neger zugewiesen werden“ [1]).

[1]) Bowdich, Mission nach Ashantee. Weimar 1829, 391.
[2]) Th. Hutchinson, Impressions of Western Africa. London 1858, 112.
[3]) Emin Bey (Schnitzler) in Petermann's Mitthl. 1879, 220.

[1]) Bulletins de la société d'Anthropologie 1872, p. 516.

Škodra, das Herz Oberalbaniens.

Von **Spiridion Gopčević.**

Von den beiden Scutari ist Scutari in Anatolien (türk. Ueschküdür) unbedingt das größere und schönere, aber von Scutari in Albanien (türk. Iskenderjé) wird es an Berühmtheit und Interessantheit übertroffen. Besonders als Sitz der nordalbanesischen Liga ist letzteres neuerdings auch dem großen Publikum bekannt geworden. Die Serben nennen die Stadt Skadar, ihr eigentlicher albanesischer Name ist jedoch Škodra (Schkodra).

Wenn man sich ihr von Süden nähert, präsentirt sich das Kastell von seiner malerischesten Seite; es verdeckt jedoch

die eigentliche Stadt, so daß man bloß die beiden Vorstädte Bacelek (Batschelek) und Tabaki sowie das Ende des Bazars gewahrt. Kommt man auf der Straße von Antivari heran, so kann man zwar den Bazar und die Südseite des Kastells, jenseits der Bojana auch Bačelek erblicken, aber die Stadt selbst bleibt noch immer unserm Auge verborgen. Hat man sich in Rijeka oder Vir eingeschifft und segelt über den See in die Bojana, um Škodra zu Wasser zu erreichen, so ist man auch nicht besser daran; man hat den ganzen Bazar vor sich, dessen Hintergrund der „Tepé“ (Hügel) bildet; rechts zeigt sich die Rückseite des Kastells, aber die Stadt bleibt noch immer unsichtbar. Aber auch, wenn man von Norden kommt, ist man sehr enttäuscht. Škodra liegt nämlich in der Ebene, die Häuser sind theilweise hinter Bäumen versteckt und so kommt es, daß man auf den ersten Anblick glauben könnte, ein rumänisches Dorf vor sich zu haben.

Um ein übersichtliches und genaues Bild der ganzen Stadt zu erlangen, empfiehlt es sich daher, entweder das Kastell, oder den Tepé, oder, wenn der Vali dies nicht gestatten sollte, den Taraboš (Taraboſch) zu besteigen. Auch vom Gipfel des gegen 20 Kilometer weit entfernten Maranaj [1]) kann man mit Hülfe eines guten Fernrohres einen schönen Ueberblick gewinnen, doch ist eine so mühselige Besteigung (ich verwandte $19^1/_2$ Stunden darauf) nicht Jedermanns Sache. Wählen wir daher das Kastell zu unserm Observatorium. Als ich Scutari zum ersten Male betrat, brauchte ich nicht weniger als drei Viertelstunden, um von der Kiri-Brücke durch den Bazar und die Stadt in mein Quartier zu gelangen; was war natürlicher, als daß ich von der Größe der Stadt eine hohe Meinung bekam und Hecquard's Angabe, Škodra besitze gegen 40 000 Einwohner, noch für zu niedrig gegriffen hielt. Erst als ich vom Tepé aus die ganze Stadt mit allen ihren Quartieren zu meinen Füßen liegen sah, gewann ich die Ueberzeugung, daß die Stärke ihrer Bevölkerung die Ziffer von 25 000 Seelen schwerlich übersteige. In der That gab man mir die Zahl der Häuser auf 3500 an, davon 2500 mohammedanische mit 16 000 Einwohnern, 900 katholische mit 7500 und 120 griechische mit 900 Seelen. Dazu noch etwa 100 Zigeuner gerechnet, würde sich also die Einwohnerzahl auf 24 500 stellen.

Von dem Kastell aus gesehen giebt uns Stadt und Umgebung eine herrliche Augenweide. Blicken wir nach Norden, so liegt die Stadt zu unseren Füßen. Aus frischem Grün tauchen unzählige rothe Dächer hervor, aber nicht schön aneinandergereiht, sondern zerstreut, gleich wie in den meisten Dörfern des Orients. Bloß die Hauptstraßen sind regelrecht gebaut; alle Seitengassen werden größtentheils durch Mauern gebildet, welche Gärten einschließen, in deren Mitte sich das eigentliche Wohnhaus erhebt. Die Eifersucht der Mohammedaner wie der Katholiken ist nämlich nicht geringer als jene der Türken, und so kommt es, daß die meisten in dem Abschließen und Isoliren des Hauses ein Mittel gegen nachbarliche Neugierde suchen.

Die Häuser der Stadt sind in einer weiten Fläche zerstreut und verlieren sich in der Mitte der Ebene. Vom See ist die Stadt zwei Kilometer weit entfernt. Einzelne Minarete ragen aus der Masse hervor, doch sind sie gleich den Moscheen ziemlich unbedeutend. Gegen Nordosten zu fesselt ein stattliches Gebäude unsere Blicke; es ist vielleicht das größte, jedenfalls aber schönste der Stadt — die katholische Kathedrale, welche angeblich 2500 Personen fassen kann. In der Ferne erheben sich die Berge des Malissorengebietes, besonders der imposante Maranaj und der Cukali (Zukali).

Gegen Nordwesten schweift das Auge über die unabsehbare fruchtbare Ebene — im Norden Bajca (Baitza), im Süden Pašča Stoj (Paschtscha Stoj) genannt — sowie über den bläulich schimmernden See. Im Westen hemmt der steil ansteigende und das Kastell überragende 572 m hohe Taraboš (Taraboſch) den Blick auf Antivari, das dort hinter dem Rumija-Gebirge liegt. An seinem Fuße, dicht unter uns, gewahren wir die neue, sehr lange, hölzerne Jochbrücke, welche die Bojana überbrückt, und an deren jenseitigem Ende die griechische Kapelle San Rocco nebst einigen Häusern steht. Die Bojana macht nördlich derselben eine rechtwinklige Biegung und entzieht sich dadurch unseren Blicken.

Am Fuße des Rosafa (so heißt der Berg, welcher das Kastell trägt) und um denselben herum zieht sich der beträchtliche Bazar. Er beginnt dicht an der Mündung des Kiri in die Bojana und zieht sich dann zwischen dem Rosafa und einem kleinen Bache nach Norden, bis er sich in die Stadt verliert.

Wenn wir uns jetzt nach Süden wenden, wechselt die Scenerie. Die Bojana schlängelt sich silberglitzernd zwischen Büschen und Bäumen um die Abfälle des Taraboš (Taraboſch) und verliert sich in der Ferne. Nach Aufnahme des Kiri (und des in diesen mündenden Drinazi [z = weiches s]) bildet sie einen riesigen Sumpf mit kleinen Inseln. Die vielen Fischereien haben diese Versumpfung bewirkt und nur ein erfahrener Steuermann kann es wagen, sein Fahrzeug durch die Kanäle zu führen.

Jenseits der Kiri-Brücke liegt die Vorstadt Bacelek (Batschelek), ein so elendes schmutziges Nest, daß die Straßen eines ungarischen Pußta-Dorfes dagegen noch in holländischer Reinheit erscheinen. Als ich nach der Regenzeit durch die Hauptstraße ritt, versank mein Pferd bis an die Knie im Koth. Unberittene hätten nur dann an das Passiren denken können, wenn sie gute Schwimmer waren.

Ueber Bačelek (Batschelek) hinaus erfreut sich das Auge an dem frischen Grün der Ebene, in deren Mitte sich eine einsame Felsengruppe erhebt, der Malj Brdiz genannt (auf der österreichischen Karte ist irrthümlich das Dorf Brdica šiper [Brditza schiper] mit diesem Namen bezeichnet). Gegen Südost zu taucht der Drinazi zwischen Wiesen, Feldern und Steinwüsten hervor. Bekanntlich hat der Drin im Winter 1858/1859 bei dem Dorfe Vade die Fesseln seines bisherigen Bettes gesprengt, sich über die Ebene ergossen und endlich im Winter 1860 bis 1861 sich ein neues Bett gegraben, wodurch der neue Arm bei der Vorstadt Tabaki in den Kiri mündet. Der Drin hat dadurch viel von seinem Wasserreichthum verloren, doch war er im Mai 1880 noch immer tief genug, um mich zur Ueberfahrt in einem hohlen Baumstamme zu zwingen [1]). Im Juli dagegen war sein Bett in Folge der langen Hitze so weit trocken gelegt, daß ich es (an einer andern Stelle) mit dem Pferde durchwaten konnte.

Zwischen dem Kiri und dem Rosafa sowie dem dessen Fortsetzung bildenden Hügel liegt die interessante Vorstadt Tabaki, und zwar an der Stelle, wo vormals (meiner Ueberzeugung nach) das venezianische Scutari gestanden, von dem ich später noch sprechen werde. Die Häuser stehen da mehr gedrängt beisammen und aus ihrer Mitte ragt eine schöne Moschee, deren Dach ganz jenen von Stambul gleicht.

Nach Nordost zu stoßen (wie schon erwähnt) mehrere

[1]) Vergl. „Eine Besteigung des Maranai in den albanesischen Alpen“ „Globus“ XXXVI, S. 231.

[1]) In zwei hohlen Baumstämmen waren wir unser sechs Personen und fünf Pferde. Dasselbe war beim Uebersetzen des Mat der Fall.

Hügel an das Kastell. Der Rosafa ist von dem nächsten — kurzweg „Tepé“, d. i. Hügel, genannt — durch eine tiefe Einsattelung getrennt, welche mehrere Häuser enthält. Der Tepé dient den türkischen Truppen zum Lagerplatz, in dessen Mitte sich das große Zelt des Kommandanten bemerkbar macht. Der Tepé ist durch ein tiefes Thal, welches durch ein Stadtviertel ausgefüllt ist, vom nächsten etwas niedrigern Hügel getrennt und ebenso dieser von einem noch flachern, der sich schließlich in der Ebene verliert.

Damit haben wir den Anblick Škodras aus der Vogelperspektive skizzirt. Um die Stadt näher kennen zu lernen, wollen wir jetzt einen Spaziergang durch dieselbe unternehmen und, da wir uns schon auf dem Kastell befinden, mit diesem gleich den Anfang machen.

Ich hatte keine Gelegenheit die Mauern der Festung näher zu untersuchen, doch schließe ich aus verschiedenen Gründen, daß das Fundament derselben römischen Ursprunges ist, daß die über den Bauhorizont ragenden Untermauern aus der Zeit der serbischen Herrschaft stammen, die Form und der sonstige Ausbau venezianisch ist und die Türken bloß die viereckigen Thürme in Bastionen umgewandelt haben. Es erscheint unglaublich, daß der militärische Blick der Römer den Rosafa nicht zur Anlage der Akropolis ausersehen haben sollte.

Heute ist das Kastell ganz ohne militärischen Werth, d. h. gegen einen mit moderner Artillerie versehenen Gegner, denn der jenseits der Bojana liegende Taraboš (Taraboſch) beherrscht das Kastell und eine dasselbe überragende Bergnase jenes Gebirges erleichtert die Anlage einer Batterie. Von außen nimmt sich die Festung noch ganz stattlich aus, im Innern herrscht jedoch gräuliche Zerstörung. Bekanntlich sind die Türken so indolent, daß sie nicht direkt bedrohte Festungen unausgebessert lassen. Seit 1832 ist auch an dem Kastell Rosafa nichts renovirt worden. Dagegen hat 1874 der Blitz das Pulvermagazin in die Luft gesprengt und dieses die umliegenden Mauern und Gebäude mitgenommen. In Folge dessen ist das Kastell nur mehr als Ruine zu betrachten, welche höchstens genügt, die unruhige aber kanonenlose Stadtbevölkerung im Zaum zu halten. Daß diese auch wirklich vor der Ruine Respekt hat, konnte ich ersehen, als ich, meine ganze Beredtsamkeit aufbietend, die Liga zur Erstürmung des Kastells aufforderte. Obwohl ich die Wahrscheinlichkeit des Gelingens klar darlegte und mich erbot den Sturm selbst zu leiten, fehlte es dem Comité doch an der nöthigen Kourage. „Es befinden sich dreißig Kanonen oben!“ meinte es bedenklich. (Wie mir ein türkischer Offizier gestand, sind jedoch höchstens funfzehn Geschütze brauchbar.)

Der Haupteingang in das Kastell ist gegen den Tepé gerichtet. Oberhalb des Thores, zu welchem ein höchst beschwerlicher, gewundener Pfad führt, sieht man noch heute den Löwen von San Marco. Im Innern befindet sich der alte in Ruinen liegende Konak, den früher die Paschas bewohnten, eine Kaserne und die in eine Moschee umgewandelte ehemalige Garnisonkirche. Dort wo einstens das Pulvermagazin stand, ist ein riesiges durch die Explosion in die Erde gerissenes Loch sichtbar. Eine andere Kirche, resp. deren vier Wände, steht außerhalb des Kastells am Fuße des Rosafa unweit der Kiri-Brücke. Es war die Stadtkirche Madonna del Buono Consiglio (ein neuer Beweis für meine Vermuthung, daß die venezianische Stadt an der Stelle des heutigen Tabaki gelegen war), deren Bild sich in Rom befindet, wohin es der Sage nach bei der Besetzung der Stadt durch die Türken von Engeln gebracht worden ist. Hecquard erzählt auch von mehreren unterirdischen Räumen in Rosafa; doch konnte ich darüber nichts erfahren.

Der albanesischen Sage zufolge soll die Festung durch einen gewissen Rosa gegründet worden sein. Als der Nordthurm mehrmals einstürzte, rieth ein Greis, zur bessern Haltbarkeit eine Frau einzumauern. Rosa's Schwester Fa, welche die Arbeiten besichtigte, wurde denn auch ergriffen und eingemauert. Daher erhielt der Berg den Namen Rosa-fa.

Wenn wir das Kastell verlassen so führt uns der Weg in eine Hohlschlucht hinab, in welcher einer der Stadttheile Škodras liegt. Wenn ich nicht irre, heißt er Ajasma. Steigen wir auf der andern Seite wieder den Hügel hinan, so befinden wir uns auf dem Tepé, offenbar jenem von dem venezianischen Chronisten oft genannten Berge San Marco, welcher während der Belagerung von 1474 durch 8000 Montenegriner besetzt war, deren heldenmüthiger Widerstand damals die Stadt rettete und den Türken 7000 Mann kostete. Auf dem Tepé waren auch die türkischen Belagerungsbatterien aufgefahren, als sich Kara Mahmud gegen die kaiserliche Armee vertheidigte. Heute ist der Tepé nebst den anstoßenden Hügeln von den unter Zelten lagernden Truppen okkupirt. Einen erheiternden Eindruck macht es, die rund um die Hügel aufgestellten Wachposten unter riesigen in die Erde gepflanzten — Regenschirmen stehen zu sehen, wie solche sonst nur bei Hökerinnen gebräuchlich sind.

Zwischen dem Tepé und dem nächsten Hügel ist ebenfalls eine starke Einsattelung, welche das Stadtviertel Tepé enthält. Die Häuser desselben liegen ganz anmuthig im Thale, ziemlich dicht gedrängt und in nicht geringer Zahl. Auf dem Abfall des Tepé gegen den Kiri zu befindet sich die große Vorstadt Tabaki, welche ihrer Lage halber von der eigentlichen Stadt ziemlich abgeschlossen ist. Noch heute herrscht zwischen den Tabakinern und den Scutarioten eine große Abneigung; beide Theile kommen wenig in Berührung und früher war die Antipathie so stark, daß lange Jahre hindurch förmlicher Krieg zwischen beiden bestand, und Demarkationslinien gezogen wurden, welche die Gegenpartei nicht ungestraft überschreiten durfte.

Meine Gründe für die Behauptung, das venezianische Scutari sei nicht an Stelle des heutigen Škodra gestanden, sondern habe sich zwischen dem Rosafa, Tepé und den anderen Hügeln einerseits und dem Kiri andererseits befunden, sind folgende: Wenn es anders wäre, hätte Scutari Ringmauern, Gräben und Wälle haben müssen, um sich gegen die ungeheuern türkischen Belagerungsarmeen und deren von beträchtlicher Artillerie unterstützte Angriffe halten zu können. Diese können aber nicht spurlos verschwunden sein und da die Stadt nicht erstürmt, sondern laut Friedenstraktat unzerstört übergeben wurde, lag auch für die Türken kein Grund vor, die Festungswerke zu schleifen. Ferner hätte die Besetzung der Hügelkette durch die Montenegriner des Ivan Crnojević unmöglich den Fall der Stadt verhindern können, wenn diese vor dem Tepé lag. Uebrigens treffen auch des Barletius sonst dunkle Worte über die Lage Scutaris zu, wenn er sagt: „Ursprünglich lag die Stadt in der Ebene; nachdem sie aber von den Barbaren zerstört worden, flüchteten sich die Bewohner in die Festung und bauten sich später an den Abhängen der Hügel an.“ Nun konnte aber die Stadt keine sicherere Lage finden als mit dem Rücken an die Berge gelehnt und vor der Front durch den Kiri geschützt. Dieser Umstand erklärt, weshalb wir nicht die geringste Spur von einer venezianischen Stadtbefestigung finden, und weshalb die Kirche am südlichen Abhang des Rosafa

liegt. Jenseits von Tabaki befindet sich das ebenfalls als Vorstadt geltende kleine Dorf Kuči (Kutschi).

Die Brücke, welche zwischen dem Kastell und Bačelek über den Kiri führt, befindet sich im jämmerlichsten Zustande. Bevor wir darüber ritten, ermahnten mich meine Begleiter abzusteigen, um bei dem sehr möglichen Einsturz der Brücke besser wegzukommen. Als Fatalist jedoch und an schlechte Brücken im Orient gewöhnt, blieb ich im Sattel. Daß der Zustand der Brücke ein unbeschreiblicher war, konnte ich erst dann würdigen, als ich am jenseitigen Ufer von unten hinauf sah. Dann erst ergriff mich Erstaunen, daß die Brücke nicht schon längst eingestürzt. So etwas läßt sich nicht beschreiben; das muß man sehen! Höchst possirlich ist es, die Passanten (zwei- und vierfüßige) einen förmlichen Eiertanz aufführen zu sehen, um den vielen Löchern und fehlenden Balken auszuweichen.

Viel besser, weil erst kürzlich an Stelle der 1877 beim Vordringen der Montenegriner verbrannten Brücke aufgeführt, ist jene über die Bojana. Neben ihr befindet sich die Douane und verschiedene Magazine, der gedeckte und gemauerte große Besestan und die Ausläufer des Bazar.

Wenn man einen türkischen Bazar gesehen hat, so hat man alle gesehen. Ueberall bleibt die Scenerie dieselbe; nur daß der eine Bazar größer ist, der andere kleiner, dieser mehr, jener weniger kostbaren Inhalt birgt, in dem einen größeres Gedränge herrscht als in dem andern. Sonst findet man überall dieselbe lange und schmale, von elenden stinkenden Buden gebildete Gasse, deren „Pflaster“ durch den allenthalben liegenden Unrath schlüpfrig gemacht ist; ferner die in den Buden inmitten der aufgeschichteten Waaren hockenden Verkäufer, welche, gedankenlos in das Blaue starrend, warten, bis ein Käufer kommt; endlich die Tschibukdschis, d. h. die Pfeifenanzünder, welche, ein glühendes Kohlenbecken am Arm, mit der Feuerzange unaufhörlich klappernd durch den Bazar ziehen.

Im Bazar von Škodra geht es so zu wie in jenen anderer türkischer Städte. Nur fiel mir etwas auf, was ich außerhalb Albaniens weder in der europäischen noch asiatischen Türkei gefunden, — weibliche Verkäufer, welche vor den Buden an den Rinnsteinen auf der Erde hockten und Waaren feilboten. Diese Mohammedanerinnen gehören offenbar zur ärmsten Klasse, wie schon ihre Kleidung zeigt. Alle haben das Gesicht mit einem den Jaschmack vertretenden undurchsichtigen Tuche verhüllt, das so eng anliegt, daß sich Nase, Lippen und Kinn deutlich abzeichnen. Wie bekannt, ist die „partie honteuse“ der Türkin ihr Gesicht; da also durch den dichten Jaschmack der Moral Genüge geleistet wird, stößt sich Niemand in Škodra daran, wenn das sonstige Kostüm jener Verkäuferinnen, bloß aus Hemd und Unterhose bestehend, verschiedene nicht geschlossene Schlitze aufweist. Ländlich, sittlich!

Der Bazar von Škodra soll 1600 Buden zählen, deren Bewachung nächtlicherweile einem Kulukdschi-baschi und fünf Kuluks anvertraut ist. Während meiner Anwesenheit in Škodra brannten 300 Buden in einer Nacht nieder.

Vom Bazar gelangt man in die eigentliche Stadt. Auf der gegen das Kastell zugekehrten Seite ist nur die gemalte Moschee von Belang — aber nicht etwa, weil sie so schön bemalt oder ein besonderes Bauwerk, sondern weil sie so haarsträubend geschmacklos und häßlich befleckt ist. Der türkische Friedhof befindet sich nicht weit von ihr und ist sehr anspruchslos und unbedeutend.

Die Quergasse, welche zur bemalten Moschee führt, nimmt in dem sogenannten „Centrum“ der Stadt ihren Anfang. Das Centrum wird durch das „Saraj“ gebildet, einen großen von niederen Mauern und Wassergräben umfriedeten Platz, welcher die Regierungsgebäude, Audienzgemächer des Pascha, Kasernen und Depôts enthält. Dicht vor einem der drei durch Wachposten besetzten Eingänge befindet sich das Telegraphenamt. Es ist dies eine ärmliche Baracke, deren Inneres dem Aeußern entspricht. Der Direktor, Herr Megdanes, ein bulgarischer Grieche, wohnt in einem stallartigen Verschlag, während seine Leute in einem kleinen anstoßenden Zimmer bei vier Telegraphenapparaten sitzen, deren Batterien frei an den Wänden stehen.

Herr Megdanes ist ein verständiger und braver Mann, der jedoch durch seine übertriebene Aengstlichkeit jeden Korrespondenten zur Verzweiflung bringt. Er entging nämlich in Bulgarien nur mit genauer Noth dem Galgen und seither fürchtet er beständig der Pforte zu mißfallen. Ich bekam ihn jedoch trotzdem herum. Da Niemand in Škodra Deutsch verstand und er somit bloß aus Eigennamen und sonstigen international verständlichen Worten Argwohn schöpfen konnte, ersetzte ich alle verfänglichen Worte durch mit der Redaktion meiner Zeitung verabredete anscheinend harmlose und so passirten sie als „kommerzielle“ oder „meteorologische“ Berichte anstandslos die Censur.

Das Saraj ist der Mittelpunkt der Regierung. Der Vali (welcher für gewöhnlich in seinem ziemlich einfachen Konak wohnt) begiebt sich täglich in das Regierungsgebäude — ein elendes baufälliges Rattenloch — um Audienzen zu ertheilen und die laufenden Geschäfte zu erledigen. Die Soldaten exerciren vor seinen Fenstern und betrachten mit heiliger Ehrfurcht mehrere gewöhnliche Omnibusse, welche die einzigen Wagen Albaniens sind und über deren Verwendung ich im Unklaren blieb, da erst Fahrstraßen für sie gebaut werden müßten.

Das Saraj liegt zwischen zwei breiteren und besser erhaltenen Straßen, welche sich hinter dem an das Saraj stoßenden „Volksgarten“ in dem „Boulevard“ von Škodra vereinigen. An der einen Straße liegt das englische, an der andern das italienische Konsulat. Beide Gebäude haben modern europäisches Aussehen und sind im Innern sehr wohnlich eingerichtet, das englische hat auch einen hübschen Garten.

Dicht daran stößt der schon erwähnte „Volksgarten“. Dieser wurde von Hussejn Pascha (dem überhaupt die Stadt viel verdankt) 1878 errichtet und bewegt sich in den bescheidensten Dimensionen. Inmitten mehrerer ganz hübscher Anlagen erhebt sich ein Kiöschk (Kiosk), welcher bei meiner Ankunft von einem Kaffeesieder gepachtet war, der sich jedoch nach der Niedermetzelung Bečir Gjoša's (als deren Vorwand seine Mißhandlung dienen mußte) nach Konstantinopel flüchtete, um der Rache der Verwandten zu entgehen. Uebrigens ist der Volksgarten unbelebt und nur hin und wieder von schläfrigen Türken besucht, wegen des Kaffees. Ich betrat ihn nur einmal und das war damals, als mir meine Freunde ein Abschiedsbankett im Garten gaben.

Dem Volksgarten gegenüber steht eine winzige elende Moschee, wie man mir sagte, die älteste der Stadt. In deren Nähe befindet sich eines der beiden Medressé, welches eine kleine Bibliothek arabischer und persischer Handschriften besitzen soll und aus dem gewöhnlich der Lärm der türkischen Schuljugend dringt. Eine andere Schule, ich glaube die katholische, steht auf der andern Seite der erwähnten Moschee.

Hinter dem italienischen Konsulat befindet sich die griechische Kirche, ein kleines Gebäude, aber den Bedürfnissen

der Gemeinde genügend, und das Jesuitenkollegium, in dem es ziemlich bunt zugeht. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Oberalbanien ein zweites Paraguay ist. Wenn man nicht den unheilvollen Einfluß der Pfaffen (Jesuiten, Franziskaner und Weltpriester) durch Vertreibung derselben bald ausrottet, werden die Albanesen in kürzester Zeit so korrumpirt sein, daß sie für die Civilisation verloren gehen. Die mohammedanischen Albanesen sind ein bei Weitem anständigeres und achtenswertheres Element, als die katholischen, die Bergalbanesen allein ausgenommen.

Nicht weit vom Kloster, inmitten eines großen von Mauern umgebenen Platzes, ragt die stattliche katholische Kathedrale gegen den Himmel, zwar ohne Thürme, aber von gefälligen Formen und im Innern (wenigstens für Albanien) prächtig ausgeschmückt. Wie man sagt, soll sie 2500 Personen fassen, was bei dem Mangel von Bänken wohl möglich ist. Uebrigens ist die Bigotterie der Katholiken so groß, daß — an Wochentagen leerstehend — an Sonntagen die Kirche nicht nur überfüllt (rechts die Männer, links die Weiber), sondern auch der ganze Hof vor der Kirche mit Knieenden bedeckt ist. Nur heirathsfähige Mädchen (vom zwölften Jahr aufwärts) sind unsichtbar, da sie entweder schon beim Morgengrauen in die Kirche getrieben werden, oder diese gar nicht besuchen dürfen.

Nicht weit von der Kirche befindet sich der katholische Friedhof, welcher bloß drei nennenswerthe Denkmäler und Gräber besitzt. Das erste ist das Grabmonument Bib Doda's in Form eines Sarkophags, das zweite jenes der Tochter des französischen Konsuls, das dritte eine aus Holz geschnitzte Büste, die Arbeit eines gewöhnlichen albanesischen Bauern. An Kunstwerth und Form gleicht zwar diese Büste immerhin einer neuseeländischen Bildnerarbeit. Das angebliche Porträt der Begrabenen wird umsomehr zur lächerlichen Fratze, als der Künstler in die Handflächen der steif ausgestreckten Arme (die ganze Figur bekommt dadurch eine Kreuzform) einen Vogel gesetzt hat, während ein dritter Kukuk auf dem Kopf der Figur sitzt. Aber in Anbetracht der Person des Bildners muß man diesem trotzdem Talent zuerkennen.

Durch mehrere größtentheils von Katholiken bewohnte Gassen und an dem einfachen Wohnhause Preuk Bib Doda's vorbei kehren wir wieder zum Volksgarten zurück, um unsere Wanderung auf der Hauptstraße, von dort an: „Boulevard des Européens“ oder „Linie A-B“ genannt, fortzusetzen.

Rechts erhebt sich hinter mehreren Bäumen das „Hotel Papaniko“, das so elend ist, wie sein Aussehen, aber doch das einzige, wo man gute Gesellschaft trifft. Dann fallen uns mehrere modern fränkische Gebäude auf, die mitunter sogar zweistöckig sind, und deren eines das „Hotel Europa“ ist. Wenngleich ich mich daselbst besser aufgehoben fand als in dem vorerwähnten, kann ich doch Niemanden rathen dort abzusteigen, da der Wirth Daragjati ein charakterloser, heimtückischer Wicht ist.

Nach einem schwachen Anlauf zu einer Allee, wie sich dies für einen „Boulevard“ geziemt, sehen wir rechts das österreichische Generalkonsulat, ein kleines aber sehr wohnlich eingerichtetes Gebäude mit großem Garten und Kegelbahn. Weiter hinauf auf der linken Seite präsentirt sich das stattliche russische Konsulat, das sich sogar den Luxus eines Balkons gestattet. Einige Schritte davon befindet sich ein kleiner Markt; der Boulevard wird von einer Querstraße durchschnitten, welche rechts zur Kathedrale, links in das Türkenviertel führt und durch ein Zaptjé-Wachhaus (Karakol) markirt ist.

Im Türkenviertel, das einen großen Platz mit Moschee, viele Gärten und Buden enthält und einen ganz eigenthümlichen Anblick bietet, verirrte ich mich regelmäßig und hatte dann Mühe, mit Hülfe meiner mangelhaften Kenntniß des Türkischen und Albanesischen wieder aus dem Labyrinth zu entkommen.

Der Boulevard setzt sich hinter dem Karakol in einer schnurgeraden Linie fort; von den Häusern abgesehen, ist dies der regelmäßigste und schönste Theil der Straße, weil von europäischen Ingenieuren angelegt. Das Ende des Boulevards wird durch die Gruppe der sogenannten „drei Bäume“ bezeichnet, von denen jedoch einer fehlt, da er kürzlich vom Blitze zerschmettert worden ist. In der Nähe dieser mächtigen Bäume, welche einst von einem Vali gesetzt worden sind, gewahrt man eine Cisterne und die Spuren des Zeltlagers der türkischen Bataillone, welche hier gewöhnlich vor dem Ausmarsch in den Krieg kampiren.

Links von den drei Bäumen in einiger Entfernung liegen noch zwei kleine Vorstädte von Škodra, Namens Dobreć (Dobretsch) und Golem. Vor ihnen befindet sich das Militärspital, aus zwei großen Gebäuden bestehend, und eine Kaserne.

Damit hätten wir die ganze Stadt kennen gelernt.

Was deren Bewohner betrifft, so hat noch Niemand über diese ein günstiges Urtheil gefällt. Der anständigste Theil derselben sind die Griechen resp. die orthodoxen Slaven, welche ihrer Minderzahl wegen gar keine Rolle spielen, einfach und bescheiden für sich fortvegetiren und sich von allen politischen und socialen Umtrieben fern halten. Man kann von ihnen das Gute sagen, daß man nichts Böses über sie sagen kann.

Nach ihnen kommen die wenigen in Škodra ansässigen Malissoren und Mirediten: ebenfalls ganz verständige Leute, stolz und tapfer.

Dann müssen die mohammedanischen Albanesen erwähnt werden, welche (das Gesindel der Imams, Hodschas, Mollahs, Ulemas und dergleichen abgerechnet) zwar unwissend, fanatisch und hochmüthig, gegen den Feind auch grausam sind, aber wenigstens Ehrgefühl, Stolz und Charakter besitzen. Zudem kann man ihnen Tapferkeit nicht absprechen.

Die wenigen Juden und Zigeuner sind in Škodra so wie anderswo. Sie haben überall die gleichen guten und schlechten Eigenschaften. Dennoch sind sie mir immer noch lieber als die katholischen Albanesen von Škodra. Von Tugenden konnte ich bei diesem unglaublichen Pack nichts gewahr werden — denn ihre von Hecquard lobend anerkannte Religiosität ist bloß Bigotterie und als solche verächtlich —. Dagegen machte ich die Erfahrung, daß sie (natürlich mit vielen ehrenhaften Ausnahmen) falsch, hinterlistig, geizig, habsüchtig, schmutzig, frech und hochmüthig gegen Untergebene, sklavisch kriechend vor Höheren (und als solche werden alle Mohammedaner angesehen), verleumderisch, klatschsüchtig, bigott, unglaublich feig, verrätherisch und ebenso unwissend als dumm sind. Wer immer so viel mit diesem Gesindel verkehrt hat und zu Beobachtungen Gelegenheit hatte, wie ich, wird mir Recht geben und mein vernichtendes Urtheil begründet finden. Man lese nach, was der den katholischen Albanesen doch so sehr gewogene französische Konsul Hecquard über sie für ein Urtheil fällt! Freilich entschuldigt er die erbärmliche Niedrigkeit derselben mit dem Umstande der mehrhundertjährigen türkischen Unterdrückung. Er mag damit Recht haben; dies ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß sie gegenwärtig so sind. Eine nähere

Schilderung der Bevölkerung behalte ich mir für meine ethnographischen Studien vor.

Schließen wir diese Skizze mit einem historischen Ueberblick der Schicksale Škodras.

Zum erstenmal wird Škodra in der Geschichte von Livius erwähnt, welcher erzählt, daß „Scodra“ vom letzten Illyrier-König Gentius zur Hauptstadt gewählt worden sei. Derselbe wurde auch hier 168 v. Chr. Geb. vom Prätor Anicius belagert, zur Ergebung gezwungen und nach Rom geführt. Seither blieb Scodra römisch, woher es wohl kommen mag, daß Polybius und Appianus von dieser Stadt als von einer „römischen Kolonie“ sprechen. Plinius redet dagegen bloß von einer „Stadt mit römischen Bürgern“. Nach der Theilung des römischen Reiches bildete Scodra den westlichsten Besitz von Byzanz und die Hauptstadt der Provinz Prävalitania.

Im fünften Jahrhundert bemächtigte sich der Gothenkönig Ostroilus der Stadt und schlug daselbst seine Residenz auf. Sein Neffe Selimir erlangte nach der Vertreibung der Gothen von Justinian den Titel eines Grafen von Zenta.

Nach der serbischen Einwanderung fiel Scodra in der Mitte des 7. Jahrhunderts in die Hände der Serben. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts residirt der Serbenfürst Michael, welcher den Titel „Rex Sclavorum“ annahm, und sein Sohn Bodin bereits in Skadar, wie jetzt Scodra umgetauft wurde. 1368 wurde es von Balsa (Balscha) I. nach seinem Abfall vom serbischen Reiche zur Hauptstadt des Fürstenthums Zeta (Montenegro) gewählt. Von den Türken hart bedrängt, verkaufte Gjuragj Balšić 1396 (nach anderen Quellen 1404) die Stadt gegen eine jährliche Rente von 1000 Dukaten den Venezianern, welche sich in deren Besitz bis 1479 behaupteten. Schon 1474 war Suleiman Pascha mit 70 000 Mann vor Scutari erschienen (wie die Stadt von den Venezianern getauft worden) und hatte es belagert. 2500 Venezianer unter Loredano hielten die Festung besetzt, 8000 Montenegriner unter ihrem Fürsten Ivan Crnojević (Ivanbeg) die anstoßenden Höhen. Nach furchtbaren Stürmen mußten die Türken mit einem Verlust von 7000 Mann abziehen.

Vier Jahre später erschien der Sultan Mohammed II. selbst mit 350 000 Mann vor Scutari, dessen Besatzung bloß aus 1600 Bürgern und Venezianern, 1600 Montenegrinern und 250 Weibern unter Fra Bartolomeo, Nikolaus Moneta und dem Ingenieur Donato bestand. Der Sultan ließ auf dem Taraboš 11 riesige Geschütze gießen, deren Steinkugeln 300 bis 1300 Pfund wogen, und damit die Stadt beschießen. Die entsetzlichsten Stürme endeten mit dem Untergang von 50 000 Türken, und 2534 in einem einzigen Monat geschleuderte Riesengeschosse konnten den Muth der Vertheidiger nicht brechen. Am 22. Juli hatten gleichzeitig 150 000 Türken gestürmt und waren mit Verlust von 12 000 Todten zurückgeworfen worden. Am 18. Juli hatte die Belagerung begonnen, Anfang August zog der Sultan mit Schmach und Schande ab und ließ bloß 40 000 Reiter unter Achmed Evrenos Pascha zurück, um die Belagerung, welche jetzt in eine Blockade verwandelt wurde, fortzusetzen. Nach Abschluß des Friedens, in welchem Venedig Scutari abtrat, zog die Besatzung am 25. April 1479 ab, nachdem sie sich durch Geißeln vor türkischem Verrath gesichert hatte. Sie zählte noch 180 Montenegriner, 170 Venetianer und 150 Weiber.

Aus Scutari wurde jetzt Iskanderjé und blieb es bis heute. Das osmanische Element konnte jedoch nicht festen Fuß fassen und wurde vom albanischen verdrängt. Für Albanesen heißt jedoch die Stadt Škodra und nicht Iskanderjé, welcher Name nicht einmal von den dort ansässigen Türken gebraucht wird. Dies der Grund, weshalb ich mich hier stets des albanesischen Namens bedient habe.

Aus allen Erdtheilen.

Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von Oscar Peschel.

(Herausgegeben von J. Löwenberg. Leipzig, Duncker und Humblodt, 3 Bde., 1877 bis 1879.)

H. K. Auch heute noch wird die erneute Erinnerung an ein seit vergangenem Jahre abgeschlossenes Sammelwerk nicht zu spät kommen, wie es der Fall wäre, wenn es sich um Einführung neu ans Licht tretender Arbeiten handelte. Was aber hier von des ausgezeichneten Gelehrten überaus fruchtbarer Thätigkeit vorliegt, sind in Folge seiner andauernden Beschäftigung in der periodischen Presse schon längst, bis zu einem Vierteljahrhundert zurück veröffentlichte kürzere Artikel (meist in der Augsb. Allg. Ztg. und dem „Ausland“ erschienen), zum Theil auch längere Arbeiten, die schon bei ihrem ersten Erscheinen auf die wachsende Theilnahme des größern Publikums an geographischen Stoffen besonders durch die geschmackvolle Art der Behandlung vortheilhaft eingewirkt haben. Diese Anziehungskraft wird nun der nach Beseitigung vieler Artikel von nur vorübergehendem Interesse noch immer sehr reichhaltige und vielseitige Wiederabdruck des bisher Zerstreuten — er begreift noch über das stark vertretene politische und nationalökonomische Gebiet hinaus selbst einzelnes aus dem Felde der bildenden Kunst, der Poesie und des literarischen Handwerks — ohne Zweifel bei den immer zahlreicher werdenden Liebhabern dieser Studien, wie namentlich bei der lernenden Jugend, bewähren: für letztere namentlich haben auch abgesehen von der stofflichen Belehrung alle Arbeiten Peschel's formell einen hohen bildenden Werth und können zur Anschaffung für Schulbibliotheken kaum dringend genug empfohlen werden.

Raum und Tendenz dieser Zeitschrift erlauben uns hier selbst aus der geo-ethnographischen Partie nur einiges des Wichtigsten hervorzuheben. Dem Umfang und der Gründlichkeit des Quellenstudiums nach steht voran die 1855 im Hinblick auf das damals noch in Vorbereitung begriffene Lesseps'sche Suezkanal-Projekt verfaßte „Handelsgeschichte des Rothen Meeres“; eine Arbeit, die allerdings, wenn der Verfasser sie selbst zur erneuten Publikation hätte bringen sollen, in Folge reichern Zuflusses der historischen Quellen, andererseits aber auch des Zurückbleibens späterer Erfolge hinter den vom Verfasser selbst immer nur sehr mäßig getheilten sanguinischen Erwartungen von der wirklichen Ausführung des Kanals, erhebliche Umgestaltungen zu erfahren gehabt hätte.

Wie diese Arbeit, so gehört eine längere Reihe kürzerer Artikel des 1. und 2. Bandes der Geschichte der Geographie an (auch die die ganze Sammlung eröffnenden über geographische Mythen des Mittelalters sind dahin zu rechnen); also einem Fache, welches Peschel in zwei ausführlichen Werken im Zusammenhange durchgearbeitet hat: sie bereichern aber die dort gegebenen Darstellungen durch Besprechung neuer Quellenfunde oder literarischer Studien verschiedener Fachgelehrten, deren Resultate, in ihrer Originalpublikation weitzerstreut, hier vereinigt und in angenehmster kürzester Form geboten werden; wir möchten darunter namentlich die Besprechungen der Arbeiten F. Kunstmann's, d'Avezac's und Varnhagen's als höchst lesenswerth hervorheben.

Diesen durchaus auf das Mittelalter bezüglichen Mittheilungen schließen sich sodann, als der Neuzeit und ihren gewaltigen Fortschritten auf dem Felde wissenschaftlicher Methode gewidmete längere Abschnitte diejenigen an, welche die Namen unserer beiden großen deutschen Erdkundigen tragen. Namentlich A. v. Humboldt's unerreichtes Verdienst in Neubegründung einer ganzen Reihe von Specialgebieten der Forschung, besonders aber in Zusammenfassung aller Zweige des Naturwissens zu einer ausschließlich durch ihn begründeten universellen Kosmographie wird mit wohlthuendster Wärme gezeichnet. Hinter diesem schöpferischen Geiste tritt, bei aller Anerkennung seiner besondern Weise der Thätigkeit, C. Ritter erheblich zurück, gegen dessen Accentuirung einer, nicht in strengem Sinne durchgeführten „vergleichenden Methode" Peschel bekanntlich zuerst nicht abzuweisende Einwürfe erhoben hat, deren Einfluß in der jüngern Generation geographischer Schriftsteller unseres Erachtens sich allzusehr zur Nichtbeachtung von Ritter's wirklichen Verdiensten zu steigern scheint.

Die kleineren Aufsätze „zur mathematischen und physischen Geographie" zeigen vielfach, wie auch einem an sich trockenen Thema durch geschickte Behandlung eine anmuthende Seite abgewonnen werden kann. Ganz besonders aber ist es eine Reihe von Artikeln, die scheinbar mehr dem politischen Felde angehörig und zum Zwecke politischer Belehrung zunächst geschrieben, aber durchaus auf geographischem Boden fußend, Beachtung verdienen als Zeugnisse für Peschel's ungemeinen Scharfblick, insofern die meisten derselben Fragen behandeln, die in der Gegenwart wieder, wie vor einem und zwei Jahrzehnten, zu brennenden geworden sind. Nur nebenbei mag es uns gestattet sein, auf ein paar wahre Kabinetsstückchen in Handhabung geistvoller Ironie gegenüber der damaligen Zustimmung halb Europas zu L. Napoleon's Donquixoterien in Polen und Mexico aufmerksam zu machen. Ebenso klar sah Peschel zu einer Zeit, wo auch fast die gesammte deutsche Presse dem Vorgehen der Westmächte gegen Rußland zum Schutze der Türkei zujubelte, die Unmöglichkeit eines wirklichen Erfolges und die Werthlosigkeit der gepriesenen Reformprojekte ein; er sieht damals, als der osmanische Staat wirklich noch schuldenfrei war, in Folge der Unverbesserlichkeit der herrschenden Race, unausbleibliche Verarmung klar voraus; ebenso prophetisch ist das Wort (III, S 21) über die bei Gründung des hellenischen Reiches thörichterweise unterlassene Zulegung von Epirus und Thessalien. Auch die Besprechung der schon vor einem Vierteljahrhundert als drohend angesehenen Kollision zwischen britischen und russischen Interessen in Centralasien kommt durch klare Darlegung der wirklichen, nicht durch vergrößernde Brillen betrachteten geographischen und ethnographischen Verhältnisse zu Resultaten, welche durch die Erfahrungen der neuesten Zeit einfach bestätigt werden. Die inneren Gefahren der britischen Herrschaft in Indien hat damals kaum jemand so geahnt, noch weniger bestimmt ausgesprochen, als hier Peschel in einem kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Aufstandes (1856) geschriebenen Aufsatz. Mit Recht — was damals eifrig bestritten wurde — stellt er jenem schwankenden Aufbau europäischer Gewaltherrschaft gegenüber die Schritt für Schritt gesicherte Besitzergreifung und Bebauung des Nordens und der Mitte des Erdtheils durch die Russen und den daraus für den allgemeinen menschlichen Fortschritt sich ergebenden Gewinn. Aber er verkennt auch nicht, hierin weit überlegen den neuerdings von englischer Seite so stark übertriebenen Befürchtungen, die außerordentlichen Schwierigkeiten jeder weitern Vorwärtsbewegung nach dem Süden Asiens hin: was Peschel damals über den geringen militärischen Werth der Wüstenstraße Chiwa, Merw, Herat, über die Stellung des afghanischen Landes und Volkes und die immense Wichtigkeit der Position von Kabul und Kandahar (welche letztere er zu dauernder englischer Besetzung dringend empfiehlt) für den Schutz Indiens geschrieben hat, ist ebenso heute der Beherzigung werth geblieben.

Ebenso noch aktuelle Bedeutung, aber für unser eigenes Volk beansprucht ein Aufsatz aus dem Jahre 1861 über die „Wanderziele der Deutschen". Die hier ausführlich dargelegten Gründe, welche gegen eine Auswanderung nach Ungarn und den anderen Unterdonauländern, Rußland, Algerien, nur bedingt für eine solche nach Costarica und Süd-Brasilien, dagegen im weitesten Sinne für die Länder anglogermanischer Kolonisation von Kanada bis zum Capland und Australien, sonst höchstens noch für Süd-Chile sprechen, haben seitdem nichts an ihrem Gewicht verloren: nur Paraguay, dessen traurige Schicksale zu jener Zeit freilich Niemand voraussehen konnte, würde der Autor später selbst aus der Reihe der zulässigen Wanderziele gestrichen haben.

Eine anmuthige Zugabe, welche auch bei allgemeinerm Inhalt in zahlreichen feinen Bemerkungen den speciell geographischen Autor überall durchblicken läßt, bilden die „Ferienreisen" in den Alpen und Italien. Endlich möchten wir die Gelegenheit benutzen, auch einen ganz außerhalb unseres Faches sich bewegenden, aber überaus lesenswerthen Aufsatz dem Leser zu empfehlen, der ihn um so leichter übersehen könnte, als er den letzten Platz in der ganzen Reihe einnimmt und als sein Titel „Zehn Jahre deutscher Preßfreiheit, 1858" nur unvollständig den Inhalt andeutet. Es ist eine anziehende Plauderei eines in den verschiedensten Fächern des Redaktionsgeschäftes Bewanderten, über die inneren Verhältnisse seines Handwerkes, nicht ausgeschlossen dessen starke Schattenseiten und ungemein belehrend, wenn auch vielleicht mitunter abschreckend für eine nach ähnlichem literarischen Ruhme begierige Jugend.

Asien.

— Wie M. Ujfalvy aus Omsk berichtet, hat der Topograph Chandaschewski auf Befehl des Generalgouverneurs von Westsibirien Koznokow unlängst den Norden des Gouvernements Tobolsk zwischen Ob, Obischem Meerbusen und Nadym, bisher vollständig unbekanntes Gebiet, bereist und erforscht. Bei den Samojeden an der Obmündung fand er steinerne Idole in Gebrauch, nicht hölzerne, wie man bisher bei ihnen kennen gelernt hatte. Im Thale des Nadym fand der Reisende schöne Wälder nördlich von der Linie, welche man bisher als Polargrenze des Baumwuchses angenommen hatte.

— Nach einer in der Turkest. Ztg. gegebenen, nach Wolosts geordneten Zusammenstellung haben die Nomaden aus 14 Wolosts (Amtsbezirk) dieses Kreises während des strengen Winters 1879 bis 1880 an Vieh verloren: 49827 Kameele, 43084 Pferde, 7257 Stück Rindvieh und 482238 Schafe; ihr Viehstand beläuft sich zur Zeit nur auf 42681 Kameele, 17392 Pferde, 9449 Stück Rindvieh, 169214 Schafe. Bei diesem ungeheuern Verlust an Vieh muß es fast auffallen, daß der Verlust an Menschen, den die Schneestürme herbeigeführt haben, nur auf 29 Köpfe angegeben wird. Wie aus einer andern Korrespondenz desselben Blattes hervorgeht, zählen die Nomaden in 20 Wolosts etwa

100 000 Seelen, jeder Wolost etwa 1500 bis 2000 Kibitken mit durchschnittlich 5 Seelen auf die Kibitke.

— Die Turkest. Ztg. veröffentlicht einen Tagesbefehl des General Kaufmann an die im Ferghana-Gebiet an der chinesischen Grenze concentrirten Truppen. Daraus geht unter anderm hervor, daß ein Detachement aus allen Waffen die Sommermonate auf dem Alai in mehr als 11 000 Fuß Meereshöhe zubrachte, und daß die Sappeurabtheilung desselben auf dem Wege nach dem Grenzposten Irkeschtan und auf dem Wege über den Paß Schart in 12 792 Fuß Höhe Straßenausbesserungen, auf ersterm auch einige Brückenbauten, vorgenommen hat.

— Die geologischen Untersuchungen im Kaukasus haben in diesem Jahre zur Entdeckung ausgedehnter Braunsteinlager geführt und zwar im Bassin der Kwirila (Nebenfluß des Rion) zwischen den Thälern der Flüsse Dunta und Tschiotura sowie weiter aufwärts an den rechtsseitigen Zuflüssen der Kwirila fast bis zu den die Ratscha (das Hochthal des Rion) begrenzenden Höhen, d. h. in einem sehr beträchtlichen Theile des Kreises Scharopan. Die größte Ausdehnung haben diese Lager im Thale des Tschiotura bei Bunnkaury und Rgani. Nach Aussage der 1880 dorthin kommandirten Geologen Simonowitsch und Sorokin sind Braunsteinlager auch an folgenden Stellen aufgedeckt: im Bassin des untern Laufes des Tzenis-tzkali, im Bassin des untern Rion, bei Kutais, bei den Orten Godagani und Tschalas-tawi, an den Flüssen Tscheschura, Rokiani und Dzerula, in der Umgebung des Dorfes Tschari und weiter oftwärts in der Richtung zum Bassin der Tschiotura. Diese ganze Gegend liegt auf dem Südabhange der Ebene von Kolchis. Noch bemerkenswerther aber, auch für die Praxis, sind die Resultate der Untersuchungen auf dem Nordabhange der Ebene von Kolchis. Hier finden sich die Lager von der Umgegend des Ortes Kwirila an in einem zusammenhängenden Striche nach Westen um Kawlity, Swiri, Obtscha, Bagdad u. s. w. Die Fläche, welche die Erzlager bedecken, wird auf 1380 Quadratwerst veranschlagt.

(Nach dem Kawkaz.)

— Die feindliche Haltung der Kurden gegen Persien hat zur Folge gehabt, daß mehrere tausend persische Pilger, die von Mekka zurückkehrten, durch die Unsicherheit des Gebietes westlich von Kirmanschahan, in Baghdad zurückgehalten werden. Die drei letzten Karawanen wurden von den Kurden bei Kasri-Schirin dicht an der türkisch-persischen Grenze angegriffen und mehr als 600 Pilger getödtet und verwundet. Die persischen Behörden bezahlen übrigens für jeden eingelieferten Kurdenkopf eine Summe im Werthe von circa 80 Mark.

— In der letzten Nummer des „Journal of the Scientific Proceedings of the Royal Dublin Society" giebt ein Mitglied des Geological Survey of India, Herr V. Ball, einen Bericht über das Vorkommen von Diamanten in Indien. In drei ausgedehnten, weit von einander entfernten Strichen hat man danach gesucht. Der südlichste derselben ist lange Zeit mit einem bekannten und doch falschen Namen benannt worden: in Golkonda giebt es keine Diamantenminen; dieser Name ging von der Hauptstadt, von der jetzt nur ein verödetes Fort in der Nähe von Haiderabad übrig ist, auf ein ganzes Königreich über; aber die Stadt selbst, viele Meilen von der nächsten Mine entfernt, war nur der Markt für die kostbaren Steine. Der zweite große Strich umfaßt ein riesiges Gebiet zwischen den Flüssen Mahaunnda und Godawari, und der dritte liegt in Baudelkand, bei dessen Hauptstadt Punnah sich einige der bedeutendsten Minen erstrecken. Die geologische Aufnahme hat ergeben, daß in der Windiakette Nord-Indiens Diamanten vorkommen, und zwar sowohl in deren oberm Theile im Thonschiefer (Rewah) wie im untern im Sandstein (Semri). Aus eigener Anschauung beschreibt Ball die Mine bei Sambalpur, die jetzt keinen Ertrag mehr liefert; hingegen bringen die Minen von Punnah noch heutzutage einen Jahresertrag von 40 000 bis 60 000 Pf. St. In allen drei Strichen haben Europäer das Graben nach Diamanten versucht, überall jedoch ohne Erfolg, obgleich durchaus kein Grund vorliegt, eine Erschöpfung des Bodens anzunehmen. Wohl aber gehört zur Ausbeute von Diamantenminen, wobei die Gelegenheit zu Unterschlagungen so ungeheuer leicht ist, eine große persönliche Arbeitskraft, so daß dieser Weg sein Glück zu machen, seltene Zufälle ausgenommen, recht langsam von Statten geht und nur für solche Männer lohnt, die, mit langsamem Erträgniß und hartem Leben zufrieden, eine strenge Bewachung ihrer Arbeiter durchzuführen verstehen, vorausgesetzt, daß sie Kapital genug haben, um es einige Jahre mit ansehen zu können.

(Mail, 29. September 1880.)

Polargebiete.

— Nach einem Telegramm aus Hakodate vom 12. Oktober wäre dort von Peter-Pauls-Hafen die Nachricht eingetroffen, daß die „Jeannette", das Nordpolar-Schiff des „New York Herald", vom Eise durchschnitten und verloren gegangen sei. Bestätigung bleibt abzuwarten.

— Sir Allen Young wird im December mit seiner Yacht England verlassen, die Kanarischen Inseln, Theile der afrikanischen Westküste, St. Helena und das Kapland besuchen, um dort Erkundigungen einzuziehen und Vorbereitungen zu treffen für die von ihm geplante Expedition nach den antarktischen Gebieten.

Vermischtes.

— Dr. Oscar Schneider in Dresden hat in seinem „Typen-Atlas" (Dresden 1881, C. C. Meinhold u. Söhne), wie uns scheint, einen praktischen Gedanken vortrefflich verwirklicht. Auf 15 Tafeln werden die hervorragendsten Typen aus der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt, welche beim geographischen Unterricht erwähnt werden müssen, dargestellt. Jede Tafel enthält in der linken obern Ecke eine Kartenskizze des betreffenden Welttheiles, welche durch eingedruckte Ziffern, die denen der Abbildungen entsprechen, die hauptsächlichsten Fundorte und die ungefähren Verbreitungsgebiete der dargestellten Objekte angiebt. Die ethnographischen Tafeln, deren Köpfe und Gruppenbilder zumeist nach sicher beglaubigten Originalphotographien gezeichnet sind, werden von ethnographischen (oder Sprach-) Karten begleitet, die zoologischen und botanischen von Skizzen, auf denen Gebirgsland und Ebenen unterschieden sind. Die Namen des Herausgebers, der Fachmänner, die ihn mit Rath unterstützten, und der ausführenden Künstler bürgen dafür, daß hier der Jugend — und auch Aeltere dürften beim Benutzen des Typen-Atlas Belehrung finden — wirklich Zuverlässiges geboten wird.

Inhalt: Panama und Darien. VII. (Mit sechs Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Richard Andree: Die Verbreitung der Albinos. — Sp. Gopčević: Škodra, das Herz Oberalbaniens. — Aus allen Erdtheilen: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von O. Peschel. — Asien. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. December 1880.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3842